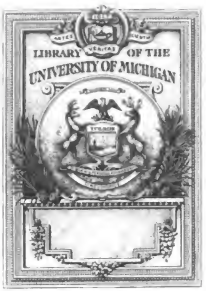
C 385225 DUPL

Digitized by Google



Google

830.6
I3

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Illustrirte Welt.

Blätter

aus

Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst

zur

Unterhaltung und Belehrung

für die Familie, für Alle und Jeden.

Siebenzehnter Jahrgang.

Preis des Jahrgangs in Nummern bezogen: Thlr. 2. —, fl. 3. 36 kr. rh.

1869.

Preis des Jahrgangs in broschirten Heften: Thlr. 2. 5 Sgr., fl. 3. 54 kr. rh.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

S. Zickel, New-York.

Digitized by Google

Digitized by Google

Empf. v. Wels
Clarke
10-1-36
32972

Alphabetisches Register.

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind Illustriert.)

A.

Abend, ein vergnügter. Erzählung von Friedrich Oertlander. 45.
Abendfrieden. * 212.
Abele. Eine Geschichte aus dem Leben von Ernst Lindner. 361. 393. 405. 417. 428.
Abandra, die. Die letzte Mauretanerin. * 27.
Abersetzerinnen. * 136.
Adam und Eva:
Kleine Ursachen — große Wirkungen. 8. Die Chausseurd. 8. Aus dem deutschen Gemeindeleben im Mittelalter. 8. Ein Weib, das seinen Mann straft. 19. Kurzer Prozeß. 20. Zwei historische — absichtlich unsere Ohren. 20. Weg mit den Perrücken! 20. Lebensregel. 20. Der Bischof der Hugenotten. 20. Der Kaiserbrief. 20. Verschiedenheit. 84. Kaiserliches Frager und Antwortpulver. 84. Ein neuer Feuerschlagring. 84. Seltenes Talisman. 96. Ein seltsamliches Gesprächmiß. 96. Wunderliche Geographen. 96. Eine moderne Schlange. 105. Papier-Surrogate. 103. Der beste Doktor für den Apotheker. 103. Ein Staatsstreich auf dem Kutscherbock. 103. Scheiden verstand's doch noch besser! 116. Ein Wiederbenutzbarkeit des Feuerschlafzeitel. 132. Klassisches Gesetz. 132. Ein Polizeiliebchen. 132. Der englische Rechtsschutzbrief. 151. Ein Gemeinderat. 151. Der neue Barbier von Sevilla. 180. Zwei sette Zeitungsenten. 187. Magnetische Ziegelsteine. 216. Eine Probe scheinwissenschaftlicher Bettkapern. 216. Drei weiten Tenor bis zum Theaterdichter. 228. Sehnsüchtige. 228. Echt Englisch. 247. Eine Handerung alter Zeit. 247. Verbesserungsvorschlag aus Afrika. 259. Das splendideste Adelsgeld. 259. Der neue Bogdamaler. 271. Die Ahne unserer Väter. 271. Die eigenen Schüler und unsere Schüler. 288. Abergläubige bei den Chinesen. 288. Ein zweihundertjähriger Theaterzettel. 319. Die Storchsteuer in Holzerhausen. 336. Europäische und afrikanische Königsgeschenke. 336. Ein nennenswertes Wettrennen. 336. Der Sicherheitsstieg. 336. Bister Daudy's. 336. Wasser-Heizröhren. 367. Liebe und Heirath mit Dampf. 367. Shakespeare's Geburtshaus. 384. Eine Barbiphiane. 384. Ein moderner Parish. 384. Ein neuer Lebensrettungs-Apparat. 391. Der Kanaker und die Straßenräuber. 403. Schüler aus dem Spellenreich. 420. Die Meeresweide in der Bretagne. 419. Ein Schwarzer Kaufmarkt. 439. Ein frecher Handelsartikel der Neapel. 456. Verdrauungs-Tabletten. 456. Bedeutung der schleswig-holsteinischen Ritterschaft. 475. Zwanzig Jahre eine Kugel im Kopf. 475. Eine schwimmende Zeitung. 475. Immer zu spät. 492. Eine vernunftische Liebe. 504. Der Kopf fällt oft weit vom Stamm. 512. Schottische Preßverhältnisse. 535. Die Katastrophe im Circus. 548. Der Preis des Todes. 548. Diebharmonien. 548. Eine verstorbene Leiche. 548. Ein reicher Vater. 548. Eine derbste Sprache. 583. Amerikanische Preise. 583. Kaiserliche Gnade. 600. Schiangenhilfe. 600. Aus Hildebrandt's Atelier. 600. Kumen, weg mit den! Von E. 679.
Amsterdam, Holland schöne Stadt. * 590.
Antennidobrenen, das, in der Schweiz. 528.
Arbeiter-Aktienvereinen in Paris, ein Beispiel bei den. Von Eduard Kieffer. 328. 342. 376.
Arzt, der, als Hausfreund. Von Dr. med. H. Klencke. 1. Der hohle Zahn. 259. 2. Das Zahnschmerzen. 325. 3. Die Krankenversicherungsmittel für Schwindsüchtige. 347. 4. Der Plattfuß und der deutsche Soldat. 495. 6. Der verdorbene Magen. 532.
Arzt, ein, der nicht mehr ungemeinen Dingen. Humoreske von Th. Winkler. 157. 169.
Augen, behexte. Humoreske von A. v. O. * 1. 512. 11. 524.
Auszeichnet, Europäd erster. * 412.
Aus vergangenen Zeiten. Schilderungen aus Amerika von Emil Ulrici. * 231. 247. 258.

B.

Bäderin, die, von Neuwindstein. Erzählung. 354.
Bauer, der überlistete. Humoristisches Bildes von M. Haider. * 1. 536. 11. 561.
Baumeister, ein seltener. Naturgeschichtliche Skizze von Karl Ruß. * 302.
Begegnung, eine teure. 168.
Beigien, der Kronprinz von. * 147.
Beigiens Thronerbe. * 1. 295. 11. 304.
Berlin, die Stadtvogtei in. * 388.
Berliner Nachtgast, die. Von B. v. R. * 195.
Bevölkerung, von der Insel. * 54.
Bibel, die, illustriert von G. Doré.
Bibel die Zeit. Vier humoristische Bilder von Bechstein. * 416.
Bilderräthsel. 12. 48. 72. 96. Aufl. 139. 144. 168. 192. 216. 240. 264. 288. 312. 336. 360. 384. 408. 432. 456. 480. 504. 528. 552. 576. 600. 607.
Birch-Pfeiffer, Charlotte. * 135.
Botenläufermann, der alte. Eine Erinnerung von Arnold Wellmer. * 84.
Brasilianischen Urwalde, ein Tag im. Aus dem Tagebuche eines Reisenden. * 459.
Braut, die, von Ostpreußen. Eine Geschichte aus Dithmarschen von Ernst Wilkomm. 1. 13. 25. 37. 49. 61. 73. 85. 97.
Brevi manu. 144.
Briefe, die beiden. Erzählung. * 375.
Briefmappe. 103. 187. 211. 264. 367. 367. 468. 428. 444. 456. 468. 480. 492. 504. 516. 552. 564. 588. 607.
Buchdruckerlehrl. 60. Aufl. 139. 168. Aufl. 240. 312. Aufl. 360. 456. 516. Aufl. 600.
Bummelmage, im. Humoristische Bilder von Plappert. * 336.
Burana, die Insel, in der venetianischen Lagune. * 220.

C.

Cairo. Ein Blatt aus einem Reisetagebuch. * 39.
Canaitait. * 504.
Cannstatter Volksfest, das, in Neu-York. * 170.
Carlsbrena, an der Küste von. * 540.
Charade. 24. 72. 264. 360. 420. Auflösungen 55. 240. 312. 408. 468.
Citgnon, ein hilfsreicher. 91.
Cranberg, Ereignet der württembergischen Invaliden. * 547.
Como. * 177.

D.

Dachs, s. Einsiedler.
Dachs'd, Baron Karl Eland von der, Reisen in Chasfala. * 555.
Dekinsektionsmittel, die, Ihr Wesen und ihre Bedeutung, ihre Anwendung, Anwendung und ihr verschiedenartiger Werth. 390. 402.
Deutsche Bauern im Tolnaer Comitate in Ungarn. * 426.
Deutsche Gedichte mit Illustrationen:
In Bismarcks Haus. Von Th. Storm. 18.
Der Tod des Jägers. Von H. Freiligrath. 53.
Nur ein Blick. Von Fr. Güll. 101.
Die Gottesmauer. Von Ed. Brenning. 160.
Der Geiger zu Gmünd. Von Julinus Kerner. 222.
Liebesfrühling. Von Fr. Rückert. 279.
Der Opferstein. Von C. Meisenbad. 285.
Das schwarze Reh. Von Graf Alexander von Württemberg. 401.
Deutsche Sitte in der Inselwelt. Skizze von Ludwig Adolf Stanley-Simiginowicz. 150.
Dichter, ein verdammter. * 567.
Dinnerschicht, die. Erzählung vom Ostseestrande von Friedrich Deniker. 541. 553. 565. 577. 589. 607.
Dumas, s. Bater.

E.

Ehelmann, ein deutscher, an seinen Sohn. 91.
Egmont's und Goethe's letzte Lugendliebe. * 400.
Ei! wie die Christel den Bierkahnen schwenken kann! * 440.
Einsiedler, der, im Walde. Naturgeschichtliche Skizze von Karl Ruß. * 498.
Entdeckungsreise, auch eine. Von Hermann Meier. 472.
Erotmus, Desiderius, * 544.
Erdbeben, das, in Peru. * 139.
Erwartung, die. * 7.
Erwartungen, die. Humoreske von Gustav Anemüller. * 164.
Escher, Hans Kaspar, im Felsenhof. Von August Zeiersabend. 353.
Eselreiter, die, Cairos. * 63.
Europäd sechste Großmacht. Eine unpolitische Studie von W. von Richtenberg. * 243. 255.

F.

Fischer, plötzliche. Humoristische Bilder von M. Haider. * 392.
Fischers, des, Glückes. * 349.
Frankreichs Zierde und Stolz. Von Arnold Wellmer. * 435.
Frau, die, im Sprichwort. Humoristische Bilder von Herbert König. 1. 44. 11. 68.
Freunde, die Geschichte der. * 115.
Fuchs, der schwarze, und die Hausthüne. Humoristische Bilder von M. Haider. * 1. 80. 11. 92.

G.

Gärten der Vorzeit, Wanderungen durch die. Von H. Jäger. * 1. 447. 520. 11. 579. 592. 111. 604.
Gärten, die, der Egypter. * 150.
Gärten, die, Semiramis. * 115.
Garnisonskirche, die, von Potsdam. Von F. Pflug. 112.
Gefangnisse, allerlei aus dem. Mitgetheilt von H. F. Engelberg. 1. Nur nichts aufsichehen! 203. 215. 2. Der Lüdcher. 222.
Geiger, der, zu Gmünd. Von Justinus Kerner. * 222.
Gespell, der, des Meisters Matthäi. Novelle von Wilhelm Jensen. 285. 297. 309. 321. 333. 345. 357. 369.
Gottesmauer, die, Von Ed. Brenning. * 160.
Grabschrift. 1. Augenlust.
Grant, Präsident, und seine Familie. * 270.
Griechenland, König Georgios von, und seine Gemahlin. * 367.
Grimmmorrd Stückchen * 28.

H.

Häuschen und Haus. Von W. v. Richtenberg. * 464.
Hänsel und Grethel (nach Grimm) * 367.
Haldrtraume oder Ahnungen? 576.
Halfner, der. * 7.
Haushalte, auf dem, der Mutter Natur. Von M. Haider. * 260.
Hebbel, Friedrich. Ein Blatt der Erinnerung von Dr. Hugo Schramm. * 114.
Heidenhäuser, die, in der Schweiz. Von August Zeiersabend. 306.
Herz, das. Eine wahre einfache Geschichte in mannigfachen neuen Karikatur. Von Robert Dor. 537. 549. 561. 573. 585. 597. 609. 613.
Hildebrandt, Eduard. * 339.
Himmel, der, und seine Wunder", frei nach Littrow bearbeitet von Ludwig Lüfter. Saturn (der Ringberrühre). * 373. Venus (verhüllt). * 483.
Hochzeitsreise, ein unterbrochene. Eine Epistele aus St. Thomas von Friedrich Gerstäcker. 112.
Hohnsprechmacher und Lonzerten. Von Friedrich Gail Gerstäcker. 450. 462.
Holland älteste Stadt. Von Gustav Rasch. 292.
Holland schönste Stadt. Von Gustav Rasch. 251. 263.
Holzschneidekunst, aus den Anfängen der. 379.
Homunme. 48. Aufl. 60.
Hugo, Victor, s. Dichter.
Hundeleben, altes und neue. Von W. v. R. * 316. 325. 424. 508. 574.
Hunde-Tragödie. Humoristische Bilder von F. Specht. * 504.
Hunderjährige Greis, der. Eine Theatergeschichte von Ossip Gerstel. * 268.

J.

Jackson, General, in der Schlacht bei Chancellorsville, 2. Mai 1863. * 351.
Jmbsel, Heinrich Max, von Bürglen. Von August Zeiersabend. 179.

Digitized by Google

In Bulemanns Haus. Von Th. Storm. * 19.
In der Bakus, Kriminalgeschichte von J. D. H. Temme. 181. 193. 205. 217. 229. 241. 253. 277. 289.
Jesselin, das Schloß. * 601.
Jhabella, zwei Tage aus dem Leben der Königin. Historische Episode von Arnold Wellmer. * 301.
Iwan Iwanowitsch in Petersburg. Humoristische Skizzen von Wilh. Vogt. * 188.

K.

Kammerwagen, der. * 199.
Kapuzinerfänger, d. Bauernfeier.
Karl, Dichter, und Weißenhauser. 535.
Kavallerie-Rekruten, der Stundenplan der, in Berlin. Humoristische Bilder von O. Fikentscher. * 1. 32. II. 56. III. 104. IV. 176.
Kehrseiten, des Lebens. Humoristische Skizzen von A. v. G. * I. 332. II. 344.
Kinder-Bier-Revolte, eine. 60.
Kleeblätter, vier vierblättrige, aus meinem Tagebuche. Von W. Wünsdorf. 45. 67. 99. 191.
König, ein, in Lumpen. 156.
Königs, die letzten Stunden eines. 31.
Kronos, Therese, und der Skarost. Von Karl Hoffner. 431.

L.

Lamartine, L. Frankreich.
Langenbeck, Bernhard v., Generalstabsarzt der preußischen Armee. * 592.
Lessing's berliner Freundeskreis. Von Schmidt-Weißenfels. * 63.
Leyden, L. Hollands älteste Stadt.
Liebesbrief, der. * 619.
Liebesprüfung. Von Fr. Rückert. * 279.
Liedlein, ein, des Volks. Naturgeschichtliche Skizze von Karl Ruß. * 175.
Lied, ein verklungen. Von Arnold Wellmer. * 363.
Lesegroschen. 55. Ruff. 108.
Lucca, Pauline, L. Berliner Nachtigall.
Lustige Erfindung, eine. Von P. Kummer. 438.

M.

Magyer-Agave, die, in Berlin. * 306.
Markt in der Thiermelt. Humoristische Skizzen von M. Haider. * 476.
Marie, die. Studie von einem Mastkitten. 275.
Mensch, der fliegende. 432.
Metzger, der, von Lausanne. Erzählung von J. J. Romang. 313.
Mexiko, Kaiserin Charlotte von. * 532.
Mexikanische Urkunden, älteste. Von Paul Kummer. 371.
Monticelloexpert, ein, des siebenzehnten Jahrhunderts. Historische Humoreske von Arnold Wellmer. 184.
Mummelier, der. Gedicht von Arnold Wellmer. * 500.
Musikalische Künstlerfamilie, eine. * 471.
Mutter, die junge. Von A. v. Droste-Hülshoff. * 472.
Mutter und Kind. * 229.

N.

Nachtleben. Gedicht von Franz Graf Pocci. * 496.
Napoleon I. und die deutschen Studenten. Historische Skizze von Arnold Wellmer. 484. 498. 510. 526.
Natürlich. Novelle von Karl Freiherrn v. Gumppenberg. 441. 453. 465. 477. 489. 501. 513. 525.
Nero auf den Trajansruinen Roms. Nach dem Gemälde von Piloty. * 219.
Nestroy und der Kroat. 499.
Nillaseft, das St., in Holland. * 184.
Nordbeutsche Bundesflotte, die, und ihr Vize-Admiral. * 15.
Norddeutsches Bundesmilitär. * I. 572. II. 592. III. 593.
Nur ein Blick. Von Fr. Hill. * 101.

O.

Oasen, die, der Sahara. * 414.
Ob er mich liebt? Von Arnold Wellmer. * 404.
Ob er wohl heißt? * 449.
Ohne Dornen keine Rosen. Humoristische Naturstudie von Arnold Wellmer. * 265. 279.
Oland vom Leibregiment der Königin. Eine wahrhaftige Heldenhistorie von Arnold Wellmer. * 207.
Opfelia. * 383.

P.

Päpstlichen Frauen, unter den. Roman von F. W. Hackländer. 385. 397. 409. 421. 433. 445. 457. 469. 481. 493. 505. 518. 529.
Palmenallee, die, von Rio de Janeiro. * 79.
Pariser „Rempreis", der. Von Dr. Rib. Wittfack. 255.
Pariser Eisenfresser, der. 544.
Pariser Epitaph, eine. 414. 426.
Paul, L. Preußische Künstlerfamilie.
Pestzeugnisse, eine. Eine Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs. Von August Becker. 337. 349. 361. 373.
Pflanzenfliegen. Ein Charakterbild aus der Vogelwelt. Von Karl Ruß. * 30.
Priese, die. Humoristische Bilder von W. Busch. * I. 8. II. 20.
Problem, das gelöste. Humoristische Bilder von Wilh. Vogt. * I. 116. II. 128.
Prophezeiung, eine. Aus den Erlebnissen eines deutschen Germanisten. 107.
Purpurschwalde, L. Liebling.

R.

Räthsel. 108. 240. 324. 408. 444. Auflösungen 180. 264. 384. 444. 516. 540. 583.
Rauchstudien. Humoristische Bilder von A. Oberländer. * I. 296. II. 248.
Rechnung, eine alte. Eine kleine Geschichte aus der Pfalz. Von Leopold Schenk. 594.
Redakteurs, leiden und Freuden eines. Von G. Rebenius. 240.
Rettungswesen, das deutsche, zur See. * 54.
Rezugen, der, Rückkehr. Gedicht von B. v. Richtenberg. * 517.
Rio Janeiro. * 316.
Rößspringen. 24. 60. 108. 156. 204. 252. 300. 348. 396. 444. 492. 540. 583.
Rohlfs, Gerhard. * 90.
Roon, von, Preußens Kriegsminister. * 618.
Rosenkönig, der. Naturgeschichtliche Skizze von Karl Ruß. * 66.
Roß, das schwarze. Von Graf Alexander von Württemberg. * 401.

S.

Sachs, Hans. * 127.
Schach. 36. 84. 132. 180. 228. 276. 324. 372. 420. 468. 516. 564. 603.
Scherze, alte und neue. Gesammelt von Franz Wallner. 228. 276.
Schwedenzeit, die. Ein Strandbild. * 3.
Schildbürgerstreich, der, auf Java. * 484.
Schiller's, Friedrich, letzte Stunden. Von Ferd. Pfau. * 582.
Schneider, der, von Ulm. Humoristische Bilder von G. Reinhardt. * I. 608. II. 620.
Schreiber-Derrient, Wilhelmine, L. Lied.
Schwäbische Frosch-Kuckucken. 24. 103.
Schwalben, unsere. Von Arnold Wellmer. * 327.
Sebastarini, der, des alten Dessauers. Von Ferdinand Pfau. * 6.
Send des Wallenstein. * 532.
Serrano's Einzug in Madrid. * 150.
Sesame unter den hessischen Werdern. Von Ferdinand Pfau. * 471.
Silberhort, der, von Hildesheim. * 255.
Singerauth, ein kleiner Poststhammer. Von Arnold Wellmer. 18.
So ändern sich Naturen! * 97.
Sonnenspruch, ein erbsischer. Eine lisebee Klostergeschichte von Arnold Wellmer. 109. 121. 133. 145.
Spanischer Wasserwerkläufer. * 545.
Stammesunterschiede. Humoristische Bilder von G. Koch. * 296.
Steinbacher, Dr. Joseph, und sein Naturheilverfahren. * 483.
Sturm, der, der preußischen und badischen Zuhparden auf die Höhen von Oesterstein vor Paris. Von Ferd. Pfau. * 436.

T.

Theater-Prinzessin, eine, vor hundert Jahren. Von Rib. Wittfack. 606.
Thurner See, der. * 282.
Thurmfalken, die. Novelle von Otto Roquette. 9. 21. 33.
Tod, der, auf's Schwert. 131.
Tod, der, des Führers. Von J. Freiligrath. * 83.
Todesstunde, eine, vor hundert Jahren. Gedenkblatt von Arnold Wellmer. 234.
Trinkens, zur Geschichte des. 36.

U.

Ulm, der. Von G. Freiherrn von Zhlngen. * 428.
Unterschied, etwas. 534.
Unheimliche Gast, der. Eine heimliche Geschichte von Theod. Winkler. 306.

V.

Vater, ein junger, und sein Sohn. * 567.
Visitenkarten-Photograph, der. Humoreske von Anne müller. * 300.
Vögel des Meeres. * 379.
Von unten heraus. Von August Friedrich.
I. Heinrich Max Imhof von Bürglen. 179.
II. Hans Kaspar Escher im Felsenhof. 355.
III. Johann Herzog von Effingen. 619.

W.

Waldmannsfranke, zweibeinige. Humoristische Bilder von M. Haider. I. 140. II. 152.
Waldvogen's größte That. Von Ferdinand Pfau. * 126.
Weinprobe, die. Humoristische Skizze von A. Oberländer. * 596.
Weiße Frauen, Europas. 48.
Weiße Sklavin, die. Eine Geschichte aus der Union, erzählt von Theodor Griesinger. 57. 69. 81. 93. 105. 117. 129. 141. 153. 165. 177. 189. 201. 213. 225. 237. 249. 261. 273.
Weißen Rüden, die, von Auerstädt. Von W. v. Richtenberg. * 160.
Wendenlöthel. 288. Ruff. 324.
Wetterregen, ein neumodisches. * 222.
Wie ein Kaiser sich rächt. 12.
Winterthaun, der, in seinem Innern. Naturgeschichtliche Studie von P. Kummer. 381.
Wolfgang, Sankt, am Wolfgangsee im Salzkammergut. * 42.

Z.

Zeltalter, drei. Humoristische Bilder von Reinhardt. I. 452. II. 488.
Zeitungs-Annoncen. Humoristische Bilder von M. Greil. * I. 452. II. 488.
Zwillinge, die. * 73.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 1.

Stuttgart. 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe. Die Erwartung. Nach einem Karton von J. Rothbart.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geschichte aus Dithmarschen
von
Graf Wilkomm.

1.
Der Schiffbruch.

Es ist bekannt, daß die fruchtbaren Marschländereien an den Küsten der Nordsee durch künstlich erbaute hohe Erdwälle, die man Deiche nennt, gegen den zerstörenden Einbruch der Meeresfluten geschützt werden. Geht man auf den Kronen solcher Deiche entlang, so bemerkt man nicht eben ganz selten theils unmittelbar hinter den gewöhnlich ziemlich steil abfallenden Böschungen derselben, theils in weiteren Entfernungen fast kreisrunde, mit sumpfigem Wasser gefüllte Vertiefungen von verschiedener Größe, in deren schilfigen Borden Rohrdommeln und andere Wasservögel sich aufhalten. Diese oft sehr tiefen Tümpel rühren von früheren Deichbrüchen her; sie fordern die Bewohner der Marsch täglich auf, wachsam zu sein und den außerhalb der Deiche lauernden Feind keine Stunde unbeachtet zu lassen. Zum Unterschiede von gewöhnlichen Teichen nennen die Söhne der Marsch diese von der hereinstürzenden Meerflut in's Land gegrabenen Wasserbehälter Kolke.

Traurig reich an solchen Kolken ist insbesondere das Land Dithmarschen. Mancher große Hof liegt in unmittelbarer Nähe eines Kolkes, oder da, wo ehedem ein stattliches Haus glückliche Menschen beherbergte, pfeift jetzt der Wind in der unheimlichen Tiefe im Schilfe.

Da, wo jetzt die Teiche des Wahrhamms- und Friedrichsgabekoogs zusammenfließen, erblickt man nicht fern von der Küste ein derartiges Wasser. Rundum liegen die prachtvollsten Aecker und saftigsten Badeplätze. Spuren früherer Gartenanlagen mit vereinzelt stehenden, meist verkrüppelten Obstbäumen sind noch sichtbar, und der um diese sich ziehende Graben läßt errathen, daß hier in früherer Zeit Menschen gewohnt haben. Auch die Bezeichnung des Ortes „spanischer Winkel" deutet dies an.

Eines Tages, wo mich mein Weg nach einer längeren Tour durch die einförmige, dennoch aber interessante Marsch an den erwähnten Punkt führte, sah ich einen alten Mann auf der Deichkrone sitzen und mit seinen hellen, blauen Augen unverwandt auf das schmutzig graue Watt hinaus blicken, das die zurückweichende Flut bloßgelegt hatte. Nur an einzelnen Stellen blickten noch Streifen untrüglichen Wassers, und an diesen spielten in der warmen Juli-

Ein Strandwolf. Fischerweib von Scheveningen. Nach einer Skizze von Dreps, von G. Lübs. (S. 3.)

sonne eine Menge Seehunde. Weiter draußen im Meersstrom der Miele, die ihre Wasser in den mehrorter Hafen wälzt, lag ein Küstenfahrzeug vor Anker.

Aus einem Gespräche, das sich mit dem Alten leicht anknüpfen ließ, erfuhr ich, er sei der Trockenfänger und stehe diesem Amte schon ein halbes Menschenalter vor. Ein Wort gab das andere, und nach wenigen Fragen, die ich heziehlich der Landeseigenthümlichkeiten an ihn richtete, war er mitten im Erzählen. Den nächsten und mächtigsten Anstoß zu seinen Mittheilungen gaben die schief gebogenen Obstbäume in der Nähe des schilfreichen großen Kolked, dessen Entstehung er schaudernd erlebt hatte. Was diesem schrecklichen Naturereignisse voranging und mit daßselbe tiefe Betäummerniß über zahlreiche Familien des Landes brachte, das Alles erfuhr ich unaufgefordert, nachdem sich erst das Band seiner Zunge gelöst hatte. Den Hauptinhalt seiner Erzählung, welche in jenem Naturereignisse nur ihren Abschluß fand, will ich in folgender Geschichte wiedergegeben versuchen.

In Anfang der neunziger Jahre im vorigen Jahrhundert war Klaus Ketel Lübken einer der angesehensten Männer im Kirchspiel Oldenwöhren, das von jeher in der Geschichte Dithmarschens eine hervorragende Rolle gespielt hat, und das Vertrauen seiner Landsleute ermunte ihn zum Vollmacht, daß besitzt zum Beigte der Schulzen, eine Stellung, die er bis zu seinem spät erfolgenden Tode bekleidete.

Klaus Ketel Lübken gehörte zu den größten und reichsten Hofbesitzern des Landes. Sein in altfächsischem Styl erbautes Haus enthielt manch altes, kostbares Geräth von Silber und Gold, denn der Hof war seit Jahrhunderten in der Familie geblieben, die zu dem weitverzweigten Geschlecht der Wollermannen gehörte. Wenn auch sonst es dem tüchtigen Manne verargen, daß er auf das hohe Alter seiner Familie gebührenden Werth legte, und daß er sich mit Stolz einen freien dithmarschen Bauer nannte. Etwas Anderes wollte er gar nicht sein, aber was er von seinen Vorfahren ererbt hatte, das zu erhalten sieh er sich mit Fleiß angelegen sein.

Obwohl seit Jahrhunderten viele uralte und eigenthümliche Landeseinrichtungen ihre Bedeutung auch in Dithmarschen verloren haben, vermochte die Zeit doch nicht Alles, woran die Eingeborenen mit Liebe und Zähigkeit hingen, von Grund aus auszurotten. Dazu gehörte das feste Zusammenhalten jener berühmten Bauerngeschlechter, die so oft und mit so großem Erfolge in blutigen Schlachten für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit gekämpft haben. Die alten Verbrüderungen und Bündnisse, welche die Vorfahren zu gegenseitigem Schutz gegründet und geschlossen hatten und aus denen die sogenannten Klusten entstanden waren, gab es freilich der Form nach nicht mehr, der Geist aber, der sie geschaffen hatte, lebte doch noch fort in gar manchem Geschlecht, und in Zeiten der Gefahr machte sich sein Wehen deutlich bemerkbar.

Vollmacht Lübken verstand es, durch sein Ansehen diesen Geist immer frisch zu erhalten und bei schicklicher Gelegenheit wach zu rufen. Der Kreis, den früher die alte Kluft umfpannte, welcher die Wollermannen angehörten, war ein sehr weit gezogener gewesen. Er erstreckte sich bis Büsum und Wesselburen west- und nordwärts, und lief östlich über Hemmingstedt bis nach Meldorf.

Anspruch auf Bildung, die über seinen Stand hinausging, machte Lübken nicht. Er wollte nicht mehr und nicht weniger sein als ein freier dithmarscher Bauer alten Schlages, der vertraut war mit den Sitten und Gebräuchen des Landes. Diese aufrecht zu erhalten, so weit es sich thun ließ, hielt er für seine Pflicht, ohne das etwa bessere Neue verdächtig oder sich zu weisen. War er persönlich auch nicht jeder Neuerung leicht zugänglich, so prüfte er sie doch ohne vorgefaßte Meinung, und fand er, das Land könne Nutzen daraus ziehen, so rief er die Klust zusammen, berief sich mit ihr und traf darüber Anstalt, daß, was für ihn selbst nicht mehr paßend war, dem heranwachsenden Geschlecht zugänglich zu machen, damit es mit der Zeit fortschreite und hinter der allgemeinen Bildung derselben nicht zurückbleibe.

Was der verständige Vollmacht allen seinen Landsleuten zu verschaffen bemüht war, das konnte er selbstverständlich den nächsten Verwandten und insbesondere seiner eigenen Familie nicht vorenthalten. Von drei Kindern war ihm nur eine Tochter übrig geblieben, ein schlankes, tadelloß gewachsenes Mädchen von schneeweißem Teint. Meta war zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, zwanzig Jahre alt und entschieden die erste Schönheit in Oldenwöhren, wenn nicht gar in Norder-Dithmarschen. Mit Fug und Recht konnte der Vater auf diese Tochter stolz sein, denn wie sie ihre Mitschwestern durch körperliche Schönheit überstrahlte, so zeichnete sie sich auch vor den Meisten durch geistige Gaben und mannherzei gefällige Talente aus. Meta besaß einen scharfen, praktischen Verstand, faßte Alles schnell und eignete sich dadurch eine Menge Kenntnisse an, die sie gewissermaßen über ihren Stand erhoben. Es schien das indeß nur so, denn ihr praktischer Verstand sagte der Tochter des reichen Vollmacht, daß ihr größerer Wissen nachtheilig für sie werden müßte, sobald sie sich verleiten lasse, den alten, einfachen Sitten und den herkömmlichen Lebensgewohnheiten zu entsagen.

Vater und Mutter — Letztere war eine höchst einfache Frau, die nie die Grenzen des kleinen Landhomes überschritten hatte — billigten Meta's Verfahren und ließen es, so oft sie es für nöthig hielten, an Ermahnungen und guten Lehren nicht fehlen.

So war und blieb denn das schöne Mädchen, das leidlich auf Clavisch sprach, ganz artig Klavier spielte und mit ihrer vortrefflichen Stimme manches Liedchen fehlerlos zu singen verstand, in allem Uebrigen eine echte Tochter Dithmarschens. Man sah sie gern bei landesüblicher Arbeit heiteren Sinnes verrichten, sowohl im Hause wie auf dem Felde. Als Spinnerin und flinke Weberin übertraf sie keine ihrer Genossen, und wenn es galt, in Zeiten der Noth einen Nachen zu steuern, so wußte Meta das Ruder mit der Geschicklichkeit eines Bootsmannes zu führen.

Bei so vielen Vorzügen, die Jedem in die Augen fielen und die von allen Bewohnern des eigenthümlich gearteten Landes gleich hoch geschätzt wurden, konnte es dem schönen Mädchen, dem dereinst eine reiche Erbschaft zufiel, an Verehrern und Bewerbern nicht fehlen. Meta jedoch zeigte keine Lust, sich leichten Kaufes erobern zu lassen. Sie gefiel sich in ihrer unbegrenzten Unabhängigkeit im elterlichen Hofe, mochte es wohl dulden, daß junge Hofbesitzer ihr Kriegleien sagten, zeichnete aber Keinen aus.

Die Mutter war eine sehr starke und etwas phlegmatische Frau, hatte es wohl gerne gesehen, daß Meta eine Wahl getroffen, drängen aber mochte sie das Mädchen nicht, da es ihr überall zur Hand ging und eine gute Partie schließlich doch geschieht blieb. Dem Vater dagegen war es sehr recht, daß seine Tochter vom Heirathen nichts hören wollte, denn Meta war ihm unentbehrlich geworden. Als Augapfel, und das hier zu Lande will etwas bedeuten, welche das in den Marschen sich ansammelnde Wasser zur Zeit der Ebbe in's Meer abfließen lassen, geschlossen werden müssen, so stant sich an vielen Orten, besonders bei anhaltendem Regenwetter, das Binnenwasser, steigt über die Ufer hinein und sehr tiefen Gräben, welche jede Feldmark umfriedigen, und die meistentheils einzeln gelegenen Marschhöfe zu kleinen, schwer zugänglichen Festungen machen. Zu solchen Zeiten kann ein Nachbar den andern nur besuchen, wenn er das am Gartenthor angekettete Boot löst und zum Ruder greift, oder den bequemen Klustsod aus dem Pfel holt, um sich mit Hülfe desselben über Gräben und überflutete Uferstege zu schwingen.

Nach einigen nebelstreben Tagen fiel starkes Regenwetter ein. Gleichzeitig erhob sich der Wind und ging allobald in den heftigsten Weststurm über. Solche Stürme dauern gewöhnlich drei Tage, erreichen am zweiten ihre größte Heftigkeit und hören nicht selten dann plötzlich auf. Diesmal schwoll der Sturm schon am ersten Tage fast zum Orkane an, so daß überall Vorkehrungen getroffen wurden, um einer etwaigen ungewöhnlich hohen Sturmfluth begegnen zu können. Unter den furchtbaren Schlägen der schwer rollenden Wogen zitterten alle Deiche, und das Gebalk selbst der festesten Häuser begann zu knistern und zu ächzen. Die starken Erdwälle aber mit ihren cyklopischen Quadervorbauen thaten ihre Schuldigkeit; die Wogen zerschlugen sich an dem fest gefugten Ostein, liefen schäumend die schrägen Erdböschungen hinan und stürzten dann machtlos zurück in den tobenden Abgrund der tobenden See.

Mitten in der zweiten Sturmnacht lief von den stark bewachten Deichen die Nachricht ein, es sei auf den gefährlichen Unsiefen des Watt ein Schiff gestrandet, und die häufig sich wiederholenden Nothsignale ließen annehmen, daß sich die Mannschaft in Todesgefahr befinde.

Bei solchen Hiobsbotschaften pflegen Küstenanwohner in der Regel große Thätigkeit und eine staunenswerthe Energie zu entfalten, ohne sich auch ihrer angebornen Trägheit leicht Rube bringen zu lassen. Man ist sofort entschlossen und bereit, Hülfe zu bringen, überstürzt aber nichts.

Der Deichgräfe mit den übrigen Beamten des Kirchspieles, zu denen auch Klaus Ketel Lübken gehörte, eilten, von vielen Bewohnern Oldenwöhrdens gefolgt, an den Strand. Anfangs konnte man nur die Richtung erkennen, in welcher das unglückliche Schiff liegen mußte, dieß selbst aber nicht. Es war Neumond und die Nacht bei schwer bewölktem Himmel sehr finster. Auf gut Glück mit verhältnißmäßig doch immer schwachen Booten in die brüllende See hinauszurudern, wäre Tollkühnheit gewesen. Man mußte, ehe überhaupt etwas geschehen konnte, zuvor ganz genau die Lage des Schiffes kennen. Ein paar Leuchtkugeln von hellem Glanz zeigten den am Deiche versammelten Männern das verunglückte Fahrzeug mit gebrochenem Maste, auf der Seite liegend und von wilden Sturzseen übergossen.

„Unsere Hülfe kommt zu spät," sagte Vollmacht Lübken zu dem da-

Digitized by Google

mals noch jungen Deichgräfe. „Bei so fürchterlich brechenden Seen können sich die stärksten Menschen keine Viertelstunde im Takelwerk halten.

„Angst und Noth verleihen der Kreatur übernatürliche Kräfte," versetzte ein erfahrener Kapitän, der seit einigen Jahren die feste Scholle mit dem zerbrechlichen Schiffsbiel vertauscht hatte. „Ich habe auch einmal so gehangen zwei Tage lang und eine Nacht, und als ich endlich an Land kam, waren mir nur die Finger ein Bischen scharf verklammt. Seeluft haben ein zähes Leben."

Er sprang in eins der bereit liegenden Boote und ersaßte das Steuer, andere kräftige Männer folgten seinem Beispiel. Man stieß vom Land und hinein in den jüdenden Gischt der aufstrebenden dunkelgrauen Wogen schoß der verderbliche Nachen.

Lange mußten die Boote, deren drei abstiegen, mit den hochrollenden Wellen kämpfen, ehe sie das Schiff, eine Schoonerbrigg, erreichten. Glücklich gelang es den kühnen Dithmarsen, den Rest der Mannschaft zu retten. Schiff und Ladung dagegen, die aus Havanna kamen und nach Hamburg bestimmt waren, mußten verloren gegeben werden. Ein gewaltiger Leck hatte den Raum bereits mehrere Fuß hoch mit Wasser gefüllt, und die brechenden Sturzseen spielten dem Wrack so übel mit, daß vorausssichtlich schon nach einigen Tagen kaum noch wenige zusammenhängende Planken davon übrig sein konnten.

Sehr gedrückt und niedergeschlagen zeigte sich der noch junge Kapitän weniger des Verlustes wegen, den er an Eigenthum erlitten hatte, indem ein Theil der kostbaren Ladung ihm selbst gehörte, sondern über den Tod dreier tüchtiger Matrosen, die ihm treu ergeben waren, und des einzigen Passagiers, der sich auf dem Schiffe befand. Alle vier waren von einer Sturzsee über Bord gespült mit ein Raub der Wellen geworden.

„Der arme, liebe, junge Herr!" rief der Kapitän einmal über das andere, und stützte sein sorgenschweres Haupt in beide Hände. „So jung, so lebensfrisch, so geeignet mit Glückszügern, und nun muß er an dieser traurigen Küste elendiglich umkommen! . . . Und er war mir so warm empfohlen, gleichsam auf die Seele gebunden! . . . Es ist ein entsetzliches Unglück, das mich betroffen hat! . . ."

Lübben und der Deichgräfe, welche die Schiffbrüchigen am Lande mit Herzlichkeit begrüßten und bereits für Wagen zu deren Weiterbeförderung gesorgt hatten, suchten den beklommenen Mann, so gut sie vermochten, zu trösten. Insbesondere ließen sie es sich angelegen sein, dem Kapitän die Ueberzeugung beizubringen, daß ihn keine Schuld für das Fortspülen einiger wackerer Männer in so schwerem Sturmwetter treffen könne.

Das sah der junge Seemann zwar ein, dem er selbst wußte und die geretteten Mannschaft konnte es ihm bezeugen, daß er bis zum letzten entscheidenden Augenblicke in jeder Beziehung seine Pflicht gethan. Trotzdem aber wollte er sich nicht beruhigen und kam immer wieder zurück auf die verloren gegangenen vier Menschenleben.

„Der Schmerz der Mutter bricht mir das Herz!" rief er aus, und drückte dem Bollmacht, der neben ihm auf dem offenen Stuhlwagen saß, krampfhaft die Hand. „Sie überlebt diesen Schlag nicht, denn sie hat in Don Miguel ihren einzigen Sohn verloren! Und welch' einen Sohn! . . . Nie habe ich einen liebenswürdigeren jungen Mann kennen gelernt! . . . Zum Vergnügen und um in Europa sich noch mehr Bildung anzueignen, trat er hoffnungsvoll die Reise an . . . Wie ein Kind freute er sich auf Hamburg, von dem er in seiner Heimat oft hatte sprechen hören. Er drückte sich schon ganz leidlich im Deutschen aus und verstumte keine Gelegenheit, sich mit mir Deutsch zu unterhalten. Sein Tod geht mir zu nahe!"

Bollmacht Lübben gab jetzt seine Tröstungsversuche auf und erkundigte sich theilnahmsvoll nach den Verhältnissen des verunglückten jungen Mannes, dessen Vater Don Miguel selbst zu Herzen ging.

Den Kapitän schien diese Theilnahme zu erfreuen. Unaufgefordert erzählte er sein Bekanntwerden mit der Familie Don Miguel Saltiero's und seine Aufnahme im Hause des reichen Pflanzers, der erst vor einigen Monaten ganz unerwartet an den Folgen eines vernachlässigten Fieberes gestorben war.

„Damit der Sohn sich fortreue und den Verlust des Vaters leichter verschmerze," erzählte der Kapitän weiter, „hat mich seine Mutter, Señora Dolorés, ich möge Don Miguel mit nach Europa nehmen und dafür sorgen, daß er von dem Besuch der alten Welt dauernden Nutzen für's ganze Leben habe. Was soll ich nach diesem namenlosen Unglück der heimgesuchten Frau schreiben? Hätte die Woge mich doch statt seiner über Bord gespült!"

Der Morgen begann eben zu dämmern, als die Wagen mit den Schiffbrüchigen Oldenwöhrden erreichten.

„Sie bleiben in meinem Hause, Herr Kapitän," sagte der Bollmacht, „bis Sie sich vollkommen erholt haben. Wir wollen Ihnen schon die Zeit möglichst angenehm vertreiben. Vielleicht läßt sich auch, wenn es erst aufhört zu wehen, doch noch Einiges von der Ladung Ihres Schiffes retten. Freilich, Havanna-Cigarren und Gewürze sind Artikel, die mit Salzwasser nicht in Berührung kommen dürfen, wenn sie etwas taugen sollen."

Der Kapitän fügte sich gern den Anordnungen des gastfreien Dithmarsen. Er verabschiedete sich von seinen mitgeretteten Leidensgefährten, die in verschiedenen Höfen freundliche Aufnahme fanden. Jeder dreifte sich, den bedauernswürdigen Männern etwas zu Liebe zu thun und sie ihr Unglück möglichst vergessen zu machen.

Schon unter der großen Thür trat die wohlbeleibte Frau des stattlichen Bollmacht und deren schöne Tochter dem Geretteten entgegen. Beide sprachen dem Kapitän in herzlichen Worten ihre Theilnahme aus und versicherten ihm, wie früher der Bollmacht, daß es ihm an liebevoller Pflege, so lange er deren bedürfe, nicht fehlen solle.

Auf den Kapitän machte die Erscheinung Meta's einen ungemein wohlthuenden Eindruck. In dem durchsichtig klaren Auge des schönen Mädchens lag eine Herzensoffenheit, die Jeden auf den ersten Blick gewinnen mußte. Dabei trat Meta so sicher und entschlossen auf, als liege schon ein langes Leben voll reicher Erfahrungen hinter ihr.

Nachdem der Vater ihr von dem Verunglimmen Mittheilung gemacht hatte, sagte Meta: „Wir wollen dem braven Manne den gehabten Verlust durch liebevollen Entgegennommen nach Kräften zu ersetzen suchen. Allenfalls könnte ich an die Mutter des ertrunkenen Spaniers schreiben. Einen Brief in englischer Sprache bringe ich wohl zu Stande, und etwas Englisch versteht die havannesische Dame gewiß, wenn auch die dortigen Pflanzerfrauen eben keine große Gelehrsen sein werden."

Der Bollmacht lächelte, Hoyte der Tochter auf die blühende Wange und entgegnete: „Denken wir zuerst an das, was vor Allem Noth thut. Unser Gast braucht trockene Kleider, kräftige Speise und einen stärkenden Trunk. Darum wird mein kluges Kind vorerst wohl zweckmäßiger der aufmerksamen Mutter in Küche und Keller zur Hand gehen müssen. Den Schreibtisch wollen wir einstweilen unbeachtet lassen."

Es lag ein leichter Vorwurf in diesen Worten des Vaters, den Meta sich nicht recht zu erklären wußte und auch nicht verdient zu haben glaubte. Von Jugend auf aber an Gehorsam gewöhnt und überzeugt, daß die Ansicht des Vaters die richtige sei, folgte sie dessen Weisung. Man hörte bald ihre helle Stimme eines ihrer Lieblingslieder anstimmen, während sie am Herde der Beschäftigung einer rührigen Köchin oblag.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Strandvolk.

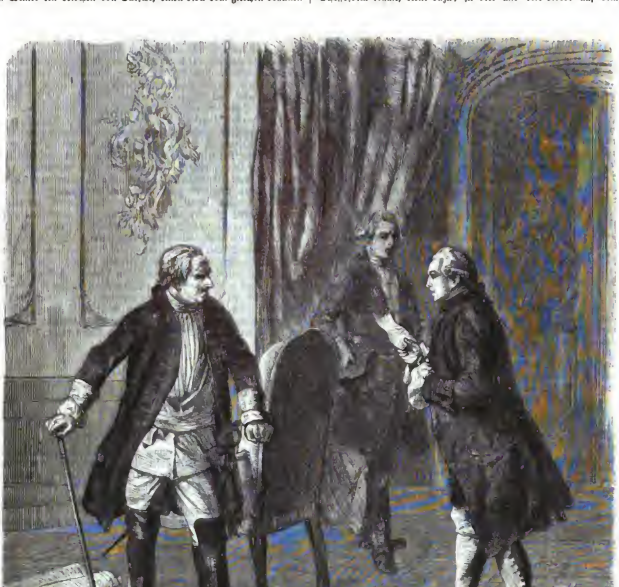
Die Schoenlinger.

(Mit S. 1.)

Am Strande von Schoeningen bauen sich die prächtigsten Hotels, Kafe's, Pavillons und Badehäuser auf, die und ganz in das Leben der großen Städte versetzen, wenn wir dazu die glänzenden Toiletten der auf dem weichen Sande beim Klange der Musik Promenierenden sich hin und her bewegen sehen. Aber das ist nicht Schoeningen. Man kann mehrere Sommer dort zugebracht haben, ohne das Fischerdorf zu kennen. Hinter den eleganten Wohnungen, welche unser Auge täuschen, bergen sich enge Gassen, armselige Backsteinhäuschen, in denen eine schweigsame und dürftige Bevölkerung wohnt. An der Thüre dieser Nester, vor denen Wäsche, Netze, rothe Hemden und ganze Paternoster von aneinandergereihten Fischen trocknen, erscheint von Zeit zu Zeit die traurige Gestalt einer durch das Fieber gealterten und abgemagerten Frau. Die Kinder spielen mitten in diesem Elend, als ob es ein Privilegium ihres Alters wäre, nichts von Unglück und Armuth zu wissen. Die Bevölkerung des Fischerdorfs überschreitet die Zahl von 800 nicht, die zur Hälfte katholisch, zur Hälfte reformirt ist, und zwar bekennen sich die Wirthe und Kaufhändler zur ersteren, die Schiffsbesitzer und Fischer zur letzteren Confession. Das Dorf hat zwei trefflich gehaltene Schulen, in denen die Kinder ein wahres Asyl finden und wo sie Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und ein wenig Geschichte lernen. Aber mit zehn und zwölf Jahren verlassen sie bereits die Schule — das Meer fordert seine Rechte. Jeder Fischersohn wird wieder Fischer. Gewandt, unerschrocken, gewissermaßen das Seemannsblut in den Adern, erwirbt er bald die Kunst, ein Schiff zu lenken und die Netze auszuwerfen. Mit sechzehn oder siebenzehn Jahren kennt er bereits das Dunkel. Diese neue Schule vervollständigt die Einbröde der früheren. Es bleibt ihm wenig mehr als ein wenig Kenntniß des Lesens, das für seine Bibel genügt; selten vermag er noch seinen Namen zu schreiben. Die Unwissenheit ist ein erster Charakterzug des Fischers, dem ein anderer sich verbindet, das feste Hängen an den Ueberlieferungen. Er macht Alles, wie es die Vorältern gemacht. Die maritime Bevölkerung Schoeningens vermischt sich durchaus nicht mit den Fremden, und unter Fremden muß man hier die Holländer selbst verstehen. Einer von diesen, der in Rotterdam geboren, aber seit zwanzig Jahren in dem Dorfe ansässig war, erzählte mir, daß er immer noch wie ein Aus-

Digitized by Google

länder behandelt werde. Die Originalität dieser Bevölkerung erhielt sich die Sprache, die Tracht, Sitte und Gewohnheit wie hinter einer undurchdringlichen Brustwehr. Die Sprache dieser Fischer ist eine Art Patois, das wesentlich vom gewöhnlichen Holländisch sich unterscheidet. Ihre Tracht ist nicht minder eigenthümlich, namentlich die der Frauen: sie tragen im Winter ein Leibchen von Sarsche, einen Rock vom gleichen braunen Stoffe und einen langen, roth ausgeschlagenen Mantel mit stehendem Kragen. Diese Tracht hat etwas Düsteres, eignet sich aber vortrefflich zum Klima. Ein großer Hut von grobem Stroh mit einem rothen Bande und mit blumigem Stoffe gefüttert, der auf beiden Seiten leicht herabhängt, hinten und vorn aber leicht hinaufgezogen ist und dadurch eine Schiffsform erhält, dient dazu, sie drei und vier Körbe auf dem Kopfe



Wilm, der Secretär des alten Testaments. Von H. Knöt. (S. 6.)

festhalten zu lassen. Die Frauen haben eine robuste Statur, sind hochgewachsen, das Gesicht aber, obgleich von gesunder Farbe, ist selten schön. Mit dreißig Jahren haben sie bereits viel von ihrer Frische verloren, ihre Haut wird fahl, was wohl am meisten der Nähe des Meeres und der Dünen zuzuschreiben ist. Die Tracht der Männer hat wenig Charakteristisches: sie ist von finsterer Einfachheit. Der Grund ihres Charakters, der Männer wie der Frauen, ist das Unabhängigkeitsgefühl. Scheuenungen liefert heirathe nie einen Dienstboten: junge Männer und Mädchen wollen nicht dienen. Arm, aber frei, erkennen sie keinen Herrn über sich an. So entziehen sich die jungen Männer auch auf jede Weise dem Militärdienst. Freiheit über Alles! Selbst in der Liebe schmiegt sich das Herz des Scheweningers nicht. Freundschaft und Liebe scheinen ihm überhaupt fast fremde Gefühle. Aber wie soll sich auch Liebe im Herzen des Jungen bilden, der sich von Kindheit mit denselben Mädchen im Saude gewälzt

Digitized by Google

Die Erwartung. Nach einem für die Illustrirte Welt gezeichneten Karton von Jerrin. Reinhart.
(Aus der Illustrirte Welt Jahrgang.) (S. 7.)

Digitized by Google

und früh hinaus auf's Meer an die wetterharte Arbeit muß, die keine Zerstreuung und Zärtlichkeit duldet. Das Meer ist seine Liebe. Seht nur den alten Fischer dort auf der Düne, der sich mühsam am Stabe fortschleppt, wie sehnsüchtig sein Blick auf den schäumenden Wogen ruht, und ihr werdet begreifen, daß sein Herz auf dem Meere ist, nicht zu Hause in der armseligen Fischerbaracke bei Weib und Kindern, wenn auch das Familienleben durch keine Unterei geschändet wird und am heimischen Herde Treue und Zucht herrscht, wie selten im Lande drinnen. Des Weibes Beruf in Schwemingen ist der Verkauf der Fische, die die Boote heimgebracht und die sie in der Versteigerung erstanden. Das Erstandene wird in Körben aufgeschichtet und theils mit Hundekarren, theils von den Frauen selbst auf dem Kopfe nach dem Haag gebracht. Für den Erlös kaufen sie im Haag ihre Lebensmittel, auch man begegnet ihnen in der prächtigen Ulmenallee, welche Haag mit Schwemingen verbindet, meist mit großen Broden und Holzscheiten, denn auf ihren Dünen wächst ja kein Splitter Holz. Aber die Nähe der Residenz hat auch ihr Geschäftsleben: denn der Sinn für das Nahen wird unwillkürlich dadurch geweckt; ein echtes Schwemingер Schiffermeib verläßt die Stadt nie, ohne einen Theil des Erlöses in Kuchen und Leckereien verthan zu haben, ob die Kinder zu Hause hungern oder nicht. Deßhalb steigern sie auch ihre Preise so ungeheuer, daß im Haag das Pfund Schweinen gilt: „Von einem Juden, einem Chineſen und einem Schwemінger ſoll man nichts kaufen!“

Der Sekretarius des alten Pfesaners.

Von

Ferdinand Pflug.

(Bilz S. 4.)

Der arme Gleim! Wie hart hatte sein wechselvolles Schicksal dem liebenswürdigen jungen Dichter nicht schon mitgespielt. Nach langen Irrfahrten schien im letztverflossenen Jahre 1744 endlich das Glück seine Launen unter ihn erschöpft zu haben. Der kunstsinnige Markgraf Heinrich von Brandenburg-Schwedt, von seinen Dichtungen mit Wohlwollen gegen ihn erfüllt, hatte ihn als seinen Sekretär mit in's Feld genommen. Für immer durfte er sich mit diesem glücklichen Wechsel der Noth und dem Mangel entrückt wähnen; doch auch diesmal sollten sich für ihn alle diese glücklichen Aussichten nur als eine erneute, bittere Täuschung erweisen. Schon nach wenigen Wochen war der Markgraf vor Prag von einer Kanonenkugel todt niedergestreckt worden, und jetzt befand sich Gleim auf königlichen Befehl dem alten Pfesanер als dessen Sekretarius beigegeben. Er, das weichste, liebevollste Gemüth und der furchtbare „Schwerenöther“, wie auch seinen Lieblingsfluche das Volk den grimmen Alten nannte! — Die mochten es bei Gott am jüngsten Tage verantworten, welche Friedrich II. zu einer so unglücklichen Wahl bestimmt hatten.

Und was hatte Gleim seit den acht Tagen, welche er sein neues Amt bekleidete, nicht Alles auch schon im Umgange mit dem furchtbar jähzornigen und heftigen Fürsten erdulden müssen. Vollends aber heute. Alles Unheil schien sich in diesen einen unglückseligen Morgen zusammendrängen zu wollen. Erst war von den Klinge ein Schreiben an den Fürsten eingelangen, das den Alten in helle Wuth versetzt hatte; dann die Nachricht eingetroffen, daß auf dem Zuge nach Dresden, auf welchem sich die von Leopold geführte preußische Armee befand, die beiden in einem Hinterhalt gehaltenen Dragoner-Regimenter von Holstein und von Röhl ihre Pferden und drei Standarten eingebüßt hätten, und endlich war jetzt eben auf dem Markt von Meißen ein Jude ergriffen worden, welcher die dort aufgefahrenen Kanonen gezählt haben ſollte.

Es bedurfte bei Leopold kaum so viel, um in der Entscheidung über den so ergriffenen Spion den in ihm kochenden Zorn eine willkommene Ableitung zu gewähren. Der Mann aber war unschuldig, Gleim hielt in den bei demselben gefundenen Briefen und Papieren die Beweise dafür in Händen. Auch der Adjutant, von welchem das Protokoll des mit demselben abgehaltenen ersten Verhörs überbracht worden war, hatte darüber berichten wollen. Doch unschuldig oder nicht, gleichviel. In der Stimmung, in welcher sich Leopold befand, würde er den längsten Kerl seines Regiments ungehört zum Galgen verurtheilt haben, geschweige, daß er sonst noch irgend eine Rücksicht hätte gelten lassen ſollen. Der Offizier war deßhalb auch von ihm auf das erste Wort seines Berichts mit einer kurz und unwiderruflich hervorgestoßenen Sentenz unterbrochen worden.

„Aber Ew. Durchlaucht,“ wagte der Lieutenant zögernd und unschlüssig einzuwenden.

„Der Hallunke ſoll hängen!“ tobte der Fürst. „Was da erst noch lange untersuchen, ein Spion ist der Kerl. Kreuz-Schwerenoth! hängen ſoll er.“

Der junge Offizier stand noch immer unbeweglich. „Ew. Durchlaucht,“ versuchte er noch eine erneute Einsprache zu erheben.

Der Alte blitzte ihn mit seinen scharfen, grauen Augen an. „Himmel, Hölle!“ donnerte er, „Lieutenant, worauf wartet Er noch? Hat Er nicht Ordre parieren gelernt? Herr, Ihn ſoll ja gleich . . .“

„Halt, Ew. Durchlaucht!“ Gleim war von dem Sitze an seinem Pult aufgesprungen. Wie hart ihm persönlich der Fürst auch heute und an den früheren Tagen schon begegnet war, so hatte er in seinem schrankenlosen Respekt vor der hohen Würde desſelben wie in seiner ihm angeborenen Scheu und Schüchternheit doch lautlos und unterwürfig jede auf ihn gehäufte Demüthigung über sich ergehen lassen. Allein hier galt es ein Menschenleben, und um aller Schätze der Welt willen mußte er nicht länger zu schweigen vermocht haben.

„Halt, Ew. Durchlaucht! Hier muß ein Irrthum obwalten. Der Mann ist sicher kein Spion. Sein auf den Namen Levi Nathan aus Leipzig ausgestellter Paß befindet sich in bester Ordnung. Außerdem aber ist hier noch ein Lieferungsauftrag des Kriegsraths Deutsch in seinen Papieren enthalten, und aus der ganzen Schreibweise des Herrn Geheimraths erhellt mit vollster Bestimmtheit eine genauere Bekanntschaft und ein schon längerer Verkehr mit dem Mann.“

„Was hat Er ſich in Sachen zu mischen, die Ihn nichts angehen?“ schnaubte der Fürst ihn an. „Da ſehe Er ſich hin und ſchreibe Er.“

„Ew. Durchlaucht wollen geruhen, mich bis zu Ende zu hören,“ fuhr Gleim trotz dieser bestimmten Abweisung fort. „Der Herr Geheimerath kann jede Stunde in Meißen eintreffen, und ſein Zeugniß wird jedenfalls Alles aufklären. Ew. Durchlaucht ſind aber zu gerecht, um dem Manne die persönliche Konfrontation mit demſelben vorenthalten zu wollen.“

„Ew. Durchlaucht habe noch zu berichten,“ war der Offizier schon bei der ersten Erwähnung des Raths den Sekretarius in die Rede gefallen, „daß der Levi Nathan ſich zu ſeiner Legitimation auf den Geheimen Kriegsrath Deutsch und Se. Exzellenz den General von Winterfeld berufen hat. Auch behauptet derſelbe von Ew. . . .“

„Hängen ſoll der Kerl!“ beharrte der Fürst auf ſeinem Willen. „Himmel-Schwerenoth! das fehlte gerade noch, mit der jüdischen Canaille ſo viel Federlesen zu machen. Was, wie lautet die Meldung? Die Kanonen hat der Spitzbube im Lager und auf dem Markte gezählt. Ein Spion iſt er! Hängen ſoll er!“

„Der Mann iſt unſchuldig,“ setzte ihm Gleim die gleiche Hartnäckigkeit entgegen. „Geruhen Ew. Durchlaucht, um ſich davon zu überzeugen, nur einen Blick in diese ſeine Papiere zu werfen. Ew. Durchlaucht vermögen ihm unmöglich die Konfrontation mit dem Herrn Geheimerath vorzuenthalten.“

„Wird Er ein ungewaſchenes Maul halten! Zu Kochſtücken will ich Ihn verdammter Schwarzrock, kriſtalliſiren. Was, will Er mir etwa Lehren und Vorſchriften ertheilen? Ihn ſoll ja gleich . . .“ Eine endloſe Flut von Flüchen und Verwünſchungen ergoß ſich über das Haupt des armen Dichters. „Mein Sekretarius will Er ſein, zum Hundejungen iſt Er mir zu ſchlecht, zum Teufel mag Er ſich ſcheren!“

Ein mächtiger innerer Kampf ſpiegelte ſich bei dieſer empörenden Behandlung in dem Antlitz des jungen Mannes, jedoch der rasende Zornausbruch des Fürſten ſchmetterte ihn nicht nieder, im Gegentheil, die Weiche und die zutrauensvolle Offenheit und Herzensgüte in ſeinem Geſicht wichen unter den von Leopold wider ihn ausgeſtoßenen Schmähungen rasch einem muthvollen Ernſt. Die großen blauen Augen belebten ſich, ſeine ſchmächtige und etwas overnübergebeugte Geſtalt richtete ſich auf, der junge Menſch ſchien plötzlich ein anderer geworden. Unter dem letzten Entſchluß, der ſich mehr und mehr in ſeinen Blicken und Zügen zu erkennen gab, hatte der Mann eine Hoheit gewonnen, welche er für gewöhnlich durchaus nicht zu beanſpruchen vermochte.

„Gott weiß es, daß das eine bittere Nothwendigkeit für mich iſt,“ preßte er mit dem Anflang einer tiefen inneren Bewegung in ſeiner Stimme. „Allein nachdem ich Alles zu der Rettung des armen Menſchen verſucht habe, bleibt mir demnach nur noch an Ew. Durchlaucht die Bitte zu richten, mir meine Entlaſſung zu ertheilen.“

Der Fürſt hatte einen großen, verwunderten Blick auf den kühnen Sprecher geworfen. Die beiden Männer ſchauten ſich Auge in Auge, keine Wimper des Sekretarius zuckte, wenige Menſchen durften ſich rühmen, den Zornblick des alten Löwen gleich furchtlos und unerſchüttert ertragen zu haben.

Einen Moment wollte es ſcheinen, als ob eine dunkle Empfindung hiegon den Fürſten von ſeiner ſchrankenloſen Heftigkeit wieder zu ſich ſelbſt zurückführen würde. „Gleim, Er . . .“ bub er in einem noch halb grollenden, halb erſtaunten Tone an, doch der Sturm in ſeiner Bruſt tobte noch zu heftig, um ſo leicht beſänftigt zu werden.

„Ich der Kerl toll geworden!“ brauſte er noch weit heftiger auf als zuvor. „Ihn verdammten Racker ſoll ja . . .“

„Ew. Durchlaucht,“ hatte Gleim mit lebhafter, raſch bis zum völligen Affekt geſteigerter Empfindung eingewor fen, „mögen mir zürnen, ſo viel Sie wollen, was ich gethan habe, war meine Pflicht, und ich konnte nur

Digitized by Google

so und nicht anders handeln. Das hohe General-Direktorium zu Berlin hat mich Ew. Durchlaucht als Dero Stabssekretär beigeordnet. Ew. Durchlaucht können mich gehen heißen und ich will gehen, ja ich muß, denn ich fühle, daß ich nach dem, was vorgefallen, fortan weder mit Ehren in der bisher eingenommenen Stellung zu verharren, noch darin auch nur noch das Geringste zu nutzen vermag. Allein so lange ich diese Stellung noch bekleide, kann und werde ich nie zugeben, daß Ew. Durchlaucht, von Ihrem heftigen Temperament fortgerissen, eine Handlung begehen, welche gegen die Menschlichkeit und Gerechtigkeit zugleich verstoßen würde. Was Ew. Durchlaucht da vollführen wollen, wäre Dero hohen Ruhmes unwürdig, wäre Mord . . ."

Unter kurzen Unterbrechungen sprach der junge Dichter so weit es bereits wie ein sanftes und menschliches Gefühl in den Augen des alten rauhen Kriegsmannes aufgeleuchtet; indeß die letzte unglückliche Wendung in dessen Rede verdarb wieder Alles. Der blinde Jähzorn des Fürsten flammte zu einer noch nicht erreichten Höhe auf. „Aus meinen Augen!" brüllte er mit einer Stimme, daß die Fenster davon klirrten. „Und lasse Er sich nicht mehr vor mir blicken. Er . . ." — Die Rede bei lassam zusammengesetzten Ehrenteil, welche er dem in scheinbar dienstwilliger Beflissenheit schnell von dem jungen Offizier auf den Vorflur hinausgeschobenen Sekretarius nachschleuderte, verlängerte sich, nur von nicht minder originellen Flüchen und Verwünschungen unterbrochen, in's Unendliche.

„Lieutenant von Beenkenhof!" Der Fürst hatte eigenhändig einige Zeilen auf das Papier geworfen. „Hier diesen Befehl an den Stadtkommandanten, Major von Manschenig. Der aufgegriffene Jude soll sofort gehängt werden."

„Ew. Durchlaucht . . ."

„Still! Ich will es und überenehme jede Verantwortung. Und, Lieutenant, sage Er dem Major noch, daß ich meinen höheren Secretarius, den Kanzlerat von Gleim, eben weggejagt habe. Der Kerl soll binnen einer Stunde aus der Stadt, oder überhaupt als Spion behandelt werden."

Der letzte auf ihn gezielte Befehl erst hatte Gleim aus der Erstarrung geweckt, in welcher er unter all' den Dienern, Haiduken und Ordonnanzen draußen im Vorzimmer bisher verharrt hatte. Er begriff noch kaum, was in den letzten fünf Minuten mit ihm geschehen war. Allein sein Charakter besaß nicht Metall genug, um sich dauernd auf der Höhe zu erhalten, zu welcher er sich unter dem Eindruck eines zufälligen und unwillkürlichen Anstoßes für einen Moment aufgeschwungen hatte. Furcht und Zagen lamen plötzlich wieder über ihn. Von einem tödtlichen Schrecken gescheucht flog er die Treppe hinunter, und erst meilenweit von Meißen entfernt begann er allmälig wieder aufzuathmen.

Wiederum sah sich der junge Dichter mitten im Winter allen Schrecken der Armuth und des Mangels preisgegeben. Dennoch aber sollte gerade dieser unglückliche Vorfall den entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben herbeiführen. Die Hinrichtung des vermeinten Spions hatte Leopold nach den verschiedensten Richtungen in die schlimmsten Konflikte verwickelt. Der Mann war einer der Hauptkundschafter des Generals von Winterfeld gewesen, und dieser, auf's Höchste ergrimmt, daß die Berufung seines Agenten auf ihn nicht beachtet worden war, setzte alle Mittel in Bewegung, den König, dessen besonderes Vertrauen er besaß, wieder den Alten einzunehmen. Auch sonst traten noch eine Menge Umstände ihm, und wenig fehlte, daß dem Fürsten seine rasche und unüberlegte That wirklich verhängnißvoll geworden wäre. Die Wiekung von allem aber bestand darin, daß Leopolds sich durch diese Kette von Widerwärtigkeiten immer erneut an Gleim's entschiedenes Entgegentreten erinnert fühlte, und in dem Bestreben, wenigstens gegen diesen seinen ehemaligen Secretarius das begangene Unrecht zu sühnen, ward demselben hauptsächlich durch seine Vermittlung im nächsten Jahre ein Kanonikat im Halberstadt übertragen, dessen Ertrag mehr als hinreichte, Gleim seiner bedrängten Lage zu entreißen und seine Zukunft sicher zu stellen.

Die Erwartung.

(Die Stadtlich-Prämie dieses Jahrgangs.)

(Siehe S. 5.)

In den Familien, in denen wie seit Jahren ein stets willkommener Gast sind, wo man und jeden Monat, ja vielfach jede Woche mit freudigem Verlangen erwartet und herzlich willkommen heißt, schmücken die Wände der schönsten Zimmer unsere jährlichen Gaben an Bildern, die nicht blos das Auge des Laien erfreuen, auch das des Kunstkenners befriedigen. Dieß war uns stets ein stachernder Sporn, auf neue sinnige Gaben zu denken, und wir eröffnen in einem Augenblick, wo unsere deutschen Classiker das Gemeingut der ganzen Nation zu werden beginnen, und wir auf dem bescheidensten Büchertisch unsern Schiller, Göthe, Lessing in ihren sämmtlichen Werken vertreten finden, eine Serie von Bildern zu ihren Werken, deren erstes Schiller's Erwartung illustrirt, ein Bild, das wir dem unsern Dichteen so vertrauten Stifte Fried. Rothbarth's verdanken. Möge es die gleich freundliche Aufnahme finden, wie die lange Reihe unserer Prämien. Umrahmen wie dieß Bild mit Schiller's aus dem Jahre 1797 datirendem Gedichte:

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch die Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen:
Ihr Zweige! baut ein schattendes Gemach,
Mit dunkler Nacht sie heimlich zu umfangen.
Und all' ihr Schmeichelblüthe werdet mich
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein es schreckte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O! tönte deine Freude, Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen,
Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen,
Der Liebe Wonne sieht des Lauschers Ohr,
Sie sieht des Strahles unbescheid'nen Zeugen!
Nur Helper, der Verschwiegene, allein
Darf still verblickend ihr Vertrauter sein.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonienstrudel,
Der Springquell fällt mit ungeschautem Rauschen,
Die Blume neigt sich bei des Kusses Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
Die Taube winkt, die Blüthe zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blüthen lauchen,
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der reif'rn Zweig sich schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In tiefem Tod und seine Farben blassen,
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen,
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt verschmilzt in ruhig graue Massen,
Der Gärtner ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seid'nes Gewand?
Nein, es ist der Stämme Flimmern
An der dunklen Taxuswand.

O! sehnend Herz, ergöbe dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern meinendes zu spielen,
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenzug läßt kann dieses Busen fühlen;
O! führe mir die Lebende dahre,
Laß ihre Hand, die sürtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hohe Traum.

Und leis' wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie gemahnt, angesehen,
Und wecke mit Küssen den Freund.

Wer erkennt nicht in dem Freunde unsern unsterblichen Dichter?

Digitized by Google

Alles und Neues.

Kleine Ursachen — große Wirkungen. In den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts bestrten an der damals wohl in Deutschland am Reichsten blühenden Universität Leipzig zwei überaus gelehrte Doctoren wetteifernd in hitzefter Feindschaft: Martin Pollich von Mellerstadt — von seinen Anhängern freigebig „Leo maudus“ genannt — und Simon Pistoris. Aber von den beiden gelehrten Doctoren wollte natürlich der gelehrtefte sein . . . und nichts dringt bekanntlich die Gelehrten — auch unserer Tage! — so leicht und so heftig einander in die Haare und Perrücken, als die gelehrte Gegnerliebe. Am Heftigsten stritten sich unsere beiden gelehrten Medici aber über die atamentöse medicinische Frankfurt, die sich bei der Belagerung Neapels durch die Franzosen im Jahre 1493 zuerst unter den Belagerungstruppen zeigte und dann mit verheerender Schnelligkeit über ganz Europa verbreitet hatte. „Mal de Naples“ ward die grausige Krankheit genannt und war bald weiter gefürchtet, als die Pest. Dieß „Uebel von Neapel“ wurde wunderbarer Weise das Glück zweier deutschen Städte — Frankfurt a. O. und Wittenberg. In den täglichen Mund- und Federkriegen über die Entstehungsursache und Behandlungsweise der fremden Krankheit wuchs nämlich die Feindschaft der beiden Gelehrten zu einer solchen lebensgefährdenden Heftigkeit an, daß sie sich gegenseitig nicht mehr vor Augen sehen konnten. Pistoris mußte gehen — aber mit Glanz! Er berief daher den Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg und dessen Sohn Joachim I., nach dem Muster von Leipzig in ihrem Lande eine Universität zu gründen und ihn mit der Einrichtung derselben zu betrauen . . . so entstand — durch den Tod Johann Cicero's verzögert — 1506 wirklich die Universität Frankfurt an der Oder. Kaum hatte Mellerstadt, inzwischen vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen zum Leibarzte ernannt, den diesen abgelegten Plänen seines verhaßten Nebenbuhlers gehört, so hielt es ihn nicht schlafen, bis er seinen Kurfürsten bewogen hatte, auch in seinem Lande eine neue Universität zu errichten und seinen gelehrten Leibarzt Lax mußte zu deren ersten Rektor zu ernennen — so gründete der weise Kurfürst im Jahre 1502 die Universität Wittenberg „zum Lobe des größten und besten Gottes, zur Förderung der Geistlichen und zum gemeinsamen Nutzen der Studenten“ — und Doktor Pollich von Mellerstadt ward richtig ihr erster Rektor. — Auch heute liegen sich die gelehrten Herren oft nicht weniger heftig in den Haaren und Perrücken, wie jene beiden leipziger Doctoren — aber man errichtet deßwegen keine neuen Universitäten mehr.

Die Briese.

Originalzeichnungen von **W. Busch.**

I.

Der Herr Direktor thät beim Wein
Mich schaut gar sehr verdrießlich drein.

Das Auge schwillt in's Grenzenlose,
Die Hand greift nach der Cachoubeke.

Das unbiegsame Fingerpaar
Erfaßt so nett, als möglich war.

Und sparsam, selbst im Ueberfluß,
Verstreut er sich in den Genuß.

Dann fühlt er sich zunächst gerührt,
Weil er uns wohl Wirkung spürt.

Drum soll ein andres Kaiserreden
Die Sache fördern und betreiben.

Die Ebaufferé. Im Jahre 1795 wurde in Chartres ein merkwürdiger Prozeß geführt. Eine große Räuberbande machte mehrere Jahre lang einen weiten Landstrich, dessen Mittelpunkt der Wald von Dogates, unsicher. Die Räuber unternahmen meistens einzeln liegende Häuser in so großer Anzahl, daß man ihnen keinen Widerstand leisten konnte, dauben die Männer und zwangen die Frauen, indem sie denselben Feuer unter die Füße legten, die Schätze der Familie herauszusuchen. Wagen dieses gewaltigen Heeresmittels nannte man sie allgemein: les ebaudreurs — die Heizer. Endlich wurde der Bande auf seltsame Weise das Handwerk gelegt. Eines Tages traten zwei Gendarmen auf der Landstraße einen fremdartig gekleideten Knaben von etwa zehn Jahren. Sie führten ihn in eine benachbarte Stadt. Ein gutes Frühstück gewann ihnen sein Vertrauen. Er erzählte, daß er mit seinen Eltern und vielen andern Familien in einer großen Höhle in dem Walde wohne. Diese Höhle war das Hauptquartier der Ebaufferé. Man griff nur Alt, ohne Gefahr sämmtliche Räuber zu fangen. Der Knabe wurde gut gefüttert und einer Frau übergeben. Mit dieser strafte er sich auf den Markt der umliegenden Städte. Sobald er einen aus der Höhle erblickte, gab er ein Zeichen. Sie verhafteten man nach und nach hundertundzwölf Banditen. Die Gerichtsverhandlungen dauerten über eine Woche. Dann wurde die ganze Bande öffentlich hingerichtet.

Aus dem deutschen Gemeindeleben im Mittelalter. Wenn gegenwärtig ein armer Teufel seine Steuern nicht bezahlen kann, so kommt ihm höchstens einer Dicke Strafe der Steuerexekution in's Haus, ihn auszupfänden. Im Mittelalter war es anders. Die Bauhagen'sche Bauernrichtung (Spangenberg p. 203) bestimmt hierüber: „Zo frage: Wann nun Einer in dieser Bauernschaft erlauben müsse, der diesen Artikeln (über die Gemeindeverfassungsbeschwerden) nicht nachlebte und in der Bauernschaft nicht thäte, was sich eignet und gebührt, was die Bauernschaft thun soll, daß er wieder zum Gehorsam gebracht würde? Antwort: Dem soll man einen Groben vor den Thore antworten, das Thor zuschließen, den Einer über den Brunnen wegbauen und den Backofen zumachen, kein Feuer leihen, Kuh- und Schweinehirten verbieten und in solche Noth bringen, daß er thun muß, was Recht und Gewiß ist.“ Diese Strafe ist ähnlich der römischen interdictio aquae et ignis. Sie galt, vorwehnlich das Verbot des Leihens von Feuer und die in der Grafschaft Lingen (Hannover) geltende Ordnung des Feuerzusammenschlusses auf dem Herde, als Zeichen, daß der Bewohner des Hauses sein Gemeindrecht verloren habe und komme demnach einer einstweiligen Entziehung des Gemeindrechts auf so lange gleich, bis der Saumselige seinen Verbindlichkeiten nachkam.

Digitized by Google

Die Thurmfalken.

Novelle
von
Otto Roquette.

Es war ein enges Thurmgemach hoch über den Dächern der alten Stadt, hoher als die Spitzen der andern Warten und Thürme, die über Kirchen, Stadthäusern und halb verfallenen Ringmauern im Kreise standen. Der Mann im wurmstichigen Lehnstuhl starrte durch das geöffnete, kleine Fenster in das lichte Blau des Frühjahrshimmels hinaus. Es war Gründonnerstag Nachmittag. Weicher schon wehte die Luft, wärmender Sonnenschein grüßte die Erde, daß sie sich schmücke zum hohen Feste. Grünlich angehaucht lagen drunten die Garten und die Hügel, die den Gesichtskreis umschlossen. Eine Meise verirrte sich zu der luftigen Klause, schwebte prüfend ein- und ausfliegend um Fenstersims und Flug, überwachsen durch Beilchenduft, in das Gemach. Ein Strauß der Frühlingskinder stand in irdenem Topfe auf dem Tisch, zugleich mit Wiedenzweigen voll saumetner Knöpfen, Palmen genannt. Der Mann im Lehnstuhl sah nicht aus, als habe er selbst sie gepflückt. Vielleicht hatten zugendlichere Füße den Weg zur Thürmerwohnung nicht gescheut. Doch schien der Mann nicht oben alt, trotz seines ergrauten Barts und Haupthaares, trotz der tiefen Furchen in seinem Antlitz. Nicht schwach und müde lehnte er im Sessel, nein mit festen, noch starken Gliedern, gleichsam gespannt zu einem Entschluß, der in seinem Innern zu arbeiten schien. Von vergangenen furchtbaren Kämpfen sprachen seine Züge, nicht minder heftige mußten in dieser Stunde durch sein Gemüth gehen. Finster, mit dem Ausdruck grimmiger Verzweiflung und zugleich wildem Trotzes starrten seine Augen in die blaue Luft.

Und draußen webte es wie Osterstimmung durch den Aether, kam es herauf wie Auferstehungsfreude, und durch das tiefe Gesumm aus der Stadt drang es wie Liebertöne und fröhliches Kinderlachen. Aber horch? hallten da nicht leise Glockentöne durch die Luft? Trug sie der Wind herüber aus der Nachbarstadt, deren Thürme man vom Fenster aus im leichten Dunst der Ferne erkennen konnte? Oder war es nur ein Wellenklingen der Lüfte, das an des Thurmbewohners Ohr drang wie Glockenmahnung und alte Erinnerung? Er sprang mit Heftigkeit auf, sein ganzer Körper straffte sich, er ergriff das Fenster, um es zuzuwerfen. Aber wie Flügelschlag wehte es näher, ein mächtiger Falke wandte sichtbar, nahm auf dem Fenstersims Platz, hielt die Flügel ausschwingen und spähte mit den funkelnden Augen in's Gemach. — „Bist du's, Alarich, mein alter Zugendkamerad?“ sagte der Mann, indem er sich wieder in den Sessel warf. „Kommst du wieder einmal, nach mir zu sehen? Ich müßte dir die Freundschaft danken, wüßte ich nicht, daß Eigennutz dich treibt. Du kommst, wenn du Hunger hast und anderswo nichts aufreichen kannst. Hier bist du sicher, nimmer etwas zu finden. Auch du, alter Freund, bist mit der Zeit etwas grau und verkumpt von Aussehen geworden!“

Der Falke neigte das Haupt zur Seite und zwinkerte mit den Augen, als wolle er andeuten, daß die Bezahlung nicht so unrichtig sei. — „Nun gut!“ fuhr der Mann fort, „wir wollen einander nichts vorwerfen. Und doch waren wir hier oben einst jung, Alarich, und lebten glückliche Zeiten. Wir sind Beide auf diesem Thurme geboren, ich in rechtmäßiger Wohnung und als Sohn des Thürmers, du als Eindringling in den Mauern und mehr im Verborgenen, denn dein Vater war nicht von der Stadt angestellt. Doch bin ich um zehn Jahre älter als du. Ich fand dich als ein hülfloses, häßliches Geschöpf mit gebrochenem Fuße auf dem Straßenpflaster liegen und nahm dich zu mir. Da ich sehr bekannt in meinem Thurm war und kein Aletterer scheute, fand ich bald das Nest, aus dem deine tieben Geschwister dich hinausgeschissen hatten, und brachte dich nach Hause. Aber auch deine grimmige Mutter wollte von dem Krüppel nichts mehr wissen und riß den Verbrechringen zum Dank in die Hand. So wurdest du mein. Ich verband und heilte deinen Fuß, erzog dich mir zum Spielgefellen, und zähmte dich, soweit deinesgleichen den Segnungen unserer zahmen Kultur zugänglich ist. Alarich, waren es nicht schöne Zugendjahre? Denkst du noch an unsern Freund Franz und an eine vierte Person in unserm Bunde? Sie war dir sehr gewogen, und du hattest in deinem Kopfe stets, wonach dein Appetit begehrte.“

Alarich öffnete den Schnabel und sah mit einer gewissen Beschaulichkeit drein, als erinnere er sich wirklich gern jener günstigeren Verhältnisse. — „Du gehörtest zu unserm Haufe,“ fuhr der Mann fort. „Freilich, als du ein großer, tüchtiger Vogel geworden, flogst du in eigenen Geschäften aus und gabst nicht Rechenschaft über dein Verbleiben. Du fühltest den Drang, mich zu dem Raubgesindel deines Geschlechts zu gesellen, du wußtest die Achtung zu verschaffen, denn du warst ein starkes Geschöpf und hacktest fest mit dem Schnabel auf Vater und Mutter los, wenn sie es auf dieselbe Taube abgesehen hatten. Du kamst aber immer wieder zu uns. Wir wußten, welchen Halunken wir zum Freunde hatten, wie schändlich dein Leben, wie eigennützig deine Anhänglichkeit an uns war, und wir stürnten die doch nicht. Denn wir wußten, daß die Natur kein Gefühl für dein Verlassenes Verragen in dich gelegt, daß du bis bei allen Raub- und Mordthaten durchaus in deinem Rechte wüßtest. Du hast kein Gewissen, Alarich, und — ach, du fühlst nicht den Fluch eines unmerlich vernichteten Daseins!“

Alarich war während der Strafpredigt wie verlegen hin- und hergerückt, erblickt aber, da er von seinem Rechte hörte, öffnete er weit die funkelnden Augen und schien sich mit blasphemem Behagen dem Bewußtsein seiner Ausnahmestellung zuzugeben. — Der Mann aber schwieg eine Weile. Dann begann er wieder: „Und wir trennten uns, mein Falke! Ich ließ dich, ließ unsern Franz, ließ auch das kleine Mädchen, ließ Alles zurück und ging in die Weite. Den beiden Letzten war's nicht gleichgültig, da ich entfloh, da aber, wildes Gesell, dachtest: ‚Laßt sie die Welt durchwessen, sich durchschlagen und durchbeißen, ferge Leder, was er für sich ergattert, und stimmere sich nicht um den Andern Gewerbe!‘ Alarich, ich war kein wilder Gesell, wie du! Ich habe nicht geraubt, habe freventlich kein Blut vergossen, bin nicht gewissenlos in's Wilde geflüchtet! Eine Stunde der Leidenschaft umfaßte meine Schuld, bethörte meine Sinne, und stärker sprachen Leichtsinn und Trotz, als der daß erwachte Ruf des Gewissens. Und dann kam eine Stunde der Rothwehr, und . . . dann, und dann — o grausame, furchtbare, fluchvolle Zeit! Da war mein Leben aus, und was ich als Dasein mit mir schleppte — es war namenlos — namenlos! Fünfundzwanzig Jahre! Wie leicht lassen sie sich überbliden! Und doch, welche Unendlichkeit sind sie Dem, der sich, abgerissen von seinem früheren Selbst, unter Zorn und Verzweiflung, ohne Hoffnung und Liebe, durch ihren Raum hinzuschleppen hat! Vorüber! Vorüber! Ich kam zurück. Ich fand die Thurmlande leer, die ich als Züngling verlassen. Ich durfte sie als Mann noch einmal betreten. Gunst genug für den Verbrecher, dem Alles geschieden! Auch du kamst wieder, Alarich, um deinen alten Heimar zu besuchen. Die alten Zugendkameraden sitzen wie in der Mindheit zusammen und besprechen sich über ihr Leben. — Soll es nur langsam zu Ende gehen! Einen Monat lang hab' ich's noch einmal hier oben versucht, und in allen Ringen und Kämpfen kam mir der trotzige Muth, es draußen von vorn anzufangen. Ich bin nicht für die Einsamkeit gemacht und kann nicht mehr leben in dem Verkehr der Menschen um mich her. Wie war's, Alarich, wenn wir von Neuem in die Welt gingen? Weit weg, über's Meer! Sieht du bedenklich drein, Kamerad? Gut, du magst hier bleiben und bei aller Nichtsnutzigkeit ein zufriedenes Alter erleben. Und wenn du dich zum Sterben reif fühlst, dann kriechst du in ein Mauerloch und begräbst dich selbst, und dann stirbst du mit dem Bewußtsein, gefressen zu haben, was du irgend erreichen konntest, und deine Geschichte ist aus. Mir aber ist, als könnte die meine noch nicht aus sein. Allein ich merke, du bist müde, denn die Sonne sinkt und du wollst zu Nacht mein Gast sein. Komm' nur! Dort auf den Schranke kennst du deinen Platz.“ — Der Falke flog herein und schlüpfte in eine dunkle Ecke. Der Thurmbewohner schloß das Fenster und verließ das Gemach.

Die beiden Thürme der alten Kirche waren von Gallerien umgeben und durch eine Brücke mit einander verbunden. Auf diese trat Helmar, lehnte sich auf das eiserne Geländer, und so in freien Lüften schwebend, blickte er herab auf das Dachergewer der Stadt. Sie hüllte sich bereits in Dampf und Dämmerung, und oben im blassen Abendhimmel schimmerten die ersten Sterne. In einem Hause neben der Kirche erhellten sich ein paar Fenster. — Sie sind glücklich da unten, dachte Helmar. Franz und sein Weib und die Kinder und noch ein frischer Zünging, und könnten noch glücklicher sein, wenn ich nicht wäre! Sie dulden mich, sie zeigen mir Gute und Entgegenkommen, möchten mich in ihren Kreis und wieder unter Menschen ziehen. Unmöglich! Da unten weiß man, was ich war, was ich geworden und nicht geworden, und kann niemals ganz verstehen oder mit empfinden, was in mir vorgegangen. Zwar — wie leicht wäre es, sie von mir, mich von mir selbst zu befreien! Ein Uebergewicht nur von dieser Brüke — und wenn ich unten anlame, war' Alles vorbei!“

Waren solche Gedanken schon öfter durch des Mannes Seele gegangen? Er schüttelte den Kopf. „Das ist nichts! Es gibt ein anderes Vergessen und ein besseres Vergessenwerden. Ich will's versuchen.“

Und auch unten in der Wohnung mit den hellen Fenstern dachte man heut viel hinauf nach der Thurmklause, vor Allen Franz Rüdiger und seine Gattin. Denn es war Freude in ihrem Hause, gedämpfte, milde Freude, aber der schönste Gründonnerstag, den sie je erlebt hatten. „Fünfundzwanzig Jahre!“ so rief es auch durch Franzens Seele. „Ach, was war Helmar damals für ein Bursch! Aller Lebensjubel, aller Sonnenschein des Glückes sprach aus seinem Antlitz, lustig, phantastisch, den Ungewöhnlichen zugethan war sein Sinn, alles Ode und Große mit Leidenschaft erfaßend, brav und rein sein Gemüth. Wir trugen rothe Mützen und wanderten gemeinsam in's Kolleg, wir dachten's uns so schön,

Digitized by Google

Alles gemein zu haben, für's ganze Leben vereinigt zu bleiben. Es ist Alles anders gekommen, mein unglücklicher Jugendkamerad!“ — —

Helmar war der Sohn des Thürmers zu St. Marien, auf dem Thurm geboren und erzogen. Nicht die Stadt, die lustige Hode über ihr erstirnen dem Knaben als seine Heimat, ein enger Raum, aber der Ausblick frei und weit. So sei, so kühn und in's Unendliche strebend entwickelte sich d.s Knaben Gemüth. Zuerstlos durchkletterte er von Oben bis Unten jeden Winkel des Thürme, stand er schwindelfrei auf den äußersten Zinnen und jauchzte in die Lüfte. Wie Alarich, sein Falke und Gespiele, hätte er sich in's Weite schwingen mögen. — Der Thürmer konnte etwas an die Erziehung seines einzigen Kindes wenden und beschloß, den Knaben studiren zu lassen. Helmar, früh geistig geweckt und regsam, ließ es sich gefallen, war aber nicht zu bewegen, in einer Pension auszuhalten. Mehrmals täglich stieg er die Hunderte von Stufen des Thurmes hinab und hinauf, eine Nacht auf ebener Erde zuzubringen, erfüllte ihn mit unsagbarer Bangigkeit. Auch als Student blieb er seiner Thurmlaune treu, und selbst nach einem Gelage verschlief er keinen Zeit auf den seitenartigen Treppen. Gewöhnung macht Bedürfnisse, und was Vielen als unüberwindliche Schwierigkeit erscheint, ist Andern nur das Gewöhnliche oder Natürliche. Dem Bergbewohner wird's unbehaglich in weiter Ebene, und wer zum Flachlande gewöhnt ist, verbringt eine Sturmnacht auf Höhen des Gebirges in schlaflosem Grausen. So mag auch, wer auf dem Thurm erwachsen ist, sich unter gewöhnlichen Dach nicht gebauer fühlen und mit steigendem Jahren Jahren Abscheulichkeiten erklimmen, als ginge er den leichten Weg zu einer gewöhnlichen Wohnung.

Zur Thürmersamilie gehörte noch eine vierte Person. Helmar's Eltern hatten ein elternloses Kind, eine entfernte Verwandte, zu sich genommen. Die kleine Hilla (so verschmolz man abkürzend den Namen Schwanhilde) zog achtjährig auf dem Thurme ein, und zwar in den Zagen, da der drei Jahre ältere Helmar den jungen verstorbenen Falken in Aost und Pflege genommen hatte. Die Kinder tauften ihn im Spiel mit allem Erewemoell, und Alarich wurde, trop seiner Räublichkeit, der Liebling der Geschwister. Denn als Geschwister lebten Helmar und Hilla fortan. Helmar's Phantasie und hochstrebende Seele nahm des kleinen Mädchens Gemüth mit sich auf alle Höhen und in alle Fernen. Hilla gewöhnte sich, geliebig und schmiegsam, bald an den neuen Aufenthalt, und wurde, nachdem die erste Befangenheit überwunden war, furchtlos und kühn wie ihr Führer durch all' die geheimnißvollen Winkel der Thüeme und des Kirchendoms. Sie liebte ihren Bruder bald mit überschwänglicher Zärtlichkeit, er war ihr theurer als ihre Pflegeltern. Sie ertrug gern seine knabenhaften Rauhheiten, wußte sie doch, wie gut er zu ihr sein konnte, wie unentbehrlich sie ihm geworden war. Sie sah ihren Bruder, ihren Freund in ihm, sie sah in ihm den Inbegriff alles Edlen und Herrlichen.

Hilla war fünfzehn Jahre alt, als Helmar's Mutter starb. Das kleine Mädchen war geschickt und entwickelt genug, ihre Stelle im engen Haushalt zu vertreten, und Helmar bezog noch in demselben Jahr die Universität. Er brauchte die Heimath nicht zu verlassen, das Dach, unter dem er seine akademischen Studien begannen sollte, und bunte Mühen in den Gemächern der Vaterstadt hatte er seit früherer Thätigkeit gesehen. — Die Thüemewohnung umfaßte beide Thürme. Einer, aus zwei kleinen Räumen bestehend, gab die Gemächer für Hilla und den Vater her. Die Wohnstube war zugleich Küche, Vorrathskammer und Schlafzimmer des Alten, daneben Hilla's Kämmerchen. Der andere Thurm war Helmar's seste Burg, zugleich die Vorwacht der ganzen Wohnung, denn hier befand sich der drei Schritte umfassende „Boden“ mit der Hängematte. Helmar's Studirstube war, trop des wüsterlichen und nicht gewöhlichen Hausrathes, das Prachtstück der Wohnung, das Empfangzimmer für Gäste (denn an solchen schlte es bald nicht mehr), der Stolz des Alten, ein geweihter Raum für Hilla. Hier standen auf einigen Brettern Helmar's Bücher, die der Alte mit Ehrfurcht und Genugthuung betrachtete, auch wohl hinwisch aufschlug und sreksam zu lesen versuchte, und die das junge Mädchen fleißig abstäubte und nur mit liebevoller Scheu berührte. Die Verbindungsbrücke der Thürme war bei guter Jahreszeit Morgens und Abends ein angenehmer Aufenthalt. Freilich, der Winter eetrug sich da oben schweere als unten im Schutz der krummen Gassen. Aber man war an starke Zumuthungen gewöhnt. Wenn der Schlosius Morgens die Thür öffnete, fand er die Brücke fußhoch von Schnee bedeckt. Dann nahm er den Besen und kehrte den wirbligen Staub hinunter auf's Dächerbach. Oft verschwand im dichten Gestöber die Stadt ganz und gar, und die Thurmbewohner saßen wie auf einem schwebenden Punkte weelosen und eingehüllt im unendlichen Raum. Der Thürmersohn übernahm freimillig manche Hausarbeit, zu der sich nicht jeder seiner Studiengenossen gern verstanden hatte. Er scheute sich nicht, für Hilla Holz herauf zu tragen; daß er aber auch Wasser vom Brunnen holen ginge, litt der Alte nicht. Sein Sohn, der angesehene Gelehrte, sollte bei derglichen Geschäften nicht auf dem Markte gesehen werden. Er that es selbst und ließ sich erst im Thurme von Helmar die Eimer obre Reuge abnehmen. — Hatte man den mühewollen Winter aber überstanden, dann freute man sich der guten Tage und des heiteren Umblicks auf der ragenden Warte. Helmar brachte manchen Besuch herauf. Am häufigsten seinen Freund Franz Rübiger. Die Jünglinge hatten sich gefunden, wie akademische Genossen sich zu finden pflegen. Franz gehörte auch auf dem Thurm bald zum engsten Hausverbande und brachte manche Nacht in Helmar's Klause zu. An Sommerabenden rückte man die Schemel auf die Gallerie oder Brücke hinaus, die Freunde laien vor, Hilla stridte, und der Alte hörte mit Hingebung zu. Wenn die Dunkelheit kam, wurde oft gesungen, Studenten- und Volkslieder, und die Leute unten wußten nicht, woher aus den Lüften die hellen Töne kamen. Oben aber schwesten die Maurerfalken im Kreise, verwirschend von dem Gesang, und die Sterne kamen, Fledermausgestalt schwirrten durch die Nacht, und eine dunkle Masse lag die Stadt in der Tiefe. Nach lange ward da oben gewacht, ernst gesprochen und fröhlich geschwatzt. Hilla war nicht mehr das Kind mit räckhaltloser Zärtlichkeit gegen den Bruder. Die Jungfrau zeigte sich scheuer, in sich verschlossener. Freilich, ihre treuherzigen Augen waren so klar und tief wie immer, aber sie blickte nicht mehr so frei aus ihnen, sie hielt sie länger auf die Handarbeit gesenkt. Franz Rübiger wurde nicht müde sie zu betrachten, sein ganzes Herz war voll von dem Eindruck des lieblichen Mädchens. Aber schaef, wie keimende Leidenschaft zu beobachten versteht, erkannte er, daß Hilla's Seele an Helmar gefesselt war. Dem Gott gegenüber war sie herter, unbefangen, den Freund Helmar's empfing sie freundlich und herzlich. Sie kannte nicht zu ahnen, daß es eine andere Neigung verlangte, als sie für ihn hatte. Und Helmar sah in Hilla nur die Schwester, eine Freundin, an die ihn Kindheitserinnerung und das Bedürfniß glücklicher Gegenwart knüpfte.

Helmar's Vater gehörte einer Thürmersamilie an, die seit Menschenaltern auf den Thürmen der benachbarten Städte gesessen hatte. Auch in dem kleinen, wenig über eine Stunde entfernten Städtchen Bergau wohnte ein Vetter in gleichem Beruf. Man stand auf verwandtschaftlichem Besuchsfuße, und besonderd die Base Marianne, des Vetters Tochters, pflegte im Sommer gern heerher zu kommen in die größere Stadt. Marianne war eine herausfodeende Schönheit mit dunkler Gesichtsfarbe, braunen Augen und braunem Haarflechten, die sie wie einen Kranz um den Kopf geschlungen trug. Ihr Wesen, beb, unternehmungslustig, rasch und beweglich, verstand durchzudringen, sich in den Vordergrund zu stellen. Sie wußte, daß sie Helmar gefiel, und zeigte ohne Rückhalt, daß sie größes Gefallen an ihm fand. Schon seit dem Frühjahr drang sie auf einen Besuch der Thurmbewohner in Bergau, Franz Rübiger mit einge schlossen.

An einem Sommersonntag rüstete man sich denn auch zur Wanderung. Das Nachmittagsläuten wußte abgewartet werden, da der Vater mitgehen sollte. Franz harte unten bereits auf seinem Posten. Die Wiesenpfade waren belebt, am Waldessaum erschall Lachen und Jauchzen, denn noch viele Andere nahmen den Weg nach Bergau, um sich in Bierhäuschen zu zerstreuen oder auf den Hügeln zu lagern. Die Sonne schien warm, aber am geschlängelten Flusse ging sich's frisch in gelüfteter Luft. Hilla war auch nicht in Bergau gewesen, überhaupt noch wenig aus der Stadt gekommen. Rosig hrifer lachte ihr Gesicht, es freute sie kindlich, die Gegend, die sie so lange nur hingebreitet gesehen, einmal zu durchwandern. Sie blickte sich nach Wiesenblumen, machte auf jeden schönen Baum aufmerksam und fragte nach Vielerlei, was ihr neu war. Franz gab ihr Antwort und ging heut ist glücklicher Stimmung neben ihr.

— Der Vetter in Bergau wohnte nicht auf den Thürmen, da sie bauställig waren. Sachkundige hatten schon längst genaehnt, sie abzutragen, aber Jahr um Jahr verging daeüber, man schien warten zu wollen, daß sie von selbst herabkämen. Daean haben sie es denn später nicht fehlen lassen und das Rathhausdach mit zusammengeschlagen, was von den beid davongekommenen Hausdstern in der nächsten Umgebung als gerechte Strafe angesehen wurde. Jetzt steht an dem Ort eine ganz neue Kirche. Der Vetter bewohnte ein Häuschen in der Nähe. Es sah recht sauber aus, war sein Eigenthum und hatte einen großen Obstgarten hinter sich. Der Vetter galt für wohlhabend in seinem Kreise. Ein Sohn war auf der Wanderschaft, der jüngste beim Maureemeister in der Lehre. Einen von Beiden hoffte er einst als seinen Nachfolger durchzubringen, mit dem Andern spekulirte er bereits auf die Thürmersstelle in der Universitätsstadt, wo sein Sohn einer andern Zukunft entgegenging. Der Beruf sollte in der Familie bleiben. Ob des Vetters Söhne ebenso dachten, stand dahin. Sie waren nicht auf dem Thurm geboren.

Marianne, dir der Zukunft der Gäste lange gebaert hatte, sprang ihnen aus der Hausthüre entgegen. Aber ihr Gesicht war von Unwillen geröthet. „Kinder, die ganze Freude ist verdorben!“ rief sie. „Der Stadtsekretär sitzt drinnen beim Vater und wankt und weicht nicht. Ich kann' ihn abreisen, den abscheulichen Kerl!“ — Franz und Helmar lachten über ihren Zorn. „Dr wird doch wohl zu duden sein?“ meinte Helmar lustig. Marianneps Gesicht eeheiterte sich. „Ja, duckt ihn, daß er ganz klein wird,

Digitized by Google

heißt ihn wohlgilch ganz weg!" rief sie ausgelassen. „Courage hat er so nicht viel, wo's drauf ankommt!"

Bald saß man vergnüglich um den Kaffeetisch. Der Stadtsekretär Heberich, ein Mann in den Vierzigern, Wittwer, mit weißem Halstuch und hochgebrehrter Haartolle, bemühte sich sichtlich um Marianne. Sie war sehr lebendig gegen ihn, es bedurfte kaum der Freundesblicke, ihn zu „kuckin". Aber an „herausbeißen" war auch nicht zu denken. Er stellte viel Anziglichkeiten den kecken Mädchens ein und begann ein würdevolles Gespräch mit den beiden jungen Gelehrten. Da aber riß Mariannen die Geduld. Sie sprang auf und rief die Jugend in den Garten. — Die Frühlerchen waren reif. Man naschte von den herabhängenden Zweigen, lachte und jagte sich. Plötzlich war auch der Stadtsekretär da. Mariannen's Augen funkelten. Sie setzte eine Leiter an den Baum und bat den Verehrer, ihr von einem der höchsten Zweige die dort vorzüglich schönen Kirschen herabzuholen. Herr Heberich stutzte und lächelte, schnell aber, um dem Mädchen zu zeigen, wie gewandt er noch sei, folgte er dem Befehl. Kaum hatte sein Fuß die letzte Sprosse verlassen, als Marianne die Leiter wegnahm und jubelnd davontrug. Der unglückliche Ritter, dessen Kunstfertigkeit nur gerade so weit, als die Leiter gereicht hatte, sand unbehilflich und ratlos an den Aesten und fühlte sich sehr unbehaglich und unsicher, als er gar bemerkte, welch' ein Streich ihm gespielt war, während Marianne in die Hände schlug und ihn lachend auffoderte, weiter zu klettern. — Der Mann im blauen Frack und der weißen Halsbinde machte wirklich einen kläglichen Eindruck. Hilla war betrübt darüber, und auch die beiden jungen Männer konnten nicht in Mariannen's Freude einstimmen. Es schien, als hätten sie ihr Geschenkt in dem somit ziemlich sauren Opfer beleidigt. Helmar bot dem Stadtsekretär seine Arme und Schultern zu Hülfe an — was freilich nur zu neuer ungeschickter Verlegenheit Veranlassung gab, bis Franz die Leiter wieder holte und das Opfer des Uebermuthes erlöste. Herr Heberich trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirne, erhob mit ziemlich ernst drohender Miene den Finger gegen Marianne und schritt den Vätern entgegen, welche eben in den Garten traten. Da erscholl nicht fern der häßlich zudringliche Ton einer Drehorgel, hier, wie es schien, ein weniger verächtliches Geräusch. Marianne wandte sich schnell. Durch den Nachbargarten kam ein junges Mädchen auf sie zugelaufen. „Du!" rief sie athemlos über den Lattenzaun, „wir haben einen Leiermann herein geholt und tanzen bei Arnold drüben auf der Tenne. Wollt ihr auch, so kommt!" Sie sah auf beiden Stubenten, die ein sehr wortheilhafter Anwachs für den Tanzvergnügen erschienen. — „Gleich! Wir kommen!" rief Marianne. Sie warf einen raschen Blick auf den Stadtsekretär zurück, ergriff hastig Helmar's Arm und sagte mit Bestimmtheit: „Ich tanze mit Dir!" — Es war in der Scheune, welche die flügge Jugend zum Tanzplan erkoren, ein in der That großer Mangel an Tänzern, denn Helmar und Franz traten als die ersten ihres Geschlechts in die Reihen. Die Mädchen hatten bisher unter sich getanzt. Um so mehr sahen sich die beiden Studenten willkommen geheißen und in Anspruch genommen. Marianne war in ihrem Element, leidenschaftlich, unermüdlich, ganz durchdrungen von lachender Freude. Sie tanzte auch mit Franz, und mit großem Vergnügen, denn er war ein frischer Junge, und sie mochte frische Jungen überhaupt gern, insonderheit beim Tanzen — Hilla stand unbetheiligt bei Seite und sah dem Reigen zu. Sie konnte nicht tanzen. Auf dem Thurm hatte sie's nicht gelernt und sonst keine Gelegenheit gehabt, es zu versuchen. Franz bettelte vergeblich und versprach es ihr beizubringen, wenn sie sich nur getrost mit ihm auf den Plan wagen wollte. Auch Helmar kam, sprach ihr Muth ein und wollte sie mit sanfter Gewalt zum Tanze nöthigen. Hilla erröthete, durch die Herz ging ein tiefes Verlangen, sie war schon bereit nachzugehen. Da sprang Marianne herbei und faßte Helmar's Arm. „Der Stadtsekretär kommt!" rief sie. „Du bist mein Tänzer und darfst mich nicht loslassen, solange er da ist." — Hilla trat bei Seite. Herr Heberich und die Väter kamen herbei und sahen wie Marianne und Helmar im Kreise flogen. Des Mädchens Verehrer schien nicht erbaut davon, und sprach heimlich mit ihrem Vater und dem Nachbar Arnold. Die Männer schienen einverstanden, der Nachbar hieß den Leiermann aufhören und die Tenne verlassen. Verdutzt und mit lautem Vorwurf sahen ihm die glühenden Paare nach. Er wolle den Spektakel nicht länger zugeben, sagte Meister Arnold. Bei ihm sei kein Wirthshaus. Und der Vetter hieß Mariannen nach Hause gehen, denn es sei Zeit, den Abendimbiß zu rüsten. — „Daran ist wieder der Stadtsekretär schuld!" flüsterte Marianne aufgebracht. „Aber Dem will ich's noch einspänlen!" Hilla war recht zufrieden, nicht getanzt zu haben.

Marianne hatte den Fremd ihrer Freuden richtig erkannt. Er stiftete den improvisirten Ball, um Gerede über Mariannen zu vermeiden, wozu sie freilich schon manche Gelegenheit gegeben. Herr Heberich war, obgleich nicht mehr ganz jung, obgleich Wittwer und von etwas altmodischen Formen, und trotz seiner Haartolle, doch kein so übler Mann. Er hatte ein eigenes Haus und wohlgesparte Vermögen, er galt für eine sehr annehmbare Partie im Städtchen. Der Vetter in Bergau konnte sich durch einen solchen Werber um seine Tochter sehr geehrt fühlen. Denn ernst meinte es der Stadtsekretär, und zwischen ihm und dem Alten schien die Sache bereits abgemacht. Das flattrige Mädchen dachte freilich anders.

Nach dem Abendessen drang Helmar's Vater auf den Heimweg. Marianne wollte die Verwandten ein Stück begleiten. Dazu waren auch ihr Vater und der Stadtsekretär bereit. Das Mädchen zeigte sich freilich nicht erbaut von der Aussicht, dann an der Seite ihres Verehrers zurückzukehren. Um so mehr galt es, den Moment auszunutzen. Sie schritt mit Helmar voran. Franz war ihr eine für den Familienkreis sehr erwünschte Persönlichkeit, denn er beschäftigte Hilla. Längst hatte sie auf das herrliche Einvernehmen Helmar's und Hilla's mit Arguwohn und Eifersucht geblickt und belauert, es wollte nicht so geschwisterlich bleiben. Den Freund, der sich zwischen Beide stellte, betrachtete sie mit um so ganstigeren Augen. — Rüstig schritt sie mit Helmar voran über die Wiesen. „Und wenn Du ausstudirt hast," sagte sie im Gespräch, „wirst Du doch Deinen Thurm endlich verlassen? Du kannst doch nicht ewig da oben sitzen!"

„Das will ich auch nicht," meinte Helmar heiter. „In die Welt will ich, mich umthun, in großen kreisen das Leben versuchen und Großes erleben. Die Ritterzeit mit ihren Abenteuern ist vorbei, aber erleben kann man noch viel. Jetzt schäumt ich mich noch gern ein, aber die Zeit wird kommen — und dem Muthigen gehört die Welt. Wer die Kühnheit hat zu wagen, aus dem Vollen zu schaffen, der empfängt und erlebt auch aus dem Vollen!"

Es waren unklare Wünsche und unverstandene Regungen, die aus des zwanzigjährigen Jünglings Herzen Sprache gewannen, aber seine Begleiterin fühlte sich dennoch davon hingerissen. „So ist's recht!" rief sie. „Ach wer nur mit könnte! Lieber toll und wild in's Leben stürmen, als daheim hinter dem Ofen hocken! Ist es nicht ein Elend, ein Schade zu sein? Keinen Willen zu haben? Langweilig zu Hause sitzen, nichts von der Welt zu sehen, nichts vom Leben zu haben — ich halt's nicht aus!" „Ei was! So kannst mit in die Welt!" rief Helmar scherzend.

Marianne blieb stehen, sah ihm mit funkelnden Augen in's Gesicht und sagte: „Wenn ich Dich beim Worte nähme?"

Helmar lachte. Das Mädchen erschien ihm sehr schön, und ihr Entgegenkommen blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Auch sein Temperament war feurig und fühlte sich durch sie nur mächtiger herausgefordert. Denn noch blickte er scheu zur Seite, und es war ihm recht, daß Franz rief, nicht so schnell zu gehen, da die Bergauer Frauden umstehen wollten. Marianne und Helmar schieden mit einem festen Händedruck, der für viele Worte gelten konnte. Er war still und zerstreut auf dem Heimwege. Auch Hilla sprach wenig. Franz trug die Kosten der Unterhaltung fast allein.

Helmar fühlte sich in den nächsten Tagen von widersprechenden Empfindungen hin- und hergeworfen. Es sog ihn fort nach Bergau wie berauschender Lockungsruf, und doch warnte ihn eine Stimme. Der Rausch verfloß. Er wurde wieder ruhig und heiter. Er betrachtete Hilla, ihr reines, stilles Wesen that ihm wohl, und er war freundlicher, gefälliger, ja liebevoller zu ihr, als jemals. Hilla empfand es, sie fühlte sich beglückt und erschrak doch zugleich. Sie erröthete, wenn sie in ihrem Kämmerchen allein war mit den unstatthaften Gedanken.

Am nächsten Sonntag kamen die Verwandten aus Bergau unangemeldet zum Gegenbesuch. Mit ihnen der Stadtsekretär, den Helmar's Vater zu gelegentlicher Einkehr eingeladen hatte. Er fand, als er nach dem starken Steigen wieder Athem schöpfen konnte, die Aussicht sehr schön und lobte die erfinderische Art und Weise, wie man sich hier in der Enge ausgebreitet hatte. Eng war's freilich heut vorzugsweise, allein man behalf sich. Hilla war auf alle Fälle mit der Bewirthung eingerichtet, da sie geahnt, daß Marianne zu rascher Erwiederung des Besuchs antreiben würde. Der Kaffee wurde in Helmar's Stube genommen. Wenn alle sieben Personen um den Tisch saßen, hatte Jeder den Rücken an der Wand und das Zimmer war ausgefüllt. Es waren freilich nur sechs Stühle vorhanden, allein ein stoffer an der Wand gab auch einen Sitz her. Und Hilla saß nicht viel. Sie lief hin und her über die Brücke, geschäftig, die Gäste zu bedienen.

Mariannens Wesen war heut ungleich und sonderbar. Zwar lachte ihr Gesicht, als sie Helmar wiedersah, und doch wandte sie sich vorwiegend von ihm ab. Die Anwesenheit des Stadtsekretärs erfüllte sie mit leidenschaftlichem Unwillen. Und es war ihm hier oben nicht zu entgehen. Sie brauchte für ihr ratstoses Wesen überhaupt viel Raum und schien sich heute besonderd beeinträchtigt zu fühlen. Als man endlich zusammengeschachtelt um den Tisch saß, sie selbst neben Helmar, schien die Situation sie plötzlich zu belustigen, ihre Laune schlug um und ging in ausgelassene Lustigkeit über. Sie forderte Herrn Heberich, sie forderte Helmar zum Wortgefecht heraus. Ihre vorwiegend absichtsvolles Betragen gegen den Letzteren hatte sich in bestrickende Gunstbezeigung gewandelt.

Digitized by Google

Ein drohendes Gewitter zog am Himmel auf. Man sah es hier in der Höhe näher kommen, schwarze, gewaltige Wolkenmassen, und mußte sich die Aussicht gefallen lassen, stundenlang in dieser Einschachtelung zu verharren. Bald stand das Meer unter der Stadt. Blitz und Donnerschläge folgten einander mit furchtbarer Gewalt, es wurde fast nächtliche Dunkelheit selbst in der hohen Thurmlaube. Den Bewohnern dieser Gemächer hatte die Gewohnheit das Beängstigende einer solchen Lage genommen, nicht so unbefangen zeigten sich die Gäste. Herr Hedrich war unruhig, Marianne machte aus ihrem angstvollen Mißbehagen kein Hehl. — Noch lag eine finstere Schwüle in den Lüften, das Gewölk schien mit sich selbst zu ringen, ohne sich in Regengüsse lösen zu können. Mit einemmale brauste eine gewaltige Sturmwoge daher, an den Thürmen rüttelnd, das geschlossene Thürchen zur Verbindungsbrücke aufreißend, und schwere Tropfen, gemischt mit großkörnigem Hagel, prasselten geräuschvoll nieder. Helmar glaubte in dem andern Thurm ein Fenster klirren zu hören und eilte hinüber. Marianne, eine Erlösung aus der sie peinigenden Enge längst ersehnend, sprang ebenfalls auf und lief ihm noch über die Brücke, aufschreiend unter dem peitschenden Hagelschlag. Das Thürchen wurde hinter ihr geschlossen, Helmar zog sie mit lachendem Verweis in den andern Thurm und schloß ebenfalls die Pforte. Sie waren allein. Hier warf sich Marianne mit Angst und wilder Leidenschaft an seine Brust, schlang die Arme um seinen Nacken und rief: „Wenn uns der Blitz erschlägt, sterben wir zusammen!“

Helmar fühlte sich im Innersten durchzuckt von dem Angstton des geängstigten Mädchens, doch einen Augenblick war eine warnende Stimme noch mächtig in ihm. „Was fällt Dir ein?“ sagte er. „Solche Wetter sind oft schon an uns vorüber gegangen. Sei ohne Furcht!“

Ihre Blicke trafen mit dämonischer Glut seine Augen. „Helmor!“ rief sie, ihn nur fester umschlingend: „Kannst Du mich nicht verstehen oder willst Du's nicht? Aber wärst Du von Eis und Stein, ich will Dich schmelzen, denn ich muß Dich haben! Ich trotze der ganzen Welt, ich trotze Dir selbst, denn beschlossen ist's in mir, mein mußt Du werden! Du bist mein Abgott, Du mußt mich lieben! Und siehst Du mich zurück, ich flammerte mich an Dich, und müßt' ich um Dein Herz ringen zwischen Tod und Leben. Ich hasse den Menschen, den mein Vater mir geben will, ich hasse Alles was uns trennt, denn Dich will ich, Dich! Was gehen mich die Leute an und was sie reden? Bist Du mein, dann gehe Alles zu Grunde! Ich trage nicht darnach, denn ich trage nur, ob Du mich magst, und Du mußt, Du mußt, ich lasse Dich nicht mehr!“

(Fortsetzung folgt.)

Wie ein Kaiser sich rächt.

Kaiser Paul I. von Rußland, so ernst und streng auch sonst als Selbstherrscher oller Reußen, liebte doch noch vollbrochtem Tagewerk heitere Geselligkeit. So zog er gern an seine Abendtafel witzige Künstler. Unter diesen fehlte nie der pariser Komiker Fragère, dem es gelungen war, sich schnell in der Gunst des Kaisers zu befestigen.

Einst ergriff an der Tafel des Kaisers einer der Gäste die Gelegenheit, seinen kaiserlichen Wirth auf großen Peter's des Großen zu erheben.

Der Kaiser wendete sich zu Fragère und sprach: „Nicht wahr, lieber Fragère! das heißt Peter bestehlen, um Paul zu bezahlen?“

„Ja wohl, Sire!“ antwortete der Schauspieler, „aber Eure Majestät können über solche Versuche ganz ruhig sein, es wird gewiß Niemandem einfallen, Paul zu bestehlen.“

Die Antwort war beifallig, aber der Kaiser hatte schon oft dergleichen Witze ruhig hingenommen und dazu gelacht. Aber diesmal verdüsterte sich sein Gesicht. Bald erhob er sich und man ging auseinander.

Fragère war ganz betroffen nach Hause gekommen. Dem Mißmacher von Profession war ein mißlungener Witz eine verlorene Schlacht.

Es war gerade mitten im Winter und noch früher Morgen, als ein heftiges Pochen an der Thüre ihn erweckte.

Er steht auf, öffnet und — wer mag sein Entsetzen? — hereintritt ein Offizier mit fünf Leibgardisten in voller Rüstung und übergibt ihm eine vom Kaiser unterfertigte Ordre, die ihn nach Sibirien verbannt.

Fragère ward sich trostlos zur Erde, zerraufte sein Haar und schrie: „Welches Verbrechen habe ich begangen, daß eine so grausame Strafe verdient? Kann ich den Kaiser nicht sehen, ihm zu Füßen fallen, seine Verzeihung erflehen? Nur einen Tag, eine Stunde Aufschub!“

Vergeblichs Bitten! — die Ordre war auf das Bestimmteste abgefaßt, und Kaiser Paul verstand es, über pünktliche Erfüllung seiner Befehle zu wachen.

Alles, was Fragère vom Offizier, der zu seinen Freunden gehörte, erlangen konnte, war einige Minuten Aufschub, um etwas Wäsche und Kleidungsstücke einpropfen. Dann mußte er in den Wagen; den eine starke Kavallerieeskorte umringte. Zwei Soldaten, den entblößten Säbel in der Rechten, die Pistolen im Gürtel, setzten sich zu ihm; die Thür ward geschlossen und fort ging's im Galopp.

Dichte Finsternuß umgab den armen Fragère. Seine Begleiter blieben taub auf alle Fragen und so ging's fort und immer fort, bis die Thür des Wagens sich öffnete.

Es war heller Tag, aber nicht lange sollte er sich des Lichtes erfreuen; mit verbundenen Augen ward er in eine elende Hütte geführt. Die Binde sei und er stand in einem finsteren Zimmer, nur spärlich von einer Kerze erleuchtet; man gab ihm zu essen, in hölzerner Schüssel — rohe, schlechte Speisen — ihm, der vor wenigen Tagen noch in Ueppigkeit geschwelgt, an fürstlichen Tafeln gesessen hatte und vom Kaiser mit Gunstbezeugungen überhäuft war. Und jetzt war er in Ungnade, verbannt, in einer elenden Hütte, auf eine Mahlzeit angewiesen, die Tags zuvor seinen Bedienten zu schlecht gewesen wäre; um ihn herum nur finsterer, drohende Gesichter, kein tröstendes Wort, eine hoffnungslose Reise vor Augen — Fragère fühlte sich zerschmettert.

„Fragère, wir müssen scheiden,“ sagte der Offizier; „was kann ich für Euch thun? Ich wage viel. Man versetzt nicht ungestraft des Kaisers Befehle — zu wem soll ich in Petersburg gehen, um Euch zu helfen?“ — „Rette mit dem Kaiser,“ stotterte der Unglückliche. — „Unmöglich, verlangt, was Ihr wollt, nur bos nicht; kann ich Euch vielleicht Euer Geld, Eure Kostbarkeiten in sichere Verwahrung nehmen, bis Ihr zurückkommt?“ — „Also ist doch Hoffnung auf Rückkehr? Bin ich nicht auf immer verbannt?“ — „Warum nicht gar! Nur auf drei Jahre, dicse sind bald vorüber.“ — „Drei Jahre!“ stöhnte der unglückliche Schauspieler, „drei Jahre in Sibirien!“ — Eine neue Eskorte unterbrach sein Wehklagen. Mit verbundenen Augen ging's im verschlossenen Wagen weiter. Endlich wurde wieder gehalten — dieselben Formalitäten: schlechte Hütte, elendes Mahl, Alles düster und schweigsam.

So geht's drei Tage und Nächte lang ununterbrochen weiter. Dann hält plötzlich der Wagen. Man hebt den Halbtodten heraus und setzt ihn auf eine Bank nieder. Die Binde will diesmal nicht fallen. Er hört in der Nähe Tritte, zischeln und — entsetzlich — Gewehre laden. Der Rock wird ihm ausgezogen und er selbst an den Händen gebunden.

„Schlagt an — Feuer!“

Die Musketen krachen und lautlos sinkt Fragère zu Boden. Der Schrecken hat ihm die Besinnung geraubt. Endlich kommt er wieder zu sich. Er wird aufgehoben und auf einen Stuhl gesetzt; man löst ihm die gebundenen Hände. Die Binde fällt von seinen Augen — und er sitzt in demselben Gemache, an derselben Tafel, an demselben Platz, wo sein verhängnißvoller Witz ihm entfuhr, von denselben Gästen umgeben, der Kaiser in ihrer Mitte.

Ein lustiges Gelächter begrüßte ihn. Fragère fiel wieder in Ohnmacht. Lange konnte er sich von den Todesschrecken nicht erholen.

Eine Woche später saßen der Kaiser und der Schauspieler wieder beisammen am wohlgedeckten Tische, als sich in ihrer Nähe die Katastrophe vorbereitete, welche Paul's Leben ein schnelles und gewaltsames Ende machte.

Fragère bereute sich, Rußland zu verlassen und fühlte sich erst dann sicher, als er die Gränze überschritten hatte.

Bilderräthsel.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang. | Nº. 2. | Stuttgart, 1868.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. | Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: **Die Erwartung.** Nach einem Karton von F. Kothbart.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geschichte aus Dithmarschen von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

2.
Von Miguel Sattiero.

Schon am Abend dieses Tages bemerkten Bewohner von Westerdeichstrich, welche an der Außenböschung des hohen Deiches beschäftigt waren, Stücke antreibenden Holzes, wie es die See nach heftigen Stürmen oft in Menge auswirft, zu bergen, daß in bedeutender Entfernung vom Lande ein ragender Gegenstand schwamm, auf dem sich etwas Lebendes bewegte. Es war Flut, die noch immer hoch gehende See stieg, und der undeutlich erkennbare Gegenstand, der je nach dem Zuge der Strömung bald auf- bald untertauchte, kam langsam näher. Bald erkannten die unermüdet Ausblickenden das obere Ende eines Mastes, um das noch zerrissenes Tauwerk hing. So oft der Mast sich über die Wellen hob, zeigte sich ein flatterndes Tuch und gleichzeitig wurden zwei in dem Tauwerk hängende Menschen sichtbar, die sich offenbar noch bewegten.

„Schiffbrüchige von der gestrandeten Schoonerbrigg!“ rief Einer dem Andern zu, und Jeder beeilte sich, den Unglücklichen durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß ihnen Hülfe gewiß sei, wenn auch noch einige Zeit bis zu ihrer Rettung verstreichen würde.

Seehaltige Boote sind in der erwähnten Küstengegend, die äußerst spärlich bevölkert ist, nicht vorhanden. Man konnte daher den Treibenden nicht direkt zu Hülfe kommen. Dagegen ließen sich Vorkehrungen treffen, den Hülfsbedürftigen das Landen selbst möglich zu machen und zu erleichtern. Es wurden Leitern und Taue von verschiedener Stärke und Länge unverweilt herbeigeschafft, um mit Hülfe derselben die Schiffbrüchigen durch die Brandung zu lootsen. Auch ward ein Bote an den zunächst wohnenden Strandvoigt geschickt, damit dieser für ein Gefährt und für Unterkommen der bedauernswerthen Menschen Sorge trage.

Alles zur Rettung Nöthige war sonach rechtzeitig am Strande vorhanden. Es fehlte auch nicht an Menschen, die alle den besten Willen, zu helfen, mitbrachten. Dennoch konnte nicht sämmtlichen Nothleidenden, die schon über dreißig Stunden ohne jegliche Nahrung, an Tauen hängend und von zahllosen Wellen übergossen, auf dem Meere herumgetrieben worden, Hülfe gebracht werden. Zwei der Unglücklichen, gänzlich erschöpft und gelähmt, vermochten nicht die ihnen zugeschleuderten Taue zu erfassen. Sie stürzten in's Meer und ertranken. Ihre Leichen trieben einige Tage später weiter nordwärts an den Strand.

Die beiden Andern, noch junge und sehr gewandte Männer, erreichten mit Aufbietung aller Kräfte glücklich das Land. Kaum aber sahen sie sich gerettet, da brachen sie ohnmächtig zusammen. Die Strandbewohner waren genöthigt, die zum Tode Geschöpften, ja vielleicht Sterbenden nach dem nächsten Hause zu tragen, um sie hier erst in's Leben zurückzurufen. Glückte dieß, so konnte ja später alles Geeignete zu ihrer fernern Kräftigung gethan werden.

Am andern Morgen ließ der Strandvoigt, unter dessen Leitung die Rettung der Schiffbrüchigen stattgefunden hatte, die Meldung davon nach Oldenwöhrden gelangen. Vor Abend noch, berichtete der Bote, würden die

Vice-Admiral Jachmann. Von Fritz Kriehuber. (S. 15.)

Digitized by Google

noch sehr schwachen und der Ruhe bedürftigen Menschen zu Wagen ankommen, damit sie mit ihren glücklicheren Leidensgefährten wieder vereinigt würden.

Diese völlig unerwartete Nachricht versetzte den ganzen Ort in nicht geringe Aufregung. Am meisten davon ergriffen ward der Kapitän des verloren gegangenen Schiffes, der vor Sorge und Spannung in einen fieberhaften Zustand geriet. Der Bote, ein stark beschränkter Mensch, hatte dem Kirchspielsvogte, als dem ersten Beamten des Ortes, nur in trockenen Worten den Auftrag des Strandvogtes überbracht. Pesselnitz hatte er die Geretteten nicht gesehen, und irgend welche Auskunft über dieselben über ihr Alter und Aussehen, konnte er nicht geben. Zwar versuchte der Kirchspielsvogt den halb Blöden auszuforschen, dieser aber begnügte sich, dem wißbegierigen Beamten breit lachend seine gesunden Zähne zu weisen, den dicken Kopf zu schütteln und sich dabei das ihm vorgelegte Butterbrod vortrefflich schmecken zu lassen.

„Wenn Don Miguel darunter wäre!“ Das war der Gedanke, welcher den Kapitän aufschöchstlich beschäftigte, der ihn ebensosehr quälte, wie momentan erfreute.

Vollmacht Lüdlen befand sich kaum in geringerer Spannung. Er konnte sich vollkommen in seines unfreiwilligen Gastes Lage versetzen, wünschte, seine Hoffnung möge sich erfüllen, und doch durfte er ihn nicht darin bestärken. Es war viel wahrscheinlicher, daß sturm- und meergewohnte Matrosen, an Strapazen, harte Arbeit und allerhand Entbehrungen seit Jahren gewöhnt, die überstandenen Schrecken eher ertragen hatten, als ein in bequemen Lebensgewohnheiten aufgewachsener junger Mensch, welcher das Dasein nur von der angenehmsten Seite kannte.

„Wohin bringt man die Aermsten?“ wandte sich der Kapitän in seiner Unruhe an den Vollmacht, der oft an's Fenster trat und auf die mit Alleebäumen gepflasterte Straße hinausblickte, welche in die Marschwege einbog, die nach den verschiedenen Höfen und Deichvorwerken führte.

„Ohne Zweifel nach dem Hause des Kirchspielsvogtes,“ antwortete Lüdlen. „Es ist Pflicht des Mannes, für zweckmäßiges Unterkommen der Geretteten das Nöthige anzuordnen.“

„Lassen Sie und den Mann befragen, Herr Vollmacht!“

„Ohne die Erlaubniß des Arztes vorher einzuholen, der Ihnen ja die größte Ruhe empfohlen hat, kann ich diesem Wunsche nicht entsprechen.“

„Ich werde dort ruhiger sein wie hier. Je früher ich erfahre, wer die Geretteten sind, desto gefaßter ergebe ich mich in mein Schicksal.“

Der Vollmacht machte von Neuem Einwendungen, da er um die Gesundheit des heftig aufgeregten Mannes ernstlich besorgt war. Da trat der Deichgräfe eiligen Schrittes in den Hof mit einer Miene, die meinigstens keine schlimmen Nachrichten verhieß. Lüdlen öffnete sogleich das Fenster und fragte, was er Neues bringe?

„Die Geretteten kommen,“ versetzte der Deichgräfe. „Ein ganzer Trupp junger Seeleute auf Buhm hat ihnen das Geleit gegeben. Der sehr langsam fahrende Wagen, auf welchem man den noch immer völlig entkräfteten armen Menschen ein Lager bereitet hat, folgt mir auf dem Fuße.“

„Sind es starke Männer von unterstützter Natur?“ fragte besorgt der Vollmacht.

„Wir scheinen es blutjunge Menschen zu sein,“ gab der Deichgräfe zurück, „die ich kaum für Seeleute halten möchte.“

„Gottlob, dann ist es der Havanneje und mein jüngster Leichtmatrose!“ rief der Kapitän, einen Blick voll innigen Dankes gen Himmel werfend.

Von der Straße her ertönten man Stimmen laut sprechender Männer, auf der Klinkerpflaster wollte ein Wagen.

„Da sind sie,“ sprach der Deichgräfe. „Ist's dem Herrn Kapitän recht, so kann der Wagen zu ein paar Minuten halten und Sie selber können ein paar Worte mit den Leuten wechseln. Sehr rebelig werden sie freilich noch nicht sein. Sie sehen schlecht aus und es ist ihnen gewiß schlimm zu Muthe.“

An Lüdlen's Seite trat der Seemann in dem Augenblicke durch das weitgeöffnete Gitterthor, welches den Eingang zum Marschhofe und zu der über den tiefen Wallgraben führenden Brücke sperrte, als der Wagen, der die spät Geretteten trug, mit seiner Begleitung an demselben anlangte. Ein Wink des Vollmacht gebot dem Zuge Halt, der Kapitän warf einen forschenden Blick auf die weich Gebetteten und sagte danlesfällt zu seinem Gastfreunde: „Es ist Don Miguel, der verloren Geglaubte!“

Als der junge Mann seinen Namen nennen hörte, öffnete er die Augen und richtete sich auf. Ein schmales, sein geschnittenes, aber farbloses Gesicht, von kohlschwarzem, etwas gelockten, aber sturmzerzaustem Haar umschattet, fiel dem Vollmacht auf, denn es stach merkwürdig ab gegen den lantig geformten Kopf des andern jungen Mannes, der seine nordisch germanische Abstammung nicht verleugnen konnte.

Die kleine, für einen Mann fast zu kleine Hand des Havannesen ruhte bereits in der breiten, an harte Arbeit gewöhnten des Kapitäns, als ein flatternder, glänzender Blick seines großen dunklen Auges über den Seemann hinweg nach dem Hofe des Dithmarsen flog und ein schwer zu schildernder Lächeln wohligen Behagens die dürftige Lippe umspielte.

Dem Vollmacht entging weder dieser merkwürdig scharfe, blitzende Blick, noch die Bewegung des in einen groben Seemannskittel gehüllten Fremden, auf welchen reiches Haar eine jener unliebsamen, leider, aus grauer Wolle gefertigten oder gewebten Mützen saß, die oben eine plumpe Bummel zieht, wie sie Knaben und junge Burschen hier gewöhnlich tragen. Dem Spanier indeß stand diese fremdartige Kopfbedeckung gar nicht übel; sie verlieh ihm eher ein etwas besonderes Aussehen, weil sie ebensowenig, wie die ganze übrige Kleidung zu seinem sonstigen Wesen paßte.

Fast wider Willen folgte Klaus Lüdlen's Auge dem Blicke Don Miguel's, indem er sich zur Seite wendete. Da stand wenige Schritte hinter ihm, sehr nah innerhalb der Umfriedigung des Hofes Meta, den linken, bloßen, selten schön geformten Arm auf die Schulter der Mutter gelehnt. Mit unverlennbarer Neugierde hob sich das junge Mädchen auf die Fußspitzen und blickte schalkhaft lächelnd nach dem vor dem Gitterthor haltenden Wagen und auf die beiden Gestalten in den groben, weiten, gelehnen Kitteln. Der eigene Vater erspähl fast über den Einbruch, den die hoch gewachsene, schlanke Tochter auf ihn selbst machte. Sie saß übereinander geschlagen in ihrer mädchenhaften Arzigerde aus und dabei so durchgeistigt, als erhellten prophetische Gedanken oder glückverheißende Zukunftsträume ihre reine Seele.

„Der arme, blasse Mensch!“ hörte der Vollmacht Meta zur Mutter sagen. „Was mag er wohl ausgestanden haben so lange, fürchterliche Stunden auf der grausigen Wasserwüste! Wenn er sich nur überhaupt je wieder von diesem entsetzlichen Erlebniß erholt!“

„Sie haben mich so fremdlich aufgenommen und so osterlich für mich und meine Kameraden gesorgt, Herr Vollmacht,“ wandte sich jetzt der Kapitän an den Dithmarsen, „daß ich Ihnen eine große Bitte vorzutragen mir erlaube. Nehmen Sie statt meiner den verlassenen jungen Mann in Ihr gastfreies Haus auf! Ich bin dann völlig unbesorgt um ihn und kann ruhig zur Ordnung meiner Angelegenheiten nach Hamburg reisen.“

Gastfreiheit in großem Styl ist altherkömmliche Sitte unter den Dithmarsen. Das freie, wohlhabende Volk ist stolz darauf und macht es sich zur Ehre, auch völlig Fremde glänzend zu bewirthen. Dieser angeborene Stolz schon hatte den reichen Vollmacht nicht Nein sagen lassen, wenn auch Bedenken anderer Art ihm die Erfüllung der eben vernommenen Bitte vielleicht erschwerten.

Dem Kapitän die Hand reichend und seiner Frau ocetlaulich zuwinkend, versetzte er rasch entschlossen: „Ohne Umstände herein mit dem Wagen in meinen Hof! Ihr junger Freund soll es bei uns wie im Paradiese haben. Rühet Dich, Mutter, und Du, Meta, zeige, daß Du das rechte Zeug zu einer tüchtigen Hausfrau hast, die Du hoffentlich eines Tages mit frohem Herzen werden wirst! Heize das blaue Zimmer und schlage dem leidenden Fremdlinge, der nicht lange in unserer Mitte fremd bleiben soll, ein Lager auf, auf dem ihm so wohl wird, als ruhe er in Abraham's Schooße! Sie aber, Herr Kapitän, bleiben ebenfalls, so lange es Ihnen bei uns gefällt! Wir haben Platz genug, um nöthigenfalls noch ein Dutzend Gäste beherbergen zu können, wollen Sie nur vorlieb nehmen mit dem, was Sie bei uns finden.“

Auf die Weisung des Marschhauers leheten Mutter und Tochter unverweilt zurück in den Hof, der Wagen wollte über die Holzbrücke des wasserreichen Grabens, den jenseits des Gartens eine Ziehschleuse schloß, und nach einer halben Stunde bereits saß Don Miguel Salziero zwischen Kapitän und Vollmacht in bequemen Polsterstuhle und dampfte mit Behagen eine Pfeife Kanaster, die ihm der Hofherr in Ermangelung rauchbarer Cigarren angeboten hatte. Dicht am wohlgeheizten Ofen aber, in welchem noch einige Torfstücke glühten, saß der sich schon wieder kräftiger fühlende Leichtmatrose und ließ sich ein Gericht Gerstengrütze vortrefflich schmecken.

„Sie sind dem Tode wie durch ein Wunder entgangen, Herr Salziero,“ sprach der Vollmacht, als der Spanier einige Momente seiner Erlebnisse erzählt hatte. „Wir ist das ein Beweis, daß unser Herrgott noch große Dinge mit Ihnen vorhat. Hier zu Lande, wo man größtentheils gläubig, neben bei freilich auch stark abergläubisch ist, hält man nämlich das Wort der Schrift für Wahrheit, daß ohne des Herrn Wille kein Sperling vom Dache fällt. Sichtbarlich hat Sie die Hand des Allmächtigen beschützt und gehalten, sonst wären Sie noch im Angesichte des Landes, als Ihnen die Strandbewohner schon die Rettungsleine zuwarfen, von den unersättlichen Wellen gleich den beiden andern braven Booteern verschlungen worden. Aber nun tragen Sie sich doch keineswegs Erzählen mit weiter auf! Ruhe, geistige und körperliche Ruhe sind Ihnen Bedürfniß. Wir bleiben, denk' ich, wohl so lange beisammen, daß Sie noch Zeit genug finden werden, mir Ihre ganze Lebensgeschichte auseinander zu erzählen.“

Meta, eine blendend weiße Küchenschürze über dem Kleide von schwarzer Seide, warf einen schüchternen Blick in's Zimmer und winkte dem Vater. Einzutreten wagte sie nicht, weil sie ja nicht wissen konnte, ob die Gegenwart mehrerer Unbekannten dem entkräfteten Fremden zuträglich sein möge.

Digitized by Google

„Es ist Alles in Ordnung gebracht, Vater," sprach das junge Mädchen. „Das Bett ist zurecht und durchwarmt, aufgedeckt haben wir auch, und die Sonntagskleider des verstorbenen Bruders, die dem blaß und aufgegriffen aussehenden Menschen ungefähr passen werden, nebst seiner Leibwäsche habe ich wo's Bett auf Stühlen ausgebreitet. Könnt ihr euch denn verständigen?"

„Vortrefflich! Er versteht jedes Wort und kann auch recht gut, nur mit stark fremdartigem Accent Antwort geben. Du mußt Dir nur ein Herz fassen und ihn anreden."

„Wenn sich's schickt, möcht' ich es gern. Ich habe noch niemals mit einem Spanier gesprochen."

„Dazu bietet sich am Ersten Gelegenheit, wenn Du die süe ihm bereiteten Speisen auftragst. Ich finde es nicht unschicklich, daß Du als Tochter des Hauses Dich dieser Dienstleistung unterziehst. Wer kocht, kann auch das Mahl richten. Lege Deine Schürze ab und zeige ihm ein freundliches Gesicht. Ich werde ihn inzwischen in's Zimmer loosen."

Miguel Saltiero lehnte den dargebotenen Arm des Vollmacht nicht ab. Auf ihn gestützt, trat er in das für ihn bereitete Gemach, das mit Recht den Benannen des „blauen" führte. Wände und Decke waren nämlich mit glänzend blauer Oelfarbe, ohne jegliche andere Verzierung angemalt, während der überaus sauber gehaltene Fußboden in hellem Braun schimmerte. Zwei Fenster von beinahe viereckiger Form erhellten das freundliche Zimmer. Auf den sehr breiten Fensterbänken standen wohl gepflegte Blumentöpfe in reich verzierten, hölzernen Thysen von Porzellan, wie sie in den fetten Marschen noch häufiger als anderwärts im Norden überall üblich sind. Die Gardinen waren schneeweiß und von theurem Stoff.

Den Fenstern gegenüber an der getäfelten Wand stand ein breites Bett, das weiße Vorhänge, die an der nicht sehr hohen Decke in eine Krone zusammenliefen und daran befestigt waren, verdeckten. Zu Häupten dieses einladenden Ruhebettes sah Miguel ein Crucifix in's Auge hinter einem runden, bereits gedeckten und mit allem Silbergeräth besetzten Tische.

„Wünschen Sie allein zu bleiben oder mögen Sie es lieber, daß ich Ihnen, während Sie sich leidlich erquicken, Gesellschaft leiste?" fragte Lübken und rückte seinem Gaste den Stuhl zurecht. „Es wird sogleich aufgetragen werden."

Der junge Spanier vergaß diese Frage zu beantworten, denn hereintrat die Tochter des Hauses, eine Glockenschüssel tragend, die sie, dem Fremden freundlich zunickend, vor ihn auf den Tisch setzte.

Meta trug ein Kleid mit kurzen Aermeln, das nach damaliger Mode nur wenig ausgeschnitten war. Das reiche blonde Haar des schönen Mädchens lag, eine breite Flechte bildend, wie ein Kranz um ihren Scheitel, so daß es fast aussah, als trage sie eine niedrige Krone.

Dem Miguel fesselten Buchs, Teint und Gesichtsausdruck des Mädchens gleich sehr, und war ihm Meta schon beim ersten flüchtigen Erblicken aufgefallen, so erregte sie jetzt sein bewundrendes Erstaunen. Er glaubte nie zuvor eine anmuthigere, reizendere Gestalt gesehen zu haben.

Meta fühlte den glühenden Blick des Fremden, der sie so ebenfalls große Anziehungskraft hatte, und senkte ihr sonniges Auge.

„Meine Tochter," sagte der Vollmacht, Beide fixirend. „Wenn Sie ein Freund der englischen Sprache sind, wird sie gern mit Ihnen plaudern."

„O!" versetzte Miguel ein wenig verlegen; „es würde sie mich viel angenehmer und vortheilhafter sein, wenn die Señorita mich in deutscher Sprache unterhalten wollte. Ich verspreche im Voraus, ein gelehriger Schüler zu sein, und bin überzeugt, daß ich sehr schnelle Fortschritte machen werde."

Meta blickte den jungen Mann verführerisch lächelnd an und empfahl sich mit einer leichten Verbeugung. Miguel bediente sich auf Zureden seines Gastfreundes, genoß aber nur wenig, um, wie er sagte, seiner Gesundheit nicht zu schaden."

„Ruhe ist Ihnen jedenfalls nöthiger," erwiderte Lübken. „Machen Sie sich's also bequem und thun Sie ganz so, als seien Sie in Ihrem eigenen Hause. Wenn Sie läuten, wird eine dienende Person jederzeit bei der Hand sein, Ihre Befehle entgegen zu nehmen."

Er reichte dem Spanier die Hand und wünschte ihm sorgehend angenehme Ruhe und süße Träume.

(Fortsetzung folgt.)

Die nordeutsche Bundesflotte und ihr Vize-Admiral.

(Bilder S. 13 u. 16.)

Als sich im Jahre 1848 in Preußen zuerst das Bedürfniß nach einer Marine ernstlich geltend machte und die Gründung einer solchen beschlossen wurde, war es zunächst der Mangel an geeignetem Personal, besonders an Seeoffizieren, der vielfache Bedenken wachrief. Man war gezwungen, Offiziere aus den Kapitänen und Steuerleuten der Handelsmarine zu wählen, die zwar seemännisch tüchtig ausgebildet, aber mit dem Kriegsschiffdienst vollkommen unbekannt waren. Die Korvette „Amazone" war von der Regierung schon vor der Gründung der Marine zur Ausbildung dieser Kapitäne und Steuerleute gebaut; auf diesem Schiff befand sich damals der jetzige Vize-Admiral Jachmann als Offizier. Er hatte sich, nachdem er in seiner Vaterstadt Danzig das Gymnasium durchgemacht, der Seefahrt gewidmet; nach Ablegung der vorschriftsmäßigen Examina, behufs technischer Ausbildung auf verschiedenen Schiffen der Handelsmarine, absolvirte er auf der Amazone sein Steuermannsexamen und wurde bald darauf, weil er sich durch besondere Fähigkeiten schon damals auszeichnete, zum Offizier dieses Schiffes ernannt. Als ein Jahr später die Gründung der Marine feststand und die Korvette „Amazone" dem Kriegsministerium übergeben wurde, trat er als Leutnant zur See in den königlichen Marinedienst. Seemännisch gebildet und mit außerordentlichen Fähigkeiten begabt, ging er einer glänzenden Zukunft entgegen. Nachdem er als Leutnenant noch mit der Fregatte Gefion eine Reise durch die Teopen gemacht hatte und mit organisatorischen Arbeiten längere Zeit am Lande beschäftigt gewesen war, wurde er im Jahre 1856 zum Korvetten-Kapitän und drei Jahre später zum Kapitän zur See ernannt. In dieser Eigenschaft kommandirte er die Fregatte „Thetis" auf der ersten ostasiatischen Expedition, mit der er drei Jahre abwesend war. Als bald nach seiner Rückkehr aus den ostasiatischen Gewässern im Jahre 1863 der Krieg mit Dänemark ausbrach, wurde er Chef des in Swinemünde stationirten Ostseegeschwaders und verschaffte am 17. April des Jahres 1864 in dem Seegefechte bei der Jasmund der jungen Marine die Feuertaufe zu bestehen, aus der sie unter seiner Führung, zwar nicht ganz siegreich, aber mit Ruhm bedeckt hervorging. Dieses Gefecht, in welchem er ein dänisches Geschwader, bestehend aus sechs Fregatten und einem Linienschiff, mit zwei Korvetten und einem kleinen Nadampfer angriff und der Uebermacht drei Stunden Widerstand leistete, bis er sich stämpfend in den Hafen von Swinemünde zurückzog, brachte ihm die Centre-Medaille ein. Nach der in Folge dieses Krieges im Jahre 1865 erfolgten Uebersiedelung der Marinestation der Ostsee nach Kiel war er bis zum Jahre 1867 als Chef derselben dort stationirt, bis im Herbst des genannten Jahres seine Beförderung in das Marine-Ministerium erfolgte, dessen Chef er schon zur Zeit ist, bald aber auch der Form und dem Namen nach als nordbeutscher Marineminister sein wird.

Das allgemeine Interesse, dessen sich die Flotte schon seit Jahren erfreut, die Umwandelung der preußischen Marine in eine nordbeutsche befugen hatte, daß die Entwickelung derselben ernstlich angestrebt wird; sowie schon der Umstand daß spricht, daß an die Spitze der Marineverwaltung mit dem Admiral Jachmann endlich ein Fachmann gestellt wurde, dem allein es möglich ist, diesem Amte vorzustehen.

Seit auf den ehemals preußischen Kriegsschiffen die nordeutsche Flagge weht, seit es zur Erweiterung der Seemacht nicht mehr an Geldmitteln fehlt, sind zur Hebung derselben auch bereits ernstliche Schritte gethan, auf der königlichen Werft in Danzig sind Neubauten von Panzerschiffen und Korvetten mit Macht in Angriff genommen, in Frankreich und England werden Panzerfregatten für die Bundesmarine erbaut. Den bedeutendsten Umwuchs erhielt dieselbe jedoch mit Anfang des Jahres 1867 durch den Ankauf der Panzerfregatte „König Wilhelm I." Dieses Schiff wurde im Jahr 1865 von der türkischen Regierung in England auf Stapel gesetzt, es sollte alle bisherigen Panzerschiffe an Stärke übertreffen, sollte größer, stärker gebaut, schneller in der Fahrt sein und vor Allem einen schwereren Panzer und schwerere Artillerie führen, als je ein Schiff zuvor. Diese verschiedenen Bedingungen in einem Plan zu vereinigen, gelang einem berühmten Schiffbauer der englischen Marine, und der Bau wurde sofort in Angriff genommen. Als es der türkischen Regierung, in Folge der Kalamitäten auf Kreta, bald darauf an Geld fehlte und die kontraktmäßigen Ratenzahlungen schließlich ganz stocken, sah sich die Aktiengesellschaft, welche den Bau übernommen hatte, genöthigt, das Schiff anderweitig zu verkaufen. Nach dem Gesetz waren die Erbauer verpflichtet, es der englischen Regierung zu dem mit der türkischen vereinbarten Preis anzubieten. Da die englische Admiralität zögerte, auf den Ankauf zu diesen Preis einzugehen, wurde der preußischen das Schiff angeboten, die ungesäumt das Geforderte zahlte und den Bau als ihr Eigenthum übernahm, welcher am 25. April dieses Jahres glücklich bis zur Stapellaufung vollendet wurde. Die Ueberführung dieser furchtbaren Kriegsmaschine von London nach Kiel wird erst im Herbst dieses Jahres stattfinden. Der Koloß ist 354 rheinländische Fuß lang, 57 Fuß breit und geht mit vollständiger Armirung 26 Fuß tief. Der Panzer besteht aus acht Zoll dicken Eisen, das auf einer Unterlage von zehn Zoll Teakholz ruht, er umgibt das Schiff über Wasser vollständig und reicht bis sieben Fuß unterhalb der Wasserstache.

Die Armirung besteht aus 26 30tpfündigen Krupp'schen Gußstahlkanonen, welche mit 75 Pfund Pulverladung zweimal in der Minute abgefeuert werden können. Die Stärke der Maschine beläuft sich auf 1150 Pferdekräfte, so daß nur vermittelst dieser eine Geschwindigkeit von $3^1/_4$ Meilen in der Stunde erzielt werden kann.

Digitized by Google

Nach dem Urtheil der ersten Autoritäten der englischen Marine soll der „König Wilhelm I." einer kleinen Flotte von Panzerschiffen gewöhnlicher Konstruktion allein Widerstand zu leisten im Stande sein, weshalb man jetzt in England allgemein bedauert, das Schiff nicht angekauft zu haben.

Die eiserne Panzerfregatte König Wilhelm I. Nach d. Zeichnung. (S. 15.)

Wenn die junge norddeutsche Marine so schnell als möglich entwickelt und in die Zahl der Seemächte ersten, oder mindestens zweiten Ranges eingereiht wird, ist einem dringend gefühlten Bedürfniß, einem längst empfundenen Mangel abgeholfen. So lange Preußen für sich und ein nord-

Digitized by Google

deutſcher Bund nicht exiſtirte, wurden von vielen Seiten Bedenken gegen eine bedeutendere Erweiterung der Streitkräfte zur See theilweiſe nicht mit Unrecht laut; zunächſt kam der Umſtand in Betracht, daß die Unterhaltung einer großen Marine neben der Armee mit zu viel Geldopfern verknüpft

Deutſche Gedichte mit Illuſtrationen. In Dutemanns Haus. Von Th. Hoſemann. (S. 19.)

war, ferner fehlte der früheren preußiſchen Oſtſeeküſte ein geeigneter Kriegshafen, ſowie überhaupt eine gehörige Küſtenentwickelung, die für eine Marine ſtets ein wichtiger Faktor iſt, weil hauptſächlich nur die Schifffahrt und Fiſchfang treibenden Bewohner von Küſtenländern die Bemannung

für eine Flotte liefern können. Seit den Ereignissen des Jahres 1866, dem Eintritten der norddeutschen Marine, ist den erwähnten Uebelständen nicht nur in jeder Weise abgeholfen, sondern die Vergrößerung der Küstenstrecken und die Aufnahme der Hansestädte in den norddeutschen Bund machen die Erweiterung der Kriegsmarine sogar zur dringenden Nothwendigkeit. Während der Zweck einer Armee allein in der Vertheidigung eines Landes und in dem Schutz desselben zur Zeit eines Krieges besteht, fällt der Marine außerdem die nicht minder wichtige Aufgabe zu, die Nation im Auslande zu vertreten und die Rechte der dort befindlichen Unterthanen zu wahren. Unsere in fremden Ländern befindlichen deutschen Landsleute sind ausschließlich auf Handel und Industrie angewiesen, also von dieser abhängig; ihre Interessen müssen daher zunächst in Bezug hierauf geschützt werden. Der Handelsflotte gehört von diesem Schutz aber der Hauptantheil, weil ein im Auslande befindliches Schiff immer als ein Stück deutscher Erde im fremden Lande betrachtet werden muß. Schon vor Formirung des norddeutschen Bundes, zur Zeit des Bestehens der preußischen Seemacht, schickte man, um dem schon damals dringend gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, alljährlich Schiffe zu diesem Zweck in das Ausland; in den japanesischen Gewässern waren preußische Kriegsschiffe permanent seit dem Jahre 1858 stationirt. Nachdem die norddeutsche Seemacht inzwischen entstanden ist, deren Handelsflotte der englischen an Größe nicht weit nachsteht, hat sich der Mangel einer bedeutenden Kriegsmarine noch fühlbarer gemacht. Die freien Reichsstädte Hamburg und Bremen, deren Handelsschiffe sich in allen Gewässern und Häfen der Erde ausbalten, beanspruchen mit Recht, daß sie die norddeutsche Flagge führen, daß die Rechte derselben in fremden Ländern gebührend geachtet werden. Die Häfen und Gewässer, in denen die Handelsflotte besonders zahlreich ist, müssen auch von Kriegsschiffen stets besetzt gehalten werden. In den chinesischen Gewässern, wo der Verkehr der norddeutschen Handelsschiffe besonders lebhaft ist, muß zum Schutz gegen die dort bekanntlich noch sehr häufigen Seeräubereien stets eine Anzahl von Kriegsschiffen stationirt sein, die hier außerdem besonders nothwendig sind, um in den Hafenplätzen den Konsuln, als den Vertretern der Nation, wirksamen Beistand zu leisten, wos bei den dort obwaltenden, ungeregelten Zuständen oft nöthig wird. Der Nachtheil, welcher dem Handel und demzufolge dem Wohlstande des Landes erwächst, wenn diese Gewässer im Fall eines Krieges mit einer Seemacht nicht bewacht sind, ist unabsehbar. Die Zerstörung des Handels liegt immer im Interesse des Feindes, sie ist nach dem Völkerrecht erlaubt. Alle Staaten, welche zur See eine Bedeutung haben, üben, der Nothwendigkeit Rechnung tragend, fortwährend eine Bewachung der Gewässer durch Kriegsschiffe aus, die von ihrer Handelsflotte vorzugsweise frequentirt werden. Eine solche Bewachung der Meere und Küsten ist aber in ausreichendem Maße nur einer großen Kriegsmarine möglich, weil man auch zu Friedenszeiten die einheimischen Häfen nicht zum Schutz entblößen und einen großen Theil der Kriegsflotte außerhalb stationiren kann. Schiffe nach Ausbruch eines Krieges zum Schutz des Handels in fremde Gewässer zu schicken, ist unmöglich, da man ihnen in den einheimischen Gewässern bedarf und sie, abgesehen hiervon, den Ort ihrer Bestimmung fast immer zu spät, möglicherweise nach Beendigung des Krieges erreichen würden, wenn ein solcher, wie man unter den jetzt obwaltenden Umständen annehmen muß, nur einige Wochen gedauert wird.

Die einheimischen Küsten können zu Kriegszeiten zwar theilweise vom Festlande aus mit Hülfe unterseeischer Minen, sogenannter Torpedos, und vermittelst der Artillerie vertheidigt werden, doch ist zur wirksamen Abwehr des Feindes von der Seeseite und besonders zur Verhinderung der Blockirung von Häfen eine Flotte von Panzerschiffen erforderlich.

Ob schließlich muthmaßliche Expeditionen auch zur Aufgabe der Kriegsmarine gehören, ist eine Frage, die in neuester Zeit durch die jetzt in der Ausführung begriffene deutsche Nordpol-Expedition besonders angeregt worden, der Ruhm der Ausführung derselben gebührt bekanntlich der norddeutschen Handelsmarine; doch würde sie auch der Kriegsmarine zum Nutzen und Vortheil gereicht haben, da diese mit Gefahren und Strapazen aller Art verbundenen Fahrtunternehmungen Gelegenheit zur Ausbildung besonders tüchtiger Seeleute bieten. Unter vielen Seeleuten, die sich in den arktischen Gewässern ausbildeten, verdient besonders Lord Nelson genannt zu werden.

Bis jetzt ist noch Niemand bis zum Nordpol gelangt, hoffentlich wird einem norddeutschen Schiffe die Ehre zu Theil, zuerst das Ziel zu erreichen, auf welches die ganze gebildete und besonders die gelehrte Welt mit so großer Spannung sieht. Wie gerne Deutschland für sein Seewesen Opfer bringt, haben die Flottenzusammlungen und das Marinebudget des norddeutschen Bundes bewiesen. Unsere Seeleute dürsten nach Thaten, es fehlt also nur an Zeit und Gelegenheit, um unsere Marine groß und berühmt zu machen.

Deutsche Epistole mit Illustrationen.

In Bullemanns Haus.

Von

Th. Storm.

(Bild S. 17.)

Es klippt auf den Gassen im Mondenschein;
Das ist die zierliche Kleine,
Die geht auf ihren Pantoffeln ein
Behend und mutterseelen allein
Durch die Gassen im Mondenschein.

Sie geht in ein alt verfallenes Haus;
Im Flur ist die Tafel gedeckt,
Da tanzt vor dem Monde die Maus mit der Maus,
Da setzt sich das Kind mit den Mäusen zu Schmaus,
Die Tellerlein werden geleckt.

Und lerr sind die Schüsseln; die Mäuslein im Nu
Verreckseln in Mauer und Holze;
Nun ißt es dem Mägdlein auch länger nicht Ruh,
Sie schmeckt ihr Fleischen, sie schmürt sich die Schuh,
Dann tritt sie einher mit Stolze.

Es leuchtet ein Spiegel aus gold'nem Gestell,
Da schaut sie hinein mit Lachen;
Gleich schaut auch heraus ein Mägdelein hell,
Das ist ihr einziger Spielgesell;
Nun woll'n sie sich lustig machen.

Sie nickt voll Lust, ihr gehört ja das Reich;
Da neigt sich das Spiegelkindlein,
Da neigt sich das Kind vor dem Spiegel zugleich,
Da reigen sich beide gar anmuthreich,
Da lächeln die raschen Mündlein.

Und wie sie lächeln, so hebt sich der Fuß,
Es rauschen die seidenen Röcklein,
Die Häubchen wersen sich Kuß um Kuß,
Das Kind mit dem Kinde nun tanzen muß,
Es tanzen im Rosen die Aeckleln.

Der Mond schreint voller und voller herein,
Auf dem Eisrich glänzeln die Flimmer;
Im Tatte schwehen die Mägdelein,
Bald tauchen sie tief in die Schatten hinein,
Bald steh'n sie in klärlichen Schimmer.

Nun stutzen die Glieder, nun halten sie an,
Und athmen aus Herzens Grunde;
Sie nahen sich schüchtern, und drangen sich dann
Und hinten vor einander, und rühren sich an
Mit dem zarten unschuldigen Munde.

Doch müde werden die beiden Aleln
Von all' der heimlichen Wonne;
Sehnsüchtig flüstert das Mägdelein:
„Ach mag nicht mehr tanzen im Mondenschein,
Ach, käme doch endlich die Sonne!“

Sie klettert hinunter ein Treppelein schief,
Und schleicht hinab in den Garten.
Die Sonne schlief und die Grille schief:
Hier will ich ihen im Grase ruh,
Und der Sonne will ich warten.“

Doch als vom Morgens aus Busch und Gestein
Verschucht das Dämmergemunkel,
Da werden dem Kinde die Aeuglein klein;
Sie tanzte zu lange bei Mondenschein,
Nun schläft sie bei Sonnengefunkel.

Nun liegt sie zwischen den Blumen dicht
Auf grünem, blühendem Raien;
Und es schauen ihr in das süße Gesicht
Die Nachtigall und das Sonnenlicht
Und die kleinen neugierigen Hasen.

Singewitz.

Ein kleiner Musikjammer.

Von

Arnold Wellmer.

„Do-re-mi-fa-sol-la-si-do!“

Wie verschiedenartig doch die Krankheiten im armen Menschenleben sind! In den schlimmsten Arten gehören jedenfalls alle jene Arten, die

Digitized by Google

ſich auf Wuth endigen — ſo denke ich wenigſtens heute Morgen — in den berliner Hundstagen. Die Wuthkrankheiten ſind aber meiſtens weniger unangenehm für die Kranken ſelbſt, als für die armſten Unglücklichen, deren Wege oder Hütten in der Nähe dieſer Wüthigen liegen. Verſuchen wir ein kleines Verzeichniß der Wuthkrankheiten zu geben: Tollwuth, Putzwuth, Eiswuth, Trinkwuth, Verbeſſerwuth, Schnupfwuth, Cylinderwuth, Anchotenwuth, Sammelwuth, Zerſtörwuth, Reiſewuth, Leſewuth, Spielwuth, Schreibewuth und — leider auch Singwuth!

Die Singewuth ſcheint mir augenblicklich die ſchlimmſte von allen Wuthen zu ſein, da ich ſchon ſeit vierzehn Tagen ſo entſetzlich unter dieſer böſen Krankheit zu leiden habe. Zu jener Zeit zog nämlich die Singwuth mit einem jungen, blonden Mädchen in das Haus, in ich nun ein Dutzend andere Junggeſellen dauderegarnieren, und trat gleich als eine furchtbare Wuth auf. Von Morgens bis Abends und oft ſogar noch Nachts ſchallt es durch die dünne ſpaniſche Wand zu mir herein: Do-re-mi-fa-ſol-la-ſi-do! Täglich bitte ich den lieben Himmel, daß er die Singewuth doch zu nicht in unſerer Junggeſellenkaſerne epidemiſch werden laſſe; es wäre wirklich zu furchtbar, wenn alle Gymnaſiaſten, Studenten, Bildhauer, Leutenants und andere Junggeſellen — oder gar noch die Zimmervermiethertinnen von dieſer Krankheit angeſteckt würden und den ganzen, lieben, langen Tag ſängen: do-re-mi-fa-ſol-la-ſi-do!

Es iſt heute Morgen kaum ſieben Uhr; ich habe die Fenſter weit aufgemacht. Mein kleiner Schreibtiſch iſt dazu dicht an's offene Fenſter gerückt. Kaum habe ich die Feder in'd Tintenfaß getaucht — heu mir miſerum! — da öffnet ſich auch nebenan bei mir zwei Fenſterflügel, im geöffnetſten Negligé lehnt ſich der Singwuthige hinaus und — do-re-mi-fa-ſol-la-ſi-do! — wüthet es in den hoffnungsvollen Morgen hinein. Jetzt öffnen ſich auch die andern beiden Fenſterflügel, und genauſam tonleitert es rückwärts: do-ſi-la-ſol-fa-mi-re-do!

Krampfhaft faſſe ich meine Feder und verſuche weiter zu ſchreiben. Ich muß ja noch das Bild des ſtarken Ilgiren. Er iſt klein und ſchmächtig und ganz ſemmelblond; ſeine Augenringe ſind ſtark von jener eigenthümlichen berlinerblauen Farbe angehaucht, die nur ein eiſriges nächtliches Bierſtudium mit der Zeit fabrizieren kann. Schon auf der Schule unterhielt der Singwüthige den berlinerblauen Grund zu ſeinem jetzigen Lebensbilde; der Direktor erklärte jene nächtlichen Bierſtudien für unſtatthafte Aktoria, und unſer Held wurde nach drei Tagen Karzer relegirt!

„Was nun, mein armer, lieber, unſchuldiger Sohn?“

„O Mama, ich bin froh, daß ich die dumme Schule mit einem Male hinter mir habe, da konnte doch höchſtens nur ein ſimpler Kreisgerichtsrath oder Sanitätsrath aus mir werden, jetzt ſteht mir bei meiner ſchönen Stimme die ganze Welt offen; laß mich nach Berlin gehen und Opernſänger werden — Niemann und Wachtel haben jährlich einen Miniſtergehalt als Gage, außer den Gaſtrollen, wo der Abend auch noch ein Kreisrichterjahrgehalt abwirft; o, daß ſoll ein herrliches Künſtlerleben werden!“

Die arme, blinde Mutterliebe lächelte ſtolz und hoffnungsvoll, ſie küßte den bleichen, verlommenen Knaben und gab ihm Geld zu ſeinem Kunſtſtudium in der Aeſtberg.

Der Vater konnte dieſe Thorheit nicht hindern; er lag ja ſeit einem halben Jahre ſtumm im Grabe.

Ferdinand kam mit gutgefülltem Portemonnaie nach Berlin, amüſirte ſich köſtlich und matte immer intenſiveres Berlinerblau unter die Augen. Endlich ſah er ſich auch nach einem Geſangslehrer um; ein früherer berühmter erſter Tenoriſt der Oper wurde ihm empfohlen. Ferdinand machte demſelben ſeinen Beſuch und theilte ihm ſeine Wünſche und Hoffnungen mit; der Sänger ließ den angehenden Wachtel die Tonleiter ſingen, dann gab er ihm den freundſchaftlichſten Rath, ſeine Opernhoffnungen für's Conſtigen Siebenſachen einzupacken und ſchleunigſt zur Frau Mama zurückzulehren; zum Opernſänger ſehle ihm vor allen Dingen — Stimme! — Ferdinand ging in den Deſſauergarten, um ſeinen Aerger über die Aeroganz des Geſanglehrers durch einige Seidel hinabzuſpülen. Er kam auch bald zu der Ueberzeugung, daß der'alte Tenoriſt nur neidiſch auf ſeine junge Stimme ſei.

Bald darauf lernte er im Deſſauergarten einen ältlichen Jüngling kennen, der in ſeiner Jugend auch einſt ein ziemlich moderner Geſanglehrer geweſen war. Jetzt war es aber längſt auf der Mode und friſtete kümmerlich ſein Daſein dadurch, daß er Jagd auf unbeſtarke Singwüthige machte. Da war unſer Held ihm gerade wundergerecht; ohne große Mühe hatte er ihn eingefangen. Er ſchimpfte auf den alten Tenoriſten und ſprach mit verächtlichem Achſelzucken von ſeiner Geſangsmethode; er ließ Ferdinand mit dem Bierſeidel in der Hand eine Paſſage ſingen — er war entzückt von dem ſympathiſchen Ton ſeiner Stimme — ſolche Stimme hatte er ſich längſt zur Ausbildung für die Oper gewünſcht. Für das beſcheidene Honorar von ſünfzehn Silbergroſchen für eine tägliche Geſangsſtunde verſöhnte er ſich ſriedlich, den talentvollen jungen Sänger in ſechs Monaten zum erſten Tenor oder doch wenigſtens zum erſten — Baß auszubilden. Ja, merkwürdiger Weiſe ließ ſich der Tenor oder Baß noch nicht ganz genau beſtimmen, da die wunderbare Stimme wie Alſaabur in Ginnungagap noch immer zwiſchen Höhe und Tiefe ſchwebte. Lehrer und Schüler beſchloſſen daher einmüthig, den Tenor und Baß gleichzeitig auszubilden. Hatte doch jener ſpekulative ebmiſche Schuiker zu gleicher Zeit Oſtern zur Siegsbegrüßung von Oktavian und ſeinem Gegner Antonius abgerichtet und ſpäter den Antoniuskeſſtern einfach den Hals umgedreht, alſo die Oktavianiſchern zur Geltung kommen konnten.

Auch was dem echten Berlinerblau noch mangelte, wurde unter Leitung des würdigen Geſanglehrers bald gründlich erreicht.

Und jetzt, meine Freunde, hören Sie nur den Singwüthigen im tiefſten Grunstone: „In deſen heil'gen Hallen!“ — das ſind die anfangen Muſikſtern — endlich ſind ſie ſtill und ich ſchöpfe ein wenig neuen Schreibemuth; doch ſchon ſchwingen ſich die gemarterten Tenoreſtern kreiſchend zur ſchwindelnden Fiſtelhöhe empor: „Es wehen friſche Mor-ee-genlüfte!“

Nein, es iſt wahrhaftig nicht länger zu ertragen, ich werde bei dem hohen Rathe der guten Stadt Berlin petitioniren, er möge doch aus Menſchlichkeitsrückſichten für die Singwuthigen beſondere Hoſpitäler einrichten laſſen, wie für Cholera- und Pockenkranke, aber womöglich in der Jungfernhaide oder am Schlachtenſee — o, jetzt wird ſchon wieder „der kühne Held Diavolo“ gemeuchelt . . .

Aber, was geht meine lieben Leſer das an, daß ich augenblicklich ſo entſetzlich unter der Nachbarſchaft eines Singwüthigen leide?

O, Alles zum Wohle der leidenden Menſchheit — ich habe einen reizenden lieben Gedanken —

„Und der wäre?“ höre ich meinen wißbegierigen Leſer fragen.

„Gehen Sie heute Abend vielleicht in irgend einen ſeinen Thee?“

„Ja, bei der Frau Geheimeräthin Niedlich.“

„Natürlich gibt die Frau Geheimeräthin außer dem ſüßen Theewaſſer und den belegten dünnen Butterſchnittchen —“

„Auch noch kalten Flammeri mit Vanillenſauce oder Windbeutel mit ſaurer Sahne —“

„Uuh Geſang!“

„Ja — leider! Fräulein Hortenſia läßt ſich, trotzdem ſie die Linie des Schwabenalteers ſchon vor fünfzehn Jahren in größter Blindheit paſſirt hat, doch immer noch in der reizendſten Weiſe ſo lange bitten, bis ſie endlich die Gnadenarie oder gar den Titus loslläßt!“

„Uuh wie ſingt Fräulein Hortenſia?“

„Schauerlich! — die Titusarie hat mir und der luſtigen Tante Klara faſt einmal unſere einzigen Jungen geſoſtet, ſo krampfhaft mußten wir darauf beißen, um nicht in gebildeter Geſellſchaft laut zu lachen oder zu weinen! — Aber Ihr reizender Gedanke!“

„O ich dachte nur ſo bei mir, Fräulein Hortenſia oder Ludovica oder Roſamunde und ſonſtige Singwüthige könnten mit der Zeit meine kleine gelehrte Abhandlung über die Singwuthkrankheit leſen — wieden ſie dann nicht ewig an ihre verſtummten Bruſtkaſten ſchlagen und ſie — wie wieder einen ſchauerlichen Ton daraus hervorquälen?“

„Alter Knabe, Du ſcheinſt troß Deiner gelehrten Abhandlung doch nicht zu wiſſen, daß bei Singwuthige ebenſo wie der Hypochonder nie ahnt, wie krank e eigentlich iſt, daß er ſogar Stein und Bein ſchwört, er ſei ganz geſund!“

„Und in dieſem Stadium der Singewuth befindet ſich Ihr Fräulein Hortenſia? — und Sie können den Thees bei der Geheimeräthin nicht entrinnen?“

„Unmöglich — der Geheimerath iſt mein Chef im Finanzminiſterium!“

„Mein Herr, da bedaure ich Sie von Herzen!“

Alles und Neues.

Ein Weib, das ſeinen Gatten frah. Eine höchſt merkwürdige Thatſache, ſo ſchreibt man in jetzt erſchienenen Teile aus Paris, hat ſich in den Magazinen der Meſſageries Impériales in Toron ereignet. Eine große Kiſte, die ſich in dem Magazin befand, um demnächſt ihren Weitertransport in zwanzigen, enthielt zwei ungeheure Schlangen, welche in Barna aufgegeben und für den zoologiſchen Garten in Marſeille beſtimmt waren. Nun plagte aber einen Katze die Neugier und er drang in den Kaſten ein, ohne zu ahnen, was für Gaſte ihn dort erwarte. Sobald die beiden Reptilien das Thier bemerkt hatten, ſchoſſen ſie auf daſſelbe los, und vier gewaltige Ringe umſchlangen ſofort die unglückliche Katze, ohne daß ſie einmal Zeit hatte, einen Laut von ſich zu geben. Einige Minuten, und das Thier war gemeuchelt. Als das Leben ihr verlaſſen, wickelten die beiden Schlangen ihre Ringe langſam auseinander, umſchwangen einander gegenüber Drehung, ſperrten ihre riefigen Mäuler auf (man weiß, daß Schlangen einen ſehr auseinanderſtehen Schlund haben) und mit einem einzigen Schluck ſaßen das männliche Thier den Kopf der Katze, während das Weibchen das Schwanzſtück gefaßt hatte. Bald ſah man den Kaſt der beiden Schreckten, während ihr Tierterbrei ſich auf die hinterer Partie drückte, um mehr Raum zu gewinnen, die Beute hinunterzuſchlucken. Aber da bei den Schlangen der Rachen derart konſtruirt iſt, daß ſie einmal von ihm gepackte Beute nicht wieder losgelaſſen werden kann, weil die Zähne ſich und nach hinten gekrümmt ſind, ſo begab ſich nun das Schlimme, daß die beiden Thiere ihr Geſchäft des Schlingens einen Augenblick unterbrechen mußten, weil ſie ſich ſchon „Naſe an Naſe“ gegenüber befanden, ihr Opfer alſo Verdrängungsluft. Plötzlich wurde das

Digitized by Google

kräftigere Weibchen wohl einsehen, daß hier an ein Rückwärts nicht zu denken war, es machte eine heftige Anstrengung und begann nun weiter zu schlucken, indem sie ihren vielgeliebten Gatten mit hineinfraß . . . So hart sie aber selbst mit und zwar an Erstickung, denn der Bissen war ihr zu lang. — Ueber diese traurige Begebenheit wurde von einem Beamten ein Protokoll aufgenommen und das verschlungene und ineinander verbissene Krokodilpaar in Spiritus gesetzt. — Die Verwaltung des zoologischen Gartens in Marseille wird die Verwaltung der kaiserlichen Menagerieen nun verklagen, da die Letztere sie die ihr anvertrauten Thiere verantwortlich ist. Es wird daß ein verwickelter Prozeß werden, da auch der Eigenthümer der verschlungenen Katze wenigstens deren Fell reklamirt.

*

Kurzer Prozeß. Im Jahr 1709 erließ der Magistrat zu St. Helena folgendes gebarnischte Edikt gegen die schönen allzuthätigen bösen Jüngfern der Insel. „In Anbetracht, daß viele müßige Schwätzerinnen auf der Insel es sich zur Beschäftigung machen, auch unverheiratheter Mannspersonen Ruhe einem Hause zum andern zu rennen und allerlei schädliche und ärgerliche Gerüchte auf Rechnung des besseren Theiles der Einwohner zu erfinden und zu verbreiten und dadurch nicht nur unter den Nachbarn, sondern öfters sogar unter den Ehegenossen Streit zu erregen und den Samen der Zwietracht auszustreuen, welches Beiegen jeder Freundschaft und guten Nachbarschaft zum Verderben gereicht und allen friedliebenden Leuten Verdruß und Unruhe verursacht. In der Absicht, jeder Mißbräuche zu begegnen und abzuhelfen, sowie auch allen Mißbelligkeiten ein Ziel zu setzen und die Verhältnisse der Freundschaft und Liebe zu behalten und aufs Neue zu beleben, haben wir verordnet und verordnen: Daß alle Weibspersonen, welche von heute an überwiesen werden können, Reden und Gerüchte von Hand zu Haus getragen, Zänkereien angestiftet, verleumdet, und sich der Trunkenheit oder irgend eines andern unleidlichen Lasters schuldig gemacht zu haben, entweder durch Untersuchen unter das Wasser getaucht, oder mit körperlicher Züchtigung belegt, oder ihre Vergehungen auch auf irgend eine andere Art geahndet werden sollen, je nachdem der Fall es erfordert, und der Gouverneur sammt dem Magistrat es zuträglich erachten."

*

Zwei historische — abgeschnittene Ohren. Im Jahre 1740 wurde der Kapitän eines englischen Handelsschiffes, Jenkins, von spanischen Schleichhändlern an der amerikanischen Küste überfallen. Trotz der tapfersten Gegenwehr ging er aus diesem Kampfe mit gespaltener Nase und abgeschnittenen Ohren hervor. Er trat er vor das englische Parlament, erzählte in schlichten Worten seine Unglücksgeschichte

Die Briese.

Originalzeichnungen von **W. Busch.**

II.

Auch wird das Kadiach, klingeraßmt,
Als Kaferfelle sehr geröhmt.

Und hilft auch alles bieses nicht,
So hilft ein Stück in's Zuchthaus sicht.

Die Spannung steigt, der Drang wird groß —
Aber Ritt! geht Acht! — gleich bricht er los!

Bagdasch! — Wer schnuppt und bieses hört,
Der fuhrt so beutschenswerth.

Denn was die Beete dumpf umhüllt,
Wird plötzlich heiter, klar und mild.

Ja! — Sehr erhellert uns die Briefe,
Vorausgesetzt, daß man auch riefe!

und schloß: „Nachdem die spanischen Unmenschen mich so beherzumelt hatten, erwartete ich ohne Furcht den Tod. Ich empfahl meine Seele Gott und — die Rache meinem großherzigen Vaterlande!" Dieß Wort zündete mächtig. Das blutige Gemand Cäsar's, das Antonius dem römischen Volke zeigte, bewirkte keinen glühenderen Haß, keinen heißeren Durst nach Rache, wie die Hindeutung auf die beiden abgeschnittenen Ohren. Beide Häuser des Parlaments beschlossen mit seltener Einmüthigkeit: eine glänzende Genugthuung von Spanien zu fordern — oder sofort den Krieg zu erklären. So entstand jener lange, heftige Krieg zwischen England und Spanien, der Tausende von Menschenleben und ungeheure Summen verschlang — um zwei abgeschnittene Ohren!

*

Weg mit den Perrücken! Bei der wohnsinnigen Hitze des letzten Sommers hat ein englischer Richter, der unter seiner großen traditionellen Amts-Perrücke zu ersticken meinte, den Muth gehabt, den Advokaten, die als Vertheidiger gegenwärtig waren, den Vorschlag zu machen, sie möchten ohne Perrücke plaidiren, er werde auch ohne dieses zwar respektable, aber sehr lästige Attribut seiner Würde zu Gericht sitzen. Der Vorschlag ward mit Begeisterung angenommen. Und man will wahrgenommen haben, daß die Justiz, weit entfernt, dadurch an ihrem Glanze einzubüßen, vielmehr davon Vortheil zog. Die Vereidsamkeit der Advokaten schien leichter, schwungvoller, die Anklagen des Richters waren klarer, sein Ausdruck deutlicher — Alles ohne Zweifel in Folge der Befreiung des Gehirns von der Last, die darauf gedrückt hatte. Die Kunde davon verbreitete sich rasch, es war wie eine Ansteckung. Der Solicitor-General selbst erklärte die Perrücke für eine überlebte und mit den Ideen der Jetztzeit unvereinbare Einrichtung. Der ganze Barreau ist der Sache dankbar und wünscht die Fortdauer der Hitze, um der Perrücke lebig zu werden. Nur der ungläubische Sprecher des Unterhauses, welchen diese Keperei noch nicht gedrungen zu sein scheint, muß seine lateinische Perrücke viele lange Stunden hindurch bei Tage und in der Nacht mit wundervoller Resignation immerfort tragen! Dafür bekommt er freilich auch sein schönes Gehalt von 10,000 Pfund Sterling!

*

Lebensregel. Daß Leben ist nicht immer ein Glück, wohl aber eine Pflicht, die, wenn man sie treulich erfüllt, uns schließlich glücklich macht. Lebst Du sittlich, erkennst Deinen Stand, beherzigst Dich der Mäßigkeit und schlägst das Leben nicht zu hoch an — so bist Du glücklich!

Digitized by Google

Die Thurmfalken.

Novelle von Otto Roquette.

(Fortsetzung.)

Es gehörte größere Besonnenheit dazu, als die feurige Gemüthsart eines zwanzigjährigen Jünglings aufzubieten hatte, um einem solchen Kinkerum der Leidenschaft zu widerstehen. Von ihr fortgerissen, ohne Frage nach der Wahrheit seiner Empfindung, gab er sich dem geheimerischen Zauber gefangen. Ihre Lippen trafen sich, vergessen waren Ort und Stunde, und wie in Gluten inclinander schmelzend standen sie in der kleinen Thurmklause. Was sie weiter sprachen, ist gleichgültig. Unter Blitz und Donner, Sturm und Hagelschlag wurde ein verhängnißvoller Bund geschlossen, der mehr als ihr eigenes Glück vernichtete. Noch schien es möglich, das Schicksal zu wenden. Ein furchtbarer Wetterschlag erdröhnte und erschütterte den Thurm, und vom Schreck gebändigt fuhren Helmar und Marianne auseinander. Eine leise Stille war plötzlich in den Lüften. Helmar, auf seiner Bezauberung wachgerufen, riß die Pforte auf, ihm war's, als müßte der Blitz gezündet haben. Auch die Thür des andern Thurmes wurde geöffnet, und mit besorgten Blicken betrachtete der Thürmer seine Warte und das Kirchendach. Kein Schaden zeigte sich. Des Wetters Gewalt war vorüber, ein langsam dreiter Regen senkte sich durch die gekühlte Luft. „Komm drüben, daß sie nichts merken!“ rief Marianne, indem sie Helmars Hand ergriff und ihn über die Brücke fortzog. Die beiden Thürmer wechselten den Ort, um sich drüben mit sachkundigen Blicken zu überzeugen, ob die Gefahr spurlos vorüber gegangen.

Wo war inzwischen Hilla? Mit fragenden Augen schaute Franz nach ihr aus. Sie war während des Wetters nicht bei der Gesellschaft, sie mußte drüben bei Marianne und Helmar gewesen sein. So war's, ohne daß die leidenschaftlich Verbundenen eine Ahnung davon gehabt. Arme Hilla, du hattest eine grausam harte Stunde durchlebt! Das junge Mädchen war in ihrem Kämmerchen beschäftigt, ein Fenster zu schließen, als sie durch die nur angelehnte Thür das Hereinstürmen der beiden Andern hörte und Zeugin des Auftritts wurde, der sie mit Schmerz und Grauen erfüllte. Sie mochte nicht, sich zu regen, sie sank schweigend, erbleichend in die Kniee und preßte die Hände vor das Herz, das vor angstvollem Klopfen zersprungen zu wollen schien. Rasch kam sie hervor, als jetzt die Väter eintraten, machte sich am Herde zu schaffen und wagte keinen Blick nach dem andern Thurme hinüber zu werfen. Dort sprach man nicht von ihr, denn zwischen Argloosheit und Zerstreutheit blickte man hinaus, um das nach in seinem Abziehen großartige Wetter zu beobachten, das prachtvolle Farbenspiel, das die hervorbrechende Abendsonne über die dunklen Wolken malte, und den doppelt geschwungenen Regenbogen. Franz war froh, als er Hilla drüben weder wollten sah, und endlich entschloß er sich, zu ihr hinüber zu gehen. Sie antwortete nicht auf seine Frage und fuhr erschreckt zusammen, als er sie niederkniete, und sie ihn neben sich erblickte. Franz betrachtete sie mit Befremdung, sie schien ihm blaß und schmerzlich bewegt. Er fragte, ob das Gewitter sie geängstigt habe. Sie verneinte es lächelnd und nahm alle Kraft zusammen, um sich zu fassen. „Helfen Sie mir, Herr Franz,“ sagte sie, „daß wir drüben den Tisch decken. Sie haben es schon öfter gethan und sind geschickt, ich weiß es.“ Franz war glücklich, ihr zu dienen, und trug Tischzeug und Teller, die sie ihm reichte, hinüber. Die Stimmung wurde nach dem Druck der Stunde jetzt im hellen Abendlicht um so heiterer. Helmar und Marianne waren von ausgelassener Laune. „Morgen Nachmittag kommt ich!“ flüsterte er ihr beim Abschied zu, und ein Händedruck sagte ihm ein Willkommen zu. Noch spät in die Nacht hinein stand er auf der Galterie vor seinem Zimmer, von wahnsinnen, unbesonnenen Wünschen erfüllt. Noch länger aber barg in dem andern Thurme ein schlafloses Mädchen ihr Antlitz in die Kissen, bamit der nebenan schnarchende Vater ihr krampfhaftes Weinen nicht vernehme. —

Ein fahrig zerstreutes Wesen, die Umgebung neuer Erwartung, machte Helmar am andern Tage zu jeder Beschäftigung untauglich. Mariannens begehrlich fordernde Reize hatten ihn zur Leidenschaft aufgestachelt, seine Sinne völlig bezaubert. Er suchte Franz in dessen Wohnung auf und war nahe daran, ihm sein Geheimniß, sein Glück zu vertrauen. Doch bezwang er sich und eilte hinweg. Er hatte daheim erklärt, daß er nicht zu Tische käme, und doch führten ihn die unsteten Schritte zum Thurme zurück. Da lief ein Knabe auf ihn zu, der unten an der Pforte seiner schon gehaart hatte und übereichte ihm einen Zettel. Er kam von Mariannen. „Komm heut Nachmittag nicht,“ schrieb sie. „Erwarte mich Abends um neun Uhr an dem Felsen, der aus dem Walde in die Landstraße hervorspringt.“

Helmar's Ungeduld zeigerte sich durch die Verzögerung. Schon gegen Abend schritt er aus dem Thor. Da riefen Freunde hinter ihm her, er konnte ihnen nicht ausweichen und mußte, um nicht aufzufallen, sich überreden lassen, in einen öffentlichen Garten vor der Stadt mitzugehen. Wie sehr es ihn innerlich drängte, er konnte ihnen nicht entweichen. Eine Bowle wurde gemacht, da es einen Geburtstag zu feiern gab, und Mein und Gesang steigerten Helmars Aufregung nur noch höher. Als er endlich den Augenblick wahrnahm und sich heimlich davonmachte, war die Stunde des Stelldichein fast verstrichen. Hastig schreitend kam er am Orte an. Marianne sprang hinter dem Felsen hervor, umschlang ihn stürmisch, machte ihm Vorwürfe über die Verzögerung und verschloß seiner Entschuldigung den Mund. „Laß gut sein,“ rief sie ausgereizt, „Du bist da, und das ist genug! Höre, was gesehen ist. Mein Vater hat mir die Aexte gedroht, wenn ich nicht heut noch ja sage, den Stadtsekretär zu nehmen!“

„Nimmermehr!“ eiferte Helmar. „Er kann Dich nicht dazu zwingen.“

„Er soll auch nicht!“ rief das Mädchen. „Aber zornig und eigenwillig, wie auch er ist, kann er mir das Leben zur Plage machen. Er hat mir gedroht, mich zu einer alten Base zu geben, einer Besenwescher und Kirchenfrau, die sole mir den Trotz wohl bringen. Aber sie sollen sich täuschen in mir, Alle! Helmar, ich bin entschlossen, nicht wieder nach Hause zurückzukehren. Du mußt mit mir entfliehen!“

Helmar stutzte doch über diesen waghalsigen Plan. „Werden sie uns nicht nachsehen?“ wendete er ein. „Wohin wollen wir fliehen? Und wenn sie uns einholen und zurückbringen!“

„Hab Du keinen Muth, etwas zu wagen?“ rief Marianne mit vorwurfsvollem Eifer. „Sie haben uns auf den Ein, sie finden uns nicht, wenn wir es nicht wollen. Die Welt ist groß und der Wege gibt es viele. Wir versuchen unser Glück, und wir müssen es finden, denn wir sind beisammen. Hast Du nicht auch Deine Hoffnung auf die weite Welt gesetzt? Komm jetzt, was brauchen wir der Zurrüstung?“ Sie hob aus dem Grase ein kleines Bündel auf und wies es dem schweigend Zauderndem. „Zaud nehm' ich mit,“ fuhr sie fort, „und sonst nichts an Gepäck. Und Geld hab' ich auch für den Anfang, hundert und fünfzig Thaler, da schau her!“

„Woher das viele Geld?“ fragte Helmar.

„Mein Eigenthum, mein Ersparts von Kind auf, worüber ich allein schalten darf. Nimm es hin, Du sollst die Kasse führen. — Du zögerst? Helmar, der Augenblick kommt nicht wieder! Verlässest Du mich jetzt, dann — dann spring' ich dort in den Fluß, denn mag Leben mir nicht zurück!“

Helmar war wie im Traume. Ein Unerwartetes, Unfaßbares trat an ihn heran, ein phantastisch blendendes Wagniß voll verlockender Abenteuerlichkeit, dessen Reize ihm durch die Aufregung, in die der Wein sein Blut gebracht, nur erhöht wurden. Die dämonische Gewalt, welche die Leidenschaft dieses Mädchens auf ihn übte, verjagte vollends alle Besinnung. „Verlaß Dich auf mich! Ich beschütze Dich!“ rief er, sie mit Ungestüm umarmend. Sein ganzes Wesen stürmte in wilder Glut, er hätte den Besitz einer Welt um das Glück dieser Stunde preisgegeben.

Die Nacht war schwül und beraufchend. Auf heimlichen Wegen wanderten die Flüchtlinge durch den Wald. An einem jetzt einsamen Hatteyrath erwarteten sie am Schienenwege das Dampfroß. Dann saßen sie dicht an einander gedrückt und ließen sich in die Welt fahren, weit, weit hinaus, sie wußten selbst noch nicht wohin. Sie dachten kaum an den Morgen, sie wußten noch nicht, daß die Reise eines abenteuerlichen, lustigen Zigeunerlebens durch rauhe Schrecken aufgewogen wird. Sie vergaßen eine Weile, wie man ihrer daheim harte, sie wollten nicht daran denken. Und als bei Helmar die Besinnung sich einstellte, da war's geschehen, und durch Trotz suchte er das Schuldgefühl zu bannen. Ja, sie waren schon weit weg, als man ihrer Flucht inne ward und Gerüchte und böse Entdeckungen ihren Namen für alle Zeit brandmarkten. —

Der Sommer verging und der Herbst, ein bitter kalter Winter kam, und auch er rüstete sich bereits zum Abzuge. In einer kleinen Stadt der französischen Schweiz wohnte eine alte Frau, welche kleine Zimmer mietete an einzelne Personen vermiethete. Madame Duval stieg den die Treppe kopfschüttelnd herab. „Das nimmt kein gutes Ende mit den jungen Leuten!“ murmelte sie vor sich hin. „Es sollte mich nichts angehen, aber es bauert mich, und der junge Mann am Meisten. Wenn er eines Tages davonginge und sie säßen sieße, es wäre kaum zu verwundern. Er sieht aus, als hätte er mehr in der Welt zu thun, klug wie er ist, als sich von der heftigen jungen Person anfangen zu lassen. Schreiber beim Advokaten! Es ist ein geringer Verdienst. Und ich hatte ihn so gut empfohlen an meinen alten Freund, den Buchhändler, er hätte ein gutes Unterkommen finden können. Aber der Buchhändler hat eine hübsche Tochter und das junge Weib da oben ist rasend eifersüchtig. So wurde nichts daraus. Nun, Grund zur Eifersucht könnte sich wohl finden, denn der junge Mensch ist ein gar schmucker Bursch. Ein gutes Ende nimmt die Geschichte sicher nicht!“ So dachte Madame Duval voll Antheil, indem sie durch ihr Stübchen schritt.

Oben aber wurde eine Thür mit Heftigkeit zugeworfen, und hastige

Digitized by Google

Tritte polterten die Treppe hinab. Helmar stürmte mit zornerfülltem Antlitz aus dem Hause. — Ja, sie war schnell vorübergegangen die Lust eines abenteuerlichen Zigeunerlebens! Wenn sie dauernder blieb bei der rauschähnlichen Aufwallung des Gemüthsbetts des Mädchens, in Helmar hatte sich der Rausch nach wenigen Tagen schon gelegt, und die Ernüchterung zeigte ihm seine Thorheit in erschreckendem Lichte. Das Reisegeld war überraschend bald vorthan, das Leben in der Fremde stellte unerbittlich seine Forderungen. Noch hatte Helmar seich dran gehen können und regen Muthes die Hoffnung Liebender, die selbst ein Dasein zu gestalten, denn mächtig erwieß sich in der ersten Zeit die Neigung, der Einfluß, der leichtfertige Sinn Marianens auf ihn. Aber der Sinnentaumel kehrte nicht mit alter Macht zurück, des Mädchens Charakter trat kennlicher und abstessender hervor, und in Helmar erwachte zugleich mit seiner besseren Natur ein Widerwille gegen die, welche er in einer Stunde der Thorheit an sich gekettet hatte. Marianne empfand seine Kälte, sie hatte nur Lachen den Trotz gegen ihre früheren Verhältnisse, höchstens störte sie die Angst vor einer Entdeckung ihres Aufenthalts. Wie sie ihren Fehltritt leicht nahm, so wünschte sie ihn auch von Helmar genommen und war nicht karg mit Vorwürfen über seinen Mangel an Muth. Allein sie mußte inne werden, wie seine Neigung zu ihr schwand, die Eifersucht erwachte in ihr und machte sie zu einem rathlosen Geschöpfe. Ihre eigene Leidenschaft war nicht gelohwunden, aber sie hatte alle bestrickenden Formen abgelegt. Marianne war nicht nur nicht liebenswürdig, sie erschien als eine recht böse junge Person. Und Helmar war nicht mehr in der Stimmung, ihr nachzugeben, sich von ihr peinigen zu lassen, sein Stolz, sein Selbstgefühl, sein Widerwille dämmten sich gegen sie auf, finsteres Wesen und Streit erfüllten die Tage, und gute Worte wurden selten. Schwer lag ein Geheimniß die Last solcher Tage, immer das Beunruhigen seiner Schuld, und die Zerrissenheit seiner Lebensspläne und Hoffnungen. Ein altes Volkslied kam ihm in den Sinn, er hatte es früher schon und während gesungen, jetzt erfüllte es ihn mit Schauder.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blumenkinder,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie stehen heimlich vom Hause fern,
Es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert aus und ein,
Sie haben gebaut hoher Glieder noch Steen,
Sie sind verdorben, gestorben.

Verdorben, gestorben! könte es immer in seiner Seele wieder. Und das nur eines Fehltritteis willen, den nicht böser Wille, den halbe Kaserei eingegeben. Tausende dürfen ungestraft und vergnügt frevoln, Einem, und nicht dem Unwürdigsten, wächst die Schuld verwichtend über's Haupt. Hatte er Marianneu jemals geliebt? Er verhehlte sich in bitterem Groll die Täuschung längst nicht mehr. Kein innerer Band fesselte ihn an sie. Darum lief er nicht davon und ließ sie ihren's — Der Gedanke war ihm schon sehr vertraut geworden. Aber wohin sollte er sich wenden? Mächtig zog es ihn nach der Heimat. Sein Vater und Hilla's reine Gestalt, seine Thurmklause und seine Bücher, und Franz und die übrigen Studiengenossen, die heiteren Tage des akademischen Lebens — war das nicht Alles noch da und rief und lockte mit unwiderstehlichem Zauber zurück? Er hatte nichts von sich hören lassen, wie mochte man daheim seinen denken? Wie sie auch dachten, Hilla's Bild stand verzeihend vor seiner Seele, und dennoch fühlte er, was er verscherzt habe. Die Erinnerung an sie wurde mächtiger denn je, das einst geschwisterliche Band legte sich fester um sein Herz und oerhielte seine Sehnsucht nach ihr und Allem, was er liebte. Er war auf die Landstraße hinaus gelaufen, er war schon so gut wie unterwegs, — warum besann er sie? Schritte, weit sich auf den Feldern boden und verharrend verzweifelnd das Antlitz in den Händen! — Er durfte nicht mehr allein zurückkehren, sagte er sich. Marianne ging einer schweren Stunde entgegen. War in ihm das Pflichtgefühl bei seinen Jahren auch nur gering, sah er gleich mit Zorn und Scham der nächsten Zukunft entgegen, eine Art Mitleid mit seiner Kleinigkeit erfüllte ihn. Sie ganz hülflos zurückzulassen, erschien ihm als ein neues Verbrechen. Und indem er beschloß, sie nicht zu verlassen, steigerte sich sein Wunsch nach Befreiung, stellte sich eine Flucht immer voieder als ein leichtes Befreiungsmittel dar.

Da ergriff ihn eines Tages ein ganz andrer Gedanke. Was er lange in sich bekämpft hatte, ward heut unwiderstehliches Bedürfniß. Er schrieb in seinem Bureau (denn Marianne sollte nichts davon wissen) einen langen Brief an Franz Rüdiger. Er bekannte dem Freunde, was zu bekennen war, schilderte ihm seinen Zustand, bat um baldige Nachricht über sein und der Seinen Ergehen und den Leumund, worein er sich daheim durch seine Flucht gebracht habe. Schon fühlte er sich erleichtert durch diesen Erguß, und jugendliche Hoffnung flog an wieder lebendiger in ihm zu werden. Franzens Entgegnung kam schneller, als Helmar erwartet hatte. Aber der Ton des Briefes und einige undeutliche und bedenklich klingende Stellen machten ihn stutzen. Franz schrieb ohne jeden Vorwurf, als wärmer Freund, ganz in dem alten herzlichen Ton. Nur behutsam sprach er sich über Helmar's Vater und Hilla aus, und Helmar verstand die Zurückhaltung und sein Auge wurde feucht. Dann aber fuhr Franz fort: „Theurer Freund — denn das bist Du mir noch immer und wirst es bleiben — Du erzählst mir viel, und doch schweigt Du von der Hauptsache, die einen furchtbaren Makel auf Deinen Namen geworfen hat. Ich habe nie daran geglaubt, und werde in dem Glauben an Deine Unschuld bestärkt durch Dein Schweigen. Zu einem unüberlegten Schritt konntest Du Dich hinreißen lassen, zu einem gemeinen Verbrechen niemals. Dieß ist meine feste Ueberzeugung. Trotzdem wirst Du einsehen, daß ich Niemand von Deinem Brief an mich Mittheilung machen darf, daß ich auch Hilla und Deinem Vater nicht sagen darf, daß ich von Dir Nachricht habe. Würde Dein Aufenthalt bekannt, es könnte Dich in die größte Gefahr stürzen. Ach, armer Freund, Deine Rückkehr — Du weißt es selbst — ist somit unmöglich, wenn Du es nicht vorziehst, Dich frei und offen den Gerichten zu stellen, und Dich von der schimpflichen Anschuldigung zu reinigen. Das Letzte wäre das Beste, und faßt Du Dich rein, so komm und sei unserer Liebe und Hülfe gewiß. Denn was wir an Dir verlieren, ist unersetzlich!"

Was sollte das heißen? Ein „gemeines Verbrechen"? Der Brief entfaul Helmar's Händen. Marianne, die ihn gespannt beobachtet hatte, griff darnach und las. Dann knitterte sie das Blatt wüthend zusammen und warf es zu Boden. Sie begann in heftiger Erregung auf Franz zu schelten, den sie niemals habe leiden mögen, und ergoß sich über die Lügerzungen in der Heimat mit leidenschaftlicher Zornwuth. „Marianne!" rief Helmar, indem er sie durchdringend anfah — „weißt Du den Vorwurf in diesem Briefe zu deuten? Fühlst Du keine andere Schuld, als die wir mit meinem Wissen gemeinsam tragen?" Sie brauste heftig gegen Helmar auf und machte ihm Vorwürfe, nun dann schnell das erregte Gespräch zu wenden. Denn ihr erbitterter Tadel traf jetzt ihn selbst, daß er in die Heimat geschrieben und ihren Aufenthalt verrathen habe. Sie verlangte einen schleunigen Bescheid des Briefs, weil nach Frankreich oder Italien hinein wollte sie, und eine schlecht verhehlte Angst verrieth sich auch in ihrem trotzig aufsahrenden Wesen. Allein Helmar hörte nichts mehr, er eilte nach seinem Bureau, um noch an demselben Tage an Franz zu schreiben und völlige Aufklärung zu verlangen.

Acht Tage vergingen ihm in ungeduldigster Erwartung. Er mochte Marianuens Klagegeist nicht mehr ertragen, vermied sie und seine Wohnung ganz und brachte seine Nächte bei einem Bekannten zu. Die Erwartung trieb ihn endlich doch nach Hause. Madame Duval sah ihn kommen, öffnete ihre Stubenthür und rief dem flüchtig Grüßenden halblaut zu: „Lieber Monsieur Bernard (so nannte sich Helmar hier) treten Sie doch einen Augenblick bei mir ein." Helmar folgte und ließ sich auf den Wink der sauberen und anmuthigen alten Dame nieder. „Sie sind lange nicht zu Hause gewesen, lieber Monsieur Bernard," fuhr sie fort, „und ich meinte fast, Sie würden gar nicht wieder kommen." Sie sah ihn mitleidig an.

Er fühlte den Blick und sah beschämt zu Boden. „Es wäre kaum zu verwundern!" murmelte er.

„Ich glaub's wohl, armer junger Mann!" sagte sie gutmüthig. „Sie sollten ein bischen Vertrauen zu mir haben. Kinder hab' ich leider nicht, aber wenn ich rechtschaffene junge Leute sehe, die sich quälen, dann geht es mir zu Herzen, und wir ist, als müßte ich ihnen, wie eigenen Kindern, zu helfen suchen."

„Sie sind sehr gütig," entgegnete Helmar; „aber in Ihrer Macht liegt es nicht, mir zu helfen."

„Bleibecht doch, und in kurzer Zeit werde ich ungerufen kommen. Wissen Sie was? Sie sollten auf einige Zeit verreisen, es wäre recht gut für Sie und für die kleine Frau da oben. Die will ich schon unter meinen Schutz nehmen. Machen wir keine Umstände — ich bitte Ihnen das Reisegeld an. Sie sind ein zuverlässiger junger Mann, denk' ich, und — vielleicht machen Sie anderswo und allein ihr Glück besser als hier. Ist es Ihnen dann gelungen, nun, so wissen Sie ja, wo sie mein Haus zu suchen haben, und alles Uebrige wird sich finden."

Helmar war sehr gerührt über den Vorschlag der alten Dame, der ihn wirklich wie die Ausfluß einer Erlösung anmuthete. Er schwankte noch, ihre Güte anzunehmen, seine Bedenken wurden aber von ihr zurückgewiesen. „Ich beule," fuhr sie fort, „wir werden darüber einig werden. Aber ich habe noch etwas für Sie. Als neulich ein Brief an Sie von weit her, ich denke aus Deutschland, anlam, hatten Sie, wie mir schien, etwas laute Konversation mit der kleinen Frau da oben. Oeffnen ist wieder so ein Brief gekommen, ich hab' ihn verwahrt. Bitte, lesen Sie ihn erst allein bei mir."

Er ergriff erwartungsvoll den dargereichten Brief, erkannte Franzens Handschrift und riß den Umschlag ab. Ein bedruckter Zettel fiel aus dem

Digitized by Google

Briefe, es war der Ausschnitt aus einer Zeitung. Helmar nahm ihn auf und las ihn zuerst. Er erbleichte, ein Entsetzensruf blieb halb erstickt in seiner Kehle. Sein Auge starrte in einen Steckbrief, den die Gerichte hinter ihm und Marianen herschickten. „Die Entflohenen sind verdächtig, den Scheusal des Thürmers N. in Bergau, des Vaters des Mädchens, erbrochen und daraus hundert und fünfzig Thaler entwendet zu haben. Sie sind kenntlich durch u. s. w.“ So fand in öffentlichen Blättern gedruckt. Eine lange Schuldzeung der Personen und Angabe ihrer Kleidung folgte.

Helmar sprang auf, wie ein Krampf schüttelte es seinen Körper, und wie vernichtet sank er wieder zurück und mit Kopf und Armen auf den Tisch. Madame Duval erschrak. Sie hielt ihn für ohnmächtig und lief nach der Essigflasche. Schon aber fuhr Helmar auf, stürzte aus dem Zimmer und die Treppe hinauf. — „Lies!“ fuhrte er Mariannen entgegen, indem er ihr das Druckblatt vors Gesicht hielt. „Lies! Du hast das Verbrechen verübt, bis und Beide schänden! Für eine gemeine Diebin hab' ich mein Lebensglück zertrümmert!“ Marianne erblaßte. Sie sah ihn mit vor Zorn verzerrtem Antlitz vor sich stehen und suchte seinen verwichtenden Blicken auszuweichen. Aber sie faßte sich noch einmal, leugnete durchaus die Schuld, begann wiederum auf die heimlichen Lästerzungen zu schelten und verlangte von Neuem, daß er einen andern Ort zum Verfest für sie ausfinde. „Geh' wohin Dich gelüstet!“ fuhr er sie an. „Nun eine Dirne, die mich betrogen, werfe ich mich nicht länger weg! Nichts hab' ich fortan gemein mit Dir! Schleppe Deine Schuld wohin Du willst, ich weiß, wohin ich die meine trage!“ Er eilte auf die Thüre zu. Marianne, den furchtbaren Ernst der Stunde erkennend, hielt ihn am Arme. „Helmar!“ rief sie, „ich will bekennen! Ich habe das Geld genommen! Nur aus Liebe zu Dir nahm ich es, nur um uns der Flucht zu erleichtern! Und ich sehe es noch heut als kein Unrecht an, denn das Geld gehörte zu meiner Aussteuer, es war mein und es hat mir gemützt, mich von dem Menschen zu befreien, den ich hasse. Helmar, wenn Du mich je geliebt hast —“

Mit einem wilden Aufzachen des Hohns unterbrach er ihre Rede, indem er sich von ihr losmachte. Mariannens Angst verwandelte sich in herrischen Trotz. „Und Du wirst und mußt jetzt bei mir ausharren!“ rief sie mit häßlicher Aufregung. „Ich scherze das ganze Haus zusammen, wenn Du Miene machst, davonzugehen; ich lasse Dir nachsetzen, ich nehme jede Hülfe gegen Dich in Anspruch. Was geschehen ist, ist geschehen, Du bist in meine Schuld mit verstrickten, sie kettet Dich fest an mich, und ich will! es so! Was Du auch im Sinne hast, Du lösest Dich nicht mehr, und könntest Du es noch, so ruf' ich Deine Pflicht in's Gewissen! Du bleibst!“

„Ich weiß, was und wo meine Pflicht ist!“ rief er, sich völlig von ihr losmachend. Eine Wuth ergriff sie, er ergreift noch einmal seinen Arm und suchte ihm die Thüre zu vertreten. Mit Gewalt stieß er sie bei Seite, und während er die Treppe hinabstog, drohte ein schwerer Fall oben im Zimmer. Madame Duval fand bewußtlos in ihrer offenen Stubenthür. Er schoß an ihr vorüber, aus dem Hause, sie aber hieß mit bebenden Knieen die Treppe hinauf zur Wohnung ihrer jungen Miether. —

Helmar stürmte aus der Stadt und der Landstraße zu, die nach Norden führte. Was waren ihm in der tobenden Erregung seines Innern jetzt noch Rücksichten, Mitleid oder Pflichtgefühl für die Elende, die er verließ. Zum glühenden Haß, zu bitterer Verachtung hatte sich Alles gewandelt, und durch die Verzweiflung seines Herzens drang nur ein einziger Gedanke mit einer Art von Berubigung. Fort, nach seiner Vaterstadt strebte er, zur Selbstanklage oder Rechtfertigung — mochte kommen was da wollte! Der Winter streute seine letzten Flocken über die Berge, der Weg war weit und beschwerlich.

Nach Tagen der Wanderung, des Mühsal und Entbehrung stand er in abgerissener Kleidung auf dem Hügel, der ihm seine Vaterstadt zeigte. In grauen Dunst gehüllt lag sie unter ihm, er blickte nach ihren Thürmen, und alle Liebe, die er je zu den Seinen getragen, drang ihm mit Uebermacht in's Gemüth. Zum ersten Male löste sich sein Schmerz in reichliche Thränen. Noch saß er auf dem Felsen, den er und sein Franz so oft erstiegen — sollte er den Freund zuerst aufsuchen und an seiner Brust sich Kraft und neuen Muth sammeln, das Unvermeidliche zu bestehen? Ein großer Vogel schwebte in den Lüften, kam von der Stadt herüber und schien sich auf den Felsen senken zu wollen. Helmar erblickte ihn, streckte die Arme empor und rief: „Bist du's, Aarich, mein Falke? O wärst du's und brächtest mir Botschaft dort von den Thäemen! Könntest du meine Grüße bestellen, Aarich, und mein Fürsprecher sein! Ach, sähen sie drüben in mein Herz, sie würden mich weniger verdammen! Erkennst du den Ruf noch, mein Falke, mit den ich dich einst zu locken wußte, wenn ich die etwas Gutes bewahrt hatte? Komm herab! Es drängt mich, ein einziges Wesen zu umarmen, das sich liebe, dem ich einst lieb war, eh' ich, ein Verbannter, in die alten Mauern einziehe! Aber auch du entfliehst mir und schwingst dich wieder zu den Thäemen, die als verbotene Heimat mich drohend zurückweisen!“

Während dem ging am Fuße der Felsenreihe ein Mann vorüber, der Richtung nach Bergau folgend. Die Bäcken standen von den Aprilwaffern überflutet, auch die Landstraße zeigte sich dem Fußgänger auf eine Strecke hin unwegbar. Er wußte, daß er hier einen Pfad über die Felsen einzuschlagen hatte, den man im Frühjahr zu nehmen gewohnt war. Da hörte er über sich einen Pfiff, wie den Lockruf eines Raubvogels, oder wie Knaben ihn im Walde bei ihren Spielen wohl nachahmen. Der Mann sah empor, ohne Ahnung zu erblicken. Er machte sich seine Gedanken darüber und schlug den Felsenpfad ein.

Helmar wandte das tiefem, schmerzlichem Bruten aufgestört. Bedächtigen Schritts machte sich rollend unter Tritten vorwärts. Er wendete sich und sprang auf. Ein Ausweichen gab es nicht, noch auch suchte es Helmar, und doch empfand er den Anblick des Mannes, der sich ihm auf zehn Schritte genähert, in's tiefste Herz hinein. Zwei alte Feinde standen einander gegenüber. Zwar hatte Helmar den Stadtsecretär Hedrich nie gehaßt, und dieser in dem jungen Mann nur ein unbequemes, aber überwindbares Hinderniß erblickt, allein die kurze Zeit hatte eine tiefe Kluft zwischen ihnen aufgerissen. Auch jetzt noch trug Helmar dem Manne keinen Groll — wie hätte er's gekonnt? — Die Macht der Selbstanklage stimmte ihn eher demüthig gegen ihn. Nur daß dieser Mann ihm als Organ begegnen mußte, warf seine Leidenschaften plötzlich in eine schroffere Haltung und machte seine Blicke finster. Nicht so empfand der Andere. Eine tiefe Erbitterung hatte sich bei ihm festgesetzt, er war als Mensch gekränkt, betrachtete als Aleinbürger und Kleinstädtischer Beamter das Verbrechen der Flüchtlinge ohne Gnade, er hatte nur Verachtung, und obenan stand bei ihm der Gedanke an Bestrafung. Auch er hatte Helmar trotz seiner Verkommenen Zustandes erkannt. Er erschrak über den Anblick, prüfte aber schnell Rath mit sich, was hier zu thun sei. Einige Sekunden lang maßen sich Beide mit gespannten Blicken. Herr Hedrich war zwar ein ungeschickter, aber kein ganz unentschlossener Mann, und da sich hier der große Fall bot, einen steckbrieflich Verfolgten festzunehmen, drängte ihn sein gerichtliches Bewußtsein, etwas zu wagen. „Haben wir Dich endlich, Vagabund!“ rief er, indem er auf Helmar zusprang und ihn am Kragen faßte. Der Jüngere und Stärkere schüttelte ihn leicht ab, und zurücktretend entgegnete er: „Ich bin nicht hier, um mich einfangen zu lassen, sondern um mich freiwillig zu stellen!“

Allein darauf hörte der Stadtsecretär in seinem Eifer nicht, oder glaubte nicht an die Gutwilligkeit des Straftaren. Er begann aus Leibeskräften um Hülfe zu rufen, und damit Helmar ihm ja nicht entspringe, warf er sich noch einmal auf ihn, ihn krampfhaft am Arme festhaltend. Der unglückliche junge Mann, der seine Absichten an dem waghalsigen Pflichtgefühl des Gegners scheitern sah, mochte sich in die Lage des bemüthig Nachgebenden nicht mehr finden, sein Blut gerieth in Bewegung und in heftigem Zorn wehrte er den Angreifer ab. Dieser aber hängte sich wie eine Klette an ihn, und einige Minuten lang sah es wie ein Ringen zwischen Beiden aus. Helmar, gewandter und stärker, schonte den Gegner noch, aber da dieser, festgekrallt an ihn, unter Angst- und Schelrufen nicht aufhörte nach Hülfe zu schreien, übermannte ihn der Zorn, und mit gewaltigem Ruck schleuderte er ihn von sich. Leider hatten Beide nicht bemerkt, wie sie sich während des Ringens dem Rande des Felsens mehr und mehr genähert, und so, aus den Armen Helmars entlassen, stürzte Herr Hedrich vom Abhang hinunter. Helmar selbst taumelte, wurde ein paar Schritte über das Gestein hinabgerissen, hielt sich aber mit blutenden Händen am Gesträuch fest. Schon waren unten Stimmen laut geworden, die den Ruf des Stadtsecretärs entgegnten. Helmar stieg vollends hinunter und fand einige Aderslente aus Bergau bereits um den Verunglückten beschäftigt. Ihre Leiterwagen standen in der Nähe. Der Fallen mochte hier die Höhe von nur etwa fünfzig Fuß haben, doch genügte ein einziges Fallenden, sich ein paar Glieder zu zerbrechen. Wirklich lag der Gestürzte bewußtlos da und schien schwer zu Schaden gekommen. Helmar, jetzt in sein Schicksal gefaßt, griff selbst mit an, ihn auf den Wagen zu schaffen und traf, zur Verwunderung der verdutzten Mitheller, alle Anstalten, ihn in seine Wohnung nach Bergau und unter ärztliche Hülfe zu bringen. Auch an demselben Abend empfingen den Heimkehrenden die Gefängnißmauern, verschlug einer alten Bekannten über den Stadtthor, der die Dienste eines Kerkers zu Bergau vertrat. Diebsgesindel und heimatlos umherstreichendes Volk fand hier eine Schütte Stroh und Zeit zum Nachdenken. —

Einen Schleier über die Verhandlungen und Ereignisse der nächsten Monate!

Der Stadtsecretär lag viele Wochen schwer darnieder, und seine Lage diente nur dazu, eine neue Anklage gegen Helmar zu begründen. Fast unmöglich erschien es, ihn von der Schuld Mariannens zu trennen, zumal man ihr eigenes Zeugniß vergeblich einzuholen suchte. Die Unglückliche war in ihres schwersten Lebensstunde inzwischen gestorben. Und Helmar's Betragen bei all' diesen Verhandlungen schien, wenn immer seine Person Antheil erregte, nicht geeignet, das Urtheil über seine Unschuld

Digitized by Google

zu befestigen. Denn zu stolz, sich als den eigentlich durch Mariannen Verleiteten und Betrogenen zu bekennen, und wieder zu rasch und jugendlich aufbrausend in dem Gefühl, weniger schuldig zu sein, als man annahm, verwirrte er seine Aussagen und gab endlich mehr zu, als er zugnächst hatte. Das Urtheil über ihn war gefällt. Die Einen hielten dafür, daß diesem „furchtbar gefährlichen" Menschen, der sich breier Vergehen schuldig gemacht, eine fast zugemessene Strafe entheilt werden müsse; Andere fühlten tiefes Mitleid und mochten sich vom seiner höchsten Strafbarkeit nicht überzeugen. Es ward endlich ein milder Spruch gefällt — ach, er war noch hart genug! Er entfandte ihn weit fort und hieß ihn die schönsten Jahre seines Lebens nutzlos und leer zwischen Kerkermauden verträumen. —

(Schluß folgt.)

Schwäbische Fresko-Anekdoten.

In Schwaben läuft eine Menge der köstlichsten Anekdoten um, ohne daß es bis jetzt Jemand unternommen hätte, dieselben zu sammeln. Sie gehen von Mund zu Munde, werden gern und viel belacht und fliegen so den Bewelt, daß der schwäbische Stamm neben vielen andern guten Eigenschaften auch die hat, daß er sich über sich selbst lustig machen kann. Denn wir in Folgendem eine kleine Blumenlese und diesen Anekdotenschatze geben, so verlennen wir keineswegs, daß einzelne derselben dem schwäbischen Leser bereits bekannt sein werden, dagegen wird sie der Nichtschwabe um so lieber aufnehmen, als sie eine Probe von der ganz besonderen Art des schwäbischen Humors geben, der bisher in der Literatur noch nicht seine gebührige Würdigung fand. Wenn die folgenden Anekdoten theilte sein, so sind sie gewiß schwäbischen Humorikers. Abraham a Sancta Clara (Megerle), Weber, Weismann, Reiffe ꝛc. nicht immer die Gewanden des Anekdoten einhalten, ja sich hänig genug in Unflätigkeiten verlieren. Auch die humoristischen Gedichte von Besfaltes des „weiland Obersten Biedermaier", die unter dem Titel „Rheinschwäbische" im Karlsruher erschienen sind, halten sich leider nicht ganz frei von dieser bedenklichen Neigung. Eine Anekdote, die mir neulich dagegen machen die Gebrüder schwäbischer Komiker, weiter Rudolph Steinminger jüngst veröffentlichte. Obwohl von gesunden schwäbischen Humor durchdrungen, können sie ihrer guten Laune nicht wegen nicht weht zu den humoristischen Cynikern schwäbischer Literatur gezählt werden. Aber sie wußten an dieser Stelle Einbohnung finden, weil Rudolph Steinminger den Versuch lieferte, daß man im schwäbischen Dialekte schreiben und dichten kann, ohne in Unflätigkeiten zu verfallen.

Indem wir nun nach dieser kurzen Einleitung unmittelbar vor den Reigen der Anekdoten treten, bei mir noch zur Orientierung bemerken, daß wir dieselben mit mit einer Anzahl den „Schwäbischen Anekdoten". Wer weiß, ob der dem gemäßig kommenden und oft daherdenen Ton unserer Zeit der schwäbisch-württembergischen Schule, dieß bezeichnende, saubige Wesen, nicht bald wie die Dronte auch den Lüfte Mauritius zu den ausgestorbenen Arten gehören wird. Irgendwo wird dann möglicherweise noch Den auf, was künftigen Forschern in menschlichen Dingen die Möglichkeit bieten kann, diesen Zweig der schwäbischen Stammesigenthümlichkeiten sinnigen Gesichtsehen in seiner Aeußerlichkeit zu beobachten. Der Schulze, Schultheiß, oder wie man in Schwaben sagt: der „Schuldeß" ist entweder Bauer, oder er hat im Finanzoder Justizexamen die niedere Stufe derselben bestanden. Im ersteren Fall heißt er „Bannalsonderheit" und gemeine hohe Rotung; im zweiten Fall heißt er „Schreiberswidem" und hat Mühe, sich bei den Bauern in Achtung und Ansehen zu halten. Der Schultheiß übt die niedere Gerichtsbarkeit und sämtliche Polizei, die Gerichtsbarkeit und noch eine Menge anderer in das Gerichtsleben tief eingreifender Funktionen aus. Er macht eigentlich alle seinen Verhandlungen, und da der Bauernschlag zu ihrer Ausübung nicht nur eine gewisse Bildung und Gewandtheit im Schreiben, sondern auch eine Menge anderer in das Gerichtsleben tief eingreifender Funktionen aus. Er macht eigentlich alle seinen Verhandlungen, und da der Bauernschlag zu ihrer Ausübung nicht nur eine gewisse Bildung und Gewandtheit im Schreiben, sondern auch eine Menge anderer in das Gerichtsleben tief eingreifender Funktionen aus. Er macht eigentlich alle seinen Verhandlungen, und da der Bauernschlag zu ihrer Ausübung nicht nur eine gewisse Bildung und Gewandtheit im Schreiben, sondern auch eine Menge anderer in das Gerichtsleben tief eingreifender Funktionen aus. Er macht eigentlich alle seinen Verhandlungen, und da der Bauernschlag zu ihrer Ausübung nicht nur eine gewisse Bildung und Gewandtheit im Schreiben, sondern auch eine Menge anderer in das Gerichtsleben tief eingreifender Funktionen aus.

1.

Zur Zeit der Blütezeit in das Begehen manches in die Bleinberge führenden Weges verirren. Dieses Verirren mußte sich nicht immer durch Absicht, sondern durch sogenannte „Vorwechsen" des Weges, d. h. durch jene Manipulation anges zeigt, vermöge deren eine Gerte an beiden Enden quer über den Weg verbiegen in die Erde gesteckt wird. Es ist klar, daß solch Art der Verkehrsverhinderung dem Fremden nicht verstanden wird, und so kam es, daß ein Touriß nicht ahnend auf verderbenen Wege schritt, von dem Flurschützen verhaftet und vor den Schultheiß geführt wurde. Was hier weiter folgte, mag der nachfolgende Protokoll-Auszug lehren.

Actum ut p. den Xten.

Fleckenschlag Zingerle stand den N. N. und N. vor, den er in dem gegenwärtig verhörten Zugweg lande. Auf Verhalt erklärt N. N., er sei nicht strafbar, denn er habe nicht gewußt, daß der Zugweg verboten sei. Da lächelte aber das Schultheißenamt und strafte den Frevelmuth demnach um 1 fl. 30 kr.

Zur Kenntniß

(L. S.) Schultheiß Mistle."

2.

Der Fuchsbalmer in Langenschmiedingen ist wild auf den Beisel Jörg, weil er glaubt, von diesem in seinem Ehrenrechten angegriffen worden zu sein. Eines Tages geht Beisel an der friedlichen Hütte des Fuchsbalmers vorüber. Dieser biederte Landmann ergreift einen gewichtigen Stein und wirft ihn nach Beisel. Letzterer aber bückt sich zu rechter Zeit, der Stein fährt über sein Ziel hinaus und zertrümmert die Fensterscheib des Nachbars Michel. Wegen des Schadens wird Michel klagbar beim Schultheißenamt und der Schuldeß entscheidet: Beisel Jörg muß die Scheibe bezahlen, denn hätte er sich nicht gebückt, so wäre die Scheibe unversehrt geblieben.

3.

In dem zu Kleinbrunnlingen verheißungsvollen Bad wurde einst der Leichnam eines Ertrunkenen gefunden. Der schwierige Fall mußte an das k. Oberamt gemeldet werden. Am Schlusse des Berichtes fügte der Schultheiß bei: „Den Umbekannten hat Niemand gekannt, auch war der Leichnam schon ganz schwachsatt."

4.

Ein württembergischer Regent hatte einst das Ungemach, daß ihm auf einer Reise durch das Land an seiner Equipage ein Wagenrad brach. Die Reise mußte bis zur Wiederherstellung des Schadens aufgegeben und die dazu nöthige Zeit in einem nahegelegenen Wirthshause zugebracht werden. Der Fürst hatte zur Langeweile umherlaufen, welche sich das Gloßen und Anstaunen der Bauern keineswegs gewinkert wurde. Endlich fragte Serenissimus nach den Schuldverhältnissen des Orts. Da wurde ihm unter Anderem angezeigt, daß ein Schreiber nichts Bemerkenswerthes angegeben werden. Serenissimus, welche sich für Landwirthschaft, Viehzucht ꝛc. ungemein interessirten, begehrte sich nun zum passenden Manne, um es auch von diesem Zweig der Landeskunde zu ziehen. Das Thier aber gab durch Grunzen und Quicken zu verstehen, daß es gar nicht gewillt sei, der Einladung Folge zu leisten. Der Fürst wurde begreiflicherweise ob und wollte nicht, daß der Schuldeß sich weiter Mühe gebe. Dieser aber packte das Schwein nur noch stärker an den Hinterbäcken und trieb es endlich mit aller Gewalt unter den Wirtsan den Stalle: „Nol, wi, Semm' do ne(n) 'raus, du muß bei allergnädigster Landesherr sein!"

5.

In Tumultingen ist die Mann, der sich sehr darüber verwundert, daß alle Direktoren von Kunstvereinsgesellschaften den gleichen Vornamen, nämlich „Circus" haben. Die heißen Circus Hintemann, Circus Hinnö, Circus Anny, Circus Wull ꝛc. Er kann sich das nicht erklären, heißt aber im ganzen Städtchen, seit er dieses Bedenken äußerte, der „Circus".

6.

Herzog Karl, oder wie man in Württemberg heute noch sagt: „Karl Herzog", war bekanntlich ein ziemlich jähzorniger Herr, der schnelle Justiz liebte. Als die Hebenheimer Gartenanlagen vergeßlich wurden, kam er einmal gerade zum Einfalle eines Stückes Land. Ein Arbeiter, der sich beiendern angelegentlich dabei betrug, erregte seine Herr Durchlaucht, und wenn der Serenissimus ein Meister anzog, so schlug es auch gleich ein. Er hieß alle einen seiner Diabuchen an der nächsten Hecke eine Grube schaufeln und dem ungeschickten Sämann Fünfundzwanzig aufmessen. Eine anderer Verdächtiger hatte darauf und brach während der Operation in ein schallendes Gelächter aus. Dich verdreh dem Herzog sehr und er rief dem sachen zu: „Karl, was hab Du? Ich lach, weun Du nicht aufhörst zu lachen, der kommt Du auch Fünfundzwanzig." — Ach, Durchlaucht," erwiderte der Mann, dachten an Gnaden. „I dan se glacht, weil i ne(n) nia g'seha han, daß mer so schnell heimerannder lät, schneidet und pfeift." Durch diese schlagfertige Antwort war der Zorn des Fürsten entwaffnet, und er selbst gab das Zeichen zu einem heiteren Lachsturm.

7.

Derselbe Fürst, ein Freund von raschen billigen Ausweisen, und als solcher nicht sehr empfindlich, trat einst einem Jungen, der zwei Eier am Schlesse verbrieselt, zu: „Wohin ihr Drei?" Einer klebten Lage nach soll der Junge geantwortet haben: „Am Bierten werden!" Herauf habe der Fürst den Jungen in seine Dienste genommen, wo dieser sein Glück gemacht habe.

Charade.

Die Ehier ist Stütze und Lebensweise.
Die Letzten ein Gebäu gewalt'ger Natur,
Das Ganze sind'n Du bald hast und bald viel,
Doch bringt es immer Dich viel auf die Spur.

Rösselsprung.

	trau-	den	ten	mann	gel	dem
in		se	den	mit	ke-	ne
den	de-	glück	stets	lehrt	er	sich
kennt	den	den	ne	lieb-	ins	au-
der-	lit	dem	de-	kampf	ang'	er
wird	ih-	gen	lich	im	nah	gent
	dem	sie	ge-	dem	sich	gent

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 3.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geschichte aus Dithmarschen

von

Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

3.

Die verhängnißvolle Schlittenpartie.

Miguel fiel bald in einen tiefen und langen Schlaf. Träume umgaukelten ihn nicht, denn die erschöpfte Natur verlangte nach wieder eingetretener Ruhe unverkürzt ihr Recht. Als er endlich von einem tönenden Geräusch erwachte, daß er schon im Schlafe eine gute Weile vernommen hatte, war es sehr dunkel. Nur durch die beschneiten Scheiben der kleinen Fenster hämmerte ein fahler Schimmer, der von dem wolkenumflorten Monde herrühren konnte.

Anfangs wußte Miguel nicht recht, wo er sich befand. Er rieb sich die noch immer schlaftrunkenen Augen, tastete um sich und erfaßte eine dicke Trodbel, die baumelnd schon ein paar Mal seine Nase leicht gestreift hatte. Nun wußte er, wo er war, denn diese an starker Schnur von dem Himmel des Bettes herabhängende Trodbel war ihm schon am Tage aufgefallen. Er wußte nicht genau, zu welchem Zwecke man sie angebracht hatte; als er aber in den weichen Daunenbetten wie in einer Gruft versank und sich aus diesem Meer von Federn nicht wieder aufzurichten vermochte, griff er instinktmäßig nach der Trodbel, die sofort die gewünschten Dienste leistete. Dasselbe Manöver machte Miguel jetzt wieder, um auf die Füße zu kommen und das nur zu weiche Lager verlassen zu können. Da hörte er in der Ferne singen. Lauschend blieb er aufrecht sitzen und lüftete die weichen, mit Spitzen eingefaßten Vorhänge. Die Stimme klang rein und hell, und es war gar kein Zweifel, daß von ihr das tönende Geräusch hergerührt hatte, das ihn endlich vollkommen ermunterte. Nach den kurzen Pausen, welche die Sängerin machte, und aus der sich gleich bleibenden Melodie schloß Miguel, daß es ein aus mehreren Versen bestehendes Lied sei, und bedauerte nur, die Worte desselben nicht vernehmen zu können.

Eingemummtes Mädchen. Das Bibelliesen. (S. 28.)

Digitized by Google

Wer aber war die Sängerin, die mit solcher Sicherheit und mit so prächtiger Sopranstimme, wahrsch.inlich nur zu ihrem eigenen Amüsement in dieser Nacht, wie es schien, sich dem Genusse der Vergnügen hingab? Jndessen konnte sie kaum dahin, denn es rührte sich, als sie endigte, keine Hand. Ueberhaupt war es vollkommen still im Hause. Außer dem Perpendikelschlag der großen Dielenuhr ließ sich kein anderes Geräusch hören.

Eben wollte Miguel den Rath seines Gastfreundes befolgen und die Klingelschnur ziehen, um sich Licht bringen zu lassen, da begann der Gesang auf's Neue. Diesmal wurde dazu Klavier gespielt. Es war eine Arie aus einer beliebten Oper, die Miguel selbst ein paar Mal hatte aufführen helfen.

„Ah! mit Gewißheit haben," sagte er entschlossen zu sich selbst und warf sich schnell in die Kleider. „Wer sind ja im Spötherbst, mithin wird es noch nicht Nacht sein, ich müßte denn doch einen wahren Todtenschlaf gehabt haben. In diesem traurig den Norden geht die Sonne ja leider früher unter, ehe wir in Hasanna uns zum Mittagsmahle setzen! Ich will doch sehen, ob man an mich denkt."

Er zog herzhaft die Klingel, erschrak aber über den Lärm, den er damit anrichtete. Denn nicht eine gewöhnliche Schelle, sondern eine Glocke, die man eine Viertelstunde weit hören konnte, war durch seinen unvorsichtigen Zug in so heftig schwingende Bewegung gekommen, daß sie gar nicht aufhören wollte zu lauten.

Gesang und Musik verstummten sogleich, es ließen sich Schritte hören, und als die Thür geöffnet ward, erblickte Don Miguel die robuste Gestalt seines zuvorkommenden Wirthes.

„Ich habe wohl sehr lange geschlafen und Sie nun durch mein unvorsichtiges Läuten gestört und erschreckt?" sagte er etwas verlegen zu dem Wollmacht, „ich bitte deßhalb um Entschuldigung."

„Da gibt's nichts zu entschuldigen, werther Herr," entgegnete freundlich der Hofbesitzer. „Meine Tochter pflegt immer zu klimpern und zu singen, wenn es nichts Wichtigeres für sie im Hause zu thun gibt. Sie kann zu jeder Zeit wieder anfangen, d. h. wann es Sie nicht belästigt."

„Belästigt!" wiederholte der junge Mann. „Kann man belästigt werden, wenn man Engelsstimmen zu vernehmen glaubt? Wissen Sie, daß ich im Halbschlafe bei dem Gesange Ihrer Tochter mich in's Paradies versetzt wähnte?"

„Jm Vergebung, Herr, solche Worte überschwänglicher Bewunderung lassen Sie mein Kind ja nicht hören!" versetzte der Wollmacht. „Das Mädchen könnte dadurch eingebildet und eitel werden und sich nicht mehr glücklich in ihren einfachen Verhältnissen fühlen. Die Natur hat sie allerdings mit einer guten Stimme beschenkt, von der sie auch zu ihrem eigenen Vergnügen Gebrauch machen soll, eine geschulte Sängerin aber ist sie nicht und wird sie auch niemals werden."

„Dennoch werde ich die Sekarita bitten, mir recht oft, wenn sie Zeit hat, etwas vorzuspringen," sagte Don Miguel.

Der Hofbesitzer lachelte.

„Das ist Ihnen unverwehrt," entgegnete er. „Gar zu oft werden Sie Ihre Bitte nicht wiederholen, denn Meta versteht nur die wenigen Stückchen zu singen, die sie in freien Stunden sich mühsam eingübt hat."

Diese Bemerkung des Wollmacht entsprach nicht ganz genau der Wahrheit. Meta sich weder das Einüben eines Liedes schwer, noch wußte sie deren nur einige wenige vorzutragen. Eine Dilettantin aber in Spiel und Gesang, und zwar eine wenig geschulte, war sie allerdings. Ihre guten Naturanlagen mußten ersehen, was ihr an künstlerischer Ausbildung abging.

Don Miguel Saltiero war ebenfalls kein großer Musikkenner, aber er besaß Gehör und Geschmack genug, um gute Musik von talentlos, einschmeichelnden Gesang, natürlich vorgetragen, von mühsam erkünstelten unterscheiden zu können. Außerdem hatte Meta durch ihr ganzes Auftreten und durch ihre Schönheit, die Jedem in die Augen fallen mußte, für ihn etwas so merkwürdig Bestechendes, daß er auch ein höchst unbedeutendes Talent an ihr bewundert haben würde.

Auch an dem letzten Abend knüpfte sich zwischen dem Hasaannesen und Meta eine Unterhaltung an, zu welcher die Musik den Stoff hergeben mußte. Meta hörte Anfangs mehr als sie sprach, denn das Deutsche klang im Munde des Fremden so ganz eigenthümlich, daß es ihr wie eine fremde Sprache vorkam, deren Verständniß sie selbst in Erstaunen setzte. Gerade dieser fremdartige Accent aber hatte etwas eigenthümlich Bestechendes, und je länger Don Miguel sprach, desto aufmerksamer und sicher hörte Meta ihm zu.

Berschrocken war das junge Mädchen in seiner Weise. Dieser beklagenswerthe Ausbruch moderner Erziehung konnte ihren natürlichen Entwicklungsgang nicht verunzieren. Sie gab sich stets, wie sie war; sie sagte unumwunden, was ihr nicht gefiel, und machte kein Hehl weder aus ihren Neigungen noch aus ihren Gedanken. Eine Folge dieser unverhüllten Natur war, daß sie sich nie zierte und von der verführerischen Kunst der Koketterie nicht einmal eine Ahnung hatte.

„Wenn es Jhnen Vergnügen macht und Sie mich nicht auslachen," versetzte Meta auf das jungen Spaniers Bitte, der ihr viel Rühmendes von den Gesangeskünsten der Krcolinnen in seinem Vaterlande erzählte und mit der Bemerkung schloß, daß er noch viel lieber ihrem Gesang lausche, „bin ich gerne erbötig, Jhnen einige meiner Lieblingslieder vorzutragen. Wollen Sie mich begleiten?"

„Ich bin ein gar zu großer Stümper auf dem Klavier, Señorita," entgegnete Don Miguel. „Ja wenn ich eine Guitarre oder Mandoline hätte! Leider ist mein sehr lobbares Jnstrument ein Raub Ihres grausam wüthen Meeres geworden!"

„Wie schade!" rief Meta, setzte sich an's Klavier und that ihr Möglichstes. Der Hasaannese saß in einiger Entfernung von der Spielenden, hörte mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu und verschlang das schöne Mädchen, die bei Licht noch bestechender aussah als am Tage, mit heißen Blicken. Meta's Mutter, müde von der Arbeit des Tages, hatte Platz in einem bequemen Rollstuhle genommen und hörte mit geschlossenen Augen zu oder schlief auch vielleicht schon halb. Der Wollmacht aber ging mit dem Kapitän, der sehr viel sprach, Tabak rauchend im Zimmer auf und nieder, blieb bisweilen ein paar Sekunden hinter der Tochter stehen, lobte ihr wohl auch auf die Schulter, indem er ein: „Brav, lieb' Töchterchen! Nur immer muntig fortfahren!" einflocht, und wechselte lächelnd Blicke des Einverständnisses mit seinem jungen Gaste, so oft dieser dem Auge des Vollmacht begegnete.

„Braoa! Braoa! Grazioà!" sprach Miguel und klatschte leise in die Hände, als Meta endigte und mit den Worten aufstand: „Nun ist's genug für heute, sonst bin ich morgen heiser. Dieß rauhe, stürmische Wetter ist ohnehin der Stimme nicht zuträglich. Ein andermal mehr, wenn's beliebt."

Sie machte eine ganz eigene Art von Verbeugung, die Miguel nie zuvor gesehen hatte, die ihm aber doch gefiel, weil sie besonders und originell war, wünschte ihm mit der freundlichsten Stimme von der Welt eine glückliche Nacht, rättelte dann die Mutter aus ihrem Halbschlafe auf und verließ mit ihr zusammen das gemeinsame Wohnzimmer.

Meta's Wunsch ging Don Miguel buchstäblich in Erfüllung. Er träumte die ganze Nacht von dem schönen Mädchen; er hörte sie im Traume singen und spielen; er stand hinter ihr und wendete, so oft sie das Zeichen dazu durch leichte Neigung ihres Hauptes gab, die Notenblätter um, und fühlte, als ob er sich zu ihr wandte, den weichen Hauch ihres Mundes. „Das ist entweder eine sehr dumme Geschichte," rief er sich am andern Morgen zu, „oder ich bin dazu bestimmt, hier unerwartet mein Glück zu machen. Ich möchte auf der Stelle vor dem Mädchen niederknien und sie um Liebe anflehen. — Wenn der Himmel nur nicht gar so entsetzlich grau und das Land nicht so fürchterlich einödig wäre! Es gibt, scheint es, außer schönen Pferden, sehr vielen Rüben und Kälbern von andern Thieren, die man zu Gesicht bekommt, nur noch Krähen. Das aber sind Vögel, die mir in hohem Grade zuwider sind, und deren abscheuliches Gekrächz mir alle Heiterkeit der Seele stets verscheucht hinein! Darum, Miguel, sei vorsichtig und laß Dich nicht von einer verführerisch schönen Seejungfer in unzerreißbare Banden schlagen!"

Ob Meta ähnliche Gedanken beschäftigten, erfuhr Niemand. Das junge Mädchen blieb sich stets gleich, war ihrer Gewohnheit gemäß früh und spät thätig, und achtete dem Anscheine nach gar nicht auf den fremdländischen Hausgenossen. Man konnte das freilich der Tochter des Wollmacht nicht als großes Verdienst anrechnen, denn Don Miguel Saltiero theilte sich den Tag in einer allen Bewohnern des Marschhofes unerhörten Weise ein. Vor zehn Uhr des Morgens ward er Niemand sichtbar, manchmal dauerte es sogar noch länger ehe er ein Zeichen des Lebens von sich gab. Später trieb er gern im Hofe oder besuchte nächster Umgebung herum, voraussgesetzt, daß der Wind ihn nicht zu rauh anblies. Blieb er im Hause, so hielt er sich meistentheils an den Wollmacht, auch wenn dieser beschäftigt war. Der reiche Pflanzer zeigte dann eine gewisse Theilnahme für Arbeiten, wie sie einem bildungsfähigen Hofbesitzer obliegen, und ließ sich durch Fragen über Sachen, die ihm fremd waren, zu interessiren. Kaum war das Mittagsmahl eingenommen, bei welchem Miguel stets einen vortrefflichen Appetit entwickelte, so zog er sich wieder in's blaue Zimmer zurück, um ungefähr anderthalb Stunden Siesta zu halten. Erst später, wenn es bereits zu dämmern begann, zeigte er sich den Hausgenossen wieder. Dann aber war er heiter, oft ausgelassen, und wenn ihm nur Jemand Gesellschaft leisten wollte, so konnte er in liebenswürdigster, bisweilen auch in sinniger Weise die Zeit bis tief in die Nacht hinein vertändeln.

Außer bei Tische sah Miguel die Tochter des Hauses nur in den späteren Abendstunden, wo es im Marschhofe gewöhnlich sehr heiter zuging. Freunde, Bekannte und Verwandte kommen dann oft zu Besuch, und da der Wollmacht als begüterter Mann nach Art der Dithmarsen ein Haus machte, so fehlte es weder an ausserlesenen Speisen noch an feurigem Wein.

Der junge Fremde, den ein verderbenbringender Sturm an's Land

Digitized by Google

gewoſen hatte, geſiel Allen durch ſein offenes, freundliches Weſen, und war bald in den Häuſern der erſten Familien des bedeutenden Ortes ein gern geſehener Gaſt. Klaus Aetel Lübken machte es ſich zum Vergnügen, Miguel überall vorzuſtellen, auch ſo oft es ſich thun ließ, ihm Winke zu geben über die Verhältniſſe der Familien, mit denen er ihn bekannt machte. Auf ſolche Weiſe lernte der Havanneſe ein Stück Landesgeſchichte kennen, erfuhr das hohe Alter der Geſchlechter, deren Urſprung ſich Jahrhunderte weit zurückdatirte, und kam zu der Einſicht, daß er nicht nur auf claſſiſchem Boden lebe, ſondern daß er mit Menſchen verkehre, die, ohne auf adlige Abſtammung Anſpruch zu erheben, es doch zum großen Theil mit der älteſten Adelsariſtokratie aller Völker aufnehmen konnten.

So wenig nun auch Don Miguel Saltiero das Land geſiel, in welches ein ſeltſames Geſchick ihn verſchlagen hatte, ſo gut verſtand er ſich mit deſſen Bewohnern, und er hätte von Natur anders geartet, weniger der Eitelkeit zugänglich und ein abgelagter Gegner aller Abenteuerlichkeiten ſein müſſen, wenn er der Einladung zu längerem Verweilen, die der Wohlmacht und Herzlichkeit an ihn richtete, nicht hätte folgen ſollen.

An Zeit hatte der junge Kſtanger Ueberfluß, und wie er ſie verwenden, ob auf nützliche Weiſe benutzen, ob thöricht und leichtſinnig vergeuden wollte, hing von ſeinem Belieben, von ſeiner Laune ab. Um ſich in Europa umzuſehen und etwas europäiſchen Schliff anzunehmen, hatte er ſeiner ſchönen Heimat den Rücken gekehrt. Es blieb ihm allein überlaſſen, wo er ſich heimiſch niederlaſſen wollte, und da er ſich unter den vorzüglichen, kernfeſten, freundlichen Menſchen, die ihm das Leben gerettet und ihn nach traurig verlebten Stunden namenloſer Qual liebevoll und uneigennützig gepflegt hatten, wohl fühlte, ſo dünkte es ihm eine Pflicht der Dankbarkeit zu ſein, wenn er ihren Wunſch erfüllte und den Winter hindurch bei ihnen blieb.

Der Kapitän, deſſen Schiff auf dem Watt vor dem wohrdener Hafen nach wenigen Tagen ſchon gänzlich zerſchellte, war mit ſeinen wieder genaſenen Leuten abgereiſt. Er nahm Miguel das Verſprechen ab, in brieflichem Verkehr mit ihm zu bleiben und im nächſten Frühjahr, ehe er eine längere Reiſe durch Deutſchland antrete, um ſpäter die ſüdlichen Länder Europas zu beſuchen, einige Wochen auch bei ihm zu verweilen.

So blieb denn der Ueberall gern geſehene und — ſollen wir die ganze Wahrheit ſagen — von Allen ein wenig verzogene junge Kſtanger allein bei ſeinen Gaſtfreunden und brägte ſich vollſtändig bei ihnen ein. Da Jeder darauf bedacht war, dem Fremden eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen oder irgend ein Vergnügen zu bereiten, ſo fehlte es weder an Abwechſelung noch Zerſtreuung. Man arrangirte allerliebſte Keine Familienballe, auf denen die ungezwungenſte Heiterkeit herrſchte, und denen unbeſtritttener Held und König Don Miguel Saltiero war. Bei dieſen Feſten entfalteten die Holbeſitzer, die ſich gern freie Marſchbauern nannten, einen Reichthum an koſtbarem Tafelgeſchirr, der Miguel wahrhaft imponirte und ihn die Ueberzeugung beibrachte, daß er wirklich unter einer reichbegüterten Bauernariſtokratie lebe.

Ueber Manches freilich mußte der heitere, ſehr lebensluſtige Havanneſe lächeln, und hätte er Freunde ſeines Landes um ſich gehabt, ſo würde es auch an allerlei Neckereien und Spöttelein nicht gefehlt haben. Die wackren Leute blieben denn doch bei all' ihrer ſonſtigen Tüchtigkeit in gewiſſer Beziehung Bauern; Miguel, dem eine unnachahmbare Grazie angeboren war, fand ſeine Freunde ohne Ausnahme ungelenk, eckig, fleiſ, und er mußte oft gewaltſam an ſich halten, um ſich nicht über ſie luſtig zu machen. Die Gewandteſten von Allen waren der Vollmacht und der Kirchſpielvogt, welcher Letztere den im Weſten mit eben ſehr ſtarken Havanneſen auch noch durch ſeine große Liebenswürdigkeit imponirte.

Einen viel ſchlimmern Stand als die Männer hatten dem ſpottſüchtigen Miguel gegenüber Frauen und Mädchen, mit denen er zuſammenkam. Häufig waren allerdings die Meiſten, und eigentlich gefielen ſie ihm alle ohne Ausnahme durch die beſtechende jugendliche Friſche ihres Ausſehens. Er vermißte nur Zwiſchen, ohne das es ſich eine liebenswürdige Weiblichkeit gar nicht denken konnte, Anmuth und Grazie der Bewegung! Auch ſeine jüngſten und geſprächigſten Tänzerinnen ſchwebten nicht, ſie traten immer feſt und ſchwer auf, und ganz unmöglich war es ihnen, ſich ſo zu verbeugen wie ſeine ungemein graziöſen Landsmännnen. Meta allein machte, wie ſie ja auch in allen andern Dingen ihren Mitſchweſtern den Rang ablief, auch darin eine Ausnahme. Ihren Tanz fand Miguel ſchön, wenn auch nicht ganz ſo leicht wie den der Kreolinnen. Dafür hatte er etwas mehr Getragenes, ja Majeſtätiſches. Die Frage: ob Meta auch anmuthig ſei, hatte er ſich nie vorgelegt, weil ihm nichts Störendes an dem ſchönen Mädchen aufgefallen war, das ihn mit ihren tiefen ſonnigen Augen und ihrer wohllautenden Stimme gänzlich beherrſchte.

(Fortſetzung folgt.)

Die letzte Maurenburg.

Die Alhambra.

(Vgl. S. 29.)

Ein Palaſt von wunderbarer Schönheit, dem ſich keiner mißt.
Der von unſres hohen Sultans Herrlichkeit erſchaffen iſt.
Prangt mit aller Reize Anmuth, mit der Blüten Glanz dich Haut,
Tauſend ſchalten ihren Reigen hier der Liebesmacht Dienſten aus.
Arab. Inſchrift der Alhambra.

Ueber einer von Laub und Waſſerfülle überquellenden, von rieſigen Nußbäumen beſchatteten Stromſchlucht, die bei den Arabern als Sitz der irdiſchen Glückſeligkeit geprieſen und wegen ihrer geſunden, lebenſpendenden Luft von ferner beſucht wurde, ragen auf ſahlen Felſen die röthlichen Mauern und Thürme der Alhambra empor, vor uns aber leuchtet von nach höherem Bergſtange aus Myrten- und Granatenbickicht in traumhafter Schönheit der Generalife hervor. Ein weithallender Paut umfaumt heute gewaltigen Ueberreſte der maurifchen Herrſchaft in Granada. Selbſt im Winter unter den ſchneebedeckten Bergen ringsum lacht die Natur in grünſchimmernder Pracht. Duftende Blumen, blättereiche Bäume, der Vögel Geſamtchor begleiten uns auf den anmuthigen Kreuzwegen, während das Waſſer über moosbewachſene Felſen ſtürzt und die reigendſte Abwechslung bietet. Auf ſolch' romantiſchen Bergen nähern wir uns auch den Schloſſes-Höhen, wo einſt die ganze Ueppigkeit und Pracht des Orients ihre Heimath aufgeſchlagen. Eine arabiſche Inſchrift über dem großen Thor ruft uns den Wahlſpruch des Islam: „Es gibt nur einen Gott und Muhammed iſt ſein Prophet“ entgegen und verheißt dem Volk Glück und Segen. Treten wir durch die arabiſch gewölbte Pforte, ſo fällt unſer Blick auf einen Altar mit Kreuz, Bildern und brennenden Lampen. Hier, wo einſt die Alten und Weiſen des Volks auf breiten Bänken ſaßen, um Recht zu ſprechen, hat jetzt die chriſtliche Kirche ihren Sitz aufgeſchlagen. Ein großer viereckiger Bau, der nichts vom mauriſchen Charakter hat, fällt uns nun in die Augen. Zwei Pfeiler am großen Eingang tragen jene ſpirale Form, wie die Trajansſäule in Rom. Wie ſtehen auf dem Platz der Alcibés oder Zitternen: uns zur einen Seite liegt die Alcazaba oder Citadelle mit mehreren Thürmen; den Raum auf der entgegengeſetzten Seite nahmen ehemals eine Moſchee und der Königspalaſt ein, aber nirgends eine umfangreiche Schloßanlage, ein Gewimmel von Thürmen, Pavillons, Höfen, Bädern, Haremsgemächern, ſowohl ſah die königliche Familie, als für deren Geſolge. Einen Theil dieſer Gebäude hat Karl V. zerſtört, um Raum für einen Palaſt im Renaiſſanceſtyl zu gewinnen, den er hier 1526 aufzuführen begann, der mauriſchen Bauweiſe mit der chriſtlichen zu trotzen, obgleich dieſe nichts als eine Nachahmung griechiſcher und römiſcher Muſter war. Kaiſer Karl's Schöpfung blieb unvollendet, während der Mauren Kunſt noch immer mächtige Eindrücke hervorbringt. Der maurifche Palaſt ſelbſt, der aus mehreren Bauten und Höfen beſteht, hat zwar ein unregelmäßiges und niedriges Aeußere, Dieſes iſt niedergeriſſen und verfallen, aber der Hauptbau iſt ziemlich wohl erhalten. Ein großer, ſogenannter Löwenhof trägt ſeinen Namen von zwölf Alabaſterlöwen, deren Waſſerkunſt leider verſiegt iſt. Eine ſchöne Gallerie, ringsumher führend, wird von einer großen Anzahl Alabaſterpfeiler getragen. Ein anderer Saal trägt den Namen des „Saals der Geſandten“. In dieſer Thron- und Audienzhalle, deren Balkonfenſter über den ſteilen Thale des Darro ſchweben und Ausſichten von unbeſchreiblicher Schönheit darbieten, verſteht ein geheimnißvolles Halbdunkel und friſch ſich bewegen an den reichgemalerten Wänden, deren jadefarbenig hin- und herſchiemende Linamente jeden Verſuches einer Schilderung ſpotten. Die Tiefe der Mauern verleiht den neun reich betwirten Fenſternischen, welche drei Seiten des Saales einnehmen, das Anſehen von kleinen Gemächern. Die Perle des ganzen Palaſtes nennt Schad eine Kuppa, welcher man entweder nach den beiden Bettnischen oder nach den zwei in ihren Fußboden eingelegten Marmorplatten den Namen Saal der zwei Schwestern beigelegt hat. Sie übertrifft an Fülle des Moſaikſchmucks und der Wandinkruſtationen alle anderen Räume des Schloſſes. Das Schlafgemach der Könige und die daranſtoßenden Bäder mit ihrer köſtlichen Waſſerkunſt athmen die volle Ueppigkeit des Orients. So ſchlecht ſich Saal an Saal, die ſich an Reichthum des Schmucks, Pracht der Baukunſt und edler Harmonie den Rang ſtreitig machen, ſo gut ſchließen ſich die Gemächer der Generalife mit ihren reigenden Gärten, die ſich in Abſätzen aufbauen und von Rieſenden Waſſern erfriſcht werden. Die Einſamkeit und Stille werden nur von dem Geziwitſcher der Vögel und dem Gemurmel der Quellen unterbrochen, und man athmet mit Wolluſt die balſamiſche Luft. Der Generalife iſt nichts Anderes als die Cala del Campo, der Gartenpavillon der Alhambra. Seine Verhältniſſe ſind äußerſt zierlich: hart am Rande des Berges ſtehend, welcher gegen den Albaicin ſchafft, iſt von außen nur die Rückſeite dem Blick erreichbar. Die Faſſade mit dem luftigen Belvedere, den Gärten zugekehrt und ſich von dem dunkeln Grün der Cypreſſen abhebend,

Digitized by Google

bricht aus übereinander geſtellten, offenen Bogengängen, poetiſch und elegant, wie immer der arabiſche Geſchmack. Aber die verdorbene Geſchmad des heutigen Beſitzers, obgleich eines Nachkommen der Mauren, hat arg durch ſeinen modernen Verputz geſündigt. Die herrlichen Waſſerwerke freilich entſchädigen für Alles.

Mit einem Worte, wie viele Zeichnungen der Alhambra man auch bewundert haben mag, ſagt der geleſene und geiſtvolle Schod, dieſe vermögen nur einen Begriff vom den äußeren Umriſſen und architektoniſchen Formen zu geben, nicht aber die tauſend Einzelheiten zu einem lebensvollen Geſammtbilde zu vereinigen, oder gar die weiteren Umſtände hinzuzufügen, welche dieſes Gebäude zu einem in der Welt einzigen machen. Die Lage des Schloſſes auf freiem Felſen inmitten der herrlichſten Landſchaft, die hängenden Balkone über zerriſſenen Klüften, aus denen das Rauſchen der Gebirgsbäche und der Duft der Orangenhaine emporſteigt, der Blick, den leichtgeſchwungene Bogenfenſter hier auf leuchtende Schneeberge, dort auf grüne Flueen gewähren, dieß Alles iſt weſentlich, um die zauberiſche Totalwirkung hervorzubringen, die, je länger wir verweilen und je öfter wir wiederkehren, um ſo mehr unſere Sinne umſtrickt und gefangen nimmt. Dazu kommen die reizenden Durchblicke von Halle zu Halle, von Saal zu Saal, das wundebare Spiel des Lichts, das ſich mit dem tiefen Blau des ſchönſten Himmels in die offenen Höfe niederſenkt, mit mattem Dämmerſchein durch die Fenſter der durchbrochenen Kuppeln dringt; die Schlankheit der zierlichen Säulen und Arkaden, die man mit einem Hauche wegblaſen zu können glaubt, und über welche die Tropfſteindächer mehr hinabzuhängen als von ihnen getragen zu werden ſcheinen; endlich das Murmeln des Waſſers, das leiſe Jadeln der mit dem Duft der Roſen- und Myrtengebüſche beladenen Sommerlüfte. Aber wenn der Pinſel des Malers unvermögend iſt, einen irgend ausreichenden Begriff von ſolchem Wundewerk zu geben, wie viel weniger vermag es das arme Wort!

Blumenſtrauchen. Schmetterlingen am Rett. (S. 0.)

Großmutters Stübchen.

(Vgl. S. 25.)

Es iſt doch nirgends ſo hübſch, wie in Großmutters Stübchen — ſo ſtill, ſo heimiſch, ſo traulich! Das haben wie Alle wohl ſchon einmal erfahren — als wir noch glückliche, anſpruchsloſe Kinder waren, denen ein Bratapfel aus Großchens Ofenröhre, eine wundernärriſche Geſchichte von dem pfiffigen kleinen Däumling oder dem wunderſchönen Dornröschen auf dem Schemel zu Großchens Knieen — oder ein wenig „Aufräumen“ in Großchens wunderreichen „Raritätenſchiebladen“ das Allerköſtlichſte auf Erden erſchien! Und die puffenden, paffenden Bratäpfel hören bei einem echten, alleeſüßeſten Großchen, wie es im Buche ſteht und alle Kleinen es „ſo furchtbar“ lieben, gar nicht auf, und der Weihnachtsopferkerzchen reicht wunderbarer und wundervoller Weiſe gerade immer von einem Weihnachten bis zum andern, ſo hübſch verſteht Großchen ihn unter ſo viele kleine Leckermäuler einzutheilen ... oder ob etwa Großchen hin und wieder heimlich ein Stückchen nachkauft, wie die rothe Küchenſchrift ine nus anvertraut? O, das macht uns wenig Kopfzerbrechen, wenn nur Herr Leckerjahn gut dabei fährt! Und wenn wir die Geſchichten vom Däumling und Dornröschen auch ſchon hundertmal gehöet und die Raritätenſchiebladen in Großmutters Stübchen auch jede Woche nicht weniger als ſiebenmal in das großartigſte Durcheinander „aufgeräumt“ haben — ein Großchens Munde klingen die alten Geſchichten doch immer wieder köſtlich neu, und Großchens bunte Garnwickeln und Nadelbüchſen und bemalte Käſtchen und verblichene Seidenläppchen und die tauſend andern Sächelchen aus längſt verſchollenen Zeiten, wo Großchen ſelber ein junges, fröhliches Mädchen war, verlieren nie für kindliche Augen und Ohren und Herzen ihren Reiz.

Aber auch für die Eltern iſt Großmutters Stübchen ein traulich liebes Fleckchen Welt, wo ſie oft und gern Stille, Frieden, Rath, Troſt und Liebe ſuchen und finden.

Solch' Großmutterſtübchen iſt ein wahrer Schatz und Segen im Hauſe — mag es mit ſeidenen Tapeten und goldenen Bilderrahmen behängt und mit ſammetnen Polſterſtühlen aufgeputzt ſein — oder zwiſchen vier weißgetünchten Wänden nur rohe Bretterſtühle beherbergen ... wenn darin nur ein ſo liebes, treugoldnes Großchen wohnet, wie unſer Bild zeigt!

Der Großvater ſchläft nun ſchon ſeit Jahren unter dem hölzernen Hollunderkreuze dort drüben auf dem Friedhofe. Die Hanna hat einen braven Mann geheirathet — da übergab die Mutter den Kindern die kleine bäuerliche Wirthſchaft und zog ſich in ihr Altenſtübchen zurück — zum Spinnrade und zu ihrer alten, lieben Bibel mit dem großen, bunten Druck und den ſchönen, alten Bildern. Darin hat ſchon ihre Ahne oft geleſen und ſie ſelber als kleines Mädchen mit großer Freude die Bilder beſehen. Vorn auf den vergilbten Blättern ſteht noch vielen ſchwarzen Todtenkreuzlein auch der Tag ihrer eigenen Geburt, ihrer Konfirmation und ihrer Hochzeit verzeichnet, und darunter ſtets ein frommes Sprüchlein — und dann der Tag, an dem ſie ſelber mit ſeligen Schmerzen einem lieben Kinde das Leben gab — und auch der bange Tag, an dem ſie ihrem lieben Alten die teuren Augen für immer zudrückte! — Da ſitzt die Großmutter oft in der Abenddämmerung am ihrem offenen Fenſter, wenn der Hollunderduft vom Friedhofe ſacht hineinweht, und ſchaut ſinnend auf dem

Die letzte Mauerburg. Anſicht der Alhambra. (S. 27.)

Digitized by Google

auf die vollgeschriebenen Blätter — mag es auch längst zu dunkel sein, um noch ein Wort lesen zu können . . . sie kennt ja die vielen Zahlen mit den vergilbten Todtenkreuzlein längst alle auswendig . . . und dann schaut sie still über den Garten hinüber zu dem großen schwarzen Kreuze unter dem Hollunderbusch, und nickt und lächelt ihm so gar eigen zu . . . ja, dort wird auch sie nun bald sanft und friedlich schlummern.

Dabei legt die Altjungfern aber nicht die Hände in den Schooß. Nö es in der Wirthschaft etwas zu schaffen gibt, wozu die Kräfte einer müden alten Frau noch ausreichen — da läßt es die Großmutter nie an sich fehlen. Das Federvieh und die Kälbchen gedeihen noch immer am Besten unter ihrer gelegenten und erfahrenen Hand — und der kleine Anton ist mit Recht Großmutters Herzens- und Schmerzenskind zu nennen. Die Hanno hat stets so viel in der Wirthschaft zu sorgen und zu schaffen, als daß sie hätte ihrem kleinen Kinde die nöthige Zeit und Sorgfalt widmen können. So sieht die kleine Wiege daß in Großmutters Stübchen über, und dort saß die alte Frau Stunde auf Stunde und ließ ihr Spinnrad schnurren und bewachte mit treuer Liebsorgen den Schlummer des ersten Enkelkindes . . . und Nachts ist kein Schlaf so feste, wo der einer Großmutter, wenn die unruhigen kleinen Beinchen sich bloß strampeln. Gleich ist Großmutter wach und deckt den kleinen Burschen wieder zu — mit ihrer nie müden Liebe. Darum sind der Anton und die Großmutter auch so unzertrennliche Freunde geworden. Nicht wenig trägt zu dieser Unzertrennlichkeit auch die große, alte Bilderbibel bei, in der Tonel nie müde wird zu blättern, während die Großmutter ihm alle die wunderbaren, köstlichen Geschichten von Adam und Eva im Paradiese und Joseph in Egypten, dem frommen Tooid und dem bösen Goliath, Daniel in der Löwengrube und Jonas im Wallfischbauche, und vor Allen von dem wundersüßen Jesuskindlein erzählt. Und wie leicht lernen sich die großen, rothen und blauen und schwarzen Buchstaben in dieser Bilderbibel, denn die Großmutter mit der Stricknadel darauf zeigt und sie jeden Buchstaben stets einen lustigen Vergleich bei der Hand hat — ja, das O sieht wahrhaftig auß wie ein Hühnerei und das A wie ein Zägebock!

Am Sonntag Nachmittag kommen auch die Hanna und ihr Mann regelmäßig in Großmutters Stübchen. To ruht im Hause alle Arbeit und selbst der Großmutter Spinnrad feiert. Die Großmutter sitzt dann auf ihrem Lieblingsplatz am offenen Fenster, und bald schleppt der Anton mit Aufbietung aller seiner kleinen Kräfte die große Bilderbibel herbei und legt sie auf Großchens Schooß, und weiß auch die runde Hornbrille in der Truhe zu finden. Die Großmutter schlägt die Bibel auf, wo der rothe Wollenfaden als Zeichen liegt, und sagt herzlich: „Tonel, wo bleiben wir vor acht Tagen stehen?" — Ohne Besinnen sagt Tonel: „Bei der frommen Ruth, die nach dem Tode ihres Mannes ihre Schwiegermutter Naemi nicht in ihrer Armuth verlassen wollte, und ihr nach Bethlehem folgte, und für sie auf dem Acker des reichen Mannes Aehren auflas!"

Die Großmutter nickt liebevoll lächelnd und wischt ihre Brille noch einmal mit dem sonntäglich weißen Taschentuche, und die Hanna läßt ihre Strickerei und die Heißigen Hände im Schooße ruhen, und der Martin drückt den qualmenden Tabak in den kurzen Pfeife noch geschwinde mit dem Finger etwas fest, daß sich dieser Sonntagsgenuß ihm ja nicht während des Bibelliesens zu schnell all' werde. Der Anton setzt zwischen Vater und Mutter und lauscht mit großen, fragenden Augen der wundersüßen Idylle weiter, wie die wunderschöne, fromme Ruth Tag für Tag mühselig auf fremdem Acker Aehren liest, um der armen Schwiegermutter Leben zu fristen . . . bis der reiche Boos ihre Treue und Sittsamkeit bemerkt und zu seinen Knoben sagt: „Laßt sie auch lesen zwischen den Garben!" — und zuletzt gar die arme, tugendreiche Ruth zu seinem Weibe macht . . .

„Tonel, was hast Du gelernt aus der Geschichte von der frommen Ruth?" sagt die Großmutter am Schluß.

„Du sollst Vater und Mutter ehren, daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden!" ist die Antwort des Knaben, der bei der Großmutter täglich sein Sprüchlein lernt.

„Und Du, Hanna?"

Die Hanna sieht mit ihren stillen Augen fragend zu ihrem Martin auf — der nimmt bedächtig seine liebe Pfeife aus dem Munde und sagt treuherzig: „Mutter, die Hanna und ich haben draus gelernt, daß wir nie wieder die armen, ehrenlosenden Bettelleider aus der Stadt von unserem Bäckenfeste holen wollen, wenn auch die große Harke noch nicht zwischen den Garben nachgehark hat!"

Sonnig lächelt und nickt die Großmutter jedem ihrer Kinder zu.

Ja, am Sonntag Nachmittag ist es doch am Hübschesten und Traulichsten in Großmutters Stübchen, während die alte Frau mit ihrer milden Stimme aus der großen Bilderbibel vorliest und zu jedem Abschnitt aus ihrer großen Lebens- und Herzenserfahrung noch einige treue Worte sagt . . . freundlich spielt der sommerliche Sonnenschein durch das offene Fenster und die grünen, zitternden Weinranken in's Stübchen — aus dem Garten duften die rothen Rosen und der Buchsbaum hinein und vom nahen Kirchhofe grüßt ein süßer Hollunderhauch.

Pfannenstielchen.

Ein Charakterbild aus der Vogelwelt.

Von

Karl Ruß.

(Fort. S. 28.)

Trübe, rauhe Regentage künden den nahenden Herbst. Da tritt und bald Alles ganz anders entgegen; kein fröhlicher Gesang erschallt mehr aus den Zweigen, kein buntes Blümchen lacht auf der Flur und keine milde, würzige Luft umweht schmeichelnd unsere Sirene. Scheiden und Erstarben — das sind die Kinderlide, die auf allen Wegen, auf allen Stegen zu uns sprechen, welche die Blumen, namentlich aber auch die Vogelwelt nur zu betrübend uns zeigt.

Doch inmitten aller dieser Vorbereitungen und Vorzeichen des Abschieds — da lacht uns plötzlich ein fröhliches, wunderliebliches Bildchen entgegen. Eine Meisenfamilie ist es, die mit lustigem Zit, zit — ti, ti? dahergeflattert kommt. Sei es eine Familie dieser hübschen Vögelchen, welche es wolle, immer erfüllt sie mit frisch-fröhlicher Lebendigkeit die ganze Umgebung, während sie, durch das emsige Absuchen aller Insektenbrut zugleich außerordentlich nützlich für den Naturhaushalt ist.

Die uns hier umschwirrenden Meisen müssen von vornherein unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade fesseln. Sie zeigen nicht allein alle liebenswürdigen Eigenschaften sämmtlicher Angehörigen dieser Vogelfamilie, sondern sie zeichnen sich vor Andern auch noch im Uebrigen aus. Sie sind lebhaft und immer beweglich, zierlich und anmuthig in allen Bewegungen, sie schlüpfen mit lustigem Zi, zi! durch die Zweige, wiegen sich kühn und gewandt in den schwankendsten Aesten und erhaben hurtig auch das geringste Aerthier. Ihr einfaches kleines Liedchen erschallt so froh und herzinnig. Dazu ist diese Meise viel sonster, gegen die Menschen zutraulicher und auch harmloser als die meisten andern. Ihr Gefieder ist ansprechend gezeichnet, rötzlich-weißbunt. Zuerst fällt sie und oder durch ihren sonderbaren Schwanz auf. Während die Länge des ganzen Vögelchens, von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze gemessen, nur 6 Zoll beträgt, mißt der Schwanz allein volle 3½ Zoll.

Dieß giebt dem Vögelchen ein sehr sonderbares Aussehen und wegen desselben heißt es nicht allein Schwanzmeise, sondern der Volksmund hat ihm noch viel wunderlichere Namen gegeben. Pfannenfiel, Weinzopfen, Teufelsbolzen nennt man es theils im Scherz, theils der Aehnlichkeit wegen, die es mit derartigen Dingen haben soll. Außerdem heißt es noch je nach den verschiedenen Theilen unseres großen Vaterlandes sehr verschieden: Mehl-, Schnee-, Spiegel-, Moor-, Mohrmeise u. s. w. Denn irgend ein Naturgegenstand viele uns auffallende Namen hat — wenn der Volksmund viel sich mit ihm beschäftigt, so ist das immerhin ein Zeichen, daß dieß Geschöpf im Guten oder Bösen viele Aufmerksamkeit verdient. Bei unserem Pfannenstielchen ist dieß in der That der Fall, jedoch ohne jede Bedingung nur im guten Sinne.

Gleich den meisten Meisen ist auch diese bei uns Standvogel; im Herbst und Frühlinge streicht sie in Familien oder kleinen Flügen in den Hainen, Vorhölzern und Obstgärten umher, und kann entweder diese Vögel eine vorzugsweise nützliche Thätigkeit für den Naturhaushalt.

In dem Lebenskreis der deutschen Meisen in meinem Buche „In der freien Natur" (Berlin, May Böttcher) habe ich dieselbe eingehend geschildert.

Nachdem Pfannenstielchen den harten Winter muthig überdauert und gar emsig und oft nur nothdürftig seine in den allerkleinsten und meistens allerschädlichsten verstecktesten Lebewesen bestehende Nahrung sich zusammengesucht hat, da mischt ihm mit dem ersten Erwachen des vielgestaltigen Thierlebens mit dem ersten Hervorkommen und Ausstrechen der Kerbthiermaden und Larven bereits eine goldene Zeit — und gar frühe, oft bereits im ersten Drittel oder der Hälfte des April, trennen sich die Gesellschaften in die einzelnen, lebenslang in treuer Ehe verbundenen Pärchen, und diese schreiten zum Nestbau. Wie wandern jetzt hinaus und hinein diese lieben Vögel in den schönsten Bilde zu betrachten, das sie uns bieten können, in ihrem Familienleben.

Der große Obstgarten prangt in seinem herrlichsten Schmucke; wie mit wundervollen weißen und rosenroth angehauchten Festschleieren haben sich die stattlichen Bäume überhangen, und zwischen den prächtigen Blüten drängt sich das zarte liebliche Grün der jungen Blättchen hervor. In der Schönheit der uns umgebenden Natur schwelgen unsere Blide, während unsere Brust gar wohlig sich hebt, geschwellt von der reinen, würzigen Frühlingsluft. Und die ganze große und kleine Welt um uns her wetteifert

Digitized by Google

in ihren Liebes- und Wonneliedern, durch die Philomelens süße Klage, sie alle übertönend, aus dem Federthale daherschallt.

Auge, Ohr und Herz offen wandern wir dahin — denn die Eindrücke solcher Feiertunden der Natur sind uns unendlich werthvoll, so daß wir auch nicht den geringsten übergehen und verlieren möchten. „Zirrirrterr!“ erschallt da plötzlich dicht neben uns der entrüstete, schrille Ruf eines Vogels; „zirrirrterr!“ antwortet auch sogleich der andere. Doch wir verhalten uns augenblicklich laut- und regungslos. Und nach geraumer Zeit erschallt im dichten Wipfel des Baumes, neben dem wir stehen, das uns belannte Liedchen des Schwanzmeisenmännchens, und nach noch einer Weile kommt das allerliebste Pfauenschleichen denn auch dreist und keck herunter. Jetzt aber entdecken wir erst, was selbst unser sonst doch recht geübter Blick bisher übersehen — das Nest des Schwanzmeisen ganz in unserer Nähe.

Ein wahrhaft bewunderungswürdiger Bau ist's, den wir vor uns haben. Die Außenwände des Nestes sind genau aus denselben Flechten und Moosen gewoben und zugleich so eigenthümlich geschickt geordnet, daß das Nest selbst in der Nähe einer Verdickung der Aeste, zwischen denen es ruht, täuschend ähnlich sieht und nur äußerst schwierig zu entdecken ist, wenn es nicht ein Zufall oder die aufdauernde Beobachtung auffinden läßt. Außen den graugrünen Laubmoosen und Flechten besteht das Nest im Weitern aus Birkenhaar, allerlei Federhüngergespinsten und dergleichen, und ist innen mit Wolle, Haaren und Federn ausgepolstert und auf's Sauberste geglättet. Die Gestalt des Nestes ist eiförmig rund, mit oberhalb von der Seite angebrachtem, ungefundem Flugloch; die Höhe beträgt etwa sieben, die Breite vier Zoll. Dieser niedliche Bau, der zu den kunstvollsten aller unserer Vögel gehört, wurde in zwei bis drei Wochen von beiden Meisen gemeinschaftlich ausgeführt; wie bei den meisten Vögeln ist aber das Weibchen die eigentliche Künstlerin, und das Männchen hilft nur die Materialien herbeibringen.

Einen unbeschreiblichen Anblick gewährt uns das Schwanzmeisennest aber innen. Da liegen die außerordentlich winzigen, zartschaligen, weißen und rosenroth gepunkteten, zwanzigen ganz weißen Eier in einer Anzahl, daß uns fast der Blick schwindelt. Neun bis zwölf Stück sind das gewöhnliche Gelege, oft sind es aber auch fünfzehn, und dazu nisten sie noch mehrmals im Jahre. Wie wohlthätig erscheint uns hier wiederum das Walten der Natur, das diesen nützlichen Vögeln eine so zahlreiche Vermehrung gab!

Während des Brütens weiß das Weibchen in dem verhältnißmäßig engen Raum seinen langen Schwanz nur schwierig unterzubringen; es drückt ihn seitwärts rund an die Wand, und der Schwanz behält dann die Krümmung während der ganzen Brutzeit bei, wodurch der Vogel sehr sonderbar aussieht. Wenn nun aber nach dreizehn Tagen die Jungen den Eiern entschlüpfen, welche Sorge geht da für die beiden Alten an! Das will was heißen, diese ganze Schaar der immersort begehrlich aufgesperrten, beißhungrigen Schnäbelchen zu stopfen zu stillen. Da müssen die beiden alten Vögel eine unglaubliche Thätigkeit entwickeln — zugleich erhöht sich ihr Ruhen für den Naturbeobachtet aber auch in bedeutsamer Weise.

Nach längerer Frist, sobald die Jungen bereits dem Ausfliegen nahe sind, besuchen wir wiederum das Schwanzmeisennest. Wieder einen andern, sehr wundersichen Anblick gewährt es uns jetzt. Immer enger ist der Raum der zahlreichen immer größer werdenden Gesellschaft, namentlich aber den kräftig wachsenden Schwänzen geworden. Da bleibt weiter nichts übrig, als daß man sich zu helfen sucht, so gut es eben angeht; das weich-elastische Nest wurde immer mehr gedehnt und, einer nach dem andern, bohrten sich die Schwänze durch die Wände, bis sie jetzt alle fünfzehn, nach allen Seiten wetzelt, herausstecken, und das Ganze einer sonderlichen Kugel nicht unähnlich aussieht.

Dann dauert's nicht lange, da fliegen die kleinen, lustigen Pfannenstiechen oder Teufelsholzen hinaus in die Welt, noch geraume Zeit gefüttert und geführt von den zärtlichen Eltern. Und ein so liebliches Naturbild, als eine anmuthig-leck im Gebüsch sich umhertummelnde Schwanzmeisenfamilie, ist nicht häufig zu finden.

Die letzten Stunden eines Königs.

Der unglücklichste aller Könige, Ludwig XVI. von Frankreich, hatte doch das Glück, in seinen letzten dornenvollen Erdenstunden den treuesten Diener um sich zu haben. Sieur Jean Baptiste Kant-Hanel Klery folgte dem Könige freiwillig in das Gefängniß des Tempels und erleichterte dem viel geprüften Monarchen die letzten fünf Monate seines Lebens durch die größten Opfer. Der treue Klery schildert uns auch die letzten Stunden seines königlichen Herrn ebenso einfach und edel, als ergreifend. Er schreibt in seinem Journal du Temple, in dem er Tag für Tag die immer neuen Leiden des Königs und der Königin Marie Antoinette und der ganzen königlichen Familie trotz der mißtrauischen Aufsicht der Kerkerknechte zu verzeichnen wußte, wörtlich: „Um sieben Uhr trat der König aus seinem Kabinet, rief mich und führte mich in die Fensternische, dort sprach er: ‚Dieses Petschaft werden Sie meinem Sohne geben, diesen Ring der Königin; sagen Sie ihnen, daß ich sie mit Schmerz verlasse; dieses kleine Päckchen enthält Haar von allen Mitgliedern meiner Familie, das werden Sie auch der Königin geben; sagen Sie der Königin, meinen geliebten Kindern, meiner Schwester, daß ich versprochen hätte, sie diesen Morgen noch einmal zu sehen, daß ich ihnen aber den Schmerz einer so grausamen Trennung erspart wissen wollte; es hat mir viel Ueberwindung gekostet, ohne eine letzte Umarmung von ihnen zu scheiden!‘ Er brach nicht seine Thränen, dann sagte er mit schmerzlich bewegter Stimme hinzu: ‚Ich beauftrage Sie, den Meinigen mein letztes Lebewohl zu sagen!‘ Darauf trat er in sein Kabinet zurück. Die Municipalbeamten, welche herangetreten waren, hatten gehört, was Seine Majestät gesprochen, sie hatten die Gegenstände gesehen, welche mir übergeben worden waren, ich hielt sie noch in der Hand. Sie verlangten dieselben von mir, Einer von ihnen jedoch schlug vor, mir dieselben bis zur Entscheidung des Municipalraths zu lassen. Das geschah. Eine Viertelstunde später kam der König wiederum aus seinem Kabinet und sprach zu mir: ‚Fragen Sie, ob man mir eine Schere geben kann?‘ Dann trat er zurück. Ich richtete die Frage an die Kommissäre. ‚Wissen Sie, was er damit will?‘ — ‚Ich weiß es nicht!‘ — ‚Wir wissen es wissen!‘ Ich klopfte an die Thür des kleinen Kabinets, der König trat heraus. Ein Municipalbeamter, welcher mir gefolgt war, sagte: ‚Sie haben eine Schere verlangt, aber ehe wir diesen Verlangen dem Municipalrath vorlegen können, müssen wir wissen, was Sie damit machen wollen?‘ Seine Majestät antwortete: ‚Klery soll mir damit Haar abschneiden!‘ Die Municipalbeamten zogen sich zurück. Einer von ihnen begab sich in das Gemach, in welchem der Rath versammelt war. Noch halbstündiger Berathung schlug man dem Könige seinen Wunsch ab. Als Ludwig XVI. diese Entscheidung mitgetheilt wurde, sagte Seine Majestät: ‚Ich würde die Schere nicht einmal berührt haben, ich wünsche, daß mir Klery das Haar in Ihrer Gegenwart schneidet. Sagen Sie das, mein Herr, ich bitte Sie darum!‘ Der Rath blieb trotzdem bei seiner Weigerung. Darauf erklärte man mir, ich müsse den König auf das Schaffot begleiten, um ihm dort beim Entkleiden zu helfen; Entsetzen ergriff mich, aber ich nahm alle meine Kräfte zusammen und war entschlossen, meinem Herrn diesen letzten Dienst zu leisten, als plötzlich ein anderer Municipalbeamte rief: ‚Nein, er wird nicht mitgehen, der Henker ist gut genug!‘ Paris war seit fünf Uhr Morgens unter den Waffen, man hörte Generalmarsch schlagen, Waffengeklirr und Hufschlag, das dumpfe Rollen der Geschütze auf dem Pflaster thute auch im Tempelthurm wieder. Seit neun Uhr nahm das Getöse zu, Thüren wurden auf- und zugeschlagen. Santerre über verstossene Bauer, Kommandant der pariser Nationalgarde) trat mit sieben oder acht Municipalbeamten ein, zehn Gendarmen folgten, die sich in zwei Linien aufstellten. Bei diesem Geräusch kam der König aus seinem Kabinet und fragte Santerre: ‚Sie kommen, um mich abzuholen?‘ — ‚Ja!‘ — ‚Ich bitte Sie um eine Minute!‘ Er trat in sein Kabinet. Fast augenblicklich aber kehrte seine Majestät wieder zurück, der Beichtvater (Abbé Edgeworth) folgte ihm; der König hielt sein Testament in der Hand und sprach, indem er sich an einen Municipalbeamten, Namens Jacques Roux, welcher ihm zunächst war, wandte: ‚Ich bitte Sie, dieses Papier der Königin, meiner Gemahlin, zu übergeben!‘ Darauf antwortete dieser (ehemalige) Priester, indem er das Papier zurückwies: ‚Das geht mich nichts an, ich bin hier nur, um Sie zum Schaffot zu führen!‘ Darauf wandte sich der König an einen andern Municipalbeamten, Gobeau mit Namen, und sprach: ‚Ich bitte Sie, geben Sie dieses Papier meiner Gemahlin; Sie mögen es lesen, es enthält Verfügungen, von denen ich wünsche, daß sie der Kommune bekannt werden!‘ Ich war hinter dem König, dicht am Kamin, und brachte ihm seinen Ueberrock. ‚Ich bedarf seiner nicht,‘ sagte er zu mir, ‚geben Sie mir nur meinen Hut!‘ Ich überreichte ihm denselben. Er berührte dabei meine Hand und drückte sie mir zum letzten Male. ‚Meine Herren,‘ sprach er, sich an die Municipalbeamten wendend, ich wünsche, daß Klery bei meinem Sohne, der an seine Sorgfalt gewöhnt ist, bleibe; ich hoffe, daß die Kommune mir diese Bitte erfüllt!‘ Darauf wandte er sich an Santerre und sagte: ‚Gehen wir denn!‘ Das waren die letzten Worte, die er in diesem Zimmer sprach. Am Anfang der Treppe begegnete er Rathey, dem Schlieser des Tempelthurmes. Zu ihm redete er: ‚Ich war vorgestern ein wenig lebhaft gegen Sie, verzeihen Sie mir!‘ Rathey antwortete nichts und wendete sich ab, als der König ihn ansprach. Ich blieb allein im Zimmer, von Schmerz zerrissen, fast ohne Empfindung; — das Anschlagen der Tambours und das Schmettern der Trompeten verkündeten mir, daß Seine Majestät den Tempel verlassen. — Eine Stunde nachher krachten Kanonensalven, vive la nation! vive la république! wüthendes Geheul —, der beste der Könige war nicht mehr auf Erden!“

Digitized by Google

Der Stundenplan des Kavallerie-Rekruten in Berlin.

Originalzeichnungen von **O. Fikentscher.**

I.

Antreten zum Reiten auf Pferde.

„Na, Ener uns lunjoor der letzte sind. Da kommt den sunthier s'angebunden!"

Der Unteroffizier beschäftigt den Jeng:

„Trensen, Reithosen, Knappe, Sporen ... Alles sechsenneunzich! ... Gorin, ich soll' euch paden, bin der Mond ufjeht!"

Beim Auftrensen:

„Na, Schwindt, werden Se denn endlich bald de olle Wassertrense 'ringebracht haben? Det olle Munt is woll jojeoppt, hä?!"

„Stillgestanden! Nicht rauh! ... Alens nischt! Se dahn Jerade, so wenn Se en Mudel uf'n Tanzboden in Moabit unter'n Arm faßten. Du'n allen Pferdekopp packt man feste an, wenn er in die Höhe soll beim Stillgestanden. Uffpaßt, wie ich 'n t'uf krieg, bei er gleich den Verbeln werden soll, der Racker!"

Digitized by Google

Die Thurmfalken.

Novelle von Otto Roquette.

(Schluß.)

Inzwischen ging das Leben seinen Gang fort. Der Frühling brachte neue Blüten und der Herbst reifte Früchte, eine neue akademische Jugend bevölkerte die Universitätsstadt und sprach im dritten Jahreswechsel nicht mehr von dem einen Ausgestoßenen und Vergessenen. Aber wie das Leben bei scheinbarem Gleichschritt sich wechselnd immer erneute, das Bild der alten Stadt blieb immer dasselbe. Die Fallen kreisten und schrillten nach wie vor um die Thürme, und Schmerz und Kummer hannte sich in tiefe Einsamkeit. Auf der Brücke zwischen den Thürmen stand oft eine Mädchengestalt mit blassem Antlitz und blickte, wie in sich versunnt, in die Ferne. Der Thürmer hatte mit der Zeit zu kränkeln angefangen, und als es zum sanften Mal Herbst ward, konnte er den Dienst nicht mehr versehen, er fühlte, daß er sterben werde. Aber er hatte Dem vorgesehen, durch den sein Leben gebrochen war. Denn Hilla hatte ihn gelehrt, Helmar's Schuld mit mildern Augen zu betrachten, mehr den Unglücklichen als den Strafwaren in ihm zu sehen. Durch ihre nie rastende, liebevolle Verheidigung war ein vorurtheilsvolles mit im Innersten hart verletztes Gemüth belehrt worden. Der Thürmer starb in seinem Beruf, Hilla beweinte schmerzlich ihren Verlust und verließ die alte Thurmwohnung, die ihr die längste Zeit ihres Lebens eine Heimat gewesen. Sie stand allein in der Welt und suchte einen Dienst. Sie war nicht mittellos, denn ihr Pflegevater hatte ihr sein Vermögen vermacht, allein sie wollte arbeiten, ihr Leben nicht zwecklos verbringen. Und sie dachte der Zukunft, wo sie das Erbtheil einem Andern, der es dann nöthiger haben würde, abzutreten hoffte. Vorläufig fand sie ein Unterkommen und liebevolle Aufnahme in der Familie des Kantors und Organisten der Kirche. Hier war man ihr seit lange sehr zugethan, zumal die Familie in naher Verwandtschaft mit Franz Rüdiger stand.

Denn dieser Freund war auch noch da. Als einst das Gerücht nach der Stadt drang, Helmar sei zurückgekehrt und befinde sich, neuer Schuld angeklagt, im Gefängniß zu Bergau, wußte Franz als Erster zu ihm zu dringen und ihn mit Freundesarmen zu umfangen. Auch Hilla scheute den Weg nicht. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen bei den Aussichten, den jetzt als Verbrecher und in Kerkermauern wiedersehen, der einst das Jugendbeet des kleinen Mädchens gewesen, der auch der erwachsenden Jungfrau im Stillen theurer als die Welt geblieben. Aber sie gebot ihrem heren Kraft und Stärke, er bedurfte jetzt der Liebe, der ruhigen, starken Liebe, des schwesterlichen Trostes. Sie wußte, seit jener Gewitterstunde im Thurme, seit jenem Auftritt, dessen Zeuge sie wider Willen geworden, daß sie nur Helmar's Schwester sein dürfe. Sie kämpfte ihr Schweigend, sie wußte zu entschuldigen, und verbannte jeden Glauben an ihres Bruders verbrecherische Absichten. Daß Franz darin mit ihr übereinstimmte, machte dieses ihm zu werther. So schritt sie gefaßt und muthig mit ihm nach Bergau und trat zugleich mit ihm in Helmar's Gefängniß. „Was auch kommen möge, ich werde ewig Deine treue Schwester sein!“ so hatte sie gesagt, und so mit stiller Größe ihn thränenlos zuletzt umarmt. Und Helmar, nachdem der Schmerz in furchtbarem Anfall sich in ihm ausgetobt hatte, umfaßlang Hilla's zarte Gestalt und mit drun andern Arme den Freund, und sagte: „Ihr Beide seid einig geblieben in der Liebe zu mir, bleibet nun vereinigt und bewahrt mir in euren Herzen Vergebung und Liebe, wie bisher! Es wird mein Trost sein in langen Jahren!“

Und so blieben Hilla und Franz in treuer Freundschaft vereinigt. Ihren Bund hatte der Schmerz begründet, zwischen ihnen stand die Sorge um einen Unglücklichen, die ihren Verkehr dem Ernst weihte. Franz verließ die Stadt, aber seine Briefe fanden den Weg nach den alten Thürmen, und Hilla säumte nicht, sie zu entgegnen. Zu genau kannte er ihr Gemüth, als daß er zu früh gewagt hätte, mit eigenen Hoffnungen und Lebensmünschen in sie zu dringen. Er vertraute seiner Zuversicht und dem Vieles heilenden Zeit. — Franz hatte eine Landpfarre erhalten und konnte sich den eigenen Herd gründen. Er schwankte, ob er Hilla jetzt seine Hand bieten sollte, denn es war die Zeit, da der Thürmer kränkelnd ihrer Pflege bedurfte. Einige Monate darauf starb der Alte, und Hilla nahm Wohnung in der Familie des Kantors der Marienkirche. Was lag näher, als daß der junge Landprediger jetzt mit seinen Wünschen hervortrat? Er that es und suchte Hilla's Bedenken zu bekämpfen. Denn das Mädchen dachte der Zeit entgegen — sie lag noch in weiter Ferne — da die Gefängnißpforten sich öffnen und ernste Pflichten sie für den Bruder auferlegen würden. Allein Franz kannte Helmar's Pläne, denn er war mit ihm, soweit dieß gestattet, in Verbindung geblieben, und theilte sie Hilla mit. So reichte sie ihm die Hand, und der nächste Sommer sah sie als Frau Pfarrerin in ihrem eigenen Hauswesen.

Glückliche Jahre vergingen den jungen Eheleuten. Stand auch ein Schatten zwischen ihnen, es war ein immer geliebter Schatten, und keine Reue trübte ihr herzliches Einverständniß. Dann trat ein Wechsel in ihr einfaches Leben. Franz wurde als Pastor an die Marienkirche nach der Universitätsstadt berufen. So waren sie den Stätten ihrer Jugend wieder nähet gerückt und sahen oft zu den alten Warten hinaus, wo jetzt ein anderer Thürmer hauste. Nicht vergessen hatten sie, daß die Zeit gekommen, wo Helmar seiner Freiheit wiedergegeben werden sollte. Sie waren bereit, ihn mit offenen Armen zu empfangen, da erhielten sie einen Brief von ihm. Er war bereits frei, aber auch schon weit weg, er wollte keine Heimkehr, wünschte ein Wiedersehen zu vermeiden. Die Zeit hatte ihn zum Mann gereift, aber sein Wesen war in der Einsamkeit, in schwerer Entsagung, im Drang der Bande, im innern Kampfe ein anderes geworden, und nun schwamm er auf den Wellen einer fremden Welt entgegen.

Franz Rüdiger's Haus füllte sich, Buben und Mädchen wuchsen heran und Hilla's ältestes Töchterchen war in holder Schönheit zur Jungfrau erblüht. Die kleine, jetzt siebenzehnjährige Anna wußte, daß ihr Mutter die längste Zeit ihrer Jugend auf den Thürmen verlebt hatte, von den lustigen Geschicken, die sich da oben einst angesponnen, wußte sie wenig, und doch genug, um zu der Wohnung hoch oben durch einen gewissen ahnungsvoll geheimen Zauber gezogen zu werden. Denn zuweilen fiel von den Lippen der Eltern ein Wort über einen lange entfernten Vetter oder Freund, der auch da oben gewohnt, den sie sehr liebten, der aber gar nicht mehr schreibe, wo es ihm gehe und wo er geblieben. Anna hatte sich mit der Zeit die Erlaubniß zu einem Besuch der neuen Thurmbewohner zu erschmeicheln gewußt, und war seitdem oft, wie willkommener Gast bei ihnen gewesen. Die kinderlosen Leute der Thürmer aus Bergau hatte es doch nicht durchsetzen können, den Posten für seine Familie zu erhalten) empfingen sie stets, wie man einen hellen Sonnenschein nach langer Nebeldämmerung begrüßt, denn sie fühlten sich nicht behaglich auf ihrer Höhe und klagten viel über die Einsamkeit und die Beschwerden ihrer Lage. Für das junge Mädchen aber gab es nichts Anziehenderes, als diese Warte mit dem weiten Ausblick in die Ferne, diese wallenden Gemächer mit kleinen Familienüberlieferungen, die ihr die Räume heimisch machten, und so wollte Anna nicht begreifen, wie man sich hier nicht recht romantisch wohl fühlen könne. Ein paarmal hatte sie bereits ein Buch in der Tasche mit herauf gebracht und auf der Gallerie, zwischen Lesen, Träumen und Umschauen, so recht hervorquellend ein Stündchen durchgelotet. Das erste Mal freilich wurde sie arg erschreckt. Ein großer Vogel kam plötzlich angeflogen, setzte sich auf das Geländer und schlug mit Geschrei die Flügel. Aufwohl lief sie davon. Aber die Mutter erzählte ihr, daß der Falke vielleicht ein alter Bekannter von ihr selbst sei, Mariech genannt, dabei in früheren Zeiten ziemlich zahm, und berichtete dem Kinde in allgemeinen Zügen, wie der Vogel einst zum Hausgenossen der Thürmer geworden. Anna war durch diese Erzählung für romantisch angeregt und stärkte sich das nächste Mal nicht mehr vor Mariech. Es kam ihr vor, als ob er sie wiedererkenne, und sie sprach zu ihm und forderte ihn auf, ihr etwas von der Vergangenheit und von Onkel Helmar zu erzählen. Auch den jüngeren Brüdern wurde Mariech bald ein anziehendes Geschöpf, welches sie zumeilen zum Besuch hinaufstoße.

Es war an einem sonnigen Spätherbstnachmittag, als Anna mit zweien ihrer Brüder den Thurm bestieg, um der Aussicht Lebewohl für den Winter zu sagen. Schon von Ferne vernahmen sie den Vogels Geschrei und Menschenstimmen auf der Gallerie, und stutzten, als sie durch das Gemach auf die Gallerie traten. Ein fremder junger Mann stand draußen und war bemüht, mit Hülfe des Thürmers den Vogel sich vom Leibe zu halten, der durchaus danach strebte, auf seiner Schulter Platz zu nehmen. Mariech! Mariech! riefen die Knaben zugleich mit Anna. Der Falke vernahm den Ruf, schien Anna zu erkennen und setzte sich auf das Geländer, bald sie, bald den jungen Fremden scharf anblickend. Anna erröthete, sie hatte keinen Besuch hier erwartet, während der junge Mann, überrascht durch den Anblick der reizenden Mädchengestalt, sich halb verlegen verneigte. Zwischen ihnen auf der Brücke saß der Vogel. Plötzlich stieß er einen gellenden Pfiff aus, schwang sich mit lautem Flügelschlag empor und begann in halb weiten, bald engeren Ringen um die Thürme zu kreisen.

Der Fremde begann ein Gespräch und gab sich als einen Schweizer zu erkennen, der erst seit heut Mittag in der Stadt Aufenthalt genommen. Er sprach das Deutsche zwar geläufig, aber mit französischem Accent. — Anna ging in das Gemach der Thürmersfrau, die Knaben blieben draußen bei dem Fremden. Sie wurden in der Unterhaltung bald gute Freunde, sagten ihm ihre Namen und wer ihr Vater wäre. „Und wie heißet Du?“ fragte der Jüngere.

„Henry Duval. Kannst Du den Namen behalten?“

Anna trat eben wieder herauß. „Somit stelle ich mich auch Ihnen vor, mein Fräulein!“ fuhr er fort. „Ich glaube Ihnen sogar verpflichtet zu sein, denn durch Ihr Tagwohlwollen wurden meine Augen von dem Schmabel jenes Raubvogels verschont.“

Digitized by Google

„Er ist sonst ziemlich zahm und gutgeartet," entgegnete Anna lächelnd. „Sie wissen ihn genau gereizt haben?"

„Es scheint, meine Gegenwart genügte dazu. Denn kaum war ich herausgetreten, als er wie besessen auf mich zusprang. Sie scheinen in seiner Gunst zu stehen?"

„Ich habe mich nur an ihn gewöhnt. Mein Onkel Helmar hat ihn einst aufgezogen."

Der Fremde sah sie gedankenvoll an, sie mußte die Augen niederschlagen. „Komm, wir müssen nach Hause!" rief sie ihren Brüdern. Der junge Mann schloß sich ihnen an. Als sie unten waren, begann der jüngere Knabe: „Henry Duval, bleibst Du lange hier?"

„Weiß nicht."

„Besuch uns doch 'mal! Wir wohnen gleich da."

Der Fremde blickte Anna fragend an. Sie verneigte sich leicht und schritt ohne Antwort nach Hause, um der Mutter das merkwürdige Abenteuer mitzutheilen. Beide Eltern hörten überrascht zu, schienen bald ernst, bald freudig bewegt und sprachen, nachdem die Kinder zur Nacht gelegt, noch lange allein zusammen. — Auch Anna blieb noch eine Weile wach. Die unverhoffte Bekanntschaft war nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Der Fremde war ein schlanker junger Mann von sehr angenehmer Erscheinung und hatte für seine Jugend viel große Gewandtheit und Leichtigkeit der Formen. Er sah blühend aus und hatte dunkelbraune Augen. Anna erschrak sehr, daß sie das Alles so genau wußte, sie hatte ihn doch nur wenig angesehen. Und daß sie solch' ein Abenteuer gerade auf dem Thurm erleben mußte! Ob denn der Fremde wohl die Absicht haben werde, der Einladung ihrer kleinen Brüder zu folgen? Eigentlich wäre es doch unerhört! Käme er aber nicht — ei, die Einladung war doch immer in aller Form, und etwas Unschickliches nicht dabei zu entdecken. Die Eltern schienen auch nichts dagegen zu haben, und hatten sich so überrascht und wiederzig angesehen. Ach, es gab doch recht viel Räthselhaftes in der Welt! Ueber diesen ahnungsvollen Gedanken schlief Anna getrost ein.

Tags darauf lief sich Henry Duval wirklich bei dem Pfarrherrn melden. Hatte Anna den Empfang angesehen, sie würde sich noch viel mehr verwundert haben. Denn der Vater kam ihm, wie einem alten Bekannten, mit herzlichem Händedruck entgegen, und der Gast entschuldigte sich, daß sein erster Gang gestern nicht gleich zum Pfarrhause gewesen. Er habe einige Stätten, von welchen man ihm selbst erzählt, erst allein betrachten wollen. Auch Frau Hilla trat herein und zerdrückte lächelnd eine Thräne, als der Gast ihre Hand respektvoll an die Lippen führte. Ja, ja, sie waren wirklich alte Bekannte, wenn sie sich auch heute zum ersten Mal sahen. Denn seit er schreiben gelernt, hatte er mit dem Pfarrer und dessen Gattin, als seinen nächsten Angehörigen, lebhaft korrespondirt. Er wußte, daß seine Mutter bei seiner Geburt gestorben war, und als er herangewachsen, erfuhr er durch Franz Rüdiger auch das traurige Schicksal seines Vaters. Henry Duval war nicht ohne Liebe und mütterlicher Sorgfalt aufgezogen. Es bedurfte kaum der Hülfeleistung der entfernten Freunde, denn Madame Duval nahm sich seiner wie eines eigenen Kindes an, adoptirte ihn, gab ihm ihren Namen und vermachte ihm das Ihrige, als sie vor einem Jahre starb. Henry hatte indeß, eine Zeitlang in Paris, dann in Deutschland. Er reichte nun umher, um sich die berühmtesten medizinischen Institute näher anzusehen, und sich dann irgendwo als Arzt und Lehrer seiner Wissenschaft niederzulassen. Auch in unserer alten Universitätsstadt gab es für seine Pläne Mancherlei zu lernen, und der Pfarrer hörte mit Vergnügen, daß der Gast wohl einen längeren Aufenthalt hier nehmen werde. Mit Rührung blickte der Vater auf den stattlichen jungen Mann, in dessen Zügen sie eine doppelte Aehnlichkeit im Innersten ergriff.

Anna erröthete, als sie hörte, daß die Eltern Herrn Duval gleich zu Tische eingeladen hatten, und gar bei Tische mußte sie sehr erkannen über die Vertraulichkeit, mit der der Vater ihn bereits behandelte. Nachmittags stand er mit den Brüdern schon so lovdial, daß sie ihn im Garten umher- fagten, und Abends — war sie sehr ärgerlich über ihn, denn er nannte sie ohne allen Respekt «petite chère amie», und das wollte sie sich nicht bieten lassen. Was war das überhaupt für ein Benehmen? Und die Eltern, die doch sonst mit einiger Strenge über den Ton des Pfarrhauses wachten, ließen den widrigen Menschen mit den Kindern schalten wie nicht gut! Wie hatte sie nur nicht gleich bei der ersten Bekanntschaft merken können, daß dieser Fremde eigentlich ein ganz widerwärtiger Mensch sei?

Er kam sogar den nächsten Tag wieder, und dann saß jeden Tag, und war unverschämt genug, sich zu entschuldigen, wenn er einmal einen Tag ausgeblieben. Allein dabei hatte Henry Duval zugleich eine merkwürdige Begabung, Anna's Groll zu Zeiten zu zerstreuen, so daß sie, ehe sie sich's versah, in der heitersten Unterhaltung mit ihm saß. So gewöhnte sie sich an ihn. In der Gesellschaft machte der junge Schweizer geradezu Furore, und Anna hatte immer etwas Herzklopfen, wenn ihre Freundinnen angelegentlich über ihn sprachen, ihn den eleganntesten Tänzer nannten und seine angenehmen Manieren vor denen aller andern jungen Männer priesen. Anna lobte in diesem Winter zum ersten Mal die Freuden einer lebhaftern Geselligkeit, und da Henry Duval überall war, und überdieß noch fast täglich in ihrem Hause, so wurde es wirklich der angenehmste Winter, den sie in ihrem Leben durchgenossen hatte. Endlich ging der Februar zu Ende und im Pfarrhause wurde den geräuschvollsten Freuden Stillstand geboten.

Eines Abends saß der Pastor Rüdiger noch spät bei seiner Studirlampe, als ein Besuch gemeldet wurde. Es war nicht mehr die Stunde, wo man Besuche zu empfangen pflegt, doch konnte der Amtsbruder Sechzehnte bedeutig sein, und so hieß ihn der Pfarrer eintreten. Ein Mann im Mantel trat in das dämmerig erhellte Zimmer. „Guten Abend, Franz!" sagte er in gedämpftem Ton. Es war eine bekannte Stimme, Rüdiger fühlte sich innerlich ergriffen und traute doch seinem Gehör nicht ganz. Er nahm die Lampe vom Arbeitstisch und leuchtete dem Fremden in's Gesicht. Es war ein ernst gewordener Antlitz, von dicht ergrauten Bart umgeben. „So wirst Du mich nicht erkennen, wenn Du mich überhaupt erkennen willst," sagte der Fremde. „Unsere alten Erinnerungen muß ich sprechen lassen, nicht meine Gesichtszüge!" — „Helmar, mein alter Freund!" rief Rüdiger, indem er den Fremden freudig umarmte. Sprachlos blieben sie sich lange umschlungen, stumm schüttelten sie sich die Hände, es war zu viel zu sagen, als daß sie schon hatten die Rede tauchen können. Endlich sahen sie Einander mit den Händen einander, prüften gegenseitig ihre Züge und die Veränderung, welche die Zeit über sie gebracht hatte. „Franz!" begann Helmar, „bist Du zufrieden, bist Du glücklich?"

„Ich bin's!" rief Franz. „Gott hat mir mehr gegeben, als ich verdiene. Und was mir fehlte, bringst Du mir heut hinzu!"

Helmar's Antlitz war sehr ernst. „Weißt Du so sicher," begann er nach kurzer Pause, „daß ich Dir Gutes bringe? Brachte ich Dir das jemals? Brackt' ich's irgend Jemand, den ich liebte? Doch vor Allem die Versicherung, daß ich nicht als Bettler komme."

„Glaubst Du, daß ich das gefürchtet?"

„Dein Empfang sagte nichts von solcher Furcht, und hätte ich Mißtrauen, wär' ich nicht zuerst zu Dir gekommen. Ich kam vor einer halben Stunde hier an, mag Niemand sehen als Dich —"

„Und Hilla? Meinst Du sie zu vermeiden?"

„Nein. Ich will sie sehen. Aber laß nur uns erst unter uns reden. Ich suche durch Deine Vermittlung Jemand, den Du besser kennst als ich. Daß Du Zeit, meine Geschichte anzuhören?"

Rüdiger bejahte, und Helmar fuhr fort: „Erwarte keine ausführlichen Mittheilungen oder gar Herzensergießungen über mein sonderbar verlebtes Geschick. Betrachtende Dialoge habe ich mich gewöhnt, nur noch mit mir allein zu führen. Kurz denn, als ich vor fünfzehn Jahren das Gefängniß verließ, mochte ich Niemand wiedersehen, den ich einst gekannt. Ich kam ärmer heraus, als ich gewesen, denn jene Jahre waren mir genommen worden, und was sie mir dafür gebracht, damit wollt' ich Keinem unter die Augen treten. Ich war ein Verbannter, nicht einmal gegen mich selbst abtragen. So ging ich fort mit dem festen Willen, alle Kraft daran zu setzen, wenigstens äußerlich wieder herzustellen, was innerlich nun aufzubauen eine Unmöglichkeit war. Die Menschen waren mir im Ganzen verächtlich geworden, und doch drängte es mich, sie jetzt mit mir Energie zu unterwerfen, mir ihren Respekt zu erzwingen. Das ging ha, wo man mich nicht kannte, hier bei mir nicht war es mir wohl niemals gelungen. Je älter die Kulturstätte, desto unbefehgbarer die Vorurtheile. Man muß den Leuten wie ein Wunder kommen, sie verblüffen und gleichgültig gegen sie bleiben, dann staunen sie und kriegen Respekt. Das wollt' ich, und daß ich bis dahin viel zu thun hatte, wußte ich. Breit drauſſen in Indien fand ich zu schaffen, und gewann im Lauf der Jahre mehr als ich brauchte. Aber ich brauchte auch mehr, als ich für mich selbst ausbrechte, ich mußte viel aufspenden, wenn ich zu meinen alten Verpflichtungen heimkehren wollte. Denn ich wußte, daß ein Sohn von mir lebte. Als ich fortging aus Europa, mochte ich auch ihn nicht sehen. Ich konnte nichts für ihn thun. Nachher schrieb ich ein paarmal an einen Bankier in der französischen Schweiz; ich weiß, daß meine Sendungen an die richtige Adresse gelangt sind. Endlich glaubte ich genug zu haben. Mein Sohn war mehr als genügend versorgt für eure bisigen Verhältnisse, wenn ich ihn noch am Leben fand, wenn er geworben —"

Helmar vollendete seinen Satz nicht und strich sich mit der Hand über die hohe Stirn. „Ich machte mich auf nach Europa," fuhr er fort. „In der Schweiz fand ich ihn nicht mehr, doch erfuhr ich von ihm und verfolgte seine Spur bis hierher. Ich weiß, daß er in Dir seit seiner Kindheit geistig einen Vater gefunden. Hast Du's? Du bist's?"

„Er ist der hoffnungsvollste, trefflichste Jüngling," rief Rüdiger; „meinem Hause nahe verbunden. Du wirst Freude an ihm erleben!"

Es ging wie ein leiser Strahl von Beruhigung durch Helmar's Züge,

Digitized by Google

und doch verfinsterten sie sich plötzlich wieder: „Die Hoffnungen auf Tresslichkeit, welche die Jugend gibt, sind trügerisch," sagte er. „Es gibt keine bauernhafte Tugend, und nur von einem Augenblick der Leidenschaft hängt es ab, ob nicht ein Fluch hinter einem ganzen Leben voll zerbrochener Hoffnungen herjagt."

„Lieber Freund," entgegnete der Pfarrer, „ich will diese finstere Lehre beweisbieten Deinen eigenen Erfahrungen zu Gute halten — bisjetzt kann ich sie nicht. Du wirst Deinen Sohn kennen lernen —"

„Ich kann Unrecht haben," unterbrach ihn Helmar. „Ich betrachte Dich und Dein Leben, und ich sehe, daß ich Unrecht habe. Der junge Mensch ist Dir nah verbunden, und Du bist mit ihm zufrieden —"

Rüdiger erhob sich schnell. „Du sollst ihn heute noch sehen!" rief er. „Ich schicke nach ihm!"

„Nicht doch!" sagte Helmar getassen, indem er den Freund bei der Hand nahm und zurückzog. „Was bin ich ihm? Ein Fremder. Werde ich verlangen, daß er sich einen Menschen freuen soll, für den er keine Empfindungen hegen kann? Was ich bei dem Knaben zu beanspruchen hätte, gehört von rechtswegen Dir, ich mache keinen Anspruch, etwas von ihm zu empfangen, was er zu leisten nicht fähig ist."

„Und Du hast nicht das Bedürfnis, ihn zu sehen? Bringst ihm keine Liebe mit, für den Du geschafft und erworben hast?"

„Sehen will ich ihn. Alles Uebrige wird von ihm abhangen. Erwarten werde ich nichts für mich. Und wie ich dabei fahre, darauf kommt hier nichts an."

Rüdiger sah einige Augenblicke vor sich hin. Dann begann er: „Dein Gemüth ist verbittert, mein alter Freund. Du siehst die Dinge hart und einseitig an. Du schleusest Dich selbst gewaltsam ab von Aussichten, die Dir Ruhe und Trost geben könnten."

„Du bist Pfarrer des Orts und hast das Recht, ein verlorenes Schaf wieder in Deine Hürde zu bringen. Ich halte Dich für den braufen Mann und zugleich für billig und vernünftig genug, Den nicht durch Worte gewinnen zu wollen, der gezwungen worden ist, nur von Erfahrungen Lehre anzunehmen."

„O, fürchte keinen Sermon von dem Pfarrer, wo in erster Reihe der Freund redet! Laß uns denn beim Nächsten stehen bleiben! Denke Du in der Stadt zu vermitteln?"

„So dacht' ich, und da ich hier bin, scheint es mir unmöglich."

„Du wirst Dich finden. Mein Haus ist bereit, Dich zu empfangen und festzuhalten. Sieh es als Deinen Aufenthalt, als Deine Wohnung an!"

Helmar drückte die dargereichte Hand. „Dein Haus —?" wendete er ein. „Ich werde langsam sein in der Gewöhnung an das Gewöhnliche, war es auch noch so gut und freundlich. Ich bin zu viel einsam gewesen, bin ein arger Sonderling geworden, und kleine, glückliche Verhältnisse schrecken mich in mich zurück. Hör' an — da die Frage von mir kommt, wird sie dich weniger verwundern; auch die Kirche gehört zu Deinem Hause — ist ein Thurmgemach da oben für mich möglich?"

Der Pfarrer sah ihn an und schüttelte halb lächelnd das Haupt. „Ist es wirklich Dein Ernst?"

„Es ist mein Ernst. Was war und was ist, will ich noch einmal an mir vorübergehen lassen. Von da oben will ich mir eure Verhältnisse erst im Ganzen übersehanen und mich prüfen, ob ich mit euch leben kann."

„Viel Gutes erwarte ich davon nicht, lieber Freund!" meinte Rüdiger. „Aber gut. Für Deinen Wunsch kommt Du zu rechter Zeit. Die letzten Thürmer-Leute haben es nicht aushalten können und sind abgezogen. Ich habe nur vorläufig einen Burschen zum Läuten oben. Du kannst Deine alte Thurmklause beziehen. Alarich ist auch noch da!"

Helmar stand auf und griff nach seinem Mantel.

„Aber die erste Nacht wirst Du doch bei mir zubringen?" rief Franz.

„Es ist spät. Wozu die Unruhe? Die Treppen hinauf kenne ich von Alters her."

„Der Bursche oben hat keine Weisung, Dich aufzunehmen, er wird nicht bereitwillig sein."

„Ich werde mir Bereitwilligkeit verschaffen!"

„Aber es ist nichts für Deine Bequemlichkeit oben hergerichtet —"

„Gewöhne Dich, das, was ich brauche, nicht nach euren behaglichen Bedürfnissen zu beurtheilen. Gute Nacht!"

Der Pfarrer schüttelte noch einmal den Kopf. „Ich gebe Dir ein paar geschriebene Worte und eine Blendlaterne mit. Oder besser — ich gehe selbst mit hinauf!"

Helmar schien auf die letzten Vorschläge kaum gehört zu haben. In Gedanken blieb er an der Thür stehen. Dann faßte er Rüdiger's Arm. „Verkenne mich nicht, daß ich die vornehmste Frage noch nicht gethan, die ich doch auf den Lippen trug, als ich die Schwelle Deines Hauses betrat. Was macht Hilla? Trotz sie mein? Bin ich sie?"

„Hier, mein Bruder, hier!" rief es unter schwer unterdrücktem Weinen aus dem Dunkel der gegenüberliegenden Thür. Helmar und Hilla lagen einander schluchzend in den Armen. — Erst bei Tagesanbruch stieg der Fremde zu seiner alten Thurmklause hinauf.

Schon am nächsten Tage machte die kleine Anna die Beobachtung, daß Vater und Mutter in bewegter, aber glücklicher Stimmung waren. Hilla steigerte sich von Tag zu Tage, die Eltern mußten eine hohe Freude, ein reiches Glück erfahren haben, es ging wie ein neuer Sonnenschein durch das Pfarrhaus. Und doch war es noch nicht Frühling! — Allein Anna beobachtete noch mehr. Mancherlei Geräthschaften wurden nach spät Abends, aus dem Hause getragen, und zwar durch Martin, den Burschen auf den Thurme, welcher jetzt die Glockenbretterstube verlah. Und Martin kam jeden Morgen und Abend, und hatte immer heimlich mit den Eltern zu sprechen. Immer mehr Erkauntliches drängte sich der Beobachtung des jungen Mädchens auf. Abends, wenn die Kinder und endlich auch sie selbst zur Ruhe gesichickt waren, pflegte noch ein später Besuch zu kommen. Einmal, als Anna mit dem Licht die Treppe hinabstam, um den Vater nach einmal Vergessenem zu fragen, sah sie, wie dieser selbst die Hausthüre öffnete und einen Mann im Mantel hereinließ. Sie erkannt und wollte umkehren, allein der Vater rief sie zurück und führte sie auf den Fremden zu mit den Worten: „Dieß ist meine Tochter!" Der Unbekannte saß sie prüfend und mit Rührung an, legte seine Hand leise auf ihr Haupt und schritt darauf schnell in des Vaters Studirzimmer. Nicht lange währte es, so kam ein noch sonderbarerer Abend. Anna hörte, wie das übliche leise Pochen an des Vaters Fensterladen erklang. Sie sprang auf's Fenster, öffnete es leise und blickte verstohlen hinunter. Aber, erstaunlich — da stand eine andere Gestalt, und zwar Niemand anders, als Henry Duval! Der durfte ja doch bei Tage kommen, warum schlich er denn Nachts heimlich in's Haus? Und nicht lange währte es, so wurde zum zweiten Mal gepocht, und nun wurde auch dem Fremden geöffnet. Anna gerieth in einige Aufregung. An Schlafen war nicht zu denken, stundenlang saß sie in ihrem Stübchen, lauschend auf jeden Ton, der von unten oder von draußen zu ihrem Gehör drang. Mitternacht war längst vorüber, da ging die Hausthür, und zwei Männer traten heraus. Es war Henry Duval und der räthselhafte Fremde. Sie gingen quer über den Markt auf die Thurmpforte zu. Hier verabschiedete sich Henry Duval, während sein Begleiter die Pforte aufschloß und darin verschwand. — Sowiel Hand fest, der Thuren hatte einen neuen Bewohner erhalten, aber Anna's Köpfchen strengte sich vergeblich an, Näheres über seine Person zu ermitteln. Und was, vor allen Dingen, hatte Henry Duval mit dem Geheimniß zu thun? — Der junge Mann kam nach wie vor fast täglich in's Haus, aber auch mit ihm schien eine Veränderung vorgegangen. Er war ernster, saß feierlich; er nahrte sich Anna zuweilen mit einem Wesen, und sah sie mit so herzlichem Ausdruck an, daß ihr vor Herzklopfen fast der Athem verging und sie ihm am Liebsten davongelaufen wäre. — Endlich konnte sie die Last dieser räthselhaften Erscheinungen nicht länger ertragen, und so ward sie sich der Mutter an die Brust und bat mit ausbrechenden Thränen, sie nicht länger als ein Kind zu behandeln, ihr mitzutheilen, was im Hause vorgehe.

Die Mutter drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sah einen Augenblick überlegend mit leiser Lächelnd über ihre Tochter hinweg. Wie Frau Hilla so dastand mit den klaren Augen, der noch vollen Locke, die, ein wenig ergraut, sich rechts und links an ihre Wange legte, eine schlanke, vornehme Gestalt — Frau Hilla sah noch sehr schön aus, und der Ausdruck liebevoller Mitleidigkeit konnte nur ihr Wesen noch erhöhen. „Es ist, mein liebes Kind!" begann sie, „du würdest es doch bald erfahren, und so muß so unaussprechlich glücklich macht. Der Fremde oben im Thurm ist Onkel Helmar und zugleich Henry Duval's Vater. Er ist in der Fremde etwas menschenscheu geworden, denn er hat viel Trauriges erlebt, und darum wünscht er vorläufig noch da oben verborgen zu bleiben, um sich mit der Zeit an den Verkehr mit uns und Andern zu gewöhnen. Ich hoffe, wir sind nicht weit davon, ihn in unserm Familienkreise als den Unsrigen zu begrüßen."

Diese Mittheilung wirkte wie ein erlösender Zauberwort auf Anna's Herz. Henry's Vater und zugleich Onkel Helmar, der unbekannte, vielerwähnte und durch das Geheimniß, das ihn umgab, so anziehende Mann! Es drängte sie, ihrer Freude irgend einen Ausdruck zu geben, sie hätte dem Entsedter da oben gar zu gern heimlich gezeigt, wie auch sie ihn bereits so herzlich lieb habe. Es blühten schon die ersten Veilchen, und die Weiden trugen sammetne Knospen, Ostern war vor der Thür. Rasch pflückte Anna einen Strauß und drang ihn hastig dem Glockenburschen auf, der eben das Haus verlassen wollte. Er solle den Strauß oben auf den Tisch stellen, dem Fremden aber am Gottesmillen nicht verrathen, woher die Gabe komme! Das geschah am Morgen des Grünonnerstags.

Es war derselbe Gründonnerstag, dessen Frühlingsdüften durch die Fenster unsres Klausners auf dem Thurm spielte, wie der Eingang dieser Geschichte schilderte. Aber in Helmar's Gemüth hatte keine Osterstimmung,

Digitized by Google

keine völlige Beruhigung kommen wollen. Er sah, daß man Alles that, ihn dem Leben wieder zu geben, er fühlte die Liebe der Seinen, und doch stand in tortem Gegensatz dazu die Empfindung, daß er sich dieser Liebe nicht werth gemacht, daß er unfähig sei, dauernd ein Glied ihres Kreises zu sein. In sehr hatte sein Wesen sich seit fünfundzwanzig Jahren in schroffe Gegensätze hineingelebt und noch mehr hineingebacht, er wußte sich einen Sonderling, der in die Formen des gewöhnlichen Lebens kaum mehr hineinpasse; er glaubte an sein inneres Glück mehr für sich selbst und verlangte keines mehr. Er sah in fremder Liebe mehr Schonung, als wahre Empfindung, und er, der ein halbes Leben lang so Vielen getrotzt hatte, wollte nichts von weichlicher Sorge wissen, mit der man die gestählte Energie seines Charakters zu schmelzen suchte. Einen bittern Kampf hatte er heute durchgekämpft, nun glaubte er entschieden zu sein. Und als es Abend war und er von der Galleie hinabstieg auf das Haus mit den heute so hellen Fenstern, und dann hinaufschritte zu den Seinen, die rein und lax dem hohen Feiertag vorausgingen, da rief er: „Lebt wohl!“ Er schrieb wenige Worte auf ein Blatt, nahm den Mantel um und stieg die Treppen hinunter.

Kaum hatte er den Fuß aus der Thürmpforte gesetzt, als er Jemand hastig auf sich zuschreiten sah. „Helmar!“ rief Franz Rüdiger, „Du kommst von selbst! Ich bin unterwegs, Dich in mein Haus und heute auch zu meiner Familie zu holen. Komm' mit! Feiere mit uns eine reine, fremdes festliche Stunde!“

„Nein, mein alter Freund!“ entgegnete Helmar, „ich wollte nicht zu euch, ich war im Begriff, euch heimlich durchzugehen. Aber ich sehe, ich sollte nicht ohne Abschied scheiden. Ich habe eingesehen, ich kann euch nichts sein, und so kann ich mit euch leben. Grüße Hilla und lebe wohl!“

Aber der Pfarrer hielt ihn fest. „Nein, Helmar, in dieser Stunde wirst Du uns nicht verlassen! Die Kinder haben ein Recht auf Dich, sie dürfen Dich zu ihrem Glücke beelangen. Denn wisse, Henry und Anna wollen ein Paar sein, und Hilla und ich haben unsern Segen gegeben!“ Franz hörte nicht auf, in ihn zu dringen. Er beschwor ihn bei ihrer alten Liebe und Freundschaft, er rief ihm die Pflicht gegen sich selbst in's Gewissen, er sprach ernst und männlich zu ihm und ließ doch alle Töne der Herzlichkeit aus dem Gemüth anklingen. Und auf der kämpfenden Brust Helmar's hob sich plötzlich ein tiefes Seufzer, aber nicht wie ein Seufzer des Schmerzes, es war wie ein Aufathmen der Erlösung. In der Stunde, da er schroff sich selbst die bitterste Gewalt anzuthun dachte, durch einen Bruch mit den Seinen, in derselben Stunde war der Bann durch durch die Kraft der Liebe in ihm gebrochen, und nun auch mit Gewalt schütteete es durch sein ganzes Wesen, daß er mit hervorstürzenden Thränen den Freund an's Herz preßte. „Zu hast gesiegt!“ schluchzte er, „ich gebe mich überwunden!“ Und von den Sternen beoben wehte es in beledendem Feühlingsodem, es klang durch die Luft wie Orgelton und Feierspläuen: „Hosiannah! Hosiannah! Ehre sei Gott in der Höhe! Hosiannah!“ Arm in Arm schritten die Freunde in das Haus, das ihrer liebevoll harrte. —

Noch lange lebte auf seinem wohlbestellten Gute im nördlichen Deutschland ein ernster Mann, steeng, ziemlich abgeschlossen von der Welt und einsiedlerisch. Man wußte wenig von dem Sonderling, der nur seinen landwirthschaftlichen Geschäften und im Winter den Büchern und Studien in seiner reichbestellten Bibliothek lebte. Aber im Sommer führte er eine schöne junge Frau, seine Schwiegertochter, am Arm durch die Anlagen seines Gartens, umspielt von einem Geschleckt frischblühender Buben und Mädchen. Wee ihn in solchen Zeiten sah, der wundete sich, wie voll Herzensgüte und Milde der sonst so strenge Mann sein konnte.

Zur Geschichte des Trinkens.

Unterm 28. Januar 1533 schrieb Landgraf Philipp von Hessen an den damals verteichenen Herzog Ulrich von Würtemberg über eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Sachsen, welche Zusammenkunft die Restitution des Herzogs zum Zwecke hatte. Der Brief, welcher sich in Sattler's Geschichte Herzog Ulrich's von Würtemberg vorfindet, ist sehr charakteristisch für die Art, in der damals diplomatische Verhandlungen geführt wurden. Es geschah dies meist, wie Kf. Friedrich that: unter powels, und nahm man simplicissimus“ (beim Zechen, wo die Spezies empfänglicher sind). Der Landgraf alle schreibt: „Lieber Uly! (Ulrich). (Setzen wir Nachrichten über die auf Restitution abzielenden Verhandlungen. Dann ist zu sehen:) Item E. L. berichten will, ich hab lehr hart getrunken zu Weimar, aber den Platz behalten, hab allein den Churfürsten hinweg getrunken, hab er mit Noth zur Thür müssen vorgehen und fressen. Item hab aber recht bisel drum, daß ich noch nicht gesund, sondern alle krank.“

Königl. Corp. Jur. Acad. Germ. III. p. 70, berichtet von der Belohnung dahenlebender Barbiere. Peter heißt es: „Nach abgetanem Eide wird ihm gratuliert und setzet nun bedeutsamlichen Tafel angelegt, da er dann nach altem deutschem Herkommen den gewinn Lehrstühlern, zwei Schringer Mark hallend, Beschied und damit voll quasi eine Probe thun muß, eh er auch ein gut teufelt geborener von Adel und dem Patentamt hienächst gute Dienste leisten könne“.

*

Als Kurfürst Christian von Sachsen 1610 den Kaiser Rudolph II. in Prag besuchte, daselbst er beim Abschied seinem Gastfreund mit den Worten: „Kaiserliche Majestät haben mich gar trefflich gehalten, also, daß ich keine Stunde nüchtern gewesen bin.“

*

In den berühmten Memoiren des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen (1552—1602) ist uns dem Jahre 1573 zu lesen: „Habe auf diesem Ritt (nach Mecklenburg) im Reiche große Kunbschaft bekommen und mit mit meinem Saufen einen großen Namen gemacht.“

*

Ein Arzt Boerhave, der im Ende des 16. Jahrhunderts in Irland Kriegs- und Friedensdienste verrichtete und seine Memoiren heilig führte, gibt in dem kürzlich veröffentlichten Werke folgende seine Bemerkungen über das Trinken von sich: „Es gibt Viele (was ich mir nicht ohne großen und tiefen Schmerz erwähnen kann), die keine Gesundheit mit Andern trinken wollen; sie legen in Gesellschaft Decer, die trinken, und wollen nicht ihrm wie sie, was im höchsten Grade schändlich ist. Auch da ich einmal auf dieses Trunkfariel gekommen, so will ich in Form einer Abschweifung Einiges darüber sagen. Es ist nicht lange her, daß ich mit einigen guten Kumpanen zusammen war, und sündig der Whiskyflasche zuprach. Und da Einer unter uns war, der nicht mithalten konnte, richtete er die Worte an mich: Wenn Du gelehrter bist als ich, so bist Du Gott dem Allmächtigen zu größerem Dank verpflichtet, als ich, — was ungemein trefflich gesagt und wohl angebracht war. Ich selbst, als ich in Leiden war, habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein Mann, der mit vielen Andern bei Tische saß und nicht mit ihnen trinken wollte, beim Kragen gefaßt, schimpflich aus Thüre hinausgeworfen und so in Lagen über menschlichen Gesellschaft vernein erklärt wurde. Bei dem Mahle nicht alle Gesundheiten annimmst, die ihm vorgeschlagen werden, thut es, weil er entweder den Ausdringenden, oder den Gesetzten, oder den Wein nicht liebt. Ja meines Orte nun möchte keinen Trinker haben mit einem Menschen, der, sei es mich, oder meinen Freund, oder gar den Wein, das köstlichste Gut unter dem Himmel, mißachtet. Gewaltige gelten dicht. Bleibt ein solcher Quidam sich damit entschuldigen, daß er wegen der Schwäche seines Gehirns den Wein nicht ertragen könne, so möge er sich darauf verlassen, daß es seine eigene Schuld ist, weil er sich nämlich nicht genug an den Wein gewöhnt, da er durch tägliches und häufiges Gebrauch sich mit dem Wein so vertraut machen könnte, daß er ihn wie Wasser trinken wäre, so viele Gläser er leeren, als er wollte, nicht nur ohne Nachtheil, sondern mit Lust und Vergnügen. Weiter er sich aber des Trinkens enthalten will, weil er darin die Sache von allzeit Ungemach erblickt, so wäre es zu bedauern, daß solches nicht auf dem Wein, sondern auf der lobenswerthen Natur des Menschen entspringt. Grund mehr, darnach zu streben, daß wir mittelst einer beständigen Gewohnheit des Trinkens selbst im verwirrenen Zustande jene Fehler zu vermeiden vermögen, die wir im nüchternen sorgen zu halten und bemühen. Auch war ich stets der Ansicht, daß die Enthaltsamen irgend ein großes Verbrechen auf dem Gewissen haben, das sie im Rausche zu verrathen fürchten. Der Wein nämlich ist der Vater der Trunkenheit, die Trunkenheit aber die Mutter der Wahrheit u. s.“ Es wird behauptet, die Ungarn hätten diese unsympathische Gründe zum Trinken: 1) aus Durst, 2) aus Freude, 3) aus Kummer, 4) bis 24) aus jedem andern Grunde. Man sieht, Dr. John argumentirt umgekehrt und will keinerlei Grund gelten lassen, nicht zu trinken.

Schach.

(Lösigket von Jean Dufresne.)

Von Herrn **G. H.**

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit den vierten Zuge Matt.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 4.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Original von F. Rothbart.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geschichte aus Dithmarschen von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Bald sollte der bereits nicht mehr unbefangene Havannese Meta auch noch in andern Künsten bewundern, ja anstaunen lernen. Das Wetter neigte sich zum Frost, es fiel bei ruhiger Luft ziemlich viel Schnee, und als er eines Morgens um die Zeit, wo er sein Lager zu verlassen pflegte, die Gardinen zurückschob und nach dem im Ofen knisternden Feuer einen zufriedenen Blick warf, bemerkte er, daß alle Fenster mit Eisblumen bedeckt waren, die ein matter Strahl der kalten Wintersonne reizend vergoldete.

„Blumen auf Fensterglas, und zwar von Eis!“ sprach er. „Was dazu meine Mutter wohl sagen würde, die noch nie im Leben eine Schneeflocke und einen Eiszapfen gesehen hat!“

Es war ungewöhnlich laut im Hause. Thüren wurden auf- und zugemacht, der Vollmacht gab verschiedenen Personen Befehle, und Meta sang mit heller Stimme ein Lied, das wie ein Triumphgesang klang. Dazwischen klirrte und klimperte es, als würden eine Anzahl kleiner Glöckchen gegen einander geschlagen.

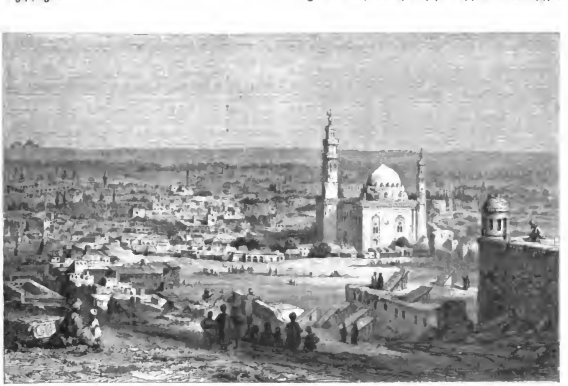
Miguel war unschlüssig, ob er aufstehen oder noch einige Zeit liegen bleiben solle. Da hörte er den Vollmacht hart vor der Thür seinen Namen nennen und gleichzeitig recht vernehmlich anklopfen.

„Geschwind, Herr Saltiero, aus den Federn!“ rief der Hofbesitzer. „In der Nacht ist hoher Schnee gefallen, der jetzt in der hellsten Wintersonne in allen Farben blitzt und funkelt. Die Wollermannen wollen zu Schlitten eine Lustfahrt durch's Land machen und Sie, junger Herr, sollen mit von der Partie sein, damit Sie erfahren, wie man sich hier zu Lande im Winter amüsirt.“

Miguel hatte schon einige Male von Schlitten sprechen hören, gesehen aber hatte er noch keinen, da Regen und Sturm wochenlang nur mit wenigen Sonnentagen oder mit entsetzlich düsterm Nebelwetter abwechselten.

„Ich stehe sogleich zu Befehl,“ erwiederte er und verlachte, durch die gefrorenen Fenster einen Blick auf die beschneite Landschaft zu werfen. Denn er war neugierig, wie sich die monotone Gegend, von weissem Schnee überstäubt, ausnehmen werde. Der sich ihm darbietende Anblick überraschte, ja entzückte ihn, und zum ersten Male fand er Dithmarschen im stimmernden Wintermantel so schön, daß er vor Freude und Lust laut hätte aufjubeln mögen.

Zweimal noch wiederholte sich das schellende Geräusch, das ihm schon



Ansicht von Cairo. (S. 39.)

Digitized by Google

heim Erwachen aufgefallen war, ehe er in das gemeinsame Familienzimmer trat. Hier begrüßten ihren jungen Gast die Frau vom Hause und deren Tochter in einer Vermummung, die ein Häckeln auf Miguel's Lippen lockte. Dicke Mützen, mit Pelz verbrämt, ließen kaum das Gesicht frei, und dieser warmen Kopfbedeckung entsprach auch die übrige Kleidung, welche die schlanke Gestalt Meta's in der That ein wenig verunstaltete. Der Vollmacht sah an den Mienen des Havanneser, daß sich dieser über die mintuliche Kostümierung seiner Frau und Tochter mopirte, weshalb er eine belehrende Bemerkung für geboten erachtete.

„Sie werden sich heute ohne Widerreden meinen Anordnungen fügen, Herr Saltieco," sagte er und deutete auf einen Pelzrock von nicht mehr ganz jugendlichem Alter, der über einer Stuhllehne hing. „Kändlich, sittlich, Señor! Wir haben zwölf Grad Frost und recht frischen östlichen Luftzug. Ihr südliches Blut könnte in solcher Zonen ungewohnten Temperatur leicht gerinnen, wenn wir unvorsichtig wären. Darum gehwind in den Rock geschlüpft! Er thut seine Schuldigkeit und hält Sie warm; auch wird Sie in dieser Tracht Jedermann für einen Eingeborenen halten, denn Sie haben vor uns Andern nichts als höchstens die dunklere Gesichtsfarbe voraus."

Ablehnen konnte Miguel den Rock schon deshalb nicht, weil Meta ihn derselben mit gemmenden Blicken und mit einem Blick ihrer glänzenden Augen reichte, der in Worte übersetzt ungefähr heißen konnte: „Thu' es mir zu Liebe!"

„Wohin geht die Reise?" fragte Miguel, wenigstig nach den drei Schlitten ausblickend, die vor dem Hause hielten, und in denen einem der Deichgräfe mit zwei halb vermummten Frauen, im andern der Kirchvorsteher mit seinen beiden Töchtern Platz nahmen, von oft und zehn Zakeln, ihre Schlitten des Vollmacht, geräumig und mit prächtiger Bärenfelldecke überdeckt, war mit zwei jungen Schimmeln bespannt, die stolz die Köpfe hoben und die aufgelegten Schellenbehänge in stets klingende Bewegung setzten.

„Zunächst nach Heide," verfetzte der Vollmacht. „Dort wollen wir uns bei Freunden, die sich freuen werden, Sie kennen zu lernen, einige Stunden gut vergnügen laffen, und dann über Hemmingstedt auf kleinem Umwege zurückkehren. Meta ist bewandert in der Geschichte ihrer Heimat; sie kann Ihnen unterwegs über jeden wichtigen Ort, den wir berühren, die interessantesten Dinge erzählen. Jetzt aber gilt es aufbrechen, damit wir die sonbare Zeit nicht mit unnützem Plaudern vergeuden."

Miguel, begierig auf ein Vergnügen, das er nicht kannte, geleitete Meta galant zum Schlitten und wollte ihr als seine Kavalier beim Einsteigen behülflich sein. Die Tochter des Vollmacht lehnte jedoch diese Hülfsleistung lächelnd ab, indem sie scheuwärts trat, auf den Schlitten deutete und sagte: „Nicht doch, Señor! Das Innere ist für Sie und die Eltern."

„Und Sie, Señorita?" erwiderte Miguel.

„Ich werde Sie höflichst erfuchen, Herr Saltiero," antwortete Meta und machte eine ihrer unnachahmlichen Verbeugungen, „sich meiner Führung anzuvertrauen, damit Sie sehen, wie man in der Maschi ein solches Fahrzeug regiert."

Rasch und gewandt erfaßte sie die Zügel des muthig wiehernden Zweigespanns und bestieg den für den Kutscher bestimmten Sitz des Schlittens. Miguel machte Einwendungen machen; denn sich von einem jungen Mädchen, das ihm gar nicht gleichgültig war, fahren zu laffen, hielt er für eine Entwürdigung des ganzen schönen Geschlechts. Meta verwies ihn aber mit einem recht fühlbaren Trutz ihrer bepelzten Hand nochmals auf das Innere des Schlittens, und der Vollmacht lachte laut ungeduldig: „Einsteigen, einsteigen, Herr Saltiero! Kändlich, sittlich! Meine Tochter versteht so gut ein Pferd zu leiten und zu tummeln, wie der geübteste Pferdetreiber. Sie lange die Zügel in Meta's Händen ruhen, brauchen wir vor einem Unfalle nicht bange zu sein."

Die schöne Tochter des Hofschulzen fuhr wirklich meisterhaft und die gelehrigen Thiere, welche diese Zügelführung kannten, rissen, faft ununterbrochen galoppierend, den Schlitten über die hochbeschneiten Marschwege hinter den Böschungen der Deiche oder auf deren breiten Rämmen fort, daß Miguel ein wahrhaft wohlthuendes Gefühl überkam und er mehr nie einmal bewunderud und dankend zugleich in das ihm oft lächelnd suchende Auge des eigenthümlichen Mädchens blickte.

War es die reine, erfrischende Winterluft oder die angenehme, dem Alegen nicht unähnliche Bewegung auf dem rasch dahingleitenden Schlitten oder Beides zusammen; genug, Meta wach ungewöhnlich heiter und zeigte sich Miguel von einer ganz neuen Seite, die er bisher noch nicht an ihr entdeckt hatte. Sie begann in bald unbefangener, bald übermüthiger Weise zu scherzen, wobei sie mit dem jungen Gaste ihres Vaters so wenig schonend umging, daß dieser fürchtete, Miguel könne durch solche Ausgelassenheiten beleidigt werden. Am Liebsten hätte sie ihrer freudigen Stimmung durch Singen Luft gemacht, wäre der scharf entgegenwehende Ostwind ihr nicht ein abmahnender Moderator gewesen.

So erreichten die Schlitten das belebte Heide, wo bei Abkommen der Wollmannen eingekehrt wurde. Miguel gefiel sich gut, stand Jedem, der sich mit ihm beschäftigen wollte; mäßig Rede und Antwort, und sagte Meta viel Schmeichelhaftes über ihre geschickte Führung des Schlittens, die er graziös nannte.

„Ich bedanke nur, daß dergleichen Vergnügungen das Klima meiner Heimat nicht gestattet!" fügte er mit einem tiefen Athemzuge hinzu, der fast wie ein Seufzer klang.

„Hat man auf Cuba keine Wagen?" fragte Meta verwundert. „Um zu fahren, bedarf es nicht immer eines Schlittens. Die Wege in unserem Lande sind nur zu schlecht, sonst würde ich ein leichtes Kabriolet ebensogern wie einen Schlitten besteigen. Um aber nicht umzuwerfen, ziehe ich es im Sommer vor, weitere Ausflüge zu Pferde zu machen. Reiten Sie auch gern und recht schnell? Ich jage am Liebsten, daß Kies und Funken fliegen, wenn man in der Marsch ein solches Schauspiel haben könnte."

Um eine Antwort auf diese unerwartete Frage war Miguel verlegen, denn als Reiter hatte er bisher noch nichts Großes geleistet. Weil er aber besorgte, die beherzte Tochter der Marsch könne mit Geringschätzung auf ihn herabsehen, wenn er offen die Wahrheit sage, so half er sich mit einer Ausflucht, indem er erwiederte, in seiner Heimat habe er für einen guten Reiter gegolten!"

„Dann sollen Sie mir Gelegenheit leisten, sobald und der Winter verklärt," sagte Meta bestimmt und nickte ihm freundlich zu. „Diese beiden Schimmel, die so lustig galoppieren und dabei ihre langen Mähnen so malerisch schütteln, sind junge, feurige Thiere, die sich gern Sattel auflegen laffen. Reitet man zusammen mit ihnen aus, so will es der Eine immer vor den Andern zuvorthun, was ein sehr lebhaftes Rennen gibt. Dann, Herr Saltiero, sollen Sie Ihre Fronde haben."

Die Wahrheit zu gestehen, freute sich Miguel auf diesen in Aussicht gestellten Proberitt nicht besonders, ließ sich aber dieß dem schönen Mädchen gegenüber, dem zu Gefallen er allenfalls auch halsbrecherische Unternehmungen entschlossen gewogt hätte, nicht merken. Er hoffte, ein glücklicher Zufall werde im Falle der Noth sein Retter werden. Als eine leichtlebige Natur, von Jugend auf gewohnt, immer nur den Augenblick zu genießen, war er zufrieden, wenn ihm die Gegenwart behagte; an die Zukunft dachte er nicht, noch weniger machte er sich ihretwegen Sorgen.

Diese Gegenwart war dem Havanneser ungemein günstig. Es entging seinem scharfen Blicke nicht, daß die Freunde des Vollmacht gleich diesem selbst Gefallen an ihm fanden, und daß sie verschiedene Mittel unter einander und mit Meta anschlugen, deren Bedeutung sich leicht erraten ließ. Meta selbst blieb zwar zurückhaltend, in ihrem Auge aber, das den jungen Spanier oft suchte, lag etwas, das für Miguel sprach und diesen zu einem entschiedenden Schritte ermuthigte.

Es ward Nacht, ehe man wieder aufbrach. Nach Landesfitte hatte man sich in Bezug auf materielle Genüsse keinen Zwang angethan, und besonders dem nationalen, wohlschmeckenden Getränk, „Difsmarfischer Punsch" genannt, alle Ehre widerfahren laffen. Wer diesen Punsch, eine Mischung aus feurigem Rum und gutem Weißweine, dem eine entsprechende Portion Zucker beigefügt wird, nicht kennt und eben, weil er wie süßes, wärmendes Oel die Kehle hinunter gleitet, so lange davon nippt, als er ihm mundet, der kann sich leicht einen gemüthlichen Rausch antrinken.

Miguel fand das in geschliffenen Kryftallgläsern brodenzte Getränk vortrefflich, verglich es mit verschiedenen südlichen Weinen von ähnlichem Wohlgeschmack und folgte der Nöthigung des gastfreien Wirthes um so bebenzter, als er ja sah, daß auch die Frauen die süße, milde Mischung nicht schmeichen ließen, und Meta, mit ihm anstoßend, die Aufmerung that, solcher Punsch wärme nur und zu viel davon zu trinken sei bei kaltem Wetter faft unmöglich.

Miguel fand das in geschliffenen Kryftallgläsern brodenzte Getränk vortrefflich, verglich es mit verschiedenen südlichen Weinen von ähnlichem Wohlgeschmack und folgte der Nöthigung des gastfreien Wirthes um so beherzter, als er ja sah, daß auch die Frauen die süße, milde Mischung nicht schmeichen ließen, und Meta, mit ihm anstoßend, die Aufmerung that, solcher Punsch wärme nur und zu viel davon zu trinken sei bei kaltem Wetter faft unmöglich.

Nach der behaglichen Stimmung zu schließen, die über Miguel kam, mußte die Tochter des Vollmacht recht haben. Meta hatte sich nicht verändert, obwohl sie ziemlich gleichen Schritt mit ihrem jugendlichen Gaste gehalten; dächtens sprach sie etwas lauter als gewöhnlich. Das konnte man jedoch nicht mit Bestimmtheit behaupten, denn da sich Alle sehr wohl befanden, so zeichnete sich kein Einziger durch Mäßigkeit oder gar durch Schweigen aus. Heiter beflissen Alle die wieder vorfahrenden Schlitten, und Keiner fühlte, daß bei heitem, klarem Himmel eine Kälte von fünfzehn Grad herrschte.

„Für heute nicht mehr," sagte Klaus Reisel Büsken zu seiner Tochter und nahm ihr die Zügel aus der Hand. „Bei lichtem Sonnenschein mag ich es wohl leiden, daß Bleiber die Leitseile regieren, des Nachts aber und in solchem Zwielicht, wo Pferde leicht scheuen, gewährt die Hand eines kräftigen Mannes mehr Sicherheit. Marsch hinein mit Dir in den Schlitten! Unterhalte unsern Gast, der hoffentlich ein Ohr für Deinen Schnack hat und welche ihn ein in das Sitten und Gebräuche unseres Landes!"

Miguel war hoch erfreut, Meta gegenüber zu sitzen, die ohne Auf-

Digitized by Google

forderung zu erzählen begann, dazwischen viel lachte und durch allerhand drollige Neuerungen auch ihr freudig erregtes Gegenüber zum Lachen brachte.

Die Mutter schlief schon bald ein, der Vollmacht hatte alle Ursache aufzupassen, denn die jungen Schimmel spitzten jedesmal die Ohren, wenn sie ihren eigenen Schatten auf dem glitzernden Schnee gewahrten, und handen fest immer auf dem Sprunge durchzugehen. Die Insassen des Schlittens besanden sich fortwährend in Gefahr, und hätten die Zügel in einer weniger festen Hand gerubt, so würde ein Unglück während der ziemlich lange dauernden Nachtfahrt schwerlich ausgeblieben sein.

Nur die beiden jungen Leute, die für nichts um sich her Sinn hatten, achteten auch nicht von der Gefahr, in welcher sie schwebten. Ihre Unterhaltung, Anfangs laut, wurde nach und nach leiser und ging endlich in wispernden Gesprächen über. Es mußte eine schwer wiegende Frage gewesen sein, die Miguel seinem schönen Gegenüber vorlegte, denn Meta zauderte so lange mit der Antwort, daß der junge Mann ungeduldig ward und ungestüm des Mädchens Hand ergriff, die wärmende Pelzhülle mehr abrieß als abstreifte, und sie fast heftig beiden Lippen darauf drückte.

„Beim Haupte meines verstorbenen Vaters," flüsterte er Meta zu, die den Ungestümen gewähren ließ, „es ist mein voller Ernst! Sie sagen mich in den Tod, Señorita, oder stürzen mich in's Elend, wenn Sie ein kaltes Nein sagen!"

„Dann wird es am Besten sein, ich verharre in meinem bisherigen Schweigen," versetzte Meta. „Eine solche Antwort will reiflich überlegt sein. Ich suchte, mein Herr, Sie haben sich zu sehr ausgereist und lassen sich von unklaren Gefühlen forttreiben."

„Und Sie scheinen noch kälter zu sein als der Winter in Ihrer Heimat, sonst müßte die Glut meiner Seele auch die Ihrige längst entzündet haben!" sprach Miguel unmutig, bedeckte aber die Hand Meta's von Neuem mit Küssen."

„Man müßte Sie zuvor auf die Probe stellen, stürmischer Herr, denn — Pardon — das Gerücht sagt Ihren Landsleuten mancherlei Uebles nach! Man schilt auch leicht erregbar, unbeständig, treulos, und solche gefährliche Eigenschaften passen nicht für uns kühle Naturen."

„Treubrüchige gibt es unter allen Nationen, Engel meines Herzens, ich aber will eleud in der Sonne verdorren, oder auf offener Haide erfrieren, wenn ich einen Schwur, Dir geleistet, ohne die ich nicht zu leben vermag, breche!"

Meta hüllte sich fester in ihren Pelz, obwohl ihr sehr heiß war, schwieg einige Sekunden und sagte dann: „Werden Sie sich jemals in diesem flachen Lande, das aller Naturschönheiten entbehrt, heimisch fühlen?"

„Hier zu sterben ist nicht meine Absicht," entgegnete Miguel.

„Wenn dieß nun aber die Bedingung wäre, unter der ich Ihre Frage mit Ja beantwortete?" fuhr Meta fort und drückte sich zu dem ihr gegenüber Sitzenden, daß ihr Odem sein Gesicht streifte.

Jetzt war die Reihe, kurze Zeit zu schweigen, an den Hauswesen gekommen. Sein Blick, dessen unheimliche Glut dem jungen Mädchen in der nächtlichen Dämmerung verborgen blieb, ruhte lange auf ihr. Dann faßte er Meta's Hand wieder zu ersassen und hielt sie fest.

„Dein Wille, Du süße Heilige, soll mein Wille sein," raunte er ihr mit bebender Stimme zu. „Von Dir lassen kann ich nicht, und wenn Du mir nicht folgen willst in meine Heimat, so verlasse ich meine Plantagen, lasse mich hier nieder und gebe bei Deinem Vater in die Lehre!"

„Versprechen Sie nicht zu viel, Señor," versetzte Meta, „denn ich bin sehr eigensinnig und entsinne Sie nur wieder Ihres Wortes, sobald die Kluft es genehmigt hat."

„Die Kluft? Was soll das heißen?"

„Unser Familienrath, Señor, berathschlagt aus allen Wollermannen und den mit ihnen verbündeten Familien."

„Dem Beschluß dieses geheimnißvollen Rathes soll ich mich unterwerfen?"

„Es ist eine von unsern Vorfahren überlieferte Sitte, an welcher unser Geschlecht noch heute festhält. Ich kann mich ihr nicht entziehen, und wenn Sie der Unfreie werden wollen, wie ich mein Schicksal an das Ihrige zu knüpfen mich bereit erkläre, so müssen auch Sie sich derselben fügen."

Meta fühlte den Druck seiner heißen Hand, der junge Mann beugte sich zu ihr und ein langer Kuß brannte auf ihren Lippen.

„Dulcis-Dulcis-Mari!" sprach in diesem Augenblicke der Vollmacht, und deutete auf eine dunkle Stelle zur Linken, welche fast ganz von Schnee entblößt war, indem er die laut wiehernden, ihre Mähnen wild schüttelnden Pferde kürzer faßte.

Die Liebenden prallten auseinander, Meta stieß dabei ihre Mutter hart an und erweckte sie aus dem Schlafe. Der feige Spanier blickte ziemlich gleichgültig auf die baumlose, sanft ansteigende Fläche, über welcher der gewaltige Kirchthurm Methorfs deutlich hervorragte.

„Es ist doch sonderbar," fuhr der Vollmacht fort, „daß des Nachts alle Pferde an dieser seit Jahrhunderten verrufenen Stelle immer scheuen wollen. Man kann versucht werden zu glauben, daß hier wirklich noch immer tausend Teufel ihr Wesen treiben. Kennen Sie die Geschichte vom Tusend-Dawels-Warf, Herr Salterco?"

„Ich hörte noch nie davon, Herr Lükken."

„Dann erzähle Sie unserm Gaste, Meta," befahl der Vollmacht. „Wer das Brod unseres Landes ißt, muß auch wissen, was darin vorgegangen ist und was unsere Voreltern zu leiden und zu kämpfen hatten, um sich ihre alten Sitten und Freiheiten zu erhalten!"

Meta folgte der Aufforderung ihres Vaters und erzählte lebhaft und aufsässrlich ihrem Halbverlobten die blutigen und wilden Kämpfe der Dithmarsen in den Hammen und am Dusend-Dawels-Werf. Als sie die Erzählung endigte, hatten die Schlitten die ersten Höfe Odenwöhrdens erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Cairo.

Ein Blatt aus einem Reisetagebuch.

(Vide S. 37.)

Die Landschaft zwischen Alexandrien und Cairo, die man mit der Eisenbahn durchfährt, ist nicht sehr malerisch. Man vermisst Alexandrien beinahe im selben Momente, in dem man es verläßt, aus den Augen. Eine Zeitlang führt man an dem berühmten Kanal Mamudieh vorbei, der die Wasser des Nil mit dem Meer verbinden sollte. Die ganze Bevölkerung von Untergypten mußte an demselben arbeiten, selbst die Kinder und schwangeren Frauen nicht ausgenommen, welche in Ermangelung von Werkzeugen den Boden mit den Nägeln aufreißen und die Erde in ihren Hemden forttrugen. Dann kommen Sandebenen, die mit kaschenbeten Gegenden in frischem Grün abwechseln. Das Auge begegnet so häufig farbiotten, ermüdenden Landschaftsbildern, die dem Flachlande Europas gleichen, daß der Reisende sich fragen könnte: besinde ich mich auch wirklich in Egypten? wenn ihn nicht eine einsame Palme oder eine Gruppe dieser schlank'n Bäume aus seinem Zweifel reiße und daran erinnerte, daß das Wasser, das er fließen sieht, weder der Rhein noch die Donau sei, und daß die häßlichen Dörfer, deren Häuser einem Schmutzhaufen gleichen, weder die Bebilbetenheit eines deutschen Bauern, noch die einfältigsten Dörfer Frankreichs repräsentiren.

Ein Viertel nach Mitternacht hielt der Zug auf dem Bahnhofe von Cairo. Das Gas und selbst die primitive Laterne sind durch eine Menge Fackeln ersetzt, welche ein höllisches Licht und einen höllischen Rauch verbreiten. Unser Dragoman, den ich durch den Telegraphen gebeten, mir ein Absteigequartier zu besorgen, hatte die Güte, uns auf dem Bahnhofe zu erwarten. Unter dem wilden Geschrei des Kaschich (Trinkgeld) begrüßte er uns, brachte uns in den Wagen und führte uns nach dem Gasthof, der den Namen Shepherds Hotel trägt. Dieses Etablissement, das an dem belebtesten Punkte der Stadt, das heißt auf dem großen öffentlichen Promenadeplatz — Esbekie — liegt, ist das Lieblingsrendezvous nicht nur aller Europäer, sondern der ganzen Welt. Akazien, Sykomoren, Palmen, wilde Rosen, Wein, Kaktus, Jasmin, ihre Bäume und Gebräuche aller Art mit einem reichen und spitzigen Grün, blichten und glänzenden Blättermerk bilden das malerische Amenblement dieses großen Platzes. Eine Unzahl von Cafés liegen im Schatten dieser reichen Vegetation. Um die Cafés her gruppiren sich Massen von Menschen in den bunkesten Trachten, die Einen mit Limonade, nach Rosen oder Jasmin duftenden Zuckerwasser, oder einem weißlichen und gelblichen Sirbpel, ist den Durst stillend, die Andern Narghiles oder Pfeifen rauchend, noch Andere Kaffee trinkend, und all' das bei dem Klang einer abscheulichen Musik von unglaublichen Instrumenten und ebenso unglaublichen Kehlen. Als wir ankamen, war der Platz schon bereits leer, die Nacht und die Ruhe hatten ihren Schleier über die ganze Stadt ausgebreitet.

Unser Hotel machte mit einem traurigen Eindruck, es war im Innern sehr wenig ansprechend: enblose Treppen und Korridore, unkomfortable Zimmer ohne Luft; man hätte glauben können, es sei ein verlassenes Kloster. Der Generalkonsul kam am andern Morgen in aller Frühe, denn im Orient beginnt der Tag zu früher Stunde.

Wir begannen unsere Wanderung mit dem Besuche der Citabelle, die auf einer Anhöhe erbaut ist, von der man einen weiten Blick über das alte und neue Cairo und seine Umgebungen hat, ein ebenso interessanter als imposanter Anblick. Um dahin zu gelangen, durchkreuzt man die große Arterie des Bazars, welche die Hauptstraße des neuen oder Groß-Cairo ist. Sie hat eine ungeheure Länge, und Läden aller Art schließen sich zu beiden Seiten an. Diese Straße, der Musky, bietet vom frühen Morgen an den Anblick eines großen Marktes, und diesen Charakter verliert die Straße nicht bis zum Untergang der Sonne, welcher das Zeichen zum Schließen der Buden ist, die man nicht beleuchtet. Eine towsalte

Digitized by Google

Masse erfüllt diese Straße, die mit ihrem Lärm und Getöse aller Art den Eindruck eines geräuschvollen Ameisenhaufens von Menschen, Pferden, Hunden, Eseln und Kameelen macht; das ist ein Durcheinander von Trägen, Werfen, Zurechtmachen, Zerschlagen aller möglichen Arten von Dingen; man kocht und brät, ißt und trinkt, was nur den Namen von Speise oder Trank hat; Stockschläge fallen und Rippenstöße werden ausgetheilt, Kinder werden gesäugt und gepräugelt; die Einen schlafen, die Andern lärmen, dort betet Einer, hier läßt sich Einer den Kopf einreiben und rasiren; Kameele werden abgeladen, Pferde beschlagen, kurz es würde kein Ende nehmen, wenn man Alles aufzählen wollte, was auf dem Markt unter offenem Himmel geschieht. Das ist eine Unruhe, ein beständiges Kommen und Gehen, ein Gewimmel, von dem man sich keinen Begriff machen kann und das keine Schilderung zu erreichen vermag. Die Buden sind ein wahres pêle mêle. Der Parfümerichändler, der Metzger, der Blechschmied, der Schneider, der Uhrmacher, der Pfeifenhändler, der Tapezier, der Barbier, der Koch, der Farbenhändler, der Nadler, der Tabaksfabrikant, Jeder findet neben dem Andern ungestört seinen Platz. Eine gute Zahl europäischer Waaren, namentlich Gespinnste, Glas und Porzellan, bilden die Ausfuhr einzelner Buden. Eine Seitenfachkaste enthält ausschließlich die Produkte des orientalischen Imports, namentlich von Konstantinopel, Smyrna, Aleppo, Damaskus, Bagdad, und ist von großen Bazar durch zwei schwere Ketten, die im Kreuz aufgehängt sind, geschieden. In diesen Bazar darf man nur zu Fuß kommen, und man muß sich auf eine sehr unbequeme Weise bücken, um durch die improvisirte Staffete einzudringen. Diese Reihe von Magazinen, die man den türkischen Bazar nennt, bietet mehr ein Ganzes, mehr Ordnung: die Waaren sind dort nach gewissen Kategorien klassifizirt und weder Küchen noch Barbierladen mischen sich dazwischen. Man findet dort die schönsten Teppiche der Türkei und Persiens, Waffen von Damaskus, Bernsteinspitzen von großer Schönheit, aber auch sehr hohen Preisen, geschnitzte Shawls und Taschentücher, gewobene in Kaschemir und Seide, Spitzen in Gold und Silber, herrliche Arbeiten, Türkise, Talismane, wohlriechende Oele, gestickte Pantoffeln von allen möglichen Nüancen, kurz Alles, was der Orient produzirt.

Wir fuhren in einer Kalesche, und voraus lief ein halbnackter Araber mit einem Stocke so rasch als unsere Pferde, um diesen Weg zu bahnen und die Leute vor dem Ueberfahrenwerden zu schützen. Er sparte weder

Digitized by Google

Laſſet die Kindlein zu mir kommen. Aus der Bibel, illuſtriert von G. Doré. (Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. (S. 42.)

Digitized by Google

Stockhiebe noch Ellbogenstöße. Es war peinlich mitanzusehen, und als ich den Konsul bat, seinem Kutscher Mäßigung anzuempfehlen, antwortete er mir, ganz erstaunt über mein Mitleid, daß wir dann lieber umkehren würden, weil ohne einen solchen Regen von Stockprügeln nach Rechts und Links man nicht einen Schritt vorwärts käme; diese Art, sich einen Weg zu bahnen, sei so allgemein als erlaubt und allein wirkungsvoll anerkannt, daß man sich eher wundern würde, wenn es nicht geschähe, als wenn man's mit großer Energie in Szene setze. Der interessanteste Moment ist dann, wenn sich in dieser engen Passage zwei Wagen begegnen, oder ein mit ungeheuren Ballen beladenes Kameel stolpert und nun, mit dem ganzen Ballast zu Boden stürzend, ein Dutzend Fußgänger und eine ganze Auslage mit sich reißt; man denke sich dieses Durcheinander.

Beinahe eine Stunde dauerte unsere Fahrt durch den Musky bis zum Fuße der Citadelle. Diese erhebt sich majestätisch auf einer Felsenkuppe und bildet ein interessantes Ganze von Befestigungsmauern und Moscheen. Von der Höhe der Terrasse des kleinen Gartens entfaltete sich einer der schönsten, größten und außerordentlichsten Panoramen, die man sehen kann. Ganz Groß-Cairo liegt zu unsern Füßen, Kuppeln und graziöse Minarets ohne Zahl unterbrechen die Einförmigkeit der Häuser ohne Dächer, alle von bräunlichem Grau. Diese ungeheure Stadt, ganz in eine Farbe getaucht, macht so, von der Vogelperspektive gesehen, den Eindruck eines kolossalen in Kork geschnitzten Modells einer antiken Stadt. Die Durchsichtigkeit der Luft gibt dem Ensemble dieses seltsamen Bildes etwas ungemein Weiches und Sammetartiges. Soweit die Gebäude; nun vervollständige man dieses Riesenpanorama durch die imposante Furche, welche der breite Strom des Nil zieht, durch die eleganten Spitzen des Palmenwaldes, welche den Ebenen denselben Dienst thun, wie die Minarets der allgemeinen Ansicht der Stadt. Etwas entfernter gewahrt man das alte Cairo, noch schwärzer und finsterer, und dicht dabei die Mameludengräber, welche ebenso vielen dicht nebeneinander gestellten Kuppeln gleichen. In der Richtung des alten Cairo erheben sich an dem wirklichen Horizonte, der die Demarkationslinie zwischen dem Sand und der Wüste bildet, die riesigen Pyramiden von Gizeh, die so viele Generationen an sich vorüberziehen sahen und noch immer von der Zeit unversehrt sind. Gewiß ein imposantes Bild, das uns Cairo bietet!

Sankt Wolfgang am Wolfgangsee im Salzkammergut.

(Bild S. 40.)

Zwischen Salzburg und Ischl, näher zu letzterem als zu ersterem, liegt der Wolfgangsee. Man gelangt von Salzburg aus über die reizenden Berggörfer Hof und St. Gilgen (zwei Poststationen) an das eine Ende, von Ischl aus in einer Poststation nach Strobl, an das entgegengesetzte. Längsrunde des Sees.

Der Wolfgangsee, beiläufig 6000 Klafter lang und 2000 breit, ist eine der größten Schönheiten des an solchen reichen Salzkammergutes oder Salzburgischen. In seinen tiefgrünen Fluten spiegeln sich riesige Alpengebirge, Alpenhütten und nächst dem Dorfe Sankt Wolfgang auch der Schafberg, der höchste Berg des gelammten Gebietes und wegen seiner Aussicht auf vierzehn Seen und in die bayerische Ebene, über den Chiemsee selbst bis nach München berühmt.

Malerisch liegt an einem seiner Ufer, an der Fallenwand des Schafbergs angelehnt und sanft daran emporsteigend, das Dorf St. Wolfgang. An einer vorspringenden Landzunge in Mitte des Sees steht auch ein Leuchtthurm, der einzige des ganzen oberösterreichischen Gebiets, und in Stürmen, bei nächtlichen Gewittern ist es nöthig, daß er angezündet werde, denn die fast unermeßlichen Tiefen der Flut haben bereits mannigfache Opfer gefordert.

Wird der See seiner malerischen Schönheit wegen schon an und für sich besucht, so lenken die Reisenden um so mehr den Weg dahin, da St. Wolfgang am Ufer den Eingangs- und Ausgangspunkt zu dem Schafberge bildet.

In dem Dorfe ist ein Wirth, welcher auch Eigenthümer der Alpenherberge auf dem Schafberggipfel ist, und bei ihm erhält man die Anweisungen zur Aufnahme, Mauthfreie, Träger und Wegweiser für den Weg empor.

Das Dorf St. Wolfgang darf nicht übergangen werden als ein gleichgültig lassendes, gleich irgend einem andern. Hat es sich durch seine malerische Lage schon bei dem Anblicke vom See aus besonders empfohlen, so gewinnt es noch mehr, wenn man seinen Innern und seinen Einzelnheiten größere Aufmerksamkeit, nach Verdienst, schenkt. Den Blick haben auf sich ein langes Klosterartiges Gebäude und eine alte Kirche im gothischen Style gelenkt. Letztere ist eine Wallfahrtskirche, und weither pilgern die Frommen auf dem Land- und dem Seewege, um hier ihre Andacht zu verrichten.

Die Kirche ist an der Stelle gebaut, wo der heilige Wolfgang seine erste Kapelle in der Wildniß errichtete und die Heiden daselbst bekehrte. Er war zuerst Mönch in einem Kloster zu Regensburg, verschwand aber daraus und lichtete an dieser Stelle selbst den Urwald, baute sich an der Falkenwand Zelle und Kapelle und wurde als Vermisster oder Todtgeglaubter erst nach fünf Jahren von einem Jäger entdeckt. Fromme Gesandtschaften baten wiederholt den heiligen Mann um Rückkehr in's Kloster, bis er den Bitten nachgab, worauf er daselbst im Jahr 994 starb. Schon im Jahr 1032 wurde er heilig gesprochen und fünfzig Jahre nachher erbaute man an der Stelle seiner kleinen Kapelle eine große Kirche ihm zu Ehren. Sie wurde rasch ein sehr besuchter Wallfahrtsort. Mag sein, daß die Besucher mit den Opferkerzen und Flammen nicht zu sorgfältig umgingen, denn sie geriethen mehrmals in Brand, und endlich 1429 dieß so stark, daß sie gründlich zerstört wurde und ganz neu aufgebaut werden mußte. Die schöne gothische Form, welche sie heute zeigt, stammt aus jener Zeit. Die Kirche birgt im Innern nicht weniger als elf Altäre und ein Meisterwerk altdeutscher Schnitzkunst, einen Flügelaltar aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Er ist höchst sehenswerth und für Kunstkenner von Belang; selbst seine Gemälde auf Goldgrund weisen auf einen der tüchtigsten Meister; man hält den Lehrer Dürer's, den Künstler Wohlgemuth, für deren Autor. Auch ein Brunnen unter einem eigenen Gewölbe an der Außenseite der Kirche ist von bedeutendem antiquarischem Kunstwerthe. Er ist aus Glockenspeise gegossen, mit sehr zierlichen und fein gearbeiteten Details ausgeführt, der Meister desselben ist Lienhard Raunacher zu Passau, welcher ihn 1515 goß.

St. Wolfgang diente dem Kaiser Leopold I. zum Zufluchtsort, als die Türken Wien belagerten, und der breite See nahm auch die Protestanten der Herrschaft Wildenstein bei Ischl auf, wenn sie sich vor dem grimmen Vogt und seinen Verfolgungen retten, wenn sie ein andächtiges Lied in der Stille der Nacht, etwa wie Fischer bei Fackelschein, oder bei dem verschwiegenen Lichte des Mondes, sie singen und beten wollten.

St. Wolfgang wurde eine Prälatur und von dem Prälaten wurde 1616 ein großes würdiges Gebäude mit der herrlichen Fernsicht am See gebaut. Er war Beherrscher des Dorfes und der weitläufigen Umgebung. In Kaiser Joseph II. Zeiten wurde dieser Besitz an den Staat zurückgebracht, und später wurde das Gebäude, welches noch heute, trotz seiner Einrichtung als Sommervilla, das Kloster nicht verleugnen kann, nebst Wolfgrabden u. s. w. an einen Privatmann verkauft.

Eine Fahrt über den See, sowohl bei Tag als in den mondhellen Sommernächten, ist einer der größten Genüsse, welchen man feiern kann. Die Ischler Sommergäste fahren bis Strobl, und hier werden Kähne aller Sorten bereit gehalten. Der Schalberg repräsentirt sich imposant. Man kann auch über den ganzen See der Länge nach zu St. Gilgen fahren. Er ist der nächste zu Ischl und wird daher viel benützt. Ein kleiner Landweg vom See über St. Gilgen führt entweder nach dem Ischlfelse, oder nach dem Krotensee, von wo aus man eine Rundfahrt über mehrere Seen unternehmen kann, die nur durch Landstreifen geringer Ausdehnung getrennt sind, und man kehrt auf diese Weise wieder in das reizende Ischl zurück.

An der einen Seite des Sees, St. Wolfgang gegenüber, führt die Poststraße nach Salzburg.

Nach St. Wolfgang führt auch ein Landweg über Strobl, und er ist nicht minder reich an Reizen. Das Dorf hat gegen hundert Häuser mit sechshundert Einwohnern. Sie sind arm, sie leben meist von den Gästen und Wallfahrern, sie sind Führer und Träger, ein kräftiger Menschenschlag, biderb und treuherzig, mit malerischen Kleiderformen, welche die sogenannte Kultur allmälig zu verdrängen droht, wie überhaupt die Schlichtheit der Sitten. Mögen die Durchpassirenden auf dem Wege nach den entzückenden Schafbergköhen jene alten treuherzigen Sitten und alles Schöne noch lange in dem malerischen St. Wolfgang am Wolfgangsee finden, und das Bild wird ihnen sicherlich bleibend im Gedächtnisse haften.

Die Bibel illustrirt von G. Doré.

Lasset die Kindlein zu mir kommen.

(Bild S. 41.)

Dieß schöne Wort und dem Munde Jesu, in dem die ganze Liebe des Evangeliums zum Ausdruck kommt, ist auch durch Doré's Meisterrevuen zu einem herrlichen Bilde geworden, auf dem das Auge mit stillem Vergnügen ruht. Wie sie sich drängen die Kindlein, mehr noch fast als die Mütter zu dem weltbeglückenden Heiland, der ihrer reinen Seele das Himmelreich verspricht. Vor den Thoren der Stadt, unter erfrischenden Palmbäumen hat sich der Heiland niedergelassen und eine Schaar Frauen nähert sich, den fremden Propheten zu sehen; aber die Jünger, welche das

Digitized by Google

lästige Herandrängen der Menge abwehren wollen, werden von Jesus sanft zurecht gewiesen mit jenem Worte, das sich uns so tief in die Seele geprägt, seit wir es einmal gehört. Wie hat es der Künstler verstanden, „die Mütter, die Jünger und vor allem die zahlreichen Kinder um den Meister zu gruppiren; wie reizend ist, um nur auf Eines hinzudeuten, die Gruppe der drei Knaben, die sich an Jesu Kniee schmiegen! — Wieder eine prächtige Probe, die wir aus dem rasch im Erscheinen fortschreitenden Bibelwerke Doré's entnehmen, das bereits in einem Drittel vollendet vorliegt und zu dessen köstlichem Besitz wir auf's Neue unsere freundlichen Lesern ermuntern möchten.

Vier vierblättrige Kleeblätter

aus meinem Tagebuche

von

W. Winckler.

„Kuriöser Titel das!“ sagte mein geistreicher Freund L., mir über die Schultern blickend, „vier vierblättrige Kleeblätter“, das sieht ja gerade aus, als ob Sie einer Heerde Schafe Appetit machen wollen.“ — Gegen diesen unwürdigen Verdacht, lieber Leser und geneigte Leserin, muß ich mich von vornherein verthedigen. — Der Titel besteht sich einfach auf einen Volksaberglauben, nach welchem der Besitzer von einem vierblättrigen Kleeblatt Glück haben soll, solange er im Besitze des grünen Talismans bleibt.

Ich habe auf meinen weiten Reisen gar manches vierblättrige Kleeblatt gefunden, und wenn Du so freundlich sein willst, mir ein Stündchen zu schenken, so will ich Dir vier Episoden aus meinem Leben erzählen, die in Europa, Afrika, Asien und Amerika spielen; Episoden, die vielleicht nur das Gute haben, daß sie wahr sind.

I.

Als ich geboren wurde, muß meine Mama kurz vorher kein vierblättriges Kleeblatt gefunden haben, denn ich soll ein gar böses Kind gewesen sein, das viel Thränen und Kummer und Herzeleid in's Haus brachte, bis die Mama starb und der Papa nach Amerika auswanderte und ich zur Waise wurde. — Waisen finden aber selten viel vierblättrige Kleeblätter, denn gewöhnlich haben sie die Augen voller Thränen, und das ist zunderlich beim Suchen des Glückes.

Ich weiß es noch wie heute, denn es ist noch nicht volle zwanzig Jahre her, wie ich im dürftigen Röckchen, mit zarten Holzpantoffeln an den Füßen, auf einem der magdeburger Kirchhöfe herumlief, Knabkümchen und wilde Camillen pflückte, und in die frischen, offenen Gräber hineinsah und heulte, wenn sie Jemand brachten, der da eingescharrt wurde. Und wenn ich dann auf Mütterchens Grab saß, unter der kleinen, traurigen Trauerweide, deren graues Haar melancholisch herabhing, dann dachte ich oft: „Ach, ich möchte wohl auch dort unten in der kühlen Erde bei der lieben Mama liegen, wenn nur nicht die häßlichen, rothen Käfer wären, mit den Todtenköpfchen auf den Flügeldecken;“ denn ich bildete mir damals ein, diese fiesen es, welche ihre schrecklichen Mienen durch den menschlichen Körper ziehen, wenn derselbe da unten in der naßkalten Erde modert.

Eines Tages kam ich erfreut nach Haus, ich hatte auf Mütterchens Grab ein vierblättrigest Kleeblatt gefunden. Abgetroffen, halb welk, hatte es auf dem schlichten Leichenstein gelegen, und ich hatte es zu mir genommen, wie einen Gruß aus dem Jenseits.

Als ich nun so freudig in's Haus hineinsprange, um den guten Leuten, die es im Auftrage der Stadt Magdeburg übernommen hatten, mir für 21½ Silbergroschen täglich eine große Portion Essen und ein klein wenig Liebe zu verabreichen, meinen Fund zu zeigen, steht plötzlich im Hauseingang eine große, schöne, feingekleidete Dame vor mir, der ich direkt in die Arme fliege. Die Dame hebt mich empor, schaut mir mit ihren großen, klaren, schwarzen Augen in's Gesicht und küßt mich auf den Mund. Ich werde roth und schäme mich, denn solche Liebkosungen war ich nicht mehr gewohnt, und dann hatte ich, als angehender Aristokrat, ein Gefühl, als ob ich doch eigentlich ein gar unstandesmäßiger Gegenstand sei, der sich seit früh Morgens nicht gewaschen hatte und nun bestaubt und erhitzt dastand, wie ein echter Gassenbube.

Ich hatte ein Gefühl, als ob ich nach meinem Taschentuch greifen, mir die Nase putzen und bescheidet sagen sollte: „Gnrschuldigen Sie, schöne Fee, ich bin gar nicht der glückliche Prinz, den Sie suchen, sondern ein armer, schmutziger Waisenknabe, und die Küsse, die ich unrechtmäßiger Weise erhielt, muß ich Ihnen nothwendig zurückgeben, denn ich bin ein ehrliches Kind und behalte nichts, was mir nicht gehört!“ —

Aber die schöne Dame ließ mich weder zu Athem noch zu Worten kommen, sondern herzte und küßte mich und nannte mich ihren lieben Willi, und ließ mir Thränenperlen auf Kopf und Gesicht träufeln, die mich unendlich reich und glücklich machten. Reich und glücklich! ja, denn wie kommt eine Waise zu Perlen, wenn sie diese nicht selbst weint, ach, und die Thränenperlen der Waisen sind oft so bitter, daß sie das Herz zusammenziehen und klein und eng und bitter machen — für die ganze Lebenszeit.

Ich hielt also ganz still, denn ich war ein gar kluges Kind und dachte: „wenn das ein schöner Traum ist, so darfst du dich bei Leibe nicht regen und bewegen, denn sonst erwacht du und die kalte Wirklichkeit greift dich wieder an, mit ihren großen Schüsseln voll Grütze und ihren kleinen Portionen Liebe,“ einer Liebe, die öfter in Hieben ihren Ausdruck fand, weil es in der Bibel heißt: „wen der Herr lieb hat, den züchtiget er.“

Als die schöne Dame sich ausgeküßt und ausgeweint hatte, putzte sie mir die Nase, sagte, ich solle sie Tante nennen und sie besuchen, sie wohne dort und dort vor der Stadt und habe Kinder, mit denen ich spielen könne, und der Onkel, ihr Mann, wünsche mich auch zu sehen, denn mein Vater sei sein bester Freund gewesen. Und indem sie mir das Alles sagte, steckte sie mir Geld in die Hand und Aepfel in die Taschen, führte mich aus dem Hause und nahm mich Stegaßen weit mit sich. Meine Spießkameraden blieben mit offenen Mäulern stehen, die alten, bekannten Häuser in der Nähe glotzten mich verwundert an und ein Hund, mit dem ich sonst ganz vertraulich stand, ich mich flug von Weitem an und mehrte mich dem Schwanz, sprang aber nicht zu mir heran wie gewöhnlich. Er mochte wohl denken, ich sei zu stolz geworden in so vornehmer Gesellschaft, um ihn zu kennen.

Als die fremde Dame mir noch einmal eingeprägt hatte, wo sie wohne, und ich das feste Versprechen gegeben hatte, spätestens am nächsten Sonntag zu kommen, küßte sie mich noch einmal herzlich und verschwand an der nächsten Straßenecke, wie eine gute Fee, oder wie der Geist im „Hamlet“, wenn die Verpflichtung gut geschwiert ist. Ich stand da mit dem dummsten Gesicht von der Welt, und wenn ich mich heute sehen könnte, wie ich damals ausgesehen haben muß, so würde ich mein nächstes Honorar irgend einer Waisenkasse schenken, obgleich ich selbst Waise bin und meine immer leere Kasse jedenfalls die nächste ist.

War das Ganze ein Traum? —

Nein! — Die Aepfel, ein neues Achtgroschenstück und mein heranspringender Freund, der gebildete Fleischerhund, bewiesen bis zur Evidenz, daß ich gewacht hatte. Stolz und reich wie ein König ging ich heim, denn die Thränen einer schönen Frau hatten mein Haupt geadelt und hingen als Perlendiadem auf meiner Stirn, und in der Tasche hatte ich meine Reichsäpfel und acht Groschen — ein Vermögen, womit ich mindestens Rothhäutlich ebenbürtig wurde in meiner kindlichen Meinung.

Lieber Leser, ich habe in dem prächtigen Hause der guten Fee die schönsten Stunden meiner armseligen Jugend verlebt. — So oft ich kam, war ich willkommen; so oft ich kam, war Herz und Hand für mich offen; so oft ich kam, lächelte mir Alles entgegen: das Haus, der Garten, die Fee, ihr Mann und die lieben Zierdeldinger. Der Herr des Hauses unterrichtete mich, und wenn ich ein Wort, d. h. ein Mensch geworden bin, der schön denkt und schön fühlt, so danke ich es ihm, der mit mir unsern Schiller las; die Kinder liebkosten mich, und wenn ich überhaupt Kinderjahre hatte, so hatte ich sie hier; die Dame vom Hause hatte Leckereien und Märchen und freundliche Worte für mich, und wenn ich mir ein edles, schönes, großherziges Weib denke, so denke ich an dich, du holde Fee meiner Jugendträume.

Doch das Wunderbarste dieser Episode kommt noch. Soviel ich mich auch bei Beamanten und Belannten erkundigte, Niemand kannte den Namen der großherzigen Leute; Niemand wußte von einem verwandtschaftlichen Verhältniß zu mir; Niemand konnte sich das Interesse für mich erklären. Wer hat überhaupt Interesse für eine Waise? Höchstens am Schlusse des Monats bei der sogenannte Waisenwater, oder der Stadtklassirerei, wenn letzterer pee Kopf 2 Thaler 15 Silbergroschen ausbezahlt. — Die braven Leute selbst fragen mochte ich nun keinen Preis, denn ich war abergläubisch wie alle poetischen Gemüther, und befürchtete, daß ein unzartes Wort den ganzen feenlempel mit Garten und Fee verschwinden machen würde, und meine Verwandten waren viel zu bidrret oder gleichgültig, sich um die Sache weiter zu bekümmern.

Soviel ich weiß, sind die edlen Menschen, die ich meine, noch gesund und wohl und bewohnen noch heute das schöne, einsame Haus in Buckau bei Magdeburg; sollten ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen, so bitte ich, dieselben nicht als ein Indiskretion, sondern als einen dankbaren Gruß aus weiter Ferne betrachten zu wollen, denn ihr Name steht unvergeßlich und unverlöschlich in meinem Herzen und auf dem ersten vierblättrigen Kleeblatt meines Tagebuches.

Digitized by Google

Alles und Neues.

Der Kirchhof der Hingerichteten zu Paris. Die ſchwere Hand Hausmann's iſt wieder vernichtend auf ein intereſſantes, wenn auch düſteres Stück vom alten Paris gefallen: der kleine Katharinen-Kirchhof wird der Erde gleich gemacht; der Durchbruch des Boulevard Saint Marcel lichtet gerade darüber hin. Dieſer Kirchhof, der zu den Begräbniſſen der Hingerichteten diente, liegt dicht an den Gebäuden der Anatomie, und dieſe ſelbſt ſtehen ſeit 1832 auf dem alten Kirchhofe von Clamart. Auf dem Katharinen-Kirchhofe wurde Mirabeau's Leiche eingeſcharrt, als man ſie aus dem Pantheon rieß, nachdem der eiſerne Schrank die Beweiſe geliefert, daß Mirabeau zuletzt im Solde des Königs gedient; hier liegt auch der „Miraboau des Pöbels", der furchtbare Georges Danton, der ſich, wie Mirabeau ſelbſt, jedoch ohne Sold, zuletzt dem Königthum wieder zuwendete. Hier wacht auch General Pichegru begraben, eine laſt noch leſsbar Inſchrift auf einem verwitterten Steine ſagt es außer Zweifel; ſpäter wurde die Leiche ausgegraben und zu Arbois, ſeinem Geburtsort, beerdigt. Nicht weit vom Pichegrus-Stein ſoll auch der Danton, der „König Ludwig XVII.", den der Schuſter Simon im Temple zu Tode gemar-

Die Frau im Sprüchwort.

Originalzeichnungen von **Herbert König.**

I.

Neugierde iſt die Erſtſünde der Frauen.

Jung gefreit hat Niemand gereut.

Das Weib und der Ofen ſollen zu Haus bleiben.

Wer Noth will, ſchaffe ſich eine Frau und eine Uhr an.

tert haben ſoll, begraben liegen. Die Sache iſt jedoch zweifelhaft; denn der Dauphin wurde auf dem Margarethen-Kirchhof in Faubourg Saint Antoine begraben, ſoll aber nach verſchiedenen Mittheilungen in der Nacht des 25. Prairial des Jahres III. im Geheimen nach dem Katharinen-Kirchhofe gebracht worden ſein. Iſt das richtig, ſo liegt er gerade unter dem Pflaſter des neuen Boulevards begraben. Auch die Grabſtätte der zweiundzwanzig Girondiſten, der glänzenden Redner und ſchwachen Staatsmänner zeigt man auf dem Katharinen-Kirchhofe. Das aber iſt ganz entſchieden ein Irrthum; denn in dem Archiv der Magdalenenkirche findet ſich noch die Rechnung über die 22 Särge der Dermiſten der Gironde von 147 Franken. Koſten der Beerdigung 63 Franken; Summa 210 Franken. Die Girondiſten liegen alſo auf dem Kirchhof der Ste Madeleine-Kapelle, denn das iſt der ehemalige Magdalenen-Kirchhof und zwar nahe bei dem Könige Ludwig XVI.

Der wahre Adel. Friedrich der Große ſchreibt: „Ich verachte nicht das Blut der Bittelinde, der Karle, der Ottonen; im Gegentheil habe ich gewiß mehr als Einer Urſache, das Blut der Helden zu lieben, aber noch mehr liebe ich das Verdienſt! Jeder, der ſich durch Tugenden und Talente auszeichnet, iſt ein Mann von Adel.

Digitized by Google

Ein vergnügter Abend.

Erzählung
von
Friedrich Gerstäcker.

Auf fünf Uhr Abends war die Abfahrt des zwischen Memphis und Vicksburg laufenden Packdampfers Ivanhoe festgesetzt. Die Glocke hatte zur bestimmten Zeit geläutet, und die Passagiere waren sämmtlich an Bord. Trotzdem wurden die aufgelegten Planken noch nicht eingenommen, und selbst ein „Sprungtau" fand noch kein Mann, um dieses rasch abwerfen zu können und dadurch die letzte Verbindung mit dem Land zu lösen.

Das dauerte eine Viertel — eine halbe — eine ganze Stunde, und die Passagiere fingen an ungeduldig zu werden. Es dunkelte auch schon, und gerade unterhalb Memphis waren, bei dem seichten Wasserstand, eine Menge von Stellen am Mississippi, an denen das ziemlich große Boot leicht auf den Sand laufen und dann tagelang dort sitzen konnte. Man ließ sich aber dagegen thun? Der Kapitän antwortete nur ausweichend und man munkelte zuletzt, daß er noch auf den schon längst fälligen Eisenbahnzug warte, der dem schon überdieß gefüllten Boot noch mehr Passagiere bringen würde.

Das war auch in der That die einzige Ursache der Verzögerung, und als die ankommende Lokomotive aus der Ferne schon ihren grellen Pfiff gegeben, dauerte es noch etwa eine Viertelstunde und zwei große Omnibusse rasselten die Landung hinab, um ihre lebende Fracht für den Ivanhoe wie für das Whiteriver Packboot abzugeben.

Aber der Ivanhoe rührte sich deßhalb doch noch nicht von der Stelle, denn — die Koffer fehlten noch und kamen erst mit dem Nachzug etwa eine halbe Stunde später an.

Unter den Passagieren herrschte indessen die größte Ungeduld, aber sie sollte noch viel stärker auf die Probe gestellt werden, denn trotzdem, daß jetzt Passagiere wie Gepäck — allem Ansehein nach — glücklich angelangt waren, wurde nicht die geringste Anstalt zur Abfahrt gemacht, und das Boot lag fest und sicher vor seinem Tau. Nichtsdestoweniger blieb die Maschine gehetzt, und es stelle sich zuletzt heraus, daß noch ein Koffer fehlte, den der Kapitän — jedenfalls nach guter Bezahlung — mit der liebenswürdigsten Geduld erwartete, und sich den Henker darum scherte, was die übrigen Passagiere dazu sagten.

Allerdings setzte sich in der Kajüte eine junge Dame an das Instrument und übte etwa eine Stunde lang einen schottischen Galopp, den sie bis auf drei oder vier Takte auswendig konnte, welche sie dann, wie einen Leichenmarsch, vom Blatt spielte. Aber es wollte trotzdem kein rechtes Leben in die Gesellschaft kommen, denn die „Gentlemen" trieben sich ungeduldig und verdrossen um die „Bar" oder den Schenkstand herum, tranken und rauchten und nahmen wieder und wieder Abschied durch Anstoßen der Gläser von Freunden, die sie an Bord begleitet hatten, und deren die Bezahlung jetzt einige Dollars kostete. Der Ausschenker sieß sich nämlich für jedes Glas Whisky oder jede Cigarre 25 Cents — etwa 7½ Groschen — zahlen, und schlecht genug war außerdem Alles, was er dafür bot.

Eine volle Stunde lag das Boot so und wartete auf den einen Koffer, bis endlich ein herabrasselnder Wagen seine Ankunft kündete, und jetzt kam plötzlich Leben in das Ganze. Die Glocke läutete zum „dritten und letzten" Mal. Die noch an Bord befindlichen Einwohner von Memphis eilten hinab und über die Planken, um nicht eine unfreiwillige Reise stromab zu machen, das Tau wurde losgeworfen, der Dampf sprühte aus, die Räder fingen an zu arbeiten, und wenige Minuten später löste sich das Boot vom Lande los; der Bug hielt in den Strom hinaus, fiel dann ab, der Steuermann folgend, und zeigte kurzer Hand seine Nase, mit den zahllosen Lichtchen kleinen Fenstern, seinen vorgeschriebenen Weg stromab, dem Süden entgegen.

Der Mississippi ist übrigens, und besonders bei niedrigem Wasserstand, ein ganz heimtückischer Strom, mit Sandbänken, Untiefen und eingeschwemmten Stämmen, so daß die Steuerleute, die sämmtlich Lootsen sein müssen und auch Pilot genannt werden, besonders in dunkler Nacht ihre Augen offen halten müssen, um allen ihnen im Wege liegenden Gefahren bei Zeiten auszuweichen und das richtige Fahrwasser zu halten.

Das kümmerte aber die Passagiere in der hellerleuchteten, brillant eingerichteten Kajüte wenig genug. War es doch eben Sache der Piloten, sie rasch und sicher den Strom hinab zu führen — wenn sie nur indeß die Zeit so angenehm als möglich verbrachten. Die „Herren" der Schöpfung hatten allerdings noch eine Weile alle Hände voll zu thun, indem sie an dem vollgedrängten Eierschrank Billete lösen und den Schlüssel zu ihrem Staatscoom erhalten mußten, um nur erst einmal die zahlreichen Gepäckstücke der Damen unter- und aus dem Weg zu bringen — ebenso den „Porter" zu finden, damit dieser ihr größeres Gepäck übernahm, und ihnen Marken dafür gab, wie ferner — nach der gehabten Anstrengung — ein von den Damen unbemerktes Glas Whisky zu nehmen. Das Letztere wurde ihnen aber schon durch die sinnreiche Anlage des Schenkstands außerordentlich erleichtert, denn auf sämmtlichen Booten sind dieselben so gebaut, daß sie von der Damenkajüte nicht beobachtet und controlirt werden können — den Ausschenkern würde sonst manches heimlich genommene Glas entgehen, ja sie vielleicht kaum die Hälfte ihrer Einkünfte haben.

Was nun aber auch die Ursache gewesen sein mag, ob die Gesellschaft die Oede der jungen Dame, die unerbittlich ihren „Schottischen" bearbeitete, satt bekam und anfing unerträglich zu finden oder ob der Steward und Porter, Beides ein paar musikalische Talente und dem Genuß der colored Gentlemen angehörig, dieselben nicht länger zurückhalten konnten, genug, die Beiden mit einer Violine und einem Klarinett bewaffnet rückten plötzlich in's Feld und fingen an zu stimmen, wonach sich die junge Dame augenblicklich beleidigt zurückzog und von dem Schauplatz abtrat.

Ob die Passagiere einen guten Tausch gemacht, will ich hahin gestellt sein lassen; denn die beiden Virtuosen schienen sich wohl über den Takt, aber nicht über die Melodie des Stückes geeinigt zu haben, das sie gleich zuerst vortrugen, so daß ein wahres Chaos von Mißtönen die Kajüte füllte. Trotzdem hielten die Zuhörer geduldig aus; es war doch „Musik", und es ist kaum denkbar, was ein amerikanisches Ohr in dieser Hinsicht zu ertragen vermag.

Draußen verfolgte indessen das Boot seinen von Hindernissen beschwerten Weg, der noch schwieriger wurde, als gegen neun Uhr etwa der Mond unterging und damit den Lootsen nur auf den schwachen Sternenschimmer und den Schein des Wassers anwies. Der Pilot murmelte auch wohl ein paar Flüche in den Bart, bestellte aber der Kajütan das Boot so lange aufzuhalten, bis er jetzt im Dunkeln an die schwierigen Stellen kam; aber es ließ sich das jetzt nicht mehr ändern, denn Niemand durfte sie nicht. Sie hatten schon zu viel Zeit mit dem Koffer verlaumt. Nur vorn auf das Hurricanedeck wurde einer der sogenannten Deckhands oder Bootsleute beordert, um den Strom überwachen zu helfen, falls einer der im Strom verborgenen und oft saft versteckten, eingeschwemmten Baumstämme — sogenannte Snags — dem Auge des Lootsen entgehen sollte. Eine weitere Vorsicht ließ sich eben nicht anwenden; alles Andere mußte dem Lootsen überlassen bleiben.

Selbst amerikanische Ohren ertrugen den musikalischen Genuß nicht auf die Länge der Zeit; aber praktisch, wie dieser Volksstamm überhaupt ist, hatte man bald herausgefunden, daß man das Unvermeidliche doch zu etwas benutzen könne — nämlich zu einem gemeinsamen Tanz.

Musik war in dem Spiel nun einmal nicht, und man fühlte wohl, daß es auch nie hineingebracht werden konnte, aber die beiden Unermüdlichen hielten wenigstens Takt, und mehr brauchte man ja gar nicht. Ein paar der jungen Leute, mit gerade genug Whisky im Kopf, um geringe Schwierigkeiten nicht weiter zu berücksichtigen, sprangen auf, und im Nu waren vier tanzlustige Paare angetreten, wonach dann die beiden Musikanten zu einem der beliebten Jigs antouten, während der Violinspieler — ein dunkler Mulatte, als sogenannter Prompter die verschiedenen Figuren für „Gents" und Ladies, während er selber seine Saiten strich, ausrief, und damit das Ganze in Ordnung hielt.

Das Boot war indessen an Land gelaufen, um Holz einzunehmen. Draußen am Ufer, unter dem Schatten der riesigen Sumpfeschaune, loderte ein mächtiger Holzstoß empor und sandte seinen rothen Glutenschein über den Schwarm der Bootsleute, die über die vom letzten Regen schlüpfrigen Planken, mit großen Holzstücken auf den Schultern und schweißtriefenden Stirnen, auf das Boot hinabeilten, dort ihre Last abwarfen und dann zurück für eine neue Ladung kuchten. Der Mate oder Steuermann stand dabei wie ein Fürchte über die Säumigen, und der zweite Buchhalter schrieb mit seinem Maßstab an dem Holzstoß, handelte mit dem Eigenthümer des Holzes und blies dabei den Rauch seiner Cigarre in den Glutenschein der neben ihm lodernden Flamme.

Aus dem Boot selber heraus aber und der hellerleuchteten Kajüte ertönten die Klänge der Violine und Klarinette, und fröhliche Paare wirbelten in dem leicht erwärmten Raum hin und wieder, und heiteres Lachen erfüllte auch ihrer Mitte.

Jetzt schlug die Glocke wieder an; die Leute rafften in größter Eile zusammen, was noch an einzelnen Stücken dort oben lag, und der Eigenthümer des Holzes hatte ein wachsames Auge auf die nachgebahlten Klafter, damit sie ihm die nicht, größerer Bequemlichkeit wegen, zu einer letzten Ladung angriffen.

Die Planken wurden eingezogen, das Boot trieb zurück, wandte sich und verfolgte wieder schnaubend seinen Weg, ohne daß die Kajütenpassagiere auch nur sein Anlegen gemerkt, oder doch darauf geachtet hätten.

Digitized by Google

Was kümmerte sie das Holztragen; sie befanden sich hier oben so wohl und behaglich als möglich.

Es war auch wirklich ein prächtiger Raum, mit Geschmack und Eleganz eingerichtet und jeder Bequemlichkeit ausgestattet, die man sich auf einer Reise nur wünschen konnte. Die Kajüte war, den Theil eingerechnet, den man ausschließlich den Damen vorbehalten, etwa neunzig Schritt lang und etwa zehn Schritt breit, während auch mit Lampen belegte Kronleuchter fast Tageshelle darin verbreiteten. Die ganze Länge hindurch standen Tische und Lehnstühle, aber man hatte oben in der Damencajüte Alles aus dem Wege geräumt, was den Tanz stören konnte, und dort gerade sammelte sich die schöne Welt, wahrend die übrigen männlichen Kajütenpassagiere, die keinen aktiven Theil an dem Tanz nehmen wollten, in ihrem Theil der Kajüte, aber so nahe als möglich den Tanzenden blieben, und, den Hut auf den Knieen, dem leidenschaften Spiele zusahen.

Plötzlich bekam das Boot einen Stoß, daß einige der Damen schwankten und von ihren Tänzern gehalten werden mußten.

„For Gods sake, what is that? — um Gotteswillen, was ist das?“ „O, gar nichts,“ lachte das fröhliche Volk; „wie sind aufgelaufen und sitzen fest. Der Lieb von Pilot hat das Fahrwasser verfehlt.“

Die Sache verhielt sich allerdings so. Das Boot saß auf dem Rand einer Sandbarre, die sich vielleicht erst in der letzten Woche gebildet hatte, so daß sie der „Lieb von Pilot“ noch gar nicht kennen konnte. Aber das hatte nichts zu sagen. Jedes Mississippiboot führt jetzt an jeder Seite einen sogenannten Spar — einen Baum, mit dem man das Boot nach jeder beliebigen Richtung abstoßen kann, und dieses, wenn eingelegt und durch das mit Dampf getriebene Gangspill in Bewegung gebracht, übt hinlängliche Kraft aus, um das Schiff, wenn auch mit nicht geringer Arbeit, wieder ab und frei zu bringen.

Oben in der Kajüte lachten die jungen Leute über den Unfall, und unten am Deck ballten sich die Bootsleute mit der Handbabung des schweren Spars und dem Ausladen der vorn auf dem Bug aufgehäuften Fracht, die sie verhinderte, sich frei zu bewegen.

Zuerst mußte der Spar von den Terrick — einem aufrechtstehenden Baume mit Flaschenzug daran — gehoben und mit der Spitze in das Wasser gebracht werden; dann galt es, denselben in die rechte Lage zu bringen, und nun erst konnte ihnen die Kraft des Dampfes zu Hülfe kommen und mit riesiger Gewalt das Boot bei Seite pressen.

Aber das zugesprochene Holz arbeitete sich auch zu gleicher Zeit in den Sandbank hinein und war deshalb nicht im Stande, den Bug des Bootes mehr als etwa einen Fuß herum zu schieben; dann mußte der zweite eingesetzt werden, der nun zu arbeiten anfing, während man den andern auf's Neue einsetzte.

Solche Arbeit, die manchmal Tage und Nächte hindurch dauert, erschöpft zwar die Leute ungemein, aber was schadet das. Sie werden ja dafür bezahlt und mögen zusehen, ob sie später eine Stunde Schlaf finden können.

Diesmal sollten sie übrigens noch leicht davon kommen, denn der scharfe Bug des Bootes hatte sich nur in den äußern Rand einer Sandbank eingebohrt. Dicht daneben war schon wieder tieferes Wasser, und ehe man noch den Bug soweit herumgedreht, daß er gegen die Strömung zu liegen kam, wühlte sich der Kiel wieder aus dem Sande heraus, und die Mannschaft hatte jetzt für ein paar Minuten volle Arbeit, den nachschleifenden Spar erst frei zu bekommen und dann emporzuheben, was jedoch mit Hülfe des lästerlichen Fluchens von Seite des „Mate“ und der vereinten Kraft der Leute auch glücklich gelang.

Die Maschine fing wieder an zu arbeiten, und ein eigenthümlich rollender Ton derselben, den sie jedesmal bei Umschwung des Flewbreds von sich gab, hielt Lolt oben zu der Melodie, die noch lustig den Reigen beschleicht.

Oben auf dem Huericanedeck, neben dem Lootsenhaus, stand der Kapitän. Er war müde geworden und wollte zu Bett gehen, und sah sich nun noch einmal vorher da oben nach dem Stand der Dinge um. — Die Nacht war übrigens ziemlich dunkel. Besonders war der Pilot gezwungen, nun das Boot dicht unter Land zu halten, warfen die hohen Bäume ihre Schatten noch düsterer auf den Strom, und es gehörte das geübte Auge eines solchen Mannes dazu, um stets genau zu wissen, wo er war, und dadurch auch die diese verbergenen Gefahren zu kennen.

„Ziemlich dunkel heute Abend,“ bemerkte der Kapitän, der gerade aus dem Licht kam und gar nichts sehen konnte.

„Wir haben drei Stunden in Memphis mit dem verdammten Koffer verfaumt — wenn wir den Platz da voraus noch hätten mit Mondenlicht passiren können, wäre Alles recht gewesen.“

„Wenn wir darüber hinaus sind, haben wir gutes Wasser, nicht wahr?“

„Ein paar leichte Stellen abgerechnet, ja. Es wäre am Ende besser, wir legten bis Tagesanbruch bei. Es liegt hier verwünscht viel Holz im Strom.“

„Ich dachte, Sie kennten das Fahrwasser so genau,“ sagte der Kapitän.

Der Lootse erwiederte nichts weiter — wenigstens nichts laut, und gerade nur einen halb herausgezischenen Fluch. Ueberdieß wurde gerade vor ihnen das Licht eines andern Dampfers sichtbar, der auch zugleich seinen lobliegsonen heiseren Pfiff ausstieß und, den Gesetz nach, beantwortet werden mußte.

Der Kapitän stieg wieder in die Kajüte hinab; er hatte vergessen, sich eine Cigarre mit herauszubringen, und wollte doch lieber noch abwarten, bis sie die „hohe Stelle“ eben passirt hätten — in die Fahrung des Bootes hatte er ja doch nichts hineinzureden — das war Sache des Lootsen.

Indessen hatte sich aber unten die Szene verändert, denn ein paar musikalische Franzosen, die sich an Bord befunden und hinunter nach New-Orleans wollten, schienen nicht mehr im Stande gewesen zu sein, diese musikalische Mißhandlung länger zu ertragen. Mit Gewalt war aber — wie sie recht gut wußten, nichts auszurichten — die Leute hatten das volle Recht, jede ihnen beliebige Tonart zu jeder ihnen beliebigen Zeit zu greifen, und der einzige Ausweg blieb der, selber einzuspringen. Beide waren übrigens Virtuosen, und als sich jetzt, nach Beendigung des Tanzes, der Eine an das Piano setzte, und der Andere ihm mit der Violine begleitete, böten die beiden Mulatten beschämt zu spielen auf, und sogar die Damen vergaßen im ersten Moment den Tanz — aber nicht lange, denn einen so lustigen Zig spielten die beiden Leute gleich zum Eingang, daß ihnen die Füße in den Schuhen zuckten, und wenige Minuten später war der Tanz wieder, und zwar mit doppelter Betheiligung, in Gang. Der Kajüte-Steadite in einem wahren Liebeseifer, und hie und da knallten Champagnerpropfen, während die Stewards mit ihren schwarzen Gesichtern und weißen Jacken, und der erste Buchhalter mit seinem weißen Gesicht und einer schwarzen Jacke, die Ersteren die Gläser trugen und der Letztere das Einschenken übernahmte — damit nämlich nicht etwa aus Versehen ein Gentleman früher versorgt wurde, als irgend eine der Ladies.

Wieder ein Stoß, den einigen der Damen einen leisen Schrei auspreßte, denn sie schütteten sich den Champagner über die Kleider.

„Nichtig wieder auf dem Sand,“ lachte einer der jungen Herren; „nun bleibt uns nichts übrig, als die ganze Nacht oben durchzutanzen.

Der Kapitän lehnte am Piano und hielt ein ebengefülltes Glas an den Lippen, als er ein eigenthümliches Gedausch mehr fühlte als hörte, denn es zog ihm auch der Fußsohle bis in die Kopfnerven hinauf. Es war das Scheuren irgend eines harten Gegenstandes gegen die Schiffswand, und wer das nur einmal empfunden hat, weiß auch, wie Einem das Gefühl durch alle Glieder zieht. Ja, schon wenn nur der Kiel des Fahrzeugs leise und kaum bemerkbar den Grund scheuert, zuckt und zieht es in allen Nerven.

Der Kapitän wußte übrigens im Nu, daß sie nicht auf dem Sand saßen, und doch stockte die Maschine. Er trank jedoch erst vorsichtig sein Glas aus, stellte es auf den Ofen, und schritt dann, ja sogar es ohne unhöflich zu sein durch den Schwanm der Passagiere kommen konnte, nach vorn. Leicht war das aber nicht, denn die langen Schleppkleider der Damen bildeten fast einen Teppich im Salon, und wie da hindurchkommen, ohne auf die kostbaren Stoffe zu treten. Es war eine verzweifelte Geschichte und der Kapitän dabei wirklich in Eile, denn das sonderbare Geräusch wiederholte sich, und dumpfes Geächzen drang in diesen Augenblick aus dem Maschinenraum zu ihm herauf. Es mußte unhöflich werden, und der erste Buchhalter, den jetzt nichts weiter übrig blieb, als hinter ihm drein zu stürzen und seinen Kapitän zu entschädigen, mußte zu seinem Entsetzen bemerken, daß dieser einer der Damen das Kleid vollständig abtrat, und eine andere, in deren Falten er hangen blieb, fast zu Boden riß.

Aber selbst die also heimgesuchten Damen bekamen nicht Zeit, darüber zu grämen, denn noch während sie dem „groben, Menschen“ einen Blick voll Haß und Verachtung nachschleuderten, erlitt der Boden, auf dem sie standen, eine sonderbare Beränderung.

„Wir sitzen!“ tönte von irgend Jemandes Lippen der Schreckensschrei, den aber noch eigentlich Niemand begriff. Wie konnte das Boot sinken — den Salon durchknotete Tageshelle — Musik erfüllte den Raum und nach knallten Champagnerpropfen da und dort, da sich die Kajütenwärter durch ein verwuthetes neues Aufsausen auf eine Sandbank doch nicht in den ihnen übertragenen Pflichten konnten stören lassen.

Digitized by Google

Soviel war übrigens sicher: der Salon lag nicht mehr gerade und mochte schon das Tangen unmöglich. Der hintere Theil, in welchem sich die Damenkajüte befand, hatte sich bedeutend gesenkt, und — senkte sich noch; und Einzelne der Herren eilten jetzt nach vorne, angeblich um Erkundigungen über den Stand der Sache einzuziehen.

Oben in seinem kleinen Verschlag hatte indessen der Pilot unterdeß gestanden, sein Pfeifchen im Munde ruhig herüber und hinüber wechselnd. Aber das Auge hielt er scharf auf den Strom gerichtet; denn gerade jetzt befand sich das Boot am Eingang einer Stelle, wo zahlreiche Sandbänke das Fahrwasser füllten und eine Durchfahrt selbst bei hellem Tag jede Aufmerksamkeit erforderte. Er kannte allerdings jeden einzelnen der dort eingeschwemmten Baumstämme, aber die hier sehr starke Strömung setzte auch rasch hindurch und zu jeder andern Zeit würde er vielleicht die Durchfahrt gar nicht gewagt haben. Jetzt aber hatte ihn der Kapitän ärgerlich gemacht. Was verstand der „Landlubber" von der Stromfahrt — und Kapitän ließ er sich schimpfen, wo er nicht einmal im Stande gewesen wäre, den Posten eines zweiten Steuermanns auszufüllen.

„Hol' ihn der Teufel," brummte er leise vor sich hin; „was geht's mich an. Mein Boot ist es nicht, und wenn er's haben will, daß wir in der Finsternis durch den Platz fahren, mir kann's wahrhaftig recht sein."

Dabei vermandte er aber kein Auge von der Oberfläche des Stromes und sein scharfer Blick bohrte sich in die Nacht hinein. Unmittelbaren sah erstaunt auch die Klingel für die Ingenieure, um bald das rechte, bald das linke Rad außer Wirksamkeit zu setzen, bald mit diesem, bald mit jenem vorwärts zu arbeiten, wodurch er dem Steuer helfen und rasche Wendungen machen konnte, um irgend einem voraussehenden Baumstamme auszuweichen.

Der Pilot war ein in seinem Fach außerordentlich geschickter Mann, nüchtern dabei und sich jeder Verantwortung, die er übernommen, völlig bewußt. Mit ruhiger Hand steuerte er auch das Boot, selbst in der Nacht durch den gefährlichen Platz, und erreichte endlich wieder offenes Wasser.

„Snag to larboard!" schrie der vorn auf Deck stehende Matrose noch einmal, dessen Auge sich indeß vollkommen an die Dunkelheit gewöhnt.

„Ich weiß es," lachte der Pilot verächtlich; „das ist derselbe alte Bursche, an dem die Bercinie sauk, und liegt genau im Fahrwasser. Wenn die Regierung einen Cent werth wäre, ließe sie wenigstens das Fahrwasser von Baumstämmen räumen.

„Snag gerade voraus!" schrie da der Mann aus Leibeskräften, während das Boot eben unmittelbar an dem zur Linken aufragenden Holz vorbeischoß und unmöglich noch der Seite am ausweichen konnte. Der Pilot griff allerdings mit eiserner Hand in die Speichen und warf das Rad herum, und zugleich ertönte die Glocke für den Maschinenraum, das Starbordrad zu halten und zurückarbeiten zu lassen. Die hier drohende Gefahr konnte er auch gar nicht; er hatte hier nie einen Snag gesehen, und nur einen zitternden Schein erkannte er auf dem Wasser. — Möglich, daß sich ein bis dahin verstecker Baumstamm, wie das oft geschieht, halb aus seinem Sandbett gehoben hatte und an die Oberfläche gekommen war. Er wußte genau, daß der Snag dort wenigstens vor vierzehn Tagen noch nicht gelegen; aber jetzt war auch keine Zeit zu Beobachtungen — der Bug fuhr herum und glitt fast an dem Holz vorüber — doch die Strömung ließ dem Boote nicht Zeit. — Sobald sie die breite Seite fassen konnte, drängte sie es nach vorn und ein dumpfer Ton, wie von eingeklemmtem Holz, ertönte gleich darauf.

„Das ist recht!" lachten die Feuerleute unten bei ihrer Arbeit, als sie den Stoß fühlten und das Geräusch hörten, „knid nur all' die verwünschten Hölzer zusammen, Alter, nachher kriegen wir das nächste Mal freie Bahn."

„Sie ist fest!" rief da plötzlich ein Anderer; „bei Gott, sie hat sich gefangen."

„Unsinn! — spießen an dem morschen Holz — auf dem Sand sitzen wir —"

Für einen Moment vergaß Jeder da unten seine Arbeit und sprang an den Rand des Bootes. Selbst die zur Stoje Gegangenen krochen rasch heraus; denn daß sie nicht auf dem Sand festsäßen, fühlten sie gut genug. Todesschweigen herrschte aber, denn die nächsten Minuten mußten erst entscheiden, in wie weit das Boot durch den Anstoß gefährdet sei, oder ob es überhaupt nur Schaden gelitten hätte.

Da tönte der Schreckensruf durch das Zwischendeck: „Wir sinken!" und im Nu pflanzte sich der Schrei von Mund zu Mund. Es war auch zu augenscheinlich, denn während der scharfe, abgebrochene Baumstamm vorn in das Boot ein Loch gestoßen und ein paar Planken herausgerissen hatte, schoß das Wasser dort hinein, drängte nach hinten und füllte den Stern des Bootes, das langsam sinken mußte. Das Vordertheil hing indessen noch an dem Snag und wuchs von diesem vorderhand emporgehalten.

Das aber konnte nicht lange dauern, denn durch das Arbeiten des Bootes und sein eigenes Gewicht vergrößerte sich rasch die Oeffnung, die der Snag gestoßen. Die Flut schoß mit furchtbarer Stärke hinein, und wenige Minuten mußten das Schicksal des verunglückten Fahrzeugs entscheiden.

Oben im helleuchteten Salon herrschte indessen eine nicht unbedeutende Verwirrung, obgleich man wohl noch immer nicht den ganzen Umfang der Gefahr erkannte. Zu Schenstand stießen die auf solche Bewegung nicht vorbereiteten Flaschen durcheinander, und die Gläser im Salon rutschten unter die Tische, und nur einer der schwarzen Aufwärter gönnte Gelegenheit wie auch noch Zeit zu haben, eine unangebrochene Flasche Champagner für sich in Sicherheit zu bringen. — Er hatte sich geirrt.

Holzweck leachte, als ob das ganze Boot von einander gebrochen wäre, und für einen Moment war es fast, als ob es wieder in die richtige Lage kommen wollte, denn das Vorderthell senkte sich plötzlich. Aber draußen ertönte auch in dem Moment ein durchdringendes Geschrei. Es war die schwarze Chambermaid oder Kammerfrau der Kajüte, die herausstürzte; aber sie brauchte kaum ein Wort zu sagen, denn hinter ihr folgte und von allen Seiten strömte die Flut hinein. — Sie waren verloren.

„Kapitän!" schrieen die Frauen mit gellender Stimme nach Dem um Hülfe, denn sie hier Sicherheit anwertraut hatten — „Kapitän! Kapitän!" — aber wo war der und was hätte er ihnen nützen können. Noch verbreiteten die Lampen ihren hellen, milden Schein, der auf die mit Oelbildern geschmückten Wände und die weißgemalten und vergoldeten Holzschnörkeleien an Decke und Seitenwänden niederblickte; aber schon bot das Innere der Kajüte ein Bild der furchtbarsten Verwirrung.

Die Herren hatten sich, wenn sie nicht selber Familie besaßen, bei der ersten Ahnung wirklicher Gefahr hinaus auf den Gang gestürzt, um von dort das Hurricanedeck zu erreichen, von wo aus sie eher die Gefahr überschauen und auch auf Rettung denken konnten. Andere dagegen stürzten nach ihren Frauen und Kindern, während eine Anzahl ältlicher Damen auf die Stühle und Tische sprangen, um nur dem einströmenden Wasser zu entgehen. — Arme Geschöpfe! Das Boot hatte sich von dem es bis jetzt gehaltenen Snag losgerissen und kant bei fünfundzwanzig Fuß Wasser rasch in die Tiefe nieder.

Wie das in den erleuchteten Raum hineinpurzelte und schwoll. Väter mit ihren Kindern auf dem Arm, die Frau gewaltsam der einpressenden Flut entgegenziehend, drängten hinaus in's Freie. Selbst einige junge Damen trotzten dieser scheinbaren Gefahr, weil sie fühlten, daß sie da draußen eher auf Rettung hoffen konnten. Die Meisten drängten sich aber in der Mitte des Salons zusammen, und obgleich jetzt einige der Offiziere herbeieilten und Einzelne zu retten versuchten, war es doch zu spät. Sie mußten an ihr eigenes Leben denken, denn in demselben Augenblick, wo das Wasser die Thüren deckte, waren sie auch verloren.

Jetzt kam der Moment. Ob das Boot nach unten auf einem Ast des nämlichen Baumes aufgestessen, der irgendwo nebenan seine Wurzeln eingeschwemmt, wie mit einem Schlage tauchte es plötzlich nieder. Ein furchtbares gellendes Schrei und schon verschlossen die Fluten und wälzte sich die trübe, gurgelnde Flut über die Delgemälde an den Wänden und in das vergoldete und bemalte Schnitzwerk der Decke hinein, zu dem auch die mit der Flut kämpfenden Körper emporgerissen wurden. Da drunten wühlte und arbeitete es noch eine Weile und schlug verzweifelnd mit den zuckenden Gliedern um sich — dann war Alles still — furchtbar still und nur manchmal quoll eine große, trübe Blase empor und zerplatzte mit gluckendem Geräusch.

Ein anderes, bewegteres Bild bot das obere Hurricanedeck des versunkenen Bootes. Der Hintertheil deffelben war ebenfalls unter Wasser, aber es schien auf vollkommen schrägen Grund aufgekommen zu sein, auf dem der Bug wohl zehn oder zwölf Fuß höher zu liegen kam.

Dort am und vor dem Pilothaus hatten sich die Geretteten, und unter ihnen fast die ganze — mit solchen Zufällen schon vertraute — Mannschaft geflüchtet. Alles drängte hier um und vor das Pilothaus, in das man so rasch als möglich die einzelnen Damen unterbrachte. Hie und da stieg wohl noch ein Lebender aus der Flut heraus und schrie, sobald er die Oberfläche erreichte, um Hülfe — aber wer konnte ihm helfen — wer sich hinaus in den gegelnden Strom in finsterer Nacht wagen und einen Ertrinkenden die Hand entgegenstrecken — ich wäre sicherer Tod für beide gewesen.

Nur ein einziger Mann wagte es. Aus der Flut stieg ein Körper empor und eine weibliche Stimme schrie um Hülfe. Der Mann warf sich hinaus, schwamm auf sie zu und ergriff sie, war aber nicht im Stande, mit ihr zurück an Deck zu schwimmen. Die mächtige Strömung ließ sich hier nicht stemmen, und man hatte nicht einmal ein Seil zwischen, um es den Beiden zuzuwerfen. Ob sie sich retteten? — Niemand an Bord erfuhr es. Das gesunkene Boot lag so ziemlich in der Mitte des Stromes, und es war ein weiter Weg nach beiden Seiten des Ufers,

Digitized by Google

Tie an Bord befindlichen hatten aber zu viel mit sich selber zu thun, um an ein paar fremde Unglückliche zu denken, die neben ihnen vielleicht versanken. Zu viel des Schrecklichen war schon in ihrer unmittelbaren Nähe vorgegangen, es konnte keinen Eindruck auf sie machen.

Das gekunkene Boot bot einen wunderlichen Anblick. Schräg aus dem Wasser heraus erhob sich der vordere Theil des obersten Decks, gerade bis zum Pilothaus, das ebenfalls noch trocken lag, zehn oder elf Schritt voraus aber ragte die Spitze der Stange, die vorn aufgerichtet auf dem Boot lag, steil und dem Pilot zur Richtung dient, aus dem Wasser empor, und an ihr hing noch, von der Flut unerreicht, die grüne Laterne und warf ihren unheimlichen Schein auf die unter ihr hinfließende Flut. An dem schrägen Deck aber klammerten sich einige achtzig Menschen fest — Menschen von jedem Alter und Stand — im schwarzen Frack und mit Glacehandschuhen Eingelne, Andere in rothwollenem Hemd, mit geschwärzten Gesichtern und Händen. Neger und Weiße lagen dort friedlich neben einander und erwarteten zitternd vor Frost den nächsten Moegen, da sie, wenn er ihnen nicht gleich Hülfe brachte, doch verstarrte, das Ganze ihrer Lage zu überschauen.

Nicht unbegründet war dabei ihre Furcht, daß die starke Flut das schwachgezimmerte Geball noch auseinander drängen könne, und dann wäre wenig Hoffnung auf Rettung für sie gewesen, aber es hielt, und schon mit Tagesgrauen hörten sie in der Ferne einen andern Dampfer, der hinter ihnen den Strom herab kam und ihnen Hülfe bringen konnte. — Es war die Jane Rickardson, ein Sternwheelboot, das bald die Schiffbrüchigen entdeckte, zuerst die gefährliche Stelle passirte, dann beidrehte, und langsam wieder gegen den Strom aufkam, um sie an Bord zu nehmen.

Wohl machten einige der Passagiere den Versuch jetzt, in die Kajüte zurückzutauchen, um einen Theil ihres Eigenthums zu retten — aber es war nicht möglich. Der gerade damals ziemlich hohe Fluß mußte erst fallen, ehe man daran denken konnte, und es blieb denen, die ihr Besitzthum nicht geradezu aufgeben wollten, nichts Anderes übrig, als mit der Jane Rickardson nach Vicksburg oder wenigstens Helena hinabzugehen, um von dort aus mit einem von der Gesellschaft gemietheten Dampfer das Wrack aufzubrechen oder zu heben.

Vergebene Mühe. Der alte Mississippi ließ nicht mit sich spassen, und da man ihm einmal ein Spielzeug geboten, benutzte er auch die Gelegenheit, sich nach Kräften daran zu ergötzen.

Als man endlich ein Boot gefunden, und damit an Ort und Stelle hinauf fuhr, war keine Spur mehr von dem Wrack zu sehen. Der untere Raum stand noch mit der Fracht darin und der Maschine oben darauf. Die aufgebaute Kajüte mit den darin eingeschlossenen Leichen und all' ihrem sonstigen Schmuck und Zierat hatte der erbarmungslose Strom aber zersplittert und hinweggeführt, und wie zum Hohn starrte an der Stelle der nämliche starre Baumast empor, der das arme Boot in jener Nacht aufgespießt und dann der Flut übergeben hatte.

Europas weiße Frauen.

Kein Erdtheil ist so reich an „weißen Frauen", die in alten Schlössern bei Tag und Nacht gespenstisch umgehen, wie gerade unser kultur- und bildungsstolzes, liebes Europa. Schon allein in Schottland ist fast kein hundertjähriges Felsenschloß, das nicht seine „weiße Dame" hat — wenn auch gerade nicht alle so liebenswürdig sind, wie die „weiße Dame von Schloß Avenel", die den guten Georg Beown, Lieutenant in Ihrer Majestät Armee mit 200 Thaler Gage, so hoch beglückt.

An die weiße Frau in seinem Königsschlosse glaubt jedoch jede echte Berliner so felsenfest, wie an die Unübertrefflichkeit seines Weißbiers, seiner Pauline Lucca, seiner Feuerwehr und seiner witzigen Schusterjungen. Die weiße Frau, die sich schon seit Jahrhunderten bei besonderen Veranlassungen in berliner Residenzschlosse zeigt, soll die Ahnfrau der Hohenzollern sein — oder doch wenigstens jene fromme Kurfürstin von Brandenburg, die keine Ruhe darüber fand, daß der Kurfürst, ihr Gemahl, ohne Absolution aus diesem Leben geschieden war. Sie bat darum inbrünstig Gott, es möge ihr vergönnt sein, nach ihrem Tode zehnd Mal im berliner Residenzschlosse zu erscheinen, wenn der Tod eines Gliedes aus dem brandenburgischen Fürstenhause bevorstehe — als eine wohlthätige Erinnerung: Memento mori! Diese Bitte der frommen Fürstin wurde erhört, und sie darf als guter Geist sogar in der hellen Mittagsstunde erscheinen. Sie zeigt sich als eine hohe, weißgekleidete Frau in lang herabwallenden weißen Schleiern, den unteren Theil des Gesichts von weißen Tüchern verhüllt — an den Händen schwarze Handschuhe. So wollen sie verschiedene Leute im Februar 1840 und um Weihnachten 1860 mit ernstraurigem, schneeweißem Gesicht, wehklagend und händeringend durch die Korridore und Säle des Königsschlosses wallen gesehen haben . . . bald darauf starben Friedrich Wilhelm III. und IV. Als Lohn für ihre fromme Bitte ward dieser weißen Frau aber noch eine angenehmere Aufgabe zu Theil: sie darf auch bedeutungsvolle freudige Ereignisse des Regentenhauses, wie die Geburt eines Kronprinzen, durch ihr Erscheinen voraus verkünden. Dann trägt sie weiße Handschuhe und lächelt milde.

Die weiße Frau in dem böhmischen Schlosse Neuhaus ist die Tochter des Herzogs Roftislaw von Bulgarien, die Prinzessin Kunigunde, die nach dem Tode ihres Gemahls, des Königs Ottokar II. von Böhmen, von dem Vormunde ihres Sohnes, dem Markgrafen von Brandenburg, gefangen gehalten wurde, weil ihre Herrschsucht im Verdacht stand, nach der böhmischen Krone zu trachten. Sie wußte aber nach Troppau zu entfliehen. Hier knüpfte sie mit einem Herrn von Rosenberg ein Liebesverhältniß an, — späterhin heiratete sie denselben und behielt auch jetzt noch durch allerlei Intriguen bei den böhmischen Staatsangelegenheiten stets die Hand im Spiele, bis sie 1285 starb. Als Strafe für ihre Sucht, sich um Alles zu kümmern, muß sie noch heute als weiße Frau umgehen und die Todesfälle in der böhmischen Herrscherfamilie durch ihr klagendes Erscheinen ankündigen. Auf ihre Herrschsucht deutet auch vielleicht ihr etwas unweibliches Kostüm hin, wenn ihr Besuch den Tod eines Mannes anzeigt. Sie wandelt dann gespensterhaft und gespornt einher und rasselt mit einem mächtigen Schlüsselbunde — im Uebrigen aber wie jede anständige weiße Frau gekleidet.

Die traurigste weiße Frau bleibt aber doch die, welche bei den vielen kleinen deutschen Höfen von Ansbach, Bayreuth, Darmstadt, Cleve, Altenburg u. a. zu gleicher Zeit accreditirt ist oder war. Sie hieß bei Lebzeiten Agnes Gräfin von Orlamünde, geborene Herzogin von Meran. Als ihr Gemahl, Graf Otto von Orlamünde, 1293 starb, verliebte sich die junge Wittwe leidenschaftlich in den Burggrafen von Nürnberg, Albrecht den Schönen. Dieser liebte sie wohl wieder, wollte sie aber nicht heiraten, weil — wie er einst dunkel zu sie sagte, wier Augen dieser Heirat im Wege ständen? — Die Verblendete bezog dieß unglückliche Wort auf die Augen ihrer beiden kleinen Kinder, und tödtete diese zu Plassenburg, indem sie ihnen ihre goldene Haarnadel in die Schläfen bohrte . . . voll Abscheu wendete sich der Burggraf von der Mörderin. Die Gräfin von Orlamünde wurde in Hof gefangen gesetzt und starb dort im Kerker. Die Geist irrt noch heute in den Schlössern der ihr verwandten Fürstengeschlechter als todverkündende weiße Frau umher — so verlangt es die Sage und — der Aberglaube.

Homonyme.

Wir stehn im Sturm auf weitem Raum,
Mein Leben ist ein stiller Traum,
Wir sind den Leben, steten Stand,
Ich klein bin ich des Meeres Sand.
Wir sind von harter, rauher Art,
Ich glatt und eben, rund und zart,
Wir glänzen weit in Pracht und Zier,
Ein Wunder dess' ich still in mir.

Bilderräthsel.

Redaction, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 5.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Original von F. Rothhaar.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geschichte aus Dithmarschen von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

4.
Am Verlobungstage.

Im Hause des Vollmacht war eine Gesellschaft ernster Männer versammelt, lauter robuste, markige Gestalten mit großentheils ausdrucksvollen Gesichtern. Um eine lange Tafel auf hochlehnigen Stühlen von veralteter Form sitzend, hörten sie aufmerksam dem Vortrage zu, den Klaus Ketel Lübben, der reiche, unabhängige Hofbesitzer hielt. Ein kostbares Trinkhorn von Silber mit kunstreichen Verzierungen, die eine Hirschjagd darstellten, machte unter den Männern die Runde. Auf der Mitte der Tafel aber stand aufgerichtet das Wappenschild des Wollermann'schen Geschlechtes und zu beiden Seiten desselben lagen rechts eine Streitaxt mit langem Handgriff, links ein wuchtiges Wurfbeil. Beide Waffen hatten die Besitzer des Hofes, von denen der Vollmacht in gerader Linie abstammte, in der Schlacht bei Hemmingstedt geschwungen und manchen Feind damit niedergeschlagen, und das geädtzte, schön geformte Trinkhorn war als Beutestück den tapfern Streitern in die Hände gefallen, als sie ihren siegreichen Einzug in Meldorf hielten.

Die Versammelten repräsentirten die Kluft, welche der Vollmacht zu sich gerufen hatte, um über eine hochwichtige Angelegenheit mit ihm zu berathen und Beschluß zu fassen. Es galt die Zukunft seines Hauses, das Glück seiner einzigen Tochter, die fest entschlossen war, dem fremden Mann spanischer Abkunft ihre Hand zu reichen. Einige Male schon hatte Klaus Lübben der Gedanke beschlichen, der vom Sturm in sein Haus verschlagene junge Mann könne für immer darin Wohnung nehmen. Dachte er aber ernsthaft über die Möglichkeit eines solchen Falles nach, da stiegen weder allerhand ängstliche Bedenken in ihm auf. Von Miguel Saltero besaß eine Menge guter Eigenschaften, die dem Vollmacht wohl gefielen. Er war außerdem ein stets heiterer, aufgeweckter Mensch, ein guter, höchst unterhaltender Gesellschafter, und so viel er beobachten konnte, weder eingebildet noch stolz. Demnach kam es ihm vor, als passe er nicht recht unter seine eigenen Landsleute, die sich mit den liebenswürdigen Manieren des eleganten Hasonnesen durchaus nicht messen konnten.

Diese Gegensätze beschäftigten auch vorzugsweise die Kluft, nachdem Vollmacht Lübben den Versammelten kurz und bündig auseinandergesetzt hatte, was für den Fremden Empfehlendes zu sagen war und

Im Beyerland (Provinz Süd-Holland). Nach einer Skizze von Breed, von C. Hahn. (S. 54.)

Digitized by Google

was gegen ihn spreche. Die Mitglieder der Kluft hörten aufmerksam zu, ließen das gewaltige Trinkhorn noch einmal die Runde machen und gaben dann der Reihe nach ihre Meinung ab. Nur zwei unter ihnen erklärten unumwunden, sie hielten es nicht für gerathen, daß Lübben seine Tochter dem Fremden verlobe und suchten diese ihre Ansicht zu begründen.

„Es steht allen spanischen Pflanzen an dem rechten Ernst, wie wir ihn verlangen und zum Leben in unserm harten Klima brauchen," sagte ein bejahrter Mann aus Büsum, der bis zu seinem vierzigsten Lebensjahre die See befuhr hatte und die Hanoanesen sehr genau kannte. „Sie besitzen weder starke Willenskraft noch Ausdauer. Heiter und vergnügt leben und in steter Wechsel die süßesten Früchte pflücken, um sie tändelnd zu genießen, danach fressen Alle."

„Von Miguel Saltiero düefte eine Ausnahme sein," bemerkte der Kirchspielvogt.

„Er ist eine," bekräftigte der Deichgräfe. „Ich habe ihn während der drei Monate, die er nun unter uns weilt, nicht aus den Augen gelassen und gefunden, daß er es mit den tüchtigsten jungen Männern unserer Landschaft aufnehmen kann. Er sieht Jedermann über die Schultern an, unterrichtet sich gern und läßt es merken, daß er etwas lernen will. Geht ihn unter meine Aufsicht und ich mache aus diesem begabten jungen Manne, was Ihr wollt! Warum sollt' es nicht möglich sein, ihn ganz zu einem der Unsrigen umzubilden? Wahre, innige Liebe hat schon größere Dinge vollbracht!"

Dieser Meinung schlossen sich außer den erwähnten beiden Opponenten, welche die Bewohner der Antillen aus eigener Erfahrung kannten und ihre Ansicht mit Hartnäckigkeit festhielten, alle Uebrigen an, weßhalb am Schlusse der Behandlung die Verlobung Meta's mit Miguel Saltiero von der Kluft beschlossen wurde. Es geschah dieß jedoch nicht, ohne daß sich die Männer vorher durch Handschlag feierlich gelobt hatten, auch fernerhin die alten Sitten aufrecht zu erhalten und, wo Noth und Pflicht es erheischten, sich untereinander kräftig beizustehen.

„Noch eins," sagte der Mann aus Büsum, der sich gar nicht beruhigen wollte. „Ueberein Dich nicht mit der Hochzeit, Klaus! Die jungen Leute haben Beide Zeit und der Fremde gewöhnt sich besser ein, wenn er noch eine Weile zusehen muß, ehe er selbst besitzen darf. Neun ihm das Dierlieben nur nicht bei guter Zeit wieder leid wird. — Diese Spanioten! Ich bemähte mich wie gern um ihre Freundschaft!"

Den Vollmacht verdroß diese Bemerkung des hartnäckigen Widersachers, er ließ es sich aber nicht merken.

„Daß es ihm auch ferner hier ebenso gut gefällt, wie bisher," versetzte er und hob die Sitzung auf, „dafür wollen wir Meta ganz allein sorgen lassen. Sie ist, denk' ich, ein Mädchen, das sich leben lassen kann und das sehr genau weiß, was es will. Mir ist gar nicht bange, daß sie sich schon bis zum Frühjahr ihren Jukunftigen ganz meisterhaft erzieht. Auf das Wohl meiner Kinder, und daß mein Wunsch in Erfüllung gehe!"

Mit eigener Hand füllte Klaus Ketel Lübben das Trinkhorn bis zum Rande, that einen guten Trunk daraus und reichte es dem Deichgräfe, der ihm zur Rechten stand, mit den Worten: „So sei es und so geschehe es!" —

Den Miguel, der keine Ahnung von dem wahren Inhalt der Berathung hatte, die feinetwegen von den Dithmarsen gepflogen wurde, war schon durch das Kommen so vieler Männer, von denen er kaum die Hälfte kannte, sehr neugierig geworden. Zunächst gog er bei Meta Erkundigungen ein, die ihm jedoch wenig Aufschluß gaben, denn die Inge Antwort: „Sie kommen unsertwegen", genügte ihm nicht. Er schlich also auf den Zuspitzen, um zu sein Geräusch zu machen, über die breite, dunkle Vordiele und legte sein Ohr an die vorriegelte Thür des Zimmers, in welchem die Männer tagten. Da hörte er nun allerdings laut genug sprechen, verstehen aber konnte er die Worte nicht, denn die Dithmarsen führten die Verhandlung in plattdeutscher Mundart, die sich der hanoanesische Pflanzer weder angeeignet hatte, noch aneignen wollte. Das seinem Ohr höchst seltsam klingende Idiom gefiel ihm einfach nicht; er fand es unschön, und wenn er über irgend etwas spöttische Bemerkungen machte, die Niemand als Meta hörte, so war es über die Mundart, in welcher Alle untereinander stets verkehrten. Meta lächelte dann wohl etwas spitz, als falle es ihr schwer, eine Gegenbemerkung zu unterdrücken, enthielt sich aber in Miguel's Beisein des Plattdeutschen selbst dann, wenn von einem Mitbewohner des Marschhofes in dieser Sprache eine Frage an sie gerichtet wurde.

Ein Zug ärgerlichen Unmuthes lief einem leichten Schatten gleich verdunkelnd über seine heitern Züge und ein spanischer Fluch trat auf seine Lippen. Gleich darauf aber lam er sich als unbefriedigter Horcher äußerst lächerlich vor und die gute Laune kehrte ihm wieder zurück.

„Wie können nur vernünftige Menschen so sprechen!" murmelte Miguel und tänzelte zurück in sein Zimmer. „Ich glaube, diese sonst ganz madern Leute haben ihre Sprache den seltsamen Tönen nachgebildet, die Alles, was über Zinnen und Spen flattert, ausstößt, und die selbst in der ganzen Natur heimisch zu sein pflegen. O, diese Natur, diese Natur! Mit Perlmutter und Lapislazuli ist der Himmel dieses Landes auch an den sonnenheitern Tagen wahrhaftig nicht ausgeleat. Wenn man sich nun an dieses teuflische Kolorit doch nicht gewöhnen könnte? — Ah bah! Dann jagt man, sein Liebchen im Arm, bei Nacht und Nebel aus und davon, besteigt ein Schiff und steuert dahin, wo man die Luft nicht erst künstlich zu erwärmen braucht, um sie einathmungsfähig zu machen."

Es war das erste Mal, daß dieser Gedanke sich Miguel aufdrängte, eigentlich beklagen konnte er ihn nicht, denn er schüttelte ihn wie etwas Fremdartiges, das ihm zufällig aufgefogen war, sogleich wieder ab und begann mit lauter wohlklingender Stimme ein Lieblingslied Meta's zu singen, als wolle er die Geliebte damit zu sich locken.

Zu einem Gespräch unter vier Augen sollte es jedoch nicht kommen. Die Berathungen der Kluft waren zu Ende, und da sich die ersten Männer verständigt hatten, so beschloß der Besitzer des Marschhofes, das Resultat der wichtigen Berathung unverweilt denen mitzutheilen, welche das meiste Interesse daran haben mußten.

Mit einer Feierlichkeit, die Miguel's Lachluft reizte, trat Klaus Ketel Lübben in dessen Zimmer, führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in das gegenüge Gemach, wo die Repräsentanten der Kluft noch versammelt waren, und stellte diesen den jungen Mann in aller Form als den erwählten Bräutigam seiner Tochter vor. Gleichzeitig erschien auch Meta an der Seite der Mutter, und während die Liebenden einander vor der versammelten Kluft die Hände reichen mußten, füllte der Kirchspielsvogt als der Vornehmste des ganzen Kreises das alte kunstvoll gearbeitete Trinkhorn und reichte es Miguel, indem er sprach: „So sei willkommen als Einer der Unsrigen! Wie ich mit Dir von diesem Weine trinke, so sollst Du fortan theilen mit uns so Freud wie Leid, und Alles gemeinsam mit uns haben in diesem gesegneten Lande, wie unsere Väter es angeerbet und festgehalten haben vor langer Zeit. Werde ein ganzer, echter Dithmarse und bleibe es bis zur Stunde Deines Todes! Dann wirst Du gehrt und geliebt werden von Allen! Wehe aber über Dich, so Du die Treue brichst, die Du gelobt hast! Dann setzest Du Dich selbst aus dem Frieden, und dieselben Männer, welche Dich heute als Bruder und Landsmann begrüßen, würden genöthigt sein, über Dich Gericht zu halten, wie es das Herkommen erheischt in diesem Lande!"

War die Ansprache des schon bejahrten Kirchspielvogtes Miguel anfänglich nahezu komisch vorgekommen, so machte der ernsthafte Schluß, welchen der alte, kernhafte Dithmarse fast drohend sprach, einen bänglichen Eindruck auf ihn. Er sah und fühlte es diesen Männern, die alle dachte entschlossen und keineswegs besonders freundlich auf ihn blickten, an, daß sie nicht mit sich scherzen lassen würden, und mit innerlichem Widerstreben ergriff er das schwere Trinkhorn, um jedem Einzelnen es nach genommenem Trunk zum Gegentrunk zu reichen. Der so genossene starke Wein machte ihn heiß und heiter zugleich, und da Miguel kein Grillenfänger war, vielmehr das Leben stets von der fröhlichsten Seite anzufassen suchte, so schwanden sehr schnell die Bedenken, die des Kirchspielvogtes feierlichernste Rede momentan in ihm geweckt hatte. Er betrachtete die eben erlebte Scene als eine solche, in welcher ihm Hauptrolle zugefallen war, als eine landesübliche Stowndie, auf die man kein allzugroßes Gewicht legen müsse. Das glückliche Lächeln Meta's, die ihn mit ihren prächtigen blauen Augen liebeselig anblickte, stimmte ihn noch heiterer, und so verging der Tag in einem fortgesetzten süßen Rausche leichter Glückseligkeit.

Meta verstand es meisterlich, diese Seligkeitsstimmung in der Seele ihres Verlobten nicht verklingen zu lassen. Sie war eine kluge liebenswürdige Braut, die jeden Wunsch des Geliebten erriet, noch ehe er ihn aussprach, weßhalb Miguel feinerseits das schöne Mädchen für die liebenswürdigste ihres Geschlechtes erklärte.

Es schmeichelte seiner Eitelkeit nicht bloß, daß Aller Augen fortwährend auf ihn gerichtet waren, sondern daß er gewissermaßen die Sonne war, in deren Strahlen sich Alle wärmten und die Leben ausströmte auf Jeden, der sich ihr näherte. Zuweilen nahmen die Verhältnisse eine Wendung, welche der Vollmacht zur feierlichen Verlobung seiner Tochter traf, bedeutende Zeit in Anspruch. Das ganze Kirchspiel sollte daran Theil nehmen; denn der reiche Hofbesitzer wollte zu den landesüblichen Festlichkeiten zu besonderer Auszeichnung seines Schwiegersohnes noch selbst erfundene sügen. Nach Ostern, sobald der Lenz sich festlich schmücken würde, sollte Miguel eine längere Reise antreten, deren Ziel dem Hanoanesen zu bestimmen überlassen blieb. Erst wenn er zurückkehrte, war ausgemacht, sollte die Vermählung mit Meta stattfinden. Miguel hieß alle diese Anordnungen seines künftigen Schwiegervaters gut und hatte schlechterdings auch nichts gegen dessen Vorschlag einzuwenden, für ihn in der Nähe ein passendes Besitzthum anzukaufen.

An Verlobungstage des jungen Paares glich ganz Ddenswohrden einer mit zahllosen Flaggen bedeckten Stadt. Selbst von Kirchtheune des gesichtlich berühmten Oeleß flatterten zwischen zweifelhaftfarbigen bunten Wimpeln die Farben Schleswig-Holsteins und das Banner Spaniens,

Digitized by Google

Das Haus des Vollmacht war unter Flaggen faſt begraben und baeg in ſeinem geräumigen Innern eine ſolche Menge Gäſte, daß deren bunte Durcheinander dem lauten Menſchengewühl auf einem Jahrmarkte glich.

Miguel Saltiero, eine urſprünglich harmloſe Kindernatur, amüſierte ſich zwiſchen, einmal, weil er einen Knäblid hatte wie nie zuvor, und ſodann, weil ja dieß luſtige Spektakel nur ſeinetwegen aufgeführt wurde. Dennoch machte nicht Alles, was er ſah, einen gefälligen Eindruck auf ihn. Es gab auch Vieles, was ihn abſtieß, ja was ihn geradezu beleidigte.

Es war um die Frühlingstag- und Nachtgleiche. Anhaltende Weſtſtürme hatten die ſchon erwähnten zahlloſen Gebäden des tiefliegenden Marſchlandes überreichlich mit Waſſer gefüllt, und den fetten Kleiboden der ungepflaſterten Straßen hinter See- und Binnendeichen dergeſtalt aufgeweicht, daß zu Pferde gar nicht, zu Wagen nur ſchwer fortzukommen war. Es iſt das die Zeit, wo jeder Beſuch bei Freunden und Verwandten, mögen ſie nahe oder entfernt wohnen, auf allerhand Schwierigkeiten ſtößt, welche indeß die Eingeborenen furchtlos zu überwinden verſtehen.

Verlobungs- und Vermählungsfeierlichkeiten gehören zu den wichtigſten Vorkommniſſen in dem ſehr geregelten und bisweilen etwas muwotonen verlaufenden Leben der Marſchbewohner. Ein ſolches Feſt nicht beſuchen zu wollen, würde ein arger Verſtoß gegen Herkommen und Landesſitte ſein. Es fanden ſich daher auf dem Hofe Klaus Ketel Lübben's zu rechter Zeit alle Geladenen ein, die Frauen und Mädchen zu Wagen, die entfernter, das heißt auf den nächſten Ortſchaften oder in umliegenden Einzelhöfen wohnenden Männer dagegen faſt ausnahmslos zu Fuß. Juſt die Tracht dieſer Männer ſetzte den Beräutigam in Erſtaunen, denn es war ihm etwas ganz Neues, die Freunde des Vollmacht, von denen er viele ſchon kannte, etwa wie Seehundsjäger oder Walfiſchfänger gekleidet in den feſtlich geſchmückten Hof treten zu ſehen. Ohne Waſſerſtiefeln, die bis über die halben Oberſchenkel hinaufreichten, erſchienen nur Wenige, und da ihnen der Speing- oder Klutſtock behülflich geweſen war, die von Waſſer überfüllten breiten und ſehr tiefen Gräben zu überſpringen, ſo fülte ſich ein Winkel der großen Diele mit zahlreichen Stöcken dieſer Art, welche Miguel in ſeinem ſeinen Bräutigamsſtaat faſt mit Muße betrachten und beſchäftigen konnte. Auch an ſteifen, rauſchenden Regenröcken, wie die Lootſen ſie tragen, und an meiſtens ſchon ſehr verbrauchten Südweſtern fehlte es nicht. Entpuppten ſich ſolche Vermummte auch als Menſchen in Feſtagsröcken, ſo geſtattete doch die ſchwere Fußbekleidung keinen Wechſel, und ſo boten denn die höcht oergnügten, geſprächigen, durch alle Zimmer des weiten Marſchhofes trappfenden Männer einen ſehr originellen Anblick dar.

Miguel ſtaunte, ließ ſein Auge von Einem zum Andern ſchweifen, zögerte immer mehr, in die dargereichten Hände tapfer einzuſchlagen, fand die trauliche Anrede mit Du, welche ſich die Meiſten erlaubten, doch gar zu brdial, und nahm in ſchwer zu verbergender Mißſtimmung Platz an Meta's Seite, als die Verlobungsgäſte ſich um die reich beſetzte Tafel drängten.

Speiſen und Getränke waren in Ueberfluß vorhanden, denn der Ditsmarſe legt, beſonders bei feſtlichen Gelegenheiten, Werth auf materielle Genüſſe, und die Gäſte des Vollmacht ließen ſich nicht nöthigen. Nur Miguel, der ſeiner Verlobten manche zerſtreute Antwort gab, hatte wenig Appetit und nippte von dem Wein wie ein junges, ſchüchternes Mädchen. Er genoß ſich zwar, freundlich zu ſein, und oft, wenn ihm ein luſtiger Hofbeſitzer zutrank, zu lächeln, innerlich aber fühlte er ſich recht unbehaglich und ganz unglaublich verlaſſen in dieſer lärmenden, zehenden Geſellſchaft, die ſich ungeniet in plattdeutſcher Sprache unterhielt. Hatte ihm nicht gerade gegenüber der Kapitän der Schoonerbrig, ſein alter Freund, geſeſſen, der in heiterſter Weiſe ſich mit ihm unterhielt, ſo würde es ſelbſt Meta's liebeſiegen Mienen dicke kaum gelungen ſein, die trüben Wolken zu verſcheuchen, die immer von Neuem die warmvorbleiche Stirn ihres jungen Verlobten umdüſterten.

Den Kapitän beunruhigte dieſe auffallende Veränderung im Weſen ſeines jungen Freundes, den er noch früh am Tage in glücklichſter Beäutigamslaune geſehen hatte. Was konnte ihm ſo plötzlich zugeſtoßen ſein, daß ihn ſelbſt Meta's beſtenclaere Liebezig inmitten der heiterſten Geſellſchaft kalt ließ? Er mußte dieß wiſſen, und damit ja ſeine Zeit verloren gebe, nahm er gleich nach aufgehobener Tafel den Freund bei Seite, zog ihn mit ſich hinaus in den Hof, hing ſich an ſeinen Arm und bog nach dem Binnendeiche ab, welcher auf der Weſtſeite des Hofes dieſen und die nächſtgelegenen Ländereien gegen Hochfluten ſchützte.

„Was fehlt Ihnen, Miguel?“ redete er den Havannenſen ohne Umſchweif an. „Sie ſind verſtimmt oder gar unglücklich! . . . Hat Sie Jemand beleidigt? . . . Das iſt kein Bräutigamsgeſicht, das Sie mir über Tiſche gezeigt haben!“

Miguel blieb ſtehen und kehrte ſich um. Lachend und laut ſprechend verließen eben einige Verlobungsgäſte den Hof des Vollmacht, ſchwangen ſich an ihren rieſigen Stöcken über die nächſten Gräben und erſtiegen dann den Deich, auf deſſen Krone ſie dem in der Ferne rauſchenden Meere zuſchritten.

„Was halten Sie von dieſen Menſchen dort?“ lautete Miguel's Gegenfrage.

„Von jenen? Sie ſind mir unbekannt.“

„Von ihnen wie von Allen, die ihnen gleichen.“

„Ob ſind meines Wiſſens lauter ſehr brave, zuverläſſige, ehrenwerthe Männer, auf deren Wort man ſich verlaſſen kann.“

„Und ihre Tracht, wie gefällt Ihnen die?“

„Sie entſpricht dem Klima, dem Wetter und dem Boden des Landes, das ihre Heimat iſt und das ſie als ſolches lieben und mit keinem andern Lande der Welt ohne tiefen Schmerz vertauſchen würden.“

Miguel unterdrückte mit Mühe einen ſpaniſchen Fluch, indem er verſetzte: „Seit ich dieſe meine zukünftigen Landsleute und Freunde in den Hof des Vollmacht einziehen ſah, glaubte ich mich an den Nordpol verſetzt, wo ich es, glaube ich, nicht lange aushalten würde. Und wie können dieſe wackern Menſchen ſchlingen. Hungrige Wölfe dürften es ihnen ſchwerlich zuvor thun! Wo ich aber viele Menſchen auf einmal und gleichſam auf Kommando eſſen ſehe, da vergeht mir ſelbſt der Appetit! Mich dünkt, ich werde in den nächſten Tagen nicht wieder hungrig!“

„Und das hat Sie ſo tief verſtimmt, daß Sie ſelbſt ungalant gegen Ihre Braut wurden?“ verſetzte der Kapitän. „Ich war ganz erſtaunen über Ihr Benehmen und beſorgte ſchon, Sie hätten eine Szene mit ihr gehabt.“

„Für Meta gebe ich in den Tod!“ rief Miguel mit Feuer. „Sie ähnelt, Gott ſei Dank, ſeiner ihrer Landsmännınnen, wie ſie auch in ihren Manieren nicht das Geringſte gemein hat mit dieſen rothmangigen und breitſchultrigen Halbamazonen. Denken Sie, Freund, letztin trat ich drei der Weibſtern von ihnen, mit denen Meta oft ſehr intim verkehrte, wie ſie Geſchäfte verrichteten, die man doch billig dienenden Mägden überlaſſen ſollte! Seitdem wird mir übel und weh, ſo oft ich ihrer anſichtig werde. Und dieſe Hufbinnen umarmten und küßten heute meine Braut, und dabei warfen ſie mir Blicke zu, als hätten ſie Luſt, mir ein gleiches Beweiſe ihrer Liebe und Achtung zu Theil werden zu laſſen!... Hu! Weiſch' ein Gedanke, von nach Gras und Heu duftenden Milchmädchen ſich umarmen und küſſen zu laſſen! Wie wird Ihnen dabei zu Muthe, Kapitän?“

Es war ein ſehr ernſter und langer Blick, den der Seemann auf ſeinen jungen Begleiter warf, um deſſen feine Lippen ein verächtliches Lächeln zuckte. Dann ſagte er: „Mein lieber Freund, Sie beurtheilen, mit mir ſcheinen, Welt und Menſchen gar zu ſehr nach der in Havanna geltenden Denkweiſe. Damit thun Sie mir nicht bloß Andern Unrecht, ſondern ſchaden auch ſich ſelbſt. Die Marſch verlangt von dem in ihr lebenden Menſchen, daß er hart und mit Ausdauer arbeitet. Den Schuulelſinſel der Antillen zum Ruhen am Tage, zum Träumen in der Nacht und Dämmerung kennt man hier nicht. Arbeit ehrt Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau hier zu Lande. Ich weiß, auf Kuba vorzugsweiſe findet gerade das umgekehrte Verhältniß ſtatt. Wenn Sie aber eine Tochter dieſes Landes zur Gattin ſich erwählen, werden Sie genöthigt ſein, ſich in manche hier gäng und gäbe Einrichtungen zu fügen, die nicht beſeitigt werden können, ohne das Leben des ganzen Volkes zu zerſtören! Das leuchtet Ihnen ohne Zweifel ein, mein Freund. Oder hätten Sie vorgeſſen, ſich dieſe Frage vorzulegen? In ſolchem Falle müßte ich Sie beklagen.“

Miguel hatte dem Kapitän ruhig zugehört, zu einer Antwort ließ er ſich nicht herbei. Sie waren den Deich entlang gegangen, der, zum Strande führend, auf Befehl Lübben's ebenfalls mit Flaggenſtangen beſetzt war. Ganz draußen hinter dem Sedeiche hatte der Vollmacht ſogar ein Flaggenſchiff auf's Watt legen laſſen, das in der Nähe zu beſehen jetzt verſchiedene von den Verlobungsgäſten in ihren ſchwerfälligen und anſchönen Anzügen nach dem Strande wanderten.

„Es ſteckt Herz in dieſem Volke,“ fuhr der Kapitän fort, als er des auf der graugelben Welle ſchaukelnden, mit wohl hundert bunten Wimpeln geſchmückten Schiffes anſichtig wurde. „Genau auf der Stelle, wo uns die beiden, auch in den großten Gefahren ſtets unerſchrockenen Männer vom ſicheren Tode erretteten, haben ſie dieſen landesöblichen Feſtmarken auf die See gelegt zur Erinnerung an den Tag, der Sie dieſen Küſten zuführte. Finden Sie das nicht rührend, Miguel?“

„Aus Unfmerkſamkeit für mich iſt es jedenfalls nicht geſchehen,“ verſetzte kühl der Havannenſe, „denn ich bin hier nicht an's Land geſtiegen. Mich warf die tückiſche Welle, wie Sie ſich erinnern werden, weiter nordwärts auf.“

„Weil das Meer immer tückiſch iſt und den Meiſten, die ſich ihm anvertrauen, ſehr übel mitſpielt.“

Digitized by Google

„Von sich dürfen Sie das nicht sagen, denn wer nach erlittenem Schiffbruch ein Glück macht, wie der Himmel es Ihnen beschert, der müßte doch höchst undankbar sein, ließe er sich in übler Laune verleiten,

Zu freudig Anerkennung zur Ges. Der Rathsherr-Empfang zur Rückkehr an der Ehre in Hamburg. Von H. Zimmer. (S. 54)

die rettende Woge, die ihn solch' seltenem Glücke entgegentrug, auch noch zu schmähen."

Auch auf diese Bemerkung blieb Miguel die Antwort schuldig. Er sah, die Arme über der Brust verschlingend, hinaus auf's Meer, das unter trüb bewölktem Himmel allerdings keinen fesselnden Anblick gewährte, und die Gedanken des jungen Mannes schienen in die Ferne zu schweifen. Dann streifte sein Auge wieder das seiner Verlobung zu Ehren ausgelegte Flaggenschiff und die Gruppe dithmarsischer Männer, die vergnügt am Strande standen und sich in plattdeutscher Mundart über die verschiedensten Gegenstände unterhielten.

„Ich werde doch wohl noch Unterricht in dieser Sprache nehmen müssen," sagte er, als er eine Weile scheinbar theilnahmlos zugehört hatte; „denn bleibe ich so unwissend wie bisher, so können mich diese rücksichtslosen Menschen, die eine eigene Art Stolz besitzen, noch Herzenslust ausschimpfen, ohne daß ich es merke."

„Ein löblicher Vorsatz, den Sie ja recht bald ausführen, Freund," versetzte der Kapitän. „Sie werden in Ihrer Verlobten eine liebenswürdige Lehrmeisterin finden, und ich möchte wetten, daß Ihnen nach vier Wochen gewissenhaften Unterrichts die plattdeutsche Sprache wenigstens ebenso gut gefällt, wie Ihre eigene.

„Wir wollen sehen," entgegnete lächelnd Don Miguel; „jetzt aber schlage ich vor, wieder zurückzukehren, denn balsamische Lüfte sind es wahrlich nicht, die uns hier umfächeln! Mich dünkt, das Watt oder die Wattenluft haucht Dünste aus, die man eher fliehen als suchen sollte. Die Eingeborenen freilich scheinen sie leidenschaftlich zu lieben, denn sie parfümiren damit ihre Kleider, und insbesondere ihr famoses Schuhwerk!"

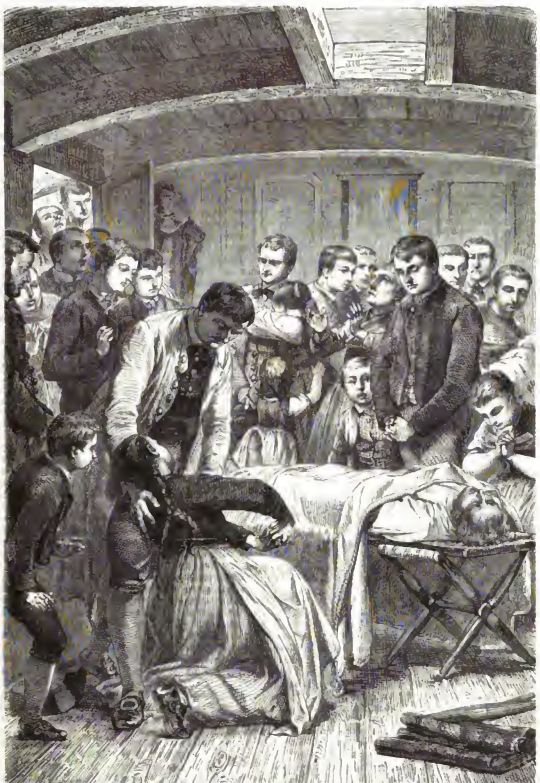
Der Kapitän konnte nicht errathen, ob Miguel nur scherzen wollte, oder ob sich hinter seinen Worten Aerger und Bosheit versteckten. Ihn freute es, daß er den Verlobten des jungen Mädchens, das er hoch schätzte, auf gutem Wege sah, und da er überzeugt war, Miguel liebe Meta tief und innig, so zweifelte er keinen Augenblick, daß die üble Laune, durch zufällige Aeußerlichkeiten hervorgerufen und genährt, einem dauernden und beseligenden Glücke an der Seite seiner blühend schönen Braut weichen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Deutſche Gedichte mit Illuſtrationen.

Der Tod des Führers. Von F. Freiligrath; illuſtrirt von C. Mende.



„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft,
Zündet die Laternʼ am Maſte!
Grau das Waſſer, grau die Luft.

Todtenweiter! — zieht die Hüte!
Mit den Kindern kommt und Frauʼn!
Weint! denn in der Kajüte
Sollt ihr einen Todten ſchauʼn!"

Und die deutſchen Auswanderer
Schreiten dem ans Boſton nach,
Treten mit gefeiltem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.

Die noch einer neuen Heimat
Ferne ſteuern über's Meer,
Seh'n im Todtenbund den Alten,
Der ſie führte bis hieher;

Digitized by Google

Der aus leichten Tannenbrettern
Zimmerte den Hüttenkahn,
Der vom Reckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Tzan;
Der, im Gretz, sich schwerem Herzens
Losriß vom ererbten Grund;
Der da lagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schlichten einen Bund!“

Da er sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenrot!
Dorten lasst uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält ihr Zelt!
Dort lasst unsern Schweiß uns säen,
Wo kein todtes Korn er liegt!
Dort lasst uns die Scholle werden,
Wo die Garben hoch, wer pflügt!

Lasset unsern Herd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Lasset mich in den Swanmen
Euren Patriarchen sein!
Laßt uns leben wie die Hirten
In dem alten Tschammut!
Unsres Bizzes Feuerstelle
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertreu' ich,
Seine Führung führet mich recht!
Selig in den Enkeln schau' ich
Ein erstandenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimat wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greift' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf denn! und folgt uns Gotes
Der vorangegangnen Spur!“ —
Ach, er schauete, gleich Mose'n,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er geboren,
Er und seine Bünsche ruh'n;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich entboten nun!

Ratlos die verlaßt'ne Schaar jetzt,
Die den Greis beraten will.
Schen verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schau'n bekommen
Nach den fernen Uferhöh'n,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln seh'n.

„Von den Segeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten liegt der Duft!
Brüet! Laßt die Scele schwärmen!
Gebt ihm seiner nassen Gruft!“
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Gierlen Schrei'e die Möve flugt;
Ja der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lange gepflügt.

Von der Insel Beyerland.

(Vgl. S. 19.)

Dort, wo die Maas und der eine Arm deß Rheins sich in die Nordsee ergießen, halten sie beide in ihren Armen ein wunderschönes Stückchen Gotteserde: die kleine Insel Beijer- oder Beyerland. Den Namen gab dem Ländchen der edle und unglückliche Graf Egmont, als er 1557 die Insel zum ersten Mal durch Wälle gegen die verheerenden Wellen schützte — zum Andenken an seine Gemahlin Sabina von Bayern, die mit ihm gern das glückliche und zufriedene Völkchen auf der Insel besuchte. Noch heute lebt der Namen des Grafen Egmont, Prinzen von Bayer, im Volksmunde der dankbaren Beyerländer fort — noch heute sprechen sie mit Wehmuth davon, daß solch' ein Mann — im greechten Kampf für die Erhebung der Niederlande gegen das stolze übermüthige Spanien — sein edles Haupt auf den Block deß Henkers legen mußte. — Die Insel ist nur klein; sie zählt nur zwei Dörfer: Oudbeyerland und Strepen mit 2000 Einwohnern — und doch wären auch diese schon zu zahlreich für den geringen Flächeninhalt des Ländchens, wenn der Boden nicht so überaus fruchtbar wäre. Diese Fruchtbarkeit wird noch vermehrt durch die zahlreichen und großartigen Be- und Entwässerungsschleusen, die den Boden stets in der gerade dienlichen Feuchtigkeit halten. Außer vielem Getraide bringt die Insel das reichste und schönste Gartengemüse auf den Markt von Dortrecht, zu dessen Distrikt Beyerland gehört. Unser Bild zeigt uns zwei Vertreter deß kräftigen und zufriedenen Völkchens von Beyerland in ihrem originellen Nationalcostüm, wie sie zu Boot die Früchte ihres Fleißes die Maas hinauf nach Dortrecht zu Markt bringen. Der eigenthümliche und lleidsame Kopfputz unserer Beyerländerin besteht in breiten goldnen Spangen, die eine große, tief auf den Rücken niederflatternde Spitzenhaube über der Stirn festhalten. Zum Ueberfluß windet sich über jedem Ohr noch ein dicker Goldbraht spiralförmig in die Welt hinein, wie ein Momento, daß Zärtlichkeitsübergriffe leder Fremdlinge von diesen goldenen Prospfenzierern blutig zurückgewiesen werden. Die eingeborenen Beyerländer sind an diese Schönheitspolisaden von Jugend auf gewöhnt und — wissen sie geschickt zu überspringen.

Das deutsche Rettungswesen zur See.

(Vgl. S. 52.)

Gott sei Dank! der deutsche Volksgeist und die deutsche Volkskraft sind fröhlich erwacht und regen sich wie Frühlingswehen belebend in allen Landen unserer schönen Deutschlandes. Das spüren wir auch an unserm deutschen Seemesen, das anfängt, sich so freisch und lebhig zu entfalten. Die Staaten Norddeutschlands schaffen sich nicht nur eine staatliche Marine — auch die Privatthätigkeit regt sich fröhlich und segensreich an allen Orten — sie schuf das deutsche Rettungswesen zur See!

Obgleich Deutschlands Küsten für den Seefahrer sehr gefährlich sind und sich alljährlich zahlreiche Unglücksfälle wiederholen, waren dennoch bis vor Kurzem nur verhältnißmäßig dürftige und vereinzelte Hülfsmittel zur Rettung verunglückter Seefahrer vorhanden. Von den deutschen Regierungen war die preußische die einzige, welche schon vor längerer Zeit an der Ostseeküste zwischen Damgarten und Memel Rettungsstationen für Schiffbrüchige errichtet hatte. In Bremen, Emden und Hamburg hatten freie Vereine Rettungsstationen an der Küste zwischen Ems und Elbe begründet. So blieben aber auf den meisten sehr gefährlichen Küstenstrichen der Nord- und Ostsee die Seefahrer der Gewalt deß Elementes preisgegeben.

Der erste Anstoß zur Begründung eines großern Unternehmens zur Rettung Schiffbrüchiger an der Ostseeküste wurde zu Danzig durch einen Vortrag gegeben, welchen der durch sein rühriges Wirken mit That und Schrift bekannt gewordene Schiffskapitän A. Wagner im dortigen Gewerbehause über die in England, Holland und Dänemark bestehenden Vereine zur Rettung Schiffbrüchiger und deren Wirksamkeit, zur Erreichung des gleichen Zwedes in Danzig hielt, und welcher die Bildung eines solchen Vereins für die Küstenstrede von Leba (in Pommern) bis Pillau mit dem Sitze in Danzig zur Folge hatte. Der königlich preußische Korvettenkapitän Werner war der unermüdlichste und thatkesstigste Förderer dieses Unternehmens. Durch reichlich fließende Geldbeiträge wurde es dem Vorstande noch in demselben Jahre möglich gemacht, an den beiden gefährlichsten Punkten der Küste von Hinterpommern, an welcher auf die Länge von nur drei Meilen in den Jahren 1854 — 1864 nicht weniger als vierundfünfzig Schiffbrüche ihren Tod in der See gefunden hatten, nämlich in Leba und Kopalin Rettungsstationen zu errichten und dieselben mit zwei Rettungsbooten zu versehen. Dieselben wurden den an diesen Orten aus angesehenen Einwohnern gebildeten Lokalcomités übergeben, welche auch die Gewinnung einer tüchtigen Bemannung der Boote und die Sorge für die erforderliche Einübung der Mannschaften sich angelegen sein ließen.

Noch wichtiger war aber die Einrichtung von Raketenapparaten, welche sich in andern Ländern längst vorzüglich bewährt hatten. Durch eine an einer Rakete befestigte Leine wird nämlich eine Verbindung des gestrandeten Schiffes mit dem Lande in der Art hergestellt, daß die Rakete über das Schiff hinweggeschossen wird und die Leine so auf das Schiff fällt. Vermittelst der Leine wird nun entweder das ganze Schiff, oder doch die Mannschaft, an's Ufer gezogen. Bei der Konstruktion der pommerschen und preußischen Küste, vor welcher Sandbänke sich weit in das Meer hinein erstreden, wurde es nämlich selbst der tüchtigsten Bootsmannschaft oft ganz unmöglich sein, ein Boot an den langgestreckten flachen Strande, auf welchem sich die Wogen mit großer Gewalt brechen, in die See zu schieben und vom Strande abzukommen.

Inzwischen war von einer andern Stelle aus der Anstoß zu einem weit bedeutenderen Unternehmen dieser Art gegeben worden. Am 29. Mai 1865 traten auf die Einladung des bremischen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger rindundvierundzwanzig Männer aus allen Theilen Norddeutschlands in Kiel zusammen, um eine einheitliche Organisation des Rettungswesens an den Küsten Deutschlands zum Gegenstande ihrer Berathung zu machen. Hier wurde die große Aufgabe von dem Geschäftspunkte aus erörtert, daß das ganze deutsche Volk durch freiwillige Beiträge die Aus-

Digitized by Google

führung des nationalen Werkes in großem Maßstabe ermöglichen müsse. Es wurde beschlossen, eine deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu begründen, und der Anfang sofort durch Vereinbarung eines Statuts und Wahl eines provisorischen Vorstandes gemacht.

Dieser Vorstand richtete unterm 18. Juni 1865 unter der Devise „Gedenket unserer Brüder zur See“ einen Aufruf an alle Deutsche und legte ihnen die nationale Pflicht, mit tüchtigen Rettungsapparaten und wohleingeübten Rettungsmannschaften Tausende von unglücklichen Schiffbrüchigen an unsern Küsten zu retten, mit ergreifenden Worten an's Herz. Und nicht umsonst. Zahlreiche Beiträge liefen ein.

Der Bestand des Unternehmens war gesichert. Auch der danziger Verein, welcher damals schon Bestehen gefeiert hatte und über ansehnliche Mittel verfügte, beschloß zu Anfang des Jahres 1866, sich der Gesellschaft anzuschließen und unterzuordnen. Die in Hamburg am 27. Januar 1866 abgehaltene Versammlung des Gesellschaftsausschusses wählte mit glücklichem Auge den Konsul H. H. Meier in Bremen zum Vorsitzenden, und den Syndikus der Handelskammer zu Bremen, Dr. H. A. Schumacher, zum Generalsekretär.

An der Versammlung betheiligten sich bereits elf Bezirksvereine der Gesellschaft, von denen neun den Küstengebieten, zwei dem Binnenlande angehörten. Es waren die Vereine für die Travemünding (Lübeck), mecklenburgische Küste (Rostock), westl. Schleswig (Husum), westl. Holstein (Heide), östl. Schleswig-Holstein (Kiel), Küste zwischen Pillau und Leba (Danzig) und zwischen Leba und Peenemünde (Stettin), Weservmündung (Bremen), hannoverscher Unterweser-Lehe-Bezirk, für Nienburg und Umgebung und der für das Herzogthum Altenburg.

Schon damals zählte die Gesellschaft bereits 3847 Mitglieder und hatte eine Einnahme von 18,462 Thaler, 12 Silbergroschen, 10 Pfennige.

Inzwischen hatten auch die Arbeiten für das Stationswesen an den deutschen Küsten begonnen. Obwohl deutsche Schiffbruchstabellen und Schiffbruchskarten fehlten, ließen sich die wichtigsten Positionen leicht erkennen, und unverzüglich war damit begonnen worden, sie genügend mit Rettungsgeräthen zu versehen, insbesondere mit leichten Rettungsbooten aus kannelirtem Eisen (System Joseph Francis), und Rettungsgeschützen. Zunächst wurde der Manby'sche Mörser in Gebrauch genommen, bis solche Leinengeschosse, wie an unsern Küsten bei der Entfernung der Vorgezogene und Nähe vom Strande vorherrschend, neu konstruirt waren. Letztere lieferte das königl. preußische Feuerwerkslaboratorium in Spandau.

Zu Anfang des Jahres 1866 besaß die Gesellschaft bereits drei vollständig ausgerüstete Bootsstationen an der Nordseeküste: Wangerooge, Bremerhafen und Amrum, und drei an der Ostseeküste, die ihrer Vollendung nahe waren: Travemünde, Leba und Kopalin.

Seitdem werden fortwährend die Stationen vermehrt; die neu hinzugetretenen Bezirksvereine zu Königsberg i. Pr. und Memel haben für die Besetzung der äußersten deutschen Ostseeküste mit Rettungsstationen gesorgt und arbeiten eifrig weiter, ebenso hat der Bezirksverein zu Danzig drei neue Stationen eingerichtet.

Unterm 5. Januar 1867 gewährte der König von Preußen die Bitte der Gesellschaft, das Protektorat derselben zu übernehmen.

Spezielle Angaben über die Thätigkeit der Gesellschaft finden sich in dem von derselben herausgegebenen Berichte: „Mittheilungen über das deutsche Rettungswesen rc. für das Jahr 1866, Bremen“, welcher durch jede Buchhandlung zu beziehen ist.

Vor Kurzem hatte man in Danzig Gelegenheit, die vollständige Ausrüstung einer Rettungsstation überblicken zu können. Wir geben hiervon eine getreue Abbildung und Erklärung der Raketenapparate und ihrer Verwendung.

Was die Konstruktion der Rettungsboote im Allgemeinen anbetrifft, so hat die Gesellschaft wegen der Verschiedenartigkeit der deutschen Küsten sich für kein bestimmtes System entschieden, überläßt es vielmehr den Lokalvereinen, die Eigenschaften der Boote den küstenverhältnissen anzupassen. Als unbedingt erforderlich werden nur folgende Eigenschaften angesehen: Seetüchtigkeit, Aufrichtigkeit und Selbstentleerung. Durch im Boden angebrachte Ventile läuft nämlich alles Wasser von Sturzwellen in wenigen Sekunden wieder ab.

Eine Hauptbedingung der Rettungsboote ist ferner ihre eigene Wiederaufrichtung, wenn sie auf See von der Brandung umgeworfen werden. Die Mannschaft eines umgeschlagenen Bootes ergreift schnell die dazu befestigten Seile und zieht sich so in's äußere Anbringerlande Boot zurück. Außer der eigenthümlichen Form hat das Boot einen sehr schweren Kiel, welcher den Schwerpunkt nach unten legt und so das Boot stets wieder aufrichtet.

Weil dieser schwere Kiel an sandigen Küsten den Transport des Bootes aber sehr erschwert, sieht man zuweilen von der Selbstaufrichtungsfähigkeit des Bootes ab. Als Ersatz dafür ist die Konstruktion des Bootes viel stabiler, so daß es der Brandung großen Widerstand leistet.

Zur Erhöhung der Tragfähigkeit des Bootes sind im Innern an den Seiten Luftkasten angebracht; die an den Außenseiten herabhängenden Stricke sind dazu bestimmt, ergriffen zu werden, wenn ein Mann über Bord gespült ist.

Die Mannschaft ist mit einer Korkjacke bekleidet; diese ist aus Leinwand und an ihrer ganzen Oberfläche mit ungefähr hühnereigroßen Korkstücken und porösen Kacheln bedeckt; jeder Mann der Besatzung trägt dieselbe und wird dadurch über Wasser gehalten.

Unser Bild stellt nun den Raketenapparat dar in seiner Thätigkeit bei einer Rettung. Für den Transport der Apparate sind zwei Wagen nöthig.

Unmittelbar vor diesen ersten Wagen sehen wir den Raketenbock, d. i. eine schräg gestützte Rinne, deren vorderer Theil die Rakete aufnimmt. An dem hintern Ende dieser Rakete ist ein etwa 3 Fuß langer hölzerner Stock eingeschraubt, welcher eine dünne eiserne Kette von circa 8 Fuß Länge trägt; an dieser Kette ist eine leichte, dünne, aber vorzüglich haltbare Leine mit ihrem einen Ende befestigt, welche sich in dem vor dem Raketenbocke stehenden Kasten befindet.

Aus diesem Kasten wird die 240 Klafter lange Leine von der abgeschossenen Rakete herausgehoben und legt sich über das Schiff, indem sie der Rakete folgt. Sobald die Leine von der Besatzung ergriffen ist, zieht diese auf ein am Lande gegebenes Zeichen vermittelst der Leine einen an dieselbe befestigten hölzernen Block (Steertblock), in welchem eine Rolle angebracht ist, zu dem Schiffe hin; aber dieser Rolle läuft ein stählerer Seil, welches von der Mannschaft an einem etwas erhöht gelegenen Punkte des Schiffes befestigt wird. Durch diese Leine ist die Kommunikation mit dem Schiffe hergestellt, indem ihre beiden Enden am Strande von den rettenden Personen gehalten werden, und so jeder an dieselbe befestigte Gegenstand zwischen dem Schiffe und dem Lande hinund zurückgezogen werden kann. Nachdem auf diese Weise der Mannschaft des gestrandeten Schiffes eine aus Holz oder Guttapercha gefertigte Instruktionstafel, auf welcher mit Pfeilarbe die Instruktion für die Benutzung in englischer und deutscher Sprache verzeichnet steht, zugekommen ist, wird durch jene Leine das eine Ende eines sehr starken Seiles von $1^1/_4$ Zoll Durchmesser nach dem Schiffe befördert, und von der Mannschaft an einem Maste oder andern Theile des Schiffes etwa 2 Fuß über dem Steertblocke festgemacht, das andere Ende desselben wird durch Flaschenzüge am Lande straff angezogen und sodann durch einen Bock geboben, so daß es so viel wie möglich über dem Wasser bleibt. Auf dem hohen Seile ist an einem Ringe ein Rettungskorb aufgezogen, in welchem ein Mensch Platz findet, und dieser Korb wird vermittelst der Leine, welche durch den Steertblock läuft, auf dem hohen Seile zwischen dem Schiffe und dem Strande hin- und zurückgezogen, und in dieser Weise werden die Schiffbrüchigen einer nach dem andern an das Ufer gebracht. Die beiden hiesigen Seile wickeln sich, wie die Abbildung zeigt, von zweien auf dem ersten Wagen angebrachten Rollen ab, die übrigen kleinen Geräthschaften liegen in dem auf demselben Wagen befindlichen Kasten, während der andere Wagen die Raketen und die größeren Geräthschaften aufnimmt.

So ist denn schon viel geschehen für die Rettung der unglücklichen Schiffbrüchigen, aber es kann — es muß noch viel mehr geschehen! Und dazu braucht die großherzige Gesellschaft den treuen, opfermuthigen Beistand ihrer Brüder an allen Orten — an der Meeresküste und im Binnenlande — zunächst braucht sie noch Geld — viel Geld! Alles Uebrige ist organisirt, aller Orten ist an den Küsten die freiwillige und unentgeltliche Thätigkeit sachkundiger Patrioten gesichert, so daß das deutsche Volk nur die Mittel aufzubringen hat, um den großen Zweck vollständig zu erreichen. Leider hat die Zunahme der Beiträge nicht den erwünschten Fortgang gehabt. Möge daher in recht vielen Gegenden und den Binnenlanden der rühmliche Vorgang der Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger baldigst Nachahmung finden durch Begründung von Bezirksvereinen, welche sich die Hauptaufgabe stellen, die Mittel zur Ausführung des nationalen Unternehmens in reichem Maße aufzubringen. Möge das Wort, welches die Gesellschaft beim deutschen Volke zugerufen hat, überall die That erzeugen, — das Wort:

Gedenket unserer Brüder zur See!!

Logogryph.

Drei Zeichen — sie drücken Dich nieder,
Sie können den Geist und die Sklaverei;
Doch deutlich erblickt Dich vier Zeichen,
Du glaubst, an den Himmel zu reichen.

Auflösung der Charade Seite 24:

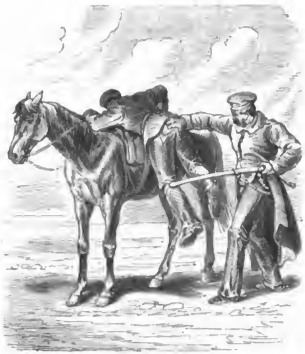
Fußstapfen.

Digitized by Google

Der Stundenplan des Kavallerie-Rekruten in Berlin.

Originalzeichnungen von **O. Fikentſcher.**

II.



„Aufgeſeſſen!“

„Nu, Freund, hätt' ich noch lieber ein Mettſtück in't Proviantmagazin, als hier in meine Abtheilung. Wollen Se jefälligſt 'rauf!“

„Eskadron ſchritt! Maar ... ſch!“

„Rapp in die Hüh, Kerl! r'aus, durch 'rin, Ellbogen r'aus, Schenkel zurück, kaltſchlüchtig ſtowärts, nich inſchlafen, drücken Sie'n ran, ſoooo!“

„Eskadron Trabaab!“

„Eins, zwei, drei, vier — eins, zwei, drei, vier, tu ... hig ... na, Heiermann, wie jeſagt et Ihnen da oben, hätten Se ſich man nur nich ſo janz jämmerlich, et is nich zum anſehn! —

„Stärker!“

„Oh, oh, ooooh! Gnädiger Herr! Sie ſitzen ja, wie kommt denn, wenn man ſo äußerlich gartet, bei nächſte Mal ſetz'n 'ne Stallwand, verſtanden?! —

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geſchichte aus der Union

erzählt von

Theodor Griesinger.

I.

Ein regelrechter Kerl.

Vor ſetzt neunzehn Jahren lebte in der vierundzwanzigſten Straße der guten Stadt New-York ganz in der Nähe der achten Avenue eine Wittwe mit Namen Frau Dorah Wilſon und dieſe Wittwe beſaß der Vorzüge ſo viele, daß eine Menge von Freiern ſich um ſie bewarben. Für's Erſte nämlich war ſie ſo glücklich, das hübſche Haus, das ſie bewohnte, ihr Eigenthum zu nennen, und überdem konnte ſie noch über bedeutende Kapitalien verfügen. Für's Zweite zählte ſie noch nicht dreiundzwanzig Jahre und erdankte mit dieſer Jugend an ſo hübſches, friſches Ausſehen, das wer ihr nahe kam, Muthe hatte, den Blick von ihr abzuwenden. Für's Dritte endlich beſtand der Kinderſegen, welchen ihr der frühere Ehe-ſtand gebracht, nur in einem einzigen Töchterchen, der damals fünfjährigen Adeline, und da dieſe Adeline wirklich ein äußerſt liebenswürdiges Weſen war, ſo mußte Jedermann eine Freude an ihr haben. Kurz alſo, Miſſis Dorah Wilſon konnte als eine ausgezeichnete Partie gelten und deßhalb flatterten auch ſchon viele Bewerber um ſie herum, noch ehe ſie das Trauergewand um ihren verſtorbenen Gatten abgelegt hatte.

Eines Abends, zu Anfang des Sommers 1849, ſaß Miſſis Dorah in der ſüßduftenden Laube ihres Gartens, der ſich neben dem Hauſe hinzog, und zu ihren Füßen ſpielte die Töchterchen, die kleine Adeline. Es war ein reizendes Kind mit hellen, lachenden Augen und langen ſeidenweichen Locken. Sie ſaß im Graſe und verſuchte aus den Blumen in ihrem Schooße ein Kränzchen zu winden. Dann ſprang ſie auf und haſchte lachend nach dem großen weißen Falter, ihrem liebſten Spielgefährten. Endlich hatte ſie ihn wohlbehalten auf dem Arme. Sie ſetzte ihm das Kränzchen auf den Kopf und trug ihn ſo zur Mutter: „Mama, der Peter iſt der Erfindſam und Adel iſt die Braut!“

„Gut — ſchon gut, Kind — ſpielt nur Beide hübſch mit einander!“ ſagte Frau Dorah zerſtreut, aus träumeriſchem Sinnen aufſchreckend. So hatte ſie ſchon lange dageſeſſen, eine weibliche Arbeit unbeachtet im Schooß.

Schon oft hatte Frau Dorah den Steig zur Gartenpforte hinauf geſchaut. „Ob er wohl kommen wird?“ lispelte ſie dann leiſe vor ſich hin, indem zugleich eine tiefe Röthe über ihre Wangen flutzog. „Nun Poll kann jeden Augenblick mit der Antwort zurück ſein, und ich hoffe nicht, daß er die abſchlägig beſcheiden hat. Ach der ſüße, ſüße Junge!“

Einige Minuten ſpäter hörte man eilige Tritte vom Hauſe her, und den Augenblick darauf kam ein artiges Dienſtmädchen in Sicht.

„Poll! Poll!“ rief ſofort Frau Dorah Wilſon aufſpringend und mit einem Male alle Träume von ſich abſchüttelnd. „Haſt Du ihn getroffen und welche Antwort gab er Dir? Nun, ſo rede doch, Mädchen, und ſolange mich nicht jrauhalten Deine Schwieſigkeiten!“

„Mein Gott, Miſſis,“ erwiederte Poll, die vertraute Kammerzofe der Frau Dorah Wilſon, „ſo laſſen Sie mich doch vorher erſt zu Athem kommen. Alſo ich traf ihn richtig und gab ihm Ihr Briefchen. Auch erbrach er es ſchnellſtens, und ich ſah deutlich, daß ſeine Wangen, je weiter er las, um ſo heftiger errötheten. Schließlich übrigens ſchien er mir nicht wenig erſtaunt zu ſein und er befann ſich eine Zeitlang, was er thun ſolle. Dann ſetzte er ſich an ſein Schreibpult, um eine Antwort abzufaſſen, und . . . und,“ fügte die Zofe bei, indem ſie ihrer Herrin ein kleines Billetchen überreichte, „da haben Sie die paar Zeilen, die er zu Stande brachte.“

Frau Dorah griff haſtig nach dem Billete und mit nicht minder großer Haſt überflog ſie es. „Er kommt, er kommt,“ rief ſie darauf mit Kammers den Augen. „Um acht Uhr heute Abend will er hier ſein und — o gewiß, mein Glück hat keine Grenzen.“

Sie ſah in der That ſehr glücklich aus, die Frau Dorah Wilſon, faſt wie ein junges Fräulein, welches ſoeben von ſeinem Auserkorenen das Geſtändniß der erſten Liebe erhalten hat. Die hübſche Poll dagegen war offenbar mit dieſem Erfolg nicht ganz einverſtanden, denn es zuckte wie Zweifel um ihren Mund herum und ſie erlaubte es ſich ſogar, ein wenig mit dem Kopfe zu ſchütteln. „Mein Vater,“ murmelte ſie, „mein Vater ſagte immer, man ſolle den Tag nicht vor dem Abend loben und eine Hoffnung iſt noch keine Gewißheit. Nun, ich habe genug gewarnt und waſche meine Hände in Unſchuld. Aber, Herr Gott im Himmel,“ ſagte ſie dann laut und etwas erſchrocken hinzu, „was habe ich vergeſſen! Der alte Plattner, Herr Daniel Mackire, iſt mit mir zugleich in's Haus getreten und erwartet Sie oben im Beſuchszimmer.“

„Was ſagſt Du?“ rief Frau Dorah Wilſon, deren Gedanken offenbar ganz wo anders geweſen waren. „Wer iſt oben im Zimmer? Der alte Mackire? Der häßliche, zudringliche Menſch! Schnell, Poll, geh hinauf und ſage ihm, ich ſei heute nicht zu ſprechen.“

„Aber . . .“ wandte die Zofe ein.

„Kein Aber,“ unterbrach ſie ihre Herrin. „Ich will mir dieſen Abend durch den widerwärtigen Geſellen nicht verbittern laſſen und alſo thuſt Du, was ich Dir befohlen habe. Oder noch beſſer, Du weiſeſt ihn ein für allemal ab, dann bin ich ihn für immer los.“

„Aber,“ wandte Poll zum zweiten Male ein, „bedenken Sie doch, Miſſis, die Beleidigung. Es iſt wahr, alt iſt er und häßlich und widerwärtig und noch Vieles dazu. Zum Feinde dagegen ſollten Sie ſich ihn nicht machen, denn er hat etwas in ſeinem Auge, das mir immer Furcht einflößt, und ich glaube kaum, daß der Teufel in Perſon . . . Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn,“ unterbrach ſie ſich da ſelbſt, indem ſie tödlich erſchrocken zurückfuhr; „dem Herrn Mackire iſt's, wie es ſcheint, oben im Beſuchszimmer zu langweilig geworden und ſonnt kommt er zu Ihnen in den Garten herab.“

Es verhielt ſich genau ſo, wie das Kammerwädchen ſagte. Dem Herrn Mackire behagte es durchaus nicht, ſo lange vergeblich im Beſuchszimmer zu warten, und ſchnell entſchloſſen ſtieg er die Treppe hinab, um Miſſis Wilſon im Garten aufzuſuchen. Auch war er bereits ganz nahe gekommen, ehe ihn Poll bemerkte, und man konnte alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit leit annehmen, daß er von dem, was vorhin geſprochen worden war, wenigſtens Einiges gehört habe. Wenn es ſich übrigens ſo verhielt, ſo mußte der Mann in der Beſtellungsmühl äußerſt geübt ſein, denn ein ungemein ſüßes, faſt zu ſüßes Lächeln umrahmte ſeinen Mund und ſeine Verbeugung war ſo einſchmeichelnd, alſo nur immer möglich.

Wie kam's nun aber, daß vorhin Poll und ihre Herrin ſich über den Mann, der jetzt vor Frau Dorah trat, ſo hart ausließen? Ich denke, die beſte Antwort hierauf iſt, wenn wir uns den Herrn Daniel Mackire ein wenig des Näheren betrachten.

Alt war er gerade nicht, ſicherlich wenigſtens noch keine Fünfzig; aber ſehr abgelebt ſah er aus, ohne irgend Farbe im Geſicht und mit tief eingegrabenen Zügen. Ueberdem gehörte ſeine Statur unter die kleineren, und klein magerer, faſt zu dünner Körper beutete keineswegs auf männliche Kraft und Friſche. Was jedoch die Hauptſache, in ſeiner Miene lag eine gewiſſe Härte, welche ſelbſt durch das angenommene ſüße Lächeln nicht verdeckt wurde, und ſeine kleinen Augen funkelten ſo ſcharf und ſtechend, daß bei ihm von Guttmüthigkeit keine Rede ſein konnte. Nein, gutmüthig und beetrauenerweckend ſah der Mann ganz gewiß nicht aus, ſondern eher abſtoßend, wenn nicht gar barbarzig und grauſam, voll böſer Tücke und Leidenſchaft. Wiederholen muß ich übrigens, daß er dieſe Eigenſchaften, wenn er ſie anders beſaß, für jetzt wenigſtens mit vieler Kunſt zu verdecken ſuchte, denn er prangte in einem feſtlich ſonntäglichen Anzuge, welcher ſeiner Erſcheinung eine gewiſſe Würde verleihen ſollte, und mit dieſer äußerlichen Würdigkeit verband er, wie ſchon geſagt, das ſüßeſte einſchmeichelndſte Lächeln.

„Ah, Sie ſind es, Herr Mackire,“ ſagte Frau Wilſon in einem keineswegs freundlichen Tone, indem ſie ſeine tiefe Verbeugung nur kurz erwiederte. „Was verſchafft mir die Ehre Ihres Beſuches?“

„Wie mögen Sie nur ſo fragen!“ erwiederte Herr Mackire vorwurfsvoll. „Die Sehnſucht ſie zu ſehen, meine theuerſte Miſſis Wilſon . . . Aber,“ verbeſſerte er ſich plötzlich ſelbſt, „dürfte es nicht am Platze ſein, das Dienſtmädchen mit dem Kinde zu entfernen?“

Frau Wilſon ſah ihrem Beſucher voll und mit einem Ausdruck im's Geſicht, der ihm nichts Gutes prophezeite. „Ich kann,“ ſagte ſie dann äußerſt kalt; „ich kann mir nicht denken, daß wir etwas zu verhandeln hätten, was mein Töchterchen und Poll nicht mit anhören dürften. Uebrigens wenn Sie es wünſchen — Poll, bringe die Abel hinweg.“

Die Zofe ſtreckte die Hand nach dem Kinde aus, um es mit ſich fortzunehmen; die kleine Adeline aber ſprang ſofort auf ihre Mutter zu und hielt ſich an ihrem Kleide feſt. „Ich will nicht fort,“ rief ſie, „und Du ſollſt mit dem böſen Mann nicht allein bleiben.“

„Aber,“ verſetzte die Mutter mit dem Finger drohend; „aber, Adeline, wie ſchrecklich unartig biſt Du doch heute! Schnell fort; ſo etwas will ich nicht mehr hören.“

Das kind fing nun an zu weinen. „Du biſt ja ſelbſt böſe,“ ſchluchzte ſie, „er iſt ein häßlicher, widerwärtiger, alter Mann, und . . .“

Weiter konnte man die kleine nicht verſtehen, denn Poll nahm ſie jetzt eilends auf den Arm und rannte mit ihr dem Hauſe zu.

„Ein recht naives, lebliches Weſen, dieſe kleine Adeline,“ bemerkte Herr Daniel Mackire mit einem Blicke des tiefſten Haſſes, jedoch ohne daß ſich ſein ſüßes Lächeln verloren hätte. „Sie glauben gar nicht, wie ſehr mich ein ſolch' unſchuldiges Kindergeplauder entzückt.“

„Sie hätten,“ erwiederte Miſtreß Wilſon, „auf den Unſinn gar nicht hören ſollen. Doch Sie ſehen, ich habe Ihren Wunſch erfüllt und wir ſind allein. Was haben Sie mir zu ſagen?“

Digitized by Google

„Und das fragen Sie mich in so strengem Tone?“ war die Antwort des Herrn Maclire, indem er es zugleich, obwohl vergeblich, versuchte, sich einer ihrer Hände zu bemächtigen. „Sie haben doch meinen Brief von heute Morgen erhalten?“

„Ihren Brief?“ entgegnete Frau Wilson erstaunt. „Ich weiß von keinem. Aber mein Gott, ja; jetzt fällt mir's ein. Ich hatte aber noch nicht Zeit, das Schreiben zu erbrechen, und so müssen Sie schon entschuldigen, wenn mir sein Inhalt bis jetzt unbekannt geblieben ist.“

Herr Maclire sah zu Boden und es lag ihm ohne Zweifel eine recht herbe Antwort auf der Zunge; allein es gelang ihm, sie zu unterdrücken, und so bekam Mistreß Wilson nichts zu hören, als einen äußerst tiefen, schmerzlichen Seufzer.

„Sie sind grausam, sehr grausam, meine Theuerste,“ versetzte sofort nach einer kleinen Pause Herr Daniel Maclire in wehmüthigem Tone. „Mich so absichtlich auf die Seite zu setzen! Aber wenn Sie den Brief in der That nicht gelesen haben, so bleibt mir wohl nichts Anders übrig, als Ihnen mündlich zu sagen, was darin steht.“

„In Gottes Namen,“ erwiederte Frau Wilson mit Resignation. „Nur möchte ich Sie ersuchen, sich so kurz als möglich zu fassen.“

Herr Maclire stellte sich in Position und räusperte sich zweimal. „Meine Persönlichkeit,“ begann er dann, „ist Ihnen genugsam bekannt und ich kann daher füglich hierüber mit Stillschweigen hinweggehen. Das aber müssen Sie nicht, daß ich ein reines Vermögen von sechzigtausend Dollars besitze, und diesen Punkt bitte ich sehr in's Auge zu fassen. Noch schwerer allerdings dürfte eine andere Thatsache in's Ohr wicht fallen, die nämlich, daß ich als Makler jährlich meine dreitausend Dollars netto verdiene und also im Stande bin, ein sehr anständiges Haus zu machen.“

„Wohl, wohl,“ meinte Frau Wilson, als Herr Maclire hier eine kleine Pause eintreten ließ, wahrscheinlich um den Eindruck zu beobachten, den seine Rede verursachen würde; „das mag sich genau so verhalten, wie Sie sagen, allein um Alles in der Welt, was geht es mich an?“

„Was es Sie angeht?“ rief der Makler mit einem unendlich zärtlichen Blicke. „Nun, ich denke sehr viel, denn eine Frau, welche im Begriff ist, sich zu verheirathen, will doch immer wohler wissen, wie ihr zukünftiger Gatte steht.“

Wie von einer Natter gestochen fuhr Frau Dorah Wilson zurück und ein Blick der tiefsten Verachtung fiel auf Herrn Daniel Maclire. „Ich will hoffen,“ sprach sie, „daß ich falsch gehört habe, denn solche Späße liebe ich nicht und im Ernste werden Sie doch nicht daran denken, mich heirathen zu wollen. Sie, der Sie mein Vater sein könnten!“

„Warum sollte es mir nicht Ernst sein?“ erwiederte der Makler mit immer gleich süßem Lächeln. „Die paar Jahre, die wir im Alter verschieden sind, wollen gar nichts besagen, und es ist sogar gut, wenn der Mann hierin etwas voraus hat.“

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte Frau Wilson laut auf. „Also Ernst? Wirklicher, wahrhaftiger Ernst? Haben Sie sich auch schon im Spiegel betrachtet, Herr Daniel Maclire? Bitte, stellen Sie einmal einen Vergleich an zwischen Ihrer und meiner Person und dann sagen Sie sich selbst, ob eine solche Verbindung nicht ein förmlicher Wahnsinn wäre.“

Herr Maclire hatte diesmal Mühe, an sich zu halten, denn in ihrer hähnischen Miene lag fast noch mehr Beleidigung, als in ihren Worten. Dennoch gelang es ihm, sich abermalen zu bezwingen und selbst nicht einmal einen Zug seines Gesichts zu verändern. „Meine theuerste Freundin,“ sprach er dann, „Sie belieben zu scherzen. Wie könnte eine Dame von Ihrem hervorragenden Geiste ein so großes Gewicht auf das Aeußere legen? In allen andern Dingen aber, dieses Aeußere und etwa auch noch das Alter abgerechnet, darf ich mich rühmen, Ihnen gleichzustehen, und so dürfte unsere Ehe eine ganz glückliche werden. Deshalb zähle ich auch mit Bestimmtheit darauf, daß Sie . . .“

„Ich ich,“ unterbrach ihn Mistreß Wilson mit der äußersten Heftigkeit, „daß ich Ihre Bewerbung unbedingt zurückweise und daß es mir überdauf lieb sein wird, wenn Sie mich für die Zukunft sowohl mit Briefen als mit Besuchen verschonen.“

„Hm!“ hustete Herr Maclire, denn nun wurde es ihm doch ein wenig zu bunt. „Hm! Ich hoffe, daß Ihr augenblicklicher Unmuth . . .“

„Herr Maclire,“ fiel ihm Frau Wilson abermals und wo möglich mit noch größerer Heftigkeit in die Rede, „ich habe Ihnen, glaube ich, deutlich genug erklärt, wie sehr gegen Sie gesinnt bin, und wenn ein Funken von Ehre in Ihnen lebendig wäre, so würden Sie sich längst verabschiedet haben. Weil es Ihnen aber beliebt zu bleiben, so überlasse ich Ihnen das Feld, und somit, mein Herr, Gott befohlen für immer und ewig.“

Sa sprechend, drehte sie sich rasch um und ging, ohne zu grüßen, mit schnellen Schritten ihrem Hause zu. Er aber — nun er blieb wie festgebannt stehen und sah ihr mit Blicken nach, welche seiner ganzen Physiognomie ein durchaus anderes Aussehen gaben. Verschwunden war jetzt das Lächeln; verschwunden das ganze süße, einschmeichelnde Wesen.

Dagegen funkelten die grauen Augen vor Wuth und die geballte Faust stimmte ganz vortrefflich hiezu.

„Versuch will ich sein,“ murmelte er halblaut vor sich hin, indem er den Erdboden mit seinem Fuße stampfte; „ja versuch bis in die unterste Hölle, wenn ich hiefür nicht Rache nehme. Mark' nur, Du eitles, gefallsüchtiges Weib; der Daniel Maclire wird Dich an einer Stelle zu fassen wissen, wa jede Wunde bis in's Mark einschneidet. Tod und Teufel, mich so abweisen! Gleich morgen — — aber halt,“ setzte er jetzt in etwas geläuterterem Tone hinzu, „ich will die Sache doch nicht so mit einem Male fallen lassen, denn es wäre immerhin möglich, daß sie noch zur Vernunft käme. Hm! Hm! Das Beste ist wohl, noch zuwarten und sie mit Geduld gewaltig im Auge zu behalten. Wenn sie aber taubsinnig bleibt, aber wenn sie gar einem Andern den Vorzug gibt, ha, beim Satan,“ fluchte er mit wildem Aufsehrei, „dann erlebt sie Etwas, was sie dem Grabe vor der Zeit zuführen muß.“

Er hob die Hand auf zum Schwur, und Satanas in der Hölle muß eine Freude gehabt haben, als er diesen Schwur hörte. Unmittelbar darauf aber verließ er den Garten, und wer ihm jetzt begegnet wäre, würde nicht geglaubt haben, daß er erst wenige Minuten zuvor eine so heftige Szene erlebt hatte.

II.

Frau Dorah Wilson's einzelige Liebe.

Etwa zwei Stunden später, Abends gegen 8 Uhr, befand sich Frau Dorah Wilson in ihrem Besuchszimmer, und in der That, es sah recht traulich hier aus. Die schweren seidenen Vorhänge waren dicht geschlossen, daß man nicht von Außen hereinsehen konnte, und die Kristallampe auf dem runden Tisch verbreitete ohnehin nur ein gedämpftes Licht. Das Piano stand offen, und es schien, als ob die Herrin des Hauses erst vor Kurzem noch vor demselben gesessen habe. Jetzt aber lehnte sie nachlässig im bequemen Divan zurück und hatte das schöne Köpfchen träumerisch in die hohle Hand gestützt. Auch war mit ihrer Person selbst eine kleine Veränderung vorgegangen, seit wir sie nicht mehr gesehen haben, denn sie hatte die Tagestoilette abgelegt und sich dafür in die bequemere, aber nur um so reizendere Abendtoilette gewarfen.

„Er kommt spät,“ flüsterte sie mehr als einmal leise vor sich hin; „viel zu spät für meine Sehnsucht! Und wenn er nun vollends gar nicht käme; mein Gott . . . Aber nein,“ rief sie plötzlich über und über erglühend, „da ist er schon. Ich höre seinen Tritt auf der Treppe.“

Es gehörte ein geübtes Ohr dazu, diesen Tritt auf der mit einem Teppich belegten Treppe zu vernehmen, und nach geübter wusste das Ohr sein, welches unterscheiden konnte, wer so aufzutreten pflegte; allein Frau Dorah Wilson hatte doch recht gehört, denn einen Moment später öffnete Bill, das Kammermädchen, die Thür und meldete den Herrn Frederic Benton, den längst erwarteten Besuch. Unmittelbar nachher trat er ein.

Welch' ein Gegensatz war das zwischen ihm und Herrn Daniel Maclire, dem Makler, welcher vor ein paar Stunden seine Aufwartung im Garten gemacht hatte! Er, der Daniel Maclire, ein alter, abgelebter Mensch und mit all' den schlimmen Eigenschaften behaftet, welche ich oben geschildert habe! Er dagegen, der Frederic Benton, ein hoch aufgeschossener Jüngling von achtzehn Jahren, mit Mark in den Gliedern und Gesundheit auf den Wangen, besonders aber mit einem Feuer in den Augen und einer Frische im ganzen Sein, welche von der reinsten Unverdorbenheit Zeugniß gaben! Gewiß also, wenn Daniel Maclire wohlwendig den widerwärtigsten Eindruck machte, so mußte sich Jedermann von der Erscheinung des Frederic Benton Jedermann angezogen fühlen, und insbesondere waren es die Frauen, welche den Blick gar nicht von ihm abwenden konnten.

„Guten Abend, Mistreß Wilson,“ sagte Frederic Benton, indem er auf die Dame des Hauses zutrat und ihr die Hand entgegenstreckte, wie man Freunden gegenüber thut. „Sie haben mir heute Morgen ein Billetchen geschickt und da bin ich nun, Ihre Wünsche entgegenzunehmen.“

„Mistreß Wilson!“ wiederholte Frau Dorah Wilson in vorwurfsvollem Tone. „Mein Gott, Fred, wie förmlich klingt das nicht! Sind wir denn einander so fremd geworden?“

„Aber, verehrteste Frau,“ entgegnete Fred Benton nicht ohne einige Verlegenheit, „ich wußte in der That nicht, wie ich Sie anders . . .“

„Verehrteste Frau!“ unterbrach ihn Frau Wilson in noch vorwurfsvollerem Tone. „Wahrhaftig, man sollte meinen, Sie befänden sich einer alten, ehrwürdigen Matrone gegenüber! Kommen Sie,“ setzte sie dann mit einem innigen Blicke hinzu, indem sie auf dem Sopha ein wenig rückte, um ihm Platz zu machen; „kommen Sie, lieber Fred, und setzen Sie sich neben mich, um mit mir zu plaudern. Mein Gott, wir haben uns ja eine ganze Ewigkeit nicht gesehen!“

„Nicht doch, Mistreß Wilson,“ erwiederte Fred, indem er sich der Dame zur Seite setzte. „Erst vorige Woche . . .“

Digitized by Google

„Aber jetzt," rief Frau Wilson, ihn zum zweiten Male unterbrechend, „jetzt werde ich ernstlich böse. Wiederum Missis Wilson! Können Sie mich denn nicht wenigstens bei meinem Taufnamen nennen? Oder kommt es Sie so schwer an, mich als Ihre Freundin zu betrachten? So war es früher, noch vor ganz Kurzem nicht," fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, indem sie ihm zugleich um etwas näher rückte, „und damals wußte man Sie auch nicht so zu fagen gewaltsam citiren, sondern Sie kamen von selbst, von Ihrem eigenen Innern getrieben. Schnell, Fred, beichten Sie mir, warum machen Sie sich neuester Zeit so ungemein selten?"

„Mein Gott," entschuldigte sich Doctor Wilson, „Sie wissen ja, daß man, in der Zeit, von der Sie sprechen, lebte meine Mutter noch und wir wohnten ganz in der Nähe von Ihnen. Später, nach der Mutter Tod, verkaufte mein Vater sein Haus und wir zogen weiter in die Stadt hinein. Dazu kam denn noch, daß ein Jahr nachher auch Ihr Gatte begraben wurde, und in der Trauerzeit konnte man doch nicht so oft zusammenkommen. Endlich hielten mich auch meine Studien ab, denn Sie wissen ja, ich präparirte mich auf mein erstes medizinisches College-Examen, das ich jetzt glücklich hinter mir habe, und so kam denn ein Hinderniß nach dem andern. Doch nun, verehrte Frau Wilson, Missis Dorah will ich sagen, nun bin ich da und bitte, über mich zu verfügen. Was haben Sie mir so überaus Wichtiges mitzutheilen?"

Diesmal aber, lachelte ihm Missis Dorah zu, indem sie eine ihrer Hände vertraulich auf seine Achsel legte, „nennt aber, was ich Ihnen schrieb, nur ein Vorwand gewesen wäre, um Sie endlich einmal wieder in meine Nähe zu bekommen, würden Sie mir deshalb zürnen? Und in der That, es war nur ein Vorwand, und der wahre Grund war der, daß ich — daß ich gar zu begierig war, einmal wieder in Ihr liebes, lieben Augen — —. Doch," fuhr sie fort, ohne den Satz zu vollenden, „in der Zwischenzeit, mein theurer Fred, trat erst vor wenigen Tagen, bei sich etwas ereignet, wegen dessen ich Sie nothwendig um Rath fragen muß, denn nur allein nach Ihrem Entschrid will ich handeln."

„Auf meinen Entscheid?" warf der junge Mann freundlich, aber doch nicht ohne ein leises Kopfschütteln ein. „Wenn es sich um etwas wirklich Wichtiges handelt, wäre es da nicht mehr am Platze, wenn Sie meines Vaters Rath einholten würden? Sie wissen ja, er ist stets Ihr und Ihres verstorbenen Gatten ergebenster Freund gewesen und seine Erfahrung dürfte Ihnen von weit größerem Nutzen sein, als die eines jungen Menschen, wie ich bin."

„Unterschätzen Sie sich nicht selbst, mein theurer Freund," rief Frau Dorah Wilson, ihn mit Bewunderung betrachtend. „In meinen Augen sind Sie ein Mann, ein Mann im vollsten Sinne des Wortes, und nur zu Ihnen habe ich unbedingtes Vertrauen. Also hören Sie, um was es sich handelt: ich habe einen Heirathsantrag bekommen."

Die letzteren Worte sprach sie leise, gleichsam verschämt, und zugleich schlug sie tiefverröthend die Augen nieder. Er aber blieb ganz ruhig und sein Puls schlug offenbar weder schneller noch langsamer.

„Dies finde ich ganz naturgemäß," versetzte er sofort nach einer kleinen Pause. „Warum sollte denn eine so schöne und noch so junge Frau, wie Sie, keinen Heirathsantrag bekommen? Zu verwundern ist nur das, daß solches nicht schon früher geschehen ist."

Die Antwort schien der Wittwe nicht ganz zu gefallen und noch weniger gefiel ihr wohl das, daß ihr Redenführer durch die Neuigkeit keineswegs bewogen worden zu sein schien, „Sie sind," dachte sie, während ihre Augen wieder den Boden suchten, „Sie sind, wie es mir vorkommen will, nicht neugierig zu erfahren, wer Derjenige ist, der sich um meine Hand bewirbt."

„Doch, doch, Missis Wilson," erwiderte er rasch; „sehr neugierig bin ich. Wie könnte dieß auch bei der langjährigen Freundschaft, die zwischen unserm und Ihrem Hause besteht, anders sein? Also schnell, nennen Sie mir seinen Namen, und ich weiß nicht, ein sehr wackerer, ehrenwerther Name wird's sein!"

„Sie nennen den Mann," sprach Frau Wilson langsam, indem sie ihm plötzlich voll in's Gesicht sah; „es ist der Maller Daniel Mackire."

Es waren nur ein paar kurze Worte, die Worte: der Makler Daniel Mackire; aber sie machten offenbar einen tiefen Eindruck auf Fred Benton, denn seine Wangen färbten sich dunkelroth und er sprang auf, als hätte ihn eine Kugel getroffen. „Was!" rief er, „der Maller Mackire hat um Ihre Hand angehalten, und diesen Menschen wollen Sie sich zum zweiten Gatten erwählen? Sagen Sie Nein, Frau Wilson; ich bitte Sie, sagen Sie Nein, denn es ist unmöglich, ganz absolut unmöglich."

„Aber warum denn, mein Freund?" versetzte Frau Wilson dem Anschein nach sehr ruhig. „Herr Mackire ist ein Mann in den besten Jahren und steht in pekuniärer Beziehung sehr gut."

„Eine ausgetrocknete Haringshexe ist er," rief Fred Benton und seine Augen funkelten vor Unwillen, „ein Mensch ohne Ehre und Charakter. Und Sie, die Sie berechtigt sind, die größten Ansprüche zu machen, Sie wollten sich an einen solchen Gesellen wegwerfen? Nein," fuhr er im feurigsten Tone fort; „nein, wenn Sie wieder zum Altare treten, so muß Ihr Ruderwähler ein Mann sein, vor dem die Welt Respekt hat; ein Mann von Adel in der Gesinnung und von bewährter Reinheit der Sitten; ein Mann in der Kraft der Jahre — —."

Weiter konnte er nicht sprechen, denn Frau Wilson, die längst ebenfalls aufgestanden war und sich ihm hart zur Seite gestellt hatte, umschlang ihn plötzlich und drückte ihm einen langen, heißen Kuß auf den Mund.

„O Fred," hauchte sie, sich noch näher an ihn schmiegend, „mein theurer, theurer Fred, ja solch' ein Mann muß es sein; ein Mann wie Du und kein Anderer. Ach ich ahnte es längst, daß Du mich liebest, und endlich hab' ich's nun doch so weit gebracht, daß Du ein Geständniß ablegtest. Den Mackire aber habe ich gleich im Augenblick so abgewiesen, daß er meine Schwelle nie mehr betreten wird."

Voll Inbrunst sah sie ihr zu ihm auf, denn sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihre Wünsche auch die seinigen seien. Aber wie ward ihr nun, als er sich schnellstens aus ihrer Umfriedung losmachte und, ein paar Schritte zurücktretend, sie mit groß aufgerissenen Augen betrachtete? Mein Gott, hierin lag keine Liebe und selbst nicht einmal der Anfang einer solchen! „Fred," kreischte sie sofort laut auf, „um Gottes Barmherzigkeit willen, sprechen Sie. Habe ich mich in Ihnen getäuscht?"

Frederic Benton war sehr bleich geworden und brauchte längere Zeit, bis er sich Alles klar gemacht hatte. Dann aber trat er um noch ein paar Schritte weiter zurück und abermals funkelten seine Augen vor Unwillen. „Missis Wilson," sprach er sofort sehr langsam, „nicht Sie haben sich in mir, sondern ich habe mich in Ihnen getäuscht. Oder wollten Sie vielleicht Ihren gnädigen Spaß mit mir treiben? Beim Himmel, so wird's sein, denn Sie konnten doch nicht im Ernste daran denken, einen Jungen von achtzehn Jahren zu heirathen, Sie, die Sie eher zu meiner Mutter paßten."

Einer Statue gleich stand Frau Wilson, als Fred Benton so sprach, und man hätte sie für todt halten können, wenn ihre Brust nicht so heftig gearbeitet hätte. „Die Schande, die gräßliche Schande!" tönte es endlich in unartikulirten Lauten von ihren Lippen. „Mein Gott, man wird mit Fingern auf mich deuten und ich muß vor Scham vergehen!" Nach diesen Worten sank sie auf's Sopha zurück und verhüllte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Frederic Benton hatte ihr längst den Rücken gekehrt und war der Thür zugeschritten, um sich ohne Abschied zu entfernen. Auf die letzten Worte der Frau Wilson hin aber wandte er sich nochmals zurück und maß sie vom Kopf bis zu den Füßen. „Madame," sagte er darauf, sich stolz aufrichtend, „wenn das Ihr einziger Gemüthsleidß ist, daß Sie wegen dieser Szene nicht mehr vor's Publikum treten können, sollen dasselbe Kenntniß davon erhalten, so mögen Sie ganz beruhigt schlafen, denn obgleich erst ein Jüngling, so werde ich doch wie ein Mann zu schweigen wissen. Darauf aber können Sie sich ebenfalls verlassen, Ihr Haus betrete ich nie mehr."

So sprechend, öffnete er die Thüre und eilte die Treppe hinab.

III.

Ein Gheim von rechtem Schrot.

Es war ein eigenthümliches Verhängniß. Frau Dorah Wilson, welche den Heirathsantrag des Maklers Daniel Mackire so schnöde verworfen hatte, befand sich nun ganz in derselben Lage. Auch sie war zurückgewiesen worden, und dieß auf eine Weise, welche eine zukünftige Wiederanknüpfung zur reinen Unmöglichkeit machte. Was war also natürlicher, als daß von nun an Beide, sie wie Mackire, auf dasselbe Ziel losstenerten, auf das nämlich, sich für die fehlgeschlagenen Hoffnungen oder, wie sie meinten, für den erlittenen Schimpf Genugthuung zu verschaffen?

Das Ziel also war, wie gesagt, bei Beiden dasselbe; allein bezwegen hatten die Wege, die sie in Verfolgung ihres Zwecks einschlugen, doch keineswegs Aehnlichkeit mit einander, und ebensowenig bedienten sie sich der gleichen Mittel. Mein Gott, wie wäre dieß auch möglich gewesen bei der großen Verschiedenheit ihrer Charaktere — bei dem geistigen Gegensatz, den die feurige, vollerzige Dorah Wilson gegen den verkrochenen Egoisten Daniel Mackire bildete!

Das Erste, was er — der Daniel Mackire — that, war, daß er es versuchte, die hübsche Poll zu bestechen, um von ihr einen regelmäßigen Rapport über das Thun und Treiben der Frau Dorah Wilson zu erhalten. Weil ihm aber dieß nicht gelang — das Kammermädchen hatte ihn fast noch mehr, als es ihn fürchtete — so stellte er in der Person einer alten Frau, die in der Nähe wohnte, eine Waschfrau auf, welche die schöne Wittwe auf Schritt und Tritt verfolgen mußte, und nicht minder verwandte er selbst jede Stunde, die ihm zur freien Verfügung stand, dazu, um die verhaßte Korbgeberin auszuspionniren. So entging ihm nichts, was Frau Dorah Wilson that oder auch nur zu thun sich anschickte, und jedesmal, wenn er wieder etwas erfuhr, was ihn an seine erlittene Nieder-

Digitized by Google

sage erinnerte, wiederholte er jenen furchtbaren Schwur der Rache, dessen ich bereits weiter oben erwähnt habe. Darüber aber, worin sein Racheakt bestehen und welches Herzeleid er seiner Feindin anthun werde — darüber äußerte er sich nie, er verschloß das Geheimniß vielmehr tief in sein Inneres.

Ganz anders verfuhr Frau Dorah Wilson. Die erste Zeit nach der erlittenen herben Zurücksetzung beschäftigte sie nur allein der Gedanke, es möchte die Sache ruchbar werden, und die Furcht vor dem Gespött der Welt verursachte ihr gar viele schlaflose Nächte. Sobald sie sich übrigens überzeugte, daß kein Mensch auch nur eine Ahr davon hatte, was sie unberufenen war, gewann sie ihre frühere Sicherheit wieder und fing sofort an, etwas kaltblütiger zu überlegen. „Dorah, Dorah," sagte ihr der Verstand, „Du warst im Begriff, eine Thorheit zu begehen. Er zählt erst achtzehn und Du bereits dreiundzwanzig, wie hätten die also ein Paar abgeben können? Ja, wenn es umgekehrt gewesen wäre; aber so wie die Sachen jetzt einmal stehen, so würde alle Welt auf Dich gedeutet und Dich eine liebsüchtige Alarm geheißen haben." So sprach der Verstand in ihr, und sobald dieser vorherrschte, dankte sie Gott im Stillen, daß aus der unglücklichen Heirath nichts geworden sei. Allein wie lange hielt dieser Zustand an! Auch nicht einen einzigen Tag, oder vielmehr in einem Tage auch nicht vier Stunden lang! Die ganze übrige Zeit mußte sich der Verstand vor dem Gefühle flüchten, und das Gefühl — ach wie viel bittere Thränen vergoß sie nicht, wenn das Gefühl obherrschte! „Was für ein herrliches Paar hätten wir nicht gegeben," rief's dann in ihrem Innern, „und wie unendlich stolz wäre ich nicht an seiner Seite durch's Leben geschritten! Was liegt denn daran, daß er ein paar Jahre weniger zählt als ich? Schon hundertmal kam so etwas vor und die Welt ließ es ruhig hingehen. Wenn aber auch nicht, was wäre wir am Urtheile der Menschen gelegen gewesen? Seine Liebe, die Liebe des schönsten und edelsten Jünglinge in der ganzen Union hätte mich für Alles entschädigt, und überdem wäre mir noch die Genugthuung geworden, von allen Jungfrauen New-Yorks um seinen Besitz beneidet zu werden!" So sprach das Gefühl in ihr und dann kamen die Thränen, und nach den Thränen der Haß und der Zorn — der Zorn und der Haß gegen ihn, der sie so schmählich von sich gewiesen und ihre Liebe mit Verachtung vergolten hatte. Beim Himmel, dieß Hunde sie ihm nicht so ungestraft hingehen lassen! Nein, im Gegentheil, sie mußte ihre Rache haben; nur wußte sie im Anfang nicht, wie sie dieselbe in's Werk setzen sollte. Da kam eines Tags Herr Benjamin Benton, der Vater Fred's, in Geschäften — er wor, wie man in New-York sagt: Counselor at Law, das ist ein Rechtsgelehrter, und zwar einer von großer Praxis — zu ihr, und nun leuchtete es plötzlich wie ein Blitzstrahl vor ihr auf. „Wie hat er nur gethan?" sprach sie zu sich selbst, indem sie sich dabei vor Lust und Schadenfreude die Hände rieb. „Ich würde eher zu seiner Mutter als zu seiner Frau passen? Nun, bei Gott, das Wort soll Wahrheit werden und dieß soll meine Rache sein." Demgemäß nahm sie den ältesten Herrn Benton mit einer Zuvorkommenheit auf, die diesen ganz entzückte, und wußte ihn sogar dahin zu bringen, daß er den ganzen Abend daselbst. Zu, nicht zufrieden damit, ruhte sie nicht, als bis der Herr Rechtsgelehrte ihr versprach, sie künftig recht oft, auch wenn ihn kein Geschäft dazu nöthige, zu besuchen, und daß dieses Versprechen gehalten wurde, dafür wußte sie ebenfalls zu sorgen. Denn es aber kam, der Herr Benjamin Benton, mein Gott, wie liebenswürdig war sie dann nicht; so liebenswürdig, daß der sonst so eifrige Jurist alle Prozesse und Streitsachen darüber vergaß!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Kinder-Bier-Revolte.

Seit Jahrhunderten wurde an der Maas von den Schulkindern auf ebenso eigenthümliche als unkindliche Art Fastnacht gefeiert. Schon wochenlang vor dem Fest zogen die Knaben, auf den Köpfen Hüte von buntem Papiere und auch sonst abenteuerlich herausgeputzt, im feierlichen Aufzuge durch das Dorf von Haus zu Haus. Zwei der Pfiffigsten führten dabei das Wort und erbaten sich mit allerlei Possen: Geld, Würste, Eier und sonstige angenehme Sachen. Dieß nannte man „vroye jaegen". An den Fastnachttagen selbst wurde das so Erjagte in ausgelassenster Weise verjubelt — und zwar diente die Schulstube zum Lustgelage, wo das Bier in Strömen floß, bis die armen Kinder voll und toll unter den Banken lagen. — Da wollte im Jahr 1720 die edle Frau von Rhenbed, Marquisin Schent, diesem Unwesen Einhalt thun — wenigstens in ihre freien Herrlichkeit Aftersden. Sie gab ihrem Schulsi (Schulzen) und dem Lehrer den strengsten Befehl, daß vroye jaegen und das Biergelage der Schulkinder in der Schulstube auf jeden Fall zu verhindern. Nichtsbestoweniger aber trieben die Kinder am Sonntage vor Fastnacht das Biergelt in alter Weise zusammen, — und obschon am andern Morgen, dem „raesenden" Montage, den Schulkindern buech den Gerichtsboten das Biergelage bei einer Strafe von drei Goldgulden nochmals auf das Strengste verboten wurde, so zechten sie doch überlustig den ganzen Tag hindurch in der Schulstube. Noch am nächsten Morgen um sieben Uhr fand der Schultheiß in der Schulstube zwei Knaben eifrig beim Biersbindumm. Er jagte sie hinaus, trank selber ihre Teute Bier, schloß die Schule und steckte den Schlüssel zu sich. Da gerieth ganz Afferden in Aufruhr. Lärmend liefen die Kinder durch das Dorf und schrieen ihren lieben Eltern die Ohren voll: man wolle ihnen ihr gutes, altes Recht, sich einmal im Jahre rechtschaffen zu Bier zu betrinken, rauben — das sei himmelschreiend! Und die lieben Eltern? — sie nahmen den Stock und gaben den lieben Kindern ihr wohlverdientes Recht . . . doch nein! Sie gehörten zu den schwachten, blindesten Eltern. Sie glaubten ihre Kinder in ihren Geeechtsamen schützen zu müssen, und liefen zornentbrannt zum Schulsi und forderten lärmend den Schlüssel zur Schulstube zurück, und die Aufrechterhaltung einer Gerechtigkeit: „welche von hundert zu hundert Jahren in Gebrauche gewesen!" Der Schultsi aber blieb fest und gab den Schlüssel nicht heraus. Da griffen Eltern und Kinder, an ihrer Spitze sogar die Herren Schöffen und der Gerichtsbote, zur „Selbsthülfe", öffneten die Schulstube mit einem Diebschlüssel . . . und die liebe Schuljugend von Afferden zechte frei und siegesklotzig weiter bis tief in den Aschermittwoch hinein.

Eine ähnliche Sitte, wie das „vroye jaegen" an der Maas, finden wir auch heute noch in der preußischen Lausitz, wo die Kinder um Ostern herum, unter Führung ihres violinspielenden Schulmeisters, singend durch die Dörfer von Haus zu Haus ziehen, Geld und Eßwaaren erbitten und diese am „weißen Sonntage" im Schulhause verjubeln und dann — zum Tanz in die Schenke ziehen . . . trotz aller Schulregulative.

Buchstabenräthsel.

Ein zartes Bild der Schönheit,
Von Dichtern oft besungen.
Nimmst Du das kleine Ding,
So tändelt es manche Hoffnung,
Es ist bald schön, bald verrechlich,
Und Jeder hat sein eigenes.

Auflösung der Homonyme Seite 48:

Bichen, Eichen (Kleines Gi).

Rösselsprung.

nach	fam-	deck	schwert	ist	ging	gen	schwert
mein	lee	schwer	ein	wer-	das	ist	de
ger	leicht	ich	schmiede	der-	schmie-	er	frei
gnu-	gu	stellt	nur	arau	den	bannt	der
zu	helft	er	hatt	noch	stand	ger	viel
nicht	ein	alt	er-	eue	sich	sein	mer
er's	schwach	er	schwert	in	bot	zu	streicht
bald'	ist	weg	ist	schwer	kalt	hei-	len

Auflösung des Rösselsprunges Seite 24:

Tugend brauchet der Mann, er führet sie wagend ins Leben,
Zeigt mit dem sichern Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genügt dem Weib; sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug lieblich ersetzet sie stets!
Schiller.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 6.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geschichte aus Dithmarschen von **Ernst Willkomm.**

(Fortsetzung.)

5.

Eine schreckliche Entdeckung und ein rascher Entschluß.

„Geht das nicht prächtig?“ sprach Meta, ihren Verlobten zärtlich umarmend und ihm das dunkellockige Haar aus der edel geformten Stirn streichend. „Wir haben heute erst die vierte Stunde und Du liest schon as een Buer! Ehe Du auf Reisen gehst, sind wir mit dem ganzen Neokorus durch. Dann kennst Du unsere Geschichte, verstehst unser Volk, hast unser Land wahrhaft lieb gewonnen und bist ein ganzer, ganzer Dithmarse geworden! Wie sehr Deine Lernbegierde und Deine Fortschritte in unserer Landessprache mich freuen, kann ich Dir gar nicht sagen! Mich dünkt, nun erst bist Du mit Herz und Seele und Geist ganz mein eigen geworden! Nun will ich aber auch, wenn Du von Deiner Reise Ende des Sommers zurückkehrst, Spanisch von Dir lernen, Du kleiner, stolzer, spanischer Hidalgo!“

Meta drückte Miguel fest an sich und sagte ihm die nächsten Worte, als dürften sie von keinem Dritten vernommen werden, leise in's Ohr: „Dann sind wir Mann und Frau und wohnen in unserem eigenen Heim drüben an der schönen Wiesenbucht, in den neugebauten Hause unter den schönsten Frucht- und Zierbäumen ganz Dithmarschens, das der Vater in voriger Woche für uns gekauft hat. Freust Du Dich nicht ganz übermenschlich, Du Liebster und Bester aller Menschen?“

Sie schloß ihre Rede mit einem Kusse, den sie auf Miguel's Lippen drückte, und den dieser auf's Innigste zu erwiedern sich nicht enthalten konnte.

„Jetzt aber muß ich in die Wirthschaft und der Mutter zur Hand gehen,“ fuhr das glückliche Mädchen fort. „Es gibt heute mehr als sonst zu thun, und unsere Mägde sind im Freien beschäftigt. Eigentlich sollte ich dort auch nicht fehlen, ich kann aber nur an einer Stelle sein. Wirst Du Dich auch allein langweilen?“

„Ich werde mich draußen bei den Arbeitern an der Schleuse sehen lassen,“ versetzte Miguel. „Einen Begriff von dem, was ihr für das

Vor einem Hause in Cairo. (S. 63.)

Digitized by Google

Wichtigste hatte, muß ich doch zu bekommen suchen, sonst seht ihr mich am Ende Alle über die Achsel an und haltet mich nicht für ebenbürtig. Und wie könnte ich das wohl ertragen!“

Meta überhörte das Spöttliche im Tone ihres Verlobten, nickte ihm lächelnd noch einmal zu und entfernte sich. Miguel begab sich kurze Zeit in's blaue Zimmer, wo er noch immer residirte, nahm das Miniaturbild seiner Mutter, der er auffallend ähnlich sah, aus einem verschlossenen Etui, betrachtete es geraume Zeit, in Gedanken versunken, drückte dann hastig einen Kuß auf die geliebten Züge, hing es an Ort und der Wand und verließ den Hof, um auf einem Umwege nach dem Teich hinaus zu schlendern, wo Arbeiter bei Vollmacht an einer Kanalschleuse vom Hochwasser angerichtete Zerrüttungen außzubessern beschäftigt waren. Von diesen Arbeiten verstand der Hovannese nichts, was ja auch Niemand von ihm verlangen konnte, aber er wollte sich aus Liebe zu Meta wenigstens äußerlich den Anschein geben, als nähme er Interesse daran und habe die Absicht, sich zu unterrichten.

Die Witterung war verhältnißmäßig angenehm; es regnete nicht, am Himmel zeigte sich mehrmals im Verlauf einer Stunde die Sonne auf einige Minuten, und an dem frischen Leben der Vögel ließ sich das Herannahen des Frühlings ahnen. Aber es wehte ziemlich stark, und wenn sich die Sonne hinter fliegenden Wolken verbarg, so war der Luftzug noch immer empfindlich kalt.

Recht gewohnt an das rauhe Klima hatte sich Miguel noch nicht; er war indeß ein gesunder, kräftiger Mensch, den so leicht nichts anfocht, und so fand er sich denn, ohne üble Folgen davon zu haben, mit dem ewig wechselnden Wetter und dem unfreundlich auf ihn herabblickenden Himmel leidlich gut ab.

Die Eingeborenen stellten sich ungleich gefährlicher an, als der verwöhnte Fremde. Selten sah man sie anderö über die endosen Felder und an den Teichrändern herumgehen, als umschlottert von den schwarzen, steifen Regenröcken, die allerdings jede Feuchtigkeit abhielten und die beiden Schutzmittel gegen die bösen Winde waren, daßür aber ihre Träger auch gründlich entkleideten. Der Vollmacht hatte Miguel wiederholt die Zweckmäßigkeit dieser Tracht gerühmt, die er selbst nicht verschmähte, und ihm gerathen, auch in dieser Beziehung der Landessitte sich anzubequemen, allein Miguel, der eine stacke Dosis Eitelkeit besaß und dem alles Unschöne verhaßt war, wies diese Zumuthung entschieden von der Hand. Er würde lieber gestorben sein, ehe er sich hätte bewegen lassen, einen Regenrock erwähnter Art überzuziehen und einen unförmlichen Südwester auf sein prächtiges Haar zu setzen.

„Man sieht dümmer aus wie ein Seehund,“ raunte er Meta zu, die oft seiner Geschmacklosigkeit wegen bekrittelt war, wenn er bei jedem Wetter immer diejenige leichte Kleidung trug, „dumm aussehend aber will ich weder vor Dir, noch vor Andern erscheinen.“

Die Arbeiter an der Kanalschleuse machten auf Miguel aus der Ferne den Eindruck riesiger Raben oder Krähen, und er mußte wiederholt andrufen: „Wie grundhäßlich! Wie über alle Begriffe plump und unästhetisch! Man kann es nicht fassen, daß vernünftige Menschen der bloßen Witterung wegen sich so entsetzlich verstellen können!“

Miguel ward von den Arbeitern freundlich begrüßt. Alle kannten den jungen, angenehmen Mann, der Jedermann höflich begegnete, und als zukünftiger Schwiegersohn des angesehenen Vollmacht war er für Alle eine Respektsperson. Er sah den fleißigen Männern aufmerksam zu, richtete einzelne Fragen an sie, wählte seinen Platz aber so, daß er mit Niemem in Berührung kam.

„Da stehen Sie aber sehr schlecht, Herr — Herr — Don Miguel,“ sagte nach einiger Zeit der Aufseher, welcher als geschickter Landmesser bei allen Hofoestpren der Marsch in großem Ansehen stand und dessen Urtheil saß immer den Ausschlag gab. „Wenn Sie sich im Ärem leichten, fliegenden Rocke erkälten, ist Ihnen das Marschfieber gewiß, und dann können Sie sich Ihre Braut für einige Zeiten aus dem Sinne schlagen. Für Fieberkranke haben unsere frommen Dienen, mögen sie auch noch so verliebt sein, keine Passion. — Kommen Sie hieher, und da, stülpen Sie wenigstens die Kappe auf, damit Sie vom Winde nicht Kopfreißen bekommen!“

„Danke, Herr, für freundliche Vorsorge,“ erwiderte Miguel, den dargereichten Südwester zurückweisend. „Wind schadet meinen Kopfnerven nicht, verdammt kalt aber pfeift es vom Watt herein, weshalb es wohl besser sein mag, daß ich mich wieder in Bewegung setze.“

Er grüßte die Arbeitenden kühl und schlug den nächsten Weg nach dem Hofe ein, welcher an der Seite des Entwässerungskanales in schräger Richtung durch die Feldmark des Vollmacht lief. Ohne eigentlich verstimmt zu sein, war Miguel doch unzufrieden. In dieser üblen Laune gefiel ihm nichts, er sich selbst am Wenigsten. Hätte er Jemand gehabt, den er seine Unzufriedenheit hätte entgelten lassen können, so würde sie ihm wahrscheinlich bald verlassen haben. Ein solcher Lichtableiter aber fehlte dem stark eigenwillig-n Hovannesen. So kam er denn, immer ärgerlicher werdend, in die Nähe des Lüdsen'schen Hofes. Er hatte das umfangreiche Gebäude von der Rückseite, wo es zwei große Scheunen gegen das Feld abschlossen, noch nie betreten. Ein über den Kanal führender Steg geleitete dicht hinter den Scheunen nach einer Pforte, die offen stand. Durch diese betrat Miguel den Hof, sog sich aber sogleich wieder zurück, und postirte sich hinter die Thür, um in aller Ruhe das Schauspiel, das sich ihm darbot, beobachten zu können.

Drei Frauenzimmer, in die unvermeidlichen Regenröcke gehüllt, waren mitten im Hofe mit Aufstapeln von Rohr beschäftigt, wie es maßenhaft an den Rändern der tiefen, die Felder durchschneidenden Gräben wächst, und welches die Marschbewohner zur Bedachung ihrer Wohnhäuser, Scheunen und Ställe benützen. Er erkannte in den rüstigen Arbeiterinnen die wohlgewachsenen Mägde des Vollmacht, deren breite, rothe Gesichter und stämmige Gestalten er von jeher mit Verwunderung betrachtet hatte, ohne je an irgend eine derselben ein Wort oder eine Frage zu richten. Interessant oder fesselnd fand Miguel diese dienenden Personen mit ihren untergeordneten Arbeiten durchaus nicht, dagegen regte sich seine Neugierde, da eine derselben gerade, als er in die Pforte trat, den Namen der Todter des Hauses laut rief und diesem Rufe noch einige polternde Worte hinzufügte, die der Wind verwehte.

„Sollte Meta in unmittelbarer Nähe sein?“ dachte er. „Dann möchte ich doch wissen, wie sie mit diesen ungebildeten Personen umspringt.“

Kaum hatte sich der stolze Spanier diese Frage vorgelegt, als er seine Braut in Begleitung eines andern jungen Mädchens ihrer Bekanntschaft aus dem langgestreckten Gebäude treten sah, welches die Ställe des Vollmacht enthielt. Miguel hatte wohl gemuthmaßt, sein Auge tauschte ihn, oder ein neckischer Kobold spiegele ihm etwas vor. Das war jedoch unmöglich, denn Meta gab der dienenden Magd nicht weniger laut Antwort, als diese gerufen hatte.

Es überlief Miguel bald kalt, bald heiß, als er seine schöne Verlobte erblickte, und alles Blut drängte sich zum Herzen, daß er schier ersticken zu müssen glaubte. Hochaufgeschürzt, um die Schultern eine grobe Decke geschlagen, wie sie die Landleute über die Pferde werfen, wenn sie von rauschem Tanze erhitzt sind, um den Kopf ein rothliches Tuch unsittig geschlungen, das ein loser Knoten unter dem feinen Kinn zusammenhielt, und die Füße in Schuhen mit Holzsohlen und hohen Absätzen, sogenannten „Klotzen“ steckend, so präsentirte sich das schlanke, liebenswürdige Mädchen, an das er sein Herz verloren hatte, jetzt dem vor Scheu zur Salzsäule Verwandelten.

Aber noch mehr! Die verlobte Braut Miguel's hatte ein Tragholz über die Schultern — „Tracht“ nennen es die Marschbewohner — und trug, an wirklichen eisernen Ketten hängend, zwei bedeutend große, mit Milch gefüllte Eimer, die sie ohne Zweifel aus dem Kuhstalle holte. Ganz vergnügt um sich blickend schritt Meta mit nicht ganz kleinen Schritten auf die arbeitenden Mägde zu, blieb vor diesen stehen, stemmte beide Hände in die Seiten und gab lachenden Mundes, als spräche sie mit ihresgleichen, die begehrte Auskunft.

Miguel Saltiero zitterte wie im Fieber. Ihm schwindelte, das ganze Gehöft begann zu wanken, als habe die Erde und wolle ihn verschlingen. Entsetzen erfaßte ihn, und hätte er nur genug physische Kraft besessen, so würde er in diesen fürchterlichen Augenblicken sich den Schädel an dem eisernen Pfosten eingestoßen haben, an den er sich lehnte, um nicht zu Boden zu sinken.

Konnte das daselbst zarte Mädchen sein, das Abends in feinster Kleidung am Piano die ergreifendsten Lieder sang? Deren Stimme eine so bezaubernde Macht besaß, daß sie Alle rührte? Dasselbe Mädchen, dessen Blicke Aller Herzen gewann und in welchem Miguel das unerreichbare Ideal aller weiblichen Vollkommenheiten erblickt und verehrt hatte? ... Wie sie dort lachend vor den Mägden stand und überlaut mit ihnen sprach, hatte Meta's Stimme allen Wohllaug verloren, und auch nicht eine Spur jener natürlichen Anmuth und bestechenden Liebenswürdigkeit, die Miguel so mächtig angezogen hatten, war in diesem grob bäurischen Wesen zu entdecken.

Als habe sich der Himmel gegen ihn verschworen, sollte der Verlobte dieß entsetzliche Schauspiel, das ihn vernichtete, recht lange genießen. Meta ging nämlich, lang ausschreitend, wie arbeitende Mägde zu thun pflegen, mit ihrer ganz wie sie selbst gekleideten Freundin nach dem im Hause befindlichen Milchkeller, um gleich darauf mit leeren Eimern zurückzukehren. Miguel, seiner Sinne kaum mächtig und in einer Anfregung, die ein Verzeichen anbrechender Wuth oder etwas noch Schlimmeres sein konnte, vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren, und so sah er denn das Mädchen seiner Wahl noch einige Male in angegebener Weise den Hof überschreiten. Erst als sie den Milchkeller nicht wieder verließ, kam Miguel nach und nach wieder zu sich. Um nicht an den ihm jetzt doppelt verhaßten Arbeiterinnen vorübergehen zu müssen, kehrte er um, überschritt den Steg des Kanales, erklomm den Dämmdeich und trat nach längerer

Digitized by Google

Wanderung wieder durch das auf die Klinkerchaussee mündende Gartenthor in den Hof.

Zu einem festen Entschlusse war der junge Havannese während seiner Wanderung noch nicht gekommen. In seinem ueberhitzten Gehirn kreuzten sich verschiedene Pläne, von denen jedoch dem Erbittern seiner vollkommen genügte. Er wollte sich nicht nur empfindlich an Meta rächen für den Streich, den sie ihm gespielt hatte, sondern sie auch demüthigen und, war es irgend möglich, sie für's Leben luriren. Dieser hatte sie ihn nicht kränken können durch heimlichen Trennbruch. Sie hatte ihn lächelnd in unverhörter Weise getäuscht, indem sie im Beisein Anderer, und wenn sie sich beobachtet wusste, eine Maske vornahm, die sie als unnütz bei Seite warf, sobald es ihr Vortheil erheischte. Konnte und würde sie als Frau etwas ihr Angehörenes, zu lieber Gewohnheit Geworbenes unterlassen, was sie als Braut beimlich, dann aber mit einer gewissen Ostentation that? Das war bei Meta's ganzer Charakteranlage nicht denkbar, und eben deßhalb glaubte Miguel sich für einen in schändbester Weise von einem gefallsüchtigen, in der Kunst des Verstellens wohl geübten Mädchen Betrogenen halten zu müssen.

Trotz seines Ingrimmes aber besaß er doch Besonnenheit genug, um sich zu beherrschen. Meta durfte nicht erfahren, daß er sie bei Arbeiten gesehen hatte, die ihm in tiefster Seele verhaßt waren. Einmalige Beobachtung indeß genügte ihm nicht. Er mußte Gewißheit haben, ob seine Verlobte das, was er sie eben hatte verrichten sehen, täglich in gleicher Weise that. War dieß der Fall, dann war er fest entschlossen, sie aufzugeben, denn er konnte und wollte sich nicht auf Lebenszeit an ein Weib fesseln, das in tief untergeordneten Arbeiten seine Entehrung ihres eigenen Geschlechtes und der Würde edler Weiblichkeit erblickte.

Von dieser Stunde an legte sich der mißtrauisch gewordene Miguel auf's Spionieren. Es gab keine Thür, keinen Verschlag in dem weitläufigen Hofe, die oder den er nicht zu öffnen versuchte. Ueberall vermuthete er einen Versteck, welcher Meta zu Arbeiten dienen konnte, die sie ihm jetzt wenigstens noch nicht heben lassen wollte. Wie scharf er aber auch aufpaßte, er konnte innerhalb der Räume des Hofes weder etwas ihm Anstößiges erspähen, noch seine Braut, die von Miguel's Verdacht keine Ahnung hatte, bei einer seinen Unwillen erregenden Arbeit überraschen. Tagegen sah er sie schon am nächsten Tage um die gewohnte Tagesstunde abermals mit Milchkübern beschwert über den Hof schreiten, und noch dazu in einer Tracht, über die er sich stets von Neuem entsetzte.

Fortgesetzte Beobachtungen brachten ihm die Gewißheit, daß Meta jeden Tag dieselbe Arbeit verrichtete. Selbst des Sonntags überträng sie dieselbe seiner andern Person, sie mußte denn durch fremde Gäste daran verhindert worden sein. In diesem Falle sah Miguel schandervoll die schwerbewaffnete Mutter für die sakkante und kraftige Tochter eintreten.

„Es ist entschieden!“ rief er sich zu. „Das Verhängniß will, daß ich Meta von mir weise. Ich kann in solchen Umgebungen, unter so eigen gearteten Menschen nicht leben, ohne mich selbst zu verlieren! Aber wie lange ich es an, daß das Mädchen mich freigibt, und daß diese unerträglich stolzen Bauern, die ganz falschen Begriffe von Ehre und Schicklichkeit haben, mich unangefochten von dannen ziehen lassen!“

Auf diese Fragen vermochte der Havannese sich selbst keine bestimmte Antwort zu geben. Es überfiel ihn Furcht und Angst, wenn er an die lange dauernde Berathung der vielen ernsten Männer dachte, die seiner feierlichen Verlobung mit der Tochter des Vollmacht vorangegangen war, und es stiegen sehr begründete Zweifel in ihm auf, daß ein Bündniß, dessen Besiegelung so große Vorberathungen und Formalitäten forderte, durch ein bloßes Wort sich solle lösen lassen.

„Flucht, heimliche Flucht allein kann mich retten!“ lautete das Schluß ergebnis seines Denkens und Grübelns. „Und Niemand darf ahnen, daß ich fliehen will! So bin ich geächtet und Meta, die mich in so abscheulicher Weise hintergangen hat, empfängt die wohl verdiente Strafe. Auf eine verlassene Braut werden gewiß auch in diesem Lande alle spottschlechten Männer mit Fingern zeigen!“

Miguel hielt sich selbst Wort. Meta hatte keine Ursache, sich über ihren Verlobten zu beklagen. Er war immer freundlich, auch herzlich mit ihr, wenn er auch eine gewisse Zurückhaltung beobachtete, und Jedermann mußte das schöne Paar für die glücklichsten Menschen halten.

So kam die Zeit heran, wo Miguel verabredetermaßen einige Monate auf Reisen gehen sollte. Seine Rückkehr setzte der Vollmacht zu Anfang des Herbstes fest. Die Verlobten versprachen einander möglichst oft zu schreiben, und nach einem solennen Abschiedsmahle, welches Klaus Ketel Lübben dem Bräutigam seiner Tochter im Beisein der ganzen Verwandtschaft gab, begleiteten den Abreisenden acht Wagen mit Frauen und Mädchen besetzt und einige zwanzig Reiter bis Medorf, wo Meta unter vielen Thränen zärtlichen Abschied von ihrem Verlobten nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eselreiter Cairos.

(Mit 2. 61.)

Vor jedem Hotel Cairos stehen ganze Rudel von Eseln, fertig geschirrt, mit ihren großen Sätteln von rothem Marokin und ihren rothen, mit goldenen Streifen verbrämten Schabracken. Manche derselben sind wirklich recht kokett gekämmt und kaftet, wie Polsterstoffe, nur an den Beinen ist das Haar erhalten und künstlich zugeschnitten, daß es das Aussehen hat, wie durchbrochene Strümpfe. In Cairo noch mehr als in Alexandrien ist der Esel das allgemeine Beförderungsmittel. Dank den englischen Sätteln können sich sogar die europäischen Damen damit befreunden. Die Esel sind gewissermaßen eine Nothwendigkeit. Es gibt wohl Privatwagen, aber sehr wenige, und noch weniger Miethwagen. Der Grund ist einfach: mit Ausnahme von zwei bis drei großen Straßen, welche die Stadt in ihrer ganzen Länge durchschneiden, sind alle übrigen so eng, krumm und überfüllt, daß ein Wagen gar nicht durchzukommen vermöchte. Ein Esel aber kommt überall durch, wo ein Mensch durchkommen kann. Auf seinem Esel kommt man durch die engsten Straßen, selbst in die Bazars, wo man seine Einkäufe machen kann, ohne abzusteigen. Wenn man aber sein Reitthier auswählen will, rathe ich, sich mit einem Stock zu versehen und energisch davon Gebrauch zu machen, um sich seine Freiheit zu wahren, sonst ist man in einem Augenblick von einer Truppe halbwilder Eselstreiber umringt, die mit Geschrei und Gestikulationen aller Art ihre Dienste anbieten, der Eine packt uns beim Arm, der Andere beim Fuß, der Dritte beim Rockzipfel, und so suchen sie uns aller Drohung und Abwehr zum Trotz auf das Thier zu heben. Ich wäre am ersten Tage beinahe das Opfer dieser übertriebenen Aufmerksamkeit geworden, und ohne meinen Stock, mit dem ich mich kräftig wehrte, Gesicht gelaufen, von Eseln und Eselstreibern gewiß verletzt zu werden. Es macht wirklich einen traurigen Eindruck, zu sehen, wie dieses Volk die Schläge so gleichgiltig hinnimmt. Es ist so daran gewöhnt, daß es dieselben als ganz natürlich betrachtet, und die Schuften wohl einzieht und den Kopf zusammenbukt, aber keine Klage hören läßt. Sitzt man aber im Sattel, so ist man gerettet, und das Thier trabt, von dem spitzen Stabe des Treibers, der schreiend nebenher läuft, angespornt, schnurstracks davon. Diese Esel, welche im Allgemeinen klein und braun sind, tragen die Ohren hoch und laufen weit schneller und feuriger, als ihre Vettern in Europa, und so rasch es geht, ist der Gang doch weit angenehmer; sie galoppiren auch sehr gut, sicher aber ist ihr Zug nur bei mäßigem Trabe; wenn man sie screirt, stolpern sie bisweilen und Thier und Reiter liegen im Staube. Bei gewöhnlichem Gange sind sie unermüdlich: ihre Kraft und Mäßigkeit rivalisirt mit der des Kameels; eine Handvoll Gerste genügt ihnen, und man hat welche gesunden, die drei Tage lang nichts getrunken.

Lessing's berliner Freundeskreis.

Von

Schmidt-Weißenfels.

(Mit S. 65.)

Mitten im alten Berlin, zwischen engen Gassen und den Straßen, welche seit ein paar Jahrhunderten das rührige Volksleben der Hebräer beherbergen, erhebt sich auf einem kleinen Platze die Kirche zu St. Nikolai, eine der ältesten und auch der architektonisch merkwürdigsten der preußischen Hauptstadt. Manche von den Häusern auf diesem Platze sind noch heute dieselben wie vor zweihundert und dreihundert Jahren, als sie gebaut wurden; aber gerade jenes Haus, welches wir mit seinem kleinen Eingange, seinen kleinen Fenstern, seinen kurzrandeten Treppen und den großen, plumpen, grünen Kachelöfen in den niedrigen Zimmern unsern Lesern vorführen möchten, existirt nicht mehr: es ist abgerissen, ein neues an seine Stelle getreten und nichts von der Wohnung mehr übrig, in welcher während seines längsten und interessantesten berliner Aufenthalts vor hundertundfünfzehn Jahren Lessing als armer Schriftsteller gelebt hat.

Lessing und Berlin haben einen geistigen Zusammenhang, den man nicht mehr auf geistreiche Sophismen und Redensartlichkeiten braucht. Lessing, der unstete Mensch, den es mächtig trieb, die Blüte seines Geistes in die Dämmerung des deutschen Nationaltheaters zu schleudern, sand in Berlin, in dem Centrum des eben gewaltig aufstrebenden preußischen Staats, den Boden, der seinen kritischen Geist vorzugsweise zu nähren vermochte, und in Berlin ist durch Lessing's kritische Arbeiten unstreitig jener bekannte ätzende Witz mit ausgebildet worden, der auch in der Republik der beteiligten Schöngeister sich spezieller kritischer Pflege erfreute. Lessing und Berlin zogen sich, wenn man so sagen darf, so lange an, als sie beide

Digitized by Google

von einem vorzugsweise weltbürgerlichen Geiste erfüllt waren. Aldhaun, nach dem siebenjährigen Kriege, der specifische Preußengeist sich scharf herausbildete, fand sich der Weltbürger Lessing nicht mehr zurecht in Berlin und schüttelte, als er es verließ, den Staub von seinen Füßen. Der König Friedrich, der mit Trompeten und Hauboisen dem verfeinerten deutschen Volk zuerst wieder das Verständniß für eine nationale Idee eindonnerte — er ließ unverstanden auch seinem Staate den großen Denker fortziehen, der zuerst die geistige Wiedergeburt der Nation bewirkte, der ihrem schönsten geistigen Enkalten wie ein Johannes vorangiug.

Schon 1748, als neunzehnjähriger Studiosus, war Lessing aus Leipzig, „wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann“ (was im vorigen Jahrhundert jedenfalls wahrer gewesen sein muß, als jetzt), nach Berlin gekommen, mit nichts als einem Kopf voll Gedanken, einem Herzen voll Empfindungen, einer Feder und etwas Schulden. Sein naturforschender, flotter Freund Mylius hatte ihn hierher nach sich gezogen und führte ihn denn auch noch ein hübsch Stück weiter auf dem Wege genialer Ungebundenheit. Lessing fand in Berlin gewissermaßen den Boden zu seiner kritischen Ausbildung, die ihn dann erst zu eigentlich productivem Schaffen veranlaßte. Berlin war unter Friedrich dem Großen eine Stadt von so scharf durchgegrenzten französischem Geiste, den Emigranten und die Gäste bei Hofe mit ihrem geistigen und literarischen Einfluß hier abgelagert hatten, daß sich in den gebildeten Gesellschaftskreisen ein eigenthümlich freier und freigeistiger, scharf kritischer, unerschrocken verständiger und dabei populär sich leicht vermittelnder Geist rege erhielt und weiter erzog. Diesem Element mußte Lessing's ganze Art verwandt begegnen, um so mehr, als doch die Fundamente seiner leipziger Bildung wesentlich von französischem Geiste gelegt worden waren. Als Feuilletonist der Vossischen Zeitung, die damals als Rafenblättchen die Journalistik von Berlin vertrat, verdiente er sich von 1751 bis 1755 die ersten kritischen Sporen und man lauschte schon in Gelehrtenkreisen begierig dem kritischen Donner, den der junge Feuerkopf über Gottsched und sein deutsches Literaturreich losließ.

Aber Lessing selber entwickelte sich auch erst inmitten dieses Kampfes, den er suchte; inmitten dieser geistigen und feingeistigen Wirbelwind, für die Berlin damals ein Mittelpunkt wurde. Die Arbeit, die er bei der Vossischen Zeitung verfaß, regte ihn nicht nur fort und fort durch die damit verbundenen neuen Studien an, sondern auch der gesellige Umgang, den er fand und den er durch die leichte, anmuthige Vermittelung seines offenen Wesens, durch flotte Lebensauffassung bei aller Strenge moralischer Grundsätze zu pflegen verstand. Da war in seinem Kreise der wackere Kupferstecher Wilhelm Meil, der Schauspieler Brückner, der Musiker Kirnberger, der jüdische Arzt Gumpertz, ein Franzose Permonval — lauter geistvolle, zum Theil im Wissen ausgezeichnete Männer. Mitten darin, auch der „kleine Banzner“ Neumann, ein Studienkamerad aus Leipzig, ein vergnügter, harmloser, durch manche Eitelkeiten komischer Mensch, der eine Zeitlang mit Lessing, weil sie Beide nichts hatten, eine Stube bewohnte, und der als Poet und Journalist sich auch, wie sein Freund, nur freilich nicht mit solchem Talente begabt, durch die Welt zu schlagen suchte. Diese zwei „Zigeuner“, um in moderner Bezeichnung des Literatenlebens „aus der Hand in den Mund“ zu reden, amüsirten sich weiblich miteinander und poßten vortrefflich zusammen. Neumann schrieb ein Heldengedicht, „Amrod“, in vierundzwanzig Büchern, von dem Lessing, als der große Kritikus, folgende freundschaftliche Anzeige machte: „Der Dichter hat seinem Witz vollen Lauf gelassen und sich mit Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameter ohne Füße gewählt, an welche er sich aber nicht so genau gebunden, daß er nicht öfter auch Oktameter und Pentameter hätte stolen mit unterlaufen laßen.“ Neumann nahm diese kleinen Boßheiten nicht übel, selbst die nicht, daß, als er eine Schrift über Verstand und Glück geschrieben hatte, Lessing ihn darüber mit den Worten anredete: „Mensch, wie hast Du über zwei Dinge schreiben können, die Du nie gehabt hast!“

Der Rothe Bodenmar. (S. 66.)

Zwei andere Freunde jener Zeit waren es aber, die vor Allem großen Einfluß auf den jungen, strebenden Geist Lessing's ausübten. Sie wohnten in der Nähe des Nikolaikirchhofs, und so leicht verging kein Tag, wo sie nicht miteinander verkehrten. Der eine von diesen Freunden war Christoph Friedrich Nikolai, ein geborener Berliner, der, etwas jünger noch als Lessing, etwa zu gleicher Zeit mit diesem sich durch eigenes Denken, Lernen, wenn auch einseitiges Kritisiren, literarisch bekannt machte. Nikolai war Buchhändler, der sich eine gelehrte Bildung als Antrieb angeeignet hatte und sie in manch' treffender Schrift zur Reinigung des literarischen Geschmackes zu verwerthen wußte. Er hatte über Gottsched wie über Bodmer und die sogenannte schweizer Richtung, die damals sich heftig in Sachen des Geschmacks und der deutschen Literaturregeln befehdeten, viel Treffendes in seinen „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften“ gesagt, und dadurch Lessing's Interesse erregt, der hier sormlich schon die Grundstoffe seines kritischen Wirkens reformiren konnte. Dieß war der Anfang eines Bundes tüchtiger Köpfe, der sich in dem Berlin von damals bildete und im Grunde genommen seit jener Zeit bis in neuerer als eine Art literarischer Republik und Areopag für literarische Leistungen im Wechsel der Persönlichkeiten doch fortbestanden hat. Nikolai machte sich durch die Herausgabe mehrerer Zeitschriften, wie der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (1757—1758) und der bis 1805 reichenden „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ sehr verdient um den literar-

Digitized by Google

rischen Aufschwung in Deutschland und schrieb selbst in seiner herben, nüchternen Weise Kritiken für dieselben, wie er auch mehrere novellistische und Nützlichkeitsschriften verfaßte, von denen die „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz", eine oft drastische und mit derbem

Witz und rücksichtslosem Urtheil erfüllte Schrift, sich lange großen Ansehens erfreute. Nikolai, gebrochen durch Deutschlands Geschick im Jahre 1806, starb fünf Jahre später in Berlin. — Mit ihm zusammen arbeitete am Fleißigsten und Bedeutsamsten in den erwähnten Zeitschriften der

Digitized by Google

gediegene Mojes Mendelsſohn, ein geborener Deſſauer, der als junger Menſch von ſechzehn Jahren nach Berlin gekommen war, wo er ſeitdem in großer Dürftigkeit ein gelehrtes, eingezogenes Leben führte. Mendelsſohn hat ſich als tiefſinniger Philoſoph einen ſchönen Namen in der deutſchen Literatur geſichert; ſeine Briefe über die Empfindungen und über die wenſte Literatur zeichneten ſich durch eine Keinheit und Reinheit ſchönheit der Darſtellung aus, welche fruchtbringend auf die Schriftſtellerei gewirkt hat, und ebenſo groß und humaniſtrend war ſein Einfluß auf die jüdiſchen Glaubensgenoſſen. Durch den ſchon erwähnten Dr. Gumpertz wurde Leſſing mit dem ſchüchternen Mendelsſohn, der ſeinen Unterhalt durch eine Faktorſtellung in der Bernard'ſchen Seidenfabrik erwarb, bekannt. Mendelsſohn war ein vortrefflicher Schachſpieler, mit dem ſich zu meſſen Leſſing ein Vergnügen gewährte; er war ein tiefer Denker, mit dem Leſſing am Liebſten ſeine Gedanken austauſchte. Alle Morgen faſt, ehe Mendelsſohn in ſein Geſchäft ging, von ſieben bis neun Uhr, pflegte er den jungen, ſtrebenden Kritiker in ſeiner Wohnung am Nikolaikirchhofe zu beſuchen und philoſophiſche und literariſche Geſpräche mit ihm zu halten, beſonders über engliſche Literatur, welche auch ein Lieblingsthema Nikolai's war, der nun in dieſem engen Freundſchaftsbunde den Dritten bildete. Mit Leſſing zuſammen ſchrieb Mendelsſohn die Satyre: „Poſſe, ein Metaphyſiker", durch welche eine Preisaufgabe der berliner Akademie verſpottet wurde, die einen Dichter für einen ſyſtematiſchen Philoſophen gehalten hatte. Mendelsſohn blieb Leſſing in edler Freundſchaft treu, als dieſer länglt Berlin verlaſſen hatte und nur zu vorübergehenden Beſuchen nach dieſer Stadt zurückkehrte, welche ſeine wirdige Stellung für ihn übrig hatte. Schon der Tod im Herzen ſetzte ſich der edle Geſchrte, dreißig Jahre nach dieſem ſchönen Anfang des Freundſchaftsbundes, mit Leſſing hin und ſchrieb die glänzende Vertheidigung des Verſtorbenen gegen die Jakobi'ſche Auskuhdigung, ein Anhänger Spinoja's geweſen zu ſein, in den Worte: „Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſing's." Dann, am 4. Januar 1786, ſtarb er.

Ein anderer berliner Freund Leſſing's, ihm der liebſte Genoſſe ſeiner geſelligen Stunden, war der Dichter Karl Wilhelm Ramler, ein geborener kolberger, preußiſch patriotiſch geſinnt, ähnlich wie Gleim, mit dem Leſſing ja ebenfalls ein dauerndes Freundſchaftsverhältniß unterhielt. Ramler konnte in einer an großen deutſchen Poeſien noch nicht reichen Zeit in mancher Hinſicht wohl als ein trefflicher Dichter gelten, und ſeine Kantate, „Der Tod Jeſu", welche Graun komponirt hat, wird ja noch immer gehört. Mit Leſſing im Verein brachte er das Andenken des poetiſchen Freiherrn von Logau zu Ehren, der gleich nach dem dreißigjährigen Kriege ſehr anregend als Dichter wirkte und von deſſen Epigrammen und geſammelten Sinngedichten Ramler mit Leſſing eine Ausgabe veranſtaltete.

Ramler war ein prächtiger Geſellſchafter und man fand ihn in den damaligen heiteren wie gelehrten Geſellſchaften überall, ſowohl im gelehrten Kaffeehaus, wie im Montagsklub und im Freitagsklub, den vorzugsweiſe Leſſing'ſche Freunde bildeten. In der Nähe der Nikolaikirche, wo dieſe ganze Freundesgeſellſchaft wohnte, befand ſich auch eine Weinhandlung, nach dem Beſitzer derſelben zur „Baumannshöhle" genannt. Wollten Ramler und Leſſing ſich dort treffen — und das thaten ſie recht gern — dann hing der Eine oder Andere ein rothes Band aus dem Fenſter, damit der Begehrte ſchon in ſeiner Wohnung auf dieſe telegraphiſche Weiſe Kenntniß von dem Wunſch des Freundes habe. Das rothe Band — das war das Signal zum Ausflug in die Baumannshöhle. Mit andern fröhlichen Geſellen ward da gezecht und gepoladert, gelacht und geſungen, auch manch' Leſſing'ſches Trinklied mit ſeinem Jugend- und Weinmuth, wie dieß:

Es trinket! Freunde, laßt uns trinken!
Der Zürnter und der Hocker Herr
Mag trockniſch auf die Kniee ſinken,
Es trinket! Macht die Gläſer her!
Laßt Kätzerne, laßt Beider zagen!
Kenn' ihr gewiß, er ſtraft das Meer;
Denn er ein feiner Kerl erſchaffen!

Von dieſen Freundſchaftsbündniſſen nach keines zerriſſen; aber Leſſing konnte ſie nicht immer und nicht bis zu Ende perſönlich pflegen. Nach manchmal unterbrochenem Aufenthalt in Berlin, von 1748—1760, kehrte Leſſing nur noch einmal auf längere Zeit dahin zurück: von 1765—1767. Mit der Abfaſſung ſeines Laokoon, dem erſten großen Kunſtwerk deutſcher Kritik, ſetzte er dieſem letzten Aufenthalt in der preußiſchen Reſidenz ein ſolides Denkmal. Er hatte gelehrt, als ein anerkannt eminenter und gelehrter Geiſt von Friedrich II. eine Bibliothekarſtelle, um die er ſich beworben, zu erhalten; aber er täuſchte ſich und dieß mag ihm Berlin vergällt haben. Auch hatte ſich die Phyſiognomie Berlins weſentlich verändert. Der Enthuſiasmus für den König hatte bedeutend gegen zwanzig und zehn Jahre zuvor abgenommen; ein ganz realiſtiſcher Particulariſmus machte ſich breit, bei dem ſich das Weltbürgerthum Leſſing's nicht wohl fühlen konnte. Das ſoziale Leben kam in Anſpannung und ſchroffe Reiz in der Frivolität, was Leſſing's Natur nicht minder widerſtand. Als nun die Unterhandlungen mit dem neubegründeten Theater in Hamburg, wo er Dramaturg mit achtbundert Thaler werden ſollte, zum Abſchluß gelangten, war es ihm leicht, Berlin Valet zu ſagen. In ſeinem Freundeskreis bei goldenem Abheimein verlebte er die letzten Stunden vor dem Scheiden — mit dem Bilde der Freunde im Herzen, des ſtarken Ramler's, des ſanften Mendelsſohn, des treuen Nikolai, der vergnügten Genoſſen wonniger Tage und Abende, zog er von Berlin fort, dem er nur noch in Abneigung treu blieb.

Der Roſenkönig.

Naturgeſchichtliche Skizze

von

Karl Ruß.

(Fortſ. S. 64.)

Im linden Weſt wiegt der Blumen holde Königin ihr ſchönes Haupt. Immer erſcheint ſie uns anmuthig und lieblich, gleichviel, ob ſie als ſolze Centifolie im herrlichen Blumengarten, als beſcheidenes Monatsröschen im Blumentopf oder als „wilde Roſe" in der Hecke und entgegenlacht. Ja, dem aufgeruhelſten, ſinnigen Blick erſcheint ſie hier, umgeben von der bunten Farbenbilde der weißen Winden, der rothen Nelken, des gelben Hahnenfußes und vieler andern, faſt noch ſchöner und majeſtätiſcher über allen thronend, als im Garten, wo zahlloſe andere an blendender Pracht und ſtolzer Schönheit mit ihr wetteifern. Hier in der Hecke erſcheint ſie uns wunderlieblich — ſelbſt unter dem unedeln Namen Hundsroſe.

Während wir die Hecken oder Hundsröschen aber näher betrachten, um uns einen Strauß der ſchönſten zu pflücken, fallen uns an ihren Aeſten gar ſonderbare Gebilde in's Auge. Es ſind runde, wie mit feinem Moos bewachſene, oder vielmehr haarige Dinger, faſt von der Größe der Röschen ſelbſt. Vergeblich würden wir uns den Kopf darüber zerbrechen, woraus ſie beſtehen und was es eigentlich für ein Bewenden mit ihnen hat, wenn dieß die Forſchung nicht längſt feſtgeſtellt hätte.

Um uns von ihrem Daſeinſein zu überzeugen, gehen wir lange vor dem Erblühen der Roſe nach der Hecke hinaus. Der aufmerkſame Blick bemerkt hier ein kleines, niedliches Kerbthier, welches ſich an den Roſenzweigen zu ſchaffen macht. Es iſt die Roſen-Gallwespe, ein zweiflügeliges, ſchwarzes Thierchen, mit rothen, ſchwarzgeränderten Beinen und rothgeränderten Hinterleibe. Wie alle ſeine Verwandten zeichnet es ſich durch die feine, ſprichwörtlich ſind im Menſchenleben breit leibeh) gewordene „Wespen-Taille" aus. Mit ſeinem langen Legeſtachel bohrt es nun die Roſenzweige an und legt ſeine Eier, je ſechs bis zehn Stück hinein. Nach kurzer Zeit beginnt dieſe Stelle ein verändertes Anſehen anzunehmen; ſie ſchwillt an, wird immer ſtärker, ſonſtiger, bis ſie endlich zu dem geſchilderten Gebilde ſich geſtaltet.

So auffallend dieſe Erſcheinung nun immerhin auch iſt — im Allgemeinen iſt ſie doch ſehr bekannt und alltäglich, denn ſie gehört zu den mannigfaltigen, in ſehr verſchiedenartigen Erſcheinungen allenthalben und entgegentretenden Gallen-Gebilden. Ihr nahe verwandt ſind die bekannten Galläpfel, welche durch den Stich einer andern Gallwespe an den Eichen Kleinaſiens ſich bilden; ferner die ſpitzig-legelförmigen Gallen auf den Buchenblättern, die ſogenannten Knoppern und andererſeits Gallengebilde, die an unſern Eichen ebenſo entſtehen, und noch mancherlei andere ähnliche Gallenauswüchſe an zahlreichen Gewächſen. Vergeſſen dürfen wir aber auch nicht die Feigen-Gallwespe, durch deren Anſtechen die Früchte des Feigenbaumes, die bekannten, wohlſchmeckenden Feigen, geniesbar werden. Näheres über dieſe ſogenannte Kapriſikation wolle man in meinem Buche „In der freien Natur" nachleſen.

Wir wenden uns jetzt wieder zu den Gallgebilden an der lieblich erblühten Roſe vor uns. Wenn wir eines derſelben quer durchſchneiden, ſo finden wir innen, je nach der vorgeſchrittenen Entwickelung, die kleinen wollen Eier, die in Ringel geſchnürten, gelegentlich Larven oder die noch ſonderbarer geſtalteten Puppen. Die aus letzteren im Frühling hervorkühlenden vollkommenen Wespen bohren ſich aus ihren Zellen durch die Maſſe der Galle hindurch in's Freie — wenn ſie nämlich in ihrer Entwickelung nicht geſtört und unterbrochen worden. Dieß geſchieht einmal durch die Spechte im Winter, welche die Roſengallen aufhacken und die Larven verzehren. Zweitens aber brohen dieſer Gallwespenbrut noch andere, winzige, doch gar ſehr verderbenbringende Feinde.

In der großen Kerbthierfamilie der Schlupfwespen zählt es nämlich einzelne Mitglieder, welche verkleinerten Inſekten, gleichviel welchen, verderblich werden, andererſeits einige, die nur einzelne ganz beſtimmte bedroben. In dieſen letzteren gehört der Bohrwurm-Bohrer, ein winziges,

Digitized by Google

wunderniedliches Geschöpfchen, goldig-grün, mit gelben Beinen und schwarzen Fühlern, welches seine Eierchen anschleichtig in die Larven der vorhin geschilderten Rosengallwespe legt und für diesen Zweck, um eben die Rosengallen tief durchbohren zu können, mit einer Legerohre ausgestattet ist, welche die Länge seines ganzen Körpers fast übertrifft. Die Eier dieser Schlupfwespe entwickeln sich dann in denen der Gallwespe und die heranwachsenden Larven, welche vom Lebenssaft ihres Beherbergers zehren, richten diesen zu Grunde.

Ihres anfallenden, sonderbaren Aussehens wegen haben die Rosengallgebilde Veranlassung zu mancherlei Gebrauch und Mißbrauch gegeben. Schon ihre Namen beweisen ihre Volkethümlichkeit; man nennt sie Rosenkönig, Rosenapfel, Schlafapfel, Rosenbedeguar. Der letztere Namen stammt aus dem Hebräischen und bedeutet ebensfalls Rosenapfel; er zeigt uns zugleich, daß man schon in den ältesten Zeiten dieß Gebilde kannte.

In noch nicht ferner Zeit waren die Rosenäpfel für den Arzneischatz noch im Gebrauch. Sie führten den lateinischen Namen Hundertfeuschwamm und wurden als schlafbringend geschätzt. Noch heutzutage legen einfältige Menschen sie den Kindern unter das Kopfkissen — daher der Name Schlafäpfel. Weil sie leinerlei arzneiliche Wirkung haben, sind sie aus den Apotheken längst verbannt.

Früher hatte der Rosenapfel oder Rosenkönig noch einen Gebrauch; die vom einem lustigen Ausflug heimkehrenden Studenten schmückten damit ihre Mützen — wahrscheinlich als Gegenschlafmittel, um ihre schweren Köpfe wenigstens bis zur Erreichung ihrer „Bude" aufrecht zu erhalten.

Vier vierblättrige Kleeblätter

aus meinem Tagebuche

von

W. Blindler.

II.

Ich war nicht ganz verwaist, ich hatte ein Großmütterchen, ein kleines, liebes, herzensgutes Großmütterchen, das jetzt auch schon sechs Jahre todt ist und nicht einmal neben ihrem Lieblingsstrohe, meiner Mama, ruht. Dieses Großmütterchen war eine jener poetischen Seelen, die — weil sie schön fühlen und denken — Dichterinnen von Gottes Gnaden sind, ohne je einen Vers gemacht zu haben. Sie sind so sehr Dichterinnen, daß sie den kleinsten poetischen Funken in der Brust des Kindes wecken und denselben pflegen und erhalten und zur lichten Flamme anfachen, wie das heilige Feuer des deutschen Herdes, an welchem ich mir noch heute mein gutes, braves Großmütterchen am Liebsten denke. Dieses herzige, echt deutsche Großmütterchen, welches gewiß auf einem schönen, lichten Stern, bei guten Geistern wohnt und in diesem Augenblick lächelnd auf ihren Enkel herabschaut, begleitet mich auf die Eisenbahn, als ich, ein siebenzehnjähriger Jüngling, fortzog nach Agypten, dem fernen Osten, wo das Licht und die Räthsel, die Weisheit und die Kameele hergekommen sind.

Als ich in den Waggon stieg, reichte sie mir ein vierblättriges Kleeblatt und sagte: „Hier, mein lieber Junge, nimm das mit, ich habe es gesunden, ohne es zu suchen; es wird Dir Glück bringen in der Fremde und ich habe ja doch kein Glück mehr, wenn Du fort bist!" Gewaltsam zurückgehaltene Thränen erstickten ihre Stimme und schrill ertönte das Signal der Pfeife, scharf in die Seele schneidend und ein Band trennend, das zwei Menschen verknüpfte, die nur sich auf der Welt hatten. Der Zug setzte sich langsam, wie zögernd in Bewegung und fuhr dann schneller und schneller, bis Alles weit hinter mir lag! Liebe und Haß, Heimat und Erinnerung.

Und sie, die gute Alte, hatte wirklich ein Glück mehr, denn sie hat mich, ihren Liebling, nicht wiedergesehen. Todt! Todt! —

Wir sind unter Palmen, wir sind in dem märchenhaften Cairo, mitten unter den lebendig gewordenen Erzählungen der Sultanin Scheherazade. Der ewig blaue Himmel des Orients wölbt sich über das immergrüne Nilthal, über die steinernen Arabesken des Alterthums und über die lebendigen Säulen der Palmen; die ewigen Rosen duften; in den Sykomoren girrt schmachtend die Turteltaube und in mein zwanzigjähriges Herz hat die egyptische Sonne und haben zwei schwarzdiamantene Augen die Liebe hineingeglüht. Eine schwarzäugige Französin war es, die es dem blonden Deutschen angethan hatte und der blonde Deutsche wußte mit seiner Liebe natürlich nichts Besseres anzufangen, als sie des Abends im Mondschein spazieren zu führen und platonische Verse daraus zu münzen; Verse, welche er der Geliebten gern zu Füßen gelegt hätte, wenn sie nur Deutsch verstanden, die liebe, milde, schwarzäugige Französin.

Es war eine wunderschöne Nacht! Eine Nacht, wie sie nur der Orient kennt, eine Nacht, deren Schönheit man nie mehr vergißt, wenn man sie genossen hat und wenn man sagen kann: auch' to sons pittore! Eine fühle, balsamische, thauschwere Luft lag auf der Erde. Die Blätter der müden Feigenbäume in der Esbekieh zitterten wie wollüstig im sanften Nachtwind, Jasmin und Rosen dufteten satt berauschend und die Nachtviolen wandten dem goldenen Monde ihre offenen Kelche zu, als wollten sie sich lüstern lassen von seinen süß-geheimnißvollen Strahlen. Um die Blüten der Dattelpalme kreiste der Othhymen und die gespenstisch langen Blätter der Banane reflektirten das Mondlicht, so daß es aus der Ferne aussah, als ob eine lichtgraue Feuerlaute vom Boden gen Himmel lodere, gegen den Himmel, dessen tiefe Bläue und durchsichtige Klarheit die Sterne doppelt groß und doppelt glänzend erscheinen ließen. Und dabei war Alles still! — Nur zuweilen trug der Wind das klagende Gebeul eines Goldwolfes aus der Wüste herüber; nur zuweilen schlug ein verwilderter Hund unwillig an, wenn der unvorsichtige Fuß eines verspäteten Wanderers ihn in seiner Nachtruhe störte; nur zuweilen hörte man den hallenden Tritt einer Kawassenpatrouille.

In dieser wunderbaren Nacht war es, in welcher ich, einsam und in Gedanken versunken, meinem Hause zuschritt. Mein Weg führte durch enge winklige Gassen, wie sie das geheimnißvolle Cairo so zahlreich aufzuweisen hat und die, der größeren Sicherheit der verschiedenen Viertel wegen, des Nachts noch zum Ueberfluß durch schwere, eisengespanzerte Thorwege abgesperrt werden. Meine echt deutsche Mondschein- und sentimentale Liebesschwärmerei zogen mich bei Liebchens Haus vorüber, um das Fenster anzusehen, hinter welchem sie schlief und vielleicht um Stoff zu einem Gedichte zu bekommen wie dieses, welches aus meiner Werther-Manfred-Periode datirt:

Dort hinter jenem Fenster wacht
Mein treues Lieb' und denkt an mich,
Sie blickt hinaus wohl in die Nacht
Und sehnt nach ihrem Sänger sich;
Ich aber halte treue Wacht,
Ein Lieb im Sinn, mein Herz bei ihr.
Wenn ich in stiller Mitternacht
Pabire meines Liebsens Thür.

Zufällig war es wörtlich wahr, daß mein „treues Lieb" hinter „jenem Fenster" wachte, und wenn vielleicht auch die Mosquitos mehr Schuld an diesem Umstande tragen mochten, als ihre Liebeserkühnheit, so war ihr doch der Zufall meines Passirens durchaus nicht unwillkommen, und das Fensterlein klirrte empor, sobald meine Gestalt in dem schmalen Mondscheinstreifen sichtbar wurde, welchen die hohen Häuser in die enge Straße hineinfallen ließen.

Um meinen freundlichen Lesern einen Begriff von der nun folgenden Situation zu geben, muß ich Ihnen die Straße beschreiben, in der ich mich befand. Es war eine jener engen Gassen, von denen Heine sagt, daß wenn die Nachbarn zweier gegenüberliegenden Häuser vor, anstatt in den Thüren derselben sitzen, sie sich mit den Knieen berühren müssen. Dazu kam, daß Vorbaue und vorspringende arabische Fenster die Straße nach oben noch bedeutend verengten. Diese Gasse hatte, wie viele in Cairo, ein Thor, das nach Sonnenuntergang wahrscheinlich nur deßhalb geschlossen wurde, damit ein träger Bad den später Passirenden ein Trinkgeld abnehmen konnte.

Dem Hause meiner Coeur-Dame gegenüber war eine Kapelle, zu deren Thür eine hohe Steinschwelle hinaufführte; stand ich auf dieser Steinschwelle, so war es mir möglich, der Dame irgend etwas in's Fenster zu reichen. Auf diese Art wurden auch Briefe und Blumenstrußchen gewechselt, die der bärbeißige Herr Papa sein fräulein Tochter bewachte wie einer der Templer den heiligen Gral. Hinzufügen muß ich noch, daß ich an dem Abend, von welchem ich rede, einen weißen, arabischen Burnus trug, der weit durch die Nacht schimmerte und mich, vermöge seiner Länge, sehr groß erscheinen ließ.

Wir plauderten also lange — lange von Liebe und Mondenschein und Rosenduft und Rendezvous und tausend süßen Dingen — bis meiner Hoheit ein zierliches Gähnen entschlüpfte. Verständnißinnig wollte ich mich also sogleich mit einem zärtlichen „an revoir ma chère" zurückziehen, als ich schallende Tritte vernahm, die von Links auf den Ort zukamen, an welchem ich stand. Meine Dame bog also ihren Kopf zurück, ich warf den Burnus enger um mich und drückte mich so fest in die erhöhte Thürnische, daß ich sicher glaubte, so ziemlich unsichtbar zu sein. Die Schritte kamen näher und näher und plötzlich bog eine Männergestalt um die Ecken dicht vor mir vorüber. Ebenso schnell hatte ich die Hand am Griff meines Revolvers, aber sonderbarerweise zuckte mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf: „Sobald der Schuß fällt, alarmirt er die Wächter, du kannst das verschlossene Viertel

Digitized by Google

nicht mehr verlassen, wirst arretirt und deine Dame ist kompromittirt, denn kein Mensch in Cairo glaubt an ein platonisches Rendezvous.“ Blitzschnell schlang ich also meinen Burnus um den rechten Arm, deckte mit diesem den Kopf und warf mich mit voller Wucht auf meinen Gegner, der in demselben Augenblicke einen Faustschlag von mir in's Gesicht erhielt, als sein Säbel auf meinen Arm niederfuhr. Die Gewalt meines unvorhergesehenen Anpralls und Hiebes warf den Mann nieder, gellende Schreckens- und Hilferufe erschallten aus dem Hause meiner Dame, während ich mich schnell in der Richtung meines Hauses entfernte, ehe das Stadtviertel alarmirt und der bissige Papa aus dem Bette war.

Erst unterwegs bemerkte ich, daß mir das Blut warm von Ellbogen herabtief und daß mir der rechte Arm durch Burnus, Rock, Hemd und seidene Ueberjacke hindurch bis auf den Knochen durchhauen war. Halb ohnmächtig vom Blutverlust kam ich heim, und der Arzt, welchen ich noch in derselben Nacht konsultirte, versicherte mich, daß wenn der Hieb meinen Kopf getroffen hätte, ich zweifelsohne ein Kind des Todes gewesen wäre.

Die Frau im Sprüchwort.

Originalzeichnungen von **Herbert König.**

II.

Ein klug' Weib faßt jedes Töpfchen am rechten Henkel an.

Nichts ist so wetterwendisch als die Frauen.

Selbst eine gute Ehe ist eine Bußzeit.

Ein gutes Weib wiegt eine Krone auf.

Ich konnte wochenlang nicht schreiben und hatte nach dem Aderlaß ein Gefühl, als ob ich durchsichtig geworden sei, aber ich hatte auch die Genugthuung, die Dame meines Herzens in feiner Weise kompromittirt zu haben. Hatte doch der von mir niedergeschlagene, einfältige Türke ihrem mißtrauischen Vater hoch und theuer geschworen: er habe es mit einem ganz weißen, mindestens neun Fuß langen Geist zu thun gehabt, denn er wisse ganz genau, sein Säbel sei mitten durch die entsetzliche Gestalt gegangen, ohne sie zu verletzen; er selbst aber habe einen so unmenschlichen Schlag in die Rähne bekommen, daß das Zahnausziehen durch den Barbier Achmet — im Punkte der Schmerzen dagegen ein reines Vergnügen sei.

Lieber Leser, wenn Du mich einmal besuchst, kannst Du noch heute die gelbliche Narbe unter meinem Ellbogen sehen und wenn ich auch nicht glaube, daß das Mecklau meiner lieben Großmama mich gegen das Kopfspalten beschützte, so glaube ich doch, daß Derjenige von Glück sagen kann, welcher aus einer solchen Situation mit blonem Auge herauskommt.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geſchichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortſetzung.)

So vergingen verſchiedene Wochen, beinahe ein Vierteljahr, da verließ eines Morgens Fred Benton das Haus ſeines Vaters in ſtürmiſcher Eile und rannte mehr als er ging in die untere Stadt, den Geſchäftstheil New-Yorks, hinab. Sein Ziel aber war die Broadſtreet, wo ſein Ohm, Joe Jenkings, der Bruder ſeiner verſtorbenen Mutter, einen großartigen Store über Laden inne hatte.

„Fred, mein theurer Junge," rief ihm ſein Ohm entgegen, als er bei demſelben eingetreten war, „wie ſieht Du aus? Haſt Du einen Streit gehabt, oder iſt Dir ein Unglück begegnet?"

„Es iſt mir allerdings etwas begegnet, das ich für ein Unglück anſehe," erwiederte Frederic Benton, ſich Athem holend; „aber ich möchte am Liebſten darüber mit Ihnen allein reden."

„Gut," ſagte Joe Jenkings und ſchritt ihm voran in ein Hinterzimmer. „So, mein Junge," fuhr er dann fort, „hier kann uns Niemand belauſchen und nun eröffne mir Dein Herz."

„Ohm," erklärte ſofort Frederic Benton, „ich muß Sie bitten, meinen Vater zu bewegen, daß er mir mein Muttergut herausbezahlt."

„Was?" rief Joe Jenkings. „Dein Muttergut wüßt Du? Ich glaube, Du biſt ein Narr geworden, Fred! Was Teufels willſt Du denn mit dem Gelde anfangen?"

„Fort von hier will ich," erwiederte Frederic Benton mit Heftigkeit; „weit fort von hier, denn bei meinem Vater kann ich nicht länger bleiben."

Das tiefſte Erſtaunen malte ſich in dem Geſichte des Kaufherrn, aber bald verwandelte ſich das Erſtaunen in Zorn. „Dein Vater, Fred," ſprach er ſtrenge, „iſt ein ſehr heftiger und hartnäckiger, aber ſonſt in jeder Beziehung höchſt ehrenhafter Mann, und Dich, ſeinen einzigen Sohn, hat er ſtets mit der innigſten Liebe behandelt. Wie magſt Du nun plötzlich ſagen, Du könneſt nicht länger bei ihm bleiben?"

„Mein Vater heirathet," entgegnete Frederic, die Augen zu Boden gerichtet. „Vor einer halben Stunde hat er es mir ſelbſt eröffnet."

„Dein Vater heirathet?" ſchrie Joe Jenkings aus voller Kehle. „Goddam, das erſte Wort das ich höre! Aber halt, was fällt mir ein; ich habe ja vor einer Stunde einen Brief von ihm bekommen, den ich mir noch nicht Zeit nahm durchzuleſen, und darin wird ohne Zweifel die Neuigkeit ſtehen."

Er rannte fort nach dem Comptoir, in welchem der Brief lag; allein ſchon nach einer Minute kehrte er wieder, das geöffnete Schreiben in der Hand. „Ja, ja, es iſt ſo," ſagte er jetzt, den Brief immer noch ſtudirend und dabei das Zimmer mit langen Schritten meſſend; „Frau Dorah Wilſon heirathet er, die Wittwe des verſtorbenen Beoleed. Hm! Hm! Ein ziemlich ſchneller Entſchluß, wie mir ſcheint! Aber wenn ich's recht bedenke, ſo iſt die Partie gar nicht übel. Nein, im Gegentheil, ſie iſt gut, ſogar ſehr gut, denn Frau Wilſon hat ein ganz und gar nicht unbedeutendes Vermögen, aber das ſie frei verfügen kann, und ihre Familie gehört unter die angeſehenen. Höre, Burſche," wandte er ſich dann plötzlich gegen ſeinen Neffen, „was hat Du gegen dieſe Heirath einzuwenden?"

„Ich, ich," ſtotterte Frederic Benton, durch die heftige Anrede etwas außer Faſſung gebracht. „Ich . . ."

„Dein Vater," unterbrach ihn Joe Jenkings mit noch größerer Heftigkeit, „ſteht in den beſten Mannesjahren, und wenn man ihn und Dich bei einander ſieht, ſo könnte man ihn für Deinen ältern Bruder halten. Darum ſollte er alſo nicht eine zweite Ehe ſchließen? Antworte mir, Burſche."

„Ob ſie nicht das," entgegnete Frederic Benton, „daß mein Vater . . ."

„Da!" ſchrie Joe Jenkings, ſeinem Neffen abermals die Rede abſchneidend. „Da! Wenn ich glauben müßte, daß Du aus Geiz über dieſe Heirath ſo aufgebracht biſt! Deswegen, weil Du möglicherweiſe noch mehr Geſchwiſter bekommſt, mit denen Du dann dereinſtens Deines Vaters Hinterlaſſenſchaft zu theilen hätteſt! Ha, wenn ich das glauben müßte, Mord und Tod, Burſche, dann würde ich Dich mit eigenen Händen zum Hauſe hinauswerfen!"

Er hatte ſich in eine furchtbare Wuth hineingeredet und maß ſeinen Neffen mit zornfunkelnden Augen. Doch dieſer hielt den Blick ruhig aus und wartete auch gedulbig, bis Joe Jenkings ſeine Rede vollendet hatte.

„Mein Ohm," ſagte er darauf in feſter, aber beſcheidener Weiſe, denn er hatte ſich nun hinlänglich gefaßt, „haben Sie je an mir etwas bemerkt, das wie Schmutz und Niederträchtigkeit ausſah?"

„Nein, bei Gott nicht," erwiederte Joe Jenkings aus vollem Herzen.

„Nun," fuhr Frederic Benton fort, „dann wieß auch der Beweggrund, der mich zwingt, meines Vaters Haus nebſt der Heimat zu verlaſſen, ſobald er die Dorah Wilſon heirathet, ganz gewiß kein ſchuftiger und gemeiner ſein. Ich will Ihnen übrigens dieſen Grund nennen, ſobald Sie mir die Hand darauf geben, daß Sie denſelben gegen Jedermann für immer verſchweigen und insbeſondere meinen Vater nie etwas davon merken laſſen."

„Hier, meine Hand darauf," verſicherte Joe Jenkings.

„Hören Sie alſo zu, mein Ohm," ſprach Frederic Benton; „aber werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich etwas weit ausholе, denn nur mich recht deutlich zu machen, muß ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, welche ſich jetzt vor einem Vierteljahre im Hauſe der Frau Dorah Wilſon zugetragen hat. Dagegen ſchwöre ich Ihnen bei Allem, was mir heilig iſt, daß jedes Wort, das ich Ihnen ſagen werde, die reinſte Wahrheit enthält."

Nunmehr begann Frederic Benton ſeinen Bericht, und von allem dem, was ſich an jenem Abend in Frau Dorah's Hauſe begeben, ſetzte er weder etwas hinzu, noch that er etwas hinweg. Es war zu nur erſt kurze Zeit her, daß die Sache ſich ereignet, und er beſaß ein äußerſt getreues Gedächtniß, beſonders für Dinge, die ihn ſo genau anginngen! Endlich kam er mit ſeiner Erzählung zu Ende, und ſofort erhob ſich Joe Jenkings, der bisher ſehr aufmerkſam zugehört hatte, um wiederum mit langen Schritten das Zimmer zu meſſen.

„Eine böſe Geſchichte, Fred," ſagte er darauf, nachdem er eine Weile nachgedacht; „eine ſehr böſe und zugleich eine ſehr geringe Geſchichte! Gering nämlich von Seiten des Weibes, denn Du ſelbſt haſt durchaus ehrenhaft gehandelt. Hm! Hm! Recht ſonderbar! Das Weib, die Dorah Wilſon, ſtand ſeither in einem ganz guten Rufe und kein Mensch hätte ihr eine Niederträchtigkeit zugetraut. Aber freilich, es iſt ein Weib, und wenn ein ſolches, ſelbſt das beſte, von der Leidenſchaft erfaßt wird, dann iſt immer der Teufel los. Und gewiß, der Teufel reitet ſie noch immer, die ſchöne verliebte Frau Wilſon; denn es iſt klar, ſie will den alten Benton nur deßwegen zum Manne, um an dem jungen ihr Müthchen zu kühlen. Vielleicht auch — hollah he, Goddam, das Weib wäre am Ende im Stande, eine neue Potipharszene aufzuführen, und natürlich würde ihr dann mein Herr Schwager ebenſo unbedingt Recht geben, als König Pharao ſeiner Zeit der Potiphar Recht gab. Mord und Tod, ſo könnte es kommen; nein, ſo muß es kommen, und . . . Höre, Fred," wandte er ſich plötzlich an ſeinen Neffen, indem er hart vor ihm ſtehen blieb, „ich ſeh' es ein; es geht gar nicht anders; Du mußt fort von hier, und zwar noch ehe der Ehebund zwiſchen Deinem Vater und der Frau Wilſon geſchloſſen iſt."

„So werden Sie alſo," verſetzte Frederic Benton mit etwas erleichtertem Herzen, „mit meinem Vater wegen meines Mutterguts reden?"

„Den Kukuk werde ich," rief Joe Jenkings. „Meinſt Du denn, Dein Vater werde mir's geben, ohne zu fragen, wozu Du's wollſt? Und noch ſollte ich ihm dann antworten? Nein, nein, wir müſſen die Sache anders angreifen. Aber vor Allem ſage mir, wohin geht Dein Reiſeziel?"

„Ich bin noch nicht ganz entſchloſſen," erwiederte Frederic Benton. „Für's Beſte jedoch halte ich es, vorerſt nach New-Orleans zu fahren, denn von dort kann ich nach Belieben nach Texas oder Mexiko oder Arkanſas oder wohin ich ſonſt will überſiedeln. Auch iſt es mir gar nicht bange, daß ich mir eine Exiſtenz gründen werde, wenn ich nur einmal über den erſten Anfang hinweg bin."

„Glaub's, mein Junge," ſprach Joe Jenkings, „glaub's aus dem Innbamente meines Herzens. Hab's ja ſeiner Zeit auch ſo gemacht und es iſt mir ebenfalls gelungen. Aber nun höre mir zu. Du gehſt jetzt nach Hauſe und thuſt ſo unbefangen, als ob gar nichts vorgekommen wäre. In der Stille jedoch packſt Du das Nothwendigſte — auf eine lange Reiſe wirſt man nie mehr mitnehmen — zuſammen und kommſt damit, wenn's Nacht iſt, zu mir. Einſtweilen werde ich mich nach einer Schiffsgelegenheit nach New-Orleans umſehen, und daß ich gleich auf morgen eine finde, daran iſt gar nicht zu zweifeln. Schließlich bring' ich Dich unter einem andern Namen, damit's kein Menſch herausbringt, wohin Du Dich gewendet haſt, an Bord, und fort geht's in die weite Welt. Punktum!"

„Aber, mein theuerſter Ohm," ward Frederic Benton ein, „Sie haben etwas vergeſſen . . ."

„Was denn, zum Geier?" rief Joe Jenkings. „Ja ſo, richtig, das Geld. Aber das verſteht ſich ja von ſelbſt, daß ich Dir das Nöthige gebe, und ich denke, tauſend Dollars werden genügen, um Dich über die erſten Verlegenheiten hinwegzubringen. Ich ſelbſt habe ſeiner Zeit nicht den vierten Theil gehabt und bin doch hindurchgekommen."

So ſprach Joe Jenkings mit ſeinem Neffen Frederic Benton, und ganz wie er ſprach, ſo geſchah es auch. In der Frühe des andern Tages ſchiffte ſich Frederic Benton unter dem Namen eines Bob Moulbeee nach New-Orleans ein, und kommt verſchwand er aus New-York, ohne daß Jemanden, ſeinen Ohm allein ausgenommen, angeben konnte, was aus ihm geworden ſei.

Digitized by Google

IV.

Der Handel mit Menschenfleisch.

Am Abend desselben Tages, der für Frederic Benton so ungemein wichtig gewesen war, begegnen wir dem Daniel Maclure, wie er eben von der achten Avenue in die Hudsonstreet einbog. Er hatte sich nicht viel verändert, seit wir ihn das letzte Mal gesehen haben, wenigstens nicht zum Schöneren, sondern es war noch derselbe hagere, blasse Geselle mit den tief eingegrabenen Zügen, wie vordem, und auch die stechenden Augen waren noch dieselben. Ja, er erschien im jetzigen Momente sogar noch viel aufstossender als früher, denn er befand sich offenbar — er murmelte abgebrochene Worte vor sich hin, und diese klangen gerade wie Flüche — in großer Aufregung, und in Folge dessen lag etwas so Unheimliches in seinen Zügen, daß ihm die Leute, denen er begegnete, unwillkürlich aus dem Wege gingen. Doch das Alles kümmerte ihn wenig oder gar nichts, und mit ungemeiner Eile ging er die Hudsonstreet hinab, bis diese an die Jaystreet stieß. Nun wandte er sich rechts in die Jaystreet hinein, bis zur Ecke der Greenwichstreet, und betrat sofort die dort befindliche Trinkstube.

„Mister Flipper nicht hier?“ fragte er den hinter dem Schenktisch befindlichen Kellner, von dem er sich zugleich ein Glas Brandy reichen ließ.

„Gewiß, eine Treppe höher in seinem Privatzimmer,“ erwiederte der Kellner. „Aber ich weiß nicht — er hat, glaube ich, dringende Geschäfte, bei denen er nicht gestört sein will.“

„So,“ sagte Herr Daniel Maclure und warf einen Silberstück zur Bezahlung seines Brandy auf den Tisch. Dann ging er rasch die Treppe zu, welche in's obere Stockwerk führte, und hatte im Augenblick eine Thüre erreicht, an welcher ein kleines Schild mit dem Namen Lewis Flipper befestigt war. Er klopfte an und auf ein rauhes: „Herein“ verschwand er im Zimmer.

Herr Lewis Flipper war ein Makler, gerade wie Herr Daniel Maclure auch; allein in ihrem persönlichen Aussehen hatten sie nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander. Mister Flipper durfte sich nämlich rühmen, von sehr robuster Statur zu sein und in seinen jüngeren Jahren gehörte er unter die kräftigsten Faustkämpfer Neu-Yorks. Uebrigens auch jetzt noch, trotzdem seine Haare nunmehr grau geworden waren, schien seine Stärke ungebrochen und er hatte es wohl mit Fäusten oder Sechsen von den Uebrigen bei Herrn Maclure aufgenommen. Das Auffallendste aber an ihm war sein Kopf, denn derselbe ruhte auf einem Halse, der mit dem eines Bullen die größte Aehnlichkeit hatte, und sein Gesicht lag in lauter feuerrothen Pusteln begraben, welche auf der dicken Nase in's Bläuliche übergingen. Der gute Mann schien also den geistigen Getränken nicht gerade abhold zu sein, wofür auch die mit Blut unterlaufenen Augen zeugten. Doch darf ich zur Ehrenr der Wahrheit ebenfalls nicht verhehlen, daß diese Augen äußerst klug in die Welt hineinschauten, sowie umgekehrt, daß auf der breiten Stirne die festeste, vor keiner Gefahr zurückscheuende Entschlossenheit lag.

„Guten Abend, Mister Flipper,“ grüßte Daniel Maclure und zog sich ohne Umstände einen Stuhl unter die Füße. „Hoffe, Sie kennen mich.“

„Hoffe es auch, Mister Maclure,“ grinste der Andere, „obwohl wir noch keine Geschäfte mit einander gemacht haben.“

„Um so nothwendiger ist's,“ erwiederte Herr Maclure, „daß wir einmal damit beginnen. Denke, wir können hier reden, ohne daß man uns hört?“

„Natürlich,“ versetzte Herr Flipper. „Sie werden doch nicht glauben, daß meine Wände Ohren haben? Doch zur Sache, denn ich liebe die Umschweife nicht. Haben Sie vielleicht Waaren zu verkaufen, die man nicht öffentlich ausbieten darf?“

„Sie meinen gestohlene Güter,“ entgegnete Herr Maclure mit einer wahrhaft teuflischen Ruhe. „Nun 's ist etwas daran, nur muß meine Waare erst gestohlen werden und ich will noch Geld dafür geben, daß man sie stiehlt.“

Der Makler Flipper sah seinen Kollegen mit einem durchdringenden Blick an, veränderte aber keine Miene. „Ich verstehe Sie nicht,“ sagte er eine Weile darauf achselzuckend.

„Natürlich,“ versetzte Herr Maclure, „denn ich vergaß zu sagen, daß ich lebendige Waare meine. Sehen Sie mich nicht so grimmig an,“ fuhr er dann mit gedämpfter Stimme fort, „und ballen Sie die Faust nicht, als wollten Sie mich niederschlagen. Ich bin weder ein Verräther, noch ein geheimer Polizeispion, dafür werden Sie mich kennen. Meinerhalb ist die Sache die, ich hasse eine gewisse Person tödtlich und will mich dadurch an ihr rächen, daß ich ihr einziges Töchterlein als weiße Sklavin verkaufe.“

Herr Flipper war längst aufgestanden und hatte nachgesehen, ob die Thüre gut geschlossen sei. Jetzt trat er hart vor Daniel Maclure hin und sah ihm fest in's Gesicht. „Von wem,“ fragte er sofort mit tiefer Stimme, „von wem haben Sie erfahren, daß ich bei derlei Geschäften betheiligt sei? Sie wissen, es steht Todesstrafe auf Menschenraub und ich darf mich also nicht der Gefahr aussetzen, verrathen zu werden.“

„Ich begreife Ihre Vorsicht,“ erwiederte Herr Maclure äußerst cubig; „aber bei mir ist sie nicht am Platze. Ihr Sharper, mit dem ich früher schon Geschäfte machte, hat mich an Sie gewiesen und versprach mir bei Eintritt der Dunkelheit selbst hier sein zu wollen, damit wir die Sache zu Treien in's Reine bringen.“

„Dem Sharper!“ rief Mister Flipper, indem ein Blitz der Genugthuung über sein so eben noch sehr erregtes Gesicht hinflog. „Hätten Sie mir das gleich gesagt, so wäre ich nie in Versuchung gekommen, Sie meine Faust fühlen zu lassen, denn ich glaubte schon, Sie wollten mich ausholen, um mich auf's Messer zu liefern. Nun aber, da Sie Jem selbst zu mir schickt, nun ist Alles gut und wahrhaftig, ich höre schon seinen Tritt auf der Stiege.“

Einen Augenblick darauf klopfte es laut an der Thüre und hereintrat eine stämmige Gestalt, deren Kleidung schon den Seemann nicht verkennen ließ. Er trug nämlich einen breiten Panamahut, eine enge Jacke mit weiten Beinkleidern, um den Hals ein loses farbiges Schlingtuch und um die Hüften einen breiten Gürtel, in welchem ein dolchartiges Messer steckte. Sein Gesicht sah wettergebräunt aus, wie das von Einem, der viele Jahre die See gepflügt hat, und so verhielt es sich auch wirklich, denn der Eintretende war kein Anderer, als Jem Sharper, der Patron oder Kapitän der Barke Aurora, welche gegenwärtig am Fuße der Dreistreet im Nordriver vor Anker lag, angeblich, um Waaren nach Charleston an Bord zu nehmen. Angeblich, sage ich, denn allerdings in den Augen der Handelswelt galt die Aurora als ein kaufmannisches Schiff und auch die Behörden wußten es nicht anders. In Wahrheit jedoch verhielt es sich nicht ganz so, sondern die Kaufmannsgüter sollten bloß die eigentliche Bestimmung der Barke verdecken und diese eigentliche Bestimmung bestand darin, lebendige weiße Waare auf den Sklavenmarkt von Charleston zu werfen.

„Lebendige weiße Waare! Was soll das heißen?“ Einem amerikanischen Leser brauchte ich nichts Näheres darüber zu sagen; wohl aber wird es nöthig sein, meinen deutschen Landsleuten einige Aufklärung zu geben.

Im Süden von Nordamerika herrschte bekanntlich bis vor Kurzem die Negersklaverei und das Gesetz bestimmte, daß alle Abkömmlinge von Sklaven auch solcher Sklaven sein. Nun gab es aber seit der Einführung dieses Instituts sehr viele Vermischungen von Negerinnen mit Weißen, Beimischungen, aus denen in erster Linie Mulatten und Mulattinnen, in zweiter Terzeronen und Terzeroninnen, in dritter Quateronen und Quateroninnen, in vierter Quinteronen und Quinteroninnen oder wie diese Abarten alle heißen mögen, entstanden, und was war nun die Folge davon? Natürlich nichts Anderes, als daß die Farbe der Negerklassen bald sehr stael zu variiren anfing. Schon ein Mulatte sah nicht mehr schwarz, sondern schwarzbraun aus, und ein Terzerone wurde hellgelb. Eine Quateronin aber — beim weiblichen Geschlecht machte sich dies besonders geltend — und noch mehr eine Quinteronin konnte man von einer Weißen kaum mehr unterscheiden. Ja nicht Wenige bereiten hatten sogar eine noch hellere Farbe als die Kreolinnen, welche doch auf hellen Namen zur Anspruch machen können, wenn sie von reinem europäischem Blut abstammen! Bedenkt man nun aber, daß eine solche Quateronin oder Quinteronin schon als ein Kind von fünf oder sechs Jahren einen Werth von fünf- bis sechshundert Dollars repräsentirte und als Jungfrau von fünfzehn oder sechzehn Sommeen wohl dreimal soviel, wenn nicht gar noch mehr kostete — bedenkt man dieß, so wird es Niemanden wundern, wenn da und dort, bei Diesem oder Jenem, welchem das Gethanchen über Ehre, Recht und Gesetz ging, der Gedanke erwachte, wickliche Weißgeborene als Quateronen oder Quinteronen zu verkaufen. Freilich Altere, schon erwachsene Weiße paßten hiezu nicht, denn diese würden einen allzugroßen Lärm angefangen haben, wenn man sie — und wär's auch in Fesseln — auf den Sklavenmarkt gebracht hätte; aber wenn man Kinder wahl, Kinder der nördlichen Staaten, und diese schon im Süden an einen Sklavenhändler verwerthete, der sie einige Jahre auf seine Weise erzog, ehe er sie öffentlich verstiegerte — wie dann? Nun dann hatten diese Kinder in Folge ihrer Erziehung durch den Händler die Erinnerung an ihre frühere Heimat gänzlich oder wenigstens beinahe ganz verloren, und jedenfalls war er, ihr jetziger Eigenthümer, der Mann, um durch falsche Zeugen zu beweisen, daß besagtes Kind von auf seiner kleinen Plantage von Terzeroninnen geboren worden sein! Sie mußten denn diese gestohlenen Kinder, wozu man hauptsächlich Mädchen auserwählte, weil sie sich leichter an die Sklaverei gewöhnten und überdem, wenn sie schon waren, mehr Werth hatten, Sklaven bleiben ihr Lebenlang, und wie, nie, außer mit ganz wenigen Ausnahmen, fanden sie ihre Eltern und Geschwister wieder. Freilich übrigens plump dreiste man bei dem Kinderstehlen nicht zu Werk gehen, denn nach dem Gesetz stand, wie oben schon angedeutet, Todesstrafe darauf. Allein was kümmert sich ein echter Yankee um eine

Digitized by Google

solche Drohung, wenn er die Aussicht hat, ohne große Mühe Tausende von Dollars zu gewinnen? Doch jetzt zu unserer Geschichte zurück.

„Freut mich ungemein, Kapitän Sharper," rief Daniel Maclire dem eintretenden Steamann entgegen, indem er ihm zugleich die Hand bot; „Freut mich ungemein, daß Sie so prächtig sind, denn Pünktlichkeit ist die Seele des Geschäfts. Nun, wie steht's? Alte Fracht schon an Bord? Wann wird Ihr Schiff segeln?"

„Morgen, längstens übermorgen," erwiderte der Kapitän in einem sehr kurz angebundenen Tone. „Aber," setzte er dann mit einem Blick auf Lewis Flipper hinzu, „wie weit sein ihr? Ihr wißt, ich kann meine Zeit nicht mit unnützem Schwatz vergeuden."

„Wir sind," versetzte Lewis Flipper, „noch nicht über den ersten Anfang hinausgekommen. Er meint, wir sollen für ihn die Kinderrollen spielen."

„Meint er?" sagte Jem Sharper, indem er dem Lewis Flipper zublinzelte. „Nun, ist's ein Bube oder ein Mädchen?"

„Ein Mädchen," war Daniel Maclire's Antwort, „fünf Jahre alt und verspricht sehr schön zu werden."

„Gut," nickte der Kapitän. „Wohnung?"

„Bei ihrer Mutter," repligirte Maclire, „Frau Dorah Wilson Wittwe, Numero zweihundertvierundvierzig, vierundzwanzigste Straße, nächst der achten Avenue, zwei Minuten vom Nordrivor."

Abermals nickte der Kapitän, wie es schien nicht unzufrieden. „Wird natürlich," sagte er dann weiter, „von ihrer Mutter als einer Wittwe zärtlichst bewacht?"

„Für gewöhnlich ja," meinte Maclire, „wenn man nämlich das eine gute Bewachung nennen kann, daß die Mutter das Kind fast stets um sich hat. Nun ist aber die Wittwe im Begriff, sich wieder in den Stand der Ehe zu begeben, und wird, wie ich gewiß weiß, morgen früh um zehn Uhr von ihrem Bräutigam abgeholt, um Visiten zu machen. Somit macht dann Niemand über das Kind, als das Stubenmädchen, und dieses wird die meiste Zeit mit ihm im Garten zubringen. Auch darf ich nicht vergessen, hinzuzusetzen, daß die Poll, das Stubenmädchen meine ich, eine unachtsame, leichtsinnige Kreatur ist, wie alle ihre Kolleginnen, sowie daß die Mauer um den Garten noch keine vier Fuß Höhe hat."

Zum dritten Male nickte der Kapitän und sah dann seinen Vertrauten, den Walter Lewis Flipper, fragend an. „Jetzt ist's an Dir," sagte er darauf. „Was meinst Du? Kann es gehen?"

„Denke, es könnte," erwiderte dieser, den Finger an die Nase legend. „Hab' eigentlich schon einen Plan gemacht und werd' ihn Dir später mittheilen, Jem. Vorerst aber mein' ich, sollten wir wissen, was Herr Daniel Maclire daran rächen will."

Zum vierten Male nickte der Kapitän und richtete sofort seinen fragenden Blick auf den Walter Maclire.

„Hm!" räusperte sich dieser. „Ich sollte denken, daß das Mädchen zu sich schon Werth genug hat —"

„Pah! Unsinn, Maclire," unterbrach ihn Jem Sharper sehr unwillig. „Ich will nicht in Abrede ziehen, daß ich diesmal, wie auch schon früher oft, ein paar Tausend Stück von der benutzten Waare geladen habe, ohne einen Frachts und Einklarirungs Sir sie zu fordern; aber das sind kleine arme Irländer und Deutschen, um welche gewöhnlich kein Hahn kräht. Nicht so dagegen verhält sich's mit der von Ihnen vorgeschlagenen Waare. Herr! Wird das ein Geschrei geben!"

„Und," setzte Lewis Flipper mit seiner tiefsten Stimme hinzu, „wie wird die Polizei rennen! Gebdam, wir tausen keine geringe Gesahr und für Nichts und wieder Nichts trägt man seine Haut nicht zu Markt."

„Nun," ließ sich Daniel Maclire vernehmen, „auf ein- oder zweihundert Dollars soll es mir nicht ankommen."

„Was?" schrie der Kapitän der Aurora. „Lumpigte zweihundert Dollars? Höll' und Teufel, aber nein," leukte er sofort wieder ein, „ich will nicht hitzig werden und somit sage ich Ihnen kurzweg, unter tausend Dollars wird das Wagniß nicht unternommen. Wollen Sie oder wollen Sie nicht?"

„Tausend Dollars, Jem?" rief Daniel Maclire, wie verzweifelnd mit den Händen gestikulirend. „Das ist ja eine höllische Ueberforderung! Aber halt, so bleiben Sie doch, Kapitän," setzte er in einem ganz andern Tone hinzu, als er sah, daß Jem Sharper ganz kaltblütig aufstand und der Thüre zuschritt. „Ich ist mahr, einige Gefahr ist schon dabei, und wenn ich's also recht überlege, so will ich auf das Anerbieten eingehen. Natürlich aber vorausgesetzt, daß ich bei dem Unternehmen ganz unbetheiligt bleiben darf, daß heißt, daß man von mir keine persönliche Beihülfe sordert."

„Das heißt," lachte Jem Sharper, „daß auf Sie nichts herauskommt, wenn die Sache schief ginge. Nun, das versteht sich von selbst. Richten Sie's also immerhin so ein, daß Sie ein Alibi beweisen können, wenn wir etwa abgefaßt werden sollten. Aber ich sage Ihnen, wir werden nicht abgefaßt, denn meine Barke ist so eingerichtet, daß man von einer lebendigen Waare nichts findet, und wenn die ganze Polizeimannschaft darnach sucht."

So ward denn der Handel zwischen den drei würdigen Personen abgeschlossen und gleich darauf verließ Daniel Maclire, nachdem er das Geld ausgezählt, das Haus an der Ecke der Zay- und Greenwichstreet. Die beiden Andern aber blieben noch eine Weile beisammen, um den Feldzugsplan auf den andern Tag bes Nähern zu besprechen.

V.

Eine schlimme That und ein noch schlimmerer Verdacht.

Tun andern Morgen, und es war ein wunderschöner Oktobermorgen, fuhr Herr Benjamin Benton in einem eleganten Wagen an der Wohnung der Frau Dorah Wilson vor. Er hatte sich festlich herausgeputzt, wie sich's für einen Bräutigam gezieme, und seine lachende Miene gab Zeugniß dafür, daß auch sein Innerer ein Festkleid angezogen habe. Mit fast jugendlichen Schritten flog er die Treppe hinan, um seine Braut abzuholen, denn es verhielt sich richtig so, wie es der Walter Maclire ausspionirt hatte: er wollte mit seiner Zukünftigen Anstandsvisiten machen. Allein wie leuchtete nun nicht erst sein Auge, als er der Frau Dorah Wilson ansichtig wurde! Mein Gott, wie schön sie war in ihrem weißen Atlaskleide! Wie wunderbar schön und wie wunderbar freundlich zugleich! Doch lassen wir das und sagen wir ganz einfach, daß die Beiden, der berühmte Rechtsgelehrte Benjamin Benton und Frau Dorah Wilson, die reiche Wittwe, sich nach harter Begrüßung in den bereitstehenden Wagen setzten, um sofort mit den beabsichtigten Besuchen zu beginnen.

Wohin sie zuerst fuhren, daß kann uns so ziemlich gleichgültig sein und nicht minder nehmen wir keine Notiz davon, wen der zweite, dritte, vierte und fünfte Besuch galt. Es waren ja lauter Anstandsvisiten und diese haben bekanntlich keinen weiteren Werth. Endlich nach zwölf Uhr Mittags fuhren sie auch vor dem großen Magazin in der Broadstreet, welchen Joe Jenkings inne hatte, vor, und zum großen Erstaunen der Vorübergehenden — wer wird denn in einem Waarenlager Brautbesuche machen? — stiegen sie dort aus.

„Was sehe ich?" rief Joe Jenkings, der eben im Magazin selbst einige Befehle ertheilte und den der Besuch daher gerade in die Hände lief. „Was sehe ich?" wiederholte er etwas spöttisch. „Mein Schwager Ben und seine schöne Braut, Frau Dorah Wilson!"

„Nun," meinte Herr Benjamin Benton lächelnd, „wenn man Dich treffen will, muß man Dich schon hier aufsuchen, denn so ein Junggeselle, wie Du, ist ja nie zu Hause, die Schlafenszeit abgerechnet."

„Dafür," erwiderte Joe jetzt ebenfalls freundlich, „habe ich mir aber auch hier eine Art von Empfangszimmer eingerichtet, wenn gleich ein sehr bescheidenes."

Mit diesen Worten gab er Frau Dorah Wilson den Arm und führte sie, gefolgt von Benjamin Benton, in das Hinterzimmer, das wir schon kennen.

„Du hast natürlich meinen Brief erhalten," sagte jetzt der Bräutigam, indem er seine Braut förmlich vorstellte.

„Gewiß, Ben," entgegnete Joe Jenkings, „den Brief habe ich erhalten und bekenne meinen Fehler, ihn nicht sogleich beantwortet zu haben. Nun, Du kennst ja mein nachlässiges Wesen. In meinem Innern übrigens — doch lassen wir das und hier meine Hand zur Gratulation. Du wirst, das weiß ich, Alles thun, um Deine zukünftige Frau glücklich zu machen."

„Und dasselbe," ergänzte Herr Benjamin Benton, „wird Dorah ihrerseits mit gegenüber thun. Darauf kannst Du Dich ebenfalls verlassen. Doch à propos," veränderte nun Herr Benton das Gespräch, „ist mein Freb heute nicht bei Dir gewesen?"

„Heute nicht," erwiderte Joe Jenkings mit einem Seitenblick auf Dorah Wilson, welche bei Nennung dieses Namens unwillkürlich eine kleine Bewegung verrieth.

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll," fuhr Benjamin Benton fort. „Er hat, wie es scheint, eine kleine Reise angetreten, ohne mir nur ein Wort darüber zu sagen, wohin er gehe und warum er gehe."

„Woraus schließt Du das, Ben?" fragte Joe mit einem abermaligen Seitenblick auf Frau Dorah Wilson, welche sich vergeblich bemühte, ganz gleichgültig zu bleiben.

„Nun," meinte Herr Benton in etwas ärgerlichem Tone, „heute Morgen sand er sich nicht beim Frühstück ein und wie ich nach ihm fragte hieß es, er scheine diese Nacht außer dem Hause zugebracht zu haben, denn sein Bett stehe unberührt. Ich schickte also meinen alten Diener hinüber, um genauer nachzusehen und dieser rapportirte mir nach einer Weile, daß Freb nicht nur nicht zu Hause gesblieben, sondern auch von allen seinen Sachen, seinen Büchern, seinen Kleidern, seiner Wäsche das Beste mitgenommen habe. Ist es also nicht klar, daß er ohne mein Wissen eine Reise antrat?"

Digitized by Google

„Hm!“ räuſperte ſich Joe Jenkings und warf dabei einen dritten Seitenblick auf Frau Dorah Wilſon, welche jetzt bald erröthete, bald erblaßte. „Sonderbar! Sehr ſonderbar! Er war doch ſonſt immer ein ganz braver und folgſamer Sohn!“

„Gewiß, immer,“ bekräftigte mich Herr Benjamin Benton. „Ich habe bis jetzt nur Freude an ihm erlebt.“

„Wurde vielleicht,“ fragte jetzt Joe Jenkings, „wurde der Junge vielleicht durch irgend ein Ereigniß der neueſten Zeit beſonders aufgeregt? Ich kann mir zwar,“ fetzte er, ſich halb nach Frau Dorah Wilſon umwendend hinzu, „nichts denken, allein heißblütige junge Leute, wie er — nun,“ meinte er zuletzt, als er ſah, daß die Witwe ſich ganz dem Fenſter zugekehrt hatte und deſſen Scheiben auf's Emſigſte zählte, „nun, allzuviel wird die Sache nicht auf ſich haben und ohne Zweifel kehrt Fred ſchon heute Abend wieder zurück oder er ſchickt wenigſtens einen Brief, worin er die Sache aufklärt. Darum, mein lieber Schwager, laß Dich in Deinem Glück nicht ſtören, und von Ihnen, meine liebe künftige Frau Schwägerin, erwarte ich daſſelbe.“

In dieſem Augenblicke klopfte es leiſe aber eilig an der Thüre und wie ſich Joe Jenkings umwandte, kam einer ſeiner Commis auf ihn zu, um ihm ein paar Worte in's Ohr zu flüſtern. Joe Jenkings ſah ſehr erſtaunt auf, aber der Commis nickte nochmals beſtätigend.

„Ben,“ ſagte ſofort der Kaufherr zu ſeinem Schwager, „man will und Beide in einer dringenden Angelegenheit auf einen Augenblick ſprechen. Deine Braut mag daher entſchuldigen.“

Mit dieſen Worten zog er den Herrn Benton eiligſt mit ſich hinaus und wie ſie nun in das Allerdings, zweideutige Rechtsgelehrte, beſſen Stirnadern unwillkürlich anſchwollen; „allein ich ſehe nicht ein, was die Polizei mit meinen Verhältniſſen zu thun hat.“

„Sie werden es bald genug einſehen,“ fuhr der Polizeimann fort, „und wir danken ſein, daß ich mich unmittelbar an Sie und nicht an Ihre Frau Braut wende. Meine Mittheilung betrifft nämlich das kleine Töchterlein der Frau Wilſon, an welchem dieſelbe ohne Zweifel ungemein hängt, und es dürfte daher gerathen ſein, ſie in etwas auf das Unglück vorzubereiten.“

„Auf das Unglück?“ rief Benjamin Benton im höchſten Grade erſtaunt. „Iſt denn die kleine Adeline verunglückt? Wir haben ſie doch erſt um zehn Uhr ganz geſund verlaſſen. Hat ſie einen böſen Fall gethan?“

„Nichts von allem dem,“ verſetzte der Unterofficier, „ſondern das Kind iſt verſchwunden. Deutlicher geſagt, es iſt geraubt worden.“

„Geraubt worden?“ ſchrie Benjamin Benton, um ein paar Schritte zurückprallend. „Mein Gott, das iſt ja gar nicht möglich, denn wer hätte denn ein Intereſſe dabei, das Kind zu ſtehlen? Aber, hilf Himmel, wie wird ſie die Sache aufnehmen, ſie, deren Abgott Adeline bisher war!“

„Mein lieber Schwager,“ ſagte Joe Jenkings, nachdem er einige Worte leiſe mit dem Polizeimanne geſprochen, „die Thatſache ſteht feſt, daß das kleine Mädchen gewaltſamer Weiſe geſtohlen wurde; über das Nähere hiegegen iſt der Unterofficier hier nicht unterrichtet. Das Beſte dürfte daher ſein, daß Du Dich mit Deiner Braut ſo ſchnell als möglich an den Ort des Unglücks begibſt und wenn Du willſt, ſo begleite ich Dich dahin. Vielleicht kann ich dabei zu irgend etwas nütze ſein und wär's auch nur, um Miſſis Dorah nach und nach auf den Schlag vorzubereiten, wozu Du ſelbſt für den Augenblick außer Stand biſt.“

Sie traten nun wieder in's Herrenzimmer und fanden dort natürlich Frau Wilſon in äußerſt ängſtlicher Erwartung.

„Was iſt geſchehen?“ rief ſie ihrem Bräutigam entgegen. „Gewiß etwas Nähered über die Entweichung Deines Sohnes Frederic und jedenfalls etwas Schreckliches, denn Du ſiehſt ja ſo bleich aus, als hätteſt Du ein Geſpenſt geſehen.“

„Sie täuſchen ſich, meine verehrte Miſſis Dorah,“ erwiderte Joe Jenkings, indem er ſeinem Schwager einen Wink gab, zu ſchweigen. „Nicht um meinen Neffen Fred handelt es ſich, ſondern um Ihre kleine Adeline. Denken Sie ſich, das Mädchen hat ſich verlaufen und es iſt bis jetzt nicht gelungen, daſſelbe wiederzufinden. Allein bis wir Ihre Wohnung erreichen, wird wohl Alles wieder in Ordnung ſein, da die Polizei die größte Thätigkeit entwickelt, und ſomit brauchen Sie ſich nicht beſonders zu ängſtigen.“

Das war übrigens ſchneller geſagt, als gethan und nur mit größter Anſtrengung beruhigte ſich Frau Dorah auf Joe's Zureden hin ſo weit, daß ſie nicht in ein lautes Wehgeſchrei ausbrach. Dagegen drang ſie mit aller Macht darauf, ſo ſchnell als möglich nach Hauſe zu fahren und dieß wurde denn auch natürlich alſobald in's Werk geſetzt. Auch trieb der Kutſcher die Pferde zum eiligſten Laufe an, allein dennoch war es längſt ein Uhr vorbei, als ſie von der achten Avenue in die vierundzwanzigſte Straße einlenkten.

„Mein Gott,“ rief jetzt plötzlich Frau Wilſon, indem ſie den Kopf dem Wagenfenſter näherte, und dabei fingen ihre Lippen konvulſiviſch zu zucken an; „mein Gott, welch' ein Aufſtand von Menſchen! Und alle um mein Haus herum! Großer Gott, was werde ich hören müſſen!“

„Machen Sie ſich keine zu ſchlimmen Gedanken,“ erwiderte ihr Joe Jenkings. „Sie wiſſen ja, in New-York läuft gleich eine Menge von Leuten zuſammen, ſobald nur das Geringſte vorkommt, was gegen die tägliche Gewohnheit verſtößt.“

So ſuchte er ſie zu beſchwichtigen, während ſein Schwager, der Rechtsgelehrte Benjamin Benton, beharrlich von ihrer Abſicht in der Broadſtreet an ſtille ſchwieg, als wäre er keines Wortes mächtig. Er ſelbſt übrigens, ich meine den Joe Jenkings, war keineswegs ſo ruhig, als er zu ſein ſich den Anſchein gab, denn um dieſe Tageszeit, Mittags ein Uhr, wo in New-York im Spätſommer ſtets noch die größte Hitze zu herrſchen pflegt, um dieſe Zeit konnten unmöglich ſo viele Menſchen verſammelt ſein, wenn ſich nicht etwas ganz Außerordentliches ereignet hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Altes und Neues.

Eine neue Plage in Europa. Seit vielen heißen Sommer langen in England bis dahin in Europa unbekannt und unzählige blutdürſtige Inſekten an, ſich ſehr unangenehm zu machen — die Mosquitos, — beſonders in Londen und während der Nacht. Hat man doch mit daran gedacht, mit Pappen und andern Schutzmitteln an allen Gäſte vorzuſorgen. Man verdeckt jetzt insbeſſen mit Gazeſtoff alle Haus-Oeffnungen, mit Ausnahme der Schlafzimmer, weil bekanntlich Mosquitos bemerkt; dieß gelingt aber auch ihnen zu früherer Zeit, und die Fremdlinge dürften ſich immer an Beid. Die ausſchweifendſten Vermuthungen geben über den Urſprung um, darunter auch die, daß irgend ein böſer Feind Englands, wie der „Daily Telegraph“ muthmaßt — vielleicht ein Fenier! — auf die Idee verfallen, die Mosquitos zu importiren. Eine einzige Seite wird behauptet, es habe Jemand mehrere Dutzend Larven aus den Tropenländern kommen laſſen und dieſe auf engliſchem Boden in die Nähe ſtehender Gewäſſer ausgeſetzt, wo dann die brütend ſchwüle Temperatur für das Weitere ſorgte. Eine Perſon geht, die Inſekten ſeien eine neue Species langbeiniger Spinnfüßigen mit grünen Flügeln und ähnlangenem Stachel; aber alle Indienfahrer erkennen die verhaßten Mosquito-Fliegen. Man mag ſehr, daß dieſelben durch Verwandlung der Angehaun ſchon peinliche Erſcheinung verurſachen haben. Auch aus Liverpool wird die Ankunft der Mosquitos gemeldet.

Bilderräthſel.

Auflöſung des Bilderräthſels Seite 12:
Mit Wachen und mit Wagen muß man die Ruh' erjagen.

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illuſtrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 7.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
8 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlſtich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geſchichte aus Dithmarſchen von Ernſt Willkomm.

(Fortſetzung.)

6.

Miguel's Abreiſe und Flucht.

Bald nach Miguel's öffentlicher Verlobung mit Meta war deſſen Freund, der Kapitän jener Schoonerbrigg, welche im Sturme des verfloſſenen Herbſtes an den Küſten Dithmarſchens ſcheiterte, als Führer eines neuen Schiffes wieder in See gegangen. Sein Reiſeziel war, wie ſchon oft, die großen Antillen, und Miguel Saltero verfehlte nicht, dem erprobten Freunde Briefe an die entfernten Verwandten in der ſonnigen Heimat mitzugeben. Auch vor ſeiner Abreiſe aus Oldenwöhrden ſchrieb er noch einmal nach Havanna, dießmal jedoch nur an ſeine Mutter. Er ſcherzte mit ſeiner Braut, als er ſie die Adreſſe des bereits zugeſiegelten Briefes leſen ließ und ſagte mit eigenthümlichem Lächeln und merkwürdig glitzernden Augen: „Bloß Du wohl ſagen würdeſt, wenn Du den Inhalt dieſes Schreibens kenneteſt! Biſt Du nicht bange vor Verleumdungen?“

Die Zwillinge. (S. 13.)

Digitized by Google

„Du liebst mich und hast es mich hundertmal versichert," erwiderte Meta, „mithin kannst Du mich nicht verleumden. Ich weiß, daß Du nur Gutes und Liebes von mir berichtest."

Miguel ward still, schickte den Brief aber nicht ab, sondern ließ ihn liegen, bis er seine Reise antrat, wo er ihn wieder zu sich steckte.

Der junge Kapitän war auf dem ihm anvertrauten neuen Schiffe von seltenem Glücke begünstigt. Die Reise verlief ohne jeglichen Unfall und dauerte nur kurze Zeit. Kaum hatte er die Ladung gelöscht, so fand sich auch schon einträgliche Rückfracht für ihn, und Ende August nahm das Schiff vor der Mündung der Elbe den Lootsen an Bord, um es stromaufwärts zu führen.

Es war verzeihliche Neugierde von dem Seemanne, daß er zu erfahren wünschte, wie Miguel Salliero lebe, welche Städte Europas er besucht und ob die Sehnsucht nach der Geliebten ihn bereits wieder zugeführt habe. Auch wenn er den Freunde keine Briefe aus der Heimat zu überreichen gehabt hätte, würde ein natürliches Gefühl der Dankbarkeit ihn doch zu den wohlwollenden Gastfreunden in Dithmarschen hingezogen haben, die ihn und seine Leidensgefährten im Herbst vergangenen Jahres so liebevoll aufnahmen und verpflegten.

Der Empfang des Kapitäns von Seiten des Vollmacht war herzlich, obwohl sich schon in dessen Begrüßung eine gewisse Besangenheit kund gab. Die Frau vom Hause, ebenso die Tochter blieben unsichtbar.

„Ich komme direkt von Havanna," begann der Seemann, sich in demselben Lehnstuhle niederlassend, der ihm so oft zum Ausruhen gedient hatte, „und gute Nachrichten bringe ich mit für Ihren Eidam . . ."

Ein tiefer Seufzer des Hofbesitzers machte ihn aufhören und ließ ihn im Sprechen innehalten.

„Wie? Sie seufzen?" fuhr er dann fort. „Don Miguel ist doch auf Reisen kein Unglück zugestoßen? Das würde ich schmerzlich bedauern."

„Ich bitte Sie, Kapitän, sprechen Sie nicht so laut!" fiel ihm der Vollmacht in's Wort. „Meta könnte Sie hören, und wie das Mädchen gegenwärtig gestimmt ist, weiß ich nicht, ob sie Ihnen sehr freundlich begegnen würde . . . Es liefen vor Kurzem von . . . von dem Manne, den Sie eben nannten, Nachrichten höchst trauriger Art ein . . ."

„Nun, nun, wenn der Mensch noch schreiben kann, braucht man ja die Hoffnung noch lange nicht zu verlieren . . . Wo lebt der junge Mann zur Zeit?"

Klaus Ketel Lübken heftete seine blauen, ehrlichen Augen fest auf den Kapitän und sagte tief bewegt: „Vor einem Monate, also mitten im Hochsommer, sohnte Belzunce den Verlobten meiner Tochter in London, wie er an der Seite einer auffallend geklleideten Dame von großer Schönheit, die er mit Aufmerksamkeiten überhäufte, bald im Theater, bald bei Wettrennen und andern öffentlichen Lustbarkeiten sich zeigte. Dieselbe Dame begleitete ihn von London nach Paris, denn in der französischen Hauptstadt besuchte er Anfangs voriger Woche ein durch seinen Ruf wohlbekanntes Café im Hotel Royal . . . An meine Tochter hat der Kaltherzige, wortbrüchige Mensch nur ein einziges Mal sein Abreise geschrieben!"

Den Kapitän erstarb das Wort auf der Zunge. Alles hätte er für möglich gehalten, nur nicht, daß Miguel Meta, zu der ihn eine unbesiegbare Neigung hinzog, jemals treulos und ohne Angabe irgend eines Grundes verlassen könne.

„Es ist unmöglich, Herr Vollmacht!" rief er endlich, als er wieder Herr seiner selbst geworden war. „Böse Zungen, die sein Glück beneiden, verleumden ihn, oder er ist verkannt worden! . . . Don Miguel Salliero mag sich kleine Leichtfertigkeiten und Fehltritte der Jugend zu Schulden kommen lassen, ein schlechter, herzloser Mensch, der gewissenlos mit Mädchenherzen spielt und geschworene Eide bricht, ist er nicht!"

„Ich möchte wohl wünschen, daß Sie wahr sprächen," erwiderte der Vollmacht, „leider aber ist mein Gemüthsmann ein sehr zuverlässiger Beobachter! Und es harmonirt gar zu Vielen mit dem, was dieses allzu windigen Gesellen, dessen Aeußeres jedem jungen unerfahrenen Mädchen gefährlich werden kann, zur Last fällt und ihn arg verdächtigt. Weshalb hat er meiner Tochter nur ein einziges Mal geschrieben, kurz, ohne rechten Zusammenhang, heiter zwar, nicht aber herzlich, wie eine liebende Braut es verlangt? Und warum gab er in seinem Briefe nicht einmal eine Adresse an, unter der ihn eine Antwort erreichen konnte? Bezeichnender war das nicht; der gewissenlose Mensch hatte die Absicht, ein Band, das ihm lästig zu werden begann, abzutrennen . . . Er hielt sich für frei, wenn Diejenigen, an die er sich aus freiem Entschlusse gebunden hatte, ihn nicht aufzufinden wußten. Es ist ihm dieß bis jetzt scheinbar gegliickt, denn Meta erhielt ihre Briefe zurück. Seine Freiheit aber soll sich der hochfahrende spanische Don damit nicht erobert haben. Wenigstens soll dem Unglück meines einzigen Kindes das des feigen Verrathers gleich kommen!"

Klaus Ketel Lübken sprach mit entschlossenem Ernst, und der bestürzte Kapitän sah es dem finster blickenden Dithmarsen an, daß derselbe alle Hebel in Bewegung setzen würde, um die Ehre seiner ohne allen Grund verlassenen Tochter zu retten.

„Was gedenken Sie zu thun?" fragte nach einer Weile der Seemann. „Verfügen Sie über mich, denn gewissermaßen bin ich bei dieser Angelegenheit persönlich mit betheiligt, und es ist meine Pflicht, wenn es geschehen kann, die Rolle eines Vermittlers zu spielen."

„Zuvörderst darf der Flüchtling nicht mehr aus den Augen gelassen werden," entgegnete der Vollmacht. „Da man einmal seine Spur aufgefunden und ihn selbst ertappt hat, so ist es auch leicht, ihn zu verfolgen. Schwer aber wird es sein, ihn festzuhalten und zur Erkenntniß seines Unrechtes zu bringen."

„Sie wissen gewiß, daß Ihr Gewährsmann sich nicht in der Person getäuscht hat?"

„So gewiß, wie ich weiß, daß meine Tochter durch den Wortbrüchigen um ihr ganzes Lebensglück gebracht wird!"

„Und in Paris hält sich der Sünder zur Zeit auf?"

„Ich werde unterrichtet, sobald er sich anderswohin wendet."

„Darf ich einen Vorschlag machen, Herr Vollmacht, einen Vorschlag in unser Aller Interesse?"

„Das Wort eines Freundes soll Jeder hören. Sprechen Sie!"

„Don Miguel Sallieros muß durch List zurückgelockt werden."

„Auch ich habe schon daran gedacht, nur bin ich noch nicht im Klaren, wie man ihn dazu bewegen soll, ohne Gewalt zu brauchen."

„Lassen Sie mir freie Hand und ich schaffe Ihnen den Flüchtling zur Stelle, noch ehe ein Monat vergeht!"

„Wollen Sie ihn persönlich aufsuchen?"

„Das würde wenig nützen, Herr Vollmacht. Nein, von selbst, ungerufen, in größter Eile, mithin ohne lange zu überlegen, was er thut, muß er direkt nach Hamburg kommen."

„Wie Sie das angreifen wollen, verstehe ich nicht, Herr Kapitän!"

„Auf die einfachste Weise von der Welt! Don Miguel ist leichtsinnig, wie die Meisten seiner Landsleute. Er liebt das Unterhaltende und den Wechsel in allen Arten von Vergnügungen, aber er hängt mit Zärtlichkeit an seiner Mutter, die er mit Pietät verehrt. Nichts in der Welt bringt ihn sicherer von einer Thorheit zurück, als der Name seiner Mutter!"

„Señora Dolores hat ihre Einwilligung zur Verlobung ihres Sohnes mit meiner Tochter gegeben," sagte nachdenkend der Vollmacht. „Wenn man ihm dieß vorhielt — es ist mir das in der ersten Aufregung und Bestürzung nicht eingefallen. — Aber Sie können recht haben, Kapitän!"

„Von seiner Verlobung mit Ihrer Tochter darf vorläufig nicht die Rede sein," entgegnete der Seemann. „Erst müssen wir des Flüchtigen habhaft werden; ist das geglückt, so können wir weiter gehen. Verschaffen Sie mir die Adresse Miguel's und ich stehe für das Uebrige."

Das Gespräch der Männer ward durch den Eintritt Meta's unterbrochen. Das junge Mädchen erschrak sichtlich, als sie den Kapitän erblickte, und wechselte die Farbe. Sie faßte sich aber ebenso rasch wieder, denn sie wollte dem Manne gegenüber, der mittelbar ihren gegenwärtigen Kummer verschulden half, keine Spur von Schwäche zeigen. Noch liebte sie heiß und tief ihren Verlobten, ihr Stolz aber ließ es nicht zu, daß sie irgend Jemand einen Blick in ihr schwer bekümmertes Herz gestatte. Ein rasch gewechselter Blick mit dem Vater sagte ihr, daß der Kapitän unterrichtet sei.

„Wenn Sie Alles wissen," sprach Meta, „so bessen Sie mich rächen!... Ich gebäre nicht zu jenen schwachen Mädchennaturen, die sich um einen Unbedachten zu Tode seufzen und härmen. Aber gedemüthigt und bestraft will ich ihn zu meinen Füßen liegen sehen! Und nicht eher werde ich ruhen, bis dieß geschieht! Dann kehre ich ihm verächtlich den Rücken."

Meta sprach nicht die Wahrheit. Auch ihr Aeußeres strafte sie Lügen und verrieth dem theilnehmenden Kapitän, daß sie den Verlust des Geliebten in stiller Kammer trotz ihrer hoch klingenden Worte bemeine.

„Harren Sie aus," versetzte der Seemann, „und ich bin überzeugt, Don Miguel kehrt, ehe Sie es vermuthen, als Reuiger zu Ihnen zurück. Gelegt, es geschähe dieß, wie ich glaube, weil ich sein gutes, aber leicht beweglliches Herz kenne, würden Sie den um Gnade und Vergebung Flehenden grausam verstoßen können? Wenn Ihr Auge über ihn wacht, wenn Ihr Blick den seinen nur berührt, bezugt sich auch kein weiches Herz unter die Gewalt des Liebeszauberns, der aus diesem Blicke ihn umstrahlt."

Meta senkte leicht errötheud ihr Haupt und lehnte sich an die Schulter ihres Vaters, um ein paar große Thränen zwischen den langen Wimpern zu zerdrücken.

7.

Die Rückkehr. Verführerische Einladung.

Einen Tag nur hielt sich der Kapitän in Oldenswöhrden auf, denn die Eröffnung seines Gastfreundes Lübken, dem er so tief verpflichtet war, machte eilige Rückkehr nach Hamburg nöthig. Nur von dort aus konnte

Digitized by Google

er im Interesse der Freunde erfolgreich wirken. Ehe er jedoch den Ort verließ, machte er noch einige Besuche bei ihm bekannten Persönlichkeiten, um über Miguel's Verhalten nach dessen Verlobung mit Meta Erkundigungen einzuziehen; denn er gedachte ahnungsvoll der Reuerungen, welche der Havannese an jenem sie ihn zu wichtigen Tage über Sitten und Gewohnheiten der Bewohner des Landes, dem er für's Leben angehören sollte, gemacht hatte.

Bestriedigend lautete das, was der Seemann über den wortbrüchig Gewordenen hörte, nicht, noch weniger aber konnte es als Anklage gegen den Flüchtigen benutzt werden. Alle, welche häufiger mit Miguel verkehrt hatten, gaben ihm einstimmig das Zeugniß, er habe sich nicht den geringsten Verstoß gegen des Landes Sitten und Gesetze zu Schulden kommen lassen und sei deßhalb ein Liebling Aller gewesen. Streng aber war die Erbitterung namentlich der Familienväter über die meisterhafte Verstellungskunst des tückischen Fremden, die Alle ohne Ausnahme über seinen wahren Werth getäuscht hatte. Darum lauteten auch die Urtheile über Miguel sehr hart, und der Wunsch, ja die Rothwendigkeit, den feigen Frevler aufzuspüren, um ihn bestrafen zu können, hörte die Kapitän von den Lippen auch der ruhigsten Männer.

Wenig beruhigt reichte die Versreundete des Bollmacht wie des Havannesen ab. Meta ließ sich nicht ein zweites Mal vor dem ehrlichen Seemann sehen, was dieser, wie die Dinge nun eben lagen, eher angenehm als unangenehm war. Seine nächste Aufgabe mußte jetzt die Heerbeiordnung des Treulosen sein. Er hatte dem Vater Meta's dazaut sein Wort gegeben und dieß in möglichst kurzer Zeit wieder einzulösen forderten Pflicht und Ehre.

Genau vertraut mit Miguel's Charakter, war der Kapitän über den einzuschlagenden Weg bald mit sich im Reinen. Er setzte sich hin und schrieb nur wenige Zeilen an Saltiero, die weiter nichts enthielten, als die Anzeige, daß er, so eben aus Havanna zurückgekehrt, ihm einändlich Nachrichten von seiner Mutter mitzutheilen habe, die er dem Papiere nicht anvertrauen könne. Es eile sehr, indem seine (Miguel's) Zukunft von deren Mittheilung abhänge. Da er (der Kapitän) nun selbst nicht zu ihm eilen könne, weil er von Andern abhängig sei, so ersuche er ihn (Miguel), Alles bei Seite zu lassen und auf dem kürzesten Wege zu ihm nach Hamburg zu kommen.

Dieser Brief wurde an die von dem Gewaltbramann Lübken's angegebene Adresse befördert, ein Wagniß, das dessen Schreiber besorgt machte, da es bei Miguel's gedankenlosem Leichtsinne immerhin möglich war, daß der Brief den Adressaten nicht erreichte. Es gingen jedoch keine zwölf Tage in's Land, da traf eine Antwort von dem Havannesen, und zwar aus Havre, ein. Was ihn dahin getrieben hatte, war nicht angegeben. Der Kapitän vermuthete, Miguel könne die Absicht gehabt haben, sich entweder nach der neuen Welt einzuschiffen, oder auch London aufzusuchen, um in dem Gewühl der englischen Metropole sich allen Nachstellungen der nächsten Verwandten und Freunde seiner Verlobten zu entziehen.

Die Voraussetzungen des umsichtigen Seemanns, der ein ziemlicher Menschenkenner war, betrogen ihn nicht. Furcht, es könne seiner Mutter ein schwerer Unfall begegnet sein, auf der einen, Neugierde auf der andern Seite ließen Miguel alle Klugheit vergessen. Ihn drängte es, den Mann zu sprechen, der ihm so wichtige Eröffnungen zu machen verhieß, und so gab er den wahrscheinlichen Tag seiner Ankunft in Hamburg an.

Dieß genügte vorläufig dem Kapitän vollkommen, der Meta's Vater unverweilt von dem Geschehenen in Kenntniß setzte. Viel indeß war mit dem bloßen Kommen des Havannesen noch nicht erreicht, man mußte ihn auch festzuhalten verstehen und sich seiner Person versichern, ohne daß er Argwohn schöpfte. Das war bedeutend schwieriger, indeß auch dafür wußte der verschlagene Seemann Rath. Eine unausscheidbare Reise nach Marne brachte ihn dem Wohnorte Meta's ziemlich nahe, und dahin hat der Kapitän seinen jungen Freund nachzukommen.

Miguel Saltiero, der einstweilen unbequemend vergnügt gelebt und entsetzlich viel Geld verschwendet hatte, fühlte sich von überschwänglich reichem Genuß etwas erschöpft, und schon auf der Reise überkam ihn das Bedürfniß nach Ruhe. Auch war die Kasse leicht geworden und neue Remessen noch nicht eingetroffen. In solcher Lage pflegen sich selbst Verschwender zu mäßigen und ebenso vernünftig wie gewöhnliche nüchterne Menschen zu leben. Miguel nahm sogleich nach dem ihm völlig unbekannten Orte, von dem er nicht wußte, in welcher Gegend er gelegen sei, Extrapost, und dachte nur an die verheißenen inhaltreichen Nachrichten, die ihn gegen alles Andere gleichgültig machten.

Spät in windiger Nacht erreichte er den stillen Flecken, den seine Laterne erleuchtete. Die unbequeme Kutsche, die auf schlechten Wegen schreckhaft hielt, hielt vor dem Gasthause, in welchem der Kapitän ihn beschieden hatte. Mit einem „Caraxo!" aus den Lippen stieg Miguel ab und warf einen forschenden Blick auf die im Winde rauschenden Linden, deren Laub schon gelb zu werden begann. Dann streckte er die schmerzenden Glieder und stieß wiederholt ungeduldig mit dem Fuße gegen die verschlossene Hausthüre, denn er war sehr hungrig geworden und der scharfe Wind hatte ihn in dem offenen Wagen tüchtig durchkältet. Er sehnte sich nach kräftiger Speise und mehr noch nach einem erquickenden Glase Wein.

Schwere Tritte ließen sich im Innern des Gasthauses hören, flackernder Lichtschein flimmerte durch die Ritze der alten Thür, und als sie nach Innen zurückwich, sah Miguel in das schlafsige Gesicht eines plumpen Knechtes, der ihn starr an bekannte Gestalten auf dem Hofe Stühlen's erinnerte. Seine Frage: ob der Kapitän zu sprechen sei, wurde mit gedehntem, in breites Gähnen übergehendem Nein! beantwortet.

„Der Herr, den ich suche, logirt aber doch hier?" forschte Don Miguel Saltiero weiter, dem dieser Empfang das Blut zu Kopfe steigen machte. „Ich werde erwartet und muß ihn sprechen."

Nun riß der Schlafsige seine Augen etwas weiter auf und glotzte den jungen Mann groß an.

„Sieh' so," versetzte er, „das ist 'was Anderes . . . Sie sind der Spanische!"

„Zu dienen, Mensch," unterbrach ihn ungeduldig Miguel. „Nebenbei bin ich aber auch halb verhungert und von einer verdammten feuchten Luft so durchfroren, daß ich Feuer trinken möchte, um schnell wieder Wärme in Leib und Seele zu kriegen. Rühre Dich also, Mensch, und schaffe eine bienende Dueña herbei!"

Der Knecht verstand den Havannesen, nickte mit dem Kopfe, führte ihn in's Gastzimmer, das gemüthlich eingerichtet und angenehm durchwärmt war, und stäubte zwei Talglichter an, die auf einem oblongen Tische standen.

„Es soll gleich lebendig werden in Küche und Keller," sprach er, „und der Kapitän läßt Sie gewiß nicht lange warten, denn er ist ein sehr eaffeer Herr."

Dieß Wort bewahrheitete sich auch wirklich. Es verginnen nur wenige Minuten und Miguel's Freund begrüßte den Heimgekehrten in herzlichster Weise.

„Wie sieht's aus in Havanna?" fragte Miguel ungeduldig, der vor Allem zu erfahren wünschte, welche Mittheilungen ihm seine Mutter zu machen habe. „Sie sind hoffentlich nicht der Ueberbringer einer Trauerbotschaft?"

„Im Gegentheil," erwiederte der Seemann. „Ich habe Señora Dolores im besten Wohlsein verlassen, nur ein wenig besorgt um den geliebten Sohn, der so saumselig im Schreiben ist."

Von diesem Beewurfe sahlte sich Miguel getroffen, denn er hatte seine Mutter ebenfosehr vernachlässigt wie Meta, wenn auch weniger absichtlich. „Ueber Ihr langes Schweigen," sagte der Kapitän hinzu, „führte sie bittere Klage und ich soll Sie darüber zur Rede setzen. Damen werden leicht ängstlich und machen sich die schrecklichsten Vorstellungen, wenn sie von in der Ferne weilenden Lieben oder Geliebten keine Nachricht erhalten."

Obwohl das Wort „Geliebten" von dem vorsichtigen Seemann nicht betont wurde, traf es Miguel doch wie ein Faustschlag. Er ward bleich und sein dunkles Auge suchte den Boden.

„Ich sehe ein, daß ich Unrecht gethan habe," versetzte er, „indeß bin ich einigermaßen entschuldigt. Auf Reisen, besonders wenn man seinen Aufenthalt häufig wechselt, wie ich es gethan habe, wird man zu sehr zerstreut."

Der Kapitän gab das zu und fragte mit vieler Theilnahme nach dem, was Miguel gesehen, und nach den Städten, die ihm am Meisten gefallen hätten. Während dieser Unterhaltung ward dem spät angekommenen Gaste das Abendbrod, aus kalten Speisen bestehend, aufgetragen, dem das bienende Mädchen ein paar volle Flaschen und zwei Gläser hinzugefügen nicht versäumte.

„Ein Glas auf Ihr und aller derer Wohl, denen das Ihrige am Herzen liegt, will ich mit Ihnen leeren," sprach der Kapitän und goß die Gläser voll; „beim Essen jedoch kann ich Ihnen nicht Gesellschaft leisten."

Miguel hatte die Speisen bereits probirt, denn er war ungewöhnlich hungrig; mit dem Kapitän aufstehend, that er jetzt einen tiefen Zug aus dem Glase.

„Caraxo!" rief er aus, das saft leere Glas niedersetzend, „das ist, so wahr ich der Sohn meiner Mutter bin —" er stockte und probirte das Getränk noch einmal.

„Dithmarscher Punsch, nichts Anderes," fiel ihm der Kapitän in's Wort. „Kennt Ihnen das so wunderlich vor. Wir sind ja in Dithmarschen."

Miguel befand sich in einer Lage, die ihn momentan echt albern aussehen machte. Er ahnte die nächste Frage des Kapitäns, die er entweder gar nicht oder nur durch eine Lüge beantworten konnte, und er war auf ein derartiges Examen so gar nicht vorbereitet. Der Seemann merkte, wie es mit dem leichtsinnigen Herrn stand, und da es nicht in seinem Plane lag, ihn mißtrauisch zu machen, sondern ihn um jeden Preis der

Digitized by Google

verlassenen Braut wieder zuzuführen, so benützte er die sichtliche Bestürzung desselben zu einem Scherze.

„So also stehen die Sachen!“ fuhr er lächelnd fort und füllte die Gläser auf's Neue. „Sie haben doppelte Sünden auf sich geladen und fürchten dafür Buße thun zu müssen!... Hab' es wie soll gedacht!... Aber weil Señora Dolores mit Ihrer Wahl so ganz zufrieden ist, will ich Ihnen beistehen und Ihr Fürsprecher bei dem Vollmacht sein, wenn wie ihn Morgen besuchen.“

„Ich glaube, es wird mir dieß... Morgen... kaum möglich sein,“ stotterte Miguel und leerte mechanisch und völlig gedankenlos sein Glas, während kalter Schweiß seine Stirne feuchtete. „Ich fühle mich wirklich... ganz unwohl.“

„Sie haben zu rasch gegessen und getrunken,“ versetzte der Kapitän, „und ein wenig angegriffen von der Reise sind Sie wohl auch. Das verwindet man leicht in so jungen Jahren. Ich versprech Ihnen, daß Sie Morgen, wenn Sie nach sanftem Schlafe erwachen, sich wohl und glücklich wie im Paradiese fühlen werden. Dann sollen Sie auch erfahren, was ich Ihnen Wichtiges im Auftrage Ihrer Mutter zu eröffnen habe. Gute Nacht! Träumen Sie von denen, die Sie keine Sekunde vergessen sollten!“

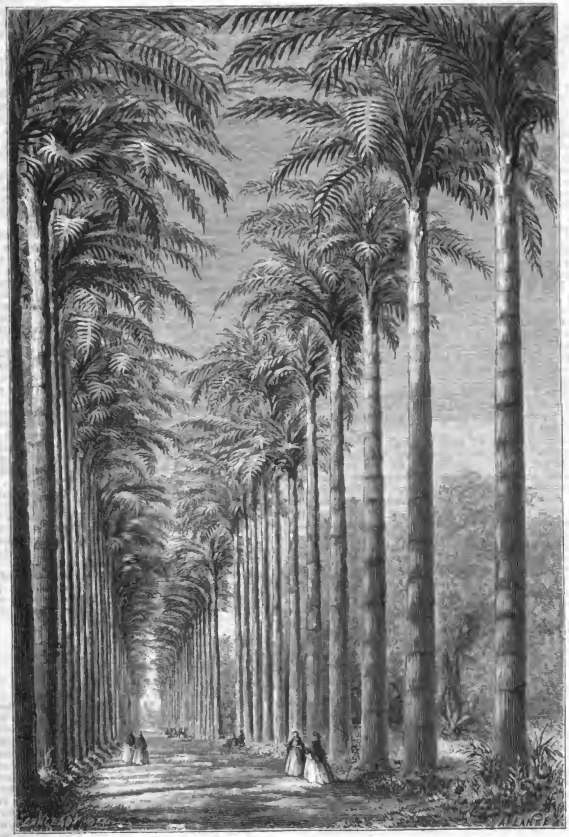
Der Kapitän ließ sich nicht halten und Miguel sah sich allein, ehe er noch recht wieder zu sich selbst kommen konnte.

Die gewünschte Nachtruhe wollte sich jedoch für den so unerwartet Ueberrumpelten nicht finden. Er wälzte sich auf seinem Lager, als würde er von den heftigsten Schmerzen gepeinigt, und seine Pulse flogen wie im Fieber. Obwohl er weit entfernt war anzunehmen, daß der Kapitän ihm gegenüber nur die Rolle eines Lockvogels spielen könne, reute es ihn doch, seiner Einladung Folge gegeben zu haben, und hätte er gewußt, wie er es anzufangen habe, um möglichst schnell aus der Nähe derer zu kommen, deren Begegnung er um jeden Preis zu vermeiden trachtete, so würde er sich noch während der Nacht durch heimliche Flucht zu retten gesucht haben.

Daran jedoch war aus verschiedenen Gründen nicht zu denken. Unbekannt mit den Oertlichkeiten hätte er sich leicht zu seinem Nachtheile verirren, oder denen, die er meiden wollte, in die Hände laufen können! Sodann fehlte es ihm, wie schon angedeutet ward, an genügenden Mitteln. Ging aber Miguel das Geld aus, so kam ihm auch aller Muth und alle Zuversicht sehr rasch völlig abhanden.

So bange ihm nun's Herz war, freute es sich doch, als der Morgen zu dämmern begann und das Geräusch des erwachenden Lebens sich in dem bisher todtenstillen Orte hören ließ. Bald auch ward es im Gasthause lebendig, Thüren gingen auf und zu und ein Wogen polterte auf

Digitized by Google



Die Palmenallee im botanischen Garten von Rio de Janeiro. (S. 78.)

Digitized by Google

dem Hosthore. Da drang die Stimme des Kapitäns zu ihm, der, laut an die Thür seines Zimmers klopfend, sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigte. Die Antwort Miguel's klang unterirdisch und wenig beruhigend.

„Um so nöthiger ist es, daß Sie bei Zeiten in die frische Luft kommen," versetzte der Kapitän. „Sie sollen Theilhaber eines Vergnügens sein, das Sie noch nicht kennen, das aber zu den anregendsten gehört, die sich ein junger Mann wünschen kann. Sie jagen gern, nicht wahr, und haben ein scharfes Auge und eine sichere Hand?"

„Heute, fürchte ich, wird Beides mir fehlen," entgegnete Miguel. „Nach einer Nacht, wie ich sie durchlebt habe, pflegt man zu zittern. Aber was soll denn gejagt werden? In einem Lande ohne Wald kann man doch höchstens ein paar Hasen schießen, oder ein Volk Rebhühner auftreiben, falls es deren hier gibt."

„Mit solchen Kleinigkeiten befassen sich die echten Rinvede dieser Küsten nicht," erwiderte der Kapitän. „Wie das Meer der Tummelplatz ist für die Muthigsten unter ihnen, auf dem sie sich Reichthümer erwerben, so suchen sie auch die Woge auf, wenn sie sich erlustigen wollen. Kurz und gut, ich bin eingeladen, einer Seehundsjagd beizuwohnen, und da ich Sie doch unmöglich hier allein sitzen lassen kann und ich Ihnen ohnehin viel zu erzählen und mehr noch mit Ihnen zu besprechen habe, so nehme ich Sie mit. Sie wissen, die Leute hier sind gastfrei, und an derselben Ausnahme wird es Ihnen bei den Verandtsattern dieser Jagd nicht fehlen."

Den Miguel Saltiero's dunkle Augen flammten wie Fackeln. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, unermüdlich und tollkühn, und Gefahren auf Jagden hatten für ihn etwas unwiderstehlich Verlockendes.

„Eine Jagd auf Seehunde!" sprach er jetzt und sein schlanker, sehniger Körper schien zu wachsen. Die schlaflos verbrachte Nacht war vergessen, das Kopfweh, das ihn beim Aufstehen peinigte, verschwunden. Es stand ihm eine abenteuerreiche Lustbarkeit bevor, die keinen zu fernen und in allen Einzelheiten durchzugenießen für Miguel wie geschaffen war. „Eine Seehundsjagd!" rief er noch einmal. „Das muß ja etwas ganz Besonderes sein! . . . Aber wie wird man dieser Thiere, die ziemlich scheu sein sollen, habhaft? Sie schwimmen dem Menschen doch nicht massenhaft entgegen. Und wo ist der Schauplatz des eigenthümlichen Jagdvergnügens?"

Miguel hatte seine Mutter und die Mittheilungen, welche ihm der Kapitän noch schuldig war, vollständig vergessen. Er schwelgte bereits in dem Genusse, der ihm bevorstand, und welcher seiner Neugier wegen für ihn doppelten Reiz hatte.

„Verlassen Sie sich ganz auf meine Freunde," erwiederte der Seemann, der jetzt an dem glücklichen Gelingen seines Ausflugs nicht mehr zweifelte. „Es sind tüchtige, kesekte Männer, die einen Riemen ebenso gut zu handhaben verstehen, wie sie gewandt einen muthigen Rennee tummeln und eine Möve im Fluge erlegen können. Der Geschichtete von Allen besitzt einen gewaltig großen Hof im Kronprinzenkoog und mit ihm steht wo einem sehr Schiffahrung Waizen in Unterhandlung. Zu diesem Manne fahren wir zunächst; dann geht es weiter in die Außendeiche, die ebenfalls größtentheils sein Eigenthum sind, und von dort steuern wir hinaus auf's Wattenmeer. Das Wetter könnte nicht prächtiger sein zu einer Jagd auf Robben!"

Miguel stellte keine weiteren Fragen bezüglich der Jagd an den Kapitän, nur was er unter den Außendeichen zu verstehen habe, begehrte er von ihm zu wissen.

Diese Außendeiche, vor dem Kronprinzenkooge gelegen, waren zur Zeit unserer Erzählung bloßes Weideland, auf welchem eine sehr bedeutende Anzahl Rinder reichliches Futter saud. Bei jeder Flut wurden sie in eine Menge kleiner Inseln verwandelt und vom Festlande völlig abgetrennt. Später hat man sie landfest gemacht, nach allen Seiten hin gegen den Andrang der Wogen durch hohe Seedeiche geschützt, und leidlich bilden sie einen der furchtbarsten Kooge an den Küstenstrichen Dithmarschens.

Der Kapitän mußte dem wißbegierigen Havannesen, der jedes seiner Worte verschlang, während der Fahrt durch das flache, baumlose Land viel erzählen von der Art, wie man Seehunde beschleiche, und in welcher Weise man sich ihnen am Leichtesten nahen könne. Darüber vergingen gläcklich die Zeit, ohne daß Miguel an die ihm doch sehr am Herzen liegenden Mittheilungen erinnerte. Der Kronpeinzenkoog war erreicht und vor ihnen lag das langgestreckte, steile Strohdach des großen Hofes, auf welchem sich die Jagdgesellschaft zusammenfinden sollte.

Ein wahrer Riese von Gestalt begrüßte die Ankommenden, ein Mann, welcher den jungen, schmächtigen Pflanzer um mehr als eines Kopfes Länge überragte. Er trug seinen Jagdanzug, was Miguel erwartet hatte, wohl aber jene unverwüstlichen plumpen, hohen Wasserstiefeln, die sein ästhetisches Gefühl so oft schon verletzt hatten. Es kostete ihm auch jetzt einige Ueberwindung, um seinen Anstoß daran zu nehmen; da er sich aber doch sagen mußte, daß Robbenjäger mehr noch als gewöhnliche Jäger auf dem Lande gewöhnt sein könnten, durch Dick und Dünn zu gehen, so lohnte er sich leicht mit der ihm so auffallenden Tracht aus.

Der Kapitän stellte seinen Begleiter vor und pries dessen gute Eigenschaften als Jäger. Der Riese aus dem Kooge drückte ihm lächelnd die Hand, warf einen lurzen Blick auf Miguel's feines Schuhwerk, und sagte darauf: „Das ist ja vortrefflich, junger Herr, nur werden Sie wir nachahmen und Ihre Füße in dichtere Stiefeln stecken müssen. Schlick und zäher Kleiboden sind sein Parket, es ist aber just das Lieblingsterrain der Seehunde, auf dem sie sich gar lustig zu tummeln verstehen, wenn sie Salzwasser in der Nähe wissen."

Ueber des Havannesen Gesicht flog ein Schatten. Er sollte eine Tracht anlegen, die er hafte und über die er im Stillen so oft schon gespöttelt hatte! Es war das für ihn eine starke Zumuthung, gegen welche sich seine Eitelkeit gewaltig sträubte. Und dennoch — wollte er die Aufregungen eines noch unbekannten Jagdvergnügens ganz genießen, so mußte er sich den Anordnungen des Mannes fügen, von dem seine Aufnahme unter die Jäger allein abhing.

Ohne Miguel's Antwort abzuwarten, drängte der riesige Hofbesitzer diesen sammt dem Kapitän in's Haus. Hier befand sich die ganze Jagdgesellschaft, bereits vollständig zum Aufbruche gerüstet. Alle präsentirten sich in kolossalen Wasserstiefeln, die doppelläufigen Büchsen über die Schultern geworfen.

Ohne erst eine direkte Aufforderung des Hofbesitzers abzuwarten, suchte sich der Kapitän unter den vorhandenen Fußbekleidungen verschiedener Größen diejenige aus, die ihm am passendsten schien, und verwies seinen Begleiter auf ein weniger klatt gearbeitetes Paar, das dem wählerischen, auf feinen ungewöhnlich kleinen Fuß eitlen Miguel noch immer ein leichtes Grausen erregte. Indeß, er faßte sich ein Herz und legte die Stiefeln an. Recht passen wollten sie freilich nicht, allein die weiten Schäfte waren weich, drückten durchaus nicht, und wenn er sich nur Zeit nahm, so konnte er auch darin gehen, ohne daß er fürchten mußte, über die eigenen Füße zu fallen.

So ausgerüstet bestieg die Jagdgesellschaft die in Bereitschaft gestellten offenen Stuhlwagen. Miguel als fremder Gast mußte neben dem Herrn und den Kooge Platz nehmen, der sein feuriges Zweigespann selbst lenkte. Hinter ihm nebst einem andern Herrn saß der Kapitän, der absichtlich den wankelmüthigen Spanier nicht aus den Augen lassen wollte.

Miguel hatte an seinem Nachbar einen sehr unterhaltenden Mann, der fortwährend sprach und ihn auf Alles, was einem Fremden interessant sein konnte, aufmerksam machte. Diese muntere und aus einem guten Herzen kommende Geprächigkeit verscheuchte auch bald gänzlich die Scheu, welche Miguel anfänglich vor dem gewaltigen Dithmarsen empfand.

Die Flut war schon stark im Zurückweichen begriffen, als die Wagen den Deichabhang hinabrollten, um in die Furt abzubiegen, welche über das Watt nach den oben Grasstrecken der Außendeiche führte. Obwohl sich das Watt an dieser Stelle bedeutend hob, war es doch noch immer mehr als fußhoch von grauem Seewasser überströmt, das in stark fließender Bewegung einen gefährlichen Anblick gewährte. Die an das Gurgeln und Brausen längst gewöhnten Pferde scheuten indeß nicht zurück, sondern trabten gelassen in das nasse Element, das nach einer Fahrt von zwanzig Minuten dem festen Kleidoden wieder Platz machte.

„Da wären wir denn zur Stelle!" sprach der Herr aus dem Kooge und trieb durch Schnalzen der Zunge sein Zweigespann schärfer an. „Beim Meier wollen wir einen Trunk nehmen, denn wir werden harte Arbeit bekommen, und dann unverweilt die Boote besteigen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Zwillinge.

(Bild S. 73.)

Wer hätte nicht als Kind mit Entzücken der wundersessamen Geschichte gelauscht von der Goldmarie, die von der bösen Stiefmutter in den Brunnen gestoßen wird und doch zum Lohn für ihre gutes, mitleidiges Herz von überschwenglichen Geschenken ganz vergoldet nach Hause zurückkehrt, während der Stiefmutter leibliche Tochter heulenden abenteuerlichen Brunnenweg zur Strafe für ihre Herzlosigkeit als übelriechige Pechmarie zurückkehrt? Oder der rührenden Geschichte von dem armen, guten, schönen Aschenbrödel, das daheim mit bittern Thränen Erbsen auf der Asche lesen muß, während die häßlichen Schwestern in schönen Kleidern zu Tanz und Lustbarkeit fahren — und das dennoch den allerschönsten, allerprächtigsten Grafen zum Mann bekommt, während die eiteln, hartherzigen Schwestern natürlich alte Jungfern werden! Diese und hundert ähnliche Kindergeschichten von bösen Müttern und noch bösseren Stiefmüttern werden uns, wenn das Herz noch weich und das Ohr noch gläubig ist, gar zu gern erzählt, — sie gehören ja zu den sogenannten moralischen!

Digitized by Google

Und doch haben viele moralischen Geschichten, in denen eine Mutter — gleichviel ob Stiefmutter — ihr eines Kind in blinder Liebe dem andern vorzieht, ihre gar gefährliche Schattenseite, sie reizen das Kind zu mächtig an, zu unterlaufen: bin ich im Herzen meiner Mutter nicht etwa auch ein Aschenbrödel — oder gar die arme Marie vor ihrer Bergoldung? Mit essersüchtigem Scharfsinn verfolgt das arme Kind diesen Gedanken und beobachtet die Mutter und die Geschwister mißtrauisch . . . und wie oft findet es nicht ein Häkchen, den Argwohn weiter zu spinnen . . .

Das Kindesherz ist ein wundersam weicher und fruchtbarer Boden, in dem Alles überreich aufgeht, was die Mutter aus ihrem Herzen hineinlegt: süße, duftige, fruchtbringende Liebe — trostlose Gleichgültigkeit . . . und wohl gar den giftig wuchernden Haß!

Und es brauchen nicht immer böse Stiefmütter zu sein, die ein Kind dem andern vorziehen. — — Das Mutterherz ist ein wunderlich Räthsel, schwerer zu verstehen wie das Räthsel der Sphinx. Das Mutterherz hängt sogar oft mit blinder Liebe an dem einen Kinde, während es kalt bleibt für das andere — über deren leimenden jungen Leben es doch zu gleicher Zeit im hoffenden Mutterglück hüpfte!

Solch' ein düsteres Räthsel deutet unser Bild an.

Elli und Lilli sind Zwillingsschwestern — und doch hat Elli sich schon hundertmal in ihrem bitter jungen kleinen Herzen gefragt: „Liebt Mama die Lilli nicht viel mehr als mich? — ja, das Stückchen Kuchen, das Lilli heute zum Kaffee bekam, war wirklich viel größer als das meine — und zum Frühstück gab Mama ihr neun Kirschen und mir nur sieben — wie triumphierend der garstige Affe mir die beiden überzähligen Kirschen zeigte und mich auslachte! Und neulich gestern, als sie den Blumentopf vom Fensterbrett in die Stube gestoßen hatte, wofür ich im vorigen Sommer einmal hungrig zu Bett gehen mußte, sagte sie lachend zu mir: „Elli, o, Mama thut mir nichts dafür, Du weißt doch, ich bin ihre Allerbeste!" — Das abscheuliche Ding — die falsche Schmeichelkatze! Immer springt sie schmeichelnd auf Mamas Schooß und Mama thut schön mit ihr, während ich mit der alten, häßlichen Puppe spielen muß . . . Mama sage lehrt sogar zu Papa, als ich im Nebenzimmer war: Ansere Lilli ist doch viel reizender, als die linkische Elli' — — ja, ich weiß es, ich bin das Stiefkind und werde immer zurückgesetzt . . . und wenn ich auch ebenso hübsche Kleider trage, wie Lilli, so thut Mama das nur vor den Leuten und weil es Mode ist, daß Zwillinge immer gleich gekleidet gehen . . . O, ich will die Mama und die Lilli gar nicht mehr lieb haben — ich will ihnen Alles zum Trotz thun — ich will unartig und böse werden — ich will . . ."

Und die arme Elli steht da mit hängender Lippe und schaut mit brennenden, bösen Augen voll Tücke und Neid zu, wie die Mutter mit der vorgezogenen Schwester zärtlich kost.

Arme, blinde Mutter, daß Du denen keinen Blick für den häßlichen Funken, der in dem Auge Deines zurückgesetzten Kindes flammt? — Geschwind — geschwind fach' ihn zu löschen mit den Thautropfen Deiner Mutterliebe, ehe es zu spät ist — ehe dieser Funken weiter und weiter frißt und das Herz Deines armen Kindes sich vollends von Dir abwendet — mit Verachtung — mit glühendem Haß . . .

O, es sind wirklich sehr moralische Geschichten, die von der Goldmarie und der Pechmarie und Aschenbrödel — — vor Allem aber kann das Mutterherz viel daraus lernen!

Die Palmenallee von Rio de Janeiro.

(Bild S. 77.)

Das Studium der Naturwissenschaften steht in den jungen Staaten der neuen Welt noch auf keinem sehr hohen Standpunkte. In den Vereinigten Staaten lassen die industriellen und kommerziellen Strebungen wenig Zeit zu wissenschaftlichen Studien. Im südlichen Amerika tritt dem Fortschritt der Künste und Wissenschaften der Mangel an Sicherheit, die Häufigkeit der politischen Umwälzungen, der Mangel an finanziellen Hilfsquellen, und man darf es wohl sagen, die sinnliche Indolenz der Kreolen spanischer und portugiesischer Abkunft hindernd in den Weg. Man wendet deshalb vergeblich wissenschaftliche Etablissements suchen, die sich mit denen vergleichen ließen, auf welche die großen Nationen Europas mit Recht stolz sind. Die einzige Hauptstadt Brasiliens, Rio de Janeiro, besitzt einen botanischen Garten, einen Garten, der ebensosehr durch seine Lage, seine Ausdehnung, als durch die Schönheit seiner Pflanzen sich auszeichnet, für den jedoch die Natur selbst mehr gethan, als die Menschen. Der Garten liegt eine Stunde von der Stadt, hinter dem Carcovado und zwischen diesem Berge und dem Meer. Eine prächtige Baum- und Lianenhecke trennt ihn von der Straße. Sandalleen, Gitter und Bänke umgeben ein Bassin; ein hübsches Häuschen, das sich murmelnd durch ein Steinbett gewunden, bildet zuletzt einen Wasserfall. Aber die interessanteste des ganzen Gartens ist eine wahrhaft monumentale Allee von riesigen Palmen; sein von der Kunst errichteter Säulengang darf sich mit dieser wunderbar schönen natürlichen Kolonnade messen, bei welcher der Künstler nur die gerade Linie angegeben. Die Höhe und Regelmäßigkeit der grauen, glatten Stämme dieser Riesenpalmen; die alten Blätterkronen, die noch im Stamme hervortreten, und die mit der Farbe dazu beitragen, die letztern dem Steine ähnlich zu machen; die Wipfel der Säulen in schönem Grün; die eleganten Blätterbüschel, die, sich gegeneinander neigend, diese herrliche Allee bilden; endlich die kleinen Palmen am Fuße jedes Palmbaums, um den Schatz zu vervollständigen: Alles harmonirt bei diesem Denkmal der Natur, bei dem die Kunst nur wenig nachgeholfen. Hinter der Allee zeigt sich die imposante Masse des Carcovado. Sieht man hier die außerordentliche Wirkung, welche die schöne Form der Palme, diese Königin der Pflanzen, hervorbringen kann, so wird man nicht länger zweifeln, daß diese prächtige Pflanze entschieden auf die Ordnungen der Architektur von Einfluß gewesen sein muß.

Die Hallore.

(Bild S. 76.)

An den Ufern unserer größeren und kleineren Flüsse im Norden wie im Süden Deutschlands begegnen wir noch häufig einem wunderlichen Gespann, das unter hellem Hallo an weit in's Wasser hineinlaufenden Stricken die Schiffe zu Berg ziehen. Kräftige Pferde, auf deren jedem ein Fuhrmann sitzt, sind hintereinander gespannt, da die Pfade längs der Flüsse nur schmal sind, und ziehen mit dem Aufwand all' ihrer Kraft — die Entfernung der Last von der Kraft erschwert ja die Erstere — das Schiff, da wo das Strombett nicht tief genug ist, um die Fahrt der Schleppdampfer zu ermöglichen oder noch überhaupt keine Dampfer gehen. Ist schon die Anstrengung für die Pferde eine ganz ungeheure — wer es einmal gesehen, weiß das! —, so ist die Tualerei eine noch viel furchtbarere, wo, wie an den nordwestlichen Flüssen, der Uferweg, der Treidelpfad, der Oberelbe, der Spree, ausschließlich menschliche Kraft in Anspruch genommen wird und diese die Vorspann bildet. Die Schiffsleichen, welchen die Stricke, die in dem Seile zusammenlaufen, das an der Mastspitze des Schiffes hält, um die Schultern gebunden sind, haben mit solcher Anstrengung zu arbeiten, daß sie sich noch mit großen Stücken in den Boden festklammern müssen und gewissermaßen auf der Erde rudern. Gegen die Mündung der Flüsse übernimmt das Segel den Dienst der Schiffsleiber und die Thier- und Menschenqualerei der Halloer, die von ihrem Ruf den Namen tragen, hat ein Ende.

Altes und Neues.

Marcell auf der Eisenbahn. Die Passagiere des nächsten Eilzuges von Prag nach Dresden hatten kürzlich eine seltene Ueberraschung. Schon setzte sich der Zug langsam in Bewegung — da wird hastig die Thür aufgerissen und in das Coupé springt eine wundersame Erscheinung, als sei sie dem Grabe verschlossener Jahrhunderte entstiegen. Es ist ein Greis mit weißwallendem Barte und bibernen Locken, er trägt ein landesgarantirt federwammst. gelbe Stiefel mit flirrenden Sporen und ein mächtiges breites Schwert . . . Allgemeines Staunen . . . endlich die heiserste Aufklärung des Räthsels. Der Mitcollaborateur ist der Sänger Scaria. Seine letzte Gastrolle in Prag war der Marcell in den Hugenotten. Die Vorstellung dehnte sich weit über zehn Uhr hinaus — und Scaria mußte schon am andern Morgen bei der Opernprobe in Dresden sein. Schon war im Bahnhofe das Glockenzeichen des Eilzuges ertönungen — und noch fand Marcell-Scaria im nahen Restaurateur Theater lebend auf der Bühne . . . kaum war er jedoch weg, so sprang er in seinen weißen Kostüm von der Bühne auf die Straße — in einen bereitstehenden Wagen — rollte im Sturmgalopp nach dem Bahnhofe und kam noch glücklich mit dem Zuge nach Dresden weiter.

König Theodor's Irrthum. In den Ersten, welche die Besichtigungen des Magdala überstiegen, gehörten der Lieutenant Simmn und der Reisende Rohlfs. Sie brangen zuerst in das Zelt Theodor's ein und fanden auf seinem Lager das Tagebuch liegen, noch zur Hälfte mit Arrac gefüllt. Simmn nahm es an sich, gab es aber, wie es bei den englischen Kriegszügen Sitte ist, in die allgemeine Beute, aus der es so wieder erkaufte. Das Heer ist ein rohes Fabrikat, ein mächtiges Bücherheer, dessen starke Bande durch eine Scheere verschlossen und dessen Spitze abgeschnitten ist. Hierdurch ist eine Oeffnung von ungefähr einem Zoll Durchmesser entstanden, welche mit einem Holzkeile, wie man ihn in einigen Provinzen mit einem gewöhnlichen Messer schneiden kann, verschen ist. Das Ganze ist mit einer ungeheuren, aber haarlosen Büffelhaut überzogen, die mit recht großen unzierlichen Stichen genäht ist. Zum Tragen über der Schulter ist ein Riemen an den beiden Enden des Heers befestigt, welcher aus einem Streifen Büffelhaut besteht und in Folge langen Gebrauchs durchgerissen ist. Ein gewöhnlicher Knoten hat den Schaden ausgebessert. Das Trinkhorn ist ohne Zweck, roh gearbeitet und von vieler Benutzung ziemlich ausgehöhlt. — Der Lieutenant Simmn hat das interessante Horn kürzlich dem Könige von Preußen in Emd als Geschenk dargebracht.

Digitized by Google

Der zahme Fuchs und die Haushühner.

Originalzeichnungen von **M. Haider.**

I.

Das Füchslein, fünf Tage alt, noch blind und sehr unschuldig.

Den zehnten Tag gehen dem Fuchs und dem Huhn die Augen auf.

Mit drei Wochen ist er noch schüchtern in seiner Gefangenschaft.

Vier Wochen alt, wird er neugierig.

Nach fünf Wochen wird der Fuchs keck, zeigt sich aber noch gutmüthig.

In der sechsten Woche ist der Fuchs zahm und die Hühner haben sich an ihn gewöhnt.

Sieben Wochen, noch Alles in größter Gemüthlichkeit.

Acht Wochen alt, regt sich die Fuchsnatur.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von **Theodor Griesinger.**

(Fortsetzung.)

Endlich hielt das Gefährt vor dem Portal des Hauses, welches Frau Dorah Wilson bewohnte, und sie sprangen aus dem Wagen heraus. Es wurde ihnen aber schwer, in's Haus hineinzugelangen, indem das Gedränge der Neugierigen hier in der That fast alle Grenzen überstieg. „Das ist sie, die Mutter des gestohlenen Kindes," flüsterten Einige und wie ein Lauffeuer ging das Wort weiter. Frau Wilson hörte es übrigens nicht, da sie, gefolgt von ihren beiden Begleitern, in aller Eile die Treppe hinaufstieg.

Auch oben auf dem Hausflur stand es dicht gedrängt voll von Menschen; doch nicht um Neugierigen, sondern mit Beamten und Offizieren der Polizei, an ihrer Spitze der Superintendent in Person.

„Wo ist meine Adeline?" schrie ihnen Frau Wilson entgegen. „Haben Sie sie noch nicht gefunden? Sie kann sich doch nicht allzuweit verlaufen haben!"

„Misses Wilson," erwiderte ihr der Superintendent, indem er gegen sie vortrat, „Sie scheinen noch nicht mit der vollen Wahrheit vertraut zu sein. Ihr Töchterlein hat sich nicht verlaufen —"

Weiter konnte er nicht reden, denn in diesem Augenblicke brach sich ein weibliches Wesen durch die Anwesenden Bahn und warf sich der Frau Wilson mit Ungestüm zu Füßen. „Treten Sie mich," schluchzte die Person in unartikulirten Tönen, indem sie die Kniee der Frau Wilson krampfhaft umklammerte; „stoßen Sie mich, tödten Sie mich, denn ich verdiene es nicht besser. Nein, nein," setzte sie mit vollem Blicken hinzu, als sich ihr einige der Anwesenden näherten, „rühren Sie mich nicht an, zu ihren Füßen will ich sterben."

Es war Poll, die Kammerzofe, die sich so rasend geberdete, und nun erst, bei diesem Anblick, bekam Frau Wilson eine Ahnung von dem, was sich zugetragen.

„Poll," sagte sie leise, fast nur hauchend, denn ihre Brust arbeitete, als wollte sie ersticken, „Poll, sage mir Alles. Was ist mit Adeline geschehen?"

„Nun die Wahrheit ist," erklärte der Superintendent, indem er einigen vorgetanzten einen Wink gab, die Kammerzofe zu entfernen; „Ihre Adeline hat sich nicht verlaufen, sondern sie ist gestohlen oder vielmehr gewaltsam geraubt worden."

Mit rollenden Augen sah ihn Frau Wilson an, als er ihr so schonungslos die nackte Thatsache enthüllte. Dann stieß sie einen furchtbaren, schrillen Schrei aus, und sank einer Leiche gleich zu Boden.

Natürlich traf man nun alsbald die nöthigen Anordnungen zu ihrer Wiederbelebung; allein Joe Jenkings, der hierbei eine besondere Thätigkeit entwickelte, während Benjamin Benton, obwohl er der Bräutigam war, weder Hand noch Finger rührte und darneben saß, als hätte er seine fünf Sinne nicht bei einander — Joe Jenkings sah bald ein, daß hier gewöhnliche Mittel nichts helfen würden und ließ sofort die Thumädrige durch ihre zweite Dienerin mit Hülfe einer benachbarten Frau zu Bette bringen. In gleicher Zeit hat er den Polizeichef, in aller Eile einen Arzt herbeiholen zu lassen, und hatte seine Ruhe, als bis dieser sich in Person an Bette der Kranken befand. Jetzt erst wandte er sich an die anwesenden Beamten, um den wahren Sachverhalt zu erfahren, und diese sämmten natürlich seinen Augenblick, ihn von Allem, was sie wußten, in Kenntniß zu setzen.

Sie wußten jedoch nicht allzuviel und jedenfalls — obwohl mit Poll und der zweiten Dienerin, sowie mit allen Nachbarn bereits ein ganz genaues Verhör angestellt worden war — viel zu wenig, um aus dem Mysterium klug werden zu können. Nur Folgendes stand fest. Gleich nach der Abfahrt der Frau Wilson mit ihrem Bräutigam hatte sich Poll mit der kleinen Adeline in den Garten begeben, der sich, theils neben, theils hinter dem Hause hinzog und beschäftigte sich da mit einer weiblichen Arbeit, während das Kind in ihrer Nähe spielte. Der Garten war rings von einer Mauer umgeben und man konnte in ihn nur durch das ansstoßende Haus gelangen. Die Hausthüre aber hatte die zweite Dienerin, das ist die Köchin, nach der Abfahrt ihrer Herrin fest verschlossen, und wem wäre also da irgend eine Gefahr in den Sinn gekommen, wenn gleich damals noch in der nächsten Nähe nur wenig bewohnte Häuser standen? Ungefähr eine Viertelstunde verging so in aller Ruhe, da hörte sich in einiger Entfernung ein Drehorgelspieler vernehmen und dieser kam immer näher, bis er endlich auf dem Trottoir der Straße hart am Garten stehen blieb. Es war dem Aufsehen nach — vielleicht auch in der Wirklichkeit, denn darüber ließ sich nach kein Urtheil fällen — ein ganz gewöhnlicher Orgelmann, wie deren tägsich Hunderte in den Straßen von New-York, sowie in der Umgebung der Stadt, umherziehen sind, und die Melodieen seines Leierkastens unterschieden sich ebenfalls in nichts von denen der übrigen Leierkästen; allein die Bewohner von Nordamerika, vor Allem der weibtiche Theil derselben, haben einmal, wie Jedermann weiß, der auch nur kurze Zeit in der Union lebte, eine wahrhaft krankhafte Vorliebe für solche Melodieen, troh der kreischenden Töne, in denen dieselben sich bewegen, und wo nur immer ein Leierkastenmann aufspielt, da bleiben ihrer Dutzende stehen, um diesem eigenthümlichen Ohrenschmause zu lauschen. Was Wunder also, wenn auch die Kammerzofe Poll an die Gartenmauer trat, während oben im Hause die Köchin ein Fenster aufriß, damit ihr ebenfalls kein Ton entgehe? So spielte denn der Orgelmann seine fünf bis sechs Weisen ab und als die letzte, die er hören ließ, war die Melodie: «O Susannah don't cry for me», das Lieblingslied aller irländischen und anderen Dienstmädchen aus New-York, insbesondere aber auch das Lieblingslied von Poll, der Kammerzofe und Kindswärterin von Frau Dorah.

„He, Mann," rief sie daher, als das Lied zu Ende war, dem Orgeldreher zu, während ihre Augen vor Verzügen frachten; „he, Mann, könnt Ihr die Melodie nicht wiederholen? Ich gebe Euch einen Zirpense, wenn Ihr es thut."

Der Orgelmann erwiderte kein Wort, sondern drehte an seiner Kurbel, und im Momente ertönte dieselbe Weise zum zweiten Male.

Ha, wie glühte nun das Antlitz der hübschen Poll! Allein siehe da, plötzlich wurde sie aus allen ihren Himmeln herabgerissen, denn eze noch das Lied von der Susannah halb zu Ende war, dörte sie hinter sich einen Angstschrei, wie den eines Kindes, und nun fiel es ihr auf einmal centnerschwer auf's Herz, daß sie die kleine Adeline wohl schon eine Viertelstunde lang sich selbst überlassen habe, ohne sich auch nur nach ihr umzusehen. Wie der Blitz also wandte sie sich nach dem Kinde um, von dem sie wähnte, daß es immer noch neben ihr spielen werde; aber mein Gott, da war weit und breit keine Adeline zu sehen! Alles leer und ode im ganzen Garten! Und doch — was war das? Verschwand da nicht soeben ein Kopf über der Mauer an der gerade entgegengesetzten Seite? Mit einem wilden Aufschrei stürzte sie vorüber, allein so schnell sie auch rannte, so war doch der Kopf, den sie gesehen hatte, längst verschwunden und sie sah nichts mehr als ein bedecktes einspänniges Wägelchen, das in ganz kurzer Entfernung auf der sünfundzwanzigsten Straße in rasender Eile dahinjagte. War das Kind in dieses Wägelchen gebracht worden? Poll wußte es nicht, und sie dachte auch nicht darüber nach. Aber mit Anstrengung aller ihrer Kräfte kletterte sie auf die Mauer hinauf, sprang auf der andern Seite hinab und rannte nun hinter dem Wägelchen her. „Halt! Halt!" schrie sie dabei aus Leibeskräften und so zurchtbar kreischend war ihr Geschrei, daß alsbald aus den wenigen Baracken und Häusern, die hier standen, die Leute herausstürzten, um ihr Hülfe angedeihen zu lassen.

Doch mit welchem Erfolge? Schon nach einem Rennen von weniger als zehn Minuten fiel die arme Poll durchaus erschöpft zu Boden und ihr Athem versagte ihr so sehr den Dienst, daß sie den Leuten nicht einmal erklären konnte, warum sie so toll gerannt sei. Wie sie dann aber endlich wieder zu reden im Stande war und in Folge dessen die Umstehenden nach dem Wägelchen Lugans hielten, dann hatte sich letzteres längst unsichtbar gemacht und keine Spur konnte darauf hin, wohin dasselbe gefahren sei. Inzwischen waren übrigens auch einige Angehörige der Polizei durch den Menschenauflauf herbeigelockt worden und diese, sogleich begreifend, daß mit Gaffen und Schreien nichts gethan sei, führten die Poll in das Anwesen der Misses Wilson zurück, um dort nähere Nachforschungen zu veranstalten. Zu gleicher Zeit eilte einer von ihnen auf die Citphall, das ist auf das Rathhaus von New-York, um den Superintendenten der Polizei von dem mißlerösen Vorfall zu unterrichten, und der Superintendent begab sich sofort mit der nöthigen Begleitung ebenfalls an Ort und Stelle. Auch ordnete er sogleich Alles an, was ihm irgend dienlich schien, zur Aufklärung des Falkums beizutragen, und seine Untergebenen kamen den ihnen gewordenen Befehlen auf's Eifrigste nach; allein bis jetzt hatten alle Nachforschungen keinen Erfolg gehabt und die kleine Adeline blieb verschwunden, ohne daß man nur eine Spur davon hatte, wohin sie gekommen sei.

„Hiermit habe ich Ihnen Alles gesagt, was mir bis jetzt bekannt geworden ist," sagte der Superintendent, als er mit seinem Berichte zu Ende kam, „aber nun frage ich Sie, meine Herren, und besonders Sie, Herr Benjamin Benton, der Sie natürlich in der Verhältnisse Ihrer Frau Beant auf's Genauste eingeweiht sind, gibt es irgend einen Anhaltspunkt, der uns möglicherweise weiter führen könnte? Es läßt sich nämlich nach meiner Ansicht nur Zweierlei denken. Entweder liegt nichts als ein gewöhnlicher Fall von Kinderraub vor oder aber geschah der Raub aus Rache. Das Erstere ist mir unwahrscheinlich, denn die Kinderräuber sind so vorsichtig, sich an Kindern der besseren Klassen, der größeren Gefahr der Entdeckung wegen, womöglich nicht zu vergreifen. Es scheint also nur bezweifelt ein Raub aus Rache vorzuliegen und zwar um so mehr, als

der Räuber nothwendig mit den Lokalitäten sehr vertraut sein mußte. Können Sie mir nun sagen, Herr Benton, wer mit Ihrer Frau Braut auf solch' feindlichem Fuße stand, daß er sich möglicherweise zu der verbrecherischen That hinreißen ließ?"

Der Angeredete hatte diese ganze Zeit über stumm mit zu Boden gesenkten Augen dagestanden, und als ihn daher der Polizeichef so direkt anredete, so fuhr er wie von einem Traume auf. „Meinen Sie mich?" entgegnete er ihm. „Nun wohl ja, ich gebe es zu," fuhr er fort, indem er zugleich tief aufseufzte und sich mit der Hand über die Stirne fuhr, „ich habe einen Verdacht, aber ich werde mich wohl hüten, ihn zu äußern, ehe ich mich über Einzelnes näher erkundet habe."

„Sie können hierbei doch nicht an die beiden Dienstboten denken, an die Jose Poll und an die alte Köchin?" versetzte der Superintendent mit einem mißbilligenden Blicke. „Diese sind so unschuldig bei der Sache als ich oder Sie; davon habe ich mich vollkommen überzeugt."

„Hierin bin ich ganz mit Ihnen einverstanden," erklärte der alte Benton. „Allein ehe ich mich weiter aussperche, muß ich vorher mit Frau Dorah Wilson, meiner zukünftigen Gattin, Rücksprache nehmen."

In diesem Augenblicke trat der Arzt, der herbeigeholt worden war, herein und wandte sich sofort an den Chef der Polizei. „Die unglückliche Mutter," sagte er, „hat sich von ihrer Ohnmacht erholt und ist jetzt merkwürdig, wie ergeben und gefaßt sie nun außsieht. Freilich erst nach einem langen Seelenkampfe, der sie einen ganzen Strom von Thränen kostete, wie das bei Weibern immer zu geschehen pflegt. Nun sie aber so weit gekommen ist, wünscht sie mit Ihnen, Herr Superintendent, eine geheime Unterredung, um Ihnen einen Fingerzeig zu geben, an dem Sie sich werden halten können, und dieser Unterredung beizuwohnen hüttet sie die Herren Benton und Jenkings."

Die drei Herren ließen sich an und schritten dann lautlos in das Zimmer, in welches der Arzt sie wies. Sie traten Frau Wilson noch immer das Bett hütend und ihr Gesicht war so blaß, als wäre es aus Marmor geschnitten. Dagegen lag eine gewisse Entschlossenheit um ihren Mund, die jedoch durch die Resignation ihres sonstigen Wesens gar sehr gemildert wurde.

„Herr Superintendent," begann sie mit schwacher Stimme, „haben Sie bereits Gewißheit wegen des Räubers meiner Tochter erhalten?"

„Gewißheit?" erwiederte der Polizeichef. „Noch nicht einmal eine Spur hat sich gefunden."

„So," fuhr sie fort, indem eine schwache Röthe auf ihre Wangen trat; „so will ich Ihnen denselben nennen. Zuvor aber muß ich ein Geständniß ablegen, obwohl daßselbe meine Ehre in Ihrer aller Augen, besonders in denen des Herrn Benjamin Benton und seines Schwagers Joe Jenkings, für immer vernichten wird. Herr Benton, ich habe Sie schmählich und niederträchtig hintergangen."

„Dorah!" fiel hier Benjamin Benton ein. „Du bist jetzt schwach und krank. In diesem Zustande hat man nie die richtige Erkenntniß von sich selbst."

„Nein, nein," entgegnete sie und ihre Stimme gewann immer mehr an Festigkeit; „gerade diese meine jetzige Schwäche hat mich mir selbst wiedergegeben und ich danke Gott dafür, daß mir daraus die Stärke wurde, meinen selbstsüchtigen Stolz zu überwinden. Ich wiederhole also, ich habe Sie schmählich betrogen, denn nicht aus Liebe zu Ihnen wollte ich Ihnen meine Hand reichen, sondern nur allein um Ihren Sohn zu demüthigen."

„Ha!" rief Benjamin Benton und eine Gluthröthe bedeckte seine Wangen.

„Sehen Sie, wie Sie schon anfangen mich zu verachten?" fuhr Frau Dorah Wilson fort. „Aber deßwegen darf ich doch nicht zögern, die volle Wahrheit zu bekennen. Ja, Benjamin Benton, ich liebte Ihren Frederic, und ich liebte ihn nicht nur, sondern ich gestand ihm auch meine Liebe und glaubte in meinem Wahnsinn, daß er mir die Hand reichen werde. Er schlug sie aus und im Zorn hierüber griff ich nach dem wie mir däuchte einzigen Mittel, ihn zu demüthigen. Ich wollte seine Mutter werden, weil er mich als Gattin nicht haben wollte. Nun kennen Sie meine ganze Erbärmlichkeit."

Erschöpft sank sie zurück und Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht. Die drei Männer aber standen still und stumm, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt.

„Herr Benton," ergriff endlich nach einer langen Pause der Polizeichef mit leiser Stimme das Wort, „wo befindet sich dermalen Ihr Sohn Frederic?"

„Er hat," erwiederte dieser ebenso leise, aber in tief erregtem Tone; „er hat mein Haus entweder letzte Nacht oder heute Morgen früh verlassen. Wohin er sich gewendet, weiß ich nicht."

„Ich ahnte es," fuhr der Polizeichef fort, „und Ihnen, als einem gewiegten, erfahrenen Manne, wird es nun ebenso klar sein, wie mir, wem Miß Wilson den Raub ihrer Tochter zuschreibt."

„Ja, es ist mir klar," sagte Benjamin Benton, indem er die Zähne fest übereinander biß, „und ich gestehe es, ich hegte diesen Verdacht schon seit einer Stunde, noch ehe ich wußte, in welches Verhältniß sich Frau Wilson zu meinem Sohne setzen wollte."

„Was?" rief jetzt Joe Jenkings. „Was, ihr beschändigt Weibe den jungen Benton, meinen hochherzigen Neffen Frederic, dieser schuftigen That? Nun, Ihnen, Herr Superintendent, kann ich dieß weniger übel nehmen, weil Sie als Polizeimann von Hause aus gewohnt sind, alle Menschen hier schlecht zu halten. Da aber, Ben, Hummel und Gehe, Du, Neffe, solltest Deinen Fred besser kennen. Schäme Dich, einen schlechten Verdacht auf ihn ebenfalls aller Söhne zu werfen."

„Ich erkenne seine guten Eigenschaften an," erwiederte Benjamin Benton gesenkten Blickes, „aber er hat meine Heftigkeit geerbt und Du weißt nicht, wessen auch der Verstörtste im Zorne fähig ist."

„Herr Benton hat recht," entschied der Polizeichef. „Der junge Frederic und sein Anderer hat die That begangen, denn einem Fremden, einem mit den Lokalitäten und Personalitäten nicht gänzlich Vertrauten wäre dieß nicht möglich gewesen. Ich werde also sofort meiner Pflicht gemäß nach ihm fahnden lassen."

Jetzt erhob sich Frau Wilson halb in ihrem Bette und ihr Auge richtete sich voll auf den Polizeichef. „Nein," sprach sie laut und entschieden, „nein, Herr Superintendent, das werden Sie nicht. Ich habe so schlimm gegen Frederic Benton zu handeln verlucht, wie ich es nimmer verantworten kann, und seine That, wenn er sie begangen, war nur eine gerechte Wiedervergeltung. Eben deßwegen verzichte ich für meinen Theil auf jede weitere Verfolgung seiner Person und das war der Grund, warum ich Sie durch den Doktor habe zu mir rufen lassen. Nicht minder aber spreche ich meine volle Ueberzeugung dahin aus, daß Frederic mir meine Tochter von freien Stücken wieder bringen wird, sobald sich sein erster Zorn abgekühlt hat. Bei der Hochherzigkeit seines Charakters ist eine andere Handlungsweise gar nicht denkbar."

Verwundert, wenn nicht beschämt schwieg der Polizeichef; Joe Jenkings aber trat einen Schritt näher auf die Kranke zu und schaute ihr mit tiefer Rührung in's Auge. „Gott segne Sie, Dorah Wilson," rief er; „Gott segne Sie für dieses Wort."

„Es ist also wirklich Ihr Ernst," sprach darauf der Polizeichef, „daß jede weitere Untersuchung eingestellt werde?"

„Ja; wenigstens soweit sie den Frederic Benton betrifft," erwiederte Frau Wilson und sank wieder erschöpft in ihre Kissen zurück.

„Nun dann bin ich hier überflüssig," meinte der Polizeichef achselzuckend und wandte sich mit einer Verbeugung der Thüre zu.

„Und auch ich will gehen," sagte Joe Jenkings zu der Kranken gewandt, „denn ich meine, Sie werden der Ruhe bedürfen. Das aber beherzigen Sie, Frau Dorah Wilson, Sie mögen in eine Lage des Lebens kommen, in welche Sie wollen, auf den Joe Jenkings können Sie rechnen."

„Soll ich mich ebenfalls entfernen?" fragte nun Benjamin Benton seinen Freund.

„Nein," flüsterte sie leise, aber bestimmt, „bleiben Sie, denn zwischen uns muß es jetzt klar werden."

So blieb er denn und sein Zusammensein mit Frau Dorah währte wohl eine gute halbe Stunde lang. Was sie übrigens mit einander besprachen, kann ich nicht sagen, weil ihre Verhandlung sehr leise geführt wurde. Doch schieden sie in ziemlicher Ruhe von einander, wenigstens dem äußern Anschein nach, obwohl allerdings offenbar in sehr ernster und keineswegs freundlicher Stimmung.

Noch am späten Abend dieses Tages suchte Benjamin Benton seinen Schwager Joe Jenkings auf und traf ihn gemüthlich rauchend in seinem Hinterzimmer.

„Joe," sagte er zu ihm, nachdem er Platz genommen, „Joe, ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen; Dorah und ich haben unser Verhältniß friedlich gelöst."

„Nennt' ich mir denken," erwiederte Joe kurzweg, ohne irgend Staunen zu verrathen.

„Ich bin also," fuhr der Erstere fort, „nicht mehr Bräutigam und werde überhaupt nicht mehr heirathen."

„Sehr vernünftig," versetzte der Andere und bot seinem Schwager eine Cigarre an.

„Endlich," sprach Ersterer weiter als die Cigarre brannte, „endlich muß ich Dir noch mittheilen, daß ich mich von den Geschäften zurückziehen werde, um von nun an auf meinem kleinen Landgute bei Hoboken in der Einsamkeit zu leben. Was kann ein kinderloser Vater anders thun?"

„Ganz mit einverstanden," nickte Joe Jenkings und blies eine schwere Rauchwolke in die Luft. „Meine aber, wir waren Alle glücklicher, wenn wir die letzten paar Wochen vollständig rückgängig machen könnten."

Benjamin Benton seufzte tief auf, doch ohne eine Sylbe zu erwiedern, und nahm gleich darauf Abschied.

Digitized by Google

VI.

Ein Herrenhaus in einem Sklavenstaate.

Elf Jahre waren seit den von mir soeben geschilderten Ereignissen verflossen und in dieser ganzen, langen Zeit kam in dem Kreise, in dem unsere Geschichte sich bisher bewegt hat, nicht Allzuvieles vor, was des Erwähnens werth gewesen wäre. Herr Benjamin Benton, um mit diesem den Anfang zu machen, hatte sich seinem Vorsatze gemäß von den Geschäften zurückgezogen und bewohnte nun sein kleines Landhaus bei Hoboken. Nicht blos übrigens von den Geschäften schien er sich zurückgezogen zu haben, sondern auch von der menschlichen Gesellschaft, denn er lebte fast wie ein Einsiedler und verkehrte meist nur mit seinen nächsten Nachbarn. Auch sprach er mit Niemen nie von der Vergangenheit und am allerwenigsten von der Zeit, wo er mit Frau Dorah Wilson in näheren Verhältnissen gestanden war. Fast noch mehr vermied er es, die Erinnerung an seinen Sohn aufzufrischen, und von den Dienstleuten durfte bei Strafe der Entlassung Keiner auch nur seinen Namen nennen. Wenn aber, was Anfangs ziemlich oft und später bei Jahrs wenigstens ein paar Male der Fall war, sein Schwager Joe Jenkings ihn besuchte und dann das Gespräch regelmäßig auf Fred brachte, so kam's meist zu einem harten Auftritt, der einmal fast zu einem förmlichen Bruch geführt hätte. „Den ersten großen Fehler," schrie Benjamin Benton dann regelmäßig, „beging Frederic, als er mich nicht augenblicklich davon in Kenntniß setzte, als ihm Frau Wilson den thörichten Antrag machte. Eine zweite, nicht minder große Schuld lud er auf sich, als er heimlich mein Haus verließ, ohne mir seine Beweggründe auch nur schriftlich mitzutheilen. Diese beiden Vergehen gegen mich sind aber nichts gegenüber dem furchtbaren Nachcakt, den er durch den Raub Adelinens an Frau Wilson ausübte, und ich habe mir einen heiligen Eid geschworen, ihn so lange nicht mehr als meinen Sohn zu betrachten, bis er der armen Frau durch die Rückgabe ihrer Tochter vollständige Sühne geleistet." So mußgahr äußerte sich Benjamin Benton über seinen Sohn, wenn er mit seinem Schwager zusammenkam, und je mehr ihm dieser widersprach, je gewichtigere Gründe ihm derselbe entgegenhielt, um so aufgebrachter wurde der alte Herr. Ja in den ersten zwölf Monaten, von Fred's Abwesenheit an gerechnet, war der Name Benjamin Benton's so leidenschaftlich, daß er sogar ein Testament machte, worin er den Fred förmlich enterbte, und als daher gerade in jener Zeit hintereinander, das heißt in einem Zeitraume von einem halben Jahre, drei Briefe aus Texas und Merilo bei ihm einliefen, deren Adresse die Handschrift Fred's verrieth, so wußte er nichts Besseres und Eiligeres zu thun, als die Briefe ungelesen und ohne je seinem Schwager ein Wort über dieselben zu sagen, dem Kaminfeuer zu überliefern. Später freilich wurde seine Stimmung eine ganz andere und er fühlte sich oft so einsam und verlassen, daß es in lautes Weinen hätte ausbrechen mögen. Allein er war viel zu stolz, dieß laut werden zu lassen, und um den Ruhm der Konsequenz aufrecht zu erhalten, stellte er sich gegen Jedermann, als ob er immer noch den alten Grimm gegen seinen Sohn hege.

Auch mit Frau Dorah Wilson war in den genannten elf Jahren keine große Veränderung vorgegangen, den Umstand abgerechnet, daß das junge Mädchen zur reifen Jungfrau heranwuchs und daß sie an Schönheit nicht mehr das Impenirende und Herausfordernde von früher, sondern ihre etwas Rührendes und zum Mitleid Zwingendes. Auch trug sie seit dem Verschwinden ihrer Tochter Trauerkleidung und legte sie nie, bei keiner einzigen Gelegenheit, ab. Ueberhaupt blieb sie jeder Vergnügung selbst den unschuldigsten, fern und beschäftigte sich fast nur allein mit Wohlthun, mit Unterstützung der Armen und Kummervollen. Die liebste Unterbrechung ihrer Einsamkeit war ihr jedoch immer die, wenn Joe Jenkings sie besuchte, denn sie hatte großes Zutrauen zu ihm gefaßt, da er allein ihren Schmerz richtig zu würdigen verstand. Nur in Einem stimmten sie nicht überein, in ihrer Ansicht über den Grund des Verschwindens von Adeline. Er nämlich blieb dabei, daß Frederic dem Raube des Mädchens ganz feine stehe; sie aber klammerte sich an der Hoffnung fest, daß Fred diese That begangen und ihr früher oder später ihre Tochter zurückbringen werde. Freilich mit dem Dahinschwinden der Jahre wurde diese Hoffnung eine immer geringere und oft und oft war sie nahe daran, für immer und gänzlich zu verzweifeln.

Was nun endlich unsern Freund Joe Jenkings betrifft, so beherrschte er noch immer sein großes Magazin in der Broadstreet und äußerlich sah man ihm gar nicht an, daß auch er unterdessen seinen Alter elf Jahre zugelegt hatte. Einmal jedoch in dieser Zeit war sein Gleichmuth auf eine starke Probe gestellt worden, und zwar geschah dieß nur wenige Wochen nach seines Neffen Verschwinden. In einer stürmischen Nacht nämlich brach in der Broadstreet hart neben seinem Magazin ein mächtiges Feuer aus und dieses theilte sich alsbald auch seinem Etablissement mit. Natürlich fand er sich sofort als einer der Ersten auf der Brandstätte ein und seine Bemühungen zu Rettung seines Eigenthums waren energisch genug, um bei Jedermann Bewunderung zu erregen. Leider aber trat ihm während seiner Thätigkeit ein herabstürzender Balken so hart, daß er für todt weggetragen wurde, und in der That brachten die Morgenzeitungen sofort die Nachricht, er sei seinen Wunden nach wenigen Stunden erlegen. Doch erwies sich diese Nachricht bald als eine falsche und schon den Tag darauf erlab man aus denselben Zeitungen, daß er sich auf dem Wege der Besserung befinde. Auch erholte er sich wirklich sehr schnell wieder und sowie er das Bett verlassen konnte, war es sein Erstes, daß er sein Haus wieder aufbaute, um sein Geschäft in der alten großartigen Weise fortzubetreiben. Und in der That, gelang ihm, was zwar in einer den Umständen nach sehr kurzen Zeit, so daß der Schaden nach einem Jahr als völlig verschmerzt gelten konnte. Längst vorher aber schon hatte er seinen früheren Gleichmuth wieder erlangt und er wattete in seinem Geschäft mit einer Ruhe und Umsicht, als hätte daſſelbe nie eine Unterbrechung erlitten. Somit blieb er gegen seine ganze Umgebung stets derselbe und insbesondere wurde er nicht ein einziges Mal weichmüthig in dem vollen Wortsinnen, daß er in die Ehrenhaftigkeit seines Neffen Frederic setzte. Doch darf ich nicht unterlassen, zu gestehen, daß ihn oft ein großer Zorn erfaßte, wenn abermals ein Jahr verging, ohne daß Fred etwas hatte von sich hören lassen, und sowie dann dieser Zorn über ihn kam, so belegte er den Neffen mit keinesweges sehr schmeichelhaften Beinamen. Allein die Regung ging fast immer sehr schnell vorüber und dann zog wieder die alte Liebe in sein Herz ein. Auch konnte er mit größter Bestimmtheit darauf, daß Fred sich sein Lebenswog glücklich gebahnt haben werde, und nicht minder lebte wenigstens in den ersten Jahren die Gewißheit in ihm, der theure Junge könne unmöglich in alle Ewigkeit verschollen bleiben. Verschollen aber blieb Fred dieß ganzen, langen elf Jahre hindurch, gerade so verschollen, wie Adeline, die geraubte Tochter der Frau Dorah Wilson, und alle Nachforschungen, welche Joe Jenkings unter der Hand angestellt hatte, waren gänzlich erfolglos geblieben. Nur das wußte er, daß das Schiff, auf dem Fred seiner Zeit abgegeſte, einige Wochen später ohne Unfall in New-Orleans landete, sowie noch ferner, daß alle Paſſagiere des Schiffs gesund in jener Stadt anlamen. Selbstverständlich hatte also auch seinen Neffen Fred oder Bob Woulbeer, wie er sich damals nannte, kein Unfall getroffen und — warum sollte Joe Jenkings also in Sorgen um ihn sein? Er war es auch nicht, wenigstens nicht in den ersten paar Jahren; aber freilich am Ende wußte er sich doch sagen, daß dem Jungen etwas Menschliches begegnet sein könnte, und wenn dem Oheim dieser Gedanke kam, dann trat ihm unwillkürlich eine Thräne in's Auge. Fort übrigens mit einer solchen unmännlichen Schwachheit! Fred war ja die Kraft und Gesundheit selbst und der Tod wußte ihn ochentlich fürchten! Somit sog immer schon nach Kurzem die Hoffnung wieder siegreich in des Oheims Herz ein und mit dieser Hoffnung überwand er glücklich alle dieſe Trübsale.

So sah es zu Anfang des Jahres 1860 um die Personen aus, welche bisher die Hauptrolle in unserer wahrhaften Geschichte gespielt haben; aber nunmehr sind wir genöthigt, den Schauplatz derselben zu verändern und mit dieser Veränderung sollen wir auch ganz neue Persönlichkeiten — auf Persönlichkeiten, welche dem Aussehen nach mit den zuerst von uns geschilderten in gar keiner Verbindung stehen. Der Schauplatz nämlich, wohin wir den Leser und zu folgen bitten, befindet sich im Staate Louisiana, also im unteren Theil des Mississippi, des Vaters der Ströme, wie ihn der Amerikaner mit Stolz nennt, und ist, um es mit einem Worte zu sagen, die Gegend, deren Mittelpunkt das von der großen Metropole New-Orleans nur etwa dreißig Meilen entfernte und hart am Mississippi liegende Städtchen Donalsbono bildet. Pflanzung an Pflanzung befindet sich dem Ufer des gewaltigen Stromes entlang aus und die großen Gebäude links und rechts sind wiederum nichts als eine Reihe von Pflanzungen. Im Mittelpunkt aller dieser Pflanzungen aber ragen weitgestreckte, durch ihre weiße Farbe blendende Herrenwohnungen hervor und hinter diesen Herrenwohnungen, durch in anſehnlicher Entfernung, befinden sich sogenannte Niggerdehchen hin, welche von den Bebauern des Bodens, dem schwarzen Eigenthum der Plantagenbesitzer, bewohnt werden. Noch weiter zurück sieht man düstere Waldungen, unterwischt mit Sümpfen und kleinen Binnenseen, die von den Ueberschwemmungen des Vaters der Ströme herrühren, und diese Waldungen umgränzen die Aussicht, wie bei und zu beiden die Berge, an denen Louisiana gänzlich Mangel leidet. So ungefähr sieht die Landschaft an unsern Mississippi aus und rechnet man noch dazu, daß auf den mächtigen, obwohl trübgelben Wellen des Stromes, der hier wohl eine halbe Stunde, wenn nicht mehr, breit ist, sich von Stunde zu Stunde Segel- und Dampfboote der verschiedensten Gattung auf- und abbewegen, so hat man ein richtiges Bild des Ganzen. Nunmehr übrigens, nach dieser kurzen Abschweifung, können wir wieder zu unserer Geschichte zurückkehren.

Es war zu Ende des Januar 1860, als ein einzelner Reiter von der

Digitized by Google

Straße, die von dem Städchen Denaldsono heraufführte, in einen Seitenweg einbog, dessen Ende von einem sehr ansehnlichen Schlosse begränzt war. Die Natur dieses Hauses, so weit entfernt es auch noch lag, ließ sich nicht verkennen, denn obwohl nicht über zwei Stockwerke hoch, umfaßte es doch so bedeutende Räumlichkeiten, daß es eher einem Schlosse, als einer gewöhnlichen Wohnung glich, und dieses Schloßartige wurde durch eine breite Veranda, welche rings um das Haus herumlief, sowie durch eine Säulenhalle vorn am Portale gekrönt. Ueberdem hatte es eine prachtvolle Umgebung, einen Garten, den ich vielleicht besser mit dem Worte Park bezeichnen würde, und mit Einem Worte, es ließ sich nicht verkennen, daß das Haus ein Herrenhaus, das ist der Wohnsitz eines Plantagenbesitzers, sei. Wenn aber Einer je noch gezweifelt hätte, so durfte er nur einen Blick auf die Felder werfen, durch welche der Weg führte, und dann verschwand auch das letzte Bedenken. Links ein ganzes Meer von Zuckerrohr, das meist schon zu einer Höhe von sechs Fuß emporgeschossen war, obwohl es noch lange nicht ausgewachsen genannt werden konnte; rechts ein eben so ausgedehntes Land von Baumwollesträuchen, die eben anfingen ihre Zweige auszubreiten und an deren Spitzen bereits Blütenknospen angelegt hatten; inmitten der Felder aber ein ganzes Hundert von Neger und Negerinnen, die emsig arbeiteten und dabei von einem Aufseher geleitet wurden!

Dieß Herrenhaus nun war offenbar das Ziel des Reiters, von dem ich soeben gesprochen habe, und es dürfte daher an der Zeit sein, auch ihn ein selbst etwas näher zu betrachten. In seiner Kleidung hatte er durchaus nichts Auffallendes, denn er trug sich, wie anständige Männer, die zu bessern Gesellschaft gehören, im Süden Amerikas sich gewöhnlich zu tragen pflegen, und sein breitrandiger Panamahut war weder feiner noch größer als der von hundert Andern. Doch schien er, im Gegensatz zu den meisten übrigen „Mousseurs", wie die Gentlemen in Louisiana vielfach genannt werden, statt des Bunten das Einfache zu lieben, denn sein Anzug — kurzer Rock und weite Beinkleider von demselben Stoffe — war gleichmäßig naturfarben, und an den feinen Batistkrausen ergänzten weder Goldknöpfe, noch eine Diamantnadel. Auffallend übrigens, ich wiederhole es, war dieß Alles nicht, sondern ebensowenig das, daß er äußerst gut zu Pferde saß, indem ja die Reitkunst in den Staatengründern überall heimisch ist. In Etwas dagegen unterschied er sich doch ziemlich bedeutend von den meisten Abkömmlingen Europas, denen man in Louisiana begegnet, nämlich, daß seine Gesichtsfarbe, wenn auch ziemlich von der Sonne gebräunt, durchaus nichts mit jenem Citronengelb gemein hatte, welches fast allen Kreolen anklebt, und daß man also auf den ersten Anblick schon den Nordländer in ihm nicht verkennen konnte. Taste zeugte auch sein hoher, kräftiger Wuchs, der sonst im Süden nicht zu Hause ist, sowie das Rare, braune Auge, das eben so viel Verstand und Mutz, als Tiefe des Gemüthes und Ehrenhaftigkeit des Charakters verrieth. Im Uebrigen schien er noch ziemlich jung zu sein, etwa zwischen den Fünfundzwanzigen und Dreißigen, und seine ganze Erscheinung mußte auf die männliche sowohl, als die weibliche Welt nothwendig einen guten Eindruck machen.

Der Weg, den der Reiter verfolgte, erbreiterte sich, sowie man das Park- oder Gartenthor — der ganze Park war mit einem hübschen Zaune umschlossen — erreichte, zu einer schattigen Allee, und aus dieser Allee sah man jetzt einen zweiten Reiter im vollsten Galopp hervorstürzen. Sowie aber dieser, dem Anscheine nach ein Neger von der Plantage, den Ersten erblickte, hielt er augenblicklich sein Pferd an und verneigte sich auf's Ehrerbietigste.

„Ah, Massa Doktor," rief er mit leuchtendem Athem, „endlich kommen Sie doch! Aber so laufsam, so laufsam, als ob es keine Sporen mehr gäbe, und Massa Doktor reitet doch so gut, viel besser als Bucko Marigny und alle die Anderen."

„Ha, Scipio, Du bist's?" erwiederte der Angeredete, indem er den Schwatzen leichthin grüßte. „Aber warum soll ich denn schnell reiten?"

„So hat Sie Cäsar nicht getroffen?" versetzte Scipio immer noch außer Athem. „Man hat ja Cäsar schon vor einer Stunde nach Ihnen gesandt!"

„Ich komme nicht zum Hause," war die Antwort des Angeredeten, „sondern war da drüben auf Besuch, um nach dem kranken Dollmann zu sehen! Aber warum man denn den Cäsar nach mir ausgeschickt? Ist etwa Herr Beaujolais von einem neuen Unwohlsein befallen worden?"

„Den Cäsar schickte man, um Massa Doktor zu holen," erklärte Scipio, „und weil Massa Doktor nicht schnell genug kam, so schickte man den Scipio, und Scipio ist sehr erfreut, den Massa Doktor getroffen zu haben. Krank aber ist nicht der Herr, sondern die Miß, denn sie hat einen Fall gethan und alle Glieder im Leibe sind kaput."

„Was?" schrie nun der erste Reiter. „Fräulein Emily hat einen bösen Fall gethan? Und das sagst Du mir jetzt erst, Du Dummkopf von einem Neger? Bei Gott ..."

Weiter konnte man nicht hören, denn der Doktor hatte bereits seinen Pferd die Sporen in die Seite gedrückt, und das feurige Thier flog mit ihm in einer Eile dahin, daß Scipio, so schnell er auch nachritt, ihm nicht folgen konnte.

(Fortsetzung f. lgt.)

Alles und Neues.

Seltene Gutmüthigkeit. In Charleston hatte sich im amerikanischen Kriege ein dortiger sehr vermögender Abwandrer, dessen Lager einen Werth von 3—400,000 Dollars repräsentirte, politisch so stark compromittirt, daß er mit Hinterlassung seines Vermögens das Weite suchen mußte. Nun in seinem Diensten stehender Schweizer brachte nicht Alles das Lager in Sicherheit, sondern machte mit demselben so gute Geschäfte, daß der Eigenthümer, welcher später zurückkehrte, sich hier einem armen Mann hielt und den vorn anfangen zu müssen glaubte, doch sich überrascht war, als ihm von dem Schweizer nicht allein das Lager übergeben wurde, sondern auch der aus demselben erzielte Gewinn. Aus Dankbarkeit nahm der Uhrmacher den Schweizer als seinen Kompagnon an.

Kaiserliches Frage- und Antwortspiel. „Figaro" erzählt einige Anekdoten vom Hofe von Fontainebleau. Man hatte „Scheiterhaufen" um Zeder weiß einen Zettel, auf welchen er einen Einreimvers, einen Vers, eine Frage oder dergleichen geschrieben hat, in einen Hut; die Zettel werden dann gezogen, und die Anwesenden so in einen oft sehr spaßhaften Zusammenhang gebracht. Bisweilen sind auch wettet auf die Frage Jemand aus der Gesellschaft leicht. Eine Frage lautete: „Warum haben die Mitglieder des Konsils von Nicäa angefangen, daß das Ende eine Seele habe?" Der Kaiser antwortete: „Weil sie sich ihrer Mütter erinnerten." — „Weil sie dagegen waren" rief unser allgemeiner Heiterkeit Staatsrath G. — Ein anderes Mal lautete die Frage, wie man die Tage von der Nächte unterscheiden könne. „Man lasse beide," antwortete der Kaiser, „durch dieselbe Thür eintreten und man kann sicher sein, daß die Tage zuerst passiren werde." In dieser Art Augenblicke öffnete ein Huissier die Flügelthüren des Salons, und man sah zwei Minister, von denen Jeder dem Andern den Vortritt lassen will; endlich tritt der Aeltere zuerst ein, es ist — der Staatsminister. Allgemeines Gelächter empfing Herrn Rouher, der als guter Hofmann ohne den Grund zu wissen von Herzen einstimmte.

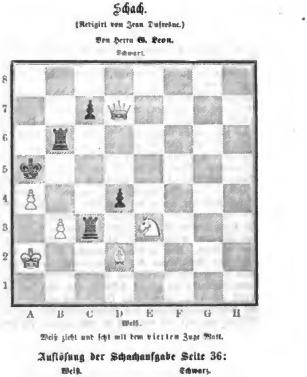
Ein neuer Feuerlöschapplikug. In dem Städchen Domvracke (Irland) erschien kürzlich drei Fremde, die sehr geheimnißvoll auftaden. Die in ihrem Besitze befindlichen Bücher, Landkarten und photographischen Apparate weckten vollends den Verdacht, daß müßten Fremde sein. Die Polizei ließ sich den Plakten kennen und nicht entgehen, und hatte den verdächtigen Hausfremdenlisten einen Besuch ab, um zunächst deren Identität festzustellen. Die Fremden waren sehr freundliche Leute und gaben den Hütern des Friedens alle mögliche Aufklärung, welkaus sich zu deren großer Verwirrung ergab, daß einer dieser vermeinten Fremd keine Anderer war, als — Charles Dickens.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **G. Keon.**

Schwarz.



Weiß.

A B C D E F G H

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 36:

Weiß.	Schwarz.
1) T. H 6 — H 1	1) K. A 4 — A 5.
2) T. H 1 — A 1 †	2) K. B 5 — A 4.
3) T. A 1 — A 2	3) B 3 nimmt A 2.
4) B 2 — B 4 Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 8.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Original von F. Rothbart.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geschichte aus Dithmarschen von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

8.

Die Seehundsjagd.

Die Witterung zu einer Jagd auf Seehunde konnte kaum günstiger sein. Nach dem scharfen Winde in der Nacht war es still geworden, grauer, durchsichtiger Nebel breitete sich aus über Land und Meer und ließ die Sonne Anfangs nicht sichtbar werden. Aber schon während der Fahrt nach dem Kooge lichtete sich der Himmel im Zenith, der Nebelschleier, welcher in die Ferne keine Aussicht gestattete, ward dünner, und als die Wagen die Küste erreichten, schimmerte das Meer westwärts von den Aufsendeichen bereits in hellem Sonnenglanze.

Schwärme von Möven kreisten über dem Meere, und wo an den breiten Wattströmen, welche zur Tiefebbe fast ganz versiegen, die schwarzen Schlickränder im Sonnenlicht glitzernd aus der sinkenden Flut auftauchten, waren sie mit Hunderten von Reihern besetzt, die in ihrer starren Unbeweglichkeit einen höchst eigenthümlichen Anblick gewährten.

Solches Wetter lockt die Seehunde aus der Tiefe an's Land, wo sie sich in gesicherter Ruhe auf den Watten sonnen und nicht selten, wenn sie sich unbeobachtet wähnen, ergötzliche Spiele aufführen. In der Nähe vorübersteuernde Fahrzeuge verscheuchen sie nicht, Geschrei aber und überhaupt jedes Geräusch treibt sie sofort von ihren schlammigen Ruhebetten zurück in die salzige Tiefe. Diese Gewohnheit der werthvollen Thiere benutzen die Robbenschläger, um sich ihrer Beute zu versichern. Bei halber Ebbe möglichst geräuschlos in ihren festen Booten auf den abfließenden Wattströmen in's Meer hinaustreibend, nähern sie sich den im tiefen Schlamme entweder schlafenden oder harmlos spielenden Robben, die ihre Jungen mit besonderer Zärtlichkeit beobachten und, vermuthen sie Feinde in der Nähe, sie nicht feige verlassen. Der Seehund ist scheu, aber kein Feigling. Angegriffen vertheidigt er sich mit seinem ungelenken Körper so gut er kann, und ein Schlag seines wuchtigen Schwanzes vermag auch einen starken Mann niederzuwerfen.

Gerhard Rohlfs. Von Fritz Kriehuber. (S. 90.)

Als die Luft sich soweit aufgehellt hatte, daß sich die Küstenränder des eingedeichten Festlandes erkennen ließen, erwachte Miguel, welcher das Boot des riesigen Hofbesitzers mit dem Kapitän und zwei andern tüchtigen Seeleuten theilte, in weiter Entfernung dunkle Punkte auf dem Meere, die sich nach Verlauf einiger Zeit ebenfalls als mit Menschen besetzte Boote auswiesen.

„Das sind Bösumer, ich wette, oder Jäger aus Wawerort," sprach der Mann aus dem Kooge. „Es gibt also Konkurrenz und wir werden aufpassen müssen. Wenden wir uns der Miele zu! Auf den Watten, die den genannten Meerstrom begrenzen, wimmelt es bei so mildem Wetter stets von fetten Robben."

Der Kapitän, welcher als Steuermann fungirte, folgte diesem Winke, und ließ das Boot nordöstlich abfallen. Die Miele ward erreicht und bald zeigten sich weiter nordwärts auf den dunkeln Rücken der zu Tage tretenden weit ausgedehnten Wattenfelder die ersten Robben.

„Machen Sie sich fertig zum Schuß!" rief der

Digitized by Google

Kapitän Miguel zu, die Steuerpinne in einen Riemen liegend und nach seiner Büchse greifend, die neben ihm auf dem Boden des Bootes lag. Von den acht, neun, zehn glattköpfigen Burschen, die ihre stumpfen Nasen dort so mugierig in die Höhe heben, dürfen uns nicht mehr wie vier entgehen. Sie kommen und gerade in den Schuß . . . Herein mit den Riemen, Bursche! Hören die Thiere unsere Ruderschläge, ehe wir in Schußweite kommen, so ist alle Mühe umsonst."

Die Seelente rührten auf zu rudern. Lautlos glitt das Boot auf dem ebenden Meerstrome dahin. Miguel stand, auf seine Büchse gelehnt, regungslos wie eine Statue, und beobachtete festen Blickes die Seehunde, die von der ihnen drohenden Gefahr noch keine Witterung hatten.

„Jetzt seid gespitzt und zwei Kugeln für jeden!" kommandirte der Mann aus dem Kooge. „Die Burschen haben ein zähes Leben, und treffen wir sie nicht zum Tode, so entkommen sie, noch ehe wir das Watt betreten, oder sie machen uns im Verenden noch bös zu schaffen! Ich kenne genau ihre Mucken."

Fast gleichzeitig knallten zweimal hinter einander die Büchsen der Jäger und einige der Robben zeigten durch ihre Bewegungen, daß das tödtliche Blei sie getroffen habe.

„Das glückte ausgezeichnet," sprach der Kapitän. „Geschwind, Don Miguel, laden Sie auf's Neue die Büchsen, wir Andern wollen inzwischen tüchtig anstreichen, damit wir den Jägern, die dort von Norden her dem Wattrücken zujagern, zuvorkommen! Sie haben noch keinen Schuß gethan und dort hinten — dort, wo die See in silberweißer Brandung blitzt — gibt es zwischen ihnen und uns ein Rencontre."

Nichts konnte Miguel angenehmer sein, als ein derartiger Wettlampf, von dem er sich zwar keine Vorstellung machen konnte, der ihm aber Lust und Abenteuer verhieß. Gefahr, wenigstens Lebensgefahr, war schwerlich dabei, und so lud er denn mit vielem Eifer die abgefeuerten Büchsen.

Mittlerweile war das Wasser mehr und mehr abgefallen, die Boote unserer Jäger, vier an der Zahl, schwammen nicht mehr auf der tiefen Miele, sondern in einem seichten Seitenpriele, der sich immer mehr zum Bache verengerte und seine bequeme Landung auf dem Wattenfelde dar- bot, das sich in's Endlose zu vergrößern schien. Die nicht getroffenen Seehunde hatten sich geflüchtet, die niedergestreckten, von denen einer noch gewaltig mit den Schwanzflossen schlug und vergebliche Anstrengungen zum Entkommen machte, lagen hoch auf dem Schlickwatt, mehrere Fuß vom Rande des Priehles entfernt. Da plötzlich sah das Boot fest auf dem Grunde und es bei dem immer noch ablaufenden Wasser vieder flott zu machen, war unmöglich.

„Um so besser," sprach lachend der Hofbesitzer aus dem Kooge. „Unsere Beute ist jetzt erst recht sicher. Alle Mann auf's Watt und fest zu gegriffen! Sobald die festen Burschen in Sicherheit gebracht sind, setzen wir die Jagd bis zum Wiedereintritt der Flut zu Lande fort."

Zu Miguel's nicht geringem Erstaunen sprang der riesige Mann entschlossen über Bord, wo er in dem aschgrauen Schlick bis über die Knöchel versank. Nicht besser erging es den Andern, die ihm gerne oder ungern folgen mußten, und zum ersten Male leuchtete dem ersten Paranuesien die Zweckmäßigkeit einer Fußbekleidung ein, die er nur für rohe Barbaren passend fand.

Allein die wirkliche Noth sollte nun erst beginnen und die Lust an dem Jagdvergnügen bedeutlich beeinträchtigen. Es gehörte entschieden Geschick und körperliche Kraft dazu, um in den schweren Stiefeln auf dem Watt zu gehen. Miguel fiel hier viel schwerer als den übrigen Jägern, ob- wohl er nicht darüber klagte. Verhältnißmäßig war das Watt fest, so daß die Jäger für gewöhnlich nur Fußspuren von der Tiefe eines Zolles im zähen Schlick zurückließen. Einzelne Stellen aber waren schwer zu passiren und glichen mehr einem dicken Sumpfe als festem Boden. Diese beherzt wie seine Begleiter zu durchwaten konnte Miguel sich doch nicht entschließen. Er versuchte es also zu umgehen, entfernte sich dadurch von der übrigen Jagdgesellschaft und verlängerte sich den Weg. Ein paar Mal machten zwar die Männer auf Vorhalten des Kapitäns kurze Rast, bald aber kümmerte sich Keiner mehr um den Eigensinnigen, denn wenn man sich längere aufhielt, konnte die Beute des Tages zum Theil verloren gehen, da man sich einem Revier näherte, an dessen Grenze bereits auch andere Jäger standen.

Wie auf Verabredung oder nach stillschweigenden Abkommen hielten sich die verschiedenen Parteien über Schußweite von einander entfernt. Die von den Außendeichen kommenden Jäger suchten den Westrand des Hochwattes auf, wo viele Seehundslöcher sichtbar wurden, die Männer von der Feldlandlüste wandten sich mehr nordwärts. Sie waren zahlreicher als die Gesellschaft, der Miguel angehörte, und in ihrer Begleitung befanden sich augenscheinlich mehrere noch sehr jugendliche Personen.

Zwischen Beiden suchte sich Letzterer seinen Weg. Er hatte Glück, fand überall festen Boden, der ihm das Gehen in den schweren Stiefeln be- trächtlich erleichterte, und ließ deshalb das Winken und Zurufen seiner Gefährten unbeachtet.

Und auch das Jagdglück schien ihn begünstigen zu wollen, denn ein einer tieferen Stelle des umfangreichen Watt, wo das Meer eine schmale Rinne eingefühlt hatte, entdeckte er jetzt eine Anzahl großer Robben, die von allen Uebrigen nicht gesehen werden konnten.

„Hier will ich mir den ersten Preis als Seehundsjäger holen!" sprach er frohlockend zu sich selbst, näherte sich behutsam den regungslos am Strande liegenden Thieren und feuerte beide Läufe seiner Büchse ab, die ihm der Hofbesitzer im Kooge gereicht hatte. Beide Schüsse hatten ge- troffen, denn zwei Robben wälzten sich blutend im Schlick. Miguel schritt so schnell aus, als es der schleimige Boden, auf dem er haftig ausglitt, erlaubte. Der Eifer, sich seiner Beute zu bemächtigen, machte ihn unvor- sichtig. Er achtete nicht des weicher werdenden Watted, bis der feste, zähe Schlamm ihn plötzlich festhielt, als hätten Zangen seine Füße gepackt. Alles Ziehen, Stoßen, Winden half nichts; er sank tiefer und immer tiefer, und mit Entsetzen leuchtete ihm ein, daß er sich verloren geben müsse, wenn ihm nicht Hülfe von den Freunden komme.

Ein entsetzliches Gefühl der Verlassenheit überfiel den Unvorsichtigen. Die Erinnerung an den erlittenen Schiffbruch erwachte in seiner Seele, und das Grausen der stürmischen Nacht, die er treibend auf dem Meere verlebt hatte, ließ Bilder der Verzweiflung an seiner Seele vorüber- gleiten.

Erst leise und fieber haft sich das Wort „Hülfe" über seine Lippen, dem ersten schüchternen Worte aber folgte ein Ruf und diesem ein weithin gellender Schrei, wie nur die Angst der Verzweiflung ihn einer mensch- lichen Kehle auszupressen vermag.

Miguel's Rufe wurden vernommen, wäre dieß aber auch nicht der Fall gewesen, so würden seine Gefährten ihm zu Hülfe geeilt sein, denn der Aufseher der Robbensjäger wußte, daß die Gegend des Watted, die Miguel aufsuchte, jedem Fußgänger Verderben bringe.

Der langsam Verfinkende verlebte Minuten fürchterlichster Angst. Bis über die Kniee schon steckte er im Schlamm und noch fühlte er keinen Grund und jede Bewegung ließ ihn tiefer sinken. Er verdoppelte sein Schreien und strengte seine Stimme so gewaltig an, daß ihm die Brust heftig schmerzte. Endlich — es war kaum eine Viertelstunde vergangen — sah er Männer von Norden her über das Watt schreiten. Sie mach- ten Zeichen, die ihm sagten, er solle den Muth nicht verlieren, denn bald würde er gerettet sein. Es waren Jäger vom Festlande, Teichanwohner in der ihm bekannten ernstlenden Tracht, die Miguel so häßlich fand. In seiner gegenwärtigen Lage aber würde er selbst in einem Bären einen Engel begrüßt haben, hätte ihm solch' eine kommende Bestie die Rettung gereicht, um ihn dem entsetzlichen schlammigen Grabe zu entreißen.

Des Gesanges Stimme waren nicht mehr die schärfsten, als die Retter erschienen und einige Schritte von Miguel entfernt stehen blieben. Man mußte erst das Terrain untersuchen, ehe es rathsam war, sich darauf zu wagen. Nur von einer Seite erwies sich die Stelle zugänglich, wo der sehr entmuthigte Jäger bis an die halben Schenkel im Schlicke festsaß. Nun wagten die Herbeigeeilten Miguel ein Tauende zu, das eine Schlinge hatte, an die er sich festklammern konnte, und unter dem üblichen Hallo arbeitender Seeleute ward der Halbverschunkene aus dem festhaltenden Schlicke gehißt, wie man etwa ein Boot an's Land zieht.

Nun aber denke man sich das Erstaunen hier der Retter, da des Er- retteten! Der erste Blick Miguel's fiel auf einen Mann, vor dessen großen blauen Augen er vor Scham in die Knie hätte sinken mögen. Es war der Vollmacht klaus Ketel Lübken aus Oldenswörden! Er hatte ihm das Tau zugeworfen, die rettende Schlinge hineingeschlungen, und hinter ihm die schlanke Gestalt im schwarzen Regenrock, angethan mit unsinnen Männerstiefeln, den Südwester tief in die weiße Stirn gedrückt, war das nicht das schönste Mädchen in Oldenswörden, die Tochter des Vollmacht, Lene ihm verlobte Braut, die er treulos verlassen hatte, mit er sie wiederholt bei Verrichtung untergeordneter Arbeiten beobachtet und in einem Kostüm hatte einherschreiten sehen, das anzulegen er höchstens gedungenen Taglöhnern vorzieht? . . .

Ja, es war Meta, die von Miguel Sattiero schwer gekränkte Meta! Mit gekreuzten Armen stand sie vor ihm, und ihre Blicke schienen ihn versengen zu wollen. Sie sprach nur die Worte: „Er ist es! Hattet ihn Recht, daß Ihr Buße thut!"

Ihre Hand, die Miguel so oft mit Küssen bedeckt hatte, reichte sie ihm nicht, auch blickte sie ihn ehe schadenfroh als liebevoll oder gar zärtlich an.

An Entkommen war für den Ertappten nicht zu denken. Abgesehen von seiner körperlichen Erschöpfung sah er sich von so Vielen umstellt, daß Flucht selbst auf festem Lande gewiß vergeblich gewesen sein würde. Fügen also in das Unabänderliche mußte er sich, mochte es ihn auch noch so schwer ankommen.

Digitized by Google

Schrecklichere fast noch als die schadenfrohen und halb verächtlichen Blicke Meta's waren dem aus sichtbarer Lebensgefahr Geretteten die Glückwünsche seiner Gefährten, die nun ebenfalls herbeieilten. Der Kapitän ging sogar so weit, den völlig stumm gewordenen Miguel zu Meta zu führen, indem er ihm zuraunte: „Diesem vortrefflichen Mädchen und ihrem ebenso vortrefflichen Vater haben Sie zum zweiten Male das Leben zu danken. Lohnen Sie es Beiden dadurch, daß Sie Ihrer Braut ein treuer, liebevoller Gatte, und deren Vater ein gehorsamer Sohn werden!“

Meta ließ es geschehen, daß der Kapitän ihre Hand in die des Havanesen legte, was sie zu einem jener ganz unnachahmlichen Komplimente veranlaßte, die Miguel zwar originell, nicht aber anmuthig oder graziös fand.

Der Vollmacht, in dessen Begleitung der Kirchspielvogt, der Teichgräfe und noch einige andere Männer auf dem einflußreichen Geschlecht der Wollermannen sich befanden, erklärte die Jagd sie beendigt und trieb zum Aufbruche. Die erlegten Seehunde beider Jagdgesellschaften waren von deren Leuten bereits nach den Booten transportirt; jetzt zeigten sich auf den Schaum aufgetrieben Preisten die Zeichen der eingeteetenen Flut, der Wind erhob sich und es war hohe Zeit, die Boote wieder aufzusuchen, wenn man nicht von dem schnell steigenden Wasser auf dem Watt überrascht werden wollte.

Meta's Vater und der Teichgräfe erboten sich zu Miguel's Zuheren, da sie voraussehen schienen, die ausgestandene Angst möge ihn zu sehr angegriffen haben, als daß man ihn sich selbst überlassen könne.

„Sie werden uns viel zu erzählen haben,“ sprach der Vollmacht, den Arm des jungen Spaniers seit in den seinigen legend. „Wir hörten unsgenöhnlich lange nichts mehr von Ihnen, und Meta ist sehr begierig, von Ihnen selbst zu erfahren, was Sie erlebt haben, wo in der Welt Sie herumgepilgert sind und wie Sie gerade hier wieder mit uns zusammentreffen mußten, ohne daß wir eine Ahnung von Ihrer Nähe hatten. Machen Sie sich heute Abend auf ein strenges Examen gefaßt!“

Miguel hielt es für klüger zu schweigen, als durch leere Ausflüchte seine Sache noch schlimmer zu machen, als sie ohnehin schon stand. Was konnte er erwidern, wenn man ihn mit scharfen Fragen ernstlich zusetzte? Entschuldigungen gab es für sein Verhalten nicht, das sagte er sich selbst; er war und blieb der Schuldige, wie es sich auch drehen und wenden mochte. Nachsuchen aber oder gar als fermirchter Reuiger um Verzeihung zu bitten, gestattete ihm sein Stolz nicht. Darum nahm er sich vor, ganz unverhohlen die Wahrheit zu sagen und etwaigen Vorwürfen den heftigsten Trotz entgegen zu setzen.

Von dem Kapitän und dem riesengrossen Hofbesitzer aus dem Kronprinzenkoog verabschiedete sich Miguel sehr kühl. Es beschlich ihn die Ahnung, diese Jagdpartie auf dem gefährlichen Watt könne unter den berechneten Dithmarsen mit dem Kapitän heimlich abgeklartet gewesen sein, damit er argloß in die Falle gehe. Seine Erbitterung gegen den in solchem Falle verrätherischen Freund war groß, und der Groll, der in seinem Herzen aufstieg, ließ ihn alle Rücksichten vergessen. Er wollte nur frei, bald und ganz frei werden, um ungestört seinen Neigungen leben und, biete sich ihm Gelegenheit dazu, für die erlittenen Kränkungen und die ihm zugefügte Schmach das Wiedervergeltungsrecht üben zu können an denen, die er sie die Anstifter derselben halten mußte.

9.

Das Urtheil der Klust.

Im Hofe Klaus Kiel Libben'ò war die Anfregung groß, denn Miguel Saltiero hatte in schonungslosester Weise, maßloser Leidenschaft sich hingegeben, erklärt, daß er auf Meta's Hand verzichte. Von dem erstaunten, aber ruhig bleibenden Vollmacht um seine Gründe befragt, wollte er diese Anfangs nicht nennen. Da er indeß an der ganzen Haltung des Hofbesitzers merken konnte, daß man ihn ohne sehr triftige Gründe seines gegebenen Wortes sicherlich nicht entbinden werde, ließ er sich zu einigen Aufklärungen herbei, von denen er hoffte, der Vollmacht würde die Gewichtigkeit derselben um ehesten gelten lassen. Unter diesen spielte die hervorragendste Rolle das traurige Klima, das seine Stimmung verdüstere, ihn anhaltend mürrisch mache und ihn jedenfalls schon nach wenigen Jahren eine Beute des Todes werden lasse. Sich selbst aber so völlig zu opfern, halte er nicht für geboten.

Der besonnene Hofbesitzer war auf diesen Einwand vorbereitet und begegnete demselben durch die Erklärung, daß er seine Tochter bewegen werde, ihm in ein mildereß Klima, wo es weniger Nebel und Stürme gebe, und eine lachende Natur wohlthätig erheiternd auf das Gemüth des Menschen wirke, zu folgen, nur, fügte er hinzu, habe er sich seinen künftigen, dauernden Wohnsitz in Europa zu suchen, indem die Vermuthung nahe liege, Meta könne die Hitze in Havanna ebenso schlecht bekommen, wie Miguel das rauhe Klima Dithmarschens. Dieß scheinbare Entgegenkommen entwaffnete Miguel nur noch mehr, und heftig, wie er von Natur war, erklärte er rund heraus, er wolle und könne sich mit Meta nicht verbinden, denn sie habe ihn absichtlich hintergangen, getäuscht, betrogen! Und nun brachte er unter heftigen Geberden und mit schreiender Stimme Alles vor, was ihm an Meta mißfiel, was er unerträglich finde und was ihn für immer von ihr treune.

Diese heftigen Zornesausbrüche hatte die Tochter des Vollmacht zufällig vernommen, da sie eben über die Diele ging, als Miguel sich in so seltsamer Weise gegen ihren Vater aussprach. Nahm nun der junge Havonnese Anstoß an manchem landesüblichen Gebrauche der Dithmarsen, so fühlte sich Meta nicht sowohl durch den Tadel verletzt, welcher so leicht über die Lippen ihres Verlobten floß, denn sie von Herzen zugethan war, als vielmehr über die schnöde und höhnische Art und Weise, in welcher ihr lieb Gewordenes so absichtlich herabgesetzt ward. Augenblicklich hämmte sich der ganze Trotz einer stolzen Mädchennatur in ihr auf, und mit hochklopfendem Busen und flammenden Augen trat sie, in's Zimmer deingend, Miguel gegenüber.

Den schön geformten Arm drohend gegen den jungen Mann gekehrend, rief sie in überstürzender Bewegung: „Verwirft Du mich, so verwerfe ich Dich! Doch nicht ungestraft sollst Du eine unbedeutende Tochter Dithmarschens so schwer beleidigt haben! Gehst Du aber in Dich und bittest Du vor versammelter Klust ab, was Du mir und allen Wollermannen Uebles gethan hast, so will ich Dir verzeihen und mich nicht von Dir wenden!“

Dem stolzen Vollmacht waren diese Worte seiner Tochter aus dem Herzen gesprochen. Er teente sich des hohen Begriffes, den sie von ihrer Würde hatte, und bestimmten ihn zunächst sprach er: „So sei es!“

Darauf zu dem finstre blickenden Miguel sich wendend, fuhr er fort: „Ihr Urtheil, Herr Saltieo, ist gefällt. Sie haben gehört, was meine Tochter verlangt, und ich muß ihr beipflichten. Es ist eine wilde Strafe, die Ihnen von der verzeihenden Liebe auferlegt wird. Zu Morgen beruse ich die Klust.“

Meta hatte gehofft, ihre bloße Erscheinung schon werde, verbunden mit der tiefen Ergriffenheit ihres ganzen Wesens, einen vollthuenden Eindruck auf ihren Verlobten machen und ihn zur Erkennung seines Unrechts bringen. Diese Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung. Miguel stand zu sehr unter dem Einfluß seiner Eitelkeit und gewisser angeborener oder anerzogener Bourtheile, als daß die Besonneuheit so leicht über Stimmungen, deren Sklave er war, hätte Gewalt bekommen können. Er sah in Meta's Forderung nur eine ihn herabwürdigende Demüthigung. Ehe es sich aber einer Demüthigung gefügt hätte, wiede er lieber jedwedes Glück und ewige Seligkeit verscherzt haben.

„Und wenn die Welt zusammenbricht und uns Alle unter ihren lohenden Trümmern begeabt, ich leiste Niemand Abbitte!“ rief er, glühende Blicke auf Meta und deren Vater wersend. Sein dunkellockiges Haar bäumte sich sichtbar über der marmorklaffen Stirn, und wäre es finster gewesen, so hätte es wahrscheinlich phosphoreartig geglänzt. „Ich, Don Miguel Saltiero, soll mich vor Bauern beugen? Nie, nie, nie!“

Er stampfte dreimal mit dem Fuße und schlug ebenso viele Male mit geballter Faust auf die eichene Lehne des Stuhles, die ihm als Stütze diente, daß er sich die Hand leicht verletzte.

„Ho, Cleiton!“ erwiederte der Vollmacht, der solchen Trotz in seinem Hause gedulduig zu ertragen auch nicht gewillt war. „Wenn Sie sir genossene Wohlthaten und mit Steinen werfen, so werden wir uns zur Wehre setzen! . . . Da Sie verunfriedger Zuredr kein Gehör schenken, mein Herr, so wird mon Ihnen Zwang anthun! . . . Sie haben gefrevelt und freveln noch. Dafür sollen Sie büßen! Und so gewiß ich ein Abkomme der Wollermannen bin, so gewiß sollen Sie unser Land nicht verlassen, bis Sie gebüßt haben, wie es die Klust von Ihnen verlangt!“

Der beleidigte Dithmoese legte seinen Arm um die Taille seiner Tochter und oceließ mit ihr das Zimmer, das er hinter sich zuschloß. —

So hatte sich denn durch Miguel's Eigensinn und maßlose Leidenschaftlichkeit zwischen ihm und dem Vater seiner Verlobten ein Bruch vollzogen, der für beide Theile ein recht trauriges Ende zu nehmen versprach. Auf Nachgiebigkeit von Seiten des Vollmacht war nicht zu rechnen, und Miguel zeigte nicht die geringste Neigung auch nur zu seinem Entgegenkommen. Er sah ein, daß er sich selbst in eine äußerst fatale Lage gebracht hatte, und daß er ein Gefangener des hochhahrenden Dithmarsen geworden sei, sollte er ebenfalls sehr bald erfahren. Innerhalb des Hauses durfte er sich frei bewegen, sobald er aber das Haus verließ, sah er sich nicht bloß von Aufpassern umlauert, sondern auch in recht derber Weise zurückgewiesen. Die Leute des reichen Hofbesitzes schienen eine Ehre darein zu setzen, recht grob gegen ihn zu sein und ihn ganz offen als einen Feind des ganzen Landes zu behandeln.

Einschüchtern jedoch ließ Miguel Saltiero sich durch diese Behandlung nicht. Sein Stolz war stärker als die Furcht vor dem Unbekannten, das in der Zukunft seiner harrte. Wohl aber dachte er an Flucht, die heimlich

Digitized by Google

schwer zu bewerkstelligen war. Schon die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes, die schlechten, schon wieder aufgeweichten Marschwege und die zahllosen tiefen Gräben, die von Wasser überliefen, erschwerten das Entkommen. Was aber schlimmer war und den an Verschwendung gewöhnten jungen Mann noch weit mehr drückte, war sein augenblicklicher Geldmangel. Hatte er über beliebige Summen verfügen können, so würde er ohne Bedenken einige dieser lustigen Gesellen, die ihn jetzt höhnisch angrinsten, durch eine Handvoll Geld zu bestechen versucht haben.

Die Unnacht, der er sich verfallen sah, machte ihn heftig, ja wild. Mancher Hofbewohner schrak vor ihm zurück und wich ihm aus, wenn er gesträubten Haares und thierartig schnaubend über Gänge und Treppen stampfte, als wolle er sie durchreiten. Wirksicht war diese zur Schau getragene Wuth auch bloße Verstellung, die bezweckte sollte, daß der Vollmacht einen so ganz unfensamen Menschen aus dem Hause jage. Das geschah indeß nicht. Der Vollmacht nahm gar keine Notiz von dem Verlobten seiner Tochter, er hatte wichtigere Dinge vor, und Meta blieb unsichtbar.

So verging neun einige Tage in einer für beide Theile fast unerträglichen Spannung. Dann fanden sich die Mitglieder der Klust auf dem Marschhofe ein, dieselben Männer, die Klaus Ketel Lübken schon einmal zu gemeinsamer Berathung und Beschlußfassung bei sich versammelt hatte.

Diesmal lag auf den Gesichtern Aller ein finsterer Ernst, und das kostbare Trinkhorn wachte nicht die Runde unter den entschlossen blickenden Trinkmarschen. Allen war bereits bekannt, um was es sich handelte, weshalb ein kurzer Vortrag des wortgewandten Kirchspielvogts genügte, auch den vielleicht nach Schwankenden Gelegenheit zu geben, sich über die vorliegende Angelegenheit ein festes Urtheil zu bilden. Und in der That gab es keine Meinungsverschiedenheit unter den Versammelten, als es zur Abstimmung kam. Einstimmig nach Miguel Saltiero entfernt, er solle vor der Klust sein Unrecht bekennen, Abbitte thun, Meta's Verzeihung erflehen und dann ihr nochmals durch einen feierlichen Schwur Treue geloben.

Von diesem Beschlusse wurde zuerst Meta in Kenntniß gesetzt, worauf der Vollmacht den Frevler persönlich vor die Klust lud.

Miguel sah ein, daß Widerstand seine Lage nur verschlimmern müsse. Er folgte deshalb der Aufforderung des Hofvorstehers und trat ziemlich bestellt, die Arme über die Brust gekreuzt, mit höhnischen Blicken die Männer musternd, vor die Versammlung.

Als das über ihn gefällte Urtheil ihm vorgetragen wurde, erblaßte er sichtlich und seine Lippen zitterten; auf die Frage aber, ob er dem Spruche sich unweigerlich fügen wolle, antwortete er entschlossen mit einem zischend ausgestoßenen Nein!

„Besinnen Sie sich, Herr Saltiero," erwiederte auf diese Verneinung mit großer Seelenruhe der Vorsitzende. „Alle Schuld dieser beispiellosen Treulosigkeit trifft Sie allein! Meta war und blieb Ihnen in treuer Liebe zugethan bis auf diese Stunde. Sie haben unverantwortlich an einer unbescholtenen Tochter dieses Landes gefrevelt und werden ihr das Herz brechen. Bekarren Sie auf Ihrer Weigerung, so haben Sie alle Folgen, die sich für Sie daraus knüpfen, ebenfalls ganz allein zu tragen, und ich sage Ihnen schon jetzt, in diesem feierlichen Augenblicke: dieß Folgen beingen Ihnen den Untergang!"

„Nun denn, so will ich untergehen!" rief Miguel trotzig aus. „Es ist mein Schicksal!"

„Sie stoßen Meta in die Gruft und werden von Gott als Mörder Ihrer Braut auf Wegheschlagen ablegen müssen!"

„Sparen Sie Ihre Worte, mein Herr, ich habe gesprochen und bleibe bei meinem Entschlusse!"

„Dann erfahren Sie, wie beleidigte Tiefmarschen die Untreue bestrafen!" fuhr der Vorsitzende fort. „Ein Fremder, ein halbodoter Schiffbrüchiger betraten Sie dieses Land und wurden von dem Manne, dessen einziges Kind Sie herzlos verrathen und dadurch unglücklich gemacht haben, aufgenommen, verpflegt mit Samariterfreundschaft, als ob Sie um die Tochter des Hauses warben, liebevoll als Sohn von ihm aufgenommen. So viele Freundschaft, Liebe, Vertrauen treten Sie mit Füßen! Die Hand, welche Sie vom Tode errettete, stoßen Sie von sich. Für solchen Undank verstoßt Sie nun zur Strafe unser Land, unser Volk, unsere Klust! Und wie Sie als Fremder von der wilden See an unsere Küste getragen wurden, so weisen wir den Undankbaren, der unsere Liebe und Vertrauen mit Haß und Verrath belohnte, wieder hinaus auf die wilde See, damit der allweisende und allmächtige Gott ihn richte nach seiner ewigen Gerechtigkeit!"

Die ganze Klust erhob sich und sprach dumpf: „So sei es; so geschehe es!"

„Wann soll der Spruch vollzogen werden?" fragte der Vollmacht, als der Kirchspielvogt die Sitzung aufhob.

„Morgen früh in der Dämmerung, wenn die Flut abläuft," versetzte der Deichgräfe. „Bis dahin ist Alles vorbereitet, und der Verurtheilte hat Zeit genug gehabt, in sich zu gehen und mit dem Leben abzuschließen. Laßt ihn allein, damit er sich sammelt!"

Die Männer entfernten sich unheimlich still, der Vollmacht aber geleitete den Verurtheilten in das ihm eingeräumte Zimmer, dessen Thür von Außen verschlossen und fest verriegelt ward. (Schluß folgt.)

Der alte Botenfuhrmann.

Eine Erinnerung

von

Arnold Wellmer.

(Bild S. 89.)

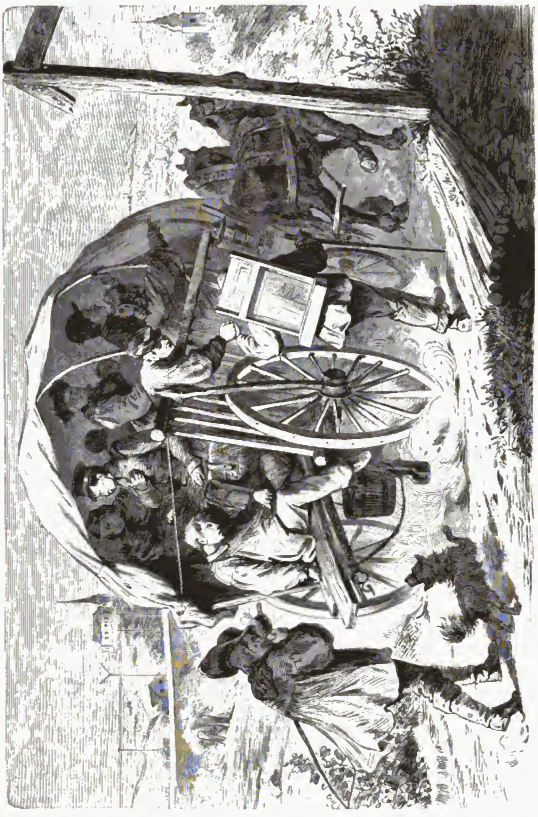
Frohere Stunden kamen und wohl kaum wieder, als die goldnen, heiterschienen, in deren letzter Minute unser jovialer, alter Professor, auf dem ganzen Gymnasium kurzweg: „Papa Hermann" genannt, uns mit seinem strahlendsten, runden Sommergesichte fröhliche und — seltige Pfingsten oder gar Hundstagsferien wünschte . . . er wurde seine jungen Quälgeister ja auf einige Wochen los und wir — ihn und die ganze staubige Kohorte von Cornelius Nepos und Ovid, Pythagoras und Anacharsis . . . und hinaus sprangen wir wie junge, entfesselte Prometheuse durch die kralten, humpfhallenden, grauen Kreuzgänge unseres klostergymnasiums — hinein in die sonnige, warmgrüne Ferien! Draußen vor dem niedrigen, schwärzlichen Portal, wo die kralte, verwitterte Aepfelkraw im Sommer ihre unreifen Schaubeeren und im Winter ihre halberfrorenen Aepfel der Lästerhelt taschengeldglücklicher Gymnasiasten anpries und Sommer und Winter gleich engbrüstig hüstelte — da zwiegte sich von dem braunfenen Hauptthrom der Entfesselten ein bitzaugiges, buntmützigs Aermchen ab und sprang nur die nahe Marktecke, wo der dicke, reiche Bäckermeister sich wie gewöhnlich vor seiner Thür in weißen Hemdärmeln im Sonnenschein und süßen Nichtsthun dehnte und unsern ehrfurchtsvollen Gruß auch ein leises, wohlwollendes Nicken erwiederte — etwa, wie ein fetter Kunstmaden einem hungrigen Künstler zuzunicken pflegt. Und der dicke Bäckermeister stand in unsern vierjehnjährigen Augen damals höher, als der fetteste Kunstmaden — heute! Fand doch unser reeller Hunger in seinen Laden stets die reellste Sättigung — was sich nicht immer von den Kunstsinnen eines Mäcen sagen läßt. Bollen in der Frühstücks-Viertelstunde mehrere gleichgesinnte Gymnasiastenmägen gar zu heftig nach Hungerstillung — und das passirte täglich — so wurde mit tollkühner Karrerverachtung durch die heimliche „Katerspforte" ein gemeinschaftlicher Ausfall nach dem Bäckerladen an der Marktecke gemacht. Dort gab es die delikatesten Franzbrödchen, mit Rosenwasser besprengt und einen wohlwollenden biden Bäckermeister, der uns großmüthig volle acht Tage Kredit gab, bis die fünf Groschen Wochentaschengeld wieder fällig waren. Wie Einem solch' vertrauensvoller Charakter doch so wohl thut — selbst in der Erinnerung nach fünfzehn Jahren . . . wird er doch immer seltener in der krebsloser Welt!

Ein Blick um die Marktect . . . richtig! Dort vor dem schwarzen Adler wartet schon unsere Reisegelegenheit, wohlständig bepackt und die Pferde angeschirrt, und die paar Meilen Landweg in die liebe Heimat zu fahren — zu einem goldenen Freiherrenleben mit allen Leibgerichten aus Mütterchens gesegneter Küche! Es ist keine alltzu vorneyme Reisegelegenheit. Der große Planwagen des alten Botenfuhrmanns, der jahraus jahrein, so lange wir denken können, Tag für Tag und unsern Heimatdorfchen in die große Gymnasiumsstadt fährt und für die halbe Stadt Kisten und Schachteln, Haringstonnen, Bündelchen und Briefe — diese aber wegen des strengen Postgefetzes in der geheimsten Brusttasche seines blauen Leinwandkittels — zu besorgen hat und obeuein so viel wohlfeile Passagiere aufladet, als nur irgend auf dem Gepäck und selbst auf den hinten vorstehenden Wagenbretern festwerden wollen. Wir jungen Schüler und vor alle „Vater Knaster", wie wir ihn wegen seiner kleinen Pfeifchen für seine lange Pferde- und seine beständigen großen Leiden bei den unmerklichsten Bestrebungen: den widerhaarigen Knaster durch eine altmodische Zunderbüchse immer wieder von Neuem in Brand zu setzen, mit wohlfeilem Gymnasiastenwitz getauft hatten, sind von der Sexta an die allerbesten Freunde von der Welt. Er bringt uns ja allwöchentlich so manche süße kleine Zubuße für unsern, in der wagern Person stets doppelt wachen Jungenshunger aus Mütterchens Speisekammer — und stets mit verschlagenster Heimlichkeit, daß die gestrenge Pensionsmutter nie hinter diesen Frevel kam. Er fährt an den Ferientagen auch nie ohne seine kleinen, lustigen Studenten ab, obgleich er dann immer eine Stunde auf uns warten muß — und wir verschmähen sicherlich die nobelste Gratisgelegenheit, um nur hoch oben auf den Kaffeesäcken, Zahals- und Haringsfässern unseres Vater Knaster thronen zu können. Die alte Liese schmunzelt, da wir Jungen mit lautem Hurrah auf ihn zu-

Digitized by Google

springen und die bunten Mützen dazu schwenken — er vergißt in seiner Freude fast, den mit Mühe und Noth in Brand gepinkten Zunder auf den Knaster zu drücken — und der Philax läuft und bellend und schwanzwedelnd zur Begrüßung entgegen. Auch der Philax und wir sind ja gute alte Freunde. Die anderen „Passagiere“ sitzen schon seit einer Stunde hoch oben auf ihren Plätzen und so oft sie auch voll sittlicher Entrüstung daran erinnerten, daß die gewöhnliche Abfahrtzeit längst vorüber, so erhielten sie doch stets nur ein gleichmüthiges „Gleich! gleich! meine Herrschaften — nur Geduld, sofort wird's losgehn!“ — oder gar keine Antwort ... Wir waren ja noch nicht da. Aber jetzt sitzen wir oben, wo wir gerade ein Plätzchen gefunden ... „Do! ho! hü! hott!“ lärmt Vater Knaster — die lange Peitsche knallt laut in der Luft — die blanken Messingschellen an den hohen Kummten und dem Sielenzuge der beiden großknochigen Pferde klirren lustig zusammen — hell bellend springt der Philax an dem Wagen in die Höhe.. und dumpf rasselnd geht's durch die düsteren Straßen im langsamen Schritt zum Festungsthore hinaus — hinein in den Sonnenschein der goldenen Ferienfreiheit...

Das ist heute eine gar lustige Reisegesellschaft auf dem Planwagen des Vater Knaster: die großstädtische, feine Schneidermamsell, expreß nach meiner Vaterstadt verschrieben, dem Bürgermeisterstöchterlein das gelbseidene Brautkleid auf das Modernste zu machen, und der propere Reservemann, der während seiner dreijährigen militärischen Laufbahn nicht nur langsamen Schritt und Dauerlauf, sondern auch Tanzen und gebildetes Hochdeutsch und alles Uebrige aus dem Grunde gelernt hat, sich „bei den Damen“ angenehm zu machen. Er geht jetzt auf Königsurlaub und schätzt sich außerordentlich glücklich, mit der feinen Schneidermamsell eine alte angenehme Tanzbekanntschaft aus dem „Geharnischten Ritter“ mit Feuer erneuern zu können. Da ist ferner der bebrillte Barbier aus meiner Heimat, den wir losen Gesellen wohl zehnmal in einem Athemzuge „Herr Doktor“ titulirten, bis der runde, kahle Kopf des Ueberglücklichen vor Stolz zur Pfingstrose erglüht. Der Herr Doktor hat in der Großstadt die bedeutendsten Einkäufe von Hühneraugenpflästerchen, potsdamer Balsam, Morison'schen Pillen und Blutegeln gemacht — ja, seine



Der alte Vorfahrtsweg. Nach einer Skizze von Fischer, von C. Fenk. (S. 88.)

Praxis ist kolossal, wie er mit Wärme und allerlei zarten Anspielungen seiner Nachbarin wiederholt versichert — einer wohlgerundeten Wittwe und bestarrangirten Putzmacherin, die soeben die neuesten Sommerhut-

modelle „persönlich eingekauft“ hat und sie in einer großen blauen Pappschachtel wie ihren Augapfel auf dem Schooße hütet. Da sind noch Knäbinnen und junge Burschen, deren kühnstes Ideal ein Hausknecht mit kurzer, schwarzer Jacke und weißer Schürze und ungeheurem Trinkgeld ist, Frauen mit immerfort schreienden, kleinen Kindern, und Männer mit ruhestörn, bisdhaltigen Flaschchen in der Brusttasche … und vor Allem wir überlustigen, jungen Ferienvögel!

Das Erste, sobald wir die Stadt der klassischen Bildung und die mißhinstigen Mienen der Herren Professoren hinter uns haben, ist naturlich, daß wir mit der unbefangensten Miene, als ob es das Alltäglichste auf unserer Gymnasiastenwelt ist, den guten Vater Knaster „um ein wenig Feuer“ bitten, unsere Dreipfennigcigarren an seiner glimmenden Zunderbüchse bis auf die Hälfte in Brand setzen, und mit möglichst vergnügten Gesichtern unsere Lauren und nicht selten nachwehbitteren Rauchversuchen beginnen. Ebenso natürlich wird in jeder Dorfschenke eingekehrt und ein „Seidel“ Glas Bier getrunken. Selbst die feine Schneidermamsell soll verschmäht es nicht, und der Hand des galanten Reiseromanns einen „kleinen Kiesch“ einzunehmen. Der Herr Doktor steigt aber durch ein dampfendes Glas Biergrog um zehn Grad Reaumur in der Gunst der wohlgeordneten Wittwe mit der Hutschachtel.

Und dann wird natürlich gesungen — was wohl anders als ein flottes Studentenlied? Wir Buxtuhuhsen sind ja auf dem geradesten Wege zum köstlichen, goldenen Studentenleben, das noch schöner sein soll, wie ewige Gymnasiastenferien! Jubelnd erschallt es von dem hohen Frachtwagen in die sonnige Weit hinaus:

Was kommt dort von der Höh'?…

und auch um eine spaßige Antwort sind wir nicht verlegen … wie singen bald triumphirend weiter:

Ei du ist der Vater Knaster ꝛc
Es ist der liebene Vater Knaster
Ha, ha! Vater Knaster…

— und schnell stimmt der Herr Doktor als Zeichen seiner geleyrten medizinischen Bildung mit ein und der galante Reiseroemann folgt ihm, so gut es gehen will, Vater Knaster kurert vergnügt mit — selbst die großstädtische Schneidermamsell und die kleinstädtische Putzmacherin gutschecken herzhaft mit … bis die runde, wohlgecdnete Wittwe plötzlich von ihrem Kaffeesatze aufschnellt und die gestohlte Modellschachtel vom Schooße fallen läßt und gellend anschreit, als hätte sie eine Natter gebissen … und doch ist es nur ein unschuldsvoller, kleiner Blutegel aus des Doktors Flasche, die einer von uns übermüthigen Gesellen heimlich entkork hat… Das Thierchen ist unversehens unter die kleider der rundlichen Dame gerathen und hat sochen den ersten lüsternen Biß nach süßem Putzmacherinnenblut gethan… Hei! was das für einen lustbar lustigen allgemeinen Auftand auf dem Planwagen gibt … überall kriechen die schwarzen Thierchen zwischen den Kisten und Tonnen umher … und die großstädtische, feinbesaltete Schneidermamsell wäre sicherlich in Ohnmacht und vom Wagen gefallen, wenn der tapfere Reiseroemann sie nicht auf das Zärtlichste in seinen blauen Armen schütze…

… Und jetzt sind fünfzehn Jahre seit dieser lustigen Gymnasiastenzeit dahingegangen. Es ist inzwischen Vieles anders in der Welt geworden. Zwischen der Gymnasiumstadt und meiner Heimat braust ein stolzes Dampfroß. Das hat dem alten Vater Knaster viel Kummer gemacht. Seine liebsten Passagiere sind ihm unteren geworden und wollen heute nur noch mit Dampf fahren. Jede großstädtische Schneidermamsell blickt mit Verachtung auf den armen Planwagen herab. Am Meisten hat es Vater Knaster aber geschmerzt, daß selbst die jungen Gymnasiasten von heute nur noch mit Dampf fahren — mit Dampf leben wollen. Aber ein paar Bekannte von ehemals fuhren wir heute doch wieder auf dem Planwagen unseres alten Botenfuhrmanns. Die wohlgeordnete, runde Putzmacherin ist inzwischen in ihrem Geschäft noch wohlgeordneter und selbst noch runder geworden. Aber sie behauptet: seit jener entsetzlichen Blutegelgeschichte habe sie „Reuven“ belommen und diese erlauben es ihr nicht, mit der Eisenbahn zu fahren. Sie ist noch immer Wittwe. Auch daran sind die unglückseligen Blutegel schuld. Sie war an jenem fröhlichen Sommertage schon fest entschlossen, den glühenden Liegrogbritten ihres bebrillten Anbeters nachzugeben und Frau Doktorin zu werden … dann kam der Biß — und seit der Zeit hat sie einen unüberwindlichen Abscheu gegen Blutegel und Alles, was damit zusammenhängt — also auch gegen den armen Baebier. Der Doktor aber hat die Hoffnung doch noch nicht ganz aufgegeben, der Mann dieser wohlgeordneten Frau zu werden. Er dient treu weiter um sie und ihr Geschäft — nun schon viel länger, als Jakob um Rahel und Lea zusammen. Darum verschmäht auch er die Eisenbahn und fährt treulich weiter mit Vater Knaster — wenn seine runde Dame persönlich ihre Modelle einkauft. Auch die Soldaten auf Urlaub sind unseren alten Botenfuhrmann treu geblieben. Sie müssen sich aber heute damit begnügen, ihre feurigen Huldigungen rothwangigen Köchinnen obee gar „Mädchen für Alles“ darzubringen. Obgleich Vater Knaster nun noch viel überflüssigen Platz auf seinem Planwagen hat, daß er nicht selten müden Handwerksburschen ein Gratisplätzchen auf dem vorstehenden Wagenbett einräumt, so geht er selber trotz seiner siebenzig Jahre noch immer unverdrossen mit seinem Phlax — einem Enkel unseres alten Freundes — hinter und neben dem Wagen her. Die Pferde kennen den Weg zu längst allein und ihe Herr hat reichlich damit zu thun, seine Pfeife in Brand zu halten.

Gerhard Rohlfs.

(Bild S. 85.)

Der Afrikareisende Gerhard Rohlfs ist geboren in Vegelacf, der dritten Stadt des Bezirks Bremen, am 14. April 1832. — Er besuchte das bremer Gymnasium, trat aber schon im Jahre 1849 in holsteinische Militärdienste, wo er sich durch persönliche Bravour derart auszeichnete, daß er nach der Schlacht von Idstedt zum Offizier ernannt wurde. Nach Beendigung des Feldzugs hielt sich Rohlfs behufs medizinischer Studien mehrere Jahre in Heidelberg, Würzburg und Göttingen auf.

Die trockene Wissenschaft scheint aber dem rastlosen Geiste unseres deutschen Landsmannes wenig zugesagt zu haben; er ergriff den Wanderstab, bereiste Oesterreich, Italien und die Schweiz und gelangte endlich nach Algerien, wo er in die Fremdenlegion eintrat. Auch hier diente er mit Auszeichnung, indem er sich bei Eroberung der Kabylie den höchsten, für einen Fremden erreichbaren Rang und einige Tapferkeitsmedaillen erwarb.

Hier hatte Rohlfs Gelegenheit, sich dem Studium der arabischen Sprache, der Lebensweise und Religion der Orientalen gründlich zu widmen. Nachdem er im Jahr 1861 seinen Abschied aus dem Militärdienst genommen, gelang es ihm, unter der Maske eines Mohammedaners nach Marokko vorzudringen und sich dort als Arzt in die Gunst des in Mesan residirenden, höchst einflußreichen Großscherifs Sidi Hadji-Abu-Salim zu setzen, welcher in einem großen Theil Nordwest-Afrikas als geistliches Oberhaupt verehrt wird. Unbekümmt und frei konnte Rohlfs einen großen Theil von Marokko bereisen und besitzen geographische Beobachtungsreisen. 1862 begann er seine Erforschung der unzebonischen Sahara von West nach Ost, bei welcher Gelegenheit er namentlich das Wadi Draa seiner ganzen Länge nach durchpilgerte. Zwischen Tafelelt und Kentasa von seinen Führern meuchlings überfallen und seiner Habe beraubt, entging der kühne Reisende nur durch den Beistand seines Marabuts dem Tode. Durch harte Unfälle und Leiden keineswegs entmuthigt, erreichte er 1864 sein früheres Projekt, nach Timbuktu vorzudringen, durchzuführen. Mit Empfehlungen des Scherifs von Mesan gelangte er über den Atlas nach Tuat, von dessen Oasengruppe er die erste auf eigene Anschauung beruhende Beschreibung und Karte lieferte; von Insala aus kehrte er auf einer mittelmeerküstlich ebenfalls noch unerforschten Route nach Gbadames und von hier nach Tripoli und 1865 nach Deutschland zurück, um sich für eine weitere, größere Unternehmung rasch neu auszurüsten und vorzubereiten.

Während seiner dritten, im höchsten Grade interessanten Reise von 1865—1867 machte Rohlfs die weite Route von Tripoli am Mittelmeere nach Lagos am atlantischen Ozean, indem er Nordwest-Afrika in einer direkten Länge von 1800 nautischen Meilen auf verschiedenen großen Umwegen durchschnitt. Der erste Theil seines Wegs führte ihn wieder nach Gbadames, von wo aus er das Gebirgsland Hadjar zu untersuchen wünschte. Dieser Plan wurde durch einen zwischen verschiedenen Touareg-Stämmen ausgebrochenen Krieg vereitelt und der Reisende hielt es für geratben, nach Murkuk zu wandern, um von hier direkt nach Süden vorzudringen. Aber er sah sich genöthigt, von Oktober 1865 bis März 1866 hier zu verweilen, um Waaren und neue Geldmittel aus Europa abzuwarten, ging dann auf einer zum ersten Mal durch ihn vollständig aufgenommenen Route über Bilma nach Bornu; auch von der Oase Kanar, die Rohlfs allseitig zu erforschen Gelegenheit hatte, zeichnete er eine Spezialkarte. Am 22. Juli 1866 erreichte er Kuka, wo er vom Sultan trefflich aufgenommen wurde und namentlich wieder sichere Nachrichten über M. v. Beurmann's Tod einzuziehen Gelegenheit hatte. Ein an den Sultan von Wadai gesandter Brief und der Ruf im Lesaubuig zum Besuch seines Reiches kehrte nicht zurück, und so entschloß sich der Reisende, sich westwärts nach dem Niger und der atlantischen Küste zu wenden, nachdem er von Kuka aus eine Exkursion nach Mandara und das Rembifgebirge unternommen. Fast von Mitteln entblößt und vom infernalischen Klima des Südens bart mitgenommen, gelangte der kühne Forscher schon am 14. Januar 1867 nach Jakoba, von wo aus er auf für die Wissenschaft völlig neuen Gebieten und Wegen über den rasch aufblühenden Handelsplatz Kefi-Abdel-Sendja, unfern der Insel Sofo, den Benuestrom erreichte. Auf einem Nachen fuhr er stromabwärts bis zur Mündung dieses Flusses in den eigentlichen Niger bei Lokoja, wo er am 28. März

Digitized by Google

1867 auf der dortigen englischen Niederlassung die beste Aufnahme fand. Von hier ging er den Niger aufwärts bis Raba, schlug von da den Landweg durch Nife und Jorruba nach Lagos ein und landete am 2. Juli 1867 in Liverpool.

Die Berichte und Karten von Rohlfs' Reisen finden sich in Petermann's geographischen Mittheilungen (Jahrgang 1865—1868) und in einem selbstständigen Buche: „G. Rohlfs' afrikanische Reisen, Bremen 1867." — Neben fleißigen Reiseschreibungen hat Rohlfs sehr werthvolle Beiträge über statistische, ethnographische und kommerzielle Verhältnisse der durch ihn bereisten Länder gegeben, sowie zahlreiche meteorologische Beobachtungen angestellt.

Im Herbst 1867 schloß sich der unermüdliche Forscher der englischen Expedition nach Habesch als wissenschaftlicher Begleiter an. Nach dem Fall von Magdala schlug er einen von Europäern theilweise noch nicht besuchten Weg über das Kloster Lalibela nach Antalo ein und lieferte Beschreibung und Karte dieser Route. — Von den geographischen Gesellschaften in London und Paris wurde er durch Verleihung ihrer goldenen Medaillen ausgezeichnet; ebenso sind die hohen Verdienste des Reisenden um die Wissenschaft auch vom König von Preußen in schmeichelhaftester Weise anerkannt worden.

Ein deutscher Edelmann an seinen Sohn.

Wenn Goethe auch an dem Dichter Friedrich Leopold Stolberg oft Mancherlei auszusetzen hatte — wenn auch späterhin die Lebenswege der Jugendfreunde immer weiter und weiter auseinander gingen, bis sie sich nimmer wieder zusammenfinden konnten — an dem Menschen Stolberg hat der große Menschenkenner Goethe doch bis an sein Ende die schöne, reiche Fülle des Menschlichen geehrt und bewundert. Diese Fülle des Menschlichen durchwallt besonders reich und rein und lieblich das ganze Familienleben des durch seinen Uebertritt zum Katholicismus oft und hart angegriffenen Dichtergrafen, — gar köstlich, frisch und lauter spricht sie sich in dem Gelegenheitsbriefe aus, den Graf Friedrich Leopold Stolberg seinem ältesten Sohne Ernst mit auf die Lebensreise gab, als der einundzwanzigjährige Jüngling zum ersten Mal das Vaterhaus verließ, um in österreichische Kriegsdienste zu treten.

Wir greifen aus der langen Epistel — (es war ein Zeichen der Zeit vor hundert — ja und vor sechzig Jahren, daß man viele und lange Briefe schrieb, und Friedrich Leopold Stolberg machte keine Ausnahme von dieser Briefschreiberei, denn er bezahlte das Jahr über nicht weniger als tausend Thaler Briefporto) — nur einige Sätze heraus.

„Mein Sohn, mit dem Morgengebete beginne Deinen Tag und schließe ihn mit dem Abendgebete. Aber beide werden Dir nicht genügen, wenn Du sie recht betest. Bor dem Abendgebete prüfe Dich vor Gott, wie Du den Tag zugebracht in Gedanken, Reden und Handlungen. Wägest Du immer mit zerknirschten Herzen zur Beichte gehen und mit leichterem zurückkommen. — Laß das Wort Gottes Deine Leuchte, dein Licht auf Deinem Wege sein. — Nichts ist so geschaffen für Jünglinge, als die falsche Scham. — Ekel den Müßiggang, fleuch leeren Umgang. — Deine Zunge bleibe keusch. Erlaubt Du Dir, Theil zu nehmen an unzüchtigen Reden, so verkläfft Du in die Unzucht selbst. Laß Dich nie zu vielem Wein und durch den Wein Dich nie zu Thorheiten verleiten. Trinke des Abends gewöhnlich keinen Wein und ist des Abends wenig. Gehe früh zur Ruhe und stehe früh auf. Treibe täglich Leibesübungen. Bergieß das Schwimmen nicht und auch nicht das Voltigiren. Suche an um Erlaubniß, die jungen Pferde der Schwadron zu tummeln. Fechte, wofern Du es vermeiden kannst, mit Keinem, der nicht Dein Freund ist. Fahre fort alle Tage die Kriegskunst zu studiren. Lies täglich. Verlasse die alten Sprachen nicht. Laß das Latein Dir geläufig bleiben und Homer Deinen treuen Begleiter sein. Hüte Dich vor dem leidigen Romanenschwall. Liebe Deine Pferde und, wenn sie die Last und Hitze des Tages mit Dir getragen und getheilt haben, so sorge für ihre Pflege, ehe Du an Dich denkst. Habe immer gute Pferde, ein gutes Schwert, eine gute Uhr! ...

So schrieb vor sechzig Jahren ein echter deutscher Edelmann an seinen Sohn — — wollte Gott, wir hätten noch heute viele solche Väter — unsere Zeit und unsere Söhne könnten sie gebrauchen!

Ein historischer Chignon.

Es paßt heutzutage wirklich nur noch sehr wenig unter der lieben Sonne, was nicht schon mal dagewesen wäre. Selbst die vielgeliebten, berühmten und berüchtigten Chignons auf den Häuptern unserer vieltheuren Damen, erwachsen auf dem Perrückenkopfe irgend eines verschwiegenen Haarkünstlers, sind keine Kulturerinnerung unserer Neuzeit. Schon im barbarischen Mittelalter finden wir ein Chignon verzeichnet, getragen werden sie wohl schon früher sein. Nur der Name Chignon ist neu — aus dem Chinesischen importirt. Im Mittelalter nannte man den künstlichen Haarreichthum mit allter derber Ehrlichkeit einen: falschen Zopf! Aber die falschen Zöpfe unserer mittelalterlichen Schönheiten waren seltener, wie die modernen Chignons, sonst hätte man anno 1428 schwerlich so viel Aufsehens von dem Zöpfchen gemacht, mit dem eine schöne Jüdinne am Hofe Philipp des Guten von Burgund sich noch schöner zu machen suchte. Die Dame hatte das schönste, reichste goldblonde Haar am ganzen Hofe, und Niemand, selbst nicht der gelehrte Verehrer der Schönen, ahnte dieß kleine unschuldige Toilettenkunststück. Die Friseuse waren damals wohl noch etwas verschwiegener, wie heutzutage. Und der begünstigte Anbeter der goldlockigen Schönen war Niemand anderes, als der gute Herzog Philipp selbst — und der sollte so unglücklich sein, das zarte Toilettengeheimniß zu ergründen und — auszuplaudern. Eines unheilvollen Morgens nämlich überraschte er seine Angebetete, ehe sie noch volle Empfangstoilette gemacht hatte — und sah — o Graus! — auf einem Toilettentischchen eine Fülle des schönsten goldblonden Haares ... Ein zweiter Blick auf das Köpfchen seiner Holden ließ den guten Herzog noch mehr erschrecken: dort sah es ja aus wie auf einem Maienfelde — nach der Ernte! Die Dame wollte vor Aerger und Scham in die Erde sinken. Da that der gutherzige Philipp das Allergescheidteste, was er unter diesen Umständen thun konnte: er lachte, bis ihm die Thränen von den runden Wangen niedertropften — dann schloß er die arme Schöne zärtlich in die Arme. Er hatte sie auch ohne Zopf lieb. Aber was der Herzog weiter that, hatte er nicht nöthig gehabt: bei einem frohen Zechgelage am Kreise seiner Vertrauten plauderte er das Geheimniß seiner Schönen aus ... und bald wußte es der ganze Hof! Das war natürlich ein Labsal für die schwesterlichen Zänglein aller Hoffräulein und sonstigen lurksäßigen Damen ... und beim nächsten Hofballe wußte unser armes Fräulein Goldhaar sich vor spitzen, spöttischen Blicken und noch spitzeren, spöttischen Redensarten kaum zu bergen. Die eine Busenfreundin sagte zu ihr mit der unschuldigsten Miene: „Meine Theure, wo kaufen Sie Ihre Pomade — der reiche Glanz Ihres goldnen Haares verdunkelt uns Alle!" — die andere lächelte süß: „Simson's Sieg schwanden mit seinen Locken!" ... bis die Aermste, Wuth und Verzweiflung im Herzen, sich dem Herzog zu Füßen warf, ihre falschen goldenen Locken zerraufte und bitterlich weinte — ihr bliebe nichts Anderes mehr übrig, als in ein Kloster oder in's Grab zu gehen ... Wie hätte Philipp's gutes, schuldbewußtes Herz dieß ungerührt mit ansehen und hören können. Er bot die Verzweifelnde zärtlich auf und schwur, daß ihr eine glänzende Genugthuung werden solle!

Und der Herzog hielt Wort.

Am 10. Januar 1429 finden wir im Schlosse zu Brügge eine glanzende Versammlung von Rittern und schönen Edelfrauen. Die schönste ist aber unser Fräulein Goldhaar, wie sie auf erhöhtem goldenen Sessel, umwallt von einer Fülle goldner Locken, in den blitzenden Augen tausend Triumphe inmitten der vor Aerger und Neid etwas blaßgrün angelaufenen Hofdamen daſitzt. Ein langer goldbrokatener Mantel umwallt ihre Schönheit und verbirgt, was sie im Schooße hält.

Und Herzog Philipp der Gute von Burgund winkt. Da tritt Johann de Sainte-Remy, ganz in Scharlach gekleidet bis auf die graue Stickerei am Saume seines Mantels, in die Mitte des Saals: verneigt sich vor dem Herzog, dem Fräulein mit dem goldnen Haar, und zuletzt nach allen Seiten des Saals. Mit lauter Stimme verkündet er als Wappenkönig, daß Herzog Philipp von Burgund geruht habe, zu Ehren des schönen goldnen Haares der schönsten Dame einen neuen Orden der Ritterlichkeit zu stiften: den Orden vom goldnen Vließ!

Ritterlich läßt sich der Herzog, gleichfalls ganz in Scharlach gekleidet, vor seiner Dame auf ein Knie und sie schlägt den goldnen Mantel zurück und hängt dem galanten Ritter die Ordenskette, aus goldnen Feuersteinen mit der Flamme gebildet und ein goldenes Widderfell tragend, glücklich lächelnd um den Nacken.

Als zweiten Ritter bot der goldnen Vließes ruft der Wappenkönig den Grafen von Charolois, den Sohn Philipp's von Burgund, aus ... und es folgen die edelsten Namen Frankreichs und Burgunds, und Alle beugen vor der Dame mit dem falschen goldnen Zopf das Knie, und empfangen aus ihren Händen das Ordenszeichen mit dem Sinnbilde ihres verspotteten Haarschmuckes auf der Werkstätte eines genialen Perrückenmachers.

So kam das Chignon anno 1429 zu großen Ehren im Lande Burgund, und so werden Orden der Galanterie und Ritterlichkeit gegründet.

Noch immer blüht der Orden des goldenen Vließes und die Chignons blühen heutzutage üppiger denn je — — aber es werden ihnen zu Ehren keine neuen Orden mehr gestiftet. Ja, die Welt wird immer prosaischer und die Galanterie der Männer kommt immer mehr aus der Mode. Aber unsere lieben Frauen wissen sich zu trösten und zu rächen durch goldne Chignons — die lieben Männer müssen sie zu bezahlen!

Digitized by Google

Der zahme Fuchs und die Haushühner.

Originalzeichnungen von M. Haider.

II.

In der neunten Woche ist die Freundschaft mit den Hühnern total aus. Der Fuchs gräbt sich einen Bau.

Zehnte Woche, die Hühner möchten das alte kameradschaftliche Freundschaftsverhältnis wieder anknüpfen, der Fuchs bleibt aber tückisch.

In der elften Woche setzt die Fuchsnatur in hellen Flammen.

Sie brennt auch in der nächsten Woche noch lustig fort.

Dreizehn Wochen alt, fast ausgewachsen, nimmt er auch die letzte Jugendfreundin mit Eckelhaftheit zu sich.

Den Hühnern lacht man jetzt vergebens.

Ha, warte Raubmörder, du sollst es büßen!

Uebrigens hängt man keinen, außer man hat ihn schon.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von **Theodor Griesinger.**

(Fortsetzung.)

Er war also ein Arzt, der junge Mann, von dem ich oben gesprochen, und zwar einer, der in der ganzen Gegend eines bedeutenden Rufs sich erfreute. Laut seinem Doktordiplom, das er sich im Jacksonkollege im Staate Mississippi erworben hatte, hieß er Charles Tuckoff; allein diesen Namen hörte man nur selten. Man hatte sich vielmehr sowohl in Donalshono selbst, als auf den Plantagen ringsum daran gewöhnt, ihn kurzweg „Doktor" zu nennen, und dieß genügte auch vollkommen, da in der nächsten Nähe kein anderer Arzt mit ihm konkurrirte. Wenn nun übrigens nur selten Jemand seinen Namen kannte, so waren noch viel Wenigere über seine sonstigen Verhältnisse unterrichtet, und nicht einmal über sein Herkommen und seine Familie stand etwas Sicheres fest. Was ging das aber auch die Leute an? In Amerika ist man nicht so neugierig, als in Europa, und selbst die Polizei hat dort nicht das Recht, nach Dingen zu forschen, die man bei sich behalten will, vorausgesetzt natürlich, daß man sich innerhalb der Schranken des Gesetzes bewegt. Es genügte also vollkommen zu wissen, daß Herr Beaujolais, der Besitzer der Plantage, auf der wir uns eben befinden, den Doktor in Bauvonrouge, wo derselbe früher seßhaft war, etwa vor einem Jahr kennen gelernt und sofort veranlaßt hatte, nach Donaldsono überzusiedeln. Ja man würde es als eine ganz unschicklche Zudringlichkeit angesehen haben, wenn Einer noch mehre Dinge hätte wissen wollen, denn der Doktor bewährte sich gleich in den ersten Wochen als ein sehr geschickter Arzt und bewies damit zur Genüge, daß das Zutrauen, welches Herr Beaujolais in ihn setzte, ein vollkommen gerechtfertigtes war.

Sobald der Doktor das Herrenhaus erreicht hatte, sprang er mit Blitzesschnelle vom Pferde, das er ganz ruhig sich selbst überließ, und war in der Minute im Hause verschwunden. Offenbar übrigens hatte man ihn hier anreiten sehen, denn im Gange trat ihm ein junger Herr entgegen, um ihn zu begrüßen, und dieser junge Herr ist wohl werth, daß wir ihn ebenfalls unserer Aufmerksamkeit würdigen. Derselbe bildete nämlich schon in Beziehung auf die Statur einen vollkommenen Gegensatz gegen den Doktor, indem dieser ihn wohl um anderthalb Köpfe überragte. Noch größer war der Gegensatz in Beziehung auf die Kraft der Muskulatur, welche dem kleinen Herrn fast ganz abzugehen schien, und nicht minder grell unterschieden sich Beide durch die Art und Weise ihrer Kleidung. Der Doktor trug sich, wie wir wissen, so einfach als es nur anging, der Andere aber hatte sich ganz in bunte Seide gehüllt und an dem Busenstreifen, wie an den Aermelträgern, glänzten schwere Diamantknöpfe. Den allergrößten Gegensatz jedoch athmete der Gesichtsausdruck, denn auf dem des Doktors lag für gewöhnlich ein ruhiger Ernst, während das olivenfarbige Antlitz des Zweiten ein siebendes Lächeln zeigte, das besonders um die Augen herum etwas Verdorbenes hatte. Somit ließ sich wohl nicht in Abrede ziehen, daß der Eindruck, welchen der Doktor machte, ein viel günstigerer war, als der des Andern, und nur das Eine hatte der Letztere vor dem Ersteren voraus, daß er wohl erst im Anfang der zwanziger Jahre stand.

„Monsieur Casardeau," rief der Doktor dem ihm entgegenkommenden jungen Herrn zu, „ich bin erschreckt. Fräulein Emily ist ein ernstlicher Unfall zugestoßen?"

„Ja, ein sehr ernstlicher," entgegnete Herr Casardeau. „Sie glitschte aus, als sie im Garten auf einen Stuhl stieg, um sich eine Orange zu pflücken, und ich fürchte, sie wird mindestens das Bein gebrochen haben. Aber," sagte er mit einem giftigen Blicke bei, ohne deßwegen sein liebenswürdiges Lächeln abzuleugnen, „das kommt davon her, wenn man seine nächste Umgebung zu sehr schont, und wie oft habe ich ihr dieß schon gesagt, meiner süßen Braut! Pfui! Pfui! Pfui

er nun sein Auge schnellfreud der Thüre zuwandte, röthete sich unwillkürlich seine Wange. „Da ist sie," murmelte er wie entzückt, obwohl ganz leise vor sich hin; „schön und sinnig wie immer, ein wahrer Engel des Lichts!" Dann aber nahm er sich fest zusammen und nichts verrieth fernerhin die Erregung seines Innern.

Das Mädchen übrigens, das jetzt geräuschlos über die Schwelle glitt, war in der That eine Erscheinung, welche einem jeden jungen Manne das Herz erbeben machen mußte, und selbst in dem vertrocknesten Greise würde bei ihrem Anblick der Puls etwas schneller gegangen sein! Man denke sich eine kaum erblühte Jungfrau ungefähr von demselben Alter, wie Fräulein Emily, aber viel höher gewachsen und leineswegs von der Fülle, wie sie den Kerolinnen eigen zu sein pflegt; man denke sich dann weiter ein Antlitz mit Zügen, so lieblich und fein, wie man sie fast nur in Altengland zu finden pflegt, und mit einer Weise der Haar, die selbst mit dem Schnee hätte wetteifern können; man denke sich endlich ein Auge, so glänzend blau wie das Himmelsgezelt, und ein blondbrauntes Haar in einer Fülle, daß es schwer fallen mußte, darüber Herr zu werden — man denke sich dieß Alles und dann wird man begreifen können, warum die Wangen des Doktors bei dem Anblick des Mädchens sich höher färbten. Wer war nun aber das? Es war Letty, die Sklavin und erste Dienerin Fräulein Emily's, der einzigen Tochter des Herrn Beaujolais; dieselbe Letty, wegen welcher der junge Cafardeau mit dem Doktor beinahe in einen Wortwechsel gerathen wäre!

Still und geräuschlos glitt das Mädchen in's Zimmer, und still und geräuschlos legte es die Bandagen und Leinwandstücke, die es geholt, auf daß neben dem Bett der Kranken stehende Tischchen.

„Brauchen Sie sonst noch etwas, Herr Doktor?" fragte es dann leise und demüthig, die Augen zu Boden geschlagen.

„Nein," erwiederte der Doktor fast eben so leise, indem er das große Etui hervorzog, in welchem er seine verschiedenen Instrumente aufbewahrte; „nein, Letty, für jetzt nichts, als daß Sie die Umschläge, die Sie bisher anwandten, von dem kranken Fuße entfernen. Dann wollen wir an die Untersuchung gehen."

Letty hatte am Bett ihrer Herrin nieder und nahm die Umschläge mit leichter, sicherer Hand ab. Zu gleicher Zeit fast suchte auch der Doktor an dem Bette nieder, um seine Untersuchung vorzunehmen, und abermals erröthete er tief, als er sich so ganz in der nächsten Nähe des Mädchens fand. Doch auch diesmal wußte er sich schnell zu bemeistern, und ruhig — gemessen, wie es sich für einen Arzt geziemt, waltete er fortan seines Amtes.

Man erkannte es auf den ersten Blick, daß er in seiner Kunst eine große Erfahrung besaß, trotzdem er vielleicht erst achtundzwanzig Jahre zählte, denn er ging gerade auf sein Ziel los und konnte daher schon nach wenigen Minuten die bestimmte Versicherung geben, daß der Fuß nicht gebrochen, sondern bloß verrenkt sei. „Die wir um vierzehn Tage alter sind," versicherte er die Kranke, „hoffen Sie Ihre frühere Gesundheit wieder erlangt haben, Miß Emily, wenn Sie sich anders genau nach meinen Rathschlägen und Verordnungen richten. Doch ich habe Ihnen wohl, als ich das Gelenk visitirte, ein wenig wehe gethan?"

„Ach, meine theuerste Emily," rief Herr Casardeau, noch ehe die Letztere antworten konnte, und sein Gesicht schien in Mitleiden gebadet, „ich habe mit Dir gelitten, als Du so unsanft berührt wurdest. Mein Gott, was gäbe ich nicht darum, wenn ich die Schmerzen des Krankenlagers statt Deiner tragen dürfte!"

„Ich weiß es, Eugen," erwiederte Fräulein Emily, „denn ich kenne Dein gutes Herz. Aber unserm Freund, dem Doktor, darf Du wieder einmal unrecht gethan. Er behandelte mich ja, als wäre ich zerbrechlicher wie Glas, und darum," wandte sie sich lachend an den Letzteren, „darum verschiere ich Sie auch meiner königlichen Huld und Gnade. Was aber Ihre Anordnungen und Rathschläge betrifft, so müssen Sie dieselben schon meiner Letty mittheilen, denn ich selbst bin so unadsitam, daß ich schon in der nächsten Stunde nichts mehr davon wüßte. Nicht wahr, so wollen wir es halten? Letty nimmt Ihre Befehle in Empfang, und ich meinestheils versprechе, denselben so folgsam nachzukommen, als hätte ich gar keinen eigenen Willen."

„Gott sei Dank," sprach jetzt der alte Herr Beaujolais mit sichtlich erleichtertem Herzen; „Gott sei Dank, das Mädchen lacht doch wieder, und so dürfen wir hoffen, daß der Unfall ohne weitere Folgen vorüber gehen wird. Vor Allem aber Ihnen meinen Dank, lieber Doktor . . . Zum Teufel," fuhr er hier, „wohin ist denn der Doktor gerathen? Er stand doch so eben noch neben mir und," wandte er sich sofort an einen seiner schwarzen Diener, der in diesem Augenblick in's Zimmer trat, „Pompejus, was hast Du zu melden?"

„Soll," erwiederte Pompejus, „soll Massa Casardeau sagen, daß Massa Marigny gekommen ist, mit Massa Casardeau einen Spazierritt zu machen."

„Hm! So!" murmelte der alte Herr, wie es schien nicht eben sehr erfreut. „Mein Nachbar Marigny! Mein sehr reicher Herr Nachbar! Scheint mir aber doch, daß es besser wäre, wenn mein künftiger Tochtermann sich weniger vertraut mit ihm machen würde. Ah, Doktor, da sind Sie ja wieder," setzte er dann laut mit der früheren guten Laune hinzu, als er den Arzt mit einem Papier in der Hand aus dem Bibliothekzimmer heraustreten sah. „Aber was haben Sie denn da?"

„Bloß," lachelte der Arzt, „bloß einige Notizen an den Apotheker in Donaldsona. Ich brauche verschiedene Latwerge und Kräuterauflösungen, um den Fuß von Miß Emily besto schneller wieder in Ordnung zu bringen, und Sie werden mir wohl gestatten, den Scipio oder einen andern Ihrer Diener in die Stadt zu schicken, damit er die Sachen hole. Einstweilen aber wollen wir unserm leidenden Patienten Ruhe gönnen und uns sämmtlich auch den Krankenzimmer entfernen."

„Dann," erklärte Herr Casardeau, der offenbar mit dieser Anordnung sehr zufrieden war; „dann werde ich diese Zeit benützen, um mit meinem Freunde Marigny einen kleinen Ritt zu machen. Ich werde aber nicht lange ausbleiben, meine theuerste Emily, und hoffe Dich bei meiner Zurückkunft um ein Gutes gesträrkt zu treffen."

„Also ich will meinen Geschäften nachgehen," sagte Herr Beaujolais, „nachdem ich zuvor den Scipio mit dem Rezepte nach Donaldsona geschickt habe. Was aber werden Sie thun, Doktor?"

„Ich?" versetzte dieser. „Nun, ich werde zuerst dem Fräulein aus Ihrer Hausapotheke einen Beruhigungstrank zurecht machen, denn Stube und Schlaf sind die beste Arznei, und dann werde ich in Ihrer Bibliothek warten, bis der Scipio zurückkommt. Ich denke, das Letztere kann in anderthalb Stunden der Fall sein, da er ein flinker Reiter ist."

Jeder der drei Herren that, wie er sich vorhin ausgesprochen hatte. Herr Casardeauritt mit seinem Freunde Marigny, dem Besitzer einer benachbarten Pflanzung, spazieren, und Herr Beaujolais ging seinen Geschäften nach, das heißt, er verfügte sich in seinen Garten, nachdem er vorher einiges mit seinem Verwalter und Oberaufseher besprochen hatte. Der Doktor aber bereitete den versprochenen Trank und setzte sich dann, nachdem er ihn der Kranken gereicht, im Bibliothekzimmer nieder, die Bewachung der jungen Dame ihrer Dienerin Letty überlassend.

Eine halbe Stunde mochte auf diese Weise verflossen sein. Der Doktor hatte ein Buch zur Hand genommen, um darin zu lesen; aber er las nicht, sondern sah träumerisch in das Feuer, welches im Kamin prasselte, und sann über Letty nach. Jetzt trat Letty leise herein und meldete ihm, daß der Trank seine Wirkung gethan habe.

„Sie schläft also," erwiederte er gleichsam mechanisch. „Gut, es wird ihr wohl thun. Aber bitte, Miß Letty," setzte er sofort in einem ganz andern Tone hinzu, als er sah, daß die Dienerin sich wieder entfernen wollte, „bitte, noch einen Augenblick zu verweilen."

„Warum heißen Sie mich Miß?" fragte ihn Letty mit niedergeschlagenen Augen. „Sie wissen ja, daß ich nur eine arme Sklavin bin, und es ist schon zu viel, daß Sie mich nicht buhen."

„Ich wurde," sagte der Doktor, indem sein Auge mit einem ganz eigenthümlichen Ausdruck auf dem Mädchen haftete; „ich wurde heute schon einmal deßhalb getadelt. Aber ich weiß nicht, ich kann nicht anders. Es widerstreibt meinem innersten Gefühl, Sie wie eine der andern Sklavinnen zu behandeln. Dieß," hube er in weichem Tone fort, als Letty wiederum eine Bewegung der Thüre zu machen, „bitte, bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich habe mich schon so lange anständig darnach gesehnt, einmal ein paar Worte allein mit Ihnen reden zu können, und nie, nie hat sich diese Gelegenheit gegeben. Wollen Sie mir sie jetzt nicht gönnen?"

Letty blieb stehen, noch immer mit niedergeschlagenen Augen und mit Wangen so blaß wie Marmor. Er aber erhob sich, holte ihr einen Sessel herbei und nöthigte sie, sich niederzusetzen. Dann trat eine kleine Pause ein, während welcher der Doktor das Mädchen unverwandt betrachtete.

„Es ist sonderbar," begann er darauf; „ja sehr sonderbar ist's, aber ich kann den Gedanken nicht los werden. So oft ich Sie ansehe, ist's mir, als ob Sie mir in früheren, längst vergangenen Zeiten und unter ganz andern Verhältnissen schon begegnet wären."

Er sprach dieß langsam, jedes Wort besonders betonend, offenbar in der Absicht, die Wirkung seiner Worte desto sicher beobachten zu können. Und diese Wirkung war in der That eine außerordentliche! Statt der bisherigen Todesblässe nämlich wurden Letty's Wangen mit einer Gluthröthe übergossen, und ihr großes Auge suchte jetzt nicht mehr den Boden, sondern ruhte voll und innig auf ihrem Gegenüber. „Wie!" flüsterte sie in der sinnbethörten Aufregung. „Wär's möglich? Auch in Ihnen lebt dieses Gefühl? Ich selbst wußte in der ersten Minute, da ich Sie jetzt vor einem Jahre zum ersten Male in diesem Hause sah, daß ich Sie vordem schon gekannt hatte, auch nicht bloß oberflächlich; nein, eine Stimme in meinem Innern rief, daß Sie mich vor vielen, vielen Jahren lieb gehabt, daß Sie mit mir gespielt, mich auf den Armen getragen hätten."

Digitized by Google

Beide sprangen auf und faßten gegenseitig ihre Hände. Darauf schauten sie sich in's Auge, als wollten sie ihre Seelen in einander ergießen, doch nur wenige Minuten hielt die Begeisterung an; dann wurde Letty blaßer und blaßer, und endlich sank sie einer Leiche gleich auf den Sessel zurück.

„Ob war ein Traum," hauchte sie, „nichts als ein Gaukelspiel von einem Traum. Wie käme ich denn hierher als Sklavin, wenn Sie vordem mit mir in meiner Kindheit gespielt hätten?"

Sie weinte still in sich hinein; es aber ging mit großen Schritten auf und ab und seine Brust arbeitete furchtbar. Endlich faßte er sich und setzte sich wieder ruhig an die Seite des Mädchens.

„Letty," sagte er dann, und nach Kurzem erlangte seine Stimme die gewohnte Festigkeit; „Letty, erzählen Sie mir von Ihrem früheren Leben. Wie lange sind Sie jetzt auf der Plantage des Herrn Beaujolais?"

„Seit vier Jahren," erwiderte sie, indem sie ihre Thränen zu trocknen suchte. „Als mein früherer Herr starb, ohne hierher Erben zu hinterlassen, wurden alle seine Sklaven auf den Markt nach New-Orleans gebracht, und natürlich war ich auch darunter. Dort kaufte mich Herr Beaujolais."

„Sie wurden," fragte der Arzt, „Sie wurden in der Stunde der Sank-Louisbörse öffentlich versteigert?"

„Ja," sagte sie, „so heißt glaube ich das Lokal. Ich mußte auf einen Stein steigen, gerade vor den Tisch des Auktionators, damit man mich besser sehen konnte, und dann kamen Verschiedene herbei, um mich von allen Seiten zu betrachten und zu betasten. Zuletzt ..."

Hier stockte sie. Ein Schauder schüttelte ihren ganzen Körper.

„Armes Kind!" murmelte der Arzt, vom tiefsten Mitleiden ergriffen. „Verzeihen Sie, Letty," setzte er dann laut hinzu, „es war unrecht von mir, Sie an so traurige Szenen zu erinnern. Sprechen wir von etwas Anderem!"

„Nein, nein," erklärte sie, ihre ganze Willenskraft aufbietend, „Sie sollen Alles wissen. Zuletzt verlangte Einer, man solle mich entblößen, um zu sehen, ob ich noch nicht wegen Fluchtversuchs gebrandmarkt worden sei; allein Herr Beaujolais erbarmte sich meiner und dem Verlangen wurde nicht entsprochen. Gleich darauf begann das Bieten und weil er am Meistbieten ging, wurde ich des Herrn Beaujolais Eigenthum."

„Und wie ging es Ihnen seither?" wollte der Arzt weiter wissen.

„Besser, viel besser," war ihre Antwort, „als den meisten meiner Brüder und Schwestern. Herr Beaujolais hatte mich theuer bezahlt und hielt deßwegen auch etwas auf mich. Als Quadronin, das heißt wegen meiner weißen Hautfarbe, meinte er, würde ich später recht gut zur Kammerzofe, Vorleserin und Gesellschafterin seiner mit mir im gleichen Alter stehenden Tochter passen, und somit ließ er mich nicht nur an den Unterrichtsstunden Fräulein Emily's theilnehmen, sondern behandelte mich auch stets mit einer Güte, die mich fast vergessen ließ, daß ich eine Sklavin war. Mein einziges Gebet ist daher, daß ihn Gott noch recht lange erhalten möge, denn wenn Herr Casardeau ..."

Hier stockte sie abermals und abermals schüttelte ein Schauder ihren Körper.

„Sie haben Angst vor Herrn Casardeau," bemerkte der Arzt; „hat er schon irgend etwas gethan, was diese Angst rechtfertigte? Bemannt er sich feindselig gegen Sie?"

„Feindselig?" entgegnete sie. „Nein, das ist nicht das rechte Wort. Aber er läßt mich bei jeder Gelegenheit fühlen, daß ich eine Sklavin bin, und wenn er mich irgend einmal allein trifft, so erlaubt er sich ein Betragen — — mein Gott, ich kann es Ihnen nicht beschreiben; aber ich flehe Gott jeden Tag an, daß er mir ihn, den künftigen Tochtermann des Herrn Beaujolais, nie zum Herrn geben möge."

Tieferschüttert schwieg sie still, und auch ihr Gegenüber, der Arzt, fand eine Zeitlang keine Worte.

„Wer war Ihr früherer Gebieter?" fragte er endlich. „Derjenige, nach dessen Tod Sie auf den Markt gebracht wurden?"

„Er war auch ein guter Herr," erwiderte Letty, „und ich wurde zu nichts angehalten, als zu kleinen häuslichen Arbeiten. Aber freilich, mein damaliges junges Alter ließ es nicht zu, mich anderweitig zu verwenden, und ich glaube es schonte mich bloß, daß meine Gesundheit nicht nothleide."

„Wie und wann kamen Sie in seine Hände?" war die fernere Frage des Arztes.

„Wie und wann?" entgegnete Letty. „Mein Gott, er kaufte mich von meinem ersten Besitzer; aber das Wann weiß ich nicht mehr genau."

„Und dieser erste Besitzer?" wollte jetzt der Doktor wissen. „Wer war er und wie kamen Sie in seine Hände?"

Eine Zeitlang gab Letty keine Antwort und eine tiefe Wehmuth überzog ihr jugendes Gesicht. „Lassen Sie mich darüber schweigen," sagte sie dann, „denn die Erinnerung an diese Zeit, an die Zeit, die ich bei ihm, meinem ersten Besitzer, zubrachte, ist peinlicher als Alles, was ich nachher erlebte."

„Nein, nein," drängte er, „ich muß es wissen, Letty. Sie sind es mir schuldig, denn Sie müssen es fühlen, welch' außerordentlichen Antheil ich an Ihnen nehme."

„Noch nie, gar nie," flüsterte sie fast Athem holend, „habe ich mit Jemandem hierüber gesprochen. Aber ich will es jetzt thun, denn ich weiß, daß Sie mich nicht verspotten werden. Viel jedoch ist's nicht, was ich sagen kann. Ich war damals noch so gar jung, erst fünf oder sechs Jahre alt, wir ich nachher erfuhr. Die könnte ich mich da noch an Alles erinnern! Das aber ist mir noch ganz gut im Gedächtniß, daß ich mit mehreren andern jungen Mädchen, die zum Theil ebenso weiß wie ich, zum größern Theil jedoch gelb oder schwarz waren, verschiedene Monate oder gar Jahre lang in einem kleinen Hause zusammenwohnte, und daß an dieses Haus ein ebensalls kleiner Garten stieß, den eine sehr hohe Mauer umgab, so daß man weder herein- noch hinaussehen konnte. Wir hatten Alle nichts zu thun, als mit einander zu spielen, und dreimal des Tages bekamen wir Maisbrei zu essen. Die Meisten von uns waren also stets lustig und guter Dinge, und je größer gewöhnt wurde, um so lieber sah es die alte Mulattin, unter deren Aufsicht wir standen. Ich selbst aber muß eine Ausnahme gemacht haben, denn die Mulattin nannte mich nur ihren dummen Thränensack und drohte mir oft, daß ich nichts mehr zum Essen bekomme, falls ich nicht werde wie die Andern. Wenn sich aber dann meine Thränen mehrten und ich in meinem Schmerze nach Mama und Papa rief, dann verklagte sie mich beim Master oder Herrn, wie sie ihn nannte, einem großen, dunkelbraunen Mann, und dieser schlug mich entweder oder er sperrte mich so lange in eine dunkle Kammer, bis ich fast am Verzweifeln war."

„Ha!" rief der Doktor, der bisher ganz athemlos zugehört hatte. „Wiederholen Sie mir das. Nach Mama und Papa riefen Sie?"

„Ja," flüsterte Letty, indem sie sich scheu umsah, als ob sie sich jetzt noch vor der Mulattin fürchtete. „Ich bildete mir nämlich ein, daß ich eine Mama gehabt habe, eine schöne weiße Mama, und ein Kindermädchen, das Voll hieß, und schöne Kleider und Spielsachen und so noch verschiedene andere Dinge. Der schwarzbraune Master aber und die alte Mulattin lachten immer laut auf, sobald ich solche Worte hören ließ, und brachten es durch Kneipereien und Schläge dahin so weit, daß ich nachher nie mehr von meinen Träumen sprach. Nun," setzte sie nach einer Weile mit tieftraniger Stimme hinzu, „Träume sind's gewesen, nichts Anderes, denn von meinem zweiten Herrn hörte ich später, daß ich die Tochter jener alten Mulattin, die so grausam gegen mich war, zur Mutter gehabt hatte."

Wiederum schwieg sie stille und ihre mit Thränen gefüllten Augen suchten den Boden. Auch der Doktor war in düstere Gedanken versunken, und viele Minuten lang kam keine Silbe über seine Lippen. Da hörte man mitten durch die tiefe Stille hindurch den Galopp eines Pferdes, und dieß weckte den jungen Mann aus seinem Sinnen.

„Es ist Scipio, der von Donaldsons zurückkehrt," sagte er aufstehend und durch ein Fenster sehend. „Letty," wandte er sich dann an das Mädchen, indem er ihre Hand ergriff und sie an sein heftig klopfendes Herz drückte; „Letty, Ihr Zutrauen hat mich unendlich erfreut. Auch brauche ich Sie nicht erst zu versichern, daß Alles, was ich von Ihnen erfuhr, tief in meiner Brust begraben bleiben wird. Doch eine Ausnahme gestatten Sie mir, eine einzige. Mistreß Parker, die Sie ja kennen, ist so sehr meine mütterliche Freundin, daß ich nichts Wichtiges vor ihr verschweige. In ihren Busen dürfen auch Sie getrost Ihr Herz ausschütten, denn sie ist treu und schweigsam wie Gold."

Jetzt ließ er die Hand Letty's los und augenblicklich, ohne ein Wort zu erwiedern, schlüpfte sie aus dem Zimmer, um sich wieder an ihren Platz neben dem Bette ihrer Herrin zu begeben. Gleich darauf trat Herr Beaujolais mit den Letzteren und Kräutern ein, welche Scipio von Donaldsons gebracht hatte, und nun unterrichtete der Arzt Letty darin, wie sie die Verbände anzulegen habe. Der ersten nahm er noch selbst vor, da Fräulein Emily soeben frisch gebadet und um vieles ruhiger geworden war, und nicht lange danach verabschiedete er sich, um in sein Domizil nach Donaldsons zurückzureiten.

Er schlug diesmal einen andern Weg ein, als den er gekommen war, einen nähern, aber das sogenannte Niggerdörfchen, das heißt über die Stätte, wo die Wohnungen der bei der Plantage gehörigen Feldsklaven standen und zwei ausschnliche Reihen von zwar kleinen, aber freundlichen Häuschen bildeten. Auch sie sah Herr Beaujolais gern, wie es schon mochte, denn er war wieder tief in Gedanken versunken und mehr als einmal flüsterten seine Lippen unmillkürlich den Namen Letty. Doch jetzt hörte er plötzlich ein Zammergeschrei vor sich, und wie er in Folge dessen aufschreckte, sah er eine Gruppe von Menschen, aus deren Thun und Treiben er im Anfange nicht recht klug werden konnte. Ein scharfer Ritt von zwei Minuten aber klärte ihn über Alles auf, und nun flog eine dunkle Zornesröthe über sein sonst so ruhiges Gesicht.

In der That mußte auch das, was er sah, jede menschlich fühlende

Digitized by Google

Brust tief verletzen, denn der Overseer oder Verwalter der Plantage hatte soeben einen der Fieldnaun, einen noch jungen Mann von sehr hohem Wuchse und augenscheinlich riesiger Stärke, mit Namen Bamboo, „unter die Pumpe" bringen lassen, und dieß war die härteste Strafe, welche über einen Neger verhängt werden konnte. Den Delinquenten nämlich, der die Pumpe bekommt, setzt man in einen festen Stuhl mit einer starken, hohen Lehne, und an diese Lehne befestigt man mittelst einer besondern Vorrichtung seinen Kopf in der Art, daß er denselben lediglich gar nicht bewegen kann. Dann bringt man den Stuhl mit dem Delinquenten in eine Vertiefung unter einer Röhre eines Pumpbrunnens und setzt diese Rohr so, daß sein Wasser ganz genau immer auf dieselbe Stelle des Kopfes niederströmen muß. Ist das geschehen, so pumpt man, und zwar je nach der Laune des Oberaufsehers, fünf oder zehn Minuten lang. Ueber zehn Minuten aber hält kein Neger, und hätte er den härtesten Schädel Afrika's, den wahnsinnigen Schmerz, den diese Prozedur verursacht, und, besonders wenn es die meisten Plantagenbesitzer der Union schon längst von dieser Strafe abgewöhnen. Freilich nicht sowohl aus Mitleid und Humanität, als vielmehr des eigenen Vortheils wegen, da mit ihnen nicht eines ihrer menschlichen Zug- und Lastthiere krank, oder gar für immer zur Arbeit unfähig werde.

Also der Neger Bamboo lag unter der Pumpe und der Oberaufseher stand daneben, indem er ein Halbdutzend anderer Neger mit der „Kuhhand" in der Hand — eine Art von Ochsenziemer — antrieb, die Pumpe recht fleißig zu handhaben. Vor dem Oberaufseher aber lagen laut heulend einige Negerweiber und Negermädchen auf den Knieen und flehten ihn an, den Bamboo loszulassen.

„Was geht hier vor?" rief der Doktor in lautem zornigem Tone, als er diese häßliche Schauspiel gewahrte, und noch ehe er die paar Worte vollendet hatte, hielt er schon hart vor dem Oberaufseher. „Wie thnnen Sie es wagen, Herr Terrible, diese harte Strafe an dem Manne hier vollziehen zu lassen, während Sie doch wissen müssen, daß Herr Beaujolais jede schwerere körperliche Züchtigung bei seinen sämmtlichen Sklaven vermieden wissen will?"

„Was geht Sie das an, was ich thue?" erwiederte der Oberaufseher in grober Weise. „Ich kümmere mich auch nicht darum, was Sie thun. Fortgemacht, ihr Bursche!" herrschte er zugleich den an der Pumpe beschäftigten Negern zu.

„Ho!" rief der Doktor mit blitzendem Auge, aber jedes weitere Wort verschluckend zog er schnell sein Notizbuch hervor, riß ein weißes Blatt heraus und schrieb einige Worte darauf. „Hier, Phillis," sagte er dann mit kalter Ruhe zu einem der knienden Mädchen, „heule nicht länger, sondern nimm das und renne damit so schnell Du kannst zu Herrn Beaujolais."

Augenblicklich stand die Dirne auf und trocknete ihre Thränen. Allein ehe sie noch einen Fuß vorwärts bewegen konnte, hatte der Oberaufseher bereits sein Messer gezogen und damit eilends die Bande, welche den Bamboo an den Stuhl gefestet hielten, durchschnitten.

„Herr Doktor," sprach er darauf in demüthig unterthänigster Weise, indem er sich hart an denselben drängte; „ich konnte Sie im ersten Augenblicke nicht, denn Sie wissen ja, ich bin erst seit sehr Kurzem als Oberaufseher hier angestellt."

„Ja," erwiederte der Doktor, „auf die Empfehlung des Herrn Casardeau hin, welcher den früheren Overseer nicht leiden konnte. Ich weiß das recht gut; aber der Tausch scheint eben kein glücklicher zu sein, denn der frühere Overseer war gerecht und mild, und Sie wollen, wie mich bedünkt, Ihrem Namen Terrible Ehre machen."

„Ich bin noch nicht eingewöhnt," versetzte der Oberaufseher in noch demüthigerer Weise, aber so leise, daß ihn die Neger kaum hören konnten, „und dann hat mich der Bamboo schwer gereizt, denn in seiner Leidenschaftlichkeit hob er die Hand gegen mich auf, und Insubordination darf ich doch sicherlich nicht aufkommen lassen. Uebrigens glaube ich ist er nun hinlänglich gebrauft, und mit Ihrer Erlaubniß werde ich also jetzt die Leute hier alle an ihre Arbeit gehen lassen."

Die heuchlerisch demüthige Weise des Mannes ekelte den Doktor an, und ohne ihm einer weiteren Antwort zu würdigen, gab er seinem Pferde die Sporen, um so bald als möglich einen größeren Zwischenraum zwischen ihm und sich zu schaffen. Noch hatte er aber die äußere Umzäunung der Plantage nicht erreicht, so hörte er einen Menschen hinter sich herrennen, und wie er sich umwandte, erkannte er die Gestalt des Bamboo.

„Was soll das, Mann?" fuhr ihn der Doktor streng an, indem er sein Pferd anhielt. „Warum bist Du nicht an die Arbeit gegangen?"

„Werde es sogleich thun," entgegnete der Neger. „Musste aber vorher Massa Doktor sagen, daß von nun an Bamboo ihm gehört. Massa Doktor befehlen und Bamboo gehorchen."

Den Doktor rührte diese Anhänglichkeit des Negers, aber er wollte sich diese Rührung nicht anmerken lassen. „Du hast heute die Hand gegen den Overseer aufgehoben, wie konntest Du das wagen?" fragte er ihn.

„Sie, der Niggerpeitscher hat den Bamboo verklagt?" rief der Schwarze. „Aber hat er dem Massa Doktor auch gesagt, warum Bamboo seine Hand erhob? Hat er ihm gesagt, daß Phillis den Bamboo zu Hülfe rief, weil der Niggerpeitscher sie in den Arm nehmen wollte?"

Wiederum stieg die Röthe des Zornes auf die Wangen des Doktors, und statt einer Antwort gab er dem Neger die Hand. Dann sprotzte er sein Pferd von Neuem und eine kleine Stunde später hatte er Donaldsons erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Alles und Neues.

Seltenes Tauffest. Am 27. Juli hat zu Kiskö in Ungarn ein eigenthümliches Volksfest stattgefunden — die Taufe von mehreren Hundert Erwachsenen. Die gesammte Einwohnerschaft hielt Dorfen hat nämlich die Geburt einer Prinzessin in der ehrner Königswürde damit gefeiert, daß sie ihre Namen magyarisirte(?). An dem genannten Tage ging nun die Verleihung der Namen vor sich, und erhielt hiebei streckene Alt in einem Bethause einen hundertregen Hintergrund. Pfarrschaffe verkündeten früh Morgens den Beginn des Festes. Dann strömte das Volk in die Kirche zur Festmesse. Pfarrer Stolzen erzählte in seiner Predigt, wie die ersten Einwohner der Ortschaft eigentlich Magyaren gewesen, von welchen noch jetzt einige Familien leben. Später wanderten Ansiedler von der Rheingegend ein, und die Katholiken verstehen sind es, die zu dem heutigen Feste die Veranstaltung gaben. Nachdem noch die Hymne durch ein von dem Schullehrer Tezeli geleitetes Quartett abgesungen worden, strömte das Volk in festlichen Kleidern nach dem Bade Amerikaga, wo das Bettfest abgehalten wurde. Tanz bis Sinbrücher Binzeng Tabi die magnatischen Namen vor. Dann Festessen, Tanze und Ball bis in die finstrunde Nacht und noch darüber hinaus.

*

Ein kostspieliges Begräbniß. Die Beerdigung der jüngst verstorbenen Königin von Madagaskar hat unter sehr besonderem Zeremonien stattgefunden. Der Leichnam wurde in 300 seidene Lambas gehüllt, in deren Falten sich 20 goldene Ihren, 100 goldene Ketten, Broschen, Ringe, Armbänder und andere Schmucksachen, sowie 300 Goldstücke befanden. Alle Geschenke, welche die Königin früher von der Kaiserin und dem Kaiser der Franzosen erhalten hatte, wurden mit ihr begraben, ebenso ihre sämmtlichen Möbel und ihre Kleider.

*

Wunderliche Geographen. Die berühmtesten Geographen Europas bleiben doch die Herren Franzosen — wegen ihrer kaum glaublichen Unwissenheit in der Erdkunde. Nicht genug, daß ein gelehrter französischer Uebersetzer unseres Schiller die bekannte Stelle im Tell: „Zu hohe auf dem Montblanc" seltsamerweise übersetzt „sur le Montagne" und dann die lieben Franzosen mit der Beispiel einer Anmerkung begleitet: „Der Meinigen ist ein berühmter Berg der Schweiz"... Herr Eugen d'Arnoult übertrieft diesen seltenen Geographen noch um ein Bedeutendes an Unwissenheit und Naivität. Von der Pariser „Patrie" als Berichterstatter über das deutsche Bundesschießen nach Wien gesendet, ergabt er sich in seinem Bericht in den englischen geographischen Kardinalsätzen. So nennt er: Mainz „die alte französische Stadt", Düsseldorf, „durch seine berühmte Universität einen der geistigen Häupter Preußens" ꝛc. Von Thüringen heißt es wörtlich, „es sei die erste Stufe Preußens, die damals — es sind noch nicht 200 Jahre her — Kurfürstenthum Brandenburg hieß."

Bilderräthsel.

Wo. K1
K1
K1

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 9.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahltisch-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Kolbhart.

Die Braut von Oldenwöhrden.

Eine Geschichte aus Dithmarschen von Ernst Willkomm.

(Schluß.)

10. Die Aussetzung und ihre Folgen.

Meta saß schluchzend in ihrer Kammer und hörte nicht auf die tröstende Zurede ihrer pflegmatischen Mutter, die in dieser eingetretenen Wendung kein besonderes Unglück sehen wollte. Der guten Frau war der Ausländische Schwiegersohn von Anfang an nicht recht genehm gewesen, weil sie mit richtigem Takte herausfühlte, daß er eigentlich nicht in ihren Kreis passe. Darum hatte sie sich auch ziemlich fern von Miguel gehalten und war, während alle Uebrigen den Sohn der Havanna mit Aufmerksamkeiten überhäuften und ihn dadurch offenbar verzogen, gemessen, ja kühl geblieben.

Aber das anhaltende Jammern der so schmählich betrogenen Tochter schmerzte doch das Mutterherz. Sie würde ein großes Opfer gern gebracht haben, hätte sie damit den Treulosen seiner Verirrungen wieder zuführen können.

Meta selbst hatte diesen Ausgang durchaus nicht erwartet. Sie glaubte unbedingte Gewalt über Miguel zu haben und war überzeugt, er selbst werde sich von Neuem um ihre Gunst bemühen, sobald ihm nur erst die Größe seiner Thorheit wie seines Unrechts klar einleuchte. Da nun aber an eine Umkehr des Verblendeten nicht mehr zu denken war, gab sich das bedauernswerthe Mädchen, das den fremden Mann noch ebenso heiß liebte wie am ersten Tage, den maßlosesten Ausbrüchen ihres Schmerzes hin.

„O hätte ich Miguel nie, nie gesehen!“ rief sie aus und rang verzweiflungsvoll die Hände. „Oder wäre ich ihm vergebend und voll Liebe entgegen gekommen, dann würde er nicht haben widerstehen können! Nur mein Stolz und des Vaters kalte Strenge sind schuld an unser Aller Unglück! — Ich kann nicht leben, wenn ihn die See verschlingt! Sein triefender Schatten wird mich nachziehen in die grausige Tiefe!“

„So nimm doch Vernunft an,“ entgegnete die Mutter, deren Trostgründe bald erschöpft waren. „Der undankbare Mensch wird ja nicht ertrinken, sondern nur ausgesetzt. Lebensmittel für einige Tage erhält er mit in den Nachen. Dürft ihm also nicht der Himmel zu sehr und will Gott ihm gnädig sein, so hat er nur unbestimmte Zeit einsam mit den Wogen zu treiben, bis er einen Fahrzeuge begegnet, das ihn aufnimmt. Für einen seetüchtigen Mann ist das kaum eine Strafe zu nennen.“

„Miguel ist aber nicht seetüchtig,“ klagte Meta von Neuem, „er versteht kaum einen Riemen zu handhaben! ... Und nun auf unserer Blattensee, auf Meeresströmungen, die ihm völlig unbekannt sind! ... Nein, Mutter, gut mag es die Luft meinen, und meiner verleyten Ehre mag durch ihr Urtheil vor den Augen der Welt vollkommen genügt werden, das Urtheil selbst finde ich dennoch baebarisch grausam!“

In ihrer heftigen Gemüthsaufregung hatte Meta den Eintritt ihres Vaters nicht bemerkt, der von einer längeren Unterredung mit dem Deichgräfe zurückkehrte.

„Du wieß Dein Ur-

So ändern sich Naturen!

Häubchen — Kätzchen liebend leckten
Sich im Spiel — bei jungen Jahren;
Bub' und Mädel gern sich necken,
Haben oft sich bei den Haaren.

Hund und Katze sich anbequemen,
Sind entfaltet die Naturen,
Und der Jüngling liebentglommen
Folgt liebschwend „ihren“ Spuren.

Digitized by Google

theil schon nach wenigen Tagen zurückkehrt," wandte sich der Vollmacht an das tief bewegte Mädchen. „Der Undankbare wird von uns nach Verdienst behandelt. Vielleicht läßt die ihn zuckende Strafe ihn seine in Eitelkeit und Selbstsucht verloren gegangene Gewissenhaftigkeit wieder finden. Verderben oder retten wollen wir nicht, unser Streben ist, ein Herz, das sich selbst verkennt, zu bessern. Dazu aber bedarf es der Aufregung aller physischen und moralischen Kraft. Beide werden geweckt im Angesicht des Todes, dem jeder gesunde Mensch instinktmäßig zu entrinnen sucht. Miguel's Schicksal liegt in seiner eigenen Hand; er kann es gestalten, wie es ihm beliebt. Ist er ein Mann im wahren Sinne des Wortes, so wird er, ganz allein auf sich selbst angewiesen, der Schöpfer auch seines Glückes werden, ist er es nicht, so ist an seinem Leben, das bei unserem Urtheile nicht auf dem Spiele steht, sehr wenig gelegen."

Meta verstand ihren Vater nicht ganz, Beruhigung aber sog sie aus seinen Worten und ihre Thränen versiegten. Sie gab sich den gewohnten Hausarbeiten hin, als wäre nichts Besonderes vorgefallen. Absichtlich aber hielt sie sich fern von der Abtheilung des Hauses, wo ihr widerspenstiger Verlobter in strengem Gewahrsam gehalten wurde. —

Miguel Saltiero verlebte keine ruhige Nacht. Zwar befiehlt ihn der Schlaf, allein dieser unerquicklichste Schlaf war von qualvollen Träumen begleitet. Er mußte mit Robben und allerhand phantastischen Seeungeheuern kämpfen, schäumende Wogen überstürzten ihn und die scharfen Riefe zegelnder Schiffe zerrissen seinen zermarterten Körper.

So fand ihn der graueude Morgen, der nasse und neblig über dem kahlen Küstenlande heraufdämmerte.

Im Hofe wach es früh lebendig, doch vernahm der Gefangene nur die Stimme des Vollmacht, der laut und barsch Befehle gab. Bald nachher fiel der Riegel vor seiner Thüre, der Dithmarse trat ein und fragte Miguel ohne vorangeschicktes Moegenguß: ob er zum Aufbruche bereit sei?

„Wir brennt der Boden unter den Füßen," lautete dessen Antwort.

„Von Hitze werden Sie nicht lange zu leiden haben," entgegnete der Vollmacht. „Kommen Sie! Draußen warten die Uebrigen."

Dem Havanneser klopfte das Herz doch hörbar, als er sich gleich vor der Thür des Hofes von einer Anzahl wie Lootsen gekleideter Männer in die Mitte genommen sah, welche den kürzesten Weg nach dem Seedeiche einschlugen. In geringer Entfernung folgte Klaus Ketel Lübken mit dem Kiedsphelsswigte und dem Deichgrafen.

Es war windstilles Wetter, doch konnte man des feuchten, grauen Nebels wegen nicht weit in die Ferne sehen. Ohne irgend Jemand zu begegnen, erreichten die still und rasch ausschreitenden Männer den Meeresstrand. Hier lagen unfern des Hafens zwei starke Boote, das eine kleiner als das andere. In das kleinere nöthigten die Dithmarsen ihren Gefangenen, bedeuteten ihm durch Zeichen — denn Meine sprach ein Wort — daß er sich der im Boote befindlichen Ruder, sowie des ebenfalls vorhandenen Segels nach Belieben bedienen könne. Inzwischen hatten die übrigen Männer im zweiten Boote Platz genommen, das mit einem Tau an das kleinere befestigt war. Nur der Vollmacht mit seinen Begleitern verließ den Strand nicht.

„Abfahren!" kommandirte der Steuermann des größeren Bootes, die Männer setzten die Riemen ein und unter ihren kalmäßigen Schlägen schaukelte das Fahrzeug in die früh rollenden Wogen. Einsam und verlassen in seinem Nachen saß gebückten Leibes Miguel Saltiero am Steuer. Zu seinen Füßen stand ein bedeckter Korb, neben dem kleinen Mast mit dem beschlagenen Segel lag ein voller Schiffercanzug, — Kleidungsstücke, die ihm auch jetzt noch verhaßt waren.

Schnell entfernten sich die Boote vom Lande, das schon nach wenigen Minuten im Nebel verschwand.

„Das Wetter ist ihm günstig," sprach der Deichgräfe zum Vollmacht, als beide Boote ihren Blicken entschwunden waren. „Wind gibt es vorerst nicht, und so kann er mit vierundzwanzig Stunden Schreck noch gnädig genug zu einem vernünftigen Manne gemacht werden."

Nach etwa halbstündiger Fahrt tosten die Männer im großen Boot das Tau und drehten als Fortgerissen vom Meerstrome trennte sich sogleich der Nachen Miguel's und trieb in nordwestlicher Richtung seewärts. Die ersten Männer riefen dem Ausgestoßenen noch ein leises „Farewell!" nach.

Jetzt erst kam Miguel vollkommen zum Bewußtsein der Lage, in die ihn Eigensinn, Charakterschwäche, Leichtsinn und maßloser Trotz gebracht hatten. Sie war entsetzlich genug und er begriff, daß nur Besonnenheit und Ausdauer ihn vielleicht retten könne.

Obwohl es voller Tag geworden war, gestaltete sich der neblige Duft keine Fernsicht. Grau, erschreckend grau war der Himmel, und grauer noch rollte das Meer seine Wogen. Wo er sich eigentlich befand und wohin die Strömung ihn treib, wußte er nicht, nur daß er sich schnell vom Lande entfernte, merkte er an den bald höher gehenden Wogen.

Aus dem Laufe des Wassers vermuthete Miguel, daß es Ebbe sein müsse. Demnach trieb er also, konnte er sich dem reißenden Ebbestrome nicht entziehen, geradeswegs in die offene See hinaus.

„Ich will doch versuchen, ob ich dem Boote nicht eine andere Richtung geben kann," rief er sich selbst zu, machte das Steuer fest und griff zu den eschenen Rudern. Miguel war nicht ungeschickt im Rudern, auf offener See jedoch hatte er diese immerhin schwierige Kunst nie geübt. Jetzt zwang ihn die Noth dazu und er nahm sich vor, so lange zu arbeiten, als seine Körperkräfte es erlauben würden. Wie sehr es sich aber auch anstrengte, die Strömung riß das Boot unaufhaltsam fort und mit Entsetzen sah er ein, daß die eigenen Kräfte nie im Stande sein würden, die Macht des Elementes zu überwinden, auf das seine Feinde ihn hinausgestoßen hatten.

Der Trieb der Selbsterhaltung ließ Miguel dennoch nicht verzweifeln. Ernste Gefahr drohte ihm bei dem stillen Wetter augenblicklich selbst dann nicht, wenn er sich ganz von dem still flutenden Strome treiben ließ. Aus diesem Grunde beschloß er, möglichst haushälterisch mit seinen Kräften umzugehen. Er zog die Ruder ein, die ihm schon Schwielen in die Handflächen gedrückt hatten. Dabei stieß er den losen Tackel von dem im Boote befindlichen Korbe. Der Inhalt desselben ermuthigte ihn, denn außer einem ziemlich großen Schwarzbrode, für das er als geborener und vorwohnter Südländer nicht einen Schwärmte, zeigten sich auch ein tüchtiges Stück Rauchfleisch und zwei Flaschenhalse. Die darin befindliche Flüssigkeit erwies sich als der beliebte Punsch, den Miguel durchaus nicht verachtete. Nur Eins vermißte er schmerzlich, nämlich — süßes Wasser!

Da er in der rauhen Seeluft bereits durstig geworden war, probirte er das Getränk; auch den Speisen, die er sehr wohlschmeckend fand, sprach er zu.

„Gleich soll ich nicht vor Hunger und Durst umkommen," sagte er sich, „sonst hätten mich diese kaltblütigen Barbaren nicht so reichlich verproviantiet. Wahrscheinlich ist es ihre Absicht gewesen, mich recht langsam verschmachten zu lassen, falls nicht etwa eine höhere Macht sich meiner erbarmt."

Zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, trieb Miguel in seinem Boote immer weiter ab, leider aber führte ihn die Strömung nach keiner belebten Meeresstraße, denn weit und breit war kein Segel zu sehen. Endlich bewerte der Wind oder die Strömung staute sich. Das Boot stand schaukelnd auf einer Stelle, die Wellen wollten nicht mehr, sondern hüpften und tanzten, und nach einiger Zeit trat eine rückwärts gehende Bewegung ein.

„Die Flut kommt!" sprach Miguel. „Wenn sie mich nun vor Nacht wieder an den Strand treiben sollte, was hätte ich dann zu thun?"

Lebee diese schwere zu beantwortende Frage nachsinnend, legte er die Ruder wieder ein und arbeitete so lange, bis sie seinen wunden Händen entsanken. Kraftlos beugte er selbst zusammen, der Wind vom Meere her, Regenwolken mit sich führend, durchkälte ihn, daß ihm vor Frost die Zähne klapperten. So überraschte den von aller Welt Verlassenen die Nacht. Um sich einigermaßen vor der Kälte und dem niederrieselnden Regen zu schützen, hatte er sich in die am Mast liegende hasliche Kleidung, that aus Desperation mehrere lange Züge aus der Flasche, und sank endlich, von Mattigkeit überwältigt, schlafentunken am Steuer des kleinen offenen Fahrzeuges nieder. —

Begen zehn Uhr Nachts scheinten einzelne Männer in Entfernungen, daß sie sich gegenseitig nicht aus dem Gesicht verloren, bei Seebeich entlang, oft ausblickend auf das Meer, das breite, schwere Wogen gegen den steinernen Unterbau vor dem Erdwalle des Deiches wälzte. Die Flut stieg noch und der Wind blies frisch, wenn auch nicht stark, aus West. Auf dem Meere lag undurchsichtige Finsternis, und unheimlich nahm sich auch das Gligern der Lichter in den einzeln gelegenen Marschhöfen aus, das sich bald schon ließ, bald wieder verschwand. Besonders traulen sich zwei oder drei der Männer, die offenbar am Strande Wache hielten oder auf Jemand warteten. Dann wechselten sie wenige Worte mit einander und trennten sich wieder. Diese Ueberwachung des Strandes in stundenlanger Ausdehnung war des gegen Mitternacht, von Einzelnen auch noch länger fortgelegt. Die Letzten verließen das ihnen angewiesene Revier erst eine volle Stunde nach Eintritt der Ebbe. Unter diesen befand sich Klaus Ketel Lübken und der Deichgräfe, welche zusammen den Heimweg antraten.

„Der Wind ist zu schwach," sprach Letzterer zum Vollmacht, „und wenn er hallmegs die Hände gerührt hat, so muß er ununterbrochen im Treiben bleiben. Die schwere Arbeit wird den Burschen tüchtig müde machen."

„Wir treffen uns morgen wieder," versetzte der Vollmacht. „Ich werde schon zeitig draußen sein, denn Meta läßt mir keine Ruhe. Sie wuede bettig, weil ich ihr verbot mich zu begleiten. Morgen muß ich ihr den Willen thun, sonst wird mir das Kind noch vor Aufregung krank."

Der Deichgräfe zuckte die Achseln und schritt behäbig seinem Hause zu.

Digitized by Google

Graw und regnerisch brach auch der nächste Morgen an, und ein starker Wind aus West pfiff über die kahlen Deiche. Noch flutete das Meer nicht, am Strande aber war mehr Leben wie gewöhnlich. Ueberall zeigten sich Menschen, diese mit zusammengereihten Tauen beschwert, Andere auf Stangen befestigte Haken tragend, denen sich die Strandbewohner beigesellen, um mit der Brandung anzubinden Gut zu bergen.

Klaus Ketel Lübken mit seiner Tochter fehlte ebenfalls nicht, doch hielten sich Vater und Tochter fern von den Uebrigen, beschritten nur eine kurze Strecke des Deiches und unterbrachen sich lebhaft.

„Die erfahrensten Seeleute versichern einstimmig, es sei keine Gefahr, so lange es nicht stürme," sprach der Vollmacht, „das ewige Naturgesetz, dem Ebbe und Flut gehorchen, treibt jedes Fahrzeug, das nicht von der Hand eines lundigen Seemanns geführt wird, oft schon in der zweiten, gewiß aber in der dritten Flut zurück an den Strand. Nur kann man freilich nicht wissen, in welcher Gegend ein solches Boot auftäuft, ob im Süden oder Norden. Darum ist es unsere Pflicht, aufzupassen."

„Um einen vor Schred Gestorbenen an's Land zu tragen!" sagte Meta tief aufseufzend hinzu. „Ach, hätte ich dem Unglücklichen doch verziehen und die Kluft fußfällig gebeten, daß sie ihn nicht strafe!"

„Damit man mit Fingern auf Dich weise und Du bis zum letzten Athemzuge den Spottnamen die spanische Braut' fährelt?" entgegnete Vollmacht Lübken. „Solchen Hohn würde kein echter Weltermanne überleben!"

Das einsame Paar wendete sich nach Süden, denn im Norden war die Zahl der Ausschauenden hinreichend groß. Es verging aber Stunde nach Stunde, ohne daß man einen Nachen auf der wogenden See entdeckte. Meta fühlte sich angegriffen, sie mußte des Vaters Arm als Stütze erfassen und ließ sich von ihm auf kürzerem Wege direkt vom Strande quer durch's Land nach Hause geleiten.

Hier war noch von keinem Punkte der Küste Nachricht eingelaufen, wie denn auch alle zur Beobachtung des Strandes ausgesandte Männer noch auf ihren Posten verweilten. Nach kaum zwei Stunden aber jagte ein Reiter, vom Norden kommend, in den Ort, hielt vor Lübken's Hofe und rief dem Vollmacht mit gellend lauter Stimme über den Hof entgegen: „Angetrieben oben am Hedningsfoog!"

„Gesund und wohl?" lautete Lübken's ängstliche Gegenfrage.

Der junge Bursche, ein Sohn des Strandvogts, zuckte die Achseln, indem er erwiederte: „Sprechen konnte er nicht und etwas Fieber scheint er auch zu haben. Das aber verliert sich, wenn er erst in ein warmes Bett gebracht ist und etwas Speise genommen hat. Mein Vater meint, es sei nichts als Schwäche und Folge der ausgestandenen Angst."

Meta hatte Anfangs regungslos, als sie aber hörte, daß Miguel lebe, warf sie sich dem Vater an die Brust und begann vor Freude bald zu lachen, bald zu weinen.

Als die Sonne hinter feurig glühenden Wolken im Meere versank, lag Miguel Saltiero wieder in breiten Himmelbett des blauen Zimmers auf dem Marschhofe. Bewußtlos hatte man ihn aus dem Boote getragen, und bewußtlos überbrachte man ihn dem Vollmacht. Er febrte stark, phantasirte ununterbrochen und erkannte Niemand.

Der herbeigerufene Arzt glaubte Anzeichen eines Nervenfiebers zu erkennen und empfahl vollkommenste Ruhe und sorgfältige Pflege. Letztere übernahm Meta's Mutter mit Hülfe einer zuverlässigen Frau, die als Krankenwärterin Erfahrung besaß. Meta ward der Zutritt nur ausnahmsweise gestattet, wenn der Kranke schlief.

Die Befürchtung des Arztes war leider gegründet. Miguel verfiel in ein schweres Nervenfieber, von dem er erst nach Wochen wieder vollständig genas. Während seiner langen Bewußtlosigkeit trat in seinen Fieberphantasieen der Name Meta oft auf seine Lippen, und als der Kranke seine Umgebung wieder erkannte und das liebliche, vor Kummer und Angst bleich gewordene Gesicht des Mädchens, dem er in unbegreiflicher Verblendung den Rücken gekehrt, hier e ohne Abschied wirklich für immer hatte verlassen wollen, über sich gebeugt sah, als Zähren des Dankes, unzügenmäßiger Liebe und innigsten Mitgefühls seine eingefallene Wange benetzten: da begriff er, welch' treues, edles Herz er zu brechen Willens gewesen war. Tastend suchte er die Hand, die er wiederholt von sich gestoßen hatte, drückte sie an seine Lippen und bedeckte sie mit den zärtlichsten Küssen.

„Meta, verzeihe mir!" waren die einzigen Worte, die er kaum hörbar zu stammeln vermochte. Daß Meta seine Bitte erfüllte, bedarf keiner Versicherung. Die durch ganz äußerliche Eindrücke nur zurückgedrängte Liebe Miguel's zu Meta lebte von Neuem, und zwar tiefer als zuvor, in ihm auf, denn die überstandene bange Strafe, welche das Urtheil der Kluft über den leichtsinnigen, gewissenlosen Frevler verhing, hatte Miguel zu einem andern und bessern Menschen gemacht.

Von einer nochmaligen Trennung der so schwer geprüften Verlobten war nicht mehr die Rede. Miguel genas nach einigen Wochen, und schon in der zweiten Hälfte des Oktober führte er die glückliche Meta zum Altare.

Der frohen Vermählungsfeier konnte der Kapitän der gestrandeten Schooner-Brigg, die vor Jahresfrist den jungen Havannesen in das Haus Klaus Ketel Lübken's führte, nicht beiwohnen, wohl aber traf ein warmes Gratulationsschreiben ein, das einige Mittheilungen enthielt, die andrer Meta Niemand erfuhr.

„Zumalo auf dem Watt hätte ich mich gern mit diesem Manne duellirt," flüsterte Miguel Meta leise in's Ohr, „kure baggern würde ich ihn als meinen liebsten Freund, wäre er zugegen, stürmisch umarmen."

Nicht bloß der Hof des Vollmacht, auch die Deiche bis zum Hafen, vor Allem aber das Haus, welches der reiche Dithmarse für das junge Paar möglichst glänzend hatte ausstatten lassen, waren mit einem Wald von Flaggen geschmückt, als die Neuvermählten unter großer Begleitung ihren Einzug in dasselbe hielten. Lange Jahre wohnten sie daselbst, umgeben von blühenden Kindern. Miguel ward wider Erwarten ein fleißiger Landmann, der seiner theuer erkauften Frau keine Vorschriften machte, wie sie sich Kleiden solle, und welche Arbeiten sie verrichten dürfe, welche nicht. Ihn selbst sah man oft bei stürmischem Wetter unter den Ersten an den Strand eilen, um zu sehen, ob den Deichen wohl auch Gefahr drohe. Zu solchen Zeiten trug er den steifsten Regenrock, die festesten Wasserstiefeln und den umkleidsamsten Südwester. Die von Miguel Anfangs belächelte, später gehaßte Kleidung rettete ihn, als in der furchtbaren Sturmnacht vom dritten auf den vierten Februar 1825 der Deich brach, die Flut sein friedliches Haus fortspülte und die Trümmer desselben mit seinem jüngsten Sohne, der sich zu spät flüchtete, in dem eingewühlten Kolke begrub.

Seitdem wurde der spanische Winkel nicht mehr bebaut. Die glücklich Geretteten bezogen den Hof des verstorbenen Vollmacht, den Meta's noch immer rüstige Mutter bewirthschaftete, und auf welchem noch jetzt hoch angesehen die Nachkommen des spanischen Dithmarsen leben.

Vier vierblättrige Kleeblätter

aus meinem Tagebuche

von

W. Winckler.

III.

Es ist drei Jahre später, schöne und gereigte Leserin, und wir sind in Asien, d. h. auf der Sinai-Halbinsel am rothen Meere.

Ich schweife mit Büchse und Botanisirtrommel auf der Schulter im Wadi Dahahn umher, jage heute Steinbod und Klippdachs auf den unwirthlichen Höhen des Gebel Serbal und schieße morgen dem gefräßigen Hai im rothen Meere eine Spitzkugel hinter die steife Rückenflosse, wenn er meine Leute belästigt, die für mich nach Schwämmen und Muscheln tauchen.

Ich bin todmüde und hungrig, meine Zunge klebt am Gaumen und meine Füße sind wund, denn ich habe mich seit zwölf Stunden zagend und sammelnd herumgetrieben, ohne auszuruhen, ohne etwas zu mir zu nehmen, als einige Datteln, ein wenig kommißbrodartigen Zwieback und einige Tropfen schlechten Dattelbranntwein. Ich bin von Tschebbel Toor aus in aller Gottesfrühe durch den lockern Sand der Wüste gewandelt, bin dann, als ich den Serbal erreichte, in seinen Schluchten herumgekrochen und endlich gegen Abend in das reizende „Schlangenthal" hinabgestiegen, welches wie ein grüner Smaragd zwischen den goldenen Bergen liegt, auf deren Spitzen der glühende Kuß der Sonne ruht, daß sie erröthen wie im Bade überraschte Nixenjungfrau'n.

Ringsum war Alles still! Kein Lüftchen regte sich, kein Vogel sang — die dürren Zweige der wilden Dattelpalme hingen still und regungslos bis zum Boden nieder, kein Käfer schwirrte, kein Heimchen zirpte; nur eine lange Eidechse lief behende und geräuschlos an dem nahen Felsen empor; nur hoch oben im blauen Aether zog schweigsam ein stolzer Adler seine magischen Kreise um das reizende Thal. Er ist der verzauberte König dieses märchenhaften Fleckchens Erde, welcher wahrscheinlich von dort oben eine Wunderblume bewacht, die hier nothwendig irgendwo blühen muß.

Ich hatte plötzlich Durst und Müdigkeit vergessen! — Auf meine Büchse gestützt, starrte ich hinein in den geheimnißvollen Wüstengarten und dachte und träumte und dichtete Allerlei, als plötzlich ein greller, markdurchschneidender Schrei an mein Ohr schlug. Der Schrei war so grauen- und rathselhaft, so übermenschlich entsetzlich in dieser toosen Oede, daß mir ein kalter Schauder durch die Adern rieselte und daß sich mein Haupthaar sträubte. Ich hob instinktmäßig das Gewehr, spannte beide Hähne und lauschte, den Finger am Abzugsbügel, ohne mich zu regen. Der Schrei wieder-

Digitized by Google

holte sich, aber matter, jammernder, menschlicher, und nun erst löste sich mein plötzliches Grauen, denn ich wußte jetzt, daß ein Mensch klage, dem irgend ein Unglück zugestoßen sein mußte. Ich setzte die Hähne meiner Büchse in Ruh, bekiehl dieselbe aber vorsichtig zur Hand und beabsichtigte langsam und entschlossen vorwärts, nach einer Richtung, in welcher ich jetzt deutlich weinen hörte. Die Luft ist in diesen Gegenden so rein, daß man sehr weit entfernte Gegenstände scheinbar ganz nah sieht und daß man Töne aus großen Entfernungen hört; ich hatte also einige Minuten zu gehen, ehe ich, die tief herabhängenden Zweige einer wilden Dattelpalme auseinanderbiegend, vor einem eigenthümlichen Bilde stand.

Zwei zerlumpte Beduinenjungen saßen am Rande eines Bergbachs, der an seinen Ufern Rosen und Blumen aus dem Thalboden hervorgezaubert hatte, und weinten ein Duett. Der Eine hatte seine Füße im Wasser und heulte wie in einem großen tiefen Schmerz, der Andere affompagnirte ihn gleichsam aus Mitleid und rief zeitweise die Namen Allah's und des Propheten.

Mein Kommen erschreckte zwar die Jungen, aber sie liefen nicht davon, wie das wohl sonst zu geschehen pflegt bei dem plötzlichen Erscheinen eines bewaffneten Europäers in diesen einsamen Gegenden.

Auf mein Befragen, was denn eigentlich so Trauriges geschehen sei, erzählte mir der Junge, welcher im Trocknen saß, sein Bruder Hamet sei von einer Schlange in den Fuß „gestochen" worden und müsse nun ganz gewiß sterben, denn die Schlange sei eine haieh el um (Hornviper) gewesen und da sei Alles unsonst.

Beim Nennen der Hornviper drang mir alles Blut zum Herzen zurück, denn mit diesem schrecklichen Reptil ist durchaus nicht zu spaßen, da sein Biß sogar Pferde tödtet. Ich untersuchte nun aufmerksam den Fuß des Unglücklichen, welcher noch nicht geschwollen war und an der Bißstelle nur zwei rothe, fast unsichtbare Punkte mit zartblauem Rande zeigte.

„Allah karim," sagte ich, „wir werden sehen, was zu thun ist." Ich holte mein Präparirbeſteck aus der Tasche, machte zwei Kreuzschnitte über die Bißstelle und saq dann selbst das Blut heraus, da sich der Bruder des Verwundeten nicht dazu entschließen konnte, dann streute ich Schießpulver in die Schnittwunden und verband den Fuß mit einem Fetzen von meinem Hemd.

„Und nun vertrau' auf Gott," sagte ich, „und wenn Du gesund wirst, so kommt einmal nach Sschobbel Toor und frage nach Abu ruden, ich wohne im Hause des Griechen Hanin und möchte sehen, ob Dich der Prophet lieb hat."

Mit diesen Worten meine Sachen zusammensuchend, die auf dem Rasen herumgestreut lagen, fand ich — ein vierblättriges Kleeblatt. — Wie es in dieses Thal gekommen ist? Gott weiß es allein, Gott, der den Vögeln beschleit Samenkörner in die Wüste zu tragen.

Es war einige Wochen später. — Ich hatte das Abenteuer im Wadi Dabahn längst vergessen, denn man hat in den Gegenden des rothen Meeres, wo man angewiesen ist, sein eigener Koch und Kellermeister zu sein, mehr zu thun, als über solche Reiseepisoden nachzudenken, besonders wenn man sich, wie es bei mir der Fall war, außer mit Jagd und Fischerei, noch naturhistorisch und literarisch beschäftigen will.

Ich war soeben dabei einige Präparate einzupacken, da ich eine Taucherpartie nach Ras Mohammed unternehmen wollte und gern Ordnung in meinem unverschlossenen Zimmer zurückließ, als die Gestalt meines braunen Beduinenjungen aus dem Wadi Dabahn im Thürrahmen erschien. Der Junge sah wohl aus und begrüßte mich mit dem Friedensgruße der Mohammedaner, welcher bekanntlich nur Rechtgläubigen gespendet wird und in diesem Falle eine ganz besondere Höflichkeit gegen mich ausdrücken sollte.

„Der Prophet ist Dir gnädig gewesen, Hakim," sagte der Knabe, indem er, im Gefühle seiner Souveränität, unaufgefordert auf meinem improvisirten Divan Platz nahm, „ich bin, el hamdu-illah, gesund geworden, und komme Dir zu danken!"

«Ohaschtinne, habibi!» (Du hast mich einsam gemacht, Freund) erwiderte ich höflich und ließ meinem Gaste eine Tasse Kaffee bringen, die derselbe mit der tanzlosen Grazie und reizenden Ungeniertheit dieser stolzen Naturkinder der Wüste annahm.

Nachdem wir eine Zeitlang miteinander gesprochen, erschien Freund Hanin und forderte mich zur Eile auf, indem Boot und Mannschaft bereit sei. Da es nun mehr als unhöflich gewesen wäre, meinen jungen Freund so brevi manu zu entlassen, so lud ich ihn ein und zu begleiten und machte ihm plausibel, wie nothwendig mir seine Person sei, da er die Taucher gegen die Haifische befänftigen helfen könne. Dies war insofern nicht ganz unwahr, als der Junge wirklich nichts Besseres zu thun, oder trieb ihn die Lust, einmal meine mit fisherneuen Auge betrachteten europäischen Büchsen auf die Umgebung der Tiefe zu probiren, genug, die Einladung wurde angenommen und bald segelten wir den Rothmeerer-Kanal hinauf, dem Vorgebirge Ras Mohammed zu.

Der Nay-Buschsänger. (2. Lrz.)

Wer das rothe Meer nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff von seiner fabelhaften Schönheit machen. Rechts und links begrenzt von den nackten, pittoresken Gebirgen der asiatischen und afrikanischen Küste, welche theils in schroffen, scharfumschriebenen Umrissen, theils in zarte, blaue Nebelfärbe gehüllt, vor uns lagen, macht es den ruhigen Eindruck eines gewaltig breiten Stromes. Ueberall ruht das Auge auf Land, — die gelbe, imposante Wüste bleibt uns treu; nackte Korallenriffe[n]

Nur ein Blick. Von Fr. Güll; illuſtrirt von E. E. Döpler.

n den Gründen liegt die Mühle,
Ueber's Wehr das Waſſer rauſcht;
Trunken in der Mondnacht Kühle
Stiehlt der Mühlenburſche lauſcht.

Droben thut ſich auf das Fenſterchen,
Und es ſchickt mit Händedruß

Leis herab das Müllermädchen
Dem Geliebten ihren Gruß.

Drinnen poltert barſch der Alte:
„Stell die Räder doch zur Ruh!“ —
Und des Fenſters goldne Spalte
Schließet haſtig ſich wieder zu.

Digitized by Google

erscheinen zeitweise vor unsern Blicken; zuweilen sieht man Palmengruppen eines Wadi, welche, obgleich weit entfernt von uns, in der klaren Luft scharf und deutlich hervortreten. Rechts und links starren aus der Flut die nackten Aeste der schwarzen Koralle, wie verkohlte Todtenfinger, aber immerhin Ruhepunkte bildend für das Auge, welches durch nichts mehr ermüdet wird, als durch die trostlose, ununterbrochene Monotonie einer weiten, öden Wasserfläche. Der dachte es nehmar hat nie den Eindruck des Meeres auf mich gemacht, das endlosen, schrecklichen Meeres, das ich hasse und fürchte, weil es mir immer vorgekommen ist wie ein geheimnißvolles Buch mit sieben Siegeln, wie eine schreckliche Sphinx, die Jeden verschlingt, welcher ihre Räthsel nicht lösen kann.

Und auch Leben und Bewegung herrscht auf diesem Rothenmeer-Kanal, der uns die Schätze Indiens und Ceylons zuführt. Arabische Küstenfahrer, mit ihren großen, unbeholfenen Segeln, eilen geräuschlos gen Suez oder Aden; die Riesendampfer der ostindischen Kompagnie ziehen brausend und schnaubend vorüber; durch die Ufersümpfe ziehen die Karawanen, oft als Spiegelbilder der Fata Morgana doch oben in der Luft, oder verkehrt, die Köpfe der Reiter und Kameele nach unten. Um unser Boot spielen Delphine; wie blitzende Gedanken der düstern Tiefe springt eine Makrel über die Wasser empor und schnellt sich dreißig, vierzig Fuß weit durch die Luft, um der Verfolgung der Wasserraubern zu entgehen; Möwen lassen sich schaulich von den fernen Riffen des gesegneten Kanals, oder balgen sich schreiend um eine Beute. Hoch über uns aber kreist der weißköpfige Fischadler, mit der Sonne buhlend, welche mit ihren gewaltigen Strahlen die weite Wasserfläche vor uns in flüssiges Silber zu verwandeln scheint.

Aber, was ist all' die Naturschönheit, um und über und neben uns, gegen die fabelhafte unbeschreibliche Pracht der Meergärten, welche in einer Tiefe von vielleicht zwanzig Faden unter uns ausgebreitet liegen!

Wir haben Nas Mohammed erreicht und befinden uns in einem natürlichen Hafen, gebildet von starren Madreporenriegeln. Das Wasser ist spiegelglatt und so ruhig, daß man in Versuchung geräth, es für eine besondere kompakte Luft zu halten, in welcher der Mann bewegungslos ruht. Nur zuweilen erzittert das Boot, man hört einen Fall in's Wasser und weite Kreise, die sich auf seiner glashaarem Oberfläche bilden, deuten an, daß einer meiner Taucher in's Wasser gegangen ist, um mit Kornblicken, Schwämme und Algen aus der Tiefe heraufzuholen. Nur zuweilen erscheint blitzschnell die starre, schaumwerfende Rückenflosse eines Hundshais im Bereiche des Boots, man sieht die mastigen Formen des Ungeheuers und dann fällt jedesmal ein Schuß, Wasser spritzt auf, öfter auch Blut, und das Unthier verschwindet blitzschnell wie es gekommen und dem Bereiche der Büchse, mit welcher der junge Beduine vortrefflich umzugehen weiß.

Da ich mein Wächteramt an den ausmerksamen Wüstensohn abgetreten habe, so überlasse ich mich ganz der fabelhaften Schönheit des Meerbildes unter mir: das Wasser ist so klar, so von den glänzenden Sonnenstrahlen gestättigt und durchdrungen, daß es auf dem weißen Sande des Meerbodens deutlich ein sehr kleines Silberstück liegen sehe, das ich sofort hinabtauche, um nach der Dauer des Falles annähernd die Tiefe zu berechnen. Aber das Silberstückchen hat Glück gehabt, daß es das freie Sandplätzchen fand, auf dem es, dem Auge sichtbar, liegen bleiben konnte, denn ringsumher wuchert die wunderbare Vegetation des Meergrundes. Da wachsen die feingefiederten, fortwährend gestalteten Meeralgen und Seegräser, aus welchen wie fabelhafte Blumen die bunten, gallertartigen Tualen hervorsprießen, und die häßlichen, schwarzen, langarmigen Polypen, die Schlangen des Meeres, welche sich unter Blumen und Gräsern verbergen, um ihre Beute desto sicherer zu umstricken. Dazwischen und daneben liegen in stiller Beschaulichkeit Seeterne und bunte Muscheln, welche letztere nicht selten weit offen sind und ihre gebrochen, blauen oder gelben Spielangen weit hervorstrecken und sich neugierig in ihrem nassen Paradiese umsehen. Die abgestorbene Baumreichen erhebt sich über Alles die schwarze, weitverzweigte Baumkoralle, nur überragt von den regelmäßigen Riesenlegeln der Madreporen, den mitschweißen Stern- und purpurrothen Orgelkorallen. Das sind die Pflanzen und Pflanzenthiere des Meergartens; aber die Bewegung, die eigentliche Farbenpracht, das Kolorit des Bildes, geht von anderen Wesen aus: Die zierlichen „Meerpferdchen" (Syngnathus hippocampus), das giftige bunte Wasserthun (arab. ferch el-bachr, der Meerfrosch), Haipilze, die Stachelkugel (Diodon), der unredige Kofferfisch (Ostracion), der wunderbar schöne Halbmondfisch, der Zitterrocke (Raja Torpedo) und andere namenlose, grellbunte Fischchen, die ich, ihrer Farbenpracht wegen, Kolibri des Meeres nennen möchte, schweben, spielen und schwänzeln um die Blumen und Pflanzen des zauberhaften Meergartens und geben dem Ganzen einen so träumerisch-märchenhaften Anstrich, daß man sich ordentlich hinabsehnt in die blaue, kühle Tiefe. Aber so ängstlich scheu bleibt es nicht lange da unten: eine Riesenklappmuschel (Tridacna gigas), die im Stande ist, einem Taucher das Bein zu amputiren, wenn er zufällig hineintritt, öffnet sich und zeigt ihre bunte, gefährliche Innenseite; eine Riesenschildkröte tappt träge durch den Meergarten und bringt Unordnung in den Pflanzenwuchs; ein häßlicher, bunter Todtenkopffisch wandert mit seinen fußförmigen Bauchflossen über die Szene; ein Hammerfisch zeigt seine „gräuliche Ungestalt" und urplötzlich schießt ein Hai heran. — Das Erscheinen Sr. tyrannischen Majestät bringt eine sichtbare Panik in die bunte Fischwelt, welche eilig stummen Abschied nimmt und in den Schlupfen und Riffen der Madreporen verschwindet; nur der bunte, blaugalonierte Haipilot, der Schmarotzer des haifischerlichen Hofstaates, bleibt in der Nähe und geht Sr. Majestät schmeichelnd um den Bart.

Es ist ein minderstens sechzehn Fuß langer Riesenhai, der da unten fürchterliche Musterung hält. Um das eigenthümliche Schaufpiel näher zu betrachten, hieße ich mich soviel als möglich über den Rand des Kahnes. In diesem Moment erhält das Boot durch einen etwas heftig einsteigenden Taucher einen Stoß, ich verliere das Gleichgewicht und stürze kopfüber in die Tiefe. Der Schreck des kalten Bades und das Aufsehen über den umwehenden Hai betäuben mich und ich gehe so gnadlos unter, als ob ich Blei an den Füßen hätte.

Was mit mir weiter geschah, weiß ich nicht aus eigener Anschauung! Als ich erwachte, lag ich mudennaß im Boot und neben mir kniete Hassan, der junge Beduine aus dem Wadi Dahahn, ebenfalls von Wasser triefend.

Umweit des Kahnes aber schwamm, den weißen Bauch aufwärts, mit einem langen Beduinenmesser in der Kehle, ein mindestens sechzehn Fuß langer Hai.

„Er hat ihn getödtet!" sagte Hanin, auf Hassan deutend, „just in dem Augenblicke, als er sich von der Seite drehte, um Dir seine Zähne in den Leib zu schlagen."

Ich reichte Hassan stumm die Hand — wir waren heilt!

Ein seltener Baumeister.

Naturgeschichtliche Skizze

von

Karl Ruß.

(Bilt S. 100.)

Unter den zahlreichen, ungemein kunstfertigen Nestbaukünstlern, welche die Vogelwelt aufzuweisen hat, ist es vorzugsweise eine, an Arten außerordentlich reiche Familie, deren Glieder fast sämmtlich durch die kunstvollen aller Vogelnester sich auszeichnen. Es sind die Webervögel — Dryomoicae — von denen es in Europa nur zwei Mitglieder gibt, die aber in Südasien, Afrika und Australien beste zahlreicher verbreitet sind. In ihren Nestern finden wir die sogenannten Schneidervögel — Ostheotomus —, welche durch ihre fast wunderbar erscheinenden Nester so außerordentlich berühmt sind, daß wohl Jedermann bereits von ihnen gehört hat.

Unsere Abbildung läßt uns einen Ausflug im Geiste unternehmen, nach dem „Vorgebirge der guten Hoffnung". Dort in den Gefilden des vielgenannten Kaps lebt der kleine Künstler, dessen trautes Heim die vielbewanderte Hand eines Kundigen und treu und lebenswahr vor's Auge geführt hat.

In gras- und buschreichen Fluren, Hainen und Gärten sieht zwischen dem niedrigen Gesträuch, aber meistens zwischen Ried- und Grasstengeln angebracht, der Wunderbau des kleinen Vogels, welchen man Kap-Buschsänger — Drymoica capensis — benannt hat. Tritt man dem kleinen Heiligthum näher, so fliegen die beiden Vögelchen mit ängstlerfülltem „Zit, zit!" fortwährend schreiend und den Aufsetzbrer Mensch ausstoll umflatternd so lange hin und her, bis man sich entfernt hat. Nur schwierig und nach langem regungs- und lautlosem Verhalten sind sie am Neste zu beobachten.

Zu Vögelchen sind winzig von Gestalt, nur etwa 3 bis 3½ Zoll lang und haben einen verhältnißmäßig sehr langen, stufenförmig gestalteten Schwanz. Ihr Gefieder ist auf der Oberseite schlicht dunkelgelblich-braun, an der Unterseite und besonders an Brust und Kehle heller, weißlich-gelb-grau und allenthalben rostgelb-braun gefleckt. Auf dem Kopfe hat das Männchen einen aufrichtbaren Schopf.

Zum Bau eines niedrigen Strauch- und Grasbusches finden wir nun das Nest. Seine Unterlage bildet ein Gewebe von Spinnenfäden, kleinen Fäserchen und allerlei Fädchen; sie sind aber nicht allein, wie bei andern künstlichen Vogelnestern, bloß um die Stengel und Halme gewunden, sondern, gleich den eigentlichen Schneidervögeln, versteht auch dieser Buschsänger die Ränder der Blätter zu durchlöchern und, dadurch die Fädchen zu ziehend, das Nest gleichsam anzunähen. Hierdurch ist die Grundlage, obwohl aus so überaus zarten Stoffen bestehend, doch eine verhältnißmäßig sehr feste. Dasselbe ist mit den Wänden der Fall, welche, in einer äußeren und inneren bestehend, an den seitlichen und oberen Theilen zusammenstoßend, eine fast völlig und gleichmäßig runde Kugel bilden, in

Digitized by Google

deren oberem Drittel sich das zierlich gerundete Eingangsloch befindet. Auf dem Boden innen ist das eigentliche Nest oder Lager für die Eier aus Pflanzenwolle gefertigt, welche zugleich durch die Halmchen und Fäden der Außen- und Innenwand gewebt ist und auf der dann noch eine kleine Schicht von feinen zarten Blättchen und Blüten aufgebreitet ist. Und dieser, aus so äußerst zarten Stoffen zusammengefügte Kunstbau gewährt, trotz der wankenden und schwankenden Reiser und Halme, zwischen denen er hängt, dennoch vollkommene Sicherheit gegen Platzregen und Stürme der südlichkörperthaften Natur.

Rasch den freilich noch nicht hinlänglich festgestellten Beobachtungen holländischer Naturkundigen sollen beide Vögelchen gemeinsam den Bau aufführen, allein das Männchen soll der vorzugsweise thätige und geschickte Künstler sein, der an dem Nest noch immerfort weiter und nicht und bessert und flickt, selbst wenn das Weibchen längst auf den Eiern brütet. Diese letzteren besteben in einem Gelege von vier bis fünf Stück, sind bläulichgrün und mit bräunlichen Pünktchen besprizt. Doch sollen sie häufig und in großer Verschiedenheit abändern. Erst wenige Museen in Europa besitzen die Eier und Nester des Kap-Buschsängers.

Wie bei allen Vögeln, selbst in der großen Sippschaft Sylvia vereinigten Bogelfamilien, lieben auch alle Buschsänger ihre Jungen außerordentlich. Während sie sonst meistens sehr scheu und vorsichtig sind, umflattern sie doch den Menschen, Hund, Katze oder ein anderes großes Raubthier beim Nahen des Nestes in unmittelbarer Nähe und mit Verachtung der größten eigenen Gefahr, so lange angstvoll schreiend, bis der Ruhestörer sich entfernt hat. Die ganze Familie treibt sich, sobald die Jungen das Nest verlassen, im hohen Gras, Gebüsche und niedrigem Gebüsch umher und gewährt einen überaus reizenden Anblick.

Die beiden Alten flattern, laufen und klettern an den Halmen mit unglaublicher Gewandtheit umher, um die ihnen zur Nahrung dienenden Kerbthiere zu suchen und zu erschnappen, und sobald sie Beute kriegen, stürzt sich augenblicklich die ganze heißhungrige Gesellschaft jubelnd, kreischschlagend und die Schnabelchen aufsperrend darauf zu, um Jeder zuerst und zumeist die Bissen zu empfangen. Auch niederholt sich das Spiel immerfort, unzählige Male, immer neu und lieblich anzuschauen. Da macht der Beschauer unwillkürlich eine Bewegung — und urplötzlich ist die ganze Gesellschaft im dichten Grase verschwunden und nur das alte Mannchen umflattert den Störer in der geschilderten Weise.

Der europäische, sehr nahe Verwandte des Kap-Buschsängers, der auch in Deutschland heimische Spitzenfänger ist als der einzige Schneeberovogel Europas anzusehen.

Schwäbische Fresko-Anekdoten.

Der Verdörfteln. Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts Schwaben von vielen frechen Gaunern und Räubern in Schrecken gesetzt wurde, that sich der Landrat der bayerischen württembergischen Oberamtmann zu Ulm a. M. im Amtsgrimm mit Einfangen und Ueberführen dieser gefährlichen Menschen hervor. Wenn der Herr Oberamtmann Verbrecher hinter Schloß, so setzte er dieselben stets dadurch ab und schob selbst Gefangene in jenen „Verdörfteln" zu. Dieses „Verdörfteln" war inzwischen nichts Anderes, als der Dienstein seines Amtsgrimmers. Weder einer der Beschuldigten leugnen, so lieb er ihm und den Dienstein lagen, dem Einfinden und dann tüchtig einbeizen. Mit Rücksicht der Unbeschuldigten des Kapfenhardtsan wurde mit dem Nachlegen des Holzes fortgefahren. Lange, so rühmt sich der Oberamtmann, hat's Reiner ausgehalten auf dem „Verdörfteln".

Einer der mit seinem Pfund zu wuchern verstebt. Ein schwäbischer Dorfschulmeister fragte einmal seine Schüler: „Wer kann mir ein kleines Thier mit weißem kaltem Blut, ohne Füße und Knochen sagen?" Die blonden Sauerenkinder schwiegen, aber ein krausbaariger schwarzäugiger Mittelsöhner semitischer Abstammung erhob sich und sagt: „a Bärnche!" — „Recht so," sagt der Lehrer, „setze Dich nun zwei hinauf. Wer," so fährt er fort, „kann mir noch ein kleines Thier mit ze. ze. sagen?" Die kleinen Unseren schwiegen wieder, aber der Semitensohn erhebt sich noch einmal und sagt: „noch a Bärnche!"

Alles und Neues.

Eine moderne Schlange. In Danzbaba, Südafrikanien, bette kürzlich eine Dame, die in einem einsam gelegenen Hause auf Besuch war, mitten in der Nacht ein schwaches Geräusch, als ob irgend etwas der Scheuersein herabriele, und war nicht wenig erstaunt, als sie eine gewaltige schwarze Schlange mit einem Sprung aus einem Fenster bemerkte. Auf ihren Hilferuf waren bald sämmtliche Insassen des Hauses von dem betreffenden Zimmer versammelt. Ein Herr, der anwesenden wurde, dem Eindringlinge zu leibe zu gehen, weigerte sich, weil er keine langen Stiefeln anhabe; ein Anderer fühlte sich weder mit Kurzen noch mit langen Stiefeln gewogen, den Kampf mit dem gefährlichen Thier aufzunehmen. Endlich waren Alle Augen auf einen jungen Mann gerichtet, der auch, da er in den freiwilligen Barenlandverdeidigern gehörte, sich verpflichtet fühlte, nicht vor der Aufgabe zurückzuschen. Ehe er in den Kampf ging, verlieh er sich mit einer Stange, die als Stütze einer Zeugleine gedient hatte. Mit dieser bewaffneten Lanze bewaffnet, wagte er sich in's Zimmer, bestieg vorsichtig einen Stuhl und verfolgte den dort auf der Schlange einen heftigen Schlag mit dem Stocke in seinen Händen der Stange. Der Streich schien ein besonders glücklicher gewesen zu sein, da das Thier sich darnach nicht mehr regte. Ermuthigt durch diesen Erfolg, nahm der Held das Inquisitum auf den Gabe seiner Waffe, und als er sie so dem wehrlos Liegenden ansetzte, entdeckte man, daß die vermeintliche Schlange — der anfänglichen Phasen der Dame war, der während der Nacht beim Teilenwechsel gefallen sein mußte und auf jeder Seite den ganzen Knieabe angerichtet hatte. Die Dame erschien am nächsten Morgen beim Frühstück ohne Zeug.

Papier-Surrogate. Im Smithsonian-Institut zu Washington befindet sich ein behändiges gebundenes Buch aus dem Jahre 1772, worin die Blätter aus den verschiedensten Papiersorten bestehen, z. B. aus Papier von Baumwollstern, Sägespänen, Reisstroh, Weinreben, Hanf, Maulbeere und Aloeblättern, Disteln, Erlenholz, Nebeln, Heu, Gras, Tannen, Papyrus, Binsen und Weidenholz, Zucker, Kastanien- und Tulpenblättern ꝛc. Die Blätter sind freilich nicht alle hell und weiß; man sieht aber, daß schon vor hundert Jahren viele Surrogate für das Papier aus Lumpen und Leinwand vorhanden waren.

Der beste Doktor für den Apotheker. Frauchen: „Sagen Sie mir doch gefälligst, Herr Apotheker, welchen Doktor ich wohl am Besten wegen meiner kranken Frau konsultire." — Apotheker: „Gehen Sie getrost zum Doktor Schuy, der verschreibt amtzegrichen" — (innerlich; und viel teurer!).

Ein Staatsrath auf dem Kutscherbock. Der wenigen Wochen ist in Petersburg der Leibkutscher des Kaisers Alexland von Russland, Staatsrath v. Bobrow, gestorben. Er ist dadurch besonders berühmt geworden, daß er den Zaren das letzte Mal in dessen Leben, als ihm die drohenden Donnerwetter in der Krim war wurden, auf einem Schlitten von dem Winterpalais nach dem Kriegsrathe hier. Unterwegs erklärte sich der tüchtige aufgeregte Herr Kut, wie man sagt, schnäblich durch Aufschlagen der Kleider, und verlief darauf in eine schwere Krankheit, welche nach Aussage Zaren seinen Tod zur Folge hatte. Bobrows hatte als kaiserlich russischer Staatsrath, die höchste Stufe, die ein russischer Kutscher — (auch dort, wenn sie bei Hofe angestellt sind, rangiren mit den Beamten) — erreichen kann. Der russische Staatsrath stellt im Range einem Generalmajor gleich. Bis auf den ehemaligen zweiten Leibjäger des Kaisers, den Kosaken-Major v. Dawidow, sind in den letzten dreizehn Jahren alle Domestiken desselben gestorben.

Briefmappe.

Den elfjährigen Jungfrauen in Köln: Sie sprechen und die „herzinnigste Bitte" aus, doch auch hier die Illustrirte Welt einen „so hübsch unterhaltenden und belehrenden" Briefsteller zu erstellen, wie Lieber Laub und Meer ihn bringt, — Ihr „Minnesoder-Illustrirte-Welt-Kränchen", Ihre liebsten Stunden in der ganzen Woche, wo Sie und Ihre Freundinnen sich unter Ihr Blatt versteken und — trösteten, die Nichtel rathen nun sich an den Bittern erfreuen und — natürlich Kaffee dazu trinken, würde uns zwar dankbar dafür sein... Bielen Leserinnen hätte es das Herz, zu wünschen, wenn einmal eine Illustrirte so hübsch bunt und schmeichelnd drauf loswärmen! Sie sehen, Verehrteste, der Redakteur kriegt die Lunte und die arme verzagenhafte Feder in's Zimmtzig. In jedem Monatsheft werden Sie von jetzt an unsere Briefsteller gefüllt finden. An die Feuerwerkerin Briefen sieht es uns — leider! — nicht, wenn auch oft der Farbenstein Rot.

Herrn G. P. in Calw. Sie sind bescheiden und mit dem jetzmäßig sehr freundlich gemeinten Ansinnen, die „verschiedenen Gedichte, welche doch Sie in's Leben gerufen haben", in unserem Blatte „einen den Weg in die Oeffentlichkeit nehmen zu lassen"... Sie sollten aber als unser Leser wissen, daß unsere Raumverhältnisse nur den wenige Gedichtnach des Leipzigbildkamm uns nicht gestatten, Gedichte anzunehmen. Im Uebrigen möchten wir Ihnen und den vielen Hunderten den Dichtern mit Dichterinnen, denen wir allsichtlich mit unserem „Briefkasten" — und mit zensünder hinaus in's seinliche setzen zu führen, zum Trost Goethe's Worte in's Gedächtnis zurückrufen:

Auf beher Ort sind große Meister,
Verborgene Klüfften, strenger Bind,
Wer klug ist, bleibt bei den Lüften,
Die da den grünen Wäldern sind.

Frl. Mekuk. Lt. in M., Hrn. Stud. Pr. in H. Besaf.

Posthexerei Hannover. Wir vermuthen, daß die 12½ Bogen Beilage Ihres Briefes beim 3. November eine anhaltspunkte Reverse enthalten, die Sie uns für unser Blatt anbieten — aber wir wissen es nicht, denn wir haben weder Ihren Brief, noch das Manuskript, noch Ihren Namen entziffern können: kommt Raumverhältnisse häufige Postpapiere, und trotz beider Seiten sind sie nicht — und mit welcher Handschrift! Das Manuskript liebe zu Ihrer Verfügung, sobald Sie uns Ihre Adresse — von fremder Hand geschrieben — zukommen lassen.

Ein Erkennen im Namen Liebster, Chicago. Wie wohl einem Rezbakteurs-Herzen ein solcher Brief thut, wie der Ihrige — beginnt! Daß aber ein bitterer Redaktionsalltag nicht selten würde, wußten wir aus Erfahrung. Wie bessen, wir der Verzweigenden Hefte der Illustrirten Welt sind die beste Antwort auf Ihre Klagen.

Hrn. W. in Frankfurt a. M. Ihren Wunsch, die Namen der Zeichner unter den Illustrationen zu finden, werden wir nach Kräften zu erfüllen suchen. Nicht selten machen aber die Künstler das Verschweigen ihrer Namen zur Bedingung — da hört dann unsere Macht auf. Was die Bleistreiflinien anbetrifft, so sind sie nicht zu wollen wir ernstlich Ihnen zu Gefallen thun. Die Sache ist aber bei unserer ungeheuren Auflage nicht so leicht, wie Sie wohl denken.

Frau v. P. in Stockholm. Sehen Sonder sagt:

Verehrlichkeit war heid der Ehrend,
Darauf ein tapfrer Mann setzund.

Reg.-Rth. C. in K. Reichen oder Weichen? Die verschiedene berühmte Schauspielerin Kreiniger, geb. Stich, sagte auf die gleiche Frage bei einer Tischgesellschaft: „Aether ist mein Liebstes!" und zwar indem getreuen Herrn Aether dabei einen zärtlichen Blick zu. Wie halten es mit beiden Genannten — Na, wenn sie gut sind. Einen ganzen Liebesbund möchten wir Ihnen und vielen unserer Leser aber nicht verantworten: „Einzeichen Sie sich stets für die Beiskarte, zu welcher der Handwerker für sein Leben greift... und Sie werden nicht schiefe Habel fahren."

Frl. Cil. St. in P. „Wem es nicht ein Bedürfnis geworden ist, glücklich zu sein, der wird es niemals werden!" Dieß Wort „dem Dauny der Betenntnis" Gustow's mögen Sie besonders beherzigen.

Digitized by Google

Der Stundenplan des Kavallerie-Rekruten in Berlin.

Originalzeichnungen von **O. Fikentſcher.**

III.

„Volte.“

„Mit dieſe Kerls ſoll ich 'ne Volte reiten laſſen, du liegt ſchon wieder ener auf'er Naſe, 'n in dem Wunder nich, ich ſoll's kommen, du ihnen ſe die Cniee pergamentt mit die alte Sporen in die Rippen, bis et denen zu wile wird! Halten Se ſich nich ſo lange da unten uf, ſonſt mach' ich Ihnen Beine!“

„Einrücken.“

„Jetzt is't Zeit, um viertel Zehne antreten in Drillichjacke, Mütze und Säbel zum Exerzieren! Alle man noch jehntausend bis dahin, daß wer Aärm hübſch proper to!“

Exerzieren. „Stillgeſtanden!“

„Immer höhre, Kinder, rechte Hand an de Hoſennähte, linke an die Säbelſcheide muß feſte anſtehen, ſu — aber Fühlung, Fühlung muß ſind!

„Langſamer Schritt, marſch!“

„Eins und zwei, eins und zwei, 'rans mit de Beene, die müſſen wie aus 'ner alten Kanone 'raus geſchoſſen kommen! Roos, zu Richtung!“

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geſchichte aus der Union erzählt von **Theodor Griesinger.**

(Fortſetzung.)

VII.

Schwarzes Blut.

Beinahe drei Wochen waren ſeit den von mir geſchilderten Ereigniſſen verfloſſen, ohne daß irgend etwas Wichtiges ſich ereignet hätte. Jeden Tag während dieſer ganzen Zeit war der Doktor auf die Plantage des Herrn Beaujolais hinausgeritten, um nach ſeiner Patientin zu ſehen, und bei dieſen Beſuchen mußte er natürlich immer mit Letty zuſammentreffen; allein ſie ohne Zeugen zu ſprechen, dazu hatte ſich keine weitere Gelegenheit gegeben, und wenn ſich eine ſolche gegeben hätte, ſo wäre ſie von dem Arzte vielleicht nicht einmal benützt worden. Dieſelbe Stimmung ſchien auch in Letty's Bruſt die Oberhand gewonnen zu haben, denn ſie wagte es kaum die Augen zu erheben, wenn der Doktor zugegen war, und wenn er ſie anredete, was er wegen der Verpflegung ihrer Herrin natürlich nicht unterlaſſen konnte, ſo überflog ihre Wangen immer ein glühendes Roth. Ja noch mehr, wenn ſie erröthete, ſo erröthete auch er, und alle ſeine ſonſtige Selbſtbeherrſchung reichte nicht hin, dieſen verrätheriſchen Zeugen ſeiner Gefühle gänzlich zu beſeitigen! Zum Glück aber waren die ſämmtlichen Bewohner des Herrenhauſes allzuſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, als daß ſie auf dieſe Dinge hätten aufmerkſam ſein können, und ſo bemerkte Niemand etwas von der Sache.

Am vorletzten Tage der dritten Woche war die Geneſung der Fräulein Emily eine vollendete, und natürlich feierte man dieſen Tag als einen Feſttag. Insbeſondere entfaltet gebrechte ſich Herr Caſardeau, und er ſprudelte ſowohl von Dankesworten gegen den Doktor über. Der Doktor ſchien jedoch wenig Gewicht darauf zu legen, jedenfalls weit weniger als auf den ſtummen Händedruck des alten Herrn Beaujolais und die beredten Blicke ſeiner Tochter.

„Ich ſehe," ſagte er endlich lächelnd, um dem Gerede des Herrn Caſardeau ein Ende zu machen, „Sie ſind Alle froh, mich endlich los zu werden, und ich finde das ganz in der Ordnung. Die Familie, die des Nachts nicht bedarf, iſt immer am Beſten daran, und ſo will ich mich denn, hoffentlich auf recht lange, verabſchieden."

Bei den letzten Worten ſtreifte ſein Auge an Letty vorüber, welche hinter dem Seſſel ihrer Herrin ſtand, und er ſah, wie ſie bis zum Tode erbleichte. Sie unterdrückte jedoch jeden Seufzer, und ebenſowenig wagte ſie ihr Auge zu erheben. Um ſo lauter dagegen legten die Anderen Widerſpruch ein gegen das, was der Doktor ſagte, und Zweien von ihnen wenigſtens, dem alten Herrn Beaujolais und ſeiner Tochter, ſah man es an, daß es ihnen wirklicher Ernſt ſei mit ihrem Widerſpruch.

„Doktor," rief der alte Herr, „das geht nicht. Sie müſſen jeden Tag kommen, wie bisher, denn wir können Ihre Geſellſchaft nicht mehr miſſen."

„Sie ſehen," ſetzte Fräulein Emily hinzu, „Sie ſind meinem Vater geradezu unentbehrlich."

„Meinen Sie?" fuhr der Doktor mit ſeinem früheren Lächeln fort. „Wie nun aber, wenn ich Ihnen einen Beſuch anmelde, der für Sie einen zehn und zwanzig Mal größeren Werth hat? Meine geehrte Hauswirthin, Miſtreß Parker, die ſich, wie Sie wiſſen, ihres Prozeſſes wegen ſchon ſeit faſt einem Monate in New-Orleans aufhält, hat mir geſchrieben, daß ſie heute noch nach Donaldſono zurückkehren wird, und da dürfen Sie natürlich darauf rechnen, daß Sie ſie bald zu Geſicht bekommen."

„Herrlich, herrlich!" rief Fräulein Emily, indem ſie vor Vergnügen in die Hände klatſchte. „Die liebe, gute Miſtreß Parker, die Freundin meiner verſtorbenen Mutter! O wie fern' ich mich, ſie wiederzuſehen! Und dann kann ſie mir wegen der letzten Einkäufe zu meiner Ausſteuer Rath ertheilen, denn ich ſelbſt bin doch zu unerfahren, und . . ."

„Ganz recht," fiel ihr der alte Herr Beaujolais lachend in die Rede. „Sie kann Die beſſen noch mehr Geld für unnöthiges Zeug ausgeben, als Du ſchon ausgegeben haſt. Doch, lieber Doktor, die Hauptſache, wie ſteht es um ihren Prozeß?"

„Sie hat ihn gewonnen," erwiderte der Arzt, „vollſtändig gewonnen und nun kann ſie der Zukunft mit größter Ruhe in's Auge ſehen."

„Bravo, bravo!" rief Herr Beaujolais, indem er nun ſeinerſeits in die Hände klatſchte. „Bei Gott, wie mich das freut! Es hanbelte ſich aber auch um ein recht hübſches Sümmchen! Und doch, wenn ich die Sache beim rechten Licht betrachte, ſo hatte ich eigentlich eher Urſache ſie trübt zu werden, denn ich fürchte, ich fürchte . . ."

Er vollendete den Satz nicht, ſondern faß ſinnend zu Boden, wie wenn er das nicht gerne ausſprechen, was ihm auf der Zunge lag.

„Ich weiß, was Sie fürchten," ſagte der Doktor, „und darin ſtimme ich ganz mit Ihnen überein. Unſere Freundin wird ſicherlich nunmehr die Idee, nach dem Norden überzuſiedeln, wieder vornehmen, und wir müſſen uns ſchon jetzt darauf gefaßt machen, ſie über kurz oder lang zu verlieren."

„Nach dem Norden?" hom:rte Herr Caſardeau mit einer Miene der tiefſten Verachtung. „Wer von uns hinweg nach den nördlichen Staaten zieht, von dem, ſei er Mann oder Weib, muß ich annehmen, daß er es mit jenen hölliſchen Schwindlern hält, welche uns unſer Sklaveneigenthum ſtehlen wollen, und wenn alſo Miſtreß Parker, die ich allerdings nicht näher kenne . . ."

„Pah, Unſinn, Junge," ſchnitt ihm Herr Beaujolais das Wort im Munde ab", Frau Parker iſt einer der vorzüglichſten weiblichen Weſen, die es in der Welt gibt, und wenn ſie von uns weg nach dem Norden zieht, ſo thut ſie dieß nicht aus politiſchen Gründen, ſondern weil ſie von dort herſtammt und ihre ganze Verwandtſchaft dort lebt, während ſie hier, einige Freunde abgerechnet, ganz allein ſteht."

„Und noch etwas, Herr Caſardeau," ſetzte der Doktor ſehr ernſt hinzu, indem er zugleich Herrn Beaujolais einen bantbaren Blick zuwarf. „Wenn Jemand zufälliger Weiſe die Neger und ihre Abſtammlinge, trotz ihrer von der unſerigen verſchiedenen Hautfarbe, doch auch für Menſchen hält und als Menſchen behandelt wiſſen will, ſo iſt er deßwegen noch kein Dieb und hölliſcher Schwindler, wie Sie ſich ſocben auszudrücken beliebten. In jetzigen aufgeregten Zeiten ſollte man doppelt vorſichtig in ſeinen Ausdrücken ſein, und ausbeſondere ſich vor Verdächtigungen hüten, die man nicht verantworten kann. Doch jetzt muß ich wahrhaftig gehen, ſonſt komme ich in die Nacht hinein."

„Gut, ſo gehen Sie," ſagte Herr Beaujolais, „aber legen Sie keinen Groll gegen meinen Tochtermund wegen ſeiner unbedachten Aeußerung, und laſſen Sie bei Ihrer lieben Hausbwirthin nicht nach, bis ſie Ihnen verſprickt, gleich morgen zu uns herauszukommen. Und hoffentlich nicht bloß auf einen, ſondern auf mehrere Tage, und am liebſten in Ihrer Begleitung."

Eine Stunde ſpäter hielt der Doktor vor dem Hauſe, deſſen untere Räumlichkeiten er in Donaldſono bewohnte, und wie er vom Pferde ſprang, war es die erſte Frage, die er an ſeinen Diener that, ob Miſtreß Parker angekommen ſei. Und ſie war angekommen und erwartete ihn zum Thee in ihrer Wohnung eine Stiege höher! Er wie ſchnell hatte es ſich nun umgeſtellet, und wie leicht ſprang er die Treppe hinauf!

Miſtreß Parker war eine Frau von gewiß ſiebzig Jahren; allein trotz dieſes Alters, und trotzdem man ihr dasſelbe recht wohl anſah, hatte ſie doch in ihrem Weſen etwas ungemein Anziehendes, etwas, dem gutgeartete Männer und Frauen nue ſchwer widerſtehen konnten. Und worin lag das nun? Es lag in ihrem Auge, aus dem Verſtand und Gemüth zugleich ſprach. Es lag in ihrer Stirne, auf welcher Wohlwollen und Offenheit thronte. Es lag in ihrem Munde, der ſo unendlich gütig lächelte, und in ihrem Kinne, das ſich ſo überaus entſchloſſen wurde. Der Geburt und Erziehung nach gehörte ſie dem nördlichen Theile Amerikas an, dem Staate Maſſachuſetts, wo ihre Eltern gelebt hatten und ihre ſämmtlichen Verwandten noch lebten; allein der Gatte, den ſie heirathete, ein Rechtsgelehrter von bedeutendem Ruf, wurde nicht lange nach der Hochzeit durch vortheilhafte Anerbietungen, die man ihm machte, veranlaßt, nach New-Orleans zu ziehen, und natürlich folgte ſie ihm als ſeine Frau dahin nach. Noch ſpäter ſiedelte Herr Parker nach Donaldſono über, weil verſchiedene benachbarte Plantageneſitzer, worunter auch Herr Beaujolais, ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauten, und hier ſtarb er etwa zwei Jahre vor Beginn unſerer Geſchichte, nachdem er noch vorher ſeiner Frau teſtamentariſch ſein ganzes Vermögen — ihre Ehe war kinderlos geblieben — vermacht hatte. Das Teſtament wurde jedoch von einem Verwandten des Verſtorbenen angefochten, und ſo lange als der darüber eingeſtrengte Prozeß nicht zu Ende kam, durfte Miſtreß Parker natürlich weder über die Hinterlaſſenſchaft ſelbſt, noch auch nur über deren Zinſen verfügen. Somit ſah ſie ſich genöthigt, vorderhand ſehr einfach zu leben, und deßhalb nahm ſie auch den Doktor Cuteaſt, als er ſich in Donaldſono niederließ, als Miethsmohner in die Hauspflege auf. Allein wie ſegnete ſie die Stunde, da der Doktor bei ihr einzog! Und noch mehr, wie unendlich glücklich war Er darüber, daß ſie ihm erlaubte, ihr das alles daß ſeinige zu betrachten! Mit einem Worte, er verehrte und liebte ſie als ſeine zweite Mutter, und ſie betrachtete ihn nicht anders denn als ihren Sohn und Liebling. Nun aber, wenn das Verhältniß zwiſchen ihm und ihr ein ſolches war, wie ich es beſchrieb, wird es Jemanden wundern, wenn ich oben ſagte, daß er ſich nur mit Furcht an ihr hinaufgeſprungen ſei, und wenn ich jetzt noch hinzuſetze, daß beide den Augenblick betraut in der engſten Vertraulichkeit bei einander am Theetiſche ſaßen?

Zuerſt erzählte ſie, und ihre Erzählung nahm eine geraume Zeit in Anſpruch. Sie mußte doch genauen Bericht erſtatten von ihrem Aufenthalt in New-Orleans, und wie es ihren Advokaten gelungen ſei, den

Digitized by Google

langwierigen Erbschaftsprozeß endlich zu einem für sie günstigen Ende zu führen. Nun aber, nachdem sie ihr Herz ausgeschüttet, kam er, der junge Arzt, an die Reihe, und nichts verschwieg er ihr, auch gar nichts, was seit ihrer Abwesenheit in Donalbsono und Umgebung vorgekommen. Namentlich aber setzte er sie auch in Kenntniß von jener langen Unterredung, welche er mit Letty vor drei Wochen gehabt, und mit jedem Worte, das er sprach, wuchs ihre Spannung.

Endlich war er zu Ende und fragend ruhte nun sein Blick auf ihr. Doch eigenthümlich, die Frau so gemüthliche Frau, die bisher immer ein freundliches Lächeln für ihn gehabt hatte — diesmal sah sie fast betrübt aus, und auf ihrer Stirne lagerte eine dunkle Wolke.

„O mein theuerer, junger Freund," sagte sie dann in melancholischem Tone, „was muß ich hören! Aber ich hatte es vorausehen können, da Sie ja stets, seit Ihrem ersten Besuche in Beaujolaishaus, ein erhöhtes Interesse für Letty zeigten!"

„Aber," fragte der Doktor, „warum betrübt Sie das so sehr?"

„Wie?" rief Mistreß Parker. „Ist es denn nicht sonnenklar, daß das Mädchen Sie liebt, und wollen Sie etwa leugnen, daß Sie diese Liebe aus vollstem Herzen erwideren?"

Der Doktor wurde roth bis über die Stirne hinauf, und im höchsten Grade verwirrt schaute er zu Boden. Das Bewußtsein seiner Liebe zu Letty war ihm wohl soeben erst durch die unumwundene Sprache seiner mütterlichen Freundin klar geworden, während es vorher noch verdeckt in ihm geschlummert hatte! Doch so groß auch seine Verwirrung im ersten Momente erschien, so besaß er doch die geistige Kraft, sie schon nach Kurzem zu überwinden, und hell und freudig leuchtete wieder sein Auge.

„Und wenn es so wäre," sprach er, „würden Sie es denn als ein so großes Unglück betrachten?"

„Und das fragen Sie noch?" entgegnete sie, indem sie ihn nicht wenig erstaunt ansah. „Liebe zu einer Sklavin, zu was kann eine solche führen?"

Beide schwiegen, um sich ihren eigenen Gedanken zu überlassen, und es schien fast, es habe sich über ihr bisher so inniges Verhältniß ein Schatten von Mißstimmung gelagert. Aber kaum fühlte diese Mistreß Parker, so stand auch schon der Entschluß in ihr fest, diesen Schatten sich nicht festsetzen zu lassen, sondern lieber den Rebel zu zerreißen, damit ihre bisherige Freundschaft wieder in unumwolkter Klarheit leuchte.

„Mein theuerster Freund," ergriff sie daher sofort das Wort, indem sie zugleich die Hand des Doktors faßte und sie zärtlich drückte, „wir wollen und offen gegen einander aussprechen. Wenn Sie Einer von der Männerforte wären, wie sie der Süden Amerikas zu vielen Tausenden erzeugt, so würden Sie dem Herrn Beaujolais den Vorschlag machen, die Letty gegen so und so viel Hunderte oder Tausende an Sie zu verkaufen, und wenn dann ihr bisheriger Besitzer darauf einginge, so würden Sie das Mädchen überreden, Ihre Geliebte zu werden, oder vielleicht auch statt der Ueberredung Zwang anwenden. Stille, stille, mein Freund," beschwichtigte sie ihn, als er Miene machte, ihr heftig in die Rede zu fallen. „Ich sagte, so würden Sie handeln, wenn Sie Einer der gewöhnlichen Plantagenbesitzersorte wären. Weil Sie aber der sind, der Sie sind, so steht Ihnen eine solche Handlungsweise so fern, als einem Ehrenmanne überhaupt Gemeinheit steht."

„Gott sei Dank," leuchte der Doktor, als Frau Parker hier eine Pause machte, aus gepreßtem Herzen hervor; „Gott sei Dank, daß Sie mich nicht mit dieser Sorte von Menschen verwechseln."

„Nein," fuhr die alte Dame fort, „denn es wäre ein Frevel, wenn ich es thäte. Aber zugeben müssen Sie mir, daß die meisten reichen Südländer so handeln würden, ohne daß die übrige Menschheit Anstoß daran nähme. Doch weiter! Welche andere Lösung ließe sich etwa noch finden? Hm! Ich denke keine andere, als daß Sie Herrn Beaujolais mit Geld und guten Worten bestürmen, die Letty freizugeben, und daß Sie dann die freigelassene Sklavin zu Ihrer Gemahlin erhöbest. Gewiß, das wäre ein herrlicher Entschluß, aber seine Ausführung würde Sie elend machen für's ganze Leben."

Hier schwieg sie wieder still und heftete ihren Blick forschend auf den Doktor.

„Ich glaube bisher," bemerkte dieser leise, „Sie seien für gänzliche Aufhebung des schmachvollen Instituts der Sklaverei; für völlige Gleichstellung aller Menschen."

„Das bin ich auch," erwiderte Mistreß Parker mit großer Lebhaftigkeit; „aber deßwegen behaupte ich doch, daß Sie sich für immer elend machen würden, wenn Sie eine freigegebene Sklavin zum Weibe nähmen, und bei nur einigem klügeren Nachdenken werden Sie mir beipflichten müssen. Wie ist es denn, um ein Beispiel anzuführen, wenn ein hochgebildeter, aus guter und angesehener Familie stammender Mann zu einem weiblichen Wesen von niederem Stande herunterreißt, zu einem Wesen, dessen Sitten und Gewohnheiten dieser ihrer Abstammung entsprechen und dessen sämmtliche Anverwandte sich in einer Sphäre bewegen, die sich mit seiner Bildung nicht verträgt? Wie haben schon manche derartige Verbindungen erlebt, aber fehlerlich — Glück haben sie noch Niemanden gebracht. Sie werden mir einwenden, das Beispiel passe nicht, denn Letty sei so gebildet, als ihre Herrin selbst, und dieß will ich Ihnen auch gar nicht bestreiten. Aber dafür hat die einen andern Mangel, von dem sie nie befreit werden kann, und dieser Mangel besteht darin, daß schwarzes Blut, wenn auch vielleicht noch so wenig, in ihren Adern fließt. Gehen Sie einmal nach New-York, oder nach Pennsylvanien, oder nach Jersey. Dort leben freie Neger genug, und zwar in der Freiheit geborne, denn die Sklaverei wurde ja dort schon vor langen, langen Jahren abgeschafft. Nun sagen Sie mir aber ehrlich, fiel es dort je einem Weißen ein, eine Negerin oder Mulattin heimzuführen? Und umgekehrt, konnte sich je ein weißes Mädchen dazu entschließen, Einem, der zur schwarzen Rasse gehört, die Hand vor dem Altare zu bieten? Nein, gewiß nicht. Aber, halten Sie mir weiter entgegen, das ist ein thörichtes Vorurtheil. Ja wohl, ist gehe es zu; aber es ist ein allgemeines, unabwandelbares, und Sie allein können nicht gegen den Strom schwimmen. Wie nun aber vollends, wenn Sie hier im Süden eine vom Negerblut Abstammende zu Ihrer rechtmäßigen Gattin erheben wollten? Mein Gott, Sie könnten gar nicht mehr existiren; denn man würde überall mit Fingern auf Sie deuten und Sie aus jeder Gesellschaft ausweisen. Kurz, Sie wären elend für immer und würden am Ende den Tag verfluchen, der Sie in dieses Elend gebracht."

Sie hatte sich warm gesprochen, die gute Mistreß Parker, und man sah es ihr an, daß es ihr darum zu thun sei, ihren jungen Freund zu ihren Ansichten zu bekehren. Auch machte ihre Auseinandersetzung offenbar einen großen Eindruck auf den Doktor, denn er sah tiefsinnend zu Boden, während sie sprach, und selbst, als sie längst zu Ende gekommen war, blieb er noch einige Zeit in Gedanken verloren. Doch siehe da, jetzt erhob er sein Haupt frank und frei und ein frischer Muth belebte seine Züge.

„Hier, meine theure, mütterliche Freundin," rief er, „hier, meine Hand darauf, daß ich mich nie der Schmach aussetzen werde, eine Gattin zu wählen, die mir in der Gesellschaft nicht Ehre bringen würde. Aber, meine liebe Mistreß Parker," fuhr er dann fast begeistert fort, „stellen Sie sich einmal im Geiste vor die herrliche Gestalt Letty's, ist in ihrem Gesichte, in ihrem ganzen Wesen auch nur Etwas, daß auf die Abstammung von afrikanischem Blut hindeutete? Ihre Augen, sind sie nicht blau? Ihr Haar, erglänzt es nicht wie das lauterste Gold? Ihre Farbe, wetteifert sie an Weiße nicht mit dem Marmor? Und dann vollends ihre ganze Erscheinung, die Elastizität ihres Auftretens, die Frische ihres Geistes, der Adel ihrer Gesinnung, die Reinheit ihres Herzens — sie, beim ewigen Gott des Himmels und der Erde, wer da noch zweifeln kann, daß ein Wesen, das mit solchen Eigenschaften ausgestattet ist, nothwendig in ganz ungetrübter Linie von Altengland abstammen muß, der ist nicht werth, daß er Augen im Kopf hat und ein Herz in der Brust."

Er war voll Feuer und Flamme, als er so sprach, und beinahe wäre auch die sonst so ruhige Mistreß Parker von seinem Enthusiasmus hingerissen worden. Aber schon nach kurzem bekam sie bei ihr Verstand wieder die Oberhand und sie sprang sich zu kalter Ueberlegung.

„So spricht die Liebe," sagte sie nach einer kleinen Pause, „aber diese Sprache ist noch nie die der nackten Wirklichkeit gewesen. Nicht daß Ihre Schilderung Letty's, und zwar ihrer Innern so gut wie ihres Aeußern, eine ungerechtfertigte wäre; im Gegentheil, es trifft Alles ganz vollkommen zu und Sie haben in dieser Beziehung nicht ein Wort zu viel gesagt. Aber kann sie nicht deßwegen dennoch eine Quadronin oder Quinteronin sein? Die viele Beispiele hat man nicht, daß eine solche jede Europäerin an Weiße der Haut übertraf? Zugegeben aber, daß das ganze Wesen Letty's an Europa oder gar Altengland erinnert, wie wollen Sie es denn beweisen, daß sie eine reine Weiße ist? Ja, wie wollen Sie dieß nur wahrscheinlich machen; wie überhaupt nur erklären?"

„Wie?" rief der Doktor und sprang wie von Federn empor. „Haben Sie denn vergessen, was mir Ihnen von den Träumen Letty's erzählt habe? Solche Träume hat man nicht, wenn ihnen nicht eine Wirklichkeit voranging. Ich sage Ihnen, Letty hatte in Wahrheit eine schöne, weiße Mutter und sie ist diese Mutter gewaltsam worden, um sie in die Sklaverei zu verkaufen."

Unwillkürlich rötheten sich die Wangen der Mistreß Parker, als sie den Doktor so sprechen hörte, und sie konnte nicht umhin, ihm auch jetzt wieder seine Irrthümer recht zu geben.

„Es wäre schrecklich," sprach sie, und man konnte nicht unterscheiden, ob mehr Mitleiden oder mehr Zorn in ihrem Tone lag; „ja, gräßlich wäre es, wenn es sich so verhielte. Ein Kind von ehrenwerthen, weißen Eltern in die Sklaverei verkauft und seit langen, langen Jahren als Sklavin festgehalten! Nein, es ist nicht denkbar. Andererseits aber, wie könne sonst Letty darauf, von einer weißen Mutter, von einem Kindermädchen Voll und von schönen Spielsachen zu reden, wenn dieß Alles nicht auf Wirklichkeit gegründet wäre? Ein Kind von fünf

Digitized by Google

oder sechs Jahren hat keine solche Phantasie, um dergleichen zu ersinnen, und — großer Gott, löse meine Zweifel! Sollte es wahr sein, daß Letty als Kind geraubt wurde?"

Eine tiefe Stille trat ein, als Mistreß Parker zu diesem Schlusse gekommen war, und Bebler, der Doktor wie sie, stützten den Kopf sinnend in die Hand.

„Aber was nun thun?" fragte endlich der Doktor seine Nebensitzerin. „Sollten wir nicht mit Herrn Beaujolais sprechen? Er ist ein edeldenkender Herr und würde sich ohne Zweifel beeilen, die an Letty begangene Sünde wieder gut zu machen."

„Nein, mein Freund," erwiederte Mistreß Porker, welche jetzt die ganze Klarheit ihres Geistes wieder gewonnen hatte; „nein, das ist nicht das rechte Mittel. Herr Beaujolais besitzt allerdings zwar ein sehr edles Herz; allein in Beziehung auf die Negersklaverei denkt er durchaus wie die andern südlichen Plantagenbesitzer, und wenn er, was jedenfalls geschehen würde, mit seinem künftigen Tochtermann über die Sache spräche, so dürfte ihn dieser mit Leichtigkeit überreden, daß die Erzählung Letty's ein von ihr ersonnenes Märchen sei. Ueberdem selbst angenommen, Herr Beaujolais träte ganz auf unsere Seite, was wäre denn das Resultat? Er ließe Letty frei und diese bliebe dann ihr Lebenlang nichts weiter, als eine freigelassene Sklavin. Nein, nein, wir müssen darauf denken, den Beweis zu liefern, daß Letty das Kind weißer Eltern ist und daß sie durch ein Verbrechen in die Sklaverei kam. Nur dann, wenn wir diesen Beweis geliefert haben, verschwindet der Makel, der dem armen Mädchen sonst stets ankleben würde."

Der Doktor sah ein, daß Mistreß Parker recht hatte und er gestand ihr dieß auch unverholen zu. Aber darob wurde er nur um so betrübter. „Mein Gott," seufzte er, „wie wollen wir diesen Beweis liefern?"

„Man muß nicht gleich verzweifeln," tröstete ihn seine Freundin, „obwohl ich allerdings nicht in Abrede jetze, daß unsere Aussichten auf Erfolg vorderhand nur sehr gering sind. Doch wissen Sie, was ich thun will? Ich werde morgen in Beaujolaishaus einen Besuch machen und, wenn es mir passend erscheint, mehrere Tage dort verweilen. Man erwartet mich zu dieselbst, wie Sie mir sagten, und ich finde auch in der That, daß ich meine liebe Emily schon sehr lange nicht mehr gesehen habe. Meinen Aufenthalt bei ihr oder will ich hiesmal hauptsächlich dazu benutzen, um mit Letty unter vier Augen reden zu können, denn möglicherweise kann sie mir Anhaltspunkte geben, durch welche wir jener alten Mulattin und dem schwarzbraunen Manne, bei denen sie ihre erste Sklavenzeit zubrachte, etwas näher auf die Spur kommen."

„Ha!" rief der Doktor. „Sie geben mir das Leben wieder! Aber," setzte er sofort aufhorchend hinzu, „was ist das? Der Galopp eines Pferdes und der Reiter hält vor unserm Hause. Wahrscheinlich wird Jemand nach meiner ärztlichen Dienste bedürfen."

Er verabschiedete sich auf einen Augenblick und ging die Treppe hinab. Nach wenigen Minuten jedoch schon kehrte er zurück.

„Es ist, wie ich mir's dachte," sagte er. „In Townsinn, jener berüchtigten Kneipe weiter oben am Mississippi, wo fast jede Nacht hohes Spiel getrieben wird, kam's wieder einmal zu einem blutigen Exzesse und es hat Einer eine Kugel in den Leib bekommen. Ohne Zweifel werde ich also länger in Anspruch genommen sein und diese Nacht nicht zurückkehren."

„Mein Gott, welch' ein wildes Leben führen doch diese Südländer!" seufzte Mistreß Porker. „Jeden Tag Raufereien und jeden Tag Mord und Todtschlag! Wie so ganz anders in unserm Norden, wo man doch die Gesetze nicht so frech zu Boden tritt! Ich sehne mich ordentlich von hier fortzukommen und auch Sie, mein lieber Freund, sollten endlich Ihre alte Heimat und die Ihrigen wieder aufsuchen."

„Die Meinigen?" entgegnete der Doktor mit einem unwillkürlichen Seufzer. „Sie vergessen, meine theure Freundin, daß ich Niemanden mehr habe, der sich um mich bekümmert. Mein Vater gab mir ja auf drei Briefe, die ich an ihn schrieb, keine Antwort und mein lieber Oheim wurde unter den Trümmern seines brennenden Hauses erschlagen."

„Ein schrecklicher Tod," versetzte Mistreß Porker schaudernd. „Haben Sie ein Näheres darüber erfahren?"

„Nur was die Zeitungen berichteten," erwiederte der Doktor. „Als ich vor zehn Jahren in New-Orleans landete, nahm ich gleich eine Schiffsgelegenheit nach Galveston in Texas, und auf dem Schiffe las ich den New-Yorker Herald, welcher genau über den Brand berichtete. Mein Oheim wurde während der Rettungsversuche von einem brennenden Balken erschlagen und starb nach wenigen Stunden. In meiner Betrübniß schrieb ich sogleich an meinen Vater von Galveston aus und später wieder zweimal von Veracruz, wohin ich von Texas aus ging. Allein ich erhielt nie eine Antwort, trotz der Dringlichkeit meines Bittens, und so habe ich denn nun alle Hoffnung aufgegeben, mich wieder mit ihm zu versöhnen, denn seine zweite Frau beherrscht ihn ohne Zweifel mit ebenem Zügel."

„Diese ganze Zeit haben Sie ihm also nicht mehr geschrieben?" fragte Mistreß Porker.

„Wozu?" erwiederte der Doktor, in dessen Auge unwillkürlich eine Thräne trat. „Ich kenne meinen Vater zu genau, als daß ich je hoffen könnte, er werde von seinem Starrsinn ablassen. Somit entschloß ich mich kurz, mich auf meine eigenen Füße zu stellen, und ein Unmuth legte ich sogar den von meinem Vater erhaltenen Namen ab, damit ich nicht immer und ewig an mein trauriges Loos erinnert würde. Ich nannte mich also von jetzt ab Charles Dutcaß und ging, nachdem ich in Mexiko einiges Glück gehabt, vor jetzt fünf Jahren nach dem Staate Mississippi, um auf Jackfonville meine medizinischen Studien zu vollenden. Dieß gelang mir auch, wie Sie wissen, und als ich mich dann in Botoneouge als Arzt niederließ, ging es mir ebenfalls über Erwarten gut."

„Wohl, wohl," versetzte Mistreß Porker, „und von da brachte Sie Herr Beaujolais nach Donaldsona. Ehe ich mir jetzt wohl bekannt und ich bonte meinem Schöpfer, daß es so kam, denn sonst hätte ich Sie vielleicht nie kennen gelernt. Aber, aber," meinte sie darauf, „Sie gedenken also nie mehr in die alte Heimat zurückzukehren?"

„Heimat?" rief der Doktor. „Und Letty?" setzte er vorwurfsvoll hinzu.

„Sie haben recht," erwiederte Mistreß Porker, „aber ich hoffe Ihnen in ein paar Tagen günstige Nachrichten bringen zu können."

Nunmehr ging der Doktor, um sich zu dem nächtlichen Ritte umzukleiden und seinen chirurgischen Apparat zu sich zu stecken. Dann ließ er sein Pferd satteln, und nach einer kleinen Viertelstunde schon galoppirte er mit dem, der ihn abzuholen gekommen war, in die dunkle Nacht hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Prophezeiung.

Aus den Erlebnissen eines deutschen Seemannes.

Es war im Jahre 1860, als ich mich in dem wunderschön gelegenen kleinen Orte Castellamare bei Neapel befand. Wenige Wochen vor meiner Ankunft daselbst hatte Garibaldi den verwegenen Versuch gemacht, mit einem kleinen, ehemals neapolitanischen Dampfer, Veloce genannt, ein großes, holsherrlich Linienschiff, den Monarca — wenn ich nicht irre, so heißt das Schiff jetzt Re Galantuomo — aus dem Hafen zu entführen. Kein Wunder also, daß unsere kleine Barke gehörig unterstucht wurde; die königlich neapolitanischen Offiziere hätten sich diese Mühe allerdings wahrscheinlich erspart, wenn sie gewußt hätten, daß drei Tage nach unserer Ankunft der General Garibaldi seinen Einzug in Neapel halten würde. Wie dem auch sei, wir mußten einen holden Tag im Angesichte der Stadt ankern, bis wir endlich die Erlaubniß erhielten, an's Land gehen zu dürfen. Wir lamen nach Ischindien. Etwa vierzehn Tage später hatten wir unsere Ladung gelöscht und gingen mit Ballast nach Neapel, wo der Kapitän bessen bedurfte, eine gute Fracht zu bekommen.

Auf der Reise von Sizilien in den Golf von Neapel waren uns mehrere Leute gestorben, die wir in Neapel ersetzen wollten. Dazu brauchte unser Alter niemals lange Zeit, und schon am dritten Tage erzählte er mir, daß er einige Leute aufgenommen habe. Er fügte noch hinzu: „Ich möchte Ihre Meinung über einen Burschen hören, der mit den Uebrigen heute an Bord kommt. Wenn Ihr daher nichts Besonderes an Land zu thun habt, so bleibt an Bord."

„Sehr gut, Kapitän!" mußte wohl meine Antwort lauten, und so blieb ich.

Da es Sonntag war und alle Arbeit ruhte, so setzte ich mich auf eine Tabakskiste und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Bald wurde auch unser Schiff angerufen. Ich blickte über die Brustwehr und sah ein Boot mit vier oder fünf Matrosen, die mich fragten, ob der Kapitän Uckermann an Bord sei. Auf meine bejahende Antwort kletterten sie auf Deck und ich ließ den Kapitän rufen.

„Hallo, Steuermann, das sind meine Leute," sagte der Alte. Es waren frische, gesund aussehende Jungen, die sich der Alte ausgesucht hatte. Besonders fiel mir ein junger Mensch auf, den der Kapitän Hannes Imfang genannt hatte; Hannes wollte auch Hamburg, wo sein altes Mütterchen lebte, das er in den letzten sechs Jahren nicht gesehen hatte. Er war ein guter Sohn, der seine Ersparnisse nicht, wie seine Kameraden, vergeudet, sondern solche regelmäßig an die Frau Imfang, Sankt Pauli, Erichstraße, geschickt hatte und hoffte nun, daß unsere Barke ihn nach seiner schönen Vaterstadt zurückbringen würde. Bald hatte ich den Burschen lieb gewonnen. Er war ganz stolz darauf, daß er jetzt als Vollmatrose in die Schiffsliste eingetragen war; bisher hatte er seine Reisen als Schiffsjunge und Leichtmatrose gemacht. Da während der Reise von den Verstorbenen zwei Mann bei meiner Nachbordswache gewesen waren, für welche ein Ersatz dringend nöthig war, so ersuchte ich den Alten, mir den Hannes zu überlassen. Der Kapitän sagte ruhig: „Es ist gut, Steuermann, nehmt ihn, aber habt ein offenes Auge, der Junge stirbt auf dem Wasser!"

Digitized by Google

Ich erfuhr alles über dieſe düſtere Prophezeiung.

Ein paar Tage ſpäter erhielten wir eichtig eine Ladung für Hamburg. Die Reiſe ging von Statten, Hannes that ſeine Pflicht als Matroſe in muſterhafter Weiſe. Ich war ſehr zufrieden mit ihm. Während der Reiſe hatte ich viel mit ihm geſprochen und verſucht, ſeinen Ehrgeiz zu erwecken, daß er bei der Rückkehr nach Hamburg die Seemannsſchule beſuche, um ein tüchtiger Steuermann und ſpäter Kapitän werden zu können.

Als nun das Schiff in der Elbe, unſern vom Johannisbollwerk, vor Anker gegangen und Alles fertig und klar gemacht war, bat mich Hannes um Erlaubniß, an Land gehen zu dürfen. Ich verſprach ihm überdieß, ihn im Laufe des Abends zu beſuchen, und den Grog ſeiner Mutter, die eine Schenke für Matroſen hatte, zu probiren. Bei einbrechender Dunkelheit ſtieg ich die nach Sankt Pauli führende ſteile Straße hinan, ich fand Hannes bei ſeiner Mutter in eifrigem Geſpräch. Die alte Frau ſetzte ſich zu mir und bald kam ſie auf die Seemannsſchule zu ſprechen. Schnell gab die alte Frau ihre Zuſtimmung zu meinem Plane. Ich ſchrieb ihr einen Brief an die Leiter der Anſtalt, wo auch ich für den Seedienſt erzogen war. Nachdem ich noch Hannes anempfohlen, am folgenden Morgen beim Kowſul zu ſein, um ſeine Gage zu empfangen, leerte ich an Bord zurück.

Hannes ſchien meinen Rath befolgt zu haben, denn als ich mehrere Jahre ſpäter in Liverpool war, warf ein Schiff unter hamburger Flagge neben dem meinigen den Anker aus; in dem kommandirenden Steuermann erkannte ich meinen Hannes. Abends ſaßen wir in den Wellington Arms bei einem guten Grog froh beiſammen. Ich war unterdeſſen Kapitän geworden und kommandirte eine kleine amerikaniſche Brigg, welche in den nächſten Tagen von Liverpool nach dem Golfe von Mexiko gehen und dort Mahagoniholz für New-York holen ſollte. Da ich gerade einen Steuermann ſuchte, machte ich Hannes den Vorſchlag, mit mir zu gehen. Freudig ſchlug er ein. Am andern Morgen ſprach ich deßwegen mit ſeinem Kapitän. Deſſen Antwort war: „Ich will dem Hannes nicht im Wege ſtehen; nehmen Sie ihn, aber geben Sie Acht, der Mann ſtirbt noch auf dem Waſſer.“

Die Worte, die mir Kapitän Ockermann drei oder vier Jahre vorher in Caſtellamare geſagt hatte, kamen mir wieder in's Gedächtniß. Jetzt erſt erzählte ich Hannes davon. Er ſagte nur: „Auch mir ſteht ja daſſelbe Schickſal ſchon zweimal vorhergeſagt. Nun, ſo ſterbe ich wie ein echter Seemann!“ Damit war die Sache abgemacht.

Wir verließen Liverpool und ſchwammen bald auf den langen blauen Wellen des atlantiſchen Ozeans. Wohlbehalten erreichten wir die mexikaniſche Küſte und hatten ſechs Wochen ſpäter unſere Ladung an Bord. Morgen ſollten wir abreiſen und deßhalb ging ich noch mit Hannes in das einzige Hotel des Ortes, wo ich die Kapitäne aller anlernden Schiffe beiſammen wußte. Auf meine Bitte begleitete mich mein Steuermann. Wir ſetzten uns an einen der langen Tiſche, an welchem nur ein Mann ſaß, den ich als den Kommandanten eines engliſchen Barkſchiffes kannte. Zuerſt ſprachen wir von gleichgültigen Sachen, dann aber ſtreifte er meinen Steuermann und ſagte zu mir: „Schade um den ſchönen jungen Burſchen.“

„Wie meinen Sie das, Kapitän?“

„Nun, er wird ſein Vaterland nicht wiederſehen, er wird auf dieſer Reiſe umkommen . . . Alſo die Reiſe geht morgen vor ſich?“

„Mit dem erſten Grauen des Tages,“ war meine Antwort.

„Dann leben Sie wohl, und denken Sie an meine Worte,“ mit einem Seitenblick auf Hannes.

Hannes und ich ſprachen weiter kein Wort über dieſe neue Prophezeiung, aber ich konnte doch ſehen, daß die Worte des alten Kapitäns einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Alſo ich am folgenden Morgen auf meiner Koje in die Kajüte trat, fand ich Hannes beſchäftigt, Briefe, die er in der Nacht geſchrieben, zu verſiegeln.

„Kapitän, es iſt immer möglich, daß der Alte geſtern Abend die Wahrheit geſprochen. Für alle Fälle habe ich meine Vorkehrungen getroffen und bitte Sie, die Briefe, welche Sie in meiner Kiſte finden werden, an ihre Adreſſe zu befördern. Verſprechen Sie mir dieß?“

„Gewiß, ſehr gerne, aber iſt es nicht beſſer, Du gehſt mit einem andern Schiffe nach New-York?“

„Nein, ich will mit Ihnen fahren. Als Sie noch Steuermann waren, waren Sie mein erſter Offizier; ich habe es gerne, wenn Sie auch mein letzter ſein wollen. Uebrigens iſt es vier Uhr und wir müſſen feſtlar werden.“

Damit ging er hinaus, um die nöthigen Befehle zu geben, und nach einigen Stunden waren wir unterwegs. Nach einer verhältnißmäßig kurzen Reiſe kamen wir Alle wohlbehalten in New-York an, und Hannes ſowohl wie ich ſelbſt, wir lachten weidlich über die Prophezeiungen.

Ich war eines ſchönen Tages an Land gegangen. Es war kurz nach der Ermordung Lincoln's und wie hatten, wie andere Schiffe, die Trauerflagge aufgezogen.

Ich beſorgte meine Angelegenheiten und beeilte mich bald zurück; ſchon von Weitem ſah ich aber, daß auf meinem Schiffe etwas vorgefallen ſein müſſe, denn die Matroſen liefen hin und her und einer ſah im Fockmaſt, der bei meinem Näherkommen herunterſtieg und mich auffiel haben mußte, denn ich kannte alle Leute auf dem Verdeck. Alle ſahen betäubt und traurig aus, und als ich nach Hannes fragte, wies man mich ſtumm die Kajüte. Von einer furchtbaren Ahnung befallen lief ich dahin und ſah meinen theuren Freund mit blutendem Kopfe, zur Unkenntlichkeit entſtellt, leblos daliegen. Auf meine Fragen an die Mannſchaft erhielt ich zuerſt nur konfuſe Antworten, bis endlich folgender Bericht zu Stande kam: Während der Reiſe von Merilo hierher hätten ſich die Marsmanten etwas gelockert; es war aber während der Reiſe keine Zeit geweſen, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, und ſo wurde es verſchoben bis zur Ankunft in New-York. Während ich nun heute an Land war, hatte Hannes ſich in die Maswanten begeben, um deren Zuſtand genau zu unterſuchen; er hatte überhaupt die ganze Takelage des Schiffes geprüft und war dann — im Herunterſteigen — Gott weiß wie — in Folge eines Fehltrittes von der Höhe der Marsſeile heruntergefallen und ſofort leblos liegen geblieben.

So waren die wunderbaren drei Prophezeiungen doch in Erfüllung gegangen, wenn auch anders, als wir gefürchtet hatten. Ja, kein Menſch entgeht ſeinem Schickſale.

Räthſel.

Als Quelle ſpring' ich aus der Erde,
Im Abgrund ſchlaf ich als Gerippe,
Bin unentbehrlich Deinem Heerde,
Muß aller Freuden Bürge ſein.
Beim Spender bin ich Ramaths Segen,
Und bei dem Griechen bin ich Geiſt,
Die Bibel zählt, mich ſehr zu pflegen,
Und auch als hehres Kleinod preiſt;
Doch ſparſam mußt Du mit mir ſein,
Sonſt bring' ich Dir die größte Pein.

Auflöſung des Logogryphs Seite 55:

Alp, Pilze.

Rösſelſprung.

er-	ſchüt-	das	ſang	die	eilt	ſein	ſtammt
traue-	der	ſtaat	ſchaft	glänzt	ders	Kleigt	de
der	ſtarrt	die	wald-	der	ſtieht	die	ſchnee-
ſimmt	de	hält	der	zieht	daß	ſchwal-	der
der	ſiegt	ganz	ſchnee-	dem	as	das	art
weiß	der	wim-	das	ſimmt	ter	lands	die
ter	ſchnee-	der	tei-	ver-	pflügt	viel	ſchaft
herbſt	die	laub	die	deckt	der	weiſt	wim-

Auflöſung des Rösſelſprungs Seite 60:

Das Schwert.

Zur Schmiede ging ein junger Held;
Er bat' ein gutes Schwert ſich aus.
Doch als er's weg in ſeiner Hand,
Das Schwert er viel zu ſchwer erkannt.
Der alte Schmied den Bart ſich ſtreicht:
Das Schwert iſt nicht zu ſchwer, noch leicht;
Zu ſchmach iſt Euer Arm, ich meine,
Doch morgen ſoll geholfen ſein.

L. Uhland.

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 10.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Bothhart.

Ein erblichener Sonnenstrahl.

Eine ilfelder Klostergeschichte von **Arnold Wellmer.**

Wie ein Vogelneſtchen im grünen Busch liegt Kloster Ilfeld da zwiſchen den hohen Waldbergen am Südabhange des Harzes — ſo ſtill, ſo traulich, ſo friedlich! Die uralten laubfriſchen Bäume bis zu den ſteilen Bergſpitzen hinauf möchten ihre Zweige faſt über dem ganzen traulichen Neſtchen ſchützend zuſammenſchlagen. Und an lieben, jungen, luſtigen Vögeln fehlte es in den letzten dreihundert Jahren auch nie im Neſt — die Berge hallen von ihrem Jugendfroſſinn wieder.

Wo das lieblichgrüne Bährethal — von der helläugigen Bähre durchplätſchert — ſich ſanft aus dem Gebirge niederſenkt und nach der geſegneten güldenen Aue öffnet, ſteht das Kloſter: ſiebenhundertjährige, grauſe Gemäuer mit kühlen inneren Höfen und kreuzgängen und prächtige weißleuchtende neue Flügel — Steinttriumphe der jüngſten Jahre. Das Ganze erinnert an einen uralten, verwitterten Apfelbaum, den der blütenſelige Lenztraum noch einmal überrascht hat ... er prangt im Mai zu ſeiner eigenen Verwunderung wieder in reichen weißen Blüten!

Faſt vier Jahrhunderte lang lebten zwiſchen den alten Mauern und ewigjungen grünen Bergen Prämonſtratenſer-Mönche ein mit Kloſter- und anderen Glücksgütern überreich geſegnetes Leben ... da plötzlich klug die wittenberger Nachtigall ihre wunderbaren Lieder an zu ſingen ... die tönten durch die ganze lauſchende Welt: brauſend wie Gewitterſturm und doch wieder ſo himmliſch ſüß lockend ... dieſe eine Nachtigall brachte der Erde einen neuen Frühling! Auch durch die ilfelder Kloſtermauern drangen dieſe beſeligenden Frühlingslieder ... keiner der Mönche vermochte ihrem Locken zu widerſtehen. Einer nach dem Andern verließ das ſorgloſe Wohlleben des reichen Kloſteres und folgte dem lockenden Wundervogel, der kaum ein dürftig Neſt hatte. Die ilfelder Mönche lauſchten der wittenberger Nachtigall, bis ſie ihre Weiſe nachſingen konnten. Aus den Prämonſtratenſern wurden evangeliſche Pfarrherren. Zuletzt blieb der gute alte Abt Thomas Stange nur noch ganz allein in ſeinem großen öden Kloſter. Er konnte es nicht über's Herz bringen, ſein liebes Cönobium zu verlaſſen. Er war — wie Michael Neander von ihm ſchreibt — „ein frommer, gottesfürchtiger Mann von zartem und großem Gewiſſen, ein guter Simplizijſt und Chirurgus ... die größte Luſt, jo er hatte, war das Jagen, daß er ein Reh oder einen Haſen fing.“ Aber auch ihm war das Lied der wittenberger Nachtigall tief in's Herz gedrungen: er reformirte ſein Kloſter und gründete darin auf Luther's und Melanchthon's Rath — nach dem Vorbilde von Pforta und Meißen — eine Kloſterſchule. Thomas Stange hatte das Glück, für ſeine Schöpfung in dem jungen Lehrer aus Nordhauſen, Michael Neander, den unermüdlichſten und treueſten Rektor zu erwerben, der von eben ſo großer Gelehrſamkeit und Lehrgabe, als von dem innigſten Verſtändniß der jungen Seelen und Herzen war, und faſt fünfzig Jahre hindurch ſeinen Schülern der liebevollſte Vater blieb.

So wuchs der junge Baum, den Thomas

Friedrich Hebbel. Originalzeichnung von Schweinfurger. (S. 114.)

Digitized by Google

Stange in Liebe pflanzte und Michael Reander bis an sein Ende in aufopfernbster Treue pflegte, herrlich auf — er grünte und blühte üppig und trug Frucht auf Frucht — tausendfältig ... länger als drei Jahrhunderte hindurch ... Unter der weltpolitisch-napoleonischen Gewaltherrschaft ließ der Baum traurig die Zweige hängen — man sagte schon, er sei gestorben ... aber kaum athmete er wieder goldene Freiheitsluft, so schlug er von Neuem aus und grünte und rauschte nur um so frischer und fröhlicher ... In diesen Tagen wurde die Axt wieder an den Baum gelegt ... aber gottlob! der Baum widerstand auch diesem Streiche ... nur einige überwüchtige, überlastige Zweige wurden ihm gekappt! ... So Gott will, wird deutsche Jugend noch viele Jahrhunderte in seinem Schatten kräftig gedeihen.

Vom Kloster ab gegen den Ausgang des Thales erstreckt sich ein hübsches winziges Städtlein, die sauberen Häuschen fast in die Berge hineingeschmiegt. Kaum 900 Menschen leben hier ein stilled Dasein, arbeitsam und fröhlich. Ihre Existenz hängt von dem Bestehen der Klosterschule ab.

In diesen lieben grünen Reichen lebte ich vor wenigen Jahren einen köstlichen Sommer — frei wie der Wandervogel ... ein harmloser Fadenmensch. Die „goldene Aloe“ gab mir ein freundlich Obdach und die treffliche Alyna. Der König dieser Krone herrschte gar mild und inniglich. Sein rundes Sonnengesicht glänzte in ewiger heiter Laune. Alle Welt nannte Seine Majestät kurzweg „Onkel“ — auch ich bin dem guten Onkel noch heute als getreuer Neffe verbunden.

Bald nach ich mit den ältesten Klosterschülern bekannt.

Ich habe nun einmal ein offen empfänglich Herz für die Jugend mit ihrem Quellen und Schäumen, ihrem leichten frischen Herzen und sorglosen Frohsinn ... ich liebe sie, wie ich eine jung ernachte Blume, einen leuchtenden Frühlingsmorgen mit Wiesenduft und Thaugefunkel und jubelnden Lerchenliedern in blauer sonniger Luft liebe. Mit innigem Interesse sehe ich eine solche Jugendknospe sich Blatt um Blatt vor mir erschließen — lächelnd verfolg ich mich in ihren Kelch und schlummere drin ein, wie Brahma in der Lotosblume — bei ihrem Duften, wie auch alten Tagen, träume ich mich wieder jung ...

Selbst das traumhaft Dämmrige — die reizende Dunmheit der Jugend, die man belächelt und doch beneiden möchte, hat für mich einen unwiderstehlichen Reiz.

Ich möchte diese gar vielen Augen kosten Leuten ganz unverständliche Liebe am leinen Treis wissen — sie erhält das Herz auch in der Mittagshitze noch so hübsch thaufrisch und morgenduftig! —

Die ältesten Klosterauer waren frische, muntere Jungen mit offenen Herzen und frohen Augen, vor denen die Welt noch voll eitel Sonnenschein blitzte. Wir durchstreiften mit einander Felder und Wälder und die Berge, von denen Spitzen sie mir die herrlichen Fernblicke in die gülbene Aue oder über riesbunte Thäler und mächtige Laubwelten hinaus bis zum Broden zeigten. Wie der Wind sausten sie, bald gleitend auf derben Stöcken, die steilsten Bergscharren nieder, auf denen die Holzfäller sonst die Bäume in die Tiefe stoßen. Wir badeten zusammen in einem Waldbee, in dem die fetten Karpfen mit den Mönchen ausgesetzerben sind. Als sie im Herbste ihren solennen Abiturienten-Kommers und Abschiedsball gaben, mußte ich dabei sein. Gern hörte ich ihnen zu, wenn sie von ihren Leben in Kloster erzählten — ihren vielen Freuden und kleinen Leiden — und von manchem kecken, lustigen Schülerstreich. Sehr wohlthuend berührte mich der gebildete und doch naturwüchsig sprudelnde Ton, der aus Allen widerklang, und eine gewisse gentile Ungezwungenheit in dem ganzen Auftreten. Sie machten mehr den Eindruck von Studenten, als von Alumnen. Der Kloster-Comment war fast durchstikes. Primaner und Secundaner führten ihre blau-silbernen Cerevis- und Kanonen, Cigarren und bebijirten Wappenspleen täglich frei und unbesangen durch die Straße spazieren. Dieß galt in den Augen der Klosterväter durchaus nicht als Contrebande. Abends tranken die Herren Aeltoren wohl harmlos ihren Schoppen auf einem zugendlichen Stammschoppen, dessen Deckel mit einem springenden Pudel oder sich bäumenden Pater, mit einem Fuchs, Rehhäubchen oder Korpsen geschmückt war. Jeder Klosteraner und manch' ehrsamer Aledenbewohner hatte natürlich seinen Spitznamen. Damit harmonirten geheimnißvoll freimaurerische Gebräuche und oft sehr treffende eigenartige Ausdrücke in der Sprache.

Die Klosterzeyste waren überaus mild; der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern freundlich und ungezwungen. Gegenseitiges Vertrauen stand an der Stelle despotischer Strenge und finsteren Gehorsams. Die Familien der Lehrer und gebildeten Aledenweibwohner standen den Schülern offen. Im Sommer nahmen die Klosteraner häufig an Wald- und Bergpartien Theil, die von der einen oder anderen Familie arrangirt wurden — natürlich mit so vielen jungen Damen, als im Fleden aufzutreiben waren. Im Winter revanzierten sich die Alumnen durch Klosterbälle, Konzerte, Theateraufführungen und Schlittenpartien. Diese „Anordnungen und Einrichtungen zum Vergnügen und zur geselschaftlichen Bildung der Zöglinge“ fanden allsährlich ihren Platz in den Schulprogrammen.

Wie heiter kontrastirt dieß zu dem kläglichen Seufzer des verstorbenen portenser Alumnus Gotthelf Fiedel, des Helden von Gaudy's liebenswürdiger „Schülerliebe“ — mit dem er der endlosen Reihe von Palissaden, Mauern und Gräben gedenkt, welche den Schüler von den Familien abperrten — und ihn von seiner Minna Grashmeier!

Die „Schülerliebe“ ist eine gar wunderliche, exotische Blume: wem sie blüht — und welchem Ritter des amo und quaero, der regula de tri und vieler anderer entsetzlicher mathematischer, grammatikalischer u. s. w. Regeln, der unzählbaren Positionen der unzählbaren Verstöße in der edlen Metrik und der fünf Positionen der eigenen beiden tanzlustigen jungen Füße blühte sie nicht? — der fühlt sich durch ihren süß berauschenden Duft so überselig und selber so jubelnd leicht, als müßte er gleich wolkenan fliegen ... nur der Gedanke an das morgende Griechisch oder Latinum, oder gar an das nahe Versetzungsexamen vermögen ihn auf dieser armen — reichen Erde zurückzubatten. Die Schülerliebe hat aber selten etwas gemein mit jener köstlichen Wunderblume, der Aloe, die nur alle hundert Jahre einmal blüht, und deren Blätterpelz nie mehr als eine Aloe treibt ... die Schülerliebe gleicht vielmehr jener süß duftenden, immerblühenden Rose — Rosa sempervirens: kaum ist ein Knöchen verblüht, so öffnet schon ein anderes seinen Kelch!

Rosa sempervirens! Es wäre wunderbar gewesen, wenn diese Blume in dem gelegneten Thal der Bähre nicht noch üppiger gedeihen, wie hinter den düsteren, dürren Mauern Portas zur Zeit Gotthelf Fiedel's und Minna Grashmeier's, wo die Frauen und Fräulein der Herrn Präzeptoren den klassischen Tanzreihen der Alumnen freundlichst — zusahen. Mit dem leidigen botanischen Unterricht hat sich in meinem einen Hieber Sommer gar manches wohlduftenden Sempersloreus in den glühenden Kelch geschaut — gar manch' Knöspchen sich roseig farben und lachend erschließen sehen.

Einst in der Abenddämmerung ging ich mit einem begabten und fleißigen Primaner im Thal spazieren. Er war der Sohn eines hannover'schen Kirchenraths und wurde darum kurzweg der „Paperich“ genannt. Plötzlich — eine der kleinste Borrede — sagte der Paperich zu mir: „Halten Sie es für sehr geschrlich, sich oft zu „verschießen“?“

Ich mußte herzlich lachen: „Besser Paperich, ist Ihrem lieben Herzen etwas Menschliches passiert?“

„Ja, es ist erschrecklich — vor vierzehn Tagen dachte ich noch: das Burgfräulein sei das anbetungswürdigste Wesen unter der Sonne. Auf der letzten klasse-Bergtiege nach der Brockenausssicht war das Burgfräulein die süße Last meines Armes. Ich konnte nicht anders, ich stieg seitdem jeden Tag ein paar Mal auf den Burgberg, um die bildsche Aussicht von dort auf den Flecken und auf das — Fenster Burgfräuleins zu genießen ... und heute schon denke ich: das Burgfräulein ist ein ganz hübsches Mädchen — aber, verschossen bin ich wahrhaftig nicht mehr in sie!“

„Und wer ist denn heute die glücklich Auserwählte von Tobojo, der Ihr Herz schlägt und Ihre Fensterpromenaden gelten? ... oder ist meine Frage indiskret?“

„Bewahre — so ängstlich geheimnißvoll sind wir in dergleichen Dingen auf dem Kloster nicht. Sie kennen doch Tony Waldmeister?“

„Ah! die hübsche Blondine mit dem rötlichen Schimmer auf dem wolligen Haar und den lachenden blauen Augen ... aber, lieber Paperich, in Waldmeisters Töchterlein ist ja schon das halbe Kloster verschossen — und die andere Hälfte nur nicht, weil sie es schon war!“

„Das thut nichts. Wir sind auf dem Kloster nicht eben eifersüchtig. Sie wissen ja, wie brüderlich wir mit einander leben und Alles theilen!“

„Nun, wenn die Sachen so stehen, so glaube ich kaum, daß das Verliebtsein für Sie sehr gefährlich ist. Das kommt mir vor, wie die Freudenschüsse in der Schießerwacht — die verpuffen ohne Kugel und thun keinen Schaden. Aber nun Alles in der Welt vertieben Sie sich nur ein Mal — in dem Schuß steckt stets eine Kugel, wen die getroffen hat, wird sie sein' Lebtage nicht wieder los ... und mache wie eine solche Kugel kann das arme Menschenherz nicht gut vertragen!“

„Ach, lassen Sie uns mal bei Waldmeisters vorbeigehen — vielleicht steht Tony am Fenster.“

Und ich nahm Paperich's Arm und wir machten einträchtig mit einander Fensterpromenade vor dem blonden Waldmeisterstöchterlein!

Rosa sempervirens! Die Schülerliebe in Gaudy's Herbarium duftet noch immer frisch und fröhlich zu uns herüber — und auch Alfeld-hat in jüngster Zeit solch ein heiteres Exemplar seiner immerblühenden Rose zwischen die Blätter eines Buches*) zum Trocknen niedergelegt.

Den folgenden Blättern vertraue ich eine neue Blüte der ältesten Schülerliebe an ... aber es ist keine lustige Sempersloreus ... es ist eine gar seltene, ernstsafte, hundertjährige Aloe — die mich in jenem Sommer aus verschollensten Zeiten gar eigen umduftete.

*) „Leben und Lieben im Kloster Alfeld“ — Berlin, Gesellius'sche Buchhl. 1864.

Digitized by Google

Bei meinen Spaziergängen in den Waldbergen traf ich häufig einen freundlichen alten Herrn. Seine Erscheinung in Kleidung und Umgangsformen hatte etwas Altmodisches, aber dabei sehr Angenehmes und Wohlthuendes. Alles war äußerst sorglich an ihm: der Knoten seines schneeweißen Halstuches und die Gefse, mit der er aus einer goldenen Dose eine Prise nahm, seine Bergschuhe und Gamaschen und seine Verbeugung bei der Begrüßung. Seine Höflichkeit hatte einen Anflug von romantischer Ritterlichkeit. Dabei grünte und blühte ihm unter dem kurzen, vollen, schneigen Haar und unter dem sauber gefältelten Bufenstreif eine seltene Geistesfrische und ein jugendlich großes, menschenfreundliches Herz. Er hatte früher eine hohe Stellung im Staatsdienste eingenommen und sich schon vor Jahren nach Ilsfeld zurückgezogen. Er lebte in einem großen fruchtbaren Garten am Ausgange des Thals, mit wunderschönen Blicken auf das Städtchen und die Berge und die feine großartige Ruine Hohenstein, ganz seinen Blumen und Obstbäumen, seinen Büchern und — Erinnerungen. Den Wald und die Berge liebte er über Alles und kletterte, trotz seiner siebenzig Jahre, noch wunderbar rüstig drin umher. Mit der Klostersjugend plauderte er gern. Als das Obst in seinem Garten reif wurde, hatte er seine große Freude daran, die Knaben drin schmausen zu sehen. „Das Vergnügen kostet ich funfzigfach mit," sagte er lächelnd zu mir, „und — ehne mir den Magen dabei zu verderben!"

Natürlich hatte das junge Kloster für seinen alten Freund auch einen Spitznamen — aber einen sehr hübschen und treffenden. Es nannte ihn den „guten König Rene" — nach jenem guten und romantischen Könige der Provence, der das Glück seines Alters darin gefunden hatte, sein fröhlich Volk zu beglücken, sein gefegnet Ländchen zu einem Fruchtgarten zu machen, in Oel und Aquarell zu malen und Schäferspiele zu dichten und aufzuführen. Zu dieser Benennung hatte wohl der Vorname des alten Herrn — Renatus — den ersten Anstoß gegeben, — „der gute König Rene" paßte aber auch sonst trefflich.

An einem schönen Sommerabend traf ich den guten König Rene einsam auf einem ummuthigen Waldwege, der sich vom Thal in vielen Windungen die Berge hinaufzieht. Wir gingen miteinander. Der alte Herr erzählte mir, dieß sei auch ein Lieblingsweg Emanuel Geibel's gewesen, der vor fast zwanzig Jahren einen Sommer in Ilsfeld gesungen. Er wohnte in dem gastlichen alten Kloster, strich frei und fröhlich, ein kurzes Pfeifchen rauchend, in den Bergen umher und dichtete seine herrlichen Jugendlieder.

Ich blieb vor einer uralten mächtigen Buche stehen, in deren kernsgesunde, noch immer glatte, blanke Rinde unzählige Namen und Herzen eingeschnitten waren — doch bis in die Zweige hinauf. Gar manchen holden Mädchennamen, frisch eingeschnitten, konnte ich — er blühte ja augenblicklich in einem oder einigen Herzen und auf noch mehr Zungen meiner jungen Freunde im Kloster. Das Burgfräulein und Waldmeisters Töchterlein waren recht vertreten. Dort standen aber auch viele, viele verschollene Namen — verschollene Geschichten. Davon zeugten nicht nur die Jahreszahlen, die drunter standen — die knorrig verwachsenen Namenszüge, oft kaum noch zu entziffern, erzählten eben so deutlich davon.

Unter diesen alten Namen fand ich auch hier den Namen „Agathe" mehrfach wieder, der in so vielen alten Bäumen um Ilsfeld herum eingeschnitten steht, oft in riesigen Buchstaben, von flammenden Herzen umgeben. Es mußte eine und dieselbe Agathe sein, denn diese Einschnitte gehörten derselben Zeit an. Unter einzelnen stand die Jahreszahl: 1816.

„Ich schnitt es tief in die Rinden ein:
Dein ist mein Herz — Dein ist mein Herz!"

— sang ich aus Schubert's köstlichen Müllerliedern und zeigte auf das Wort Agathe. „Diesen Namen finde ich überall — Agathe muß viel geliebt sein!"

Der alte Rene nickte ernsthaft — ja, ja, wwig.

„Sollten Sie etwas mehr von vielem längst vermelten Schülerstreuen wissen?" fragte ich verwundert.

„O, es war mehr als ein Schülerstreuen . . . er ist immer nicht ausgeträumt — nach langen funfzig Jahren noch nicht!"

„So haben Sie Agathe gekannt?"

„Ja — ich habe den „Sonnenschalk" gekannt — er leuchtete wunderbar. Ich habe Agathe auch zur Harfe singen hören — nur ein einzig Mal und ein einzig Kleines Lied . . . aber wer sie singen hörte, hat es niemals wieder vergessen. Sie sang damals — vor einem halben Jahrhundert:

Ich sieh' im Abendsonnenstrahle
Am alten Buchenstamm,
Wo hast die weiße Rinde
Die vielen Namen kamm.

Zwei Namen bist unsichtungen
Ein großes, narbig Herz,
Und mittendrinnen ist verunden
Die Rinde niedermärzt.

Und heute alte Herzen,
Die sind dir lang ergraut?
. . . Wie ist, ich bin' verklungen
Sein alter, treuvoig Lied!" —

. . . ist es nicht, als hätte sie das Lied für diese Stunde gesungen, wo wir hier vor ihrem Namen in der gesprungenen Rinde stehn?"

In den Augen des alten Herrn standen helle Thränen. „Ich schäme mich der Thränen nicht," sagte er mit einem leisten Blick auf den Namen — „Alt und Jung muß weinen, wenn sie sang — und wenn's altbekannte heitere oder gleichgültige Lieder waren!"

Still und gedankenvoll ging er weiter. Ich folgte ihm schweigend; ich hatte nicht den Muth, mehr zu fragen. So kamen wir auf die Klosterklippe — ein schroffer, spitzer Felsen, der zackig aus dem Baumgrün vorspringt und hoch über dem gerade drunter liegenden Kloster aufragt. — Von hier aus hat man einen freundlichen Blick auf das bald im Grün versteckte Städchen und das Kloster und den schattigen Klostergarten.

Der gute König Rene setzte sich auf ein Felsstück und sah lange hinunter auf das Kloster nieder. Dann nickte er ein paar Mal sacht vor sich hin, vielleicht als Antwort auf seinen Gedankengang — und sagte: „Sehen Sie dort in jenem inneren alten Klosterhofe — ganz rechts im Winkel — das Fenster mit den blinden Scheiben? — es liegt in der unregelmäßigen Fensterreihe bedeutend höher als die andern. In dem Zimmer führen von Alun auch noch mehrere Stufen hinan — es heißt darum seit alten Zeiten und auch noch heute im Kloster „die Burg". Hinter jenem Fenster wurde jener leuchtende Jugendtraum geträumt, der sich an den Namen Agathe in der Buchenrinde knüpft . . . vor nun bald fünfzig Jahren. Ich war damals selber Alumnus im Kloster. Das Zimmer links neben der Burg umfaßte meine glücklichsten Jahre. Die Burg bewohnte damals Graf Ilsian . . . er heißt im Leben eigentlich anders — und wenn ich Ihnen den richtigen Namen nennte, Sie würden ihn kennen. Aber der alte, stolze, vielhundertjährige Grafenname wird mit Ilsian nun auch bald aussterben . . . lassen wir Gras darüber wachsen!

Den Namen Ilsian gaben wir ihm einst, in einer heiteren Stunde, nach jenem tapferen und durch seine Schnelligkeit im Kriegshandwerk berühmten Kroatengeneral des Maria Theresia Ilsiani — der noch Wallenstein's Tod vom Kaiser für seine Treue den Grafentitel erhielt. Die ganze Jugend schwärmte damals für Schiller's Dramen. Einen ritterlichen Jüngling als unseren Grafen Ilsian konnte man auch nicht leicht finden. Es war eine stattliche, vollblühende Gestalt, stolz aufgerichtet und schlank und elastisch wie eine junge Edeltanne. Sein edelschönes Gesicht, von einem gesunden bräunlichen Duft überstogen, die großen schwarzklaren Augen von langen schwarzen Wimpern halb verschleiert, hatte einen eigenen Glanz von milder Klarheit und Ruhe und geistiger Tiefe. Es wurde fast noch anziehender durch einen leisen Hauch von Wehmuth, der häufig darüber lag. Ilsian hatte seinen herrlichen Vater mit fast unbändiger Liebe geliebt — und dieser Vater war vor wenigen Jahren in der Völkerschlacht bei Leipzig für die Befreiung des Vaterlandes verblutet. Und Alle, die mit dort unten im Kloster damals fröhliche Knaben waren, überragte Ilsian aber noch weit mehr durch seine geistigen glänzenden Vorzüge, als durch seine Schönheit und körperliche Gewandtheit und Anbauer im Fechten und Schwimmen, Turnen und Reiten. Bei einer seltenen Klarheit und Schärfe des Verstandes besaß Ilsian die liebenswürdigsten Talente. Er zeichnete wunderschön nach der Natur und malte in Aquarell. Auch verfaßt er es, heitere Klostervorgänge oder Mißbräuche, die er abgestellt wünschte, in mexikanischen Bildern zu malen und mit großer Porträtähnlichkeit auf's Papier zu werfen und durch launige Verse zu erklären — selbst der Gestrengste mußte mitlachen und — sich bessern. Ilsian's ganze Liebe aber war seine kleine alte Ceremonienzeige — ein Erbstück in der Familie. Von seinem Vater hatte er die Geige und das seltene Talent dafür geerbt. Wenn er Abends an offenen Fenster oft stundenlang spielte, da konnte ich die ganze Andacht, seinen Phantasien zu lauschen. Es waren tiefinnige, schwermüthige Weisen — oft kam mir der Gedanke: Ilsian spricht in diesen weichen, vollen Herzenstönen mit dem verklarten Geiste des Vaters. Er litt es auch nie, daß Jemand zugegen war, wenn er spielte.

Nie ließ Ilsian aus seine Ueberlegenheit in irgend einer Weise absichtlich fühlen. Sein Edelmuth und Zartsinn waren unmöglich noch größer als seine hervorragenden geistigen und körperlichen Eigenschaften. Er konnte fast böse werden, wenn man ihn Grafen in ihm den letzten Sprossen eines stolzen und reichen Grafengeschlechts eben wollte. „Ich bin Klosterschüler — weiter nichts!" sagte er dann wohl. „Adeliger Sinn — das ist der rechte Adel!" zürnte er auch oft, wenn sich einige Alumnen ihrer vielhundertjährigen Ahnen rühmten und besser dünkten als ihre bürgerlichen Kameraden und die Knaben der zwölf Freistellen, die zur Hälfte von der Regierung, zur andern Hälfte von den Grafen Stolberg verzeben werden. Ilsian war vornehmer an Geburt, und als Besitzer eines bedeutenden Majorats reicher als sie Alle. Mit seltenster Zartheit theilte er sein reiches Taschengeld unter die Freialumnen — das weiß ich nicht von ihm, denn er selbst sprach nie davon, — sondern von den Empfangenden selbst. Er verstand es ganz wunderbar, das sonst doch oft so schwere Annehmen leicht zu machen: er theilte wie ein Bruder.

Digitized by Google

Die hängenden Gärten der Semiramis. (S. 115.)

Digitized by Google

Die Gesellschaft der Freunde in Berlin. Besuch bei einem Kranken. Nro. 6. Fol. (S. 112.)

Digitized by Google

Und wir Alle erkannten Iolan's Uebergewicht bereitwillig an — ja, ohne Neid. Es verstand sich ganz von selbst, daß Iolan in jeder Klasse unser „Klassenoberster“ wurde, und in Prima unser „Vetteranenprimus“. Diese Schülernamen sind ganz unabhängig von dem Platz in der Klasse, den die Lehrer bestimmen; — das Vertrauen der Mitschüler verleiht sie. Die Klassenobersten sind den Lehrern für Alles verantwortlich, was in der Klasse geschieht, sie haben Unordnungen abzustellen oder deren Folgen zu tragen. Der Veteranenprimus ist aber gleichsam der Doge, der mit dem „Veteranenkommando“ an der Spitze des inneren kleinen Schulstaates steht und das Kloster bei jeder Gelegenheit würdig zu vertreten und zu — vertheidigen hat. Er ist der erste Richter in allen inneren Klosterangelegenheiten, seinem Befehl wird unbedingter gehorcht, wie oft dem Rektor selbst. Er sitzt mit seinen Fünfmännern zu Gericht über den Angeklagten und spricht das Urtheil über den Schuldigen. Jeder Klosteraner bengt sich unweigerlich diesem Urtheil und der Strafe. Weiß der Direktor, daß er sich auf seinen Veteranenprimus verlassen kann, so ist er beruhigt über seine Schutzbefohlenen: es kommen keine Ausschreitungen vor. So war es damals — so ist es noch heute im Kloster Ilfeld.

Graf Iolan war ein seltener Veteranenprimus. Der ewig junge Klostergeist blühte unter seinem mildesten Regimente so frisch und fröhlich und rein, wie noch nie. Unser guter alter Direktor sprach seinem Veteranenprimus Iolan am Ende des Semesters öffentlich seinen Dank dafür aus, daß im Kloster ein so guter Ton herrsche. Er hatte auch nicht über die geringste Ungehörigkeit zu klagen und der Schlüssel zum Karcer — dort doch unter dem Dach — war nie aus seinem Studirzimmer gekommen.

(Forts. folgt.)

Friedrich Hebbel.

Ein Blatt der Erinnerung

von

Dr. Hugo Schramm.

(Fortsetzung.)

„Der Dichter prangt nicht mit der Leyer nur;
Auf eine scharfe Schwert trägt er auch
Und schwingen sie mit angeborener Kraft.“

Fr. L. Graf v. Stolberg.

Passendere, als diese Worte können wir wohl schwerlich der Lebenssitze unseres Dichters vorsetzen, des Vaters der „Nibelungen“.

Christian Friedrich Hebbel wurde geboren den 18. März 1813 zu Wesselburen in der altherzogthümlichen Bauernrepublik der Dithmarsen.

Seine Jugend verbrachte Hebbel, als der Sohn armer Eltern, unter strenger Erziehung und bei fast gänzlichem Mangel an geistiger Anregung in seinem abgeschlossenen und an bedeutenden Volkserinnerungen so reichen Heimatlande. Die Nordsee, an welcher der Knabe heranwuchs, erfüllte ihn eigenthümlich mehr mit Grausen, als mit Liebe, aber dessenungeachtet zog ihn das wildbewegte Element, das Heinrich Heine mit seiner Seele verglichen, an und er nannte die Nordsee später seine Amme, die größere Macht über ihn besitze, als er selbst wisse und deren Sprache er viel zu gern höre, als daß er sie nicht unbewußt nachlallen sollte.

Mit fünfzehn Jahren wurde er Schreiber beim Kirchspielvogt seines Geburtsortes, eine Stellung, die dem sich frühzeitig regenden Talente und der schnell aufspriessenden Phantasie bald zu eng wurde. Nachdem er in Folge dessen viele, selbst manche abenteuerliche Pläne, die Befreiung aus dieser ersten ihn drückenden Stellung bezweckten, gefaßt hatte, ohne sie glücklich ausführen zu können, so vermittelten einige Gedichte, welche von ihm das „Hamburger Modenblatt“ brachte, seine Bekanntschaft mit der Herausgeberin dieses Blattes, mit der Schriftstellerin Amalie Schoppe, und auf deren Veranlassung und Betrieb öffnete sich endlich die Pforte seines Gefangnisses. Zweiundzwanzig Jahre alt ging Hebbel nach Hamburg, um sich hier für die Universitätsstudien vorzubereiten, und 1836 finden wir ihn schon auf der heidelberger, nach dem Sommersemester aber auf der münchener Hochschule, wo er Philosophie und namentlich Geschichte und Literatur studirte.

Bereits von den ersten poetischen Gestaltungen erfüllt, die er in der Zukunft schaffen sollte, ohne jedoch sein Auge und seine Sinne dem Leben und Weltgetriebe zu verschließen, erwarb er sich auch in dem an Bildungsmitteln und Kunstschätzen so reichen München jene hoheitsvolle Kunstanschauung, welche dem nun völlig zum Dichter Herangereiften den kühnen Flügelschlag verleihen sollte, der ihn über die Flut der Tagesliteratur immerdar emporgehalten hat.

Nach seiner Promotion kehrte Hebbel 1839 wieder nach Hamburg zurück. Hier entfaltet nun in der unglaublich kurzen Zeit von vierzehn Tagen sein erstes bedeutendere Werk, die „Judith“. Diese Tragödie, welche Gutzkow mit einer höchst anerkennenswerthen Kritik begrüßte, und die auf der Bühne von größter Wirkung war, gab dem Dichter Muth und Vertrauen zu seinem Genius. Gleich darauf folgte die „Genovefa“, der Gegenpol der „Judith“, und brachte eine Darstellung der mittelalterlichen und unheimlichen Verhältnisse und Zustände, wie jenes Drama ein Bild Judas. Dann dichtete er das Lustspiel „Der Diamant“ und ließ seine erste Sammlung „Gedichte“ erscheinen. Nachdem er Zeuge des großen Brandes gewesen, der ihm bald das Leben gekostet hätte, weil ihn der empörte Pöbel für einen Engländer — für einen Brandstifter hielt, aus welcher Gefahr ihn nur sein Pudelhund befreite, ging Hebbel nach Kopenhagen und fand hier, obgleich die Damen und Hofleute sich bereits zu reihen anfingen, die freundlichste Aufnahme, namentlich bei Oehlenschläger und Thorwaldsen. Auch der König, Christian VIII., zeigte sich ihm sehr geneigt und unser Dichter hätte sicher einen angenehmen Winter verlebt, wäre er nicht auf das Krankenlager geworfen worden. Trotzdem begann er hier sein meisterhaftes bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalena“, das er trotzdem in den ersten vier Wochen seines pariser Aufenthaltes vollendete. Dann Frankreich und später auch Italien kennen zu lernen, wurde ihm durch ein vom König zuerkanntes Reisestipendium ermöglicht.

Von Paris aus, wo er sich durch den großartigen, hochgehenden Wogenschlag des Lebens wolle anderthalb Jahre gleichsam fühlte und hauptsächlich mit Ringe regen Verkehr pflog, ließ Hebbel die „Maria Magdalena“ drucken und mit einem theoretisch-kritischen Vorworte erscheinen. Aus demselben lernen wir das ganze Wesen seiner edlen klassischen Dramatik kennen.

Während seines Aufenthalts in Rom stand er besonders zu Malern, wie zu Koch, Rahl und Gurlitt, in innigen Beziehungen, und in Neapel, wo er viele Gedichte, namentlich seine so überaus schönen Sonette und Epigramme schuf, verkehrte er viel mit Mommsen, Hettner und Adolph Stahr.

Als er Italien nach fast zweijährigem Verweilen wieder verließ, wollte er, entschlossen, sich dem akademischen Lehrfache zu widmen, nach Kopenhagen zurückkehren. Aber er sollte auch an sich die alte Erfahrung bestätigt finden, daß im menschlichen Leben die wichtigsten Entscheidungen oft an Spinnwebfäden hangen. Als er nämlich in Wien eines Abends von Bekannten in das Hofburgtheater geführt wurde, sah er das Fräulein Christine Enghaus als Chriemhilde in Raupach's „Nibelungenhort“. Diese blühend schöne und gefeierte Künstlerin machte durch ihr Spiel und ihre Persönlichkeit auf Hebbel einen so gewaltigen Eindruck, daß er seine Absicht, nur einen kurzen Aufenthalt in Wien zu nehmen, aufgab, sich ihr vorstellen ließ und bald um ihre Hand warb, die er auch erhielt, da die Sympathie eine gegenseitige war. Seine Verheirathung (1846) aber setzte ihn ganz und auf immer an Oesterreichs Hauptstadt, wo er fortan an der Seite seines edlen Weibes ausschließlich seiner Kunst lebte und zu allen wirklich bedeutenden Kreisen und Persönlichkeiten in Beziehung trat; höchstens unternahm er größere oder kleinere Reisen und verbrachte vom Jahre 1855 an alljährlich ein paar Monate auf seiner kleinen Besitzung an dem schönen Traunsee, über deren Erwerb er ungemein glücklich war, wie nur aus der folgenden Briefstelle ersehen: . . . „Ja wir sitzen jetzt bereits in und auf unserem Eigenen; es gibt eine Thür, aus der ich nicht herausgeworfen werden kann, und einen Garten, über dessen Planke ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgend ein Mensch etwas darreinzureden hat. Das ist für mich ein höchst positives Gefühl, denn ich habe in früheren Jahren so wenig darauf gerechnet, Gutsbesitzer zu werden, als ich jetzt darauf zähle, Flügel zu bekommen und ich konnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigenthümer sei.“

Während nun auch verschiedene Bühnen die Dramen Hebbel's zur Aufführung zu bringen anfingen, entfanden in Wien nacheinander das Trauerspiel „Julia“, die historische Tragödie „Herodes und Mariamne“, die Tragikomödie „Ein Trauerspiel in Sizilien“, das Märchen-Lustspiel „Der Rubin“, das Drama „Michel Angelo“, „Gyges und sein Ring“ und die Tragödie „Agnes Bernauer“. Ueber dieses Stück, welches man bis auf den Schluß zu den trostvollsten und schönsten Dichtungen Hebbel's rechnen muß, hatte derselbe einmal die Ehre, mit dem Könige Ludwig von Bayern zu sprechen. Er verheimlichte nämlich so gut als möglich die Ansicht, welche ihn zu dem hochpolitischen, aber völlig inhumanen Abschluß der Tragödie, der Opferung eines edlen Menschenlebens um der Staatsraison willen, bestimmt hatte. Da entgegnete der König: „Was Sie auch sagen mögen, ich kann Sie nur verstehen, daß ich mir eher die Hand hätte abhacken lassen, als daß ich ein solches Todesurtheil unterschrieben hätte.“ Diese wahrhaft königlichen Worte enthielten nun allerdings die treffendste Kritik.

Es erschienen ferner im Druck: die Gesammtausgabe seiner „Gedichte“, die Sammlung seiner „Novellen“ und das vorzügliche epische Gedicht „Mutter und Kind“. Sein reiches Dichterleben fand den schönsten Abschluß in der großartigen Trilogie der „Nibelungen“, welche im Mai 1861

Digitized by Google

auf dem Hoftheater zu Weimar zuerst über die Bühne ging. Sie erhielten den vom Könige von Preußen ausgesetzten Schiller-Preis, als das beste neue deutsche Drama der Gegenwart.

Aus Anlaß dieser Krönung brachte noch am 10. November 1864 eine Deputation der wiener Künstler- und Schriftstellergesellschaft ihre Gratulation an das Krankenbett Hebbel's. Der Dichter konnte sie nicht mehr empfangen, ließ ihnen aber froh gerührt sagen: Sein erster Besuch nach seiner Genesung solle der „grünen Insel" gelten. So nannte sich die Gesellschaft nach ihrem gemeinlichen Versammlungslokale. Das Schicksal hatte es anders beschlossen, und einer ganz anderen Insel, die der Fluß der Todten umfließt, wurde der Dichter am Nachmittage des 15. Dezember zugetragen. Pennlos und einfach, wie es von Alters her bei deutschen Poeten zu sein pflegt und wie das ganze Leben unseres Dichters gewesen, war der letzte Gang dieses Mannes, von dem Tieck gesagt hat: „Mir ist seit Goethe keine so bedeutende Persönlichkeit wieder begegnet."

Mitten im Schaffen an einem „Demetrius" traf der Tod den schon seit längerer Zeit an einer Knochenerweichung schwer erkrankten Hebbel, und so ist es denn das zweite Mal, daß unter einem großen Dichters Hand diese Tragödie unvollendet blieb. Auch Schiller starb ja über seinem Demetrius.

Die hängenden Gärten der Semiramis.

(Bild S. 112.)

Es gibt Zauberworte, welche unsere Phantasie mit wunderbarer Kraft anregen, und eines der mächtigsten dieser Worte ist der Name, der an der Spitze dieses Blattes steht. Die hängenden Gärten, wie man die Gärten von Babylon nannte, zählten zu den sieben Wundern der alten Welt und waren die wertwürdigste Schöpfung dieser Art von Architektur; aber es ist wahrscheinlich, daß sie nicht die einzigen ihrer Art waren, obgleich die Mehrzahl der Geschichtschreiber nur von diesen spricht.

Man schreibt gemeiniglich Ninus und Semiramis die Anlage dieser Gärten zu, die Mauern, Tempel und anderen Denkmale Babylons zu. Mehrere Schriftsteller indessen, wie Diodor von Sizilien und Lamprid Curtius, schreiben den Bau einem syrischen König, welcher auf Semiramis folgte, zu, der ihn seiner Gemahlin oder Konkubine zuliebe errichtet habe. Diese war in Persien in einer fruchtbaren und anmuthvollen Landschaft geboren und hatte dort ihre Jugend zugebracht. Da sie sich nicht an den monotonen Anblick der Umgebung Babylons gewöhnen konnte, bat sie den König, ihr einen Garten anlegen zu lassen, der sie an die Hügel ihrer schönen Vaterlandes erinnerte. Der König zögerte nicht, den Wünschen seiner Gemahlin entsprechend, ein Unternehmen zu beginnen, das die Meisten für eine Unmöglichkeit gehalten hätten.

Genug, man setzt heute noch in der Umgegend von Hellah, am linken Ufer des Euphrat, die Ruinen der hängenden Gärten oder zum Mindesten ihre Anlage. Die Mauern, welche sich über dem Boden befanden, sind lange verschwunden; aber die Grundmauern findet man noch und Niemand sah Leute die Steine derselben ausgraben und nach Hellah schleppen. Während man sonst im ganzen Lande vom persischen Golf bis Aerbelch beinahe nur Dattelpalme antrifft, findet man hier zwischen den Hügeln dieser Ruinen sehr alte Bäume. Man sieht im ganzen Landstriche auf den beiden Ufern des Euphrat kleine Hügel voll mit Stücken von Backsteinen. Die hängenden Gärten waren Terrassen in mehreren, vielleicht sechs Absätzen über einander, deren unterer Raum hohl und als kühle Gänge oder Gemächer eingerichtet waren. Durch diese Einrichtung schwebten dann die Gärten, wenigstens über dem mittleren Theile dieser unteren Räume, in der Luft. Aus den anstatthaften Angaben Diodor's ergibt sich, daß die Bedeckung dieser Räume eine horizontale war. Die Decke der ohne Zweifel sehr schmalen Gänge bestand aus feinernen Platten, über welchen mehrere Lagen von Schilf und Erdpech, Ziegeln und Bleiplatten angebracht waren, worauf dann erst die Gartenerde ruhte. Von dem Staf dieser Bauten ist seit wenig Sicheres sagen. Bei dem Mangel an Brustsicinen und der ursprünglichen und ausschließlichen Anwendung von Ziegeln konnten zartere Details, feinere Gliederung, nach Schnaase's Ansicht schwer aufkommen, zumal bei so massenhaften Verhältnissen, und da die terrassenförmige und thurmartige Anlage ebenfalls zeigt, daß man durch das kolossale imponiren wollte. Mauern und Thürme waren mit Bildwerk geschmückt. Die Säulen boten zauberhafte Ein- und Durchblicke, und waren zur Wasserleitung von der Basis bis an die Spitze durchhöhlt. Aus diesen dürftigen Notizen der beiden alten Schriftsteller mag sich unsere Phantasie das Bild jener hängenden Gärten zusammensetzen, die das Staunen und die Bewunderung der alten Welt waren und deren Ueberreste wir unter der Erde suchen müssen. Unsere Leser mögen es dem Künstler Dank wissen, daß er ihrer Phantasie so kräftig zu Hülfe kommt und den alten Curtius so prächtig ergänzt.

Die Gesellschaft der Freunde.

(Bild S. 113.)

Es sind noch nicht zehn Jahre verflossen, seit die Eröffnung des von Mitgliedern der israelitischen Gemeinde neu erbauten Gesellschaftssaales in der berliner Gesellschaft das größte Aufsehen erregt hat. Man bewunderte sich allgemein, zu den in dem glänzenden Saale stattfindenden Festlichkeiten, Bällen und Konzerten geladen zu werden, aber die Wenigsten dachten an die Entstehung der Gesellschaft und ihre ursprünglichen humanen Tendenzen. Die voestehende, von dem Zeichner dieser Blätter entworfene Skizze gibt uns willkommene Veranlassung, auf die Stiftung der Gesellschaft und deren segensreiches Wirken zurückzukommen. Es war im Winter 1791, als sich einst Abends mehrere junge Männer in Berlin bei ihrem frankn Freunde A. Aeo zum Besuch einfanden, von denen wie nun Joseph Mendelssohn, den ältesten Sohn des Philosophen Moses Mendelssohn, nennen. Das traurige Schicksal, das sich einst über ihn ziehen sollte und die wohlthuende Empfindung, sich von herzlicher Theilnahme und mit freundlicher Zuvorge in Freundes Zimmer zusammengefunden zu haben, wandte sich bald auf die Betrachtung der Mißverhältnisse, denen so viele in der Hauptstadt lebende israelitische Jünglinge damals unterworfen waren, indem sie isolirt und verlassen dastanden, sowohl für geistige Unterhaltung überhaupt eines Sammelpunktes, als auch in Krankheit und Sorgen tiefreicher Hülfe und Unterstützung entbehren mußten. Die aus den religiösen Verwickelnissen und sozialen Verwirrungen jener Zeit hervorgegangenen Ursachen dieser traurigen Erscheinung wurden von den Freunden in lebhafter Unterhaltung beleuchtet, und deutlich trat Jedem nur der herrliche Gedanke vor die Seele, wie segensvoll eine nähere Verbindung unter allen aufgeklärt Gesinnten, einheimischen und fremden unverschuldeten Männern werden müsse, wenn solche sich einen gesellschaftlichen Umgang, einen gegenseitigen Austausch der Ideen und besonders auch gegenseitigen Beistand in Noth und Krankheit zum Ziel setzen würde. Kaum war dieser Gedanke ausgesprochen, als es sich gleich zeigte, welchen tiefen übereinstimmenden Anklang er gefunden, indem sämmtliche Freunde darin einig waren, Alles anzuwenden, um den Gedanken ohne Säumen zu verwirklichen. In mehreren Zusammenkünften bei benselben Freunde wurde der Plan der zu gründenden Verbindung immer klarer entwickelt und bald gestaltete sich derselbe, hauptsächlich durch die begeisterte Thätigkeit Joseph Mendelssohn's, zu einem förmlichen Entwurf, der, in den Aeeisen der jüdischen Glaubensgenossen in Umlauf gesetzt, bald 87 Unterschriften erhalten hatte und die Grundlage zu den Statuten der sofort gebildeten Gesellschaft gewährte. Zur näheren Charakteristik mag die Aufführung der wichtigsten Paragraphen genügen. Die Gesellschaft heißt: „Gesellschaft der Freunde", welcher Name nie verändert werden darf, jedes Mitglied erhält ein Diplom und muß einen Schein ausstellen, worin es sich zur Beobachtung der Statuten verpflichtet, alle Bücher, Cuittungen und Protokolle müssen in deutscher Schrift und Sprache abgefaßt werden, jedes Mitglied darf in den Büchern der Gesellschaft nur mit einer erbetenen Nummer, nie aber namentlich verzeichnet werden; hier sind besonders die bei den Unterstützungen. Zum Wohl eines jeden Mitgliedes, soviel in den Kräften der Gesellschaft steht, beizutragen, ist ihre erste Pflicht und Grundlage. Die Gesellschaft ist verpflichtet, jedem Mitglieds zu jedem rechtlichen Vortheile, den es sich durch ihre Unterstützung, Empfehlung, Verwendung bei Anderen u. s. w. verschaffen kann, zu verhelfen, insbesondere aber jedes Mitglied, das ohne sein Verschulden durch Unglück in seiner Thätigkeit gehört worden, auf alle Art zu unterstützen und ihm die Mittel zu reichen, sich auf's Neue in Thätigkeit zu setzen. Jedes Mitglied, das durch physische Ursachen, als Blindheit, hohes Alter u. s. w. in gänzliche Unthätigkeit versetzt wird, erhält wöchentlich zwei Thaler, so lange dieser Zustand dauert, einem kranken Mitgliede muß auf seinen Wunsch Alles gereicht werden, was zu seiner Pflege und Genesung erforderlich ist. Zur Verstelle der Zeit sind die Statuten unfehlbar verändert worden; auch verheirathete Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten, und bei dem großen Reichthum und allbekannten Wohlthätigkeitssinn der jüdischen Glaubensgenossen hat die Gesellschaft es ermöglicht, den Hinterbliebenen ihrer in Dürftigkeit verstorbenen Mitglieder herrauliche Unterstützungen zukommen zu lassen. Selbstverständlich hat jedes Mitglied jährlich einen bestimmten Beitrag zu zahlen. Da die Gesellschaft durch die großen politischen Umwälzungen der letzten Jahre und Parteiverwürfnisse mancherlei Einbuße erlitten hat, soll man, wie wir hören, eine Reorganisation beabsichtigen. Für die Künstlerkreise der Hauptstadt ist die Gesellschaft ein wohlthätiger Schwerpunkt, der den Umgang zwischen Sängern, Betuolen und kunstsinnigen Privatpersonen vermittelt, denn man hat sich für rathsam gehalten, den geselligen Reunionen durch künstlerische Aufführungen eine neue Anziehungskraft zu verleihen, um so manchen Mitglied von gleichgültiger Gesinnung durch die Hoffnung auf anregende Unterhaltung für den Verein zu gewinnen.

E. R.

Digitized by Google

Altes und Neues.

Sheridan verstand's doch noch besser! Sheridan war ein Meister in allerlei Scherzen, und in der geselligen Unterhaltung von keinem Andern leicht zu übertreffen. Wenn immer eine wunderbare Geschichte in seiner Gegenwart erzählt ward, er hatte sie gewiß durch eine noch wunderlichere von seiner eigenen Erfindung aus. Eines Tages erzählte ein Gentleman ein Abenteuer folgender Art: „Ich fischte letzthin in dem Tümpel einer eiskalten Quelle, der voll der prächtigsten Forellen war, so daß ich in ganz kurzer Zeit eine große Menge davon gefangen hatte. Wer aber beschreibt meine Ueberraschung, als ich dicht bei der kalten Quelle eine heiße

Das gelöste Problem.

Originalzeichnungen von **Wilhelm Bogt.**

I.

Professor Gimbus macht geographische Studien.

„Ich hab's!"

Die kluge Professorin benützt die Herzensfreudigkeit ihres Gemahls und macht ihm begreiflich, daß ein Chignon Lebensbedürfniß sei.

Der Traum des Professors.
Der Traum der Professorin.

Der Schneider fräulein wird in das Geheimniß gezogen.

Der Schwur.

Die Idee gewinnt Leben und naht immer mehr der Vollendung.

Fertig!

Die Metamorphose.

Quelle entdeckte, deren Wasser so kochend war, daß man die gefangenen Fische aus der kalten Quelle nur in den Tümpel der heißen zu thun brauchte, um sie binnen wenigen Minuten gekocht zu haben und auf dem Flecke speisen zu können." — „Und ich," versetzte Sheridan, „habe kürzlich ein noch überraschenderes Phänomen entdeckt. Ich fischte auch in einem kalten Wasser und fand bald darauf eine kochende Quelle; aber es war noch eine dritte Quelle vorhanden, deren Tümpel zu meiner Freude nichts als geschmolzene Butter mit Petersilie enthielt, so daß ich meine auf der Stelle gekochten Fische delikater genießen konnte." — „O, das ist unmöglich!" rief der Gentleman, welcher die erste Geschichte zum Besten gegeben hatte. — „Bitte um Verzeihung," erwiederte Sheridan; „ich habe Ihre Geschichte geglaubt, und Sie sind verbunden, die meinige zu glauben!"

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von **Theodor Griesinger.**

(Fortsetzung.)

VIII.

Zwei Schurken treffen sich wieder, oder Jem Sharper und Lewis Flipper.

Es mochte gegen zwölf Uhr sein, als der Doktor mit seinem Begleiter, einem schwarzen Sklaven des Besitzers von Tomsinn, von Donaldsons abritt, und in der ersten halben Stunde wurde kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Vielmehr waren sie nur darauf bedacht, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, und der Schwarze machte dabei den Führer. Endlich jedoch, wie der Weg durch einen dichten Wald führte, sahen sie sich genöthigt, einen langsameren Schritt einzuschlagen, denn es herrschte hier eine solche Dunkelheit, daß man die Hand fast nicht vor den Augen sah.

„Du findest Dich," sagte jetzt der Doktor, „in diesem Waldwege gut zurecht, Hektor; denn das ist, glaube ich, Dein Name. Wahrscheinlich gehörst Du schon lange auf die Tomsinn."

„Ja, Massa," erwiederte Hektor, „schon sehr lange. War dort viele Jahre vorher, ehe Massa Sharper das Werthshaus dem Massa Tom, will sagen seiner Wittwe abkaufte. Würde auch mitgekauft."

„Dein jetziger Herr," fuhr der Doktor zu fragen fort, „ist, so viel ich weiß, ein Vorbildander und seinem ganzen Aussehen und Auftreten nach war er früher Seemann. Wie kam er denn dazu, das einsame Haus zu kaufen und überhaupt hierher in den Süden zu ziehen?"

„Weiß nicht, Massa Doktor," erwiederte der Schwarze sehr vorsichtig. „Kann nichts darüber sagen, denn mein Herr hat noch nie darüber gesprochen mit dem armen Hektor."

„Aber," inquirirte der Arzt weiter, „Du scheinst gut behandelt zu werden und keinen allzuharten Dienst zu haben?"

„Hektor," versetzte der vorsichtige Neger, „hat die Pferde zu besorgen. Versteht es, die Pferde zu behandeln. Und am Abend kommen oft sehr viel Reiter nach Tomsinn, die dann am frühen Morgen wieder fortreiten."

„Und so war's wohl auch heute Abend?" bemerkte der Doktor. „Und dann werden sie hoch gespielt und nachher Streit bekommen haben? Oder wie ging's zu, daß Einer geschossen wurde?"

„Kann's nicht sagen," meinte Hektor. „Kann's in der That nicht sagen. Hektor immer in den Stallungen bei den Pferden. Hörte nur schießen und dann kam Bucka Sharper herumtergesprungen und befahl mir, ein Pferd zu satteln und zu schnell, als das Pferd laufe, zu Massa Doktor zu reiten und ihn holen."

„Der Sharper selbst hat Dir das befohlen?" fragte der Doktor.

„Ja, Bucka selbst," antwortete der Andere.

„Dann," wollte der Doktor wissen, „kann wird er auch wohl zugleich einen Boten an den Friedensrichter gesandt haben, damit dieser den Thatbestand aufnehme?"

„Friedensrichter?" rief der Schwarze, indem er sein Pferd anhielt und dem Doktor mit weit aufgerissenen Augen in's Gesicht starrte. „Bucka Sharper die Gerichte nicht lieben und die Gerichte den Bucka nicht. Kommen nie freundlich zusammen, sondern bleiben sich aus dem Wege. Schon dutzendmal Einer in Tomsinn geschossen worden, aber noch nie einer Untersuchung stattgefunden. Wäre thöricht. Kommen zu lauter Gentlemen nach Tomsinn, lauter vornehme Herren und junge Buckras, welche nie gestraft werden, mögen thun, was sie wollen. Aber jetzt der Weg wieder gut und wir können mehr scharf reiten."

Der Schwarze setzte seinem Pferde die Sporen ein und gleichzeitig that dieß auch der Doktor. Allein ehe sie noch hundert Schritte weiter gekommen waren, wurden sie durch ein neues Hinderniß aufgehalten.

„He! Holla!" rief plötzlich eine rauhe Stimme hart vor ihnen. „Bin ich auf dem rechten Weg nach der Wohnung des Jem Sharper? Der Teufel hole eine Fuhrwanderung bei Nacht, besonders in einem Lande, das man nicht kennt."

Beide, der Doktor wie sein Führer, hielten an, um sich den Sprecher zu betrachten. Sie konnten aber, da der Mond noch immer hinter den Wolken verborgen blieb, nicht viel mehr unterscheiden, als daß sie einen sehr alten und zugleich sehr athletisch gebauten Mann, der immerhin noch stramm genug dastand, vor sich hatten. Auch fiel ihnen das rothe, aufgedunsene Gesicht des Fremden auf, sowie noch mehr der dicke, fleischige Hals, welchen leinerlei Kleidungsstück bedeckte.

„Wohin wollen Sie?" fragte der Doktor. „Ich habe Sie vorhin nicht recht verstanden."

„Zu Jem Sharper will ich," wiederholte der Fremde. „Er muß da herum ein Gasthaus oder sonst etwas dergleichen haben. So hat man mich wenigstens berichtet."

„Ah," erwiederte der Doktor, „nach Tomsinn wollen Sie? O ja, dann sind Sie auf dem rechten Wege. Ich selbst reite ebenfalls dahin."

„So lassen Sie Ihr Pferd sein gemächlich gehen," verlangte der Fremde, „damit ich mit Ihnen Schritt halten kann. Sonst verirre ich mich sicherlich wieder."

„Geht nicht, Massa Doktor," flüsterte jetzt der Neger dem Doktor zu, indem er sich hart an seine Seite drängte. „Geht durchaus nicht. Bucka hat mir die größte Eile befohlen und der junge Bucka mit der Kugel im Leibe kann nicht warten."

„Was geht nicht, Du Schurke?" schrie der Fremde, dem die Worte doch nicht entgangen waren, trotzdem sie der Neger nicht für ihn bestimmt hatte. „Soll ich denn hier im Freien übernachten, statt in einem behaglichem Zimmer bei meinem Freunde Jem? Bei Gott, ich hatte Lust, Dir den Hirnlasten einzuschlagen, Du schwarzer Niggerhund, Du."

„Nicht Schurke und nicht Hund, Doktor mein Name," entgegnete der Neger mit Würde. „Und dann, daß Sie's nur wissen, Massa Sharper hält kein Haus für alle Strolche, die bei Nacht und Nebel . . ."

„Stille, Hektor," unterbrach ihn der Doktor in strengem Tone, „und Sie, Fremder, mäßigen Sie sich ebenfalls. Ihren Verlangen aber, Schritt für Schritt neben Ihnen herzureiten, kann ich nicht entsprechen, denn man bedarf in Tomsinn meiner schnellsten Hülfe. Doch dürfte es Ihnen leichtmöglich besonders schwer fallen, den rechten Weg zu finden, da derselbe von nun an durch keinen Wald mehr führt und der Mond wenigstens von Zeit zu Zeit zwischen den Wolken hervortritt."

Mit diesen Worten gab er seinem Neger den Befehl, der bereits sein Pferd in Bewegung gesetzt hatte, und vergebens donnerte ihm der Fremde seine lauten Flüche nach.

Tomsinn lag von Donaldsons beinahe vier Stunden entfernt und somit war es bereits zwei Uhr Morgens, als der Doktor mit seinem Begleiter dort anlangte. Ringsum herrschte die tiefste Stille und auch das Wirthshaus selbst, ein weitläufiges, etwas herunter gekommen aussehendes, hölzernes Gebäude von nur einer Stockwerks Höhe und mit einer ringsherumlaufenden, breiten Gallerie oder Veranda versehen, hätte für ausgestorben gelten können, wenn nicht einzelne Fenster hell erleuchtet gewesen wären. Ueberdem erblickte man hinter den Fenstern die Schatten von Männern, welche sich hastig hin- und herbewegten, und auch im Hofe zunächst den Stallungen, die hinter dem Gebäude lagen, schritten einige Gestalten auf und nieder.

Der Doktor sprengte vor das Portal des Hauses, das links und rechts von zwei Laternen beleuchtet war, und schnell von seinem Pferde herabspringend, warf er die Zügel desselben seinem bisherigen Begleiter zu. So wie er aber die Stufen hinanstieg, trat ihm sofort der Herr des Hauses entgegen, um ihn in eigener Person in das richtige Zimmer zu führen, und in der That, der Doktor hatte recht gehabt, wenn er vorhin behauptete, es sich in demselben, bei früherer Seemann nicht zu verirren. Man durfte ja nur seinen Gang beobachten und sein schwarzbraunes, von Wind und Sonne verwettertes Gesicht! Auch hatte er in der Tracht sehr viel von einem Schiffsführer beibehalten, und zu dieser Tracht paßte das Stämmige in seiner Gestalt und das Barsche, Kurzangebundene in seiner Sprache vollkommen. Im Uebrigen mochte er ein Mann sein, der schon stark in den Sechzigen stand, denn sein Bart und Haupthaar hatte sich bereits eisgrau gefärbt; seine Kraft jedoch war offenbar noch ungebrochen und seine plumpen Füße traten so fest auf, als sie es je früher gethan.

„Endlich, Doktor, sind Sie da," sagte er zu dem Arzte, als er mit demselben den Gang des Hauses entlang schritt. „Ich glaubte schon, ich erlebt' es nicht."

„Wir ritten," erwiederte der Arzt, „so schnell als es der Weg und die Dunkelheit erlaubten. Aber wer ist der Verwundete?"

„Wer er ist?" versetzte der Hausknabe, dem Doktor einen finstern Blick zuwerfend. „Das heißt wohl, Sie möchten gern wissen, wie er heißt? Aber da fragen Sie mich zu viel, mein Junge. Jem Sharper weiß nie, wir seine Gäste heißen. Er kennt keinen derselben und kann dieß vor jedem Gericht beschwören."

„Ich verstehe," sagte der Doktor. „Doch das werden Sie mir wenigstens sagen können, ob die Wunde eine gefährliche ist?"

„Weiß auch nicht," war die kurze Antwort. „Bin ganz Laie in solchen Dingen. Hab' aber dem Kranken die alte Juno zum Abwarten gegeben und Juno wird gethan haben, was sie thun konnte. Im Uebrigen, Freund Doktor, muß ich Ihnen sagen, daß es mir höchst unangenehm wäre, wenn's mit dem jungen Mann schief ginge. Bei einem Duzend Kuberer würde mich's gar nicht berühren, aber gerade bei diesem da . . . Nun, ich erwarte von Ihnen, daß Sie Ihr Möglichstes thun, und da sind wir vor seinem Zimmer."

Leise öffnete er die Thür und schob den Doktor hinein, während er selbst nachfolgte; der Anblick aber, der sich ihnen jetzt darbot, war ein

Digitized by Google

keinesweges ermuthigender. Mitten nämlich in dem von einer Lampe nur matt beleuchteten Gemache hatte man aus übereinander gethürmten Matratzen ein Bett hergerichtet und auf diesem lag unter einer leichten Decke ein Jüngling, der wohl noch keine zwanzig Jahre zählte. Aber wie unendlich blieb war er, dieser Jüngling, so bleich, daß man hätte glauben können, seinen Körper habe der letzte Blutstropfen verlassen! Auch athmete er sehr schwer, so schwer, daß es ihrer ein Dutzend zu sein schien, und der ganze Körper lag starr, fast wie bei einem Todten. Nur die Lippen bewegten sich, als wäre er von einem heftigen Durst gepeinigt, und deßhalb hielt ihm auch die neben seinem Bette sitzende Wärterin, eine alte, häßliche Mulattin, von Zeit zu Zeit einen Schwamm vor, den sie allemal vorher mit Eiswasser aufgeweicht.

Der Doktor erschrak sichtlich, als er den Verwundeten sah. „Ha!“ murmelte er halblaut vor sich hin. „Ralph Musgrave, dieser sonst so ritterliche Jüngling! Auch er also hat sich von diesem schändlichsten aller Laster, dem Spielen, hinreißen lassen, und da liegt er nun, ein Opfer desselben! Mein Gott, wenn unendlich schwer wird sein wackerer, alter Vater von dieser Schreckensnachricht betroffen werden!“

Er hatte geglaubt, ganz stürzig zu reden, aber dem Master Sharper war deßhalb doch kein Wort entgangen und derselbe schien davon keineswegs sehr erbaut zu sein.

„Hab' nie viel,“ meinte er in scharfem Tone, „auf Leute gehalten, die, statt zu handeln, philosophiren. Der Junge da hat eine Kugel im Leibe, und Sie werfen mit schönen Redensarten um sich, statt ihm dieselbe herauszuziehen.“

Der Doktor erwiderte kein Wort; aber ohne Zweifel fühlte er die Gerechtigkeit des Vorwurfs, denn schnell warf er seinen Rock ab und machte sich an die genauere Untersuchung des Verwundeten.

Ich will mich nun übrigens hiermit nicht weiter befassen und berichte auch nichts davon, wie sehr der arme, junge Mann darunter zu leiden schien, als der Doktor seine Instrumente anwandte, um die glücklich gesundene Kugel herauszuschneiden. Nur das führe ich an, daß die alte, häßliche Mulattin, so einen widerwärtigen Eindruck auch ihre lowdige Figure und ihre stechenden Augen machten, den Arzte doch eine sehr schätzenswerthe Beihülfe wurde, sowie noch weiter das, daß Jem Sharper, der Besitzer von Townsina, auch nicht auf einen Augenblick das Zimmer verließ, so lange der Doktor sich mit dem Verwundeten beschäftigte. Im Gegentheil, er folgte allen Bewegungen des Arztes mit der größten Aufmerksamkeit und suchte sogar jede Veränderung seiner Mienen. Endlich übrigens hatte der Doktor den letzten Verband angelegt und brachte sofort den Kranken in eine so bequeme Lage als möglich, damit derselbe im Schlummer etwas Erholung finde.

„Nun?“ fragte jetzt Master Sharper im leisesten Tone.

„Sie wollen,“ erwiderte der Arzt ebenso leise, „Sie wollen wissen, ob Hoffnung vorhanden sei? Gott sei Dank, ja; wenigstens einige. Das heißt vorausgesetzt, daß keine besondern Zufälle schädlich einwirken, was bei dem starken Blutverlust leicht möglich wäre. Uebrigens ist sein ehemes Theil versetzt und er hat ja eine gesunde, unverdorbene Natur. Also dürfen wir immerhin Muth fassen.“

Die Augen Master Sharper's schossen einen Blitz der Freude, als er dieß hörte, und er holte tief Athem, als fühlte er sich von einer schweren Last befreit. Doch nur einen Moment lang gab er sich dieser Stimmung hin und in der nächsten Sekunde schon lag in seinem Gesichte wieder der gewohnte barsche Ausdruck.

„Hm! Doktor,“ knüpferte er sich jetzt, „Sie werden müde sein und schlafen gehen wollen. Soll ich Ihnen ein Zimmer anweisen? Müssen sich aber begnügen, denn ich bin nicht auf Reisende eingerichtet.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Gastfreundschaft,“ entgegnete der Arzt. „Aber ich will bei dem Kranken wachen, denn das Wundfieber wird sich ohne Zweifel bald einstellen und dann muß ich bei der Hand sein.“

„Soll Juno ebenfalls wach bleiben?“ fuhr Master Sharper fort, indem er auf die Mulattin deutete.

„Nein, ich brauche Niemanden,“ versetzte der Arzt, „außer vielleicht auf morgen früh einen Reitenden in die Stadt, um Einiges aus der Apotheke zu holen.“

„Gut, Doktor soll hineinreiten,“ sagte der Wirth. „Juno,“ befahl er dann der Mulattin, „komm' mit mir. Du mußt dem Doktor einige Erfrischungen heraustragen, denn ich kann mir denken, daß sein Magen derselben sehr bedürftig sein wird.“

Mit diesen Worten ging er, so leise auftretend, als es ihm möglich war, der Thür zu, und Juno, die Mulattin, folgte ihm auf dem Fuße. Sowie er aber außen war, schickte er sie voraus in die Wirthschaftsstube und er selbst klopfte an die Thür eines Zimmers, das dem Krankenzimmer gerade gegenüberlag. Dort nämlich hatten Diejenigen, welche sich an dem blutigen Excesse betheiligt hatten, oder wenigstens dabei zugegen gewesen waren, auf Nachricht, wie der Arzt sich über die Wunde aussprechen würde, und es entstand sofort eine freie Bewegung unter ihnen, als die Nachricht so günstig lautete. Sie hatten auch alle Ursache dazu, denn des Verwundeten Vater war nicht nur ein sehr angesehener und reicher Pflanzer in der nächsten Nähe von Townsinn, sondern auch Friedensrichter des Distrikts, und es ließ sich daher mit Bestimmtheit erwarten, daß er, wenn sein Sohn nicht wieder genas, auf das Strengste gegen alle Betheiligten einschreiten würde.

„Das Schlimmste, meine Herren,“ sagte Herr Sharper zum Schlusse seines Berichts; „das Schlimmste scheint abgewendet und für diesmal werden wir noch mit einem blauen Auge davonkommen; aber etwas mehr Vorsicht und Mäßigung dürfte doch für die Zukunft am Platze sein, und nun werden Sie mir wohl den Gefallen thun, nach Hause zu reiten, denn der Verwundete bedarf unbedingter Ruhe.“

Die Meisten waren damit einverstanden, denn so wilde Burschen sie sonst auch sein mochten, so hatte sie doch die Gefahr, in der sie standen, wenn eine Untersuchung eingeleitet werde, ziemlich ernüchtert. Sie verließen also ziemlich stille das Zimmer und bald darauf hörte man den Galopp ihrer davonjagenden Pferde. Zwei dagegen hatten ihr Beispiel nicht befolgt, sondern waren ohne ein Wort zu sprechen zurückgeblieben, und somit blieb auch der Wirth stehen.

„Jem,“ wandte sich nun der Eine von ihnen an Master Sharper, „Jem, mein Freund und ich, haben etwas mit einander abzumachen.“

„Aber,“ entgegnete der Wirth, „der Kranke . . .“

„Kein Aber,“ unterbrach ihn der Andere in vornehmem Tone. „Ich liebe es, wenn Leute, denen ich meine Kundschaft zuwende, sich unbedingt nach mir richten, und Moralpredigten, wie die von vorhin, sind mir ohnehin in der Seele zuwider. Schicke uns also noch eine Flasche Wein herauf und lasse uns los und allein.“

Ohne ein weiteres Wort zu wagen, gehorchte Master Sharper und eine Minute später brachte Juno, die Mulattin, den beiden Herren die verlangte Flasche Wein. Gleich nachher trat sie in das Krankenzimmer, um den Arzt ebenfalls mit Wein und kalter Küche zu versehen und ihn zugleich zu fragen, ob er noch etwas zu befehlen habe. „Nein,“ lautete seine Antwort, und nun ging sie. So wie aber ihre Schritte im Gang verhallt waren, verstummte auch das geringste Geräusch und es herrschte eine ganz lautlose Stille in allen Theilen des Hauses.

Der Doktor, nachdem er sich etwas gestärkt hatte, holte einen Lehnstuhl herbei und stellte dann die im Zimmer brennende Lampe so, daß ihr Licht, um den Kranken nicht zu genieren, fast vollständig verdeckt wurde. Darauf hin öffnete er, weil die Luft ihm in dem kleinen Raume zu heiß dünkte, die nach dem Gang führende Thür und nun erst überließ er sich seinen Gedanken. Acht vielerlei Gedanken aber waren es, die ihn beschäftigten — Gedanken, welche bald in der Nähe, bald in der Ferne schweiften, und so verfiel er nach und nach in eine Art von Träumerei. Ihm, vielleicht auch fünfzehn Minuten vergingen auf diese Weise, da störten ihn plötzlich zornige Worte, die über dem Gange drüben, also in seiner nächsten Nachbarschaft, gewechselt wurden.

„Ich sage dir, Will,“ rief eine Stimme, „nein, das geht zu weit und der Teufel soll mich holen, wenn ich darauf eingehe. Meine künftige Frau hängt an ihr fast wie an einer Schwester, und weder sie noch der Alte würden es je zugeben. Stelle also andere Bedingungen.“

„Unter keinen Umständen,“ erklärte eine zweite Stimme in ganz entschiedener Weise. „Das Mädchen muß mein werden, das habe ich bei Himmel und Hölle geschworen, und Du wirst entweder jetzt Ja sagen, oder morgen sitzt Du im Schuldthurm.“

„Aber,“ versetzte wieder die erste Stimme, doch nicht mehr in so heftigem Tone wie vorhin, „wie magst Du nur solche Drohungen gegen mich ausstoßen? Das Geld, das ich Dir schulde, ist ja durch Wechsel gesichert und . . .“

„Ha, ha, ha, ha!“ unterbrach ihn der Andere mit höhnischem Gelächter. „Durch Wechsel gesichert! Wenn Du heute sterbest oder wenn Dich Deine Braut aufgibt, so habe ich das Nachsehen mit meinen paar hundert tausend Dollars sind verloren. Ueberdem meinst Du denn, ich habe Dir das viele Geld zum Vergnügen gelichen? Bloß deßwegen, um Dir es zu ermöglichen, die Rolle zu spielen, die Du seither gespielt hast, und eine reiche Erbin wegzuschnappen?“

„Das viele Geld!“ wiederholte der Erstere in bitterer Weise. „Den größten Theil davon hab' Du mir ja im Spiele abgewonnen und das Wenige, was ich baar erbielt, mußte ich theuer genug verzinsen. Doch,“ setzte er sofort in einem ganz andern Tone hinzu, „lassen wir das Alles und verständigen wir uns lieber. Wir sind heute in sämmtlichen Punkten einig geworden, einen einzigen ausgenommen, und wegen dieses einzigen werden wir uns doch hoffentlich nicht verfeinden. Ich will Dir also auf halbem Wege entgegenkommen und bin bereit, Dir das Mädchen als Dein Eigenthum zu versichreiben, so bald Du mit der Besitznahme wartest, bis ich der vollständige Alleinherr der Pflanzung bin. Zu lange kann das nicht mehr anstehen, denn der Alte hat ja schon zwei Anfälle . . .“

Hier sank die Stimme zu einem leisen Flüstern herab und der Doktor

Digitized by Google

konnte kein Wort weiter verstehen. Nicht minder blieb er über die Antwort im Unklaren, denn wir strafte ebenfalls nicht laut gegeben; doch gaubten er, eben aus diesem leisen Sprechen schließen zu dürfen, daß die Beiden, die vorhin so heftig gegen einander aufgefahren waren, sich friedlich geeinigt hätten. Gleich darauf hörte er, wie sie von ihren Stühlen aufsprangen, und nun schloß er schnellstens seine Thür. Es hätte ja sonst scheinen können, als ob er sie mit Absicht belauscht habe, und dies war ihm gänzlich ferne gelegen! Auch that er sehr klug daran, so zu handeln, denn eine Minute später traten die Beiden, welche gesprochen hatten, in den Hausgang hinaus und wieder eine Minute später hörte man den Galopp ihrer Rosse.

Wer waren die Beiden? Der Doktor glaubte ihre Stimmen erkannt zu haben und doch hätte er nicht daraus schwören können, daß es die seien, welche er vermuthete. Ueberdem, aber welches Mädchen unterhandelten sie, und wer war der Alte, auf den das Gespräch ein vaarmal kam? Auch in dieser Beziehung, wenigstens was den Alten betrifft, hatte er seine Vermuthungen; aber Gewißheit — nein, mit Gewißheit konnte er hierüber ebenfalls nichts behaupten, und es blieb also bei den Vermuthungen und Konjunkturen. So verging ihm die Zeit mit lauter Nachdenken und endlich, als es gegen Morgen ging, nickte er auf seinem Sessel ein.

Wie lange er so geschlafen, wußte er nicht; allein als er endlich an einem heftigen, vom Hofe herauf tönenden Geschrei erwachte, schien der helle Tag in's Zimmer und beleuchtete die bleichen Züge des Verwundeten. Zu seiner großen Freude übrigens überzeugte er sich sogleich, daß derselbe immer noch fest schlafe; fest genug sogar, um selbst von dem heftigen Geschrei im Hofe nicht aufgeweckt zu werden. Somit hatte der Doktor Muße genug, sich nach den Urheberen des Lärms umzuschauen, und das, was er sah, konnte nicht umhin, ein Interesse im höchsten Grade zu wecken.

Unten nämlich im Hofe stand ein Mann, der einen Neger ganz unbarmherzig mit Schlägen bearbeitete, und dieser Neger war kein anderer als Hektor, der Führer von gestern Nacht. In dem Mann aber erkannte der Doktor im Moment jenen athletisch gebauten Alten, der ihm wegen der Purpurröthe seines Gesichts sowie wegen des Stiernäckichen seines Halses so sehr aufgefallen war.

„Du verfluchter schwarzer Hund," schrie der Fremde, indem er fortfuhr, dem Neger Backenstreiche zu verseben, „wart', ich will Dir's vertreiben, mich einen alten Strolch zu nennen, der bei Nacht und Nebel herumvagirt. Beim Satan, Deinem muthmaßlichen Vater, ich schlage Dich lederweich, damit Du ein kleines Andenken hast an Deine Grobheit von heute Nacht und Deine noch größere Unverschämtheit von heute Morgen."

Natürlich blieb der Neger hiezu nicht still, schon wegen der Schmerzen, die er empfand, und so konnte es nicht fehlen, daß in kürzester Frist Master Sharper, der Besitzer des Anwesens, auf den Schauplatz gezogen wurde.

„Hölle und Teufel," fluchte derselbe, „was geht hier vor? Wer wagt es, meinen Sklaven zu schlagen?"

Mit diesen Worten sprang er auf den Mann mit dem aufgedunsenen, rothen Gesicht zu und war im Begriff, denselben an der Kehle zu packen. Doch jetzt drehte sich dieser um, und schaute dem Wirthe voll in's Gesicht.

„Donnerwetter, Du bist's, Lewis Flipper?" rief sofort der Letztere, indem er vor Ueberraschung nm zwei Schritte zurücktrat. „Aber Du hast eine eigene Art, Dich in meinem Hause zu introduziren."

„Meinst Du, weil ich einen Deiner Neger prügelte?" grinste Lewis Flipper. „Nun, der Bursche hat's verdient, denn er wollte mir weis machen, Du seiest heute den ganzen Tag nicht zu sprechen, und überdieß nannte er mich einen Lumpen und Vagabunden."

Jem Sharper ließ seine Augen über den Andern hingleiten und mochte wohl in seinem Innern dem Neger nicht so ganz unrecht geben, denn Lewis Flipper sah in der That wie ein durch Trunkheit verkommener alter Mann aus und damit stimmte seine beschmutzte und verschossene Kleidung in jeder Beziehung zusammen. Doch speach sich Master Sharper mit seiner Sylbe hierüber aus, sondern winkte dem Heltor, sich zu entfernen, und lud dann seinen Duzfreund ein, ihm in's Haus zu folgen.

„Deinem Anzug zufolge," sagte er zu ihm, „bist Du heute Nacht in kein Bett gekommen, und da, denke ich, wird Dir ein warmes Frühstück mit etwas Branntwein gut thun."

„Was Du doch geschickt im Errathen bist, alter Jem!" erwiderte Lewis Flipper, dessen Gesicht sich bei den letzteren Worten des Wirths aufzuheitern begann. „Ich habe mich allerdings gestern Nacht auf dem Wege hierher verirrt und legte mich zuletzt unter einen Baum schlafen. Auch wußte ich die ganze Strecke von New-Orleans bis hierher zu Fuß zurücklegen, weil ich nicht so viel Geld hatte, um einen Platz auf dem Dampfboote zu bezahlen. Hast Du denn meinen Brief, den ich Dir vor erst acht Tagen schrieb, nicht erhalten, weil Du mir kein Geld schickest?"

„Komm', komm'," drängte der Wirth. „Von Geschäften können wir nachher reden. Die Hauptsache ist für Dich jetzt das Frühstück. Willst Du es auf der Veranda einnehmen oder im Wirthschaftszimmer?"

Lewis Flipper entschied sich für die Veranda und alsbald erhielte Jem Sharper einem schwarzen Aufwarter, der in der Wirthschaftsstube fungirte, die nöthigen Befehle. In Folge dessen wahrte es keine fauf Minuten, so stand ein Tisch nebst zwei Stühlen auf der Veranda und der Tisch hatte sich sofort mit Allem, was zu einem solchen amerikanischen Frühstück gehört — mit Thee nebst einer Flasche Cognac zum Trinken und mit Butterschnitten nebst gebratenen Eiern und kaltem Fleisch zum Essen. Natürlich nahm sofort Lewis Flipper augenblicklich Platz, und der Leser darf es mir auf's Wort glauben, daß es sich derselbe höchst angelegen sein ließ, den ganzen Vorrath so bald als möglich schwinden zu machen. Doch hielt er sich mehr an den Cognac, als an den Thee, sowie nicht minder mehr an die Fleischwaaren, als an die dünnen Butterbrode. Auch nahm er gar keine Notiz davon, daß sein Gastgeber, der Wirth, von den Getränken nur nippte und das Essen fast ganz stehen ließ.

„Na," sagte Lewis Flipper, als er endlich seinen Magen befriedigt hatte; „na, das schmeckte einmal! War aber auch seit vielen Tagen auf schmale Kost gesetzt! Doch die Hauptsache ist, daß ich sehe, Du meinst es noch immer gut mit Deinem alten Kameraden und Freund."

„Verstehst sich," erwiderte Master Sharper mit einiger Zurückhaltung. „Darüber konnte gar nie ein Zweifel obwalten."

„Hm!" meinte Lewis Flipper; „weiß doch nicht. Als ich Dir von New-Orleans aus so dringend um Geld schrieb und gar keine Antwort erhielt, bekam ich so meine eigenen Gedanken und . . ."

„Willst Du nicht dem Schopfenbraten hier noch ein wenig zusehen?" unterbrach ihn der Gastwirth, welchem das angeregte Thema offenbar nicht zusagte. „Aber was meinst Du zu einem heißen Grog?"

„Letzteren könnte nichts schaden," versetzte Lewis Flipper, indem er zugleich den Schopfenbraten mit stummer Geberde von sich wies; „beseile ihn also immerhin. Doch um auf das Frühere zurückzukommen, so muß ich Dir wiederholen, daß ich mir über Dein Stillschweigen meine ganz eigenen Gedanken machte. Aber ich sehe jetzt, ich habe mich getäuscht und Du bist immer noch mein Kamerad und Freund, wie früher. Es müßte aber auch mit dem Teufel zugehen, wenn es anders wäre, nachdem wir so viel und so lange zusammen gearbeitet haben."

„Natürlich," sagte Master Sharper; „aber da kommt der Grog und nun laß uns trulen."

Es stießt zwei große Gläser und trank's seinem Gaste zu; dieser aber leerte sein Glas auf einen einzigen Zug und reichte es dann dem Andern zum Wiederfüllen.

„Na, ja," fuhr darauf Lewis Flipper fort, indem er sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnte und zugleich seine glitzernden Augen — das verschiedene starke Getränke, das er genossen, fing an, seine Wirkung zu thun — ein wenig schloß; „ja, ja, wir haben lange zusammen gearbeitet und konnten uns Beide über einander nicht beklagen. Jeder durfte sich auf den Andern verlassen, wie auf sich selbst, und wenn's zum Aeußersten gekommen wäre, so würde keiner Reißaus genommen haben. Deswegen skorirte aber auch unser Geschäft und — ha, ha, ha, ha," lachte er plötzlich laut auf, wie wenn eine ungemein fröhliche Erinnerung durch seinen Kopf ginge, „da fällt mir gerade der letzte Streich ein, den wir mit einander durchführten. Es war doch ein kapitaler Gedanke von mir, den Leichenkommen zu spielen und Dir dadurch Gelegenheit zu geben, bei hellem lichtem Tage . . ."

„Lewis," unterbrach hier Jem Sharper seinen Freund abermals und diesmal in sehr rauher Weise, „ich liebe dergleichen Geörterungen nicht und will überhaupt nicht an die Vergangenheit erinnert sein. Iß und trink, aber allest Andere laß bei Seite."

„Oho," schrie Lewis Flipper, „hast Du Angst, alter Junge? Meinst Du, die Geschichte . . ."

„Still, Mann," unterbrach ihn Jem Sharper zum dritten Male und in noch rauherer Weise; „still, sage ich Dir, wenn Du mich zum Freunde behalten willst. Jem Sharper kennt das Wort Angst nur vom Hörensagen, aber er war von jeher ein geschworner Feind aller Plappermäuler, und leider scheinst Du nun auch eins geworden zu sein."

Lewis Flipper schien etwas verdutzt durch die herbe Zurechtweisung und hielt sich deßhalb für den nächsten Augenblick an sein Grogglas. „Hm! Hm!" stammelte er sich dann nach einer Weile. „Du warst von jeher wortkarg und kurzangebunden, Jemmy, aber so schroff wie heute benahmst Du Dich doch sonst nicht gegen mich. Hast mich noch nicht einmal gefragt, wie mir's gegangen sei, seitdem Du Dich vor jetzt zehn oder elf Jahren vom Geschäft zurückzogst und ganz nach dem Süden übersiedeltest."

„Ich kann mir's denken," war die trockene Antwort Master Sharper's, während seine Augen über den schäbigen Anzug des Andern hinliefen und dann auf dessen roth aufgedunsenem Gesicht hängen blieben.

„Nein," rief Lewis Flipper, „nein, das kannst Du nicht, denn Du

Digitized by Google

hast Dich diese ganze lange Zeit über auch nicht ein Jota um mich bekümmert. Also hör' einmal zu, daß ich Dir's erzähle. Wie wir uns trennten, hatte ich eine recht hübsche Summe bei einander und . . ."

„Und diese Summe bist Du bis auf den letzten Cent losgewonden," unterbrach ihn sein Freund zum vierten Male.

„Ja wohl," erwiederte der Andere, „dieß kann ich nicht in Abrede ziehen; allein Du meinst vielleicht, ich habe das Geld vertrunken, oder verspielt, oder sonst . . ."

„Bah," fiel ihm Jhr Sharper zum fünften Male in die Rede, „was liegt daran, wie Du um Dein Geld kamst? Die Hauptsache ist, daß Du keins mehr hast."

„Geb's zu, geb's zu," seufzte Lewis Flipper tief auf; „keinen rothen Cent nenn' ich mein eigen, denn um den letzten Rest wurde ich von einem Gauner aus New-Orleans beschwindelt. Dieß veranlaßte mich dorthin zu reisen, um ihm seinen Diebstahl wieder abzujagen, aber sind' Einer Einen in dieser Stadt, wenn der Bursche sich versteckt halten will! Ich konnte ihn also nicht ausfindig machen; dagegen aber lächelte mir das Glück auf andere Weise, indem ich Deine Adresse auskundschaftete."

„Sehr schmeichelhaft," meinte Master Sharper, als der Andere hier einen Augenblick innehielt; aber der Ton seiner Stimme war durchaus kein freundlicher.

„Ha! dachte ich," fuhr Lewis Flipper, ohne sich dadurch beirren zu lassen, fort, „mein alter Freund Jem Sharper wird mich nicht im Stiche lassen. Im Gegentheil, er wird mir freigebig unter die Arme greifen, damit ich mir wieder eine Existenz zu schaffen im Stande bin, denn er hat das Seinige nicht nur bei einander behalten, sondern noch bedeutend vermehrt und gilt jetzt allgemein als ein Mann von sehr anständigem Vermögen."

Ein spöttisches Lachen trat auf die Lippen des Master Sharper und er machte seinem Freunde eine tiefe Verbeugung. „Bin in der That," sagte er dann, „äußerst erfreut, daß mein Freund Flipper eine so gute Meinung von mir hat! Und," fuhr er nach einer kleinen Pause in einem noch höhnischeren Tone fort, „Du bist wohl der Ansicht, daß Dein Freund Jem mit Dir theilen werde?"

„Hm!" stotterte Lewis Flipper. „Das will gerade! Nein, nein, auf Theilung mache ich keinen Anspruch! Aber drei- oder vierhundert Dollars magst Du wohl entbehren, ohne daß Dir's wehe thut, und damit könnte ich mein früheres Waarengeschäft wieder anfangen."

Jetzt konnte sich Master Sharper nicht mehr halten, sondern brach in ein lautes, schallendes Gelächter aus, indem er zugleich sein Gegenüber vom Kopf bis zu der Sohle musterte. „Nicht mehr als drei- bis vierhundert Dollars?" höhnte er. „Nein, in der That, Du bist zu bescheiden, Lewis Flipper! Nur lumpige vierhundert Dollars! Doch," setzte er gleich darauf, in einen ganz andern Ton übergehend, hinzu, „wir wollen die Sache mit einem Mal abmachen. Hier sind" — und bei diesen Worten zog er seine Brieftasche hervor — „fünfzig Dollars in Citynoten, also so gut wie Gold. Mit diesen kannst Du bequem nach Deiner Heimat New-York zurückreisen, und nun kein Wort weiter. Nimm das Geld und pack Dich davon."

Er zählte die Noten vor ihn hin und schob dann ruhig seine Brieftasche wieder ein. Lewis Flipper aber sprang wüthend auf und sein Gesicht wurde ganz dunkelblau.

„Das mir?" schrie er. „Mir, der ich Dich in der Hand habe? Der ich nur zu sprechen brauche, um Dich an den Galgen zu liefern? Höll' und Teufel, ich hätte gute Lust . . ."

Er vollendete nicht, aber seine Augen glühten vor Zorn und seine mächtige Faust erhob sich, als wollte er damit einen Schlag führen. Doch schnell er nicht, denn auch Jem Sharper hatte sich erhoben und hielt in der Rechten einen gespannten Revolver, während die Linke mit einem silbernen Pfeifchen spielte, das an einer Schnur über seiner Brust hing.

„Lewis Flipper," sagte nun Master Sharper mit fast eisiger Ruhe, „Du weißt, ich verkehrte mein Ziel nie. Thust Du einen einzigen Schritt weiter vorwärts oder stößt Du auch nur noch eine Drohung aus, so schieße ich Dich nieder wie einen Hund. Es mag übrigens sein, daß das, was Du vorhin gesprochen hast, dem Cognac und Grog zuzuschreiben ist, von dem Du etwas zu viel zu Dir nahmst, und somit wollen wir in Frieden scheiden, wenn Du jetzt in der Minute mein Haus verläßt. Hast Du mich verstanden, Lewis Flipper."

Der Letztere hielt seine Hand herabsinken und seine Wangen verloren ein Bedeutendes von ihrer Röthe. Doch blieb er noch immer stehen, als konnte er zu seinem Entschlusse kommen.

„Und wenn ich nun nicht ginge?" fragte er dann in ebenfalls ziemlich ruhigem Tone.

„Dann," meinte Master Sharper, „würde ich dieß Pfeifchen hier an meine Lippen bringen und es sollte mir leid thun, wenn meine fünf Neger nebst meinen Fangbunden etwas unsanft mit Dir umgingen."

Nunmehr sprach Lewis Flipper kein Wort weiter, sondern zog mit einem heftigen Griff die fünfzig Dollars an sich und sprang sofort — man konnte es kein Gehen mehr nennen — eilends dem Portale zu.

„Den wäre ich los, und zwar für immer," murmelte Jem Sharper, indem ein Blitz der Freude über sein sonst so kaltes Gesicht hinflog. „Doch jetzt wollen wir einmal nach unsern Patienten sehen."

Der Doktor hatte den größten Theil des Gespräches zwischen Jem Sharper und seinem Freunde Flipper mit angehört; aber bald lahmen ihm die beiden Männer auch dem Sinn, denn endlich, endlich schlug der Verwundete die Augen auf, und nun natürlich beschäftigte sich der Arzt ganz allein mit ihm. Und, Gott sei Dank, in den Blicke des jungen Mannes lag kein Fieberwahn, und es durfte sich also hoffen, daß die Heilung der Wunde einen guten Fortgang haben werde.

„Kennen Sie mich?" fragte der Doktor, als der junge Mann sein Auge voll auf ihm ruhen ließ.

„Gewiß," erwiederte der Kranke mit leiser, schwacher Stimme, indem er es zugleich versuchte, sich aufzurichten; „Sie sind ja unser Hausarzt. Aber wo bin ich denn? Ich kann mich wirklich nicht entsinnen . . ."

„Bitte, mein lieber, junger Herr," unterbrach ihn der Arzt; „bleiben Sie ganz ruhig liegen. Und," fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er den Verwundeten wieder sanft gebettet hatte, „und auch das Reden unterlassen Sie, wenigstens bis ich Sie frisch verbunden habe."

An dieses Geschäft ging er nun sogleich und eben, wie er mitten darin war, trat Jem Sharper, der Wirth, herein.

„Wie steht's?" flüsterte der Letztere ihm zu.

„Besser," war die Antwort des Arztes; „besser, als ich heute Nacht zu hoffen wagte. In drei oder vier Tagen schon glaube ich ihn so weit zu haben, um ihn in's Haus seines Vaters zu bringen. Ist Einer Ihrer Leute bei der Hand, daß ich ihn in die Stadt nach der Apotheke senden kann?"

„Ein Pferd steht gesattelt," entgegnete Master Sharper, „und Hektor kann in der Minute abreiten."

„Gut," sagte der Arzt, „so schicken Sie mir ihn herauf, und dann, wen haben Sie, um dem Kranken abzuwarten? Die alte Mulattin? Einverstanden! In einer halben Stunde soll sie ihr Amt antreten."

Master Sharper wandte sich der Thüre zu; doch im Momente kehrte er zurück und abermals näherte sich sein Mund dem Ohre des Arztes. „Soll ich einen Boten nach Mulgravehaus hinübersenden?" flüsterte er.

„Nein," erwiederte der Doktor, „diese Botschaft werde ich selbst übernehmen."

Jetzt ging der Wirth, und sofort zog der Doktor, der inzwischen mit dem Verband fertig geworden war, sein Notizbuch heraus, um zu schreiben. Gleich darauf kam Hektor und nahm das Geschriebene in Empfang.

Eine Viertelstunde lang herrschte nun wieder die tiefste Stille im Krankenzimmer und der Verwundete hatte die Augen geschlossen, als wäre er sanft eingeschlummert. Plötzlich jedoch schlug er dieselben auf und schaute dem Arzte hell in's Gesicht.

„Doktor," sagte er dann, „ich habe Alles gehört. Sie wollen zu meinem Vater hinüberreiten?"

„Ja, Ralph Mulgrave," erwiederte der Arzt. „Meine Pflicht gebietet mir dieß."

„Ich wünsche es selbst," nickte der junge Mann; „aber geben Sie zugleich auch meinem Vater die Versicherung, daß meine Verirrung von gestern die erste dieser Art war, und sicherlich die letzte bleiben wird. Er weiß, daß er sich auf mein Wort verlassen kann."

„Jedermann, der Sie kennt, weiß das," erklärte der Arzt, „und ebenso weiß auch Jedermann, daß Sie nie früher hohes Spiel trieben. Um so größer ist das Verbrechen dieser Gaunerbande, welche Sie hierher verlockte, um Sie auszuplündern, und eine freche Unverschämtheit . . ."

„Stille, Doktor," unterbrach ihn Ralph Mulgrave mit großem Ernste. „Mich allein trifft die Schuld, denn ich kannte die Natur dieses Hauses und hätte es meiden sollen. Jm Uebrigen wird mich keine Gewalt der Erde dazu vermögen, die Namen derer zu nennen, mit denen ich hier zusammen war, und am allermenigsten kenne ich den, dessen Kugel mich traf. Ich wurde gefoult, dann gab's Streit, und zuletzt zog man die Revolver. Das ist Alles, mehr ich weiß, und ich denke, mein Vater wird einsehen, daß mir die Ehre nie erlaubt, eine andere Aussage vor Gericht zu machen."

Der junge Mann sprach dieß langsam, beinahe feierlich; sowie er aber ausgesprochen hatte, sank er tief erschöpft auf sein Kissen zurück und seine Augen schlossen sich wie früher. Gleich darauf trat die alte Mulattin ein, um ihren Platz am Bette des Kranken zu nehmen, und der Doktor gab ihr sofort die nöthigen Verhaltungsmaßregeln. Einen Augenblick später saß er zu Pferde und sprengte nach der Pflanzung des alten Herrn Mulgrave, des Vaters des jungen Patienten.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 11,

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

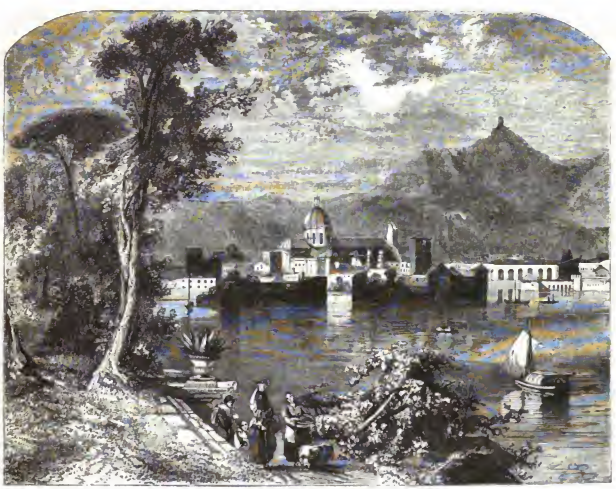
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung, Nach einem Original von F. Rothbart.

Ein erblicher Sonnenstrahl.

Eine ältere Klostergeschichte von **Arnold Wellmer.**

(Fortsetzung.)

Zu unseren Haupttheilnahmen im Kloster hatte bis dahin ein eigenthümliches Jagdvergnügen gehört. Dort in dem inneren Hofe, der ganz von Gebäuden und Kreuzgängen umschlossen ist, und wo die weiße Ziege des Subrektors jetzt Tag für Tag auf den Gräbern der alten Mönche ihr klösterlich einsames Leben fristet, war damals der stattliche Geflügelhof unseres Speisemeisters. Wie in den alten Mönchszeiten mußten die zum Kloster gehörigen reichen Güter außer anderen Naturalabgaben auch jährlich junge Hühner und Enten, Puten und Gänse liefern. Die wurden in jenem Hofe noch eine Zeitlang gefüttert, bis sie auf unsern vorzüglichen Klostertisch kamen. Uns trieb also nichts weniger als der Hunger dazu, ab und an ein junges Hühnchen zu entwildieren — es war die reine übermüthige Lust am Jagen und am — Verbotenen. Zum Hofe hatten wir natürlich keinen Zutritt. Da konnten wir stundenlang oben in unsern Fenstern auf Anstand liegen. Unser Frühstücksbrod wurde als



Como am Comersee. (S. 167.)

Digitized by Google

Köder hinabgestreut und eine Schnur mit einer Pferdehaarschlinge niedergelassen. War nun ein Hühnchen oder gar eine junge Pute so leichtsinnig, den Kopf durch die Schlinge zu stecken — hutch! flog die Schnur mit der Beute in die Höhe. Dann gings an ein Rupfen und Schmoren im Ofen . . . mochte der Braten auf der einen Seite auch ganz verbrannt und auf der andern noch halb roh sein: kein Triumph der ekelsten Kochkunst konnte mit einem solchen Gaudium verschlungen werden, wie diese kulinarische Mißgeburt. Das sind eben die gelegenten Vorrechte scharfer Zähne, eines gesunden Magens und — der leichtlebigen Jugend. Dem Speisemeister gegenüber mußten natürlich die unschuldigen Marder und Ratten als Raubwerber gelten. Aber er kam doch hinter unsere Jagdanstalten und da gab's im Kloster viel Lärm und viel Harzer — wenn das Hühnerangeln hörte doch nicht auf. Unter Isolan's Konsulat ging dem Hühnerhofe auch nicht ein gefiederter Insasse durch und verloren. In seiner Freude gab der Speisemeister uns im Winter einen solennen Karpfenschmaus. — Der Hühnerhof ist längst ausgestorben, aber der allmitterliche Karpfenschmaus des Speisemeisters lebt als freundlicher Ulisses noch bis auf diesen Tag fort. Nur sein Ursprung ist, wie bei so manchem Herkommen, vergessen.

Noch einen kleinen Zug von der wilden Gewalt unseres Veteranenprimus Isolan möchte ich Ihnen erzählen. Sie setzen dort oben im Thal den schroffen grauen Felsen. Er heißt noch heute „das Radelzhr". Unter diesem Namen hat Kopisch ihn in einem bekannten Gedichte besungen. Das Radelzhr ist seit Jahrhunderten der Schauplatz des gesammelten Pennalismus gewesen, wie er früher auf Universitäten, Fürsten- und Klosterschulen allgemein wucherte. Beim Radelzhr wurde am Anfange jedes Semesters die „Knüppeltaufe" der Neulinge vorgenommen. Das Loch im Felsen war früher so eng, daß auch der magerste kleine Tertianer — von Tertia an begann auch damals schon der Lehrkursus — nicht ohne Verlust seiner Rockknöpfe durchkriechen konnte. Und Jeder mußte hindurch. Die Veteranen standen mit Knüppeln dabei und pauken auf den Neuling los, bis er mit Verlust von verschiedenen Zeug- und Hautfetzen, die an den scharfen Felsenkanten hängen blieben, mühselig und angstvoll durch das Radelzhr gesädelt hatten. Die so oft mit ihrem eigenen Blut Getauften erhielten zugleich irgend einen Spitznamen. Im Allgemeinen hießen sie „Knüppel" und mußten den Veteranen zwei Jahre lang alle möglichen Knüppeldienste leisten. Daß alte Herkommen pflichtlich ganz zu befestigen, fand selbst Isolan bedenklich. Er suchte es aber auf das mildeste Maß zurück, indem er das Radelzhr so erweitern ließ, daß es bei einiger Gewandtheit ohne Blut zu lassen passirt werden konnte. Isolan durfte das wagen — wir Alle liebten ihn zu und sahen vertrauend zu ihm auf. Als aber in späteren Jahren eine Frau Direktorin — der „Drace" genannt — einem setten Günstling zu Liebe heimlich in einer Nacht Arbeiter hinsandte und das Radelzhr bis zu seiner jetzigen bequemen Weite ausdrücken ließ — o, wie wurde der arme Drace vom ganzen Kloster dafür gehaßt und auf jede Weise chikanirt! Selbst ein Fastaff konnte durchkriechen, ohne auch nur einen Knochnopf einzubüßen . . . wo blieb da das Vergnügen!

Denken Sie aber nicht, daß Isolan ein Träumer und Kopfhänger war — nichts weniger als das. Er war thatkräftig wie ein Lenzmorgen und durchglüht von den Sonnenstrahlen eines großen, warmen Herzens, thatkräftig wie ein Mann und doch harmlos und liebevoll wetteifernd wie ein Kind. Wo es galt, die Ehre seines Klosters zu vertreten, einem Unterdrückten beizustehen, war er unerschrocken kühn, zu unbesonnen. Was er einmal als das Richtige erkannt hatte, daran hielt er fest . . . und hätte er drüber zu Grunde gehen sollen.

Und dieser Isolan war mein Freund, wie ich nie einen andern geboht habe. Wir waren zusammen auf's Kloster gekommen und mit einander durch die Klasseu gegangen. Wie reich, wie glücklich mich seine Freundschaft machte, wußte ich aber erst, als Isolan mir verloren war.

Wir Klosteraner verkehrten auch damals schon in freundlichster Weise viel mit den gebildeten Familien des Fleckens. Wir wurden zu kleinen Gesellschaften gezogen, wo in harmlosester Weise musizirt, manch' gutes altes, jetzt vergessenes Gesellschaftsspiel gespielt und nach dem Klavier etwas getanzt wurde. Im Sommer machten wir häufig mit den jungen Mädchen und einigen Anstandsmüttern und Vätern kleine muntere Partien in die Berge. Im Winter luden wir die Fleckenhonoratioren zu unseren Klosterbällen, Schlittenpartien und Konzerten. Es waren immer Einige unter uns, die sich auf irgend einen Instrumente oder im Gesange hervorthaten. Graf Isolan war die Seele dieser Musikabende. Auch die jungen Mädchen sangen oder spielten Einiges. Ein paar Mal im Winter gab's sogar wohl ein kleines Theaterstück, das wir mit den Rektoren- und Beamtenköchern zum Entzücken der lieben Eltern aufführten. Es war fast Alles so, wie es noch heute im Kloster ist — damals nur um Vieles einfacher und ungesuchter. Den Glanz der heutigen Klosterbälle und den ganzen heutigen Luxus — besonders auch in der Kleidung — kannten wir damals nicht, waren aber in unserem einzigen großen Rock wohl eben so vergnügt, wie die jetzigen Scholaren in ihrem Dutzend feinster Schnürröcke. Doch die Zeiten ändern sich und wir in ihnen. Nur die jungen Herzen bleiben ewig dieselben . . . mit ihrem Knospen und Blühen, ihrem Duften und Glühen — und ihrer dämmrigen, närrischen . . . wunderseligen Liebe!

Ja, es verstand sich auch damals ganz von selbst, daß jeder von uns Klosteranen im Flecken oder im Erdgeschoß des Klosters, wo die ineisten Lehrerfamilien wohnten, seine Göttin hatte, die er mit der ganzen Glut seines achtzehn- oder neunzehnjährigen Herzens anbetete, der er zum Ball einen Blumenstrauß und zum Geburtstag ein Marzipanherz mit gestickter Devise brachte, die er im Winter in seinen Schlitten und bei sommerlichen Bergtiefen an seinen Arm führte, für die er womöglich einige Klopstock'sche Verse zurecht stoppelte, und vor deren Fenster er in seinen Freistunden, so oft wie nur irgend möglich, vorüberging und überselig war, wenn ihn die schon oft etwas klassische Göttin durch die Blumenstöcke ihres Fensters anlächelte. Der Briefsassen dort drüben im Felsen — zur bequemeren Korrespondenz für ein jüngst Klosterherz und ein ästhetisch Neckenherz in den Stein gemeißelt, mit einer eisernen Thür und zwei Schlüsseln versehen — ist eine Erfindung der raffinirteren Neuzeit.

„Das Beste in der Liebe thut in der Jugend der gute Wille, verliebt zu sein — es mitzumachen, wie die Andern!" sagt ein neuerer Schriftsteller — und er hat recht.

Darum kam und kommt es in den jungen Klosterherzen wohl kaum weiter, als bis zum Anglühen — zum Aufblühen. Die Schülerliebe pflegt achtzehn- oder neunzehnjährigen Herzens anbetete, der er zum Ball einen Blumenstrauß und zum Geburtstag ein Marzipanherz mit gestickter Devise brachte, die er im Winter in seinen Schlitten und bei sommerlichen Bergtiefen an seinen Arm führte, für die er womöglich einige Klopstock'sche Verse zurecht stoppelte, und vor deren Fenster er in seinen Freistunden, so oft wie nur irgend möglich, vorüberging und überselig war, wenn ihn die schon oft etwas klassische Göttin durch die Blumenstöcke ihres Fensters anlächelte. Der Briefkasten

Kloster Ilfeld, von der Klippe des Burgbergs aus aufgenommen. Sie können das Bild bei mir sehen — es ist eins von meinen Heiligthümern. Ifolan schenkte es mir beim Abschiede von unserem lieben Kloster.

„Ifolan, komm' mit mir in den Zeichen, so eine Wunderschöne hast Du Dein' Lebtage noch nicht gesehen — ich begreife nicht, wie Du hier faltblütig die alten, garstigen, langweiligen Klauer auf's Papier malen kannst, während die Göttin der Schönheit und Jugend und Liebe selber sheben ihren gefegneten Bugug hielt!"

Er sah mich mit lachenden Augen an: „Eure Schönheit wird doch keine Königin der Nacht sein, die in wenigen Stunden trostlos verblüht und nur einen häßlichen Stengel übrig läßt? Ich werde wohl ein ander Mal das Glück haben, sie zu sehen. Jetzt bin ich so recht hübsch in der Stimmung zu zeichnen . . . sieh' doch hier auf meinem Bilde Deine Helena mit Mama Leda per locum geben — und dort, Renatus, geht ein gewisser Paris mit zierlichstem Gruße darüber — ich habe mir erlaubt, ein lichterloh brennendes Herz durch einige Flammenzünglein auf der weißen Weste zu markiren!"

„Graf Alexlebery — Graf Fischblut — Du bist grausam, mich jetzt an einen Jugendirrthum zu erinnern — ich bin heut' daraus erwacht!"

Ich ging zur Fensterpromenade bei Agathen in den Zeichen. Ifolan zeichnete ruhig weiter.

Vor ihrem Hause wurde es den ganzen Abend nicht leer von Schalaren, bis die Klosterglocke uns in's Cönobium zurücktrieb. Auf einen Augenblick sahen wir sie am Fenster — mit verwundeten grasen Kinderaugen sah sie in viele glühende junge Gesichter auf sich gerichtet — tief erröthend trat sie zurück. Dann brachten wir dem Kollaborator aus dem Stegreif ein enthusiastisches Hoch aus, obgleich wir damit sonst gegen unsere Herren Lehrer nicht eben freundlich waren — aber sie hatten ja auch nicht solche Schwestern oder Töchter. Der Kollaborator erschien mit seiner Mutter am Fenster und dankte sehr verbindlich. Agathe ließ sich nicht wieder blicken.

Ihren Namen aber nahmen wir schon mit in's Kloster zurück. Er war von der Hausöwirthin erkundschaftet und flog wie ein zündender Funken von Mund zu Mund. Ifolan mußte ihr Lob wieder und immer wieder hören. Er scherzte über unsere Begeisterung und bedauerte heiter unsere so plötzlich entthronten Herzenskönigininnen.

Wohl Mancher nahm an jenem Abend den Namen Agathe und ihr Bild mit in seinen Traum hinüber — leichtherzige, glückliche Jugend!

Auch in den nächsten Tagen war im Kloster von nichts Anderem die Rede, als von Agathe. Aus dieser Zeit stammen auch die meisten Namen „Agathe" in den Bäumen um Ilfeld herum.

Ifolan allein hatte sie nach nicht gesehen. So oft ich ihn auch zu einer Fensterpromenade überreden wollte, schüttelte er lachend den herrischen Kopf. „Renatus, ich habe nun einmal so ein wunderlich Ange — und wunderlich Herz, daß ich eine Baldblume, einen hundertjährigen Baum und einen sonnigen Blick von unserm Bergklippen in die goldene Aue hinaus bis an den Kiffhäuser und die blauen Berge Thüringens — oder in ein stillheimliches grünes Waldthal hinab viel schöner finde, wie alle eure gerühmten Fleckenschönheiten. Ich werde das Wunderbild gegenteilich schon zu sehen bekommen — heute möchte ich einen prächtigen alten Baum auf einer einsamen Bergklippe zeichnen, den ich entdeckt habe!"

War Ifolan wirklich nicht ein wenig neugierig auf unsere vielbesprochene Perle? — war er zu stolz, sich von der blogen Neugier leiten zu lassen . . . oder hatte er — sich selber unbewußt — ein geheimnißvolles Ahnen, daß der erste Blick in ihr Ange entscheidend sein ihn sei — für's ganze Leben?

Die jugendlich stürmische Begeisterung für das schöne Mädchen mußte sich in irgend einer Weise Luft machen. Die abenteuerlichsten Pläne von Fackelständchen und Morgenserenaden wurden entworfen und gleich darauf mit sinnigig Seufzern als unausführbar wieder verworfen. Unser guter alter Direktor hatte bei aller „Gedankenfreiheit" doch nimmermehr seine Zustimmung hierzu gegeben, selbst wenn der Kollaborator den Namen für die Ständchen hätte leihen müssen. Was blieb da schließlich anders übrig, als Agathe zu Ehren am nächsten Sonntag eine Bergpartie zu veranstalten? Die Vorbereitungen dazu wurden vom Kloster aus aber diesmal viel großartiger getroffen, wie sonstwohl. Alles lebte und webte nur noch in dem Gedanken an den nächsten Sonntag. Nur Ifolan arbeitete und strich durch die Berge, spielte Geige und zeichnete in seiner gewöhnlichen Weise weiter.

Eine wichtige Begebenheit sie mich war, daß ich mit zu der Deputation gehörte, die Agathe einladen sollte. Wie auch noch heute, hatte jeder Schalar unter den Lehrern einen sogenannten „Rechnungsmagister", von dem er sich Rath und — Taschengeld zu holen hatte. Der Rechnungsmagister berichtete auch einige Mal im Jahr über seinen Schutzbefohlenen an die Eltern. Gewöhnlich war das Verhältniß des Alumnus zu seinem Rechnungsmagister ein vertrauensvereres, wie zu den andern Lehrern. Ich stand zu dem neuen Kollaborator, der jetzt bei der Mutter im Zeichen wohnte, in diesem Verhältniß. Darum wurde ich mit abgesandt, ihn und seine Mutter und Schwester zu bitten, an unserem kleinen Feste Theil zu nehmen. Die Mutter, eine würdige, milde, matronenhafte Erscheinung, sah bei unserer seltsamen Einladung zuerst wohl etwas verwundert und fragend zu ihrem Sohn hinüber — da er aber nickte, sagte sie für sich und ihre Tochter freundlich zu. Agathe lehnte am Klavier. Auch sie sprach gut und freundlich mit uns. Sie sagte zu, sie freue sich sehr darauf, von unseren schönen grünen Bergen etwas mehr kennen zu lernen. Aus ihrem Munde klang das Alles aber so ganz anders — auch das Alltägliche wurde zum Festwort.

Am Sonnabend Nachmittag — es ist mir Alles, was mit Agathe und Ifolan zusammenhängt, als wäre es gestern erst geschehen — ging ich mit Ifolan dort unten in dem kühlen Baumgange dicht an der Bäche langsam auf und ab. Ein befiederter alter Direktor hat diesen schattigen Weg vor allen andern geliebt — dem zu Ehren heißt er noch heute der „Jobelgang". Mir gingen Herz und Mund mal wieder über von Agathens Lieblichkeit und Güte — von meinem Besuch in ihrem Hause und der Vorfreude des morgendun Tags. Ifolan hörte mir still lächelnd zu. Da blühte es uns durch die Zweige des niedrigen Gebüsches so blütenweiß entgegen — goldene Loden leuchteten . . . ich preßte Ifolan's Arm und flüsterte: „Das ist sie!"

Agathe und die Mutter traten hinter den Sträuchern vor. Wenn ich das Ange schließe, seh' ich sie noch in diesem Augenblick lebensvoll vor mir — die schlanke, jelphenhafte Gestalt, von einem weißen Kleide mit blaßblauem Gürtel eng und weich umflossen. Das überreiche goldwellige Haar fiel in langen Ringeln tief auf die Schultern zurück. Eine einzige dichte blaue Schleife saß wie ein Schmetterling auf dem Goldschimmer. Den Strohhut trug sie in der Hand. Ich verfuche es nicht, Ihnen das engelreine, junge, schöne Gesicht mit den wunderbar großen, tiefblauen Augen zu zeichnen. Es wäre ein Frevel an diesem Wunderwerk der Schöpfung.

„Ein Sonnenstrahl — ein himmlischer Sonnenstrahl!" — hörte ich Ifolan mehrere Mal leise und wie unbewußt vor sich hin sagen, aber mit tiefer voller Herzenstönen.

Ja, darin haben Sie das ähnlichste Bild von Agathe: ein milder, leuchtender, begläubender Sonnenstrahl vom Himmel herab!

Ifolan ließ meinen Arm los. Wie im Gebet faltete er die Hände in einander; sa ließ er sie niederhängen. Ich sah ihm staunend in's Gesicht — ein eigener Glanz lag darauf. Sein großes, tiefsinniges Ange schien noch größer geworden. Leuchtend schaute er sie an, ohne mit der Wimper zu zucken — wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Er hatte nicht mal an die gewöhnliche Höflichkeit des Grüßens. Erst als ich mein Baret — wie wir es damals seit Kurzem nach dem Vorbilde der altdeutschen Burschenschaften trugen — zog, that er mechanisch dasselbe. Dann faltete er die Hände wieder ineinander und sah still vor sich hin in's Laubgrün. Er schien es nicht mal zu hören, was Alles ich in meiner Inabenhaften Begeisterung über sie sagte. Wie ernachend sah er sich plötzlich um, bis der letzte Flimmer ihres Gabhaars im Gebüsch verschwunden war. „Ein Sonnenstrahl — ein Sonnenstrahl!" sagte er immer wieder vor sich hin, und seine Stimme klang wie gebrochen vor Rührung. Mich und Alles um sich her hatte er vergessen.

„Sonnenstrahl — ja Sonnenstrahl muß sie heißen — sie ist ein Sonnenkind!" sagte ich glühend.

Da legte er seinen Arm um mich und seine Stirn auf meine Schulter — ich hörte ihn leise schluchzen.

Lärmend kam ein Trupp Alumnen von den Bergen niedergebrandt. Sie hatten Agathe von der Höhe bemerkt und wollten verfuchen, ihr zu begegnen — sie grüßen zu können. Sie forderten uns auf, mit ihnen zu kommen.

„Wißt Ihr, wie sie heißen soll?" rief ich stürmisch aus — „Sonnenstrahl!" — Ifolan hat sie so genannt."

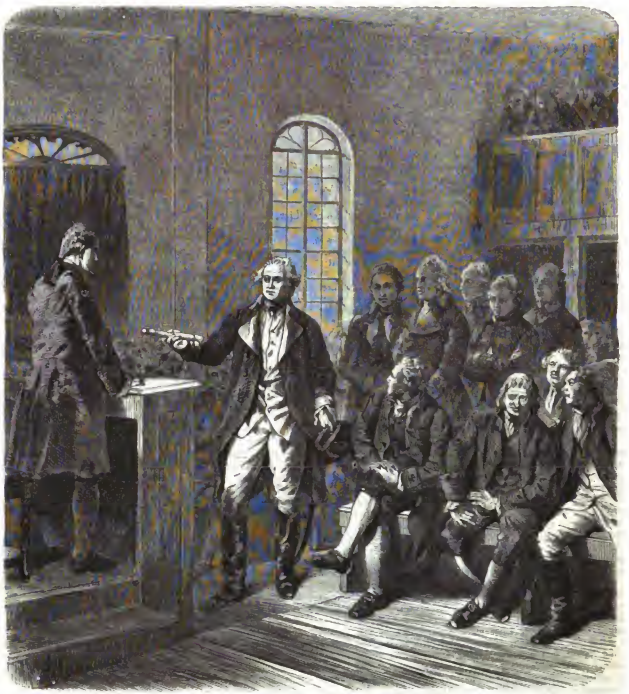
„Ja — ja — Sonnenstrahl — Sonnenstrahl!" jubelten sie auf und eilten weiter. Wie ich mich nach Ifolan umsah, war er im Walde verschwunden.

Als beim Dunkelwerden die Klosterglocke den nahen Schluß der Pforte meldete, war Ifolan noch nicht zurück. Das war bei ihm noch nie vorgekommen. Es fand Klostersperre auf ein Langeres Ausbleiben ohne Erlaubniß. Besorgt wartete ich auf Ifolan am Fenster. Heller Mondschein lag auf diesen Bergen und den Wegen, die zum Kloster führten. Endlich sah ich Ifolan hier auf die Klosterklippe treten. Er setzte sich auf drei Felsstück und sah unverwandt in den Zeichen hinab — ja, dort in jenem weißen Häuschen, hellen Garten sich den Berg hinanzieht, wohnte sein Sonnenstrahl. Noch war er im Kloster nicht vermißt, aber der inspizirende Lehrer konnte jeden Augenblick in unsere Zimmer treten. Ifolan schien das Alles vergessen zu haben. Ich gab ihm von meinem Fenster aus ein Zeichen durch den im Kloster üblichen Warnungspfiff — er hörte es nicht. Geschwind lief ich in das Zimmer eines Freundes, der nach dem

Digitized by Google

Klostergarten hinaus wohnte und in seinem Reisekoffer eine zierliche Strickleiter barg, die von den Lustigeren und Durstigeren zuweilen benutzt wurde, um nach Thoresschluß in der Krone noch ein tuplet Glas Bier zu trinken oder im Mondschein eine Bergpartie zu machen. Schulpforte „preßte" und preßt auf ähnliche Weise über die Klostermauern zu den durch weiland Meister Hemmerling weitberühmten und vielverspeiöten Kösen'schen Kuchen — Kloster Ilfeld „puffte" und puft zur solideren Cerevisia.

Ich kletterte an der Strickleiter hinunter und so schnell wie möglich zur Klosterklippe hinauf. Ifolan hörte mich nicht kommen. Ich schlang meinen Arm um ihn — da schrak er auf und sah sich um. Er war sehr bleich und in seinem dunklen Auge glühte es tief. Ich faßte seine Hand,



Washington's größte That. Washington nimmt seine Demission im Staatshaus zu Annapolis. Originalzeichnung von E. Koch. (S. 126.)

die braunte wie Feuer. Seine Stirn und das schwarzbraune lockige Haar waren feuchtkalt — und doch fiel kein Thau.

„Du bist es, Renatus?" sagte er.

„Ich komme, um Dich zu holen — Du hast ja Alles um Dich her vergessen, Ifolan: Kloster und Inspektion, Klosterarrest und Karcer ... um einen Sonnenstrahl!"

Er drückte mir heftig die Hand: „Laß uns nicht davon sprechen, Renatus, — das wäre Entweihung ihres Namens. Und jetzt wollen wir gehen, ich danke Dir, daß Du kamst, mich zu erinnern!"

„Ja, es ist die höchste Zeit, wenn wir unbemerkt wieder in's Kloster puffen wollen. Der Inspektionsbalte muß sogleich seine Runde machen. Ich habe übrigens Deine Lampe angezündet und den Horaz und Gevatter Schiller daneben aufgeklappt — auch für etwas Tabaksrauch habe ich gesorgt. Das ganze Arrangement macht sich sehr plausibel. Doch

Digitized by Google

jetzt komm' über die Gartenmauer — Methuſalem's Strickleiter wartet auf uns!"

„Auf mich nicht, Renatus. Ich kann unmöglich dieſen Tag — dieſen wunderbar reichen Tag mit einem Unrecht ſchließen ... das wäre eine Sünde, eine große Sünde an ihr. Ich werde vorn an der Kloſterpforte ſchellen."

„Und morgen Kloſterarreſt haben — morgen, wo Sonnenſtrahl uns Andern auf der Waldpartie leuchten wird? Sei nicht thöricht, Jolan!"

Das Hans-Sachs-Denkmal nach dem Modell von Bildhauer Kramſier. (S. 125.)

„So kennſt Du mich immer noch nicht?"

„Ja, ja — aber jetzt biſt Du eigenſinnig — nun, ſo bin ich's auch. Ich gehe mit an die Pforte und laſſe mich vom Pater Pförtner mit Dir dem Director melden und morgen ..."

„Nein, Renatus, das wirſt Du nicht thun, ich würde ſonſt morgen keine ruhige Stunde haben. Willſt Du das? — Sei ein guter Junge und komm'!"

Konnte ich anders? Ich folgte ihm an die Strickleiter. Er hielt ſie

Digitized by Google

muten, während ich hinausflatterte. Ich hat ihn auch nicht mehr, denselben Weg einzuschlagen. Ich konnte ihn ja: das, was er einmal als das Richtige erkannt hatte, hielt er bis zum Aeußersten fest. —

Isolan lautete wirklich an der klosterfrauste. Staunend öffnete ihm der alte Kalfaktor. Trotz seiner sonstigen Strenge wollte er den Veteranenprimus nicht dem Direktor melden. Isolan bestand darauf. Der alte Herr empfing ihn mit weniger staunend — ein solcher Fall, daß sich ein Alumnus selber an's Messer liefere, wo ihm hundert Ausswege zu Gebote standen, war dem guten Direktor in seiner Praxis noch nicht vorgekommen. Isolan's einzige Entschuldigung, daß er weit in den Bergen umhergestreift sei, war bei ihm mehr als genügend. Seine Begnadigung glich einem Triumphe.

Noch lange hörte ich Isolan am offenen Fenster in die Nacht hinaus geigen — wunderbare Phantasieen, wie ich noch nie gehört hatte. Sein ganzes Spiel war ein jubelndes Aufschluchzen eines übervollen reinen und jugendwarmen Herzens. —

(Fortsetzung folgt.)

Washington's größte That.

Von **Ferdinand Pfau.**

(Vgl. S. 124.)

Der Frieden zwischen Amerika und England war am 20. Januar 1782 geschlossen und dadurch die Unabhängigkeit der jungen amerikanischen Republik von dem Mutterlande anerkannt worden. Wider alles Erwarten waren die dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika mit ihren damals nur 2,389,000 Einwohnern aus dem achtjährigen Kampfe mit dem mächtigen England als Sieger hervorgegangen. Erschöpft und unfähig zu neuen Anstrengungen, hatte sich das große Britterreich überwunden erklären müssen. Staunend hielt die Welt den Blick auf diesen so wunderbaren und bis dahin nahezu für unmöglich gehaltenen Vorgang gerichtet, und die Ahnung der ungeheuren Tragweite des großen weltgeschichtlichen Ereignisses, welches sich in den bis zum Beginn des Unabhängigkeitskrieges kaum beachteten englisch-amerikanischen Kolonieen soeben vollzogen hatte, durchzitterte die Völker. Allein mitten in dem Triumph des glorreich errungenen Erfolges war dem kaum erst begründeten Freistaat eine Gefahr erstiegen, welche, wenn nicht seinen Bestand, mindestens doch seine Regierungsform und ganze bisherige Entwicklung im innersten Nerv bedrohte, und die Wahrscheinlichkeit, daß auch Amerika dem Schicksal unterliegen möchte, welchem das Mutterland nach seiner Revolution von 1640 bis 1649 unterlegen war, schien sich nahezu bereits zur Gewißheit gestaltet zu haben.

Die Mittel Amerikas erwiesen sich durch den langen Krieg vollkommen erschöpft. Schon 1780 war das Papiergeld, mit welchem der Kongreß bis dahin seinen Verpflichtungen genügt hatte, in dem Verhältniß im Werthe gesunken, daß für 100 Dollars baar 4000 in Papier gezahlt werden mußten. Der äußersten Anspannung aller Kräfte war zugleich aber mit dem Friedensschluß die angemessene Möglichkeit genommen. Um nur den nächsten und dringendsten Bedürfnissen zu genügen, bedurfte die Union für das Jahr 1782 acht Millionen Dollars, doch die Vertheilung derselben auf die einzelnen Staaten hatte einen Baarertrag von kaum 180,000 Dollars geliefert. Die ganze Staatsmaschine gerieth bei diesem wahrhaft verzweifelten Finanzzustand in's Stocken, vor Allem aber stellte es ganz an Mitteln, die gerechten Forderungen der Armee zu befriedigen, welche sich einmal nur auf die Zusicherung großer Vortheile an Landund sonstigen Schenkungen angeworben befand und von der überdieß die meisten Truppenkörper seit vollen zwei Jahren keinen Sold erhalten hatten.

Auf das Drängen der Staaten waren nichtsdestoweniger die sämmtlichen Truppen abgedankt worden, allein die Offiziere wie die Soldaten weigerten sich, vor Befriedigung ihrer Ansprüche diesem Befehl zu gehorsamen. Armee und Staat standen sich so einander feindlich gegenüber, und bei dem beiderseitigen standhaften Verharren an dem einmal erhobenen Forderungen erhitzten sich die Gemüther immer mehr. Zum Schluß erfolgte, was unter diesen Umständen kaum ausbleiben konnte: die Armee von New-York kündigte dem Kongreß geradezu den Gehorsam auf, und die Armeen von Virginien und Nord- und Süd-Karolina theilten so vollkommen die von jener vertretenen Ansichten, nur auch deren Abfall mit jedem Moment erwarten zu müssen. Es gelang Achten so mühsam, dahin zu bringen, daß der Kongreß mitten im Winter seinen Sitz von Philadelphia nach der Hauptstadt von Maryland, dem kleinen Annapolis, verlegt hatte. Jeder Tag indeß brachte hier neue unglückliche Kunde. Das zum Schutz der Versammlung für die nächstgelegenen Landschaften erlassene Aufgebot der Miliz äußerte bei der allgemeinen Erschöpfung und Absparnung der Bevölkerung so gut wie gar keine Wirkung, mit der Flucht der obersten Behörde aus der Hauptstadt und diesen derselben Anstrengungen derselben war jedoch die Armee sich der ihr augenblicklich beiwohnenden Macht bewußt geworden, und es handelte sich bei derselben schon nicht mehr um das Verharren in der eingenommenen Stellung, sondern dieselbe schien täglich mehr geneigt und bereit, das Selbstbestimmungsrecht über den Staat und seine künftige Regierungsform in Anspruch zu nehmen.

Seit Anfang Dezember 1782 wußte man in Annapolis, daß zwischen den einzelnen Truppenkorps Unterhandlungen in diesem Sinne gepflogen wurden. Einige Tage darauf erfuhr man, daß der an der Spitze der Armee von New-York befindliche General Washington von den geheimen Komites des Heeres zur Uebernahme der Diktatur, oder überhaupt der Herrschaft über den neugebildeten Staat aufgefordert worden sei. Auch die Bedingungen, unter welchen dem General dieses Anerbieten gestellt werden sollte, verlauteten bald darauf. Die Armee, oder mindestens doch die Vorführer derselben, beanspruchten die Anerkennung, und wenn nicht die unmittelbare Befriedigung, doch die Sicherstellung ihrer Forderungen, wie die Beibehaltung einer stehenden Truppenmacht auch für den Frieden. Von da an indeß fehlten alle sereneren Nachrichten. Die virginische Armee hatte ihre Spitzen bis über die von New-York nach Annapolis führenden Straßen vorgeschoben und hielt den letzten Ort somit von dem Norden der Union vollkommen abgeschnitten.

Endlich am späten Abend des 11. Dezember war ein Bote des Generals in Annapolis eingetroffen. Die ein Lauffeuer durcheilte die Kunde davon die Stadt. Noch um Mitternacht wurden die Mitglieder des Kongresses von ihren Präsidenten Johann Hanson zu einer Sitzung zusammenberufen. Lautlos hatte die Versammlung der Mittheilung desselben. Doch mit der Verlesung der Depesche des Generals brach der Jubel los, donnergleich, unwiderstehlich. Der General hatte die von den geheimen Komites des Heeres ihm zugedachte Erhebung abgelehnt, doch nicht nur das, durch sein gleich klares wie entschiedenes Benehmen war von ihm zugleich die Stellung eines eigentlichen, öffentlichen Antrages dieser Art verhindert und die Armee schleunigst wieder zu ihrer Pflicht zurückgeführt worden. Niemand fand sich kompromittirt, die Offiziere wie die Soldaten aber erklärten sich geneigt, sich mit Landüberweisungen im Betrage ihrer Schuldforderungen, wie mit Zahlungsanweisungen auf die Zukunft begnügen zu wollen. Die so dem Kongreß gestellten Bedingungen konnten nicht gemäßigter und günstiger sein. Auch ward deren unbedingte Annahme noch in derselben Sitzung ausgesprochen.

Am 18. Dezember traf der Abschiedsproklamation Washington's an seine Armee in Annapolis ein. „Alle haben wir Theil gehabt an der Gründung dieser herrlichen Werkstätte der Freiheit," redete der General darin seine alten Waffen- und Kampfgefährten an, „an der Errichtung eines großen Staats auf dem Boden der Unabhängigkeit, an der Stiftung eines Zufluchtsorts für die Armen und Unterdrückten aller Völker und Religionen. Es ist uns, die wir durch Bürgerlichkeit im schönsten Beruf und durch den herrlichen Namen eines vaterländischen Heeres unsterblich gemacht sind, nichts zu thun übrig, als den letzten Akt des großen Schauspiels hindurch eine unwandelbare Festigkeit der Gesinnung zu bewahren, das Drama mit Würde zu beschließen, und mit dem Beifall der Menschen und des Himmels, welcher bis hierher unser Betragen krönte, von der Bühne abzutreten."

Noch zweifelten Viele an der Wirklichkeit des ganzen Vorgangs, wie an der wahren Gesinnung des Generals. Die Handlungsweise desselben ersahen in der That ja auch so grob, so edel, so völlig von allem bisher in andern Ländern Erlebten abweichend, um diese Zweifel wohl gerechtfertigt finden zu lassen. Indeß mit dem 23. Dezember 1782 trat der Mann, der eben noch erst eine Krone ausgeschlagen hatte, in den Saal des Kongresses zu Annapolis, einfach, ohne jeden Prunk, in dem stets von ihm getragenen blauen Frack und nur von seinen Adjutanten und nächsten Untergebenen begleitet. In schlichten, schmucklosen Worten dankte er der Versammlung wie dem Lande für das Vertrauen, das Beide ihm so lange und auch in den schwierigsten Lagen bewiesen hätten. Nur in der Erinnerung an seine Waffengefährten erhob sich seine Rede zu einem begeisterten Aufklang. Von sich selbst äußerte er kein Wort, er bat nur, ihn mit der Niederlegung seines Kommandos, das er nach Erfüllung der ihm überwiesenen Aufgabe hiermit in die Hände seiner Auftraggeber zurückstelle, wieder in die Einsamkeit und den friedlichen Schatten seines Landsitzes Mount Vernon zurückkehren zu lassen.'

Da, unwillkürlich unterworfen von solgerissen von dieser hehren und wahrhaft antiken Heldengröße, umdrängten ihn die Vertreter des nunmehr freisten Volkes der Erde. Der Saal des Stadthauses von Annapolis erhebte von dem Jubelruf, mit welchem diese schlichte Hoheit und dieser Sieg über die menschliche Natur begrüßt wurden. Fortan stand das Andenken der vereinigten Staaten von Amerika für alle Zeiten begründet. Für die Krone aber, welche er verschmähte, hat sich Washington für die Ewigkeit den Lorbeer und den noch unendlich selteneren und erhabeneren Eichenkranz der wahren Bürgertugend um die Stirne gewunden.

Digitized by Google

Como.

(Bild S. 124.)

Der Comersee hat in dem Rangstreit der oberitalienischen Seen, die an Schönheit miteinander wetteifern, doch immer wieder den Sieg davon getragen, davon zeugen die zahllosen Villen, die an seinen Ufern errichtet worden und noch täglich errichtet werden. Den schönsten Blick über die Comergewässer bietet weitaus die Villa Ferbelloni von der Höhe ihrer köstlichen Parkanlagen. Vor uns breitet sich der nach drei Seiten hin sich dehnende See in seiner ganzen Schönheit aus. Unter dem jähen Fels, auf dem wir stehen, ruht das Wasser in durchsichtigem Lichtgrün, während es weiterhin blaulicher und tiefblau wird. Wir lassen, sagt Schlüter, die Blicke stundenweit an den hohen Seebergen hinschweifen, an deren Abhachungen Weingärten, Dörfchen in Maulbeer- und Feigenhainen und die weiten Parke der Villen bis in das Wasser hinabsteigen, das ihre marmornen Gruppen belohnt. Die Sonne scheint gemildert durch die Wasserma en zwischen Palmen und Cacteen, Pollanerien und Nielenaloen, unter den perlenden Blumen der am Gestein aufrankenden Asklepien auf und nieder. Das wuchert Alles so üppig im Freien. Alles in herrlicher Farbenpracht der Blüten und Blätter: anaufgefordert reicht die Natur dem Menschen Alles, was er zum Leben bedarf: Marmor, Eichen- und Cedernholz für seine Wohnungen, Wild aus den Bergen, Fische im See, Oel, Feigen, Honig, Trauben auf den sanften Hügeln zu seiner Nahrung, Maulbeerblätter für den Wurm, welchem er die herrliche Seide abgewinnt.

Die Stadt, die dem See ihren Namen gegeben, liegt in einem anmuthigen Thälchen, acht Stunden von Mailand, und datirt ihre Entstehung in die Zeiten der Griechen hinauf. Zerstört von den Rhätiern, wurde das Städtchen von den Römern wieder aufgebaut und von Scipio mit 3000 Einwohnern bevölkert. Como hatte sich im Mittelalter so mächtig emporgeschwungen, daß es mit Mailand rivalisiren wollte, aber dieß zerstörte es nach zehnjährigem Kampfe (1127). Friedrich Barbarossa baute es 1159 wieder auf und seitdem theilte die Stadt das Schicksal Mailands. Die Kathedrale (1396 begonnen und 1513 vollendet) ist ein schönes Werk des Renaissancestils und ganz aus Marmor erbaut. Seine Wände schmücken herrliche Gemälde von Luini und Ferrari. Auch die älteste Kirche der Stadt, Sant'Abbo, ist ein interessantes Bauwerk mit schönen Fresken von Camillo Procaccini. Neben dem Dome erhebt sich das Rathhaus (Broletto), das 1215 vollendet wurde, durch die eigenthümliche Verbindung verschiedenfarbiger Bausteine einen ganz seltsamen Effekt machend. Como zählt heute 18,000 Einwohner und treibt einen bedeutenden Leinwandhandel, der eines alten Rufes genießt und ehemals von den München ausgebeutet wurde, die in der Stadt mehr denn 18 Häuser besaßen. Im fünfzehnten Jahrhundert schickte Como allein nach Venedig 12,000 Stück Tuch, die auf 180,000 Dukaten geschätzt wurden. Der Seidenhandel verpflanzte sich im siebenzehnten Jahrhundert von Zürich nach Como, und diese beiden Industriezweige beschäftigen noch heute alle Stände in Como, das für die Fremden, die gesättigt von den Herrlichkeiten des Sees oder begierig, sie zu genießen, hier ankommen, nur ein Durchgangspunkt ist.

Hans Sachs.

(Bild S. 125.)

Wenn Einer Deutschland nennen
Und Deutschland lieben soll,
Wird man ihm Nürnberg nennen
Der edlen Künste voll:
Dich — nimmer noch veraltet
Du neue, fleiß'ge Stadt,
Wo Dürer's Geist gewaltet
Und Sachs gesungen hat ...

singt der Dichter über den Dichter, den Meister der Sänger im Zeitalter der Reformation, der trotz seines weit über Deutschland hinausgehenden Poetenruhms doch mit echt bürgerlichem Stolz seinem ehrsamen Handwerk treu blieb und sein Lebenlang in der schmalen Gasse Nürnbergs allsommerlich in der kleinen Laube vor der Thüre saß, Leder klopfte und Schuhe flickte und dabei die wundersamsten Reimgeschichten ersann.

Am Jahre 1494 in dem schönen, hochgegiebelten Nürnberg geboren, kam der junge Hans Sachs, armer Leute Kind, schon in jungen Jahren zu einem Schuhmacher in die Lehre. Sein sinnig Gemüth hatte aber bald kein volles Genügen mehr an dem eintönigen Handwerk. Während die Hand den Schusterhammer schwang und den Pfriemen durch das Leder bohrte, lustwandelte die junge Seele oft in den Zaubergärten der Phantasie. Aber der fröhliche Gesell verstand es nicht, diese luftigen Gebilde in bleibender Form festzuhalten. Diese Kunst lehrte ihn an Feierabenden der ehrsame Leinweber Nunnenbed, damals in Nürnberg der berühmteste Meistersänger. Aber bald hatte ihn der junge Schuhmacher weit überflügelt. Schon sein erstes Lied, ein geistlicher Gesang, mit vielen lateinischen Brocken aufgeputzt, erregte in der Zunft der nürnberger Sänger Aufsehen. Es ist wunderbar, wie überreich dem

.... nürnberger Schuhmacher und auch Poet dazu

seitdem der Born der Dichtung sprudelte — bis an seinen Tod im Jahre 1576, ohne daß er sein Handwerk, das ihn zu nähren wußte, darüber verstümmt hätte.

Hans Sachs hat und nicht weniger als 4200 Meisterschulgesänge, 208 Komödien und Tragödien, zu denen er den Stoff aus der Bibel, aus der Profangeschichte des Alterthums und Mittelalters nahm, 1700 Schwänke und 73 geistliche, Kriegs- und andere Lieder hinterlassen. Besonders begeisterten ihn Luther und die ganze erlebende Zeit der Reformation zu seinen köstlichen Liedern. Er begrüßte den Reformator mit seinem süßen unsterblichen Liede: „Die wittenbergisch Nachtigall" und sang, als diese Nachtigall nach dreiundzwanzigjähriegem weltverschütterndem, beseligenden Schlagen verstummte, ihr tieftraurig nach: „Klagredt' ob der Leich D. Martini Luthers!" — Alle Gesänge Hans Sachsens zeichnen sich durch Anmuth der Erfindung, durch treffende Sittenschilderung und köstlichen Witz aus. Welch' unübertreffliher, naiver Humor liegt nicht in den Fabeln vom „Frosch und der Maus" — dem „Zipperlein und der Spinne" und dem „ruhmsüchtigen Frosch und den Thierlein" — und welch' ein tiefer sittlicher Ernst voll echt deutschen Gemüthes in der angefügten Moral bei dem ruhmsüchtigen Frosch:

Derhalb so rühm' kein Mund Niemand,
Denn was er leib' mit eig'ner Hand
Mit wahrer Thad verbringen kann
Frei öffentlich vor Jedermann,
Und daß ihm wahres Lob erwachs,
Mit Fleiß Kunst daß lebt Hans Sachs

und bei dem Zipperlein:

Armuth das Zipperlein treibt aus,
Daß nur wohnt in der Reichen Haus,
Doch welcher Reicher ärmlich leb',
Das Zipperlein die Flucht auch geb'.
Derhalb so sind', wer lieben mag,
Daß das Zipperlein auf den Tag
Nicht bei ihm einkehr' und anbrach
Durch Ueberfluß; das rath Hans Sachs!

Und in Bezug auf Beschiedenheit könnten unsere heutigen Poeten von dem alten nürnberger Meistersänger auf dem Schusterschemel gar viel lernen. Er singt von sich und seiner Liebeslunst nur:

So manch Lied, das ich erdacht
Hat meinem Fremden Frend gemacht.

.... Die Meistergesänge des alten Hans Sachs sind fast vergessen; sie wollen nicht mehr recht in unsere moderne, reale Zeit hineinpassen. Wir denken kaum noch daran, daß die „wittenbergisch Nachtigall", die so oft ztirt wird, ein zündendes Wort des ehrsamen Schuhmacherd in Nürnberg war. Wir haben schier vergessen, daß das köstliche „Schlaraffenland", das und Alle in der Kindheit so sehr ergötzte, von Hans Sachs entdeckt und besungen ist.

Das aber sollten wir nicht vergessen, daß Hans Sachs einer der mächtigsten Esseine der alten Zeit ist, auf denen sich unser Zeitalter nach und nach aufbauen konnte.

Und Hans Sachs hat in dem ganzen großen, reichen Deutschland noch immer kein Denkmal!

Altvater Goethe hat wohl in seinem Loblede dem Altmeister Hans Sachs einen „Lichtkranz ewig jung belaubt" um's Haupt gewunden — aber er weist auch die „Nachwelt" darauf hin, dieß Haupt würdig zu schmücken.

Richard Wagner hat kürzlich dem alten nürnberger Schusterpoeten in seinen „Meistersingern" ein schönes musikalisches Denkmal gesetzt — aber das Denkmal von Erz oder Stein fehlt in unserer doch sonst so standbildreichen Zeit noch immer — — so aber das deutsche Volk will, nicht mehr lange.

Worms hat jüngst sein herrliches Lutherdenkmal erhalten und ganz Deutschland hat daran mitgebaut. Nürnberg gedenkt jetzt, zu seinem Albrecht Dürer auch seinen Hanß Sachs in Erz hinzuzufügen — und das deutsche Volk wird der alten schönen Stadt dauen helfen. Wie Hans Sachs seiner Zeit ein Sänger der Nation war, so muß dieß Denkmal auch ein Werk der ganzen deutschen Nation werden.

Im Modell ist das „Hans Sachs-Denkmal" für Nürnberg fertig. Die Meisterhand des nürnberger Bildhauers Krauster hat es geschaffen.

Digitized by Google

Wir geben unſern Leſern heute eine gelungene Abbildung davon. Die Koſten für den Erzguß ſind auf 20,000 Gulden berechnet — verhältnißmäßig eine geringe Summe für ein ſo ſtattliches Bildwerk — — aber dieſe Summe fehlt zum größten Theil noch.

Das gelöste Problem.

Originalzeichnungen von **Wilhelm Bogt.**

II.

Der erſte Verſuch.

„Um Gotteswillen, Frau, zieh den Zopfen 'raus, ich pumpere in eins weg an die Decke!"

Der fliegende Menſch.
Letzter Aufklärungs-Verſuch Seiner Excellenz Simon, Profeſſors der Aeronautik.

In einer andern Luftſchicht.
„Ach du mein Gott, jetzt bring' ich wieder den verdammten Zopfen nicht heraus!"

Die Frau Profeſſorin ſetzt ihren Mann im Monde.

„Um Gotteswillen ſchießen Sie nicht — ich bin der Profeſſor Simon!"

„Ich empfehle mich Ihnen."

Im Triumph.
Das Problem iſt gelöst.

Ende gut — alles gut.

Im Auftrage des „Nürnberger Ausſchuſſes für das Hans Sachs-Denkmal" bitten wir nun unſere Leſer: nach Kräften bauen zu helfen. Jener Ausſchuß wird auch die kleinſte Gabe mit Dank annehmen. Auch die Redaktion der „Illuſtrirten Welt" iſt gerne bereit, Beiträge zu übermitteln.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

IX.

Eine glückliche Erinnerung.

Etwa eine Woche nachher, ziemlich spät am Abend, trafen wir den Doktor im Wohnzimmer der Mistreß Parker, welche eben damit beschäftigt war, mit Hülfe ihrer Dienerin den Theetisch zu ordnen. Wie nun aber das duftende Getränke mit den dazu nöthigen Speisen auf dem Tische stand, entfernte sich die Letztere, und die liebenswürdige alte Dame besann sich also mit ihrem jungen Freunde allein.

„Sie sind länger ausgeblieben, als Sie im Sinne hatten," begann sofort der Doktor, dem die Ungeduld auf der Stirne saß, „und ich konnte es fast nicht aushalten. Aber nun zögern Sie auch keinen Augenblick mehr, meine Wißbegierde zu stillen, denn . . ."

„Halt, halt, mein Lieber," unterbrach ihn Mistreß Parker mit einem gutmüthigen Lächeln; „ich sehe wohl, was Sie drückt, allein Alles hat seine Zeit, und so lassen Sie uns zuerst unser Nachtessen beendigen. Ueberdem," sagte sie leise hinzu, „hatte ich es für am Platze, vorher, ehe ich Ihnen Bericht erstatte, meine Dienerin zu Bett zu schicken, und dieß kann erst geschehen, wenn sie den Theetisch abgeräumt hat."

Er mußte sich also gedulden, so schwer es ihm wurde, und eine Zeitlang hörte man nichts als das Klappern der Messer und Gabeln, untermischt mit einigen gleichgültigen Fragen und Antworten. Eine Viertelstunde später jedoch rief Mistreß Parker ihrem Mädchen, um den Rest der Speisen zu entfernen, und gleich darauf zog sich dieses in sein eigenes Gemach zurück.

„So, mein lieber Freund," sagte nun die Dame, „jetzt sind wir wirklich allein und brauchen nicht zu befürchten, daß man uns auch nur ein einziges Wort abhorcht. Man kann die Vorsicht nie zu weit treiben, besonders wenn es sich um Dinge handelt, welche man in diesem Theil unseres Vaterlandes nicht laut werden lassen darf, ohne die äußerste Gefahr zu laufen."

„Ja!" rief der Doktor. „Sie haben Wichtiges erfahren, Letty . . ."

„Ruhig, ganz ruhig," fiel ihm die alte Dame zum zweiten Male in's Wort. „Wir wollen Alles der Reihe nach vornehmen. Sie wunderten sich, daß ich statt eines oder zweier Tage fast eine ganze Woche ausgebliben hin; allein Sie müssen ja, wie schwer es hält, ohne Aufsehen zu erregen, mit einem der Hausſklaven längere Zeit unter vier Augen zu verkehren, und in der That ist es mir auch erst gestern recht gelungen, mit Letty nach Wunsch allein zu sein. Ueberdem wollte mich Miß Emily nicht fortlassen, weil sie mich so viel wegen ihrer Ausstyrer um Rath zu fragen hatte. In selbst heute wäre ich noch nicht fortgekommen, wenn ich nicht erklärt hätte, daß ich ein paar Tage brauche, um meine Toilette auf den vierten März fertig zu bringen."

„Ihre Toilette auf den vierten März?" rief der Doktor, im höchsten Grade erstaunt.

„Ja so," lächelte die Dame, „ich habe Ihnen, glaube ich, noch nicht mitgetheilt, daß Miß Emily am nächsten Sonntag, den vierten März, Hochzeit haben wird, und da bin ich natürlich auch geladen. Morgen bekommen Sie ebenfalls ein Einladungsschreiben, und Emily sowie ihr Vater haben mir es noch besonders an's Herz gelegt, Ihnen zu sagen, daß Sie unter keinen Umständen fehlen dürfen. Wir werden also am Sonntag früh zusammen hinfahren, oder wenn es Ihnen der Dienst nicht erlaubt, so kommen Sie am Mittag nach."

„Schon am Sonntag?" versetzte der Doktor gedankenvoll. „Das geht rasch. Ich habe geglaubt, erst Ende April oder Anfangs Mai werde die Feier stattfinden."

„Es war," entgegnete Mistreß Parker, „ursprünglich auch so bestimmt; aber Herr Casarbeau hat so inständig, daß Emily nicht mehr widerstehen konnte, und natürlich sagte dann Herr Beaujolais auch Ja."

„Natürlich," wiederholte der Doktor. „Er sagt zu Allem Ja, was seine Tochter von ihm verlangt; allein es will mich bedünken, er hätte klüger gehandelt, wenn er diesmal, oder vielmehr, wenn er von Anfang an zu dieser Heirath Nein gesagt hätte."

„Sie haben eine Abneigung gegen den Bräutigam Emily's," sagte Mistreß Parker nun ebenfalls gedankenvoll, „und ich getehe Ihnen offen, es geht mir beinahe ebenso. Sein ewig fal gleichbleibendes Lächeln und seine bis in's Ueberschwängliche gehende Zärtlichkeit gegen Emily scheinen mir nicht natürlich zu sein. Außerdem hatte ich ihn auch in manch' anderer Beziehung nicht für ganz offen und ehrlich."

„Sagen Sie lieber," erklärte der Doktor, „er sei ein verschmitzter Heuchler, so werden Sie das Wahre getroffen haben. Bei Gott, ich bedaure Miß Emily von Herzen, daß sie sich von dem glatten Gesicht und den noch glätteren Worten des jungen Manns hat bethören lassen."

„Sie gehen zu weit, lieber Doktor," hielt ihm Mistreß Parker entgegen. „Aber können Sie beweisen, was Sie sagen?"

„Leider kann ich es nicht," erwiederte der Arzt, „denn sonst würde ich Herrn Beaujolais gemarnt haben. Wenn übrigens meine Vermuthung, daß er in jener Nacht, wo ich nach Tomsinn gerufen wurde, sich mit dem Büttling Marigny ebenfalls dort befand — wenn diese meine Vermuthung, wie ich fast nicht zweifle, auf Wahrheit beruht, dann wäre der Name Heuchler für Herrn Eugen Casarbeau eine noch viel zu milde Bezeichnung."

„Hierüber," meinte Mistreß Parker, „hätte doch Ralph Mulgrave Auskunft geben können."

„Er hätte es können," entgegnete der Doktor, „aber er dachte viel zu edel, als daß er Einen von denen, die ihn verderben wollten, genannt hätte, und — — um es wird Ihnen ebenfogut bekannt sein, als mir, daß wegen jenes blutigen Excesses, in welchem fast ein Menschenleben verloren gegangen wäre, nicht einmal eine Untersuchung eingeleitet wurde."

„Wie gewöhnlich in solchen Fällen," bemerkte Mistreß Parker in etwas bitterem Tone, „und deßwegen sieht man auch alle Tage von Mord und Todtschlag. Doch wie geht es dem jungen Mulgrave? Man sagt, daß ihm aus seiner Verwundung keinerlei Nachtheil erwachsen werde und alle Welt strömt von Ihrem Lobe über."

„Ralph Mulgrave," meinte der Doktor, „hat eine gesunde, unverdorbene Natur, und diese half ihm über das Schlimmste hinüber. Heute konnte er bereits nach Mulgraceham gebracht werden, und ehe acht Tage vergehen, hat sich die Wunde geschlossen. Inzwischen übrigens, meine theuerste Freundin," drang er sofort in Mistreß Parker, „nunmehr haben Sie meine Geduld genugsam auf die Probe gestellt, und ich werde jetzt doch endlich erfahren dürfen, was Letty Ihnen anvertraute."

Eine kleine Pause trat ein, denn Mistreß Parker gab für den Augenblick keine Antwort, sondern legte sinnend die Hand an die Stirne. Dabei sah sie unverwandt ihre Augen immer glänzender und ihre Wangen überzog allmählich ein feuriges Roth. „Letty, Letty," sagte sie endlich, und in ihrer Stimme lag etwas wie Schwärmerei, „o welch' ein herrliches Mädchen ist sie, und wie unendlich sich dabei ich sie gewonnen!"

„Also nicht bloß ich, auch Sie," rief der Doktor, die beiden Hände der Dame ergreifend.

„Und," fuhr Mistreß Parker fort, „wenn Sie erst wüßten, mit welch' aufopferndlicher Liebe sie an Ihnen hängt! Mit einer Liebe . . . doch nein, hier ist nicht der rechte Ausdruck. Sie betet Sie vielmehr an und stellt Sie höher, als alle andere Menschen."

„Aber," drängte der Doktor von Neuem, „was haben Sie über ihre frühere Existenz von ihr erfahren? Sind neue Erinnerungen an ihre Kindheit in ihr aufgetaucht?"

„Ich verstehe," erwiederte Mistreß Parker, „ich verstehe es mit jedem Athem, ob er nicht einen Widerklang finde; aber was ich erfuhr, war nicht viel und doch wieder so unendlich viel."

„Weiter! Weiter!" rief der Doktor, als die Dame hier wieder inne hielt. „Sehen Sie denn die Fotterqual nicht, die ich ausstehe?"

„Freund," sprach nun Mistreß Parker in einem fast feierlichen Tone, „was ich erfuhr ist das, daß Letty so frei geboren ist, als Sie und ich, denn ich weiß jetzt wo sie geboren wurde. In New-York, in Ihrer eigenen Vaterstadt."

„In New-York!" wiederholte der Doktor tief aufathmend. „Konnte sich Letty dieses Namens deutlich erinnern?"

„Nein," erwiederte Mistreß Parker; „aber sie erzählte mir davon, daß sie einmal mit ihrer lieben Mama und mit ihrer Poll auf dem Wasser in einem Nachen spazieren fuhr, und daß sie da mit einem andern Schiffen zusammentrafen, in Folge dessen sie beinahe Alle in's Wasser gefallen wären. Es sei aber noch ganz glücklich vorübergegangen, ohne irgend größern Nachtheil. Nur sie selbst habe ihr Kinn aufgeschürft, so daß es heftig blutete, und die kleine Narbe, die von jenem Risse herrühre, sei jetzt noch sichtbar. So erzählte sie mir und zeigte mir auch gleich die kaum zwei Linien große Narbe, welche sich hart unter ihrem Kinne befindet. Nun trug ich sie, ob sie sich nicht mehre erinnere, wie das Wasser, auf dem sie gefahren, geheißen habe. Sie besann sich eine Weile und schüttelte mit dem Kopfe. Plötzlich aber stieg ihr die Röthe der Freude in's Gesicht und sie rief: Ich hab's, Northriver nannte man das Wasser."

Auch dem Doktor stieg jetzt die Röthe der Freude in's Gesicht, und seine Augen leuchteten wie zwei Sterne. „Northriver?" jubelte er. „Northriver sagte sie? Nun dann hat sie freilich in New-York ihre Kindheit verlebt, dann nur dort und nirgends sonst in der Welt wird der Hudsonfluß Northriver geheißen."

„Tiefelben Schluß zog auch ich," fuhr Mistreß Parker fort, „und das Wort Northriver ließ mich die ganze Nacht nicht schlafen. Nicht minder oft mußte ich an die kleine, kaum zwei Linien große Narbe unter dem Kinne denken, denn hierin liegt eine mächtige Handhabe."

Digitized by Google

Der Doktor war aufgestanden und ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. „Nur uns Beide," sprach er sodann in großer Aufregung, „ist es so klar wie das Sonnenlicht, daß Letty auf niederträchtige Weise durch ein Verbrechen in die Sklaverei gepreßt wurde, und ich schwöre es bei Gott dem Allmächtigen, daß sie nicht ruhen werde, als bis sie in ihre Rechte als freie Weiße wieder eingesetzt ist. Auch Sie, meine zweite Mutter, haben, daß weiß ich, in Ihrem Innern denselben Schwur gethan, aber . . . aber . . . Ha!" rief er plötzlich wie begeistert. „Ein Lichtstrahl blitzt in mir auf. Sollte es uns nicht gelingen, die Mutter Letty's, die schöne weiße Mama, von der sie sprach, ausfindig zu machen? Ich selbst will nach New-York; ich will die tiefe Kluft, die mich so lange von meinem Vater trennte, überspringen; alle Thüren will ich . . ."

„Halt, halt, mein lieber theurer Junge," unterbrach ihn Mistreß Parker, indem sie ihm sanft die Hand auf den Mund legte; „halt, so geht es nicht, sondern wir müssen einen andern Weg einschlagen. Auch ich dachte in der gestrigen langen Nacht darüber nach, wie wir die weiße Mutter Letty's, wenn sie eine solche hat, ausfindig machen könnten, und nun hören Sie mir zu, worin meine Gedanken endlich zusammenliefen, oder vielmehr hier lesen Sie, denn ich habe mir die Hauptsache aufgeschrieben."

So sprechend zog sie ein Blatt Papier hervor, und man kann sich denken, mit welcher Begierde er darnach griff; sowie er es aber auseinander schlug, drückten seine Züge eine nicht geringe Verwunderung aus, denn das Blatt enthielt nur wenige Zeilen, und sogleich blieb sein Blick einen Augenblick lang auf Frau Parker ruhen. Doch dieser Augenblick genügte, um sofort alle Zweifel, die in ihm aufsteigen wollten, zu beseitigen, und in der Sekunde wandte er seine volle Aufmerksamkeit dem Schriftstücke zu. Und merkwürdig — wie er die paar Zeilen durchflogen hatte, las er sie zum zweiten Male langsam und bedächtig durch, und je langsamer er las, um so mehr schien es, daß jede Zeile ihm aus dem Herzen komme. Endlich faltete er das Papier wieder sorgfältig zusammen und seine Augen strahlten, als er es zurückgab.

„Sie sind also mit mir einverstanden?" fragte Mistreß Parker.

„Ich war es immer und werde es immer sein," erwiderte der Doktor mit einem warmen Händedrucke. „Wenn die Mutter Letty's diese Zeilen liest, so muß sie augenblicklich erkennen, daß es ihre Tochter ist, und auf den Adlern der Liebe wird sie hierher eilen, um . . . Aber, nein, halt," verbesserte er sich plötzlich selbst, „so geht es nicht. Unter ihren eigenen Namen können Sie die Aufforderung nicht einrücken lassen, denn die Zeitungen New-Yorks kommen auch hierher, und Sie würden durch die Annonce in den Verdacht kommen, auf die Befreiung einer Sklavin auszugehen. Ja, Sie liefen Gefahr, als Abolitionistin angeklagt und am Ende gar in's Gefängniß geworfen zu werden!"

„Ich weiß es, Freund," nickte Mistreß Parker, „und werde daher diese Klippe umschiffen. Eine Freundin von mir, eine sehr vertraute Freundin, Missis Livingstone, eine Wittwe wie ich, mit der ich immerwährend in Briefwechsel stehe und auf die ich mich unbedingt verlassen kann, ist seit Kurzem aus Massachusetts, wo sie seither lebte, nach Hoboken bei New-York gezogen, und hat dort ein Landhaus angekauft. Dieser werde ich ausführlich schreiben, ohne ihr auch nur das Geringste zu verhehlen, und auf ihren Namen muß die Aufforderung eingereicht werden. Sie kann dann Aufklärung verbreiten, so gut als ich es selbst könnte, und daß sie dabei mit der größten Vorsicht zu Werke gehen wird, dafür will ich garantiren."

Wiederum war der Doktor vollkommen einverstanden und wiederum bestätigte er dieß durch einen Händedruck. „Wann werden Sie schreiben?" fragte er sodann.

„Morgen in aller Frühe," erwiderte Mistreß Parker.

„Dann," rief er, „kann können wir in acht Tagen — ha! denken Sie sich den Fall, daß die Mutter Letty's in acht Tagen hier wäre, um ihre Tochter zu reklamiren!"

„Freund," meinte Mistreß Parker in etwas bekümmertem Tone, „man kennt Sie kaum mehr, sobald die Sprache auf Letty kommt. Sie, der Sie doch sonst in Allem so besonnen, ruhig und überlegt auftreten, Sie geraathen da in ein Feuer, das noch ganz gewiß an Ihnen zum Verräther werden wird, und ich weiß bestimmt in der That nicht, ob ich es gestatten darf, daß Sie mich nächsten Sonntag auf die Hochzeit Miß Emily's begleiten."

„O, haben Sie keine Sorge," erklärte er. „Nur Ihnen gegenüber lasse ich meinen Gefühlen ihren Lauf. Da Sie mich aber darauf aufmerksam machen, daß ich mich zu wenig beherrsche, so werde ich mich jetzt doppelt in Acht nehmen, und gewiß, gewiß, Sie sollen am nächsten Sonntag mit mir zufrieden sein."

Damit hatte ihre Unterredung ein Ende und sie sagten sich sofort gute Nacht. Den andern Morgen aber schrieb Mistreß Parker einen langen Brief an ihre Freundin in Hoboken bei New-York, und der Doktor trug ihn selbst auf die Post, damit er sicher und prompt befördert werde.

X.

Die unterbrochene Hochzeit.

Am nächstfolgenden Sonntage — es war, wie ich weiter oben schon anbeutete, der 4. März des Jahres 1860 — fuhr Mistreß Parker in aller Frühe nach der Pflanzung des Herrn Beaujolais, um der Hochzeit seiner Tochter Emily anzuwohnen. Sie machte sich so bald auf den Weg, weil sie versprochen hatte, der jungen schönen Braut bei ihrem Anzug behülflich zu sein, und überdem gab es für das Fest selbst so Vieles anzuordnen, dem Herr Beaujolais allein nicht nachkommen konnte. Was Wunder also, wenn Letzterer inständig in sie gedrungen war, sich mit ihrer gewohnten Umsicht seiner anzunehmen, und wenn sie dieser seiner Bitte nunmehr bereitwilligst entsprach? Der Doktor fuhr nicht mit ihr, denn er mußte an diesem Morgen noch verschiedene Krankenbesuche machen, und namentlich tag ihm auch ob, bei dem jungen Ralph Mulgrave vorzusprechen, der zwar stark in der Genesung begriffen, aber noch immer nicht vollständig geheilt war. Er konnte also seine Freundin nur bis an den Wagen, neben welchem sein eigenes gesattletes Reitpferd hielt, begleiten, versprach ihr aber die nachmals, zur rechten Zeit in Beaujolais-haus einzutreffen.

„Auf Wiedersehen also," sagte Mistreß Parker, als sie sich in dem Gefährt zurecht setzte.

„Auf Wiedersehen," wiederholte der Doktor und bestieg sein bereitstehendes Pferd.

Etwa vier Stunden später treffen wir den Doktor auf dem Weg nach der Plantage des Herrn Beaujolais. Er kam soeben von Mulgravehaus, das er zuletzt besucht hatte, und auf seinem Gesicht lag ein heiter, nachdenklicher Ernst.

„Der arme Junge!" murmelte er halblaut vor sich hin. „Er bauert mich in der Seele, denn es ist nur zu gewiß, daß er sie liebt. Woher käme sonst seine heutige Aufregung, die sich bis zum förmlichen Fieber steigerte? Nun gewiß von der schon beinahe ganz geschlossenen Wunde nicht, sondern von der Nachricht, daß die schöne Emily heute Hochzeit macht. Armer, armer Ralph! Ja, und ich darf wohl hinzusetzen: arme, arme Emily! Du liefest Dich von der glatten Zunge jenes Cafardeau beschwatzen, und der wackere Ralph wurde von der Zeit an nicht mehr beachtet, da dieser geschmeidige Ziergsse sich in Deines Vaters Hause einzunisten wußte."

Solche Gedanken beschäftigten den Doktor und er ließ daher seinen Pferde den Zügel, um desto besser träumen zu können. Gelegentlich, als er noch etwa eine halbe Meile von Beaujolaishaus entfernt war, schaute er auch auf seine Uhr, aber sie zeigte erst wenige Minuten nach zehn Uhr, und die Trauung sollte um elf Uhr stattfinden. Er hatte also noch beinahe eine Stunde vor sich und brauchte sich nicht zu beeilen. Doch plötzlich, wie er aufschaute, sah er einen Gegenstand, der ihn sehr beunruhigte, denn dieser Gegenstand war ein Reiter, welcher in schwindlicher Carrière auf ihn zusprengte.

„Bei Gott," rief er, „das ist Scipio, oder meine Augen sind über Nacht trübe geworden. Solche Sorte Burschen wohl mir entgegengeschickt werden, gerade wie vor vier Wochen, als Miß Emily den bösen Fall that!"

Er gab seinem Pferde die Sporen, um beste baldher mit dem Reiter zusammenzutreffen, und in der That, es war Scipio, der sogleich sein Thier parirte, als er den Doktor erreicht hatte.

„Ha!" rief der Letztere erbleichend, denn er sah sogleich, daß irgend ein schwerer Unglück vorgefallen sein müsse. „Ha! Scipio, was ist geschehen?"

„Schnell reiten, Massa Doktor," schrie Scipio, über dessen Stirne dicke Schweißtropfen rannten; „sehr schnell reiten! Galopp, Galopp! Missis Parker mich schicken und mir sagen, daß Massa Doktor diesen Weg von Mulgravehaus her kommt!"

Der Doktor erbleichte noch mehr und eine schlimme Ahnung ergriff ihn. „Um Gott," sprach er, „ist Letty . . . ha, wußt Du endlich reden, Mensch, was ist geschehen?"

„Ned" ja schon," keuchte der Schwarze. „Mich nur vorher zu Athem kommen lassen. Buckra Beaujolais wieder einen Anfall bekommen und zu Boden gestürzt wie ein Mehlsack. Wird jetzt schon ganz todt sein!"

Die letzten Worte hörte der Doktor schon nicht mehr, denn sowie er verstand, um was es sich handle, trieb er sein Pferd an und sprengte mit Windeseile dem Herrenhause zu. Er erreichte es auch in wenigen Minuten und den Augenblick nachher befand er sich in dem Schlafzimmer des Herrn Beaujolais.

Der Doktor behandelte den Letzteren, wie der Leser weiß, schon seit längerer Zeit, und deßwegen kannte er auch seine Natur durch und durch. Eben aber diese genaue Kenntniß ließ ihn das Aergste befürchten, denn Herr Beaujolais war schon zwei Male, zuerst von einem leichten und dann von einem ziemlich schweren Schlaganfall betroffen worden, und es stand

daher sehr in Frage, ob er einen breiten Anfall aufzuhalten im Stande sein werde. Wenn nun übrigens der Doktor dieß schon zum Voraus bezweifelte, so war der Anblick, der sich ihm jetzt darbot, ganz und gar nicht geeignet, seine Befürchtungen zu zerstören, denn Herr Beaujolais lag bewegungslos auf einer Ottomane ausgestreckt, und sein Gesicht hatte jene erdfahle Farbe angenommen, welche gewöhnlich den Todeskampfe vorauszugehen pflegt. Auch athmete er kaum hörbar, und nur die Brust hob sich von Zeit zu Zeit konvulsivisch.

Welcher Gegensatz nun zwischen diesem halbtodten Manne und denen, welche um die Ottomane herumstanden! Die Tochter, Miß Emily, Orangenblüte im Haar und in ein prunkendes Atlasgewand gekleidet, über welches die feine weiße Brautschleier fast bis auf den Boden herabwallte! Ihre Cousinen ebenfalls in blendend weißen Anzuge, mit Gold und Edelsteinen überladen und das Haar duftend von wohlriechenden Oele! Alle übrigen Anwesenden in ähnlicher Festkleidung und mitten unter ihnen der Geistliche im feierlichen Ornate! Wie hätte es aber auch anders sein können? Die Uhr zeigte ja bereits auf Elf, und genau um elf Uhr hatte die Trauung Herrn Cafardeau's mit Miß Emily stattfinden sollen.

Das erste, was der Doktor that, war, daß er alle Anwesenden bat, das Zimmer zu verlassen. „Auch Sie, Miß Emily," sagte er zu der in Thränen gebadeten Tochter; „ich werde Sie aber später wieder rufen, wenn Ihr Vater zu Bette gebracht ist. Bitte, Mistreß Parker," flüsterte er dann Letzterer zu, „nehmen Sie sich ihrer an und schicken Sie mir sogleich die alte erfahrene Monika, da ich ihrer Beihülfe nothwendig bedarf."

Den Anordnungen des Arztes mußte natürlich Folge geleistet werden, und im Augenblick wurde das Zimmer leer. Nicht minder schnell stand die alte Monika, ein Erbstück in der Familie, welche als Wärterin in Krankheitsfällen sehr gute Dienste zu leisten verstand, an des Doktors Seite, und sofort ward der Kranke zu Bette gebracht. Eine Minute darauf hatte der Arzt bemerken eine Ader geöffnet und das Blut floß, doch nicht mit der Lebendigkeit, welche der Doktor gewünscht hätte.

„Glaubt Massa Doktor, daß Bucko davon kommt?" fragte die alte schwarze Dienerin, indem sie zugleich den Kranken scharf beobachtete.

„Es ist möglich," erwiederte der Arzt, „aber sie gewiß kann ich es noch nicht sagen. Doch jetzt geh', Monika, und koche einen dicken Senftrieb, so scharf Du ihn bereiten kannst."

„Gleich, Massa Doktor," sagte die alte Negerin, den Kopf bedächtig schüttelnd. „Aber Monika meint, Bucko nicht mehr gesund werden. All' zu schwarz Blut und Schlagenfall gen wieder kommen. Arme Miß Emily!"

„Sie wird wohl recht haben," nickte der Doktor leise, als sie fort war, „denn es wäre wirklich ein Wunder, wenn er sich wieder ganz aufraffen würde; doch wollen wir wenigstens thun, was in unsern Kräften steht."

So that er denn auch in unermüdlicher Weise, und nach Kurzem schon bemerkten einige Anzeichen darauf hin, daß seine Anstrengungen doch nicht ganz ohne Erfolg sein würden. Das Starre und Erdfahle nämlich in dem Gesichte des Kranken fing an sich zu verlieren, und noch erfreulicher war das, daß die Brustkrämpfe aufhörten. Jetzt ging der Doktor, Miß Emily zu holen, damit sie sich wenigstens einigermaßen beruhige; doch erlaubte er ihr nicht, ihren Platz im Krankenzimmer für beständig zu nehmen, und noch weniger gestattete er ihrer Jemanden, nicht einmal Herrn Cafardeau, den Zutritt in dasselbe. Zu selbst in den anstoßenden Zimmern durfte sich Niemand aufhalten, denn, sagte der Arzt, der Patient bedarf der unbedingtesten Ruhe und Stille."

So vergingen beinahe vier Stunden, und während dieser ganzen Zeit lag der Kranke immer ohne Bewegung, dem Anscheine nach schlummernd. Jetzt aber, nachdem der Doktor bereits alle seine Mittel erschöpft hatte, schlug Herr Beaujolais plötzlich die Augen auf und sein Blick zeigte, daß er zum klaren Bewußtsein erwacht war. Auch versuchte er es, sogleich zu sprechen, aber dieß gelang ihm nicht, sondern er brachte nur einige unartikulirte Töne hervor, und endlich noch ziemlich deutlich das Wort Emily.

„Also doch eine Lähmung," murmelte der Doktor, „und hiebei wird es nicht einmal bleiben. Ich will," fuhr er dann laut fort, „ich will Ihnen Ihre Tochter sogleich herbeirufen, aber Sie müssen mir versprechen, ganz still liegen zu bleiben und auch die geringste Aufregung zu vermeiden. Monika," wandte er sich darauf an die alte Dienerin, „fahre ununterbrochen mit den Einreibungen fort, die Einreibungen auf der Brust aber unterlasse von jetzt ab."

Nachdem er diese Anordnungen getroffen ging er fort, um Miß Emily zum zweiten Male aufzusuchen. Zugleich auch in der Absicht, nachher dem Kranken mit eigenen Händen in der Küche einen Trank zu bereiten, den er jetzt, nachdem derselbe zu sich gekommen, für zuträglich hielt. Sein Weg — die Zimmer der Miß lagen am entgegengesetzten Ende des geräumigen Hauses — führte ihn zuerst durch die große Halle in den Speisesaal, von da durch das Musikzimmer in die Bibliothek, und beide, der Speisesaal sowohl als die Bibliothek, weckten eigenthümliche Gedanken in ihm. Im Speisesaal nämlich standen die Tische, an denen das Festessen nach der Trauung hätte stattfinden sollen, zum Theil noch gedeckt und die Dienerschaft war eben damit beschäftigt, das Silbergeschirr zu entfernen. In der Bibliothek dagegen mußte er hart an dem Altare vorbei, an dem man daselbst improvisirt hatte, und unwillkürlich blieb er einen Augenblick davor stehen. Da hörte er in dem anstoßenden Rauchund Trinksalon, dessen Thüre weit offen stand, laute Stimmen, und wie er diese hörte, fuhr es wie ein Blitzstrahl über ihn. „So wahr ich lebe," flüsterte er vor sich hin, „dieselben Stimmen, die ich in jener Nacht in Tomsinn hörte, und welche mir damals gleich so bekannt vorkamen, obwohl sie ziemlich gedämpft sprachen." Masch drehte er sich um, der offenen Thüre zu und — jetzt wußte er gewiß, wer die Sprechenden seien. An einem Tische nämlich, auf welchem verschiedene Flaschen standen, saß Herr Cafardeau mit seinem Freunde William Marigny, einem modischen jungen Manne von vielleicht kaum dreißig Jahren, dessen Gesicht aber einen keineswegs angenehmen Eindruck machte, und Beiden, besonders aber dem Herrn Marigny, saß man es an, daß sie sich einem Zustande näherten, der gewöhnlich mit dem Namen Trunkenheit bezeichnet wird. Augenblicklich trat daher der Doktor wieder zurück, um seines Weges weiter zu gehen, allein es war zu spät, denn die Beiden hatten ihn natürlich ebenfogut zu Gesicht bekommen, als er sie, und sprangen sofort auf, sowie sie ihn sahen.

„Gott verdamme mich, Doktor," schrie Marigny, „wenn ich Sie vorbeigehen lasse, ehe Sie einen Trunk mit uns gethan haben."

So sprechend füllte er ein frisches Glas bis an den Rand und trug es dem Doktor entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod auf's Stichwort.

In der Kanzlei des magdeburger Stadttheaters saß der Direktor Gotzlowsky an seinem Schreibepult und multiplizirte, dividirte und addirte, daß ihm der Schweiß aus allen Poren quoll, indeß sein Mitdirektor Fabricius in Gedanken versunken auf und ab durch's Zimmer schritt, und nur hin und wieder einen scheuen Blick auf seinen Compagnon am Schreibtisch warf.

„Die Piccolomini's; 40 Thaler; — „Wallenstein": 35 Thaler; — „Jungfrau von Orleans": 50 Thaler; — „Braut von Messina": 15 Thaler 4 Groschen; das Gotzlowsky auch der Kontrole. „Schöne Bescherei!" einnahme das! Der Teufel soll ihn holen, Dienen Zambesschmied Schiller!" rief er ingrimmig die Hände ballend. „Man bringt sie nicht in den Kopf, und sie bringen nichts in die Kasse, die verdammten Jamben! Sokrammelt, sie werden uns noch ruiniren, die dummen Stück!"

„O großer Schiller vergib ihm, denn er weiß nicht, was er spricht!" murmelte Fabricius halb für sich. „Er ist ein ehrlicher Gimpel, der den Adler stärkert, weil er in Einfalt seinen König nicht in ihm erkennt."

„Und heute wieder „Don Carlos", der langweilige Prinz, mit dem man seinen Kaker in's Theater lockt! Sakramentli, warum gibt nicht „Rinaldo Rinaldini", „Judel schlafende Jungfrauen", „Rochus Pumpernickel", „Dorfbarbier", „Donauweibel", „Teufelsmühle" und andere gute Stück? Warum muß das Publikum immer Jamben fressen von Schiller?"

„Weil Schiller und Goethe als Reformatoren auf die Bühne getreten sind, um den Hanswurst und Kätzperle zu verdrängen, das alte Affentheater zu zerstören, und auf dem gestürzten Bauplatz eine Schule zu gründen für Geist und Herz."

„Was Schule für Geist und Herz!" schrie Gotzlowsky, indem er auf seine Kassette trommelte. „Wir brauchen eine Kotschule für den Magen, denn der fängt schon an zu bellen bei unserm Geschäfte! — Unsere Kasse ist leer wie eine Lustpumpe, — wer wird die Gagen morgen zahlen, he?"

„Es muß Geld aufgetrieben werden um jeden Preis! Im vorigen Monat habe ich mein Silber und meine Ringe verkauft, um die Gagen zu decken, — diesmal weiß Du helfen müssen, denn ich bin arm wie eine Kirchenmaus, Herr Bruder!"

„Geld auftreiben, Geld auftreiben, aber wo?" spruhelte Gotzlowsky, „bei Dienem Zambesschmied Schiller etwa, der selbst am Hungertuche nagt? Christen und Juden in Magdeburg borgen uns keinen Heller mehr, und wenn uns morgen unsere eigenen Leute nicht kreditiren, werden wir die Bude zusperren müssen, Herr Compagnon."

„Verstehe ich recht? Du willst die Gagen schuldig bleiben morgen?" rief Fabricius erbleichend. „Nur das nicht, Gotzlowsky, nur das nicht, denn dann allmächtigen Gott, ich würde diese Schmach nicht überleben!"

Digitized by Google

„A ha, es bleiben ganz andere Theaterdirektoren ihre Gagen schuldig, und streben nicht daran, warum gerade Du?“ entgegnete lachend Gostowsky. „Aber um Dich nicht sterben zu lassen in solcher Schmach, will ich es versuchen, den Kommerzienrath Hollbach als Freund in der Noth zu werben, und ihm als Handgeld eine Lagerlarte bringen. — Der Mann ist reich wie ein kleiner Rabob und hat sich zu unserm Protector aufgeworfen. Vielleicht hilft er uns mit ein paar hundert Thalern aus der Klemme. — Apropos — Ausführer ist plötzlich krank geworden und kann heute nicht inspiziren. Bestelle einen andern Inspizienten, damit Dein Don Carlos keine Pobe schießt.“

„Ich selbst will heute inspiziren!“ rief rasch und fast unheimlich Fabricius. „Vertritt Du mich beim Kommerzienrath dafür!“

„Gut, verstillt, Ihm, mein glaub nach der Gaukler bringe ich Dir den Rapport auf die Bühne, damit Du in Deiner Herzensangst nicht ein paar Dutzend Jamben in die Verfenfung fallen läst!“ sagte wieder gut gelaunt der praktische Theaterdirektor, und die beiden Freunde trennten sich mit herzlichem Händedruck, — der Eine, um den Kommerzienrath Hollbach zu besuchen, der Andere, um sich zur Funktion des Inspizienten in dem Trauerspiel „Don Carlos“ vorzubereiten.

Die Ouverture hat begonnen.

Ihre Majestäten der König und die Königin, Seine königliche Hoheit der Infant von Spanien, Herzog Alba und Marquis Posa stehen hinter den Coulissen und plaudern fröhlich und gemüthlich mit einander, beim der Gagentag ist morgen, und das ist ein Tag, dem selbst der düstere Philipp entgegenschmunzelt, denn Seine Majestät haben eine Ebole zu verfergen, und schon vor acht Tagen den letzten Silberling mit ihr verpulpt.

Ihre Majestäten und Hoheiten sind von Schuster und Schneider, Spezereiwirth, Kaffeesieder und andern Großmächten, die sie in Belagerungszustand versetzt, und Alle freuen sich des nahen Tages der Erlösung.

Direktor Fabricius steht mit dem Szenarium in der Hand am Pult des Inspizienten, ordnet die Requisiten, deren er bedarf, und scheint auf das Geschwätz der gagesstätigen hohen Herrschaften wenig oder gar nicht zu hören.

Wohl zwanzigmal hat er in Gostowsky's Wohnung gesichtet, und eben so oft die Meldung empfangen: „Noch nicht zu Hause!“

Endlich erschient der schuhsuchtsvoll Erwartete selbst, aber mit langem Gesicht, in welchem sich eine geldweiterte Hoffnung spiegelt.

Er tritt zum Pulte des Inspizienten und flüstert diesem leise in's Ohr: „Nichts ist's mit dem Rabob! Der Kerl ist kalt wie ein Fisch, und borgt und nicht einen blanken Groschen!“

„Die Ouverture ist zu Ende! An die Plätze, meine Herren und Damen!“ schrie der Inspizient, und der Vorhang rollte in die Höhe.

In ängstlicher Hast entsprang Gostowsky dem ihm so verhaßten Jambengeklapper, lubch sein Compagnon besonnen die Requisiten vertheilte, die Statisten ordnete, jedem Schauspieler sein Stich- oder Schlagwort in's Gedächtniß rief, und mit der größten Aufmerksamkeit die Darstellung übermachte.

Im Zwischenakt lud er vorsichtig selbst die Pistole, durch deren Kugel im vierten Akte der edle Marquis Posa fallen sollte.

Bis zu diesem Moment verwandte Fabricius kein Auge vom Szenarium.

Von Akt zu Akt, von Szene zu Szene folgte er mit vollkommener Seelenruhe dem Gange der Handlung, bis zu jener großen letzten Szene zwischen Posa und Don Carlos.

Und als der königliche Meuchelmörder aus dem Hinterhalte Feuer kommandierte, fiel der Schuß, doch mit dem Schuß nicht nur der Marquis Posa, sondern auch der inspizirende Theaterdirektor Fabricius.

Er hatte sich auf's Stichwort die Kugel durch den Kopf gejagt.

Alles und Neues.

Ein vierhundertjähriges Friedensjubelfest. Am 16. August d. J. feierte die Stadt Waldshut in Baden, am rechten Ufer des Rheins zwischen Schaffhausen und Basel, ein denkwürdiges Fest: die vierhundertjährige Jubelfeier des waldshuter Friedens. Im Jahre 1468 nämlich gab es in der schweizerischen Eidgenossenschaft die Bildche fund, die Bafelstadt in Vorderösterreich zu verderben, um in derselben eine Sicherungsstadt für den neuerworbenen Stand Schaffhausen längs dem Rheine zu gewinnen, überhaupt aber nach dem Gfisch hin, wo Waldshausen schon ein zu gewandter Ort war, ihren Einfluß und ihre Herrschaft auszudehnen. Namentlich wirrte für diese Politik der Stand Bern, dessen Regierung es an weittragenden und gut kombinierten Plänen zu Zeiten nicht fehlte. Der wichtigste Platz dieser vorderösterreichischen Besitzungen war damals Waldshut. Den Bernund zum Kriege gaben Neckereien und Schikanereien des landgrässlichen Adels und bald lagen jeschwindausend Eidgenossen mit berner und züricher Geschütz vor Waldshut und bedrängten die unter Ritter Werner von Schönen tapfere, sich wacker wehrende Besatzung hart. Ein von kriegslustigen Kaiserlichen verstärkter Entsatzmannschaft aus Unzulänglichkeit der Mittel und Kräfte, schon herrschte nach monatlanger Belagerung Mangel und Noth, da wurde durch den Markgrafen Albrecht von Baden Frieden, der Stand Bern, der Dembspiel und die Stadt Basel, sowie durch die Stadt Rürnberg der Friede vermittelt und Waldshut befreit. In Ehren hielt Freiburgmiles wird nun alljährlich in Waldshut ein Fest begangen, dessen vierhundertste malige Wiederkehr in diesem Jahre in Verbindung mit dem oberbadischen Kreisschießen besonders pomphaft ausfiel. Tausende von Menschen waren herbeigeströmt. Der Festzug in dem noch ganz mittelalterlichen Städtchen am grünen Rheine mit den malerischen Trachten- und bilderreichen Tuchten, den vielen Fahnen und Musikkorps, das Treiben bei den Volksbelustigungen und dem Schießen, bei einem ebenso prächtigen und farbenreichen als imposanten Anblick. Hauptsächlich ermahnenswerth ist die künstliche Armbrustarbeit schweizerischer Bürgerschützen aus Zürich, Bern und Luzern, welche in hervorragender Weise an dem fest Theil nahmen. Es fahren die Gabel heer, welche sich unter diesen Mauern vor vierhundert Jahren die Schädel eingeschlagen hatten, friedlich beim Mahle beisammen und tranken aus denselben Bechern. Ja, die Feinden ämtern sich auch mit in ihnen.

Klassischer Stil. Der Untergang einer Feuerversicherungs-Gesellschaft richtete an den General-Agenten folgendes klassische Schreiben: „Andel übersende Ihnen den Gasthofbesitzer M. Er ist borne massiv, hinten Lehmschwert. Auch besindet sich dabei ein Bäckerhaus. Er wollte sich bei der Pfandleiher rein; aber ich sing ihm. Ich kenne ihn schon. Denn er mal rein ist, geht er nicht wieder. — Wollen wer nicht mal wieder rein rücken lassen?“

Ein Polizeistückchen. Die feinen Nasen und genialen Kniffe der londoner Detektive (geheime Polizisten) haben einen Beitrag. Die berliner Polizei fängt an, ihnen bedeutende Konkurrenz zu machen. — In Berlin wird Bierstadt! Ein ein Stückchen von der Feinheit eines berliner Polizisten: Im August 1866 machte ein der Domäne zu Frauenburg zugehöriger Dreschsaal von 10,000 Thalern in baarem Geld- und Banknoten viel von sich sprechen. Es ließ sich keine sichere Spur des gestohlen ausgeführten Diebstahls auffinden. Nur ein unbestimmter Verdacht lag auf zwei Einwohnern Frauenburgs, von denen der Eine schon bald starb. Der Andere, der Gabwirth Schadt, lebte bisher in dürftigen Verhältnissen. Plötzlich gab er in diesem Sommer bedeutend viel Geld aus — weit über seine Einnahmen. Da tauchte der alte Verdacht wieder auf. Eines Tages langte nun bei unserm Polizeiamt ein berliner Weinreisender an, der dem Schadt und andern Geschäftsleuten Frauenburgs bereits in alter Geschäftsform angemeldet war. Er machte seine Besuche der Reihe nach, schloß auch mit dem Verdächtigen mehrere Weinlieferungen ab und sragte beiläufig im Laufe des Geschäftes, ob er ihm nicht Papiergeld einwechseln möchte, das er bei seiner baldigen Weiterreise leichter transportieren könne, was bereitwilligst zugesagt wurde. Der Reisende brachte nun Silbergeld im Betrage von mehreren hundert Thalern herbei, der Frauenburger zählte dagegen Papiergeld auf. Aufs Sorgfältigste untersuchte der Fremde die Papierscheine — und entpuppte sich dann plötzlich dem schreckenserregten Gabwirth als der Kriminal-Kommissarius Weber aus Berlin. Die Nummern des eingewechselten Papiergeldes stimmten mit dem gestohlenen. Sogleich wurde der Wirth verhaftet. Ein bei der Hausfuchung aufgefundener Brief beständigte sein Verbrechen.

Fremder: „Wie kommt es denn, daß Ihre Stadtuhr seit einiger Zeit gerade eine halbe Stunde vorgeht?“ — Wirth: „Ja Schatzens, seit unser Herr Stadtrath in Paris auf der Rouletteling gewesen, wo Alles so pruktisch ist, wie er sagt, haben auch wir die pariser Zeit angenommen.“

Schach.

(Redigiert von Jean Dufresne.)

Von Herrn **A. Billmeyer** in Göttig. Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 84:

Weiß.	Schwarz.
1) D. D 8 — D 5 f	1) C 7 — C 5.
2) D. D 5 — D 8.	2) C 5 — C 4 oder A.
3) D. E 3 nimmt C 4 f . . .	3) Beliebig.
4) Die Dame setzt Matt.	
A.	
2)	2) D 4 nimmt E 3.
3) D. D 2 nimmt C 3 f . . .	3) K. A 5 — A 6.
4) D. D 8 — A 8 Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 12.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Marton von F. Rothbart.

Ein erblichener Sonnenstrahl.

Eine ifflerder Klostergeschichte von Arnold Wellmer.

(Fortsetzung.)

Kaum war der sonntägliche Stachelbeerkuchen Mittags im Cönatel verschwunden, so eilten wir Alle auf den gemeinschaftlichen Versammlungsplatz hinter dem Krautengarten. Die jungen Mädchen und die wenigen Ehrenmütter und Ehrenväter waren noch nicht da.

„Wer wird der Glückliche sein, Sonnenstrahl zu führen?“ rief Einer. „Ich — ich — ich!“ überboten sich die Veteranen.

„Nein, laßt uns losen!“ sagte ein Anderer, der sonst wenig Aussicht für sich hatte.

„Sonnenstrahl gebührt dem Veteranenprimus — Ifolan allein kann unser Kloster würdig bei der Königin des Festes vertreten!“ rief ich.

„Ja, ja, Ifolan und Sonnenstrahl!“ sagten sie Alle — und fast ohne Neid.

Ifolan's schönes Gesicht leuchtete glühend auf, aber er hatte kein Wort der Erwiederung. Er hat auch nie den Namen Agathe oder Sonnenstrahl in Gegenwart der Andern genannt. Es war, als fürchtete er ihn dadurch zu beflecken.

Dann kamen die jungen Mädchen und Agathe mit der Mutter und dem Bruder. Sie trug wieder ein weißes Kleid mit blaßblauem Gürtel. Ich habe sie den ganzen Sommer nicht anders gesehen, als weißgekleidet — selbst wenn es geregnet hatte. Es war, als hafteten ihr der Erdenstaub gar nicht an, so blütenweiß war das Kleid stets — und doch sagte man, daß sie die ganze Woche hindurch dasselbe trug.

Sie grüßte freundlich und unbefangen und plauderte heiter mit den andern jungen Mädchen und einigen Scholaren, die sie schon bei ihrem Bruder gesehen hatte und die sich ihr jetzt auf alle Weise angenehm zu machen suchten. Einige Mal überflog ihr kindlich helles Lachen Alle. Ifolan hatte sich ihr noch nicht genähert. Er stand fern und schaute fast schüchtern zu ihr hinüber. Und dann plötzlich trafen sich ihre Augen ... Sie brach mitten in ihrem Lachen ab und glühte hoch auf. Sie hatte Ifolan wieder erkannt von dem Begegnen im Zobelgange her. Mit einem langen, tiefen, feuchten Blick sah sie ihn an. Sie schien nicht mal zu hören, was die Andern sagten. Und immer feuchter schimmerte es in ihrem Auge, bis an den Wimpern zwei große blitzende Perlen hingen ... da kam ihr ein Besinnen — sie ließ den Kopf auf die Brust sinken, daß die goldenen Locken ihr über das glühende Gesicht fielen.

Der Kollaborator stellte Ifolan seiner Mutter und Schwester vor. Ifolan war wieder sehr bleich geworden und vermochte sich nur stumm vor den Damen zu verneigen. Die Mutter fragte ihn freundlich Mehreres über die heutige Bergpartie. Da fand er Zeit, sich zu fassen.

Charlotte Birch-Pfeiffer. Nach einer Photographie, von C. Hartmann. (S. 185.)

Digitized by Google

Die kleine Gesellschaft war beisammen. Die Paare ordneten sich — stumm bot Isolan seinem Sonnenstrahl den Arm. Ein Zittern durchschütterte ihn, wie sie die Hand darauf legte. Ich ging dicht hinter ihnen mit meiner Helena, die sich die größte Mühe gab, auch wegen meiner langen Untreue zu vernichten. Aber es gelang ihr nur schlecht. Ich war auch heute nur kalter Ritter. Ich konnte kein Auge von Isolan und Agathe lassen — und das ohne Neid, ohne Eifersucht. Es war ein herrliches Paar. Lange gingen sie schweigend neben einander her — sie wußten es wohl kaum, daß sie schwiegen. Dann sprach Isolan zu ihr. Die Worte hörte ich nicht. Zuerst klang seine sonst so weiche und volltönende Stimme flockend und faul rauh, als müßte er sie unablässig aus der Brust lösen. Auch sie antwortete leise und schüchtern. Aber bald quollen ihre Worte voll und unaufhaltsam in einander, wie zwei brausende Ströme, die zusammenfließen. Das kindlich helle Lachen Agathens hörte ich den ganzen Nachmittag nicht wieder.

Nach der Klosterfeste blieb Isolan für das ganze kleine Fest Agathens Ritter. Er begegnete ihr nur mit der zartesten Ehrerbietung. Es war wunderbar, wie schnell auch die andern Scholaren den oft mehr als kecken Ton, den sie ungestraft den übrigen jungen Mädchen gegenüber wagen durften, gegen Sonnenstrahl in den respektvollsten änderten, wenn sie bei den Geselligkeitsspielen unter den Waldbäumen mit ihr in Berührung kamen. Und das Alles sah so unabsichtlich aus, als verstände es sich ganz von selbst. Agathe kannte oft wie in tiefen Gedanken da. Beim Spiel mußte sie sogar einige Mal erinnert werden. Nur wenn Isolan mit ihr sprach, schien jede Fiber in ihrem Gesicht warmes, quellendes, dürstendes Leben.

Nachher wurde auf einem grünen Wiesenplan unter den Bäumen getanzt. Wir hatten einige Musici aus Nordhausen kommen lassen. Agathe tanzte nicht. Der Arzt hatte es ihr abgeraten. So sieh die andern Scholaren auch bettelten — nur um einen kleinen, kleinen Versuch — sie dankte ihnen freundlich und blieb fest. Auf Isolan's Stirn lag ein heller, frohe Glanz und ich sah ihn einige Mal — wie unwillkürlich — zustimmend und lächelnd nicken. Er selber besaß ja diese Charakterfestigkeit.

Auch ein anderes junges Mädchen, die Tochter des Substituts, hatte noch nicht getanzt — sie allein fand keinen Tänzer. Sie hatte eine plumpe eckige Figur und ein unsicheres Gesicht. Im Klubsessel hieß sie „Frau Holle" — nach jener alten und häßlichen, aber milden und wohlthätigen Spinnerin in den Hazzmärchen — mit der langen Nase und den großen Zähnen und dem struppigen Haar, der Beschützerin der kleinen Moosweibchen gegen den wilden Jäger. Der armen Frau Holle standen die Thränen in den treuen blauen Augen — mit aller Gewalt hatte sie diese nicht längst zurückhalten können. Sie wußte wohl, warum sie für Niemand einmal Aufgehoben hatte. O, das ist gar schwer zu tragen für ein junges, großes, warmes Herz: von Niemandem geliebt, nicht einmal ein wenig gern gesehen und freundlich geduldet zu werden — viel schwerer, als sich die verwöhnten Glückskinder denken können. Alle andern jungen Mädchen glühten in Freude und Tanzlust — an die arme Frau Holle dachte Niemand. Selbst der großmüthige Isolan, der sich der Verlassenen doch sonst so oft schon freundlich angenommen hatte, schien heute für sie kein Auge — kein Mitleid zu haben. Er tanzte nicht; er konnte sich im Sonnenstrahl.

Die arme Frau Holle war nahe daran in lautes Weinen auszubrechen, als sie ihre übermüthig glücklichen „Freundinnen" die Köpfe zusammenstecken und nicht ohne Schadenfreude zu ihr hinüberschielen sah. Da fiel Agathens Auge auf das arme Mädchen. Sogleich ging sie zu ihr und nahm sieherweil ihren Arm und zog sie mit sich in den Wald. Isolan's Augen leuchteten stolz auf — es war ja ein Sonnenstrahl mehr in sein großmüthiges Herz, daß Agathe nicht weniger großmüthig fühlte. Als beide junge Mädchen nach einer Weile wieder aus dem Gebüsch traten, strahlten ihre Gesichter — und in diesem Glücksstrahlen ward die arme Frau Holle fast schön. Sie hatte in dieser Stunde eine herzige Freundin gefunden — o, wie dankbar war sie gute Frau Holle dafür! Agathe brachte die neue Freundin mit zu ihrer Mutter. Isolan konnte nun gar nicht müde werden, mit der glücklichen Frau Holle zu tanzen. Sonnenstrahl lächelte ihm dankbar zu. Dann kamen auch die andern Scholaren und baten Frau Holle so liebenswürdig, wie sie nur irgend konnten, um das „Vergnügen" eines Tanzes — durch Sonnenstrahls Freundschaft war sie schnell im Besitz gestiegen.

Am Spätem, gegen Mitternacht halbdunklen Zuniabend zogen wir durch das feuchtduftige Thal zurück — aus den grünen Quellwinkeln jubelten die Nachtigallen hervor — Johanniskäferchen glühten durch die Luft und leuchteten zauchzte die Bäche. Ein junges Paar folgte auf das andere — lachend und singend, flüsternd und tändelnd . . . wie's Jedem gerade um's Herz war. Isolan und Sonnenstrahl waren die Letzten im Zuge. Was Alles sie mit einander gesprochen haben, hat nur der laue Nachtwind erlauscht. Aber von der jungen seligen Liebe, die schon in Beider Herzen rein wie eine Blume blühte, ist kein Wort darin vorgekommen. Das Zauberwort ward erst lange nachher gesprochen. Noch lange höre ich es aber an jenem Abend meinen Isolan auf den wunderbaren Tönen seiner Geige in die Nacht hinausjubeln.

Isolan machte im Hause des Kollaborators seinen Besuch. Er sah am Klavier eine schöne Agathe lehnen. Auf seine leise Bitte spyte Agathe sich unbefangen und spielte eine alte tiefsinnige Weise und sang dazu:

Wie sind denn vielen Veilchen
Die Augen trüb' und müd',
Ich kann es nicht vergessen
Das alte bange Lied:

„Im Garten blüh'n und duften
Die rothen Röslein — o
Es zieht ein junger Knabe
Ein Mägdlein hold mit ihm.

Und wie die rothen Röslein
Bang zitternd fallen ab,
So senkt der arme Knabe
Sein junges Haupt ins Grab!

Tief traurig in die Welte
Ein bleicher Knabe sieht . . .
Ihm sind vom vielen Weinen
Die Augen trüb' und müd'."

Wie sie spielte — wie sie sang, läßt sich nicht beschreiben. Die seltene Kunst war das Geringste dabei — es war, als handelte sie ihre ganze reiche Seele in Tönen aus. Ich habe im Dom zu Berlin nach vielen Jahren einst eine rührend schöne reine Knabenstimme singen hören — das erinnerte mich bis zu Thränen an Agathens Gesang, obgleich ich sie ja nur das eine kleine Lied von der alten Buche im Walde singen hörte.

Mit gefalteten Händen und schluchzender Lippe und großen nassen Augen stand Isolan da . . . klang ihm das Lied von dem jungen Knaben prophetisch?

Auf ihrem Gesicht lag eine seuchte Blässe, als sie geendet hatte. Aber sie lächelte wie ein verklärter Engel.

„Für heute ist's genug, Kind," sagte die Mutter und strich ihr mit einem Tuch liebevoll über die Stirn. Zu Isolan fuhr sie fort: „Das Singen, und besonders dieß ihr Lieblingslied, ergreift Agathe immer so sehr, daß es mich bei ihrer leicht angegriffenen Brust oft schon besorgt gemacht hat. Wußt ist aber ihre ganze Freude!"

„O Mutter, ich fühle mich auch nie so wohl, als wenn ich so recht aus vollem Herzen singe!" —

. . . Bald ging Isolan täglich mit seiner Geige zu Agathe und spielte die Singstimme zu ihrer Harfe. So viel er auch entbehrte, so hat er sie doch nur selten um ein Lied — aus Schonung für ihre zarte und leicht erregbare Natur. Ihn ängstete schon damals die verzehrende Inbrunst, mit der sie sang. Oft aber setzte sie sich still an die Harfe und sang ihm seine Lieblingslieder.

Wie im heiteren Spiel lernte Isolan bei Agathe die Harfe spielen und unterrichtete sie im Zeichnen.

Dabei war eine rührende Zartheit, ja Hochachtung gegen einander in ihrem Umgange. Nur in den Augen glühte, was innen blühte.

Viele Jahren wohl, was in Isolan vorging — aber dieser reinen heiligen Liebe gegenüber erlaubte sich Niemand auch nur die leiseste Andeutung. Mit leuchtenden Blicken sagte Isolan wohl oft zu mir: „Mein Renatus, wie ist die Welt doch so wunderschön — so wunderreich!" Ich drückte ihm stumm die Hand. Wir verstanden uns auch ohne Worte.

So kam im Herbst das Abiturienten-Examen für uns Beide heran. Wir bestanden es — Isolan mit glänzender Auszeichnung. Am Abend feierten wir Scholaren und angehende Studenten dort unten im Klostergarten unsern übermüthigen Abiturienten-Kommers — Isolan war bei Agathe und bat sie, die Seine zu werden. Sie gab ihm mit einem seligen Lächeln die Hand . . . so traten sie vor die Mutter. Nur ein Isolan durfte das wagen bei seiner Jugend — Isolan mit der Seele eines Kindes und dem festen Charakter eines Mannes. Die Mutter lächelte unter Thränen — sie hatte ja schon längst geahnt, daß diese Stunde kommen würde. Der Kollaborator umarmte seinen Schüler als Bruder . . . „und Deine Mutter?" fragte er leise. — „Sie wird dem Lebensglück ihres Sohnes nicht in den Weg treten!" sagte Isolan — aber seine Stimme klang gepreßt.

Dann erst saßten sich Isolan und Sonnenstrahl — zum ersten Mal . . . den Verlobungskuß . . . bis in den Tod!

Noch in derselben Nacht fuhr Isolan zu seiner Mutter — der stolzen Gräfin. Er wußte nur zu gut, welchen Kampf er zu bestehen hatte. Aber seine klare Seele litt keine Heimlichkeit. Er sagte der Mutter Alles — in kindlich ehrerbietiger Weise. Die gnädige Gräfin wollte ihren Ohren nicht trauen . . . ihr einziger Sohn — der Erbe eines dreihundertjährigen unentweihten Namens und eines fürstlichen Vermögens und die Tochter einer simplen Lehrerwittwe . . . ha! das war zum Lachen — und die stolze Frau lachte ihren armen ohnmächtigen Sohn mit geist-

Digitized by Google

reichem Humor auß . . . bis sie ihm fester in's Gesicht schaute — dort saßen zwischen den kühnen dunklen Augenbrauen und um den schönen zusammengepreßten Mund harte, regungslose Falten — wie eingemeißelt . . . O, diese bösen Falten! lamate sie nur zu gut von dem Vater dieses Sohnes her . . . Da wußte sie mit einem Mal, daß ihrem Sohne todternst zu Muthe war. Die lebenslustige Frau faßte sich aber schnell. Sie musterte mit kaltem Blick ihre Karten und spielte einen gar flattirenden Trumpf aus . . . mit heißen Thränen beschwor sie ihren verlornen Sohn bei den Schatten seiner Ahnen und Allen, was einem stolzen gesinnteten Mutterherzen sonst noch heilig schien, nie wieder diesen garstigen Bürgernamen mit dem seinen zusammen vor ihr zu nennen. Jsolan hat sie noch einmal innig und ehrerbietig um ihren Muttersegen. Mit stammendem Zorn sahe sie auf und verwünschte die Stunde, wo sie ihren einzigen Sohn geboren. Jsolan blieb findisch und die tiefste Trauer beschattete seine schönen Züge . . . aber er blieb auch fest, wie die Marmorsolaten zwischen den Augenbranen und um den Mund.

Nach einer qualvoll schlaflosen Nacht spielte die gnädige Gräfin am andern Morgen ihren höchsten Trumpf auß — sie wollte — sie mußte die Partie gegen ihren Sohn gewinnen . . . um jeden Preis . . . und war dieser Preis auch die Ruhe und das Lebensglück des in ihrer Weise heiß geliebten Sohnes. Sie schloß Jsolan zärtlich in die Arme und bat ihn, sich ihr zu Liebe, zu ihrer Beruhigung noch ein paar Jahre bis zu seiner Majorennität . . . o, wenigstens doch noch ein Jahr ernstlich zu prüfen . . . sei seine Liebe dann noch dieselbe — ja, dann würde sie seine Braut als Tochter in die Arme schließen. Jsolan lächelte glückselig — er hatte sich den Sieg über den Rhynstolz viel schwerer gedacht. Aber wozu noch ein Prüfungsjahr? konnte seine Mutter ihn noch so schelten, daß sie ihn in seinen heiligsten Lebenswünschen für wankelmüthig halten konnte? Doch gleichviel — er mußte sich dankbar zeigen für das mütterliche Entgegenkommen. Er konnte lebhaft empfinden, was dieß dem stolzen Herzen gekostet haben mußte. Er versprach, seine Verlobung mit Agathe noch ein Jahr vor der Welt geheim zu halten . . . wenn seine Braut und deren Familie damit einverstanden seien! — Die gnädige Gräfin war viel zu klug, um sich über diese Bedingung verletzt zu fühlen.

Jm Herbst trafen Jsolan und ich und in Göttingen wieder, um Jura zu studiren. Strahlend kam er auch Jlseld an. Er hatte noch einige schöne Tage — wohl die schönsten seines Lebens — in dem alten lieben Kloster Gastfreundschaft genossen und sich in seinem Sonnenstrahl gesonnt. Er trug eine lange Uhrschnur von ihrem goldenen Haar. Wie schön und glücklich er aussah, als er mit diesen Schatz zeigte und ihr Bild. Agathe saß an der Harfe — in ihrem ganzen Liebreiz. So hatte er sie in den letzten Tagen gemalt . . . mein armer Jsolan!" . . .

Der gute König Rene schwieg — seine Stimme brach. Thränen perlten ihm zwischen den grauen Bimpern vor. Dann stand er auf und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Wie zu einem alten lieben Todten nickte er ein paar Mal still zu den grauen Klostermauern nieder — dort lagen ja seine und des theuersten Freundes goldenste Jugendträume begraben.

Langsam stiegen wir neben einander von den Bergen nieder. Auch ich sagte kein Wort. Durfte ich meinen alten Freund mit seine Todten stören?

Dann fuhr er von selber fort. Aber es war, als spräche es fostiger, um schnell über den trostlosesten Theil seiner Geschichte hinwegzukommen.

„Jn bemselben Winter langte hier in Jlseld in einem unscheinbaren Fuhrwerk eine fremde Dame an. Sie stieg in der goldenen Krone ab, ohne ihren Namen zu nennen. Der Kutscher wußte auch nichts von ihr. Sie hatte den Wagen erst in Nordhausen gemiethet. Es war eine stolze Erscheinung. Trotz der einfachsten Kleidung hatte ihr Austreten etwas Gebietendes. Dabei lag in ihrem ganzen Wesen eine Hast, eine Unruhe — ja, Angst. Sie fragte den Kronenwirth nach der Wohnung des Kollaborators, sie fragte nach seiner Mutter und Schwester. Sie biß die Zähne zusammen, wie sie nur Liebes und Gutes hörte. Als der gute alte Kronenwirth in seiner treuherzigen Weise in Agathens Lobe nicht müde wurde, lachte sie verächtlich und unterbrach ihn mit einem herrischen „Genug!" Sie ging in das Haus des Kollaborators und blieb wohl eine Stunde dort. Als sie wieder in der Krone erschien, lag auf ihren stolzen, harten Zügen ein triumphirendes Lächeln.

Was zwischen Jsolan's Mutter und Jsolan's Braut gesprochen wurde, weiß Niemand hier auf Erden. Die beiden einzigen Zeugen dieser Unterredung haben längst die Erde verlassen . . . die Eine wie ein verschwindender leuchtender Sonnenstrahl . . . die Andere . . . Gott sei ihr gnädig! Der Sonnenstrahl wird für sie gebeten haben.

Jsolan und ich wohnten in Göttingen zusammen, wie hier im Kloster — Thür an Thür. Ich werde nie die furchtbare Stunde vergessen — es war zu auch die angstvollste meines Lebens — wo Jsolan den letzten Brief von Agathe erhielt . . . ihren Scheidebrief. Ich war gerade bei ihm, als der Briefträger eintrat. Jubelnd erbeutet er das bekannte theure Siegel . . . dann schrie er laut auf . . . einen einzigen kurzen, furchtbaren Schrei . . . aber ich höre ihn noch oft im Traum, wie ein Messer fährt er mir durch's Herz — so schneidend schrillte er von seinen Lippen.

Weiß und kalt und starr, wie aus Marmor gemeißelt, stand Jsolan da, mit stieerem todtem Auge und halboffener Lippe. Er staerte auf den Brief in seinen Händen, aber das Auge las nicht . . . es war, als sei alles Leben, alles Denken von ihm gewichen.

„Um Gott, Jsolan, was ist geschehen?" rief ich angstvoll aus und nahm ihn in meine Arme und strich ihm die kalten Tropfen von der Stirn.

Er regte sich nicht — er hörte mich nicht mal.

„Todt? . . . so ist Sonnenstrahl todt?" winnte ich auf.

Das Wort durchschauerte ihn eisig, seine Zähne schlugen wie im Fieberfrost laut zusammen, und ein geisterhaftes Lächeln zuckte um seinen Mund. Heiser und dumpf sagte er: „Nein, Renatus, nicht todt — das wäre in dieser Minute Himmelsthau . . . sie lebt — aber sie liebt mich nicht mehr — hat mich nie geliebt . . ."

„Unmöglich, Jsolan — Engel sind nicht wankelmüthig!"

„Lies selbst . . . o, sage mir, daß ich wahnsinnig bin, und ich will Dich segnen!"

Ich nahm den Brief und las. Es waren schöne zarte Schriftzüge und klare Worte — aber es war doch, als ob eine zitternde Hand die Feder geführt und ein zitterndes Herz die Worte diktirt habe.

Agathe bat ihn, ihr zu verzeihen, daß sie ihm heute Schmerz bereite — aber es müsse sein: ihre Liebe sei ein Jrrthum gewesen! Das sei ihr jetzt erst klar geworden. Auch Jsolan werde später zu dieser Erkenntniß kommen und ihr danken, daß sie heute das Wort spreche: Los und in Frieden scheiden — für immer! Jn rührender Weise flehte sie ihn an: nicht zu verfluchen, sie in ihrem Entschluß wankend zu machen — ihr nicht zu schreiben — nicht zu ihr zu kommen . . . aber welche Seelenangst lag in diesen Worten, als könnte eine Zeile seiner Hand, ein Blick seines Auges ihren ganzen Opfermuth umstoßen. Sie bat ihn, ihrer freundlich zu gedenken, wie einer Todten — ja das müsse — müsse sie hinfort für ihn sein . . .

Und dann kam eine Stelle auf dem Papier, als sei ein einzelner großer Blutstropfen darauf gefallen und sorgsam wieder fortgewischt.

Konnte ich ihm hierauf ein Wort des Trostes — der Hoffnung sagen? Jch hielt ihn nur wimmend umschlungen. Aber bald schüttelte er selber den dumpfen Starrkrampf ab, der seine starke, kühne Seele gefangen hielt. Hoch und marmorblaß und marmorschön stand er vor mir: „Renatus, ich muß in dieser Stunde nach Jlseld . . . es ist ja nicht möglich . . . da müßte selbst die Sonne am Himmel ein Jrrthum sein!"

„Ja, Du mußt hin — wir müssen hin!" sagte ich mit froher Ueberzeugung. Jch konnte mir ja nicht anders denken, als: ein Blick Auge in Auge dieser herrlichen Menschen — und alle Schatten der Erde müßten vor diesem Sonnenblick zerrinnen. „Nein, ich lasse Dich nicht allein hinaus in diese Winternacht, in diesen Schneesturm. Gleich hin ich wieder hier, ich werde und Pferde besorgen!"

Er drückte mir nur stumm die Hand. Seine Gedanken weilten in weiter Ferne. (Schluß folgt.)

Charlotte Birch-Pfeiffer.

(Vgl. S. 133.)

Vor wenig Wochen haben sie in Berlin eine edle Frau begraben mit einem liebevollen großen Herzen — — und dieß Herz ist es eben, welches sie auch zu einer liebenswürdigen, echten Künstlerin gemacht hat. Sie sagte einst selbst: „Jch schreibe meine Schauspiele mit meinem Herzen!" — und als man sich wunderte, daß ihre Stücke stets so hinreißend schlicht einherzingen, daß sie sich nie im klassischen Tremendtal verstieg, daß konnte sie so recht herzlich lachen: „O, das wäre zu komisch — Charlotte Birch-Pfeiffer unter den Klassikern!"

Charlotte Birch, geborene Pfeiffer, hinterließ selbst eine kurze biographische Skizze. Wir bieten sie unsern Lesern mit dem Bilde der Heimgegangenen. Sie schreibt: Mein Vater, dem ich am 23. Juni 1800 in Stuttgart geboren wurde, war in der Kavkalzadenie zu ergogen und als Hof- und Domänenrath angestellt. Von Stuttgart übersiedelte er mit seiner Familie 1806 nach München, einem Rufe Maximilian Joseph's folgend, und trat als Kriegsrath in's Kriegsministerium ein. Jm Jahre 1811 plötzlich cedlimbet, war er einzig auf mich als Vorlesekin angewiesen, da meine älteren Brüder bereits auf Universitäten waren. Durch seine Wahl der Lektüre wurde mein Sinn schon früh auf ernste Dinge gerichtet und die Grundlage zu meiner Ausbildung gelegt; aber bei meinem Vorlesen Lessing's, Goethe's und Schiller's entwickelte sich, zu seinem Schrecken, die Neigung zur darstellenden Kunst so schnell und heftig in mir, daß ein ernster Kampf darüber zwischen mir und meiner Familie entstand, der mich zuletzt

Digitized by Google

zu einem verzweifelten Entschlusse trieb. Da nämlich mein Vater als blinder Mann sein Amt im Kriegsministerium zu München ununterbrochen bis an seinen Tod (1823) versah, so führten ihn Dienstgeschäfte öfter zum König, und da die Ordonnanz, die ihm der milde Max Joseph zur beständigen Begleitung beigegeben hatte, den Blinden nicht in das Kabinet des Königs begleiten konnte, so traf mich in den letzten Tagen des Mai 1815 das Glück, den Vater führen zu dürfen. Darauf hatte ich gehofft, und diesen Augenblick benutzte ich, um dem König meinen Kummer über den Widerstand der Meinigen gegen meine Neigung zur Bühne mitzutheilen. Der gütige Fürst wurde mein Fürsprecher bei meinem erschrockenen Vater; am andern Tag erschien der damalige treffliche Hoftheater-Intendant Karl August de Lamotte bei meinen Eltern; er prüfte meine Fähigkeit, erstaunte über das Gedächtniß, mit welchem ich fast alle klassischen Frauenrollen am Schnürchen wußte, und wenige Tage später trat ich mit Bewilligung meiner Eltern im Juni 1813 in dem damals königlichen Theater am Isarthor auf als „Themuthis“ in dem zu jener Zeit gern gesehenen Melodrama „Moses' Errettung“. Der gesammte Hof war zugegen, und von diesem ersten Auftreten an hat mich die schützende Gnade Max Joseph's und der herrlichen Königin Karolina nie verlassen. Diesen edlen Fürstenpaar verdanke ich Alles, was ich jemals durch mein Talent errang. Der König

Der Kürsterlenteg in München. Nach einer Skizze von J. Puschkin, von G. Kühn. (S. 136.)

gab mir den damals berühmten Schauspieler Zuccaroni, einen Schüler Schröder's, zum Lehrer, und meine Laufbahn ging rasch vorwärts; ich ward viel beschäftigt, schon sehr früh in Rollen, die weit von meinem Alter entfernt waren. So kam es, daß ich bei meinem ersten Gastspiel im Hofburgtheater zu Wien (1820), neben der Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Margarethe (in Iffland's Hagestolzen) auch schon Zenobia (in Collin's Mäon), Elvira (in Müllner's Schuld) und dergleichen spielte, und nach meiner Rückkehr als Medea, von Grillparzer, in München auftrat. Fernere Kunstreisen im Jahre 1822 führten mich nach Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Frankfurt a. M., Kassel, Hannover, Hamburg, wo ich in sechs Wochen vierundzreißig Rollen gab, und nach dem Brande des neuen Theaters in München gastirte ich 1823 mit verlängertem Urlaub im Hoftheater zu Berlin als Sophia in Raupach's Chawansky, Donna Diana, Sappho, Phädra, Maria Stuart, Johanna von Montfaucon, Schiller's Jungfrau, Margaretha u. a. m. Aeltere berliner Theaterfreunde werden sich erinnern, daß ich in diesen Rollen den entschiedensten Beifall fand. In Hamburg hatte ich Dr. Christian Birch kennen gelernt, und im Anfang des Jahres 1825 verheiratheten wir uns in München, wo er als Intendanzsekretär angestellt worden.

Nach dem Tode Max Joseph's verließ ich die münchener Bühne; ich

Digitized by Google

Das Gefecht in Peru. Der Hafen von Arica. (S. 136.)

Digitized by Google

nahm sein Engagement an, um eine größere Kunstreise anzutreten, die mich abermals durch ganz Deutschland führte, und dann für ein Jahr nach Rußland, wo ich in Riga und St. Petersburg eine lange Reihe von Gastrollen gab, auch die Ehre hatte vor dem Hof im Winterpalast zu spielen. Im Jahre 1827 kehrte ich nach Deutschland zurück und schrieb während eines Gastspiels in Wien, angeregt durch den bekannten Theaterdirektor Carl, mein erstes Stück im September 1828, in wenigen Tagen, mit Benutzung der Erzählung „Der böhmische Mägdekrieg“ von van der Velde. Da die damaligen meiner Censurverhältnisse nicht gestatteten, den Namen Wadia und den Schauplatz des Ganzen in Böhmen beizubehalten, so mußten die historischen Personen in phantastische umgewandelt, und die Namen wie der Ort der Handlung geändert werden. So wurde mein erstes Stück unter dem Titel „Herma und die Söhne der Nacht“ im Oktober 1828 im Theater an der Wien gegeben, und erlebte eine Reihe von Vorstellungen. Es folgten in kurzer Zeit die Schauspiele Frau Bartolomeo, Schloß Greifenstein und Pfefferrösel u. s. w. Von jener Zeit an verbreiteten sich meine Stücke sehr schnell; sie wurden nicht allein auf allen deutschen Repertoiren, sondern später sogar in Stockholm, Amsterdam, Kopenhagen und New-York heimisch. Mag man von ästhetischen Standpunkt auch meine dramatischen Werke betrachten wie man will, das Verdienst werden selbst meine Gegner mir lassen müssen, daß es keine so große oder so kleine Bühne gibt, der meine Stücke nicht Summen eingetragen haben, deren geringster Theil auf mich fiel, da die Tantieme erst seit 1845 in Deutschland, und nur an drei Hoftheatern, in Berlin, Wien und München, eingeführt ward, und die sonstigen Honorare kaum des Namens werth waren. So erhielt ich vom Theater Kerf in Berlin einst für Pfefferrösel ein Gesammthonorar von fünfzig Thalern; was aber dieses Stück dem Manne damals für Einnahmen abwarf, weiß ganz Berlin. Für mein Schauspiel Johannes Guttenberg beschenkte König Friedrich Wilhelm III. mich mit einem kostbaren Armband, und verlieh mir die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Späterhin benannte König Friedrich Wilhelm IV. seine Dampfschiff nach einem meiner Stücke „die Grille“. In meinen späteren Stücken, die ich in Berlin schrieb, läßt sich gewiß ein Fortschritt und ein ernstes Streben erkennen, und daß das Publikum mir stets freundlich war, ist gewiß eine Wahrheit, die jeder Unparteiische mir bezeugen wird.

Heinrich Laube, lange Jahre mit Charlotte Birch-Pfeiffer persönlich bekannt war, fügt dieser kurzen Selbstbiographie noch seine Erinnerungen hinzu. Wir entnehmen denselben folgendes: Charlotte Pfeiffer hat sich frühzeitig entwickelt, wie Amalie Haizinger. Als ganz junges Mädchen hat sie schon erwachsen ausgesehen, und ist als Liebhaberin auf der münchener Hofbühne erschienen. Sie war hoch und stark gebaut. Man schildert sie als schön und üppig in den Körperformen; nur ihr Antlitz war nicht so wohl gestaltet. Es war zusammengedrängt, und das Auge war ein wenig hervorstretend. Ihre Stimme war tief und stark und hatte eine etwas männliche Färbung. Vielleicht war ihre zweite Epoche in der Schauspielerlaufbahn die günstigere, die Epoche, in welcher sie Heldinnen und Heldenmütter spielte. Während dieser Epoche machte sie sich in ganz Deutschland bekannt, sie gastirte jahrelang und überall. Sophie Schröder war wohl ihr wichtigstes Vorbild. Ihre Leistungen haben sich durch große Energie ausgezeichnet, durch eine Energie, welche das Maß der Bühnenleistung mitunter überschritt. Ich habe nur noch eine dunkle Erinnerung von ihren frühern Rollen, als sie gastirend auftrat. Aber ich habe sie in ihrer letzten Epoche, wo sie in Berlin alte Rollen spielte — sie war zu Anfang der Vierzigerjahre unter Herrn v. Küstner in ein lebenslängliches Engagement zu Berlin eingetreten — oft gesehen, und habe auch in diesen Rollen gefunden, daß sie dem Nerve der Motivirung sich viel mehr hingab, als der anmuthigen Ausführung ihrer Aufgabe. Ich fand immer, daß die Schriftstellerin im Vordergrund stand, nicht die Schauspielerin. Dazu spielte sie vorzugsweise humoristische Rollen, und der Humor lag ihr nicht eben nahe.

Sie hat denn auch schon mit kaum dreißig Jahren angefangen für die Bühne zu schreiben, also vor beinahe vierzig Jahren. Das „Pfefferrösel“ und den „Sammetschuh“ habe ich schon bald nach 1830 gesehen. Seit der Zeit hat sie mit unerbittlichem Fleiß Romanstoffe für die Bühne bearbeitet, und dazwischen auch eine Anzahl eigener Kompositionen für das Theater verfaßt. Letztere waren selten ganz von ihr erfunden; nur trat die Veranlassung mehr zurück vor der eigenthümlichen Ausführung, und sie bezogen, daß sie ganz wohl befähigt war, aus eigenen Mitteln ein Stück zu schreiben. Dahin rechne ich die „Günstlinge“ — es sind Günstlinge der zweiten Katharina von Rußland — in welchen Frau Crelinger-Stich als Katharina sehr günstig wirkte, die „Marquise von Villette“, in welcher ihr ein Kapitel aus meiner „Gräfin Chateaubriant“ den Anlaß gegeben hatte zu einem romantischen vierten Akt. Er paßt mit seiner Romantik gar nicht in den sonstigen Charakter und Gang des Stücks, aber sie hatte das Bedürfniß einer starken Handlung empfunden mitten in der Entwicklung von Hofintriguen, welche sänf Akte hindurch langweilen könnten. „Da habe ich mich Ihres Kapitels erinnert,“ sagte sie, „und da ich mit der ganzen Chateaubriant nicht zu Rande kam“ — „Das glaube ich Ihnen,“ unterbrach ich sie, „denn ich selbst habe sie als ein Drama angelangen, und sie erst in einen Roman verwandelt als ich inne wurde, daß sich der Stoff nicht eingen lasse in ein Drama.“ — „Nun, sehen Sie!“ fuhr sie fort, „die dramatische Natur eingelner Kapitel hatte sich mir eingeprägt und brachte mir für den einen Akt der „Billette“ Konturen, die ich für meinen Zweck umgestalten konnte.“

Sie las eben Alles auf ihren Zweck hin und hatte noch obenein eine Schwester bei sich, welche für sie las. Das war eine alte, immer friewerde Dame, die bestündig las, und die allmälig darauf geschult war, ihren Sinn nur für den Gang einer Erzählung zu vernehmen, daß der dramatische Charakter in die Augen sprang. Wenn Charlotte nun das Thema solch' einer Erzählung der nähern Betrachtung werth fand, dann erst las sie selbst das Buch. So kam sie durch ihre Vorarbeiterin zur Kenntniß aller erfindlichen Romane.

Ihr Talent zeigte sich am deutlichsten in Dramatisirung großer Romane. Den dramatischen Faden da herauszufinden, war sie von ungemeiner Fähigkeit. — So weit Heinrich Laube.

Und wir Alle haben viele von diesen Stücken gesehen und uns von dem warmen Gefühl und der leuchten Reinheit, die in allen athmen, rühren lassen. Nie ließ die Schriftstellerin sich zu französischer Effekthascherei oder wohl gar Frivolität verleiten: — alle ihre Stücke, der Kunstkritiker mag mit Recht Vieles an ihnen zu tadeln haben, sind echt deutschen Sinnes . . . und das fällt in unserer heutigen Bühnenzeit mit den wuchernden Opferthieren schwer für die Künstlerin in's Gewicht.

So viel von der darstellenden Künstlerin und Schriftstellerin!

Aber noch mehr im gewöhnlichen bürgerlichen Leben war die Heimgegangene eine edle Frau: — als treue Mutter, als aufopfernde Gattin gegen den seit Jahren erblindeten Doktor Birch, dem sie unermüdlich vorlas und Erheiterungen zu verschaffen strebte, — zu dem sie, selber leidend im Bade Karlsbad, sogleich eilte, als sie von seiner plötzlich verschlimmerten Krankheit hörte . . . und an deßen Todtenbett sie vom Schlagfluß hingerafft wurde. Der Gatte folgte ihr wenige Tage darauf, ohne zu wissen, daß seine gute Lotte ihm vorangegangen.

Von dem unermüdlichen stillen Wohlthun der Verstorbenen spricht die geringe Hinterlassenschaft, obgleich Charlotte Birch, dem ihren großen Bühneneinnahmen in ihrer schlichten Häuslichkeit mit musterhafter Sparsamkeit lebte und wirkte — — hasser zeugen aber noch leuchtender die vielen Dank- und Mehmuththränen, welche Berlins Arme der guten Mutter Birch nachweinen.

Allerseelentag.

(Bild S. 136.)

Aller Seelen Tag! — wie wehmüthig feierlich uns schon dieß Wort anklingt — auch uns, die wir der evangelischen Kirche angehören und keine besondere Feier des Allerseelentages kennen. Es erinnert uns ja an die heimgegangenen Seelen unserer Lieben. Und auch unsere evangelische Kirche weiht dieser ernsten Erinnerung an unsere Verstorbenen in ihrer nüchternen Weise einen Tag der Trauer und der Innerlichkeit auf ein bereinstiges Wiedersehn: — das Todtenfest!

Der katholische Allerseelentag und das evangelische Todtenfest haben auch noch das Gemeinsame, daß sie im spätern Herbst gefeiert werden: wo das Laub welkt und müde von den Bäumen fällt und die Erde sich in ihr graues Todtenkleid hüllt. . . Auch hieß Todtensterben der Natur soll und mahnen an den eigenen Tod und an unsere lieben Todten.

Den Allerseelentag leitet die katholische Kirche am 1. November schon feierlich ein durch das Fest Allerheiligen. Von der Kirche aus ziehen Geistlichkeit und Schulen, gefolgt von vielen Andächtigen, in feierlicher Prozession hinaus auf den Friedhof und rings um denselben herum, mit Gebet und Gesang die Gräber von Neuem einweihend.

Am 2. November folgt der Allerseelentag — und dessen Feier auf dem großen schönen Friedhofe zu München hat unser Zeichner sich zur lohnenden Aufgabe gestellt.

In der Grabkapelle ist das Weihwasser von den Priestern geweiht und die Andachtigen tragen es hinaus in die Weihkessel, die in die Grabsteine oder in die Gräberde eingelassen oder schwebend drüber aufgehängt sind. Die Gräber sind auf das Schönste und Sinnigste durch Blumen und Kränze, Blumenpyramiden und zahllose geweihte Wachslichter in farbigen Glaskloden und bunten Papierlaternen geschmückt. Der ganze Friedhof macht den Eindruck eines Zaubergartens. Die Reichen weuden auf den Grabschmuck ihrer Verstorbenen oft einen kaum glaublichen Luxus. Da überschreitet das sinnige Fest nicht selten seine Grenzen — es wird zu einem Fest der eigenen lieben Eitelkeit und Prunksucht — der Eine sucht es

Digitized by Google

dem Andern an äußerem Glanz zuvorzuthun ... auf Kosten der stillen, andächtigen Herzensfeier.

Am Vormittag wird für alle Seelen im Fegefeuer Messe gelesen — am Nachmittag wallt die ganze Stadt hinaus auf den Friedhof und an den Gräbern beten stille Lippen Vaterunser und die Hände greifen nach dem Weihwedel und besprengen das letzte Anhebett der theuren Verstorbenen mit geweihtem Wasser — zur Befreiung der Seelen, die, nach katholischem Glauben wegen ihrer allgemeinen Sündhaftigkeit vom Anschauen Gottes ausgeschlossen, noch in der Läuterungsglut des Fegefeuers schmachten. Es ist ein schöner, tiefinniger Glaube, daß diese Reinigungszeit durch das brünstige Fürbitten der Hinterbliebenen abgekürzt werden kann.

Dieser Fegefeuer-Glaube ist in der katholischen Kirche schon sehr alt. Ein um's Jahr 998 aus Palästina zurückkehrender Mönch wollte in Sizilien, wahrscheinlich aus dem Aetna, Flammen der Hölle hervorbrechen gesehen und das Angstgeschrei und Flehen der Verstorbenen: ihre gepeinigten Seelen durch Fürbitten zu erlösen! — gehört haben. Darauf setzte der Abt von Clugny das Allerseelenfest ein.

In der Grabkapelle zu München ist an diesem Tage allein ein bedeutsam mahnendes Bild ausgestellt: der Auferstehungstag, wo die Gerechten von den Ungerechten gesondert werden. Wer kann am Allerseelentage ungerührt vorübergehen?

Und draußen auf dem Friedhofe grünen die Gräber und blühen die Blumen, brennen die Tausende von Wachslichtlein, rauscht die Trauermusik, wallt die Menge in festlicher Trauerkleidung auf und ab, ziehen die Prozessionen der barmherzigen Schwestern und der Franziskaner feierlich ernst, den Rosenkranz betend, um den Kirchhof herum ... und wo das Auge auf dem Grabstein einen lieben Namen sieht, greift die Hand nach dem Weihwedel, beten die Lippen ein stilles Vaterunser ...

Allerseelentag! Großmütterchen, die das ganze Jahr ihr Stübchen nicht verläßt, hüpft sich auf die jungen Enkel und wankt hinaus auf den Friedhof, an den Gräbern des vorangegangenen Gatten mit ihrer Kinder im Verein mit den verwaisten Enkeln für die geschiedenen Seelen zu beten — zu weinen und ein Kränzlein darauf zu legen!

Allerseelentag! An jenem prunkvollen Familienbegräbnisse kauert ein armes altes Weib in der Tracht des bayerischen Volks, eine runde Pelzmütze auf dem Kopf, nun schon den ganzen Tag und murmelt unaufhörlich ihren Rosenkranz ... Etwa ein treuer, alter Dienstbote, den die Liebe an's Grab der Herrin führt? — O nein! — es ist nur ein Bettweib, wie man sie zu Hunderten auf dem Kirchhof knieen sehen kann — sie wird von den Reichen dieser Welt gemiethet, für die vornehmen Seelen im Fegefeuer mit Macht zu beten ... das ist ja viel bequemer, als selber die Knier zu beugen und die Hände zu falten!

Allerseelentag! Wie manches Mutterherz möchte sich da beklagen im neu erwachten Schmerz an dem kleinen Grabe des Lieblings — ihrer dahingegangenen Mutterfeligkeit!

Allerseelentag!

„Ob sie wohl kommen mag
Deretwill zu meinem Grabe
Am Allerseelentag?"

— wie froh und glücklich sang der Jüngling noch vor wenigen Wochen dieß Lieblingslied der Geliebten und sie lächelt ihn dankbar an aus schimmernden Augen ... Und jetzt sind die rothen Lippen des Sängers erblichen und für immer auf Erden verstummt — aber sie ist gekommen, sie steht an seinem Grabe, das schlanke, rothenhäßte Mädchen in tiefster Trauer: kann kann die zitternde Hand den Weihwedel halten, der schlafende Mund sein Vaterunser beten, — das arme Herz möchte brechen an dem frischgrünen Grabhügel, der sein ganzes Erdenglück umschließt!

O wie öde und trostlos grau erscheint die Welt trotz aller Blumen und Flitter und Lichter auf den Gräbern grade am Allerseelentage — wenn die Himmelsblume: Hoffnung! nicht unter diesen Erdenblumen blüht!

Das Erdbeben in Peru.

(Bild S. 137.)

Das war eine grausige Nachricht, welche der Telegraph uns vor wenig Wochen mit furchtbar kurzen, dürren Worten aus dem Süden Amerikas über den Ozean herüberschnellte: Peru und Ecuador am 13. August durch Erdbeben verwüstet, Arica, Arequipa, Islay, Iquique, Pasco, Juan, Cawelica, Ybarra und zahlreiche andere Städte völlig zerstört, Verlust an Menschenleben 25—30,000, unzählige Schiffe von der Meeresflut verschlungen, Schaden auf 300 Millionen Dollars geschätzt ...

Lange sträubte sich unser Herz, die Nachricht in seiner grauenhaften Größe zu glauben: das Unglück ist übertrieben, im Guten wie im Schlimmen ist der Erzähler ja so gern zu Uebertreibungen geneigt ... aber der Telegraph brachte neue ausführlichere Nachrichten, jetzt sind auch schon Briefe von Augenzeugen in Europa angelangt und wir müssen das ganze furchtbare Naturereigniß mit seinen traurigen Folgen glauben.

Lassen wir hier den Bericht eines solchen unglücklichen Augenzeugen selber sprechen. Der englische Vice-Konsul in Arica schreibt: „Am 13. August, um 5 Uhr Nachmittags, wurden wir von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht: kaum hatte ich Zeit, meine Frau auf die Straße hinauszuführen, als auch schon mein Haus in sich zusammenstürzte. Gleichzeitig entstand ein 2—3 Fuß breiter Riß im Boden, aus dem Staub mit einem abscheulichen Geruch aufwirbelte. Die Erde verbreitete sich plötzlich so sehr, daß ich auf 2 Fuß Entfernung weder Frau noch Kinder sehen konnte. Wir hätten nothwendig erstickt müssen, wenn die Luft sich nicht in ungefähr 2 Minuten wieder geklärt hätte. Nun sammelte ich aus den Trümmern das Werthvollste meines Haushrathes und wir wandten uns über den schwankenden Boden hinweg, den Hügeln zu, unten durch fallende Häuser, erschlagene, verwundete, um Hülfe rufende Menschen. So ging es langsam vorwärts. Da plötzlich erhöhte ein furchtbarer Ruf, so schrecklich, wie ihn Menschen wohl selten gehört haben werden: — das Meer weicht zurück! und nun, als ich die letzten Häuser der Stadt erreicht hatte, wandte ich mich um. Welch' ein Schauspiel — allmächtiger Gott! Ich sah, wie alle Schiffe aus der Bucht mit einer Schnelligkeit von etwa 10 englischen Meilen die Stunde in die See hinausgeschleudert wurden. Wenige Minuten später und die rückweichende Wassermasse wurde durch eine etwa 50 Fuß hohe, mit furchtbarer Schnelligkeit anrollende Welle gehemmt. Die Welle selber wälzte sich majestätisch heran, die eben hinausgeschleuderten Schiffe mit sich fegen das Ufer sührend. Dieses überstuteté, zertrümmert sie den Molo, meine daneben stehende Amtswohnung, das Zollamt und weit in's Land hinein sämmtliche Häuser. Ich stand athemlos, dem grauenvollen Schauspiel zusehend. Was ich besessen und durch zweiundzwanzigjährige harte Arbeit erworben hatte, war vernichtet. In wenigen Minuten war das Schreckliche geschehen. Von den zurückgeschleuderten Schiffen lagen einige als elende Wracks trocken auf dem Strande, andere umgeschlagen auf dem Wasser. Das peruvianische Kriegsschiff „Amerika" verlor, wie sich später herausstellte, 85 Leute; auf dem amerikanischen Transportschiff „Fredonia" ging Mann und Maus zu Grunde; die britische Bark „Chanceville" lag doch oben auf dem Strande zerschmettert und mit dem Verluste ihrer halben Mannschaft; eine andere amerikanische, mit Guano geladene Bark war spurlos im großen Wassergrabe verschwunden. Nur der amerikanische Kriegsdampfer „Wateree" kam mit dem Verluste eines einzigen Matrosen davon. Es war ein leichtes Fahrzeug, das wunderbarer Weise auf dem Wellenkamm weit hinein in's Land getragen worden war. Betend, ohne Obdach und Nahrung, brachten wir die Nacht auf den Hügeln zu. Als der Morgen anbrach, wagte ich mich in die äußersten Straßen der Stadt hinein, wofelbst ich unter Trümmern einige Biscuits, etwas Thee, Zucker und einen Theelessel auffand. Dann zogen wir weiter, eine traurige Karawane, gestern erst gelang es mir, mit Stöcken und Matten ein Nothzelt für mich und die Meinigen aufzurichten ..."

Wir gehen unsern Lesern hier ein Bild des unglücklichen Arica, wie es vor dem Erdbeben so freundlich dalag, als der bedeutendste Hafen von Süd-Peru. Besonders verkehrten hier viel europäische Schiffe, um die Landeserzeugnisse von Kupfer, Silber, Gold, Schwefel, Steinsalz, welche in den reichen Bergwerken der nahen Kordilleren gewonnen wurden, Zinnober, Wolle und viele andere Produkte des fruchtbaren Küstenstrichs zu verladen. Als Stadt war Arica nur klein; die meisten Kaufleute wohnten in dem sieben Meilen landeinwärts an der Eisenbahn gelegenen Tacna. Ueberdieß führt von hier eine Handelsstraße quer durch die Kordilleren nach dem reichen La Paz in Bolivia. Ein Fort mit Batterie beschützte den Hafen. Schon zweimal hatte das arme Arica schwer durch Erdbeben und gleichzeitige Ueberschwemmung durch das Meer zu leiden: in den Jahren 1605 und 1833 — aber nie so furchtbar wie jetzt. Arica lade durch seine niedrige Lage das Meer förmlich ein, es zu verschlingen. Und wäre der Meeco — jener hohe Berg, den unsere Leser auf dem Bilde zur Rechten sehen — nicht so bald zu erreichen gewesen: von den 3000 Einwohnern Aricas retteten heut wohl nur noch wenige Augenzeugen jenes Unglückstages. Das Meer schwoll von 5 Uhr Nachmittags bis Mitternacht fortwährend an und woes die Schiffe über die unglückliche Stadt hinweg.

Wie vor wenig Wochen noch eine freundliche Stadt blühte, brüllt jetzt das Meer.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 60:

Love, Lord.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 72:

Es ist Pflicht des Menschen, seine Leidenschaften zu bekämpfen.

Digitized by Google

Zweideutige Waidmannssprache.

Originalzeichnungen von **M. Hayder.**

I.

Kennen Sie die Schleiereule?

Der ſchöne Birkhahn mit ausgebreiteter Leyer.

A ſchön's Haidhuhn, Jungfer Kochin!

Na ſchön'n doch, es iſt ein hurriger Hund!

Wie der Biber einen Baum ausſchneidet.

Ich habe einen Pürſchjuchten zu Hauſe, der geht wahrlich aus ſelbſt hin.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

William Marigny besaß eine große Pflanzung ganz in der Nähe und galt als ein sehr reicher, aber auch als ein äußerst geiziger Mann, dem jedes Mittel recht sei, sein Vermögen zu vermehren. Ueberdem war er ein notorischer Spieler und Wüstling und seine Sklaven behandelte er grausamer, als irgend ein anderer Pflanzer des Distriktes. Demgemäß liebte der Doktor seinen Umgang nicht, sondern ging ihm aus dem Wege, wie und wo er nur immer konnte, natürlich aber ohne einen Streit mit ihm zu provoziren. Man kann sich also wohl denken, daß das Verlangen, welches Marigny an ihn stellte, ihm keineswegs angenehm klang, und schon wollte er das Glas kurzweg zurückweisen. Allein es fiel ihm noch zu rechter Zeit ein, daß darin nach amerikanischen Begriffen eine schwere Beleidigung liege, und so nippte er denn ein paar Tropfen.

„Was?“ rief jetzt Herr Casfardeau. „Nicht einmal austrinken? Seit wann sind Sie denn ein Nichtsthuerkrämer geworden?“

„Wir haben,“ sagte der Doktor äußerst ruhig, „wir haben, meine ich, heute in diesem Hause keine Trink- und Freudenfeste zu feiern.“

„Oho, so ist's gemeint?“ höhnte Marigny. „Im Uebrigen, ich trinke bei jeder Gelegenheit; ob freudig oder leidig, mir Alles einerlei, und mein Freund Casfardeau wird wohl daran thun, wenn er es stets ebenso hält. Wie konnte er sonst mit Gleichmuth über den heutigen schlimmen Tag hinüberkommen? Donnerwetter, war das ein Unsinn von dem alten Beaujolais, gerade eine halbe Stunde vor der Trauung sich vom Schlagfluß rühren zu lassen! Ja, wenn's eine halbe Stunde nach derselben geschehen wäre, dann hätte man sich's gefallen lassen können. Dann wär's sogar ein verdammt gescheidter Einfall von dem alten Herrn gewesen. Doch apropos, wie steht's mit ihm? Immer noch mitten inne zwischen Leben und Tod? Oder gar am Ende schon gestorben?“

„Nein,“ erwiderte der Doktor, indem er sich gewaltsam zwang, ruhig zu bleiben; „nein, Herr Beaujolais ist soeben zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt und will seine Tochter sehen. Bitte also, mich nun nicht länger mehr aufzuhalten.“

„Halt, halt,“ rief Herr Marigny, indem er seine Hand auf den Arm des Doktors legte; „nur noch einen Augenblick. Bei vollem Bewußtsein, sagen Sie, sei der alte Herr? Donnerwetter, dann konnte man ja die Negulation jetzt noch vornehmen. Was sagst Du dazu, Casfardeau?“

Ein Blick des Zorns und der Verachtung zuckte daraufhin blitzend in dem Auge des Doktors auf, und er riß sich mit Gewalt los. „Es friool,“ sagte er dann, „mögen Sie sprechen in einem Hause, wo der Todesengel an dem Bater der Braut kaum vorübergegangen ist?“

„Ich glaube auch kaum, daß es gehen wird,“ setzte Herr Casfardeau hinzu. „Die Geistliche ist ja soeben in die Stadt gefahren und auch die Gäste haben sich alle verlaufen. Tisch und Mistreß Parker ausgenommen. Ueberdem würde Emily sich weigern und . . .“

Der Doktor hörte längst nichts mehr, denn vom tiefsten Ekel ergriffen war er fortgeeilt, um Miß Emily aufzusuchen.

Er traf sie in ihrem Zimmer, die Augen roth vom Weinen. Zu ihren Füßen kniete Letty, ebenfalls in Thränen gebadet, und neben ihr saß Mistreß Parker, ihr freundliche Worte zusprechend. Die Orangenblüten übrigens dufteten nicht mehr in ihrem Haare und der weiße Brautschleier nebst dem prunkenden Atlasgewande war ebenfalls verschwunden, um einem einfachen Hauskleide Platz zu machen. Dieselbe Umwandlung hatte auch Mistreß Parker mit sich vorgenommen, und Letty — ach Letty hatte vollends nichts an sich, was an die Trauung hätte erinnern können! Der Doktor überfiel Alles mit einem einzigen Blicke, und noch größer wurde sein Ekel, wenn er mit diesen beiden Männer verglich, welche in all' ihrem übertriebenen Aufputz von heute Morgen in einer Entfernung von nur wenigen Dutzend Schritten eine Libation feierten!

Mistreß Parker und Miß Emily erhoben sich sogleich, als der Doktor eintrat, und ihre Augen hingen ängstlich fragend an ihm; Letty aber blieb in ihrer früheren Stellung und wagte nicht aufzuschauen. Vielmehr überzog ihre Wangen eine glühende Röthe und sie kreuzte die Hände über der Brust, wie um das Pochen ihres Herzens zu unterdrücken.

„Miß Emily, Ihr Vater verlangt nach Ihnen,“ sagte der Doktor in seiner gewohnten ruhigen Weise.

„Mein Vater?“ rief die Angeredete, indem ihr ganzes Wesen sich plötzlich veränderte. „Mein Vater?“ wiederholte sie fast jauchzend. „Dem Himmel sei gedankt, mein guter Vater wird mir erhalten bleiben!“

Sie wollte fortstürzen, aber er hielt sie sanft zurück. „Lassen Sie sich von Mistreß Parker begleiten,“ bat er sie, „und,“ flüsterte er dann Letzterer zu, „dämpfen Sie ihre allzu ausschweifende Freude. Es ist nicht Alles, wie es sein sollte.“

Mistreß Parker nickte und schob ihren Arm unter den ihrer jungen Freundin. Der Doktor aber, nachdem er ihnen eine Weile bekümmert nachgesehaut, wandte sich schnell um und sein Auge suchte Letty. Sie hatte soeben noch in nächster Nähe von ihm gekniet, aber jetzt war sie verschwunden, als fürchtete sie sich mit ihm allein zu sein. Simmend blieb er einen Augenblick stehen und ein tiefer Seufzer entquoll seiner Brust. Doch schnell heiterten sich seine Züge wieder auf, und ohne länger zu zögern eilte er der Küche zu, welche sich in einem kleinen Anbau hinter dem Herrenhaus befand. Er hatte ja dem kranken Hausherrn einen Trank zu bereiten, und dieser Pflicht wollte er sofort nachkommen!

Er schritt in den Gang hinaus, aber was war das? Von dem Bibliothekzimmer her erschallte ein lautes rohes Gelächter und dazwischen hinein klang es wie das weinende Flehen eines Mädchens. „Mein Himmel,“ rief er, „das ist Letty's Stimme, und jenes rohe Lachen gehört dem William Marigny an.“ Wie ein Sturmwind rannte er dahin und wie ein Bildstrahl stand er in dem kleinen Salon, in welchem er vorhin die beiden Freunde Marigny und Casfardeau getroffen hatte.

Und richtig, er hatte sich nicht getäuscht, es war Letty's Stimme, die ihm in die Ohren gellungen! Vor einigen Minuten war sie dort vorbeigegangen, um einen Auftrag, den sie ihm früher von ihrer Herrin erhalten hatte, zu besorgen, und sowie sie Herr Casfardeau erblickte, befahl er ihr, eine frische Flasche Rum herbeizuholen. Letty gehorchte natürlich, denn wie hätte sie, eine Sklavin des Herrn Beaujolais, sich weigern können, einem Befehle des künftigen Tochtermannes des Pflanzers sofort nachzukommen? Wie sie nun aber die Flasche brachte, da zog sie William Marigny auf rohe Weise an sich, und trotz ihres heftigen Sträubens und trotz ihrer flehentlichen Bitten nicht los.

Der Doktor, wie er in das Zimmer stürmte, übersah das Alles mit einem Blicke, und wie ein Gewitter fuhr er auf Bill Marigny los. Ein Moment, und der freche Wüstling lag blutend zu Boden. Ein anderer Moment, und Letty ruhte an seiner schützenden Brust. Doch damit war die Sache nicht abgemacht. Im Nu zog William Marigny, sich auf die Kniee erhebend, seinen Revolver — ein südländischer Raufbold führt denselben bei jeder Gelegenheit mit sich — und legte auf den Doktor an. Letty schrie laut auf, aber der Schuß krachte, ohne das Doktor zu verletzen, denn dieser schlug seinen Gegner noch zu rechter Zeit zum zweiten Male nieder. Einen Augenblick nachher befand sich der Doktor mit Letty, die er mehr trug als führte, außer Schußweite.

Der Schuß hatte das ganze Haus in Alarm gebracht, und von allen Seiten stürzte die Dienerschaft herbei. Auch im Krankenzimmer war er gehört worden, und erschreckt eilte Mistreß Parker mit Miß Emily seinem Schalle nach. Sie trafen den Doktor und seine Schutzbefohlene in der großen Halle, Letztere bleich und kaum im Stande, auf die tröstenden Worte ihres Erretters zu hören. Gleich darauf stürmte auch William Marigny herein, welchem etwas zögernd sein Freund Casfardeau folgte.

Es war eine merkwürdige Szenerie. Hart an dem einen Ausgang in der Halle stand Herr Casfardeau, das Gesicht noch bis über die Stirne hinauf, und namentlich vor ihm sein Freund Marigny, wuthschäumend, von Blut übergossen, den Revolver in der Hand. Zehn Schritte von ihnen entfernt der Doktor, hoch aufgerichtet, mit von Zorn flammenden Augen, und an ihn geschmiegt Letty, einer gekniften Lilie gleich. Im Hintergrunde die schwarze Dienerschaft, mit den Händen gestikulirend und die Augen vor Staunen und Schrecken weit aufgerissen!

Sowie nun übrigens Miß Emily an der Seite der Mistreß Parker in die Halle trat, riß sich Letty los und stürzte zu den Füßen ihrer Herrin nieder, ihre Kniee flehentlich umfassend. Nicht minder schnell bewegte sich auch Herr Casfardeau nach vorn, und es war eigenthümlich, welche Umwandlung sofort mit seinem Gesichte vorging. Augenblicklich nämlich rief er sein gewohntes Lächeln auf seine Lippen zurück und mit einer graziösen Verbeugung faßte er die Hand Emily's, um sie an seine Lippen zu führen.

„Du bist wohl erschreckt worden, mein theuerstes Leben?“ sagte er einschmeichelnd. „Aber es war ein reiner Zufall, daß sich die Pistole meines Freundes Marigny entlud, und die Sache hat sonst weiter nichts auf sich.“

„O gewiß,“ rief der Doktor mit einem Blicke der tiefsten Verachtung, „es war reiner Zufall, daß sich Ihr Freund Marigny das unanständigste Betragen gegen Letty erlaubte, und wiederum war es reiner Zufall, daß seine Kugel mich nicht getödtet hat.“

„Sie vergessen sich, Doktor,“ erwiderte Herr Casfardeau, „daß Letty eine Sklavin ist, und daß also mein Freund das Recht hatte, sich einen kleinen Spaß mit ihr zu erlauben. Die Dirne ist von meiner Braut ein bischen stark verwöhnt worden, und verdiente wegen ihres dummen Geschreis eine derbe Züchtigung.“

„Herr Casfardeau,“ sprach jetzt der Doktor mit tiefer dröhnender Stimme, indem er um zwei Schritte vortrat, „ein Mann von Ehre achtet die Unschuld in jeglichem weiblichem Wesen, sei es weiß oder schwarz,

Digitized by Google

frei oder nicht frei. Wer dieß nicht thut, den werde ich, wo ich ihn auch finde, immer so behandeln, wie ich Ihren Freund Marigny behandelt habe."

„Schurke," brüllte William Marigny, und sprang, seinen Revolver von Neuem erhebend, auf den Doktor zu; dieser aber, darauf gefaßt, ergriff seinen Arm mit so rhermer Faust, daß er vor Schmerz stöhnte und die Waffe sofort fallen ließ.

Man kann sich den Wirrwar denken, der durch diesen Auftritt hervorgebracht wurde, allein der nächste Augenblick sollte die Aufregung noch höher steigern. In demselben Momente nämlich, in welchem der Doktor den Freund des Herrn Casardeau so unsanft behandelte, wurde die Thür der Halle weit aufgerissen, und es erschien ein Mann auf der Schwelle, den in der ersten Sekunde Niemand erkannte, weil sein Gesicht fürchterlich aufgeschwollen war. Ein weiterer Blick belehrte übrigens die sämmtlichen Anwesenden, wen sie vor sich hatten, nämlich seinen Andern, als den Master Terrible, den seit einigen Monaten neuinstallirten Sklavenaufseher.

„Ha!" rief ihm Herr Casardeau entgegen — und man hörte es seiner Stimme an, wie froh er war, aus der höchst peinlichen Situation, in der er sich mit seinem Freunde Marigny befand, herauszukommen. „Ha! Wie sind Sie zugekrochen!"

Damit hatte es übrigens seine Richtigkeit; Master Terrible war gräßlich zugerichtet! Außerdem nämlich, daß sein Gesicht eine ballonartige Form bekommen hatte, war ihm auch ein Auge halb ausgeschlagen worden, und aus dem Munde quall ihm das Blut fast stromweise.

„Um Gott," fragte jetzt auch Miß Emily — sie zitterte von dem letzten Auftritte her noch am ganzen Leibe und wurde durch den jetzigen Anblick natürlich von Neuem nervös erfaßt — „um Gott, Terrible, was hat es gegeben?"

„Was es gegeben hat?" erwiederte Master Terrible mit einer vor Wuth fast erstickten Stimme, indem er zugleich einen Dualm von Pfui ausspie. „O nichts, gar nichts, als daß mich der Bamboo, jenes Riesenthier von einem Neger, fast todtgeschlagen hat. Das sind die Folgen der Liebe und Sanftmuth, mit der Herr Beaujolais seine Sklaven behandelt haben will."

„Aber," wandte Miß Emily ein, „der Bamboo ist doch sonst ein ganz gutmüthiger Bursche, wie kam er denn dazu, so gräßlich mit Ihnen umzugehen? Er muß einen Grund gehabt haben, sonst hätte er sich nicht so vergessen!"

„Ja freilich einen Grund!" war die giftige Antwort des Sklavenaufsehers. „So ein fluchwürdiges Niggerthier und einen Grund! Seine angeborene Faulheit und Trägheit war der Grund. Herr Beaujolais befahl mir heute Morgen, den sämmtlichen Arbeitern einen Feiertag zu geben, und zugleich wurde ihnen von der Herrenhausküche eine Extraration von Fleisch und Kuchen verabreicht. Das gethah selbstverständlich der Hochzeit wegen, die hatte stattfinden sollen. Weil nun aber diese nicht stattfand, so dachte ich, die Tagdiebe von Schwarzen könnten wenigstens Mittags an's Geschäft gehen, und schickte sie unverweilt auf's Feld. Alle gehorchten ohne Widerstand, den Bamboo ausgenommen, und weil ich ihn ein wenig hart darob anfieß, so fiel er ohne Weiteres mit seinen Fäusten über mich her. Das ist der Hergang der Sache und nun frage ich," setzte er mit einem wüsten Fluche hinzu, „hatte das Niggerthier einen Grund oder hatte es keinen?"

„Sie werden ihn hoffentlich sogleich in Eisen gelegt haben?" rief sofort Herr Casardeau, indem er heftig mit dem Fuße stampfte.

„Bah, Eisen!" erklärte Herr Marigny. „Niederschießen hätten Sie den Hund sollen, auf dem Fleck niederschießen, wie ein wildes Thier, denn mehr ist eine solche Canaille nicht werth."

„Sie haben gut reden, meine Herren," entgegnete der Sklavenaufseher nicht ohne Verlegenheit; „aber der Uebelstand des Bamboo geschah so unversehens, daß ich mich gar nicht zur Wehre setzen konnte, und wie ich nachher wieder auf meinen Füßen stand, war der Schurke auf und davon."

Nunmehr konnte der sonst so süß tächelnde Herr Casardeau seinen Grimm nicht länger bemeistern, und selbst die Rücksicht gegen die Damen setzte er außer Augen. „Höll' und Teufel," fluchte er, „Sie werden doch nicht sagen wollen, Terrible, daß der Schurke entflohen sei?"

Der Sklavenaufseher wurde noch verlegener als zuvor und seine Augen suchten den Boden. „Bamboo," sagte er endlich, „scheint allerdings das Weite gesucht zu haben, denn . . . denn . . . Nun übrigens, wenn's auch so ist, so hat's nicht viel zu bedeuten. Mit ein paar guten Bluthunden müssen wir ihn bald wieder haben."

„Holl' und Teufel," fluchte Herr Casardeau zum zweiten Male. „Also wirklich entflohen? Und was eben so schlimm, wir haben hier keine Bluthunde. Mein Herr Schwiegervater war viel zu gefühlvoll, um sich solche anzuschaffen!"

„Aber," bemerkte der Sklavenaufseher, „Herr Marigny besitzt deren eine ganze Menge und . . ."

„Unsinn, Terrible," unterbrach ihn der Angeredete. „Meine Pflanzung liegt gute vier Stunden von hier entfernt und wir würden also viel zu viel Zeit verlieren, wollten wir die Hunde von dort holen. Nein, nein, das geht nicht. Aber wir haben ja Lombins ganz in der Nachbarschaft, und Joe Sharper wird sich ein Vergnügen daraus machen, uns seine Rüden zu leihen. Sie sind ausgezeichnet als Spürhunde."

„Und er selbst ist der beste Menschenjäger in der ganzen Runde," setzte Herr Casardeau, sich die Hände reibend, bei. „Donnerwetter, daß wir das nicht gleich einfiel! Aber nun vorwärts zu Pferde! Wir dürfen keine Minute Zeit mehr verlieren."

Mit einer leichten Verbeugung gegen die Damen eilte er fort, und eben so schnell folgten ihm Herr Marigny und Master Terrible.

Miß Emily hatte in den letzten zehn Minuten kein Wort mehr gesprochen, sondern stand in tiefes Nachsinnen verloren; der Doktor aber, sowie Mistreß Parker, hielten sich mehr im Hintergrunde, da sie kein Recht zu haben glaubten, sich einzumischen. So entstand denn eine fast peinliche Stille, nachdem die Herren Casardeau und Marigny mit Master Terrible die Halle verlassen hatten. Einen Moment später jedoch hörte man unten im Hofe ein lautes Halloh und nun stürzte die schwarze Dienerschaft hinab, um das Abreiten Herrn Casardeau's und seiner Begleiter mitanzusehen. Auch Miß Emily erwachte jetzt aus ihrem Hinbrüten und ein schauderlicher Zug lagerte sich um ihren Mund.

„So," flüsterte sie leise vor sich hin, „so habe ich ihn noch nie gesehen."

„Wen?" fragte Mistreß Parker voll Theilnahme. „Den wem sprechen Sie, liebe Emily?"

„Natürlich von ihm, von Eugen," erwiederte die Miß. „Nie habe ich früher einen Fluch aus seinem Munde gehört, und nie bis heute betrug er sich so rücksichtslos gegen mich."

„Der Aufregung, liebe Emily," suchte sie Mistreß Parker zu beschwichtigen, „thun die Männer Manches, was sie nachher gerne ungeschehen machen würden, daß aber die Flucht des Bamboo Herrn Casardeau aufregen mußte, das kann uns doch wahrhaftig nicht wundern."

„Nein, nein," versetzte Miß Emily, indem sie die Hand an die Stirne legte, „die Aufregung wegen der Flucht Bambo's war's nicht allein. Jener rohe Marigny hat zu viel Einfluß auf ihn und . . . Mein Gott, Doktor," rief sie plötzlich von Neuem zitternd dem Letzteren zu, „mein Gott, das war ja ein furchtbarer Auftritt, den Sie mit Marigny hatten, und Sie sind doch sonst ihr Ruhe und Selbstbeherrschung selbst!"

„Leitru," entgegnete der Doktor, „kann Ihnen Alles genau erzählen, und ich hoffe, daß Sie mich nicht verdammen, wenn Sie den Sachverhalt nähet kennen. Doch nunmehr lassen Sie mich eilen, Ihrem Vater den Trank zu bereiten, mit dem ich fast allzulange gezögert habe."

So trennten sie sich und die nächsten paar Stunden brachte der Doktor wieder am Krankenbette des Herrn Beaujolais zu, während Miß Emily und Mistreß Parker sich von Letzth Ereignis erhalten ließen.

Der Tag war für die noch nicht weit vorgeschrittene Jahreszeit außerordentlich schwül und warm gewesen, und somit standen im kleinen Speisesalon, wo das Abendessen den Damen wieder mit den beiden Damen zusammenzusitzen hatte, die Fensterthüren gegen die Veranda zu weit offen. Man genoß da eine weite Aussicht gegen den Mississippistrom hin, und die wallenden Zucker- und Maisspflanzungen gewährten im klaren Mondschein einen ganz eigenthümlichen Reiz. Nicht minder prächtig erglänzten die Blätter der Granat-, Citronen- und Orangenbäume im Garten unten, und deren Blüten durchten gar lieblich herauf. Doch alles dieß war für jetzt nicht im Stande, die Aufmerksamkeit der im Speisezimmer Versammelten zu fesseln, sondern die Blicke von Miß Emily sowohl, als von Mistreß Parker hingen an den Lippen des Doktors, welcher über das Befinden des Herrn Beaujolais Nachricht gab. Viel Erfreuliches konnte derselbe aber freilich nicht melden, denn die Gabe des Sprechens hatte sich bei dem alten Herrn noch immer nicht wiedergefunden, und auch im Uebrigen stand es ganz wie früher. Doch mußte schon das als ein Wohlthat angesehen werden, daß es nicht schlimmer geworden war, und wenn der Anfall sich nicht wiederholte, so durfte man noch immer die Hoffnung nicht aufgeben. Jetzt eben schlief er und die alte Monika, auf die man sich durchaus verlassen konnte, wachte an seinem Lager. -

Während des Nachtessens war außer Letty keinerlei Dienerschaft anwesend, sondern Mistreß Parker bredigte den Thee, und die wenige kalte Küche, die man genossen wollte, ging durch die Hände der Lieblingsdienerin Miß Emily's. Man hatte also nicht nöthig, sich in der Rede einen Zwang anzuthun, und jedes der Anwesenden machte auch reichlich hievon Gebrauch.

„Ah, Doktor," sagte Miß Emily nach einer Pause, „ich habe Ihnen noch nicht einmal dafür gedankt, daß Sie sich meiner Letty so ritterlich gegen den schlechten Menschen, den Marigny, annahmen. Ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß einer der Gäste unseres Hauses sich so gröblich gegen die Sitte vergehen konnte, und . . . und . . . dieser Marigny nennt sich den Freund meines Bräutigams!"

Digitized by Google

Tief aufseufzend hielt sie inne und eine große Thräne entglänzte ihrem Auge. Auch die Uebrigen schwiegen stille, denn sie ahnten, was in dem Herzen Miß Emily's vorging.

„Was ist das?“ rief jetzt plötzlich Mistreß Parker, welche gerne die Gedanken ihrer jungen Freundin auf einen andern Gegenstand gelenkt hätte. „Nichten Sie Ihre Augen in gerader Richtung über die Veranda hinaus, dahin, wo sich der dunkle Wald mit seinen Seen und Untiefen hinzieht. Sind das nicht Lichter oder Fackeln, die dort erglänzen?“

„So ist es,“ erwiederte der Doktor, nachdem er scharf hingesehen hatte, „und hören Sie einmal genau auf. Vernehmen Sie nicht einen Schall, wie Hundegebell?“

Sie horchten aufmerksam und richtig, von Zeit zu Zeit ließ sich das heisere Gebell von Hunden vernehmen. Doch war es zu weit entfernt, als daß man es deutlich hätte unterscheiden können.

„Sonderbar!“ sagte Miß Emily, indem sie den Doktor fragend ansah. „Man pflegt doch sonst nicht bei Nacht und Fackelschein Jagden abzuhalten!“

„Gewiß,“ entgegnete der Doktor sehr ernsthaft. „Jagden auf Thiere hält man auf diese Art nicht ab, wohl aber Jagden auf Menschen.“

„Auf Menschen?“ rief die Tochter des Pflanzers. „Glauben Sie denn, daß . . .“

„Ich glaube,“ ergänzte der Doktor, als die junge Dame hier stockte; „ich glaube oder vielmehr ich bin gewiß, daß der arme Bamboo dort gejagt wird.“

Wiederum trat eine Pause ein und unverwandt starrten sie Alle nach der Gegend, wo die Lichter und Fackeln im Walde tanzten.

„Der arme Bamboo!“ wiederholte Miß Emily nach einer Weile träumerisch. „Es ist mir unbegreiflich, wie der sonst so gutmüthige Bursche plötzlich von einem solchen Anfall der rohesten Widersetzlichkeit beimgesucht wurde.“

„Meine verehrte Miß,“ erklärte der Doktor, „wenn wie den Vorfall von Bamboo selbst erzählen hören würden, so möchte es leicht sein, daß die Sache in ein ganz anderes Licht träte. Dieser Master Terrible, der seit Kurzem hier installirt worden ist, gehört, wie es scheint, unter die Sorte von Sklavenaufsehern, welche durch ihre Grausamkeit auch eine Lammsnatur in einen Tiger umwandeln können, und . . .“

Er vollendete nicht, denn eben trat Letty hastig herein und flüsterte ihrer Herrin in großer Aufregung ein paar Worte zu.

„Wer sagst Du?“ sprach diese. „Die junge Phillis? Und sie will sich durchaus nicht abweisen lassen?“

„Durchaus nicht,“ bekräftigte Letty. „Sie ist ganz außer sich und geberdet sich wie eine Verzweifelnde.“

„So führe sie herein,“ rief die junge Dame, „und sorge, daß wir nicht gestört werden.“

Den Augenblick darauf wurde die Thüre für Phillis — dieselbe junge schwarze Sklavin, von der weiter oben schon einmal die Rede gewesen ist — geöffnet, und laut schluchzend stürzte sich das arme Ding zu den Füßen ihrer Herrin nieder, sie mit ihren Armen fest umflammernd.

„Was hast Du, Mädchen, sprich,“ sagte Miß Emily mit einer aufmunternden Geberde, allein es währte doch einige Zeit, bis sich die Schluchzende soweit fassen konnte, um etwas zusammenhangendes herauszubringen.

„Ja,“ stotterte sie endlich, „Phillis will reden, muß reden, obwohl Er gedroht hat, mich todt zu machen, wenn ich ein Wort spreche.“

„Wer ist der Er?“ wollte Miß Emily wissen.

„O Er, Master Terrible, der Overseer,“ remiederte Phillis. „Er ge schworen, daß ich sterben müsse, wenn ich ein Wort sage, aber ich weiß doch nicht schweigen und wäre schon lange hier gewesen, wenn sie mich nicht mit Gewalt zurückgehalten hätten.“

„Wer hat Dich zurückgehalten?“ fragte wieder Miß Emily, denn sie sah wohl ein, daß es ihr nur auf diese Weise gelingen würde, der Sache auf den Grund zu kommen.

„Meine Mutter,“ versetzte Phillis, „und meine Geschwister. Sie glauben es sei mein Tod, wenn ich die Wahrheit sage; aber ich will lieber zehnmal sterben, als Bamboo im Unglück lassen, und so bin ich der Mutter und den Geschwistern entfprungen.“

„Ha!“ rief Miß Emily. „Von Bamboo hast Du mir etwas zu sagen? Weißt Du vielleicht, warum er den Obercaufseher so furchtbar mißhandelte?“

„Sicherlich weiß es Phillis,“ erklärte diese. „Bamboo hat den Overseer zu Boden geschlagen, weil der Overseer die Phillis zwingen wollte, Böses mit ihm zu thun, und Bamboo wird jetzt mit Hunden gejagt, bloß weil er die Phillis vor Schande geschützt.“

„Ha!“ rief Miß Emily zum zweiten Male. „Jetzt kommt doch endlich Licht in die Sache. Aber Du mußt mir das etwas aufsührlicher erzählen, Mädchen, damit ich genau weiß, wie es zugegangen ist.“

„Ja wohl, ja wohl,“ versicherte Phillis. „Soll Alles geschehen, was junge Herrin will. Also heut Vormittag war Feiertag, weil Hochzeit sein sollt; aber Bucku Braujoolaid krank worden und Hochzeit verschoben bis gesund. Also befiehlt Massa Terrible heut Mittag, wir sollten gehen in's Feld und unsere Arbeit thun, wie immer. Alle sagen Ja und gehen. Und ich gehe auch und Bamboo geht an meiner Seite. Da ruft mir der Overseer und befiehlt mir dazubleiben. Soll in seine Stube gehen und sein Sach in Ordnung bringen und Kleider reinigen. Wollt' nicht, weil er immer so sonderbar gegen mich, und sagt', meine Mutter könnt's besser besorgen. Aber er befiehlt mir's streng und so muß' ich gehorchen. Die Andern gingen und der Bamboo mit und auch der Overseer. Kaum aber hat der Master die Arbeit angewiesen, was heut Mittag geschehen soll, so kehrt er um und geradewegs auf seine Wohnung zu, wo ich bin. Das sieht Bamboo und schleicht ihm nach, weil Bamboo weiß, wie schlimme Absicht der Overseer hat gegen mich. Master Terrible also kommt nach Hause, wo ich kein Zimmer reinige, und sagt mir, ich soll Arbeit reinen sich nun hinsitzen. Sagte nein und that's nicht; aber er schlug seinen Arm um mich und zog mich neben sich auf den Polstersitz. Und dann küßt' er mich, und ich schrie um Hülf' und wehrte mich und verkratz' ihm das Gesicht. Doch hält' er mich fast bezwungen, da sprang Bamboo herein und seine starken Arme rissen mich aus den Händen des schrecklichen Overseer.“

„Weiter, weiter!“ drängte die Tochter des Hauses, als Phillis hier erschöpft einen Augenblick inne hielt. „Du bist mit Deiner Erzählung noch nicht zu Ende.“

„Hab' nur noch wenig zu sagen,“ fuhr das schwarze Mädchen fort. „Wie der schreckliche Master sah, daß Bamboo sich meiner annahm, da bekam er laut oor Wuth und sprang mit einem Satz an die Wand, wo sein Gewehre hängen. Dann riß er eines herunter und wollt' Bamboo niederschießen. Aber Bamboo stel ihm in den Arm und der Schuß ging in die Luft. Zuletzt stieß der Master nach Bamboo mit seinem Messer und nun mußt' Bamboo kämpfen um sein Leben. Und Bamboo hat gekämpft und hat gesiegt und mit drei Schlägen lag der Master am Boden.“

„Und nachher?“ fragte Miß Emily, die bisher fast athemlos zugehört hatte.

„Nachher?“ versetzte Phillis. „O nachher entfloh Bamboo, weil er wohl wußt', daß man schwarzen Mann den Arm abhaut, mit dem er weiß Mann geschlagen, und weil er nicht wollt' seinen Arm verlieren. Der schlimme Master aber stand oom Boden auf, und suchte furchtbare, und schwue, daß ich sterben müsse von seiner Hand, wenn ich nur ein Wort sag' davon, daß er mich hab' gelüst und in Arm genommen. Und gewiß, gewiß,“ schloß sie ihre Erzählung, indem sie von Neuem in ein heftiges Weinen ausbrach, „er wird mich kalt machen, der furchtbare Overseer, weil ich nun doch gesagt hab', was ich wußte. Aber ich konnte nicht anders, denn sonst hout man Bamboo den Arm ab, wenn man ihn fängt, und dann muß Bamboo auch sterben, weil er zu stolz ist zu leben ohne Arm.“

Miß Emily war aufgesprungen vor Aufregung und ihre Gesichtsmuskeln arbeiteten heftig. „Nein, Phillis,“ rief sie endlich, indem sie sich dort vor das immer noch knieende Mädchen stellte; „nein, Du sollst nicht geschlagen werden von den harten Menschen, dem Oberaufseher. Nicht ein Haar soll er Dir krümmen und ebensowenig soll Bamboo seinen Arm verlieren, wenn man ihn eingefangen hat. Das verspreche ich Dir im Namen meines Vaters und Du weißt, daß ich gewohnt bin, mein Wort zu halten. Aber nun steh' auf und trockne Deine Thränen. Und keine Danksbezeugungen, hörst Du, sondern geh' jetzt und verkünde den Deinen, was ich gesagt habe.“

Sehr rasch stieß sich dem Phillis beschwichtigen und eine Weile darauf befanden sich die Terrie, Miß Emily, Mistreß Parker und der Doktor wieder allein. Damit aber war die Aufregung der Miß Emily noch nicht vorüber, sondern diese schien sich vielmehr nach dem Abgang des Mädchens noch zu steigern und machte sich in den heftigsten Anklagungen Luft.

„Der Schändliche! Der Verdorbenste!“ stieß sie in einzelnen Sätzen hervor. „Dieser Zwitternatur, zusammengesetzt aus Grausamkeit, Lüge, Feigheit und Wollust! Aber seine Stunde länger soll er seine Tyrannei ausüben. Nein, beim Himmel, ich werde mit meinem Vater reden und . . .“

Hier stockte sie, tief und schwer aufseufzend.

„Miß Emily,“ sprach nun der Doktor, indem er sich ihr näherte und freundlich eine ihrer Hände ergriff, „ich glaube in ihrem Herzen gelesen zu haben. Sie verabscheuen die Handlungsweise des Master Terrible und möchten das Verlangen an Ihren Vater stellen, daß er den Elenden auf der Stelle entlasse. Allein meine Pflicht als Arzt gebietet mir, Ihnen zu sagen, daß Sie für jetzt Ihren Vater mit einer solchen Anforderung verschonen müssen, denn schon die geringste Aufregung könnte die traurigsten Folgen haben.“

„Aber,“ rief Miß Emily, „was soll ich denn thun? Warten, bis mein Vater wieder gesund ist?“

Digitized by Google

Die Worte waren an Mistreß Parker und den Doktor zugleich gerichtet; allein Beide fühlen sich nicht im Stande, ihr sogleich darauf zu antworten.

„Wir Frauen," sagte endlich Mistreß Parker, „sind immer gewohnt, uns nur nach unsern Gefühlen zu richten; Herr Beaujolais aber wiede es vielleicht für ein Unrecht halten, den Verdächtigen zu entlassen, ohne vorher eine genauere Untersuchung veranlaßtet zu haben. Ueberdem dürfte zu bedenken sein, daß man nicht in der Minute einen andern Aufseher erhalten kann und ohne einen solchen müßte schon in den ersten Tagen die größte Unordnung auf der Pflanzung entstehen. Wer sollte dann die Arbeit vertheilen und die Neger zu derselben anhalten?"

„Mein Gott," seufzte Miß Emily, „Sie haben recht und ich muß den bösartigen Menschen wenigstens noch so lange dulden, bis ein Nachfolger für ihn gefunden ist. Aber," fügte sie mit etwas leichterem Herzen hinzu, „ich werde mit Eugen reden und ihn bestimmen, daß er im Namen meines Vaters handelt."

„Sie vergessen, Miß," bemerkte der Doktor trocken, „daß es Herr Casarbeau war, welcher Ihrem Vater den Master Terrible anempfahl."

„Nein, Doktor," erwiderte Miß Emily mit aufleuchtendem Auge, „ich habe das nicht vergessen. Aber ebensowenig habe ich vergessen, daß er es ohne Zweifel nur that, weil er von dem edlen Marigny dazu überredet wurde. Ha, dieser Marigny! Er ist sein böser Genius, und ich danke Ihnen, Doktor, daß Sie mich an ihn erinnerten. Mit meinem Willen tritt dieser mir böse Gesell nicht mehr über die Schwelle von Beaujolais-haus und ich hoffe, nein, ich weiß gewiß, Eugen wird mir hierin sogleich beipflichten, wenn ich ihn über den Charakter Marigny's aufgeklärt haben."

Sie sprach dieß mit all' dem Stolze einer südlichen Pflanzerstochter und aus dem Ton ihrer Stimme leuchtete hervor, daß sie vollkommen überzeugt war, ihren Willen mit Leichtigkeit durchzusetzen. Ihr Bräutigam hatte sich ihr zu bis auf den heutigen Tag nur von der besten Seite gezeigt und sie konnte also nicht anders denken, als daß nur allein der Umgang mit seinem schlimmen Freunde ihn auf Abwege geführt habe. Auf dem Gesichte des Doktors dagegen war eine andere Ueberzeugung zu lesen und auch in dem Auge von Mistreß Parker schien einiger Zweifel zu liegen. Doch schwiegen Beide still, denn hatten sie ein Recht, in die Herzensangelegenheiten Miß Emily's einzugreifen?

Abermals trat jetzt eine peinliche Stille ein und alle Dreie sahen nach der Richtung hin, wo noch vor Kurzem die Bäcker und Fackeln im Walde gelangt hatten. Für jetzt jedoch lag dort Alles in tiefer Finsternis und auch vom Gekläff der Hunde ließ sich nicht das Geringste mehr vernehmen. Dagegen hörte man plötzlich den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes und gleich darauf hielt daselbe vor dem Herrenhause.

„Eugen," sagte Miß Emily leise, denn sie glaubte nicht anders, als ihr Bräutigam werde zurückgekehrt sein.

Er war es jedoch nicht, sondern einer der schwarzen Diener Jem Sharper's, welcher ihr einen Brief von Herrn Casarbeau überbrachte. Hastig erbrach sie das Schreiben, aber sein Inhalt schien sie nur sehr wenig zu befriedigen. „Wir haben," hieß es darin, „den entlaufenen Bamboo bis jetzt gejagt und die Hunde fanden auch richtig seine Spur. Allein bald verloren sie dieselbe wieder und alles neue Suchen darnach erwies sich als vergeblich. Für heute nämlich, denn für morgen versprechen wir uns ein ganz anderes Resultat. Zu diesem Behufe werden wir diese Nacht noch bei allen unsern Nachbarn herumreiten, um mit ihnen und ihren Oberaufsehern bei Tagesanbruch ein neues, verstärktes Treibjagen zu veranstalten, und ich hoffe, Keiner wird uns seine Beihilfe versagen. Es liegt ja so unendlich viel Reiz und Aufregung in einer solchen Jagd, besonders wenn die Hunde gut abgerichtet sind, und überdem verlangt es unser Aller Interesse, daß der Flüchtling eingefangen wird. Ja gewiß, denn es muß ein Exempel statuirt werden, und zwar ein recht efclatantes, damit die Widersetzlichkeit des Bamboo nicht ansteckend wirke."

Solches und Aehnliches schrieb Herr Casarbeau und war es nun ein Wunder, daß das Schreiben seine Braut nicht besonders befriedigte? Noch weniger schienen der Doktor und Mistreß Parker davon erbaut zu sein, allein sie behielten wiederum ihre Gedanken für sich und gleich darauf zog sich der Doktor in's Krankenzimmer zurück, wo er die Nacht durch bei Herrn Beaujolais wachen wollte.

Auf diese Art ging der Tag zu Ende, welcher zum Hochzeitstag der schönen Miß Emily bestimmt gewesen war. Statt Lust und Freude — Trauer und Herzeleid. (Fortsetzung folgt.)

Brevi manu.

In dem kleinen alten Lustschlößchen Monbijou zu Berlin, in dessen phantastisch mit seidenen chinesischen Tapeten geschmückten Gemächern einst Peter der Große echt russisch hauste und Friedrich des Großen ungeliebte Gattin manche bittere Thräne der Entsagung weinte, befindet sich augenblicklich zum Besten der Königin Elisabeth-Stiftung für goldene Jubelehepaare eine höchst interessante Ausstellung von Reliquien aus dem preußischen Königshause und der preußischen Geschichte. Wie greifen nur drei kleinere Nummern heraus — als überaus charakteristisch für den schnellfertigen Kopf und die schnellstrige Hand des alten Fritz. Da liegen unter Glas und Rahmen zwei uralte Aktenstücke von großem, grauem Papier und verblichenen, altmodischen Schriftzügen. Das eine lautet wörtlich: „Unser Königlichen Majestät haben wir auf die unterm 26. Hujus eingegangene Kabinetsordre hierdurch allerunterthänigst anzuzeigen die Gnade, daß der Jude Israel Jakob Meyer aus Altona bei Hamburg gebürtig ist, und daß derselbe sich mit der Tochter des Schutzjuden Jakob Gotthalts zu Halberstadt verheirathen, auch sich daselbst nach der den Schutzjuden zugestandenen Erlaubniß, auf das Recht des ersten Kindes ansetzen will. Nach dem Bericht der halberstädter Kammerdeputation hat dieser Jude auch schon dreitausend Thaler baares Geld in's Land gebracht und nach dem Tode seiner zu Altona noch bemittelten Eltern dereinst noch einen guten Erbtheil zu erwarten. Derselbe hat für seine Ansetzung und den Trauschein sämmtliche Kassen schon bestriedigt und für dreihundert Thaler hiesiges Porzellan außer Landes geführt. Von Eurer Majestät Gnade wird es abhangen, ob für denselben ein Freipaß und Einbringung seiner Effekten ausgefertigt werden soll.

Berlin, 28. Juli 1784. Gaudi. Werder (Minister).

Aber selbst die dreitausend Thaler baares Geld und die dreihundert Thaler für in's Ausland geführtes königliches Porzellan, um welche der Jude Preußen bereichert hatte, vermochten den Biedermiller des Königs gegen die Juden — trotz seines bekannten und viel gemißbrauchten Wortes: „Jedermann soll in meinen Landen nach seiner Fasson selig werden!" — zu überwinden. Er schrieb brevi manu an den Rand des Aktenstückes: „Wihr haben schon Juden genug im Lande und draucben keine Fremden!" F.

Das zweite Aktenstück ist eine Antwort des Kollegium Sanitatis auf einen Befehl des Königs, ihm Vorschläge zur schnellen Ausrottung der an einigen Orten der Monarchie ausgebrochenen Viehseuche zu machen. Das Kollegium Sanitatis hat nun das Gutachten der Thierärzte eingezogen und berichtet an den König, die Thierärzte hielten es für das Gezeigneste: in jedem Ort, wo ein Stück Vieh von der Seuche befallen, sogleich sämmtliche Thiere todtzustechen. — Darob ergrimmte der alte Fritz, und er schrieb mit zornmüthiger brevi manu und seiner eigenthümlichsten Orthographie auf Rechnung der Herren Thierärzte an den Rand: es Seindt Jaule Bestien die nichts Nutze Wollen und Gelt fihren.

Das dritte Beweisstück von der schnellfertigen und stets treffenden brevi manu des Königs ist noch schlagender. Es ist eine kleine zerbrochene Mundtasse. Dabei liegt ein Zettel: „Diese Tasse zerschlug der König wenige Tage vor seinem Tode im Zorn, weil ihm der Inhalt zu heiß!"

Brevi manu — abgetheen von der zerschlagenen Tasse — schuf der große Fritz Preußens Größe.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 96:

Wo kein Geld in der Tasche,
Kein Wein in der Flasche,
Kein Getraid' in der Scheuer,
Kein Holzen am Feuer,
Kein Brod im Haus,
Ist alles aus.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 Kr. rhein.

№ 13.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 Kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Bothhart.

Ein erblichener Sonnenstrahl.

Eine ilfelder Klostergeschichte von **Arnold Wellmer.**

(Schluß.)

Und wir ritten in den schneidend kalten stürmischen Winterabend hinein. Die Pferde strauchelten und scheuten, wir ritten oft ohne Weg und Steg — über das öde aeme Eichsfeld. Aber wie jagten in fliegender Hast dahin — die ganze qualvoll lange Nacht hindurch. Es war noch ganz dunkel, als wir früh Morgens auf todmüden Pferden, fast erstarrt vor Kälte und Weh und Angst, in Ifeld anlangten. Vor der Krone rüstete sich ein großer Frachtwagen zur Weiterfahrt. Wir gaben dem Hausknecht unsere Pferde und gingen sogleich nach Agathens Wohnung.

Im Stubenstübchen des Kollaborators hatten wir beim Vorübereilen schon Licht gesehen — auch durch ein anderes Fenster fiel ein matter Schimmer, wie von einem Nachtlämpchen. Ich warf behutsam Schnee gegen die hellen Scheiben; Ifolan rief leise, dumpf den Namen des Kollaborators. Der öffnete das Fenster — er hatte die Stimme erkannt. Er bat uns, still zu sein. Dann kam er die Treppe herab und schloß geräuschlos die Thür auf. Das Licht zitterte in seiner Hand. Thränen standen ihm in den Augen, wie er Ifolan umarmte und küßte und wie die Hand drückte. Er schien nicht überrascht, uns hier zu sehen. — „Agathe?“ sagte Ifolan — und seine Stimme stockte angstvoll.

„Sie schläft, wie dürfen sie nicht wecken!“ Der Kollaborator sprach so behutsam leise und führte uns auf den Fußspitzen die Treppe hinauf, wie im Hause des Todes. In seinem Studirzimmer streichelte und küßte er Ifolan auf's Neue, wie ein geliebtes trauernd Kind. „Mein armer Bruder, wer hätte das gedacht, daß wir uns so wiedersehen würden!“

„So ist es denn doch wahr — Agathe liebt mich nicht mehr!“ brach es dumpf schmerzlich aus Ifolan's Brust vor. „Ich armer Thor habe mir immer wieder einreden wollen, es sei nicht möglich!“

Wie unwillkürlich — ja, wie unwillig schüttelte der Kollaborator den Kopf, als wollte er sagen: Es ist ja auch nicht möglich!

„Was ist vorgefallen? — sage mir Alles — Alles — um unserer Bruderliebe willen!“ bat Ifolan mit erhobenen Tönen der Angst.

„Frage mich nicht so, ich kann — ich darf es Dir nicht sagen — auch die Mutter nicht . . . wir haben Agathen die Hand daraus geben müssen!“

„O laß mich sie sehen — nur eine Minute . . . mein Bruder, schicke mich nicht so fort . . . wenn ich es aus ihrem Auge gelesen habe, daß ihre Liebe für mich erstorben . . . dann — ja dann habe ich hier nichts mehr zu thun!“

„Agathe war todtkrank. Sie bekam einen Blutsturz, als sie den Brief an Dich schrieb. Sie ist noch sehr schwach. Der Arzt hat jede Gemüthserschütterung streng untersagt — er fürchtet bei Agathens zarter Organisation das Schlimmste. Sie darf nicht wissen, daß Du hier bist!“

„Barmherziger Gott, was tödtet sie? . . . meine Liebe? O, daß sie mich Unglücklichen nie erblickt hätte! . . . Was hab'

Der Kronprinz von Belgien. (S. 147.)

Digitized by Google

ich gethan — wodurch ihre Liebe verscherzt — ihr Herz gebrochen? ... Aus Barmherzigkeit sage mir nur das, wenn Du nicht willst, daß ich meinen armen Verstand aus seinen Fugen grübeln soll ..."

Der Kollaborator rang nach einem Trostwort. Er nahm Isolan's beide Hände in die seinen und sah ihn mit einem langen traurigen Blick an — dann sage er innig: „Mein Bruder, wie sehen hier unten oft durch einen dunklen Spiegel — wir müssen Alles dem lieben Gott befehlen. Wenn es Zeit ist, wird er auch dieß Dunkel, das jetzt Deine Seele verdüstert, zerstreuen. Du weißt, wie sehr ich Dich liebe und achte — um dieser Liebe und Achtung willen vertraue mir, auch wenn Du mich jetzt nicht verstehst. Geh' nach Göttingen zurück — so Gott will, kommt noch die Stunde, daß ich Dich zurückrufen darf. Bis dahin nimm den Trost mit, daß Du nichts gethan hast, Agathens Liebe zu vernichten ..."

Da ging die Thür leise auf und auf die Mutter gestützt glitt Agathe in's Zimmer — wie ein Hauch so zart und matt — bleich wie eine junge weiße Rose ... aber auch ihren verwundbar großen klaren Augen leuchtete ein frohlender Glanz von Glück und Liebe ...

„Mein Sonnenstrahl!" jubelte — schluchzte Isolan auf und lag zu ihren Füßen. Der eine Blick in ihr Auge hatte ihm gesagt, daß darin noch die alte reiche Liebe zu ihm glühte. Wie andetend schaute er stumm zu ihr auf — mit leuchtendem Gesicht — bis ihm zwischen den langen schwarzen Wimpern Thräne auf Thräne vorquoll ... dann drückte er die Augen in ihr langes weißes Gewand und schluchzte laut, wie ein Kind ... Das waren die ersten Thränen, die Isolan weinen konnte, seit er Agathens Scheidebrief las.

„Sie hatte keine Stimme gehört und ich durfte sie nicht mehr zurückhalten!" sagte die Mutter zu ihrem Sohn, und ließ Agathen in den Sessel gleiten, den wir ihr hingeschoben.

„Es wird ihr Tod sein!" flüsterte der Sohn zurück — aber Agathe hatte es doch gehört. Mit einem wehmüthig glücklichen Lächeln sagte sie sanft: „Nein, mein Bruder — das Glück tödtet nicht so leicht ... nach so großem Weh!"

Ich wollte das Zimmer verlassen, aber Agathe bat mich, zu bleiben.

„So lieb' Du mich doch noch, mein Sonnenstrahl? — ich hab's ja in Deinem Aug' gelesen ... Dank! Dank! für diesen Sonnenblick!" — und er preßte ihre niederdrängende Hand immer wieder an seine Lippen. Sie sah ihn mit einem wundersamen Glanz an — so liebreich — so glücklich ...

„Aber warum denn diese Prüfung, mein Lieb? — — nein, ich will nicht fragen ... ich weiß jetzt ja doch, unsere Liebe war kein Irrthum, wie in dem lieben, bösen Brief stand. Aber sage mir nur das eine Wort: es ist kein Traum, daß ich Dich wieder hab'!"

Sie schüttelte die goldenen Locken. Sanft entzog sie ihm ihre Hände und legte sie wie zum Segen auf sein Haupt. „Mein Freund — mein Bruder, das ganze Leben ist ja ein Traum, — erst wenn wir ihn ausgeträumt haben, wird's Wahrheit und Klarheit. Bis dahin aber müssen wir scheiden, wie ich Dir schrieb — ja, wir müssen!"

Isolan wollte sie unterbrechen, aber sie bat: „Laß mich — mache mir diese Stunde nicht noch schwerer. Ich kann Dich ja, mein Bruder — ich weiß, Du bist stark, wenn es sein muß: hast an Herz und Seele ... um unserer alten Liebe willen sei jetzt stark — wie ich! Ich wäre Deiner nie würdig gewesen, wenn Du mich in diesem Augenblick schwach fändest. Ich habe den lieben Gott worthin, wie ich Deine Stimme hörte, gebeten, mich stark zu machen — er hat mich erhört. Nicht wahr, Du willst mich jetzt nicht schwach sehen? Frage mich auch nicht, warum wir scheiden müssen — müssen. Ich darf es Dir hier unten nie sagen. Vertrauch mir auch, daß Du mich nicht wieder sehen willst, es wäre denn, daß ich Dich bald riefe ... rufen dürfte ... doch nein, auch das müssen wir in Gottes Hand befehlen!"

Isolan kniete noch immer zu ihren Füßen, aber sein Gesicht leuchtete wie verklärt zu ihr auf.

„Willst Du, mein Bruder?"

„Alles, Alles, was Du willst ... und wenn ich auch nicht wollte, ich kann ja nicht anders — ich muß thun, was mein Sonnenstrahl fordert!"

„Vergib mir auch diesen Schmerz!"

„Ich segne Dich für allen Sonnenschein — ich segne Dich sogar für diesen Schmerz, auch wenn ich nicht verstehe, warum er über uns kommen mußte."

Da nahm sie seinen Kopf in beide bleiche Hände und beugte sich nieder und drückte einen langen Kuß auf seine Stirn: „Habe Dank, daß Du mich so überaus glücklich gemacht hast — diese kurze Erdenspanne ..."

Ein jäher Krampf in der Brust unterbrach sie. Schnell führte sie ihr Tuch an die Lippen ... wie sie es sinken ließ, leuchteten große rothe Tropfen darauf. Sie war noch blasser geworden.

Auch die Mutter hatte das Blut gesehen. Sie eilte hinzu und zog Agathe in ihre Arme: „Kind, laß' es jetzt genug sein — Du reißt Dich auf — denke an Deine arme Mutter!"

„Ja, Mutter, ich geh' mit Dir. Nur ein kleines Abschiedswort muß ich ihm noch sagen — Gott weiß, ob ich später Zeit dazu habe!"

Und wieder legte sie die Hände segnend auf seine Locken: „So leb' denn wohl für dieß ganze Leben ... und was auch kommen mag, sei ein Held im Glauben, Lieben und Hoffen! Der Herr segne Dich und behüte Dich und gebe Dir seinen Frieden!"

Sie war aufgestanden. Wie ein lichter lächelnder Engel stand sie da. Isolan erhob die gefalteten Hände zu ihr und schaute ihr mit strahlendem Auge nach, wie sie aus dem Zimmer schwand ...

Erst als sich die Thüre hinter ihr geschlossen, drückte er das Gesicht in die Kissen des Sessels, wo sie geruht hatte. So lag er lange — aber er weinte nicht.

Endlich stand Isolan auf und steckte das Tuch zu sich, auf dem ihr Herzblut frisch glühte. Es war eine wunderbare Ruhe über ihn gekommen.

„Renatus," sagte er, „laß uns gleich nach Göttingen zurückkehren — ich darf ihrer Ruhe nicht weiter stören. Innig umarmte er den Kollaborator und bat ihn, ihm oft über Agathens Gesundheit zu schreiben. Draußen an der Treppe wartete die Mutter auf ihn und küßte ihn wie einen theuren Sohn unter Thränen. Dann gingen wir nach Göttingen zurück!" —

„Aber was konnte Agathe zu diesem Abschiede treiben, da sie Isolan doch noch mit aller Inbrunst liebte?" rief ich erschüttert aus und blieb auf den Wege am Bergabhange stehen, indem ich die Hände auf den Arm meines alten Begleiters legte.

Auch er blieb stehen und nickte mir traurig zu: „Ja, so fragte ich mich damals auch ... aber errathen Sie jetzt noch nicht, daß Agathe sich opferte, um dem theuersten Wesen die Liebe und den Segen seiner Mutter zu erhalten — und alles Andere, was die Gräfin ihr wohl als sein Lebensglück geschildert hatte — Ehre — Glanz — die Achtung der vornehmen Welt und noch viele andere zerbrechliche Dinge? Das wurde mir nur zu klar, als ich nach Agathens Tode durch ihren Bruder erfuhr, daß Isolan's Mutter in Ilfeld gewesen war — daß Agathe gleich darauf den todesmuthigen Opferbrief geschrieben und dabei vom ersten Blutsturz ergriffen war. Aber welche Höllenlust muß jene Frau angewendet haben, durch ihre Sophistik dem Himmel auf Erden zu zertrümmern!"

„Und Isolan? — und Agathe?" fragte ich bange athmend.

„Isolan war den ganzen Winter über ernst und still und daß Heißig über den Büchern — aber ich sah doch oft an seinem Auge, daß die Seele weit davon weilte. Er klagte nie. Nur in den Tönen seiner Geige sprach er Alles aus, was in seiner Brust lebte: seine unwandelbare Liebe und Treuer!

Der Kollaborator schrieb oft brüderliche Briefe. Agathe war matt, aber wundersam heiter und ruhig.

So kam der Frühling und Pfingsten. Da erhielt Isolan durch einen reitenden Boten von dem Kollaborator einen kurzen hastigen Brief: Agathe hatte wieder einen heftigen Blutsturz bekommen und wurde schwächer und schwächer. Sie wollte Isolan noch einmal sehen. Darunter standen von Agathens Hand einige zitternde Zeilen — innige Liebesworte, wie in alter Zeit — aber frei von irdischem Verlangen, von irdischem Schmerze. „Ich weiß, Du meiner Seele Bräutigam, es wird Dir eine wehmüthige Freude sein, meinen letzten Erdenblick, — mit meinem letzten Hauch meinen Segenswunsch zu empfangen ... darum komm', die Zeit vergeht!"

Dieß war das erste Mal, daß sie ihn wieder „mein Bräutigam" nannte.

Isolan weinte nicht. Er ließ es ruhig geschehen, daß ich ihn begleitete. An einem wunderschönen Junimorgen, voll Duft und Sonnenschein, langten wir hier zwischen den grünen Bergen an.

„Sie hat auf Dich gewartet!" sagte der Kollaborator mit Thränen im Auge. „Als sie Dir die letzten Zeilen geschrieben hatte und wußte, daß Du kommen würdest, hat sie den lieben Gott inbrünstig, ihr seinen Blutsturz mehr zu senden, daß sie Kraft behielte zum Abschiede. Ihr Gebet ist erhört."

Wie Isolan zu Agathen hineinging, trat auf ihrem Zimmer ein weinend Mädchen. Es war die arme Frau Holle, die es sich von Agathen als letzten Beweis ihrer Freundschaft erbeten hatte, Tag und Nacht an ihrem Krankenbette weilen zu dürfen. Sie setzte sich still in eine Ecke und verbarg das Gesicht in den Händen. Ich hörte nur ihr leises Weinen — auch ihr sollte ja der einzige Sonnenstrahl ihres armen Lebens verbleichen.

Isolan und Agathe waren allein. Weiß und schön, die goldenen Locken wie ein Strahlenkranz um das durchsichtige Gesicht ruhend, lag sie halbaufrecht auf ihrem Bett da. Mit der ganzen Fülle der alten Liebe in den wundersam großen strahlenden Augen streckte sie ihm beide Hände entgegen und sagte glücklich: „Dank, mein Bräutigam, daß Du kommst!"

Keines Wortes mächtig sank Isolan neben ihr nieder und legte seine überströmenden Augen auf ihre Hände.

Digitized by Google

So blieben sie lange.

Dann schlang sie ihren Arm um seinen Kopf und sagte mit voller Innbrunst und einem leuchtenden Lächeln: „Ja, mein Geliebter, jetzt darf ich's Dir wieder sagen, daß ich Dich mit jedem Schlage meines Herzens liebe bis zu meinem letzten Hauche — daß ich Dich nie einen Herzschlag lang weniger geliebt habe — jetzt, wo diese Liebe Deinem Leben nicht mehr im Wege stehen kann . . .“

Da ging es wie ein schneidend Schwert durch Isolan's Seele — ihm kam ein furchtbar Ahnen . . . geisterhaft schaut er auf: „Meine Mutter — sie trat zwischen uns — sie tödtet Dich . . . o, mein Gott, jetzt ist mir Alles klar!“

„Wenn sie flehte, so fehlte sie aus Liebe zu Dir . . . sage mir, daß Du ihr alles Weh vergibst — daß Du ihr ein guter Sohn bleiben willst . . . um unserer Liebe willen!“

„Engel, ich will es!“

„Und wenn ich nicht mehr hier unten bin, laß Dich nicht von dem Schmerz niederdrücken, pflegere rüstig weiter, mein starker Held . . . verspricht mir, daß Du nicht unglücklich sein willst!“

„Ich verspreche es Dir — bitte nur Gott, mein Sonnenstrahl, daß Er mir beistehe mit Seiner Kraft!“

Sie küßte ihn auf den Mund und faltete ihre Hände mit den seinen zusammen . . . so betete sie inbrünstig für seinen Frieden — seine Ruhe — seine Kraft . . . und bat um ein seliges Wiedersehen dort oben, wo es keine Trennung mehr gibt.

Noch lange sprach sie zu ihm — himmlische Worte.

Dann hat sie ihn, das Fenster zu öffnen und ihr die Harfe zu bringen. Draußen dicht vor dem Fenster lagen die hohen grünen Berge im Sonnenglanz, der süße Duft der Maien strömte in's Zimmer. Dazu sangen die Vögel fröhlich in den Zweigen.

Mit einem glücklichen Lächeln ließ Agathe die Finger sanft über die Saiten gleiten. Es war kein Lied — es klang wie aus anderen Sphären. Immer leiser, dustiger wurden die Klänge . . . wie ein Geisterhauch verklang der letzte Ton und Agathe sank an die Brust des Geliebten . . . noch einmal sah sie ihn mit dem vollen Glanz der Liebe an — dann senkte sich ihr Kopf leise tiefer gegen sein Herz . . . Ein müdes Flüstern: „mein Gott, ich danke Dir — nimm mich in Deine Hände — Himmelsluft — Sonnenglanz — Wiedersehen . . .“ und Alles war still, nur die Vögel jubelten draußen und durch die Blätter an den Frühlingsbäumen ging ein heimlich Rauschen . . .

Der Sonnenstrahl war an Isolan's Brust verglüht, aber er hielt sie noch immer in seinen Armen. So fanden wir sie. Auf Agathens stillem Gesicht lag ein selig Lächeln — auf ihren goldenen Locken ein Sonnenstrahl des Frühlings.

Isolan war sehr bleich, aber eine wundersame Hoheit und Ruhe strahlte von seinem Gesicht. Er küßte noch einmal die erbleichten, stillen Züge — dann die weinende Mutter und den Bruder und brachte ihnen Agathens letzte Grüße. Er hatte sogar Worte des Trostes für Andere. Bis tief in die Nacht hinein ging er einsam in den Waldbergen umher. Es war der Tag, wo ihm vor einem Jahr der Sonnenstrahl seines Lebens dort unter den Bäumen aufgegangen war . . .

„Und hier haben wir sie begraben!“ sagte mein alter Freund nach einer Weile und öffnete die Pforte zu einem alten, lange nicht mehr benutzten Friedhofe, der von einer hohen Mauer umgeben war und mit seinen vielen hohen Bäumen und grünen Gräbern und halb verwehten Holzkreuzen schlummerstill und wie vergessen zwischen den Bergen dalag. Nur noch wenige Gräber zeugten davon, daß ihrer in Liebe gedacht worde — auf den meisten wucherten die Gräser und Epheu und Immergrün wild, hin und wieder von einem pflegeleren Rosenstrauch überblüht. Aber gerade diese grüne Wildniß gab dem großen Schlummerfriede etwas so Friedliches.

Nur eine kleine alte Frau weilte bei den Todten. Am Ende des Friedhofes hatte sie an einem Hügel und beschäftigte sich mit den wunderschönen Blumen, die darauf blühten. Wie sie uns kommen sah, stand sie auf und ging an uns vorüber, um den Friedhof zu verlassen. Mein Begleiter grüßte sie mit Ehrerbietung und doch wie eine Bekannte. „Das ist unsere gute alte Frau Holle — wir Beide theilen uns in die Pflege von Agathens Grab.“

Wir standen an ihrem Grabe. Die Rosen und weißen Lilien busteten wunderstüß. Ein hohes weißes Marmorkreuz zeigte den einfachen Namen „Agathe“ — darunter eine strahlende goldene Sonne und die Worte:

Bleibt auch das Sonnenlicht
Im armen Erdenthal:
Dort droben weidet das Dunkel
Dem Himmelssonnenstrahl!

Zwischen den Blumen lagen weiße Epheukränze und eine halb zerfallene Lorbeerkrone mit verregneten weißseidenen Bändern. Nur noch wenige Worte waren darauf in Goldbrauf zu lesen. Ich entzifferte aber doch: „Dem Vater des Volks — das dankbare Land.“

Ich sah den guten alten Neue fragend an. Er lächelte mild und nahm die Kränze und hängte sie auf das Kreuz: — „sie sind der leuchtende Schluß meiner traurigen Geschichte. Mein Isolan hat herrlich gehalten, was er seinem scheidenden Sonnenstrahl versprach: Er ging seinen einsamen Lebensweg wie ein starker Held im Glauben, im Lieben und Hoffen! Seiner Mutter blieb er bis an ihr Ende ein achtungsvoller Sohn. Ihren stärksten Wunsch: seinen glänzenden Namen nicht aussterben zu lassen, konnte er aber nicht erfüllen — er blieb unvermählt. Fast aufreibend studirte er — unermüdlich arbeitet er noch heute für seine Mitbrüder. Seit Jahren ist er erster Minister. Wie Sie hier sehen, liebt das Land in ihm den „Vater des Volks!“ Wohlthuthun, zu beglücken, ist seine Lebenssreude. Seine amtliche Stellung, sein großes Vermögen unterstützen ihn darin. Von den Thoren der Residenz hat er aus eigenen Mitteln ein großartiges Waisenhaus gestiftet: „Das Agathenhaus“. Dort sucht und findet er Erholung nach den schweren Arbeiten seines Berufs. Diese Epheukränze haben ihm die Waisenmädchen zu seinem Geburtstage — Ende Mai — gewunden, den anderen Kranz die Liebe des Landes. Silberpolate und goldene Lorbeerkränze liebt er freundlich, aber bestimmt ab. Alle Frühjahr, wenn die Maien im jungen Grün prangen, zieht ihn ihr Duft zu dieß Grab zurück — zu dem Tage, wo ihm zwischen diesen Waldbergen sein Sonnenstrahl aufging — wo er ihm hier unten verglühte. Dann legt er die Kränze nieder, wohin sie gehören, auf ihr Grab: — er hat sie sich ja im Geiste seines verklärten Sonnenstrahls erworben!

O, welch' ein reicher Himmelssegen liegt doch in der schweren Erdenarbeit in Gott, mein Renatus,“ sagte Isolan mir nach vor wenigen Wochen, als wir zusammen hier an Agathens Grabe standen. „Wenn ich mit der Zeit zu matt und müde werde, komme ich zu Dir . . . am, wenn's Gott gefällt, ganz auszuruhen an der Seite meines Sonnenstrahls!“

Der Kronprinz von Belgien.

(Bild S. 145.)

Ein hübscher junger Prinz, bis vor Kurzem die frohe Hoffnung seiner königlichen Eltern, der ganzen belgischen Nation, den und das Bild vor Augen führt. An seinem Leben hangen heute nicht bloß die langen Blicke seiner vielbekümmerten Eltern, die Politiker haben sogar herausgeklügelt, daß der Friede durch den etwaigen Tod des Prinzen auf's Ernstlichste bedroht sei. Das Zünglein der Hoffnungen für das ganz plötzlich von einem zu Tage tretenden Uebel bedrohte Leben des Prinzen schwankt Tag um Tag auf und nieder und die ganze Weisheit zahlreicher Aerzte erschöpft sich in Mitteln, das Uebel zu tilgen, das Leben zu stützen. Kronprinz Leopold Ferdinand Elias Viktor Albert Maria, Herzog von Brabant, Graf von Hennegau, Herzog zu Sachsen, ist auf dem Lustschlosse Laeken, das ihn eben jetzt krank beherbergt, am 12. Juni 1859 geboren und nun neun Jahre. Er hat nur zwei Schwestern, keinen Bruder. Seine Körperbeschaffenheit war bisher allem Anscheine nach sehr kräftig, seine breiten Schultern, seine gewölbte Brust, sein mehr gedrungener, als hoch aufgeschossener Wuchs, dazu eine gewisse Beleibtheit, kurz, sein ganzes Aeußere schien auf eine Entwicklung der Muskelkraft hinzudeuten; desto größer ist daher auch das schmerzliche Erstaunen aller derer, welche sich ihm nahten, über diese Krankheit, welcher er verfallen ist und die ihn hinzuraffen droht. Seine Erziehung, welche dem Grafen von der Straeten-Ponthoz als Gouverneur und dem Lieutenant Donis als Hofmeister anvertraut worden, war sehr geschickt darauf gerichtet, ein heilsames Gleichgewicht zwischen der Entwicklung der Körperkräfte und der glänzenden geistigen Fähigkeiten, mit denen der junge Prinz begabt war, aufrecht zu erhalten. Das arme Kind war so gut, so artig, so liebenswürdig, so hingebungsvoll, daß seine Krankheit allen, die ihn umgaben, zum wahrsten und tiefsten Schmerze gereicht. Diese Krankheit ist eine Perikarditis (Herzbeutel-Entzündung). Eine furchtbare Leidens, die das Leben verheißende. Der kleine Prinz, gestern noch munter und wohlgelüftet, im Erdgeschoß des linken Flügels des Palais von Laeken gelegen und nach dem Parke hinausgehend, enthalten nicht mehr genug Lebenslust für den Kranken. Wenn er das Zimmer hüten muß — was eigentlich nur bei Nacht geschieht, denn das arme Kind findet keine Erleichterung seiner qualvollen Leiden mehr, als höchstens in der freien Luft — erfrischen und erneuern beständig zu beiden Seiten aufgestellte Diener die Luft mittelst großer Fächer, und auf diese Art gelingt es, ihm einige Augenblicke der Ruhe zu schaffen. Jeden Morgen bringt man den Prinzen in einen kleinen, mit einem Pony, den ein Stallmeister am Zügel führt, bespannten Wagen, worauf unter Aufsicht des Hofmeisters Donies eine Spazierfahrt im Parke angetreten und vier oder fünf Mal die Runde um das Besitzthum gemacht wird. Gegen Mittag wird das Pferd und der

Digitized by Google

Garten eines egyptischen Palastes. (S. 147.)

Digitized by Google

The Invisible Revolution. Germany's Flags in Madrid. (S. 150.)

Digitized by Google

Diener gewechselt, denn der Spaziergang ist sehr lang; um die Rundfahrt durch die Gärten zu machen, bedarf man nicht weniger als eine Stunde. Oft folgen die trostlosen Eltern, der König und die Königin, zu Pferde ganze Stunden hindurch dem kleinen Gefährte, das ihre theuersten Hoffnungen einschließt; eine traurige und düstere Promenade, die nur allzu sehr einem Leichenzuge gleicht! Die Bewohner von Laeken ehren denn auch diesen tiefen Schmerz und enthalten sich jeder Kundgebung unziemlicher Neugierde.

Wenn die Politiker aus dem Tode des Prinzen eine dynastische Krisis herausgeklügelt, so beruht dieß auf gänzlicher Mißkennung des Wortlautes der Verfassungsbestimmungen über die Thronfolge, welche Folgendes verfügen: „Die konstitutionelle Königliche Gewalt ist erblich in der natürlichen leiblichen und rechtmäßigen Nachkommenschaft Seiner Majestät König Leopolds von Mann zu Mann nach der Ordnung der Erstgeburt mit immerwährender Ausschließung der Frauen und deren Nachkommenschaft. In Ermanglung männlicher Nachkommenschaft Leopold's kann derselbe mit Zustimmung der Kammern auf die im folgenden Artikel vorgeschriebene Weise seinen Nachfolger ernennen. Wenn in der soeben bestimmten Weise keine Ernennung stattgefunden hat, so ist der Thron erledigt." Sollte also der Herzog von Brabant seiner Krankheit erliegen, so gehen dessen Successionsrechte verfassungsmäßig so lange auf den augenblicklich allein dastehenden direkten Nachkommen Leopold's, den Grafen von Flandern, über, als dem regierenden König kein Sohn mehr geboren wird. Die Sache stände freilich anders, wenn in den erwähnten Artikeln statt des Namens des Dynastiegründers einfach der Ausdruck „König" gebraucht wäre. Dann wäre Leopold II. durch den Tod seines Sohnes in die Lage versetzt, einen Nachfolger zu bezeichnen, um einer Erledigung des Thrones vorzubeugen.

Die Gärten der Egypter.

(Bd. S. 148.)

Wunderbar, die Civilisation dieses Volkes, das uns so wenig geschriebene Zeugnisse hinterlassen, ist uns so vertraut und bekannt als die weit weniger alter Nationen, wie der Griechen und Römer, deren Traditionen sich sozusagen ohne Unterbrechung mit der Geschichte der modernen Völker verbinden und deren Sprache und Literatur die Grundlage unseres klassischen Unterrichts sind. Zum Glück haben die Egypter mit ihren Denkmälern uns den tiefsten Blick in ihre ganze Welt thun lassen, und es bedarf nicht vieler Phantasie, diese wieder neu aufzubauen. So ist es und auch verhindert, die Gärten der Pharaonengeit in ihren Bildern wiederzufinden. Es waren heilige und profane Gärten, und unter den letztern glänzten die königlichen Gärten, die ausschließlich den Dynasten vorbehalten waren. Die heiligen Gärten umgaben die Tempel, weitläufige Gebäude, welche nicht bloß zur Feier des Ritus und der religiösen Mysterien, sondern auch zum Wohnort der göttlichen Thiere und der Priester dienten. Es waren große mauerumringte Räume, mit Palmen und Sykomoren angepflanzt, und mit großen Bassins von Granit und Porphyr, wo der Lotos blühte und die heiligen Keolobide schwammen. Dort sah man den Ibis, das Ichneumon, den Najah, eine Schlange, welche die Priester zu zähmen verstanden, den Varan oder Monitor, eine große Eidechse, die nach egyptischem Glauben den Menschen durch ihr Pfeifen vor den gefährlichen Thieren warnte, namentlich vor ihren göttlichen Kollegen, dem Krokodile. Die Landsitze der vornehmen Egypter waren von der ausgebreitetsten Kenntniß der Egypter im Reich der Botanik. Aber die Zeichnung war einfach und nicht sonderlich elegant. Die gerade Linie und der Winkel trugen die ganzen Kosten. Die Rasen waren klein und viereckig. Dunkle schattige Baumalleen waren in einen besondern Winkel des Gartens verwiesen und jeder Baum hatte sein besonderes Wasserreservoir. Ob die Bäume von ihnen zugeschnitten wurden oder in ihrer Form, die wir auf Denkmälern finden, eine konventionelle Art sie darzustellen war, läßt sich schwer sagen: nur die Granatbäume haben gewöhnlich ungleiche Zweige. Die großen Gärten waren in mehrere Partieen abgetheilt, von denen die eine für die Palmen, die andere für die Sykomoren, die dritte für den Wein, eine vierte für die Topf- und Zierpflanzen bestimmt war, und diese letztere nahm den größten Raum ein. Aber wir finden nicht bloß Gärten, nein, auch Parks mit Wild, das sie gerne im engen Gehage jagten. Kaum ein anderes altes Volk hat, wie wir aus diesen Zeilen sehen, in seiner Gartenkultur schon solche Aehnlichkeit mit der unsern, und es lohnt sich darum wohl, den Spuren derselben tiefer nachzugehen.

Serrano's Einzug in Madrid.

(Bd. S. 149.)

In wenigen Wochen hat sich das große Drama der Revolution in Spanien vollzogen. Die Weltgeschichte schreitet schnell. Sieben Tage genügten, um Deutschland eine völlig neue Gestalt zu geben, fast ebenso wenige, um den zahllosen Pronunciamentos die Krone aufzusetzen, indem man eine Krone vom Haupte riß. Die Geschichte der letzten Tage in Spanien steht noch so lebendig vor Aller Augen, daß wir sie nicht zu erzählen brauchen; während und sonst die Dinge der pyrenäischen Halbinsel so gleichgültig ließen, als wenn die Völker fern im Raukasus auf einander schlugen, haben sie und vielmal durch die Veränderung, welche sie in der Stellung Frankreichs zu Deutschland hervorbringen, so nahe berührt, daß wir mit dem gespanntesten Interesse Schritt für Schritt folgen. Einer der größten Momente nach der Verjagung der Königin war der Einzug Marschall Serrano's mit den Truppen, jenes Generals, der die militärische mise-en-scène des Dramas so glücklich aufgefrischen und in der Schlacht von Alcalea die Revolution mit dem Blute besiegelt hatte. Francisco Serrano, Herzog de la Torre, wurde im Jahre 1810 geboren, und verdiente sich die Sporen in den Kämpfen, die nach Ferdinand's VII. Tod ausbrachen. 1840 war er Oberbefehlshaber in Barcelona. Die Times rühmt seine Verwaltung als Generalkapitän von Kuba. Den Herzogstitel erhielt er vor sechs Jahren in Folge der Expedition nach Santo Domingo. Im Jahre 1843 gehörte er zu den Generalen, welche Espartero's Sturz herbeiführten, war dann mit Narvaez gegen das Ministerium Olózaga; später verföhnte er sich mit demselben und setzte dessen Heimberufung aus dem Exil durch. Als Narvaez wieder ohnmacht war, wach Serrano als Generalkapitän nach Andalusien versetzt. Von dieser Zeit bis zur Revolution von Vicalvaro (1859) gehörte Serrano zur Opposition und wurde, weil in dem Aufstande die Saragossa verwickelt, verbannt. Der Sieg der Vicalvaristen brachte ihn wieder empor. Später schloß er sich O'Donnel an, wurde 1859 General der Artillerie und war General von Neucastilien, ging als Gesandter nach Paris und wurde nach dem Tode von Narvaez nach den Cananien verbannt, von wo er Siegreich nach Cadix zurückkehrte, und den militärischen Theil der Revolution leitete. Am 3. Oktober fand der Einzug der Truppen statt, welche in fünf Stunden langer Kolonne vor der auf den Stufen des Deputietenhauses versammelten Junta vorbeimarschirten. Dann lehrten nach der Ankunft des Marschalls Serrano (4½ Uhr) die Freiwilligen zurück, um den Sieger von Alcolea zu begleiten, so daß nach gegen 6½ Uhr die Puerta del Sol voll bewaffneter Mannschaften war. Marschall Serrano's Einzug war ein wahrer Triumphzug. Die Junta und eine Masse von Abordnungen waren ihm an den Bahnhof von Toledo entgegen gegangen. Er wurde auf das Wärmste begrüßt und die Menge beach in die stürmischsten Hochrufe aus, als er sichtbar wurde. Der Marschall, obschon zu Pferde, kam nicht vom Flecke, man drängte sich so fest an ihn heran, daß er wie in einem Schraubstocke feststak; die Männer schwenkten die Hüte und schrieen ihm zu, die Frauen wehten mit ihren Taschentüchern und bewarfen ihn mit Blumen. In dieser Weise gelangte der Marschall, gefolgt von sieben Generalen, einem zahlreichen Stabe und einer Reihe glänzender Equipagen, bis zum Ministerium des Innern auf der Puerta del Sol; er mußte sich auf dem Balkon zeigen, wo er einige Worte sprach, die, wo Wenigen gehört, dennoch über die Maßen bellastet wurden. Eine Viertelstunde nachher rit er nach Hause, begleitet von derselben Menge und verfolgt von dem nämlichen Jubelgeschrei. Abends war Madrid beleuchtet, wie Paris es war in seinen großen Tagen.

Deutsche Leute in der Bukowina.

Skizze
von
Ludwig Adolf Staufe-Simiginowicz.

Als im Jahre 1777 unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia die Bukowina von der Türkei an Oesterreich abgetreten wurde, hatte das jetzt so schöne, herrliche Bergland das teufelseligste Aussehen für den Kulturmenschen. Bald reihte sich an Wald und Wald und selbst die fruchtbaren Niederungen an den Flüssen Seret, Sutschawa, Pruth und Dniester zeigten

Digitized by Google

ein trostloses Bild. Seine heutige Blüte und seinen Wohlstand verdankt das Land dem deutschen Geiste und deutschen Fleiße, die sich dort wohnlich niedergelassen haben.

Die österreichische Regierung nahm von dem Lande Besitz, und zahlreiche deutsche Beamte, Industrielle, Bürger und Bauern begannen mit ihren Familien das öde Land zu bevölkern. Theils erhielten die Einwanderer unentgeltlich Grundstücke von der Regierung, theils erkauften sie selbe um die billigsten Preise von den romanischen, russischen und tartarischen Eingeborenen. Das stärkste Kontingent der deutschen Bevölkerung bildeten damals die Einwanderer aus Bayern und Württemberg, später kamen neue Zuzüge aus Sachsen und Böhmen, ja sogar aus Baden, doch behaupten sich die Bayern und Württemberger auch noch heutigen Tages als die zahlreichsten auf dem Lande.

Trotzdem wohl seit der Einwanderung bis zum heutigen Tag die Zeit von beinahe einem Jahrhundert liegt, hat sich die deutsche Landbevölkerung, die in der Bukowina ausschließlich und ohne Rücksicht auf ihre alte Heimat den Namen Schwaben führt, vollkommen rein und unvermischt erhalten. Der deutsche Typus ist auf den ersten Blick bei ihnen zu erkennen, besonders inmitten der Eingeborenen, die sich durch dunklen Teint und eigenthümliche Kopf- und Gesichtsbildung auszeichnen. Wie die meist hohe, schön gewölbte Stirn, der wohlthuende, intelligente Blick dieser deutschen Bauern ihre Heimat und Abstammung verrathen, so haben sie auch deutsche Kleidertracht beibehalten. Da gibt's keine slawischen Sultane, keine verunglückten Variationen der römischen Toga, keine Saubalen und Opinitschen, auch nicht die Ursprünglichkeit der Frauentracht, die auf ein Hemd und einen breiten Rockenlappen sich beschränkt, da gibt es Röcke und Spenser, Westen, Wämser und Hosen, lordige Wollkleider und schmucke Tücher, Strümpfe, Stiefel und Schuhe. Die blaue Farbe ist vorherrschend. Nur die Weste, das Wammes und die Halsbinde sind meist roth. An Sonntagen oder Feiertagen pflegen die jungen Burschen auch noch weiße Halsbinden anzulegen, andere Farben existiren für den Schwaben so gut wie gar nicht. Frauen und Mädchen dagegen ergötzen wie in aller Welt in allen Farben.

Unter den zahlreichen Ansiedelungen, die wie Eisenau, Lichtenberg, Terebleschi 2c. eine rein deutsche Bevölkerung zeigen, gibt es manche wahre solcher Ortschaften, in welchen unsere Schwaben mit anderen Nationsgenossen vermischt leben. Ueberall wird aber das aufmerksame Auge des deutschen Elements gewahr. Ein stattliches Haus mit Schindeln oder mit Ziegeln, große Scheuern, ein umfangreicher Hof, ein weiter Garten, von Gemüsebeeten durchzogen und von Obstbäumen reichlich bevölkert, das ist gewöhnlich die Wirthschaft des Schwaben.

Die Thätigkeit und Unverdrossenheit des Schwaben steht im ganzen Lande im besten Ansehen. Sommer und Winter geht er unermüdlich seiner Wirthschaft nach, arbeitet hier, handelt dort. Die schönste Feldfrucht, das edelste Landvieh, prächtige Pferde und Rühe, die bei Gelegenheit von Preisvertheilungen beinahe allein die ausgezeichnetsten Prämien erhalten, zieht der Schwabe.

In Gegensatz zu den Eingeborenen des Lesens und Schreibens kundig, hält der Schwabe sich auch deutschen landwirthschaftlichen Zeitungen Belehrung und macht sich neuere Erfindungen zu Nutzen. So ist der ungleich besser konstruirte, moderne Ackerpflug bei ihm längst im Gebrauch.

Das schwäbische Familienleben in der Bukowina ist nach jeder Richtung hin das gemüthlichste. Störungen desselben sind vereinzelte Fälle. In der Regel sind Kinder ziemlich zahlreich, und wird auf die Erziehung derselben alles das verwendet, was unter bäuerlichen Verhältnissen zu thun möglich ist. Die Dorfschulen sind ziemlich gut. Heirathen werden in den zwanziger Jahren — selten früher — eingegangen, und ist der natürliche Zug der Herzen das entscheidende Motiv. Die Brautwerber figuriren blos bei Herkommens wegen. Ihr Amt besteht fast ausschließlich darin, sich mit den Eltern beider Theile über die Höhe der Mitgift zu besprechen, um den jungen Leuten wenigstens die Gründung des neuen Hausstandes zu ermöglichen.

Außer den altheimischen Sitten und Gebräuchen haben die Schwaben auch einzelne Eigenthümlichkeiten der Eingeborenen sich angeeignet. So finden wir neben den Fenstern der Spinnstube beispielsweise auch die der Kloka, wie sie in den südlichen Ländern gebräuchlich ist. Der Spätherbst nimmt sie zu Lande in's Haus und jeder Gesichtstag nimmt Antheil an derselben. Der Mais in seiner unendlichen Fülle ist die Veranlassung; er muß, bevor die rothgelben Kolben gedörrt werden, seiner Blätterhülle beraubt werden. Dieß geschieht meist in lauen Nächten im Freien. Berge von ungeschälten Maiskolben liegen vor der in einem weiten Kreise sitzenden Arbeitergschaar, bei weitem ansehnlichere Berge entstehen durch die abgelösten Hüllen. Ein schmuckloses deutsches Volkslied ertönt bei der Arbeit, und so geht es die ganze Nacht hindurch bis zum grauenden Morgen, heute bei diesem Nachbar, morgen bei jenem. Natürlich selbst es dabei nicht an festlicher Bewirthung.

Des Sonntags noch der Kirche versammelt sich vorzüglich das junge Volk vor der Schenke; der Zigeuner, der hier nirgends fehlt, weiß nicht bloß die heiter-wehmüthigen Tanzweisen der Russinen und Rumänen anzuspielen, auch der gemüthliche Walzer erklingt, und der Tanz beginnt. Die Burschen tragen Tannenreiser an den Mützen, die Mädchen Blumen in den Haaren und Sacktüchern in den Händen, und fort geht es nach dem bekannten Dreitakt. Aber auch händliche Vergnügungen fehlen nicht; das greise Haupt der Familie schaart die herbeirathten und noch ledigen Kinder um sich, das Würfel- und Kartenspiel erheitert die Männer, das Wanderspiel, wie nicht minder das blinde Kuh oder ein improvisirter Ringeltanz erfreut die Mädchen und Burschen, und wenn auch keine deutsche Linde, so breitet eine breiästige Buche ihr grünes Dach über glückliche Menschen aus, die nicht bloß aus Traditionen, sondern aus vollem Selbstbewußtsein ihre Zusammengehörigkeit mit einem großen deutschen Vaterlande kennen, das sie noch immer „drouſsen im Reich" zu nennen pflegen.

Ihrem Glaubensbekenntnisse nach theilen sich die Schwaben in Katholiken und Protestanten. Leider verfügen wir nicht über statistische Angaben, doch glauben wir, daß die Letzteren überwiegend zahlreicher sind, trotzdem daß die Einwanderer Süddeutschland, mithin katholischen Ländern angehören. Auf vielen Dörfern haben sie nicht bloß ihre kleinen Kirchen, sondern auch ihre Pfarrer. In anderen Dörfern wird der Gottesdienst im ersten besten Hause vom Landpfarrer des Bezirkes abgehalten. Bei neuen Kirchenbauten betheiligen sich die Schwaben sehr eifrig. So kam nicht ohne schwäbischen Antheil die große römisch-katholische Pfarrkirche zu Suczawa vor etwa vierzig Jahren zu Stande; ebenso die vor ungefähr fünfzehn Jahren erbaute evangelische Pfarrkirche zu Czernowitz, ein Bau, der in seinem erhobenen monumentalen Styl und in seiner inneren geschmackvollen Einrichtung beinahe unübertroffen im Lande steht.

Nicht minder interessant ist der deutsche Stamm als Mittelstand in jenem östlichen Grenzlande. Wären hier die Deutschen nicht, so fehlte dieses wohlthätige Glied der sozialen Kette bis auf den heutigen Tag dem schönen Lande, da die russinische und rumänische Bevölkerung bloß die beiden Gegensätze: den Adel und den Bauernstand, aufzuweisen vermag. Nun hat dieser Mittelstand als Träger der Kultur dem Lande ein vollständig deutsches Gepräge gegeben. Sämmtliche Städte der Bukowina sind deutsch; deutsche Leute, deutsche Sprache, deutsche Einrichtungen sind überall. Die fremden Elemente sind nur dürftig gestreut an entlegeneren Theilen der Städte anzutreffen. Jedes Gewerbe ruht in deutschen Händen; der deutsche Handwerker hat eine nur äußerst geringe Rivalität polnischer Handwerker und jüdischer Spekulanten zu bekämpfen; Kunst- und Literaturbestrebungen wurzeln fast ausschließlich im deutschen Geiste. Ein deutscher Adel existirt nicht, man wird der Fremde — größtentheils aus rumänischen Bojaren bestehend — gründlich ignorirt. Die Beamten sind größtentheils Deutsche und deutsch ist auch die Regierung.

Bis vor wenigen Jahren waren sämmtliche Lehranstalten vorherrschend deutschen Charaktees, und nur hie und da fand man eine nicht deutsche Land- oder Präparandenschule. Erst in neuerer Zeit ist ein Gymnasium und eine Oberrealschule von Russinen und Rumänen gegründet worden, doch sind die Lehrsprache auch dort noch deutsch. Journalistische Bestrebungen sind vorhanden; ein, aber leider rasch mißlungener Versuch von Seite zweier rumänischen Ubelleute: ein deutsch-rumänisches Wochenblatt dem Lande zu geben, war der Vorläufer eines rein deutschen journalistischen Unternehmens, das seit Januar 1862 in Czernowitz besteht. Ein zweites deutsches Blatt ist in diesem Jahre in's Leben getreten, das jedoch den Charakter eines Amtsblattes trägt. Ein kleiner Kreis von Literaten hat sich gebildet, der poetischen und novellistischen Bestrebungen dient, wovon Staufe's „Album" und „Familienblätter", E. A. Neubauer's „Bukowina", A. Radler's und W. Capilleri's „Buchenblätter" ein schönes Zeugniß geben. Ein stehendes Theater existirt nicht, blos ambulante Gesellschaften entwickeln ihre Kunstthätigkeit an langen Winterabenden. Unter den Vereinen, die den Afsimilationsgeist der bukowiner Deutschen bezeugen helfen, erwähnen wir blos den czernowitzer Musikverein, der auf Anregung Karl Wegler's vor etwa zwei Jahren zu Stande kam.

Altes und Neues.

Der englische Rechtsschutzhase. Eine vornehme Dame, seine geringere Person als die Herzogin von Marlborough, hatte sich eines Widdersdiebstahls schuldig gemacht. Der boshafte und ungalante Jagdherr ließ eine förmliche Klage gegen sie anbefehlen, und da die Diebische keinen Zweifel unterlag, so konnte die Frau Herzogin kaum sehr strengen Strafen wegen Widderdiebrei, die so viel wir wissen bis zur Deportation gehen, verfallen. Da rettet sie der englische Rechtsschutzhase: das Gesetz spricht nicht von einer Widderdiebin, sondern nur von einem Dieb, es brauchte nur das männliche Wort Er, nicht Sie, und somit fand das Gesetz auf sie keine Anwendung.

Digitized by Google

Zweideutige Waidmannssprache.

Originalzeichnungen von **M. Hayder.**

II.

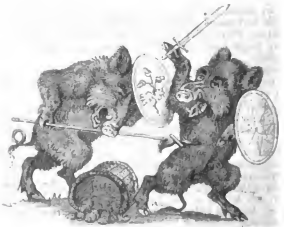
Wie der Hea die Löff'l spitzt.

Der Gaul'n hat an Hal'n aufg'hoh'n.

Schaun's an grad wie Hund der Gock auf hat, mein' Abnormität!

Der gar zu weiche Hühnerhund.

Mein beſter Schauſer im Revier.



Kämpfende Recken.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von **Theodor Griesinger.**

(Fortsetzung.)

XI.

Südliche Eisenfresser.

Den andern Tag fand die angekündigte zweite Jagd auf den entlaufenen Bambo wirklich statt und abermals ließ sich in Beaujolaishaus von weiter Ferne das Geläffe der Hunde vernehmen. Und recht viele Hunde waren es diesmal, wohl ein Dutzend oder noch mehr. Nicht minder hatte sich auch die Zahl der Jäger verzehnfacht, da in der That die Meisten der benachbarten Pflanzer sich für verpflichtet hielten, zur Wiedereroberung des entlaufenen Bambo nach Kräften beizutragen. Unter solchen Umständen versteht es sich von selbst, daß die sämmtlichen Einwohner von Beaujolaishaus, die schwarzen wie die weißen, sich den ganzen Tag in der höchsten Aufregung befanden und es kaum erwarten konnten, bis ihnen das Resultat der Jagd kund werde. Sie mußten sich aber lange gedulden, von Morgen bis zum Abend, denn erst, als die Sonne bereits im Scheiden begriffen war, kehrte Herr Cafardeau zurück und zwar von Niemandem sanft begleitet als von Master Terrible, dem vielgenannten Overseer. Schon hieraus ließ sich schließen, daß die Jagd auch heute eine vergebliche gewesen sein werde, und beinahe waren darob die sämmtlichen Neger der Pflanzung in einen lauten Jubel ausgebrochen. Doch ein Blick auf den grimmigen Overseer hielt sie zurück, und sie wußten sich sogar zu bezähmen, als gleich darauf Herr Cafardeau die Thatsache der vergeblichen Jagd mit den eigenen Lippen bestätigte.

„Der Kerl," sagte er, nachdem er in das Besuchszimmer getreten war, wo ihn Miß Emily erwartete; „der Kerl muß einen Pakt mit dem Satan geschlossen haben, denn er war auf einmal, wo wir ihn schon sicher eingeschlossen zu haben glaubten, wie von der Erde verschwunden; aber ich werde einen berühmten Negerjäger von New-Orleans kommen lassen, von dem man sagt, daß ihm kein Schwarzwild entgeht, und dann," setzte er, sich vor Vergnügen die Hände reibend, hinzu, „dann wollen wir unsere Freude daran haben, den Bambo ein Bischen mit unsern Bowiemessern zu kitzeln."

Miß Emily sah ihren Beräutigam lange an, ohne ein Wort zu erwiedern, und nur von Zeit zu Zeit hob ein tiefer Seufzer ihre Brust. „Wer," fragte sie dann, „wer hat Dir diesen Gedanken eingegeben, Eugen? Wiederum Dein Freund Morigny?"

Sie sagte dieß in einem Tone, der dem Herrn Cafardeau äußerst auffiel, denn sie hatte bis jetzt noch nie in solcher Art zu ihm gesprochen, und nun merkte er natürlich in der Minute, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. „Theuerste Emily," rief er sofort, indem er ihr zärtlicher zulachelte, als je zuvor; „Du hast etwas gegen Morigny?"

„Ich habe," erwiederte sie sehr ernst, „ich habe mit Dir über ihn zu reden und hoffe, daß Du mich ruhig bis zu Ende anhören wirst. Wenn Du aber müde bist von der heutigen Jagd, so können wir unsere Besprechung auch bis morgen verschieben."

Jetzt erschrak Herr Cafardeau bis in sein Innerstes und alles Blut verschwand von seinen Wangen. „Emily," flüsterte er, „Du hast nicht bloß etwas gegen Morigny, sondern auch gegen mich und irgend Jemand muß verleumderisch . . . "

„Nein," unterbrach sie ihn, „nicht irgend Jemand hat Dich bei mir verleumdet, sondern die letzten Ereignisse haben Dich mir in einem andern Lichte gezeigt, als Du mir früher erschienen bist, und was diesen Morigny anbelangt, so hat ihn sein Betragen gegen Letty in meinem Hause für immer unmöglich gemacht."

Doch warum soll ich den Leser mit den Einzelnheiten dieser Unterredung ermüden? Genug, sie nahm volle zwei Stunden in Anspruch und Miß Emily erlangte von Herrn Cafardeau, was sie nur irgend von ihm hatte erlangen wollen. Ja, als sie ihn davon unterrichtete, welche Niederträchtigkeit sich der Overseer gegen Phillis erlaubt habe, da loderte er im furchtbarsten Zorne auf und sie mußte ihn noch zurückhalten, daß er sich an dem Burschen nicht persönlich vergreift. Dagegen ließ er es sich nicht nehmen, demselben in ihrer Gegenwart mit den strengsten Worten zu verkünden, daß von nun an mit der größten Rücksicht und Milde gegen die schwarzen Arbeiter zu verfahren sei; wo nicht, so erfolge augenblicklicher und schmählicher Entlassung.

„Bist Du nun zufrieden, mein Herz?" fragte zuletzt Herr Cafardeau, dessen Gesicht wieder ganz von Zärtlichkeit strahlte.

„Ich bin's, Eugen," erwiederte Miß Emily, „vorausgesetzt, daß Du Dein Versprechen hältst, mit Morigny für immer zu brechen."

„Mein Wort darauf, Theuerste," versicherte er, die Hand auf sein Herz legend. „Die Schuppen sind mir von den Augen gefallen und ich werde ihm heute Nacht noch schreiben, daß unsere Wege von nun an vollständig auseinandergehen."

So trennten sie sich, wie es schien vollständig mit einander ausgesöhnt, und während sie dem Krankenzimmer ihres Vaters zuging, wo sie einen Theil der Nacht zu wachen übernommen hatte, suchte er sein Gemach in dem hintern Anbau des Herrenhauses auf. Auch blieb seine Miene lächelnd, bis er seine Wohnung erreicht hatte; sowie er sich aber allein wußte, ha, wie veränderten sich nun plötzlich seine Gesichtszüge und mit welchem Ingrimm stampfte er den Boden! Dennoch hielt er insofern sein Wort, als er sich gleich nachher hinsetzte, um an Will Morigny zu schreiben und zwar einen recht langen und ausführlichen Brief. Auch schien ihm der Brief sehr am Herzen zu liegen und höchst Wichtiges zu enthalten, denn er hielt nicht selten im Schreiben inne, um sich wieder zu besinnen, und Manches strich er auch durch, ohne Zweifel, weil es seine Gedanken nicht richtig ausdrückte. Sa brauchte er natürlich eine geraume Zeit, bis er mit seiner Arbeit zu Ende kam; allein trotzdem dachte er, als der Brief nun fertig war ihm lag, immer noch nicht daran sich zur Ruhe zu legen, sondern er ging wiederum in großer Aufregung im Zimmer auf und nieder und die verschiedenartigsten Gefühle schienen in ihm zu kämpfen.

„Ich hoffe," flüsterte er endlich halblaut, indem er stehen blieb und den Brief noch einmal betrachtete; „ich hoffe, Will wird mich begreifen und mich Deshalb weder eingehen. Ich habe ihm ja nun das Mädchen seit langem, und um diesen Preis kann er es sich wohl gefallen lassen, ein paar Wochen lang von Beaujolaishaus ausgeschlossen zu sein. Länger in keinem Fall, denn mit dem Tage, wo mit durch das Band vor dem Altare die Rechte des Ehemanns übertragen werden — ha, Gott verdamm' mich, wenn ich dann diese Rechte nicht im ausgedehntesten Maße ausübe. Donnerwetter," fuhr er mit einer wilden Geberde fort, indem er zugleich greß aufsachte, wie viel Zorn Entsagungen habe ich mir nicht über diese lange Zeit meiner Brautwerbung auferlegen müssen! Gewiß, der Jakob, der um die Rahel freite, hatte golbene Tage gegenüber von mir. Immer saß lächeln, immer von Liebe und Zärtlichkeit überströmen; insbesondere aber immer als ein Musterbild von Sittenreinheit auftreten und den Becher der Lust nur heimlich und verstohlen an die Lippen bringen dürfen! Nein, bei meiner Seligkeit, in die Länge konnte ich das nicht mehr aushalten! Und dann," fuhr er nach einer Pause fort, während der er abermals mit langen Schritten im Zimmer auf- und abging, „dieser Doktor! Dieser lumpigte, von uns bezahlte Doktor! Wie frech derselbe gestern gegen Will auftrat! Gott verdamm' mich, wenn ich ihn nicht heute noch mit Schimpf und Schande zum Hause hinausjage, falls ich bereitd das Recht hätte, als Herr hier aufzutreten! Hm! Ob er wohl die Forderung Will's annehmen wird? Ich wollte, er thäte es und Will jagte ihm eine Kugel in den Leib! Aber ich selbst darf mich nicht einmischen, sonst könnte Emily von Neuem Verdacht schöpfen und . . . Ha! Was sie für ein Wesen daraus machte, weil ich gestern über den Trinken meine gewöhnliche Rolle ein wenig außer Acht ließ! Nun, mein theuerstes Fräulein," setzte er mit einem neuen höhnischen Auflachen hinzu, „Sie werden noch manche Erfahrungen machen, wenn Sie erst einmal Madame Cafardeau geworden sind!"

Derartige Gedanken beschäftigten den künftigen Tochtermann des todtkranken Herrn Beaujolais und um diesen selbst sichen er sich auch nicht das Geringste zu bekümmern. Für nus jedoch dürfte es an der Zeit sein, ein wenig nach dem kranken alten Herrn zu sehen, damit wir uns nicht des nämlichen Fehlers theilhaftig machen.

Am Sonntag den vierten März war derselbe Morgens vom Schlage gerührt worden und am Abende dieses Tages hatte die Kunst des Arztes es dahin gebracht, daß er wieder zum klaren Bewußtsein zurückkehrte, jedoch ohne der Sprache mächtig zu sein. Den Tag darauf trat keine weitere Veränderung ein, außer daß der Kranke viel schlummerte. Wenn er übrigens erwachte, so war er weiß bei sich, wie der helle Blick seiner Augen bewies. Die Zunge dagegen blieb gelähmt und ebenso die eine Seite des Körpers. Der Doktor kam ihm diese ganze Zeit über fast nicht von der Seite und ebenso aufmerksam erwiesen sich Miß Emily und Mistreß Parker. Allein alle Aufmerksamkeit brachte kein günstigeres Ergebniß und so bestand der Doktor, als Dienstags Früh noch keine weitere Besserung eingetreten war, mit Bestimmtheit darauf, daß noch ein weiterer Arzt beigezogen werden müßte. Man schickte also einen Reitenden nach Donaldsville — so hieß die nächste Station, wo ein Arzt zu haben war — um den alten Doktor Carrs herbeizuholen, und da die Sache sehr dringend gemacht wurde, so durfte man hoffen, daß derselbe Mittags zu guter Stunde eintreffen werde. Damit aber gab sich unser junger Hausarzt, der Doktor Dutcast, noch nicht einmal zufrieden, sondern er suchte sofort eine Gelegenheit, Mistreß Parker allein zu sprechen, und das tiefernste Gesicht der Letzteren bewies, daß die Mittheilung, die er ihr machte, eine sehr wichtige sein mußte.

„Sie befürchten also das Schlimmste," sagte Mistreß Parker, als er

Digitized by Google

zu Ende war, mit einem tiefen Seufzer, „und doch soll ich der armen Emily keine direkte Mittheilung machen?“

„Nein,“ erwiederte der Doktor, „wir müssen sie schonen. Dagegen aber haben wir die Pflicht, alle Vorsorge auf den äußersten Fall zu treffen, und eben deswegen muß ich darauf bestehen, daß Herr Bettison umgehend von dem Stand der Dinge benachrichtigt werde. Er ist durch seine Frau der nächste Anverwandte des Herrn Beaujolais und also der natürliche Beschützer Miß Emily's, falls diese schwer verwaist werden sollte. Sie wissen, sie ist auch minderjährig,“ setzte er bedeutsam hinzu.

„Arme Emily!“ seufzte Mistreß Parker abermals tief auf. „Sie haben übrigens recht, Doktor, und das Nöthige soll sogleich besorgt werden. Doch möchte ich es nicht hinter dem Rücken des Herrn Cafardeau thun, weil dieser sonst leicht meinen könnte, es sei aus Mißtrauen gegen ihn geschehen.“

Der Doktor entgegnete nichts und somit eilte Mistreß Parker, ihren Vorsatz auszuführen. Herr Cafardeau aber war nicht nur mit Allem einverstanden, sondern loberte sogar sehr zufrieden, als die Mistreß ihm ihre Mittheilung machte. Ueberhaupt schien er von diesem Morgen an wieder die Liebenswürdigkeit selbst zu sein und als der Doktor jetzt fortritt, um auch seinen übrigen Patienten in der Nachbarschaft gerecht zu werden, so nahm er sofort den Stelle am Krankenbette des Herrn Beaujolais ein.

Mittags drei Uhr kehrte der junge Arzt von seinen Krankenbesuchen nach Beaujolaishaus zurück und etwa ein halbe Stunde später kam auch der alte Doktor Carré aus Bonnetsdolle daselbst an. Derselbe war ein kleiner und magerer, aber für seine Jahre sehr lebhafter und rühriger Mann, von dem man wissen wollte, daß er in seiner Jugend viele tolle Streiche gemacht habe. Auch meinten nicht Wenige, mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung habe es nie zum Besten gestanden; dagegen aber stimmte alle Welt darin überein, daß er durch die vielen Erfahrungen, die er in seinem Berufe gemacht, jedenfalls zu den besten Aerzten gehöre, welche Louisiana damals aufzuweisen hatte, und eben darin lag auch der Grund, warum gerade er als konsultirender Arzt herbeigerufen worden war.

Die beiden Aerzte schüttelten sich die Hände, als sie einander sahen, denn sie kannten sich schon seit längerer Zeit, und dann begaben sie sich sogleich zusammen in's Krankenzimmer, wo sie Mich Emily mit ihrem Bräutigam und Mistreß Parker vorfanden. Der Kranke selbst aber lag im Halbschlummer und schlug nicht einmal die Augen auf, als Doktor Carré hart an sein Bett trat.

„Dauert dieser Zustand schon lange?“ fragte sofort Letzterer leise, nachdem er Herrn Beaujolais eine Zeitlang beobachtet und seinen Puls untersucht hatte.

„Seit gestern Mittag schlummert er fast immer,“ erwiederte der jüngere Arzt ebenso leise.

„Ein schlimmes Zeichen,“ flüsterte Doktor Carré kaum hörbar und fuhr dann fort den Kranken zu beobachten. Eine Weile darauf aber zog er sich mit seinem jungen Kollegen in ein Nebenzimmer zurück, um sich eingehender mit ihm zu berathen.

Etwa eine Viertelstunde später sanden sich alle Betheiligten im Kleinen Speisesalon zusammen, wo man für den fremden Arzt einige Erfrischungen aufgetragen hatte, und voller Erwartung ging jetzt das Auge Miß Emily's zu den Zügen desselben. Aber diese Züge blieben sich unverändert gleich und man konnte nichts aus ihnen herauslesen. Ebenso schweigsam blieben auch die Lippen, und selbst eine direkte Aufforderung, sich auszusprechen, hatte kaum einen besseren Erfolg.

„Miß Emily,“ erklärte Doktor Carré, „ich kann Ihnen bloß sagen, daß ich in Allem vollkommen mit dem einverstanden bin, was mein junger Kollege hier angeordnet hat, und seiner Umsicht gebührt die vollste Anerkennung. Wenn es übrigens zu Ihrer Beruhigung dient, so will ich morgen Mittag zu derselben Stunde wieder vorsprechen und Ihrem Handarzte mit meinem Rathe beistehen. Doch jetzt lassen Sie mich einige Bissen nehmen daß ich wieder kräftiger werde, denn ein Arzt ist ein armer, bellagenswerther Bursche, dessen Tagewerk nicht einmal bei Nacht aufhört.“

In diesem Augenblick trat Letty herein und meldete dem jüngern Arzte mit leiser Stimme, daß ihn ein Herr draußen sprechen wolle.

„Wer ist es, Letty?“ fragte Doktor Dutcast.

„Ein Herr Bretteur,“ erwiederte Letty. „So nannte er sich, glaube ich, denn ich selbst kenne ihn nicht und habe ihn früher noch nie gesehen. Sie treffen ihn in der großen Halle.“

Der Doktor stand auf und ging hinaus, ohne daß die Andern der Sache Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Ebensowenig fiel es ihnen auf, daß seine Miene, als er nach etwa zehn Minuten wiederkehrte, viel ernster war, als zuvor. Letty dagegen bemerkte es gar wohl und unwillkürlich ward ihr Herz von Angst zusammengeschnürt.

Nach einer weitern Viertelstunde brach Doktor Carré auf und mit ihm ging auch der jüngere Doktor. „Er habe ebenfalls noch einen Besuch zu machen,“ sagte er, „werde aber auf die Nacht wiederkehren.“

Die beiden Aerzte verließen also Beaujolaishaus zusammen und ritten eine Zeitlang schweigend nebeneinander her.

„Warum so tiefsinnig, mein junger Freund?“ sagte endlich der ältere Arzt. „Sie nehmen sich diesen Fall viel zu sehr zu Herzen.“

„Allerdings,“ erwiederte der Jüngere; „allerdings geht es mir sehr nahe, daß die junge Miß schon so frühe Waise werden soll, und ich sehe hieraus wieder, wie wenig wir Aerzte Ursache haben, uns auf unsere Wissenschaft viel einzubilden. Der Grund meiner jetzigen ernsten Stimmung aber ist ein viel selbstsüchtigerer. Man sagte mir,“ fuhr er dann nach einigem Zögern fort, „daß Sie sich früher mehrmals geschossen und überhaupt oft bei Duellen mitgemischt hätten.“

„Was, zum Henker, bringt Sie denn darauf?“ rief Doktor Carré, indem er erstaunt sein Pferd anhielt. „Uebrigens bin ich nicht der Mann, der irgend etwas ableugnet, was er seiner Zeit gethan oder getrieben hat, und somit mögen Sie immerhin annehmen, daß das Gerücht die Wahrheit sagt.“

„Wie nun,“ meinte der jüngere Arzt, „wenn ich Ihre Hilfe in Anspruch nähme?“

„Als was?“ fragte Doktor Carré trocken.

„Als Sekundant,“ entgegnete der Andere.

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte Doktor Carré laut auf. „Sie wollen also wirklich die Tollheit begehen, sich zu duelliren? Bedenken Sie doch Ihren Ruf als Arzt!“

„Sie gestanden ja soeben selbst zu,“ erwiederte Doktor Dutcast, „daß Sie . . .“

„Daß ich,“ unterbrach ihn Doktor Carré, „in meiner Jugend ostmals ein Thor gewesen sei. Ja, das gestaud ich zu. Doch,“ fügte er leichthin bei, „wer ist denn Ihr Gegner?“

„William Marigny auf Marignyhaus,“ war die Antwort des Andern.

„Ha!“ rief Doktor Carré, indem er plötzlich sehr ernst wurde. „Bill Marigny! Wissen Sie auch, in welchem Rufe dieser Mensch steht?“

„Ich weiß es,“ versetzte der jüngere Arzt, „aber es geht mich mehr anders und ich werde mich morgen mit ihm schlagen, ob Sie mir nun als Sekundant zur Seite stehen wollen oder nicht.“

„Auf welche Weise kamen Sie in Streit mit ihm?“ wollte jetzt Doktor Carré wissen.

„Er beleidigte ein unschuldiges Mädchen auf eine gröbliche Weise,“ entgegnete der Andere, „und ich schlug ihn deßhalb zu Boden. Das ist Alles. Doch nein,“ setzte er sofort hinzu, „es ist nicht Alles, sondern in Folge dieses Vorfalls verbot ihm Miß Emily ihr Haus und bestimmte ihren Bräutigam, allen Umgang mit ihm abzubrechen.“

„Hm!“ meinte Doktor Carré. „Allerdings Grund genug, um tödlich beleidigt zu sein. Wann und durch wen sandte er Ihnen seine Forderung zu?“

„Vor einer halben Stunde,“ erwiederte Doktor Dutcast, „während Ihrer Anwesenheit in Beaujolaishaus und der Ueberbringer war ein Monsieur Bretteur, wie er sich nannte.“

„Was?“ rief Doktor Carré mit noch größerem Ernste. „Den Monsieur Bretteur, diesen verrufenen Raufbold, Spieler und Mörder schickte er Ihnen? Ha, die Beiden, Monsieur Bretteur und Bill Marigny, werden es ohne Zweifel auf irgend eine Schurkerei abgesehen haben. Aber, beim Himmel, ich will ihnen das Handwerk legen, ja recht gründlich will ich's ihnen legen. Auf welche Zeit ist das Duell festgesetzt und welche Waffen haben Sie gewählt?“

„Die Zeit ist fünf Uhr morgen Mittag und die Waffen sind Pistolen,“ war die kurze Antwort.

„Und das Stelldichein?“

„Bei der großen Ceder im Walde hinter Domäinn.“

„Gut,“ sagte jetzt Doktor Carré, indem er sich vor Aufregung die Hände rieb; „um vier Uhr bin ich in Beaujolaishaus, und um halb fünf Uhr reiten wir an Ort an Stelle. Für die Waffen und alles Weitere lassen Sie mich sorgen. Und . . . und . . . nur noch Eines. Sind Sie ein guter Schütze? Aber, ja, es fällt mir ein, ich habe davon gehört, daß Sie auf fünfzig Schritte auch nicht ein einzigesmal das Schwarze fehlen. Freut mich für Sie; freut mich außerdem, denn als Beförderter haben Sie natürlich den ersten Schuß.“

So sprechend grüßte er seinen jungen Kollegen freundlich und sprengte dann, ein Liedchen trillernd, in der Richtung von Bonnetsdolle fort.

„Ein echter französischer Kreole,“ murmelte der junge Doktor, während er seinem älteren Kollegen nachsah. „Ich wollte, ich hätte nur die Hälfte seines leichten Sinnes.“

Sein Wunsch ging übrigens nicht in Erfüllung. Im Gegentheil, wie er Abends spät nach Beaujolaishaus zurückkam, sah er noch viel ernster aus, als heute Mittag, und nachdem er dem kranken Hausherrn seinen Besuch abgestattet hatte, zog er sich sofort in das ihm angewiesene Zimmer zurück, um einen Theil der Nacht mit Briefschreiben hinzubringen. „Diese Briefe,“ so bestimmte er auf der innern Seite des Umschlags, „sollten

Digitized by Google

erst dann an ihre Adresse abgehen, wenn der morgige Abend die Gewißheit gebracht haben würde, daß er nicht mehr am Leben sei."

Genau um vier Uhr am andern Tag — wir sind jetzt am Mittwoch angekommen — sprengte der alte Doktor Carrö mit der Hast eines Jünglings in den Hof und sein junger Kollege, der ihm entgegeneng, bemerkte sogleich, daß vor dem Sattel eine Art von Mantelsack aufgeschnallt war.

„Enthält die Pistolen und das Verbandzeug," flüsterte Doktor Carrö, welcher den Augen des jüngern Arztes folgte. „Hab' an Alles gedacht, also auch an eine möglicke schwere Verwundung. Doch nun kommen Sie," setzte er laut hinzu, „und lassen Sie uns vor Allem Herrn Beaujolais unsern Besuch abstatten."

Sie gingen hinauf, und während des Gehens erstattete der Jüngere dem Aelteren Bericht über das Befinden des Kranken.

„Also immer noch der alte Zustand?" sagte Doktor Carrö. „Dieß bestätigt meine Ansicht von gestern und Sie werden sehen, am Ende dieser Woche befindet er sich nicht mehr unter den Lebenden."

Im Krankenzimmer waren wieder Miß Emily, Mistreß Parker und Herr Cofardeau um das Bett des Leidenden versammelt und wiederum hingen die Augen Emily's voll Sorge und Erwartung an den Zügen des Doktor Carrö. Doch dieser hatte eine allzulange Erfahrung hinter sich, als daß er sich nicht vollkommen zu beherrschen im Stande gewesen wäre, und somit verräthete sich in seinem ruhigen Gesichte auch nicht eine Miene. Dagegen konnte er nicht umhin, seinem jüngeren Kollegen einen Blick zuzuwerfen und dieser beantwortete denselben durch ein bejahendes Nicken.

Mit dem Schlag halb fünf Uhr verabschiedete sich der Doktor Carrö, denn er war ein Mann genau nach der Uhr, und daßselbe that auch sein junger Kollege. „Wir haben wegen eines andern Kranken noch Einiges zusammen zu bereden," sagte Letzterer und suchte dabei einen sorglosen Ton in seine Stimme zu legen. Allein es gelang ihm nur wenig und wenn sie nicht Alle zu sehr mit andern Gedanken beschäftigt gewesen wären, so hätten sie wohlwendig das leise Zittern seiner Stimme bemerkt haben müssen.

„Vorwärts, mein junger Freund," rief Doktor Carrö, als er sich jetzt mit fast zwanzigjähriger Leichtigkeit zu Pferde setzte; „vorwärts im Galopp, denn ich möchte nicht haben, daß uns Bill Mariguy mit seinem Sekundanten zuvorkäme."

Und vorwärts sprengte er, daß ihm der Andere kaum folgen konnte, und seine Augen leuchteten vor Aufregung. Ja, der bisher so gemeßene Mann mit den unveränderlichen Gesichtszügen war förmlich ein Anderer geworden und die Aufsicht auf den bevorstehenden Zweikampf schien ihn in Duellfieber verwandelt zu haben!

Nach zwanzig Minuten hatten sie den Platz bei der großen Ceder im Walde hinter Tomsium erreicht und richtig, Bill Mariguy mit seinem Sekundanten fehlte noch.

„Hurrah, wir sind die Ersten," rief nun Doktor Carrö mit großer Genugthuung, indem er die Zügel seines Pferdes um einen Baumast schlang. „Hab's zu meiner Zeit immer so gehalten und deßhalb war mir auch das Glück stets günstig. Aber, zum Henker," platzte er heraus, als er die Augen auf seinen Kollegen richtete, „Sie machen ja ein so ernstes Gesicht, als wären Sie ein Leichenbitter?"

„Trotzdem," erwiderte Doktor Dutcalf, „werden Sie finden, daß ich der Pistole meines Gegners so fest in die Mündung sehe, als wäre ich ein jungfrauwohnter Soldat. Doch da kommt William Mariguy mit seinem Begleiter und in den nächsten zehn Minuten wird der Würfel gefallen sein."

In toller Hast sprengte Bill Mariguy mit Monsieur Bretteur, seinem Sekundanten, herbei und ihre beiderseitigen hochgerötheten Gesichter bewiesen, daß sie vorher bei Joe Sharper im Tomsium ein wenig stark vorgesprochen hatten. Auch sahen sie keck und trotzig darein, als gingen sie nur einem Kinderspiele entgegen, und fast wäre Bill Mariguy über das ernste Gesicht seines Gegners in ein höhnisches Lachen ausgebrochen. Wie er jedoch in dem Sekundanten desselben den alten Doktor Carrö erkannte, verlor sich urplötzlich sein Hohn und vom Pferde springend, verbeugte er sich auf's Tiefste. Auch auf den Monsieur Bretteur machte der Anblick des alten Herrn einen sichtlichen Eindruck, allein ebenso ersichtlich war dieser Eindruck kein angenehmer, denn er schlug die Augen wieder und murmelte einen leisen Fluch.

„Meine Herren," sagte Doktor Carrö, nachdem er die Grüße erwidert hatte, „ich mache Ihnen mein Kompliment wegen Ihrer Pünktlichkeit und nun, Monsieur Bretteur, kommen Sie hierher, daß wir das Nähere abmachen. Oder wollen wir vorher die Kondole eines Versöhnungsversuchs vornehmen?"

„Nein, nein," erwiderte Monsieur Bretteur in hartem, rauhem Tone. „Nichts der Art, denn mein Freund Bill ist allzu tödtlich beleidigt, als daß er sich zufrieden geben könnte, ohne Blut gesehen zu haben. Der Doktor oder Er, Einer muß fallen!"

„Hm!" meinte der alte Carrö mit einem etwas verächtlichen Lächeln. „Ganz nach alter Ritter Art! Aber doch mit einigem Unterschied, denn die alten Ritter rächten eine Beleidigung auf der Stelle und warteten nicht drei Tage, wie Ihr Freund Mariguy. Doch lassen wir das bei Seite und bestimmen wir den Modus des Zweikampfs."

„Sehr einfach, das," versetzte Monsieur Bretteur. „Zwanzig Schritte Barrière und à Tempo schießen."

„Hm!" erwiderte Doktor Carrö mit demselben Lächeln wie vorhin. „Zwanzig Schritte Barrière geht; aber à Tempo feuern geht nicht. Mein Freund, als der Geforderte, hat den ersten Schuß."

„Hoho!" rief Monsieur Bretteur und maß den Doktor mit einem frechen Blicke. „Meinen Sie denn . . ."

„Ich meine, unterbrach ihn der alte Herr in sehr entschiedenem Tone, „daß wir nach dem alten Kodex der Ehre verfahren, den ich, wie Sie wissen müssen, sehr genau kenne. Darüber also kein Wort mehr. Nun an die Pistolen."

„Ich habe," sagte Monsieur Bretteur in einer etwas weniger groben Weise, „ich habe die Pistolen mitgebracht und bereits scharf geladen. Hier sind sie," setzte er mit einem lauernden Blicke hinzu, indem er zwei lange Reiterpistolen aus seinen Taschen zog.

„So!" sprach Doktor Carrö und nahm die Pistolen in die Hand. „Geben Sie mir einmal den Ladstock."

„Den Ladstock?" rief der Andere, indem er wie tief beleidigt um einen Schritt zurücktrat. „Sie werden doch nicht glauben, daß die Pistolen nicht richtig geladen sind?"

„Ich glaube gar nichts," war die kalte Antwort des alten Herrn; „aber eben weil ich nichts glaube, will ich mit meinen eigenen Augen sehen. Also den Ladstock, wenn ich bitten darf."

Monsieur Bretteur konnte nunmehr nicht umhin, auch den Ladstock, wie vorhin die Pistolen, aus der Tasche zu ziehen und Herr Carrö ließ ihn zweimal nacheinander in jeden der beiden Läufe hinein. Dann ruhte sein Auge wie niederschmetternd auf dem Raufbold nebenan und zugleich warf er beide Pistolen zu Boden.

„Nach dem Kodex der Ehre, den ich kenne," sprach er sofort in kalter, einschneidender Weise, „werden bei einem Zweikampfe nie Pistolen verwandt, welche der eine Theil vorher geladen hat, denn es könnte in solchem Falle leicht der Verdacht entstehen, man habe die eine Waffe mit einer Kugel und die andere ohne eine solche geladen. Wir werden also die Pistolen, welche ich mitgebracht habe, benützen und ich werde sie in Ihrer Gegenwart und vor Ihren Augen gleichmäßig laden."

Monsieur Bretteur biß sich auf die Lippen, daß sie blutig wurden, wagte es aber nicht, auch nur eine Sylbe zu erwidern. Doktor Carrö dagegen öffnete ganz ruhig den Mantelsack, den er mitgebracht hatte, und begann sofort die Pistolen zu laden.

„Nun noch ein Wort, Monsieur Bretteur," sprach Doktor Carrö zu dem selben einschneidenden Tone weiter, nachdem er mit dem Ladegeschäft fertig geworden war. „Sie werden jetzt die eine dieser Pistolen, ganz nach Belieben, welche Sie wollen, Ihrem Freunde Mariguy überreichen, gerade wie ich die andere meinem Freunde einhändige. Dann kommandire ich langsam Eins, Zwei, Drei und auf das Wort Drei schießt mein Freund. Sofort kommandire ich abermals Eins, Zwei, Drei und auf das Wort Drei schießt Ihr Freund, vorausgesetzt nämlich, daß er noch nicht todt ist. Nachher, natürlich immer vorausgesetzt, daß die Schüsse ihre Wirkung verfehlt haben, wiederholen wir die Prozedur des Ladens, worauf ich von Neuem kommandire, und so machen wir so lange fort, bis Herr Mariguy seinen Blutdurst gestillt hat. Verstanden, Monsieur Bretteur?"

Der Monsieur verbeugte sich stumm und wählte eine der Pistolen. Dann schob Doktor Carrö seinen Arm unter den seinen, schritt genau zwanzig Schritte ab und steckte ein kleines Stäbchen, das er unter dem Rocke hervorzog, in die Erde.

„Dad ist Ihre Barrière," sprach er darauf, „und Ihr Freund wird sich in Acht nehmen, dieselbe auch nur um einen Zoll zu überschreiten, wenn er es nicht mit mir zu thun haben will. So, und nun zu der andern Barrière."

Beide Barrièren steckten in der Erde und einen Moment später stellten sich die zwei Duellanten ein paar Schritte hinter denselben auf. Die beiden Sekundanten aber nahmen ihre Plätze links und rechts einander gegenüber, so daß die Vier nun gleichsam die vier Ecken eines Quadrats bildeten.

„Eins!" kommandirte Doktor Carrö und sein Freund, der jüngere Doktor, erhob die Pistole.

„Zwei!" kommandirte Doktor Carrö und sein Freund nahm sich sein Ziel.

„Drei!" kommandirte Doktor Carrö und wie er's that, deutete sein Freund auf den Zapfen einer einzeln stehenden, ziemlich entfernten Fichte, welcher sich herniederbeugte. Im selben Augenblicke krachte der Schuß und der Zapfen fiel in der Mitte durchschossen herab. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Ein König in Lumpen.

Das „Reich der Mitte“ — das große, närrische, arme China hat der Wunder viel; die meisten sind aber gar trostloser Art. Zu den traurigsten Wundern Chinas gehören seine „Bettlerkönige“, vom Staat nicht nur geduldet, sondern förmlich anerkannt, auf den Hungerthron gesetzt und mit dem Hermelin aus Lumpen behängt. Und diese Könige von der traurigen Gestalt haben ein großes, großes Volk unter ihrem Szepter. Kein Land der Welt hat so viele Bettler aufzuweisen, wie China — selbst das reiche England, selbst das üppige, schöne Rom nicht! Und auch China ist von der Natur reich gesegnet — aber aller Segen des fruchtbarsten Jahres ist wie ein Wassertropfen, der auf einen heißen Stein fällt: er verdampft! Die heißen Steine, welche die Fruchtbarkeit des Landes schnell in Rauch aufgehen lassen, sind die heißen, wilden Leidenschaften der Chinesen. Die wibersichen Völkerei und die schamloseste Sittenlosigkeit, die zügellosesten Spiel- und Trunksucht, ein enger, wüster, entnervender Opiumrausch, verbunden mit der unverbesserlichsten Trägheit, wuchern in China. Diese Laster sind überall die Brutstätten des Elends, in China nur im höchsten Grade. In dem stolzen „Reiche der Mitte“ sterben jährlich Hunderte — Tausende buchstäblich am Hunger oder — sie erfrieren. Ueberdies werden noch Tausende von armen unschuldigen Kindern von den entmenschten Eltern erstickt, erdrückt oder einfach nackend auf die Straße gesetzt. In Peking sahen täglich fünf Karren, jeder von einem Ochsen gezogen, durch die fünf Stadtbezirke. Der nun sein Kind lebend oder todt bequem los sein will, legt es öffentlich und ohne einen Gewissensskrupel in den Karren. Der Karrenführer fährt die kleinen Leichen vor die Stadt, wirft sie in tiefe Gruben und schüttet einfach Kalk darauf. Die kleinen Lebenden bringt er in die städtischen Findelhaus, das den stolzen Namen „Tempel der Neugeborenen“ führt . . . bis er sie nach einigen Tagen als Leichen den Kallgruben überliefert. Die Mandarinen und andere Vorsteher des „Tempels der Neugeborenen“ wissen trefflich dafür zu sorgen, daß der Staat die armen Kinder nicht lange zu füttern braucht. Dabei vergessen die Mandarinen aber so nicht, sich selber zu mästen. Unter den armen ausgesetzten oder getödteten Kindern sind zwar viel mehr Mädchen, als Knaben. Die Mädchen sind in China sehr gering geachtet. Ihre Geburt wird als ein Unglück betrachtet. Von seinem Sohne hofft der Mann aus dem Volke einst im Alter durchgefüttert zu werden. Wie Sparta am Fuße des Taygetus einen Abgrund hatte, in den öffentlich alle schwächlichen oder verkrüppelten Kinder hinabgeschleudert wurden, so verhehlt der Chinese es durchaus nicht, daß er sich der neugeborenen Krüppel zu entledigen weiß. Die Regierung billigt diesen Kindermord nicht, — ja, sie erläßt zuweilen einen Aufruf an's Volk, der mit folgenden Worten schließt: „Gebet doch eure frühere Gewohnheit ganz auf, eure Kinder dem Tode zu überlassen; höret auf, diese Verbrechen zu begehen und Elend und ewigen Gericht auf euer Haupt zu bringen. Und wenn die Mächten auch weniger Werth haben, als die Knaben, so gehören sie doch ebenfogut zur Ordnung des Himmels und Vater und Mutter müssen sie erziehen!“ . . . aber bei dem bleibt's auch und der barbarische Kindermord wütet in China noch heute unter den Kindern der Armuth.

Wird nun überdieß ein Theil des chinesischen Reichs noch besonders durch Ueberschwemmung oder große Dürre heimgesucht, so sind nicht weniger als zwei Drittel der Bevölkerung der grausigsten Hungersnoth preisgegeben. Dann überziehen Schaaren von Bettlern — Männer, Weiber und Kinder im bunten Gemisch — das benachbarte Land, wie hungrige Heuschreckenheere . . . und die Hereschaft der „Bettlerkönige“ tritt in ihr volles Recht. Jede große Bettlerkaramane hat ihren besonderen König. Der Staat duldet diese Majestät in Lumpen nicht nur, er erkennt sie förmlich als Macht an und unterstützt sie in ihrer Alleinherrschaft, wo er nur kann. Dieß ist das einzige Mittel, die Hungersnothigen einigermaßen in Schranken zu halten. Der Bettlerkönig ist dem Staate verantwortlich für seine Unterthanen. Wird die öffentliche Ruhe gestöhret, so muß der Lumpenkönig dafür büßen. An bestimmten Tagen hält Seine Majestät förmlich Revue ab über seine zerlumpten Unterthanen. Da gibt er seine Befehle: dieser Bettlertrupp wendet sich unter einem Feldherrn hierhin — jener dorthin. Zuzuhören ist der König aber auch nicht unthätig. Er arbeitet sein diplomatisch für seine Unterge'benen. Er versammelt die Dorfschulzen und Stadtgerichtsweiser um sich und fragt mit kühler Vornehmheit: Liebe Leute, was gebt ihr mir, wenn ich mein Bettelreich nach einer andern Gegend verlege? Die Behörden strecken die Köpfe zusammen und bieten Sobeln auf Sobeln (1 Sobele gleich $^1/_2$ Kreuzer) — Pfunde und Centner Reis . . . „Nicht genug — wir bleiben!“ ist die grossene Antwort Seiner Majestät . . . Endlich nickt er gnädig: „Gut — wir gehn!“ Der König streicht die Summen ein, vertheilt sie zum Theil unter seine Unterthanen und — der Heuschreckenschwarm läßt sich auf'einem andern Fleck des Reichs der Mitte nieder, bis er auch hier durch ein anständiges Lösgeld zufriedengestellt ist — oder bis er wie echte Heuschrecken Alles kahl gefressen hat.

Wer von diesen Unglücklichen auf der traurigen Wanderschaft vor Hunger oder Kälte zusammenbricht, bleibt unbeachtet liegen. Nur in einigen großeren Städten sind Brüderschaften zusammengetreten, die es sich zur Aufgabe machen, solche Leichen in Särgen zu bestatten. Und dieß geschieht weniger aus frommem Mitleiden, als aus Aberglauben. Da nämlich nach der chinesischen Seelenlehre alle Verstorbenen böse Geister werden, so hofft man sich dieß durch eine feierliche Beerdigung geneigt zu machen.

Altes und Neues.

Ein bewegtes Leben. Kürzlich hat das italienische Opernhaus in Pera seinen Eigenthümer und Direktor durch den Tod verloren. Michael Naum gelangte auf seinen Umwegen zu seiner hohen Stellung in Konstantinopel. Er kammte aus Aleppo und war der Sohn eines Tabakhändlers. Lady Elisher Stanhope lernte den vierundzwanzigjährigen Knaben kennen und nahm ihn mit in ihr Hofhaltestaat auf dem Libanon. Nach seiner Darstellung war er ihr Dragoman, Freund wollen ihn in der beschwerlichen Stellung eines Sekretärs gesehen haben. Nach einigen Jahren wurde er entlassen. Da kam Hüter entdeckte, daß er mehr für sich als für sie sorge. Naum ging nach Konstantinopel und nahm an verschiedenen Spekulationen Theil. Mit dem Sultan Mahmud kam er bei der Einrichtung einer Zeug-Fabrik der Regierung in Berührung. Das Bild des Sultans hat sich nie aus seinem Gedächtniß verwischt und in den heutigen Reformzeiten ist er nie in den großherrlichen Palast gegangen, ohne ein anderes Zweifel zu hegen, es sei seinen Kopf verloren. Er mit hundert Goldstücken in der Tasche die Höhle des Löwen verlassen werde. Bei dem großen Brande von 1831 verlor er sein schönes Haus in Pera und verwirrte die leere Brandstätte an italienische Lebensjünger. Sie machten so gute Geschäfte, daß sie Musikaufführungen und Possen in ihr Programm aufnahmen und ein kleines Theater errichteten. Naum wollte Dritten einen Antheil nicht lassen, den er selbst haben konnte, und baute mit Hülfe eines englischen Architekten jetzt ein Theater. Dem Krimkriege zu machte er gute Geschäfte, da er mehrmals gute Primadonnen hatte. Der jetzige Sultan wohnte zuweilen den Vorstellungen bei und bewies Naum seine Gnade, jedoch nicht in der Weise wie seine Vorgänger. Bei einem Besuche warf sich der Impresario dem Derwisher des Glückliges zu Füßen, küßte den Saum seines Gewandes und hieß einen tiefen Seufzer aus. „Was hat Du? fragte Abdul Aziz. — „Ach, Hoheit,“ lagte Naum, „ich bin in Ihrem Dienste tief geworden und möchte zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Italien gehen.“ — „So gehe'che alle,“ lagte der Sultan, „ich erlaube es.“ Als er gegangen war, sendete Naum wieder. „O dieser Leiten!“ rief er aus. „Wäre der Sultan wie seine Vorgänger, so würde er gesagt haben: „Naum ist krank, Naum ist arm, man gebe ihm vierhundert Goldstücke zu seiner Reise.“

Rösselsprung.

der	was	sich	baupt	wo	ser	und	früh
nuth	auf's	sein	tets	tuft	ems	haus	gen
des	rär	und	Kin	ein	baut	me	laubt
tod	der	fei	dem	feitth	geh'n	kind	ein
ch	gärich	der	fred	das	bau	will	mut
schmäht	nen	reicht	wird	gott	der	ein	ber
ber	ein	ter	tra	ber	aus	ter	von
ba	und	mutt	denn	geht	pig	kind	und

Auflösung des Rösselsprungs Seite 108:

Herbst und Winter.

Das Laub verwelkt, die Schwalbe flieht,
Der Landmann pflügt, die Schwerguns zieht;
Die Traube reift, die Kelter tinnt,
Der Apfel lockt: der Herbst beginnt.
Der Tang verkommt, die Art erschallt,
Das Schneerieb glänzt, das Waldhorn hallt;
Der Schlittschuh eilt, der Schneeball fliegt,
Die Flur erstarrt: der Winter liegt.

Redaktion, Druck und Verlag von Br. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 14.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Original von F. Rothbart.

Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege.

Humoreske
von
Th. Winkler.

1.

„Nein, das ist zu arg! . . . Es ist nicht mehr zum Aushalten mit dem alten Griesgram! . . . Wenn das so fortgeht, so ärgere ich mich noch zu Tode in diesem Hause, wo ich ohnedieß die Tage hindringen muß wie eine eingemauerte Nonne! . . ."

Dieser Monolog polterte in den heftigsten Dur-Akkorden und unter den lebhaftesten Gestikulationen mit einem Federwisch von den Lippen einer Tochter Eva's, die bereits in jenen Jahren stand, wo man den Kalender für eines der abgeschmacktesten Bücher der Welt hält. Die Wendung ihrer rollenden Augen und die Geste, welche den Ausdruck ihrer Gefühle unterstützten, waren gegen eine Thüre gerichtet, die sie eben heftig hinter sich in's Schloß geworfen hatte, so daß der gegenwärtige Aufenthaltsort des Gegenstandes ihres Zornes unschwer zu suchen war.

„Abee, wahrhaftig, es hat am längsten gedauert," fuhr die Aufgeregte fort, „so wahr ich Louise heiße; er soll es spüren, daß ich noch meinen freien Willen habe und nicht von seiner Gnade lebe. Wenn er etwa denkt, daß ich an ihn gebunden sei, so soll er bald eines Bessern belehrt werden, — der alte Hypochonder von einem Onkel! . . ."

Sprach's und setzte zur Bekräftigung ihrer Rede einen irdenen Öpfentopf, den sie eben vom Küchenherde genommen, so energisch auf den Tisch, daß er in Stücke zerbrach.

Auf das Geräusch, das dadurch entstand, öffnete sich urplötzlich eine zweite Thüre der Küche, welche auf den Korridor führte, und eine männliche Figur wurde auf der Schwelle sichtbar, die mit der Rechten eine Bürste gepackt hielt, während der ganze linke Arm in den Eingeweiden eines halbgeputzten Stiefels sich vergraben hatte.

Die wollen Röten von Anerbach. Antritt. 12. 1861

„Um des Himmels willen, Fräulein, was ist denn los?" verlautete der in seiner Amtsthätigkeit gestörte Hausgeist und blieb starren, steifen Staunens unter der Thüre stehen.

Digitized by Google

„Was los ist?! Nichts ist los! . . . Pack Er sich hinaus an seine Arbeit und laß Er mich ungeschoren!“ —

Augenblicklich verschwand Johann wieder hinter der Thüre und begnügte sich damit, draußen bedenklich den Kopf zu schütteln und mit einem philosophischen Lächeln seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Er war noch nicht damit fertig, als die rufende Stimme Louisen's aus der Küche an sein Ohr schlug: „Johann!“ — —

„Gnädiges Fräulein!“ antwortete es wie ein Echo, und schon stand der Gerufene, jedes Winkes gewärtig, wieder auf der Schwelle.

„Spute Er sich, daß Er mir einen Weg in die Stadt macht; in einer halben Stunde werde ich Ihn rufen. Hört Er?“

„Ganz zu Befehl, gnädigstes Fräulein!“

„Noch Eines! Ich bin jetzt für Niemanden zu Hause! Verstanden?“

„Ganz zu Befehl!“ antwortete Johann und verfolgte mit nachdenklichen Blicken die Befehlshaberin, welche ihm den Rücken kehrend ihre Gemächer aufsuchte.

„Da hat's wieder einmal Skandal gegeben!“ murmelte Johann vor sich hin, „da muß ich mir gleich eine Gelegenheit machen drinnen beim Alten, da werd' ich's wohl 'rauskriegen, wo der Hase im Pfeffer liegt . . . Halt, die Stiefel!“ . . .

Johann ergriff die seiner Obhut anempfohlene Fußbekleidung und verfügte sich mit der harmlosesten Miene von der Welt in das Zimmer des „Alten.“

„Guten Morgen!“

Keine Antwort.

„Guten Morgen, Herr Kalkulator!“

Ein schwer zu deutendes Murmeln, den Naturlauten gewisser Individuen und der Thierwelt nicht unähnlich, kam jetzt aus dem Munde des „Alten“ zurück, der beim Morgenkaffee am Tische saß und während er seine Pfuhlognomie behaarlich hinter der Zeitung verschanzt hielt, große blaue Wolken aus der Pfeife in die Luft wirbelte.

„Der ist heut' mit dem unrechten Fuß aus dem Bett gestiegen oder 's ist ihm sonst was die Quere gegangen!“ dachte Johann und rückte zum dritten Male die in schönster Ordnung aufgepflanzte Stiefelreihe zurecht, um sich nur noch etwas zu schaffen zu machen.

Er hatte seinen Aufenthalt nicht umsonst verlegert. Der Alte räusperte sich, legte das Zeitungsblatt bei Seite und schritt im Zimmer auf und ab. Johann rückte den letzten Stiefel zum sechsten Male an die Wand und wollte sich alsdann entfernen. Der Ruf des „Alten“ aber hemmte seinen Schritt.

„Johann!“

„Herr Kalkulator!“

„Wo ist meine Nichte?“

„Auf ihrem Zimmer, Herr Kalkulator!“

„Recht so! . . . Dort mag sie austrocken! . . . Sie wird bald am längsten getrocht haben! . . . So kann's länger nicht fortgehen! . . . Sie will sich in meine kleinen Eigenheiten nicht fügen und ich kann ohne meine gewohnte Ordnung nicht leben! Also ab! und damit basta! Es muß eine Aenderung gemacht werden, und das bald! Dieses Schmollen und Grollen, dieses Gesichterschneiden und Dummthun kann ich nicht vertragen! Und ich bin doch Herr im Hause! Warum hat sie den Schulmeister nicht genommen! Aber der war ihr nicht hoch genug. Der Buchbinder war ihr zu alt — und der Schuster zu verächtlich! Nun will sie gar Niemand mehr und ich habe sie auf dem Halse und soll ihre Launen ertragen! . . . Da hat sie den saubern Freund!“

Während dieses Berichtes aus dem Ministerium der inneren Angelegenheiten seiner Haushälterin, den er in glücklicher Selbstvergessenheit mehr sich selber vorsprach, als dem Zuhörer abstattete, hatte der Kalkulator in hastigen Schritten das Zimmer gemessen, während Johann mit gespitzten Ohren und halboffenem Munde die Verrichtung seiner unbezähmbaren Neugier einschlürfte.

„Aha! . . . So liegt das! . . . Hm! . . . Nun geht mir mit einem Male ein Seifensieder auf,“ dachte Johann bei sich und entfernte sich wieder durch die Thür, indem er sah, daß sein Herr grollerfüllt wiederum sein Gesicht in der Zeitung vergraben hatte.

Draußen aber fiel ihm die Ermahnung des Fräuleins ein, sich für einen Gang bereit zu halten, und Johann, eben im besten Zuge, seine neugierige Stiefelputzerlexie mit pikanten Neuigkeiten zu speisen, fühlte mit einem Male das seltsame Gelüste, an Louisen's Thür zu lauschen, um vielleicht das zu erspähen, was ihren eigenen Andeutungen zufolge nächstdem in's Wert gesetzt werden mußte.

Gedacht, gethan! Leise streifte er die verrätherischen Pantoffeln von seinem Fußgestell und schlich die halbe Treppe hinauf, die bis zu des Fräuleins Gemach führte. Kein Mensch störte ihn in diesem Beginnen und er gelangte unbehelligt bis vor Louisen's Thür, wo er stehen blieb und sogleich sein Ohr in Thätigkeit setzte.

Richtig, er hörte sie sprechen. Hatte das gnädige Fräulein noch Jemanden im Zimmer bei sich? Nein, es war allein, denn Johann hatte längst durch's Schlüsselloch geblickt, und da sah er sie, wie sie am Tische saß und ein großes Schreiben verfiegelte, während ihre Lippen im lebhaftesten Selbstgespräch sich bewegten.

„Ob ich es wirklich wage?“ — Ob ich ihn fortschicke? — Fürwahr, es ist ein entscheidender Schritt! — Und wie leicht könnte ich meinem Rufe schaden, wenn es Jemand erführe! — Ich würde mich lächerlich machen, vor dem Onkel, vor meinen Bekannten, vor der ganzen Stadt!“ — —

Ein lauter Seufzer begleitete die letzten Worte, daß es dem Lauscher an der Thür eiskalt über die Haut lief. Aber schon im nächsten Augenblick fuhr sie in anderem Tone fort: „Ach, was da! . . . Eitle Bedenken und Vorurtheile! . . . Hat mir denn nicht Lehmann's Katzinka gestanden und mit Handschlag bekräftigt, daß sie lediglich auf diesem eben „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ ihren Mann errungen hat?! Und die befindet sich doch wohl; wohler als ich jedenfalls! Und so wird es gewiß mit hundert anderen glücklichen Ehen stehen! — Frisch gewagt ist halb gewonnen! — Es sei!“ — —

Die letzten Worte schnellten Johann die Treppe hinab. Es war auch die höchste Zeit, denn schon im nächsten Augenblicke verließ Louise ihr Zimmer und kam herab zu Johann, der mit der dümmsten Miene von der Welt sich bereits wieder in der Küche zu schaffen machte.

Als Johann seine Augen aufschob und seiner Herrin in's Angesicht schaute, begegnete er einem so ungewöhnlich wohlwollenden Blick, daß seine Spannung auf's Höchste stieg, was dieß nur eigentlich bedeuten solle.

Er sollte nicht lange ohne Aufklärung bleiben.

„Mein lieber Johann!“ begann das gnädige Fräulein geheimnißvoll und ein jedes ihrer Worte erschien ihm schier wie in eitel Zucker getaucht, „mein lieber Johann! ich habe da für Ihn einen ganz besonderen Auftrag, den Er mir recht prompt besorgen mag. Will Er das, Johann?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein!“

„Nun gut, so gelobe Er mir aber vorher, daß Er über die ganze Sache das strengste Stillschweigen beobachten will. Hört Er, das strengste Stillschweigen!“

„Darauf können Sie sich verlassen, gnädigstes Fräulein!“

„Vor allen Dingen darf mein Oheim kein Sterbenswörtchen erfahren!“

„Tragen Sie keine Sorge, gnädiges Fräulein!“

„Nun, ich habe also Sein Versprechen, und wenn Er Seine Sache gut macht, so werde ich mich Ihm gewiß sehr dankbar zeigen. Jetzt geh' Er und besorge Er mir diesen Brief an seine Adresse.“

Johann nahm den Brief in Empfang und buchstabirte:

„An die Redaktion des ***ger Tageblattes; inliegend ein Kassenschein. Hier. Extenstraße Nr. 7 parterre.“

Das gnädige Fräulein aber fuhr in ihrer Instruktion fort: „Wenn Er den Brief abgegeben hat, wartet Er hübsch, bis ihn der Redakteur gelesen hat, dann wird Er einen Legitimationsschein erhalten, der Ihn für die künftigen Tage zur Abholung von eingegangenen Briefen ermächtigt. Also mach' Er seine Sache gut, Johann!“

„Ganz gut, gnädiges Fräulein!“ versicherte Johann stolz und eilte die Stiege hinab, um seinen Auftrag sofort auszuführen.

Louise aber athmete freier auf, als der verhängnißvolle Brief aus dem Hause war, und, in die Küche zur gewohnten Thätigkeit zurückkehrend, rief sie, indem sie die Scherben zerbrochenen Topfes am Boden liegen sah: „Das wird hoffentlich der letzte gewesen sein, den meine Hände in diesem Hause demolirt haben!“

2.

Der Herr Kalkulator Zählhuber saß am folgenden Morgen wiederum in seinem Lehnstuhle, trank seinen Kaffee, rauchte seine Pfeife dabei und war, wie gewöhnlich, bis über die Ohren in die Spalten des Tageblatts vertieft. Diesen letzteren Umstande hatte er es lediglich zu danken, daß er die triumphirenden, fast höhnischen Mienen nicht bemerkte, welche auf dem Angesichte seiner Nichte glänzten, die sich heute wider ihre sonstige Gewohnheit zu so früher Morgenstunde recht viel im Zimmer ihres Ohms zu schaffen machte.

Plötzlich legte Zählhuber das Zeitungsblatt auf der Hand und stierte nachdenklich in die Luft. Was gab ihm nur heute im Blatichen' so viel zu denken? Er ergriff das Blatt nochmals und ließ seine Augen nochmals über die Stelle gleiten, bei der er vorhin stehen geblieben war. Es schien in der That, als ob ein Gedanke in ihm erwacht sei, der ihm bisher völlig fremd gewesen sei. Er nahm die Zeitung wieder auf und versuchte weiter zu lesen. Aber immer und immer wieder kehrte er zur alten Stelle zurück und las zum fünften und sechsten Male, was ihm nicht aus dem Kopfe kommen wollte.

Diese Stelle in der Zeitung aber war keine politische, aufregende Depesche oder Korrespondenznachricht, sondern eine einfache, schlichte Annonce, wie sie alltäglich im Blatt zu lesen war. Sie lautete:

Digitized by Google

„Reelles Heirathsgesuch.

„Ein anständiges Mädchen in gesetzten Jahren, von angenehmem Aeußeren, verständig, gemüthvoll und gebildet, sucht, da es ihr bisher an angemessener Bekanntschaft fehlt, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einen Lebensgefährten mit sicherem Einkommen, der ihrer vorzüglichen Charaktereigenschaften würdig ist, sei er Junggeselle, Geschiedener oder Wittwer. Es werden geehrte Reflektanten gebeten, ihre Briefe behufs einer persönlichen Annäherung vertrauensvoll niederzulegen unter der Chiffre A. B. 270. Expedition dieses Blattes. Discretion ist selbstverständlich. Unterhändler werden nicht berücksichtigt."

Dergleichen Angebote hatte, wie erwähnt, die Zeitung fast jeden Tag gebracht, ohne daß er jemals denselben kaum einen flüchtigen Blick gegönnt hatte. Warum er nur in aller Welt heute gerade nicht darüber hinauskommen konnte? Fesselten etwa die gesetzteren Jahre seine Aufmerksamkeit, oder erregte die lange Liste von seltenen Gemüthseigenschaften sein Interesse? Genug, die Annonce erweckte Gedanken ganz eigener Art in ihm.

Er stand plötzlich auf und trat vor den Spiegel, indem er einen prüfenden Blick in dessen Fläche warf und sein eigenes Selbst einer eingehenden Okularinspektion unterbreitete.

„Wahrhaftig! ich dächte, mein Aeußeres wäre so übel noch nicht," meinte er bei sich, „um einem Mädchen mit bescheidenen Ansprüchen noch zu gefallen; wie wär's, wenn ich es einmal versuchte und — doch still! wie leicht könnte mich Jemand belauschen!"

Erschrocken blickte er sich im Zimmer um: er fand sich jetzt glücklicher Weise allein.

„Denn geschehen muß Etwas," fuhr er beruhigt fort, „und das etwas Entscheidendes, und bald, möglichst bald. So lange ich mit Louisen beisammen lebe, wirthschaften wir und Beide nur zum Aergernis. Sie aber will nicht heirathen — also muß ich es thun, wenn wir in Guten auseinanderkommen sollen."

Unter diesen Gedanken klingelte Herr Zahlhuber, stieß sich seine Kleider kommen, zog sich an (und zwar wie Johann, der ihn dabei unterstützte, bemerken wollte, langsamer und sorgfältiger als gewöhnlich) und begab sich heute ziemlich eine ganze Stunde früher auf die Kanzlei.

Der Kanzleidiener war nicht wenig verwundert, den sonst so minutiös pünktlichen Herrn Kalkulator Zahlhuber heute eine ganze Stunde früher sich einstellen zu sehen; er entschuldigte sich, daß der Herr Kalkulator ihn noch beim Reinfegen treffe, er habe denselben so früh aber nicht erwartet. Zahlhuber schien weder die Entschuldigung noch ihre Ursache zu hören, er stellte Hut und Stock bei Seite, legte sich Papier zum Schreiben zurecht und setzte sich an den Schreibtisch, ohne vorher, wie er täglich gewohnt war, seinen Augeherrod mit dem fadenscheinigen Arbeitskragen zu vertauschen.

Da saß er und schrieb, strich aus, änderte wieder, fuhr sich zur Abwechslung einmal durch die schon etwas dünnen Haare, schrieb dann um so emsiger, überlas endlich, verbesserte, sagte hinzu und schrieb schließlich das Produkt seines Geistes mit gewohnter Sauberkeit in's Reine.

Der Kanzleidiener konnte nicht umhin, einigemale nahe am Schreibtisch des Herrn Kalkulators vorbeizuschleichen und etliche verstohlene Blicke auf sein Papier zu werfen. Wie bedauerte er in diesem Augenblicke wieder, daß er ohne Hülfe der Brille in solcher Entfernung nichts lesen konnte! Aber Eines bemerkte er doch, und das gab ihm genug Stoff zum Nachdenken: der Herr Kalkulator schrieb allerweile nicht auf steife große Aktenbogen, sondern auf feines niedliches Briefpapier, und als der Brief fast vor Beginn der eigentlichen Expeditionszeit beendet war, übergab er denselben nicht, wie gewöhnlich, dem Kanzleidiener zur Bestellung — nein, der Herr Kalkulator griff nach Hut und Stock, um diesen Brief eigenhändig an seine Adresse zu befördern.

„Das hat etwas zu bedeuten!" meinte der aufwartende Genius der Kanzlei und machte ein Gesicht, als hätte er alle Taschen voll Rouleiteskarikaturen. „Entweder haubelt sich's um eine Verlegung, oder 's ist sonst was Wichtiges im Anzuge — wenn ich nur die verwünschte Brille bei der Hand gehabt hätte! Na, die Zukunft wird's wohl aufklären."

Diese Bemerkung, welche er noch am selbigen Vormittag geheimnißvoll gegen seine Frau gemacht, rapportirte diese mit den unvermeidlichen Zusätzen zur selbigen Stunde auf dem Obstmarkte ihrer meinem Fernsehen, der Frau Bierhpercnummeracrbeitsklerkgattenstubotenmeisterin, von der es wieder noch vor Eintritt der Mittagsstunde, mit etlichen Phantasiezusätzen und unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, an die Frau Nachbarin abgetreten wurde.

Nur zwei Stunden später, und der Herr Kalkulator Zahlhuber hatte, als er sich nach eingenommenem Mittagsmahl zu neuer Amtsthätigkeit auf die Kanzlei begab, bereits die Ehre, daß ihm ein Kollege seine aufrichtige Gratulation zu der, wie er von verschiedenen glaubwürdigen Seiten vernommen, nun zweifellos in Aussicht stehenden Versetzung des Herrn Kalkulators als wohlbestallter Rechnungsrath in's Ministerium des Innern darbrachte.

Dieß war Zukunftsmusik für Zahlhuber's Ohren, der nun schon ein Jahrzehnt ohne die geringste Gehaltsverbesserung auf derselben Stelle hockte. Schade nur, daß er sich auch nicht im entferntesten erklären konnte, wie er so plötzlich zu der Ehre komme, Schade um so mehr, als der aufrichtige Herr Kollege seine authentischen Quellen in ein geheimnißvolles Dunkel hüllen zu müssen behauptete und schlechterdings zu keiner näheren Erklärung zu bewegen war.

Tausend der verschiedenartigsten abenteuerlichsten Gedanken durchkreuzten in Folge dessen den Kopf des heute ohnehin schon in ungewöhnlicher Aufregung befindlichen Herrn Kalkulators der Art, daß er nicht fähig war, seine Tagesarbeit mit der gewohnten Sorgfalt und Sicherheit zu verrichten, und Zehler über Zehler machte.

Unterdessen bot sich in seinem bescheidenen Daheim ein Bild anderer Art dar. Das Eintreffen des ersten Hundertseitchens rief schwung er zwei Briefe mit freudigem Blicken, welche beide die Adresse trugen: A. B 270. Exped. des ***ger Tageblattes. Zwei blanke Guldenstücke waren der Dank der Empfangerin, deren Freigebigkeit heute keine Grenzen zu kennen schien, und Johann hatte sich mit seinem Trinkgeld sofort auf den Weg gemacht, um die Moneten ihrem eigentlichen Zwecke zu weihen.

Im stillen Heiligthume ihrer Küche aber stand die hohlselige Trinkgeldspenderin, in der Linken einen der geöffneten Briefe haltend, die Rechte gefühlvoll auf den hochklopfenden Busen gelegt; — so lag sie mit lauter Stimme, während Wonne und Entzücken um ihre Lippen spielte:

„Verehrungswürdigstes Fräulein!

„Schönste, liebenswürdigste, anmuthigste Ihres Geschlechts!

„Besser konnte es nicht passen. Bisher aus reiner Hypochondrie ein abgesagter Feind des süßen Geschlechts, bin ich durch den Gebrauch des Hoffschen Malzextraktes — dieser herrlichsten aller Erfindungen unseres aufgeklärten Jahrhunderts, — ueben manchem anderen Uebel auch von diesem häßlichen Vorurtheile kurirt worden und finde nun, während ich mich gerade in der Freude meiner Wiedergenesung sonne, Ihre hochgeehrte Offerte im Tageblatt. Schönste aller Schönen, ich lebe der zuversichtlichen Hoffnung, daß kein zweites Paar auf dem ganzen Erdenrund besser zusammenpaßt als eben wir zwei Beiden, denn wie Eigenschaften, welche Sie in Ihrem Inserat von sich geben, sind im höchsten Grade auch die meinigen, und außerdem bürgt mir die Menge junger hübscher Damen, welche sich ohne mein geringstes Zuthun bisher zum Sterben in mich verliebten, einigermaßen für die Ertheglichkeit meines Aeußeren; genug, unserem Bündnisse für Zeit und Ewigkeit würde sicherlich nicht das kleinste Hinderniß im Wege stehen, wenn — Sie nicht eine Million besäßen, im Stande wären, von welcher freilich Ihrer Schönheit wahrscheinlicher Weise auch allzugroßer Bescheidenheit Ihre Annonce vollständig schweigt. Ich besitze nämlich, um Ihnen das gleich hier zu vertrauen, in Hinterpommern einen alten und kranken Vetter von unermeßlichem Reichthum, dessen Erbschaft als einziger Anverwandter mir außer allem Zweifel steht, ferner darf vor einiger Zeit meine hochbetagte Tante, deren prachtvolles Rittergut in Schlesien längst in meinen Besitz übergegangen wäre, wenn sie Gerichte nicht so unverschämt viel nutzlose Papiere und Bescheinigungen verlangten, deren Herbeischaffung Zeit beansprucht, und endlich bin ich im Begriffe ein Geschäft zu etablieren, wie es die civilisirte Welt bisher noch nicht gekannt und dessen Erfindung, die Frucht langjährigen eigenen Nachdenkens, mir in kurzer Zeit Millionen eintragen muß. Nur ein paar tausend Thaler, ein paar lumpige tausend Thaler fehlen zu meinem und meiner zukünftigen Gemahlin zweifellosem Glücke; augenblicklich kann ich sie nicht flüssig machen und muß deßhalb, obwohl es bei meiner Wohl nur Nebensache ist, darauf Rücksicht nehmen, daß die Dame meines Herzens sofort über dergleichen verfügen kann. Dieß ist die einzige, kleine Nebenbedingung, holdseligstes Fräulein; ich zweifle nicht im entferntesten, daß Sie auch diese zu erfüllen befähigt sind, und so bitte ich Sie herzlich, mich freundlich und mit aller Ergebenheit ein, sofern dieß der Fall ist. Ihre werthe Adresse, sowie Ort und Stunde zu persönlicher Zusammenkunft unter der Chiffre Alfred 28 derselben poste restante niederlegen zu wollen, worauf ich eilen werde, die Braut meines Herzens an meine begierige Brust zu drücken. Da Ihnen im entgegengesetzten Falle die Kenntniß meines Namens nichts nützen kann, so verzeihen Sie mir wohl, wenn ich ihn hier weglasse."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die weißen Rüben von Auerstädt.

Von

W. v. Richtenberg.

(Seite S. 157.)

Es war gegen Mittennacht des 13. Oktobers 1806, da marschirte das preußische Regiment „König“ mit müdem Schritt von Weimar her nach Jena zu. Auf dem herbstlich rauhen Felde hinter dem Dorfe Auerstädt wurde Halt! kommandirt, die Gewehre zusammengesetzt und in Eile das Biwouak gerüstet, so gut es eben ging. Und wegen — morgen sollte auf diesem Felde eine große, entscheidende Schlacht geschlagen werden gegen den obersten Feind Deutschlands — den übermüthigen Emporkömmling Napoleon!

Die Nacht war bitter kalt; auf dem Kartoffel- und Rübenkraut — den einzigen Früchten, welche die sorgenvollen Landleute bei der schweren, unruhevollen Zeit noch nicht hatten einernten können — lag schon dicker, eisiger Reif. Und dabei war keine Schütte Stroh vorhanden, auf welche die Soldaten ihre müden Glieder strecken konnten. Die kalte, nasse Erde war ihr Lager. Selbst die Jäger mit Bärenmützen, die der gute König seinen braven „Kindern“ zur Erquickung und Erwärmung bei den anstrengenden Märschen und erkälterden Biwouals unter freiem Himmel geschenkt hatte, waren nicht zur Stelle. Sie lagerten noch in Weimar. Es fehlte sogar an Brod, um den nagenden Hunger zu stillen … und die Kartoffeln und Rüben auf dem Felde zu berühren, war bei schwerer militärischer Strafe verboten. Hungernd — frierend wickelte der Soldat sich in seinen abgetragenen grauen Mantel, sprach sein Vaterunser — vielleicht sein letztes! — und schlief die Augen, um sich für den morgenden heißen Tag wo möglich durch ein paar Stunden Schlaf zu stärken.

Nur ein kleiner, schmächtiger Jähnrich konnte trotz seiner Todmüdigkeit nicht schlafen. Ihn hungerte gar zu sehr. Der arme Junge war in dem appetitvergessenen Alter von sünfzehn Jahren, und er hatte seit zwölf Stunden keinen Bissen gegessen. Und dazu lag er gerade auf einem Felde voll weißer Rüben … er durfte bloß die Hand ausstrecken, und er war aus aller Hungersnoth — aber er hatte noch nie ein militärisches Verbot übertreten. Der Junge hatte ein ebenso starkes Ehr- als Pflichtgefühl.

Aber immer ungestümer bellte der sünfzehnjährige Magen — immer qualvoller nagte der Hunger … und wenn er diesen Quälgeist nicht befriedigte, so war an keine Stunde ruhenden Schlafs zu denken … und nach wenigen Stunden sollte er seine erste Feuerprobe bestehen, noch dazu unter den Augen seines großen Verwandten, des großen, einundachtzigjährigen Feldmarschalls von Möllendorff — er wollte ruhmvoll kämpfen, und sollte er darüber untergehen — dazu bedurfte er aber der Speise, des Schlafs …

„Der liebe Gott und mein König werden mir darum verzeihen!“ sagte der arme Junge mit nassen Augen zu sich — und schon hatte er die erste weiße Rübe in der Hand. Er nahm sich kaum Zeit, nothdürftig die Erde mit dem Kraut abzuwischen. Er deckte sein Taschentuch über das Gesicht, und verzehrte so mit möglichst wenigem Geräusch, größtem Appetit und entsetzlichen Genussbissen eine Rübe nach der andern. Ah! wie die schmeckten — so gut hatten ihm noch keine Pasteten und Lampreten an der Tafel des als Feinschmecker berühmten alten Feldmarschalls Möllendorff geschmeckt!

So! endlich war der grimmige Hunger gestillt. Nun nun auch das hämmernde Gewissen wo möglich zur Ruhe zu bringen, zog der Jähnrich sein mageres Beutelchen, wickelte einige Groschen in Papier und steckte sie an Stelle der fehlenden Rüben in die Erde — das war das redlichste Kaufgeld für den Besitzer des Rübenfeldes. Und dabei gelobte der junge Jähnrich Johann Karl Wolff Dietrich von Möllendorff sich und seinem Gott: Wenn ich die morgende Schlacht überlebe und vielleicht einst ein Lieutenant oder General werde, dem Soldaten im Kriege oder Frieden anvertraut sind … so will ich, lieber Gott, diese Stunde — diese Rüben vom Auerstädt nie vergessen: ich will nach meinen Kräften und mit eigener Aufopferung stets für meine Soldaten sorgen, daß sie nicht Hunger und Frost leiden und sich dadurch verleiten lassen, die militärischen und göttlichen Gesetze zu übertreten …

Und dann schlief er auf der harten, nassen Erde ein und fühlte sich an andern Morgen frisch und gestärkt, und focht in der unglücklichen, blutigen Schlacht von Auerstädt mit seltener Bravour.

Was der fünfschnjährige Jähnrich in jener Nacht gelobte, hat der Offizier Möllendorff während einer ruhmvollen vierundfünfzigjährigen militärischen Laufbahn treu gehalten: auf den Schneefeldern Schlesswig-Holsteins gedachte der greise General Möllendorff noch der weißen Rüben von Auerstädt — — er ging nie eher in sein Quartier und an die besetzte Tafel, bis er sich persönlich davon überzeugt hatte, daß es seinen Soldaten im Biwouak und in den Quartieren an nichts fehle … Und wenn es nicht in seiner Macht stand, seinen „Kindern“ das Nöthige zu beschaffen, so legte er sich freiwillig alle Anstrengungen und Entbehrungen des gemeinen Soldaten auf. Standen die Truppen seiner Brigade auf Vorposten, so war der alte General bei Tag und Nacht gesattelt und gespornt, und jede Minute bereit, in den Sattel zu springen und seinen Soldaten zur Seite zu stehen. Und auch im Frieden sann und arbeitete er unablässig daran, das Loos des preußischen Soldaten zu verbessern, und die beiden Verwundungen, unter denen Möllendorff diente, und die in ihm ihren treuesten Diener erkannten und ehrten, hörten und befolgten gern Möllendorff's Rath zur Hebung des preußischen Soldatengeistes … und von den jüngsten preußischen Kriegsvorbereiten gehören sicher ein paar freundliche Blätter auf das Grab, in das der Soldaten am 9. November 1860 ihren lieben zweiundsiebenzigjährigen „Vater Möllendorff“ mit Thränen hinabsenkten.

… Und um dieser weißen Rüben von Auerstädt, die für Tausende von tapferen Soldaten so wohlthätige Folgen hatten, wolle der freundliche Leser für den kleinen nichtsnutzigen Rübendieb auf unserem Bilde, den der gestrenge Feldhüter soeben auf frischer That ertappt hat, und trotz seines Sträubens und der flehentlichen Bitten seiner Schwester vor die strafenden Augen des Herrn Dorfschulzen schleppen will, — heute einmal Gnade für Recht ergehen lassen, und das hübsche Bild mit milderen Augen ansehen … Ja, Hunger thut weh!

Deutsche Gedichte mit Illustrationen.

Die Gottesmauer.

Von

Cl. Brentano.

(Seite S. 161.)

Drauss bei Schleswig vor den Thüren
Wehnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilde Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist geschwunden,
Tanen ziehen ab zur Nacht.
Aussen, Schweden sind verbunden.
Brechen hier mit wilder Macht.
Drauss bei Schleswig, weit der allen,
Steht ein Häuslein ausgesetzt.

Drauss bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ist schöne
Alle meine Angst und Pein.“
Doch die Enkel, ohn' Besinnen,
Zwanzigjährig, mein'rer Zeit,
Sind nicht auf den Herren kommen.
Meint, der liebe Gott werd' weit.
Drauss bei Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue.“
Singt das fromme Mütterlein,
„Dass dem Feinde der nie graue,
Sich in deine Ruh' muss ein.“
„Mutter,“ sprach der Weltgesinnte,
„Eine Mauer um uns's Haus
Krieg' unmöglich je gelingende
Unser lieber Gott heraus.“
„Eine Mauer um uns baue,“
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, seh in unsern Trotzsinnen.
Dass's dem lieben Gott gefällt.
Kann er uns die Mauer bauen.
Was er will, ist wohl bestellt.“
Trommeln trommelnam tingd trapierim,
Die Trompeten schmettern darein,
Rosse wiehern, Wagen rasseln,
Ach, nun bricht der Feind herein.
„Eine Mauer um uns baue.“
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Rotte mit Gebrüll,
Lärmen, Rauben, Drängen, Stehen,
Doch kein Haus stehn sie verwüst.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, und verrath das Dach.“
Aber sieh, das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüber zieht.
„Eine Mauer um uns baue.“
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
An das Fenster stürmt der Nord,
„Schliefe den Laden, liebe Kinder!“
Spricht die Alte, und singt fort.
Aber mit den Flecken fliegen
Vier Rosakavallen an,
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch mehr achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue.“
Singt das fromme Mütterlein.

Bunge Nacht mit Kriegsgreifte,
Die es wiehert, brüllet, schmitzt,
Kauschzhiebe, Kolbenstöße,
Weh! das Kindlein fröhlich klirrt.
Hurrah, Stupai, Peschka, Hurrwa,
Schnarr und Brummerein, Summ und Rasch,
Schrei und Fluch und Pfaff die Tartar,
Erst am Morgen zieht der Pack.
„Eine Mauer um uns baue.“
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue.“
Singt sie seit die ganze Nacht;
Morgens weht es kühl: „O schaur.
Gottes, was der Rauber in acht.“
Und nach innen geht die Thüre,
Nimmet kam' er sendt hinaus;
Dah er theilet Almuth spüre,
Lag der Schnee weit mannshoch draus.
„Eine Mauer um uns baue.“
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen,
Liebe, fromme Mutter komm
Gottes Mauer anzuschauen!“
Rief die Enkel und naht fromm.
Achtschenbundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der sinsten Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue.“
Sang das fromme Mütterlein.

Digitized by Google

Die Spielmanns. Gedicht von Cl. Brentano; illustrirt von E. Meybe. (S. 160.)

Digitized by Google

Ein unterbrochenes Hochzeitsdiner.

Eine Episode aus St. Thomas

von

Friedrich Gerstäcker.

Alfred Jefferson, ein vollblütiger, aber auf St. Thomas geborener Neger, hatte sich hoch an mit Miß Sarah Meier, einer ebenfalls wohlgebornen Schönheit, vermählt, und die ganze kleine Gesellschaft war nach Haufe zurückgekehrt, um dort, bei einem vergnügten Mahl, die Festlichkeit zu beschließen.

Hierbei muß ich auch erwähnen, daß Alfred Jefferson früher sehr einfach Sip oder Scipio und Miß Sarah Meier noch nach ihrem Kindernamen Klit (was ursprünglich Klytemnestra hieß) genannt worden. Diese Namen waren ihnen auch nur von ihren früheren Herren gegeben. Nach Aufhebung der Sklaverei aber wählten sich die Neger ihre eigenen Namen selber, jeder nach eigenem Geschmack, und gewöhnlich nach Familien, an die sie Anhänglichkeit bewahrt oder solche, die ihnen volltönend klangen (was bei Meier allerdings nicht der Fall sein konnte), ihre Sklavennamen warfen sie aber, als häßliche Erinnerung, gründlich ab.

Alfred Jefferson hatte sich kurz vorher im östlichen Theile der Stadt ein nicht sehr großes Bretterhaus gebaut, und zwar dicht oberhalb dem Weg, der den Bewohnern von St. Thomas als Paseo oder Spaziergang längs der Seeküste zu dienen. Die Häuser standen dort draußen allerdings noch vereinzelt, der Grund war auch insofern mit besonders zu einem Hausbau geeignet, als der Hügelhang der überhaupt nur bergigen Insel, für einen Hausgrund wenigstens, ziemlich steil auffiel. — Nun hatte Don Alfredo, wie er von den spanischen Negern genannt wurde, denselben wohl etwas abgraben können, um dadurch eine horizontale Fläche herzustellen, aber das wäre jedenfalls eine langwierige und auch schwere Arbeit gewesen, die man nicht einmal für nöthig hielt. Leichter machte sich das in der Front, die etwa zehn Schritt oberhalb des Weges stand, ein paar kleine Säulen aus zusammengetragenen Steinen aufzusetzen — alle die dort Angesiedelten hatten ja ebenso gebaut — und dadurch brachte man für den Fußboden auch eine ebene Fläche zu Stand.

Das Haus sah noch ein wenig wild und unfertig aus, besonders die Anlage darum her. Nur erst die Einfriedigung zu einem späteren Garten war fertig, und wo der Garten hinkommen sollte, lagen jetzt noch ausgeworfene Steine, Schutt, Holzsplitter und übrig gebliebene Dachschindeln. Das schadete aber nichts, und konnte recht gut später weggeräumt und in Ordnung gebracht werden, denn Mr. Alfred Jefferson war viel zu ungeduldig gewesen, die reizende Miß Sarah Meier zu Mrs. Jefferson zu machen, als daß er auf die Beendigung aller der noch nothwendigen Arbeiten hätte warten mögen.

Auch das Innere des aus nur zwei Stuben und einer Küche bestehenden Hauses ließ sehr viel noch zu wünschen übrig, denn die Wände — die tapezirt werden sollten, wie es wenigstens die in der Ecke lehnenden, aber noch aufgerollten Tapeten versprachen — zeigten bis dahin die rohen Bretterwände.

In der Mitte des größten Raumes — der andere war zum Schlafzimmer vorbehalten — stand aber nichtsdestoweniger ein unverhältnißmäßig großer und zu diesem Zweck auch nur ausgebreiteter Tisch mit weißer Leinwand gedeckt und vollständig zu einem Diner ausgerüstet, ein paar große gläserne Vasen darauf mit prachtvollen Blumen, zwei andere mit tropischen Früchten, und in der Küche standen schon drei ältere Negerdamen seit frühestem Morgen beschäftigt, das Beste und Kostbarste an Speisen herzurichten, was die Insel nur überhaupt bot.

Der „Salon" war aber schon deßhalb nicht eingeräumt worden, weil auch dem Diner ein Ball beabsichtigt war. Dann konnte man die Stühle einfach an die Wände schieben, den Tisch hinausschaffen, und der Tanzsaal war fertig.

Nur einen — aber sehr auffalligen Schmuck zeigte die nach der See zu liegende Bretterwand — auffallig insofern, als es dahin eigentlich gar nicht paßte — und zwar ein großes Oelbild in einem breiten goldenen Rahmen, das Mr. Alfred Jefferson und Miß Sarah Meier in fast über Lebensgröße — Beide im höchsten Putz und mit den schwarzen Gesichtern zwischen weißen Vatermördern und Chemisette wie zwischen Spitzen und weißen Blumen steckend — vorstellte. Das Bild war aber erst, trotz langer Bestellung, im letzten Augenblick vollendet werden, und noch vollständig naß. Man hatte deßhalb nicht gewagt, es auf der Staffelei stehen zu lassen, denn die Verwandtschaft verstand zu wenig von Oelgemälden, und hätte die noch nicht trockenen Gesichter vielleicht mit den Fingern berührt. Deßhalb hing es jetzt vorläufig mitten zwischen den beiden nach der See zu führenden Fenstern, und hoch genug, um nicht von neugierigen Fingern betupft zu werden — machte aber dadurch auch um so größeren Effekt.

Der Zug kam aus der Kirche zurück und breitete sich etwas. Es hatte den ganzen Tag über, schon vom frühen Morgen an, ein recht häßlicher, kalter Nordostwind, und zwar in Stößen, geweht. Manchmal beruhigte er sich wieder eine kurze Zeit, dann aber kam er mit verstärkter Kraft, und trieb den Staub in Wolken die breite Straße entlang und an dem Berghang hin der Stadt zu.

Es war überhaupt spät geworden. Der allerdings schwarze, aber deßhalb doch sehr fromme Geistliche hatte seine Rede so lang ausgedehnt, daß er besonders die Damen in der Küche zur hellen Verzweiflung trieb, und Mrs. Hortensia Buckingham, die Vorsteherin dieses Heiligthums, die größte Fläche ausfüllt — hinter denen sie aber jedesmal ein beruhigendes „Gott erhalte unsere Seelen" folgen ließ.

Endlich kamen sie. Die Meldung brachten schon vor der Hand ein Dutzend pechschwarze Jungen, die sich rasch aus der Kirche gedrängt hatten und nun die erste Kunde bei frohen Ereignissen in die Küche trugen — um die herum sie von dem Augenblick an Station nahmen. Bald darauf folgte auch der Bräutigam, aber etwas in Unordnung, wie er sich, die Oberleger vorgekeugt, die Herren ihre Hüte, die Damen ihren Kopfputz und ihre Shawls haltend, ziemlich langsam gegen den häßlichen Wind vorwärts bewegte.

Den Damen besonders wehte er die langen Kattunschleppen herüber, und hinüber, und wirbelte die von ihnen aufgewühlten Staubwolken in die Luft hinein, so rief ihnen sogar die Blumen aus den wolligen Locken, und unter Lachen und Kichern flüchteten sie sich endlich unter das schützende Dach, wo natürlich erst wieder frische Toilette gemacht werden mußte.

Indessen trugen die Küchenmegären die Speisen auf, an denen es in der That Ueberfluß gab. Auch die Getränke fehlten nicht, denn St. Thomas ist ja ein Freihafen, und Weine wie spiritnose Getränke waren dort überall zu einem sehr mäßigen Preis zu haben.

Die Farben aber, die sich viel roher abgeklärt, bemunderten indessen das große Oelgemälde an der Wand, das auch mit den wohl nassen und überhaupt sehr grellen Farben einen überraschenden Eindruck machte. Aufserdem zeugte es — und deßhalb vorzüglich war es heute hier schon aufgehangen — von dem Reichthum des Besitzers, denn derlei Kunstwerke mußte man auf St. Thomas ganz enorm bezahlen. — Auch die Damen schienen sich jetzt den männlichen Bewunderern an, und man gestand, nie im Leben etwas Schöneres und Naturgetreueres gesehen zu haben. Miß Sarah sprach ordentlich — und wie sie lächelte — gerade so verschmigt als im wirklichen Leben — und wie stolz Don Alfredo an der Seite seiner schönen Braut aufsah — wie er den Kopf hintenüber warf, daß man die große goldene Busennadel vorn auch voll und deutlich sehen konnte. — Aber: „Ladies and Gentlemen zum Essen!" kündete Mrs. Hortensia Buckingham an, — „God bless my soul, was für ein Sturm; das Haus schüttelt ordentlich!"

Die Gesellschaft hatte das große Oelgemälde im Nu vergessen. Sie waren Alle, durch den langen Aufenthalt in der Kirche, sehr hungrig geworden, und ihre Bewunderung ging nicht so weit, um darüber den Magen zu vernachlässigen.

Um das Haus Wind kümmerte man sich auch wenig oder gar nicht, denn der 25. Oktober, die stete Grenzzeit der Stürme, war glücklich vorübergegangen, ohne besonderen Schaden gethan zu haben, und heftige Winde blieben ja in St. Thomas an der Tagesordnung, hatten aber, nach dem 25. Oktober, noch nie das gewöhnliche Maß überschritten, sondern wirbelten nur in unangenehmer Weise den Staub auf, belebten aber auch dafür den Hafen, und dem die Fahrzeuge mit solcher Swife immer auch aber einkommen konnten.

Der Himmel war dabei nur leicht bewölkt. Manchmal allerdings trieben dünner Nebelstreifen darüber hin und verdunkelten auf Viertelstunden lang die Sonne, dann aber zeigte sich wieder auf weite Strecken klarer Himmel und seit zusammenhängendes Gewölk ließ sich irgendwo erkennen.

Das Diner begann und bei der Suppe zeigte sich die Gesellschaft unverhältnißmäßig schweigsam. Sie arbeitete aber dafür desto heftiger mit den Löffel, und erst bei dem nachfolgenden Fisch begann das Gespräch etwas lebendiger zu werden. Aber die Stimmung wurde gehoben, als Mr. Benjamin Franklin, ein alter Neger mit schon eisgrauer Wolle und furchtbar vorstehenden Lippen, aber ein bei der schwarzen Bevölkerung sehr geachteter Gentleman, und außerdem ein komischer Kauz mit leidlichem Humor, aufstand und an sein Glas klirrte.

Im Nu herrschte Todtenstille — deutlich konnte man draußen den Wind pfeifen hören, und Aller Blicke wandten sich ihm zu, während die jungen Damen schon zu kichern anfingen, denn etwas Komisches kam jetzt gewiß heraus, und sie freuten sich im Voraus darauf.

Mr. Benjamin Franklin war ein in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geborener und früherer Plantagenneger, aber einmal mit einem dänischen Schiff von New-Orleans glücklich entkommen und hier nach St. Thomas gebracht worden, wo es damals schon keine Sklaven mehr gab. Mr. Benjamin Franklin, mit einem entschieden ausgesprochenen Drang für das Höhere, hatte sich damals auf die Wissenschaften ge-

Digitized by Google

worfen und Schreiben und Lefen gelernt, und galt jetzt unter ſeinen Bekannten als ein außergewöhnliches Licht.

Mr. Benjamin Franklin ſprach auch ſehr lang. Er hatte ſich ein Beiſpiel an dem Geiſtlichen genommen und begann ſeine Rede, wenn er auch das Lindedentendite zu ſprechen hatte, wenigſtens mit der Erſchaffung des erſten Menſchenpaars, das — natürlich ſchwarz und der Hand des Schöpfers hervorgegangen, während ſpäter Kain, nachdem er ſeinen Bruder erſchlagen, und der Herr ihn frug, wo ſein Bruder Abel ſei, vor Schrecken blaß oder bleich wurde, von Stunde an auch ſo blieb und dieſelbe Farbe ſeinen Nachkommen mittheilte. Dann ging er langſam auf ſpätere geſchichtliche Daten über und kam endlich, nach etwa einer Stunde — und ohne humoriſtiſch zu werden — auf den glücklichen Augenblick zu ſprechen, der Miß Sarah Meier zu Mrs. Alfred Jefferſon gemacht habe, und vorausſichtlicherweiſe einer ganzen Bevölkerung von Jeffersons — was allgemeine Heiterkeit erregte und Mrs. Jefferſon beſtimmt niederſetzen machte — die Bahn eröffnen werde.

Noch während er ſprach, hatte ein paar Mal der Wind gegen das öſtliche Fenſter in ſolcher Weiſe angedrückt, daß die Scheiben klirrten und der ganze Fenſterflügel zitterte. Das war aber immer nur für Momente und kam freiſchreiſe, während in den Zwiſchenpauſen kaum ein Lüftchen bemerkbar blieb.

So, während Benjamin Franklin zum Schluß kam und, zur allgemeinen Freude, ſein Glas hob, um das junge Ehepaar, deſſen Canterfeſt in liebender Einigkeit an der Wand hing, aus vollem Herzen leben zu laſſen, ſchien der Wind vollkommen eingeſchlafen, und man konnte deutlich jedes Wort verſtehen, das der würdige Mann ſprach. Jetzt klirrten die Gläſer zuſammen, Braut und Bräutigam — oder vielmehr die beiden Gatten, hatten ſich erhoben, um dem Redner und der Geſellſchaft für den Toaſt zu danken. Mr. Alfred Jefferſon hob auch ſein Glas in die Höhe und ſagte mit ſeinem gewinnendſten Tone: „Ladies and Gemmen!“ — aber er kam nicht weiter. In dem Moment brachen die nach Oſten gelegenen Fenſterſcheiben klirrend in die Stube herein; Mr. Jefferſon ſelber wurde durch den Luftdruck gegen ſeine Braut geworfen — die Damen ſtießen einen Schrei aus — aber das Alles war nur der Beginn der Kataſtrophe geweſen.

In demſelben Moment, wie bei einem Schiff auf hoher, ſturmgepeitſchter See, hob ſich der hintere Theil des Hauſes, und während ſich Mrs. Hortenſia Buckingham — einen großen Kinderbraten vor ſich auf einer Schüſſel — hinterrücks auf den Boden warf, war im Nu der ganze Tiſch von Schüſſeln, Tellern, Gläſern, Flaſchen, Meſſern, Gabeln und Löffeln vollkommen rein gefegt und ſchnurrte, hinter dieſen her — wie um ſich ſein Eigenthum wieder zu holen, nach Lee zu.

An dieſem hielten ſich allerdings die Gäſte an, und weniger zwar um ſeine Bahn zu hemmen, als ſelber von ihm geſtützt zu werden. Aber welchen Schutz konnte ihnen „ein Tiſch auf Reiſen“ bieten. Er gewährte für den Augenblick allerdings einen tänzeriſchen Halt, aber nur um ſie ſo viel ſicherer mit fort zu reißen. Der ganze hintere Theil des Hauſes hob ſich, während die nach Süden und der See zu gelehrten Fenſter niederſanken, und in dem Moment, wo dieſer Theil das Uebergewicht erlangte, gab es einen furchtbaren Ruck und Stoß, und die Verwirrung hatte jetzt ihren höchſten Grad erreicht.

Das ganze Haus war nämlich, da die nur mittelmäßig feſt aufgeſtellten Steinpfeiler raſch nachgaben, in wahren Sinn des Worts auf ſein Geſicht oder die vorderen Fenſter geſtürzt; der frühere Fußboden bildete jetzt die hintere Wand, und oben aus der Küche kamen Töpfe und Pfannen, Mehlſpeiſen, Saucen, Waſſereimer, Milchtöpfe wie Flaſchenvorräthe — Mrs. Buckingham voran auf einem Präſentirteller wie auf einer Eiſenbahn niederſchurrend in den Knäul der durcheinandergeworfenen Gäſte. — Und wo befanden ſich dieſe?

Mr. Benjamin Franklin ſaß mitten auf dem friſchgemalten Lebſilb der beiden jungen Gatten — über ihm lagen zwei junge Damen in weißen Kleidern und ein älterer Herr.

Der Tiſch ſelber war mehr nach der Weſtſeite des Hauſes geſchoſſen, da ſich dieſes auch an der Oſtſeite gehoben, und hatte dort einen alten Onkel von Mr. Jefferſon, wie eine Verwandte der Braut, die von Sauwet, Seide und Spitzen Progte, durch das eine Fenſter durch, unter das Haus getrieben, daß der Onkel nur noch mit dem Kopf und die Dame mit den beiden Füßen nach oben reichte.

In den anderen Fenſter ſtaden ebenfalls vier oder fünf, nicht unerheblich durch die Glasſcherben verletzte Perſonen, und Mrs. Buckingham trieb durch ihr Gewicht Mr. Guido Waſhington, Hauptbarbier von St. Thomas, vermachen gegen die Wand an, daß er ein paar Bretter abſprengte, und dadurch wenigſtens den Saucen und Weinen, wie allen aus der Küche gekommenen Flüſſigkeiten einen Abfluß geſtattete.

Was war geſchehen? — Niemand wußte es, denn wie die Verunglückten nur erſt wieder zur Beſinnung kamen und um ſich ſchauen konnten, herrſchte Todtenſtille um ſie her. Der Sturm, der bis dahin gewoht, war völlig verſchwunden — kein Lüftchen regte ſich, und Mr. Jefferſon, der ſich zuerſt wieder gefaßt und ſeine junge Frau emporgerichtet hatte, warf nur einen verzweifelten Blick auf das Delgemälde und die ringsum angerichtete Verwirrung und Zerſtörung, und ſuchte dann an dem Tiſch hinauf zu klettern und oben das andere Zimmer zu erreichen, denn nur von draußen konnte er daran denken, ihnen Hülfe zu ſchaffen, indem er ein Loch in die eine Wand hieb.

Mit größter Mühe ſchwang er ſich auf zu dem ebenfalls zerbrochenen, oder vielmehr in einander geknickten Fenſter empor und ſah hinaus. Großer Gott! die drei Nachbarhäuſer, die mit dem ſeinigen in einer Reihe ſtanden, lagen ebenfalls zu Boden — was war nur geſchehen? und der Wind? — kein Blatt bewegte ſich mehr an den nächſten Büſchen und nur, als er den Blick nach der Bai hinunter warf, ſah er die dort ſchäumenden und ſich überſtürzenden Wogen, und gegenüber am Ufer lag eine ziemlich große Barke hoch und trocken auf dem feſten Land.

Aber er hatte jetzt keine Zeit, ſich um die Leiden anderer Leute zu bekümmern, denn ſeine unmittelbare Nähe erforderte ſeine ganze Aufmerkſamkeit — doch wie helfen? — ha! dort oben neben dem Holzhauſen mußte eine Axt liegen — dort war heute Feuerholz geſpalten. Er eilte den Hang hinauf — er hatte ſich nicht geirrt, dort lah er ſie wirklich; ehe er aber ein Stand war, ſie zu erreichen, mußte er ſich ſelber wieder auf den Boden werfen und an die Steine anklammern, denn der erſte Stoß des wieder erwachenden Sturmes, der aber jetzt von der ganz entgegengeſetzten Seite kam, faßte ihn und drückte ihn mit ſeiner furchtbaren Wucht nieder.

Der Sturm hatte entweder für die kurze Zeit vollſtändig pauſirt, oder war, was wahrſcheinlicher iſt, am Norden herumgegangen, wobei die Stadt natürlich in dieſer Zeit vollſtändig vor ihm in Rauhen ausſtehende Berge vollkommen gedeckt wurde. — Sobald er aber die im Weſten liegende Thalſchlucht gewann, warf er ſich auch mit ſo viel wüthenderer Gewalt dort hinburch, und hatte er ſchon vorher im Haſen großen Schaden angerichtet, ſo ſegte er denſelben jetzt vollſtändig klar, während er am Land, in den Strichen, die er gerade traf, in tollem Muthwillen hauſte.

Mr. Jefferſon's Wohnung kam am Schlechteſten dabei weg, und es ſchien faſt, als ob er ſich die zur ganz beſonderen Zielſcheibe ausſerſehen. Den Alfredo lag platt auf der Erde und konnte ſich dort kaum halten, und aus dem Hauſe ſelber ertönte jetzt ein markdurchdringender Schrei, denn mit einem Praſſeln und Krachen, als ob die Welt zuſammenbreche, riß die Windsbraut — ohne die geringſte Rückſicht auf die andere Braut zu nehmen — jetzt mit einem Schlag das ganze Dach von dem Gebäude los, und öffnete den in dem Haus Gefangenen dadurch allerdings den Weg zur Freiheit, gewann aber auch ſelber Macht gegen ſie, und brachte beſonders die in den Fenſtern und Glasſcherben Steckenden in nicht geringe Gefahr. — Ja oben in der Küche fing ſogar die äußere Wand durch die ausgeſchütteten glühenden Kohlen an zu brennen, und der Schreckensruf „Feuer!“ vermehrte noch das Furchtbare ihrer Lage. Der Wind war aber zu heftig — da die Flamme nur eben die äußeren Bretter ergriffen hatte, konnte ſie nicht zurückbrennen — der Sturm ſchlug ſie förmlich vom Hauſe ab, und einem Negerknaben von vierzehn Jahren, der ſich noch mit oben befand, gelang es, die einzige Stelle zu erreichen und auszugießen.

Und jetzt, plötzlich wie er gekommen — der ſtärkſte Orkan, den St. Thomas je geſehen — war er auch vorübergebrauſt. Nur unten in der Bai bäumten und ſchäumten noch die zu Gicht gepeitſchten Wogen, und der ganze Berghang, wo bisher friedliche Wohnungen geſtanden, war mit Trümmern überdeckt.

Armer Mr. Jefferſon — er hatte ſich ſo auf den heutigen Tag gefreut — ſo große Vorbereitungen getroffen, um ihn würdig zu begehen, und wie mußte das Alles enden! — Und was ſar Arbeit jetzt vor allen Dingen, um die Damen aus ihrer immer noch geſährdeten Situation zu befreien!

Glücklicherweiſe war kein einziger wirklicher Unfall vorgekommen, und außer den Schnittwunden, die Einzelne an den Händen und Beinen von den zerbrochenen Fenſterſcheiben davongetragen, keine weitere körperliche Verletzung vorzekommen.

Und Mr. Benjamin Franklin — der unglückliche Menſch ſah noch immer, ſich feſt anklammernd, mit den weißen Hoſen auf dem friſchgemalten Bilde — aber jetzt vielmehr in einer Miſchung von durcheinandergetriebenen Farben, denn ſelbſt dieſe Fenſterſeite des Hauſes lag ſo ſteil abhängend an der Bergſeite, daß er nicht wagte ſich zu bewegen. — Und wie ſehen die Damen aus — es war ein trauriger Anblick, dieſe gründlich zerſtörten Toiletten!

Aber jetzt galt es nun, ſie erſt wieder einmal auf ſicheren Boden zu bringen und auf die Füße zu ſtellen — dann ſtehen ſie Alle auseinander, um nur die eigene Heimat aufzuſuchen und zu erfahren, welches Unheil auch dort der Sturm angerichtet.

Und Mr. Jefferſon und ſeine junge Frau? — Es hatte Keiner von Allen mehr Zeit, ſich um das junge Ehepaar zu bekümmern, und nie iſt eine fröhliche Geſellſchaft gründlicher auseinandergeweht worden, als es bei dem damaligen Hochzeitdiner von Don Alfredo der Fall geweſen.

Digitized by Google

Die Erwartungen. Originalzeichnung von **Gustav Annemüller.**

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

Der Grund, warum der junge Arzt so handelte, lag klar zu Tage. Er hatte gesehen, wie in demselben Momente, als er sich sein Ziel nahm, die bösherige Röthe in William Marigny's Gesicht einer todtenblassen Blässe Platz machte und dessen Kniee zu schlottern begannen — er hatte dieß gesehen und im Nu verändernte er die Richtung seiner Pistole. Sollte er auf einen Menschen schießen, der so furchtbare Angst vor dem Tode zeigte?

Auch Doktor Carré hatte dieses Alles gesehen und erwartete nun nichts Anderes, als daß William Marigny sofort sich durch seinen Sekundanten für vollkommen befriedigt erklären werde. Allein William Marigny blieb stumm und ebenso auch Monsieur Bretteur. Ja noch mehr — die Röthe kehrte doppelt in Marigny's Gesicht zurück und seine Augen funkelten vor wilder Freude.

„Nun ist mein Freund Will am Schusse," rief Monsieur Bretteur in seinem rohesten Tone. „Beginnen Sie einmal mit Ihrem Eins, Zwei, Drei, Doktor Carré."

Ein Blitz der tiefsten Verachtung zuckte auf den Augen des Doktors, aber ohne eine Sylbe der Erwiederung stellte er sich in Positur.

„Eins!" kommandirte er laut und William Marigny hob seine Waffe.

„Zwei!" kommandirte Doktor Carré und Marigny zielte sorgfältig. Er zielte auf die linke Schläfe seines Gegners und dieser sah es genau. Aber stramm und aufrecht stand der junge Arzt und in seinem Gesichte zuckte auch nicht eine Wimper.

„Drei!" kommandirte Doktor Carré und — ein Knall — und weit weg flog der Hut vom Kopfe des jungen Arztes.

William Marigny war ein sehr guter Schütze und hatte sich sein Ziel ganz genau genommen. Aber von der triumphirenden Siegesgewißheit allzuleicht aufgerezt, fing im Momente des Losdrückens der Nerv seines Armes zu zittern an und so ging der Schuß um einen Zoll zu hoch. Ganz gefehlt hatte er übrigens doch nicht, sondern die Kugel streifte wenigstens seinen Gegner und schürfte einen Theil der Kopfhaut.

Doktor Carré stürzte auf seinen jungen Freund zu, als er über dessen Gesicht das helle Blut herabrieseln sah; aber er überzeugte sich sogleich, daß die Sache nicht viel zu bedeuten habe, und sofort kehrte seine ganze Kaltblütigkeit zurück.

„Ein Stück Heftpflaster wird's thun," sagte er, indem er sein Verbandzeug öffnete, „und in ein paar Tagen ist die Schramme geheilt. Aber," fügte er mit leiserer Stimme bei, „wie konnten Sie denn die Tollheit begehen, statt Ihren Gegner zu tödten, den Tannenzapfen herabzuschießen? Purer Wahnsinn, sage ich Ihnen, obwohl ich den Schuß bewundere. Ja wohl, purer Wahnsinn solchen schurkischen Gurgelabschneidern gegenüber und Sie wissen nahe daran, Ihre heroische Großmuthsthat mit dem Leben bezahlen zu müssen."

„Ich hatte Mitleid mit ihm," erwiederte der junge Arzt, „weil er so große Todesangst zeigte. Aber jetzt, seit ich mich überzeugte, daß er trotzdem all' seine Geschicklichkeit aufbot, um mich zu tödten, jetzt bin ich von diesem Mitleid gründlich kurirt, und mein nächster Schuß soll Ihnen dieß beweisen."

Während dieses kurzen Zwiegesprächs war Doktor Carré mit dem Verbande der leichten Wunde fertig geworden und trat nun auf seinen früheren Platz zurück, um die Pistolen zum zweiten Waffengange zu laden. Doch zu diesem sollte es nicht kommen.

In demselben Augenblicke nämlich, als Doktor Carré zu seinem Freunde eilte, sank sich auch Monsieur Bretteur an William Marigny's Seite ein und sofort begann eine sehr lebhafte, obwohl leise geführte Unterhaltung zwischen den Beiden.

„Pest, Bill, Du hast ihn gefehlt," flüsterte Monsieur Bretteur.

„Der Teufel hole den starken Liqueur Joe Sharper's," fluchte William Marigny. „Hätte ich ihn nicht getrunken, so würde meine Hand nicht zitternd haben und ich wäre den hassenswerthen Menschen sie immer los."

„Aber," fuhr Monsieur Bretteur fort, „was willst Du nun thun? Gott verdamm' mich, im zweiten Gang schießt er Dich so todt, als ein Todter nur sein kann."

Aus William Marigny's Gesicht wich abermals alle Röthe und seine Lippen bebten sichtlich vor Angst. „Ich hätte mich," murmelte er, „auf dieses Duell gar nicht einlassen sollen. Ha, bei der Hölle, warum bin ich auch nicht bei meinem ersten Vorsatze geblieben, ihn unverschossen von einem Hinterhalte aus niederzuschießen? Das wäre eine sichere Sache gewesen, während ich jetzt . . ."

Ohne zu vollenden, schlug er sich mit der Faust vor das Hirn und sein Mund murmelte unverständliche Flüche.

„Halt, halt, Bill," rief jetzt Monsieur Bretteur, indem er sich vor Lust die Hände rieb. „Mir ist plötzlich ein guter Gedanke gekommen und der Teufel soll mich holen, wenn ich Dich nicht auf dieser Partie herausreiße."

So sprechend ging er, eine so würdige Miene annehmend, als er nur konnte, auf den Doktor Carré zu, welcher sich eben anschickte, die Pistolen zu laden.

„Ah," meinte Letzterer spöttisch, „Sie kommen das Laden der Waffen zu überwachen?"

„Nein," erwiederte Monsieur Bretteur, „ich komme in einer ganz andern Absicht und ich denke, Sie sehen es mit an, in welcher."

„Nicht daß ich wüßte, Monsieur Bretteur," versetzte Doktor Carré äußerst kalt. „Ich sehe Ihnen gar nichts an."

„So . . . so," stotterte Monsieur Bretteur, „so hören Sie, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Doch, vor Allem . . . hm!" räusperte er sich. „Sie erinnern sich doch, daß Sie einen Verhaftungsversuch machten?"

„Nein, dessen erinnere ich mich in der That nicht," war die Antwort des Doktor Carré.

„Nun," fuhr Monsieur Bretteur fort, der nun immer mehr Sicherheit gewann; „so sprachen Sie doch wenigstens von einem solchen Versuch und ich erwiederte Ihnen, daß mein Freund, so gern er auch wollte," hier sind Worte betonte der Monsieur sehr stark, „sich nicht vorher zur friedensgestellt erklären könne, bis Blut gefloßen sei. Nicht wahr, so sagte ich?"

„Ja wohl," erklärte Doktor Carré, „so ungefähr drückten Sie sich aus und setzten dann hinzu, daß einer der beiden Duellanten auf dem Platze bleiben müsse."

„Wie?" rief Monsieur Bretteur mit weitaufgerißenen Augen. „Ich hätte so etwas geäußert? Nein, nein, mein sehr verehrter Freund, da täuschen Sie sich. Eine solche blutdürstige Sprache pflege ich nicht zu führen. Ich, der ich den Frieden und die Versöhnung aber Alles liebe! Großer Gott, wir . . ."

„Monsieur Bretteur," unterbrach ihn jetzt Herr Carré ohne viele Umstände, „lassen wir diesen Gallimathias und sagen Sie mir kurzweg, was Sie wollen."

„Was ich will?" entgegnete der Andere. „O, das ist gleich gesagt. Mein Freund Marigny erklärt sich für zufriedengestellt, weil die Bedingung, die er machte, erfüllt wurde. Es floß Blut," setzte er sehr bedeutsam hinzu.

Doktor Carré musterte Herrn Bretteur vom Wirbel bis zur Sohle und dann widmete er Herrn Marigny dieselbe Aufmerksamkeit. Darauf drehte er sich auf dem Absatze um und spuckte vor Verachtung aus. „Ja wohl," sprach er sofort, „es floß Blut. Drei Tropfen oder so etwas; aber einerlei, es war doch Blut und somit erklären die beiden friedhertzigen Männer in unserer ganzen Grafschaft, die Herren Marigny und Bretteur, daß der Ehre genug geschehen sei. Natürlich, natürlich, sie nehmen Satisfaktion aus lauter christlicher Liebe und davon ist gar keine Rede, daß es geschieht, weil mein Freund, der sein Ziel nie verfehlt, nunmehr am Schusse ist! Aber dieser, mein Freund," fuhr er fort, indem er sich gegen den Letzteren wandte, „hat auch noch ein Wörtlein mitzusprechen und wenn er meinem Rathe folgt, so verweist er Ihren Vorschlag. Nun, was sagen Sie, Doktor Outcast?"

„Wenn," erklärte der junge Arzt, ohne irgend zu zögern; „wenn Herr Marigny mit seinem Sekundanten glaubt, daß nunmehr die ihm von mir angethane Beleidigung gesühnt sei, so versteht es sich von selbst, daß aller Hader damit begraben ist und ich reiche daher mit Vergnügen die Hand zum Frieden."

Die Sache ist also beigelegt," rief Monsieur Bretteur mit einem triumphirenden Lächeln, indem er sich zugleich gegen den jungen Arzt auf's Tapfste verbeugte. Wir können nicht minder triumphirend ob Lächeln verbeugte sich auch William Marigny und Beide eilten dann zu ihren Pferden, um spornstreichs davonzureiten.

„Mein Freund," sprach jetzt der Doktor Carré zu seinem jungen Kollegen; „mein Freund, das war nicht klug gehandelt. Gerade so wenig klug, wie vorhin der Schuß nach dem Tannenzapfen. Einen rachsüchtigen Feind darf man nie schonen, besonders wenn derselbe unter die Rattung von Menschen gehört, zu welchen Bill Marigny und Monsieur Bretteur gezählt werden müssen."

„Sie mögen recht haben," erwiederte Doktor Outcast, „aber es ist mir doch lieb, daß es so gegangen ist. Ich bin ein prinzipieller Gegner des Zweikampfs und ließ mich diesmal nur bestwegen dazu treiben, weil man sich hier im Süden der Schande aussetzt, wenn man ein Duell ablehnt. Doch die Sache ist jetzt abgemacht und es drängt mich, Ihnen für Ihren ausgezeichneten Beistand meinen innigsten Dank . . ."

„Pah! Unsinn! Still, still!" unterbrach ihn Doktor Carré. „Wenn Sie aber glauben, Ihre Sache mit Marigny sei abgemacht, so dürften Sie sich möglicherweise bedeutend irren. Ja wohl, sie wäre abgemacht, wenn Sie ihn,

Digitized by Google

wie es in Ihrer Gewalt stand, niedergeschossen hätten. So jedoch — nun Sie werden schon sehen, daß er auf irgend eine Weise seine Rache nimmt. Dieß ist übrigens," setzte er auf einmal, in einen andern Ton übergehend, hinzu, „ein sehr unerquicklicher Gegenstand, und es wäre mir viel lieber, ich hätte etwas zur Erquickung für meinen Gaumen. Der Spaß da hat mir Hunger und Durst gemacht, und weil Tomsinn ganz gute Zähne besitzt, so wollen wir ein wenig bei Jem Sharper vorsprechen."

Mit diesen Worten schnallte er den Mantelsack mit den Pistolen und dem Verbandzeug vollends fest und war dann im Augenblicke im Sattel. Sein junger Kollege aber folgte natürlich seinem Beispiel, denn obwohl er das verrufene Wirthshaus so viel als möglich mied, so konnte er dem alten Herrn doch gerade heute unmöglich eine abschlägliche Antwort ertheilen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als sie Tomsinn erreichten, und hell erleuchtet strahlte ihnen die große Wirthsstube dort entgegen. Weil sie jedoch die Gestalten der beiden Raufbolde, Marigny und Bretteur, daraus nicht bemerkten, ließen sie sich die Erfrischungen, deren sie bedurften, in ein kleines Nebengemach bringen und der alte Doktor Carré sprach deuselben mit vielem Eifer zu. Dieß hinderte ihn übrigens nicht, auch zugleich seiner guten Laune den Lauf zu lassen, und so verging eine halbe Stunde oder auch noch länger, ehe sie sich's versahen.

„Zum Henker, schon beinahe sieben Uhr," rief endlich der alte Herr, seine Uhr ziehend. „Da darf ich wahrhaftig nicht länger säumen, denn sonst komme ich erst tief in der Nacht in Bonnetsville an. Werden Sie mich ein Stück Wegs begleiten, mein Freund?"

„Es wird nicht gehen," erwiederte der Letztere. „Ich habe es schon mehrere Tage verabsäumt, in Mulgravehaus vorzusprechen und diese Versäumniß will ich heute Abend wieder gut machen. Wenn ich den nähern Weg durch den Wald reite, so kann ich in einer halben Stunde dort sein, und von da erreiche ich Beaujeichaus immer noch zeitig genug, um bei dem Kranken meinen Wachdienst anzutreten."

Sie riefen nun den Wirth, ihre Zeche zu bezahlen, und wie sie dann aufbrechend an der großen Wirthsstube vorbeigingen, sah der lange Doktor unmöglichein hinein, ob sich Marigny und Bretteur noch da befänden. Sie waren aber bereits aufgebrochen und dieß wunderte ihn nicht wenig, denn Beide standen in dem Rufe, große Zecher zu sein. Doch — was lag an ihnen? In der nächsten Minute schon hatte er ihree vergessen, um ganz andern Gedanken Raum zu geben.

Eine lurze Strecke von Tomsinn entfernt trennten sich die Wege der beiden Doktoren, und während nach kurzem Abschied der Aeltere den nach Süden einschlug, ritt der Jüngere in nördlicher Richtung vorwärts. Der Erstere erreichte seine Heimat zwar ziemlich spät, aber ohne irgend ein Abenteuer; der Letztere dagegen, welchen wir bisher fast immer nur den Doktor geheißen haben, sollte nicht so glimpflich wegkommen, und deßwegen können wir nicht umhin, ihn auf seinem Ritte zu begleiten.

Er schlug, wie bereits gesagt, den nähern Weg durch den Wald ein und hoffte in einer halben Stunde Mulgravehaus erreicht zu haben. Allein er hatte darauf gerechnet, daß der Mond, der hell und klar am Himmel aufgegangen war, ihm leuchten werde, und diese Hoffnung schlug der Wollen wegen, welche die Nacht brachte, wenigstens theilweise fehl. Er mußte also langsam reiten, besonders im Anfang, wo der Weg sehr eng und schmal war, denn wie leicht konnte sein Pferd über eine der vielen Wurzeln, die über den Pfad liefen, straucheln! Nach zehn Minuten übrigens, das wußte er, erreichte er eine Lichtung, von wo an alle diese Hindernisse wegfielen, und somit kümmerte es ihn sehr wenig, daß er sein Thier für jetzt nur im Schritt gehen lassen konnte. Er ritt also getrosten Muthes dahin und seine Gedanken schweiften bald dahin, bald dorthin. Doch, horch, was war das? Klang es nicht wie der Tritt von Mannern, die in kurzer Entfernung vorausgingen? Er hielt sein Roß an und horchte, dem es fiel ihm auf, daß auf dielem einsamen Wege Leute gehen sollten. Er hörte jedoch nichts, als ein leises Knistern, und dieses schrieb er irgend einem Thiere des Waldes zu. Ebenfowenig sah er etwas, da er sich gerade im dunkelsten Theile des Waldes befand. Jetzt übrigens machte der Weg eine Biegung und nun lag die Lichtung, vom Monde hell beschienen, nur wenige hundert Schritte vor ihm. Er trieb sofort sein Pferd an und in der nächsten Minute schon hatte er die Lichtung erreicht. Sowie er aber in diese einritt, fielen aus dem Dickicht nebenan zwei Schüsse und wie vom Himmel gefallen, stürzte er mit seinem Rosse zusammen.

Er war ein Mann von starken Nerven und von der Natur mit hohem Muthe begabt; allein dieser plötzliche Ueberfall brachte ihn doch für einen Moment außer Fassung und er glaubte nicht anders, als es sei nun sein Leben gescheben. Doch seine Aufregung sollte noch vermehrt werden, denn im Moment, wie er stürzte, erhoben sich schreckliche Töne, die er sich unmöglich zu deuten wußte, und diese Töne wurden vom Echo verdoppelt wiedergegeben. „Hi, Ha, Hu, Pum, Pum!" erscholl es in allen Tonarten und zugleich trachten Baumäste, als wäre der Teufel im Walde los. Dann hörte man deutlich die Tritte von Männern, die in der elligsten Hast davonrannten, und hinter diesen drein schallte dann wieder das „Hi, Ha, Hu, Pum, Pum" mit erneuter Stärke. In wenigen Minuten jedoch verhallten die Tritte und das „Hi, Ha, Hu, Pum, Pum" erklang nur noch aus weiter Ferne.

Jetzt erst hatte der junge Arzt seine ganze Fassung wieder gewonnen und er versuchte es, sofort seinen rechten Fuß unter dem gestürzten Pferde hervorzuziehen. Es gelang, weil das Thier ganz ruhig liegen blieb, und nun unterluchte er vor Allem seinen Körper, ob kein Glied gebrochen sei. Er fühlte jedoch nichts und ebenfowenig fand sich irgend eine Wunde. Dagegen stellte es sich sogleich heraus, daß sein Pferd von zwei Kugeln tödlich getroffen war und eben seinen letzten Athem aushauchte.

„Diese beiden Kugeln," murmelte nun der Doktor halblaut, „hatte man offenbar für mich bestimmt und die fliehenden Tritte, die ich vorhin hörte, gehörten den Meuchelmördern an. Aber wer waren sie? Und dann, von wem rührte jenes furchtbare Gebrüll her, vor welchem sie die Flucht ergriffen?"

Er rieb sich die Stirne und stand in Gedanken verloren. Da lauschte es plötzlich in seiner nächsten Nähe, aber im tiefsten Schatten des Waldes, und gleich darauf hörte er deutlich eine Menschenstimme, die ihn leise anrief.

„Wer ist da?" fragte er laut, indem seine Augen den Wald zu durchbohren suchten.

„Sh! Sh!" flüsterte die Stimme. „Nicht so laut, Maſſa Doktor. Gut Freund hier im Walde; aber gut Freund kann nicht zu Maſſa Doktor hinaukommen, denn Maſſa Doktor steht im Mondlicht und gut Freund darf nicht gesehen werden."

Die Stimme kam dem Doktor bekannt vor und aus der Art und Weise sich auszudrücken, erkannte er zugleich, daß der Sprechende nothwendig der schwarzen Rasse angehören mußte. Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf und mit zwei Schritten war er über der Lichtung drüben im Walde.

„Um's Himmelswillen," rief er sofort von Schrecken und Staunen zugleich ergriffen, „bist Du es wirklich, Bamboo? Mein Gott, ich glaubte Dich längst über alle Berge oder wenigstens auf der schnellsten Reise nach Canada! Ha, und wer ist dieß? So wahr ich lebe, Phillis von der Pflanzung des Herrn Beaujolais!"

„Ja wohl, Phillis und Bamboo," versetzte der Neger ganz gleichmüthig. „Bamboo kann nicht ohne Phillis und Phillis nicht ohne Bamboo leben."

„Also," sagte der Doktor, der sich von seinem Staunen noch immer nicht erholen konnte; „also ist Phillis auch flüchtig geworden?"

„Nein, nein," erklärte Bamboo, „Phillis nicht entlaufen, sondern hat dem Bamboo nur heimlich einen Besuch gemacht und that recht gut, daß sie kam, denn sie kannt' heben mit schreien Hi, Ha, Hu, Pum, Pum, und hat auch geschrieen für Dreie."

„Ihr Zwei also, Du und Phillis," sprach der Doktor mit dankerfülltem Herzen, indem er zugleich Beiden die Hand reichte, „Ihr habt jene Schurken, die mir nach dem Leben trachteten, durch euer furchtbares Geschrei in die Flucht gejagt?"

„Hi, hi, hi, hi!" kicherte der Neger. „Sie meinten, ein ganzes Heer böser Geister sei im Walde und liefen davon, als wär' der Teufel hinter ihnen her."

„Und Du hast sie nicht gekannt?" fragte der Doktor. „Keinen von ihnen?"

Der Neger fuhr sich durch seinen Wollenkopf und blinzelte dann zu Phillis hinüber. „Phillis hat gute Augen," sagte er sofort, „auch in der Dunkelheit, und Phillis meint, der Eine sei Maſſa Marigny gewesen. Mit Gewißheit aber kann sie's nicht sagen und der Bamboo kann's noch weniger. Der Andere war uns ganz unbekannt."

Der Doktor machte keine Bemerkung hierüber, denn wer ihn beobachtet hätte, würde sich sogleich überzeugt haben, daß es ihm sehr wahrscheinlich dünchte, Phillis habe recht gesehen. Auch konnte er sich natürlich ganz gut denken, wer der Andere der beiden Schurken gewesen sei, wenn der Erstere wirklich Bill Marigny war; allein zu gleicher Zeit sah er auch ein, daß er den Beweis nie werde liefern können. „Es ist unzweifelhaft, Bamboo," sprach er, endlich auf seinen Rathschluß erwachend, „daß ich Deiner Gebieterin gegenwart mein Leben verdanke, denn die Schüsse würden wieder geladen und noch einmal gefeuert haben. Aber durch welchen glücklichen Zufall kamst Du hierher, oder ist der Wald da Dein Aufenthaltsort?"

„Nein, nein," erwiederte der Neger, „Bamboo hat einen viel sicherern Versteck. Zufall aber war's doch nicht, daß ich dieß Dickicht hier mit Phillis aufsuchte. War gestern auch da und vergestern, denn ich wußte, daß Maſſa Doktor est dieſen Weg reitet, und ich wollte mit Maſſa Doktor reden. Wie war aber heute da lange genug gelauert hatten, hörten wir

Digitized by Google

plötzlich zwei Männer eilig herbeischleichen und fahen dann, daß sie sich ganz in unserer Nähe hart an der Lichtung versteckten. Gleich darauf kam Massa Doktor herangeritten und nun feuerten die zwei Bösewicht. Da wußt' ich nichts Besseres, als ein recht wild Geschrei machen, und flüstert' Phillis zu, gerade so zu thun wie ich. Und das Geschrei hat geholfen," setzte er dann wieder lichernd hinzu, „denn alle Bösewicht fürchten den Teufel und die bösen Geister."

„Du bist ein guter Menschenkenner, Bamboo," sagte der Doktor; „aber Du marterest hier auf mich, um mit mir zu reden, was willst Du von mir?"

„Bamboo weiß," sprach der Neger, nachdem er sich eine Weile besonnen hatte, „daß Massa Doktor den schwarzen Mann nicht verachtet, sondern daß er ihn wohl will und ihm Gutes thut, wo er kann. Deswegen hat Bamboo Vertrauen zu ihm und will eine große Bitte an ihn stellen. Aber Phillis," wandte er sich sofort an seine Geliebte, „es ist schon spät und um neun Uhr visitiert Massa Terrible das Negerdörfchen, ob alle Schwarze da sind. Du mußt Dich also jetzt tummeln, um rechtzeitig nach Hause zu kommen, und . . . und . . ." flüsterte er ihr leise zu, „halte Deine Zunge im Zaum und sprich kein Wort von dem, was Du gesehen, denn sonst kommt man mir auf die Spur."

Phillis erhob sich sogleich und nach kurzem Abschied eilte sie flüchtigen Fußes davon.

„Sie ist," fuhr dann der Neger fort, „ein gut brav Mädchen und wärd' für mich durch's Feuer gehen. Aber Bamboo meint, es könnt' doch besser sein, wenn sie nicht hört, was ich jetzt sagen will, weil Weiberzung immer ist Weiberzung. Also, Massa Doktor, ich hab' gut Werkzeug, gut, daß mich Niemand dort wird finden; aber in die Läng' kann Bamboo doch nicht dort bleiben, sondern er muß in ein Land, wo das schwarze Volk frei ist, und dort wird er groß Stück Geld verdienen, groß genug, um in wenigen Jahr seine Phillis loskaufen zu können. Bamboo will nach Mexiko."

„Nach Mexiko?" rief der Doktor nicht wenig überrascht.

„Ja," erwiderte der Neger sehr ernsthaft, „nach Mexiko. Hab' viel davon gehört von dem früheren Overseer, der viele Jahre dort gewesen, und auch jetzt wieder dorthin zurückgekehrt ist. Dort ist gute Heimat für den schwarzen Mann."

„Aber wie willst Du dahin gelangen?" fragte der Doktor. „Mein Gott, ich weiß Dir rein unmöglich Rat."

„Nein, nein," war Bamboo's eifrige Antwort, „nicht unmöglich. Nach New-Orleans kann ich kommen in fünf, sechs Nächten und in New-Orleans viel große Schiff, von denen alle Wochen eins geht nach Mexiko. Werd' mich verdingen auf ein dieß Schiff als Arbeiter oder was es sonst ist, und nichts für meine Dienst verlangen als frei Ueberfahrt."

„Aber," wandte der Doktor ein, „kein Kapitän darf Dich dingen, ohne daß Du einen Paß vorzeigst, und einen Paß bekommen nur freie Neger. Dein Plan kann Dir also ganz unmöglich gelingen."

„Doch, doch," rief Bamboo, „wenn Massa Doktor nur will."

„Wenn ich will?" versetzte der Doktor mit mitleidigem Lächeln. „Armer Bursch, ich wollte wohl, aber Du überschätzest meine Kräfte, denn ich kann Dir keinen Paß verschaffen. Aber eine andere Nachricht habe ich für Dich, welche Dir Freude machen dürfte. Miß Emily weiß, warum Du den Overseer so übel behandelt hast, und wird, wenn Du freiwillig auf die Pflanzung zurückkehrst, nicht dulden, daß Dir eine harte Strafe zu Theil werde. Auch habe ich einigen Einfluß auf sie, wie noch mehr auf ihren kranken Vater, und ich schwöre Dir, all' diesen meinen Einfluß aufbieten zu wollen, um Dir Deine Strafstreiheit zu sichern."

„Strafstreiheit?" entgegnete der Neger, indem er heftig dazu mit den Kopfe schüttelte. „O ja, Massa Doktor ist gut und die junge Herrin auch, und der alte Butcha, ihr Vater, ebenso; aber Massa Cafardeau sehr schlimm gegen das schwarze Volk, und Massa Cafardeau wird in Kurzem sein Herr über Alles. Und wenn er Herr ist, der Massa Cafardeau, so kommt die Straf für den armen Bamboo und man haut ihm den Arm ab oder martert ihn auf andere Weise zu Tode. Nein, nein, Bamboo lehrt nicht auf die Pflanzung zurück, sondern geht nach Mexiko."

„Aber warum nicht lieber nach Canada?" fragte der Doktor. „Dorthin kannst Du ganz zu Lande kommen, und wenn Du vorsichtig immer nur die Nächte benützest, so wird Deine Sicherheit nicht gefährdet werden. Auch versteht es sich von selbst, daß Du das nöthige Reisegeld von mir erhältst, und wenn Du mir von Canada aus zu wissen thust, wo Du Dich befindest, so soll Dir auch dort meine Beihülfe nicht fehlen."

„Massa Doktor meint's gut," versetzte Bamboo, indem er abermals den Kopf schüttelte; „aber weil fast alle Schwarzen sich nach dem Norden flüchten, so gibt's dort an den Grenzen viel Aufpasser und nur Wenige kommen hindurch. Ganz anders das gegen Süden hinab, und Bamboo hat sich's daher in den Kopf gesetzt, nach dem Süden zu entfliehen."

„Aber der Paß!" wandte wieder der Doktor ein.

„Ist sehr leicht zu erlangen," erwiederte der Neger, „wenn Massa Doktor nur ein klein wenig behülflich sein will. Massa Doktor kennt doch den freien Schwarzen, der in Donaldsono den Kram hat mit Orangen?"

„Den Pineapplemann, wie man ihn gewöhnlich nennt?" versetzte der Doktor. „Natürlich kenne ich ihn. Er ist ein gewandter Bursche, der sich so viel verdient hat, daß er sich vor Jahren schon selbst freikaufen konnte."

„Nun wohl," fuhr Bamboo fort, „dieser Pineapplemann macht alle Jahr drei, vier Reisen nach New-Orleans, um seine Waaren zu kaufen, und er kann die Reisen machen, weil er einen Paß hat. Kann überhaupt hingehen, wohin er will, ohne daß man ihn hindern darf, denn sein Paß schützt ihn."

„Weiter, weiter!" rief der Doktor, der nunmehr zu begreifen anfing. „Du kennst, wie es scheint, diesen Pineapplemann genau?"

„Sehr genau," erklärte Bamboo, „denn mein Vater war Bruder von Pineapplemann's Mutter. Wenn nun," fuhr er fort, indem er sein Wammß aufknüpfte und einen darunter verborgenen an einer Schnur befestigten Gegenstand hervorzog, „wenn nun Massa Doktor dieß da nehmen und dem Pineapplemann heimlich geben und ihm sagen, daß Bamboo in der Noth, so wird' der Pineapplemann dem Massa Doktor seinen Paß geben und Massa Doktor könnte ihn mir bringen, und Bamboo könnt' sich damit in New-Orleans auf ein Schiff verdingen."

Jetzt wurde dem jungen Neger natürlich Alles klar und er griff sofort nach dem Gegenstande, den ihm der Neger mit großer Dichtigkeit reichte. Dieser Gegenstand aber war nichts Anderes, als ein kleiner metallener Körper in Form eines Fisches, mit verschiedenen eingravierten Zeichen, also ein Amulet, wie sie im Orient und besonders auch unter den Negern Afrikas verkauft zu Hause sind.

„Ich sehe schon," lächelte der Doktor, „das hier soll mir als Beglaubigungsschreiben bei dem Pineapplemann dienen."

„Der Pineapplemann wird's respektieren," erwiederte Bamboo mit noch größerer Wichtigkeit. „Ist Erstück von meinem Vater, und mein Vater belam's von seinem Vater, und dessen Vater war Sohn eines Gambahäuptlings in alten Vaterland. Aber will Massa Doktor dem Bamboo seine Bitte erfüllen?"

„Gewiß will ich das," erklärte der junge Arzt schnell entschlossen. „Ich verstoße zwar dadurch höchlich gegen die bestehenden Gesetze, aber trotzdem werde ich mit dem Pineapplemann sprechen. Doch wenn nun Letzterer Deinem Begehren nachkommt und mir den Paß anvertraut, wann und wo kann ich Dich treffen?"

„Um diese Zeit der Nacht oder des Tages," rief der Neger mit einer Stimme, die vor Freude zitterte, „denn ich werd' jetzt mein Versteck gar nicht mehr verlassen, bis Massa Doktor mir ruft. Hoff' auch, es soll bald geschehen, denn Bamboo ist sehr ungeduldig, von hier fortzukommen."

„Uebermorgen längstens soll Dein Wunsch erfüllt werden," entgegnete der Arzt, „allein Du hast mir noch immer nicht gesagt, wie ich eine Zusammenkunft mit Dir möglich machen kann?"

„Soll sogleich geschehen, wenn Massa Doktor mir folgen will," sprach Bamboo. „Wir haben nicht gar weit zu gehen."

Auf einen Wink des Arztes erhob sich der Neger und schritt geradeaus in den Wald hinein; der Doktor aber folgte ihm auf dem Fuße und fand es durchaus nicht schwer, sich den Weg zu merken. Nach einer halben Stunde Gehens gelangte ihnen durch die Bäume hindurch Wasser entgegen, und nun machte Bamboo neben einer großen Pinie Halt.

„Stehen Sie hierher, Massa Doktor," sagte er sofort, „gerade hierher, hart neben mich, mit dem Gesichte gegen das Wasser hin, und nun hören Sie, wie ich die Stimme der Eule nachahme. 's ist," fuhr er fort, nachdem er ein paar Mal die klagenden Töne des genannten Raubvogels ganz täuschend ähnlich hatte hören lassen, „'s ist nicht schwer, und wenn Sie's nur versuchen wollten, so könnten Sie's gewiß bald so gut als ich."

„Ich bin bewandert in solchen Dingen," erwiederte der junge Arzt, „und brauche mich also nicht erst einzuüben."

„Sie verstehen's schon?" rief Bamboo. „Nun um so besser. Also hierher kommen Sie, wenn Sie mich sprechen wollen, um posten dreimal hintereinander den Klageruf der Eule aus, und dann ist Bamboo in fünf Minuten von Ihrer Seite, darauf können Sie einen Eid leisten."

„Also ist Dein Versteck ganz in der Nähe?" fragte der Doktor, sich neugierig umsehend.

„Ganz in der Nähe," erwiederte Bamboo mit Stolz; „aber kein Mensch kann's finden, denn ich's nicht zeige. Massa Doktor soll's sehen, wenn er den Paß bringt."

„Ich bin begierig darauf," nickte der Doktor; „weil nun aber unsre Geschäft, wie ich denke, zu Ende ist, so wäre es mir lieb, wenn Du mir jetzt den nächsten Weg nach Mutgravehaus zeigen würdest. Und dann noch eins. Ich werde dem älteren Herrn Mutgrave, als dem Friedensrichter dieses Distriktes, Anzeige machen von dem Mordanfall, dessen Opfer ich beinahe geworden wäre, natürlich aber ohne Deiner zu erwähnen, und in Folge dessen wird man ohne Zweifel den Wald durchforschen,

Digitized by Google

um Spuren von den Meuchelmördern zu finden. Merke Dir das und bleibe diese Zeit über in Deinem Schlupfwinkel."

Etwa eine Viertelstunde später erreichte der Doktor Mulgraobaus, und der junge Ralph, dessen Wunde sich schon fast ganz geschlossen hatte, sowie sein Vater James Mulgraoe wunderten sich nicht wenig, den jungen Arzt zu Fuße antommen zu sehen. Wie sie aber erst vernahmen, auf welche Art der Doktor um sein Pferd gekommen sei, verwandelte sich ihre Verwunderung in die tiefste Entrüstung. Auch säumte Herr Mulgraoe, der Aeltere, keinen Augenblick mit dem Beginn der Untersuchung, und tritt noch an diesem Abend, von verschiedenen seiner Diener begleitet, nach jener Lichtung, wo das Verbrechen versucht worden war. Auch der Doktor, dem man natürlich sogleich mit einem Pferde aushalf, ritt mit, alleiu man fand wohl das todte Roß, dagegen aber keine Spur der Verbrecher. Von da ritt der Doktor nach Beaujolaisbaus, wo er schon weit früher hatte eintreffen wollen; Herr Mulgraoe aber nahm sich vor, am andern Morgen beim hellen Tage eine nochmalige genaue Untersuchung vorzunehmen, und führte dieses Vorsatz auch wirklich aus. Ein Resultat jedoch hatte diese sehr sttrapulöse Nachforschung ebenfalls nicht, und die Missethäter blieben so unentdeckt wie zuvor. (Fortsetzung folgt.)

Eine letzte Begegnung.

Thereſe Kronos war geſtorben, — und wandelte als Geiſt im Tempel der heitern Volksmuſe.

Der fühlte ſich zu einſam und verlaſſen in ſeiner öden, ewig langen Nacht. Er hielt nächtliche Heerſchau unter den Prieſtern des Tempels — ſang wie eine weinende Hexe ſein Schwanenlied und drückte mit ſeinen bleichen kalten Lippen einem Prieſter nach dem andern den Kuß der Verweſung auf die Stirne.

Und Einer nach dem Andern folgte ſtill und geduldig dem wandelnden Geſpenſt in die ewig lange Nacht hinaus, — nur Ferdinand Raimund frente ſich nach der Sonne, — aber auch er hatte ſchon den Leichengeſang des ſterbenden Schwans gehört.

In derangirter Kleidung, den Hut tief in die Stirne gedrückt, mit wirrem Haar und trüben tieren Augen, lief oder taumelte er vielmehr eines Morgens über die Ferdinandsbrücke — da rannte er mit ſeinem Kopf gegen einen Andern und es gab einen Zuſammenſtoß, daß Beide die lieben Engelein im Himmel pfeifen hörten.

„Talepatſch!“ murmelte Raimund und lief ohne aufzublicken weiter.

„Schaut's den Rappellopf an!“ polterte Scholz, dem dieſer war der Karambolirte. „Zerſprengt mir faſt den Schädel und iſt grob noch dazu. Aber wart ein Biſſel.“

Er ſetzte ſich auf ſeinen kurzen dicken Beinen in Bewegung und nach einigen Sprüngen, die faſt wie Purzelbäume ausſahen, hatte er Raimund eingeholt.

„Satisfaktion!“ rief er, indem er den Arm deß vor ſich hinſtierenden Volksdichters ergriff.

„Ah — der Wenzel!“ rief dieſer, „der Wenzel!“

„Ja der Wenzel, blinder Heſt! Kannſt Du nicht die Augen aufmachen, wenn Du im Gewühl der Gaſſen biſt?“

Raimund ſchien nicht zu hören, was ſein grollender Standesgenoſſe ſprach, — er blieb ſtehen — blickte auf den Spiegel der Donau und hauchte erbebend:

„Das Blut — das Blut — es drängt ſich zum Herzen und will wie glühende Lava zum Krater hinaus.“

„Was haſt denn?“ fragte Scholz, indem er ſtehen blieb und ſich den wachen Mann des Volkes ein wenig näher anſah.

„Das Waſſer — das Waſſer! Heidi — jetzt wird's losgehen! Mein Puls fängt ſchon luſtig zu fiebern an.“

„Was wird losgehen?“

„Der Tanz — der wilde, tolle, raſende Todestanz!“ flüſterte Raimund faſt geiſterhaft. „Faß mich feſt in's Auge, Wenzel — und wenn meine Geſichtszüge ſich verzerren — mein Körper krampfhaft erbebt — meine Zähne ſich knirſchend zuſammenpreſſen — dann ſtieh', ſtieh', wenn Dich mein Athemzug nicht vergiften ſoll!“

Dem armen Scholz wurde es unheimlich in der Nähe deß ſo krankhaft aufgeregten Kollegen.

„O mein Gott, mein Gott!“ fuhr Raimund herzergreifend fort. „Ich habe Dich immer geehrt und geliebt und nie gegen Dich gefrevelt — wenn habe ich es verdient, daß Du mich mit dieſem gräßlichen Unglück heimſuchſt? Nimm es von meinem Haupte — ich will ja gern ſterben — nur keinen ſo qualvollen und ſchauderhaften Tod!“

„Was faſelſt Du von Sterben und Tod?“ fragte Scholz mit gutmüthiger Theilnahme. „Biſt Du denn krank, alter Spezi?“

„Krank? Gar keine Idee! Geſund und munter wie ein Fiſch — aber daß iſt eben der Fluch! Geſund und lebenskräftig möcht' ich in den Fluten der Donau begraben ſein!“

„Um's Himmelswillen, was iſt Dir denn geſchehen?“

„Gift — Gift tobt in meinen Adern — ein toller Hund hat mich gebiſſen!“

Scholz ſtieh, von Entſetzen ergriffen, regungslos ſtehen.

„Die Beſtie hat mir den Arm zerfleiſcht,“ fuhr Raimund, die Worte herausſtoßend, fort, „ſie iſt wüthend geworden, man hat ſie erſchießen müſſen, — o, ich wollte, die Kugel aus dem Rohr des Jägers hätte mein Herz zugleich mit dem meines Hundes durchbohrt!“

„Laß uns zu einem Arzt —“

„Hahahaha — der Arzt iſt ein Menſch — und kein Menſchenkind durchdringt dieſes ſchauderhafte Geheimniß der Natur. Mein Arzt iſt der Tod — der Tod! Ich will ihn ſuchen und der barmherzige Gott wird mich ihn finden laſſen!“

Der Unglückliche ſchoß ſchon halb raſend davon und ehe Scholz noch zur Beſinnung kam, war er aus ſeinem Geſichtskreiſe verſchwunden.

Es war die letzte Begegnung der beiden Kunſtgenoſſen.

Einige Tage ſpäter verkündeten die wiener Tagesblätter:

„Der Dichter und Schauſpieler Ferdinand Raimund hat am 30. Auguſt 1836 im Gaſthauſe zum Hirſchen' bei Pottenſtein ſeinem Leben durch einen Piſtolenſchuß ein gewaltſames Ende gemacht.“

Wie bekannt lebte jedoch der Unglückliche noch eine ganze Woche, mit der Kugel im Gehirn, bis er endlich am 5. September Nachmittags gegen drei Uhr ſeine Augen ſchloß.

Buchſtabenräthſel.

Mit B iſt's dem Reiter fatal,
Mit Br nur wenig zumal,
Mit Br aus Fern und aus Nähe,
Rufts auf zu der derben Hehe!
Du Aetterk, gewöhnliches Weſen,
Doch Andre erreichen's zu Beſen.
Mit D iſt's gelegt in die Kinder,
Gerupft und gebändert nicht minder.
Mit Fl in Luften gebrem,
Verſchwindend im Lande der Horen.
Mit H iſt's ein Kleben am Staude,
Dem ewigen Stillſtand zum Raube.
Mit K thorn's die Bubem, die böſen,
Zum Unheil unſchuldiger Weſen,
Mit L ſpeift's die Bänder nicht wenig,
Doch Untergang brachk es dem Königk.
Mit P ein Zerſtörer des Schönen,
Mit R mir und ſeiner entwohnen,
Doch ſahen dran fleißig die Mütter,
Und ſchaffien daran, was nicht bitter.
Mit S weiß es an Dich ſich ſchmiegen,
Demüthig zu Füßen Dir liegen;
Hart trifft Du's nach menſchlicher Weiſe,
Doch ſcheideſt Du ſanft traut und leiſe.

Bilderräthſel.

Auflöſung des Bilderräthſels Seite 144:
Der Geiſt lebt in uns Allen, und unſere Burg iſt Gott.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
45 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 15.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
9 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege.

Humoreske von **Th. Winkler.**

(Schluß.)

Bis hieher hatte Louise gelesen, jetzt aber ließ sie das Schreiben mit einem tiefen Seufzer zu Boden gleiten. Der Barometer ihrer Hoffnungen war bereits mit der Mitte des Briefes auf Null herabgesunken, denn die Bedingung in dem Schreiben berührte gerade die Achillesferse ihrer glänzenden Eigenschaften. Während sie, von der unerwarteten Enttäuschung überwältigt, seufzend auf die Ottobank gesunken war, fiel ihr Auge wie von ungefähr auf den zweiten Brief, den sie über dem unliebsamen Inhalt des ersten ganz vergessen zu haben schien. Wie ein Kind nach der Zuckerdüte, ergriff das gnädige Fräulein diesen zweiten Aufer ihrer Hoffnungen, erbrach das Couvert und entfaltete ein zart duftendes Handbriefleim auf rosa Seidenpapier folgenden Inhaltes:

„Verehrte Unbekannte!

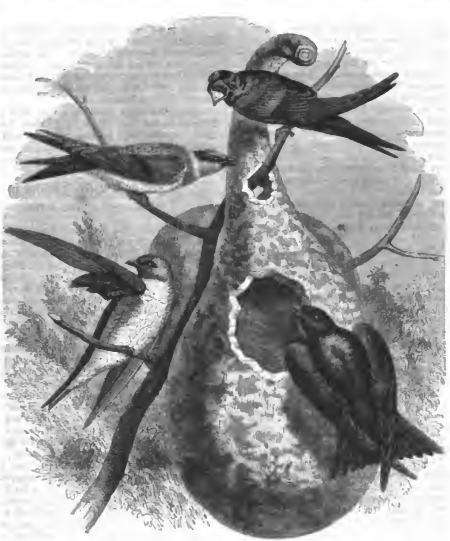
„Nachdem ich eigentlich über das gewöhnliche landläufige Zeitmaß als Junggeselle gewirthschaftet, obwohl ich im Hinblick auf mein sicheres und anständiges Einkommen längst im Hafen der Ehe hätte landen können, hat sich nachgerade doch die unwiderstehliche Nothwendigkeit bei mir eingestellt, entweder mich zu verheirathen oder mich zu Tode zu ärgern. Letzteres mag ich nicht, darum beabsichtige ich das Erstere zu thun. Das Signalement, welches Sie nun in Ihrer Annonce von sich selbst entwerfen, gefällt mir und ich bin nicht abgeneigt, Ihnen Herz und Hand zu reichen, wenn — —"

„Wenn! wenn!" seufzte Louise voll Bangen, und glaubte schon auf der nächsten Zeile die tausend Thaler schwirren zu sehen. Sie mußte tief Athem schöpfen, ehe sie im Stande war, weiterzulesen. Allein die Neugier ließ sie nicht lange ruhen. Sie las weiter:

„— wenn ich das in Ihnen finde, was ich nach Ihrer Offerte zu finden hoffe. Wie Sie schon aus diesen Zeilen ersehen, bin ich kein Freund von übermäßigen Komplimenten, darum aber nichtsdestoweniger mit einem Herzen begabt, welches meinere Zusprüchen mit großer Liebe zugethan bleiben wird, wenn —"

„Abermals ein Wenn! O Gott, diese fatalen Wenn's!" —

„— wenn sich besagte Zukünftige in meine kleinen Eigenheiten, deren ich allerdings einige zu besitzen nicht ablengnen kann, mit Anstand zu fügen im Stande ist. Um dieß zu erkennen, hilft Briefe wechseln nichts, vielmehr müssen wir uns von Angesicht zu Angesicht sehen und persönlich verkehren, wenn anderes wir in Bälde erkennen wollen, ob wir für einander geschaffen sind oder nicht. Darum, wollen Sie nach diesen Andeutungen noch Lust haben, mich zu besitzen, wollen



Ein Liebling des Volks. Purpurschwalben am's Nest. (S. 175.)

Digitized by Google

Sie hiemit eingeladen sein, heute Abend bei Tage kaum ich nicht Punkt acht Uhr am öffentlichen Thore des Museums zu erscheinen, wo ich mich einfinden und mich Ihnen persönlich vorzustellen wie die Ehre geben werde. Da ich bis jetzt nicht das Vergnügen habe, Ihren werthen Namen zu wissen, so finden Sie es hoffentlich nicht ungalant, wenn ich auch den meinigen Ihnen bis dahin vorenthalte. In der Hoffnung, daß Sie sich dadurch nicht abhalten lassen, zur bestimmten Stunde am genannten Orte zu erscheinen, verharre ich Sie mit dem Bemerken, daß ich als Erkennungszeichen ein weißes Taschentuch vor den Mund halten werde, Sie hingegen mögen dieses meinen Brief als Symbol in die Hand nehmen . . ."

„Ha! ein weißes Tuch vor dem Munde!" flüsterte Louise, „das ist doch eigentlich recht geschmacklos! . . . aber freilich unkräftig und — wie sollen Heeren im abendlichen Dunkel sich bemerkbar machen? . . . Gehe ich, oder gehe ich nicht? — Es ist freilich etwas Bedenkliches, so in der Dunkelheit einem Unbekannten ein Rendezvous zu geben . . . Aber der Brief flößt Vertrauen ein, schlechte Absichten scheinen nicht dahinter zu stecken. Wer Nichts wagt, gewinnt Nichts! Ich werde gehen. — Aber der Onkel! Er ist nicht daran gewöhnt, daß ich ohne seine Begleitung nach Abende ausgehe! . . . Fatal! . . . Aber warte, Johann wird mich aus der Verlegenheit ziehen."

Sie war bei den letzten Worten aus der Küche getreten und rief den Namen des getreuen Retters, daß er gellend von den Wänden des Korridors zurücktönte. Allein keine Antwort erfolgte, obgleich sie ihn zwei- und dreimal mit immer lauterer Stimme wiederholte.

„Ach! nun ist dieser Mensch wieder ohne was zu sagen auf und davon gelaufen!" rief Louise in klagendem Tone und ihre schon erhitzten Wangen färbten sich noch um einige Töne röther.

Einige Augenblicke hatte sie rathlos, die Hände gefaltet, und die Augen verzweifelt auf das verhängnißvolle Schreiben gerichtet, hab noch immer auf dem Küchentische lag. Aber die süße Erregung, welche ihren Busen schwellte, machte sie entschlossen und ließ sie über alle kleinlichen Bedenken sich leicht hinwegsetzen.

„Ich werde gehen," sagte sie mit entschiedener Stimme, „ich werde gehen, mag der Onkel denken oder sagen was ihm beliebt."

Sprach's, versenkte ihre Briefe vorsichtig in ihren Busen und begab sich auf ihr Stübchen, um in der Stille ihre Toilette zu machen, ein Geschäft, das heute viel Kopfzerbrechen verursachen wußte, denn heute galt es ja, ein noch in Zweifel befangenes Männerherz durch unwiderstehliche Liebenswürdigkeit gleich durch den ersten Anblick an den Siegeswagen zu binden.

Als Herr Zählhuber in der siebenten Abendstunde von der Kanzlei nach Hause zurückkehrte, fand er Niemanden daheim als Johann, der mittlerweile in seligster Biertaune zurückgekehrt war und seinem Herrn nur mit Mühe die lösbitterndste Nachricht geben konnte, Fräulein Nichte sei mit einer Freundin in das Theater gegangen.

Zählhuber war mit dieser Nachricht vollkommen zufrieden gestellt.

„Gut," sagte er zu sich selbst, „so werde ich ungestörter meinen Sonntagsanzug in Gebrauch nehmen können."

Als die Glocke acht Uhr verkündete, war Johann allein zu Haus, hatte die Thür hinter sich verschlossen und lag ausgestreckt auf dem Sopha in des Herrn Kollaturs Zimmer, wo er nach den Strapazen des heutigen Tages es sich recht behaglich machte.

Sein Herr aber — denn kein Anderer war der heirathslustige Liebesbriefsteller — steuerte mit Riesenschritten dem Museum zu. Daß war ein Gebäude, welches hinsichtlich seiner Lage ganz wie für stille Rendezvous geschaffen schien, denn es gezogte unmittelbar an den Stadtpark und war von mehreren dichten Baumgruppen umklammt. Freilich störte dieß für Herrn Zählhuber einen Uebelstand herbei, den er nicht bedacht hatte. Wenigstens ein Dutzend männlicher und weiblicher Jünger Amors wandelten nämlich an besagtem Gebäude auf und ab in der nämlichen Erwartung, daß Ihre allda zu finden. Indeß konnte er sich nicht täuschen, mußten doch die Erkennungszeichen stimmen: hier das weiße Taschentuch vor der Nase, und dort der Brief in der Hand!

Getreu seiner Berabredung ließ Herr Zählhuber die weiße Liebesflagge um seinen etwas schroff aufzeigenden Geschäftsvorsprung wehen, als er, um die Ecke des Gebäudes biegend, dem östlichen Thore zuschritt. Die Gaslaternen warfen ihr fahles Licht über das Terrain bis weit hinein in das heimliche Dunkel des Parkes, während der laue Abendwind durch die Blätter der Bäume säuselte und das herbstliche Laub auf den Boden streute. Ringsherum war es still wie auf einem Friedhof, man hörte nur die langsam abgemessenen Schritte der hier und da in ungebuldige Erwartung auf und ab wandelnden Liebhaber; sonst Alles feierliche tiefe Stille!

Aber halt! . . . Da stand Herr Zählhuber am östlichen Thore des Museums und ließ seine bewaffneten Augen nach allen Seiten schweifen. Sah er recht? — Er sprach sich nicht rest, sondern schritt unbedenklich darauf zu, denn dort, an den Stamm der Akazie gelehnt, stand ein gewisses Etwas, das wie etwas Weibliches aussah und in der Rechten ein Papier zu halten schien . . .

Ein halb unterdrückter Schrei, und die weibliche Gestalt entfloh von ihrem Standorte, noch ehe Zählhuber ganz herangekommen war. Zählhuber vermochte sich dieß nicht zu erklären; er hatte aber den Brief genau erkannt und folgte der Fliehenden nach, welche ihren Weg in das Dickicht des Parkes nahm.

„Mein Fräulein! Bitte, — so warten Sie — doch ein — wenig! . . . Nur — auf ein — Wort! . . . Ich bin's, ich bin's! Ich — bin — der — Abfender — jenes — Briefes!" keuchte er athemlos hinterdrein. Aber sie, der diese Lockerufe gallen, schien mit einem Male alle Lust zum Heirathen verloren zu haben und setzte mit doppelter Eile ihre Flucht fort.

Der Verfolger aber, so ungewohnt eine derartige Motion ihm war, mußte um jeden Preis wissen, mit wem er es zu thun hatte und was die Beweggründe zu einer so auffälligen Unwerbung; seine Eitelkeit fühlte sich arg verletzt und darum wollte er eher erschöpft zu Boden sinken, als den räthselhaften Gegenstand seiner nächtlichen Jagd aus dem Garne lassen.

Allein die schöne Unbekannte kam ihm zuvor. Am Saume des Parkes angekommen, fiel sie, einer Ohnmacht nahe, athemlos auf eine Rasenbank nieder und ergab sich ihrem seeneen Schicksal.

Zählhuber kam heran, sank neben sie auf die Bank, schlang seinen Arm um die Ohnmächtige und sah ihr in's Gesicht . . .

Jetzt stehe mir bei, Muse, daß ich den Eindruck würdig beschreibe, welchen dieser Blick Zählhuber's auf das bleiche Antlitz der ohnmächtigen — Louise hervorrief.

Wenn in diesem Augenblicke sich die Erde aufgethan, wenn aus der Kluft ein Geist emporgestiegen und mit seiner eisigen Knochenhand den Kalkulator im Nacken gepackt hätte, um ihn in die Tiefe zu zerren: sein Schred hätte nicht ärger sein können. Da sah er, bleich wie der Mond, und sein Arm umschlang wie mechanisch noch immer die Taille seiner heirathslustigen Nichte, die nach einer Weile endlich die Augen öffnete und mit kläglicher Stimme den Oheim bat, sie nach Hause zu führen, was Zählhuber schwankenden Fußes gewahrte.

Seit jenem Tage ist mehr denn ein Jahr vergangen; aber der Herr Kalkulator Zählhuber ist noch immer ehrbarer Junggeselle und seine Nichte wirthschaftet ihm noch wie zuvor. Ihr gegenseitiges Verhältniß ist aber ein ungleich besseres und verträglicheres geworden, ein guter dauerhafter Kitt hält es zusammen: die beiderseitige Erinnerung an jenen Abend im Museum. Was doch „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" für Wunder geschehen können!

Nichtsdestoweniger können wir aber diese Skizze mit der tröstlichen Nachricht sie den noch ledigen Theil unserer Leser schließen, daß Fräulein Louise ungeachtet ihrer gesetzten Jahre gar nicht ganz abgeneigt ist, sich zu verändern, sobald sich ihr eine nur irgend annehmbare Gelegenheit bote.

Das Cannstadter Volksfest in New-York.

(Vgl. S. 172.)

Die Schwaben sind ein eigenthümlich Volk. Kein deutscher Stamm nimmt es so leicht mit dem Wandern und Auswandern und kein anderer Stamm hängt so treu an der alten Heimat, an der heimatlichen Sitte, wie eben die Schwaben, die überallhin ein Stück Vaterland zu verpflanzen wissen, wo sie auch sein mögen, unter welchem Horizonte sie ihre Hütte aufschlagen. Ein gar hübscher Gedanke ist es, das Volksfest, das jedes Jahr im Herbste auf den schönen Wasen bei Stuttgart gefeiert wird, nach New-York zu verpflanzen und den Schwaben bei dem Anblick der Festsäule, die gewissermaßen das Wahrzeichen schwäbischen Volksjubels ist, recht lebendig in die Heimat zu versetzen. Die Schwaben in Amerika hatten sich beeimal, am fünfzigjährigen Jubiläum des Festes in der alten Heimat, vorgenommen, es in der neuen Heimat doppelt froh und feierlich zu begehen und das ist ihnen gelungen. Wenn man denken in der alten Heimat hingen mehrere Tage vorher die treuen Wollen schwer am Himmel, als sich am Morgen des Festtages (28. September) der Himmel aufklarte und die Sonne auf den grünen „Cannstadter Wasen" New-Yorks herabstrahlte. Der Eingang zum Hamilton-Park war durch eine Ehrenpforte im gothischen Styl bezeichnet, mit Laubgewinden und Flaggen geziert und weithin sichtbar sur alle Ankommenden. In der Mitte des Platzes erhob sich die Festsäule dreißig Fuß hoch auf einem Postamente, auf den vier Ecken von Koergaben flankirt. Die Säule lehnte eine kolossale Fruchtschale, die mit Weintrauben, Aepfeln und Birnen angefüllt war. Den Sockel der Säule bildeten mächtige Kürbisse. Die zu der Säule verwendeten Früchte, die in ihrer geschmackvollen, malerischen Gruppirung sich sehr gühlich ausnahmen, repräsentirten allein einen Werth von nahe an 600 Dollars.

Um 10 Uhr Vormittags wurde das Fest mit sieben Kanonenschüssen eröffnet. Fünfzig hundert beiderlei Geschlechts marschirten in der vollsthümlichen kleidsamen Tracht des Schwabenlandes in Prozession nach ihrem

Digitized by Google

Spielplatz. Dort stand der Kletterbaum, an dessen Spitze verschiedene Geschenke den kühnen Kletterer einluden, seine Kunst zu versuchen. Sackhüpfen, Topfschlagen, Blindekuhspiel, Marionettentheater für die Kleinen, Tanz für die Großen — kurz, an allen Ecken und Enden des Parks Vorkehrungungen, Kurzweil, Unterhaltungen und Lustbarkeiten aller Art.

Das Wetter war auch am zweiten Festtage freundlich und deßhalb der Zudrang zu dem Festplatze, auf welchem um halb drei Uhr der große Festzug stattfinden sollte, noch viel größer. Ueber 10,000 Billets waren verkauft und wenigstens 12,000 Personen waren am Nachmittage des 29. September im Park, um den Zug in Augenschein zu nehmen. Dieser setzte sich um drei Uhr zehn Minuten von dem Cremorne Garten her in Bewegung und erregte durch das vortreffliche Arrangement allgemeines Aufsehen. Man hatte diesmal den Einzug Herzog Ulrich's in Stuttgart nach unseres schwäbischen Dichters Hauff Lichtenstein gewählt. Voran ritten zwei Herolde der stuttgarter Bürger; ihnen folgte Musikkorps und Trommlerkorps; darauf zu Jungfrauen der Stadt Stuttgart, geschmückt mit den Landesfarben, begleitet von Blumen streuenden Kindern; dann drei Kinder, auf Sammetkissen die Schlüssel und Urkunden der Stadt tragend; der Bürgermeister mit den Rathsherren der Stadt; der Rathsschreiber, Doktor Karmuß; Reichstanzler Ambrosius Volland; die Weingärtner mit dem Ehrenwein und ihren Geräthschaften; zwei Schneider mit Bügeleisen; vier Schuhmacher mit großem Schuh und Wappen; die Metzger mit bekränztem Ochsenkopf; die Bäcker mit kolossaler Brezel; die Küfer auf einem bekränzten Wagen, an einem Faß arbeitend, figurirt Ulitzbacher 1517.

Die zweite Abtheilung eröffneten zwei herzogliche Herolde; zwei Fahnenträger; Löffler mit Landsknechten; Konrad der Magdeburger mit seinen Kumpanen; ein lostümirtes Musikkorps; zwei Fahnenträger; der Pfeifer von der Haarde mit der Buxhschuh-Fahne; der lange Peter mit seinen Hellebardieren; Ritter von Sturmfeder mit dem herzoglichen Banner; Herzog Ulrich im Hermelin, mit wallendem Federbusch, auf reichgeschirrtem Streitroß, begleitet von seinen beiden Hunden; die Ritter von Rechberg, von Hohen, Stumpf von Schwensberg und von Lichtenstein; endlich Marie von Lichtenstein, von einem Herrn mit der ganzen Grazie eines fittigen Fürstenstaltsteleins dargestellt.

Ausstattung und Kostümirung des Zuges waren ebenso geschmackvoll als glänzend. Die Grundidee deßelben war, wie oben kurz erwähnt, die im Jahre 1517 stattgefundene feierliche Einholung des Herzogs Ulrich von Württemberg nach Stuttgart, wohin er, nachdem er einige Monate vorher durch den Reichsfeldmarschall Fronsberg aus seiner Residenz vertrieben und nach langem Exil unter dem Jubel seiner Landeskinder zurückkehrte. Das Arrangement des Zugs sowie die mit historischer Treue dargestellte Bekleidung der verschiedenen Ritter, Gewerke, Knappen u. s. w. durch Herrn Joseph Stolzwerk verdiente alle Anerkennung. Mittwoch den 30. September erhielt das Fest seinen würdigen Abschluß und glauben wir, nach Allem zu urtheilen, mit Recht behaupten zu können, daß der Verein, welcher so vielen Landsleuten einige angenehme Tage bereitet hat, mit Befriedigung auf die drei Festtage zurückblicken kann.

Gewiß wird man in der alten Heimat mit Freuden vernehmen, daß wir unser liebes Vaterland und sein schönes Volksfeste nicht vergessen haben!

Heume unter den hessischen Werbern.

Von

Ferdinand Pfau.

(Mit 6. 173.)

Das Gewitter, das schwer und dunkel am Himmel aufstieg, hatte eine seltsame Gesellschaft in einem an der Landstraße von Eisenach nach Jacha gelegenen einsamen Gasthause zusammengeführt. Jeder Stand schien sich in den rechts des weiten Vorsaals gelegenen Wirthszimmer vertreten zu finden. War es indeß die drückende Schwüle in demselben, oder mochte noch eine andere Ursache hierzu mitwirken, es lastete eine auffällig gedrückte Stimmung über den so vom Zufall vereinigten Reisenden. Jeder hielt sich scheu und vorsichtig von dem Nachbar abgeschlossen, man vermahm kaum ein lautes Wort und die Blicke, welche gelegentlich der Eine auf den Andern oder auf seine Umgebung richtete, drückten unverlennbar ebensowohl ein beinahe unverhülltes Mißtrauen als eine ernste Besorgniß aus.

Nur ein lustiges, lockeres Bölkchen an einem der Tische in der oberen Hälfte des Zimmers machte von diesem sonst allgemeinen Verhalten eine Ausnahme. Ein athletischer Bursche mit keck aufgedrehtem Schnurrbart und einem langen Zopf über dem breiten Rücken führte in dem dort versammelten Kreise den Vorsitz. Es lag etwas so unbedingt Militärisches in dem Manne, um den Soldaten in ihm kaum verlennen zu können, doch wollte er nach den nachlässig niedergeschlagenen Krämpfstiefeln, welche er trug, und dem kurzen grauen Rock, den er neben sich an die Wand gehängt hatte, augenscheinlich für eine Art herrschaftlichen Verwalter oder sonst etwas dem Aehnliches gehalten werden.

Die Pächter, Forsthausleher und Kärrner, welche im Verein mit drei oder vier zum Theil recht hübschen Dirnen die übrige an diesem Tisch versammelte Gesellschaft bildeten, tengen beinahe durchgängig ein nicht minder entschieden soldatisches Gepräge. Die Harfe in der Ecke und eine auf das Gesimß an der Wand gestellte Zither ließen hingegen in dem weiblichen Theil der lustigen Kumpanei eine Bande fahrender Sängerinnen muthmaßen, wenn auch der mehr als freien Kleidung der Mädchen und ihrem den entsprechenden Benehmen nicht auf Schimmeres noch geschlossen werden konnte.

Nahe dieser Gesellschaft hatten an einem andern Tisch ein Koeporal und mehrere Gemeine des landgräflich hessischen Regiments Trümbach Platz genommen. Die Leute schienen von einem langen Marsch ermüdet, der Staub der Landstraße ließ die Farbe ihrer Uniform kaum noch unterscheiden und hätte bei ihrer streng militärisch gehaltenen Frisur den Puder ersetzen können. Die Gewehre derselben lehnten hinter ihnen an der Wand und ihre Ränzel und Patronentaschen lagen ordnungsmäßig daneben. Der Korporal blickte, die kurze Thonpfeife im Munde, gelegentlich von seinem Glase schalen Biers mit deutlich ausgesprochenem Verlangen zu den Weinflaschen und dem fröhlichen Treiben seiner Nachbarn hinüber, ohne daß ihm bisher jedoch von diesen die geringste Beachtung geschenkt worden wäre.

Es blieb somit durchaus kein Grund, auf irgend eine geheime Beziehung zwischen diesen Soldaten und jener lustigen Gesellschaft zu schließen, denn noch aber lehrten die Blicke der übrigen im Zimmer Anwesenden immer wieder zu den Einen wie zu den Andern zurück, und gerade die Gegenwart der Soldaten, wie vielleicht auch das verdächtige Aussehen des Wirthsleters und seiner Knechte an dem großen Gesellschaftstische schien das Mißtrauen der bei diesem Nach drohende Wetter hier zusammengeführten geweckt zu haben. Auch erwies sich die Zeit allerdings darnach angethan, eine derartige Empfindung gerechtfertigt zu finden. Es war nämlich die Periode, in welcher Landgraf Friedrich II. von Hessen mit seinem Sohne, dem Landgrafen von Hanau, und noch einer Anzahl anderer kleiner deutschen Fürsten in den gelegneten deutschen Landen ein für sie überaus vortheilhaftes Lieferungsgeschäft nach Amerika eröffnet hatten. Die amerikanischen Kolonieen standen im Begriff, sich von England loszureißen, und in seiner Noth um Soldaten zur Verhinderung dieses Abfalls hatte sich dieser Staat an die genannten Fürsten gewendet, um nach englischer Sitte deren Truppen in Sold zu nehmen. Der Mann trug dabei ohne die Spesen von dem Solde der Leute und die übrigen kleinen Nebenverdienste dem andbigen Kriegs- und Landdebern Jahr für Jahr 40 bis 50 Pfund Sterling ein, und bei den 20,000 Mann, welche allein der Landgraf von Hessen zu stellen übernommen hatte, ergab dieß einen Ertrag, welcher dem Gesammteinkommen der Länder dieses Fürsten ungefähr gleichkommen, ja es noch übertreffen mochte. Um sein Kontingent immer vollzählig zu erhalten und seine Landgrafschaft schließlich doch nicht ganz zu entvölkern, waren von den Ihn beherrschenden Herrn nun aber an allen irgendwie hiezu geeigneten Orten seines Gebiets sogenannte Maufefallen errichtet worden, und es beburfte unter diesen Umständen am Ende nicht einmal so vieler verdächtiger Anzeichen, als sich hier dem Auge darboten, um in diesem schon jenseits der hessischen Grenze gelegenen einsamen Gasthause ebenfalls eine dieser berüchtigten Werbespelunken zu muthmaßen.

Der Donner rollte immer näher und Blitz auf Blitz zuckte auf den dunkeln Wetterwolken. Die Bäume schienen unter den stoßweise immer rascher sich wiederholenden Windstößen mit ihren Kronen die Erde legen zu wollen.

Drei Männer blickten von dem Flur des Hauses weniger in den Aufruhr der Natur hinaus, als daß von ihnen die Landstraße scharf im Auge gehalten wurde. Der Eine, entschieden der vornehmste von ihnen, vermochte unter dem Gutsbesitzer, den er scheinen wollte, doch den Obermann und Offizier unmöglich zu verleugnen; der Zweite trug den schwarzen Rock, den Degen und die Stulpenstiefe eines Rektors oder Geistlichen, und der Dritte brauchte zu seiner weißen Schoßweste, den prallen weißen Hosen und den schwarzen Gamaschen nur die für den Augenblick abgelegte Uniform wieder anzuziehen, um als der echte und rechte Typus eines Werbeoffizieren gelten zu können.

In der Ferne bemerkte man noch einen verspäteten Reisenden in vollem Lauf dem Hause zueilen. Bereits fielen einige die ersten Tropfen, und durch das Regendunkel wie bei der noch beträchtlichen Entfernung war sie die Dreie der von ihnen scharf in's Auge gefaßte Fremde noch nicht genauer zu unterscheiden.

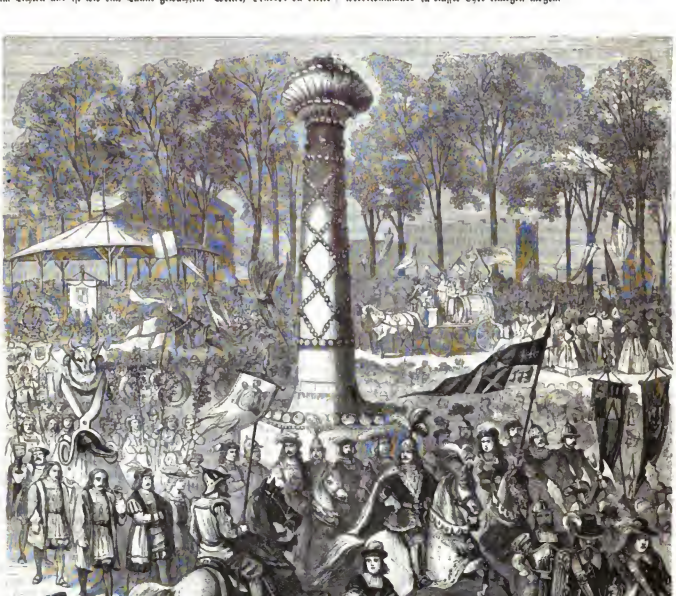
„Es ist ein Student," äußerte der Sergeant zu dem anscheinenden Gutsbesitzer. „Bemerken der Herr Hauptmann doch die Stulpenstiefeln und den Stürmer des Burschen. Um besser laufen zu können, hat er den Hieber mit seinem winzigen Gepäck über die Schulter genommen. Ganz

Digitized by Google

gewiß, es ist so ein verlaufener Musensohn aus Jena oder Leipzig, der Schulden oder Ehren halber das Weite gesucht hat."

„Du, der geht Dich an," kehrte sich der Sprecher auf das Schweigen des Offiziers zu dem Dritten in der Stupperräche, „und ein gleicher Fang ist Dir seit lange nicht geboten worden. Der Bursch mißt seine acht Zoll im Lichten und ist wie eine Tanne gewachsen. Wetter, Bruder! da bietet sich Dir eine Gelegenheit, Dich bei unserem Herrn Hauptmann wieder zu Ehren und Reputation zu bringen."

„In der That, es ist ein Student," stimmte mit noch einem letzten Blick auf den neuen Ankömmling der Offizier bei, „und, Sergeant, Er hat Recht, es ist das fürwahr ein Kerl, mit dem wir bei dem Generalwerbekommando in Kassel Ehre einlegen mögen."



Das Cannibalen-Volksfest in New-York. (S. 170.)

„Unsere Leute sind doch da innen richtig unter all' das Grobzeug vertheilt?" fügte er die Frage hinzu.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Nun dann an's Werk, und haltet Euch gut. Er aber, Wittig," wandte er sich an den Schwarzen, „merke Er sich. Wenn es Ihm gelingt, den Burschen da einzufangen, so soll Ihm die neuliche schmähliche Geschichte vergessen sein. Das aber sage ich Ihm, wenn Er sich den wieder wie neulich den Andern entschlüpfen läßt, so hat Er zum Längsten die Korporalstressen getragen, und Er selber soll mit mit dem nächsten Transport die Reise nach Amerika antreten."

Der Offizier war, ohne eine Erwiederung oder Entschuldigung abzuwarten, in die dem Wirthszimmer gegenüber gelegene Thür getreten. Der

Digitized by Google

mit der Stutzperücke murmelte mit einem giftigen Blick ihm nach einen wenig geiſtlichen Fluch zwiſchen den Zähnen. „Was mußteſt Du Eſel auch dem da gegenüber wieder auf die alte halbvergeſſene Geſchichte anſpielen!“ fuhr er den Sergeanten an.

„Vergeſſen? Na höre, Wittig, die Unglücksaffaire wird Dir ſo bald noch nicht vergeſſen werden. Auch war die verrufene Geſchichte wahrhaftig ganz darnach angethan, um Dir auf's Kerbholz geſchrieben zu werden. Unglück kann mal ein Jeder haben, allein was mußteſt Du, der Du früher in Jena und Halle doch auch Deine Studien gemacht haſt, Dich von den Hallunken, dem Kandidaten, den Du auf's Korn genommen

Scene unter den heſſiſchen Werbern. Originalzeichnung von C. Koch. (S. 173.)

hatteſt, unter den Tiſch ſaufen laſſen? Hölle und Peſtilenz! der Schimpf, daß Dir der Kerl, nachdem er Dich in das für ihn beſtimmte Loch eingeſperrt und Dir zu allem Ueberfluß noch Zopf und Bart abgeſchnitten hat, mit Deiner Kaſſe durchgebrannt iſt, geht nicht nur Dich, er geht uns Alle an, und ſchon um Deiner ſelbſt willen bleibt Dir nur, bei dem heutigen Fall ſo gut als möglich Deine Revange zu nehmen. — Doch da biegt Dein Student ſchon in den Fahrweg dem Hauſe zu ein, und wir dürfen hier von ihm nicht mit einander geſehen werden. So nimm denn Dein Biechen Latein zuſammen, ihn an Dich zu ködern und zutraulich zu machen. Suche ihm nur das Handgeld in die Hände zu ſpielen, für alles Uebrige will ich dann ſchon Sorge tragen.“

Das Wetter war mittlerweile mit ganzer Gewalt losgebrochen, und

Digitized by Google

die Kleider des endlich unter Dach und Fach gelangten jungen Mannes trosten vom Regen. Derselbe entsprach in der That durchaus der vortheilhaften Beschreibung, welche der Sergeant zuvor von ihm schon aus der Ferne gegeben hatte. Auch das frische, jugendliche Gesicht stand hiermit im vollsten Einklang, und der Frohsinn, der trotz des ihn betreffenen Unfalls aus seinen großen blauen Augen leuchtete, sprach ebensowohl für seinen heiteren Lebensmuth, als der bei aller Jovialität doch sinnige Ernst in seinen Zügen unwillkürlich für ihn einnehmen mußte.

„Nie portas salutis! Salve, salus!“ hatte ihm der mit der Stubenpernicke schon unter der Thür entgegengerufen. „Das Wetter hat dem jungen Herrn bös mitgespielt; doch derselbe befindet sich ja nun im Trockenen, und der Wirth hier besitzt ein Beinchen im Keller, am Sturm und Ungewitter darüber leicht vergessen zu können.“

„Ah, ich glaube, daß ich den Weinkeller des Wirths wohl wenig in Anspruch nehmen werde,“ lachte der junge Mann, „und das auch guten Gründen.“

„Hohoho! ich verstehe,“ stimmte der Andere in den fröhlichen Ton ein. „Doch das ist meine Sache. Was wollen Sie, junger Herr, wie ich Sie so da vor mir stehen sehe, meine ich mein eigenes Konterfei oon so vor ein zwanzig Jahren vor mir zu erblicken, und jedesmal wenn der Zufall mich einen Bruder Studio begegnen läßt, regt sich trotz Philisterium und Amt und Würden die alte ungebundene Jugendlust in meinem Herzen. Sie müssen für heute mein Gast sein, junger Herr, gewiß und wahrhaftig, ich thu's nicht anders.“

Der junge Mann stutzte einen Moment über diese unerwartete Einladung, und eine ihm vielleicht unterwegs ertheilte Warnung schien bei diesem übereifrigen Entgegenkommen des ihm noch ganz Unbekannten in seiner Erinnerung noch gerufen werden zu sein.

„Ich bin der Rektor Baldrian von der Kreuzschule zu Meißungen,“ beeilte sich der in der Stubenpernicke dieser Regung des Mißtrauens zu begegnen, „und auf der Reise zu meinen Verwandten nach Gotha begriffen. Vielleicht daß ich den jungen Herrn ebenfalls als einen angehenden Philologen zu begrüßen vermag.“

„Ich bin der Student der Philosophie Gottfried Traume,“ erwiderte der junge Mann diese Vorstellung, „und ebenfalls von Leipzig auf dem Wege, meine Verwandten zu besuchen.“

„Ho!“ lachte der angebliche Rektor, „das muß ein unausschiebarer Grund gewesen sein, der den jungen Herrn mitten im Semester und lange vor dem Schluß der Kollegien diese Reise hat antreten lassen. Oder sollte nicht vielleicht ein unglückliches Renontre mit dem Instrument da“ — er zeigte auf den Hieber in der Hand des jungen Mannes — „den unfreiwilligen Anlaß dazu ertheilt haben?“

„Nicht doch, Herr Rektor, Sie befinden sich im Irrthum ...“

„Bah! was geht das mich an. Behalten Sie Ihr Geheimniß. Uebrigens habe ich mich einst bei meinem geheimen Abzuge von Jena genau in der gleichen Lage befunden, und Sie sehen, daß es mir schließlich doch noch geglückt ist, mich zu einer geachteten Stellung aufzuschwingen. — Doch nun nur hereein und nicht mehr. Sie nehmen mein Erbieten an? Beiläufig,“ sagte er in einem halblauten Seitentone hinzu, „wir befinden uns hier auf hessischem Gebiet, und es scheint mir nicht ganz geheuer in den Hause. Allein ich meine, daß die Kerle, die Werber, sich wohl nicht an uns wagen werden, und im schlimmsten Fall bin ich ja noch da, um über Sie zu wachen und nöthigenfalls für Sie einzutreten. Sie sehen demnach, junger Mann, es ist vielleicht ein Glück, daß Sie mich hier gefunden haben.“

Stunden waren seitdem verflossen. Das Gewitter war längst vorübergezogen, doch ein dichter und schwerer Landregen schlug an die kleinen in Blei gefaßten Scheiben der Fenster, und plätscherte aufsen auf den Wasserkümpeln der Steinweise in einen luietiesen Morast verwandelten Landstraße. Die Lichter auf dem großen Gesellschaftstische leuchteten durch die blaugrauen Wolken des Tabaksdampfes gleichsam nur wie im Nebel, und oor dem Gelächter, Geschrei und Gejohle der Trunkenen vermochte man gelegentlich das eigene Wort nicht zu vernehmen.

Auch der Pseudo-Rektor mit seinem Schützling befanden sich nicht mehr beim ersten Glas, noch bei der ersten Flasche. Die kleinen Augen des Ersteren leuchteten vielmehr in einem höchst verdächtigen Glanze und seine rothe, fumige Nase schien noch um ein Merkliches röther geworden. Nicht minder glühte das Gesicht des jungen Mannes gleicherweise von den Dünsten des Weins, wie unter dem Feuer der in ihm pulsenden Begeisterung. Ein Paar Papiere lag zwischen den Beiden auf dem Tisch, und bei dem Schein des einen hart zu sich herangezogenen Talglichts mühte sich der mit der Stubpernicke, den Inhalt des einen von ihm aufgezifferten Blatts zu entziffern, während noch mehrere von ihm schon durchflogene Blätter ihm zur Seite lagen.

Längst war ihm von dem vertrauensseligen Jüngling auch dessen ganzer bisheriger Lebenslauf mitgetheilt worden, und er wußte, daß derselbe nur in dem dunklen Drange die Welt zu sehen, keineswegs aber aus Anlaß eines Duells, oder aus sonst welchem Verschulden Leipzig verlassen hatte.

Die ihm von diesem zum Beweise der Wahrheit seiner Mittheilung eingehändigten Universitätspapiere lagen ebenfalls noch vor ihm ausgebreitet, und schienen der Eine wie der Andere über die Beide beschäftigenden nähren Gegenstände dieselben ganz vergessen zu haben.

„Das wird es thun!“ rief der mit der Stubpernicke, wie entzückt von dem Blatte aufblickend. „Hm, das ist wahre und wirkliche Poesie!“

„Leite mich, Getiebte, wenn ich finke,
Daß ich Kraft aus Deinen Augen trinke,
Wenn der Zweifel wühlend auf mich rückt;
Denn ich vor dem großen Verhang stehe
Und mit Zittern in die Tiefe sehe,
Daß mich nicht der Zweifel niederdrück.“

„Kein Weib wird diesen Versen widerstehen können. Junger Mann, Sie sind ein Dichter, ein Genie, größes als der Bürger da in Göttingen, der Hölty und alle die Uebrigen. Die Stelle, von welcher ich Ihnen gesprochen habe, kann Ihnen schon gar nicht entgehen. Die Gräfin von Wangenheim ist eine viel zu zart besaitete Natur, als daß diese lichtvolle und glühende Sprache verfehlen könnte, ihre widerstrebenden Sympathieen wach zu rufen. Ich sage Ihnen, bei dem ersten Blick in dies Gedicht wird sie sich glücklich schähen, Sie als ihren Begleiter und Sekretär zu der beabsichtigten Reise nach Italien engagiren zu können.“

„So meinen Sie wirklich, daß meine schwachen Bestrebungen ...“ stammelte der junge Mann, ganz benommen von Glück und mit freudestrahlenden Augen.

„Meine falsche Bescheidenheit,“ war ihm der angebliche Rektor mit dem Tone der vollsten Ueberzeugung in's Wort gefallen. „Dieses Gedicht an die Schwermuth und das andere:

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder!

sichern Ihnen die Unsterblichkeit. Genug, Sie haben Recht gethan, der trockenen Fachwissenschaft Valet zu sagen. Ein Geist wie der Ihrige vermag sich in den verschiedensten Verhältnissen des alltäglichen Lebens unnöthig heimisch zu fühlen. Wenn Einer, besitzen Sie die Dichtergabe, den Gipfel des Parnaßus eeklimmen und einst mit Horaz ausrufen zu können:

Exegi monumentum aere perennius!

Doch ich lasse Sie nicht mehr. Es ist ein zu kostbarer Fund, welchen der Zufall mich hier hat machen lassen, als daß ich eine erneute Begegnung mit Ihnen noch einmal dem Zufall anheim stellen sollte. Nein, gleich morgen sahren wir miteinander Beschäftigen nach Gotha, und diese Verse nehme ich an mich, um damit dort bei der Gräfin Ihre Sache zu führen.“

In dem Uebermaß seiner Ekstase hatte er wie unter dem Eindruck der Zerstreutheit zugleich mit den Gedichten die Legitimationspapiere des jungen Mannes aufgegriffen und in seine Tasche gesteckt.

Zwischen ihm und dem Letzteren war jetzt in voller Uniform, den Hut auf dem Kopfe und den Degen an der Seite, wie zufällig näher getretenen Sergeanten war ein lascher Blick ausgetauscht worden, worauf sich der Letztere wieder dem Tisch in der oberen Hälfte des Gemachs zuwendete, an welchem augenblicklich ein wahres Höllenspiel gespielt wurde.

„Nume sut bibendum! Klingen wir an! Dieß Glas zu Ehren Apoll's und der Muse des Gesangs!“ feuerte der Pseudo-Rektor den jungen Mann an. — „Und noch dieß Glas auf Ihr gutes Glück morgen und immerdar! Doch ach! ich stehe für Alles! Auch bedarf es für sie, mit Ihrem Talent, Ihrem Gesicht und Ihrer Gestalt, ja nur des ersten Schritts, um keine Stellung zu hoch zu erachten. Hahaha! vertrauen Sie auf mein Wort, die Protektion der Frauen wird Ihnen weiterhelfen, und wer weiß, wie bald sich Ihnen die sonst so unzugängliche und unnahbare Region irgend welches Fürstenhofes eröffnet. — Aber was treiben die Kerle denn da? Ha! es scheint ein hoheS Spiel, das dort gespielt wird. Nun bei Gott! ich behalte mich in einer so glücklichen Stimmung, um wohl auch einen Thaler daran zu wagen.“

Der junge Mann war halb ohne zu wissen, was er that, seinem Mentor zu dem Spieltische gefolgt. „Wer hält?“ rief der Vorsitzende und jetzt zugleich Bankhalter an demselben. „Jetzt endlich denke ich, daß das Glück doch wieder für mich zu wenden anfangen soll. Teufel! ein gleich unglücklicher Tag ist mir bisher noch nicht vorgekommen!“

„Einen Thaler auf die Dame!“ beantwortete der mit der Stuppernicke diese Aufforderung.

„Gewonnen!“ — Bleibt stehen! — Wieder gewonnen! —“

„Zeit und rother Hahn!“ fluchte der Bankier, „die Bank steht in Gefahr.“

„Schnell, junger Mann, versuchen auch Sie Ihr Glück!“ flüsterte der Pseudo-Rektor seinem Schützling zu.

Automatenmäßig folgte dieser der ihm ertheilten Weisung.

„Nun denn, Wittig,“ raunte der Sergeant zenen in's Ohr, „hast Du Deinem Studio schon das Handgeld zugesteckt? Es ist die höchste Zeit, daß Rey über die so häufig gefoderten Gimpel zusammenschlagen zu lassen.“

„Nur noch ein paar Minuten,“ erwiederte der Gefragte eben so leise. „Indeß ich halte ihn sicher. Aber Mühe hat es mich gekostet, den raren Vogel zu fangen. Gottlob, daß ich mein Latein da von meinen eigenen Gymnasial- und Universitätsjahren her doch noch nicht ganz verschwipt hatte.“

Digitized by Google

„Verloren!“

„Pah! was wollen die paar verlornen Groschen besagen!“ schürte der verkleidete Werber die einmal erwachte Spielluft des jungen Mannes. „Das Glück will gewungen werden. Hier ist Geld. Nehmen Sie doch! Es ist das ein Handgeld auf Ihre künftige Stellung, und wenn nicht heute schon von Ihrem Gewinn, werden Sie mir ja jedenfalls mögen die paar Thaler wieder zurückerstatten können.“

„Hoch die Weiber!“ rief von dem unteren Ende des Tisches eine Stimme. „Fort mit den Karten! Laßt uns jetzt einig trinken!“

„Hoch und aber hoch!“

„Hoch unsere lustige Kumpanei!“ Jetzo verschiedene Toaste wurden hinter einander ausgebracht. Das Kartenspiel hatte einen augenblicklichen Stillstand erlohren, dafür aber rollten die Würfel über den Tisch.

„Hoch auch mein gnädiger Landesherr, der Landgraf Friedrich von Hessen!“

Der Korporal, welcher zuvor mit den Soldaten den Tisch zur Seite eingenommen, hatte auf einen Wink des Sergeanten den letzten Trinkspruch ausgebracht.

„Hoch und aber hoch!“

„Was ist das? Warum hat der junge Fant dort auf hessischem Boden das Wohl des hessischen Landesherrn zu leinten verweigert?“ donnerte der Sergeant auf den nur mit dem Spiel beschäftigten Seume ein. „Gleich trinkt der Herr, oder er hat es mit mir zu thun!“

„Trinkt, trinkt, um Gotteswillen! trinkt,“ flüsterte ihm sein Begleiter zu. Ohne irgend ein Bedenken hatte der junge Mann auf diesen Zuspruch mit dem Sergeanten angestoßen.

„Das hat der Wittig einmal gut gemacht!“ jubelte es im Chor. „Alle gefangen!“ lachten Andere. „Hollah! Juchhe! alle vierzehn Gimpel bis zum Letzten gefangen!“

„Schließt die Thür! Faßt die Fenstee in's Auge! Keinee passirt mehr!“ befahl der Sergeant.

„Was ist das?“ hatte sich der plötzlich ernüchterte Seume im tödtlichen Schrecken an seinen Begleiter gewendet. „Um Gotteswillen, Herr Rektor, was bedeutet das?“

„Na, mein Bürschchen,“ lachte ihm der Kerl in's Gesicht, „Dein Wunsch, die Welt zu sehen, soll Dir, wenn auch etwas anders, als Dir vorgeschwebt haben mag, erfüllt werden. Das bedeutet nichts weiter — als Du bist Rekrut.“

„Nun und nimmer!“ versuchte der junge Mann sich von den ihn scheu gepackt haltenden Fäusten zu befreien. „Gebt Raum, ihr Schurken!“

„Gib Dich, mein Vögelchen,“ höhnte der Werber. „Was? hast Du etwa nicht Handgeld von mir angenommen und auf das Wohl unseres gnädigen Landesherrn getrunken? Das entscheidet sür immer über Dein Schicksal. Ho! nur nicht so ungeflige, und ihr da angezogen, bindet ihm die Hände auf den Rücken! So, fest, fester noch! Im Uebrigen aber, mein Bürschchen, bist Du ein Vagabund, der aus Mangel an jeder Legitimation dem landesherrlichen Verbrechen schon an sich verfallen wäre. Oder meinst Du Dummkopf etwa, daß ich Dir Deine Papiere wieder herausgeben werde?“

„Also im Ganzen vierzehn Mann!“ Der Hauptmann war nach Bewältigung des Gelanganen in das Zimmer getreten und hatte den Rapport des Sergeanten entgegengenommen. Der Dreißig mit der breiten Silberborde auf dem Kopfe und das spanische Rohr in der Hand musterte die so gewaltsam Geworbenen. „Nun denn, der Fang ist nicht übel. Ach, da ist ja auch der Student darunter! Nun Wittig, dank Er Seinem guten Stern, daß Ihm diese Stückchen besser als Sein letztes geglückt ist. Jetzt aber fort mit den Kerlen, und gleich morgen sollen sie nach Kassel abgeliefert werden — und dann glückliche Reise nach Amerika!“

Ein Liebling des Volks.

Naturgeschichtliche Skizze von **Karl Ruß.**

(Fortsetzung.)

Viele Meilen weit ist der Reisende durch menschenleere Wildnis gezogen. Wald und Prärie, Berg und Thal wechselten, ohne daß er einem menschlichen Wesen begegnet. Da, am Rande eines tiefen Waldes, wo weithin das freie, liebliche und doch so einförmige, weil ebenfalls menschenleere Bild der amerikanischen Wüste vor seinen Blicken sich aufrollt — da plötzlich begrüßen ihn süß anheimelnde Töne. Eine Schwalbe ist es; man bedenke, in tiefer amerikanischer Wildnis einer jener Vögel, welche die treuen Begleiter der menschlichen Kultur und Civilisation sind.

Hier müssen also menschliche Wohnungen, hier müssen Menschen in der Nähe sein! Und in der That, seitwärts werbelt gar traut und einladend der Rauch eines Schornsteins empor. Athemlos eilt der Wanderer dem Hügel zu, welcher das Heiligthum ihm noch verbirgt — doch wie verwundert bleibt er auf der Höhe des Hügels Spitze stehen, als vor seinen Blicken, an Stelle der Blockhäuser deutscher Landsleute oder doch wenigstens amerikanischer Ansiedler, nur die Wigwams eines indianischen Dorfes sich ausdehnen.

Getrosten Muthes steigt er indessen nach dem Dorfe herunter. Denn Menschen, welche milde Gefühle für ihre Mitgeschöpfe hegen, können niemals den niedrigsten Leidenschaften ganz blind sich hingeben. Und wie Natur- und Menschenkenntnis täuschen ihn nicht: er findet bei diesen uncivilisirten Bewohnern der Wildnis die höchsten und edelsten Tugenden des Menschenherzens, Gastfreundschaft, Treue und Ehrenmuth. —

Die Purpurschwalbe — auch rothe Schwalbe, Progne purpurea, — welche uns die Anregung zu der obigen Skizze gegeben, ist in ganz Nord- und Mittelamerika ein allgemeiner Liebling des Volks. Wie wir gesehen, hält sie sich sogar in der Nähe der Hütte des Indianers ebenso auf, wie in der von Gliedern sämmtlicher übrigen Nationen, welche die Vereinigten Staaten zu ihrer Heimat erwählt haben. Mit alleiniger Ausnahme der rohesten und verkommensten Irländer u. dgl. wird von Jedermann gern gesehen und gehegt. Wenn wie unsern Wanderer nun weiter begleiten, so vernundern wie uns wohl nicht wenig über das sonderbare Nest der Purpurschwalben, welches neben einer Indianerhütte an den dürren Zweigen eines Baumes hängt. Anfangs wissen wir uns gar nicht zu reimen rechten Begriff davon zu machen; sollten die Vögel dies sonderbare Gebilde wirklich selbst erbaut haben? und dann worauf? Allmälig erst lehrt uns ein schärferer und näherer Blick die Wahrheit kennen. Die Mitbewerbigkeit und Gastfreundschaft des Indianers hat den Vögeln nämlich zu einem Obdach verholfen — ihr wunderliches Nest besteht in einem ausgehöhlten und mit einem Schlupfloch versehenen Flaschenkürbis, den der Indianer ihr vorsorglich und sicher an den Baum aufgehangen hat.

In allen Theilen Nordamerikas und auch in vielen Gegenden Mittelamerikas hängt man den Purpurschwalben Wohnungen an Bäumen, Stangen oder Gebäuden auf, und dieselben bestehen entweder in besonders gefertigten Nistkästen und Höhlungen, oder in den beschriebenen Flaschenkürbissen. In Südamerika sorgt man zwar nicht in dieser Weise für sie, sieht sie aber auch keineswegs ungern, sondern beschützt sie wenigstens ebenfalls.

Die Purpurschwalbe ist ein hübscher Vogel, mit tiefschwarzblauem, stark purpurglänzendem Obergefieder und lichterem braungrau schattirtem Untergefieder. In ihrem Wesen und Benehmen hat sie große Aehnlichkeit mit unserer Mehl- oder Hausschwalbe. Ihr Flug ist ebenso gewandt und anmuthig; allen Raubthieren gegenüber, wie Hunden, Katzen, Bieren u. s. w., auch Krähen u. dgl. zeigt sie genau dieselbe Feindschaft und verfolgt sie mit Eifer und Ingrimm, bis sie aus der Nähe ihres Nestes vertrieben sind. Auch vertreibt sie auch der Nähe ihres Nestes alle übrigen Vögel, namentlich aber alle diejenigen, welche ebenfalls in Höhlungen brüten und ihr daher das Nest streitig machen könnten. Wie unsere Rauchschwalbe setzt sie sich gern auf die dürren, hervorragenden Aeste der Bäume und läßt hier einige ihr Liedchen erschallen. Dieser Gesang ist zwar nicht besonders kunstvoll und schön, allein er beginnt mit dem frühesten Morgen und erklingt den ganzen Tag über so gemüthlich, daß die Purpurschwalbe wohl ebenso wie unsere Schwalben nicht allein ihrer ungemeinen Nützlichkeit wegen, sondern auch um ihres emsigen und anmuthigen Liedchens willen allgemein geschätzt und beliebt ist.

Der berühmte Naturforscher Audubon, nach dessen Stije Freeman das Bildchen ausgeführt, theilt uns mit, daß die Purpurschwalbe in der Umgegend der Stadt New-Orleans regelmäßig zwischen dem ersten und neunten Februar, seltener auch einige Tage früher erscheint, und daß man sie dann, gleich unsern Schwalben, überall über den Gebäuden, Flüssen ꝛc. umherschweben sieht. An den Ohioufern kommen sie gewöhnlich erst am fünfzehnten März in kleinen Gesellschaften von fünf bis sechs Köpfen an, und werden erst zu Ende dieses Monats dort häufiger; in Missouri findet man sie sogar erst zwischen dem zehnten und fünfzehnten April. Bereits im Anfange des August beginnen sie abe, ebenfalls unsern Schwalben gleich, sich um die Spitzen der Kirchthürme, seltener auf den Zweigen eines abgestorbenen großen Baumes, zu sammeln und hier ihre Flugübungen zu halten, bis sie etwa in der Mitte des August nach dem Süden abziehen.

Ebenso ist auch die Zeit ihrer Brut verschieden. Im Allgemeinen aber wird die erste Brut zu Ende des Mai, die zweite in der Mitte des Juli Flügge, und in den südlicheren Staaten, wie Louisiana u. a. erfolgt auch noch wohl eine dritte. Das Nest wird mit dünnen Reiserchen, Grashalmen, Federn ꝛc. ausgebaut und enthält nier bis sechs milchweiße Eier. Das Nest bietet zu jeder Zeit ein überaus gemüthliches Bild; sei es zur Zeit des Beginnes der Brut, durch die Zärtlichkeit der beiden Vögel, sei es während des treuen, abwechselnden Brütens bei der Alten, oder sei es wenn die flügge werdenden Jungen bereits hervorkommen und, immerwährend die Schnäbelchen aufsperrend, von den Eltern auf's Emsigste verpflegt werden.

Ueber die Rührlichkeit und anmuthige Gemüthlichkeit unserer einheimischen Schwalben wolle man freundlichst in meinem Buche „In der freien Natur“ (Berlin, May Böttcher) nachsehen.

Digitized by Google

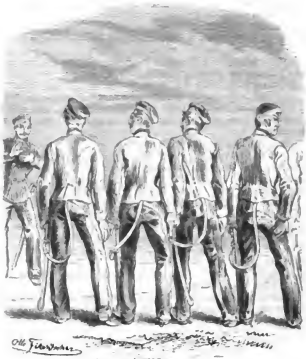
Der Stundenplan des Kavallerie-Rekruten in Berlin.

Originalzeichnungen von **O. Fikentscher.**

IV.

„Rechts — um!"

„Ah, ju'n Morjen Herr Fischer, da kuck'n se nu glatten sich an, wie Müllers zu Schulzens!"



„Links schlicht euch!"

Eins, zwei, eins, zwei, eins, zwei, immer 'ran, ... nu Kerl Meyer die Dreigteil, der Kerkel Berlenbinder Kerl wieder millen drinne, er schall wie so 'n Maienvogel, der noch nich ausgeschlafen hat, Klink, Männchen, kauk bieten se Se af die Ohrringeregen.... Achen Se, da hoben Se's schonk!" —

„Achtung! Präsentirt's gewehr!"

„Ik bet Wurt: 'Präsentirte' und aber und die ehe Klinge herausfahren, un wenn der leidhaftige Deibel drinne säße, der Kuck und s'n dritten Fuß gehört werden, pfft af, ich werde 'r euch mon vormachen, wie ihr Kalbaten, Kinder, un lerne sir Bürgermeike nich!"

Honneur machen (Salutiren).

„Schade, daß Se sich in Spiegel sehen können, Jenichen, Se machen und schneiden rene Fratze, daß es ertem janz miserabel wird. Un der Pferdewirth hinter spuzet wie der rerne Blotch im Salat af Bäumerjungh!"

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geſchichte aus der Union erzählt von Theodor Griefinger.

(Fortſetzung.)

XII.

Noble Paſſionen in den Baumwollſtaaten.

Als der Doktor faſt am Abend Beaujolaisbaus erreichte, fand er ſogleich, daß es mit dem kranken alten Herrn ſchnell abwärts gehe, und er beſchloß daher, ſo müde er auch von den Anſtrengungen des Tages war, wieder einen Theil der Nacht am Bette deſſelben zuzubringen. Doch ließ er ſeine Beſtrachtungen nicht laut werden, und ebenſowenig erzählte er etwas von ſeinen eigenen Abenteuern. Nachdem er nun übrigens eine geraume Zeit gewacht hatte, forderte die Natur ihr Recht und er übertrug alſo der alten Monika ſeine Stelle. Dann zog er ſich in ſein Zimmer zurück und war bald in einen feſten Schlaf verſunken. Doch allzulange ſollte ihm dieſe Ruhe nicht gegönnt ſein, denn nach wenigen Stunden ſchon weckte ihn ein lautes Klopfen an ſeiner Thüre, und wie er ſchnell öffnete, ſtand die alte Monika vor ihm.

„Geſchwind, Maſſa Doktor," rief ihm die Dienerin mit geſtigleten Worten zu, „ſo geſchwind die Beine laufen können. Sonſt iſt's aus mit Buckra Beaujolais, ehe Maſſa Doktor das Krankenzimmer erreicht."

Der Doktor erwiederte nichts, ſondern warf ſich eilends in ſeine Kleider und ſtand im Momente im Krankenzimmer. Dennoch kam er zu ſpät, wie die alte Monika richtig vorausgeſagt hatte, und das Leben des alten Herrn war bereits entflohen.

„Ein wiederholter Schlaganfall," murmelte der Doktor, „und diesmal mit tödtlichem Ausgang. Wie wollen übrigens wenigſtens einen Verſuch machen, den entflehenden Athem feſtzubannen."

Er zog ſeine Lanzette hervor und öffnete eine Ader; allein es floß kein Blut mehr, und ebenſo vergeblich waren alle andern Belebungsverſuche.

„Alte Monika hat alſo doch recht gehabt," ſagte jetzt die ſchwarze Krankenwärterin. „Zu viel dick Blut; wie, viel zu viel, um lange leben zu können. Arme, arme Miß Emily," ſetzte ſie dann mit einem ſchweren Seufzer hinzu, „ſoll ich ſie wecken?"

Es war nicht nöthig, denn das laute Klopfen vorhin an der Thüre des Doktors hatte ſie längſt wach gerufen, und ſie eilte jetzt eben von Angſt durchbebt herbei. Ihr folgte Miſtreß Parker faſt auf dem Fuße, und letzterer Caſcadeau ließ mit ihrer Gattin anlangte, kam Miß Emily hatte ſich längſt daran gewöhnt, die Letztere, eine Schweſter ihres verſtorbenen Vaters, als ihre zweite Mutter zu betrachten, und Herr Beſſeau ſelbſt war ein Oheim, wie man ihn ſich liebenswürdiger nicht wünſchen konnte. Deßhalb brachte auch Emily jedes Jahr von ihren erſten Mädchenzeiten an einige Wochen in Beſſeaubaus — es lag weiter oben am Miſſiſſippi, eine ſtarke Tagesreiſe von Beaujolaisbaus entfernt — das iſt auf der Plantage des Herrn Beſſeau zu, und ungeſtört konnten die beiden Töchter des Letzteren ebenfalls alle Jahre auf einen Monat oder länger nach Beaujolaisbaus herab. Kurz ob herrſchte die größte Vertrautheit und Anhänglichkeit unter den beiden Familien, und aus dieſem Grunde fuhr Herr Beſſeau, als er die Nachricht von dem bedenklichen Zuſtand ſeines Schwagers erhielt, die ganze Nacht hindurch, um ſo ſchnell als möglich in Beaujolaisbaus einzutreffen.

Schon vor der Ankunft des Herrn Beſſeau hatte ſich der Doktor, wie es in den ſüdlichen Staaten der Union Sitte iſt, an das Einkleiden des Verſtorbenen gemacht, und nicht lange nach dem Eintreffen des genannten Ohms wurde er damit fertig. Sofort ließ er den Letzteren davon benachrichtigen und eilte dann auf ſein Zimmer, um ſich zur Abreiſe fertig zu machen. Er hatte ja den Nineapoismann in Donaldsbou aufzuſuchen, und überdem konnte er den Gedanken gar nicht mehr los werden, es müßten heute oder morgen von New-York Nachrichten wegen Letty's einlaufen! Der letztere Gedanke beſeelte auch Miſtreß Parker, und ſie nahm ſich daher ebenfalls vor, noch heute nach ihrer Behauſung in Donaldsou zurückzukehren. Doch ließ ſie ſich von Herrn Beſſeau beſtimmen, noch einen Tag länger zu bleiben, denn es gab natürlich jetzt unendlich viel zu thun da die Beerdigung des Herrn Beaujolais ſchon den andern Morgen ſtattfinden ſollte.

In Donaldsono angekommen hatte der Doktor nichts Eiligeres zu thun, als zu jenem ſchwarzen Händler in Orangen und Ananas, dem Verwandten des Bamboo, zu gehen, allein das Unglück wollte, daß derſelbe in Geſchäften nach New-Orleans verreiſt war, wo ihn ſeine Angehörigen erſt in drei oder vier Tagen zurückerwarteten, und ſomit blieb nichts übrig, als ſich in Geduld zu fügen. Dagegen beſchloß der Doktor, den Bamboo ſchon am Mittag oder doch gegen Abend in ſeinem Verſtecke aufzuſuchen, um ihm dieß mitzutheilen; „denn," ſagte er zu ſich ſelbſt, „der arme Burſche ſoll ſich nicht mit dem Gedanken quälen, daß ich ihn vergeſſen habe, oder auch nur, daß mir ſein Loos weniger am Herzen liegt, weil er zufällig zu der verachteten ſchwarzen Raſſe gehört." Sie ſprach der junge Arzt zu ſich ſelbſt, und er hatte auch ſicherlich jenen Vorſatz ausgeführt, wenn es ihm nur möglich geweſen wäre. Allein jetzt eben erhielt er einen Ruf nach einer entfernteren Plantage, wo er ebenfalls als Hausdarzt fungirte, und dieſem mußte er natürlich ſofort entſprechen. Ja er wurde auf jener Plantage ſo lange zurückgehalten, daß er erſt den andern Tag nach Zeit wieder in Donaldsono eintraf, und wie er nun in ſeiner Wohnung abſtieg, da hatte er gar keine Ahnung davon, von welch' entſcheidender Wichtigkeit die nächſten vierundzwanzig Stunden für ſein Lebensgeſchick werden ſollten!

Sein erſtes Gang galt ſeiner mütterlichen Freundin, Miſtreß Parker, welche dieſen Morgen — es iſt nun von Freitag dem 9. Marz die Rede — von Beaujolaisbaus zurückgekehrt war. Auch mit ſalbemolper Haſt fragte er nach Nachrichten von New-York. Aber ach, es waren keine eingelaufen, und noch weniger hatte ſich Jemand in Perſon eingeſtellt, um über Letty nähere Auskunft zu verlangen.

„Mein Gott!" ſeufzte der junge Arzt tief auf, und ein herbes Leid ſpiegelte ſich in ſeinen Zügen. „Und ich hatte doch ſo große Hoffnungen auf dieſen Brief geſetzt!"

„Nach ich," verſetzte Miſtreß Parker, „rechnete mit Beſtimmtheit darauf, daß wir heute etwas Näheres erfahren würden, und es drängte mich daher ordentlich, von Beaujolaisbaus fortzukommen. Aber geben Sie Acht, meine Freundin Livingſtone in Hoboken war, wie ſie manchmal thut, bei Verwandten in Albany auf Beſuch, als mein Brief ankam, und dadurch verzögerte ſich die bewußte Antündigung um ein paar Tage."

„Sie ſuchen allen Dingen die beſte Seite abzugewinnen," erwiederte der junge Arzt mit trübem Lächeln; „aber wie nun, wenn Letty's Mutter inzwiſchen geſtorben wäre? Die, wenn keine Seele bei Miſtreß Livingſtone nach dem ausgeſchriebenen Mädchen fragte? Ich fürchte faſt, ſo wird ſich's verhalten und dann . . . dann . . . o mein Gott, dann können wir's nie beweiſen, daß Letty eine Freigeborene iſt."

Er ſchwieg ſtille, vom heftigſten Schmerze bewegt, und auch Miſtreß Parker ſenkte den Kopf, um ihren Gedanken nachzuhängen.

„Wenn nur mein Gatte noch lebte!" ſagte ſie dann wie im Selbſtgeſpräche. „Er mit ſeinen Geſetzeskenntniß und ſeinem ſcharfen Verſtande könnte Licht in dieſes Dunkel bringen!"

„Auch mein Vater," erwiederte der Doktor, dem kein Wort entgangen war; „auch mein Vater könnte dieß, wenn er hier wäre und ſich der Sache annehmen wollte. Wir Beide ſind nicht erfahren genug und dem Parkins, dem Nachfolger Ihres Gatten, können wir und nicht anvertrauen, da er überall Abolitionismen wittert."

„Ich wüßte wohl einen Andern," bemerkte Miſtreß Parker, „denſelben, der mir meinen Perſeſt gewonnen hat; aber um mit ihm Rückſprache zu nehmen, müßten Sie oder ich nach New-Orleans reiſen und dieß würde viel Zeit koſten. Ueberdem kommt jetzt noch eine neue Schwierigkeit hinzu, von der ich Ihnen noch nicht einmal geſprochen habe. Letty wird ſich für die nächſten vierzehn Tage gar nicht auf Beaujolaisbaus befinden."

Der Doktor trat um einen Schritt zurück und ſein Geſicht drückte das tiefſte Erſtaunen aus. „Wie?" fragte er. „Letty wird fort ſein? Das iſt ja rein unmöglich."

„Die Sache erklärt ſich ſehr einfach," entgegnete Miſtreß Parker. „Herr und Frau Beſſeau drangen in Miß Emily, ſie nach Beſſeaubaus zu begleiten, weil ſie hofften, daß ſich das arme Kind bei ihnen und ihren Töchtern eher von ſeinem herben Schmerze erholen werde, und Emily ſagte zu. Auch ſoll dann ihre Hochzeit nach Verfluß von vierzehn Tagen ebenfalls in Beſſeaubaus gefeiert werden, aber natürlich der Trauer wegen ganz in der Stille und ohne allen Prunk. Letzteres übrigens iſt nur ein Gedanke des Herrn Beſſeau, und Emily weiß vorderhand noch nichts davon."

„Herr Caſcadeau," bemerkte der Doktor, „wird es wohl ſein, der Herrn Beſſeau dieſen Gedanken eingegeben hat. Letty hat alſo Fräulein Emily begleiten müſſen?"

„Sie wird ihr morgen nachfolgen," erklärte Miſtreß Parker. „Herrn

Digitized by Google

Beitsean war es nämlich darum zu thun, so schnell als möglich nach seiner Pflanzung zurückzukehren, und so blieb keine Zeit mehr, die Garderobe Emily's mit vielen andern Kleinigkeiten einzupacken. Letty soll dieß heute Nachmittag besorgen, und dann mögen das zwischen New-Orleans und Baton-rouge laufende Dampfboot benützen, um die vielen Koffer nach Beitseauhaus zu schaffen."

Der Doktor schüttelte mit dem Kopfe, als gefiele ihm diese hastige Reise nicht besonders, und fast schien es, als ob Mistreß Parker seine Ansicht theile.

„Beausoleilhaus," fragte er dann, „wird also über die nächste Zeit leer stehen?"

„Leer!" erwiederte Mistreß Parker, indem sie ebenfalls den Kopf schüttelte. „Nein, keineswegs, sondern Herr Casardeau blieb zurück, um das ganze Anwesen zu überwachen, oder vielmehr um jetzt schon die Stelle des Hausherren zu übernehmen."

Ein bitteres Wort lag dem Doktor auf den Lippen, aber er unterdrückte es, und auch Mistreß Parker machte keine weitere Bemerkung.

„Werden Sie den Abend bei mir zubringen?" fragte sie ihn dann, als er aufstand, um nach seinem Hute zu greifen.

„Ich hoffe es," erwiederte er, „denn außer einigen wenigen Besuchen, die ich hier zu machen habe, weiß ich von keinem dringenden Fall. Dagegen liegt mir ob, nach Mulgravehaus hinauszureiten, um dem alten Herren Mulgrave für ein fast übertreibes Geschenk, mit dem er mich honorirte, zu danken, und damit kann ich dann noch einen andern Gang verbinden, den ich schon gestern hatte machen sollen."

Es mochte Abends vier Uhr sein, als der junge Arzt endlich Zeit fand, seinem Ritt nach Mulgravehaus anzutreten, und er wählte dazu ganz den nämlichen Weg, der ihm vor zwei Tagen beinahe das Leben gekostet hatte. Diesmal aber stieß ihm auch nicht das geringste Abenteuer auf, obwohl die Sonne bereits im Scheiden begriffen war und sich daher im Walde ein tiefes Dunkel gelagert hatte. Mit dem Einbruch der Nacht traf er in Mulgravehaus ein, und nachdem er sein Pferd abgegeben, wandte er sich der breiten Freitreppe zu, welche in das Innere des Hauses führte.

„Der alte Herr ist ausgeritten," sagte ihm jetzt ein Diener, der ihm entgegentrat, „aber jung Buckra in der Bibliothek. Soll ich Mista Doktor melden?"

Der Doktor nickte dieß ab, denn er durfte sich ja zu den näheren Freunden des Hauses zählen, und somit schritt er ohne Weiteres dem Bibliothekzimmer zu. Kein Mensch antwortete, als er anklopfte, und schon wollte er sich wieder zurückziehen. Da fiel ihm ein, daß sein junger Freund Ralph wohl in eines der Nebenzimmer getreten oder auf die Veranda hinausgegangen sein werde, und rasch öffnete er die Thüre. Tiefe Dunkelheit herrschte in dem Gemache, und der Doktor konnte also im ersten Augenblicke nichts unterscheiden. Nach wenigen Sekunden jedoch hatten sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt und er sah nun eine Gestalt, welche den Kopf auf die Hand gestützt an einem der großen, auf die Veranda hinausgehenden Fenster saß. In dieser Gestalt aber erkannte er sofort, als er näher trat, den jungen Ralph Mulgrave, den einzigen Sohn des Besitzers von Mulgravehaus.

„Wie, Ralph?" rief der Doktor. „So ganz in Träume versunken?"

Der junge Mann, ein schöner ritterlicher Gestalt, sprang auf und seine Augen blickten ganz verwirrt. „Ah, Sie sind's, Doktor," sagte er dann, als er den jungen Arzt erkannte, „ich habe Sie gar nicht eintreten hören und zudem vergaßen, wie es scheint, meine Leute, mir Licht zu bringen."

Die Wahrheit war, sie hatten es nicht vergessen, sondern er hatte sie damit abgewiesen, weil er lieber im Dunkeln sitzen wollte. Jetzt übrigens griff er schwitzend nach einem silbernen Glöckchen, das auf einem Tischchen neben lag, und befahl dem herbeieilenden Diener sofort das Versäumte nachzuholen.

„Ich kam," sprach nun der Doktor, „um Ihrem Vater für sein reiches Geschenk meinen herzlichsten Dank zu sagen. Aber es ist fast zu viel. Eines Ihrer besten Pferde für meine geringen Dienste und . . ."

„Bah, Doktor, still," unterbrach ihn der junge Mulgrave. „Ich verdanke Ihrer Aufopferung und Geschicklichkeit mehr, als wir Ihnen je ersetzen können. Uebrigens freut mich's, wenn das Pferd Ihren Beifall hat."

Unterdessen waren die Lichter hereingebracht worden und zu seiner tiefen Bekümmernis fand nun der Doktor, daß Ralph Mulgrave außerordentlich bleich und angegriffen aussah. Auch erregte es sein nicht geringes Erstaunen, daß derselbe gestiefelt und gespornt dasaß, als wollte er sich eben zu Pferde setzen.

„Mein Gott, Ralph," sagte der Doktor kopfschüttelnd, „Sie sind im Begriffe auszureiten, und doch will mir Ihr Aussehen gar nicht gefallen. Vor ein paar Tagen noch stand es so gut um Ihre Wunde, daß ich Sie bereits für gehellt betrachtete, und jetzt . . ."

„Ich bin auch vollständig geheilt," fiel ihm der junge Mann in die Rede, „auch fühle mich heute so wohl, daß ich dem Drange nicht widerstehen konnte, eine kleine Tour zu unternehmen. Von dieser bin ich übrigens schon vor einer Stunde zurückgekehrt und," setzte er mit einem schwachen Versuch zu lächeln hinzu, indem er zugleich seine Handschuhe auszog und die Reitpeitsche weglegte, „vergaß nur, mich meinen Reithabits zu entledigen."

„Sonderbar, Ralph," meinte der Doktor mit einem neuen Kopfschütteln; „so sind Sie früher nicht gewesen. Wohin ging Ihr Ritt?"

„Nach Tomsinn," erwiederte Ralph Mulgrave. „Ich war noch in der Schuld des Jem Sharper, und dieser Schuld wollte ich los sein."

„Tomsinn?" bemerkte der Doktor mit einem dritten Kopfschütteln. „Also die Erinnerung an jene Spielnacht hat Sie so merkwürdig nachdenklich gestimmt? Doch nein, das kann es nicht sein. Das Zurückdenken an etwas Vergangenes konnte Sie nicht so angreifen, sondern es wird irgend ein neues Vorgehen, irgend eine neue Unthat dort vorgefallen sein. Oder sind Sie vielleicht in Händel verwickelt worden?"

„O nein, nichts der Art," erklärte der junge Mann, indem er sich Mühe gab, recht gleichgültig auszusehen. „Ueberhaupt bin ich ein Thor, daß ich mich um Dinge bekümmere, die mich auch nicht im geringsten berühren, und also — sprechen wir von etwas Anderem, Doktor."

Mit diesen Worten warf er die Füße übereinander und zündete sich eine Cigarre an, in deren Rauchwolken er sich verhüllte. Auch der Doktor sprach nichts, sondern begnügte sich, seinen jungen Freund scharf zu beobachten, und so saßen sie einander wohl eine Viertelstunde lang schweigend gegenüber.

„Ralph," sagte endlich der Doktor mit weicher Stimme, „Sie sind seit einiger Zeit ganz anders, als früher. Seit der Zeit, daß Miß Emily sich für Herrn Casardeau entschieden hat."

„Ich anders?" rief der junge Mann. „Und anders Emily's wegen? Bei Gott, das bringt mich zum Lachen!"

Und in der That lachte er nun grell auf und blies noch dichtere Rauchwolken von sich. Doch bald ging in seiner Stimmung wieder eine Wandlung vor und sorgig mit den Füßen stampfend sprang er auf. „Hören Sie, Doktor," sprach er, „sagten Sie mir nicht, daß Casardeau mit dem wüsten Marigny für immer gebrochen habe?"

„Ja, das sagte ich," erwiederte der Doktor. „Er gab Miß Emily feierlich sein Wort, nie mehr in irgend eine Gemeinschaft mit jenem Menschen treten zu wollen."

„Und dennoch," erklärte Ralph Mulgrave, und sein Auge funkelte dabei vor Erregung, „kann ist dieser Casardeau ein schuftiger Lügner, denn eben jetzt sitzt er mit Marigny in Tomsinn zusammen, und wahrscheinlich werden sie in Kompagnie mit andern Nehmlichgesinnten die ganze Nacht dort bei hohem Spiele zusammensitzen."

„Ha," rief der Doktor, „das war's, was Ihnen durch den Kopf ging?"

„Und," fuhr Ralph Mulgrave mit wachsender Hitze fort, „nicht bloß ein schuftiger Lügner ist er, sondern auch ein tief in Schulden steckender Lump und Verschwender, denn vor noch nicht zwei Stunden hat er dem William Marigny den ganzen Ertrag der nächsten Ernte von Emily's reicher Pflanzung handschriftlich überwiesen."

Der Doktor fuhr erschreckt auf. „Das kann nicht sein," sagte er; „Casardeau hat ja noch gar kein Recht an die Plantage Beausleau und so sieht verschuldet . . . Aber halt, was fällt mir ein, war nicht in jener Nacht von zwanzigtausend Dollars die Rede?"

„Noch mehr," schrie Ralph Mulgrave, indem seine Augen Feuer sprühten, „jener Glende verpfändete dem William Marigny auch die erste vertraute Dienerin Miß Emily's, jene liebliche weiße Linschuld, welche ihre Herrin stets mehr wie eine Schwester hielt, denn wie eine Untergebene und Sklavin. Er verhandelte sie ihm, damit er mit ihr thue, was ihm beliebe."

Wiederum lachte Ralph Mulgrave grell auf und warf sich dann in seinen Sessel zurück. „Und dieser Nichtswürdige," setzte er eine Weile nachher mit einigem Hohne hinzu, „dieser Nichtswürdige ist Derjenige, welchen Miß Emily zu ihrem Bräutigam erkoren hat!"

Der Doktor wurde bleicher als Marmor und er glaubte, das Herz zerspringe ihm. Den Augenblick darauf aber erfaßte ihn eine grenzenlose Wuth und er würde den Beautigam Emily's, wenn er ihn zu Handen gehabt hätte, auf der Stelle erwürgt haben. „Letty verkauft!" murmelte er in unartikulirten Tönen. „An den nichtswürdigen Marigny verkauft, damit dieser mit ihr thue, was ihm beliebe! Aber ich hätte es ahnen können," setzte er wild um sich blickend hinzu, indem er sich mit der Faust vor die Stirne schlug, „und, ja, wieb' ein Thor war ich, daß ich den Hund nicht niederschoß, wo ich ihn in der Gewalt hatte!"

Allein so fruchtbar groß auch seine Wuth war, so sagte ihm doch sein Verstand schon nach Kurzem, daß auf diese Weise nichts ausgerichtet werde, und mit gewaltiger Anstrengung zwang er sich zur Ueberlegung. „Ralph Mulgrave," sagte er dann und stellte sich hart vor den jungen Mann hin, „woher haben Sie diese schrecklichen Nachrichten?"

Digitized by Google

„Ich hörte sie mit meinen eigenen Ohren in Townsinn," erwiederte Ralph, der sich inzwischen ebenfalls zu fassen gesucht hatte.

„Das ist mir nicht genug," fuhr der Doktor fort; „Sie müssen mir Alles ausführlich erzählen."

„Ich sagte Ihnen bereits," begann Ralph Mulgrave, nachdem er sich eine Weile besonnen hatte, „daß ich heute Mittag nach Townsinn hinausgereiten sei, um mit Jem Sharper meine Rechnung von letztin in's Reine zu bringen. Ich traf ihn übrigens nicht, da er schon am Morgen fortgeritten war. Dagegen sagte man mir, er werde längstens in einer Stunde zurückkehren, und so beschloß ich denn auf ihn zu warten. Doch nicht die Wirthsstube wählte ich hiezu, sondern jenes Zimmer, in welchem ich krank gelegen, und dahin ließ ich mir von Juno, meiner früheren Wärterin, Erfrischungen bringen. Ich wollte allein sein, um ein wenig von der Vergangenheit zu träumen, denn, in der That, Sie haben recht, Doktor, ich liebe es in neuester Zeit, hie und da meinen Gedanken nachzuhängen. Gut also, ich saß da und träumte, oder vielmehr ich hatte die Absicht zu träumen. Allein noch war keine Viertelstunde vergangen, so polterten drei Männer mit großem Geräusch den Gang entlang, und ließen sich vom Kellner das Zimmer anschließen, das dem meinigen gerade gegenüberlag."

„Ha!" rief der Doktor, „ich kenne das Zimmer und wollte darauf schwören, daß zwei von diesen Männern Engen Casardeau und Sillibum Marigny gewesen seien. Es ist nicht das erste Mal, daß sie sich dort zusammen berichten."

„Sie haben richtig gerathen, Doktor," fuhr Ralph Mulgrave fort, „und ich erkannte die Beiden, die Sie eben nannten, sogleich an ihren Stimmen, da sie ganz laut, fast lärmend sprachen. Die dritte Stimme war mir neu und ich merkte erst aus dem Verlaufe des Gespräches, daß sie einem gewissen Terrible, dem jetzigen Overseer auf der Beaujolaispflanzage, angehörte. Nun gut, von diesen Dreien führte Marigny das große Wort und er besaht zuerst dem Kellner, sofort Tinte, Feder und Papier, zusammen mit einigen Flaschen Cognac, herbeizubringen. Dann verlangte er von Master Terrible zu wissen, wie hoch sich der Ertrag der Plantage Beaujolais in diesem Jahre belaufen werde, und es wurde da viel gerechnet und gestritten. Endlich hieß sich William Marigny herbei, die ganze Ernte für zwanzigtausend Dollars zu übernehmen, und damit solle dann Alles, was Casardeau ihm schulde, getilgt sein. Aber nur unter einer Bedingung: — daß Letty, die Lieblingsdienerin Emily's, ihm gleich morgen überliefert werde."

Der Doktor sprang auf und alles Blut drängte sich ihm gegen den Kopf. Doch im Momente hatte er sich wieder bezwungen. „Und darauf ging Casardeau ohne Weiteres ein?" fragte er dann, die Worte nur mühsam hervorpressend.

„Nein," erwiederte Ralph Mulgrave, „nicht ohne Weiteres, sondern er hatte gar viele Bedenken und meinte namentlich, der Handel könnte ihm bei Miß Emily so sehr schaden, daß die Hochzeit eiligängig gemacht würde. Marigny solle daher noch vierzehn Tage lang warten, bis er definitiver Besitzer des Beaujolaishofes geworden sei. Dann, setze er hinzu, dann mag Emily bitten, weinen, beschlen oder drohen, so lang sie will; mir Alles eins, denn ich bin dann der Herr."

„Und Marigny?" fragte wiederum der Doktor in derselben Weise wie früher.

„Marigny?" fuhr Ralph Mulgrave fort. „Nun, Marigny lachte ihm in's Gesicht. Entweder — oder," rief er ihm zu, „denn ich habe einmal meinen Kopf darauf gesetzt und Du weißt, daß ich Dich in meiner Hand habe. Ueberdem wird Miß Emily vorderhand gar nichts davon erfahren, daß Du mir das Mädchen verkauft hast. Morgen in aller Früh schickst Du die Koffer Deiner Braut unter Aufsicht des Master Terrible an den Landungsplatz des Dampfboots hier neben an, und dem Mädchen befehlst Du schnell voranzugehen, um die Effekten in Empfang zu nehmen. Letty muß natürlich gehorchen und sie wird es auch thun, ohne etwas Schlimmes zu ahnen. Sobald sie aber in Sicht von Townsinn kommt, stürze ich mich aus meinem Hinterhalte auf sie, und um's Handumdrehen habe ich sie in meinem wohlverschlossenen Wagen, um mit ihr im Galopp nach Marignyhaus zu fahren. Eine Weile darauf kommt dann Master Terrible mit den Koffern und Schachteln und bringt sie an den Landungsplatz. Er folgt nach Letty, damit sie die Sachen übernehme. Er sieht und wettert, daß sie noch nicht da ist, und in Folge dessen erkundigen sich alle Anwesenden nach dem Sachverhalt. Dadurch wird der Beweis hergestellt, daß Master Terrible mit dem Verschwinden Letty's nichts zu thun hatte, und ebensowenig konnteh Du Deine Hand mit im Spiele haben, denn die Dienerschaft von Beaujolaishaus sah und hörte es ja mit an, daß Du dem Mädchen befahlst, nach dem Landungsplatze zu gehen. Inzwischen kommt das Dampfschiff angefahren, und da es nicht wartet, so müssen die Koffer sofort eingeladen werden. Man bringt sie also an Bord, und bis auf den letzten Augenblick sieht sich Master Terrible nach allen Seiten um, ob Letty nicht nachträglich noch komme. Sie kommt aber nicht und das Dampfboot fährt ohne sie ab. Nun eilt Master Terrible zu Dir und stattet Dir in höchster Aufregung seinen Bericht ab; Du aber stellst augenblicklich einen Brief an Deine Braut auf, worin Du ihr das unbegreifliche Verschwinden des Mädchens meldest, und diesen Brief schickt Du durch einen Reitenden nach Beisseahaus, indem Du zugleich anfragst, welche Maßregeln Du ergreifen sollest. Auf diese Art kann gar nie irgend ein Verdacht auf Dich fallen, und schließlich wird sich Miß Emily in den Verlust ihrer Dienerin schicken. So, schloß Marigny seine lange Auseinandersetzung, so habe ich mir die Sache ausgedacht, und so wollen wir sie morgen Früh durchführen."

„Und Casardeau?"

„Casardeau sagte Ja."

Der Doktor legte die Hand über die Augen und saun lange und tief nach. „Könnte man," fragte er dann seinen jungen Freund, indem er alle seine Kraft aufbot, um ruhig zu erscheinen; „könnte man gegen eine solche höllische Schurkerei nicht gerichtlich einschreiten?"

„Zu Gunsten einer Sklavin?" erwiederte Ralph Mulgrave bedeutsam. „Jedermann hat das Recht, sein Eigenthum zu verpfänden, zu verwetten, zu vertauschen, zu verschenken oder zu verkaufen nach Belieben."

„Aber," warf der Doktor ein, „Herr Casardeau ist noch nicht Letty's Eigenthümer!"

„Das Mädchen," entgegnete Ralph Mulgrave, „bildet einen Theil des Beaujolais'schen Besitzthums, und Casardeau wurde, so viel mir bekannt, von Herrn Beisseau, dem Ohm und Vormund der Miß Emily, als sein Stellvertreter in Beaujolaishaus zuerkannt. Nach dem Buchstaben des Gesetzes kann man also gegen den würdigen künftigen Eheherrn der schönen Miß nicht einschreiten; aber freilich," setzte er mit der tiefsten Verachtung hinzu, „wird man im ganzen Süden keinen Gerechtigkeit finden, der sich einer auch nur halbwegs ähnlichen Handlungsweise je schuldig machen könnte."

„Wenn man nun aber Miß Emily von dem wahren Sachverhalt in Kenntniß setzte?" fragte der Doktor.

„Dann," war die hastige Antwort Ralphs, „dann würde Monsieur Casardeau schwören, ich habe die ganze Geschichte erfunden, um ihn in den Augen seiner Braut zu verderben, und diese würde ihm Glauben schenken, weil — weil — nun weil man mich einmal für seinen Nebenbuhler gehalten hat."

Der Doktor fragte nun nichts mehr, sondern abermals legte er die Hand über die Augen und saun tief und lange nach. Dann sprang er auf und in seinem Gesicht lag ein fester, unwandelbarer Entschluß.

„Leben Sie wohl, Ralph," sprach er kalt und ruhig; aber dieser anscheinenden Kälte und Ruhe widersprach die Heftigkeit seiner Bewegung.

Der junge Ralph Mulgrave sah ihn verwundert an und hätte ihn gerne zurückgehalten; aber ehe er noch ein Wort sprechen konnte, hatte der Doktor bereits das Zimmer verlassen, und den Augenblick darauf hörte man den Hufschlag seines dahinsprengenden Rosses.

„Sonderbar! Wirklich sehr sonderbar!" flüsterte jetzt Ralph Mulgrave halblaut vor sich hin. „Ist es das Schicksal Emily's, was ihn so furchtbar aufregte, oder . . . oder . . . Nein, bei Gott, das Schicksal Emily's ist es nicht, sondern das jenes Mädchens, welches Casardeau an Marigny verhandelt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Von unten herauf.

I.

Heinrich Max Imhof von Bürglen.

Von

August Feierabend.

Es sind nun schon mehr als fünfzig Jahre seither, da kam Herr K., ein reiner Kunstkenner von Zürich, auf einer Lustreise nach dem Flecken Altdorf im Urner Ländchen, und befah sich daselbst, während die Wirthsleute im Adler ein bescheidenes Mittagessen bereiteten, die Holzschnitzereien, die in einem Glasschranke zum Verkaufe an die fremden Reisenden ausgestellt waren. Verwundert blieb sein Blick an einigen Schafen und Ziegen haften, und neugierig frug der Kenner den eben eintretenden Wirth, woher er diese „Dinger" habe. Ein armer Gaisbub von Bürglen — war des Wirths Bescheid — bringt sie mir zum Verkaufe. K. bat den Wirth, den Buben auf den Abend nach Altdorf in den Adler zu berufen, und dieser, sobald er mit seiner Gaisenschaar nach Hause zurückgekehrt war, fand sich auch wirklich pünktlich in Altdorf ein. K. fand Gefallen an dem geweckten, frischen Wesen und an den verständigen Antworten des Gaisbuben, und frag ihn daher, ob er mit ihm nach Zürich kommen und ein Bildhauer werden wolle? Heinrich's Augen leuchteten in heller Begeisterung bei dieser Frage, und ohne sich lange zu besinnen, erklärte er sich

Digitized by Google

sogleich bereit, K. zu folgen, wenn seine Eltern die Einwilligung darein geben würden. Diese war bald erlangt, und nach wenigen Tagen reiste K. mit seinem Schützling nach der Limmatstadt zurück. In Zürich besuchte nun Heinrich die dortigen Stadtschulen, nahm fleißig Zeichnenunterricht und machte außerordentliche Fortschritte.

Von Zürich brachte ihn sein sorgsamer Pflegevater nach genügender Vorbereitung zu seinem Freunde, dem berühmten Bildhauer Dannecker in Stuttgart, in dessen Kunstwerkstatte er seine plastischen Studien begann. Von Stuttgart wandte sich der Jüngling nach Vollendung seiner Lehrzeit nach der ewigen Weltstadt Rom, wo er in Thorwaldsen's Kunstwerkstatte eine freundliche Aufnahme fand. Der wackere Meister war eben mit der Vollendung seines großen Christusbildes beschäftigt, und hier wurde dasser Imhof Gelegenheit geboten, die großartige Auffassung biblischer Gestalten im Geiste des unsterblichen Meisters kennen zu lernen. Thorwaldsen's Geist war in Imhof zum zündenden Funken geworden, der auf dem Boden antiker Schönheitsstudien die einfache und edle Gestaltung seiner biblischen Gestalten hervorrief, und dadurch die Richtung seines Künstlerstrebens für sein ganzes Leben entschied. So finden wir nun in Imhof's Meisterwerken die griechische Antike in dem biblischen Geschichtsbilde lebendvoll in schönster Harmonie vereinigt, und diese ist es, welche seinen Bildern den eigenthümlichen und hohen Kunstwerth verleiht.

Wer in Rom in die Kunstwerkstätte des großen Meisters tritt, der erstaunt über den Reichthum der erhabensten Bildwerke, die ihn daselbst überraschen, und welche der bescheidene Schweizerkünstler in einer langen Reihe von Jahren mit Bienenfleiß schöpferisch gestaltet hat. Unter seinen Bildern verdienen besonders hervorgehoben zu werden: Adam und Eva vor dem Sündenfall im Paradiese, in echt griechisch-antikem Style gehalten; Eva nach dem Sündenfall, in Lebensgröße als leuchtende Perle in dem Museum des Bundespalastes in Bern ausgestellt. Weiter die reizende Ruth, die liebliche Mirjam, die herrliche Tochter Jephta's, drei Bilder von vollendeter Schönheit. Von hoher dramatischer Wirkung sind seine Gruppen: Hagar und Ismael in der Wüste Mosé's, im Begriff, ihr Knäblein auszusetzen. Beide sind voll idealer Schönheit und stellen das allgemeine menschliche Motiv der Mutterliebe dar. Ebenso bewunderungswürdig ist die Gruppe Jakob, wie er um die Rahel wirbt. Imhof's letztes und am meisten hervorragendes Meisterwerk ist der zwölfjährige Knabe Jesus, wie er im Tempel lehrt. Wie die Rosenknospe, die eben ihre Schönheit erschließt, steht die herrliche Gestalt da, und vereinigt in Gesicht und Haltung die kindliche Unschuld und Anmuth mit der jugendlichen Begeisterung des Weltheilandes in zaubervollem Einklang.

Die Kunstwerkstatte Imhof's in Rom ist der Sammelplatz der hervorragendsten Künstler und Kunstfreunde geworden, welche seine Werke bewundern und preisen. Aber hochgefeiert und geehrt, hat der ehemalige Gaisbub von Bürglen seine liebe Heimat in den Schweizerbergen nicht vergessen. In der Nähe seines ersten Pflegevaters K. hat er vor vielen Jahren seine Lebensgefährtin gefunden, und von Zeit zu Zeit kehrt er in sein schönes Heimathaus, nach dem Geburtsort Wilhelm Tell's zurück, um seine von unausgesetzter Thätigkeit angegriffene Gesundheit durch die Heimatluft wieder zu stärken und neu zu beleben. Seit dem letzten eidgenossischen Freischießen in Zürich, wo ein lebensfrohes Gipsbild Wilhelm Tell's den herrlichen Festhügen am Eingang auf den Schützenplatz schmückte, steht nun dasselbe mitten im Flecken Altdorf, als ein brüderliches Geschenk der Eidgenossen von Zürich, wird aber auf die Länge der Zeit den Unbilden der Witterung und der Gewalt der Elemente nicht widerstehen können. Da beschloß Imhof, das Tellbild in Marmor auszuführen und damit den Flecken Altdorf in würdiger Weise zu schmücken. In letzter Zeit ist der Entwurf zu diesem Tellwerkmal fertig geworden. Dasselbe hat eine Höhe von 11 Fuß. Trotz seines ausgerückten Alters schreitet der wackere Meister nun an die Ausführung seines großen Werkes, das einst die schönste Kunstzierde seiner Heimat werden wird.

Altes und Neues.

Der neue Barbier von Sevilla. Ein junger italienischer Maestro und Belcanta, Namens Dall' Argine, hat die naiv-dichte Idee, den durch Rossini bereits weltberühmten und beliebten „Barbiere di Siviglia“ auf's Neue in Musik zu setzen und so den genialen Polarstern gewissermaßen zu einem musikalischen Zweitanapfe herauszubeschwören. Was thut nun der junge, strebsame Maestro, der, nebenbei gesagt, bisher nur durch seine musikalische Force: „Ich besitze Bäuen“ („Ai due orsi“) einen noch dazu äußerst bescheidenen Erfolg errungen hatte? Augeblich der Gefahr, in die er sich muthwillig gestürzt, appellirt er an Rossini selbst, indem er ihm seinen neugeborenen „Barbiere“ widmet, um auf diese Weise seine Kühnheit möglichst zu bemänteln. Nun Rossini empfängt das an ihn gerichtete Schreiben des Maestro Dall' Argine mit gewohnter Bonhomie und beantwortet dasselbe in nachstehender geistreich-sarkastischer Weise: „Herr Maestro Dall' Argine! Ich bestätige Ihnen den Empfang Ihres mir gefälligen Schreibens vom 2. v. M. Obwohl Ihr Name mir nicht ganz unbekannt ist, da der glänzende Erfolg Ihrer Oper: ‚Die beiden Bären‘ auch bereits bis zu mir gedrungen ist, gewährt es mir eine wahre Befriedigung, zu sehen, daß Sie, Kühner junger Mann! (wie Sie sich selbst nennen!), mir durch die beabsichtigte Widmung Ihrer eben vollendeten Oper einigermaßen Ihre Achtung bezeigen wollen. In Ihrem liebenswürdigen Schreiben finde ich nur das Wörtchen ‚Ende‘ überflüssig; ich hielt mich wahrlich nicht für Klöne, als ich nach dem Vater Haydn's das reizende Sujet von Beaumarchais (binnen zwölf Tagen) in Musik setzte. Darum sollten Sie sich dafür halten, daß Sie nach einem halben Jahrhundert noch nach neuen musikalischen Formen einen ‚Barbiere‘ schaffen wollen? Jener Paisiello's wurde erst unlängst in einem der partier Theater aufgeführt, und zwar mit einem Erfolge, wie ihn blos gesalbte und melodienreiche musikalische Kleinode verkommen verdient. Viel wurde bereits und wird noch zur Stunde zwischen den Kunstfreunden über den Vorzug der Ältern und neuern Tonkunst polemisirt. Sie, mein Herr, sollten sich, ich rathe es Ihnen, an das alte Sprichwort halten, daß zwischen zwei Streitenden der Dritte am Besten fährt. Euer Wohlgeboren sind, Sie dürfen davon überzeugt sein, und ich wünsche es auch von ganzem Herzen, jener glückliche Dritte. Möge denn Ihr neuer ‚Barbiere‘, als ein großer Bär, im Theater mit Ihren bereits populären Beiden Bären' ein musikalisches Trikonzert bilden und Ihnen, sowie unserem gemeinsamen Vaterlande einen unvergänglichen Kuhm sichern. Diese kurzen Winke bezgl für Sie der greise Polarstern, der sich nennt Rossini m. p. — P. S. Die Widmung Ihres neuen Werkes nehme ich recht gerne an. Empfangen Sie indessen dafür meinen verbindlichsten Dank. Paffy, 8. August 1868.“

Charade.

Mein Erstes, kecker, kleiner Kegel,
Als Häschen häufig angetroffen.
Ist einmal nur ein lauter Flegel,
Kennt dennoch manche Höh' der Welt.
Das Zweiten wunderbaren Wesen
Ist ein geheimnißvolles Nichts,
Oft zeigt es, was einst dort gewesen,
Stets mangelnd Fleisch und Gewichts.
Das Ganze streckt die Liebesarme
Nach meinem Ersten sehnend aus,
Bild schützen es vor jedem Harme,
Bereiten ihm ein Liebeshaus.
Und sieh', das Ganze hat's errungen,
Er hält das Erste ewig fest,
Und hält mit Freuden es umschlungen —
Bis treulos er das Haus verläßt.

Auflösung des Räthsels Seite 108:

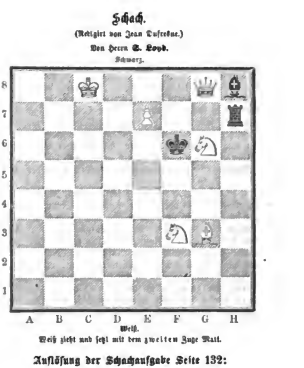
Salz.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn S. Lopd.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 132:

Weiß.	Schwarz.
1) D 3 — G 4 5.	1) K. F 5 nimmt K 5 oder A.
2) K. D 7 — C 6	2) S. H 7 — F 8 am Besten.
3) L. D 6 — K 6 5. . . .	3) S. F 8 nimmt K 6.
4) S. C 5 — D 7 Schach und Matt.	

A.

1)	1) K. F 5 — G 5.
2) S. C 5 nimmt K 4 5. .	2) K. G 5 — H 4.
3) L. D 6 — H 6 Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 16.

Stuttgart, 1868.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Kothbart.

In der Wallus.

Kriminalgeschichte
von
J. D. H. Temme.

Aus einem Hause am Ende des Dorfes traten eine ältere und eine jüngere Frau. Sie gehörten dem ärmeren Bauernstande, eigentlich wohl dem dürftigen Tagelöhnerstande des Dorfes an. Die kleine, niedrige, verfallene Hütte, aus der sie traten, zeigte es, ihre ärmliche Bekleidung war Zeuge, das Arbeitszeug, mit dem sie sich zu ihrem Gange versehen hatten. Jede von ihnen trug ein Beil und einen Strick. Sie wollten unzweifelhaft in den benachbarten Wald, um Holz zu holen.

Die junge Frau trug außerdem im Arme ein Kind von etwa einem Jahre, einen frischen, blühenden Knaben mit klaren Augen, gegen die kalte Witterung wohl eingewickelt in einen Frauenrock von buntgewürfeltem Wollenzeuge.

Margimme nennen die Litthauer den Frauenrock. Die litthauischen Frauen weben das Zeug selbst.

Es war im Monat Oktober. In der Nacht hatte es leicht gefroren. Der Winter stellt in jener nordischen Gegend sich früh ein. Die Morgensonne hatte wenig die Luft durchwarmen können. In der Mittagssonne gingen die beiden Frauen aus.

Sie gingen dem nahen Walde zu, der das Dorf von allen Seiten umgab. Er war ein Theil der großen königlichen Inkaforst, einer der ansehnlichsten unter den vielen und verschiedenen Forsten in der preußischen Provinz Litthauen. Sie hat eine Breite von zwei und eine Länge von vier Meilen. Sie zieht sich in ihrer ganzen Länge an der russischen Grenze hin. Sie hat ihren Namen von dem Flusse Jura, der, hinter Tauroggen aus Russland hervortretend, den größten Theil der Waldung durchströmt.

Das Dorf, das die beiden Frauen verließen, heißt Karben. Rund umher von Wald umschlossen, liegt es etwa eine Viertelmeile von der russischen Grenze entfernt.

Die Frauen schlugen die Richtung nach der Grenze ein. Ihr gerader Weg hätte sie durch eine Dorfstraße geführt. Sie nahmen ihren Weg um das Dorf herum. Sie gingen schweigend neben einander. Die ältere Frau sah sich manchmal um, ob sie von Jemandem gesehen würden; es schien, daß sie nicht bemerkt

Ophelia. (S. 183.)

Digitized by Google

werden wollten. Die jüngere hatte nur Blicke für ihr Kind; freundlich lächelnde, wenn das Kind mit seinen klaren Augen sie lächelnd ansah, dann auf einmal wieder trübe, nachdenkliche.

Sie war eine schöne Frau, diese junge arme Bäuerin oder Tagelöhnerin. Ihre Gesichtszüge waren fein; sie hatten einen besonderen Ausdruck; es lag Weichheit, Frauer, aber banchen Entschlossenheit darin, und immer hatten sie etwas Adeln. Auch ihre schlanke Gestalt hatte etwas Weiches, und ihre Haltung zeigte wieder den Adel ihres Innern und die Entschiedenheit ihres Wesens.

Was sie eine arme, niedrige Bäuerin?

Die beiden Frauen hatten beinahe das Dorf hinter sich, es war ihnen Niemand begegnet. Auf einmal gewahrten sie zwei Männer, die vom Dorfe her auf den Weg zukamen, in dem sie gingen. Die alte Frau sah sie zuerst.

„Eine, Dein Bruder!“ sagte sie zu ihrer Begleiterin.

Regine war der Name der jungen Frau. Die Litthauer kürzen ihn in Gine ab, indem sie zugleich den Buchstaben G wie die Franzosen zum Beispiel in dem Worte Gendarm aussprechen.

Die junge Frau erschrak.

„Und der schlechte Mensch, der Erdmann Grigatis ist bei ihm,“ sagte sie.

Sie blickten um sich, ob sie sich irgendwo vor den beiden Männern verbergen können.

„Sie sehen und, es ist zu spät,“ sagte die alte Frau.

„So kehren wir um.“

„Sie würden uns folgen, Du kennst den Erdmann.“

„Du hast recht, Baekene.“

Die junge Frau schritt entschlossen, rubig, fast stolz voran. Die ältere folgte ihr.

Die beiden Männer hatten ihre Schritte beschleunigt, als sie die Frauen sahen. Sie wollten vor diesen in der Kreuzung des Weges sein. Es gelang ihnen.

Es waren ein paar junge Männer in der gewöhnlichen Tracht der litthauischen Dorfbewohner jener Gegend, in langen, grauen, sogenannten Wandröcken. Aber die Röcke waren unsauber, abgeschabt, an einzelnen Stellen zerrissen. Und die beiden Burschen pußten zu den Röcken. Den grauen, zahlen, aufgedunsenen Gesichtern sah man die ganze widerwärtige Gemeinheit an, die der Branntwein und ein liederliches Leben jedem menschlichen Gesichte aufprägen. Und der eine von ihnen war der Bruder der jungen Frau mit den schönen, weichen und edlen Gesichtszügen.

Sie vertrauten den Frauen den Weg mit boshaftem Hohn in den häßlichen Gesichtern.

„O, a! ertappen wir euch einmal auf den gehimen Wegen?“

„Wir gehen in den Wald, um Holz zu suchen,“ sagte die alte Frau.

Die jüngere schwieg. Ihr Stolz schien es nicht zuzugeben, daß sie antwortete, daß sie die beiden Menschen nur ansah.

„Und der junge Ehelmann wird Euch helfen, alte Kupplerin,“ wurde der alten Frau von dem Einen der Burschen erwidert.

„Ja, ja, sie hat an dem einen Bürmchen noch nicht genug,“ höhnte der Andere.

Die junge Frau zuckte heftig zusammen über die Worte. Dann erhob sie sich, aber nicht zu dem, der sie gesprochen hatte. Für ihn hatte sie nur einen Blick der Verachtung. Sie wandte sich an den Andern.

„Bruder Maurus, ich segne den Zufall, der mich zu Dir führt. Ich hatte längst eine Bitte für Dich in meinem Herzen. Lasse ab von diesem Elenden, in dessen Gesellschaft ich Dich sehe. Er hat Dich die Wege der Schlechten gelehrt. Verlasse ihn und gehe wieder die Wege der Guten. Ehe ben Gebeinen unserer braven Mutter die Ruhe in ihrem Grabe.“

Der Bruder, an den die Worte gerichtet waren, lachte dazu. Er hatte ein heiseres, höhnisches Lachen. Er wollte antworten. Sein Gefährte kam ihm zuvor.

„An Deinen Vater erinnert sie Dich nicht,“ sagte er boshaft.

„Ja, ja, er starb im Zuchthause!“ sagte der eigene Sohn über seinen Vater.

„Komm', Barkene!“ sagte die junge Frau zu ihrer Begleiterin.

„Geht den Weg frei!“ rief sie belehlend den beiden Burschen zu.

Ihr Bruder Maurus wollte nicht weichen. Sein Gefährte Erdmann Grigatis nahm seinen Arm.

„Lassen wir die Dirne, Maurus Jürgeleit. Ich wollte ihr die Ehre anthun, sie zu meiner Frau zu machen, trotz dem Mutem da in ihrem Arme. Sie wollte nicht. Sie hatte recht. Sie war zu schlecht für mich.“

Die beiden Burschen gingen quer über den Weg nach einer andern Seite des Waldes hin.

Die beiden Frauen setzten nicht gleich ihren Weg fort. Die jüngere war angegriffen. Sie mußte sich sammeln. Aber aufrichten konnte sie sich nicht. Ihren Augen entströmten bittere Thränen.

„Ich bleibe ewig das verachtete Mädchen!“ jammerte sie.

Sie war ein Mädchen. Sie trug die Tracht der Frauen, den Kopf fest mit dem weißen Tuche umwunden. Eine litthauische Frau darf ihr Haar nicht zeigen. Auch das gefallene Mädchen nicht. Ein Mädchenverführer heißt in der bilderreichen Sprache jenes Volks ein Kopfverbinder.

In der Weinenden lehrte rasch einer der beiden Burschen zurück. Es war ihr Bruder Maurus.

„Drei Worte noch, Gine. Dein Graf will heute über die Grenze kommen.“

Das Mädchen erblaßte. Die Thränen erstarrten ihr in den Augen.

„Der Graf?“ rief sie.

„Der Graf! Heute noch!“

„Zum Schlosse?“

„Vielleicht auch zu Dir.“

„Maurus, sprich ernsthaft.“

„Ich denke, Hängen und Sibirien sind sehr ernsthafte Sachen. Die Russen sind hinter ihm. Er hat Flüchten müssen; sein Weib mit ihm, mit ihm und ihrem Kinde. Es ist ein hattes Jahr alt. Deines war noch nicht so alt, als sie Dich mit ihm vom Hofe jagten. Aber sie wird auch an Dich denken müssen; und sollte sie nicht, ich werde sie daran erinnern.“

Die Worte des Burschen jagten dunkle Blitze durch die Augen des Mädchens.

„Ergähle,“ sagte sie.

Der Bruder sah sie mißtrauisch an. „Du möchtest sie wohl retten?“

„Ergähle,“ rief sie.

Er kann einen Augenblick nach.

„Warum solltest Du?“ sagte er dann. Gutes haben sie Dir nicht gethan. Und wenn Du auch wolltest, es fehlte Dir die Macht. Es brächte Dir die Kugel eines Kosaken oder Strafmiß ein. Das wäre Alles. So höre. Der Graf ist ein schlauer Pole. Er stand immer in der Beschwörung seiner Landsleute gegen die Russen. Aber diese konnten ihm lange nichts anhaben. Indeß er ist reich, und in Rußland gibt es stets Menschen, die anderer Leute Geld gebrauchen können. Einen von ihnen zeigte ihn bei der russischen Regierung an, als den Schlimmsten aller polnischen Hochverräther. In der vorgestrigen Nacht kam darauf ein russischer Savietning mit einem Offizier und mit Kosaken und mit einem verschlossenen Wagen, um ihn einzufangen und nach Sibirien zu bringen. Sie kamen, wie sie bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegen, still und geräuschlos an, um Mitternacht, wenn Alles im ersten tiefen Schlafe liegt. Sie besetzten alle Ausgänge des Schlasses. Dann wurde durch Nachtschlüssel das Hinterpförtchen geöffnet. So waren sie im Schlosse, ohne daß ihrer Jemand einen Gedanken an sie hatte. Sie hatten einen Spion bei sich, der im Hause Bescheid wußte. Auch Kerkelmachte hatten sie bei sich, alte Räuber und Mörder, die sich perfekt darauf verstehen, einem Menschen, ehe er es sich versieht, eine Schlinge um den Hals zu werfen, daß er keinen Widerstand leisten kann, und ihn dann zu knebeln, daß er nicht schreit, an Armen und Füßen zu binden, daß er wie ein Sack liegt. Die Gelnebelten und Gebundenen nehmen sie dann auf die Schultern, tragen sie in den Wagen, und fort geht es mit ihnen, erst wieder langsam und geräuschlos, daß kein Anderer im Hause erwacht; wenn man sie aber hier nicht mehr hören kann, geht es im Galopp weiter, über Stock und Stein, durch den Wald, über die Haide, nach Sibirien hin, wo tief unten in den Bergwerken der Hochverräther nicht die Sonne, nicht den Mond und nicht die Sterne mehr sieht. Im Schlosse wachen unterdeß am andern Morgen die Menschen auf und finden die Betten und die Stuben der Herrschaft leer und von dieser keine Spur, und sie denken, böse Geister sind in der Nacht dagewesen und haben den Herrn und die Frau und das Kind genommen und sind mit ihnen zum Schornstein hinausgeflogen. So meinten die Leute in der ersten Zeit. Seit Jahr und Tag wissen sie aber, daß ein Polizeisavietning aus Petersburg mit Kosaken dagewesen ist, und daß die Herrschaft Reisig in den sibirischen Bergwerken arbeitet. So sollte es auch in der vorgestrigen Nacht in dem Schlosse des Grafen Oltinski ergehen. Der Spion hatte den Savietning und den Offizier und die Kosaken, die sich auf das Knebeln und Binden verstanden, ohne alles Geräusch in das Haus geführt, zu dem Schlafzimmer des Grafen. Er hatte dann auch hier mit seinen Nachtschlüsseln die Thür zu öffnen versucht, leiser, als der Todtenwurm an die Mauer anklopft. Das Schloß in der Thür hatte sich auch umgedreht, geöffnet, aber die Thür war verschlossen geblieben. Sie ist von innen verriegelt, hatte der Spion gesagt. Sie ist alles von mit Gewalt zu öffnen, durch Einschlagen oder Einstoßen. Der Savietning hatte gethan, und dann beschlen, daß man die Thür einschlage oder einstoße. Aber auch das Schlagen und Stoßen hatte nicht geholfen. Der kluge Graf Oltinski hatte schon lange an einen Besuch gedacht, wie er ihn jetzt erhielt, und die Thüren seines Schlafzimmers heimlich von innen mit Eisen beschlagen lassen, was der Spion nicht wußte. So half auch die Gewalt nichts; sie hatten nur das ganze Haus wach gemacht. Aber sehen hatte Niemand sich lassen. Wo einer von

Digitized by Google

euch Hunden sich blicken läßt, wird er niedergeschossen, rief der Offizier, daß es auf die Treppen, durch die Gänge hallte. Der Soviesning aus Petersburg aber sagte triumphierend: Es bleibt sich gleich. Der polnische Schuft ist im Hause; daß Haus ist besetzt; er kann nicht hinaus. Nun wurden von außen Leitern an die Fenster des Schlafzimmers gesetzt, und die Fenster eingeschlagen und die Laden eingestoßen, und man war endlich in dem Zimmer. Aber es war leer, als wenn wirklich diesmal schon böse Geister dagewesen wären und ihr Werk verrichtet hätten. Das Bett des Grafen war leer, und in dem Gemach daneben das Bett der Gräfin und die Wiege ihres Knaben, und nur die alte Wärterin des Kindes lag an der Erde auf einer Matratze und wimmerte und stöhnte vor Angst, als wenn sie im Sterben liege. Und weiter fand man kein lebendes Wesen in den beiden Zimmern, und die mit Eisen beschlagenen Thüren waren wohl verschlossen, und draußen gaben die Wachen, die davor standen, die Antwort, daß keine Maus, viel weniger ein Mensch herauskommen sei. Die alte Wärterin wurde als Tochter oder Mutter einer Hündin angefahren und gefragt, wo ihre Herrschaft sei. Aber sie konnte vor Schreck nicht antworten. Und dann konnte sie nur sagen: sie sind verschwunden! Sie waren auf einmal verschwunden, wie mit der Hülle von Geistern. Und mehr wußte sie auch nicht."

„Weißt Du mehr, Gine!" unterbrach der Bursche sich selbst mit seinem höhnischen Lachen.

„Wie soll ich es wissen?"

„Er ist der Vater Deines Knaben."

„Erzähle weiter."

„Nun, sie suchten lange. Endlich fanden sie eine verborgene Tapetenthür, und durch die Thür kamen sie an eine Treppe, die hinunterführte unter die Erde und dort in einen langen Gang, an dessen Ende sie aber wieder vor einer verschlossenen eisernen Thür standen, die sie nicht aufschließen und nicht einschlagen und nicht einstoßen konnten. Sie mußten zurück, um von außen zu suchen. Als der Morgen anbrach, fanden sie die Thür im Walde. Der polnische Graf war den dummen Russen gar zu klug gewesen. Aber er war fort mit Weib und Kind, und seit Mitternacht schon weit fort, und der Generalring und der Offizier laufen sich: wenn wir sie nicht wieder einfangen, so müssen wir Beiden hier sie nach Sibirien. Und die Kosaken mußten in alle Weltgegenden sprengen, um die Entflohenen zu suchen und wieder herbeizuschaffen. Einem glückte es, ihre Spur zu finden. Drüben in den sudowschen Wäldern waren sie gesehen, Mann und Frau in litthauischer Tracht, mit einem Kinde von einem halben Jahre. Sie hatten den Blick der Menschen gemieden. Es waren sie hierher, nach der Grenze hin, gestohen. Sie wollten zu der Schwester der Gräfin, der Edelfrau dort hinten im Schlosse. Hier wären sie sicher. Aber die ganze Grenze ist besetzt. Die Kosaken durchstreifen die Waldungen. Der Hunger wird sie aus ihrem Versteck hervortreiben. Bist Du zufrieden mit meinen Nachrichten?" schloß Maurus Jürgeleit.

„Von wem hast Du sie?" fragte seine Schwester.

„Von Erdmann Grigatis."

„Und er?"

„Du weißt, wie sind Kameraden."

„Ihr verlangt euch den Russen als Spione gegen die Schmuggler."

„Man muß leben. Die Russen bezahlen besser."

Das Mädchen sah den Bruder mit Abscheu an. Aber sie hatte noch Fragen an ihn.

„Wo hat man sie zuletzt gesehen?"

„Schon nahe an der Grenze, unweit der Dorfes Berszinnen."

„Wohin wollt Du mit dem Erdmann Grigatis?"

„Du siehst, wir sind auf dem Wege zur Grenze."

„Habt ihr euch auch zur Auslieferung der Flüchtlinge verkauft?"

„Willst Du das Geld verdienen helfen?"

„Elender!" rief das Mädchen.

Der Bursche lachte in seiner frechen Weise. „Tugendheldin mit dem verbundenen Kopfe!" Damit eilte er seinem Kameraden nach.

Eine Zärgelei stand in großer Aufregung, in tiefem Nachsinnen. „Der Elende! Der Verräther!" rief sie. „Aber ist er schlechter, als Jene, die er verrathen will? Wie schwor er, daß sein Herz mir gehöre! Wie war er unglücklich! Wie viele Zaubereien, um mich zu verderben! Und dann! Wie weiteierte er mit seinem stolzen Weibe, grausam gegen mich und mein Kind zu sein! Gegen sein Kind!"

Sie hatte plötzlich einen Entschluß gefaßt. „Gehen wir zum Schlosse, Barlene."

„Was willst Du dort?" fragte die alte Frau.

„Ich muß wissen, was es mit dem Grafen ist."

Die Barlene schüttelte den Kopf. „Wer geht Dich der Graf an, der Dir Deine Ehre genommen hat?"

„Ja, er hat mich unglücklich gemacht."

„Der Dich mit Deinem Kinde und dem Hause werfen ließ?"

„Er ließ uns mit seinen Hunden vom Hofe jagen," sagte das Mädchen.

Sie sprach bebend die Worte. Ihre Lippen waren bleich, in ihren Augen brannte es dunkel. Eine finchtbare Erinnerung hatte sie ergriffen und Alles in ihr geweckt, was an heftigen, leidenschaftlichen Gefühlen in ihrer Brust geschlummert hatte.

„Komm', Barlene," sagte sie rasch mit ihren entschlossenen Mienen Sie hatte schon den Weg verlassen, in dem sie gingen; sie schritt eiligst in einer anderen Richtung dem Walde zu, der überall um sie her war.

Die alte Barlene folgte ihr. „Die beiden Burschen werden und sehen," sagte sie nur noch. „Sie nannten mich schon die Kupplerin."

Eine achtete nicht auf sie. Sie kamen in den Wald. Sie gingen schweigend zwischen den dunklen Fichten, das Mädchen mit ihrem raschen, entschlossenen Schritt voran. Nach einer Viertelstunde kamen sie zu einer Lichtung. Ein kleines Wiesenland lag vor ihnen, hinter der Wiese ein großer Garten mit Obstbäumen. Ueber den Obstbäumen ragten höhere, dunkle Zannen empor, und lange italienische Pappeln, die auch in dem litthauischen Norden ihr Fortkommen finden; die scharfen Nordwestwinde, die im Winter aus den russischen Steppen herüberwehen, hatten sie nur schon entblättert. Durch das spärliche Laub der Obstbäume, durch die dunklen Zweige der Tannen sah man Stücke einer grauen Mauer, durch die nackten Kronen der hohen Pappeln ein spitzes, graues Giebelbach. Die Umrisse des unteren Gemäuers konnte man nicht erkennen. Eine hatte unter den letzten Bäumen des Waldes Halt gemacht.

„Rufe den Junker hierher!" sagte sie zu ihrer Begleiterin.

Die alte Frau ging ohne Widerrede. Sie durchschritt die Wiese, ging um den Garten herum und verschwand hinter dessen niedrigem Zaune in der Richtung nach dem grauen Gemäuer und dem grauen Giebeldache.

Das Mädchen lehnte sich mit ihrem Kinde auf einen Baumstumpf. Sie war unruhig, aufgeregt, aber die Aufregung hatte sie angegriffen, ermüdet. Das Kind war in ihrem Arme eingeschlafen. Sie legte es sanft und leise in ihren Schooß. Sie betrachtete lange das schöne, blühende Knabengesicht. Sie war auch so schön, aber sie war so bleich. Ihr Auge war trübe, um ihre Lippen zuckte der Schmerz. Das Kind lächelte im Schlaf.

„Auch Du hast schon Herzweh?" sagte das Mädchen.

Wenn kleine Kinder im Schlafe lächeln, so haben sie Druck im Magen, sagt man. Wenn den Littauer der Magen drückt, so ruft er: Mane Skirsis, mane Skirsis! Mein Herz, mein Herz!

Das Kind öffnete die Augen, aber es lächelte die Mutter an, es hatte wohl keinen Schmerz gehabt. Die Augen des Mädchens wurden feucht. Die dunkle Jornesglut entwich aus ihnen. Durch die Thränentropfen, die an den Wimpern hingen, sah man innige, weiche, heyliche Liebe.

Ein leichter Schritt war unter den Bäumen des Waldes näher gekommen. Das Mädchen in ihrem trüben Sinnen hatte ihn nicht vernommen. Der Schritt hielt plötzlich an. (Fortsetzung folgt.)

Ophelia.

(Bild S. 181.)

Eine der rührendsten, tiefsinnigsten Gestalten in unserer ganzen Literatur ist unstreitig Shakespeare's Ophelia. In ihren Charakter hat der große Menschenkenner und Menschenmaler mit besonderer Vorliebe die zartesten und duftigsten Blüthen seiner hier bis zum Räthselhaften tiefsinnigen Poesie hineingelegt. Wie eine traumhafte Erscheinung aus einem alten Zaubermärchen tritt Ophelia vor uns hin: anfangs kindlich glücklich in ihrer Liebe zu Hamlet — bis sich ihre unnachtete Seele im rührenden Gesange ausstößt. Ein eigenthümlicher Zauber umweht diese duftige, mit den zartesten Strichen kaum angedeutete Mädchengestalt. Liebe — Liebe durchklingt wie ein Harfenton ihr junges Leben . . . und dann zerreißt schrill eine Saite nach der andern! Mit glühendster, ungestümer Leidenschaftlichkeit hat der Königssohn Hamlet sie geliebt . . . bis ihre jungfräuliche Blüte drüber Blatt um Blatt niedergittert. Und dann — verläßt der Geliebte sie . . . hart, grausam, ja verachtend wendet er sich von der Unglücklichen, daß sie von sich selber sagen muß:

Und ich, der Frau'n elendeste und Aermste,
Die seiner Schwüre Honig sog . . .

Aber ihr Geist ist noch nicht voll: ihr Vater fällt von der Hand des bis zum Wahnwitz aufgeregten Geliebten — und nicht aus bloßem Zufall . . . Das ist für den armen jungen Kopf der Tochter zu viel — ihr Verstand geht aus den Fugen.

Und selbst das Ende dieses holden entblätterten Blütenlebens hüllt der Dichter in einen sanften rührenden Zauber. Die wahnsinnige Ophelia, die von den Menschen so viel Leid erfahren hat, wendet sich ganz den Blumen zu. Unter den Blumen sitzt sie und windet Kränze und singt abgerissene Stücke aus alten Balladen dazu . . .

Digitized by Google

Sie trugen ihn auf der Bahre bloß,
Leider! ach leider!
Und manche Thräne fiel in Grabes Schooß —

Jahr wohl, meine Taube.

Wie sie sich so ganz in ihre Blumen einlebt, klingt auf's Rührendste aus ihren Worten bei der Vertheilung derselben hervor: „Da ist Vergißmeinnicht, das ist zum Andenken, und da ist Rosmarin, das ist für die Treue — da ist Frauenlist für euch und Argleg — da ist Raute für euch, und hier ist welche für mich — da ist Maaßlieb — ich wollte euch ein paar Veilchen geben, aber sie welkten alle, da mein Vater starb . . ."

Und unter Blumen endete dieß junge vermählte Blumenleben. Diese Szene hat unser Feichner aufgefaßt. Ophelia trägt in den Locken einen Weidenkranz . . . das ist ja nach alter Sitte das Zeichen für eine verlassene Braut. So sitzt sie auf ihrem Lieblingsplatz am Wasser unter dem Weidenbaum, und windet aus den Blumen in ihrem Schooße Kränze — Tag für Tag . . .

Ihren Tod schildert uns Hamlet's Mutter:

Es neigt ein Weidenbaum sich über'n Bach,
Und zeigt im klaren Strom sein graues Laub.
Mit wirklichen sie phantastisch Kränze wand
Von Hahnfuß, Nesseln, Maaßlieb, Kukuksblumen.
Dort, als sie aufstiegen, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Aesten aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen
Die zuletzten Trophäen und sie selbst
In's weinende Gewässer. Ihre Kleider
Verbreiteten sich weit, und trugen sie
Sirenengleich ein Weilchen noch empor,
Indeß sie Lieder aber Weisen sang,
Als ob sie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element. Doch lange währt es nicht,
Bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken,
Das arme Kind von Melodien
Hinunterzogen in den nassen Tod.

Das St. Niklasfest in Holland.

(Vide S. 183.)

Das ist ein Leben und Treiben unter der Jugend in Holland, wenn der 6. Dezember naht, und damit das Fest des heiligen Niklaas! Sinte Nieklaas, der niederländ. Name der heiligen Nikolaus, der vornehme Herr ist ein gar großer Heiliger, der selbst den Reformirten noch Respekt einflößt und von ihnen gefeiert wird. Schon Wochen vorher fragen die Kinder, wenn sie zu Bette gebracht werden: „Wie viel Mal muß ich noch schlafen, bis er kommt?" und wenn sie den Tag über recht artig gewesen, so beschenkt sie die unsichtbare Hand des Heiligen durch Gaben, die entweder vom Schornstein herab in das aufgehaltene Schürzchen fallen oder in irgend einer Ecke zufällig gefunden werden. Inbrünstig beten die Kleinen:

Sint Niklaas, Gods heiligs man,
Hou onwe zinnen tabbaerd na,
En zijdt er wéér naer Spanjie
Om appelen van Oranjie
Om appelen van den boom.

Sanft Niklas, Gottes heil'ger Mann,
Ach Deinen besten Rock Dir an,
Und reit darin nach Spanien,
Hol' Aepfel uns von Orangien (Orangen)
Und Birnen von dem Baum.

Der 5. Dezember erschreint und ungeduldig erwartet man den Abend, an dem Niklaus seine Gaben einsauft. Seit einigen Tagen sind die Nachbarinnen des Abends zum „Vergaben" gegangen, um den Pfefferkuchenbäckern beim Bemalen der vielen Kuchen zu helfen. Jede hat ihr Schälchen mit Wasser und ihren Pinsel, und plaudernd wird nun gemalt, bis gegen neun Uhr auch die jungen Leute sich einfinden, und die Phändelspiele beginnen, nachdem um halb acht Uhr ein großer Kessel mit Aussmilch zur Erfrischung auf den Tisch gestellt worden. Hildebrand, der holländische Humorist, hat in seiner Kaanera obscura', die uns Glaser übersetzte, ein recht hübsches Bild dieser Abende gezeichnet.

Die Straßen wogen am Vorabend des Niklastages von Menschen, die in den glänzend erhellten Magazinen und Läden ihre Einkäufe machen. Ueberall hält St. Niklas mit reichen oder bescheidneren Geschenken seinen Einzug; Freude herrscht in Palast und Hütte. Dasjenige wird in Hülle und Fülle aufgetragen, und der Holländer, der von Hause aus eine große Vorliebe für Süßigkeiten hat, schwärmt besonders für sein St. Niklaasgoed oder Klaasgoed, namentlich der Amsterdamer für die kleinen Zuckerfiguren, die man Specultatie nennt, und die alle möglichen Gestalten von Männern und Frauen, vorzüglich des heiligen Nikolaus selber und der vier Neunundsiebzigder annimmt. Die Schlittschuhbahnen sind aber doch nicht die Hauptsache, sondern die merkwürdigen Gebäcke, welche Sinterklaas bringt. So gewinnt in Holland das Fest ganz den Charakter unseres deutschen Weihnachtsfestes.

Sinterklaas ist nichts Anderes, als der Odin der nordischen Göttersagen: darauf deutet das weiße Roß hin, auf dem er in der Nacht vom 5. auf den 6. Dezember durch die Luft reitet. Der gewaltige Heidengott ist freilich in den Niederlanden ein recht gemüthlicher alter Herr geworden: er braucht nicht mehr als Führer des wilden Heeres wie der Sturm durch die Luft, mit echt holländischer Behaglichkeit reitet er ohne die Dächer und steigt mit seinem Schimmel zu jedem Schornstein hinein, wo Kinder sind, was dem, der die phantastischen Gestalten der niederländischen Kamine kennt, gewiß kein kleines Kunststück dünken wird. Aber wer zweifelt an Sinterklaas? Niemand in Holland. Dafür hat das Spielzeug gesorgt, das sagt: daß wer Sinnlichkeit kennt, nichts mehr von ihm bekommt, und da unsere Leser nun ebenfalls kennen, was wir von ihm wissen, so sollen sie ebenfalls nicht weiter bekommen und wir machen ein Punktum.

Ein Monstrekonzert des siebenzehnten Jahrhunderts.

Historische Humoreske
von
Arnold Wellmer.

Auch unser Jahrhundert ist stolz auf seine Monstre-Musikaufführungen! Wenn der Militärmusikdirektor Wepreckt im Garten des berliner Vergnügungslokals „Hofjäger" seine dreihundert Musiker trompeten und posaunen und hundert Trommler und Paukenschläger dazu trommeln und pauken und noch einige Schock Kanonenschläge dazwischen losdonnern läßt, dann tragen die berliner Damen stets einige Millionen „Nerven" mehr nach Hause, als sie in den Hofjäger mitbrachten. Eine hohe anstaunende Achtung beschleicht auch, wenn wir an die unabsehbaren Reihen der Orchesterpulte denken, deren Silbersimmen Maestro Spontini auf den Riesenamboßen in der Ordensermühl seinen Ferdinand Cortez zu reinsten Blech zusammenhämmerte. Mit Bewunderung denken wir an die großen londoner Musikfeste im Krystallpalast zurück, wo die Fensterscheiben klirrten, als wenn es Hühnereier hagelte . . . und doch waren es nur die Triumphe des tausendstimmigen Sängerchors von weißgekleideten Damen und Herren!

Aber was sind diese Monstra gegen das eine Musikfest, welches Kurfürst Johann Georg von Sachsen am 13. Juli 1615 in seiner Residenz Dresden feierte? Sie sind wie das Frühlingsfäuseln im Vergleich zum Sturmgrollen des tosenden Meeres — wie das Zirpen der Grashüpfe gegen den Schmerzensschrei eines hungrigen Pfauhahns . . .

Doch unser Leser mag selber hören und sehen und — urtheilen!

Der hier Magister Matthesius Pfaumenleren hatte die tragische Geschichte des Holofernes in rührende Verse gebracht und diese den verschiedenen Personen jener blutigen Tragödie selber in den Mund gelegt. Die Verse hatte der Hofkantor Hilarius Grundmaus auf's Schönste und Grohartigste in Musik gesetzt und sein neuestes „Oratorium" seinem allergnädigsten Herrn Kurfürsten devotest zu Füßen gelegt.

„Mein lieber Meister Hilarius, das Stücklein soll Ihr wir und meinen Hof baldigst einmal als Ohrenschmaus aufstischen — und zücken schon die Ohren darnach!" sagte der Kurfürst huldvoll.

„Eure kurfuestliche Gnaden, wenn wir nur die richtigen Musici und Instrumenta und Sänger dazu hätten — für Bierfidler und grasgrüne Chorschüler ist das keine Musika. Solch großartiges Oratorium verlangt auch eine großartige Kunstführung . . . das wird immerhin ein hübsches Stücklein Geld kosten!"

„O, das thut nichts, mein lieber Meister Hilarius, — wir haben's ja dazu. Rüstet nur Alles auf's Außerordentlichste zu und spart mir keine Batzen — das muß mir ein solcher Musikstrom werden, wie die Welt noch keinen hörte, — noch viel gewaltiger wie die Posaunen, bei deren Blasen die Mauern Jerichs's zur Schreck umfielen. Wir wollen mal unseren rechten kurfürstlichen Spaß dabei haben und nehmen alle Kosten auf uns. Und nun geht in unsere Hofkellerei und laßt Euch fünf Fäßchen von unserem köstlichen Biere geben — zur Stärkung bei der Arbeit, das Musikspektakulum baldigst in Gang zu bringen!"

Wie froh und stolz ging der Hofkantor Hilarius Grundmaus mit seiner Musikpartitur und den fünf Fäßchen Bier nach Hause. Er gebote sich bei jedem Glase des köstlichen Hofgebräus stets auf's Neue, den ehrenvollen Erwartungen seines Gebieters nach Kräften zu entsprechen und eine Musikaufführung zu Stande zu bringen, daß Seiner kurfürstlichen Gnaden Hören und Sehen dabei vergehen sollten!

Sogleich setzte er sich mit seinem Gevatter und Mitarbeiter am Holofernes hin und schrieb 476 wardevolle Briefe an alle berühmtesten Musiker

Digitized by Google

Zu St. Nikolaus in Holland. Originalzeichnung von Breer. (S. 184.)

Digitized by Google

und Sänger in Deutschland, Helvetien, Welschland, Polen und Italien und lud sie ziemlich ein, sich mit ihren Gesellen auf kurfürstliche Kosten am Tage Cyrilli, dem 9. Juli 1615, zur ersten Probe seines wundervollen Oratorii Holofernes in Dresden einzufinden.

Postscriptum: Frei Bier in infinitum aus den kurfürstlichen Hofkellereien wird zugesagt!

O, Meister Hilarius Grundmann war nicht nur ein großer Musikant, sondern auch ein gewaltiger Menschenkenner. Er wußte, daß einem solchen Postscriptum kein echter Jünger Apollo's widerstehen könne . . .

Und so zogen denn am Tage Cyrilli — ja die Durstigsten schon wochenlang vorher — 570 Musici mit ihren Instrumenten und Viele mit Weib und Kind und 919 fremde Sänger zu allen Thoren Dresdens ein und wurden vom strahlenden Meister Hilarius und dem Poeten Matthesius Pfaumenkern im Triumph zunächst in die kurfürstlichen Kellereien zur Erquickung von Leib und Seele geführt.

Ganz Dresden kam aber auf die Beine, als zum mittelsten Thore ein stattliches Haufleln von jungen leden Gesellen in ledernen Kollern und gepufften Wämsern, kleinen flatternden Mäntelin und bunten Schärpen über der linken Schulter, auf den Köpfen prunkende Federhüte, unter denen dide geseäufelte Zöpfe hinter den Ohren hiederhingen, an den Füßen gewaltige Stiefel mit klirrenden Sporen und in den Händen lange spießartige Degen oder derbe Stäbe mit Spitzhämmern statt der Handgriffe einzogen. Sie sangen in vollem brausendem Chore:

Ob ein Leben auf der Welt,
Das mir etwa wohlgefällt,
So ich's das Studentenleben;
Gott hat's gegeben;
Werth's euch eben;
Wer der Weisheit Freund sein mag,
Folge dem Studirn nach.

Denn sie denn studiren sehr,
Daß ihnen wird der Kopf zu schwer,
Stehen sie bei Nacht spazieren,
Musiziren
Und verführen
Eine solche Lustbarkeit,
Daß sich Gott und Engel freuet.

Führt man ihre Lustbarkeit,
Heben sie bald an ein Streit,
Greifen Alle nach dem Degen,
Gehn entgegen
Zu ertegen
Den, der ihnen was hat gethan,
Trun lang einen Händel an.

Vivant omnes insgemein,
Die den Studenten günnig sein,
Ea! ja! Vivant Studiosi!
Generosi!
Animosi!
Vivant omnes Jungfersein,
Die den Studenten günstig sein!

Das waren die wittenberger Studenten, die der Kurfürst auf besonderen Wunsch seines Hofkantors Hilarius Grundmaus aus seiner theuren Universitätsstadt am weißen Berge herkommandiret, sintemal unter den wittenberger Studiosi gar gewaltige Stimmen für das Oratorium. Und der gute Hilarius hatte nicht zu große Hoffnungen in seine wittenberger Sänger gesetzt, denn wie sie jetzt in Dresden einzogen und ihr zahmes Liedlein sangen, flirrten alle Fensterscheiben. Alle brausenden Stimmen übertönte doch eine, wie der Kanonendonner das Brüllen eines Stiers. Das war der Studiosus Rümpler, in ganz Wittenberg wegen seiner felsenfesten Stier-Bestimme nur der Jupiter tonans genannt. Und der Studiosus pflegte seine kolossale Stimme auch mit der vollsten Liebe eines zärtlichen Vaters: Tag und Nacht traut er allein zu ihrer Stärkung die köstlichsten Biere, welche in Wittenberg zu haben waren, in ungeheuren Zügen. Gemeiniglich wechselte er mit Rostocker und Danziger, Hamburger und Kulenaad, Sermeister und Torgeer ab — — und nur wenn sein Geldbeutelein bedenklich einschrumpfte, ließ er sich mit Schmerz zu Gackel und Buffel, Klatsch und Rafirum herab. Hatte Herr Hilarius Grundmann wohl einen wohegieren Sänger seines Holofernes finden können, wie den wittenberger Jupiter tonans? Und der Studiosus Rümpler erklärte sich auch zum Singen der Rolle bereit — unter der einen Bedingung: daß ihm außer dem beliebigen Trunk in der kurfürstlichen Hofkellerei auch in seinem Gasthofe zur Stärkung seiner Stimme eine freie Bierzeche gewähret werden möge! Mit Freuden bewilligte der Kurfürst auch dies.

Wie eine siegreiche Königin wurde bald darauf die berühmte Sängerin Donna Bigazzi aus Mailand von den Studenten, unter Beetritt des Festpoeten Matthesius Pfaumenkern und des Festkomponisten Hilarius Grundmaus, im Triumphe in die Stadt eingeholt. Sie sollte die Judith singen. Man rühmte von ihrer erschreckiich starken Stimme: sie habe einst bei einer Musikaufführung in Mailand einen Sänger das Teommessel gesprengt, als sie ihm unversehends in's Ohr gesungen. Das war die beste Empfehlung der Sängerin für unseren Komponisten. Der Hofkantor Hilarius war selig, eine solche Judith für sein Oratorium gewonnen zu haben.

Und Dresden sollte aus dem Staunen gar nicht mehr herauskommen. Da zog schon der gewaltige Musikus Nagobyb aus Pollnisch Krakau in die Stadt ein. Er thronte hoch auf einem langen Wagen, den acht Maulesel nur mit Mühe zogen — und dieser Wagen barg sein Leibinstrument: eine riesige Baßgeige, volle sieben Ellen hoch und im Verhältniß bauchig. Um dem Meister Nagobyb es nun überhaupt zu ermöglichen, auch die hohen Töne seiner Baßgeige zu streichen, hatte er an dem Instrument eine stattliche Leiter anbringen lassen, zu den hohen und höchsten Tönen hinaufzuklettern.

Mit den Proben zum Holofernes begann nun zugleich in Dresden ein buntes, frohes, tolles Künstlerleben und Treiben. Das Bier des kurfürstlichen Hofkellers floß in Strömen. Die tollsten und unbändigsten waren aber doch die wittenberger Studiosi. Sie setzten einfach ihr wittenberger Studentenleben in Dresden im größten Styl fort — ging's doch auf kurfürstliche Kosten. Und das Studentenleben war anno 1615 in Wittenberg wirklich nicht so zahm, wie sie es bei ihrem Einzuge in Dresden besungen hatten.

Nein, es ging gar wüst und wild zu unter den Studiosis auf der alten Lutheruniversität. Da wurde bei Tag und Nacht getrunken und in leichtfertigen Kleidern durch die Straßen randalirt, hoffirt, auf die unanständigste Weise Satze gelanzt und nach der neu aufgekommenen Duellstte biebgefochten; da wurden Mägdel- und andere Glückspiele gespielt, Fenster eingeworfen, Häuser und Weinberge erbrochen und geplündert, Hochzeitsgäste verhöhnt, überfallen und verjagt, und noch viel Unfug getrieben. Schon vor Jahren hatte der akademische Senat sich gezwungen gesehen, den Kurfürsten August von Sachsen um Bestätigung eines Statuts zu bitten: „Dem Mehseln unter den Studenten zu wehren, damit die Universitäten nicht Lärmen- und Balgeplätze oder Mehelhäuser würden!“ Der Kurfürst hatte das Statut gegeben, aber es hatte nichts gefruchtet. Vergebens baten die Professoren die Herren Studiosi herzinniglich: wenigstens eine Stunde wöchentlich in's Kolleg zu kommen, — vergebens mahnten die Statuten: »Non nitis fures, neminem defraudate, non rapite res alienas — seid keine Diebe, betrügt Niemanden, raubt keine fremden Sachen!“ . . . Die Studiosi lachten über die Statuten und tranken sich an den 4000 Faß Frei-Bier, welche die gute alma mater Wittenberg alljährlich in ihre Keller legen durfte, zu stattlichen „Magistern und Doktoren,“ wie man die größten Trinkfesten bei den Studentenzechen damals nannte.

Und noch ein ganz besonderes, nie gesehenes Spektakulum gaben die wittenberger Studiosi den guten Dresdenern zum Besten. Draußen vor der Stadt auf einem anmuthigen grünen Platz unter schattigen Bäumen wollte Vater Apollo einen glänzenden Hoftag abhalten. Apollo war aber Niemand anders, als unser bierbäuchiger Studiosus Holofernes-Rümpler. Umgeben von seinem phantastisch aufgeputzten Hofstaate, den neun Musen und drei Grazien, die den dürftigen Studiosis gar absonderlich zu Gesichte standen, zog Apollo mit großem mythologischen Pomp zu Roß durch die Straßen Dresdens zum Thore hinaus. Eine ungeheure Menge Volks folgte ihnen auf den Festplatz — und ein „schauderhaftes“ Wettrinken unter den ergötzlichsten Aufreizten und Satyrtänzen begann. Erst tranken Apollo, die Musen und Grazien und die andern mythologischen Gestalten sedend und kurbläßten Hauptes einen stattlichen „Rumbrunk“ zu Ehren und auf die Gesundheit des anwesenden kurfürstlichen Festgebers Johann Georg, wobei ein Jeder sein mächtiges Glas drei Mal »totalis« (auf einen Zug) leerte. Dann folgten noch so viele Totalis- und Partialis-, Floricos- und Haustices-Trunke unter heißen Späßen und Liedern und Bockspringen, daß die guten Dresdener sich über die Bierfundfluten kreuzten und segneten und der höchlich erbaute kurfürst sich vor Lachen sein stattliches Bäuchlein halten mußte . . .

Endlich brach der 13. Juli, der langersehnte Tag des Wunder-Musikfestes heran. Ganz Dresden wallte im hellsten Putze hinaus nach dem Festplatze, dem Hügel hinter dem Zinkenhäuschlein. Die geofartigsten Vorbereitungen waren hier getroffen. Für den Hof, die vornehmsten Gäste und die Musiker und Sänger hatte der Hofzimmermeister buntverzierte Gerüste erbaut.

Auf dem Hügel stand eine Windmühle; von einem Flügel bis zum andern war ein starkes Schiffstau auf das Straffste gespannt, ein Brettschneider mit einer Schrotsäge stand daneben . . . „Wozu, Herr Hofkantor, diese Anstalten? — wozu die großen kupfernen Beaubotsche und die Böttchergesellen mit ihren Holzschlägeln daneben?“ — wozu die sieben größten Kartbaunen aus dem ganzen kurfürstlichen Heerwesen und der Herr Oberhofkanonier mit brennender Lunte dabei? — wozu . . .“ aber der Kompositt des Holofernes lächelte zu solchen Fragen nur verschmitzt und glorreich — und rannte weiter . . . Er rannte zu Meister Nagobyb, der bereits mit den vier Ellen langen Fiedelbogen auf der mittelsten Leitersprosse an seiner Baßgeige schwebte, zu deren Stütze ein eigenes Gerüst

Digitized by Google

gebaut war — und zu Donna Vigazzi-Zudith, die im feuerfarbenen Gewande, ein goldenes Diadem auf den Rabenlocken, vornan auf der Sängerinnentribüne prangte, ihre schwarzen Feueraugen fieqsbewußt über die Zuhörer rollen ließ und aus einer großen Tüte zur Kläruug ihrer Stimme immerfort Zuckerland kaute, — er rannte von dem Oberbefehlshaber mit der brennenden Lunte zu dem Bretterhaufen mit der Schrotsäge neben der Windmühle und den Bottchergesellen bei den kupfernen Branntbottichen, — er liebevgte seinem Holofernes-Rümpler in der Geschwindigkeit noch den siebenundbreißigsten Schoppen Hofbräu dieses Morgens zur Stärkung seiner Stimme und flüsterte mit dem Vater Serapion, der mit erhobenen gebalten Fäuſten vor einer eigens zu dem Oratorium auf dem Musikplatze erbauten Riesenorgel stand . . . Und dabei liesen dem armen Hilarius Grundmann die beiden Schweißtropfen fingerdick über das zerarbeitete Gesicht — so schauderte und ängstete der Komponist des Holofernes sich um die glänzende Aufführung und den Ruhm seines Oratoriums. Und wie mager der Hofsanger vor Anfregung und Anstrengung und schlaflosen Nächten während der Vorbereitung und Einübung des Holofernes geworden war — trotz der fünf Zöpfeln Bier aus der kurfürstlichen Hofkellerei!

Da erschien der Kurfürst mit seinem ganzen Hofe auf der Tribüne und winkte und lächelte gnädig nach allen Seiten. Das war das Zeichen zum Beginn des Oratoriums. Hilarius Grundmann sprang an sein Dirigentenpult, schaute sich noch einmal mit erhobenem Hecke Schuh langem Taktstock wie ein Feldherr in der Runde um — mitte hierhin und dorthin — und klopfte kauftschalend mit dem Taktstock auf das Dirigentenpult — — die Musik begann!

Wir müssen mit Bedauern darauf verzichten, dem Laufe des Oratoriums von Anfang bis an's Ende mit der gebührenden Aufsührlichkeit und Würdigung zu folgen, — wir würden ein ganzes Buch darüber schreiben müssen. Wir sind gezwungen, uns auf einzelne Glanzpunkte des sieben Stunden langen Oratoriums zu beschränken.

Es begann mit einem Chorlobgesang auf den Holofernes in Anfangs bescheidener Tonstärke . . . aber dann winkte der Taktstock dem Meister Nagosky und schrum! schrum! hebt es durch die Luft, wie das Brummen eines Riesenbären, und immer eiliger kletterte der Meister auf der Basleter auf und ab und immer mächtiger schwoll das schrum! schrum! an — bis neue Winke die nervigen Fäuste des Vater Serapion auf die Orgeltasten niederhämmern ließen, als hätten sie einen Schmiedehammbos unter sich, — bis die kupfernen Braubottiche unter den Schlägeln der Bottchergesellen erdröhnten, — das Schifftau zwischen den Windmühlenflügeln, von der Schrotsäge des Bretterschneiders gerissen, wie eine Riesendarmsaite brummte und die sieben Karthaunen unter der Lunte des Oberfeuerwerkers losknallten . . . O, es war eine Musik, die Steine erweichen und Wetten erheben machen konnte — — ein ungeheurer Beifallssturm, in den selbst der Kurfürst mit donnernden Händen einstimmte, lohnte diese Anstrengungen.

Einen wohlberechneten Kontrast bildete das Violinsolo, das der berühmteste Geiger seiner Zeit: Giovanni Sciaggia aus Cremona, nun zum Besten gab, indem er dabei seine Geige hinter seinen Rücken hielt und so den Bogen führte, was in Dresden bis dahin noch unerhört und ungesehen war!

Die Glanzpunkte des Oratoriums blieben aber doch die Soli's und Duette der Donna Vigazzi-Judith und des Studiosus Rümpler-Holofernes unter Begleitung der sieben Lagen Bafgeige aus Kralau. Zur großen Erbauung der Zuhörer ward zwischen Holofernes und Judith ein immer raſenlicherer Wettereifer: die gewaltigsten Töne von sich zu schleudern — bewerkbar. Holofernes brüllte, daß Alles bebte — und Judith schlug am Schluß des Duetts einen so prachtvollen und gewaltigen Triller, daß sie mit dem letzten Ton in Ohnmacht fiel und am dritten Tage darauf — eine Leiche war.

„Das kömmt vom weibischen Zuckerlandkauen — hätte sie nur auf meinen Rath und mein Beispiel gepachtet und statt dessen tüchtig Bier getrunken!“ — sagte Holofernes und stand da wie eine Eiche und überdonnerte siegreich die besten Karthaunen und die Braubottiche und das Schifftau.

Studiosus Holofernes trug wirklich den Preis des Tages und vom Kurfürsten in Anerkennung seines Strebens und erfolgreichen Bierbefleißes dreißig meißner Gulden und etliche Zöpfeln Hofbräu davon. Der Ruhm seiner Baßstimme erscholl durch alle Lande.

Gar hübsch und lustig endete das Oratorium mit einer gewaltigen Doppelfuge, gesungen von den Assyrern und Israeliten. Zugleich machten sich die siegreichen Israeliten, gesungen von wittenberger Studenten und dresdener Chorschülern, das lostbare Vergnügen, ihre siebenden Feinde, die von Sängern aus aller Herren Ländern gelungenen Assyrer mit unreifen Aepfeln und Birnen und Erdklößen zu werfen — bis diese ihre Rolle vergaſſen und sich grimmig mit gleichen Waffen wehrten . . . was den guten Kurfürsten so köstlich ergötzte, daß er vor Lachen wieder sein Bäuchlein halten mußte. Seine kurfürstliche Gnaden waren überhaupt so erbaut und befriedigt von dem ganzen Musikspektakulo, daß sie dem Komponisten des Holofernes, Hofkantor Hilarius Grundmann, nochmals etliche Zöpfeln vom besten Bier aus der stark mitgenommenen Hofkellerei und obendein ein Beutelein mit fünfzig meißner Goldgulden verehrten.

Von dem großen Musikfeste zu Dresden sprach man aber noch viele, viele Jahre im ganzen Sachſenlande mit gerechtem Stolz und Entzücken.

Alles und Neues.

Zwei feste Leitungsorgane. Das zeitungsfestende Publikum ist eben ein unerschöpflich Ungeheuer bekannt und berühmt — auf den Zeitungsredaktionen. Mit Berachtung blickt dies Publikum auf jede Nummer, die nicht irgend ein entsetzliches, haarsträubendes Ereignis: gewaltsame, gräßlichste und verspätete kleine Kinder, untergegangene Schiffe oder Städte, pikante vielmeterprozesse, von vollen Hunden oder Leichten bis auf den letzten Mann aufgerissene Dörfer, Potentaten-Attentate und dergleichen interessante Dinge mehr ihren Lesern vorlegt. Aber wehe bei wagern Zeiten immer solche teuren Leckerbissen nehmen? Da liegt sich die Redaktion ja geradezu gezwungen, in ihrer heiß verbitterten Fehdeeinhalt zu greifen und ein paar teile Zeitungsseiten aus's Schönste hergerichtet ihren Lesern aufzutischen. Das verstehen die Amerikaner prächtig — aber auch die Deutschen sind sehr gelehrige Zeitungsschüler. So gab kürzlich eine deutsche Zeitung aus Chicago, im Staate Illinois, unter dem Titel „Geschichte einer verschwornen Stadt, eine Beschreibung von allmäligen Sinken und endlichen Untergange der Stadt Essen a. d. Ruhr“. In dieser Beschreibung geht eine Allerweltsstadt, die sich ungefähr also ausnimmt wie Sodom: Essen a. d. Ruhr einem hervorragenden, steilen Bergplateau, dessen Umgebung offenbar durch irgend ein Naturereignis hart gelitten ist, steht erhaben, majestätisch, in Form eines Amphitheaters, auf den Ruinen der ehemaligen Stadt. Am Fuße des steilen Abhanges ist die Oberfläche des Städtes Erde, auf dem früher die Stadt Essen gestanden haben muß, mit einem gerade Strafe angetreilt. Ueber diesen Platz ist in vorher Baum noch Strauch, keinem nur die Reste der beiden höchsten Kamp'schen Kamine und die Hälfte der katholischen Kirche St. Johannis und der evangelischen Kirche, letztere merkwürdiger Weise mit einem Blitzableiter versehen. Alles Andere ist verschwunden. — Halt! hocht die „Hermburger Zeitung“ — was meine gute Schwester jenseits des Oceans kann, sollte ich doch wohl auch können . . . und am andern Morgen laien die Bewohner bei ihrem Kaffee mit Erstaunen folgende Originalkorrespondenz aus Hasse a. M. vom 18. September 1868: „Während der heutigen Siebmachtes ereignete sich ein entsetzliches Unglück. Ein zu einer Menagerie gehöriger Wagen fuhr quer über den Marktplatz, und einer der Käfige brachen verschiedenen Bestien war locker geworden, so daß sich dieselben plötzlich öffneten und zwei Bären unter fürchterlichen Brüllen aus dem Wagen sprangen und wehrere Menschen anfielen. Zwei Personen, ein junger Ostmann und ein Bäckerknecht, wurden sofort von ihnen getödtet, tödtlich und gebissen, während einer dritten der Unterkiefer zermalmt wurde, so daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich sämmtlicher Marktbesucher und ein wahres Glück war es, daß eine Abtheilung des 86. Infanterie-Regiments gerade vom Exerzierplatze heimkehrte und die beiden wüthenden Thiere mit den Bajonnetten niederstach“ — und laut Hanauerer Tag diese leidige Affäre durch verwundungsmäßig hungrige Zeitungen und deglische es und so viel tausend gerührte Leser — — bis dann eines schönen Morgens die traurige Entwickelung nachkam: An der ganzen Begebenheit ist einzig und allein wahr, daß Essen, wie in Essen auch nur ein Stein von Kamp's Fabriken in die Ende gefunden ist.

Briefmappe.

Frln. Antonie R. in B. Liebstes, bestes Fräulein, wie kann man bei siebenzehn Jahren schon so grausam sein und einen armen Redakteur mit — solchen Bestien quälen.

Herrn Fabrikant L. in Magdeburg. Allerdings ist das vielgemißbrauchte Wort: „Beschieden ist nur ein Dumm!“ von Goethe. Ein jüngerer Poet malt und theilt Wort noch etwas greller aus:

Es lang ich bescheiden und höflich war,
Daß man mich über die Achseln ah,
Doch als ich wurde ein Grobian,
Da lachte man mir die Hände dran.

Es liegt leider viel Wahres in diesen Worten —, wir aber halten es doch mit dem alten deutschen Kinderspruch: Bescheidenheit verlaß mich nicht — ohnenerlich bei Zeit.

Stud. Fr. in Bonn. Unmöglich — wenigstens sich Wochen frei Logis und Verköstigung auf Staatsunkosten für Sie und für mich.

Frau L. auf Dr. Ja, ja, Gott sei Dank, Sie sprechen heilen wohl!“ ist schon ein altes, leider oft bewährtes deutsches Sprüchwort. Des Vaters Ruhm liegt wie ein Alp auch auf dem so jugendlichen Künstler.

Hr. Kalkulator G. in W. Wie kommt nur ein Kalkulator so schlecht Kalkulieren! Bei uns in Schwaben sagt man: Mit einem wahren Weinberg und einer weiten Schwiegermutter kommt man am besten aus. Aus Süddeutschland, aus Bayern „Bayrn gegen Schwiegermütter“ dürfte sich schwerlich bewähren. Aber „Gedrückt“ ist ein trefflicher Rauch, leider in seiner Wirkung zu haben.

Sappho. „Nur für Reiche!“ ist Wahrheit die Devise des Buhl'schen Bierbüchens“ liest schon im alten Indien Hesiod zu lesen und selbst Schiller schreibt: „Das Genie ist der Fleiß!“

Herr L. in Naumburg. Sie haben Ihre Wette verloren. Friedrich der Große von Preußen hatte zwei Lieblingsrufe, nach denen er lebte und handelte: „Saum einfuge“ (Jedem das Seine) und „Pro gloria et patria!“ (Für den Ruhm und das Vaterland). Das „Fonfons contient grand talent!“ (Immer zufrieden ist ein großes Talent) ist der Lieblingsruf des bekannten Berliner Witzlers-Mimikers, des Komikers in Zimmermann's Mündchenen und des Verstorbenen Hr. Schulz, — und Fürst Pückler ist mit diesem Leitspruchlein bereits 83 Jahre alt geworden.

Hrn. v. St. in Berlin. Red ohne Tugend ist wie eine Laterne ohne Licht.

Digitized by Google

Iwan Iwanowitsch in Petersburg.

Originalzeichnungen von **Wilh. Vogt.**

Im Januar hat er ſich vermummelt,
Wenn er frierend durch die Straßen bummelt.

Im Februar ſieht man nur die Naſenſpitz',
Stirn und Augen deckt die Pudelmütz'.

Im März kreckt er den Kopf ſchon mehr
heraus,
Gerade wie die Schneck' im Häuschen thaus.

Im April zieht er wieder ihn zurück
In ſeinen bauerbaumenen Gaſthäuſ.

Im Mai zieht er die vorſichtiger Mann
Den dick wattirten Ueberzieher an.

Im Juni bleibet er ſich wie früher,
Nur nimmt er den leichten Ueberzieher.

Im Juli, wenn die Sonne gräulich ſticht,
Braucht er beinah' eine Kleidung nicht.

Im Auguſt iſt's bald kalt, bald wieder warm,
Drum trägt er den Paletot am Arm.

Der Septemberluft iſt gar ungeſund,
Er trägt den Respirator vor dem Mund.

Im Oktober ſpaziert mit ſeinem Stock
Er ganz nobel in dem Bauernrock.

Im November zieht er den Pelz hervor,
Schlägt den großen Kragen über's Ohr.

Im Dezember kommt als Schneemann er nach
Haus,
Und jetzt iſt's Jahr und die Geſchichte aus.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

Doch wir überlassen Ralph Mulgrave seinen Gedanken und folgen dem Doktor, der so eilig dahinsprengte. Eins stand in ihm fest: — daß Letty um jeden Preis gerettet werden müsse. „Und wenn es mich mein Leben kostet," schwur er, die Hand feierlichst gen Himmel erhebend; „so noch mehr, wenn Ehre und Reputation vor den Menschen verloren sind, sie darf nicht in die Hände dieses Schandbuben fallen!"

In wilder Eile ging's fort, immer in der Richtung nach Beaujolais-haus. Er hatte vor einigen Stunden noch die Absicht gehabt, den Bambao in seinem Versteck aufzusuchen, und dieß war der „andere Gang", von dem er zu Mistreß Parker gesprochen. Jetzt aber beherrschte ihn nur noch ein einziger Gedanke, der Gedanke an Letty, die er so heiß liebte! Nicht nach rechts und nicht nach links sah er, und so bemerkte er nicht einmal einen Reiter, der von Tamboinn herkommend hart vor ihm in seinen Weg einbog. Ja, nicht bloß das Auge, sondern selbst das Gehör hatte er verloren, denn es entging ihm vollständig, daß dieser Reiter, der bisher sein Pferd einen ganz langsamen Gang hatte gehen lassen, plötzlich jetzt plötzlich anspornte, um ihm, dem Doktor, wo möglich auf den Fersen zu bleiben!

Endlich — der Weg schien ihm gar kein Ende zu nehmen, obwohl er ihn in unglaublich kurzer Zeit zurücklegte — endlich hatte er den Park von Beaujolaishaus erreicht, und nun hielt er sein Pferd plötzlich an, um nochmals zu überlegen. Dann stieg er ab und band das Thier in einiger Entfernung von der Fahrstraße an einen Baum.

„Casardeau und der Oberaufseher sind in Tamboinn," murmelte er leise, „und von ihnen habe ich also nichts zu befürchten. Allein es wird gut sein, wenn mich auch von der Dienerschaft Niemand sieht, damit nicht voreiliger Lärm entstehe."

Vorsichtig stieg er die Freitreppe hinauf, welche zum Hauptportale führte. Er fand dasselbe jedoch verschlossen und eilte also die Treppe wieder schnellstens hinab. Nun ging er das ganze Haus, um zu horchen, ob irgendwo in den Zimmern noch gesprochen werde. Allein es herrschte überall die tiefste Stille und er schloß daraus, daß die ganze Dienerschaft bereits zu Bette gegangen sein werde. Auch sah er nirgends Licht, und darin fand er natürlich eine Bestätigung seiner Vermuthung. „Sie schläft wohl ebenfalls," dachte er, „und hat keine Ahnung von dem gräßlichen Schicksal, welches ihr die beiden Schurken zugedacht haben; aber ich muß sie wecken, und hoffentlich gelingt mir dieß, ohne daß auch die Andern aufwachen."

Da, wo sich die Zimmer von Miß Emily befanden, schwang er sich auf die Veranda hinauf, denn er kannte die Lokalitäten genau und wußte, daß das Schlafgemach Letty's an das ihrer Herrin stieß. Leisen Trittes ging er vorwärts, immer aufmerksam horchend und zugleich scharf um sich sehend. Plötzlich hielt er an. Vor das nicht der Schimmer eines Lichts, der kaum sichtbar hinter den Gardinen hervorleuchtete? Er trat näher und überzeugte sich bald, daß sein Auge ihn nicht getäuscht habe. Es brannte Licht in dem Garderobezimmer Miß Emily's, und ohne Zweifel beschäftigte sich Letty darin mit dem Einpacken der Kleider ihrer Herrin.

„Das ist ein Fingerzeig Gottes," murmelte der Doktor, und klopfte leise mit den Fingern an das feingeblasklasene Fenster.

Es regte sich jedoch nichts im Zimmer, und statt einer Antwort verschwand sogar das Licht, das bisher dort geleuchtet.

„Letty," flüsterte jetzt der Doktor, indem er seinen Mund hart an das Fenster brachte; „ich bin's, der Doktor Dutcast, und mehr als das Leben hängt davon ab, daß ich Dich rasch und gleich darauf wach ein Vorhang zurückgeschlagen, um einen Fensterflügel öffnen zu können. Sobald aber dieser auf war, sprang der Doktor mit einem Satze in's Zimmer und fand sofort vor dem Mädchen, das er suchte.

Letty stieß einen Schrei aus, als er sich so plötzlich eindrängte, und noch heftiger erschrak sie, wie sie ihm jetzt in's Antlitz sah, denn bleich und athemlos stand er vor ihr. „Um Gottes Barmherzigkeit willen," rief sie, „was ist Furchtbares geschehen?" — Zugleich sank sie zu seinen Füßen nieder und faltete die Hände über ihren Knieen.

In diesem Augenblick erscholl es wie heiseres Lachen hinter ihrem Rücken und blitzschnell wandte sich der Doktor um. Er konnte aber nichts erblicken, denn die Nacht war sehr dunkel und schwere Wolken bedeckten den Himmel. Auch hörte er nichts als ein leises Rascheln, wie wenn eine Schlange sich durch's Gebüsch hinschmeiße, und einen Augenblick darauf erstarb auch dieser Ton. Somit nahm er an, daß Gerüsch habe von irgend einem Thiere hergerührt, und wandte sich sofort wieder zu Letty.

Seine Annahme war aber eine falsche. Jener Reiter nämlich, von dem ich vorhin gesprochen, hatte sich immer hart hinter dem Doktor gehalten und sowie er sah, daß der Letztere im Parke absteig, verließ auch er sofort, obwohl in ziemlich weiter Entfernung, den Sattel. Nachdem er dann sein Pferd angebunden, schlich er dem Doktor nach und beobachtete alle seine Bewegungen. So sah er denn auch, wie der junge Arzt durch das geöffnete Fenster in das Garderobezimmer sprang, und augenblicklich erfletterte er einen der vielen Fierdbäume, deren Zweige fast den Boden berührten. „Gott verdamm mich," murmelte er darauf, „eine Liebeslsene der besten Sorte!" und dabei stieß er unwillkürlich jenes heisere Lachen aus, welches die Aufmerksamkeit des Doktors erregte. „Ahe," fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, „der verliebte Hund macht mir auch, ohne Zweifel weil er mein leisel Lachen gehört hat. Aber der Master Terrible ist ihm zu schlau, und er soll mich nicht entdecken. Nein, nein, im Gegentheil, ich will ihn ganz sicher machen, und dann reite ich im Galopp zurück nach Tomboinn, damit meine Herren Casardeau und Marigny in Persan das Nest ausnehmen." Eine wilde Freude zuckte über sein Gesicht, und geräuschlos sich er sich am Baume herab, um auf allen Vieren der Stelle zuzukriechen, wo er sein Pferd angebunden hatte. Hier wußte er, daß man ihn im Herrenhause nicht mehr hören könne; aber er brauchte doch die Vorsicht, das Thier noch eine Strecke weit am Zügel über Grasbaden zu führen, und erst jetzt bestieg er es, um im Galopp davonzujagen.

Dann wir lehren in's Garderobezimmer zurück, wo Letty noch immer mit gefalteten Händen lniete, während der Doktor mit einem Blicke der tiefsten Theilnahme und Liebe zu ihr niederschaute. Er wußte aber, daß die Zeit drängte, und so zwang er sich gewaltsam zur Selbstbeherrschung.

„Letty," bat er, „stehen Sie auf. Wir haben ernsthaft mit einander zu reden."

„Nein, nein," rief sie, „zu Ihren Füßen ist mein Platz, denn seit heut, erst seit heute Mittag weiß ich, welcher furchtbaren Gefahr Sie sich meinetwegen aussetzten. Der fremde Doktor von Bonnetdouille sprach hier ein und aus seinem Gespräche mit Herrn Casardeau las ich Alles heraus. Mein Gott, mein Gott, wenn Sie erschossen worden wären! Meinetwegen, weil Sie sich meiner annahmen, erschossen worden wären! Es hätte mich wahnsinnig gemacht!"

Sie schluchzte laut auf und wollte seine Kniee umfassen. Er aber hob sie sanft empor und zog sie an seine Brust. So standen sie eine Zeitlang, wie in sich verloren, und Keines sprach ein Wort. Doch auch jetzt wußte sich der Doktor wieder zu ermannen und ruhig löste er die Umarmung.

„Letty," sprach er dann, „haben Sie vollständiges Vertrauen zu mir?"

„Wie zu Gott," erwiderte sie leise.

„Glauben Sie," fuhr er fort, „daß ich fähig wäre, Ihnen je etwas zuzumuthen, was sich auch nur entfernt nicht mit der Ehre vertrüge?"

„Nie, nie, nie!" rief sie in entschiedenem Tone.

„Nun denn," erklärte er, „so erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen jetzt sage, daß Sie diesen Augenblick mit mir entfliehen müssen."

Wohl hatte er gesagt: erschrecken Sie nicht, aber sie erschrak doch furchtbar, und wie gebannt starrten ihre Augen nach ihm hin. „Entfliehen?" stammelte sie dann. „Entfliehen mit Ihnen? Mein Gott, ich träume wohl wachend!"

„Nein, Letty," sprach der Doktor, „Sie träumen nicht; aber Sie stehen, ohne es zu wissen, vor einem gräßlichen Abgrund. Hat Ihnen Herr Casardeau auf morgen früh besondere Weisungen gegeben?"

„Ja," sagte sie, „ich soll morgen nach Berkenhaus reisen, und deswegen befohl er mir, früh fünf Uhr an den Landungsplatz des Dampfboots, welches um sechs Uhr von New-Orleans anlangt, zu gehen. Dort habe ich die Effekten für Miß Emily in Empfang zu nehmen und mit denselben bis Betsseehaus den Mississippi hinauf zu fahren."

„Ha!" rief der Doktor. „Wörtlich dasselbe, was mir Ralph Mulgrave sagte! Aber, wissen Sie, Letty, was Ihnen bevorstünde, wenn Sie dem schändlichen Befehle nachkommen würden? William Marigny würde sich Ihrer, ehe Sie das Dampfboot erreichten, bemächtigen, denn ihm sind Sie von seinem Freunde Casardeau verkauft!"

Leblos, einer Bildsäule gleich, stand Letty. Einen Moment später jedoch brachen ihre Kniee zusammen und sie wäre umgesunken, wenn sie der Doktor nicht gehalten hätte. „William Marigny's Eigenthum?" hauchte sie dann. „Nein, lieber den Tod, als dieses Leben der Schmach!"

„Auf, Letty, fuchen Sie sich zu fassen!" flüsterte ihr jetzt der Doktor zu. „Tod und Schmach sollen Ihnen gleich fern bleiben, denn ich werde Sie retten. Wollen Sie mir folgen?"

„Bis an's Ende der Welt," erwiderte sie leise, indem sie sich fest an ihn schmiegte. Der Doktor drückte darauf aber rasch sie sich wieder von ihm los und trat in die Mitte des Zimmers zurück. „Nein," sprach sie darauf mit zitternder, aber doch entschlossener Stimme, „nein, das darf nicht sein. Sie dürfen sich nicht für mich opfern. Lieber will ich die

Digitized by Google

Schande tragen, als daß Sie Ihr Leben abermals für mich auf's Spiel setzen. Gehen Sie," setzte sie zuletzt mit abgewandtem Gesichte hinzu, „gehen Sie und überlassen Sie die arme Letty ihrem Schicksal."

Es lag eine unendliche Trauer in ihrem Anruf, als sie so sprach, und Tropfen auf Tropfen quoll aus ihren Augen hervor, bis endlich ein krampfhaftes Schluchzen ihren ganzen Leib erschütterte. Nun aber trat der Doktor auf sie zu und richtete ihr sanft den Kopf in die Höhe. „Letty," sprach er sofort zu ihr, „kommen Sie zu sich und hören Sie mich an. Mein Plan ist, Sie jetzt sogleich nach Donalshono zu bringen; aber nicht zu mir, sondern zu Mistreß Parker. Bei ihr sind Sie so sicher aufgehoben, wie bei einer Mutter. Ich selbst mache mich noch in der Nacht nach der Plantage des Herrn Bellsson auf den Weg, und unterrichte diesen wie Miß Emily von dem, was Marigny und Casardeau miteinander verabredet. Eben so freimüthig sage ich ihnen, was ich in Folge dessen zu thun für nöthig gefunden. Es ist möglich, daß sie mir oder vielmehr meinem Gewährsmanne keinen Glauben schenken; allein ganz unmöglich ist, daß sie meine Handlungsweise verdammen. Miß Emily wird also auf meine Bitte hin mit ihrem Oheim sogleich nach Donalshono aufbrechen, um Sie von Mistreß Parker in Empfang zu nehmen, und dann, wenn dieß geschehen ist, Letty, sind Sie gerettet; denn Miß Emily wird von da an ein sorgsames Auge auf Sie haben. Sind Sie mit diesem Plane einverstanden?"

Letty hatte aufmerksam zugehört, und je länger der Doktor sprach, um so belebter wurden ihre Züge. Dennoch schüttelte sie mit dem Kopfe. „Die Gefahr für Sie," flüsterte sie . . .

„Es hat gar keine Gefahr für mich," fiel ihr der Doktor in die Rede, „auch nicht die mindeste. Aber nun schnell, Letty, werfen Sie einen Mantel über und folgen Sie mir. Ich fühle wahrhafte Folterqualen, so lange ich Sie nicht gerettet weiß."

Sie machte nun keine Umwendungen mehr, sondern nahm einen weiten Mantel, der sie ganz verhüllte, und im nächsten Momente standen sie auf der Veranda. Der Doktor sprang hinab und ohne zu zaudern folgte sie, von ihm mit den Armen aufgefangen. Eine Minute später saß der Doktor im Sattel und zog Letty mit leichtem Schwung zu sich herauf. „Halten Sie sich fest an mich," sagte er zu ihr, „und haben Sie keine Furcht. Das Pferd ist stark genug, und Beide zu tragen, und in einer Stunde sind wir in Donalshono."

Es gab, wie der Leser sich erinnern wird, zwei Wege nach Donalshono, einen näheren, weniger gangbaren über das Riggersdorfchen, und den gewöhnlichen durch den Park. Auf ersterem aber war das Ausgangsthor bei Nacht verschlossen, und so mußte der Doktor den letzteren einschlagen. Er that es nicht gern, denn er durfte kaum hoffen, die ganze Strecke zurücklegen, ohne irgend Jemanden zu begegnen. Doch es war zu Nacht, und allzuneugierigen Blicken hoffte er schon durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu entgehen. So ritt er denn getrost zu, obwohl nur langsam, um die Kräfte des Thieres für den Nothfall zu sparen. Noch aber hatte er keine zweihundert Schritte zurückgelegt, als er ein Geräusch hörte, wie von Tritten, die auf dem Grase saftte vorwärts gingen, und zu gleicher Zeit sah er in der nächsten Nähe, aber auf der Seite, drei Pferde im Bäumen angebunden.

„He! Holla! Wer reitet da?" schrieen im selben Momente ein paar Männerstimmen und „Halt!" donnerte ihm ein Dritter zu, welcher einen starken Satz machte, um seinen Pferde in die Zügel zu fallen.

Es gelang dem Manne jedoch nicht, denn schnell besonnen führte der Doktor einen mächtigen Schlag mit der Reitpeitsche nach ihm, und gab zugleich seinem Pferde die Sporen, daß es in rasender Eile dahinflog."

„Hölle und Teufel!" fluchte der Mann. „Er ist's! Es ist der Doktor, und er hat die Letty vor sich in dem Sattel! Ich habe sie Beide deutlich erkannt! Ihm nach, zu Pferde, meine Herren Casardeau und Marigny!"

Er brüllte das mehr, als er es sprach, und rannte zugleich dem Thale zu, wo die drei Pferde angebunden standen. Nicht minder schnell rannten auch die beiden Herren Casardeau und Marigny, und während sie rannten, stießen sie die wüstesten Flüche aus. Im Nu saßen sie im Sattel und vorwärts ging's im heftigsten Galopp, den beiden Flüchtlingen nach.

Der Doktor hatte übrigens doch einen bedeutenden Vorsprung, trotz der äußerst kurzen Zeit, in welcher dieß Alles vorging, und außerdem ritt er ein ausgezeichnetes Pferd. Dagegen aber wußte dieses eine doppelte Last tragen und allzulange durfte also die Jagd nicht dauern, wenn es nicht ermüden sollte.

„Hurrah! Drauf und die Sporen nicht geschont!" schrieen die drei Männer, sich gegenseitig anfmunternd. Der Doktor aber sprach gar nichts, sondern um Klang Letty fest mit dem rechten Arme, während er mit dem linken das Pferd sicher leitete.

„Gewonnen, gewonnen!" brüllte es wieder von hinten her. „Er hat den Weg nach Donalshono eingeschlagen und nun kann er uns nicht mehr entgehen."

„Sie haben recht," rief jetzt der Doktor sich selbst zu, „und wenn sie mich in Donalshono fassen, so bin ich mit Letty verloren."

Schon wollte er verzweifeln; da blitzte ein neuer Gedanke in ihm auf und noch fester drückte er Letty an sich. Die nächste Minute brachte ihn an einen Nebenweg, welcher rechts ab nach Mulgraveshaus zuführte, und diesen Weg schlug er sofort ein. Natürlich aber beheelten ihn seine Verfolger gut im Auge und sprengten augenblicklich unter lautem Halloh in derselben Richtung hin.

„Wenn ich den Wald gewinne, ehe sie mich erreichen," flüsterte wieder der Doktor in sich hinein, „so muß mir's gelingen, sie zu täuschen." Er gab also seinem Rosse von Neuem die Sporen und in rasender Eile flog es dahin.

Es gelang ihm den Wald zu erreichen, während seine Verfolger vielleicht noch fünfhundert Schritte hinter ihm waren, und sowie ihn das tiefe Dunkel umfing, brachte er sein Pferd plötzlich zum Stehen. Schnell ließ er jetzt die halbtodte Letty hinabgleiten und ebenso schnell sprang er selbst aus dem Sattel. Sowie er aber unten war, gab er dem Pferde einen mächtigen Hieb mit der Peitsche und jog Letty in das Gebüsch zur Seite.

Alles dieß war das Werk eines Augenblicks, und kaum hatte er sich mit Letty geborgen, so sprengten die drei Reiter daher. „Sein Roß," schrieen sie, auf den Galopp des Pferdes vor ihnen horchend, „sein Roß hat an Schnelligkeit eingebüßt und wir werden ihn in wenigen Minuten einholen." So sprengten sie vorwärts in ungeschwächter Eile und bald hörte man ihre wilden Rufe nur noch aus weiter Ferne.

„Gerettet, wenigstens für den Augenblick," sprach jetzt der Doktor und beugte sich zu dem Mädchen nieder, das zu seinen Füßen kauerte. „Gerettet?" war die tieftraurige Antwort Letty's. „Mein Gott, sie werden in kürzester Zeit zurückkehren und dann . . . o Himmel, ich habe Sie elend gemacht für immer und ewig."

„Stille, Theuerste," erwiederte er, sie zu sich emporziehend, „kein Wort mehr von dieser Art. Aber nun," fuhr er zärtlich fort, „sagen Sie mir, fühlen Sie sich stark genug, einen Marsch von vielleicht einer halben Stunde auszuhalten? Gewiß können Sie's, wenn Sie sich anstrengen, und bedenken Sie, unsere Freiheit, unser Alles hängt davon ab."

„Ich will's versuchen," sagte sie mit fast tonloser Stimme; „aber warum wollen Sie mich nicht hier zurücklassen? Man wird Sie sicherlich nicht weiter verfolgen, sobald man sich meiner bemächtigt hat, und . . ."

„Letty!" rief er vorwurfsvoll und augenblicklich raffte sie sich empor, ihre Hand in die seine legend. Dann schritt er vorwärts in den Wald hinein und sie folgte ihm mit Aufbietung aller ihrer Kräfte.

Geraume Zeit ward nun kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt, aber jeden Augenblick sah er sich nach ihr um, ob sie auch zu folgen vermöge, und wenn irgend eine Stelle kam, welche nur die geringste Schwierigkeit bot, so reichte er ihr sogleich die Hand oder trug sie mit seinen starken Armen hinüber.

Etwa zwanzig Minuten, vielleicht auch etwas mehr, mochten sie gegangen sein und während dieser ganzen Zeit hatte der Doktor eine unerwürdige Ortskenntniß entwickelt, denn nie war er nur um Weniges von der zuerst eingeschlagenen Richtung abgewichen. Freilich, das hatte er nicht vermeiden können, daß sie sich oft und viel durch das Gebüsch durchzwängen mußten und nur selten einen breiteren, trockenen Fußpfad benützen konnten. Doch jetzt schienen die Hauptschwierigkeiten überwunden und der Doktor machte demgemäß einen Augenblick Halt. „Ruhen Sie sich ein wenig aus," meine theuerste Letty," flüsterte er seiner Begleiterin zu, indem er sie sanft zwang sich niederzusetzen, „denn jetzt hat es keine Noth mehr. In wenniger als zehn Minuten sind wir am Ziele."

Doch horch, was war das? Noch während er sprach, ließ sich ein zwar nur schwer vernehmbares, aber doch wieder deutliches, lurzes, heiseres Bellen vernehmen und dieses wiederholte sich in stetigen Intervallen. Kein Zweifel — es rührte von Hunden her und zwar von jenen Schweißhunden, welche man im Süden der Union damals noch zur Menschenjagd anzuhetzen pflegte! Athemlos lauschte der Doktor und hielt sein Ohr fest auf den Boden.

„Sie sind," murmelte er, „meiner List schneller auf die Spur gekommen, als ich dachte, und haben jetzt die Hunde Jem Sharper's herbeigeholt. Aber die Entfernung ist noch eine sehr große und der ehrliche Bamboo wird uns nicht im Stiche lassen. Letty," wandte er sich dann laut an diese, „folgen Sie mir. Wir müssen eilen."

Letty that so, ohne ein Wort zu entgegnen, und mit gesteigerten Schritten begannen sie abermals ihre Wanderung. So sehr sie aber auch ihren Marsch beschleunigten, so verlor sich doch das Bellen der Hunde nicht mehr und dasselbe schien sich sogar eher zu nähern, als zu entfernen.

„Ich kann nicht weiter," sagte jetzt plötzlich Letty, nachdem sie sich etwa eine Viertelstunde lang aufs Aeußerste angestrengt hatte.

Sie schwankte und wäre beinahe gestalzen; aber bereits hatte sich der Doktor nach ihr umgewandt und sie mit einem Arm auf den Arm genommen.

Digitized by Google

„Noch zweihundert Schritte," flüsterte er ihr ermuthigend zu, „so sind wir am Ziele. Sehen Sie das Wasser nicht durch die Bäume durchglitzern?"

Es war so, wie der Doktor sagte, und in kürzester Frist hatten sie die große Pinie erreicht, von welcher ich weiter oben gesprochen habe. Rasch, aber mit der Zärtlichkeit einer Mutter setzte jetzt der Doktor das arme Mädchen am Fuße des Baumes nieder und stürzte sich dann dreimal, das Gesicht gegen das Wasser gekehrt, den Flußgrund einer Elle aus. Daraufhin warf er sich neben Letty auf den Boden und strengte sein Ohr an, auch auf das geringste Geräusch zu lauschen.

Eine, zwei, drei, vier Minuten vergingen, ohne daß sich irgend etwas vernehmen ließ, das Bellen der Hunde ausgenommen, welches immer deutlicher und heiserer wurde. „Großer Gott," murmelte der Doktor, „wenn Bamboo nicht in seinem Versteck wäre! Und dann, wenn auch, ist es gethanig genug, uns alle Drei zu fassen!"

Die wirrsten Gedanken flogen durch seinen Kopf und vor Aufregung wußte er sich kaum mehr zu fassen. Aber wie? War das nicht ein leiser Eulenschrei? Ha, und noch einer und endlich der dritte! Der Doktor sprang auf, wie von einem elektrischen Strom durchzüglt, und im nächsten Momente stand der Neger Bamboo vor ihm.

„Massa Doktor endlich noch kommen," sagte der schwarze Bursche; „aber," fuhr er erschreckt zurück, als er des in seinem Mantel zusammengeknurrten Mädchens ansichtig wurde, „Massa Doktor nicht allein? Wen da mitgebracht? Und warum bellen die Hunde von Tomoinn im Wide? Wieder einen Nigger jagen?"

„Nein, Bamboo," rief der Doktor, „mich jagen sie, mich und Letty, welche ich vor Schmach und Gewalt retten mußte. Und Gott sei Dank, sie wird gerettet werden, wenn Du bist ja da und wirst und ein Afyl in Deinem Verstecke nicht verlagen!"

Im Anfang begriff Bamboo den Doktor nicht und voll Staunen ruhte sein Auge auf ihm. Doch jetzt erkannte er Letty und nun wurde ihm Alles klar. „Bamboo," erwiederte er sofort hastig, „wich thun, was Massa Doktor haben will, denn Bamboo liebt Massa Doktor und liebt auch die weiße Letty. Aber wir müssen schnell sein, sehr schnell. Die Blutshunde kommen immer näher und hören Sie, Massa Doktor? Man kann bereits die Stimmen der Jäger unterscheiden, wie sie die Hunde anfeuern. Hurtig, hurtig, mir nach."

Letty hatte Alles mit angehört und war bei den letzten Worten des Bamboo von selbst aufgesprungen. „Ich habe mich jetzt wieder etwas ausgeruht," flüsterte sie dem Doktor zu, „und Sie sollen mir keine Schmach mehr vorwerfen."

So folgten sie denn Beide dem Bamboo, der sich eilends durch Busch und Bäume drängte. Kaum aber hatten sie hundert Schritte gemacht, so standen sie vor einem dunklen Wasser, das sich weitzin vor ihnen ausdehnte.

Es ist bekannt, daß der mächtige Mississippistrom alle Jahre, wenn der Schnee geht, große Strecken Landes auf seinen beiden Ufergeiten überflutet, und nicht wenige dieser Ueberflutungen bilden dann tiefe Binnenseen, welche mit dem Strom steigen und fallen. Da, wo diese Seen an das höher gelegene Land grenzen, verwandeln sie sich meist in undurchdringliche Moräste, welche im hohen Sommer ganz austrocknen; in ihrer Mitte aber, also da, wo sie am tiefsten sind, liegen nicht selten kleine Inseln, gleichsam wie Oasen in der Wildniß, welche, dicht mit Buschwerk und Bäumen bewachsen, einer Menge von Wasservögeln zum Aufenthalt dienen.

Einer dieser Binnenseen nun war es, zu welchem Bamboo den Doktor und Letty hinführte, und weithin bedunte sich derselbe aus; da aber, wo sie standen, bildete er einen wüsten Morast, welchen schwarze Cypressen, die in ihm emporschossen, noch schauerlicher machten.

„Dahinein sollen wir?" flüsterte Letty zitternd, indem sie sich hart an den Doktor anklammerte, und gleich darauf verdoppelte sich noch ihr Zittern, als sie das Geschrei der Hornfrösche und das Brüllen der Alligatoren vernahm, welche sich im Sumpfe herumwälzten.

„Still, still," versetzte Bamboo, der die Flüsterweete gehört hatte. „Hornfrosch nichts werth und Alligator dumm, sein Thier. Werden uns schon ungeschoren lassen, wenn Massa Doktor wir nur folgen will. Aber soll Bamboo Letty tragen, oder will Massa Doktor es thun? Denn die Straße, die wir gehen müssen, ist nicht gerade besonders breit und bequem. Also Massa Doktor will's thun? Gut, ganz gut. Nun folgen Sie mir, aber nicht ausglitschen."

Hart neben ihnen lag ein riesiger Cypressenbaum umgestürzt, und der Stamm mit den Aesten und dem Wipfel hatte sich in gerader Richtung gegen das hellere Seewasser zu mit der in den Morast eingebohrt; links und rechts aber von dem Stamme wuchsen Schmarotzerpflanzen in so üppiger Fülle empor, daß sie ihn fast ganz einhüllten und man Mühe hatte, ihn von dem übrigen Sumpf zu unterscheiden. Auf diesen Stamm nun wagte sich Bamboo ohne zu zögern und ihm folgte ebenso unverzagt der Doktor, Letty auf dem Arme tragend. Es war übrigens in der That kein besonders breiter und bequemer Weg, vielmehr ein sehr schlüpfriger und gefährlicher, und es gehörte die größte Vorsicht und Behutsamkeit dazu, nicht in den Sumpf hinabzustürzen. Doch nach wenigen Sekunden war die Gefahr überwunden und an dem großen und weiten, ebenfalls wieder von Schmarotzerpflanzen überwucherten Wipfel angelommen, sah der Doktor das hellere Wasser vor sich.

„Wie nun weiter, Bamboo?" flüsterte er dem Neger zu.

„Gleich sehen, Massa Doktor," erwiederte dieser und ließ sich von dem Wipfel hinabgleiten.

„Beim Himmel, eine kleine Pirogue," rief jetzt der Doktor mit tiefem Erstaunen, denn das kleine Fahrzeug war so vollständig unter dem Wipfel verborgen gelegen, daß man, ehe man hart in die Nähe kam, unmöglich etwas hatte unterscheiden können. „Aber wohin nun? Ueber den See hinüber nach dem andern Ufer?"

„Nein, nein," entgegnete der Neger. „Nur nach der kleinen Insel in der Mitte dort. Schnell, reichen Sie mir Letty herab und springen Sie dann nach."

Den Augenblick darauf waren alle Drei im Nachen geborgen und Bamboo ruderte sofort eiligst dem Inselchen zu, auf das er hingedeutet hatte.

Dieses Eiland war nur von sehr geringem Umfange und ragte auch nur wenig über den Wasserspiegel empor. Dagegen aber wurde es von dunklen Cypressen, immergrünen Eichen, Magnolien und Silberpappeln dicht überwuchert und wie der Nachen anlandete, liegen Hunderte von Reihern, Kranichen, Flamingos, Pelikanen und wilden Enten mit lautem Gekreisch auf.

„Hier mein Versteck," sagte Bamboo nicht ohne Stolz und sprang sofort an's Land, indem er die Andern aufforderte, seinem Beispiel zu folgen.

Dann, sowie dieß geschehen, zog er die kleine Pirogue zwischen die Bäume herein und barg sie so sorgfältig, daß sie von außen selbst von dem geübtesten Auge nicht entdeckt werden konnte. „Jetzt, Massa Doktor," sprach er darauf weiter, „wollen wir Letty in meinem Sommerpalast bringen."

Er bog die Zweige auseinander und sie schlüpften hindurch. Doch schon nach wenigen Schritten befanden sie sich an Ort und Stelle. Auf dem höchsten Punkte des Inselchens nämlich hatte Bamboo die niedersten Zweige der nächsten Bäume mit ihren breiten grünen Blättern in eine Weise zusammengebunden, daß sie ein förmliches Dach bildeten, welches selbst einem starken Regen zu widerstehen im Stande war, und den Boden deckte ein üppiges Lager aus weichem Moose. Auch sah es in anderer Beziehung nicht ganz unwohnlich hier aus, denn an den Zweigen hingen Fischgeräthschaften und die Küche wurde durch einen rohen Kochtopf, sowie durch eine Kürbisflasche repräsentirt.

„Gerettet, dem Himmel sei Dank!" sprach der Doktor mit einem innigen Blick auf Letty, indem er zugleich dem Bamboo die Hand reichte. „In dieß Versteck werden sie nicht dringen."

„War aber höchste Zeit," erwiederte Bamboo. „Hört Massa Doktor die Hunde? Sind jetzt ganz nahe dem Ufer drüben und werden es erreicht haben, ehe man Hundert zählt. Aber am Wasser geht ihnen die Fährte aus und Bucka Casadeau mit weiß Mann muß abziehen, ohne Bamboo's Sommerpalast gefunden zu haben." (Fortsetzung folgt.)

Vier vierblättrige Kleeblätter

aus meinem Tagebuche

von

W. Winckler.

IV.

Es ist fünf Jahre später und wieder in einem andern Erdtheile. —

Die „Kölnische Zeitung", welcher ich es in erster Linie verdanke, daß mein Name in der literarischen Welt genannt wird, hatte mich nach Mexiko geschickt, um mir die jetzt so tragisch brennende Kaiserlomödie anzusehen und darüber zu berichten.

Wir — d. h. ich und eine Dame, die sich für die Dauer der Reise unter meinen Schutz begeben hatte — waren nach einer abenteuerlichen Fahrt über den Golf in Veracruz gelandet und befanden uns auf einem Spaziergang in der Alameda Estramuros. Diese Alameda „außerhalb der Mauern" ist ein parkähnliches Fleckchen Erde, welches man hier sömmlich dem sandigen Boden einer unfruchtbaren Tornada abgetrotzt hat. Anfänglich glaubte man, die heftigen Nortes, welche hier im Herbst und Frühjahre mit furchtbarer Gewalt die Küste fegen und die Springfluten oft bis in die Straßen von Veracruz treiben, würden gar keine Vegetation aufkommen lassen, man überzeugte sich aber später, daß in dem künstlichen

Digitized by Google

Boden die Palma real, die Platane und der Oleander prächtig gedeihen, und so ergoß sich Veracruz seine Alameda Estramuros, seinen Pare en miniature, auf den es um so stolzer sein kann, als es ohne diesen Garten der traurigste, langweiligste und ödeste Ort der Welt, ein zweites Suez, wäre. Meine Reisgefährte, die einem reisenden Zeitungs-Korrespondenten wohl zu verzeihen ist, trieb mich, die in der Alameda gedeihende wiedere Vegetation näher in's Auge zu fassen, und bei diesem Anlasse fand ich abermals ein vierblättriges Kleeblatt, welches ich in meine Reisebibliothek legte.

Damit der freundliche Leser aber nicht denkt, daß ich als Staubsieger reiste und eine Bibliothek mit mir durch die Welt führte, wie Fürst Pückler-Muskau als lebendig Versteerbarer, so muß ich ihm erklären, daß meine Bibliothek nichts mehr und nichts weniger ist, als „Mirza Schaffy's Lieder", welche auf meinen Reisen wie die innere linke Seitentasche meiner Jagdblause verlassen haben, außer wenn ich darin las, und die jene Stelle auch nicht verlassen werden, soweit mich das Geschick noch immerhin durch die Welt führen mag.

Ich hatte das vierblättrige Kleeblatt also in meine Bibliothek gelegt, und wenn ich nicht irre gerade an die Stelle, wo der Vers steht:

Mein Mutzl ist Hatz,
Mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Weiber
Und schlechte Gesänge.

oder doch ein ähnlicher, und dachte dann nicht mehr an Mirza Schaffy und das vierblättrige Kleeblatt, bis ich auf dem Wege nach Mexiko etwas unsanft daran erinnert wurde.

Wir hatten uns durch den bodenlosen Schlamm der unciviliſirten Wege in dem unciviliſirten Mexiko glücklich bis Rio fria hindurchgearbeitet und waren bisher ohne Banditenüberfälle und Achsenbrüche davon gekommen. Unsere Reisegesellschaft jubelte schon und wir stiegen in Rio fria bei Ihr Mongens mit der Hoffnung in den Postwagen, am Abend die Hauptstadt unbeschädigt zu erreichen und und dort stante pede für Geld sehen zu lassen, denn nichts ist in Mexiko seltener, als eine unangegriffene Postkutsche, die auf mexikanischen Umwegen 95 Leguas ohne Achsenbruch zurückgelegt hat.

Es war ein eigenthümlicher roth mexikanischer Septembermorgen. Um die Bergspitzen brauten braunen Frühnebel, die öfter von einem jähen Windstoß zerrissen wurden und dann riesige Höhren sehen ließen, in denen Wipfeln ein unheimlicher, ewiger Wind rauscht. Wir selbst fuhren mit mexikanischer Kunstfertigkeit über eine entsetzliche Straße. Durch knietiefe Löcher, über zwei Fuß hohe Felsblöcke, über zitternde und bebende Brücken, unter welchen in schwindelnder Tiefe ein wildes Bergwasser brauste, über riesige Cedernwurzeln, immer lustig durch die Wolken, welche einen feinen, kalten Regen auf uns niederträufelten und nichts dazu beitrugen, die Stimmung der frohen, erwerbenden Menschen zu heben, welche in diesem mexikanischen Materialaften zusammengerüttelt wurden wie Rußsäcke, ging der Weg. Zu dieser naßkalten, seetenbraunbeulenden Situation kam noch das unheimliche Gefühl, sich hier in den Regionen der sogenannten «Plateros» zu befinden, von denen man sich im letzten Wirthshause recht artige Bauernstückchen erzählt hatte.

Diese «Plateros» (Silberarbeiter, oder frei übersetzt: „Arbeiter in Edelmetallen") sind nämlich souveräne mexikanische Banditen von Gottes Gnaden und haben ihren Namen von den mit Silber beschlagenen Waffen und silberbesetzten Anzügen, in welchen sie den Reisenden zu erscheinen pflegen. Ein solcher Ritter vom Stege trägt stets mehrere Pfund Silber am Leibe und das von Rechtswegen, denn sein Geschäft wirft's ja ab.

Ueber diese nahein Spitzbuben hatte ich soeben nachgedacht und instinktartig meine Buchsflinte fester gefaßt, denn die Vorsicht verlangte, dieselbe stets auf den Knieen zu tragen, als plötzlich draußen ein Schuß fiel und das jedem mexikanischen Reisenden bekannte: «Halto la!» von Links zu uns herüber tönte. Die Postkutsche stand natürlich sogleich, denn einer der Maulthiere war durch den Kopf geschossen worden, und abgesehen davon kennen Thiere und Kutscher aus Erfahrung das peremtorische Kommandowort: «Halto la!»

Nun entstand eine schreckliche Szene der Verwirrung. Unsere mexikanischen Reisegefährten jammerten: «Los plateros! Los plateros!» Die Kutscher fluchten wie besessen; der nimmer müdeterne Rebellenkapitän suchte schimpfend seinen Revolver; Frau von M. . . . fiel mit einem Schreckensschrei in Ohnmacht, und ich trat die verqualmte Wagenthür auf und sprang, das gespannte Gewehr in der Hand, mit gleichen Füßen auf den Erdboden. Jetzt sah ich erst, daß die Banditen noch gar nicht allzunah waren, sondern sich erst als berittene Gestalten aus dem Nebel lösten, welcher über einer nahen Barranca braute.

Mit blanken Säbeln oder Gewehren in den Händen sprengten sie heran und schrien, wahrscheinlich um sich furchtbarer zu machen, ihr: «Abajo!» — «Caramba!» und «Carajo!» in den Morgen hinaus, daß unsern braven mexikanischen Reisegefährten das Herz förmlich sichtbar in die Hosen fiel.

Meine energische Position mit der gespannten Büchse am Postkutschenschlag machte die Freigiinge jedoch sogleich stutzen, und der Vorderste von ihnen warf sein Pferd herum, augenscheinlich um Rückfracht mit seinen Kameraden zu nehmen. Diese minutenlange Zögerung rettete uns vielleicht Alles das Leben. Unterdessen hatte der Kapitän seinen Revolver gefunden und streckte sein übernächtigtes Gesicht mit dem struppigen Schnauzbart aus der Postlutsche, einen unnachsprechbaren Fluch ausstoßend. —

Jetzt sprengten die Caballeros mit schußfertigen Gewehren heran und indem ich dem Kapitän deutsch zurief, nur aus nächster Nähe feuern zu wollen, hob ich mein Gewehr zum Kopf und zielte unter heftigem Herzpochen auf den vordersten der verstierten Ritter, welcher ein wunderschönes mexikanisches Pferd ritt.

Sowie ich mit meiner Waffe im Anschlage lag, krachte eine ganze Salve von der feindlichen Seite, und Holzsplitter und Glasscherben, welche mir um den Kopf flogen, beuteten an, daß man gar nicht so schlecht gezielt hatte. Ich selbst fühlte in den Augenblick, in welchem ich feuerte, einen heftigen Stoß gegen die Brust, glaubte jedoch, mein Gewehr sei daran schuld, indem daßselbe seit der Seereise her geladen war und somit leicht stoßen konnte.

Mein erster Schuß aus dem Schrotlauf war ohne Erfolg geblieben, als aber der zweite krachte, warf einer der Reiter die Arme in die Luft und fiel festwärts vom Pferde, das, seines Reiters ledig, erschreckt davonsprengte.

Die Banditen machten nun eine Attake mit blanker Waffe und ich flüchtete hinter den Wagen, um womöglich noch einmal zu laden. Hier wäre ich indessen zweifelsohne verloren gewesen, wenn nicht im Augenblicke der höchsten Gefahr ein Harnißgnal, deutscher Kommandoruf und Pferdegalopp die Räuber verjagt hätte, welche sich fluchend in die Berge warfen.

Unsere Erretter waren ungarische Husaren, die Patrouillendienst auf der Straße zwischen Rio fria und Mexiko verfahen, und durch das Schießen herbeigezogen wurden. Ein Theil der braven Haudegen blieb zum Schutze bei uns, der Rest verfolgte die Spitzbuben, aber, wie wir in der Hauptstadt erfuhren, ohne jeden Erfolg.

Der Offizier von der Patrouille war es zuerst, welcher mich darauf aufmerksam machte, daß meine Jagdblause zerschossen sei, und richtig, grade über dem Herzen steckte im „Mirza Schaffy" eine Kugel und hatte mir noch zum Ueberfluß das vierblättrige Kleeblatt zerrissen, welches ich vor einigen Tagen in der Alameda Estramuros de Veracruz gefunden hatte.

*

Ich habe von dieser Episode in meinen mexikanischen Reiseberichten nichts erwähnt, weil mich ein lakerischer Beamter im Auftrage Sr. Majestät hat, den unangenehmen Vorfall in meinen Berichten zu verschweigen, da es wünschenswerth sei, das Vertrauen in die neuen Zustände draußen nicht zu erschüttern. Jetzt, nachdem in Mexiko Alles vorbei ist und Alles in das alte Chaos zurückfällt, habe ich keinen Grund mehr, dieses Abenteuer nicht in die Oeffentlichkeit kommen zu lassen.

Haben aber diese bescheidenen „vierblättrigen Kleeblätter" den Beifall der schönen Leserin gefaßt, so kann es leicht sein, daß wir und bald wieder an dieser Stelle begegnen. Au revoir!

Bilderräthsel.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 17.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothhart.

In der Ballus.

Kriminalgeschichte von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Eine Dame war an einem Baume stehen geblieben. Sie hatte die Litthauerin mit dem Kinde gesehen. Sie stutzte. Ein Gedanke, eine Ahnung flog wie ein Blitz durch ihr Gesicht, ließ eine Welle auf der Stirne zurück.

Die Dame schien im Anfange der vierziger Jahre zu sein. Sie war groß, noch schön, aber ihre Züge waren stolz und streng. Sie sah das Mädchen mit scharf prüfendem Auge an; ihr strenger Blick wurde fast feindlich. Sie nahte sich der Litthauerin, trat vor sie.

Eine erschrak, als sie plötzlich die Fremde vor sich sah. Aber es war ihr wohl keine Fremde. Sie war erschrocken, weil sie eben die Dame kannte. Sie erhob sich, sie wollte sich entfernen.

„Bleib!“ befahl ihr die Dame. Sie sagte es in litthauischer Sprache.

Eine blieb.

„Bist Du Frau?“ fragte die Dame sie, nicht mit Hohn, aber mit kalter Strenge.

„Nein,“ antwortete das erröthende Mädchen.

„Und Dein Name?“

„Eine Jürgeleit.“

„Erwartest Du hier Jemanden?“

Eine zögerte doch mit der Antwort, aber nur einen Augenblick. „Ja,“ sagte sie.

„Und wer ist es?“

„Dein Sohn, Herrin.“

Die Dame runzelte die Stirne, sann ein paar Sekunden nach, was sie weiter sagen solle, fragte dann: „Wie alt bist Du?“

„Einundzwanzig Jahre.“

„Und,“ fuhr fast heftig die Dame fort, „Du schämst Dich nicht, einen Knaben von kaum achtzehn Jahren verführen zu wollen?“

„Herrin!“ rief das Mädchen. Hatte vorhin bei der ersten Frage der vornehmen Dame die Röthe der Scham ihr feines, blasses Gesicht übergossen, eine dunkle Glut des Zornes, des stolzen Zornes, schoß ihr jetzt in die Wangen, auf die Stirn. „Herrin, ich bin keine Verführerin!“

Die Dame warf einen Blick auf das Kind, das die Litthauerin wieder im Arme trug, nicht hohnisch, wie vorhin Ordmann Grigatis nach dem Kinde geschaut hatte, aber mit einem strengen Vorwurfe.

Eine sah den Blick.

„O, Herrin,“ sagte sie, „eine Verführte ist immer eine von den Menschen Verachtete. Aber mein Kind liebe ich doch.“

Sie sprach die Worte mit dem weichsten Tone ihrer Stimme, sie drückte das Kind an ihr Herz. Das Unglück der Verführten, die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, sprachen sich in den Worten, in der Bewegung so natürlich, so rein aus.

Die Dame schien es zu fühlen; sie machte sich wohl selbst einen Vorwurf über ihre Strenge, ihre Härte gegen die Unglückliche. Aber ihr Stolz durfte es nicht zeigen. Oder hatte sie noch ein anderes, ein bitteres Gefühl in ihrer Brust.

„Warum suchst Du meinen Sohn hier auf?“ fragte sie.

Eine wurde verlegen. „Ich hatte eine Frage an ihn,“ sagte sie, einer Antwort ausweichend.

„Und welche?“

„Sie betraf nicht ihn, und,“ fehlte sie zögernd hinzu, „auch nicht mich.“

Pauline Lucca, k. preußische Hofsängerin.
Nach einer Photographie, von C. Hartmann. (S. 195.)

Digitized by Google

„Aber ich darf sie nicht erfahren?"
Eine hatte einen Entschluß gefaßt. „Sie betrog Deinen Schwager, Herrin."

„Ah!" sagte die Dame. Sie ward wieder ihren Blick auf das Kind des Mädchens.
Eine errötete wieder. „Und Deine Schwester, Herrin!" setzte sie rasch hinzu.
„Was hattest Du mit meiner Schwester zu schaffen?" fragte stolz die Dame.
„O, Herrin," sagte Eine, „sie werden verfolgt von den Russen; Dein Schwager soll gehängt werden, oder sie sollen Beide in die Bergwerke von Sibirien."
Die Dame erblaßte.
Eine fuhr fort: „Sie sind auf der Flucht, nach der Grenze, hierher, sie werden verfolgt; Verräther sind auf ihrer Spur. Ich wollte mit Deinem Sohne sprechen, wie jenen zu helfen, wie sie zu retten seien."
„Meine Schwester!" rief die Dame. „Du!" sah sie dann das Mädchen verwundert an, „Du wolltest für ihre Rettung wirken?"
„Ja, Herrin, ich."
In den Augen der Dame zeigte sich Mißtrauen. „Von wem hast Du Deine Nachrichten?" fragte sie.
Das wollte das Mädchen nicht sagen. Die Schwester wollte auch den schlechten Bruder nicht verrathen. Sie schwieg auf die Frage.
„Ah, elende Lügnerin!" rief die Dame, vielleicht nur, um die Angst ihres Herzens zu beschwichtigen.
„Ich lüge nie, Herrin!" sagte ruhig das Mädchen.
Die Dame war heftig geworden. „Ihr Litthauer lügt Alle. Ihr seid das Volk des Lügens, des Betrügens, des Stehlens."
Die Litthauerin wurde einen Augenblick dunkelroth; dann konnte sie wieder ruhig, fast in schmerzlichem Tone erwidern: „Ich weiß, daß ihr Deutschen das von uns sagt. Aber wir sind besser, ja, wir sind besser als ihr. Aber, wenn es auch so wäre, wie ihr sagt, wer hätte uns so gemacht? Unsere Väter und Mütter waren nicht so, als wir noch allein im Lande waren, als die litthauische Erde noch uns gehörte. Da kamt ihr Fremdlinge, die wir nicht gerufen hatten, und ihr nahmt uns das Beste von unsern Aeckern, von unsern Wiesen, von unsern Wäldern, und ihr lehrtet uns den Betrug, den Diebstahl, und nun ihr Alles genommen habt . . ."
Das Mädchen war doch eifrig geworden. Sie hatte es wohl nicht werden wollen gegen die Frau, die ihr vorwerfen konnte, daß sie ihren Sohn verführen wolle. Sie brach plötzlich ab.
„Verzeihe mir, Herrin!" sagte sie fast demüthig.
Die Dame hatte sie mit einer stolzen Verachtung ansehen wollen. Sie mußte sie verwundert ansehen. Sie sah zum ersten Mal das Mädchen, oder sie sah sie nach Jahren zum ersten Mal wieder, nach so langer Zeit, daß sie sie nicht erkannt hatte, sie, die vornehme Dame, die geringe Tagelöhnerin; die stolze Fremde die unterdrückte Litthauerin, die vor der Welt mit vielleicht sehr wohlfeiler Tugend Prunkende die vor der Welt Verachtete. Sie hatte sich wohl ein anderes Bild von der litthauischen Diane gemacht, die ihr den einzigen Sohn verführen, verderben wolle. Sie mußte sie genauer ansehen, das feine, blasse Gesicht, an dessen Schönheit ein tiefer Kummer nagte, der doch nichts von den schönen, edlen Zügen verzehren konnte, die dunklen Augen, in denen noch der Zorn über erlittene Unbill brannte und doch auch das ruhige und klare Feuer eines weichen, von Liebe erfüllten Herzens.
Eine hatte nicht mehr auf sie geachtet. Sie sah die Barkene um den Gartenzaun herum zurückkehren.
Die alte Frau war allein. Sie erschrak, als sie die Dame bei dem Mädchen erblickte. Sie blieb stehen; sie schien zweifelhaft zu sein, ob sie nicht umkehren solle, um von der stolzen, strengen Dame nicht gesehen zu werden.
Eine ging ihr entgegen. „Du fandest ihn nicht, Barkene?"
„Er ist im Walde."
„Wo?"
„Man wußte es nicht."
„Ich weiß es. Gehen wir."
Sie schritt weiter. Um die Dame bekümmerte sie sich nicht ferner; sie sah sich nicht nach ihr um. Die Dame hatte keine Frage ferner nach ihrer Schwester. Das Mädchen schritt an dem Zaune des Gartens entlang. Die alte Frau folgte ihr.
Jenseits des Gartens gingen sie an einem alten, grauen, hohen, steinernen Hause vorüber. Es war das Haus, dessen Gemäuer und spitzes Giebeldach man vorhin durch die Bäume gesehen hatte.
Es war ein sonderbares Gebäude. Irgend einen Baustyl zeigte es nicht. Roh und plump, vielleicht schon vor Jahrhunderten, war hier Stein an Stein neben und auf einander gesetzt und mit grauem Mörtel zusammengekittet, in keinem andern Verhältnisse, zu keinem andern Zweck, als um einen festen Schutz, ein sicheres Obdach gegen die Kälte und gegen die Stürme des nordischen Landes herzustellen. Es lag und erhob es sich in der einsamen Waldwildniß an der Grenze zwischen Rußland und Preußen, weitab vom deutschen Lande und deutschem Leben.
Die Deutschen hatten dem Volke sein Land genommen; die Litthauerin hielt es der deutschen Edelfrau vor. Sie hatten dem Volke sein deutsches Leben, seine deutsche Sprache, seine deutsche Sitte zu bringen vermocht.
Sie herrschen in jenem Lande; das Beste von Aeckern und Wiesen und Waldungen gehört ihnen. Eine hatte es gesagt. Handel und Gewerbe sind ausschließlich in ihren Händen. Sie sind ein tüchtiger, kräftiger, edler deutscher Volksstamm; sie haben ein deutsches Herz, sie leben in der schönen, einfachen deutschen Sitte, sie üben die alte germanische Gastfreundschaft, wie man sie nirgends in der Welt, nicht in dem Herzen Deutschlands, so wiederfindet.
Aber das alte eingeborene Volk des Landes ist ihnen fremd, feindlich geblieben. Ihm sind nach mehr als sechs Jahrhunderten die Nachkommen noch, was die ersten Eindringlinge waren, Räuber an ihrem Lande, an ihrer Sitte, ihrer Sprache, ihrer Religion, ewige Feinde ihrer Nationalität. Der Litthauer haßt die Deutschen und aus Haß verachtet er sie. Ihre Vorzüge sind ihm Hochmuth, Herrschsucht, Tyrannei; ihr Wohlwollen ist ihm Falschheit; ihre Ehrlichkeit Dummheit. Er verehrt mit ihnen, um sie zu betrügen; er bietet ihnen, um sie zu bestehlen. Er hat den Glauben und das Sprichwort: „Der dummste Litthauer ist noch immer klüger, als der klügste Deutsche". Er will nichts lernen, weil er von den Deutschen lernen müßte; er treibt kein Handwerk, weil er den Deutschen nicht gleich kommen würde. So lebt er für sich in seinen Dörfern, den Deutschen die von ihnen gegründeten Städte und größeren Güter überlassend. So lebt er dort auf den Aestern, die ihm von seinem alten heimischen Boden geblieben sind, in seinem Haß und in seiner Verachtung gegen das deutsche Wesen, in seiner alten Sitte, alten Tracht, alten Sprache, in seinen alten Liedern, in seiner alten Beschränktheit, aber auch mit mancher alten Tugend, die er sich treu bewahrt hat. Die christliche Religion hat er angenommen; die deutschen Ritter zwangen sie ihm mit Feuer und Schwert ein; mit Blut und Eisen, sagen die Ritter der heutigen Zeit. Aber den Glauben an seine alten Götter hat ihm auch Feuer und Schwert, Blut und Eisen nicht aus dem Herzen reißen können, und das Braatspaar, wenn es von dem christlichen Pfarrer der Kirche eingesegnet ist, wallfahrtet zu dem heiligen Berge Rombinus, auf dem Perkunos, der Gott der Fruchtbarkeit, seinen Opferstein hatte, um, da der Stein nicht mehr da ist, in den Spalten des Berges dem Gotte ein Opfer zu bringen, damit er der neuen Ehe seinen Segen der Fruchtbarkeit schenke.
Die Städte und Flecken des Landes liegen auf dem linken Ufer der Memel. Auf der rechten Seite des großen Stromes nach Rußland hin findet man fast nur Dörfer, die von Litthauern bewohnt sind, und nur wenige größere Güter, die Deutschen gehören.
An der russischen Grenze, in der großen Jurasorst, leben auf dem litthauischen Boden nur Litthauer. Die Ausnahmen kann man zählen.
Die höheren Beamten der Forst sind Deutsche. Die Bewohner jener grauen, steinernen Gebäudes waren Deutsche. Die stolze Dame mit ihren Vorwürfen und mit ihrer Heftigkeit gegen das arme, verachtete litthauische Mädchen war es wenigstens, und von einem Sohne sprach sie.
Das graue, steinerne Haus war alt. Die Litthauer des Dorfes Karben wußten nicht, wann und wozu es aufgebaut war. Sie stimmerten sich auch nicht darum; sie sagten nur, es habe „immer", oder „von Anfang an" dagestanden. Ein Beweis, daß es von keinem Litthauer erbaut war, ihre Traditionen hätten sonst etwas von ihm gewußt. Sie nannten es das Schloß.
Das Schloß, wie alt es sein mochte, war wohl erhalten. Sein Aeußeres zeigte sogar manches Neue: Marquisen, Jalousieen, Simse; man konnte meinen, das graue, nackte Gemäuer, ohne jeglichen Anspruch, das nicht minder graue, spitze Giebeldach seien auch Pietät der späteren Besitzer gegen ihr Alter oder gegen ihre Entstehung so geblieben, vielleicht auch nur aus Eigensinn. Der Eigensinn wäre dann freilich wohl ein erblicher seit Jahrhunderten gewesen, in derselben Familie.
An dem Schlosse waren die alte und die junge Litthauerin vorübergegangen.
„Was wollte die Ebelfrau von Dir?" fragte die Alte das Mädchen.
„Sie verachtete mich, wie sie mich Alle verachten."
„Die?" sagte die Frau. „Aber ist sie denn, daß sie besser sein will als Du? Diese hochmüthige Deutsche mit dem elenden Manne, der wie eine Strafe des Himmels umhergeht!"
Das Mädchen unterbrach sie. „Wen fragtest Du nach dem Junker?"
„Den alten Gärtner Ehristoph."
„War der Junker schon lange fort?"
„Er ist nach Mittag aufgegangen mit dem Jagdgewehr."
„So sind wir auf dem rechten Wege."

Digitized by Google

„Wir gehen nach der Ballus zu," bemerkte die Frau.

„Ja!" erwiederte kurz das Mädchen. Sie war in tiefen Gedanken. Sie ging unwillkürlich rasch. Die alte Frau konnte ihr kaum folgen.

Sie gingen durch dichte Waldbewachung, zwischen Fichten und Tannen, Eschen und Birken. Zuweilen war eine Eiche da, aber sie stand einsam, klein, krank in dem hohen Norden und in dem Boden, der trocken und spröde war, wo er nicht bloß die Decke eines unergründlichen Moores bildete. Ueberall herrschte die tiefste Stille. Man hörte keine Art, keine menschliche Stimme. Die Vögel hatten den Wald im Oktober vor dem heranmahenden nordischen Winter verlassen. Die Raubthiere mieden den Menschen, wenn sie mit ihrem scharfen Ohr ihn nur von Weitem vernahmen. Nur das Eichhorn war lebendig und spielte oben in den Wipfeln der Bäume; aber das Eichhörnchen huscht so leicht und so leise über die Aeste und durch die Zweige, daß kein menschliches Ohr den Lauf der Bewegungen aufnimmt.

Durch die Stille kam den beiden Frauen ein Schritt entgegen. Sie hörten ihn. Sehen konnte man nichts durch die Bäume.

„Es ist nicht der Junker," sagte das Mädchen. „Gehen wir ihm aus dem Wege."

Sie wollten auf die Seite, in das Dickicht des Waldes treten. Es war zu spät. Hinter den Bäumen trat Jemand hervor, der sie in demselben Augenblick sah.

„Der Edelmann!" rief die alte Frau.

„Er wird und nichts thun," sagte das Mädchen. Sie schritt ruhig weiter.

Sie mußten mit dem Nahenden zusammentreffen. Es war ein alter Mann, dieser „Edelmann", und wie es schien, ein sonderbarer alter Mann. Sein ganzes Aeußere zeigte es. Er trug einen langen Ueberrock von hellgrauem Wand, wie die litthauischen Bauern ihn zu tragen pflegen, und eben solche lange Beinkleider. Den Rock aber hatte er weit offen stehen, so daß man darunter wohl eine blaue Weste mit dicken, rothen, seidenen Schnüren sah, wie die Husarenoffiziere sie früher trugen. Ueber den Schnüren hatte er eine schwere goldene Kette hängen; die Uhr, die dazu gehörte, zeichnete sich in der aufgebauschten Westentasche ab. Auf dem Kopfe trug er einen feinen schwarzen Cylinderhut von der allerneuesten hohen Fassen, an den Händen graue Glacehandschuhe, in der rechten Hand einen derben Knotenstock, an den Stiefeln endlich waren große Sporen befestigt. So kam er, halb bürgerlich, halb militärisch, halb wie ein Bauer, halb modisch gekleidet, mit langsamem, schleppendem Gange daher, das kleine Gesicht grau und faltig, wie altes, hartes Pergament, die schwarzen Augen darin matt und doch stechend, unter dem hohen Cylinderhut spärliche, dünne, schneeweiße Härchen, glatt und steif anliegend hervorgekämmt.

Als er die beiden Litthauerinnen sah, wurde sein schleppender Gang behender; der Blick seiner matten Augen belebte sich, die schmalen Lippen warf er zornig auf. So stolperte er auf sie zu. Mit drohend aufgehobenem Knotenstock blieb er vor ihnen stehen.

„He, Holzdiebinnen!" rief er. „Habe ich euch endlich! Stehlt mir den halben Wald ab! Mit mir, mit mir! In's Hundeloch! Werde ein Exempel an euch statuiren. Ein Exempel!"

Eine war mit dem Kinde zurückgetreten. Es sollte vor dem drohenden und wild genug aussehenden Manne sich nicht erschrecken.

Die alte Litthauerin war tief vor ihm stehen geblieben. „Wir sind keine Holzdiebe, Herr!"

„He, he! tragt ihr denn nicht Beil und Strick bei euch?"

„Nur um Holz zu suchen, das der Wind abgeweht hat."

„Ist auch mein Eigenthum, gehört nicht den Holzdieben."

„Herr, solche Holzdiebe hat Gott lieb."

„Mir einerlei. Ihr kommt in mein Hundeloch. Ihr werdet ausgepeitscht."

„Aber, Herr, wir wollen ja in Deinem Walde nichts nehmen. Wir sind auf dem Wege zu der königlichen Forst."

„So, so, das ist etwas Anderes. Die königliche Forst geht mich nichts an. Für die mag der königliche Förster sorgen."

Er wollte an den Frauen vorübergehen. Auf einmal besann er sich. „He, he, hierher geht ja nicht der Weg zu der Forst. Ihr Litthauer seid alle Diebe und Lügner. Hier kömmt ihr nur zu der Ballus kommen."

„Wir gehen um sie herum," sagte die alte Litthauerin, die nicht verlegen wurde.

„He, he, eine ganze Stunde weit?" polterte der alte Herr.

„Wir kennen den Weg durch die Ballus, Herr," sagte die Alte.

(Fortsetzung folgt.)

Die berliner Nachtigall.

(Vgl. S. 193.)

Es war im Oktober 1857. Das wiener Karnthnerthor hatte wieder sich auf den letzten Platz gestellt — wurde doch die Lieblingsoper der heiteren, lebens- und gefangslustigen Wiener gegeben: Weber's ewig junger, von den süßesten Melodieen überquellender „Freischütz".

Auf der obersten Galerie saß ein kleiner alter Jude in ziemlich dürftiger Kleidung. Er hatte nicht immer so hoch auf dem Theater-Olymp seinen Platz . . . vor zehn Jahren saß er noch mit seinem gold- und diamantenstrahlenden „Blümchen" auf den Sammetsauteuils der ersten Rangloge. Ja, er war ein reicher, sehr reicher Kaufmann, der Herr Salomon Lucas — bis die Stürme des unglücklichen Jahres 1848 auch ihm Glück und Wohlstand raubten.

Eine seltsame, angstvolle Unruhe liegt in den scharfgeschnittenen Zügen und in allen Gliedern des alten Juden. Keine Minute sitzt er auf demselben Fleck still. Für die Oper scheint er weder Auge noch Ohr zu haben — Agathens seelenvolle Gesänge, Aennchens neckische Grazie — die prächtigen musikalischen Kontraste in den Charakteren der beiden Jägerburschen Max und Kaspar — selbst die damals noch unübertroffenen effektvollen Dekorationen und Maschinerieen der Wolfsschlucht gehen spurlos an ihm vorüber . . . und doch schaut er immer wieder auf den zerknitterten Theaterzettel in seinen vor Aufregung zitternden Händen . . . Ja, da steht es: Erste Kronzjungfer . . . Frln. Pauline Lucas . . . sein süßes, goldnes Paulinchen — sein siebenzehnjähriges Töchterchen — sein Alles! Und Pauline, die seit zwei Jahren den Chormädchen des Kärnthnerthoeaters angehört, soll heute Abend zum ersten Mal vor dem ganzen Wien Solo singen . . . sind es auch nur ein Paar Takte . . . Solo bleibt es doch! Aber wird sie vor Verwirrung nicht stecken bleiben? — wird das Bahnenfieber ihre schöne reine Glockenstimme auch nicht zusammenschnüren? Im Hause hat sie es prächtig und ohne Stocken gesungen:

Wie wimmelt's doch in den Jungfernkranz
Mit reizbenklauer Seide . . .

und so oft, daß er das närrische Liedchen zuletzt selber auswendig wußte — daß er selber unwillkürlich immer vor sich hinsummen mußte und auch jetzt während Aennchens „Kömmt ein schlanker Bursch gegangen!" innerlich immer und immerfort singt:

Wie führen Dich zu Spiel und Tanz,
Zu Glück und Liebesfreude . . .

O, wenn sein Goldkind heute Abend Glück hätte — wenn ihre Stimme gefiele — wenn der Herr Theaterdirektor sie nach diesem Solo für kleine Partien engagirte — mit 400—500 — o, vielleicht sogar 600 Gulden jährlich . . . welch' ein Glück wäre das für Pauline und ihren alten Vater! Und Pauline hatte ihm noch vor einer Stunde mit leuchtenden Augen gesagt: „Väterchen, heute Abend wird es sich entscheiden, ob ich für die Oper geboren bin — aber sei ruhig, ich habe Muth und Vertrauen — ist doch Singen meine höchste Lust . . . während ich das abscheuliche Ballet hasse. Darum hat auch mir auch keine Tänzerin werden wollen!"

Diese Erinnerung an den ersten strahlenden — aber so bald trostlos erbleichenden Vaterstraum: seine Pauline in glänzenden Florkleidern im Balletchor unverdrossen hüpfen und schönes blanked Geld verdienen zu sehen — preßte den guten Salomon Lucas doch einen großen bangen Seufzer aus. Als sein Vermögen zerronnen, hatten Vater und Mutter das häßliche Wind mit den weichen braunen Locken und blauen Augen und dem zarten Teint in eine Balletschule gesteckt . . . gab es doch bei der k. k. Oper noch viel kleinere Mädchen, die als Genien oder Koboldchen mitwirkten und wohl zehn Gulden Monatsgage erhielten . . . Aber Pauline Lucas hatte nicht das geringste Talent zu einer Sylphide entwickelt — ihr kleines, gebrungenes Figürchen wollte sich durchaus nicht zu eleganten Entrechats emporschwingen, und wenn es auf einem Beinchen, oder gar auf der Zehenspitze in einer Genuegruppe dastehen sollte — so purzelte es regelmäßig in der zweiten Sekunde schon zu Boden.

Die kleine Pauline Lucas, die jene qualvollen Tanzstunden mit der ganzen Glut ihres heißen Herzchens hassen gelernt hatte, — wurde zu ihrem Jubel — und zum großen Kummer ihrer Eltern aus der Balletschule „als völlig unbrauchbar und hoffnungslos" entlassen.

Aber wie ist es denn gekommen, daß sie doch die weltbedeutenden Bretter, wenn auch nur als singendes Chormädchen, betrat?

Mit Hülfe reicher Verwandten gaben die Eltern ihre Pauline in eine wiener Pensionsanstalt, damit sie vielleicht später einmal als Gouvernante ihr Brod erwerben könne.

Wir freuen uns, unsere Heldin über jene Zeit selber sprechen lassen zu dürfen. Sie erzählt in einem Briefe mit der ihr eigenthümlichen Frische und Naivetät:

Digitized by Google

„Als ich in das Pensionat eintrat, war ich noch nicht neun Jahre alt; ich hatte vorher schon eine Schule besucht, aber als das Kind eines reichen Mannes, und da lernte man nie Etwas. Den Unterschied lernte ich damals schon bitter kennen. Es dauerte lange, bis ich mein kleines Kinderherz zum Schweigen brachte und stumm alle Demüthigungen und Zurücksetzungen über mich ergehen ließ; aber endlich brachte ich es doch dahin. Und ein Triumph war mir selbst da schon bestimmt. Es waren ungefähr ein und ein halbes Jahr vergangen, als eine Prüfung herannahte, eine Begebenheit, der Alles mit Spannung, ich mit vollkommenster Ruhe und Gleichgültigkeit entgegensah. Ich wußte genau, man würde mich doch nichts fragen. Wir hatten jeden Tag von 12 bis ungefähr 1 Uhr bei einem Lehrer Singstunde; man stelle sich da aber keinen ordentlichen Unterricht vor, sondern die kleinen Mädchen mußten nach einer Violine singen und wurden so abgerichtet wie die Kanarienvögel. Diese Stunde wurde nur von Einigen besucht, da sie extra bezahlt werden mußte; man ließ mich auch daran Theil nehmen, nicht um mich auszubilden, denn ich durfte nie singen, sondern mußte nur dem Lehrer in Ermangelung eines Pultes die Noten halten. Es wurden vor der herannahenden Prüfung meinen Mitschülerinnen Lieder eingelernt, die sie dann dem Examinator und dem versammelten Publikum vorsingen sollten. Ich erinnere mich, ich fand dieß damals schon unbeschreiblich albern. Die Prüfung nahte heran, wir waren Alle vortrefflich vorbereitet; die Vorsteherin der Schule, ein altes Fräulein, machte schon ihre Festtoilette zurecht, was nicht verfehlte, bei uns einen heiligen Schauer hervorzurufen. Endlich kam der große Tag; wir hatten Alle eine bestimmte Toilette vorgeschrieben erhalten, was meine arme Mutter in keine kleine Bedrängniß brachte; wir hatten vorschriftsmäßig die feierlichsten oder ängstlichsten Gesichter vorgesteckt und harrten unter Herzklopfen der Dinge, die da kommen würden. Nach und nach füllte sich der Saal mit Eltern, Verwandten, Geschwistern, die alle natürlich einen ganzen Schwarm von Bekannten und Freunden mitbrachten. Nur ‚Er', der große, der gefürchtete Mann, der Examinator, er fehlte noch. Man hatte mich natürlich in die letzte Bank postirt, um mich, wie man mir lächelnd und dadurch tröstend sagte, unter die ‚Großen' zu setzen, trotzdem ich ein Knirps, kaum so groß als der Stuhl, auf dem ich saß, war. Die Prüfung verlief ganz leidlich, ich wurde ein einziges Mal aufgerufen und gerade zu einer Zeit, wo ich nicht im Entferntesten daran dachte, und mich eben auf meinem Platze so gemüthlich als möglich eingerichtet hatte, und an Alles eher als an die Prüfung dachte. Natürlich wußte ich kein Wort; ich hatte überhaupt die Frage kaum gehört; ich setzte mich unter dem Hohnlächeln meiner Mitschülerinnen und dem Stirnrunzeln meiner Vorsteherin wieder ruhig nieder;

Der Einsiedler im Walde. **Der Dachs.** (S. 196.)

nun der Examinator machte ein ganz verschmitztes Gesicht, als wenn er meine Antwort höchst geistreich gefunden hätte. Die Sache nahm ganz ruhig ihren Verlauf. Als beinahe am Schlusse der Prüfung die aufstanden, die noch im Singen zu prüfen waren, wurde ich durch das Geräusch unwillkürlich an die Gegenwart erinnert, sah auf und erblickte zwei Schritte von mir meine Mutter, die ganz blaß und mit Thränen in den Augen mich vorwurfsvoll ansah. Mehr als der Hohn oder die Strenge meiner Lehrer wirkte dieß auf mich. Ich schämte mich. Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf: ‚Wie kannst du deinen Fehler gut machen?' Es war mir verboten worden, bei der Prüfung die Stelle des Pultes einzunehmen, ich sollte also sitzen bleiben, während die Anderen sangen. Doch plötzlich kam mir die Idee: ‚Du wirst singen.' Die Lieder konnte ich alle auswendig; aber wie dazu kommen, eines singen zu dürfen? Indeß der Gedanke, meiner Mutter eine Freude zu machen, ließ mich nirgends Hindernisse sehen. Als das Zeichen zum Aufstehen gegeben wurde, stand ich ebenfalls auf und trat mit den Anderen vor. Meine Lehrerin warf mir einen mißbilligenden und zugleich erstaunten Blick zu, ich bemerkte es nicht. Um keinen Skandal zu machen, ließ man mich gewähren. Als sie alle nach der Reihe ihr Stückchen abgesungen hatten, wollte der Lehrer aufstehen, doch der Examinator, den ich während des ganzen Singens fortwährend angestarrt hatte, wendete sich plötzlich an mich. ‚Nun, und was kannst Du und denn singen?' frug er mich. ‚Ach, was die da gesungen haben, Alles,' antwortete ich dreist. ‚So — so; nun, dann singe und doch dieses letzte kleine Liedchen vor.' Ich rümpfte ein wenig das Näschen, denn das Lied war sehr unbedeutend und ich hätte gerne das Ave Maria gesungen, welches eine der Schülerinnen, die extrakt war, gelernt hatte. Ich nahm die Noten und sang ohne Fehler bis zu Ende mit einer so klaren, glockenhellen Stimme, daß die Meisten sarkastisch lächelnd Augen und Mund aufsperrten. ‚Der Appetit kommt im Essen', sagt man. In der That, als ich geendet hatte, war ich sehr ärgerlich darüber, daß das Lied mir wenigstens noch zehn Strophen hatte. Ich sah mich um, meine Mutter lächelte unter Thränen. Da schwoll mein kleines Kinderherz, ich erinnerte mich der vielen Kränkungen, die ich oft hatte erdulden müssen, ich wollte eine eklatante Genugthuung haben. Ich trat vor, und nach einem letzten Blick auf meine Mutter, aus dem ich mir Muth holte, bat ich den Examinator, mich noch etwas singen zu lassen. Er erlaubte es und ich wählte das Ave Maria, eine einfache aber unsäglich rührende Komposition (wenn ich sie jetzt singe, treten mir immer noch die Thränen in die Augen). Ich sang, wie? — das weiß ich nicht. Nur so viel ist mir noch erinnerlich, als ich geendet, fühlte ich den Hauch von Lippen und heiße Tropfen auf meiner Stirne. Es war der Examinator. ‚Kind, Du hast gesungen, wie ein

2er dammerungen. (S. 195.)

Digitized by Google

kleiner Engel,' sagte er mit gerührter Stimme, indem er mich wiederholt umarmte. Ich wandte mich stolz zu meinen Kollegininen, begegnete aber nur verdrießlichen Gesichtern; nur eine Einzige, eine junge Baronin von H . . . . ., umarmte mich und gratulirte mir zu meinem Erfolg. Meine Mutter war selig, sie konnte mich nicht genug ansehen und mich wiederholt ganz erstaunt fragen, wo ich denn so schön singen gelernt hätte. Lachend sagte ich ihr, daß ich es selbst nicht wisse" . . .

Dieser Erfolg bewog die Eltern, ihre Pauline in den Singchor des Kärnthnertheaters eintreten zu lassen . . . und endlich ist die Szene da, wo die Brautjungfern auftreten . . . o, wie dem alten Juden dort oben auf der höchsten Galerie das Herz pocht, vor angstvoller Erwartung . . . jetzt tritt die Führerin der Kranzjungfern vor — ein kleines, zierlich gerundetes Persönchen mit weichen Formen, großen, hell leuchtenden, blaugrauen Augen, von langen schwarzen Wimpern überschattet und von kühn geschwungenen, feinen dunklen Brauen überwölbt — und aus diesen ausdrucksvollen Augen fliegt ein schneller lächelnder Blick hinauf zu dem alten Mann auf dem Theater-Olymp . . . und dann macht sie mit natürlicher Anmuth ihren ländlichen Knix vor der Braut Agathe und singt beim Ueberreichen ihrer Blumen so hell und klangvoll, so frei und froh wie eine Lerche in sonniger Frühlingsluft:

Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen Dich zu Brief und Tanz
Zu Glück und Liebesfreude.
Schöner
Schöner grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide . . .

. . . Und da bricht der ganze volle Kärnthnertheater in jubelndes Beifallklatschen aus — solchen „Jungfernkranz" hatten sie noch nie gehört . . . und dem alten Juden dort droben auf dem Olymp rollen die dicken Freudentränen über die vermitterten Wangen, und er schluchzt laut auf in den Jubel hinein: „Mein Goldkind — meine Pauline . . ."

Und die Wiener lassen nicht nach, bis die kleine unbekannte Kranzjungfer mit der süßen Vogelstimme ihren veilchenblauen Jungfernkranz wiederholt hat — das war noch nie auf dem Kärnthnertheater vorgekommen.

Als der Vorhang zum letzten Mal über dem Freischütz gefallen, eilt der alte Jude die vielen Stiegen hinab und stellt sich an die schmale Seitenthür des Theaters, wo die Choristen ihren Ausgang haben . . . und dann hängt ein junges Mädchen im ärmlichen Mantelchen plötzlich am Halse des Alten und lacht und weint: „Väterchen, nun ist alle Noth vorbei — ich soll engagirt werden für volle 600 Gulden jährlich zu kleinen Solopartien, der Direktor hat es mir sochen selber gesagt — nur soll ich morgen noch einmal vor unserem Kapellmeister Eckert Probe singen . . . denke, Väterchen, deine Pauline mit 600 Gulden Jahresgage — o, da kann ich mich für das Theater kleiden, wie eine Prinzessin — aber zuerst, Väterchen, laufen wir Dir einen neuen warmen Wintermantel mit einem Pelzkragen und eine schöne Pudelmütze dazu, und alle Tage sollst Du nun Deinen Schoppen Nachen haben und Sonntags Dein Backhuhnerl usw . . .

Nach — der Herr Kapellmeister Eckert machte am andern Tage einen dicken häßlichen Querstrich durch den ganzen goldenen Glückstraum der kleinen Choristin. Er erklärte bei der Singprobe: „diese Lucas hat weder Stimme, noch Talent — lassen wir sie ruhig im Chor — Punktum!"

Aber mit diesem Punktum war Jemand durchaus nicht einverstanden — die kleine, namentlich Choristin Pauline Lucca. Die Thränen stürzten ihr wohl in die großen hellen Kinderaugen, und so sah sie den Herrn Kapellmeister lange an, als könne sie ein niederschmetterndes Wort nicht fassen . . . dann aber schoß ihr das heiße Blut in das junge hübsche Gesicht, und sie preßte die kleinen Perlenzähne auf die kirschrothen Lippen, daß sie bluteten, und mit dem kleinen eigensinnigen Fuße, der durchaus die Ballettsprünge nicht hatte lernen wollen, stampfte sie im hellen Zorn den Boden: „Und ich habe doch Talent — und ich habe doch Stimme — besser als Ihre vornehmen Primadonnen alle . . . das werde ich Ihnen zeigen . . . Sie sollen vom Pauline Lucca noch einst hören und sich dann vor die Stirne schlagen und rufen: O ich mit Taubheit und Blindheit geschlagener . . . Und Herr Direktor, Sie halten heute nicht, was Sie mir gestern versprochen haben — so brauche auch ich meinen Monatskontrakt nicht zu halten — nein, eher will ich von Haus zu Haus gehen und mein Brod erfingen, als auf dem Kärnthnertheater jemals wieder im Chor auftreten . . .

O, wir unaufsatsam dirk Zornfunken aus dem hübschen Munde der kleinen Choristin sprühten — und wie schön — leidenschaftdurchglüht sie dastand vor dem verdutzten Theaterdirektor und Kapellmeister . . .

In Hause aber — am Hause des aus all' seinen Himmeln gestürzten Vaters weinte sie heiße, bittere Thränen des Kummers.

Dann aber trocknete sie die Thränen, und auf den sonst so weichen Zügen lag eine wunderbare Entschlossenheit. „Vater, laß und fort geh'n von Wien — ich werde nie wieder einen Fuß auf ein wiener Theater setzen. Aber sei nicht traurig, Väterchen — vertraue dem lieben Gott und Deiner Pauline — ja, ich fühl's fest gestern Abend in mir wunderbar sich regen — einen solchen Lebensmuth — eine solche Sangesfreudigkeit und Kraft, zu lernen und zu streben, zu arbeiten und zu kämpfen . . . Du sollst noch Freude an Deiner Pauline haben!"

Und dann — schon im Winter darauf finden wir Pauline Lucas als — Primadonna des Theaters in Olmütz. Das war ein fruchtbarer Boden für das wundersame Talent des jungen Mädchens — es entfaltete sich überraschend schnell zur leuchtendsten Blüte. Nicht weniger als 18 neue große Partieen studirte Pauline Lucas mit Hülfe einer brunhilden Bioliniston aus dem Theaterorchester und mit unglaublichem Fleiße ein — und machten sie noch so verschiedenartig sein — die extremsten tragischen Heldinnen oder die ausgelassensten Soubretten . . . stets war's, als ob die Partie grade nur für das eigenthümliche Talent der jungen Sängerin geschrieben sei.

Von Olmütz ging Pauline an das Theater von Prag — und hier entdeckte Herr von Hülsen, der Generalintendant der königlichen Theater in Berlin, mit glücklichem Auge und scharfem Ohr den seltnen Singvogel und entführte ihn nach Berlin.

Seit dem Jahre 1861 gehört unsere Heldin mit lebenslänglichem Kontrakt der berliner Hofoper an.

Aus der wiener jubilirenden Lerche war inzwischen eine vollbusige, süß bezaubernde Nachtigall geworden — aus der kleinen Jüdin Pauline Lucas — die Christin Pauline Lucca . . . seit einigen Jahren Frau Baronin von Rahden.

Vom ersten Abend an war Pauline Lucca der Liebling der enthusiastischen Berliner. Mag sie als Aennchen im Freischütz, als Zerline im Don Juan, Cherubim im Figaro, Fenn Fluth in den lustigen Weibern von Windsor singend scherzen — oder als Selika, Gretchen, Valentine, Eleonore provenzalische Liebeslust in Tönen und im Spiel dramatisch zu verkörpern haben . . . stets ist sie gleich liebenswürdig, unwiderstehlich mit sich fortreißend . . . stets gleich — wahr!

Ja, in diesem einen Wort liegt der ganze Zauber der berliner Nachtigall. Ihre Stimme, bei aller vollblühenden Schönheit und süßem, weichem Schmelz, ist kein Unikum. Es gibt und gab größere, mächtigere, umfangreichere, brillantere und virtuoser geschulte Stimmen mit kunstvoll-technischen Trillern und erstaunlichen Staccatos — aber man vergißt sie sogleich, wenn Pauline Lucca — nein, wenn Cherubim oder Gretchen, Selika oder Valentine singen! Das ist eben die Eigenart unserer Künstlerin, daß sie zu ganz in ihren musikalischen Gestalten, die sie aus ihrem vollen Innern heraus schafft, aufgeht, bis von Pauline Lucca scheinbar nichts weiter übrig bleibt, als das dramatische Persönchen. Und doch — so paradox es auch klingen mag — Pauline Lucca's Kunst besteht darin: daß sie in den fremdartigsten Rollen stets — natürlich bleibt.

Da ist nichts Gemachtes, nichts Gezierte, nichts Forcirtes . . . da ist reine, vollblühende, entzückende Natur . . . Pauline kann auch von sich singen:

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet . . .

aber die folgenden Verse:

Mein Lied, das aus der Kehle dringt,
Ihr hört, der ewichlich lohnet —

würden schlecht passen.

Pauline Lucca's Stimme repräsentiet augenblicklich durch die vielen Gastspielreisen — 3 bis 4 preußische Ministergehalte . . . ungerechnet die kostbaren Diamanten und Armbänder, die allsährlich England und Rußland in duftigen Blumensträußen „der himmlischen Lucca" zu Füßen legen.

Und der kleinen Choristin des Kärnthnertheaters ist eine vornehme Dame geworden. Prinzen, Minister, Grafinnen, Hofdamen besuchen den Salon und die entzückenden kleinen Bälle der Frau Baronin von Rahden. Aber das Tanzen ist immer noch eine schwache Seite Pauline Lucca's.

Und Herr Musikdirektor Eckert vom Kärnthnertheater? — Pauline Lucca schätzt in demselben noch immer ihren Glückes Schmied — wider Willen . . . Herr Eckert ist seit wenigen Wochen erster Kapellmeister des berliner Opernhauses.

W. v. K.

Der Einsiedler im Walde.

Naturgeschichtliche Skizze von **Karl Ruß.**

(Mit 2. 196.)

Schwül und drückend urigt sich der Sommertag zu Ende. Auch der heraddämmernde Abend bringt noch keine Kühlung und Erfrischung. Wir wandeln dem dunkelschattigen Laubwalde zu, um unter seinen Blätterdach und am Ufer des lustig sprudelnden Baches linde Erfrischung zu suchen. Hier setzen wir uns auf den sanft so weichen und schwellenden, jetzt aber von der Hitze ausgedörrten und brödlich gewordenen Moosrasen. Fast lautlose Stille herrscht rings um und her; der begonnene Spät-

Digitized by Google

sommer hat ja keine Liebesdrüse und Bonnelieder mehr. Mit desto größerer Aufmerksamkeit lauschen wir dem still regsamen Natur- und Thierleben des Waldes.

Nahe bei uns schlüpft ein Pärchen allerliebster Rothschwänzchen in einen dichten Busch, welcher um den Stubben einer gefällten Buche aus dessen Wurzeln emporgeschossen ist, gar emsig aus und ein. Auf dem Baumstumpf, von dem dichten Gebüsch wohl verborgen, steht das Nest dieser hübschen Vögelchen. Nachdem ihnen, wie leider nur zu oft, durch muthwillige Buben die erste Brut zerstört worden, haben sie mit der letzten sich sehr verspätet und müssen nun die nach lange nicht flüggen Jungen mit Nahrung versehen, wozu keine geringe Regsamkeit erforderlich ist. Auch der Mann von hier im schlohweißzumerten Stammlich wohnende Grünspecht ist sehr thätig; er hämmert am dürren Wipfel, daß es weithin durch das Waldthal schallt. Eine Schaar kleiner, ungemein lebendiger Nonnenmeisen tummelt sich nur und in den Zweigen, mit leisem Ssi, si, bahaha! Alle diese Laute verschwimmen jedoch in der großartigen Waldesbrause zu harmonisch, daß sie laut nur dem Ohre des Kundigen bemerkbar werden, und dasselbe ist mit der beweglichen Musterkeit dieser Vögel der Fall; der gewohnliche Alltagsmensch geht wohl an ihnen vorüber, ohne sie und ihr liebliches Wesen zu bemerken.

Plötzlich regt es sich nicht weit aus und am Baden. Selbst ein geübtes Ohr würde das leise Geräusch wohl kaum vernehmen, wenn nicht das dürre Moos und die sproden Reiser es sehr bemerkbar machten. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen wir, regungs- und lautlos. Da, aus dem Dickicht, welches den gewaltigen Stammen unserer alten Buche gibt, kammt, vorsichtig schnuppernd, ein soudebarer Waldbewohner hervor und trippelt, emsig umherschnobernd, am Rande des Baches entlang. Es ist ein Dachs, welcher gegen Abend aus seinem Bau hervorkammt und auf Raub ausgeht.

Dieß Raubthier, welches zu der marderartigen Familie der Marder gehört, war früher in unserem deutschen Vaterlande ziemlich häufig; jetzt ist es jedoch in manchen Gegenden bereits völlig ausgerottet und in andern nur noch in wild-waldigen oder wild-bergigen Strichen, nicht aber auf den eigentlichen Gebirgen aber in den flachen, waldlosen Ebenen zu finden. Obwohl aber ein naher Verwandter des Baum- und Steinmarders, ist der Dachs doch bei Weitem nicht so räuberisch und allem kleinen Gethier so gefährlich, als diese. Er ist nicht, wie sie, gewandt zu klettern, sondern er ernährt sich beschreibenlich auf der Erde von allerlei Gewürm, Schnecken, Fröschen u. dergl.; dabei verschmäht er auch allerlei Waldbeeren und Früchte, saftige Wurzeln u. s. w. nicht. Sein Nutzen besteht darin, daß er außer mancherlei Kerbthieren und deren Larven, auch sehr emsig den Wald- und Feldmäusen nachstellt; ferner besteht er siegreich alle Schlangen und selbst Eidgase die giftigen Kreuzottern.

Jetzt wendet sich der Dachs seitwärts und kommt nach kurzem Hinumherschnuppern schnurgrade auf uns zu. Wir vermeiden sorgfältig auch die geringste Regung, um den seltsamen Burschen so recht in der Nähe beobachten zu können. Bald rechts, bald links witternd und lauschend, auf dem Boden emsig umherschnobernd, kommt er immer näher; hier liest er einen Regenwurm, dort einen Käfer auf, hier grabt er blitzschnell mit den scharfbekrallten Vorderfüßen ein Loch in den Boden, und erhascht eine Maus oder holt eine Wurzel hervor. Plötzlich springt er jetzt hinzu, in das Buchengebüsch, erpackt das Rothschwänzchennest sammt den Jungen und ist, so hurtig wie wir es ihm gar nicht zugetraut, in dem Dickicht, aus welchem er hervorgekommen, mit seiner Beute verschwunden.

Während „das Gesicht", d. h. Auge des Dachses ziemlich blöde ist, so daß er bei regungslosem Verhalten dicht zu uns herankammt, ohne uns zu bemerken, ist seine „Witterung", d. h. sein Geruchssinn, so außerordentlich scharf, daß er unterm Winde, nämlich nach der Richtung hin, aus welcher der Wind kammt, das Vogelnest mit den Jungen in sehr weiter Entfernung wahrgenommen hatte. Aber nicht dieß allein erhellt und hieraus, sondern auch die Thatsache, daß auch seine Schadlichkeit als Raubthier als gar nicht unbedeutend zu veranschlagen ist; bertet junge Thiere, wie Hasen, Rehkälber, selbst Vogelnester, selbst das junge Hausgeflügel der im und am Walde wohnenden Landwirthe u. dergl. werden nur zu häufig von ihm geraubt.

Aus diesem Grunde, viel mehr aber noch der guten Jagdbeute wegen, die der Dachs bietet, wird er sehr eifrig gejagt. Sein Fell, die sogenannte „Dachsschwarte", ist sehr nutzbar und dient vorzugsweise zu Koffern überzügen, Jagd- und Reisetaschen, Fußdecken u. s. w.; außerdem werden auch den Haaren gefärbte Barbier- und Malerpinsel gemacht. Auch ist sein Fleisch eßbar und schmeckt gar nicht so übel, als man meistens annimmt. Und sein Fett, welches früher als beliebtes Volksheilmittel gegen Lungenschwindsucht gebraucht wurde, dient im Hausgebrauch zu mancherlei Zwecken. Es ist weich wie Gänseschmalz und läßt sich zu einer schneeweißen Sadalsalbe verkochen. Unwissende Leute holen „Dachsfett" noch jetzt wohl aus der Apotheke, und erhalten natürlich Schweineschmalz als solches.

Wir suchen jetzt in dem Gebüsch nach, in welchem der Dachs verschwunden ist, und finden denn auch bald den Eingang zu seinem Erdbau. Diese Höhle, welche eine Tiefe von drei bis vier, oft sogar von acht bis zwölf Fuß erreicht, wird in unermüdlicher Ausdauer mit den scharfen Krallen der Vorderfüße gegraben. Sie enthält in der Tiefe den sogenannten Kessel, eine runde, geräumig ausgearbeitete Kammer, wo die Dachsin auf weichem Lager ihr Wochenbett hält und drei bis fünf blindgeborene Junge zur Welt bringt. Dieß geschieht im Februar, während die Paarungszeit in den November fällt. Zum Herbst hin wird der Dachs, bei reichlicher Nahrung von allerlei Früchten und Gethier, außerordentlich fett, und sobald dann die kalte Zeit naht, zieht er sich in seinen Bau zurück, um auf dem Lager im Kessel einen Winterschlaf zu halten. Bei diesem erstarrt er aber nicht vollständig, wie andere Winterschläfer, sondern geht bei gelinder Witterung noch immer auf Nahrung aus.

Da der Dachs ein Chorafter sehr mürrisch und unverträglich ist, so findet man in einem Bau nur die Mutter mit den Jungen, oder im Nawember ihrer mehrere beisammen. Zu jeder andern Zeit lebt jeder Einzelne ganz allein und einsam für sich, und gräbt sich wenigstens einen Zweigbau allein, um mit den Andern nicht in Berührung zu kammen. Betrachtet man dazu sein still-geschäftiges und heimliches Wesen, so wird man die Bezeichnung als Einsiedler im Walde wohl nicht unzutreffend finden.

Obwohl als schadliches Raubthier eigentlich zu jeder Frist, sa wird der Dachs doch vorzugsweise zur „Feiertzeit", im Spätherbst, gejagt. Gelegentlich schießt man ihn wohl auf dem Anstande auf Hasen, Rehe, Waldvögel aller dergleichen. Auch fängt man ihn in Tritt- und Schlageisen oder andern Fallen. Die Hauptjagd besteht aber im Ausgraben mit eigenen, den sehr bekannten Dachshunden oder Dachseln. Dieß ist ein sehr erregendes Jagdvergnügen. Der Hund wird in den tiefen Bau hinabgelassen, wo er über den nichts ahnenden Schläfer mit unglaublicher Wuth herfällt und sich beißend mit ihm herumbalgt. Da auch der Dachs ganz furchtbar beißen kann, sa würde der Streit wohl lange unentschieden bleiben, und vielleicht gar zum Nachtheil des Hundes ausschlagen, allein jetzt kommen die Jäger zu Hilfe, indem sie an der Stelle, wo sie den Kampf erharchen, „einschlagen", d. h. möglichst schnell hinabgraben. Sobald man dann auf die beiden aeg inemander verbissenen, blind wüthenden Geschöpfe stößt, wird der Dachs mit einem eigenthümlichen eisernen Instrument, „Dachszange" genannt, hervorgeholt und todtgeschlagen, um durch Todtschießen die „Dachsschwarte" nicht zu beschädigen. Bei dem Hervorholen und Tödten muß man jedoch äußerst vorsichtig sein, denn der gepackte aber verwundete Dachs beißt so fürchterlich um sich, und hat wohl öfter schon einem vorwitzigen Jäger Arm oder Bein zerbissen.

Kürzlich berichteten die Zeitungen aus der Gegend von Thorn eine ganz wunderbare Geschichte. Eine Dachsin nämlich, welche im Bau Junge gebahl, soll aus demselben in fürchterlicher Wuth hervorgestürzt sein, als eine Bäuerin mit ihrem zehnjährigen Jungen beim Erdbeersuchen dem Eingange nahe gekommen, und Beide so entsetzlich zerbissen haben, daß das Kind sogleich auf der Stelle verschieden und die Mutter am andern Tage ebenfalls gestorben ist.

Dank der Jagdlust ist „der Einsiedler des Waldes" in vielen Gegenden gar nicht mehr anzutreffen und in andern nur noch als eine große Seltenheit.

Der Kammerwagen.

(Siehe S. 197.)

In ganz Bayern ist der Kammerwagen bekannt, und wenn es irgendwo heißt: „Der Kammerwagen geht", so freut sich Alt und Jung auf dem Lande. —

Am Samstag vor jeder Hochzeit wird der Kammerwagen gebaut. Da versammeln sich im Hause der Braut alle ihre Gespielinnen und auch die Nachbarinnen (Nachbeirn) des betreffenden Hofes, die gar eine wichtige Perönlichkeit dabei ist, und nun beginnt das lustige Bauwerk. Auf den Kammerwagen kommt die ganze Ausstattung der Braut.

Die Basis des ganzen Baues bildet die gewichtige Kammade, an beiden Seiten schauen die Stühle über den Wagen hinaus. Im Hintergrund steht das gewaltige Bett, in diesem wieder die Wiege, das Kopfzeugmöbel, das nie vergessen werden darf, und den ganzen Bau endlich krönt der Spinnrocken, dessen schöne Ausstattung und glänzende Verzierung mit Schleifen und Bändern die Hauptaufgabe der Nachbarin und der Gespielinnen der Braut ist.

Am Montag — dem Tag vor der Hochzeit, da in der Oberpfalz zum Beispiel alle Hochzeiten nur am Dienstag gefeiert werden — geht der Kammerwagen, das heißt, die reich mit Blumen verzierten Ochsen werden angeschirrt und müssen den Kammerwagen von der Behausung der Braut in die des Bräutigams führen. Das der Kutscher ebenso mit Bändern

Digitized by Google

und Blumen geziert ist, wie sein Gespann, versteht sich von selbst. Wo der Kammerwagen ein- und ausgeht, da knallen Freudenschüsse, und die Dorfjugend ist eifrig bemüht, Schnüre über den Weg zu ziehen, um so die kleine Auslösung, oft aus Gebäck, oft aus Münze bestehend, zu erhaschen. In einigen Landstrichen sitzt die Braut oben auf dem Ehebett, in andern geht sie voraus, im Altmühlgrund nimmt gar die vielerwähnte Nahberin ihre Stelle ein, in Oberfranken sitzt ein kleines Mädchen aus der Verwandtschaft oben, welches eigend zu diesem Zweck gebackene Küchel und weißes Brod für die Dorfjugend auswirft.

Kommt nun der Kammerwagen vor der Behausung des Bräutigams

Der Visitenkarten-Photograph.

Originalzeichnung von **Annemüller.**

an, so muß dieser die reich geschmückte Wiege selbst abladen, an einigen Orten hat er auch das Bett selbst abzuladen und herein zu tragen.

Dann bietet der glückliche Bräutigam allen Denen, die an diesem erfreulichen Aufzug mit Theil genommen, einen kleinen Imbiß, und die fröhlich begonnene Fahrt endet in fröhlichster Weise.

So haben wir in dem Kammerwagen noch einen der wenigen Reste wahrhaft volksthümlichen Lebens und uralten Brauches, der sich im Strom und Drang heutiger Zeit noch erhalten.

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von **Theodor Griesinger.**

(Fortsetzung.)

XIII.

Die Wirkungen einer Zeitungsanzeige.

Wir sind nun genöthigt, den Schauplatz unserer Erzählung auf eine kurze Zeit zu verlegen, und bitten den Leser, uns nach New-York zu folgen, wofelbst, wie er sich erinnern wird, der Anfang derselben spielte.

Am Dienstag den 6. März 1860 begab sich Joe Jenkings, wie er gewohnt war, schon zu früher Morgenstunde in seinen großen Laden in der Broadstreet und machte sich sofort daran, in seinem Comptoir die vielen eingelaufenen Briefe durchzugehen. Da hatte ein Wagen vor und gleich darauf hörte er eine Frauenstimme, welche außen im Magazin nach ihm fragte.

„Missis Dorah Wilson wünscht Sie zu sprechen," meldete jetzt einer der Clerks.

„Was?" rief der Kaufherr erstaunt. „Missis Wilson? Morgens um sieben Uhr? Aber die Stimme kam mir auch so bekannt vor. Führen Sie sie," befahl er dann, „in mein hinteres Zimmer und melden Sie, daß ich ihr im Augenblicke aufwarten werde."

Zwei Minuten später stand er Frau Dorah gegenüber und schon der erste Blick sagte ihm, daß mit seiner Freundin etwas Besonderes vorgegangen sein müsse. Sie sah nämlich äußerst aufgeregt aus und ihre sonst fein colnger Zeit so blaß gewordenen Wangen hatten jetzt eine hohe Röthe angenommen.

„Dem Himmel sei Dank, daß ich Sie treffe," sagte sie mit zitternder Stimme, ohne Herrn Jenkings Zeit zu lassen, sie nur zu grüßen. „Ich bin zuerst vor Ihrer Privatwohnung vorgefahren, aber Sie waren bereits ausgegangen. Doch nun schnell zur Sache. Haben Sie die Morgenblätter schon gelesen?"

Joe Jenkings schüttelte mit dem Kopfe, als er Frau Dorah so sprechen hörte, denn es kam ihm mehr als sonderbar vor, daß Frau Wilson fast mit Tagesgrauen von Hause weggefahren sein, um ihn zu fragen, ob er die Morgenblätter bereits gelesen habe. „Bitte, meine Freundin," meinte er darauf lächelnd, indem er auf sie zuging und ihr die Hand gab, „bitte, nehmen Sie zuvörderst Platz, und dann lassen Sie uns, was Sie herführt, in aller Gemüthsruhe besprechen."

„Nein, nein," rief sie und ihre Stimme klang fast noch überreizter als bisher; „ich will nicht sitzen und darf nicht sitzen, denn ich habe keine Minute Zeit zu verlieren. Also noch einmal, haben Sie die Morgenblätter bereits gelesen?"

„Zum Theil, ja," erwiderte Joe Jenkings mit einem noch stärkeren Kopfschütteln; „aber ich habe nichts Auffallendes darin gefunden."

„Nichts!" sprach Frau Wilson, die Hand auf ihr Herz pressend, wie um sein allzustarkes Pochen zu unterdrücken. „Aber ich. Da, da lesen Sie."

Mit diesen Worten zog sie ein eng zusammengefaltetes Zeitungsblatt aus der Tasche und reichte es ihm, indem sie auf eine stark unterstrichene Stelle hindeutete.

„Ah, eine Ankündigung?" versetzte er. „Nun, den Annoncentheil der Zeitungen habe ich allerdings noch nicht gelesen."

Indem er so sprach, flog sein Blick über die Annonce hin, welche mit großer gesperrter Schrift gedruckt war, und unwillkürlich wurde er jetzt äußerst ernsthaft.

„Laut, wenn ich bitten darf," sagte Frau Dorah Wilson; „lesen Sie noch einmal laut, damit ich's höre."

Joe Jenkings nickte und kam sofort dem Willen seiner Freundin nach; die Annonce aber, die er vorlas, lautete wörtlich folgendermaßen: „Westboboten, Hoboken-Road, den 6. März 1860. Wenn in New-York oder in der nächsten Umgebung dieser Stadt eine Frau lebt, welcher vor jetzt etwa elf Jahren ein damals fünf Jahre zählendes Mädchen auf irgend eine Weise entführt oder gestohlen wurde, so kann dieselbe bei der Unterzeichneten sehr wichtige Nachrichten entgegenmehmen. Besondere Kennzeichen des Mädchens: blondbraunes Haar, hellblaue Augen, echtengliscker Teint und eine winzigkleine Narbe unter dem Kinne. Eleanor Livingstone, Wittwe."

„Nun?" fragte Dorah Wilson mit leuchtenden Augen, als Joe Jenkings mit dem Vorlesen zu Ende war. „Kann da noch der geringste Zweifel sein?"

Joe Jenkings sah tiefnachdenklich zu Boden und seine Stirne legte sich in eine Menge von Falten. „Ich will nicht sagen," erwiederte er endlich, „daß ich Sie nicht verstehe, und ebensowenig will ich behaupten, daß nicht in dieser Annonce gar Vieles auf Ihre verschwundene Tochter Adeline hindeutet. Allein geben Sie sich nicht zu frühe allzugroßen Hoffnungen hin, sondern bedenken Sie, daß in einer so mächtigen Stadt wie New-York vor elf Jahren noch Dutzende von fünfjährigen Mädchen weggekommen sein können."

„Aber," rief Dorah Wilson, „die besonderen Kennzeichen?"

„Wohl, wohl," versetzte Joe Jenkings, „allein diese Kennzeichen passen auf Tausende von Mädchen dieser Stadt, die Farbe unter dem Kinne allein ausgenommen, welche aber auch wieder mehreren gemeinsam sein kann. Doch warum eilen Sie nicht zu Frau Eleanor Livingstone, damit sie Ihnen Näheres mittheile?"

„Weil ich Sie abholen wollte, mich zu ihr zu begleiten," sprach Frau Dorah Wilson in etwas ruhigerem Tone. „Sie kennen sie, soviel mir bekannt, von Ihrem Schwager her, und sonst können Sie mich bei ihr einführen. Ueberdem bedarf ich gar sehr eines verständigen Schutzes, denn seit ich diese Annonce gelesen, werden meine Gedanken wie von einem Wirbelwind herumgetrieben und ich wundere mich selbst, daß ich noch nicht närrisch geworden bin."

Joe Jenkings erwiederte kein Wort, sondern griff eilends nach Hut und Handschuhen und verbeugte sich dann vor Mistreß Wilson, zum Zeichen, daß er bereit sei. Eine Minute später saß er bei seiner Freundin im Wagen und dann rollten sie eilends der Barclaystreet zu, um sich nach Hoboken übersetzen zu lassen.

Hoboken, auf der rechten Seite des Hudson, also New-York gerade gegenüber gelegen, bestand noch vor Kurzem, das ist vor zwölf oder fünfzehn Jahren, aus lauter Landhäusern, welche meist von reichen Geschäftsleuten New-Yorks erbaut wurden; wie nun aber die Niederlassung sich vergrößerte und mit Ausschluß des Ländlichen ein immer mehr städtisches Ansehen gewann, zogen sich die Bewohner ländlicher Ruhe weiter binnenwärts und so entstanden jene Gemeinschaften, welche jetzt die Namen Westhoboken, Uniondill, und wie sie sonst heißen, führen. Sie besteben großentheils aus hübschen Villa's, deren jede mit einem ansehnlichen Garten umgeben ist, und oft liegt zwischen dem einen und dem andern Landhause ein großer Zwischenraum. Hie und da aber reihen sich einige auch hart aneinander, und dieß war besonders bei den beiden der Fall, von welchen das erste der Frau Wittwe Eleanor Livingstone und das zweite dem Herrn Benjamin Benton, dem früheren berühmten New-Yorker Advokaten, gehörte.

Sobald Frau Dorah Wilson und ihr Freund Joe Jenkings vermittelst der Barclaystraßenfähre über den Hudson gesetzt waren, lenkten sie in die Straße ein, welche nach dem Landhause der Mistreß Livingstone führte, und es war noch nicht acht Uhr, als sie daselbst erwachten. Auch nahm Frau Livingstone ihren Besuch trotz der frühen Morgenstunde sogleich an, denn sie hatte sich heute auf Verantwortung gestern gemacht.

„Meine Freundin Dorah Wilson," sagte Joe Jenkings, die beiden Damen einander vorstellend. „Ich denke, Sie werden schon von ihr gehört haben und darum dürfte es Ihnen auch nicht unbekannt sein, daß jetzt vor elf Jahren . . ."

„Das Mädchen," fiel ihm Mistreß Wilson in die Rede, denn er sprach ihr viel zu umständlich, „das Mädchen, von welchem Ihre Annonce Andeutungen gibt, ist meine Tochter, meine Adeline, die mir vor elf Jahren geraubt wurde. Nicht das Geringste habe ich seither von ihr erfahren. Aber jetzt, o Missis," rief sie mit gefalteten Händen, indem ihr die Thränen wie kleine Bäche über die Wangen liefen, „haben Sie Mitleid mit mir. Sagen Sie mir, wo meine Adeline zu finden ist. Stehen Sie mir bei, daß ich mein Kind wiedergewinne, meine liebe, gute, schöne Adeline!"

Die Heftigkeit ihrer Gefühle überwältigte sie fast und sie wäre zu den Füßen der Mistreß Livingstone niedergesunken, wenn Joe Jenkings sie nicht noch glücklich aufgefangen hätte.

„Viel zu viel Temperament," sagte er, während er sie zu einem Stuhle führte. „Bei weitem zu viel, wie ich Ihnen schon oft sagte. Man muß sich in allen Lagen des Lebens beherrschen können."

„Ich will es versuchen," erwiederte sie, sich zusammennehmend, „und wenn Missis Livingstone bedenkt . . ."

„Bitte, keine Entschuldigung," fiel ihr Frau Livingstone in die Rede. „Ich müßte keine Frau sein, wenn ich nicht die Gefühle einer Mutter zu würdigen wüßte und gewiß würde ich Ihnen sogleich Alles mittheilen, was ich weiß, wenn mir nicht von meinem Auftraggeber die größte Vorsicht zur Pflicht gemacht worden wäre. Zuvörderst muß ich herausfinden suchen, ob Sie wirklich die Mutter des Mädchens sind, von dem die Rede ist und in dieser Richtung habe ich einige Fragen an Sie zu stellen. Sind Sie bereit, mir zu antworten?"

„Gewiß, gewiß," rief Mistreß Wilson, „obwohl es ganz unmöglich ist, daß das Mädchen nicht meine Tochter sein sollte."

„Wir werden dieß sogleich sehen," sprach Frau Livingstone. „Also Numero Eins: erinnern Sie sich noch des Tags, an welchem Ihnen Ihr Kind gestohlen wurde?"

Digitized by Google

„So genau, als wäre es erst heute geschehen," war die Antwort der Frau Dorah. „Es geschah am Morgen des 10. Oktober 1849, und Herr Jenkings weiß dies so gut als ich."

„Also beinahe elf Jahre," nickte Mistreß Livingstone. „Aber nun die zweite Frage. Hielten Sie Ihrem Kinde ein Mädchen und wenn so, wie hieß dieses?"

„Poll heißt es," entgegnete Frau Dorah. „Wenigstens geben wir ihm nie einen andern Namen."

„Stimmt wieder," nickte Mistreß Livingstone zum zweiten Male. „Jetzt noch die dritte Frage. Hatte Ihr Kind eine kleine Narbe unter dem Kinn und wann und wo und wie kam es zu derselben?"

„Es war," erklärte Missis Wilson, „etwa ein Vierteljahr vor dem unseligen Tage, an welchem meine Adeline geraubt wurde, in der Mitte des Monats Juli, also in den heißesten Jahreszeit. Eben der drückenden Hitze wegen jöhnte ich mich nach etwas Kühlung und wir machten also eine Spazierfahrt . . ."

„Wir, sagten Sie," fiel ihr Mistreß Livingstone in die Rede, „wen verstehen Sie unter wir?"

„Meine kleine Adeline, mich und Poll," versetzte Mistreß Wilson. Also wir machten in einer Gondel eine Spazierfahrt auf dem Nordstuße. Da kamen wir trotz der Geschicklichkeit unseres Ruderers mit einem der vielen andern Nachen, welche sich im Strome herumtummelten, in Kollision und der Anprall war so stark, daß wir beinahe Alle in's Wasser gefallen wären. Doch ging der Unfall noch glücklich vorüber; nur Adeline stieß ihr Kinn an dem Rande der Gondel auf und bekam da einen Riß, der ziemlich stark blutete. Im Anfang erschrak ich heftig, aber beim Abwaschen des Kinns zeigte es sich, daß der Riß nur ein ganz unbedeutender sei und in der That heilte er auch nach wenigen Tagen, nur eine ganz kleine Narbe zurücklassend."

Jetzt nickte Mistreß Livingstone nicht mehr, sondern sie ging auf Frau Dorah Wilson zu und umarmte sie herzlich wie eine liebe Freundin. „Ich bringe Ihnen," sprach sie gerührt, „meinen innigsten und aufrichtigsten Glückwunsch dar. Ihre Tochter Adeline ist wiedergefunden."

„Aber wo ist sie?" rief Frau Wilson in der höchsten Aufregung. „Wo? Wo? Um Gottes Barmherzigkeit Willen, spannen Sie mich nicht länger auf die Folter."

„Im Süden der Union," erwiederte Mistreß Livingstone, „im Staate Louisiana, und der Pflanzung des Herrn Beaujolais, wo sie den Namen Letty führt."

„Auf einer südlichen Pflanzung und unter einem andern Namen!" erklang es dumpf von den Lippen der Mistreß Dorah Wilson und man hörte es dem Tone ihrer Stimme an, daß sie von der bittersten Angst gefoltert wurde. „Zu welcher Eigenschaft ist sie dort?" fragte sie dann etwas lauter. „Doch nicht . . . doch nicht . . . o, mein Gott, erlösen Sie mich doch von meiner Angst."

„Ich kann es nicht," sagte Mistreß Livingstone mit gepreßter Stimme, „denn Sie haben die Wahrheit errathen. Sie ist dort als . . . als . . . nein, ich kann den Namen nicht aussprechen."

„Als Sklavin," kreischte Mistreß Wilson laut auf und sank dann in tiefe Ohnmacht.

Natürlich sprang man der Armen sogleich bei und wandte alle in solchen Fällen üblichen Mittel an, um sie wieder zum Bewußtsein zu bringen. Allein lange Zeit war Alles vergeblich und Frau Livingstone machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie so unvorsichtig gewesen sei, gleich jetzt schon den wahren Sachverhalt aufzudecken.

„Ich hätte sie sollen darauf vorbereiten," sagte sie, „denn ich konnte es mir ja denken, daß die Nachricht sie bis zum Tode erschüttern mußte."

„Nein, nein," erwiederte Joe Jenkings, „es ist ganz recht, so wie es ist, denn einmal mußte sie's ja doch erfahren und eine bittere Arznei tropfenweise genommen zehnmal schlechter, als wenn man sie auf einmal hinunterschluckt."

Joe Jenkings traf auch diesmal, wie fast immer, den Nagel auf den Kopf, denn wie nun Frau Dorah Wilson wieder zum Leben erwachte, da war zwar das Wort „Sklavin" das erste, was auf ihre Lippen trat, aber sie sprach es leinesmegs mit jener gräßlichen Bitterkeit und Verzweiflung aus, wie vorhin, und noch gefaßter wurde sie, als ein langer Thränenstrom ihr Herz erleichtert hatte.

„Ich bin jetzt im Stande, Alles anzuhören, sagte sie zu Mistreß Livingstone gewendet, „was Sie mir von Adeline mitzutheilen haben."

„Vor Allem," erwiederte diese, „bin ich so glücklich, Sie versichern zu können, daß die Stellung Ihrer Tochter im Hause des Plantagenbesitzers Beaujolais durchaus nicht die erniedrigende ist, welche man sich gewöhnlich unter dem Sklaventhum vorstellt. Im Gegentheil wird sie dort weniger als Dienerin, denn vielmehr als die Kammerfrau und Gesellschafterin der Tochter des Herrn Beaujolais behandelt und genoß fast ganz denselben Unterricht, wie die Letztere."

„Aber," fragte Missis Wilson, „wie sind Sie zu diesen Nachrichten gekommen?"

„Mir lebt," entgegnete Frau Livingstone, „eine intime Freundin in Donaldsono am Mississippi im Staate Louisiana, und diese, sowie noch mehr ein junger Arzt daselbst wurden von den ausgezeichneten Eigenschaften Ihrer Tochter so angezogen, daß sie sich bald höchlich für sie interessirten. Beide sind nämlich auf der Pflanzung des Herrn Beaujolais wie zu Hause, und der Doktor namentlich kommt alle Wochen dahin, da er als Hausarzt daselbst fungirt. So verstand es sich denn von selbst, daß meine Freundin und der junge Arzt in das Mädchen drangen, ihnen Alles zu sagen, wessen sie sich noch von ihrer Jugend her erinnere, und die Folge von all' dem war, daß sie nicht nur die oolste Ueberezeugung gewannen, Letty könne unmöglich als Sklavin geboren sein, sondern daß sie auch den unzweifelhaften Entschluß faßten, Alles zu daran zu setzen, um das arme Kind der Freiheit und seinen Angehörigen wieder zu gewinnen. Freilich vorheimlichen sie sich nicht, daß ihrem Unternehmen große Schwierigkeiten im Wege stehen und . . ."

„Großer Gott," unterbrach sie Missis Wilson, „man wird mir doch meine Tochter nicht vorenthalten wollen? Sie sollen Alles haben, was sie verlangen, mein ganzes Vermögen, aber meine Adeline dürfen sie mir nicht vorweigern, weder nach göttlichem noch menschlichem Rechte. Sie wären Ungeheuer, wenn sie dieß thäten und . . . und . . ."

Vor Aufregung und Schluchzen konnte sie nicht weiter reden und es dauerte wieder einige Zeit, bis sie ihre frühere Fassung erlangte.

„Sie sprachen vom Rechte," fuhr nun Frau Livingstone fort, „und dieß bringt mich auf einen Hauptpunkt. Wir Alle sind des Rechts unkundig und eben deßwegen bringt meine Freundin in Donaldsono im ihrem Briefe darauf, daß wir bei unserer Berathung über das, was zunächst geschehen solle, unbedingt einen berühmten Rechtsgelehrten zuziehen sollen. Wen schlagen Sie nun in dieser Beziehung vor?"

„Wen?" rief Joe Jenkings, als Frau Wilson nicht sogleich antwortete. „Ei natürlich keinen Andern, als meinen Schwager Benjamin Benton. Er hat sich zwar seit längerer Zeit von der Praxis zurückgezogen, aber seine Kenntnisse sind ihm geblieben und ich wüßte keinen, der hierin mit ihm konkurriren könnte. Ueberdem wohnt er gleich in der nächsten Nähe und wir haben dadurch den Vortheil, daß wir keinen Augenblick aufgehalten sind. Also — einverstanden?"

Ohne Antwort zu erwarten eilte er zur Thüre hinaus und in weniger als fünf Minuten letzte er mit dem alten Herrn Benton zurück. Nunmehr wiederholte Frau Livingstone Alles, was sie bereits gesagt hatte, und zuletzt gab sie Herrn Benton den Brief ihrer Freundin, der Mistreß Parker, damit er ihn laut vorlese.

Eine tiefe Stille herrschte, während der alte Herr dieser Pflicht nachkam, und auch nachdem er mit dem langen Schreiben zu Ende gekommen war, schwiegen Alle, in tiefes Nachdenken versunken. Endlich fuhr sich Benjamin Benton mit der Hand über die Stirne und trat dann dart an seinen Schwager heran.

„Joe Jenkings," sprach er, demselben seine Rechte darbietend und nur mit Mühe seine Stimme zur Festigkeit zwingend; „Joe Jenkings, mein theurer Schwager, von tiefster Seele aus sage ich Dir meinen Dank. Von den ersten Minute an hast Du mit Festigkeit darauf bestanden, daß mein Sohn Frederic seinen Theil habe an dem Verschwinden der kleinen Adeline, während ich diesen Verdacht nie tos werden konnte. Nun aber erklärt sich feierlichst, daß ich meinem Sohne Unrecht that, denn Adeline wurde in die Sklaverei verkauft und eine solch' schändliche Handlung ist unvereinbar mit dem Charakter Fred Benton's. Frau Dorah Wilson," wandte er sich darauf an diese, „wir haben uns seit elf Jahren nicht gesehen und diese elf Jahre hindurch trug ich einen schweren Groll gegen Sie im Herzen. Ihnen gab ich die Schuld, daß ich vaterlos geworden sei und daß wir ohne ich darob zum Menschenhasser geworden. Doch hier meine Hand darauf; von dieser Stunde an widme ich der Wiedergewinnung Ihrer Tochter alle meine Kräfte und ist dieß Ziel erreicht, so werde ich nicht ruhen, als bis ich meinem Fred in das Haus seines Vaters zurückgeführt habe."

„Hurrah, Ben, jetzt erkenne ich Dich wieder," rief Joe Jenkings, dessen Gesicht vor Freude strahlte, „und vielleicht kann ich Dir einige Fingerzeige geben, welche Dich Deinem Ziele schneil näher bringen. Doch das Nachste ist, was soll wegen Adeline geschehen?"

Benjamin Benton erwiederte für den Augenblick nichts, sondern sahen in das tiefste Nachdenken versunken. „Wenn ich nur," murmelte er endlich, „einen Kollegen dort unten wüßte, auf den man sich durchaus verlassen könnte."

„Damit," bemerkte Joe Jenkings, der das Murmeln gehört hatte, „damit kann ich Dir aufwarten. Du weißt, ich stehe seit vielen Jahren mit New-Orleans in Verbindung und der Rechtsanwalt des wir befreundeten Hauses daselbst ist auch der meinige."

„Er heißt?" fragte Benjamin Benton.

Digitized by Google

„Joſua Dampee,“ erwiderte Joe Jenkings.

„Joſua Dampee?“ rief Benjamin Benton, ſich die Hände vor Freude reibend. „Derſelbe, der früher in Mobile praktizirte? Vortrefflich, ganz vortrefflich! Er kennt das ſüdliche Recht und das ſüdliche Herkommen durch und durch und ich werde mich ſogleich in Verbindung mit ihm ſetzen. Nun aber zur Sache ſelbſt. Es liegt uns ob, Beweiſe daſür zu ſammeln, daß Letty, die Sklavin, und Adeline, die Freigeborne, identiſche Perſonen ſind. Ohne daß wir dieß beweiſen, können wir bei den ſüdlichen Gerichten nichts bewirken.“

„Aber,“ wandte Miſſis Livingſtone ein, „es liegt doch auf ſonnenklarer Hand . . .“

„Bitte, bitte,“ unterbrach ſie Benjamin Benton. „Faſt Alles, was wir bis jetzt wiſſen, kann nur als moraliſcher Beweis gelten und auf ſolche pflegen die Richter in der ganzen Welt nicht viel zu geben. Wir müſſen uns alſo nach etwas Anderem, etwas Greifbarem umſehen.“

„Hm!“ meinte Jenkings, der Frau Dorah Wilſon, welche abermals angſterfüllt zu ihm aufſah, freundlich zuwinkend. „Die kleine Raebe unter dem Arm iſt meiner Anſicht nach bereits etwas Greifbares.“

„Ganz recht, Joe,“ erwiderte Benjamin Benton, „vorausgeſetzt, daß Poll, das frühere Kindsmädchen Adelinens, ſich zur Zeugenſchaft herbeiläßt.“

„Sie wird, ſie wird,“ rief Miſſis Wilſon, von neuer Hoffnung belebt. „O gewiß, ſie kann gar nicht anders, da ſie Adelinen immer innigſt zugethan war.“

„Verlaßt Euch nicht auf Ihren Dienſten?“ fragte Benjamin Benton, ſich an Frau Wilſon wendend.

„Nein,“ war ihre Antwort; „ich konnte ſie nicht mehr ſehen, ſeit ich mich durch ihre Nachläſſigkeit meines koſtbarſten Gutes beraubt ſah. Aber ich ſtattete ſie aus, als ſie ſich ein Jahr ſpäter nach Brooklyn verheirathete und Ihr Herr Schwager . . .“

„Ganz richtig,“ ergänzte Joe Jenkings, als Frau Wilſon hier ſtockte, „es ging Alles durch meine Hände, weil Poll nicht wiſſen ſollte, woher die Ausſteuer kam. Doch um's kurz zu machen, auf dieſes Zeugniß können wir uns verlaſſen und wenn Du Poll ſelbſt ſprechen willſt, ſo will ich ſie noch heutigen Tages von Brooklyn herüberſchaffen.“

„Das wäre alſo Numero Eins,“ erklärte Benjamin Benton, indem er zuſammend machte. „Aber mit dieſem Beweiſe allein greifen wir nicht durch, Joe,“ fuhr er ſodann nach einigem Nachdenken fort, „Du hatteſt früher Deine eigenen Gedanken, wie man dem Räuber Adelinen ein Leichtſteln auf die Spur kommen könnte. Erinnerſt Du Dich nicht mehr?“

„Ja,“ verſetzte Joe Jenkings. „Ich behauptete damals und behaupte auch jetzt noch, daß Beſtrere zuſammen den Raub ausgeführt haben müſſten. Nicht minder behauptete ich, daß Schurken, die um des Geldes willen eine ſolche That begehen, um eines noch größeren Vortheils wegen immer bereit ſeien, einander zu verrathen, und darum verſuchte ich, man ſolle nebſt Zuſicherung vollkommener Straſloſigkeit eine große Belohnung auf den Angeber ausſetzen. Allein ihr Beide, Du und Frau Wilſon, ginget nicht darauf ein, weil ihr in eurem Innern den armen Fred im Verdacht hattet. Den armen Fred,“ wiederholte er ſehr innig, „der doch jener That ſo fremd war, als Du oder ich ſelbſt. Doch,“ ſtigte er ſogleich in bittendem Tone und ſeinen Schwager bei der Hand reichend hinzu, „verzeih', daß ich Abgethanes wieder aufrühre, und nun ſchnell, warum erinnerſt Du mich an das, was ich damals anrieth?“

„Weil ich denke,“ entgegnete Benjamin Benton mit großem Ernſte, „daß wir jetzt das thun ſollten, was Du damals vorlangteſt, und ich denke dieß, weil mir beiſällt, was einſtens der Polizeichef zu Deinem Vorſchlag ſagte.“

„Auch mir,“ ſprach Joe Jenkings mit demſelben Ernſte, „ſind ſeine Worte noch ganz gut im Gedächtniß. Er meinte, daß mein Rath viel zu früh komme, denn unmittelbar nach einem zuſammen begangenen Verbrechen verrathe Einer den Andern nie; wohl aber komme dieß ſehr oft vor, wenn Jahre darüber vergangen und die Schurken aus irgend einem Grunde in Streit mit einander gerathen ſeien. Dieß waren die Worte des Superintendenten und wir Alle wiſſen, daß ihm in ſeinem Fache Niemand an Erfahrung übertraf.“

„Alſo,“ fragte Benjamin Benton; „alſo ſind wir einverſtanden?“

„Vollſtändig,“ erwiderte Joe Jenkings, „und,“ ſetzte er ſofort bei, als Frau Dorah Wilſon haſtig an ihn herantrat und ihm einige geflüſterte Worte zuflüſterte, „und nur kleine Summe, damit der Köder dem beſſer werde. Meine Freundin, Miſſis Wilſon, iſt bereit, mit ihrem ganzen Vermögen einzuſtehen und meine Kaſſe, den, ſteht Dir ebenfalls zur freien Verfügung.“

Benjamin Benton rieb ſich die Hände und ſeine Augen ſtrahlten vor Aufregung. „Ueberlaßt mir alles Weitere,“ ſprach er, „und heute Abend ſtehen Alle treffen wir uns wieder hier. Vergiß aber nicht, Joe, die Poll mitzubringen, denn ich möchte perſönlich mit ihr reden.“

So trennten ſie ſich; Joe Jenkings, um mit Frau Dorah Wilſon ſofort nach Brooklyn hinüberzufahren, Benjamin Benton aber, um nach noch-matiger eingehender Rückſprache mit Frau Livingſtone eine kurze Annonce aufzuſetzen, mit welcher er alsbald in die untere Stadt hinabeilte, denn hier, in dem Geſchäftstheile New-Yorks, haben ſich die Bureaux der ſämmtlichen größeren Zeitungen, welche in jener Metropole erſcheinen, konzentrirt.

(Fortſetzung folgt.)

Allerlei aus dem Gefängniſſe.

Mitgetheilt von

F. F. Engelberg.

1. Nur nichts aufſchieben!

Es war bereits zehn Uhr Abends, als die Klingel an der äußern Thür des Gefangenenhauſes dreimal heftig und in raſcher Folge gezogen wurde. Das war das Zeichen, durch welches der Direktor ſeine Ankunft meldete, wenn er nicht ſelbſt den Schlüſſel zur Thür bei ſich trug.

Sein Erſcheinen zu dieſer Stunde ließ ſtets auf etwas Ungewöhnliches ſchließen. An jenem Abend mußte ich das um ſo mehr annehmen, als ein ſchauerliches Wetter und eine faſt undurchdringliche Finſternis den Aufenthalt außerhalb des Hauſes höchſt unangenehm machte; ich beeilte mich deßhalb auch, ſchnell an die Thür zu kommen und dieſe zu öffnen.

Der Direktor war nicht allein. An ſeiner Seite befand ſich ein Mann, den ich nicht kannte, der einige vierzig Jahre alt ſein mochte und leicht, aber anſtändig gekleidet war. Der Direktor ließ ihn zuerſt in das Haus eintreten. Aus der Art und Weiſe, wie das geſchah, konnte ich annehmen, daß der Mann nicht freiwillig gekommen war, daß derſelbe ein Bewohner des Gefangenenhauſes werden ſollte. Und die Gegenwart des Direktors war ein ſicheres Zeichen dafür, daß ich eine Perſon von „Diſtinktion“ vor mir hatte. Ich ſollte darüber auch nicht lange in Zweifel ſein.

Bei dem Eintreten ſagte der Direktor: „Nochmals, Herr von B., ich bellage tief die Nothwendigkeit, die mich zwingt, Sie hierher zu führen und an dieſem Orte zurückhalten zu müſſen; ich wünſche und hoffe aber zuverſichtlich, daß Ihr Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer ſein, daß die Unterſuchung Ihre Unſchuld zweifellos darthun wird.“

Herr von B. erwiederte nichts, er ſchien gar nicht gehört zu haben, was der Direktor geſagt hatte, denn er ſtarrte in den langen Korridor hinein, der ſich an den Thür anſchloß, und der ihm bei ſeiner halber Beleuchtung endlos, geſpenſtig und unheimlich erſcheinen mochte. Ich ſtand dicht an ſeiner Seite und ſah, daß ein leichtes Zittern ſeinen Körper überlief. Weiterlich war das nur die Folge eines durch Erkältung hervorgerufenen Unwohlſeins; die Atrdung war leicht, die Temperatur baggegen naß und kalt. Es konnte aber auch der Ausdruck von Furcht und Angſt ſein, denn das Gefangenenhaus iſt ein Ort, der viele Schreckniſſe in ſich birgt.

„Sie übernehmen den Herrn von B. als Unterſuchungsgefangenen,“ — ſagte der Direktor zu mir, als ſein Bedauern ſeine Erwiederung fand, — „und behandeln ihn mit aller Achtung, die Sie ſeinem Stande ſchuldig ſind!“

Die Mahnung war vollſtändig überflüſſig. Aber der Direktor liebte es, in Gegenwart Dritter an ſeine Untergebenen Weiſungen zu ertheilen und ſich ſo als väterlicher Beſchützer, als Mann der Milde und der Humanität zu geriren, während er den Beamten gegenüber zu allen Zeiten den ſtrengen Herrn ſpielte und auch das geringſte Abweichen von der Hausordnung unnachſichtlich ahndete. In dieſem Falle ſollte die Mahnung jedoch nur über eine Vergeßlichkeit hinwegtelfen, welche das ſchwiegſame Verhalten des Gefangenen hervorgerufen hatte. Ich mußte das annehmen, weil der Direktor unmittelbar darauf ſich fortwendete und nach einem kurzen „guten Abend“ das Haus verließ.

Ich war mit Herrn von B. allein.

Vor der Einſchließung in das Gefängniß mußten noch eine Menge Formlichkeiten beſeitigt werden. In der Regel geſchah dieß durch einen Aufſeher. In dieſem Falle aber mußte ich ſelbſt thätig ſein, damit die Achtung nicht verletzt werde, auf welche der Gefangene Anſpruch zu machen hatte.

In meinem Zimmer war es angenehm warm. Da Herr von B. als Gefangener noch nicht eingeſchrieben war, ſo wollte ich ihn auch noch nicht als ſolchen behandeln, die Hausordnung auf ihn noch nicht anwenden. Ich hieß ihn in mein Zimmer eintreten, rückte einen Stuhl in die Nähe des Ofens und bat ihn, darauf Platz zu nehmen. Zu meinem Bedauern wurde dieß ſtumm, durch eine Handbewegung abgelehnt. Herr v. B. blieb in der Nähe der Thür ſtehen. Es war eine imponirende Figur, groß, ſtark und kräftig, mit einem feinen, blaſſen Geſicht, das von einem vollen, dunklen Bart eingefaßt wurde. Der Ausdruck des Geſichts war ruhig und ernſt, ich möchte ſagen, würdevoll, nichts verrieth Schwäche oder Niedergeſchlagenheit, Alles ſprach für Feſtigkeit und Vertrauen.

Digitized by Google

Der Gefangene nannte mir, als ich ihn darum bat, seinen vollständigen Namen, sein Alter und seinen Stand. Erst als er mir den Grund der Verhaftung angeben sollte, da blieb der Mund geschlossen, da wollten die Worte nicht über die Lippen hinweg. Ich mußte die Frage bestimmter wiederholen.

„Man gibt mir Schuld," erwiederte er hierauf zögernd, „Kassengelder veruntreut zu haben."

Er sagte nicht, daß er unschuldig sei, er wollte sich mir gegenüber nicht rechtfertigen, er war stolz. Die Antwort mußte ihm aber mehr gethan haben; er preßte die Lippen fest zusammen und verwochte nicht mehr anzureden.

„Sie müssen," versetzte ich mehr bittend, „bis auf die Kleidung, welche Sie tragen, alle Sachen von Werth herausgeben und an mich abliefern." Er rührte sich nicht.

„Ich darf hierin keine Ausnahme eintreten lassen," fuhr ich fort; „es ist unerläßlich, daß Sie dich thun!"

Auch diese Bemerkung blieb unbeachtet.

„Wenn Sie mein Verlangen nicht freiwillig erfüllen wollen," sagte ich erregt, „so nöthigen Sie mich zu einer Durchsuchung, die ich gern vermeiden möchte!"

Erst hierauf kerrte von B. seine Taschen und legte verschiedene Gegenstände vor mir auf den Tisch. Er that dieß aber immer noch mit sichtlichem Widerstreben, hastig und trotzig, auch behielt er seine Uhr und zwei Ringe, die er an seiner rechten Hand trug, zurück. Ich machte ihn darauf aufmerksam.

„Die Uhr?" erwiederte er fragend, „ja, ja, die will ich Ihnen geben, und auch den einen Ring. Aber den andern, nicht wahr? den lassen Sie mir."

„Es thut mir unendlich leid," versetzte ich theilnehmend, „auf meine Forderung beharren zu müssen."

„Das ist ja unmenschlich!" schrie von B. heftig auf, „ich habe den Ring seit zwanzig Jahren an meiner Hand, ich habe ihn nie abgelegt und habe gelobt, ihn nie abzulegen. Ich kann mich von demselben nicht trennen, die theuersten, die heiligsten Erinnerungen sind damit verbunden!"

„Und dennoch darf ich, ohne mich einer Pflichtverletzung schuldig zu machen, den Ring nicht in Ihrem Besitze lassen. Ich bitte Sie, legen Sie denselben zu den übrigen Sachen auf den Tisch."

„Herr Gott! was ist aus mir geworden? Nein, nein, ich kann nicht, ich kann ihn nicht freiwillig hergeben. Wenn es, wie Sie sagen, sein muß, so müssen Sie mir diesen Ring fort — nehmen."

Ich war tief bewegt. Der Schmerz des Gefangenen war so schreiend, daß er mir in die Seele einschnitt. Aber was half das? Ich mußte meine Pflicht erfüllen, ergriff die rechte Hand des Gefangenen, zog den Ring ab und legte ihn auf den Tisch.

Der Gefangene leistete keinen Widerstand, nur die Hand zuckte, als ob ein elektrischer Strom sie berühre, die Lippen waren zusammengepreßt, als ob sie den Schmerzensschrei zurückhalten sollten, und als ich dem großen, starken Mann zufällig in das Gesicht sah, bemerkte ich, daß die Augen naß waren, daß er weinte.

Durch die Fortnahme dieses Ringes mußte ich dem Gefangenen unendlich wehe gethan, ihn tief gekränkt haben. Jedenfalls war der Ring der Schlußstein, auf welchen ein vieljähriges Familienglück sich gründete, und die Erinnerung an dieß Glück hatte tief aus der Brust die Thränen heraufgeholt, welche unaufhaltsam an den Wangen herabrannen.

Es war ein bitterer Schmerz, den ich dem Gefangenen dadurch hatte bereiten müssen, allein es war noch nicht der größte, den der Gefangene an diesem Tage erdulden sollte. —

Die Eintragung in die Liste war erfolgt. Ebenso hatte ich die aufzubewahrenden Sachen verzeichnet und das Verzeichniß zum Zeichen der Richtigkeit von dem Gefangenen unterschreiben lassen; ich durfte denselben in meinem Zimmer nicht mehr zurückhalten, ich mußte ihn nun in das Gefängniß einliefern.

Nachdem ich den paffenden Schlüssel ausgesucht und die Laterne in Stand gesetzt hatte, forderte ich den Gefangenen auf, voranzugehen. Er folgte willig, aber schweigend. Ich führte ihn in die zweite Etage des Hauses, in welcher sich die Gefängnisse für Untersuchungsgefangene befanden. Diese Gefängnisse waren sämmtlich gleichmäßig groß. Sie scheideten sich nur dadurch von einander aus, daß der eine Theil nach Süden, der andere Theil dagegen nach Norden zu gelegen war. Ich führte den Gefangenen in eine nach Süden gelegene Zelle, weil diese freundlicher und wärmer, und deßhalb auch wohnlicher war. Bei dem Ueberschreiten der Thürschwelle stutzte v. B.; er zog den bereits hoch gehobenen Fuß wieder zurück und blieb vor der Thür stehen.

„Wollen Sie die Güte haben," wendete er sich wir zu, „zuerst einzutreten und Licht anzuzünden? ich hoffe, daß mir dann der Eintritt und der Aufenthalt weniger schrecklich sein wird."

„Sie erhalten kein Licht," sagte ich ernst.

„Wie? gar kein Licht?"

„Nein! es ist dieß ausdrücklich verboten."

„Ist denn das möglich? Jetzt, im November, von vier Uhr Nachmittags bis acht Uhr Morgens ohne Licht, also gerade jetzt! Das muß ja einen vernünftigen Menschen verrückt machen; das ist ja Mord!"

„Sie werden Licht erhalten," erwiederte ich ernst, „wenn der Arzt dieß für nöthig erachten und verordnen sollte. Nur in diesem Falle darf ich dergleichen abgeben. Sie müssen sich also bis dahin gedulden."

„Das ist entsetzlich, das ist fürchterlich!" versetzte er dumpf, indem er die Schwelle überschritt.

Das Gefängniß war etwa zehn Fuß lang und sechs Fuß breit. In der einen Ecke befand sich auf dem Fußboden ein Strohsack, darüber ausgebreitet ein wollen, leinenes Tuch und eine warme, wollene Decke, auf der andern Seite ein kleiner, roher Tisch und eine ähnliche Bank, beide auf dem Fußboden befestigt.

Er war bis in die Mitte des Gefängnisses vorgeschritten und hier stehen geblieben; er starrte auf das Lager zu seinen Füßen.

„Sie müssen jetzt die Kleider ab- und geordnet auf die Bank legen, und dann das Lager aufsuchen," sagte ich, indem ich dicht zu ihm herantrat. „Da Sie sich im Dunkeln nicht werden zurecht finden können, so werde ich für heute das Licht hier in der Thür stehen lassen, in fünf Minuten aber zurückkehren. Ich erwarte, daß Sie dann fertig sein werden."

Der Gefangene erwiederte nichts. Als ich das Gefängniß verließ, bemerkte ich, daß er beide Hände an seinen Kopf legte, als ob er dort heftigen Schmerz empfinde.

Der Mann that mir unendlich leid. Er schien zwar stolz und auch trotzig zu sein, allein der Stolz wurde schonungslos gebeugt, der Trotz gebrochen. Die Wunde, die ihm geschlagen wurde, war tief und unheilbar, sie mußte bluten für das ganze Leben, wenn dieß auch von noch langer Dauer sein sollte. Ich hatte es viel lieber, wenn unaufhörliche Verfangene tobten und lärmten. Das nahm in der Regel bald ein Ende, oder ich konnte Mittel anwenden, welche die Ruhe herstellten und die Folgsamkeit erzwangen. Wenn aber der Schmerz tief in das Innere gedrungen ist, in der Brust herumwühlt, sich hier festsetzt und keinen Ausweg finden kann: da gab es nicht selten auch für mich viel zu thun.

(Schluß folgt.)

Rösselsprung.

auch	bett	gen	wol	le	wand	und	bilt
al	und	ehe	den	geht	es	lauf	auch
ne	gal	le	fuse	taß	sele	der	tag
berg'	be	kam	wod	auf	ne	so	nen
lich	teult	auch	reut	bere	ben	lich	lammt
stern'	sen	ben	ver	seus	wel	ent	sein
ne	feit	tu	ale	ein	oft	dem	dum
preis	se	bein	die	meer	und	beer	gen

Auflösung des Rösselsprungs Seite 156:

Hausstand.

Des Vaters Segen baut ein Haus,
Die Kinder lenk geh'n ein und aus,
Der Fluch der Mutter reißt es ein.
Denn Gott will selbst der Mutter sein.
Ein Kind, das seinen Vater schmäht
Und trotzig von der Mutter geht,
Wird gleich dem Baume früh entlaubt
Und muß sich Noth und Tod aufs Haupt.

Simon.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Hallberger in Stuttgart

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 18.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Kothbart.

In der Ballus.

Kriminalgeschichte von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Der Ebelmann fuhr verwundert auf. „Du, Alte? Potztausend . . .“ Dann war ihm schnell wieder ein anderer Gedanke gekommen. „Nichts da, nichts da! Den Weg durch die Ballus kennt kein Mensch, jetzt kein Mensch mehr. Es kannte ihn nur Einer, der ist todt seit vielen Jahren. Der alte Jägerleit. Er war ein eigensinniger, ein recht verstockter Litthauer. Ich wollte den Weg von ihm wissen. Ich bot ihm Geld, viel Geld. Er wollte mir ihn nicht zeigen. Der Weg gehöre den Litthauern. Die Fremden hätten dem Litthauer Alles im Lande weggenommen, den Weg sollten sie nicht haben. Darum wisse ihn nur ein Mann im Dorfe, und der habe einen Eid leisten müssen, daß er ihn nur wiedee an Einen bekannt mache, und der Eine müsse es wieder schwören. Und so könne er auch den Weg nur an Einen vererben, und das werde sein Sohn sein. Er war ein Racc, der alte Jägerleit, ein bummer, verstockter, frecher Litthauer. Nachher stahl er Holz in der königlichen Forst . . .“

Der alte Herr wurde unterbrochen nicht durch einen andern Umstand, einen Zufall.

Während er sprach, war seitab im Dickicht des Waldes ein Schritt hörbar geworden, der näher kam. Jemand machte sich Bahn durch das niedere Gebüsch, mit leichter, rascher Hand, wie es schien. Er mußte durch die Stille des Waldes die doppelt weithinschallende polternde Stimme des Ebelmanns gehört haben, und er eilte nun herbei, neugierig, was da sei, vielleicht auch besorgt.

Der alte Ebelmann, dessen geringer und schwacher Verstand, wenn er sich einmal mit einem Gegenstand beschäftigte, für keinen andern Eindruck mehr empfindlich war, hatte nichts gehört.

Desto aufmerksamer war Eine Jägerleit auf das näher kommende Geräusch. Sie hatte gleichwohl von den Worten des Ebelmannes kein einziges verloren. Sie gingen ja sie an. Aber auch jenes Geräusch ging sie an, sie fühlte es; und in jedem nächsten Augenblick mußte der, den sie zu sehen erwartete, aus dem Gebüsche hervortreten. Da sagte der Ebelmann, der alte Jägerleit habe gestohlen.

Eine wurde glühend roth; sie trat rasch vor den Ebelmann, sie achtete auf nichts Anderes mehr. Sie war es, die ihn unterbrach.

„Das ist nicht wahr, Herr!“ rief sie. „Jägerleit hat niemals gestohlen.“

Der alte Herr erschrak fast über den Zorn der Litthauerin. „Aber er hat doch den königlichen Förster gemißhandelt,“ sagte er kleinlaut.

„Weil,“ rief das Mädchen, „der Förster ihm verbieten wollte, durch den Wald zu gehen. Die Forst gehöre dem Könige, hatte der Förster gesagt, und mein — und Jons Jägerleit hatte ihm erwiedert, das sei nicht wahr, die Forst sei von uraltem Rechts wegen das Eigenthum der Litthauer.“

Der alte Herr hatte sich wieder gefaßt. „Jons Jägerleit kam aber doch in's Zuchthaus,“ sagte er triumphirend, „und er ist darin gestorben.“

„Ja,“ erwiederte die zitternde Stimme des Mädchens. „Der Förster schlug ihn für die Worte und Jons Jägerleit schlug ihn wieder, und die Jäger des Försters kamen dazu und banden den litthauischen Mann und brachten ihn nach Angrut zu der Kreisjustizkommission, und sagten, er habe sich dem Förster im Dienste widersetzt, und er wurde zu langer Zuchthausstrafe verurtheilt und . . .“ und schluchzend setzte sie hinzu: „und im Zuchthause starb er.“

Lloud vom Leibregiment der Königin. (S. 267.)

Aus dem Gebüsche war ein Jäger hervorgekommen, ein schlanker, junger Mann, mit einem feinen, blassen, noch sehr jugendlichen Gesichte. Er stutzte, als er die drei Personen in dem Wege des Waldes stehen sah. Er hatte nur die eine Stimme gehört, die des alten Edelmannes. Er hatte wohl wissen wollen, mit wem dieser sprach. Als er es sah, wollte er im ersten Augenblid umkehren, zurück in das Gebüsch, ehe er gesehen werde. Da erblickte er das weinende Mädchen, hörte er ihre schluchzende Stimme.

Er schritt entschlossen zu der Gruppe im Wege. Die beiden Frauen sahen ihn zuerst kommen; der alte Edelmann hatte ihm den Rücken zugewandt. Sie erschraken.

„Gehen wir, Gine," sagte die Barkene.

Da hatte auch der alte Edelmann sich umgesehen.

„Herr des Himmels, es wird ein Unglück geben!" sagte leise die alte Litthauerin. Sie dachte wohl, wenn schon wortlos die Edeldame das Mädchen mit jener Verachtung und mit jenem Zorne behandelt habe, wie werde erst der Vater, wenn er die Litthauerin erkenne, zumal in Gegenwart des Sohnes, seinem Zorn, seiner Wuth frei die Zügel schießen lassen.

Gine aber war auf einmal ruhig geworden. Sie schien nicht minder entschlossen sein zu wollen, wie sie den jungen Jäger sich nahen sah. Es war, als wenn sie vor der Gefahr, die sie allerdings beschränke, nicht weichen, als wenn sie vielleicht gar dem jungen Manne ihren Beistand darin leihen wolle.

Die Züge des alten Herrn erheiterten sich jedoch plötzlich bei dem Anblick des Jägers.

„Ah, Werner!" rief er ihm entgegen, „es ist gut, daß Du kommst; Du wirst mir bezeugen, daß Jons Jürgeleit, der Litthauer aus dem Dorfe, wegen Diebstahls in das Zuchthaus kam."

Der junge Mann glaubte wenigstens die Thränen des Mädchens zu begreifen.

„Nein, Vater," sagte er, „Jons Jürgeleit war ein ehrlicher Mann, der niemals gestohlen hat."

„Aber er war ein Litthauer," sagte der alte Edelmann.

„Die Litthauer sind vielleicht ehrlichere Menschen als wir, mein Vater."

„Oho, mein Sohn! Aber sein Sohn Mauruß ist doch ein Dieb geworden und ist erst vor Kurzem aus dem Zuchthaus zurückgekommen, und wird bald wieder hineinkommen, wie die Leute sagen, denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme."

Das Mädchen mußte bei dem Sprüchworte in dem Munde des alten Herrn unwillkürlich Vater und Sohn ansehen.

Der Sohn sagte nur: „Es ist ein litthauisches Sprüchwort, Vater!"

Der schwachsinnige alte Herr verstand das wohl nicht. Der Gedanke, von dem er ausgegangen war, kehrte ihm zurück.

„Einerlei," sagte er. „Der Sohn ist ein Dieb und der Vater ist todt, und er hat dem Sohne den Weg durch die Diebe Bussas nicht zeigen können, und es kennt ihn jetzt kein Mensch mehr, und ihr schlechten Litthauerinnen habt mir vorgelogen, daß ihr ihn kennt, und ihr habt doch in meinem Walde Holz stehlen wollen, und ihr müßt mit mir in das Hundeloch. Werner, Du wirst mir helfen, wir werden sie transportiren."

Der alte Herr machte Miene, die alte Frau anzufassen. Das Mädchen sollte der Sohn nehmen.

Der junge Mann begriff jetzt Alles. Aber er kannte seinen Vater. Ein leises, schmerzliches Lächeln glitt über seine anmuthigen blassen Züge.

„Vater," sagte er, „es sind ein paar arme litthauische Frauen. Sie haben keinen Wald und kein Geld, um sich Holz zu kaufen, und der königliche Förster ist strenge. Der Winter aber ist noch strenger und durch ihre verfallene Hütte jagen Frost und Sturm. Du denke ich, Vater . . ."

„Ey, Du kennst sie?" fragte den Vater.

Der Sohn wollte nicht lügen. „Ja," sagte er.

„So, so! Und wer sind sie?"

„Ehrliche Frauen, Vater, denen Du aus Deinem guten Herzen gewiß eine Tracht Holz schenken wirst."

„Aber nicht aus dem Walde," sagte der alte Herr.

„Von unsern Vorrächten auf dem Hofe, Vater."

„So ist es. — Aber höre einmal, Werner." Er nahm den Arm des Sohnes und führte ihn auf die Seite. „Du kennst das Mädchen, Werner?" sagte er leise und vertraulich.

„Ja," Vater.

„Wer ist sie?"

„Gine Jürgeleit."

„Ey, he! Dachte ich es. Höre, Werner, geben wir ihnen das Holz nicht heute. Deine Mutter ist zu Hause, und Du weißt . . . Laß sie morgen Nachmittag kommen; Deine Mutter wollte nach Ragnit zu der Landräthin fahren."

„Wie Du befiehlst, mein Vater."

Der alte Herr ging. Nach den beiden Frauen sah er sich nicht mehr um. Vielleicht hielt er es unter seiner Würde, vielleicht war es auch die Demuth eines braven Herzens, das etwas Gutes gethan hat. Auch um den Sohn kümmerte er sich nicht weiter. Sein Sohn Werner kehrte zu den beiden Frauen zurück.

„Werner, ich suchte Dich," sagte Gine Jürgeleit zu ihm. „Ich habe Dir etwas zu sagen."

„Willst Du nicht vorher erfahren, Gine, was mein Vater mir sagte?"

„Erzähle es."

„Ihr könntet euch morgen Jede eine Tracht Holz vom Schlosse holen. Er hat ein gutes Herz."

„Er hat ein gutes Herz, Werner, wie Du, und wir danken ihm und Dir. Aber nun höre mich an. Hast Du Nachrichten von Deiner Tante in Polen?"

Der junge Mann sah sie erstaunt an. „Was willst Du mit ihr, Gine?"

„Sie und der Graf sind auf der Flucht vor den Russen. Sie suchen die Grenze zu erreichen. Aber sie sind verrathen."

„Du weißt es?"

„Mein Bruder Mauruß sagte es mir, und er ist mehr jenseits der Grenze, als hier. Er ist selbst ein Spion der Russen."

„Wußte er etwas Besonderes?"

Gine erzählte ihm.

Der junge Mann sann ein paar Augenblicke nach. Dann schien er über etwas zu stutzen. Er blickte die junge Litthauerin scharf an, wie prüfend, und doch mit einer gewissen Scheu. „Gine," sagte er, „der Graf Ostinski ist Dein Verführer."

„Ja," sagte das Mädchen, und ihre Stimme zitterte.

„Du hasselt ihn?"

„Ja."

„Und seine Frau, meiner Mutter Schwester, sie war vielleicht noch schlechter, sie war grausam, unmenschlich gegen Dich."

„Sie war unmenschlich gegen mich."

„Und Du hasselt auch sie?"

„Ja, ich hasse auch sie."

„Und jetzt, Gine, wenn sie auf der Flucht sind, wenn die Russen sie verfolgen, wenn es gilt, daß sie vor der Hand des Henkers das nackte Leben retten . . ."

„So ist es, Werner!"

„Gine, ist Freude darüber in Deinem Herzen?"

Das Mädchen schwieg.

„Möchtest Du sie den Russen ausliefern?"

„Nein," rief Gine Jürgeleit. „Niemals den Russen! Die Russen sind größere Feinde des Litthauers, als die Deutschen."

„Aber ihrem Unglücke könntest Du sie überlassen?"

Das Mädchen schwieg wieder.

„Sie haben es an Dir verdient, Gine; Beide."

Gine raffte sich auf. „Höre, Werner, als Du mir eben vorhielteſt, was die Beiden an mir gethan haben, als ich mit meiner Verachtung, mit meiner Schande vor Dir stehen mußte, vor Deinem frommen und reinen Herzen, da kam doch wieder der bittere Haß in meine Brust, und in meinem Kopfe wurde es mit wirr und Angst vor Zorn und Rache gegen die schlechten Menschen. Denn schlechte Menschen sind sie, und ich hasse sie, wie mein Herz nur hassen kann. Aber Böses gönne ich ihnen nicht. Mögen sie vor dem Unglück, vor den Russen, vor Sibirien und dem Knutenmeister bewahrt bleiben. Darum suchte ich Dich auf. Nur ich selbst — nein, Werner, ich selbst kann nie und nimmer . . ."

Sie brach ab. Sie kämpfte mit sich, heftig, gewaltsam; ihr Gesicht war leichenblaß, ihre Augen brannten. Sie zitterte, daß sie ihr Kind nicht mehr im Arme halten konnte.

„Barkene, nimm mir den Knaben ab," sagte sie.

Die alte Litthauerin nahm das Kind.

„Was kannst Du nicht, Gine?" fragte der junge Mann.

Die Frage machte den Kämpfen in ihrem Innern ein Ende. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen hervor. Sie nahm die beiden Hände des jungen Edelmannes. Sie drückte mit ihrem ganzen Herzen in seine Augen, die Treue und Liebe zeigten.

„Werner, was Du von mir denkst, es ist mein Leben und mein Tod. Müßtest Du jemals mich verachten, ich nähme mein Kind und begrübe mich mit ihm auf dem tiefen Grunde des Jurasromees. Dein Gedanke ist mein Gedanke, und Dein Befehl ist mein Gehorsam. Aber Gine, wenn Du es von mir forderteſt, könnte ich nimmer in meinem Leben. Und mein eigenes Herz fordert es von mir, aber ich kann es nimmer und nimmer. Als mein Bruder mir sagte, daß die Beiden verfolgt würden, da war mein erster Gedanke, daß sie gerettet werden müßten; aber ich konnte sie nicht retten. Es war mir, als ob ihr Blut aber mich und mein Kind kommen müßte. Aber ich kann, ich darf nichts dazu thun,

Digitized by Google

um es abzuwenden. Da suchte ich Dich. Du solist es, Werner. Dir wollte ich es sagen. Mehr konnte, mehr kann ich nicht. Sie haben zuviel Böses an mir gethan. Verachte mich darum nicht, Werner. Sage es mir. Aber sage mir die Wahrheit. Ich sehe es in Deinem Auge, ich höre es an Deiner Stimme, wenn Du die Unwahrheit sprichst. Es wäre mein Tod."

Der junge Edelmann drückte herzlich die beiden Hände, mit denen sie die seinigen hielt. „Ich verachte Dich nie, Gine. Ich liebe Dein treues und aufrichtiges Herz, das stark ist, dessen Stärke aber über menschliche Kräfte nicht hinaus kann. Ich liebe Dich immer; diese Stunde verbindet mich, wenn es möglich wäre, noch fester mit Dir."

„Ich danke Dir, mein lieber Werner," sagte Gine, „und nun laß uns weiter sprechen."

Sie mußte vor innerer Bewegung noch einmal aufschluchzen. Dann nahm sie ihre Hände aus den seinigen, um ihre Thränen abzutrocknen. Als es geschehen war, sagte sie zu der alten Litthauerin: „Gib mir jetzt mein Kind wieder, Barkene."

Die Alte gab ihr das Kind. Sie drückte es an ihre Brust, sie küßte es. „Bist Du bereit, die Verfolgten zu retten, Werner?" fragte sie dann. „Ich würde Jeden zu retten suchen, der von den Russen verfolgt wird." „Ich wußte es. Du hast ein Herz und Du hast Muth. So folge mir, denn wir beeilen der Eile."

„Wohin führst Du mich?"

„Zu der Ballus. Nur sie ist ihre Rettung."

Der junge Mann sah sie fragend an. Sie schritt weiter. Der junge Edelmann war an ihrer Seite. Die alte Litthauerin folgte ihnen. Im Gehen sprach Gine: „Die ganze Grenze ist von den Russen besetzt. In der Nähe von Werszinnen hat man die Ausflohenen zuletzt gesehen. Dort wird die strengste Bewachung sein und sie können dort die Grenze nicht passiren. Sie können dies nirgends, als durch die große Ballus. Die Ballus durchschneidet die Grenze, sie erstreckt sich eine halbe Meile nach Rußland hinein, eine Meile nach Preußen. Sie ist eine Meile breit. Wer sie einmal erreicht hat, kann nicht weiter verfolgt werden, nicht aus dem einen Lande, nicht aus dem andern. Nur die Kugeln der Kosaken auf der russischen, und die der Grenzwächter auf der preußischen Seite könnten ihn auf seinen ersten sinfzig oder sechzig Schritten treffen, wenn die Ballus besetzt wäre. Aber kein Kosak und kein Grenzwächter kommt sie nahe. Drum man meint, es führe kein Weg durch sie, kein Mensch könne sie betreten, und man weiß nicht einmal, wo der feste Boden aufhört und der Moorgrund beginnt, ihr unter jedem Schritt sich öffnet, und Jeden, der den Fuß darauf setzt, in seiner unergründlichen Tiefe verschlingt. So wagt sich kein Russe und kein Preuße zu ihr; sie ist völlig unbewacht. Es führt bennoch ein Weg durch sie; es sind gar zweie. Der eine geht mitten durch sie hin, von dem preußischen Ende nach dem russischen. Der zweite ist zur Seite. In der Mitte des Moores durchschneiden sie einander. Sie sind beide geheime Pfade. Nur ein einziger lebender Mensch kennt sie. Du, Werner, sollst der Zweite sein, dem sie bekannt werden. Mein Vater kannte sie, er kannte sie von dem seinigen. Er wollte sie meinem Bruder Mauruk anvertrauen. Der Aermste wurde schlecht; er hatte für Geld auch die geheimen Pfade der Litthauer verrathen. Da zeigte er sie mir, damit sie nicht für immer verloren gehen. Er führte mich sie bei Tage, in dunkler Nacht. Ich war ein Mädchen von kaum vierzehn Jahren. Ich lernte den Muth auf diesen Wanderungen mit meinem Vater, auf denen ein halber Schritt falsch zur Seite den gewissen Tod brachte. Ich machte den Weg allein. Ich war so sicher in der Gefahr; ich war so stolz über meine Sicherheit. Ich allein wußte das Geheimniß der Litthauer, das seit Jahrhunderten allen Fremden gegenüber immer auf's Geheimniß geblieben war. Ich war damals noch das unschuldige Kind, noch nicht die Verachtete . . ." (Forts. folgt.)

Oland vom Leibregiment der Königin.

Eine wahrhaftige Hundehistorie

von

Arnold Bellmer.

(Vide S. 205.)

Ob wohl noch Veteranen vom Leibregiment der Königin von Schweden leben, das bis zum tilsiter Frieden von 1807 in dem damaligen Schwedisch-Pommern stand, zum Theil in Stralsund, zum Theil in Greifswald — und die dann den unglücklichen finnischen Krieg gegen Rußland mitgemacht haben?

Wüßte ich nur noch einen von diesen Helden am Leben — ich würde ihm die kleine Geschichte von meinem Helden Oland vom Leibregiment widmen . . . und ich weiß, der alte Herr mit dem schneigen Haar und dem Herzen voll blühender Jugenderinnerungen würde herzlich dazu nicken, daß ich den alten treuen Oland der Vergessenheit entziehe — seßzig Jahre nach seinem unverdient ruhmlosen Tode . . . Aber die alten Reiter sind nun wohl schon alle — einer nach dem andern — abkommandirt zu der großen Armee dort oben, wo es kein Säbelgeklirr und keinen Kanonendonner mehr gibt . . . nur Ein Generalmarsch noch wird in ihren Schlummer dröhnen: die Posaune des Weltgerichts . . . Wenn ihren Söhnen und Enkeln aber leben noch viele . . . und ich weiß es: ihnen Allen wird ganz wunderſam um's Herz werden — so erinnerungsfröhlich . . . und dabei doch wieder so wehmüthig: wenn sie jetzt in der Illustrirten Welt vom Jahre 1869 den Namen „Oland vom Leibregiment der Königin" lesen und dazu ein getreues Porträt des alten, treuen Oland finden. Stehen ihnen doch mit einem Mal wieder der Vater oder der Großvater so lebendig vor Augen, wie sie sich den weißen Schnurrbart strichen und bei den alten Kriegserinnerungen zugleich lachten und weinten, daß die Pfeife sogar drüber ausging, und auch den lorgsamst verwahrten Schubfächern alle blindgewordene Tapferkeitsmedaillen an verschossenen gelbblauen Bändern hervorsuchten . . . und dabei immer und immer wieder die Geschichte vom alten, lieben, treuen Oland vom Leibregiment der Königin erzählten . . . Habe ich doch selbst als kleiner Junge gelacht und geweint mit meinem guten Großonkel — dem „alten Major", wie ihn stets das ganze kleine Städtchen dort oben an der Ostsee nur nannte, — wenn wir kleinen und großen Kinder auf seinen Knieen saßen oder an seinem ledernen Großvaterstuhl in der Ofenecke lehnten und nicht müde werden, immer aufs Neue von Oland zu hören . . . und noch von Oland vom Leibregiment der Königin weiter nichts als ein — Hund! Er war sogar nicht mal ein hübscher zierlicher, fein gebildeter Hund — nein, ein ganz ordinärer, schmutziggrauer, zottiger Köter, der sicher einen gemeinen Bullenbeißer zum Vater und eine vollständig stammbaumlose Bauernhündin zur Mutter gehabt hatte. Aber, wenn man ihn in die Augen, treuen, grämlichen Augen sah, verzaß man gleich die Zotteln und die unfeine, dumme Abkunft.

Doch ich will versuchen, den „alten Major" selber erzählen zu lassen. „Kinder, ich war ein übermüthiger wilder Junge von fünfzehn Jahren, der bei den lateinischen Büchern und in dem stillen, ländlichen Pfarrhause durchaus nicht gut thun wollte. Ich hetzte meinen guten Vater, dem gelehrten Dorfpastor, so lange mit Bitten und — leider Gottes! auch Unarten und Trägheit im Lernen so lange zu, bis er mich mit fünfzehn Jahren unter die Soldaten gehen ließ. Ich wurde bald Fahnenjunker beim Leibregiment der Königin von Schweden in Stralsund. Damals sah ich auch die unglückliche Prinzessin Friederike von Baden zum ersten Mal — an ihrem Hochzeitstage, am 3. Oktober 1797. Sie trug ein goldgesticktes Kleid mit blauer Schärpe — die Farben des pommerschen Leibregiments der schwedischen Königinnen. In der Nikolaikirche zu Stralsund wurde sie dem Bevollmächtigten des später so unglücklichen Königs Gustav IV. Adolph von Schweden angetraut, ehe sie sich nach Schweden einschiffte. Derartige Trauungen waren damals bei den gekrönten Häuptern noch eine allgemein verbreitete Unsitte. Bei jener Trauung sah ich die arme, junge, schöne Königin zum ersten Mal bitterlich weinen, als ahnte sie ihr banges thränenreiches Schicksal in Königin ohne Krone — Königin in der Verbannung — und geschiedene Frau . . .

König Gustav IV. Adolph, der als vierzehnjähriger Knabe schon mit ansehen mußte, wie sein edler Vater von einem Attentäter auf dem berüchtigten Maskenballe ermordet wurde, hatte ein gutes, echt ritterliches Herz, das nur für Recht und Gerechtigkeit schlug. Darum haßte — verachtete er den übermüthigen Korsen, den millitärischen Emporkömmling Napoleon auf's Bitterste. Der Schwedenkönig war der einzige Monarch Europas, der energisch gegen Bonaparte in die Schranken trat, als dieser den unglücklichen Herzog von Enghien in Baden überfallen und wegschleppen ließ, der Alles aufbot, den Gefangenen zu retten. Und als der Korse den Herzog hatte erschießen lassen — da brandmarkte Gustav IV. Adolph auf dem Reichstage zu Regensburg diese Blutthat auf das Schonungslosefte. Ja, er taubte dem König von Preußen den Schwarzen Adlerorden zurück, weil ein Napoleon ihn trage — seine Ritterehre verbiete es ihm, Ordensbrüder eines Mörders zu sein. Der kleine König von Schweden hat den großen Kaiser der Franzosen auch nie anerkannt . . . freilich hat er diese ritterliche Kühnheit mit dem Verlust seines Thrones bezahlen müssen. Napoleon vergaß nie eine Beleidigung — und nahm dem kühnen Schwedenkönige im Friedensvertrage von Zilsit Stralsund und die Insel Rügen. Da ging das treue pommersche Leibregiment zu seinem König nach Schweden. Ja, die Pommern haben es Gustav IV. Adolph nie vergessen, daß er von ihnen den Zluch der Leibeigenschaft nahm.

Bei der Ueberfahrt nach Schweden zwang auch ein Sturm, auf der kleinen dänischen Insel Oland Schutz zu suchen. Kaum waren wir an Lande, so kroch auf einem Gebüsch ein vor Hunger bis zum Skelett abgemagerter Hund auf mich zu, leckte mir winselnd die Füße und sah mich

Digitized by Google

aus seinen grünlich schimmernden, funkten Augen so recht stehend an. „Armes Thier, wo kömmst du her aus dieſe wüſte Küſte — und faſt verhungert!“ ſagte ich mitleidig und ſtreichelte dem Hunde den Kopf. Da leckte er mir auch die Hand und ſah mich ſo dankbar freudig an — wie mit Menſchenaugen, als verſtehe er jedes Wort. Ich gab ihm das wenige Brod aus meinem Brodbeutel, mit dem letzten Schluck Wein aus meiner Feldflaſche angefeuchtet — ſeit jener Stunde wurden wir unzertrennliche treue Kameraden — bis in den Tod. Nach der Inſel, wo ich ihn gefunden, gab ich ihm den Namen „Cland“. Cland folgte und nach Schweden. Bald hatte das ganze Leibregiment das treue und kluge Thier liebgewonnen.

Und dann gab es blutige Kriegsarbeit. Napoleon hetzte ſo lange, bis ſein kaiſerlicher Bewunderer, Zaar Alexander von Rußland, 60,000 Mann in Finnland einfallen ließ, weil unſer König mit England ein engeres Bündniß gegen den franzöſiſchen Eroberer geſchloſſen hatte.

Als wir gegen den Feind rückten, war Cland mit meiner Fahne immer tapfer voran. Da hat er mir mit ſeinen ſcharfen Zähnen zwei Mal das Leben und die Fahne aus ruſſiſchen Händen gerettet. Aber auch meinen Kameraden ſtand er muthig bei, wo es Noth that. Sah er eine blaugelbe Uniform ſeines Regiments irgendwie in Gefahr, ſo ſprang er wüthend auf den Feind los, ſprang ihm nach der Kehle und biß ſich dort feſt, bis der Ruſſe ſich gefangen gab. So hat Cland in den finniſchen Kriege nicht weniger als vierzehn Schweden und den feindlichen Fahnen befreit und noch mehr Ruſſen gefangen genommen. Dabei erhielt er mehrere gefährliche Bleſſuren. Wie geduldig Cland ſich vom Feldſcheer den Verband anlegen und ſich von mir in meinem Quartier pflegen ließ! Bald ſtand Cland mit den letzten Pflaſtern und Binden wieder an der Spitze des Regiments. Die Ruſſen fürchteten ihn wie den leibhaftigen Satan, und die Pommern liebten ihren tapferen Cland wie einen Kameraden.

Auch ſonſt machte Cland ſich im Felde durch ſeine Wachſamkeit um das Leibregiment ſehr verdient. Ich habe ihn keine Nacht ſchlafen ſehen. Wurde es dunkel, ſo erhob er ſich regelmäßig von der Wolfsdecke zu meinen Füßen, die wir mit einander in Finnland erjagt und wo er ein wenig geſchlummert hatte. Er leckte mir bittend die Hand und ſah mich fragend an. Wenn ich ihn dann auf den Kopf klopfte und ſagte: „Zu, Cland, du kannſt gehen — revidire alle Poſten gut!“ — ſo wedelte er freundlich mit ſeinem kurzen Schwanze, leckte mir dankbar nochmals die Hand und trottelte ſachte hinaus — durch's Lager nach der Vorpoſtenlie, die uns vor einem nächtlichen Ueberfall bewachen ſollte. Die ganze Nacht blieb er draußen bei den Lebetten auf den Beinen. Behauſam lief er von einem Poſten zum andern. Fand er einen todtmüden Soldaten, der ſich ſchlafenſtellen auf ſein Gewehr ſtützte, ſo blieb Cland vor ihm ſtehen, mit geſchärftem Ohr und das Auge feſt auf den Schläfrigen gerichtet. Ließ ſich nur das geringſte verdächtige Geräuſch hören, ſo ſpitzte Cland den Poſten ſogleich munter. Wenn die „Ronde“ zur Inſpizirung der Poſten nahte, ſo lief er ſicher vor ihr her — und nie iſt dem Leibregiment der Königin die geringſte Dienſtwidrigkeit auf Poſten gemeldet und beſtraft worden.

Als auf dem Schlachtfelde ſelbſt die Auszeichnungen für Tapferkeit vor dem Feinde vertheilt wurden, hörten wir Pommern mit Entzücken und Stolz auch den Namen „Cland“ von den Lippen des Generals. Geſetzt und mit militäriſchem Schritt marſchirte Cland heran und ließ ſich mit vielem Anſtande die blanke Tapferkeitsmedaille am blaugelben Bande über ſeinen häßlichen dicken Kopf mit den beiden großen Warzen und den menſchlich klugen Augen hängen.

Hielt ich nach einer Nachtwache auf Poſten ein Nachmittagsſchläfchen, ſo ſaß Cland ſicher die ganze Zeit über an meinem Lager und wandte kein Auge von mir. Kamen dann Kameraden, mich zu beſuchen — ſo konnte er ſehr umangenehm gegen ſie werden, wenn ſie nur den leiſeſten Verſuch machten, mich zu wecken. Er drängte und wedelte ſie förmlich zur Thür hinaus.

Und dann war der unſelige finniſche Krieg aus — zum Nachtheil für Schweden.

Trotz des tapferſten Widerſtandes — der Schweden und Pommern, der treuen Finnen und der verbündeten Engländer — — unterlagen wir der ruſſiſchen Uebermacht und — dem Verrathe einiges ſchwediſchen Generale. Mit Stolz kann ich ſagen, daß kein einziger Pommer unter den Verräthern war.

Nach dem unglücklichen Waffenſtillſtand von Lochto blieb Finnland in den Händen der Ruſſen.

Wir marſchirten traurig nach Stockholm zurück. Plötzlich aber ward der Ehrgeiz des Leibregiments rege: unmöglich durfte Cland — der berühmte, tapfere Cland vom Leibregiment der Königin von Schweden ſich in ſeinem unciviliſirten, in den Bivouacs nun noch ſchäbiger gewordenen Kampagne-Koſtüm den gebildeten Augen der Hauptſtadt — ſeinem Könige und ſeiner Königin präſentiren. Wir hielten einen langen Rath mit dem Regimentsſchneider. Der ſchlief mehrere Nächte nicht, bis er eine hübſche kolette blaugelbe Phantaſieuniform, nach dem Vorbilde der Marketenderin unſeres Regiments, erſonnen und geſchneidert hatte. Ich gab dazu meine Feldmütze her . . . und dann zog Cland, die Tapferkeitsmedaille am Halſe, in den Farben und an der Spitze des Regiments im Paradeſchritt feierlich in Stockholm ein. Alle Welt jubelte ihm zu, ſchöne Hände ſchmückten ihn mit Blumenkränzen . . . Cland war der Held des Tages.

Ich hatte die Ehre, dem guten Könige und der armen Königin den tapferen Cland vorzuführen. Ich ſehe die ſchöne Königin Friederike noch heute lächeln, wie ſie den zottigen Cland mit ihrer ſchmalen weißen Hand freundlich nahm und ihm ein eigenhändig geſticktes blaugelbes Halsband überreichte. Das Lächeln lag ſo wehmüthig auf — das Schwedenvolk machte ihr ja das Lächeln ſo ſchwer.

Das Leibregiment nahm kurze Zeit in Stockholm Quartier, um ſich von den Strapazen des Krieges zu erholen. Hielt der König über das Regiment eine Parade ab, ſo marſchirte Cland zuerſt im taktfeſten Paradeſchritt neben ſeiner Fahne vorüber — ſchwenkte dann kurz links oder rechts ab und ſtellte ſich gravitätiſch neben den König und ſeine Suite von Generalen auf. Marſchirte nun das Regiment in geradeſter Linie — wie aus der Piſtole geſchoſſen — und im beſten Taktſchritt vorüber . . . nichte der König befriedigt dazu: ſo wedelte auch Freund Cland wohlgefällig mit ſeiner kurzen Ruthe . . . ging's aber mit dem Paradeſchritt nur ſo — ſo, ſo ſchüttelte der König etwa gar den Kopf und verſtrichen ſich die Schnurrbärte der Generale . . . ſo traf auch Cland mißbilligend den Schwanzſtummel zwiſchen die Beine. Das war das ſicherſte Zeichen für die Oskadron, daß ſie nachher eine Strafpredigt vom Rittmeiſter zu erwarten hatte.

Cland fühlte ſich ſehr behaglich in Stockholm. Prinzeſſinnen und Bürgerfrauen beeiferten ſich, den vierbeinigen Helden von Sweaborg mit Leckereien ſchier zu Tode zu füttern. Cland kam aus dem bunkaren Schwanzwedeln gar nicht mehr heraus, aber er war zu geſittet, als daß Stockholm ihm hätte zum Capua werden können. Seine ſchwarze Silhouette, wie ſie damals die heutigen Daguerreotypen vertraten, war in aller Welt Händen.

Das ſchwediſche erſte Garderegiment, das in Stockholm garniſonirte, war nicht wenig eiferſüchtig auf das neidiſch auf unſern Cland. Es hätte Cland gar zu gern zu ſeiner Spitze marſchiren geſehen. Es bot uns Geld über Geld für den Beſitz unſeres treuen Kriegsgefährten — entrüſtet wieſen wir ſie ab. Und hätten ſie uns jedes Haar Clands mit einem Riksdaler bezahlt — ich glaube, ſie hätten unſere pommerſchen bunkbaren Herzen vergebens in Verſuchung geführt.

Inzwiſchen hatte der König auf die Kriegserklärung Dänemarks den General Krufenſk mit 20,000 Mann in das damals däniſche Norwegen einrücken laſſen. Wir Pommern ſollten nach einer kurzen Zeit der Ruhe folgen. An dem Morgen, wo wir nach Norwegen aufbrechen wollten, ſtand das Leibregiment vollſtändig marſchfertig auf dem Schloßplatze. Im offenen Fenſter lehnten der König und die Königin in den Farben des Regiments. Unſer alter Kommandeur hatte der Königin, als dem Chef des Regiments, ſoeben ſeine Meldung gemacht. Er ſprengte auf ſeinem Schimmel an die Spitze des Regiments, ſchwenkte den Degen und kommandirte in ſeinen höchſten, durchdringendſten Tönen: „Ganzes Regiment — ma — r — rſch!“ — die Pfeifer und Trommler ſpielten ihr Leibſtück: „Guſtav Adolph unſer König,“ die Königin wehte, eine Thräne im Auge, mit dem Tuche . . . kein Zug rührte ſich im ganzen Regiment. Die unruhigſten Stimmen lief man durch die Reihen. Finſter ſchauten die ehrlichen pommerſchen Augen darein.

Verwundert beugte ſich der König vor. Betroffen blickte der greiſe Oberſt ſich nach ſeinem Regiment um . . . ſo etwas war ihm noch in ſeinem Leben nicht paſſirt — dann ſchrie er grimmig: „Kinder, plagt euch der und jener . . . in drei Millionen Mohren-Elements-Namen — neunundneunzig Schock krattenlüftiger Teufel ſollen euch reiten . . . Schwe — rt — nuh — na — r — r — rſch . . .“

Wie eine Mauer ſtand das Regiment da. Keiner rührte ſich.

„Nun, zum Henker, Kerls, was iſt euch denn in die Glieder gefahren?“

Daritt ein alter eisgrauer Wachtmeiſter mit einem verwitterten Dreiduzend-Schlachtengeſicht ſtramm an den Oberſten heran, machte vorſchriftsmäßig Honneur und rapportirte im Dienſton: „Zu Befehl, Herr Oberſt, Cland — unſer Cland iſt nicht da — und ohne Cland marſchirt das Regiment nicht . . .“

„Wo iſt Cland?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt — ſeit heute Morgen ſpurlos verſchwunden . . . die verdammte Garde hat ihn uns ſicher geſtohlen . . .“

„Ja, die Garde — die Garde“ lief es dienſtwidrig dumpf durch die Reihen — nein, ohne unſern Cland marſchiren wir nicht!“

Der König hatte Alles mit angeſehen. Er kam ſelbſt auf den Schloßplatz hinab und erkundigte ſich genauer. Er gab den ſtrengſten Befehl,

Digitized by Google

Oland herbeizuſchaffen. Ich wurde mit einem Dutzend Reitern in die Quartiere des Garderegiments abgeſandt. Lange fragten — ſuchten wir vergebens. Da hörten wir aus einem Keller ein dumpfes, wüthendes Geheul . . . „Oland — heraus mit unſerm Oland — im Namen des Königs . . .“ Und ſchon lag die Kellerthür von unſern Fußtritten zertrümmert da — und Oland ſprang freudig bellend an mir empor und wußte ſich vor Freude gar nicht zu laſſen.

Im Triumph kehrten wir mit Oland auf den Schloßplatz zurück. Das

Grab Friedrich's des Großen in der Garniſonkirche zu Potsdam. Von C. Rch. (S. 210.)

ganze Regiment brachte ihm ein jubelndes Vivat — und unſer alter Oberſt ließ ob ſolcher Subordinationswidrigkeit nicht mal ein einziges kleines Teufelchen gegen ſeine lieben „Kinder“ mit grauen Barten los.

Und wieder ſpielten die Regimentspfeifer ihr „Guſtav Waſa unſer König“ — die Königin wehte mit dem Tuche — und wir ritten in geſchloſſenen Gliedern kampfesmuthig aus dem gaſtfreundlichen Stockholm hinaus — nach Norwegen zu —, wußten wir unſern Oland doch an unſerer Spitze.

Auch in Norwegen waren wir nicht glücklicher, als in Finnland — trotz der verwegenſten Tapferkeit der pommerſchen Regimenter ging die Schlacht von Kunningdalen für uns verloren . . . weil unter den Schweden Zwieſpalt, Aufruhr herrſchte. Wir wurden über die Grenze zurückgedrängt.

Digitized by Google

England ließ uns im Stich. Und dieß ganze Unglück wuchs von dem gereizten Adel, dem der sparsame, prunklose, echt bürgerliche Hof Gustav IV. Adolphs nicht behagte, der sich durch das Streben des Königs, den Landbau, Industrie und mit der Seemacht den Handel und Wohlstand des Landes zu heben, in manchen alten despotischen Vorrechten geschmälert sah, dem Könige allein Schuld gegeben. Der Adel reizte die Armee auf — — und plötzlich brach der Aufruhr unter den Truppen der westlichen Armee, die unter General Cederström noch an der norwegischen Grenze stand, in lichten Flammen aus. Die treuen pommerschen Regimenter eilten nach Stockholm zurück — zum Schutze des Königs. Die ausrührerischen Truppen folgten und unter General Adlerfparre auf dem Fuße. Unsere pommerschen Generale setzten den König an, sich ganz in unseren Schutz zu begeben — gerade in seiner nächsten Umgebung seien die Häupter der Verschwörung zu suchen. Daß wollte der König nicht glauben — er zauderte noch, sich mit den treu gebliebenen Truppen in Linköping in Vertheidigungsstand zu setzen . . . da brangen die Generale Klingspor, Adlercreutz und Silfverfparre in aller Stille in das Zimmer des Königs und erklärten ihn für ihren Gefangenen. In derselben Nacht noch wurde er unter starker Bedeckung und mit größter Heimlichkeit nach Drottningholm und bald darauf nach Gripsholm gebracht. Als die Kunde hiervon am andern Morgen durch die Stadt lief — — da rasten die pommerschen Regimenter — selbst Cland, als verstände er Alles, heulte wüthend . . . aber, wir waren zu schwach. Der König wurde zu einer Entsagungsurkunde gezwungen und die Regierung dem Herzog von Südermanland übertragen. Uns Pommern traute man nicht — wir wurden nach Stralsund eingeschifft; Königin Friederike fand weinend am Lande.

Cland voraus, marschirten wir von der Seeseite unter dem Geläut aller Glocken in Stralsund ein. Wir waren wieder in unserer schwedisch-pommerschen Heimat. Auch hier ward Cland, der in seiner stattlichen Uniform, mit dem königlichen Halsbande und der Tapferkeitsmedaille nicht geringes Aufsehen machte, bald der Liebling aller Welt.

Im Herbst folgte und der entthronte König mit der Königin und den Kindern. Sie Alle haben Schweden nie wieder gesehen. Der König hat auch nie einen Pfennig von den 66,000 Thalern jährlicher Apanage angenommen, die ihm bei seiner Entthronung vom Reichstage ausgesetzt wurden. Er lebte fortan in Deutschland als ein stiller, bescheidener Privatmann — Oberst Gustavsohn.

Das war ein trauriges Wiedersehen auf der Landungsbrücke in Stralsund — zwischen dem vertriebenen Königspaare und dem Leibregiment. Die ältesten, grimmigsten Reiter weinten, wie kleine Kinder . . . und Cland heulte mit und.

In Stralsund ward Cland erst förmlich in die Regimentslisten eingetragen, und regelmäßig bekam er mit den Mannschaften seine Löhnung und sein Kommißbrod am zehnten, zwanzigsten und dreißigsten jedes Monats. Pünktlich fand er sich, ohne nur daran erinnert zu werden, mit meinem Burschen an den Löhnungstagen vor der Wache auf dem alten Markte ein. Eben so genau wußte er, wenn der Monat einen „Schlapperment8tag" hatte — nämlich einen einundvierzigsten Tag, an dem das Traktament des Soldaten bequemer ausfiel, als eine Schlappe erfüllt. Daher der Name. An solchem Schlappermentstage ging Cland mit einem gelemmten Schwanze trübselig umher, obgleich er in jedem Hause Stralsunds stets ein willkommener Gast war. Vielleicht trauerte er um das Schlapperment seiner Kameraden beim Leibregiment, denen er doch stets viel mehr zugethan blieb, als den Civilisten.

Zum Besten dieser Kameraden blieb er auch in Stralsund seinen nächtlichen Wanderungen treu, wie einst im Felde von Finnland und Norwegen. Brach der Offizier der „Runde" Nachts von der Hauptwache auf, die Posten auf den Wällen zu inspiziren — so war er es schon gewohnt, Cland vor sich hertreiben zu sehen. Und wo Cland einen müden Soldaten schlafrig im Schilderhause lehnend fand, da band die Runde ihn sicher in vorschriftmäßigster Wachsamkeit. In den Regimentsrapporten waren noch nie so wenig Arreste verzeichnet gewesen, wie zu Cland's Dienstzeit.

So lebte der gute alte Cland mit den klugen Menschenaugen und dem treuesten Hundeherzen — ja, darin beschämte er manche Menschennatur — mehrere Jahre in Frieden und Freude beim Leibregiment der Königin in Stralsund. Man konnte sich das Leibregiment kaum noch ohne seinen Cland denken. Und doch war es Cland nicht beschieden, einen ehrlichen Soldatentod — oder auch nur als lebensmüder, hochbetagter Invalide zu sterben.

Die Liebe hat schon viel Elend in der Welt angerichtet . . . die Liebe sollte auch dem armen Cland eine Todesschlinge legen. Kinder, Ihr versteht mich jetzt noch nicht — aber einst werdet Ihr mich begreifen lernen . . . dann denkt an Euren alten Grosonkel, der als ehrlicher Soldat Euch heute väterlich vor der Liebe warnt . . ."

Wenn der alte Major so weit gekommen war, dann zitterten seine weißen buschigen Augenbrauen vor innerer Erregung, und seine großen sichtbaren Augen blickten so traurig.

Ob der alte Major wohl einst als junger lustiger Fahnenjunker sich und sein Herz nicht streng genug gehütet — vor dieser süßen — bösen Liebe — — und trostlose Erfahrungen gemacht hatte — — ob er darum ein alter einsamer Junggesell geworden war, der sein ganzes, reiches, liebevolles Herz und Kindern und — seinen Hunden zugewendet hatte? Mit seinen Hunden konnte er sprechen, wie mit Menschen — — und wie gern erzählte er von ihrer Klugheit und ihrer — Treue!

Wenn ich an seine großen lichtblauen — schwermüthig tiefen Augen denke, möchte ich . . . seit ich — — verstehen gelernt habe . . . fast glauben, daß der alte Major einst in einem geliebten Menschenherzen weniger Treue gefunden hat . . .

Und kaum fuhr der alte Major heftiger zu erzählen fort — seid immerhin grimmig: „Beim Leibregiment stand damals ein alter, dürrer Rittmeister . . . da plagte ihn auf seine alten Tage nach der Liebesfahne und er vergaffte sich in ein junges, glattes Bärschen und machte es zur — nein, zu seiner Frau Rittmeisterin. Bald stand er vollständig unter dem Pantoffel und — — doch, das brauchen die Kinder noch nicht zu wissen . . .

Ob Cland dieß auch noch wußte? Andere merkte und fühlte, daß ein solches erbärmliches Pantoffelregiment mit Rittmeisterin beim ehemaligen Leibregiment der Königin von Schweden nicht recht würdig sei? — genug, er wagt einen tiefen Groll auf die junge Frau Rittmeisterin, und wo er ihr einen Schabernack spielen oder seine Verachtung zeigen konnte, da that er es mit Jochgenuß. Machte die Frau Rittmeisterin in einem Kreuz von fußen jungen Herren — der Herr Rittmeister durfte als artiges Kind auch wohl mit — eine Wasserpartie nach der Insel Rügen vor nach dem Tännenholm, — wo damals noch alljährlich die Befreiung Stralsunds vom Wallenstein durch den Meisterschuß eines straslunder Bürgers, der den Wallensteiner vom Wall aus den Becher vor dem Munde wegschoß, lustig gefeiert wurde — — so nahm Freund Cland sicher ein saftiges heimliches Seebad und trocknete sich fein säuberlich und andenmerkt an dem Staatskleide der Frau Rittmeisterin. Hatte die gnädige Frau ihren neuen zartesten Sommerhut auf eine Bank gelegt, — gleich liebte Cland es, auf dieser duftigen Unterlage sein Nachmittagsschläfchen zu halten. Flüchtete die zaetbesaitete schöne Seele sich mit einer mißfühlenden masculinen Seele aus dem Frischgrünsch in eine lauschige „Seufzerlaube" — flugs stand Cland vor dem Eingange und heulte so erbärmlich, wie zwei Kollege, der den Mond anbellte . . . daß Alles nach der Seufzerlaube stürzte . . . und mit den zarten Gefühlen der beiden schönen Seelen, die nur in zweifacher Einsamkeit blühen und duften konnten, war es wieder nichts. Ging Cland über den Apollonienmarkt — bei der Straßunder kurzweg „Plünnenmarkt" nennen — wo die Frau Rittmeisterin wohnte, und ihr weißes Lieblingsblatchen sah vor der Thür auf der Schwelle, — so verbammte er es nie, das liebliche Miezchen gebührig zu zausen . . . da seine dienstliche Stellung beim Leibregiment es ihm doch unmöglich machte, die Frau Rittmeisterin ein wenig zu zausen . . .

„Genug — die Frau Rittmeisterin und Cland hatten sich bald gegenseitig auf das Grausamste. Aber dabei blieb es nicht. Die Frau Rittmeisterin und ihre gleichgesinnten süßen Seelen sannen auf Rache . . . und eines Morgens lag der arme treue Cland auf meiner Thürschwelle still und steif da. Er war todt. Da habe ich mich nicht gefchämt, wie ein Kind zu weinen . . . und die alten graulöpfigen Reiter vom Leibregiment schämten sich auch nicht ihrer Thränen.

„Cland war vergiftet. Eine halbverzehrte Wurst zeigte noch schnell tödende Krähenangen — nux vomica. Da schämte der Schmerz des ganzen Regiments in hellem Zorn auf: und laut und immer lauter — drohender brauste es durch die Stadt: jenes Weib ist die Giftmischerin — die Mörderin unseres Cland! . . . Ja, es kam so weit, daß der Rittmeister den Abschied nehmen und Stralsund verlassen mußte . . . aber das gab uns unsern Cland doch nicht wieder . . ."

Und dann stand der alte Grosonkel Major auf und nahm ein kleines Aquarellbild von der Wand, wo seine gestorbenen Lieblingshunde einträchtig bei einander abkonterfeit hingen, und sagte gerührt: „Sehr Kinder, das ist Cland vom Leibregiment der Königin — der Treue Grosonkel einst das Leben rettete und das treueste Herz hatte . . ."

Der alte Major ist nun auch schon lange zur großen stillen Armee abberufen, die Riesenhunde wieder beerdaubt. Das kleine Aquarellbild habe ich vom Grosonkel geerbt. Ich singe eine getreue Kopie der treu wahrhaftigen Geschichte meines Helden bei.

Die Garnisonskirche zu Potsdam.

(Fortf. S. 208.)

Seltsam erscheint, daß Preußen, das auf seine Bedeutung als großer und gegenwärtig wohl erster Militärstaat allezeit so stolz gewesen ist der Pflege seiner geschichtlichen Erinnerungen nie irgend eine besondere Boden-

Digitized by Google

tung zugewendet hat. Es fehlen deßhalb in diesem Staate auch alle Bauwerke und Sammlungen dieser Art, oder sind davon verschieden, kann doch nicht entfernt mit den Bestrebungen verglichen werden, womit alle anderen und selbst weit kleinere Staaten, wie Bayern, Schweden, Dänemark, bemüht gewesen sind, sich dieser Erinnerungen zu wahren und in den großartigsten Schöpfungen die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verknüpfen, um so durch den Anblick der Großen seiner Herrscher, Helden, Staatsmänner, Denker und Dichter, wie durch die Verewigung der in den Schlachten des Vaterlandes gewonnenen Trophäen den Sinn des Volkes mit seiner Geschichte vertraut zu machen, und die Nacheiferung bei der jüngeren Generation durch diese erhebenden Schaustellungen zu entflammen und wach zu rufen.

Erst in neuester Zeit sind preußischerseits die ersten Versuche gemacht worden, durch das gleiche Verfahren der großen Vergangenheit des preußischen Staats gerecht zu werden. Es sollte namentlich in Berlin ein Dom erbaut werden, in welchem neben den Gliedern des Heroschergeschlechts der Hohenzollern auch für die in Krieg und Frieden bedeutendsten Männer der preußischen Geschichte eine gemeinsame Ruhestätte ausersehen war. Allein zwanzig Jahre haben diesen Akt noch um keinen Schritt gefördert, und noch fehlt Berlin der Dom, noch fehlt ihm selbst eine Königsgruft, noch schlummern der eigentliche Gründer der brandenburgisch-preußischen Macht, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm mit seinem Sohne Friedrich I. und einer großen Zahl seiner Vorgänger in dem jeder künstlerischen Ausschmückung baaren Gewölbe des jetzt Dom genannten lichtlichen Gebäudes, welches weder durch seine Größe, noch durch seine bauliche Ausführung, auch durch sein Alter, noch selbst noch irgend einer Erinnerung sowohl der Würde der großen Todten, noch der Würde einer Residenz, wie der ihm durch diese Herrschergräber verliehenen historischen Bedeutung entspricht, und das durch einen würdigen Bau zu ersetzen schon durch den einfachen Schuldheißsinn geboten erscheinen möchte.

Auch ist der Gedanke hierzu neuerdings von König Wilhelm wieder aufgenommen worden, und mit Nächstem sollen die Bauarbeiten zu dem neuen Dom öffentlich aufgestellt werden. Daßelbe ist indeß schon einmal unter der Regierung seines Vorgängers, des Königs Friedrich Wilhelm IV. geschehen, und bleibt zu wünschen, daß diesmal nicht, wie damals, die Ungunst der Zeiten den Bau noch in seinen ersten Anfängen wieder unterbrechen möge.

Seit König Friedrich I. hat übrigens von allen preußischen Herrschern nur noch König Friedrich Wilhelm II. in dem Dome von Berlin seine letzte Ruhestätte gefunden. König Friedrich Wilhelm III. und seine Louise schlummern in dem Mausoleum des Schloßgartens zu Charlottenburg; König Friedrich Wilhelm IV. schläft in der Friedenskirche zu Sanssouci, und der strenge König Friedrich Wilhelm I. mit seinem großen Sohne Friedrich II. ruhen inmitten ihrer eigensten Schöpfung, der Stadt Potsdam, in den Gruftgewölbe der bereiten Garnisonskirche.

Was der Invalidendom von Paris mit dem Grabe Napoleon's I. für Frankreich, ist diese den Saelopha des großen preußischen Herrschers bewahrende Kirche für Preußen. Aber wer die stolze Kuppelwölbung des pariser Invalidendoms, den ebenso kühn entworfenen als edel gehaltenen Säulenschmuck, den Aufwand von Skulptur, Vergoldung wie sonst alle Hilfsmittel der Kunst an dem Grabe des großen französischen Schlachtenkaisers in der potsdamer Garnisonskirche auch nur annähernd wiederzufinden erwartet, würde sich schwer getäuscht finden. Die Kirche mit ihrem im Kirchenstyl des vorigen Jahrhunderts gehaltenen Thurm und ihrem Glockenspiel erscheint höchstens durch ihre günstige Lage am Ausgang des Lustgartens und in der Nähe des königlichen Schlosses ausgezeichnet.

Das Innere der Kirche macht auf den ersten Blick einen fast ärmlichen Eindruck. Doppelte weißgetünchte Galerieen laufen um das Schiff herum, eben solche Bänke füllen den ganzen unteren Raum des Gotteshauses. Kaum daß sich inmitten deßelben vor dem Altar und der Kanzel ein wenig umfangreicher freier Raum findet. Selbst der für die königliche Familie reservirte Theil der ersten Gallerie ist ohne allen künstlerischen Schmuck. Das Altarbild wie einige andere in dem Chor befindliche Gemälde sind nur mittelmäßige Kopieen.

Nur die mit dem darunter befindlichen Gruftgewölbe aus schwarzem Marmor bestehende Kanzel hebt sich vortheilhaft von dieser schmucklosen Einfachheit ab. Ein kühner, mit allen denkbaren militärischen Attributen verzierter Bogen wölbt sich darüber und der schwarze preußische Aar, bereit, sich mit seinen schon halb ausgebreiteten Flügeln in die Wolken zu schwingen, thront über der Wölbung deßelben. „Nec soli cedit", der preußische Wahlspruch unter den ersten beiden preußischen Königen findet sich als Umschrift eines zweiten schon der Sonne entgegenstrebenden Adlers. Fahnengeuppen, Erinnerungen aus der Zeit Friedrich's des Großen und Trophäen aus den Schlachten der Befreiungskriege schließen zu beiden Seiten die Kanzel ein, und ein offenes vergoldetes Gitter gestattet unter demselben den Blick in die Gruft.

Die beiden schwarzen Maemorsärge zeigen als einzige Zierat zu ihren Füßenden der eine ein goldenes F II, der andere F W I, und ebensowenig befindet sich in der mit dem Fußboden der Kirche in gleicher Höhe gelegenen Gruft irgend ein Attribut der Hoheit und Herrschaft, welche die in diesen Särgen ruhenden Todten einst mit starker Hand ausgeübt haben. Auch der Eingang zu diesem Gewölbe trägt weder Krone noch Wappenschilde, noch sonst irgend eine Zierrath. Dennoch aber weckt gerade dieser Verzicht auf allen äußeren Glanz wunderbar tief und ergreifend. Welch' Stück Geschichte umglaubt aber auch diese beiden schmucklosen Särge mit ihrem leuchtenden Strahlenkranze. Dort ruht der Vater, der den Degen auf die Brust seines eigenen Sohnes gezückt hat, der Soldatenkönig, der strenge, spaßame Hausvater, und trotz seinem taxantenlosen Jähzorn, seiner finsteren Strenge und unbeugsamen Hartnäckigkeit dennoch der Herrscher, auf den noch heute beinahe alle die Einrichtungen zurückgeführt werden müssen, welche vorzugsweise dazu beigetragen haben, Preußen zu seiner jetzigen Größe emporzuheben. Seine Regierung und die seines Sohnes stehen namentlich in einer thatsächlichen und unmittelbaren Wechselwirkung zu einander, und ohne die Vorarbeiten seines Vaters, ohne dessen musterhaft gedrilltes Heer und gefülltes Schatz, ohne diese in strengster Schule geläuterte Verwaltung würde Friedrich nie mit so glänzendem Erfolge seine Ruhmesbahn zurückgelegt haben.

Dort aber in dem zweiten Sarge schläft er selbst, der große Heldenkönig, der Sieger in so vielen Schlachten, der Regent, der bis zum letzten Athemzuge in jeder Handlung seiner Herrscherlaufbahn stets sich und sein Wohlbefinden zuletzt berücksichtigt hat. Dort schläft der König, der in dem Gedächtniß nicht nur seines, sondern des gesammten deutschen Volkes leben wird, so lange es eine deutsche Geschichte gibt, denn auf ihn und seine Thaten muß das erste und früheste Wiedererwachen des ganz erstorbenen deutschen Nationalgefühls zurückgeführt werden, und erst mit ihm und durch ihn ward der Gedanke der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme zu einem geoßen und mächtigen Volke wiedergeboren.

Es ist bekannt, daß selbst Napoleon I., als sein Siegeszug ihn nach der für Preußen so unglücklichen Doppelschlacht von Rueststadt und Jena bis dieser Gruft geführt hatte, sich dem soll unbeweglichen Eindruck der Größe deßelben nicht zu entziehen vermochte. Freilich hat diese unwillkürliche Regung ihn nicht abgehalten, den damaligen Schmuck der Kirche, den Hut, den Degen und Krückstod des großen Königs als seine Siegeszeichen nach Paris zu senden. Doch das Schicksal ist gerecht, langst sind mit dem poetmeligen Siegeszeichen der preußischen und verbündeten Heere in Paris diese sichtbaren Reliquien wieder zu ihrer heimischen Stätte zurückgeführt, dafür aber haben die stolzen Adler der kaiserlichen Garde als zuhmvolle, den Feinden des Vaterlandes entrissene Trophäen ihren Platz neben diesen selben Gruftgewölbe gefunden, und der in Jemappes bei der Besoßung nach der Schlacht bei Belle-Alliance erbeutete Hut des Kaisers, sein Degen, seine Orden und sein Kernrohr zählen jetzt ihrerseits mit zu den Lohdarsten Siegeszeichen in der preußischen Trophäensammlung.

Wie anders aber erscheint die Kirche von dieser Gruft aus! Die Schmucklosigkeit und Einfachheit ihrer inneren Ausstattung hat plötzlich eine sich nahezu von selber aufdrängende und völlig greifbare Deutung gefunden. Es ist der ureigene preußische Geist, welcher sich in diesem Baumerk und seiner so schmucklosen Ausstattung ausspricht: der Geist des soerfachen Königsernstes des Königs und Volkserziehers, der, sorglosen Spectakelstück, der Richtung auf das ausschließlich Praktische, wodurch König Friedrich Wilhelm I. den preußischen Staat neu begründet und die wiederum die Hebel gewesen sind, vermittelst deren sein großer Sohn die Grundmauern des von ihm errichteten staatlichen Gebäudes aufgeführt hat. Die leitgerechten Attribute über den Altarbogen, die Ruhmes- und Erinnerungszeichen an den Wänden treten zugleich in die innigste Beziehung zu einander. Mit den Waffen und durch Siege ist Preußen groß geworden, und durch die Waffen soll und wird es sich in der eingenommenen Stellung zu erhalten wissen.

F. Pfau.

Briefwappe.

Aquila. Wenn Du wirklich vom Adler stammst, so zeig es doch ein ehr liches Gesicht in die Sonne — sieher mir dem Bhöbus, mein Herr!

Frln. M. R. Modestagen zu erörtern, haben wir weder Zeit noch Raum, noch belieben sie. Wir kennen überhaupt nur eine Kleiderregel: das Einfachste ist stets das Geschmackvollste! — und die ist keiner Mode unterworfen.

Hrn. A. Sch. in D. Wie danken Ihnen herzlich für die Einsendung Ihres Unserem Andreas Hofer — wie haben lange nicht so aus vollem Herzen gelacht, wie über das höchst tragische Bild: Hofer tritt mit seinem Knäblein auf den Arm den Soldaten entgegen! Es liegt eine kolossale — unfreiwillige Komik in dieser Zeichnung, und wir bedauern herzlich, unsere Leser an unserer Heiterkeit nicht theilnehmen Lassen zu dürfen.

Melancholie. Potz, Nürnberg.
Es regnet, wenn es regnen muß,
Und regnet seinen Lauf,
Und wenn's genug geregnet hat,
So hört's auch wieder auf!

Goethe.

Digitized by Google

Dr. K. St. in Petersburg. Den bescheidensten Maßstab, den eine Redaktion, die das Jahr über zwischen 3—4000 Manuskripte von circa 50—60,000 Schreibbogen zu lesen und zu prüfen hat, an solche Manuskripte legen darf, ist doch wohl der: daß dieselben leserlich und sauber geschrieben sind. Mit Mühe und Noth haben wir uns durch drei Seiten Ihrer zwölf Bogen langen Novelle „Der Hungerkünstler" durchgearbeitet, dann aber mit Rücksicht auf unsere Augen und Zeit darauf verzichten müssen. Ein Manuskript, wie es auf jeden Redakteur den verderblichsten einen freundlichen und einnehmenden Eindruck macht, muß sein: Starkes weißes Papier, am Besten nur auf einer Seite beschrieben, große weitläufige, deutliche Schrift, nicht zu enge Zeilen und die Seiten numerirt! Wer nun nicht selber deutlich schreiben kann oder will, mag einen Abschreiber die paar Groschen zu verdienen geben. Das thun laß alle bedeutenden Schriftsteller.

Frl. Alma S. in J.... hausen. „Der Mensch muß nicht müssen," sagt schon Lessing — alle muß auch der vielgeplagte Briefkasten-Schreiber der Illustrirten Welt nicht müssen — jede direkte Frage brauchwerten.

Hrn. D. G. in N. Zur Vertrauen auf eine Allwissenheit an dieser Stelle ist sehr freundlich, — augenblicklich für uns aber sehr beschämend. Wir können uns des Verlustes von jenen uns auch bekannten Gedichte nicht entsinnen.

Abendfrieden.

Abendglocken klingen,
Sonne geht zur Ruh',
Böglein singend schwingen
Sich dem Neste zu.

Gold'ne Wölkchen grüßen
Traumhaft durch die Luft,
Müde Blumen schließen
Ihren Kelch voll Duft.

Vöglein — gefangen —
Singt sein Abendlied
Friedvoll — ohne Bangen —
Leise — schlafensmüd'!

Blaublum-Aeuglein fallen
Sacht den Kinde zu...
— Engel niederwallen
Hüten seine Ruh!

Frau J. in Charlottenburg. „Wie man Fettflecken aus Seidenzeug macht?" — Liebste, beste Madame, — diese Frage finden Sie in jeder Nummer des Ihnen doch so nahen berliner Fremdenblattes im Briefkasten wenigstens einmal beantwortet — wir haben zum wieder Gleichen noch viel, viel Raum.

Elftausend Jungfrauen in Köln und Stud. Karl Fl. in Göttingen. Wie freuen uns, daß Ihnen die Novelle: „Ein erblichener Sonnenstrahl" in den letzten Heften unserer Illustrirten Welt gefallen. Die Geschichte ist — natürlich mit einigen dichterischen Freiheiten — allerdings wahr. So tragisch wie diese, so übermüthig lustig ist jene andere, auf derselben Klosterschule spielende wahrhaftige Geschichte: Lehen und Lieben im Kloster Zieso (Berlin, Gebrüder Bachhandl.).

Sie erinnert an Gaudy's köstliche Humoreske: Schülerliebe. Jenes Zieseb liegt am Südharze, eine Stunde von Nordhausen.

Frl. Nina St. in Würzburg. Es gibt kein einfacheres und wohlthuenderes Mittel, sich die Zähne gesund und stark zu erhalten, als sie jeden Morgen mit Zahnbürste, Wasser und gewöhnlicher venetianischer Seife von den Wurzeln nach den Spitzen zu putzen und Abends vor dem Schlafengehen den Mund mit einer Lösung von: 1 Theelöffel doppeltkohlensauren Natrons in ein Glas Wasser — mehrere Mal auszuspülen. Durch die Seife werden die schädlichen Schmarotzerthierchen, durch das Natron die aus dem Magen aufsteigende Säure vertilgt.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

Wir überspringen nun die nächsten paar Stunden und versetzen uns in die Zeit, in welcher in New-Port die Abendblätter zu erscheinen pflegen. Um diese Zeit, also zwischen fünf und sechs Uhr des Nachmittags, saß in einer der elendesten Schnapskneipen der Roseveltstreet, wo man das Glas Niggerbrandy — kein Branntwein mehr, sondern reines, aus Vitriol bereitetes Gift — um ein paar Cents verkauft, ein einzelner Gast und studierte mit einem merkwürdigen Eifer in einer großen Zeitung, welche er mit zitternden Händen festhielt. Es war offenbar ein sehr alter Mann, der durch Trunk und andere Laster tief heruntergekommen sein mußte, und seine ärmliche, an vielen Orten zerrissene und durchaus mit Schmutz überzogene Kleidung zeugte zugleich von einer Armuth, die nicht wohl leicht übertroffen werden konnte. Noch auffallender erschien er durch sein Gesicht, das ganz in sonderbaren Falten gegraben lag, sowie durch seinen dicken Hals, der eine ungemeine Aehnlichkeit mit dem eines Bullen hatte. Was aber das Allermerkwürdigste war — trotz der tiefen Verkommenheit des Mannes lag in seinem blutunterlaufenen Auge immer noch klarer Verstand und selbst die Kraft seines mächtigen Körpers schien noch keineswegs gebrochen zu sein.

So also saß der Mann und, welcher am Dienstag Abend den 6. März 1860 mit einer wahrhaft fieberischen Hast in einer soeben erschienenen Zeitungsnummer studierte, wobei er aber immer auf einen und denselben Fleck hinschaute. Und eigenthümlich, je länger der Mann auf diesen Fleck hinstarrte, um so heftiger wurde seine Aufregung und am Ende überfiel seinen ganzen Körper ein konvulsivisches Zittern.

„Sam," sagte er drauf in rauher Weise zu dem Halbmulatten, welcher die Schnapskneipe hielt, „schenk mir noch ein Glas Brandy ein und dann lieb mir den Artikel da laut vor. Ich glaube, ich habe ihn nicht recht verstanden, denn meine Augen schwimmen mir im Kopfe."

„Noch ein Glas Brandy?" entgegnete der Halbmulatte, indem er verächtlich die Achseln zuckte. „Lewis Flipper, das geht nicht. Du hast das erste Glas noch nicht bezahlt, und daß ich Dir nicht mehr borge, weißt Du längst."

„So lies mir wenigstens den Artikel vor," sprach Lewis Flipper, nur mühsam einen derben Fluch unterdrückend.

„Welchen?" fragte Sam gemüthlich. „Die Annonce da mit der fetten, gesperrten Schrift?"

Lewis Flipper nickte und Sam trat nun mit der Zeitung unter die Gasflamme, welche hier in der fischgelegenen Lasterhöhle fast den ganzen Tag lang brannte. „Westhoboken," begann er sofort zu lesen; „Westhoboken, Hobokenroad, den 6. März 1860. Zehntausend Dollars in Gold erhält Derjenige zur Belohnung, welcher genau anzugeben weiß und Zeugniß dafür ablegt, wohin ein am Morgen des 10. Oktober 1849 in der vierundzwanzigsten Straße nahe der achten Avenue aus einem Garten geraubtes und dann nach dem Süden verkauftes weißes Mädchen von fünf Jahren gebracht wurde. Sollte der Anzeiger an dem Raube mitbetheiligt gewesen sein, so wird ihm für seine Person vollkommene Straffreiheit zugesichert. Näheres bei Clerner Livingstone, Wittwe."

„So steht hier gedruckt!" rief, als Sam geendet hatte, Lewis Flipper und abermals schüttelte seinen Körper ein konvulsivisches Zittern.

„Wörtlich," erwiederte der Halbmulatte. „Du kannst Dich darauf verlassen, denn Sam hat in der Schule lesen gelernt.

„Zehntausend Dollars! in Gold!" kreirte jetzt Lewis Flipper, indem er mit der Faust so heftig auf den Schenktisch schlug, daß alle Gläser und Flaschen zu tanzen anfingen. „Zehntausend Dollars!" wiederholte er darauf mit einer an Wahnsinn grenzenden Freude. „Lewis Flipper, Deine goldenen Tage beginnen wieder!"

Doch nur einen Augenblick lang währte der Paroxismus und dann kehrte Ruhe und Besonnenheit zurück, denn er war ein Mann von sich außerordentlicher Willenskraft. „Hollah, Sam," rief er, „kver' Deine großen Augen nicht so himmelweit auf und mach' kein Gesicht, als hätte Dich eine Tarantel gestochen! Lewis Flipper schwimmt wieder oben auf, das ist Alles. Aber was bestimmt Du Dich denn? Da nimm mein Glas und füll' es bis zum Rande. Versteh sich auf Kredit bis morgen, denn früher wird das Geld nicht flüssig werden. Und dann noch Eins. Ich brauche einen Sixpenz, um das Fuhrgeld nach Hoboken zu bezahlen und habe nicht einen rothen Cent in der Tasche. Also rück' heraus mit den paar Bahen und mein Wort darauf, ich zahle Dir Alles in doppeltem Betrag zurück."

Diese Sprache imponirte dem Halbmulatten und Lewis Flipper erhielt, was er verlangte. Kaum aber hatte er das Glas geleert und den Sixpenz in die Tasche geschoben, so verließ er auch die Kneipe und schritt festen Tritten der Barclaystreet zu, um mit der dortigen Dampffähre nach Hoboken hinüberzukommen.

Es war längst Nacht, als er Hoboken erreichte; allein dieß kümmerte ihn nur wenig, da er den Weg nach Westhoboken genau kannte. Auch kam ihm die Zeit nicht lang vor, denn die Annonce, die er gelesen, erfüllte seine ganze Seele und oft und viel machte er seiner Aufregung durch laute Ausrufungen Luft. „Zehntausend Dollars! Es ist ein Zeitungsente!" wiederholte er mehr als ein Dutzendmal und rieb sich dabei immer vor Lust die Hände. „Es müssen sehr reiche Leute sein," fuhr er dann fort, „weil sie so viel bieten. Wahrhaftig sehr reiche Leute und ... Hm! Ich könnte sie vielleicht noch höher hinaufschrauben. Nun es wird sich ja zeigen, wenn ich das Haus dieser Frau Eleanor Livingstone erreicht habe. Aber, Gott verdamm mich," schrie er darauf, indem er plötzlich stehen blieb, „wenne ich mich nicht in's Elend hinein, wenn ich nun auf einmal den Augeber mache? Jem Sharper wird toll werden vor Wuth, wenn man ihn da mir nichts dir nichts auf mein Zeugniß hin als Kinderräuber festnimmt. Er wird dann auch gegen mich aussagen und ... und ... Nun es steht ziemlich viel bei mir auf dem Kerbholz. Aber was liegt daran, da sie mir Straflosigkeit zugesichert haben? Und dann, was der, Jem Sharper anfangen, ha, wie will ich lachen und jubeln, wenn er auf dem Armenfundestuhl sitzt! Der Hund, der niederträchtige geizige Hund! Mich aus seinem Hause zu jagen, wie einen Vagabunden und Bettler! Mich mit lumpigen fünfzig Dollars abzupfeifen, während er es doch mir zu verdanken hatte, daß er früher Tausende verdiente! Bei der Hölle, ich werde Hurrah rufen, wenn er baumelt, und das muß ihm den Tod noch bitterer machen! Uebrigens," murmelte er zuletzt laut aufsachend, indem er rasch wieder weiter ging, „wenn auch die Schuld Jem Sharper's nicht so groß wäre, ja wenn er sich gar nicht gegen mich vergangen hätte, so müßte ich ihn doch jetzt verrathen, denn zehntausend Dollars? wenn sie nicht dem Teufel gehören, so ist's nicht weniger Einer, der so von Allen entblößt ist, als ich."

Eine kurze Uhr später hielt Nich, als er endlich, bei seiner ärmlichen Kleidung ziemlich steif gefroren — in New-York ist es im März meist noch sehr kalt — vor der Wohnung der Mistreß Livingstone anlangte, und sogleich setzte er den Thürklopfer in Bewegung. Sofort erschien ein Bediener, der ihm öffnete und ihn mit seinem Begehr befragte.

„Mistreß Livingstone zu Hause?" fragte Lewis Flipper. „Muß sie nothwendig sogleich sprechen."

Der Bediente beschaute sich den Fremdenn vom Kopf bis zum Fuß und man sah ihm an, daß er ihm gerne die Thüre vor der Nase zugeschlagen hätte, denn solche Besuche pflegten sonst nicht bei seiner Herrin vorzusprechen. Aber für heute Abend hatte er Befehl, Jedweden, er mochte aussehen wie er wollte, sogleich in das Zimmer hinaufzuführen, und diesem Befehle kam er augenblicklich, obwohl mit sichtlichem Widerstreben, nach.

„Nur herein, Mister," sagte er, indem er die Thüre in's Besuchszimmer weit aufritt und Herrn Lewis Flipper hineinschob.

Der alte, so tief herabgekommene Mann war sichtlich überrascht, als er seinen Blick in dem Zimmer herumwandern ließ, denn unwillkürlich kam ihm der Gedanke an den Gegensatz, den seine Person mit der eleganten Ausstattung des Salons bildete. Ueberdem sah er sich nicht, wie er erwartet hatte, einer einzelnen Person gegenüber, sondern deren fünfen, drei weiblichen und zwei männlichen, und diese betrachteten ihn alle augenscheinlich mit einer peinlichen Aufmerksamkeit. Doch hatte er sich im Augenblicke wieder gefaßt und stramm aufgerichtet blieb er an der Thüre stehen.

„Sie wünschten mich zu sprechen," sagte Mistreß Livingstone aufstehend, „und ich kann mir denken, in welcher Angelegenheit. Sie kommen wegen der zehntausend Dollars, die ich als Preis ausgesetzt habe." „Wirklich?" entgegnete der alte Mann höhnisch. „Und da verzammelten Sie gleich eine ganze Gesellschaft, um mich hübsch fein auszulocken und mir dann den Laufpaß zu geben, wie einer gerupften Taube? Ein recht klüger Gedanke das, aber doch nicht klug genug für mich."

Mistreß Livingstone drehte er sich mit dem Absatze um und faßte die Thürklinke in die Hand. Allein ehe er sie noch öffnen konnte, legte sich ein Arm auf seine Schulter und wie er sich umwandte, schaute er das Gesicht des Herrn Joe Jenkings.

„Ihr Name," sprach der Letztere in seiner gewohnten kurzen Weise, „Ihr Name ist Lewis Flipper und Sie haben in früheren Jahren hier Malleregeschäfte getrieben. Ich erkannte Sie, trotzdem Sie sich sehr verändert, im Augenblick wieder und ohne Zweifel kennen Sie auch mich."

„Gewiß," erwiederte Lewis Flipper, aus dessen Gesicht jetzt plötzlich alles Mißtrauen schwand. „Wie sollte ich Herrn Joe Jenkings, der den großen Laden in der Broadstreet hält, nicht kennen? Ich kam vor Jahren oft zu Ihnen, um Geschäfte mit Ihnen anzuknüpfen, aber Sie ließen sich nie mit mir ein, trotz der Vortheile, die ich Ihnen bot."

„Ich hatte meine Gründe dafür," meinte Joe Jenkings trocken.

Digitized by Google

„Aber lassen wir das und beantworten Sie mir lieber die eine Frage. Glauben Sie, daß Joe Jenkings je bei einem Geschäfte, wo es nicht ecell zugeht, die Hand mit im Spiele haben könne?“

„Nein, nie,“ rief Lewis Flipper, „und wenn Sie für die zehntausend Dollars einstehen und dann wohl dafür, daß man mir wegen des Früheren in keinerlei Weise etwas anhaben wird, so bin ich bereit zu sprechen.“

„Für Beides stehe ich ein,“ erklärte Joe Jenkings, „und nun, Ben,“ wandte er sich an seinen Schwager, „beginne mit Deinen Fragen. Herr Lewis Flipper ist bereit, zu antworten.“

Man gab sofort dem alten Manne einen Stuhl und beließe ihn sich ohne weitere Umstände darauf nieder; Benjamin Benton aber setzte sich ihm gerade gegenüber, um ihn mit seinem scharfen Auge desto genauer beobachten zu können.

„Vor Allem,“ sprach der rechtsgelehrte Herr, „wünsche ich die Identität des Mädchens, das wir im Auge haben, und dessen, von welchem Sie erzählen wollen, hergestellt. Wem gehörte das Zigrige an?“

„Einer reichen Wittwe, Frau Dorah Wilson mit Namen,“ erwiederte Lewis Flipper ohne zu zögern.

„Kannten Sie sie?“

„Nur oberflächlich, vom Sehen; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn es nicht die Dame ist, welche rechts von Missis Livingstone Platz genommen hat.“

„Ihr Auge, wie Ihr Gedächtniß sind noch sehr gut, Lewis Flipper,“ sagte Benjamin Benton. „Doch nun weiter. Kennen Sie mir Diejenigen, welche sich bei dem Raube Adelmens betheiligt haben.“

„Der Hauptbetheiligte,“ erwiederte Lewis Flipper, „ist jetzt nicht mehr unter den Lebenden. Er hieß Daniel Mackire.“

„Wie?“ rief Joe Jenkings, während Frau Dorah Wilson einen tiefen Seufzer ausstieß. „Wie? Der erbarmliche Wicht Daniel Mackire sollte den Muth gehabt haben, bei dem Raube Adelmens die erste Rolle zu spielen?“

„Das nicht,“ erklärte Lewis Flipper, „aber er zählte, so gering er war, das Beth auf, durch welches sich die eigentlichen Räuber bestehlen ließen, und er that dieß, so viel ich weiß, um sich wegen einer schweren Beleidigung, die ihm zu Theil geworden, zu rächen.“

Abermals ließ sich von der Seite her, wo Frau Dorah Wilson saß, ein tiefer Seufzer vernehmen und dann folgte ein leises Schluchzen, das jedoch bald unterdrückt wurde.

„Es mag,“ sprach nun Benjamin Benton weiter; „es mag wohl so sein, daß sehr jetzt zur Hauptsache. Wer waren Diejenigen, welche den Raub vollstreckten?“

„Hm!“ meinte Lewis Flipper etwas zögernd. „Eine verdammt kitzliche Frage und . . . und . . . in der That, es ist mir unmöglich, sie so turzweg geradezu zu beantworten. Aber, hm, erinnert sich Ihre Joe Jenkings nicht mehr, daß in früheren Jahren eine Handelsbarke Anvers zwischen hier und Charleston hin- und herfuhr?“

„Ganz genau erinnere ich mich dessen,“ erwiederte Joe Jenkings. „Sie anlegte gewöhnlich am Fuße der Dey- oder Courtlandstreet und ihr Kapitän hieß . . . Nun, der Name fällt mir im Augenblicke nicht bei, aber das ist mir noch gut im Gedächtniß, daß mehemals Verdachtsgründe gegen ihn entstanden, es sei hier nicht ganz sauber mit ihm und er fuhre außer der offenen auch noch eine geheime Fracht. Bewiesen konnte man ihm jedoch nie etwas und seine Papiere waren immer ganz in der Ordnung.“

„Ja, ja,“ fuhr Lewis Flipper fort, „Jem Sharper, denn das war sein Name, trieb es flug. Das hält sich nicht in Abrede ziehen. Aber wissen Sie, worin seine geheime Fracht bestand? In lebendiger, weißer Kinderwaare.“

„Hal“ rief Joe Jenkings. „Ja verstehe. Er also hat den Raub begangen?“

„Ja, Er,“ sprach Lewis Flippee. „Er, Jem Sharper, der Kapitän der Barke Aurora.“

„Er ganz allein,“ warf Benjamin Benton kopfschüttelnd ein. „Kaum möglich und also auch nicht glaublich.“

„Hm!“ versetzte Lewis Flipper abermals zögernd. „Nicht gerade allein, sondern in Verbindung mit einem Carman, einem Vertrauten von ihm, der aber wie Mackire ebenfalls längst gestorben ist, und dann . . . dann . . . nun ich will's nur gestehen, ich selbst habe ebenfalls ein wenig mitgeholfen. Aber nicht selbstständig, sondern nur als Gegelmann, um die Aufmerksamkeit der Dienstboten abzulenken, während die Andern das Kind wegnahmen.“

„Nein, nein,“ scheie schworzen Bart, welcher sein ganzes Gesicht beschattete, und überdem sah er blaß, fast erdfahl aus, nicht dunkelroth, wie Sie.“

„Also, Jüngferchen,“ grinste Lewis Flipper, „denn Sie sind doch die Kammerzofe, welche mir selbigen Morgen so entsetzt zuhörte; glauben Sie denn, Lewis Flipper werde der Narr gewesen sein, sich nicht zuvor, ehe er als Orgelmann auftrat, ein wenig zu schminken und zu verkleiden? Man hätte mich ja sonst auf der Stelle wieder erkannt.“

„Sie sind ein abgefeimter Bursche,“ sagte Benjamin Benton. „Aber nun weiter. Wohin wurde das geraubte Kind gebracht?“

„Nun, natürlich auf die Aurora,“ war die kaltblütige Antwort des alten Mannes.

„Und von da?“

„Nach Charleston. Die Aurora segelte noch am Mittag jenes Tages dahin ab.“

„Weiter, weiter, Mann,“ drängte Benjamin Benton. „Muß man Ihnen jedes Wort mit Gewalt aus dem Munde zerren?“

„Nein,“ entgegnete Lewis Flipper. „Hab' ich einmal so viel gesagt, so soll auch vollends Alles an's Tageslicht. Ganz in der Nähe von Charleston besaß damals und schon viele Jahre zuvor ein Freund von uns oder vielmehr ein Compagnon Jem Sharper's, mit Namen Bill Sucs, eine kleine Tabakspflanzung und auf diese lieferte Jem regelmäßig seine geheime Kinderfracht ab. Die Tabakspflanzung nämlich wäre viel zu klein gewesen, als daß sich Bill von derselben hätte ernähren können, und so legte er denn, wie man zu sagen pflegt, einen Niggerfohlenstall an.“

Zum dritten Male stieß Frau Dorah Wilson einen schweren Seufzer aus und faltete dann ihre Hände zum Gebet. „Mein Gott,“ flüsterte sie kaum hörbar; „was werde ich hören müssen! Einen Niggerfohlenstall!“

„Nun, ich will mich deutlicher ausdrücken,“ sagte Lewis Flipper, „denn ich scheine nicht ganz klar verstanden worden zu sein. Also Bill Sucs trieb einen Handel mit Sklavenkindern, und zwar insbesondere mit solchen weiblichen Geschlechts. Von allen Farben kaufte er sie auf, schwarze, braune, gelbe und weiße; die Letzteren am Liebsten. Aeltere übrigens durften sie nicht sein, als höchstens fünf oder sechs Jahre, denn sie hätten sich sonst an zu Vieles auf vergangenen Tagen erinnern können. Diese sämmtlichen Kinder nun sperrte er in seinem Anwesen wie eine Heerde zusammen, jedoch ohne sie zu irgend einer Arbeit anzuhalten, und überdem gab er ihnen gut zu essen und zu trinken. Ja sich selbst an Unterhaltung ließ es sie nicht Mangel leiden, da es ihm darum zu thun war, daß sie recht frisch und kräftig heranwüchsen. Hatte er aber diesen Zweck erreicht und waren die Kinder zehn oder höchstens elf Jahre alt geworden, so brachte er sie auf den Sklavenmarkt von Charleston und dieß dann sicher sein, immer das Drei- und Vierfache von dem zu erlösen, was sie ihn vor fünf bis sechs Jahren gekostet hatten. So sah es mit dem Niggerfohlenstall aus, welchen Bill Sucs bei Charleston hielt, und ich kann Sie versichern, daß er ganz gut dabei fuhr.“

Einem Marmorbilde gleich saß Frau Dorah Wilson da und jedes Wort, welches Lewis Flipper sprach, drang ihr wie ein zweischneidiges Schwert in die Seele. Obgleich gab sie aber dem Andrängen der Mistreß Livingstone, sich mit ihr zu entfernen, doch nicht nach, sondern sie wollte Alles bis zu Ende hören.

„Also,“ fragte Benjamin Benton, „an Bill Sucs wurde die geraubte Adeline verkauft; an wen aber verkaufte sie Bill Sucs?“

„Kann's nicht sagen,“ versetzte Lewis Flipper kurzweg, „und Bill Sucs kann's auch nicht mehr.“

„Warum nicht?“ wollte Benjamin Benton wissen.

„Einfach, weil er todt ist,“ war die lakonische Antwort.

Benjamin Benton biß sich auf die Lippen und sah Joe Jenkings an; dieser aber trat schnell hart auf Lewis Flipper zu und legte ihm wieder wie vorhin die Hand auf die Achsel.

„Mann,“ sprach er dann langsam, jedes Wort betonend, „Du lügst sterben, wenn es Dir gut dünkt. Ist vielleicht Jem Sharper auch schon todt?“

„Nein,“ rief Lewis Flipper mit wilder Freude; „nein, er lebt und seit einigen Wochen weiß ich auch, wo er lebt, trotzdem er gegen mich jahrelang den Verschollenen spielte.“

„Und wo lebt der Räuber meiner Tochter?“ schrie Frau Dorah Wilson aufspringend. „Schnell sagen Sie mir's, wo er lebt, damit ich den Arm der Gerechtigkeit entsenden kann, ihn niederzuschmettern.“

So aufgeregt stand sie mit einem einzigen Satze vor Lewis Flipper und dann kammten ihre Nägel auf eine Art zu ihm auf, daß er unwillkürlich auf seinem Sitze zurückfuhr. Doch alsbald ergriff Joe Jenkings sanft ihre Hand und führte sie, ohne daß sie sich irgend entgegenstemmte, an ihren Platz zurück. „Erinnern Sie sich, daß Sie mir versprochen haben?“ flüsterte er ihr zu. „Also bitte, hindern Sie uns nicht durch Ihre Heftigkeit, mit ruhiger Ueberlegung zum Ziel zu gelangen.“

„Sie wissen somit,“ fuhr, als die Ordnung wieder hergestellt war, Benjamin Benton zu fragen fort, „wo Jem Sharper, der Kinderdieb, lebt? Etwa hierherum in der Nachbarschaft?“

Digitized by Google

„O nein,“ entgegnete Lewis Flipper, „weit weg von hier, am untern Mississippi im Staate Louisiana, wo er ein Wirthshaus, genannt Tomhinn, gekauft hat.“

„An untern Mississippi?“ wiederholte Benjamin Benton, mit seinem Schwager einen Blick des Erstaunens wechselnd. „Etwa in der Nähe der Pflanzung des Herrn Beaujolais?“

„Kenn' diese Pflanzung nicht,“ erklärte Lewis Flipper, „und bin auch sonst in der Gegend unbekannt. Nur das weiß ich, daß das nächste Städtchen Donaldsono heißt, denn durch dieses bin ich selbst gekommen.“

„In der That?“ rief Benjamin Benton mit noch größerem Erstaunen. „Das trifft sich ja merkwürdig zusammen, und die greifbaren Beweise unseres sich. Freilich,“ setzte er nach einigem Besinnen bald unmittig hinzu, „wenn dieser Bill Sues noch leben würde, so wäre unser Spiel gar nicht zu verlieren... He, Mann, wissen Sie denn gewiß, daß dieser Niggerschindersatz-Jahadver, wie Sie ihn nennen, nicht mehr am Leben ist?“

„So gewiß als ich weiß, daß wir beide leben,“ entgegnete Lewis Flipper. „Ich befand mich erst vor ganz Kurzem im Süden im Staate Louisiana und machte da, wie schon gesagt, den Aufenthaltsort des Jem Sharper ausfindig. Von dort begab ich mich geradeS Wegs nach Charleston, um Bill Sues aufzusuchen. Allein ich kam viel zu spät, denn man hatte ihn schon seit Jahr und Tag begraben.“

„Waren Sie auf seinem Besitzthum?“ fragte Benjamin Benton, um sich noch mehr zu vergewissern.

„Gewiß war ich dort,“ sagte Lewis Flipper, „und von dem jetzigen Eigenthümer erfuhr ich, daß seine Erben, weitläufige Seitenverwandte, Alles hätten versteigern lassen. Mein Alles, ausgenommen eine alte Mulattin ohne Werth, welche von Bill seinem ehemaligen Compagnon Jem Sharper unter der Bedingung vermacht worden war, daß sie nach Sharper's Tod die Freiheit erhalten sollte. Bill nämlich glaubte, der alten Juno dieß schuldig zu sein, weil sie die Nährung und Auferziehung seiner Sclavenkinder viele Jahre durch unter sich hatte und während dieser ganzen Zeit so zu sagen das Faktotum der Anstalt bildete.“

Benjamin Benton zuckte die Achseln, ohne etwas zu erwiedern; doch merkte er sich auch dießen Umstand in sein Notizbuch, sowie er überhaupt die sämmtlichen Antworten von Lewis Flipper mit Genauigkeit aufgeschrieben hatte. Dann, nachdem dieß geschehen, stand er auf und nahm seinen Schwager Joe auf die Seite, um einige Minuten mit ihm zu flüstern.

„Lewis Flipper,“ sprach darauf Joe Jenkings, indem er wieder hart an denselben herantrat, „es dürfte nöthig werden, daß wir Alle, wie wir hier sind, gleich morgen nach dem Süden abreisen, sind Sie bereit, auch dahin zu begleiten?“

„Ich merke,“ erwiederte dieser, „ich soll Zeugniß ablegen gegen Jem Sharper und dieß zu thun, war ich von Anfang an entschlossen; aber...

„Was aber,“ unterbrach ihn Joe Jenkings streng. „Ich liebe keine Aber.“

„Zum Donner,“ fuchte Lewis Flipper, „Sie sehen ja, daß ich fest entschlossen bin, die zehntausend Dollars zu verdienen; aber in dem Zustande, in dem Sie mich jetzt sehen, werden Sie mich doch nicht mitnehmen wollen? Und ich,“ setzte er fast flüsternd hinzu, „beste nicht einmal so viel, um die paar Cents zu bezahlen, welche mich die Ueberfahrt nach New-York zurück kostet.“

„Bei Gott, Mann,“ entgegnete Joe Jenkings ebenso leise, „Sie sind tief gesunken. Aber da,“ fuhr er fort, indem er in die Tasche griff und ihm einige schmere Goldstücke reichte, „da nehmen Sie und morgen früh präzis sieben Uhr erwarte ich Sie in meinem Gasthof, wo sich Anderweiteres treffen werde. Sie durchaus neu zu equipiren. Also,“ wiederholte er dann laut, „präzis sieben Uhr morgen früh; darauf verlasse ich mich.“

„Mit dem Schlag,“ sprach Lewis Flipper, mit dem Gelde klimpernd, „und nun bin ich, wie es scheint, entlassen.“

Er grüßte steif, aber sichtlich erleichtert, das Verhörtwerdens endlich los zu sein, und eine Sekunde darauf hörte man seinen schweren Schritt auf der Treppe.

„Und Du glaubst, daß er kommen wird?“ fragte jetzt Benjamin Benton seinen Schwager. „Wahrhaftig, wir hätten besser daran gethan, ihn gar nicht mehr aus unsern Händen zu lassen.“

„Er kommt,“ sprach Joe Jenkings mit Bestimmtheit; „aber nun, meine lieben Freundinnen,“ wandte er sich an die Damen, „gilt es einen schnellen Entschluß. Mein Schwager Ben bringt darauf, daß wir gleich morgen nach Tisch mit dem Postzug nach Baltimore abgehen und von dort können wir den Nachtzug nach Mobile benützen. Auf diese Art würden wir Donaldsono entweder am Freitag in der Nacht oder am Samstag in der Früh erreichen und hätten dann den Vortheil, den Feind ganz unvorbereitet zu überfallen.“

„Meine neue Freundin Torah und ich sind parat,“ erwiederte Mistreß Livingstone; „aber ob Poll, oder vielmehr Missis Riely, wie sie jetzt heißt...“

„Poll muß unter allen Umständen mit,“ unterbrach sie Benjamin Benton; „wir können ihrer Zeugnisses unmöglich entbehren.“

„Und Poll geht auch unter allen Umständen mit,“ rief Mistreß Riely hastig. „Ich will so viel wie möglich wieder gut machen, was ich verbrochen habe, und daß mein Gatte hiemit einverstanden ist, dessen bin ich zum Voraus gewiß.“

„So reisen wir also morgen Mittag ein Uhr,“ entschied Benjamin Benton. „Und nun noch Eins, Joe. Telegraphire Deinem Rechtsfreund Josua Tamper noch heute Nacht, daß er Dich vom nächsten Freitag Abend an in einer äußerst wichtigen Angelegenheit im ersten Gasthof von Donaldsono erwarten solle. Das Nähere aber können Du ihm erst mündlich mittheilen. Verstanden?“

„Vollkommen,“ erwiederte Joe Jenkings, „und nun gute Nacht; ich habe noch einen weiten Weg, um meine Freundin, Missis Wilson, und dann die gute Poll nach Hause zu bringen.“

So schieden sie; den andern Tag aber, Mittags ein Uhr, reisten sie richtig mit dem Eisenbahnpostzug nach Baltimore ab und Lewis Flipper, vom Kopf bis zum Fuß neu gekleidet, war natürlich mit von der Partie.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei aus dem Gefängnisse.

Mitgetheilt von

F. F. Engelberg.

1. Nur nichts aufschieben!

(Schluß.)

Nach etwa zehn Minuten war ich wieder bei dem Gefangenen. Er stand noch genau ebenso, wie ich ihn verlassen hatte, beide Hände am Kopfe, ohne sich zu rühren. Ich durfte das nicht dulden.

„Herr von B.,“ sagte ich laut und ernst, „ich habe Ihnen statt fünf wenigstens zehn Minuten Zeit gelassen. Sie haben meine Weisung nicht befolgt. Jetzt fordere ich Sie auf, mich sogleich zu thun, damit Sie sich keine Verlegenheiten bereiten.“

Der Gefangene schreckte heftig zusammen, als er mich sprechen hörte, die Hände fielen dann schlaff herab und seine großen, braunen Augen starrten mich wie abwesend an. Nach einer kleinen Pause sagte er langsam, als ob er sich auf jedes Wort erst besinnen müsse, und in tiefer Bewegung: „Aber, mein Herr, lassen Sie mich doch in Ruhe, ich will mich ja nicht legen, ich will auf meinen Füßen bleiben; das werde ich doch thun dürfen!“

„Nein, das dürfen Sie nicht!“ versetzte ich bestimmt, „Sie sind Gefangener, und als solcher haben Sie innerhalb dieser Mauern keinen Willen. Unsere Hausordnung verbietet auf das Strengste, daß der Gefangene während der Nacht angekleidet bleibt, und fordert außerdem, daß derselbe zu einer bestimmten Zeit sich niederlegt und erst dann wieder aufsteht, wenn dieß getheert wird. Es geschieht dieß, um Fluchtversuche zu verhindern, weshalb auch solchen Gefangenen, welche sich irgendwie verdächtig machen, die Kleider fortgenommen und außerhalb des Gefängnisses verwahrt werden. Sie sind mir augenblicklich nicht verdächtig, ich kann Ihnen daher auch die Kleider noch belassen. Aber auskleiden und niederlegen müssen Sie sich auf jeden Fall.“

Ich sagte das Letztere mit erhobener Stimme, damit er nicht zweifelhaft sein konnte, daß er folgen müsse. Er that das auch. Allein ich werde in meinem Leben den Ausdruck seines Gesichtes nicht vergessen. Ich hatte bis dahin nichts Schmerzlicheres gesehen. Und als er fertig war, als er sich auf den Strohsack niederwarf, da hörte und sah ich, wie seine Brust leuchte und wie er das laute Aufschreien gewaltsam unterdrückte. Wir ging das so nahe, daß ich hatte weinen mögen; auch der Gefängnißbeamte hat etwas in seiner Brust, das sich regt und thätig wird, wenn fremdes Leid und wahrer Schmerz ihm nahe tritt.

Die Nacht war vorüber. Mich drängte es, von B. aufzustehen. Ich fand ihn noch unangekleidet neben dem Strohsacke auf dem Fußboden liegen. Als ich eintrat, sprang er hastig auf.

„Nun muß ich mich wieder ankleiden; nicht wahr?“ sagte er ruhig und wie es schien sogar freudig erregt. „Ich habe eine Stunde recht gut geschlafen,“ fuhr er fort, „das hat mich gestärkt. Sie werden mich heute überhaupt viel ruhiger finden, als ich diese Nacht war. Ist es nicht so? Ich will Ihnen sagen, was das gekommen ist. Als Sie mich verlassen hatten, da warf ich mich voller Verzweiflung auf meinem Lager nieder. Ich weiß nicht, wie das gekommen ist, aber unpläßlich kam mir der Gedanke, daß ich Ruhe finden würde, wenn ich beten könnte. Ich machte Versuche; mein Herr, ich habe in dieser Nacht beten gelernt, nicht mit den Lippen, mit dem Herzen, mit der Seele. Das machte mich

Digitized by Google

wundervoll ruhig und ließ mich vergessen, wo ich war. Ach, noch viel, viel mehr: das brachte mir die Klarheit des Geistes wieder. Ich konnte mein Leben Schritt vor Schritt verfolgen, und auf diese Weise mich überzeugen, daß ich das nicht gethan hatte, was man mir Schuld gibt; ich konnte mit einer Gedankenschärfe, der ich vorher nicht fähig gewesen war, die Ursachen auffinden, welche zu meinem Mißgeschicke Veranlassung gegeben haben müssen. Und hierbei war ich so glücklich, auf einen Umstand zu stoßen, der Alles aufklären wird, und der mir meine Freiheit wieder geben muß. Ja Sie, mein Arzt, mein Freund, stehen mir zu Gebote, oder, wenn Ihnen das näher liegen sollte, dem Untersuchungsrichter, daß ich möglichst bald vernommen zu werden wünsche, sagen Sie dem Herrn auch, daß ich im Stande sei, die Differenz aufzuklären."

Es that mir leid, die Bitte ablehnen zu müssen. Zu einer besonderen Meldung lag keine Veranlassung vor. Die Angelegenheit war weder besonders schwierig, noch war sie so wichtig, daß man einer Zögerung erhebliche Nachtheile hätten entstehen können. Nur in einem solchen Falle war eine Ausnahme von der Regel zulässig. Im Ganzen konnte Herr von B. dabei auch nichts verlieren. Seine Vernehmung mußte, weil das Gesetz dieß bestimmte, noch am Vormittage stattfinden; die besondere Anmeldung konnte dieß kaum beschleunigen. —

Gegen elf Uhr wurde der Gefangene zum Verhör vorgeführt. Er ging aufrecht, mit erhobenem Kopfe, mit festen Schritten, nicht wie ein Schuldiger, auch nicht wie ein Gefangener. Das Auge strahlte in seltenem Glanze, er war sich des Sieges gewiß. Ich rechnete schon darauf, daß er nicht wieder zurückkehren, daß er nach dem Verhör die Freiheit erhalten werde. Allein ich hatte mich getäuscht. Gegen ein Uhr Mittag wurde er mir zurückgebracht. Er war niedergeschlagen und tief betrübt.

„Man hat mir nicht glauben, mich nicht freilassen wollen." Das war Alles, was er mir sagte. Die Kriminaljustiz hat eine feste Hand; sie läßt den so leicht nicht wieder los, den sie einmal gefaßt hat. —

Nach etwa acht Wochen wurde von B. vor das Geschworenengericht gestellt. Während dieser Zeit war derselbe gleichmäßig stuglam, willig und aufgeschlos, aber auch stets schweigsam. Ich erfuhr daher auch erst aus der Verhandlung den Zusammenhang und den Umfang der Beschuldigung.

Der Angeklagte, welcher Kassenbeamter war, hatte achthundert Thaler nicht zur Kasse gebracht und die Einnahme nicht in die Bücher eingetragen; er sollte das Geld unterschlagen haben.

„Das Geld," so sagte von B., „habe ich durch die Post erhalten, ich habe dasselbe auch weder zur Kasse gebracht, noch den Empfang in die Bücher eingetragen, aber ich habe es dennoch nicht unterschlagen. Unmittelbar nach dem Empfange des Geldbriefs kam unerwartet meine entfernt wohnende Schwester zu Besuch. In der Eile und Hast legte ich den Brief in ein Aktenstück, das aufgeschlagen auf meinem Arbeitstische lag, und das ich sofort in meinem Tische verwahrte. In diesem Tage bin ich nicht von der Seite meiner Schwester gekommen, und bei der Kassenrevision am folgenden Tage erinnerte ich mich in der Bestürzung nicht, wohin ich das Geld gethan hatte; erst in dem Gefängnisse ist mir das wieder in das Gedächtniß gekommen."

Obgleich der Brief an der bezeichneten Stelle unversehrt gefunden worden war, so hielt der Staatsanwalt dennoch die Anklage aufrecht. Er führte in einer langen Rede aus, daß das Einlegen des Geldes in ein Aktenstück ein Beiseiteschaffen und die unterlassene Eintragung in die Kassenbücher eine unrichtige Buchführung darstelle, daß auf den Nachweis des Geldes und auf das Herbeischaffen desselben nichts gegeben werden dürfe, weil dieß erst das Ergebniß der Verhaftung sei, und daß daher der Angeklagte für schuldig erachtet werden müsse.

Der Angeklagte hatte jedoch einen geschickten Vertheidiger zur Seite. Dieser legte klar und faßlich die Erfordernisse des Verbrechens und das Nichtvorhandensein derselben dar, und wußte sodann mit wenigen Worten auf das Gefühl der Geschworenen einzuwirken, indem er auf der einen Seite die bisherige Unbescholtenheit des Angeklagten vorführte, und auf der andern Seite das Ungeheuerliche der Strafe gegenüberstellte.

Herr v. B. behielt während der Verhandlung unverändert seine Ruhe. Noch am Schlusse erklärte er laut und fest, daß er nicht im Unklaren darüber gewesen habe, daß Geld auf die Seite zu schaffen, oder die Eintragung in die Bücher zu unterlassen, daß dieß vielmehr nur aus dem angegebenen Grunde unterblieben sei.

Die Geschworenen blieben nur kurze Zeit in ihrem Berathungszimmer. Sie hatten dem Angeklagten Glauben geschenkt, ihr Wahrspruch lautete: „Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig."

Hierauf erfolgte die Freisprechung und die sofortige Freilassung des Angeklagten.

Später hat mir derselbe vielfach erklärt: ich habe bei Ihnen viel gelitten, aber auch viel gelernt, ich bin seit jener Zeit ein pünktlicherer Beamter und auch ein besserer Mensch geworden!

Altes und Neues.

Magnetische Ziegelsteine. Welche Vortheil man bei magnetischen Messungen mit sehr empfindlichen Instrumenten anwenden muß, zeigt die merkwürdige Entdeckung von Broadbridge in Devon, daß auch Ziegelsteine magnetisch sein und die Magnetnadel ablenken können. Es stellen nämlich diesem Physiker jüngst die sehr bedeutenden Unterschiede auf, die seine Instrumente zur Messung des Erdmagnetismus zeigten, wenn er seine Beobachtungen im Freien oder in seinem Laboratorium anstellte. Im Glauben, daß das im Laboratorium befindliche Eisen der Grund dieser Abweichung sei, nahmete er alle im Zimmer befindlichen Eisen- und Metallstücke seinem Apparate und entfernte sie selber, ohne eine Veränderung in der Stellung der Nadel erzeugen zu können. Diese Gegenstände waren also ohne Einfluß. Noch räthselhafter wurde ihm jedoch die Erscheinung, als er beobachtete, daß die Abweichung der Nadel von ihrer im Freien eingenommenen Stellung viel bedeutender war, wenn er in einem seiner Meßzimmer verschiedenen Zimmer beobachtete, im Vergleich zu der Abweichung, die er in einem großen Zimmer gesehen hatte, dessen Thür nach dem Freien geöffnet war. Endlich fand er gar, daß die Abweichungen in unmittelbarer Nähe der Mauern am größten waren. Es folgte hieraus, daß die Bestandtheile der Mauern die Ursache der magnetischen Abweichung seien, und so kam er bei fortgesetzter Untersuchung zu dem interessanten Resultat, daß die Ziegelsteine einen deutlichen Magnetismus besäßen. Sie waren der Streite nach magnetisch, d. h. ihre magnetischen Pole befanden sich an ihren breiten Seiten. Bei der Vergleichung verschiedener Arten von Ziegelsteinen fand er, daß der Magnetismus derselben nicht abhängig ist von ihrem Gehalt an Eisenerz, denn ganz unmagnetische Steine hatten dieselbe Menge dieses Stoffes, wie die magnetischen. Zur Erklärung dieser so auffallenden Thatsache, die er sowohl in Turin, wie auch später in Genua an einzelnen Gebäuden bei alten Ziegelstrumen fand, nimmt Obgenannter an, daß diese Steine bei ihrer Abkühlung im Brennofen zufällig eine solche Lage gehabt haben, daß sie durch den Magnetismus der Erde magnetisirt worden sind. Es verdient dies noch bemerkt zu werden, daß bereits im Jahre 1838 unser Gauß eine ähnliche Wirkung der Mauern eines Gebäudes auf seine Magnetnadel gesehen, dieselbe jedoch nicht weiter untersucht hat.

*

Eine Probe schleswig-holsteinischer Volkspoesie. Als der König von Preußen jüngst in Sonderburg anwesend war, hatte ein preußischer Weinhändler folgende Inschrift an seiner Wohnung angebracht:

„Ich wollt', der König kehrt' hier ein
Und ich stillt' sein Heimwehschmerz fein!"

Ein Fleischer in einer kleinen Stadt hatte eine große Wurst illuminirt mit der Unterschrift:

„Wie lieb die größte unter den Würsten,
So bin Du der größte unter den Fürsten."

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 168:
Eure Rede sei: Ja, ja, nein, nein.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
12 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 19.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
½ Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

In der Ballus.

Kriminalgeschichte von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Ein Schluchzen unterbrach sie. Sie drängte es zurück. Sie küßte ihr Kind, das sie anlachelte. Dann sprach sie wieder. „Ich darf Dir die Pfade zeigen, Werner. Nur einem treuen Herzen sollte ich sie entdecken, mußte ich meinem Vater geloben; daß es ein litthauisches sein solle, sagte er nicht. An einen Deutschen dachte er wohl nicht. Aber Du bist das treueste Herz, das ich kenne, und Du wirst nie einen Litthauer verrathen. Und wozu sollten auch diese Pfade noch unser Eigenthum bleiben, da wir alles Andere im Lande verloren haben? Ihr Deutschen seid nun einmal unsere Herren. Ihr steht auch so hoch über uns! Mein Entschluß wurde mir leicht. Ich hatte schon öfters an Dich gedacht; schon da wir Beide noch als halbe Kinder durch die Forst liefen. Wir waren dann manchmal, ohne daß wir daran dachten, in die Nähe der Ballus gerathen. Deine Mutter hatte Dich vor dem gefährlichen Moorgrunde gewarnt. Du warst ihr gehorsam; Du verlangtest, daß wir zurückkehrten. Wie gern hätte ich zu Dir gesagt: Ich führe Dich durch die ganze große Ballus, ohne allen Schaden, ohne alle Gefahr. Gehe Du ruhig mit mir. Ich führe Dich in Rußland hinein, hinter den hohen Grenzwall mit seinen Straßnits und Kosaken, ich führe Dich sicher wieder zurück. Wie oft hatte ich die Worte auf den Lippen, und der Stolz und die Eitelkeit meines Herzens mußten mit dem Befehle des Vaters und mit meinem Gehorsam gegen ihn kämpfen, daß sie nicht über meine Lippen flogen. Heute hörst Du sie von mir. Aber nicht Stolz und nicht Eitelkeit sprechen sie aus. Etwas Anderes hat schwer in meinem Herzen zu kämpfen gehabt. Jene Menschen haben so viel Böses gegen mich gethan, haben die Verachtung der Menschen auf mich gelegt, nicht bloß auf mich, die Schuldige, auch auf dieses arme, unschuldige Kind. Und doch ...."

Sie hielt inne. Durch Schluchzen wurde sie nicht wieder unterbrochen. Sie war ruhig geworden. Ihr Auge war klar und milde. Sie fürchtete

Die Insel Burano in der venetianischen Lagune. (S. 290.)

Digitized by Google

wohl eine neue bittere Aufregung von einer weiteren Verfolgung ihrer Gedanken. Oder drängte es sie, freundliche, heitere Bilder zu verfolgen, die bei der Erinnerung an vergangene Zeiten in ihr aufgetaucht waren?

„Denkst Du noch unserer Kindesjahre, Werner? Wie wir zusammen durch den Wald und über die Haiden streiften?“

„Wir Beide immer allein,“ sagte der junge Mann. „Du führtest mich. Von Dir erfuhr ich, daß es noch außerhalb unseres alten Schlosses eine Welt gebe. Und Du beschütztest mich. Du warst ein Jahr älter als ich. Du zähltest elf, ich zehn Jahre, als wir uns zuerst sahen.“

„Ich war stärker als Du, Werner, und ich kannte überall die Gegend und die Leute.“

„Meine Mutter vertraute mich gern Dir an. Damals noch! Ich war ein zarter, schmächtiger Knabe, der in dem alten Schlosse verwelkt wäre; Du warst schon früh ein verständiges und ein muthiges Mädchen. So waren wir fünf Jahre beisammen. Was für schöne Jahre waren das! Du warst größer genoßen, und schön und kein Kind mehr. Da kam die jüngere Schwester meiner Mutter zu uns, mit ihrem Manne, dem Grafen Ollinski. Sie waren auf der Hochzeitsreise. Der Graf hatte meine Tante in Deutschland kennen gelernt. Er sahste seine Gemahlin auf seine Güter nach Polen. Bei uns blieben sie einige Zeit zum Besuch. Meine Tante sah Dich in Deiner frischen, reinen Schönheit des sechzehnjährigen Mädchens, in Deiner litthauischen Tracht, die sie noch nie gesehen hatte, die Deine Schönheit ihr so freundartig, so besonders bezaubernd machte. Du hattest so vielen Anstand dabei. Sie mußte Dich mit sich nehmen; sie ließ nicht nach. Meine Mutter mußte Dir zureden, Deinem Vater. Ich selbst mußte es. Sie schmeichelte mir, sie Alle drängten mich auch mit ein, bis ich es that. Mir zerschmitt es das Herz, wenn ich dachte, daß Du mich verlassen würdest, und Du wolltest mich nicht betrüben. Ich war schwach, ich gab den Bitten meiner Mutter nach, deren wahren Grund ich erst viel Deiner Rückkehr eingesehen habe. Meine Tante lud mich nach Polen zu sich ein. Sie versprachen mir, daß ich die kalte Zeit in Polen und die halbe Zeit in Litthauen zubringen sollte. So ließ ich mich von ihnen überreden, und Du Dich von mir. Du gingst mit meiner Tante. Ich, ich war es, der Dich in Dein Unglück geführt hatte. Ich kam nicht nach Polen. Ich war bald nachher erkrankt. Dann wende ich nach Königsberg auf die Schule und auf die Universität geschickt. Es waren vier Jahre darüber vergangen. Ich hatte Dich keinen Augenblick gesehen, und keinen Augenblick vergessen. Ich kam nach Hause zurück. Du warst noch in Polen. Mein erster Wunsch war, meine Tante zu besuchen, Dich zu sehen; es war mein einziger Wunsch. Meine Mutter hielt mich ihn. Sie wolle mit mir die Reise machen; sie habe die Schwester in der ganzen Zeit nicht gesehen; Polen dürfe kein Adeliger verlassen, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers, und ihnen komme Niemand ohne einen Paß, den der russische Gesandte in Berlin legalisiet habe. Es war so. So war ein halbes Jahr seit meiner Rückkehr von Königsberg vergangen. Da sagte meine Mutter zu mir: Du kannst die Reise nach Polen spaten, wenn Du die Gine Jürgeleit sehen willst. Sie ist seit gestern wieder hier. Sie war eine liederliche, eine falsche Kreatur. Meine Schwester hat sie mit Wohlthaten überhauft; sie hat ihr mit dem schwärzesten Undanke vergolten. Man hat sie aus dem Hause jagen müssen. Sie ist mit ihrem Kinde hier, in Armuth und in Schande. Die alte Markene, eine Freundin ihrer verstorbenen Mutter, hat sie aus Mitleid in ihre Hütte und in ihre Armuth aufgenommen. Das waren die harten Worte meiner Mutter. Nach einer Stunde war ich bei Dir. — Soll ich Die noch mehr sagen, Gine?“

„Nein, Werner,“ sagte das Mädchen. „Aber ich will Dir noch sagen, daß ohne Dich und mein Kind mein Herz längst kalt und todt wäre. Ich lebe zu nur durch meine Liebe zu dem Kinde, und durch Deine Liebe zu mir.“

Sie reichte ihm die Hand des Armes hin, in dem sie ihr Kind trug. Er legte die seinige hinein; sie drückte sie ihm warm.

Sie waren beinahe eine Stunde lang gegangen, immer nach Westen hin, immer durch die regelmäßigen Schläge der in sorglosser Ordnung erhaltenen königlichen Juraforst. Nur einigemale waren sie an kleineren Lichtungen vorbeigekommen. Der Boden in diesen sah aus wie Haideland; niedrige Gesen, die umher standen, zeigten an, daß es Moorgrund sei, den Niemand betreten konnte. Die Juraforst ist besonders reich an solchen Mooren, die man auch in andern Gegenden Litthauens antrifft. Auf der linken Seite des Hauptweges, der namentlich die Kasse Nehrung bekannt, die einen Umfang von mehreren Meilen hat. Seit hundert Jahren hat die preußische Regierung Versuche gemacht, die völlig unfruchtbare Strecke zu einer fruchtbaren herzustellen, den Schlamm, den die dünne Erddecke biegt, in feste Erde umzuwandeln. Die unergründliche Tiefe des Schlammes verschlang die Hunderttausende von Thalern, die vergeblich verwendet wurden. In letzter Zeit hat man die Versuche aufgegeben.

Ein Moor von noch größerem Umfange ist auf dem rechten Memelufer in der Juraforst. Es heißt die böse, die große Ballus. Ballus ist der litthauische Name für alle diese Schlammmoore. Die böse Ballus zieht sich bis in Rußland hinein.

Diese ungeheuren Moorstreden sind, wie ohne alle Fruchtbarkeit, so auch ohne alles Leben. Ihre dünne Erdschicht trägt, wie keinen Menschen, so auch keinen Baum. Man sieht nur graue Erde und graues, niedriges Haidekraut. Kein Thier wagt sich hinein. Die Litthauer sagen, daß selbst nicht einmal der Liebhaber darin nistet. Er müßte das Futter für sich und seine Jungen zu weit herholen; der dürre Boden birgt kein Gewürm, in der trodenen Luft über dem blütenlosen Haidekraut schwirrt keine Fliege, keine Mücke.

Durch einige dieser großen Moore soll ein Pfad führen, auch mehrere manchmal. Es ist eine alte Sage der Litthauer. Immer nur einer oder weniger der alten litthauischen Männer in den umherliegenden Dörfern sollen damit bekannt sein. Sie überliefern die Kenntniß dem Sohne oder als ein Geheimniß, daß keinem Fremden, vor Allen keinem Deutschen unvertraut werden darf. In der That hat niemals ein Deutscher sie kennen gelernt. Man bezweifelt daher wohl, daß sie vorhanden sind; der Litthauer wolle mit der geheimnißvollen Wegbezeichnung nur groß thun.

Diese Jürgeleit hatte ihre beiden Begleiter gefährt. Sie war immer des Weges vollkommen kundig. Sie waren keinen Menschen begegnet, selbst keinem Forstbeamten; die Beamten waren wohl alle gerade in andern Theilen der weitläufigen Forst beschäftigt. Jene tiefe Stille des Waldes war durch kein Gebäude unterbrochen worden. Nur ein einziges Mal waren die drei einsamen Wanderer einem lauten Reden nahe gekommen.

Die russische Grenze schnitt scharf in das preußische Gebiet hinein. Eine der drei Wanderer stand in einer Entfernung von kaum hundert Schritten davon voreinander. Sie konnten schon von Weitem wahrnehmen, daß sie der Scheidung zwischen dem slawischen und nichtslawischen Europa sich nahten. Sie war lange Zeit die Scheidung zwischen Civilisation und Nichtcivilisation. Ob sie es noch ist, darüber mag gestritten werden. Mögen nur die beiden andern Nationalitäten Europas, die germanische und die romanische, des Einen sich klar bewußt werden, daß die Civilisation, die sie gegen einander an den Tag legen, schließlich zu ihrer gemeinsamen Unterjochung durch die dritte, das Slaventhum, führen muß. Civilisirte Völker sollen freilich keine andere Eifersucht kennen als die, in der nährenden und stärkenden Eintracht sich zu überbieten und Alles zurückzuweisen, was Hader und Zwietracht zwischen ihnen ausstäen könnte. Aber wie weit sind gerade jene beiden Nationalitäten davon noch entfernt; wie leicht wird es dem Eroberer, gar dem Abenteurer, sie zu wilder Wuth gegen einander aufzuhetzen, in blutigen, beiderverderblichen Kriegen auf die Schlachtbank zu führen!

An jener russischen Grenze steht man wie von einem ungeheuren Grabe! Ein hoher Wall mit niedrigem Gebüsch darauf erhebt sich; ein breiter Graben mit grünem, schlammigem Wasser darin zieht sich vor ihm her. Wall und Graben behnen sich rechts nach links und nach rechts, soweit das Auge nach beiden Seiten hinreicht. Die tiefste Stille herrscht auf dem Walle, herrscht jenseits desselben; keine Bewegung, kein Laut, soweit das Ohr reicht. Das ist ja die Stille des Grabes. Auf einmal schlägt doch ein Laut an unser Ohr. Er ist noch hinten in weiter Ferne. Es ist ein dumpfes, unheimliches Rasseln, das durch die Todesstille plötzlich zu uns herüber dringt, beständig näher kommt. Hat das Grab sich aufgethan? Sendet es seine Todten uns entgegen, um mit allen Schrecken des Todes die Frechen, die schon durch ihr Nahen seine Ruhe stören wollen, zurückzuweisen, zu ecrechen? Dunkle Gestalten tauchen hinten in der Ferne auf dem hohen Walle auf. Sie kommen mit ihrem dumpfen Rasseln und klappern wie im Fluge näher. Man erkennt ihre Umrisse, man unterscheidet sie. Es sind fremdartige, unheimliche, graue, schwarzliche Gespenstergestalten.

Die Grenzhusaren sind es, in ihren langen, grauen Mänteln, auf den kleinen, grauen Pferden, mit ihren grauen Pelzmützen, mit grauen Bärten, mit den fleinen, blitzenden, grauen Augen, mit Lanze, mit Säbel, mit Flinte. Sie ziehen dann auf dem Walle von Nordenhaus zu Nordenhaus. Die Nordenhäuser sind ihre Stationshäuser, zugleich die der Grenzhusaren. An zwanzig Pferde stehen dort immer gesattelt. Kosaken und Husaren sehen auf, wenn irgend ein Ruf um Hülfe oder sonst zu den Waffen laut wird. In dem Gebäude des Grenzwalles liegen außerdem von fünfzig zu fünfzig Schritt Kosaken beobachtet, und ihrem dichten und sicheren Verkehr zu beiden Seiten des Walles in das Land hinein. Erschütterungen, Grenzhusaren, schöne große Männer in grünen Uniformen, hielten auf ihren großen Pferden neben ihnen, der Besehle der Vorgesetzten

gewärtig, was in der Nähe Verdächtiges sich zeige, auf ihren schnellen Pferden zu verfolgen und einzuholen, oder wenn es nicht mehr einzuholen sei, mit ihren weittreffenden Karabinern niederzuschießen.

Eine Jägerlein hatte sich unwillkürlich tiefer in den Wald zurückgezogen; ihre Begleiter waren ihr gefolgt. Hinter einer dichten Baumgruppe mußten sie mit ihr Halt machen. Sie konnten den Feenzwall dort übersehen, ohne Gefahr vor den russischen Augeln, ohne Gefahr, selbst gesehen zu werden, wenn freilich nicht schon einer der in dem Gebüsche des Walles verborgenen Posten sie gesehen hatte.

„Sie sind nun des Grafen wissen in jener Bewegung," sagte das Mädchen zu ihren jungen Begleitete. „Sie müssen also auf seiner Spur sein, und sie müssen diese hier gefunden haben."

„Was werden wir machen?" fragte der junge Edelmann.

„Vorläufig hier beobachten. Die Offiziere dort scheinen selbst jeden Augenblick eine entscheidende Nachricht zu erwarten. Sie werden dann weiter aufbrechen, entweder nach rechts oder nach links. Wohin sie gehen, das sind die Entfehlenen, da wollen diese die Grenze überschreiten. Vielleicht soll es gerade auch hier geschehen. Es wäre schlimm, es wäre unvorsichtig, darum glaube ich es nicht."

„Wenn es doch geschähe, Gine!"

„So sähen unsere Augen nur, wie sie zurückgeschleppt oder erschossen würden. Aber so würde es immer sein, wenn sie sich nicht zur Ballus gewendet haben."

„Sind wir noch weit von der Ballus?"

„In einer Viertelstunde haben wir sie erreicht."

„Sie liegt links vor uns?"

„Sie liegt dort links vor uns. Und da rechts kommen Straßniks herangesprengt. Sie bringen die erwartete Nachricht. Man sieht es an ihrer Eile."

Drei Grenzhusaren kamen auf dem Kamme des Walles im Galopp heebei. Sie kamen von rechts, wie das Mädchen gesagt hatte. Sie rapportirten den Offizieren; diese sprachen angelegentlich, eifrig mit ihnen. Dann berieth man sich; es dauerte lange.

„Sie können keine Entscheidung lassen," sagte Gine. „Sie wissen nicht, wohin sie sollen. Sie haben also keine bestimmte Kunde erhalten."

„Aber sie wollen aufbrechen. Die Offiziere lassen sich ihre Pferde vorführen."

„Sie wollen nach rechts reiten."

„So wären wir vergeblich hierher gegangen."

„Sie sprechen, sie wenden sich um!" rief auf einmal Gine. „Von links kommt Einer den Wall hinauf." Sie erkannte in demselben Augenblicke, da sie die Worte rief. „Es ist der Erdmann Grigatis! Er war bei meinem Bruder."

„Da kommt auch Dein Bruder hinter ihm."

„Sie berichten den Offizieren. Mein Bruder Maurus ist der Eifrigste."

„Sie halten Alle wieder Rath."

„Sie berichten den Offizieren. Mein Bruder Maurus ist der Eifrigste."

„Sie halten Alle wieder Rath."

Aber die Worte flogen rasch, man sieht es an ihren Bewegungen. Sie haben bestimmte Kunde, jetzt durch den Grigatis und meinen Bruder. Und die Beiden kamen von der linken Seite, also von der Ballus her."

„Sie brechen auf — nach links, nach der Ballus hin. Alle. Nur ein Straßnik sprengt rechts den Wall hinunter. Er soll von da mehr Mannschaft herbeiholen. Dort unten ist sie nicht mehr nöthig. Hier gilt's. Auch für uns. — Aber was ist das? Nur Grigatis geht mit ihnen, sie zu führen. Mein Bruder bleibt zurück. Was will es? Ich muß es wissen. Wir können nur danach uns weiter entschließen."

Maurus Jürgeleit war allein auf dem russischen Grenzwall zurückgeblieben. Er ging dort auf und nieder, die Augen in den Grenzgraben hinunter gerichtet, der längs dem Walle lief.

„Er sucht in dem Graben eine trockene Stelle," sagte Gine. „Er will nach Berufen zurück."

Es war so. Maurus Jürgeleit kletterte den Wall hinunter, trat in den Graben. Er mußte die trockene Stelle gefunden haben. Er erschien am Ufer des Grabens auf der preußischen Seite. Er ging hier rasch weiter, und fast in gerader Richtung nach der Stelle, wo seine Schwester und ihre beiden Begleiter hinter der dichten Fichtengruppe standen. Die Drei hatten mit Spannung jede seiner Bewegungen, jeden seiner Schritte verfolgt.

„Wohin will es? Gesehen hat es uns nicht. Es darf uns auch nicht gewahren. Ziehen wir uns tiefer in das Gebüsch zurück."

Gine sagte es. Sie war immer entschlossen, wie sie aufmerksam war. Sie gingen Alle tiefer in das Gebüsch des Waldes zurück. Sie gingen ohne Geräusch. Das Kind schlief. Sie konnten sie nicht verrathen werden, wenn der Litthauer nicht seinen Weg mitten durch das Dickicht nahm, in dem sie sich verborgen hielten. Das war nicht wahrscheinlich; er konnte in dem dichten Gebüsch nichts zu suchen haben, und dann war es nur ein beschwerlicher Umweg für ihn.

„Er möchte und denn gesehen haben," meinte die alte Barkene.

„Seine frechen Augen sehen scharf," gab Gine besorgt zu.

Er hatte sie doch wohl nicht gesehen. Er ging wenigstens an ihrem Versteck vorüber, ohne einen einzigen Blick dahin zu richten.

„Jetzt ihm nach," sagte Gine. Aber ich allein. Zu Drei würden wir uns verrathen. Mich allein soll er nicht entdecken. Nimm mein Kind, Barkene. Bleibt hier, in diesem Dickicht. Wartet hier auf mich. Ich bin bald zurück. Bewahre das Kind wohl, Barkene."

Sie hatte rasch gesprochen. Sie gab ihr Kind an die alte Litthauerin. Sie wand sich leicht durch das dichte Gebüsch. Den Augen der beiden Zurückbleibenden war sie hinter diesem bald verschwunden.

Sie stand einen Augenblick, um zu horchen. Den Bruder sah sie nicht mehr; der Wald verbarg ihn ihr schon. Aber ihr Ohr war scharf, wie ihr Blick. Sie hörte einen Schritt vor sich, der sich entfernte. Sie folgte ihm behutsam, horchend auf jeden Laut, jede Bewegung vor sich, achtend auf jede ihrer eigenen Bewegungen. Aber eine Angst zeigte sich bald in ihrem Gesichte.

„Er geht zur Ballus! Gerade auf sie zu! Nicht um sie herum! Was kann er da wollen? Der eine der beiden Pfade ist dort, der Seitenpfad. Aber er kann ihn nicht kennen."

Sie ging weiter, immer den Schritten nach, die sie vor sich vernahm.

Der Wald lichtete sich, hörte ganz auf. Eine Blöße hinter den ersten Bäumen stehen. Sie schaute forschend vor sich, um sich. Sie fand vor einer weiten, grauen, leeren Blöße. Sie sah überall, fast soweit das Auge reichte, nur die graue, trockene Erdkruste, nur das graue, bunne, niedrige Haidekraut darauf, keinen Baum, keinen Strauch, keine Staude, keinen Grashalm, keine Blume, und Alles lag so starr, ohne Bewegung, ohne Leben da. Die Oktobersonne schien noch warm daeither hin, aber sie belebten kein Leben, sie konnte kein Leben erwecken. Kein Laut kam aus dem Haidekraut herone, nicht das leiseste Zirpen, in der Luft bewegte sich kein Vogel, schwirrte kein Käfer, summte keine Fliege.

So lag die öde, lobte dide Ballus in der Ausdehnung von Meilen da. Rund um sie her zog sich der Wald; in Preußen die königliche Inaforst, in Rußland die Waldungen des Fürsten Subow. Die dide Ballus bildet an unregelmäßiges länglicheo Rund. Das Mädchen stand an einer der beiden Längenseiten, beinahe in deren Mitte, etwas näher nach dem russischen Ende zu.

Sie war erschrocken, als sie ihren ersten Blick um sich her geworfen hatte. Er war leicht in die öde Haide hineingeschweift, leicht aber biete hinweg. Vor sich, in einer Entfernung von kaum hundert Schritten sah sie ihren Bruder Maurus. Er war allein das einzige lebende Wesen in der todten Runde. Er ging mit langsamen, zaftenden Schritten, mit am Boden suchenden Augen. So hielt er sich in geringer Entfernung von den letzten Bäumen des Waldes. Gine verfolgte seine Schritte mit ängstlicher Spannung.

„Dort ist der Seitenweg. Es ist nahe bei ihm. Woher kennt er ihn? Aber er muß ihn suchen; er kennt ihn nicht genau. Sollte er ihn nue ahnen? Nur von ihm gehört haben? Auf gut Glück ihn suchen? Es wäre eine Verzweiflung. Sie ihn in jedem Augenblick das Leben kosten konnte. Und wozu sollte er ihn suchen? Er kommt zu auch Rußland. Warum will er durch die Ballus wieder hin?" Auf einmal athmete sie auf. „Er kennt ihn nicht. Er ist an ihm vorüber gegangen, ohne ihn zu sehen." Aber dann hielt sie ängstlich den Athem wieder an. „Er kehrt zurück. Er kennt ihn doch. Er hat ihn nur augenblicklich verloren, oder er war seiner Kunde nicht völlig sicher. Da ist er wieder vor ihm, unmittelbar vor ihm. — Er bleibt stehen. — Er hat ihn wieder gefunden. Er ist seiner Sache gewiß. Er betritt ihn. Er ist über den Moor. Zwei, drei Schritte. — Er tritt falsch! Noch ein Schritt und er sinkt in die Tiefe; es ist verloren! — Er steht wieder. — Er ist zweifelhaft. — Ob ich ihn waene? Ihm zurufe? Er ist mein Bruder. Aber er ist auf dem schlechten Wege, des Verrathes, des Mordes? Aber wäre ich nicht seine Mörderin? Die Mörderin des Bruders! Und um jener Menschen willen, die mir soviel Böses thaten, die mich unglücklich, die mich elend machten! Durch sie bin ich die von der Welt Verachtete! — Herr Gott im Himmel!" rief sie plötzlich. „Er strauchelt! Er sinkt ein!"

(Fortsetzung folgt.)

Nero auf den Brandruinen Roms.

Nach dem Gemälde von Pilety.

(Fortsetzung folgt.)

Rom — das alte, stolze, kaiserprächtige Rom brennt an allen Ecken — — und sein Kaiser hat selber die Brandfackel hineingeschleudert, um sich ein ähnlich Schauspiel zu bereiten, wie den Brand Trojas, und um zugleich Platz zu finden für seine wahnsinnige Baulust, die jetzt von einem goldenen Kaiserpalaste träumte. Und das Haupt mit Rosen ge-

Digitized by Google

schmückt, auf goldener Lyra musizirend, schaute Nero — „der Bluthund“, wie ihn die Nachwelt nennt — hinab auf das brennende Rom . . .

„Jetzt ist die Größe Roms in Schutt gesunken,
Die letzte Glut stirbt hin — der letzte Schrei —
Hinbricht das Lied, teils freudetrunken, wollustbrunsten,
Und manch' ein Leben ist mit ihm vorbei!“ . . .

Und hieran noch nicht gesättigt, steigt Nero von seiner stolzen Kaiserburg nieder, sich das grausige Schauspiel in der Nähe zu besehaen. Diesen Moment hat unser genialer Künstler aufgefaßt und mit erschütternder Treue wiedergegeben. Den sinnlichen Kopf mit Rosen umwunden, den weichlichen, entnervten Leib in weibisch-theatralische Gewänder gehüllt, schreitet der tief entsittlichte Tyrann, der am liebsten mit Gauklern und niedrigen Schmeichlern seine Tage und Nächte verqeudete und sich nicht schämte, vor dem Römervolk öffentlich als Komödiant und Sänger aufzutreten — über die rauchenden Ruinen dahin . . . Erst jetzt scheint der Bluthund gesättigt — eine furchtbare Gleichgültigkeit liegt in seiner ganzen schlaffen Haltung, in seinem weichlich verschwommenen Gesicht. Er hat keinen Blick des Mitleids für die obdachlosen oder von Brandtrümmern erschlagenen Opfer seiner entmenschten Laune . . . keinen scheuen, entsetzten Blick des wachgeschrieenen Genossen für die unglücklichen Christen, die er frech der Brandstiftung anklagte und die als Opfer der Volkswuth an seinem Wege daliegen, gemordet, an grimmende Pfähle gefesselt, aber in der todten Hand doch fest das Kreuz ihres Glaubens hoch emporhaltend . . .

Fast stumpfsinnig vor Uebersättigung schreitet der Tyrann über die Ruinen seines Roms und die Leichen seines Volks. Ihm voran gehen die wilden Prätorianer und schwarzen Sklaven und Fackelträger — hinter ihm her die feilen Genossen seiner Lüste und Sünden . . .

Doch die Vergeltung folgte. Von den Furien des Gewissens und der Furcht, ermordet zu werden, Tag und Nacht verfolgt, ließ der halb wahnsinnige Nero sich im Jahre 68 n. Chr. von einem Freigelassenen erstechen.

Nero auf den Brandruinen Roms. Nach dem Gemälde von Pilety. (S. 219.)

„Ahnst Du's? Es steht Dein Thron auf morschen Füßen.
Die Nazarener tragen jetzt das Kreuz —
Einst wird vom Kapitole niedergrüßen
Ein weltbeherrschendes Symbol — das Kreuz!“

— schließt Friedrich von Sallet seinen „Nero“.

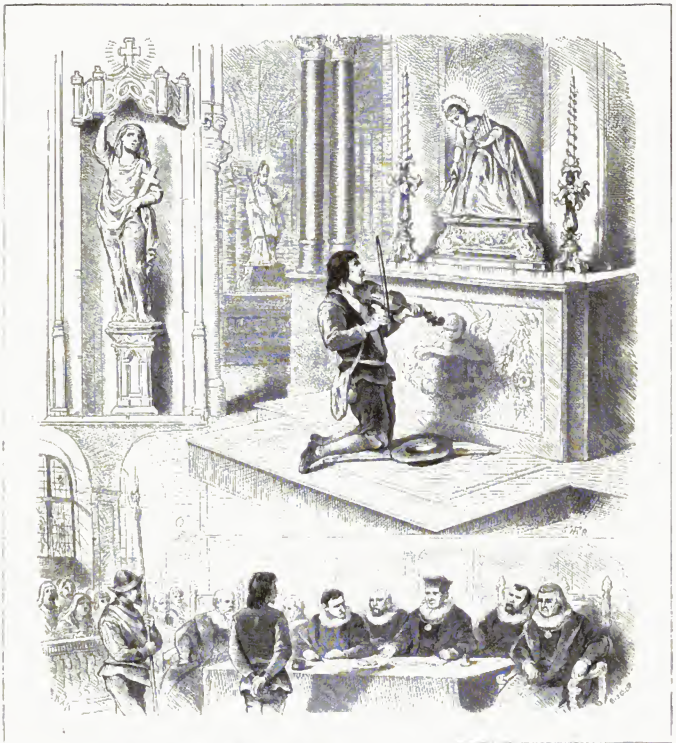
Die Insel Burano in der venetianischen Lagune.

(Bild S. 217.)

Die Stadt Venedig, sagt Passarge, liegt nicht mitten im Meere, wie manche Reisende erzählen und die Dichter wiederholen. Die Lagune, welche sie umgibt, ist auch kein See nach Art der preußischen Haffe, sondern stellt ein flaches Gestade dar, ein großes Delta, welches bald von den Wassern der Alpenflüsse, bald von denen des adriatischen Meeres überströmt wird. Werfen wir einen Blick auf die Karte von Venezien, so sehen wir, daß sich eine große Anzahl Ströme nach einem gemeinsamen Becken drängen. Da ist der Isonzo, die Livenza, der Tagliamento, die Piave, Brenta, Etsch, vor allen der Po. Indem sie alle einem idealen Zentrum zuströmen, vereinigen sich die Bildungen an ihren Mündungen zu einem zusammenhängenden Ganzen, den Lagunen, welche sich von Aquileja bis nach Corvina in einem einzigen Kreissegmente hindehnen. Da fast alle diese Ströme auf den Alpen entspringen, so sind sie nicht blos wasserreich, sondern führen zugleich eine ungeheure Masse von Stickstoffen mit sich, die alle in dem Wasser abgelagert werden. Auffallend ist bei dieser Entdeckung nur, daß die Lagune salzig ist. Der Grund davon ist der, daß das Seewasser während der Flut die Lagune füllt, und das süße Wasser während der Ebbe in das Meer strömt. Die Lagune ist voll von Inseln: auf der Vereinigung einer großen Anzahl solcher Inseln, darauf Fischige Veneter ein Asyl fanden, bildete sich später Venedig. Eine der nördlichsten dieser Inseln ist Burano, ehedem Buranio

Digitized by Google

da mare und auf den alten Karten Buranenm genannt: eine ziemlich bevölkerte, aber arme Stadt. Während die Männer draußen in den Lagunen oder auf dem Meere das schwere, rauhe Handwerk des Fischers treiben, beschäftigen die Frauen sich mit Spitzenklöppeln; ihre Arbeit ist sehr geschätzt, wenn sie freilich auch der von den Littelle in der Zuecca an Feinheit nicht gleichkommt. Die Stadt hat eine einzige Parochialkirche,



Deutsche Gedichte mit Illustrationen. **Der Geiger zu Gmünd.** Gedicht von Justinus Kerner; illustrirt von Th. Hosemann. (S. 222.)

San Martin, die einen ganz stattlichen Eindruck macht, namentlich fesselt ihr Inneres durch die Pracht der Altäre, unter denen der Hochaltar mit seinem edlen und reichen Tabernakel hervorragt. Ein Hospital und zwei Nonnenklöster sind Alles, was Burano sonst an bedeutenden Bauwerken aufzuweisen hat. Das Kloster von S. Mauro rühmt sich sogar eines Bildes von Paolo Veronese mit dem Martyrthum des Heiligen, vermuthlich ist es aber nur eine Kopie, die man allerdings, da das Original verschwunden, leicht für dieses ausgeben mag. Die Lagune um Burano

bildet ein sehr belebtes Bild, durch das Treiben der Fischer, und wenn man nicht wüßte, daß Robert seine Fischer von Chioggia geholt, möchte man sein herrliches Bild leicht an dieß Gestade versetzen.

Deutsche Balladen mit Illustrationen.

Der Geiger zu Gmünd.

Von

Justinus Kerner.

(Mit S. 221.)

Einst ein Kirchlein sonderzeichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Bante Gmünd der Jungfrau'chen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzen
Ob der Heil'gen mondenklar,
Hell wie Morgenrot verkränzen
Goldne Reifen den Altar.

Schuh' aus reinem Geld geschlagen,
Und von Silber hell ein Kleid
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit,

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der grünenschönen Künstler ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallen
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungesehn weder, erschallten
Trin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen,
Ach, den drückte große Not,
Matte Weine, bleiche Wangen,
Und im Tal kein Geld, kein Brod!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all' sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch! meitenlich vanisht ihr Kleid!

Lächelnd blickt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Winkt dem armen Sohn der Lieder
Hin den weißen goldnen Schuh.

Nach der nächsten Gottesdienste Hause
Eilt er, ganz dem Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Fährt der Gottesdienst zusehen Ton,
Und zum Richter weist mit Schmähen
Bild gesichtspy das Liebes Sohn.

Bald ist der Proceß geschlichtet,
Allen ist es offenbar,
Daß das Minster nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh! Du armer Sohn der Lieder
Sangest wohl den letzten Sang!
Nun dem Galgen auf und nieder
Seufzt, ein Vogel, Kirgen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit Pir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll sein Zing.

Buhgesänge hört man singen
Nonnen und der Mönche Chor,
Aber hell auch hört man bringen
Geigentöne drang hervor.

Seine Geige mit zu führen,
War des Geigers letzte Bitt':
„Bis so Viele musizieren,
Wünsicht' ich Geiger mit!"

An Cäcilia's Kapelle
Zeigt der Zug vorüber kam,
Nach des offnen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehöret,
Seufzt: Daß arme Geigerlein!
„Glaub noch hört ich, — singt er — lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!"

Man gewährt ihm; vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde;
Horch! meitenlich tauscht ihr Kleid!

Lächelnd blickt das Bild sich nieder
Aus der lebenlosen Ruh',
Winkt dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie die Macht der Heiligsänge
Selbst den Heil'gen ehren ist.

Schön gesimmelt mit Blumen, Kränzen,
Steht gestaltet mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
Alle das Raddand hin hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger in gesessen
Obenan beim duftgen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh' zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Duftig in ein andres Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Lieberich jedes Geigerlein,
Kommt es noch so arm gegangen —
Und es muß getanzet sein.

Drum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wenn alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald tingkmm verhallen
Liebertänzen, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst ans Trümmern duftger Klang.

Ein neumodisches Beltrennen.

(Mit S. 224.)

Was wohl unsere seligen Urahnen, die drei Wochen vorher in der ganzen Stadt feierlichst und oft sogar etwas wehmüthig Abschied nahmen und ihr Haus bestellten, als ginge es in den Tod, wenn sie in dem bahnbrechenden Wunderkasten, fürstlich Thurn- und Taxi'sche Post gehetzten, eine Reise von Stettin nach Berlin, oder von Bremen nach Hamburg antreten wollten, — ja, was die wohl sagen würden, wenn sie unsere heutigen Verkehrsmittel sähen! Und wir Enkel sangen jetzt sogar schon an etwas mitleidig auf Dampfschiffe und Eisenbahnen, Straßenlokomotiven und Trainen herabzublicken . . . wir möchten gar zu gern eine lustige, schrankenlose Luftschifffahrt erfinden . . . und da uns dieß bis heute noch nicht gelingen wollte, erfanden wir in jüngster Zeit: Velocipede und Podoscaphe — Schnellfüßler und Fußschiffe. Das System ist bei beiden neuen Schnell-Fortbewegungs-Instrumenten ein gleiches. Die Velocipede sind leichte Wägelchen, deren beide Räder aber in einer Linie hintereinander stehen, und gleich den Podoscaphen von Paris und in den Anlagen von Stuttgart elegante junge Herren, zum großen Theil Alt-England entsprossen, mit großer Virtuosität und Geschwindigkeit „velocipediren." Ueber Land und Meer brachte jüngst eine Reihe von reizenden humoristischen Bildern darüber. Schon verschiedene Wetten sind auf dem Velociped gewonnen. Kürzlich hat ein Pariser den Engländern eine Wette von 10,000 Franken angeboten: daß er in drei Stunden auf seinem Podoscaphe von Boulogne über den Kanal nach Folkestone fahren werde — natürlich wird Engsland die Wette acceptiren — aber eine neue offeriren: in zwei Stunden von Folkestone nach Boulogne zu podoscaphen!

Den größten Triumpf hat die Velocipeden-Wuth aber doch am 1. November in Vordeaux ausgespielt. Ueber 5000 Personen waren zu Roß, zu Wagen, zu Fuß und zu — Velociped hinaus nach dem Vorbelaiser Park geströmt, um einem noch nie gesehenen Wettrennen beizuwohnen. Eine statliche Rennbahn war eingezäunt. Zuerst erschienen verschiedene junge Herren im Jockey-Kostüm auf — Velocipeden und schnurrten mit Windesbrile die Bahn entlang. Und doch fesselten sie nur im geringen Maße die Theilnahme des Publikums . . . mit Ungeduld sahen Alle dem zweiten Theil des Renn-Programms entgegen. Da stand ja mit großen Lettern:

Wettrennen von Damen.

Drei Preise:

1. Goldne Uhr; — 2. Goldne Medaille; — 3. Silberne Medaille.

Vier Damen genannt.

Und endlich erschienen diese vier Rennreminen auf ihren Velocipeden unter dem größten Jubel der Zuschauer:

Mademoiselle Louisa, gekleidet in einen rothen Rock, rothes Leibchen, rothe Narrenkappe mit goldener Troddel, die ihr bis auf die stark beloleiteten Schultern niederhängt.

Mademoiselles Julie, Amalie und Marion, gekleidet wie der Page in den Hugenotten.

Die Haltung der Velocipedistinnen läßt nichts zu wünschen übrig.

Nach einem sehr schönen gleichmäßigen Ablauf nahm Mademoiselle Louisa aber bald die Führung. Vergebens mühte Mademoiselle Julie sich ab, ihr den Rang abzulaufen . . . mit fast übermenschlicher Kraftanstrengung siegte Mademoiselle Louisa um eine halbe Radlänge.

Die dritte war Mademoiselle Marion. —

Die vierte Mademoiselle Amalie.

Mit großem Jubel wurde die Siegerin im Triumph zur Tribüne geleitet, um eine goldne Uhr in Empfang zu nehmen.

So geschehen am 1. November 1868.

Allerlei aus dem Gesängnisse.

Mitgetheilt von

F. F. Engelberg.

2. Der Fälscher.

Ich habe noch keinen Gefangenen beherbergt, der mit so heiterem Sinn die Schwelle des Gefängnisses überschritt, wie einen bis dahin sehr reich geltenden, angesehenen Kaufmann, der plötzlich der Wechselfälschung angeklagt war; ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage: er tanzte ladend und jubelnd darüber hinweg.

Als er sich in dem kleinen Raume umgesehen und außer Tisch und Bank nichts wahrgenommen hatte, da hörte er zwar auf mit Singen, aber er lachte so laut, daß es mir ganz unheimlich wurde. Ich dachte mir, daß das Gefängniß auch für einen Unschuldigen so furchtbar ernst sein müsse, daß wenigstens bei dem ersten Betreten ein Ergriffensein gar nicht unterdrückt werden könne.

Der Gefangene, dessen Namen ich nicht wiedergeben kann, weil er noch lebt, trat lachend dicht an mich heran, und lachend fragte er mich: „Ist das Arrest, Herr Inspektor, was Sie mir bieten?" — „Nein!" erwiederte ich kurz. — „Und was habe ich noch zu erwarten?" fragte er noch immer lachend. — „Einen Strohsack mit Deckt!" — „Sonst nichts?" — „Zunächst nichts mehr." — „Das ist allerdings wenig, indeß für einen genügsamen Menschen, wie ich bin, immerhin genug, um selbst auf einige Tage damit auszukommen." — „Aber auch auf länger?" fragte ich unwillkürlich ernst. — „Ich denke, daß ich dieß nicht nöthig haben werde," versetzte er leichtsinn. „Mein Hiersein ist lediglich Folge eines Mißverständnisses, das sich jedenfalls bald aufklären muß. Dann —"

Digitized by Google

Er vollendete nicht, was er hatte sagen wollen, er wendete sich rasch von mir ab und schritt in dem Gesangnisse auf und nieder; er lachte aber nicht mehr, und auch das Singen hatte er eingestellt, er war mit einem Male ernst und still geworden.

Das überraschte mich nicht. Die Lustigkeit konnte auf eine lange Dauer nicht vorhalten, sie mußte dem Ernste Platz machen. Die Umwandlung war nur zu schnell und eigentlich ohne zureichende Veranlassung eingetreten, sie konnte tief eingewurzelte Gewohnheiten nicht so urplötzlich über den Haufen werfen, den Charakter des Mannes nicht so mit einem Male ändern, sie mußte sich auf eine Täuschung gründen.

Mit diesen Gedanken trat ich aus dem Gesangnisse heraus, schloß die Thür ab, hing das große, schwere Vorlegeschloß mit Getöse in die dazu bestimmten eiserne Krampe, und entfernte mich mit festen, starken Schritten.

Jede Gefangnisthür hat eine kleine, mittelst einer Klappe geschlossene runde Oeffnung, welche den Zweck hat, das Thun und Treiben des Gefangenen zu beaufsichtigen. Die Klappe kann nur von Außen weggeschoben werden. Wird dieß leise und mit Vorsicht ausgeführt, so bleibt es innerhalb des Gefangnisses ganz unbemerkt.

Ich wollte wissen, wie dieser Gefangene sich nach meiner Entfernung benehmen werde, und hatte deßhalb diesen Trieb in der Thür zurück, schob die Klappe unhörbar fort und sah nun durch die kleine Oeffnung in das Gefangniß hinein.

Der Gefangene hatte sich auf die Bank gesetzt, seine Arme ruheten ausgestreckt auf dem Tische, der Kopf war tief auf die Brust herabgesunken, ich konnte nicht in das Gesicht sehen. Er verhielt sich vollständig regungslos. Ich hatte an Bild der tiefsten Niedergeschlagenheit, der größten Muthlosigkeit vor mir. Die Lustigkeit war also erheuchelt gewesen, sie hatte vielleicht den Dekuantel für eine große Schuld abgeben müssen, der Mann hatte vor mir Komödie gespielt.

Ich wartete wohl zehn Minuten auf eine Veränderung in der Stellung des Gefangenen, auf ein Zeichen von Leben, aber er verblieb unverändert in seinem dumpfen, starren Hinbrüten. Was er wohl denken mochte?

Die Klappe fiel unhörbar zu; ich hatte für dieß Mal genug gesehen.

Dieser Gefangene machte mir unendlich viel zu schaffen. Seine Verhaftung war ganz unerwartet ausgeführt worden und hatte großes Aufsehen gemacht, es wurde im ganzen Orte nur davon gesprochen. Schon am folgenden Tage landen sich eine Menge Leute bei mir ein und verlangten mit dem Gefangenen zu sprechen. Sie behaupteten sämmtlich, ihm Geld geliehen zu haben, und nannten nicht selten sehr erhebliche Summen. Später kamen auch Landleute mit gleichen Forderungen.

Es ist selbstverständlich, daß ich sie zurückweisen mußte.

Aus diesen Besuchen und den mir dabei gemachten Mittheilungen mußte ich entnehmen, daß der Gefangene angeblich viel Schulden und unverkäuflich mit fremden Geldern gewirthschaftet hatte. Ich konnte nicht begreifen, wie ihm das Geld von allen Seiten ohne jede Sicherheit hatte zugeschleppt, wie ihm dasselbe förmlich hatte aufgedrungen werden können.

„Das will ich Ihnen sagen," erwiderte mir ein Landmann auf meine Frage; „wir hielten die Sparkasse nicht für sicher, weil in F... der Neubau mit der Kasse durchgegangen ist. Viele von uns wollten auch mehr Zinsen haben; die Sparkasse gibt nur 3½ Procent, während der Herr, er meinte damit meinen Gefangenen, 4½ Procent zu zahlen versprach. Die Meisten aber wollten nicht wissen lassen, daß sie Ersparnisse machten. In der Sparkasse bleibt das aber nicht verschwiegen, die Behörde kann die Bücher einsehen oder einfach Auskunft fordern, und darnach Steuern und Abgaben erhöhen, wie dieß häufig geschehen ist. Nun allerdings sind wir belehrt und auch klurirt."

So lange mein Gefangener von den aufgenommenen Geldern nur die Zinsen zu zahlen hatte, konnte er nicht in Verlegenheit kommen. Als aber zufällig mehrere erhebliche Kapitalien zu gleicher Zeit zurückgefordert wurden, da mußten nothwendig Stockungen eintreten. Es kam noch hinzu, daß in der letzten Zeit die Darlehen nicht so zahlreich waren, daß also das Geld fehlte, mit welchem die Rückzahlungen hätten gemacht werden können.

Mein Gefangener konnte niemals über seine Vermögensverhältnisse, ebensowenig über seine Schuld, er wiederholte nur, daß seine Verhaftung aus einem Mißverständnisse hervorgegangen sein müsse. Sonst war er auffallend los, den Beamten gegenüber freundlich und heiter und stets aufgelegt, irgend eine komische Erzählung aus seinen Erlebnissen zum Besten zu geben. An sein Hauswesen und an seine Familie schien er gar nicht zu denken, er that so, als stehe er vollkommen in der Welt, als habe er außerhalb des Gefangnißhauses keinen Menschen, der Theil an ihm nähme.

Ganz anders war aber sein Verhalten, wenn er sich unbeobachtet wähnte. Ich habe oft durch die Thüröffnung sein Thun und Treiben unbemerkt belauscht. Es gewährte mir ein unbeschreibliches psychologisches Interesse, mit eigenen Augen zu sehen, wie ein Mann, der eben erst geschercz und gelacht, der in der launigsten und schwänkreichsten Weise mich unterhalten hatte, wenige Augenblicke später den größten Trübsinn anheimgefallen war, und entweder regungslos sich auf die Bank gesetzt, oder gegen die Wand sich gelehnt hatte und in diesen Stellungen dann stundenlang verbleiben konnte. Ich habe auch mehrere Male die Thür wieder geöffnet, was allerdings nicht ohne Geräusch und auch nicht ohne Zeitaufwand geschehen konnte, und bin dann unerwartet bei ihm eingetreten; die wenigen Sekunden waren aber alle Mal hinreichend, jede Spur von Niedergeschlagenheit zu verwischen. Der Gefangene trat mir dann stets mit sorglos heiterer Miene entgegen und zeigte sich beweglich, freundlich und gesprächig, wie vorher.

Das Mißverständniß klärte sich indeß nicht auf, die Haft hatte bereits über drei Monate gedauert, als der Gefangene wegen Wechselfälschung in Anklagestand versetzt wurde.

Die Verhandlung vor den Geschworenen war von großem Interesse und sehr zahlreicher Zuhörer am.

In dem Wechsel, der durch den Gefangenen gefälscht sein sollte, war bis auf die Namensunterschrift jedes Wort lesbar, mit fester Hand und schwarzer Tinte geschrieben. An der Stelle, wo die Namensunterschrift gestanden haben sollte, waren dagegen nur einige Striche von dunkler Färbung ohne alles Zusammenhang erkennbar.

Es wurde nun bekauptet, daß der Name mit Tinte, welche nach und nach verschwinde, absichtlich geschrieben sei, und zum Beweise dieser Behauptung sollte die Unterschrift durch ein chemisches Präparat vor den Geschworenen wieder hergestellt und die Aechtheit derselben in Leugnungsfalle sodann durch Sachverständige dargethan werden. Die Spannung bis zum Urtheilsspruch war allseitig.

Der Gefangene zeigte sich vor den Geschworenen genau so, wie im Gefängnisse in Gegenwart eines Beamten. Frei von jeder Gemüthsbewegung gab er lächelnd auf die ihm vorgelegten Fragen Antwort; es war an und in ihm keine Unruhe, keine Erregung wahrzunehmen, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß er allein ruhig zu sein schien, während die Humderte von Menschen, welche der Verhandlung beiwohnten und der Entwicklung mit einer gewissen Bangigkeit entgegensahen, nicht zu Stande waren, ihre Unruhe zu verbergen.

Der gefälschte Wechsel lautete über 1500 Thaler. Der Betrag sollte daß ganze ersparte und erbarbte Vermögen einer Wittwe umfassen. In ihrer Aussage versicherte diese, daß das Kapital ihr Nothpfennig habe sein sollen, und daß sie auf Anrathen eines guten Freundes daßselbe an meinen Gefangenen ausgeliehen, sonne, daß sie mit eigenen Augen gesehen, daß dieser den Schein unterschrieben habe. Der Name sei ganz deutlich und lesbar gewesen, aber nach etwa einem halben Jahre, als sie einmal zufällig den Schein zu Gesicht bekommen, zu ihrem großen Schrecken verschwunden. Sie versicherte mit der größten Bestimmtheit, daß der vorliegende Wechsel derselbe sei, welchen der Angeklagte in ihrer Gegenwart eigenhändig unterschrieben habe.

Diese Aussage fand nur eine andere Unterstützung in dem Zeugnisse einer alt'schen Dame, welche bekundete, daß sie der Wittwe vor dem Hause den Angeklagten begegnet sei, und daß diese ihr damals erzählt habe, sie wolle zu dem Angeklagten gehen und diesem Geld übergeben.

Die Sache lag so, daß mit großer Wahrscheinlichkeit die Freisprechung erwartet werden konnte; nur die Herstellung der Unterschrift vermochte eine Aenderung herbeizuführen.

Der Angeklagte stellte den Empfang des Geldes und die Ausstellung des Wechsels entschieden in Abrede, und räumte nur ein, daß die Wittwe eines Tages zu ihm gekommen sei und ihm Geld angeboten habe, daß sie aber auf die von ihm gestellten Bedingungen nicht habe eingehen wollen.

Endlich nahte die Entscheidung. Der chemische Sachverständige trat vor, ihm zur Seite befanden sich die Schriftverständigen, deren Thätigkeit mit dem Augenblicke beginnen sollte, in welchem es der Kunstfertigkeit des Ersteren gelang, die angeblich verschwundenen Schriftzüge wieder herzustellen. Während dieser die nothwendigen Vorbereitungen zu seinem Vorhaben traf, nahm der Angeklagte, der bis dahin aufrecht gestanden hatte, auf der Verbrecherbank Platz. Er stützte den Kopf durch Auflegen auf die rechte Hand, und sah theilnahmlos vor sich nieder.

Da ertönte mit einem Male stark der Angeklagte, wie von einer Feder emporgeschnellt, in die Höhe, die Hände klammerten sich krampfhaft um die Lehne der Bank, der Kopf beugte sich in der Richtung, in welcher der Sachverständige thätig war, weit vor, so daß ich fürchtete, er müsse das Uebergewicht verlieren und zu Boden fallen, die Augen hatten sich ganz ungewöhnlich vorgewölbt, sie waren starr, und in dem Gesicht drückte sich eine wahre Seelenangst aus.

Dem chemischen Sachverständigen war es nämlich gelungen, die Unterschrift wieder lesbar herzustellen, und das allmälige Starrwerden der Schriftzüge war von Anderssen der Ueberraschung und Freude begleitet. Dieß brach endlich den Trotz des Angeklagten.

Als ihm der Wechsel und seine Namensunterschrift vorgelegt wurde, wachte er unter lautem, krampfhaften Schluchzen vor den Geschworenen ein umfassendes Geständniß. Er erhielt sechs Jahre Zuchthaus.

Digitized by Google

Ein monumentales Wettrennen in Chicago. (S. 222.)

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

XIV.

Ein regelrechter Menschenjäger.

In der Ebromit von Donaldsono, wohin wir nun nach der Abfchweifung des letzten Kapitels mit dem Leſer zurückkehren, werden die Tage vom 10. auf den 12. März des Jahres 1860 als Tage der Aufregung geſchildert, wie ſie in einer ſüdlichen Stadt der amerikaniſchen Union noch nie früher erlebt worden ſeien und wie ſie auch in der fernſten Zukunft nicht mehr erlebt werden könnten. Dieſes Urtheil mag um vieleicht in ſeiner Allgemeinheit ſchroff und übertrieben erſcheinen, allein es bewegen ſchon zum Voraus als ganzlich unwahr zu verwerfen, dürfte doch weder nicht am Platze ſein, und ... Doch das Beſte wird wohl ſein, wir laſſen die Ereigniſſe ſelbſt ſprechen.

Schon am Freitag den 9. März gab es für die Bewohner von Donaldſono viel zu reden. Am Morgen dieſes Tages nämlich kam ein berühmter Sklavenjäger aus Neu-Orleans, der Cunning Mike — der raffinirte Michael — wie man ihn gewöhnlich nannte, mit ſeinen Hunden durch die Stadt, um einen Neger zu verfolgen, der von einer Plantage entflohen war, und am Sonntabend kehrte Mike wieder zurück, nachdem er den Sklaven richtig eingefangen und ſeinem Herrn wieder überliefert hatte. Weil er nun aber in der Nacht keine gute Gelegenheit mehr fand, nach Neu-Orleans zurückzureiſen, denn das nächſte Dampfboot paſſirte Donaldſono erſt den andern Morgen, ſo pog er es vor, im genannten Städchen über Nacht zu bleiben und wählte dazu natürlich den erſten Gaſthof, alſo welchem man ihm das Metropolitanhotel bezeichnete. Die Folge hievon war, daß ſich eine ziemliche Anzahl von jungen Männern im Bacroom, das iſt in der Trinkſtube des Hotels einfand, um dem großen Niggerjäger ihre Bewunderung zu zollen, und da derſelbe eine Menge von ſeinen auf der Menſchenjagd erlebten Abenteuern preisgab, ſo wurde die Sitzung der Zecher bis tief in die Nacht hinein verlängert.

Ein anderer Grund zur Aufregung lag darin, daß ebenfalls noch am Sptabend des 9. März ein anderer berühmter Mann, der Rechtsgelehrte Joſua Dampee aus Neu-Orleans, in Donaldſono anlangte und in demſelben Gaſthof, wie der Cunning Mike, ſein Abſteigequartier nahm, wo er von einigen der Anweſenden ſogleich erkannt wurde. „Es iſt Joſua Dampee, der erſte Advokat von Neu-Orleans, derſelbe, welcher den großen Prozeß für Miſſis Porker gewonnen hat,“ flüſterte nun Einer dem Andern zu und Jeder hätte um's Leben gern gewußt, was der vielbewunderte Jurift in Donaldſono zu ſuchen habe. Ja Einige, worunter beſonders Herr Porkins, ſeiner früher von uns ſchon genannte Advokat, der ſich in Donaldſono nach Herrn Porker's Tod niedergelaſſen hatte, zu nennen iſt, erlaubten es ſich ſogar, Herrn Joſua Dampee einzuladen, ſich an der Geſellſchaft in der Trinkſtube zu betheiligen, ohne Zweifel, weil ſie hofften, dadurch etwas aus ihm herauszukoken, und wurden nur immer ergichter auf Herrn Dampee's Bekanntſchaft, je rubiger derſelbe ihre Zudringlichkeit zurückwies. Allzulange übrigens ließ ſich Letzterer die Sache nicht gefallen, ſondern er zog ſich vielmehr, nachdem er ſeinen Nachtimbiß eingenommen, alsbald auf ſein Zimmer zurück und das Einzige, was ſich die Donaldſonoer Herren lohnen konnten erfahren zu haben, war das, daß Joſua Dampee ſo verſchloſſen ſei, wie ein Buch mit ſieben Siegeln.

Eine dritte, noch weit gewichtigere Urſache zur Neugierde machte ſich erſt nach Mitternacht geltend, als die Zechgeſellſchaft eben im Aufbruch begriffen war. Um dieſe Zeit nämlich fuhren zwei, je mit vier Pferden beſpannte Reiſewagen vor dem Hotel an und der Inhalt dieſer Wagen beſtand aus nicht weniger als drei Damen und ebenſovielen Herren, welche ſich ſofort ſämmtlich in den Damenſalon des Gaſthofs begaben, um dort zu warten, bis ihre Zimmer hergerichtet ſein würden. „Wer waren dieſe Leute und was wollten ſie in Donaldſono?“ Mein Gott, ſo lange mußte man doch noch bleiben, bis man dieß erfahren hatte, und man beſtürmte alſo die Kellner mit Fragen. Allein die Ausbeute zeigte ſich als nur ſehr wenig ergiebig. Was man nämlich erfuhr, beſtand einzig und allein darin, daß die Geſellſchaft von der nächſten Eiſenbahnſtation herkomme und ohne Zweifel in den nördlichen Staaten zu Hauſe ſei. Wenigſtens deute die Kleidung, die Sprache und das Benehmen darauf hin. Was dagegen der Zweck ihrer Reiſe ſein möge und ob ſich die Herren und Damen länger oder länger in Donaldſono aufzuhalten gedächten, darüber konnten weder die Kellner und der Wirth Auskunft ertheilen, denn die Fremden hüteten ſich, in dieſer Beziehung auch nur das geringſte Wort fallen zu laſſen. So mußten ſich denn die donaldſonoer Herren wohl oder übel mit dem Wenigen, was ſie erfuhren, zufrieden geben und auch die Letzten derſelben verließen endlich Nachts zwei Uhr das Metropolitanhotel; noch auf dem Heimweg aber beſprachen ſie laut genug die drei höchſt merkwürdigen Ereigniſſe des Tages und Viele von ihnen konnten darob nicht einmal zu einem geſunden Schlafe kommen.

Dieſer Schlaf übrigens ſollte auch bei den andern Bewohnern von Donaldſono nur ein ſehr kurzer ſein, indem gleich nach vier Uhr Morgens in der Hauptſtraße des Städchens ein ſo gräßlicher Lärm entſtand, daß über ihm ſelbſt ein Halbtauber aufwachen mußte. Alles horchte entſetzt, denn merkwürdig: man hörte zu gleicher Zeit das Getrappe von Pferden, das Fluchen von Männern, das Bellen von Hunden, das Knallen von Peitſchen und das Schreien von Weibern! Wie nun aber die Leute aus den Betten ſprangen und, die Köpfe zu den Fenſtern hinausſtreckend, einander zurufen, was es gebe, da theilte ſich Allen ein Sturm eine Kunde von ſo aufregender Art mit, daß die Meiſten in der nächſten Minute in den Kleidern waren, um ſelbſt an dem Tumulte auf der Straße Theil zu nehmen. Und worin beſtand nun jene Kunde? Um ſie dem Leſer begreiflich zu machen, müſſen wir nothwendig auf einige Stunden in unſerer Geſchichte zurückgreifen.

Den Tag zuvor, am Freitag Mittag, hatten ſich, wie der Leſer aus der Erzählung Ralph Mulgrave's erſehen haben wird, die beiden Freunde Caſardeau und Marigny in Tomsönn zuſammengefunden und dort unter Mitwirkung des Obcauſierers Terrible jenen Handel abgeſchloſſen, durch welchen die nächſte Erote der Pflanzung Beaujolaiſ zuſammen mit der Beibdienerin Miß Emily's das Eigenthum Marigny's werden ſollte. Nachher hielten ſie ein langes Zechgelage, zu welchem Maſter Terrible ebenfalls zugezogen wurde, und auf die Nacht erwarteten ſie ein Halbdutzend Genoſſen, mit denen ſie dann bis an den lichten Morgen Pharo ſpielen wollten. Solches war ihr Vorhaben; allein es ſollte ganz Anders kommen. Nachdem nämlich das Zechen einige Stunden gedauert hatte, merkte Maſter Terrible, daß es für ihn Zeit ſei, nach Beaujolaiſhaus zurückzureiten, denn er durfte dieſes doch nicht ganz ohne Aufſicht laſſen und außerdem mußte er ja den andern Tag abgemachtermaßen vor Sonnenaufgang paraat ſein, um ſeine Rolle bei der Ueberlieferung Letty's zu ſpielen. Somit brach er von Tomsönn auf, lange bevor die von Marigny beſtellte Pauſchbande angetroffen war, und ritt gemächlich, aber unter äußerſt vergnügten Gedanken, Beaujolaishaus zu. „Jetzt beginnt meine goldene Zeit,“ dachte er für ſich, „denn Monſieur Caſardeau iſt ein Mann nach meinem Sinn und wird mir über die Nigger und Niggerinnen freie Hand laſſen. Nun ſoll Philliß es noch länger wagen, mir Widerſtand zu leiſten! Ha und der Doktor, dieſer verdammte Abolitionift, er ſoll ſich einmal wieder einmengen, wenn ich einen Niggerhund peitſchen laſſe oder ihn zur Pumpe verurtheile! Gott verdamm mich, nur ich's ihm einmengen werde, beſtenfalls ...“ Noch hatte er nicht ausgeſprochen, ſo hörte er ein ſchaf galoppirendes Pferd, und faſt in demſelben Augenblicke ſprengte ein Reiter in der Richtung nach Beaujolaishaus an ihm vorüber. „Hol' mich der Teufel, der Doktor,“ rief er, denn er hatte trotz der Dunkelheit den Reiter erkannt, und dann ſpornte er augenblicklich ſein Pferd, um dem Andern zu folgen. „Ich will mich irren, was er in Beaujolaishaus ſuche,“ ſinnt er in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „und die Hölle ſoll gefangen, wenn ich ihn auf etwas Unrechtem ertappe.“

In immer gleich ſcharfem Tempo ritt er hinter dem Vorausſpringenden her und wie derſelbe, in der Nähe von Beaujolaishaus angekommen, vom Pferde ſtieg, ahmte er ſogleich ſein Beiſpiel nach, um auch fernerhin ſein Thun und Treiben zu beobachten. So gelang es ihm, die Zuſammenkunft des Doktors mit Letty zu erſpähen und ha! wie jubelte! ſogleich auf! „Brühwarm,“ ſchnurr er ſich zu, „ſollen ſie das Neſt aufheben, die Herren Caſadeau und Marigny, und dann wird dieſem Burſchen, den ich ſo ſehr haſſe, Beaujolaishaus für alle Zeiten verboten!“ Im vollſten Galopp ſprengte er nach Tomsönn zurück und in unglaublich kurzer Zeit hatte er das Wirthshaus erreicht. „Auf, auf, meine Herren Caſadeau und Marigny!“ ſchrie er den Beiden, welche noch immer hinter ihrer Bowle ſaßen, zu. „Während Sie hier teinken und rauchen, feiert der Doktor mit der Sklavin Letty eine Liebesſtunde, und das zierende Pärchen ...“

Er konnte nicht vollenden, denn wie wüthend ſprang Marigny auf und ſtoße ihn am Kragen. „Schurke, Du lügſt,“ brülte er. „Zage Kein oder ich bringe Dich um.“ Maſter Terrible ſagte aber nicht Kein, ſondern erklärte mit wenigen Worten den Sachverhalt und — mein Gott, welch' gräßliche Flüche die beiden Herren Marigny und Caſardeau ſept ausſtießen! Nach wenigen Augenblicken jedoch ſchon ſahen ſie ein, daß mit dem Fluchen allein nichts gethan ſei, und in einer Minute ſchon ſaßen ſie zu Pferde, um nach Beaujolaishaus dahinzuſprengen. Marigny und Caſadeau ſchworen, den Doktor auf der Stelle zu tödten, und ſie wieder das es auch gethan haben, wenn ſie keiner habhaft geworden wären. Die kühle Nachtluft aber brachte die Wüthenden wieder etwas zur Beſinnung und bald ſchenkten ſie den ernahnenden Worten des Maſter Terrible Gehör. „Wir müſſen ſie beſchleichen,“ ſagte dieſer, „ſo wie man

Digitized by Google

den Dieb in der Nacht behelfrieht, denn wenn wir mit Lärmen einreiten, so werden sie dadurch aufgeschreckt und der Doktor entkommt uns in der Dunkelheit."

Solches leuchtete den Beiden ein und darum, wie sie im Parke von Beaujolaisbaus angelangt waren, sprangen sie alle Drei von ihren Pferden und banden dieselben an niederhängenden Zweigen fest.

Drauf schlichen sie über den Rasenplatz sachte dem Herrenhause zu und schon glaubten sie gewonnen Spiel zu haben. Da vernahmen sie plötzlich den langsamen Schritt eines Pferdes und den Augenblick darauf entdeckte das scharfe Auge des Master Terrible den Doktor mit Letty vor sich im Sattel. Augenblicklich rannten sie jetzt nach ihren Pferden und die Jagd, wie sie sie bereits geschildert habe, nahm ihren Anfang. Im Walde kamen sie den Pferde vor ihnen immer näher und endlich, endlich überholte es Marigny. „Stek', Schurke," schrie er wild, „oder ich schieße Dich wie einen Hund über den Haufen." Zu gleicher Zeit griff er nach dem Zügel des Pferdes, daß sich willig fangen ließ, aber Himmel und Erde, was war das? Im Sattel saß Niemand und der Doktor war mit Letty verschwunden!

Die Wuth Marigny's überstieg alle Grenzen und er verwünschte sich und die ganze Welt. Nicht minder furchtbar tobte auch Cafardeau, und nur der Master Terrible bejahte seine Hoffnung bei. „Der Halunke," sagte er, „hat uns überlistet und sich mit Letty in den Wald geflüchtet. Aber zu Fuße kann er nicht weit kommen und mit ein paar guten Spürhunden werden wir sein Lager bald aufgestöbert haben."

„Also vorwärts nach Tomsinn," schrie Marigny, der sofort zu begreifen anfing. „Jem Sharper und seine Hunde sind uns gewiß, und sicherlich treffen wir dort auch noch Jagdgenossen."

Fort ging's jetzt wieder im schnellsten Galopp nach Tomsinn zu und Marigny hatte richtig geratben, sie trafen dort Jagdgenossen. Unzwischen nämlich waren sechs oder sieben junge Männer, meist Pflanzersöhne aus der Nachbarschaft — dieselben Gesellen, mit denen sie die Nacht hatten durchspielen wollen — in jenem Wirthshause eingekrochen, und wie diese hörten, um was es sich handle, rieten sie augenblicklich mit wildem Geschrei nach ihren Pferden. Ebenso bereit war Jem Sharper mit seinen Hunden, und nach wenigen Minuten schon brach die ganze Gesellschaft auf. Man ritt zuerst dahin, wo beim Beginn des Waldes der Doktor mit Letty noch deutlich gesehen worden war, und dann koppelte man die Hunde los. Sie suchten sofort nach der Fährte und bald schienen sie dieselbe gefunden zu haben. Sie führte dem Wege, den sie bisher verfolgt hatten, ab, geradezu in den Wald hinein, und somit wußten sie ihre Pferde hier zurücklassen, weil das Dickicht das Reiten nicht erlaubte. Natürlich wurde die Verfolgung dadurch etwas lahm gelegt, denn sie waren Alle keine besonders geübte Fußgänger und überdieß hinderte sie die Finsternis am schnellen Gehen; allein nach einer starken Stunde tauchen sie doch an dem schmalen Sumpfe, über welchen hinüber, wie bereits weiter oben geschildert, eine mächtige, umgestürzte Cypresse gleichsam eine natürliche Brücke bis zum helleren Wasser bildete.

Bisher hatten die beiden großen Hunde Jem Sharper's immer, ohne zu irren, eine und dieselbe Richtung verfolgt und auch jetzt sprangen sie, ein heiseres Gebell anstimmend, sogleich auf den Cypressenbaum hinauf. Doch, Donnerkeil, wie sie am Wipfel des Baumes angekommen waren, kehrten sie wieder zurück und suchten schnuffelnd am Ufer hin und her. „Such', such'," munterte sie Jem Sharper auf und wieder sprangen sie auf die Cypresse, aber nur um abermals an's Ufer zurückzukehren und von Neuem schnüffelnd auf- und abzurennen. Jem Sharper schüttelte den Kopf und wagte sich auf den schlüpfrigen Stamm. Vorsichtig einen Fuß vor den andern setzend kam er bis an den Wipfel, wo das klarere Wasser seinen Anfang nahm. Aber so sehr er auch seine Augen anstrengte, er konnte nichts sehen als Wasser und in weiterer Entfernung einige kleine Inseln, sowie das jenseitige Ufer. Vorsichtig schritt er daher zurück und munterte die Hunde abermalen auf zu suchen. Doch immer mit dem gleichen Mißerfolg. Zu endlich schlugen die verwirrten Thiere gar den Rückweg ein und voller Erstaunen sahen sich die sämmtlichen Jäger an.

„Gott verdammn mich, Jem," fluchte jetzt Herr Marigny; „Ihre Hunde sind keinen Heller wert."

„Die Hunde sind gut," entgegnete Jem Sharper, „aber der Teufel hat hier sein Spiel."

„Pah," sagte Monsieur Cafardeau verächtlich, „die Hunde haben von Anfang an eine falsche Fährte verfolgt. Sie sind ohne Zweifel den Spuren irgend eines Wildes nachgegangen."

„Die Hölle verschlinge die Bestien," tobte Marigny, mit dem Fuße den Boden stampfend; „all' die lostbare Zeit ist nun verloren und der schurkische Doktor gewann dadurch einen Vorsprung, den wir nicht mehr einbringen können."

„Aber was nun thun?" fragte ein Dritter. „Wir können die Verfolgung doch nicht aufgeben?"

„Ja hab's," rief plötzlich Monsieur Cafardeau. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht das Richtige gefunden habe. Erinnert Du Dich nicht, Bill, was ich Dir kürzlich über Mistreß Parker mittheilte? Zu ihr, dieser heimlichen Abolitionistin, hat der Doktor die Letty geflüchtet und er selbst sicherlich ebenfalls irgendwo in Donalbsono verborgen."

„Ohne Zweifel," stimmte Master Terrible bei. „Die Busenfreundschaft des Doktors mit Mistreß Parker ist ja sprichwörtlich und überdieß wohnen sie zusammen."

„Los also," schrie Marigny; „los nach Donalbsono! Wir wollen das Haus jener verdammten Abolitionistin von oben bis unten durchsuchen und wehe der Teufel noch die Behörden sollen uns daran hindern."

Alle waren damit einverstanden und sogleich wurde der Rückweg angetreten, derselbe, den die Hunde bereits eingeschlagen hatten. Es nahm aber natürlich wieder eine geraume Zeit in Anspruch, bis sie den Platz erreichten, wo die Pferde von einigen Dienern bewacht standen, und schon ging es der Morgendämmerung zu, als sie endlich im Sattel saßen. „Vorwärts," schrie jetzt Marigny, dessen Wuth sich über die lange Verzögerung noch erhöht hatte; „vorwärts, was das Zeug hält, und Sie, Jem Sharper, rufen Ihre Hunde zu sich, daß sie uns durch ihre Quersprünge nicht mehr hindern."

Und vorwärts ging's, was das Zeug hielt, freilich im Anfang, des schmalen und holprigen Weges wegen, noch immer nicht so schnell, als es Marigny gewünscht hätte; später aber, als man sich auf der breiten Straße befand, die nach Donalbsono führte, im sausenden Galopp und unter wildem Schreien und Fluchen. Etwas nach vier Uhr Morgens erreichten sie Meier Donalbsono und unter noch wilderem Geschrei als bisher begannen sie vor die Wohnung der Mistreß Parker, wo sie unter gräßlichen Flüchen Einlaß begehrten. Natürlich aber ward ihrem Begehr keineswegs sofort entsprochen, sondern die Bewohnerin des Hauses, Mistreß Parker, und ihre Dienerinnen rissen, zum Tode erschrocken, die obern Fenster auf und riefen laut und dringend um Hülfe. Dazu kam dann noch das Gebell der sämmtlichen Hunde des Städtchens, welche einstimmig ein furchtbares Konzert anstimmten, sowie die vielen Flüche und Schreie, welche die nächsten Nachbarn und Nachbarinnen von Mistreß Parker ausstießen, und mit Einem Worte, es entstand ein solcher Höllenlärm, daß selbst ein Todter davon hätte erweckt werden können. Kein Mensch in ganz Donalbsono konnte daher theilnahmlos bleiben, und wie man vollends erfuhr, aus welchem Grunde die Herren Cafardeau, Marigny und Genossen eine so furchtbare Gesetzlosigkeit ausführten, da war an der Stelle der bloß oberflächlichen Theilnahme die grengenlosester Aufregung und eine fast nicht zu bewältigende Neugierde.

Daß nun unter so bewandten Umständen, welche ganz Donalbsono auf die Beine brachten, die Gäste und sonstigen Bewohner des Metropolitanhotels zu Gast Stead ebenfalls nicht im Bette bleiben, versteht sich wohl um so mehr von selbst, als das Hotel seine zweihundert Schritte von dem Hause der Mistreß Parker entfernt lag, und man konnte daher im Frühstückszimmer des Gasthofs bereits um halb fünf Uhr Morgens zahlreiche Gesellschaft finden. Natürlich übrigens nur von Herren, denn die Damen hatten in der kurzen Zeit mit ihrer Toilette nicht fertig werden können und belagen daher soviel Schicklichkeitsgefühl, auf ihren Zimmern zu bleiben. Eben aber, weil keine Damen zugegen waren, benahmen sich die Herren um so ungenirter und bald wurde die Dienerschaft unter ihnen aber wenigstens unter den Meisten von ihnen eine sehr lebhafte. Noch mehr steigerte sich diese Lebhaftigkeit, als nun auch einige donalbsonoer Herren, den Advokaten Parkins an der Spitze, eintraten und sich ebenfalls an der großen Haupttafel niederließen, um sich ein Frühstück geben zu lassen.

„Wie steht's?" rief ihnen Einer lebhaft entgegen. „Haben sie die flüchtige Sklavin gefunden oder vielleicht gar ihren Entführer, den Doktor Cutsif oder wie er sonst heißen mag?"

„Den Doktor Cutsaf meinen Sie," entgegnete der Advokat Parkins, „denn so heißt der schamlose Mensch. Nein, sie haben ihn noch nicht, und ebensowenig die mit ihm entflohene Dirne. Aber im Hause sind sie jetzt, davon überzeugte ich mich mit meinen eigenen Augen, und nun wird das Resultat nicht lange auf sich warten lassen."

„Wie sind sie denn hineingekommen?" fragte ein Dritter. „Oeffnete ihnen Mistreß Parker freiwillig?"

„Nein, das that sie nicht," erwiederte der Advokat, „aber zu ihrem eigenen Schaden, denn die Herren Cafardeau und Marigny wußten eine Art herbeizuschaffen und zerschlugen damit die geschlossene Hausthüre."

„Und hoffentlich," lachte Cunning Mile, welcher ebenfalls an der Tafel saß, „werden sie im Innern des Hauses die Art auch ein Bischen walten lassen, denn die saubere Mistreß verdient es nicht besser, als daß man ihr ihren ganzen Quark in Trümmer gehen läßt."

„Ich aber," sprach sofort ein Anderer der am Tische sitzenden Herren mit großem Ernste, „ich erkläre, daß das ganze Vorgehen der Herren Cafardeau, Marigny und Genossen eine gesetzlose Gewaltthat ist, und ich

Digitized by Google

gerecht dem Major dieser Stadt keineswegs zur Ehre, nicht längst kraft seines Amtes eingeschritten zu sein."

„Ha!" schrie Cunning Mike, „das ist die Sprache eines verdammten Abolitionisten. Doch," setzte er dann gleich in einem ganz andern Tone hinzu, als er den, welcher soeben sich auf die besagte Art geäußert, bei Näherem betrachtete, „ich bitte um Entschuldigung, Herr Josua Damper, ich weiß wohl, daß dieser Vorwurf Sie nicht trifft, und wollte bloß andeuten, daß . . . daß . . ."

„Daß Sie gesetzliche Handlungen billigen," ergänzte Josua Damper kalt, als der Andere hier stockte. „Uebrigens weiß ich wohl, Sie sind nicht der Einzige, der so denkt, sondern viele Tausende hier im Süden stehen auf Ihrer Seite und dieß ist es eben, was man und im Norden mit Recht vorwirft."

„Es gibt aber," wandte Mister Parkins ein; „es gibt, sage ich, Fälle, wo man nothwendig selbstthätig eingreifen muß, weil das Gesetz nicht schnell genug wirkt, oder nicht weit genug geht, oder . . ."

„Das Gesetz," unterbrach ihn Josua Damper mit Nachdruck, „ist die einzige Rechtskraft für die Bürger eines freien Staates und wenn ein Rechtskundiger gegen dieſen Satz sich auflehnt, so macht er sich seines Standes unwürdig."

Herr Parkins ließ sich auf die Lippen, doch ohne eine Sylbe zu erwiedern; Herr Josua Damper dagegen griff nach einer Zeitung und nahm an dem weiteren Gespräch keinen Antheil mehr.

Während nun dieß an der großen Tafel vorging, saßen abgesondert an einem kleinen runden Tische zwei Herren, ebenfalls mit ihrem Frühstück beschäftigt und wie es schien, so gänzlich in dasselbe vertieft, daß sie nicht einmal hörten, was an der Tafel vorging. Sich schien aber nur so, denn in Wirklichkeit horchten sie auf jedes Wort und warfen sich oft bedeutsame, obwohl heimliches Blicke. Endlich flüsterten sie leise eine Minute lang zusammen und dann zog der Eine von ihnen sein Notizbuch hervor, nm auf ein weißes Blättchen, das er herausriß, schnell einige Worte zu schreiben.

„Ist der Herr," sagte er darauf zu einem der schwarzen Aufwärter, den er herbeiwinkte, „ist der Herr dort, den sie Josua Damper nennen, ein Rechtsgelehrter aus New-Orleans?"

„Ja wohl," erwiederte der Kellner, „ein berühmter Rechtsmann. Kam erst gestern Nacht hier an. Kann aber nicht sagen warum."

„Gut, so geben Sie ihm dieß," befahl sofort der Schreiber des Billets, indem er dasselbe dem Kellner reichte, und stand zugleich auf, um mit seinem Genossen das Zimmer zu verlassen.

Einen Augenblick später sah Josua Damper folgende Worte: „Ich wünsche Sie sogleich zu sprechen. Zimmer Numero zehn. Joe Jenkings:" sowie derjelbe aber die paar Worte gelesen, verließ er ebenfalls schnellstens den Salon. Gleich darauf stand er den Inhaber des großen Geschäfts in der Broadstreet von New-York gegenüber und dieser beeilte sich, ihn mit seinem Gerathen bekannt zu machen.

„Mein Schwager, Benjamin Benton," sagte er, „ein früherer Kollege von Ihnen."

Herr Josua Damper warf einen anmerksamen Blick auf Benjamin Benton und gab ihm dann freundlich die Hand. „Wir kennen uns von früheren Zeiten her," meinte er, „obwohl nicht persönlich, sondern nur in geschäftlicher Beziehung. Doch," wandte er sich wieder an Joe Jenkings, „um was handelt es sich? Für Nichts und wieder Nichts," lächelte er, „klirren Sie mich nicht von New-Orleans hierher."

„Mein Schwager Ben sol Ihnen die Sache auseinandersetzen," erwiederte Joe Jenkings, indem er auf Benjamin Benton hinwies.

„Es ist," sprach der Letztere, „ein sehr eigenthümlicher Fall, für den wir Ihre Hülfe in Anspruch nehmen; allein ich hoffe, Ihnen denselben doch mit wenigen Worten klar machen zu können, sodaß Sie erst hinterher Brief gelesen haben."

So sprechend überreichte er ihm das Schreiben, welches Mistreß Parker vor acht Tagen an ihre Freundin Missis Livingstone in Hoboken gerichtet hatte, und Josua Damper begann es augenblicklich mit großer Aufmerksamkeit zu studiren. Merkwürdig aber — im Anfang war das Gesicht des Mannes ganz gleichmüthig, ohne irgend Sympathie zu verrathen; allein je weiter er las, um so mehr trat Leben in seine Züge und dieses Leben verwandelte sich schließlich in eine sichtliche Aufregung.

„Ha!" rief er, als er mit dem Schreiben zu Ende war. „Hat sich die Mutter des Mädchens gefunden?"

„Sie ist mit uns hierher gereist," erwiederte Benjamin Benton, „um ihre Tochter zu reklamiren und Sie können sie jeden Augenblick sprechen."

„Und das Kindermädchen Poll?" fragte Josua Damper weiter.

„Befindet sich ebenfalls bei uns im Hotel," war die Antwort Benjamin Benton's. „Und nicht bloß dieß, sondern wir haben sogar einen Augenzeugen des Raubs mitgebracht, welcher genau angeben wird, wie es dabei zuging, und wohin das gestohlene Kind gebracht wurde."

„Ein außerordentlicher Fall," rief Josua Damper, sich von Verwunderung die Hände reibend; „ein wirklich ganz außerordentlicher Fall, obwohl ich nicht sagen will, daß nicht ähnn Aehnliches vorgekommen sei. Aber wissen Sie auch, daß das Mädchen, welches Sie . . . Hergott," schrie er aufspringend und zum Fenster hin rennend, „was bedeutet der neue Lärm? Am Ende haben sie das arme Kind und ihren Entführer gefunden."

Auch die beiden Andern eilten nun an's Fenster und es war in der That der Mühe werth, daß sie es thaten. Unter fürchterlarem Geschrei nämlich wälzte sich eine große Menschenmenge die Straße herab und mitten darin befanden sich die Herren Cofardeau, Marigny und Genossen, die Helden der heutigen Nacht. Der Zug aber ging offenbar von dem Hause der Mistreß Parker aus und nahm seine Richtung gegen das Metropolitanhotel zu.

„Sie kommen hierher," murmelte Josua Damper in einem sehr unwilligen Tone; „aber, sehr er sogleich kam und freudig hinzu, „o wahr Gott lebt, sie haben nichts gefunden, weder den Entführer noch die Entführte. Richter Lynch kannte also bis jetzt seine Rolle nicht spielen."

„Richter Lynch!" rief Benjamin Benton erbfassend. „Sie werden doch nicht sagen wollen . . ."

„Ich will sagen," unterbrach ihn Josua Damper hastig, „daß wenn jetzt eben der Doktor Tutcaff und das Mädchen, das er entführt haben soll, — und es wird Ihnen längst klar geworden sein, daß dieß dasselbe arme Kind ist, dessen Freiheit Sie reklamiren wollen — also ich sage, daß wenn das flüchtige Paar gefunden worden wäre, allobald Lynchjustiz an ihm ausgeübt worden sein würde, denn Lynche wie die, welche in das Haus der Mistreß Parker eindrangen, um es zu durchsuchen, sind zu allen Gewaltthaten fähig. Aber nun schnell in das Schenkzimmer hinab. Wir dürfen diese Rauereien keinen Moment lang mehr aus den Augen lassen."

Rasch eilte er zur Thüre hinaus und ebenso rasch folgte ihm Joe Jenkings mit seinem Schwager Benjamin Benton. Kaum aber waren sie unten angekommen, so wurde die Thüre weit aufgerissen und gefolgt von einem ganzen Schwarm von Bewunderern traten die Herren Cofardeau und Marigny mit Jem Sharper und ihren übrigen Genossen ein.

„Mir ein Glas Genever," befahl Bill Marigny, indem er an den Schenktisch trat; „aber voll bis zum Rande und dann einen Trunk für die ganze Gesellschaft."

Der Kellner beeilte sich, seinem Befehle nachzukommen und füllte ihm ein großes Glas bis an den Rand; Marigny aber stürzte es auf Einen Zug hinab und ließ es sich dann zum zweiten Male vollschenken.

„Der Zorn hat mich vollständig aufgetrocknet," murmelte er mit einem wilden Flucke; „es ist aber auch zum Rasendwerden! Nirgends eine Spur von ihnen!"

Jetzt trat der Advokat Parkins hart an ihn heran, um ihm einige Worte zuzuflüstern und, nachwinkte, dieie wenigen Worte erregten seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Ja es war sogar, als ob ein Blitz der Freude über sein bisher ganz wuthverstelltes Gesicht hinleuchtete und wie suchend Augen seine Augen über die ganze Versammlung hin.

„Man sagt mir soeben," sprach er sofort mit lauter, Alles übertönender Stimme, „daß Master Mike, der berühmte Niggerjäger von New-Orleans, hier anwesend sei. Ist dem so, so bitte ich ihn, sich zu mir zu bemühen."

Alsbald entstand ein Gestüster unter den Anwesenden und die Blicke der Meisten richteten sich auf einen noch ziemlich jungen Mann, welcher nachlässig an einem Pfeiler des großen Salons lehnte. Der junge Mann aber, den ich dem Leser bereits unter dem Namen Cunning Mike vorgestellt habe, blieb ganz ruhig auf seinem Platze, ohne sich auch nur im Geringsten zu rühren.

„Ich denke," meinte er kalt, fast spöttisch, „wer ein Bedürfniß hat, mich zu sprechen, wird wissen, daß Cunning Mike Niemanden aufsucht, sondern sich immer aufsuchen läßt."

Bill Marigny biß sich auf die Lippen und seine Stirnader schwoll wieder zornig an; aber im Momente sich bezwingend ging er auf Master Mike zu und sprechte ihm die Hand entgegen.

„Sie also," rief er, „Sie sind der Mann, welcher in der Jagd auf Schwarzwild schon so Großes geleistet hat? Kellner, noch zwei Glaser Genever; ich muß mit Herrn Mike auf seine Gesundheit anstoßen."

Der Genever kam und die Gesundheit wurde getrunken. Damit kam aber auch sogleich das Gespräch in Gang.

„Sie haben Ihre Hunde bei sich?" fragte Bill Marigny.

„Ich sagte gestern," erwiederte Cunning Mike bedeutsam.

„Und Sie waren glücklich?" fragte Bill Marigny weiter.

„Ich fing den flüchtigen Neger," war die kurze Antwort, „und liefere ihn seinem Herrn zurück."

„Und . . . und . . . nun kurzweg, was haben Sie heute vor?" fuhr Bill Marigny fort. „Ich dächte, wenn Sie über Ihre Zeit gebieten

Digitized by Google

könnten, so ließen Sie sich von mir engagiren. Sie wissen ohne Zweifel, wen ich suche."

„Ich habe davon gehört," meinte Master Mike mit einem Achselzucken. „Was aber Ihr Angebot-mich zu engagiren betrifft, so habe ich Ihnen zu erwidern, daß ich kein Handwerker bin, der um Geld arbeitet."

„Aber," rief Bill Marigny, „Sie lassen sich doch für Ihre Mühe bezahlen?"

„Nie," sprach Cunning Mike mit Würde. „Ein Gentleman läßt sich nie schablen. Aber wir wollen die Sache mit einer Wette kurz abmachen. Spitze ich dab Pärchen aus, das Sie verfolgen, so haben Sie zweitausend Dollars an mich verloren; finde ich es aber nicht, so erhalten Sie dieselbe Summe von mir. Ist Ihnen das so recht?"

Ein Gemurmel des Erstaunens ging durch den Salon und auch Bill Marigny war sichtlich überrascht. „Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu sein," sagte er; „allein nur um so besser. Hier meine Hand; die Wette gilt."

„Hat sonst noch Jemand Lust zu wetten?" fragte nun Master Mike, indem er die sämmtlichen Anwesenden mit einem herausfordernden Blicke maß.

„Ja ich," erwiderte Jem Sharper vortretend. „Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Sie von der Niggerjagd mehr verständen als ich. Also es gilt dieselbe Summe."

Ohne zu zaudern schlug Master Mike ein und sein frohes Lächeln bewies, daß er das Geld als bereits gewonnen betrachtete. „Sonst Niemand mehr?" fragte er dann nochmals; allein Alles blieb stumm.

„Bis warm soll die Jagd beginnen?" wandte sich jetzt Herr Cafarbeau, der bisher kein Wort gesprochen hatte, an Master Mike. „Ich denke, da man nicht wissen kann, ob sie kürzere oder längere Zeit andauert, so nehmen wir uns vorher Zeit zu einem ordentlichen Frühstück."

„Ganz mit Ihnen einverstanden," nickte Master Mike, „und nun, meine Herren," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wer nur irgend von Ihnen die Jagd mitmachen will, ist freundlichst eingeladen. Nur muß er sich meinen Anordnungen fügen."

Mehrere traten vor, um den Master Mike anzuzeigen, daß sie von seiner Einladung Gebrauch machen wollten, und mertwürdigerweise vor Allen als der Erste Herr Josua Harper, nachdem er mit Joe Jenkings und Benjamin Benton eine kurze Rücksprache genommen. „Ich habe hier," sagte er, „zwei Freunde aus New-York, welche mit unsern Institutionen ganz ausnehmend sympathisiren und daher entzückt darüber sind, einmal eine Niggerjagd mitmachen zu können. Besonders," setzte er sich verbeugend hinzu, „da ein so berühmter Mimed, wie Cunning Mike, die Leitung derselben übernommen hat."

„Sie sind höchlich willkommen," erwiederte Master Mike sich ebenfalls verbeugend, „und ich hoffe, der Wirth kann Ihnen gute Pferde verschaffen."

Nach einer kleinen halben Stunde war Alles parat und einer der Reiter nach dem andern, ihrer im Ganzen wohl zwanzig, erschien auf dem Platze vor dem Hotel. Die ganze Straße entlang aber standen die Menschen Kopf an Kopf und kein Fenster der benachbarten Häuser war unbesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Scherze.

Gesammelt von **Franz Wallner.**

Loyale Gesinnung. Als der österreichische Reichskanzler Herr Baron von Beust jüngst eine Reise durch Ungarn machte, trat ihm am Bahnhofe einer kleinen Stadt eine Deputation zur Begrüßung entgegen. Der Ortsvorsteher brachte in etwas schwer verständlichen Thatsachen die Freude der Bewohner des Städtchens aus, den großen Minister in ihren Mauern zu sehen. „Nun," sing Beust, „sind Sie denn jetzt zufrieden?" — „O ja, Excellenz, wir sind jetzt sehr zufrieden." — „Nun, und die Stimmung, die Gesinnung hier die Regierung, wie ist denn die jetzt?" — „O, Excellenz, Stimmung ist sehr gut, nur Aerger und Animosität sind noch zwei schwarzseelige Bestien, die wer'n wir nächstens verschlagen, aber bei uns Andern ist Gesinnung sehr gut."

Noch ein Städtlein von Saphir's Witz. Saphir hielt nach der Krönung des Königs Otto von Hannover eine Vorlesung, die bei Beifall des Monarchen in solchem Grade erregte, daß er den Dichter zu sich rufen ließ. Nachdem dem Sr. Majestät das allerhöchste Wohlgefallen über seine Leistung ausgedrückt, forderte der König Saphir auf, irgend einen guten Witz zu machen, da die Journalisten, wie man hier, seine größte Stärke sei. „Gestatten mir Eure Majestät, ehrfurchtsvoll eine Frage an Sie zu stellen?" war sogleich Saphir's Antwort.

„Ja wohl, fragen Sie!" — „Majestät, was ist Ihnen lieber, die Krone oder das Leben?" — „Sonderbare Frage, was trägt mir die Krone ohne das Leben? Natürlich ist mir alle das Leben lieber, als die Krone." — „Aber, Majestät," erwiderte mit Lächeln höchlich Saphir, „warum haben Sie sich denn jüngst die Krone genommen, und nicht das Leben?"

Ein unglücklich Liebender. „Haben Sie schon wahrheit gelebt?" sing eine Schöne einem betrunken Bewunderer. — „Ich stand ich in dem Wahn zu lieben," antwortete dieser, „aber nur seelschmal habe ich wahrheit gelebt."

Alles und Neues.

Vom zweiten Tenor bis zum Theaterdichter. Es war in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts. Im Hoftheater zu Braunschweig hatte ein Vorstellung des Dramas: „Der Mann mit der eisernen Maske" stattgefunden. Einige Schauspieler, die in diesem Stücke mitwirkten, kleideten sich in einer gemeinschaftlichen Garderobe aus, dammter auch Berger, ein Mann von vierzig Jahren, der zweite Tenoraristen sang, und auch ein Schauspieler Heine Rollen spielte. Wen wundert es, daß das eben dargestellte Stück, und der bekannte Schluß äußerte: „Wie oft hat die Bastille zu Trauerspielen und ernsten Stücken herhalten müssen; es wäre gewiß, einmal Neues, wenn ein Dichter die Bastille zu einem lustspiel benutze." In Berger's, des sogenannten Schauspieldirektors, heult es sich nieder an den allgemeinen Gesprächen Theil nahm, empfänglichste Seele sich diese Rede wie ein glühender Pfeil traf. Er hatte bis jetzt in einsamen Stunden Reine Gedichte geschrieben, Naturdichter und Gelehrtenstudirte, aber noch nie etwas veröffentlicht, noch eine größere Arbeit versucht. Bei seiner reichen, wissenschaftlichen und musikalischen Bildung konnte er sich in seiner untergeordneten Stellung am Theater nicht wohl fühlen, und dies war der Grund seiner Schwermuth. „Die Bastille — ein Lustspiel!" — Dieser Gedanke ließ ihn nicht schlafen! — „Auch ich bin Dichter!" Trieste sich in seiner Seele hervor, und — noch drei Wochen überreichte er dem Regisseur Schütz ein vierattiges Lustspiel: „Die Bastille". Dieser las es, staunte, und wollte an den Autor nicht glauben! Er bedauerte, es sei eine Uebersetzung aus dem Französischen. Doch Berger überwürfte ihn vom seiner ersindlichen Autorschaft. Das Stück wurde in Braunschweig gegeben und machte seinen Weg über alle deutschen Bühnen. Im allen königlichlichen Theater zu Berlin war es ein Kassenstück, wie heutzutage nur noch Possen mit Gesang einen ähnlichen Erfolg setzen erreichen. Das Stück trat in Wien bat erst in diesem Jahre 1868 „Die Bastille" als Novität gebracht. Der erste Erfolg wurmerte G. P. Berger auf. Er setzte in glücklicher Häuslichkeit mit seiner trefflichen Gattin, einer zarten Schönheit und poetischen Dichterin Adelheider, sinniger und dustender Erinnerungsstatuen, und mit einer blendenden Reihe reizenden Töchter, die später sich als Malerin in München und Rom ausgezeichnet. Berger's Frau war eine Tochter des bekannten Theaterdirektors Pichler. Diese Frau war seine liebevolle Kritik. Ihr las er am Abende vor, was er am Tage geschrieben hatte, und was ihr nicht gefiel, das Unterte er nach ihren Anforderungen. Der „Bastille" folgte eine Reihe Lustspiele von G. P. Berger, von denen „Maria von Medias" und „Jan Bart am Hofe" sich in die Bühnenliteratur eingebürgert haben. Letzteres ist mit einer Skizze des Humors und mit einer Kenntniß des ernsten ehrlichen Bürgers geschrieben. Die Berger's Ehe kaltet und den wilden Sturm seiner Frau betrauben. Auch Opernreize dichtete Berger, so: „Der Kanonjäger von Damiin" für Gläser und „Der Pulverdiener" für Lindpaintner. Nach dem frühen Tode seiner Frau verließ er das Theater und wurde Bemerkungsstatt in Attetting. Als solcher starb er vor etwa zehn Jahren.

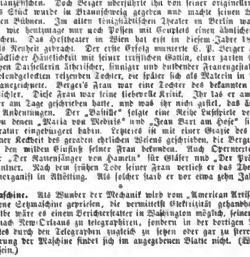
Schmaschine. Als Wunder der Mechanik wird vom „American Artisan" eine neu erfundene Schmaschine gerühmt, die vermittelt Elektrizität gehandhabt wird. Durch dieselbe wäre es einem Zeitungsleser in Washington möglich, seinen Bericht nicht bloß nach New-Orleans zu telegraphiren, sondern in der dortigen Druckerei seines Blattes durch den Telegraphen sogleich zu setzen oder gar zu verewigen. Eine Erklärung der Maschine findet sich im angezogenen Blatte nicht. (Wird wohl Schwindel sein).

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Eckhardt** in **Pforzheim.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 180:

Weiß.	Schwarz.
1) S. G6—F4	2) Beliebig.
2) D. oder S. setzt Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Nr. 20.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
9 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

In der Ballus.

Kriminalgeschichte
von
J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Sie vergaß alles Andere. Sie sah nur den strauchelnden Bruder. Sie glaubte ihn schon sinken zu sehen. Sie wollte zu ihm stürzen, ihm die Hand reichen, ihn wieder emporziehen.

Er war schon wieder oben. Kaum strauchelnd, kaum verspürend, daß er mit dem einen Fuß einsinken könne, hatte Maurus Jägerleit, zugleich kräftig und gewandt, wie er war, sich auf die Seite zurückgeworfen, wo der andere Fuß noch den festen Boden fühlte. Er war gerettet. Aber er trat zurück von dem gefährlichen Pfade, auf dem schon die wenigen Schritte, die er darauf gemacht, den Tode ihn fast überliefert hatten. Er blickte zweifelnd nach der Stelle, die er verlassen hatte. Sollte er noch einmal den Versuch machen? Noch einmal das Wagestück unternehmen? Er stand davon ab. Er kehrte mißmuthig an den Rand des Waldes zurück. Dort blieb er stehen, mit sich berathend, was er nun beginnen solle. Vielleicht erwartete er auch Jemanden; er legte sich unter einem Baume auf das Moos.

Er lag dort lange. Seine Schwester kam dadurch in eine schwierige Lage. Er war nur die kurze Strecke von ihr entfernt. Es herrschte rund umher die tiefste Stille. Wie sie sich rührte, hatte er sie gehört. Er mußte das Blatt hören, das von dem Eschenbaume fiel, unter dem sie stand. Er mußte sie sehen, wenn sie nur einen halben Schritt weit von dem Stamme des Baumes, der sie verbarg, zurück oder zur Seite treten wollte.

Er hatte Jemanden erwartet. Ein Reiter kam mit einem leeren Handpferd durch den Wald gejagt, aus derselben Gegend, aus welcher Eine und vorher ihr Bruder Maurus gekommen waren. Er hielt vor der Ballus. Es war ein Litthauer. Maurus sprang auf, eilte zu ihm.

„Gut, daß Du kommst, Mix; wir haben einen weiten Weg und der Abend naht."

„Du hast den Pfad nicht gefunden, Maurus?"

„Ich fand ihn wohl, aber ich konnte ihn nicht verfolgen. Ich hatte meinem Gedächtnisse zuviel zugetraut. Zweimal hatte ich ihn mit meinem Vater gemacht. Ich war ein Knabe. Mein Vater hatte mir ver-

Mutter und Kind.

Am Mutterherzen liebewarm —
Das ist des Kindes Königthum!
Geschaukelt von dem Mutterarm,
Wie macht ein Falter reich es schon —
Glückliches Kind!

Aus Kindesaug' ein Sonnenblick —
Wie lächelt da die Mutter hold,
Ihr höchster Stolz, ihr süßestes Glück,
Ihr Evendank ist ja ihr Kind —
Glückliche Mutter!

Digitized by Google

sprochen, später, wenn ich groß sei, mich zu lehren, wie ich ihn finden, woran ich ihn erkennen könne. Ich wollte das selbst lernen. Ich achtete auf jeden Blick, auf jeden Schritt meines Vaters, auf jedes Hälmchen Haidekraut, das seine Augen prüfend anstauten, auf jedes Krüstchen Erde, auf das sein Fuß trat. Das erste Mal konnte ich schon, als wir in der Mitte des Moores waren, das Richtige errathen; als ich das zweite Mal mit ihm ging, wußte ich sicher die feste Erdecke von der losen, durchbrechenden zu unterscheiden. Ich hatte gedacht, ich könne das heute noch. Aber ich war seit jener Zeit nicht wieder hier gewesen. Der Schmuggel, das Andere beschäftigte mich in andern Gegenden. Ich wollte auch nicht verrathen, was das Geheimniß meines Vaters gewesen war. Er hatte seinen Fluch darauf gelegt. Ich fand heute den Weg wieder, aber ich hatte die Zeichen verloren, an denen ich ihn weiter erkennen konnte. So wußten wir um die ganze Dallus herumreiten. Ich hatte es gefürchtet. Wir werden indeß noch früh genug kommen."

Mannus Jürgeleit schwang sich auf das leere Handpferd. Beide Littauer sprengten an dem Rande der Dallus entlang, nicht nach der russischen Seite, sondern tiefer in Preußen hinein. Sie wollten in solcher Weise wohl auf der andern Seite des Moores nach Rußland zurück, und dort den Offizieren, die sie mit ihrem Gefolge verlassen hatten, entgegenkommen.

Durch die Dallus hätte Mannus Jürgeleit freilich einen weit kürzeren Weg gehabt, wenn er ihn wieder erkannt hätte.

Eine halbe Stunde hatten sie geritten, da sprach der Preuße:

„Ich wollte Dich durch die Dallus führen, Dir zeigen, wie Du den Weg erkennen könnest, Dir dann das Andere überlassen."

„Und jetzt, Gine?"

„Ich werde Dich nicht hinführen."

„Du willst dem Deutschen den Weg der Litthauer nicht zeigen?"

„Du bist kein Deutscher, Werner. Ich habe einen andern Grund. Der Pfad ist für ein Auge, das seiner nicht ganz kundig ist, schwer zu finden. Ich überzeugte mich davon. Ihr würdet ihn in der Nacht gehen müssen. Ich darf nicht drei Menschenleben in den Tod schicken, Deinen am Wenigsten, Werner."

„Du selbst wirst gehen, Gine?"

„Ich selbst."

„Und Dir droht keine Gefahr?"

„Nein."

Der junge Edelmann widersprach ihr nicht. Er kannte ihre Entschlossenheit; er mußte sich auch wohl sagen, daß sie Recht habe, daß seine Führung die Flüchtlinge aus der einen Gefahr nur in eine andere bringe.

„Brechen wir auf," sagte das Mädchen. „Begleitet mich bis an die Dallus. Ihr habt von da einen geraden Weg nach Karben zurück. Die Barlene kennt ihn."

Sie brachen auf, zur Dallus, in dem Wege, den Gine vorhin genommen hatte.

„Gib mir mein Kind, Barlene," sagte das Mädchen.

Die alte Frau gab es ihr.

Gine drückte es an sich. Sie war bewegt, sie schien doch gebrückt. Es war, als wenn sie an dem Kinde sich aufrichten wollte.

„Wunde Dir Dein neuer Entschluß schwer, Gine?" fragte der junge Mann sie.

„Ja, Werner," antwortete sie aufrichtig. „Und ich kann Dir noch mehr sagen, es liegt mir so sonderbar schwer auf dem Herzen. Ich meine, es müsse ein schweres Unglück kommen."

„Gine, laß bewnoch mich gehen."

„Nein, Werner. Sprich nicht weiter davon. Ich habe Alles bei mir überlegt. Ich bringe ein schweres Opfer. Nicht für mich. Ich bleibe immer die Verachtete. Aber meinem armen Kinde kann es helfen. Nicht bei jenen Menschen. Sie sind schlecht, herzlos. Sein eigener Vater haßt es, weil es sein Kind ist, mit Deiner Mutter Schwester, ich glaube, ihr böses Herz könnte es mit kaltem Muthe ermörgen. Aber der liebe Gott im Himmel wird aufsehen, was ich thue, und er wird um meines guten Werkes willen Barmherzigkeit mit meinem armen Kinde haben."

„Durch mich, Gine," sagte der junge Mann. „Ich werde Dich und Dein Kind niemals verlassen."

„Du bist gut und brav, Werner."

„Was Gutes an mir ist, habe ich nur durch Dich, Gine."

„Du hast es von Deinen Vätern ererbt. Laß uns von ihnen sprechen. Es wird andere Gedanken in mir wecken. Du bist kein Deutscher, sagte ich vorhin. Ich erzählte Dir schon einmal als Kind davon. Du selbst wußtest nur, daß ein Vorfahr von Dir vor vielen hundert Jahren aus dem Samlande gekommen und sich hier niedergelassen habe. Von meinem Vater hatte ich genauere Kunde. Sie war ihm von seinen Vätern aufbewahrt. Sie waren einst angesehen gewesen hier an der Grenze Litthauens und Samogitiens. Sie waren die Ersten gewesen in der Gegend. Darum hatten sie treu die alten Geschichten des Landes bewahrt, auch jenes Geheimniß der Wege durch die Dallus. Ja —"

Das Mädchen machte eine Pause. Dann fuhr sie mit einer Stimme fort, die anzeigte, daß auch die Erinnerung an die alten Geschichten den Druck von ihrem Herzen nicht nehmen konnte.

„Mein armer Vater mußte im Zuchthause sterben, in dem Zuchthause der Deutschen, durch die Gesetze der Deutschen. Sein einziger Sohn wandelt den Weg der Bösen, der Verbrecher; wenn eine Rosalenliget ihn trifft, es wäre eine Wohlthat für ihn. Ich — ich bin dann die Letzte des Geschlechts, das einst in Ansehen hier blühte, ich mit meiner Schande. Mein Kind ist noch da, mein armer Knabe. — Aber ich wollte Dir von Deinen Vätern erzählen. Sie waren keine Deutsche. Sie waren auch keine Litthauer, aber sie gehörten dem großen Volke an, das einst Herr in dem ganzen Lande war zwischen der Weichsel und dem Memen. Binnen der Zeit, wie das damals ihr mächtiger König. Er theilte das Land unter seine zwölf Söhne. Litthau, der älteste, erhielt den ersten und reichsten Theil, unser schönes Litthauen. Samo war sein zweiter Sohn; ihm gab der König Widewuto das Land hinter Königsberg an dem Gestade der Ostsee mit seinen fruchtbaren Aeckern und mit dem Segen des Bernsteins, den die Ostsee ausspült. Aus dem Samlande stammen Deine Väter. Sie waren dort ein mächtiges Geschlecht, und das Volk verehrte sie; denn man sagte, sie seien Nachkommen von Samo selbst. Sie waren noch angesehen, als die deutschen Fremdlinge in das Land eingedrungen waren, und die stolzen deutschen Ordensherr erkannten als ihnen ebenbürtig das edle Geschlecht Perbandt an, dessen Namen Du noch heute trägst. Einen dieses Geschlechts nahmen die deutschen Ritter mit sich nach Litthauen; sie übermieten ihn die weiten Ländereien hier an der Grenze von Samogitien; er konnte sich das Schloß; er gründete ein neues Geschlecht. Das alte im Samlande starb nach Jahren aus. Es hatte sich mit deutschen Frauen vermählt; da verdorrte der Stamm. Das hier blieb es auch viel mit den Deutschen; aber manchmal war polnisches Blut hineingekommen; so hat es sich erhalten. Du bist sein letzter Sproß. Möge es in Dir wieder neu aufleben, Werner."

Werner von Perbandt schüttelte traurig das Haupt, das blasse, feine, fast noch knabenhafte Gesicht, in dem sich dennoch der Muth des Jünglings und die Willenskraft des Mannes zeigten.

„Mit mir wird der kranke Stamm aussterben," sagte er.

Er dachte wohl an den geistesschwachen Vater, an das Mädchen, dem sein Herz gehörte, dem nur dieses gehören konnte.

Sie hatten die Dallus erreicht.

Gine blickte umher. Es war nichts Verdächtiges wahrzunehmen.

„Hier werde ich euch verlassen," sagte sie. „Die Zeit drängt. Ich werde drüben noch viel nach den Flüchtlingen suchen müssen, und ich muß sie finden, bevor sie von den Russen entdeckt werden, oder, um der Entdeckung zu entgehen, durch Unvorsichtigkeit sich selbst den Verfolgern überliefern. Gehe Gott, daß ich mit ihnen zurückkehre. — Lebe wohl, Werner. — Nimm mein Kind, Barlene. — O, warte noch einen Augenblick; soviel Zeit bleibt mir."

Das Kind hatte in ihrem Arm geschlafen. Es erwachte, als sie es der Barlene übergeben wollte. Es blickte sie mit seinen klaren, freundlichen Augen bittend an. Die Mutter verstand den Blick des Kindes.

„Ja, mein kleiner Engel," nickte sie mit ihrem freundlichen Blicke ihm zu.

Das Kind verstand auch die Mutter. Es lächelte; es lachte laut und fröhlich auf.

Gine zog eine kleine Flasche mit Milch hervor. Sie gab dem Kinde zu trinken.

Es trank mit vollen, langen Zügen. Es trank so behaglich, so glücklich; es sah die Mutter so dankbar an.

„Da!" schrie das Mädchen auf, als wenn plötzlich ein wildes Thier sie gebissen hätte. Sie stieß das Kind von sich; sie warf die Flasche in das Heidekraut. Ihr Gesicht war leichenblaß; ihre Augen voll dunkler Glut; ihre Brust wogte, ihr Körper zitterte.

„Gine, was ist Dir?"

„Es war kein Blut!" rief sie. „So glücklich, so dankbar hatte der Flasche sich zu meine Arme gelegen, um mich zu verrathen, zu verderben, unglücklich zu machen."

Das Kind weinte.

Digitized by Google

Eine hörte es nicht. In ihren Augen leuchteten nur Haß und Rache. Die alte Frau wollte ihr den weinenden Knaben aus dem Arme nehmen, mit dem sie ihn von ihrem Herzen gestoßen hatte.

Sie hielt ihn krampfhaft fest.

„Nein!“ wehrte sie die Frau zurück. „Ich lasse von ihm nicht, wie meine Schande nicht von mir läßt. Ich will mit ihm ihn, mit meinem Kinde zu ihm, zu ihr, zu ihrem Kinde. Sie werden zu ihr Kind bei sich haben, mit ihrer Liebe, ihrer Anbetung. Eine Mutter kann Alles verlassen, nur ihr Kind nicht. Und er — dieses Kind, das Kind seiner Frau, darf er lieben. Er wird es lieben, wie er meinen Knaben haßt. Ha, dann Liebe um Liebe; dann Haß um Haß! Wir alle sind dort auf dem grauen Moor, über der unendlichen Tiefe, in der nur der Tod ist. Er mit seinen beiden Weibern, mit seinen beiden Kindern! Sie mit dem Kinde, das sie über Alles liebt, mit der Nebenbuhlerin, die sie über Alles haßt. Ich mit meinem Herzen voll Elend, voll Schmach, voll Rache, auch mit meinem Kinde — ja, ja; aber es ist das Kind der bittern Schmach, und die Rache ist meinem Herzen süß, auch süß ist der Tod der Rache.“

Sie wollte mit dem Kinde fort.

Werner vertrat ihr den Weg, faßte ihre Hände.

„Gine, bleib, gehe nicht.“

„Ich muß, ich muß.

Sie wollte ihn zurückstoßen.

„Ich weiche nicht von Dir,“ hielt er sie.

„Ich will sterben; wer will es mir wehren?“ rief sie.

„Ich sterbe mit Dir, Gine.“

„Du? Aber komm! Ja, ja. Du sollst der Sechste sein.

Die alte Litthauerin stand jammernd.

Gine wandte sich zu ihr.

„Gehe nach Hause, Barkene. Sage den Leuten, die mich verachtet haben, daß sie Gine Jürgeleit mit dem verbundenen Auge nicht mehr verachten können; sie liege unten auf dem Grunde der Baltus, wenn die Baltus einen Grund hat.“

„Gine,“ weinte die Frau, „ich habe Dich ja immer so sehr geliebt.“

„Habe Dank dafür, Barkene!“

Sie sprach es noch immer mit dem Hasse, der sich wie eine Kruste gegen besseres Gefühle um ihr Herz gelegt hatte.

Aber es war nur ein Krampf, der ihr das Herz zugeschnürt hielt, ein wilder Krampf der Muskeln, die von den wild aufgeregten Nerven zusammengezogen waren, der, wie jeder Krampf, wenn er nicht mit dem Tode endigen soll, nur kurze Zeit währen konnte. Zum Tode war die kräftige Natur der jungen Litthauerin noch nicht reif.

Eine schüttelte sich, wie auch einem schweren Traume erwachend. Aber sie hatte klares Bewußtsein von Allem, was geschehen war, was sie gesprochen hatte.

Sie mußte bitterlich weinen.

„Ich bin eine Elende,“ sagte sie.

Dann sah sie bittend den jungen Edelmann an.

„Halte mich nicht für so schlecht, Werner, wie ich mich zeigte. Ich war von Sinnen.

„Du bist das bravste Herz, Gine. Ja, Du warst von Sinnen. Aber, Gine, gewähre mir Eine Bitte. Laß mich Dich nach drüben begleiten.“

Sie sah ihn mit einem sonderbaren Blicke an, mit ihrem ganzen Herzen, mit Liebe, mit Trauer, mit Stolz.

„Du hältst mich doch für schlecht, Werner?“

„Nein, nein, Gine!“

„Du meinst, es könne noch einmal so über mich kommen, wider meinen Willen?“

„Und wenn es so würde, Gine?“

„Nein!“ sagte sie mit ihrem ganzen entschiedenen Wesen. „Ich gehe allein, allein in dem Schutze Gottes. Bitte mich nicht mehr, Werner.“

Er bat sie nicht mehr. Er kannte sie.

„Nimm jetzt mein Kind, Barkene,“ sagte sie zu der alten Frau. „Und sei auch Du mir nicht böse über meine Thorheit.“

Sie übergab den schlummernden Alten das Kind.

Sie küßte es vorher. Sie lächelte ihm zu; das Kind lächelte sie an. Dann gab sie noch einmal dem jungen Edelmanne die Hand.

„Lebe wohl, Werner.“

„Beschütze Gott Dich, meine liebe Gine.“

Dann hatte sie noch etwas.

Sie war mit der alten Frau ausgegangen, um Holz zu holen. Sie trug den Strick noch um die Schultern; in einer Schlinge desselben hing das Handbeil. Sie nahm den Strick ab und hing ihn der Frau um.

„Er kann mir nicht dienen,“ sagte sie.

„Und das Beil, Gine?“

„Ich könnte Gebrauch von ihm machen müssen.“

Sie verbarg es in ihren Kleidern.

Es war ein eigenthümlicher Blick von Besorgniß und von Muth, mit dem sie das that.

Sie wandte sich zu der Baltus.

Sie trat an den Rand des Moores, mit sicherem Schritt auf den festen Boden. Ihr kundiges Auge, vielleicht das Gefühl in ihren Zehenspitzen, sagte ihr, wo die Gefahr beginne. Kein anderes Auge konnte es unterscheiden. Es war vor ihr Alles, wie es hinter ihr war. Sie stand. Sie blickte sich noch einmal nach ihrem Kinde, nach dem jungen Edelmann, nach der alten treuen Litthauerin um. Sie sandte ihnen mit freundlichem Winken ihre Grüße zu. Als sie dann den Fuß wieder erhob, um weiter zu schreiten, wußte sie doch nicht mehr auf, nicht mehr um sich schauen. Wie genau sie den Pfad, den sie über dem Abgrunde ohne Grund verfolgte, kennen mochte, wie genau sie vielleicht das Bäumchen Haibetraut unterschied, das, ohne Bebauung für jedes andere Auge, ihn ihrem Blicke kenntlich machte, sie hatte die Augen nur auf den Boden gesetzet, auf jede Stelle, den ihr Fuß betreten sollte.

So schritt sie einsam durch die graue Haide dahin.

Werner und die Barkene blickten ihr lange nach, bis sie hinten auf dem Moore nur noch eine Gestalt ohne bestimmte Umrisse sich bewegen sahen, bis sie dann nur noch einen dunklen Punkt gewahrten, dessen Bewegung sie nicht mehr unterscheiden konnten, bis sie zuletzt nichts mehr sahen. Dann traten sie ihren Rückweg an.

„Gib mir das Kind, Barkene,“ sagte der junge Edelmann.

„Es schickt sich nicht für Dich, Junker, das Kind zu tragen.“

„Barkene, für die Liebe des Herzens schickt sich Alles.“

Die Frau gab ihm das Kind.

Er trug es an seinem Herzen, das die Mutter liebte.

Eine Jürgeleit hatte die Tidse Baltus durchschritten. Ihr Weg hatte sie zuerst lange in westlicher Richtung geführt. Als sie dann die Mitte der weiten Einöde erreicht hatte, blieb sie einen Augenblick stehen. Sie war an der Stelle, wo die beiden durch das Moor führenden Pfade sich durchschnitten. Sie verfolgte mit den Augen den, den sie gekommen war, weiter in der Richtung nach Westen hin; dann wandte sie sich rechts, und nach Norden zu setzte sie ihre einsame Wanderung fort. Eine starke halbe Stunde noch schritt sie so voran. Sie hatte das Ende der Baltus erreicht.

Ein dichter, dunkler Wald lag vor ihr, nach beiden Seiten sich ausdehnend, so weit das Auge reichte. Es war ein Theil jener ungeheuren Waldungen an der russischen Grenze, die auf der preußischen Seite die Jura-Forst, auf der russischen die Forsten des Fürsten Subow bilden.

Eine Jürgeleit war auf der russischen Seite. Sie hatte schon längst die Grenze überschritten, vielleicht schon bald oder gleich nachher, als sie in der Baltus den Pfad einschlug, der nach Norden führte. Die Grenze der beiden Reiche Rußland und Preußen war dort nur in Gedanken zu ziehen, wie etwa eine Gebietsgrenze durch Meere; nicht einmal so; denn das Meer wird von Schiffen befahren und vermessen; in die Baltus war niemals ein Mensch gedrungen, für den es dort eine Grenze zwischen Preußen und Rußland gab, der nur an sie hätte denken können.

Das Mädchen trat in den dichten, dunklen Wald. Kein Grenzwall, kein Graben hinderte sie, hielt sie auf. In Rußland wußte man nichts davon, daß es ein lebendes Wesen gebe, dessen Fuß sich in die Baltus wagen dürfe.

Unter den Bäumen machte Gine Halt. Sie hatte keinen Menschen gesehen, keinen Laut vernommen. Sie wollte sich dennoch versichern, ob sie allein in der stillen, einsamen Waldung sei, ob kein verrätherisches Auge sie beobachtet habe. Es blieb still um sie her. Sie ging weiter.

Auch die Waldung des Fürsten Subow war wohl erhalten; man sah die tüchtige forstwirthschaftliche Behandlung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus vergangenen Zeiten.

Schilderungen aus Amerika

von

Emil Ulrici.

(Bild S. 233.)

Wer von New-York kommend mit der Eisenbahn Illinoistown erreicht, und sieht am gegenüberliegenden Ufer des Mississippi die Stadt St. Louis amphitheatralisch vor sich ausgebreitet, ein Meer von Häusern rechts und links am Ufer entlang, soweit das Auge reicht, Hunderte von riesigen Dampfbooten das Ufer säumen, und Tausende von Menschen gleich einem Ameisenhaufen an den Landungsstellen entlang eilen, der sollte wohl kaum glauben, daß diese Stadt, die gegenwärtig zweihundert und fünf und zwanzig Tausend Einwohner zählt, noch vor etwa fünfzig Jahren ein kaum bekanntes Dorf war; — und wenn der Fremde die Stadt selbst betritt mit ihren Palästen und prachtvollen öffentlichen Gebäuden, mit

Digitized by Google

ihren großartigen Gewölben, Fabriken und den ewig regen Treibeu, wenn er die Chouteau Avenue entlang geht, und erfährt, daß da, wo er herrliche Villen und palastartige Gebäude bewundert, — da, wo er sieht, nach vor 16—18 Jahren ein großer Sumpf, eine Art Teich (Chouteau's pond) sich befand, in welchen man die Neger schaarenweis wie das Vieh trieb, um sie in dem schmierigen grünen Wasser zu taufen, daselben Neger, die jetzt Sitz und Stimme in der Gesetzgebung haben; dann würde er vielleicht ungläubig das Haupt schütteln, wenn ihm nicht Tausende von Augenzeugen das Gesagte bestätigen könnten. — Ja, es ist sagar noch kein Jahrhundert verflossen seit der Zeit, wo einige hundert Indianer St. Louis überfielen, und Tod und Verderben über die Anfänge jener Stadt verbreiteten, welche während des letzten Bürgerkrieges zwanzig Tausend Mann zur Unions-Armee stellte. — Jenen Ueberfall der Indianer zu schildern, der seiner Zeit im ganzen Westen Amerikas Schrecken verbreitete und uns einen Einblick gewährt in die damaligen Verhältnisse und in die Intriguen der Engländer ihren Nachbarn gegenüber, ist der Zweck dieser Schilderung.

Am Michigansee und etwas weiter südlich, etwa da, wo gegenwärtig die Stadt Chicago steht, wohnte vor hundert Jahren der kriegerische Stamm der Chippewas, die ihren Hauptsitz jedoch bei Fort Wayne, vormaltend jedoch der Büffeljagd verbrachten, sie lebten mit den Engländern in erträglichem Frieden, und wurden von letzteren häufig als Spione gegen die immer weiter von Süden aus vordringenden Spanier und Franzosen benutzt.

Es war im Spätherbst des Jahres 1779, als der Stamm um seinem alten Häuptling Katmanwab der große Wolf) aus einer mühsam bis verfehlten Büffeljagd zurückkehrte; die Büffel waren in jenem Jahre mehr südwestlich gezogen, und die Chippewas sahen in Folge dessen einer traurigen Zeit und einem Winter all Drangsal und Hungers entgegen; die Wigwams waren wieder aufgeschlagen und der alte Häuptling soll trauernd mit seinem Sohne und einigen Kriegern in der Hütte. — „Der große Geist", sprach er, „hat sein Antlitz von seinen rothen Kindern abgewandt und zürnt ihnen; die Aexte unserer jungen Krieger werden schlaff, und die Sehnen ihres Fußes steif, das Feuerwasser raubt ihnen ihre Kraft und unthätig ihre Sinne, da daß sie die Speeen des Büffels nicht mehr finden, unsere Krieger werden viel Hunger leiden, und der Schnee wird auf ihren nackten Körper fallen, weil sie keine Büffelfelle haben um sich zu bedecken. — Katmawab ist sehr alt, er wird nicht mehr lange hungern und frieren, sein Auge ist trüb, und sein Rücken gekrümmt von dem Schnee der vielen Winter, die an ihm vorübergegangen, er wird sein Haupt bald neigen, und der große Geist wird ihn aufnehmen in die ewigen Jagdgründe, wo schon so viele seiner Freunde weilen; aber er traurert über das Schicksal seiner jungen Krieger, die er hier zurücklaßt, sie werden viel hungern müssen, und wenn sie den Kriegspfad betreten, werden sie die Sehne des Bogens nicht spannen und das Tomahak nicht schwingen können, weil ihre Leiber schwach sind, und ihre Sinne unthätig von den bösen Geistern, welche im Feuerwasser wohnen."

So klagte der alte Häuptling, als plötzlich, aus zwei jungen Indianern geführt, ein Mann von mittlerer Gestalt, aber kräftigem Gliederbau und breiten Schultern in die Hütte trat; er war ein Weißer Namens Smith, einer der bekanntesten und bestbesoldeten Spione, der seit zwanzig Jahren die weiten Gebeten zwischen dem St. Lorenz-Strom, den großen Seen, bis an den Kansas-Fluß durchstreifte, und zugleich einer der thätigsten Agenten der Engländer unter den Indianern war. — Durch seinen Muth und seine Schlauheit hatte er es unter den meisten Indianerstämmen zu hohem Ansehen gebracht, und diese betrachteten ihn fast als einen der Ihrigen, da er oft längere Zeit unter ihnen wohnte, an ihren Jagdzügen theilnahm, sich stets uneigennützig zeigte, und durch seine Ungen Natkenntniß seinen rothen Freunden manche Vortheile zu verschaffen wußte. — Er hatte oft Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Stämmen geschlichtet und manche Fehde verhindert, so daß er allenthalben ein gern gesehener Gast war; unter den Indianern sulgte er den Namen „der weiße Fuchs". Nachdem Smith in die Hütte getreten war und sein Gewehr an die Wand gelehnt hatte, zog er aus seiner Tasche einen Bärenschinken hervor, den er vor dem Häuptling niederlegte und sprach: „Ich weiße Fuchs kommt weit her und ist sehr müde, er wünscht auszuruhen bei seinen Freunden; seine Jagdbeute ist nur gering, er bringt einen Theil davon seinem alten Vater, damit er esse und fröhlich sei, denn sein Antlitz ist traurig und sein Blick sucht den Boden; ist mein Vater krank, so wird der weiße Fuchs ihn heilen und ihn pflegen." — „Der weiße Fuchs", sprach der Häuptling, „ist ein großer Doktor und stets willkommen bei seinen rothen Brüdern, allein die Krankheit Katmanwab's wird nicht heilen, er müßte denn die schnellen Füße der Büffel zu den Lagerplätzen der Chippewas leiten, und den Bären befehlen können zu unseren Wigwams zu kommen; der große Geist hat seine rothen Kinder verlassen und straft sie, weil sie dem Genuß des Feuerwassers nicht entsagen können, er hat die Büffel von den Jagdgründen seiner Kinder vertrieben, und diese werden hungern und frieren, und werden sterben, denn sie haben keine Nahrung und keine Kleidung; kann mein Bruder seinen Freunden Nahrung und Kleidung geben, wenn Schnee die Ebene deckt und das glänzende Eis die großen Seen einhüllt?"

„Der weiße Fuchs", sprach Smith, „ist ein großer Doktor und weiß Hülfe für Alles, allein jetzt ist er müde von großer Anstrengung und will schlafen; wenn das große Gestirn des Tages sich im Osten erhebt, wird auch der weiße Fuchs sich erheben und mit seinem Vater und mit dessen Kriegern sprechen, damit sie nicht hungern und frieren; sie sollen nicht trauern, denn die Chippewas sind große Krieger, ihr Muth und ihre Tapferkeit haben ihnen viele und mächtige Freunde erworben; ihr Pfeil sieht nie sein Ziel und sie scheuen sich nicht den grauen Bären in seinem Lager aufzusuchen." — Der Weiße legte sich nieder, und nachdem auch den Squaws ein Theil des gesvendeten Schinkens am Feuer gebraten und nebst etwas getrockneten Büffelfleisch verzehrt war, streckten sich Alle, welche die Hütte bewohnten, sawie auch Smith auf die ausgebreiteten Felle und waren bald sanft entschlafen.

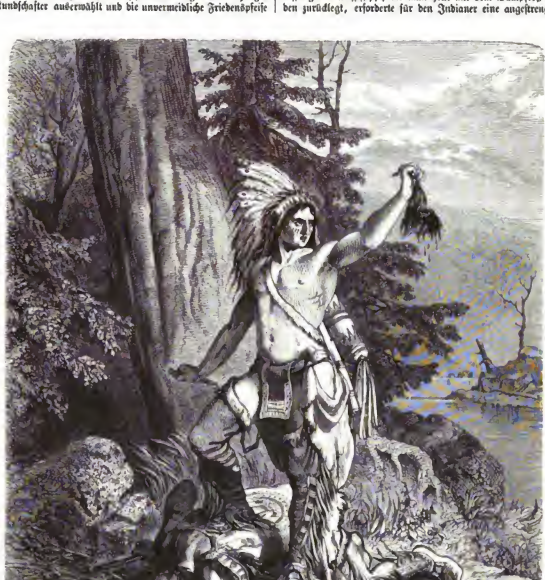
Am nächsten Morgen, als der Tag graute, herrschte ein reges Leben in dem Indianerdorfe, die Ankunft des Weißen und die Worte, die er gesprochen, waren bekannt gegeworden, und kurz nach Aufgang der Sonne erschienen die älteren Krieger in ihrem besten Putz und begaben sich in den anwesenden Indianern die Hand geschüttelt und die Friedenspfeife im Kreise herumgegangen war, erhob sich der weiße Fuchs und begann seine Rede. — In jener bilderreichen Sprache, die außer dem Indianer wohl nur noch den Orientalen eigenthümlich ist und die uns unvollständig an Fiebuh und die persischen Dichter erinnert, schilderte er seinen lauschenden Zuhörern die Drangsal, der sie ohne fremde Hülfe ausgesetzt sein würden; er suchte zu zeigen, daß die Engländer den Chippewas stets wohlwollend entgegengekommen wären, daß jedoch die Franzosen und Spanier von Süden auf ihren Jagdgründen immer näher rückten und schon jetzt Ursache wären, daß die Büffelheeren sich in die weiten westlichen Prairieen zurückzögen; er schilderte die Franzosen als im Vernichtungskampf gegen die Indianerstämme begriffen und wies nach, daß nur ein entschiedenes und energisches Auftreten der Indianer gegen jene Eindringlinge Schutz gegen Ernteres Vorrücken gewähre. — „Meine Brüder", sprach er, „glauben sicher zu sein an den großen Seen, und wissen wohl nicht, daß wenige Tage von ihren Jagdgründen entfernt ihre Feinde und gegen Vater der Ströme eine Niederlassung errichtet haben, um von da und den rothen Mann zu überfallen, seine Wigwams zu verbrennen und ihn selbst hinauszutreiben in die weite Ebene, seinen kriegerischen rothen Feinden, der Kälte und dem Hunger preisgegeben, in Gegenden, wohin der Arm des großen Häuptlings jenseits des Salzwassers nicht reicht, und wo er auch nicht schützen kann. — Der große Häuptling, den ich gesprochen, hat viele Tausende von tapferen Kriegern, seine Vorrathshäuser sind stets gefüllt, damit er seinen rothen Freunden mittheilen kann, er hat viele wollene Decken und wird nicht dulden, daß seine tapferen Freunde frieren, wenn diese ihm beistehen wollen, seine und ihre Feinde zu vertagen; der weiße Fuchs hat seine gespalteue Zunge, er ist seit vielen Sommeren euer Freund und Bruder gewesen, hat seine Jagdbeute mit euch getheilt, in eurem Wigwam geschlafen und eure Feinde getödtet, der weiße Fuchs hat die Wahrheit gesprochen."

Nach kurzem Schweigen erhab sich der Häuptling, trat in die Mitte der Hütte und sich an den Weißen wendend sagte er: „Der weiße Fuchs hat stets die Wahrheit gesprochen und seine Freunde nie belogen, allein die Sinne unserer jungen Krieger sind scharf, sie haben ihre Augen und Ohren stets offen, sie wissen den Fuß des weißen Mannes von den des Indianers zu unterscheiden und kennen die Lagerplätze des Baren: wie wäre es möglich, daß die Spanier, ihre Feinde, eine Niederlassung am Vater der Ströme in ihrer Nähe gegründet hätten, ohne daß die Chippewas Nachricht davon erhalten? Mein weißer Bruder täuscht sich; die rothen Männer meines Stammes werden nicht dulden, daß ihre Feinde Lagerplätze in der Nähe aufschlagen, um sie zu überfallen und sie zu tödten: allein ihre Feinden, von denen mein Bruder spricht, sind sehr weit entfernt und werden sich hüten in die Nähe ihrer rothen Feinde wagen, mein Bruder täuscht sich, wenn er glaubt, daß seine Feinde in der Nähe wären, sie werden uns und ihn nicht beunruhigen." — Nach wehrere andere Krieger sprachen sich in ähnlicher Weise aus, sie wußten in der That von der Ansiedlung am Mississippi Nichts, und stets mißtrauisch und vorsichtig, vermuthete sie wohl irgend eine List, um sie von ihren bisherigen Jagdgründen fort in unbekannte Gegenden zu locken. So kam es denn, daß Smith einen schweren Stand hatte um sie zu überzeugen, und daß Resultat vieler und langer Reden war, daß die Chippewas sich entschlossen, einen Kundschafter nach jener Gegend zu entsenden, wo die neue Ansiedlung angeblich liegen sollte, und für den Fall, daß die Aussage Smith's sich bewahrheitete, verpeachen sie im nächsten Frühjahr, da der Herbst schon

Digitized by Google

zu weit vorgerückt war, nach jener Gegend aufzubrechen, ſich mit befreundeten Stämmen zu verbinden, die Anſiedlung zu überfallen und zu vernichten. — Dagegen machte ſich Smith Namens der engliſchen Regierung anheiſchig, den Chippewas eine gewiſſe Anzahl wollener Decken, ſowie etwas Mehl und Fleiſch zu liefern; nachdem noch der Sohn des Häuptlings Punkodai (das kleine Feuer), ein ſchöner und gewandter junger Mann, zum Kundſchafter auserwählt und die unvermeidliche Friedenspfeife geraucht war, trennte ſich die Verſammlung, beide Parteien mit dem Reſultat derſelben ziemlich zufrieden.

Wenige Tage nachher brach der junge Indianer auf, um ſeinen nicht ungefährlichen Auftrag auszuführen, die Entfernung von ſeinem väterlichen Wigwam in der Nähe des Michiganſee's bis zu der neuen Niederlaſſung am Miſſiſippi, die man heut mit dem Dampfroß in zwölf Stunden zurücklegt, erforderte für den Indianer eine angeſtrengte Wanderung



Aus vergangenen Zeiten. **Der erſte Skalp.** Originalzeichnung von C. W. Töpfer. (ſ. 231.)

von mindeſtens vierzehn Tagen, durch unwegſame Ebenen, durch Sümpfe und Wälder; die ganze Gegend wurde häufig von den in der Nähe wohnenden Peorias durchſtreift, welche mit den Chippewas zwar nicht in offener Fehde, aber doch in fortwährendem Streit über die Grenzen ihrer Jagdgebiete lebten, und es war deſhalb die Reiſe des jungen Indianers um ſo gefährlicher, da er gezwungen war, ſich allein durch ſeine Feinde zu ſchleichen, von denen er wußte, daß ſie ihn, auf ihrem Jagdgebiet betroffen, nicht ſchonen würden. — Es war am fünften Tage, ſeit Punkodai ſein heimatliches Dorf verlaſſen, als er gegen Abend in die Nähe des Illinois-Fluſſes gelangend Rauch am Ufer deſſelben aufſteigen ſah, eine Mahnung, daß er auf ſeiner Hut ſein mußte; die Stelle, auf der er ſich befand, lag höher als das Flußufer, und mächtige Eichen und Platanen reichten faſt bis an den Fluß, er befand ſich ſonach in einer äußerſt günſtigen Lage zum Rekognosciren und ließ ſich auch ſofort auf den

Digitized by Google

Boden gleiten; mit der größten Vorsicht und faß geräuschlos kroch er vorwärts nach einer etwas höher gelegenen Stelle hin, von der aus er den Platz überblicken konnte, von welchem der Rauch aufstieg; seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht, er sah vor sich ein provisorisches Lager der Peorias, die hier aller Wahrscheinlichkeit nach jagten; nur Weiber nahm er wahr, die Männer waren sonach noch auf der Jagd und deßhalb die Gefahr für ihn um so größer. — Als er noch überlegte, ob es rathsam sei, an Ort und Stelle zu verweilen, bis die Nacht angebrochen, oder ob er besser thäte, zurückzugehen und das Lager während der Nacht in weitem Umkreise zu umgehen, vernahm sein Ohr plötzlich seitwärts in seiner Nähe ein eigenthümliches Geräusch, und als er seine Augen dorthin wandte, gewahrte er einen jungen Peoria-Krieger auf dem Boden liegend, wie er selbst, und noch ihm zu schleichen; in demselben Augenblick, in welchem sich die Augen der beiden Krieger begegneten, schnellten sie, wie durch eine Feder getrieben, empor und standen sich nun etwa vierzig Schritt von einander entfernt gegenüber, beide zum Theil durch mächtige Bäume geschützt. — Der Chippewa sah ein, daß nur der Tod seines Gegners ihn selbst vom Tode retten könne, denn erspähten die in seiner Nähe herumschwärmenden Peorias Nachricht von seiner Anwesenheit, so war er rettungslos verloren und durch die fehlgeschlagene Expedition zugleich das Ansehen seines Stammes in den Augen der Engländer wesentlich verringert. — Der ihm gegenüberstehende Indianer war ein Mann von herkulischem Körperbau, ein breiter Wampumgürtel, kunstvoll mit gefärbten Gras geflicht, zierte seine Hüfte, an den Füßen trug er Mokassins, und die einzelne Adlerfeder auf seinem Haupte ließ in ihm einen hervorragenden Krieger erkennen; er hatte in der Linken einen langen Bogen von Hickory-Holz, die Rechte hielt das Tomahak. — Was wir soeben in Worte kleideten, überfah der Chippewa-Krieger mit einem Aufleuchten des Auges, welches kaum einen Augenblick währte, im nächsten sprang er wie eine Katze hinter dem ihn halb bedeckenden Baume hervor nach einem andern Baum, wodurch er seinem Gegner um die Hälfte näher kam. Dieser, allem Anschein nach durchaus nicht überrascht, ahmte das Manöver nach und die Feinde standen sich nun, halb von Bäumen bedeckt, in einer Entfernung von kaum zehn Schritt gegenüber; der junge Chippewa-Krieger mit begeistertem Auge und erhobenem Tomahak, sein Gegner mit dem Blick tödtlichen Hasses hielt das Tomahak gesenkt und schien den Angriff des alten Ansehens nach schwächern Feindes abwarten zu wollen. So spähten sich Beide wenige Sekunden, dann sprang Wundohai auf den Gegner zu und führte einen mächtigen Streich nach dem Kopf des Peoria, doch dieser wich dem Streiche gewandt aus, sprang um den Baum herum und packte seinen Gegner an der linken Schulter; jetzt Mann an Mann stehend, wurden die Tomahaks als nutzlos von Beiden bei Seite geworfen und ein tödtliches Ringen begann.

Die alten Helden der Ilias fanden einen großen Dichter, der ihre Thaten aufzeichnete und sie der Nachwelt überlieferte; die armen Rothhäute, diese ihrem Untergange mit Riesenstärken entgegen gehenden, einst so zahlreichen und mächtigen Völkerschaften, werden keinen Homer finden, der ihre Thaten besingt, und doch war der Kampf, der hier beim Dunkeln des Abends unter den schweigenden mächtigen Laubkronen der Riesen des Urwaldes zwischen dem Chippewa und dem Peoria gekämpft wurde, würdig, einen vielbesungenen Heldenthaten der Griechen und Troer an die Seite gestellt zu werden. — Lautlos kämpften die beiden Gegner und suchten sich zu umschlingen, der größeren Körperkraft des Peoria setzte der Chippewa eine schlangenartige Gewandtheit entgegen, der Schweiß floß in Strömen und die Kräfte begannen nachzulassen. Da gelang es Pumkohai für einen Augenblick, die linke Hand frei zu bekommen; mit Blitzesschnelle zog er sein Messer auch hieß es dem Gegner in die Seite, dieser zuckte zusammen, war jedoch im Begriff, sich auf's Neue auf den Feind zu stürzen, doch der Augenblick des Zauderns war entscheidend, der Chippewa ergriff eins der daliegenden Tomahaks und führte einen kräftigen Streich nach dem Kopf des verwundeten Gegners. Lautlos sank dieser zusammen; in demselben Augenblick ergriff auch Pumkohai sein Messer, packte das Haar des Peoria, und mit gewandtem Schnitt und kräftiger Hand trennte er die Kopfhaut vom Haupte seines noch lebenden Opfers, dann die blutige, rauchende Trophäe noch emporschwingend, stieß er ein lautes, weithin schallendes Geheul aus; — es war sein erster Skalp. — Nachdem er schnell seine Waffen aufgerafft, verschwand er im Dickicht des Waldes.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Todesstunde vor hundert Jahren.

Gedenkblatt von **Arnold Wellmer.**

Es ist schon spät am Nachmittage des 4. Juni 1768. Auf einer Anhöhe vor Triest, unter einem duftenden Olivenbaume, ruht im Grase ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Das bleiche, gezeichnete Gesicht mit den edlen Zügen läßt ihn aber älter erscheinen. Unbeachtet liegt ein aufgeschlagener Homer, dessen abgenutzter Pergamentband von vielem Gebrauch zeugt, zur Seite im Grase. Die Gedanken des bleichen Mannes sind von den Meereserhaben des wellumbergetriebenen Dulders Ulysses abgeirrt auf das wogende Meer zu seinen Füßen. Wie Ulysses sich sehnt nach dem heimischen Ithaka, so treibt ja auch ihn die Sehnsucht, eine dunkle, sehnende Hast zurück nach jenem Lande, das herüberblaut hinter den sturmgepeitschten Wogen, nach Italien, seiner zweiten, seiner einzigen Heimat hier auf Erden! O, mit welchem Thränenjubel schaute er vor dreißehn Jahren von dieser selben Höhe hinüber nach dem Lande seiner Jugendsehnsucht, seines Mannesdrangs, von dem lehten Fleck deutschen Bodens! Und jetzt hindert ihn das stürmische Meer schon seit mehreren Tagen, auf der gewohnten Barke hinüberzugleiten nach Ancona . . .

Im weichen, wehmüthigen Sinnen streifen die alten deutschen Zeiten wieder vor dem Herzensauge des bleichen, einsamen Mannes auf . . . Da ist ein kleinbürgerliches Städtchen an der Elbe, in der preußischen Altmark, ein wunderliches Gemisch von altertümlicher Herrlichkeit aus vergangenen Zeiten und Verarmung und Verfall der Gegenwart. Neben den stattlichen Bürgerhäusern, gelbrothe Giebelhäuschen, hohen Thoren und Mauern stehen armselige Lehmhütten. Und in einer der ärmsten Lehmhütten, mit Stroh gedeckt, ist er geboren, er, der soeben von Wien kam, wo die kunstliebende Kaiserin-Königin Maria Theresia ihn an ihrem glänzenden Hofe mit Huld und Ehren überhäufte, er: Johann Joachim Winkelmann . . .

Jene herabgekommene Stadt an der Elbe ist Stendal. Sie hat sich nie wieder von den tiefen Wunden, welche die furchtbare Geißel des dreißigjährigen Krieges ihr schlug, ganz erholen können.

Und in jener ärmlichen Lehmhütte lebte am Anfange des Jahrhunderts ein armer Schuhflicker, Martin Winkelmann. Er war in Schlesien geboren und hatte sich auf seiner Gesellenwanderschaft in ein standaler Städtlein, Anna Maria Meyer, verliebt. Auf diese Liebe und die arbeitgewohnten Hände hin gründeten die jungen, gänzlich mittellosen Leute einen Ehestand. Der sollte ihr Leben lang zum Wehestand werden, die bitterste Armuth blieb ein täglicher Gast unter jenem Strohdach. Der einzige Sonnenstrahl jener Ehe war ein einziges Kind, geboren am 9. December 1717, ein wunderbarer Knabe: bald ausgelassen lustig, dann wieder tief gedankenvoll und sinnig. Mit Zudrunst gab das Kind sich dem Lernen hin, und der zehnjährige Knabe bestimmte den Vater, der ihn gern bald zu seiner Hilfe auf dem Schusterschemel gesehen hatte, so lange mit Bitten, bis er ihn in die lateinische Schule schickte. Die Mutter sah ihn schon im geistlichen Talar auf der Kanzel. Eine rührende Liebe hielt die Eltern und den Knaben stets verbunden.

Der blinde Rektor Toppert gewann den eifrigen lateinischen Schüler bald lieb. Er lieh sich von ihm spazieren und in die Klasse führen, vorlesen und seine Bibliothek in Ordnung halten. Dieser bestündige Verkehr mit dem alten gelehrten Herrn und den Büchern war für den Knaben sehr lehrreich. Schon damals trieb es ihn, sich auf den Büchern Anzüge zu machen. Daß war sein ganzer Bücherschatz. Wie einst Luther, zieng auch Winkelmann mit der Currende singend durch die Stadt, die Eltern in ihrer Armuth zu unterstützen. Seine einzige Erholung war es, an freien Sommertagen mit seinen Kameraden die Stadthügel um Stendal herum nach den Gräbern alter Werden zu durchwühlen. Wenn es ein paar Schreiben von Aschenkrügen fand, war er überglücklich. Dieser Sinn für Alterthümer fand reiche Nahrung in einem alten Folianten, den er in der Bibliothek des blinden Rektors aufgestöbert hatte. Das Buch führte den Titel: „Adelicher Ritterspiegel", und war durch zahlreiche Abbildungen von alten Bauwerken und Alterthümern geschmückt.

Ein dunkler, heißer Drang, Neues zu sehen und zu lernen, trieb den sechzehnjährigen, mittellosen Knaben auf eigene Hand nach Berlin. Der Direktor des köllnischen Gymnasiums, Baaken, gab ihm Kost und Wohnung als Informator seiner Kinder. Mit seuchtenden Augen hörte er den damals berühmtesten Griechen, Konrektor Damm, den Homer erklären. Der Sinn für das klassische Griechenthum schlug ihm auf. Aber man hatte in Berlin kein Verständniß für die dürftende junge Seele. Der Rektor schrieb eigenhändig neben den Namen: Johann Joachim Winkelmann, homo vagus et inconstans (ein unruhig umherschweifender und unbeständiger Mensch), und ans Armuth lehrte der Scholar nach einem Jahre wieder nach Stendal zurück. Von seinem alten Rektor Toppert unterstützt, trat er in das Gymnasium des grauen Klosters zu Salzwedel ein, und bald konnte er seine armen Eltern von seinen Verdienste als Vorsteher des Singchors unterstützen. Seine große Liebe zum Griechischen trieb ihn in den Ferien zu einer mühseligen Wanderung, von Pfarrhaus zu Pfarrhaus gleich einem alten fahrenden Schüler Gastfreundschaft ansprechend, nach Hamburg zu einer Bücherauktion. Glückselig trug er seine wenigen erstandenen griechischen Schätze auf dem Rücken nach Hause zurück . . .

Endlich konnte der einundzwanzigjährige Jüngling die blühende Universität Halle beziehen. Hunger und Noth waren sein täglicher Gast,

Digitized by Google

aber ein frischer, fröhlicher Muth verließ den jungen Theologen doch nie. Meist bestand sein Mittagbrod in dürftigster kalter Küste. Um nicht zu viel Zeit durch Schlaf zu verlieren, legte er sich selten zu Bett. Er schlummerte nur einige Stunden angekleidet auf dem Stuhle, und ging beim Erwachen sogleich wieder an seine geliebten alten Griechen. Wie vom Genius inspirirt, erklärte er den Herodot und Xenophon. Unermüdlich durchstöberte er die Bibliotheken. Immer klarer wurde ihm, daß er keinen theologischen Beruf habe. Nach zwei Jahren gab er die Theologie auf und verließ die Universität. Seine Armuth zwang ihn, eine Hofmeisterstelle anzunehmen. Mit einigen Exparnissen studirte er dann noch kurze Zeit in Jena Medizin und Mathematik, sich durch Privatstunden kümmerlich durchschlagend, bis die Noth ihn wieder zwang, Handlerse auf einem Gute bei Magdeburg zu werden. Von hier aus erhielt er die Rektorstelle zu Seehausen in der Altmark. Das waren fünf arbeitsvolle und dornenreiche Jahre in unerquicklichen kleinstädtischen Verhältnissen. Die schlimmsten Dornen waren aber der hochwürdige Herr Schulinspektor und seine heirathslustigen Töchter. „Ich habe vieles gelitet, aber über die Knechtschaft in Seehausen ist nichts gegangen!“ konnte Winkelmann späterhin mit Recht sagen. Der Herr Schulinspektor und die verschmähten Töchter trieben den stillen blassen Rektor endlich aus seinem Amte. Von seinem Gehalte von 250 Thalern hatte Winkelmann seine lieben Eltern bisher redlich unterstützt. Ja, um ihnen, die ihrer Armuth und Krankheit wegen schon seit Jahren Anspruche im städtischen Spitale gefunden hatten, manche Bequemlichkeiten zu verschaffen, hatte er seine lieben, so unsäglich verwaisten Bücher zum Theil verpfändet. Und jetzt waren Vater und Mutter todt. Das machte ihm den Verlust seines Amtes leicht.

Da, in der Zeit der höchsten Noth, vermittelte ein Studienfreund, daß Winkelmann die dritte Bibliothekarsstelle bei dem berühmten Grafen Bünau in der Nähe Dresdens erhielt. Dieser Schritt war entscheidend für das Leben Winkelmann's und für die ganze Kunstgeschichte.

Dresden war damals der glänzende Mittelpunkt aller Kunst und Künstler in Deutschland, und diesen Kreisen durfte der junge gelehrte Bibliothekar mit der Schönheit dürstenden Seele jetzt nahe treten, in diesem neuen Glanz sich sonnen. Und in dieser sehnsüchtigen Seele sing es immer gewaltiger an zu gähren und zu branden . . . sie ahnte selber noch kaum, was für ein edler Wein sich dereinst aus diesem noch unklaren Most entwickeln könne. Nur einer verzehrenden Sehnsucht nach einer neuen fernen Welt der Schönheit und Anmuth und Hoheit war sie sich klar bewußt . . . und daß diese Sehnsucht nur unter dem ferner blauen sonnigen Himmel Italiens gestillt werden könne!

Fastlos arbeitete der junge Bibliothekar in der reichen Bibliothek des Grafen Bünau, mit Inbrunst vertiefte er sich in die Kunstschätze Dresdens. Im Hause des Grafen trat er den ersten Künstlern der Zeit nahe; dem Kompositeur Hasse, der Sängerin Faustina Bordoni, dem italienischen Sänger Belli, dem Dichter Metastasio, den Malern Oeser und Rafael Mengs, dem geistreichen Kunstkenner Grafen Francesco Algarotti und vielen anderen Größen auf dem Kunstgebiet. Es war eine neue bezauschende Welt voll Farbe und Glanz und Schönheit und Heiterkeit . . . kein Wunder, daß dem in Dürftigkeit und Entsagung aufgewachsenen jungen Gelehrten fast schwindelte. Und immer mächtiger wuchs in ihm die Sehnsucht nach dem Lande der ewigen Kunst und Schönheit, nach Italien! Aber wie diese Sehnsucht stillen? Die Mittel zu einer solchen Reise schienen ihm schier unerschwinglich. Da trat die Versuchung zum ersten Mal in seinem Leben gefahrdrohend an ihn heran, in der Gestalt des geistreichen, leichtfertigen päpstlichen Nuntius in Dresden, Grafen Archinto. Der lud den italienbegeisterten jungen Bibliothekar, von dessen Geist und Kenntnissen bereits ganz Dresden sprach, freundlich in sein Haus und bald war Winkelmann ein gerngesehener Gast an der prunkvollen Tafel des Nuntius. Und dann lächelte der Versucher das Wort: „changer la religion c'est changer la table, mais non pas le seigneur!“ (die Religion wechseln heißt den Tisch wechseln, aber nicht den Herrn!) in das Ohr des blassen Gelehrten, und er sang berauschend das Lob Italiens . . . „Wechsele den Tisch, und es ist Alles Dein — — ich zahle Dir das Reisegeld und meine Empfehlungen öffnen Dir in Italien alle Schätze der Kunst, die Pforten zur Unsterblichkeit . . .“

Johann Winkelmann dachte an die beiden theuren Gräber auf dem protestantischen Hospitalkirchhofe zu Stendal — — und er mied lange das gastfreie Haus des katholischen Gesandten.

Aber die Sehnsucht nach dem Lande verzehrte ihn innerlich . . . und er wußte, daß er nur in dem gelobten Lande der Kunst und ewigen Schönheit gesunden könne. Und wieder trat der Versucher mit dem berauschenden Lächeln der Verheißung an ihn heran . . . und am 11. Juli 1754 opferte Johann Joachim Winkelmann in der Privatkapelle des päpstlichen Nuntius zu Dresden den Glauben seiner Eltern und seiner Jugend dem unwiderstehlichen Sehnsuchtsdrange: die verlockende Schönheit unter Italiens blauem Himmel zu sehen und zu studiren!

Aber ehe er ging, mußte er der Welt sein ernstes Wollen und Können noch beweisen. Schon achtundvierzig Jahre alt veröffentlicht Winkelmann seine erste kleine Schrift: „Ueber die Nachahmung der griechischen Kunst in der Malerei!“ Und die Welt staunte über die Tiefe und Kraft und die zündenden Geistesfunken dieses ersten Versuchs Winkelmann's auf einem Gebiete, das er selber erst für die Welt geschaffen — die deutsche Kunstgeschichte!

Der König selber rief nach dem Lesen der Schrift begeistert aus: „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen!“ und er setzte Winkelmann eine Jahresspension von 200 Thalern aus.

Diese achtundvierzig Jahre in Deutschland waren die Lehrjahre Winkelmann's. Am 20. September 1755 tritt er seine Reise nach Italien an. Hiermit beginnen die Wander- und Meisterjahre.

Mit rastlosem Fleiße und glühendem Wissensdurste gab er sich in Rom den neuen Eindrücken hin und verarbeitete sie mit wunderbarer Schnelligkeit zu schöpferischer Kraft, um der Welt als Leuchte zu dienen. Ganz Rom öffnet dem berühmten „großen Griechen“ Thür und Arme. Alle Fremde wollen ihm nahe treten. Der Herzog von Anhalt-Dessau nennt den Schustersohn aus Stendal seinen werthen Freund. Der Papst macht ihm zum Sekretär der Bibliothek im Vatikan und zum Aufseher der Alterthümer in Rom. Angelika Kaufmann malt den berühmten Landsmann und Kardinal Albani ist glücklich, ihn monatelang auf seiner herrlichen, mit den seltensten Antiken geschmückten Villa vor den Thoren der ewigen Stadt als Gast zu sehen. Eine innige Freundschaft zur „schönen Seele im schönen Körper“ fesselt den Weltverleid an Margaretha Guazzi, die Frau seines Freundes Rafael Mengs, eine Freundschaft, die der glühenden jungen Frau fast die Ruhe ihres Herzens kostet.

Und dabei schreitet der Prophet des Schönen unaufhaltsam seine Sonnenbahn in das Land der Kunst weiter, der Welt als Wegweiser diennend. So entstehen seine unsterblichen Werke: „Geschichte der Kunst des Alterthums“, mit besonderer Rücksicht auf die Bildhauerkunst, „Unveröffentlichte Denkmäler“, mit 200 Kupfern von seiner Hand, „Versuch der Allegorie“, besonders für Künstler, und eine Menge von wichtigen Einzelaufsätzen, alle im edelsten Styl geschrieben.

Aber bei allem Prunk des katholischen Kultus, beim ewigen Schönheitsglanz der Kunst und Natur gibt es doch Stunden im Leben des berühmten Mannes, wo er Sehnsucht hat nach der deutschen Heimaterde, wo er zurückkehrt an das enge ärmliche Stübchen in der protzigbesten Schönheit zu Stendal, das just nichts als Werkstatt, Wohn- und Schlafstube dient, und wo ein kleiner wißbegieriger Knabe aus dem Gesangbuche auf den Knieen der Mutter buchstabiren und die ersten Lieder lernt . . . und der vornehme, berühmte katholische Mann läßt sich aus der Heimat das protestantische Gesangbuch seiner Kinderzeit kommen, und mit Schmerz vermißt er in dieser Ausgabe sein Lieblingslied: „Ach singe die mir Herz und Mund!“ . . . und als das Heimweh zu groß wird, ergreift er nach dreijährigem Abwesenheit den Wanderstab nach der deutschen Erde.

Und doch, wie er den Fuß auf deutsche Erde setzt, überfällt ihn eine unerklärliche tiefe Melancholie, eine krankhafte Ruhelosigkeit. Selbst die glänzenden Ehren am Hofe Maria Theresa's in Wien vermögen ihn nicht zu zerstreuen. Er sieht „kein Mittel, sein Gemüth zu befriedigen und die Schwermuth zu verbannen, als nach Rom zurückzukehren“, und auf dieser eiligen Flucht vor sich selber ist er bereits wieder in Triest angelangt. Nur noch die stürmisch erregte See trennt ihn von Italiens geliebter Erde . . .

. . . Solche Gedanken ziehen wie Spiegelbilder vor der See des einsamen, bleichen, sinnenden Mannes auf dem Hügel vor Triest vorüber, während das träumerische Auge auf das wogende Meer zu seinen Füßen niederschaut . . .

„O, daß ich dort unten ruhte, und die Wogen gingen über mir hinweg!“ seufzt eine wohllingende Stimme in den weichen, schmeichelnden Lauten Italiens und reißt Winkelmann aus seiner schwermüthigen Träumerei. Verwundert schaut er sich um, ein schöner, noch jugendlicher Mann ringt wenige Schritte von ihm wie verzweifelnd die Hände.

„So traurig, mein Freund?“ sagt Winkelmann, dessen weiches Herz sich der Schönheit und dem Unglück gleich leicht erschließt, theilnehmend.

„O mein Herr, ich hatte Sie nicht bemerkt, Verzeihung einem Unglücklichen, der an der Welt, an sich selber verzweifelt ist . . .“

. . . Und dieser seine Schauspieler, der soeben die Galeere verlassen hat, wohin ihn ein Diebstahl beim Grafen Katalbi brachte, dieser ehemalige Koch, der die ganze Verzweiflungsszene mit voller Berechnung in der Nähe des Fremden spielte, weiß dem ehrlichen deutschen Herzen Winkelmann's geschickt ein Märchen von trostlosem, unverschuldetem Unglück vorzuspiegeln, daß sich Herz und Böse ihm großmüthig öffnen. Winkelmann verspricht dem falschen Unglücklichen, seine Reise bis Sinigaglia zu begleiten und späterhin in Rom für sein Fortkommen zu sorgen. Er nimmt ihn mit in seinen Gasthof, beherbergt ihn die Nacht in seinem eigenen Zimmer und zeigt ihm am anderen Tage die kostbaren Goldmünzen, die ihm Maria Theresia beim Abschiede geschenkt hat . . . und dabei

Digitized by Google

fühlt er plötzlich eine Schlinge um seinen Hals geworfen und sich von sieben Messerstichen durchbohrt . . .

Auf den Lärm stürzt ein Diener in's Zimmer. Der Mörder entspringt. Es ist der 8. Juni 1768, Mittags zwischen ein und zwei Uhr.

Noch sechs Stunden lebt Winkelmann. Ergeben in Gottes Willen, gestärkt durch die Sakramente, diktirt er noch sein Testament und vergibt seinem Mörder. Dann entflieht die große Seele. Der Leib findet Ruhe auf dem Friedhofe San Giusto. Winkelmann's Geist aber lebt noch heute

Rauchstudien.

Originalzeichnungen von **A. Oberländer.**

I.

Von Arema.

Von Kingbiafen.

Der Sparfame, der fo lange raucht, bis er fich verbrennt.

Der Bauer mit der geſchenkten Cigarre.

fort in den edelſten Gebilden unſerer heutigen Künſtler, denen er das Leben der wahren Schönheit erſchloſſen.

Der Mörder, Franz Archangeli, ward bald ergriffen und vor dem Hauſe ſeiner Unthat hingerichtet. Auch ſein Name wird fortleben, neben einem Herostrat, der den herrlichen Tempel der Artemis zu Ephesus anzündete.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von **Theodor Griesinger.**

(Fortsetzung.)

„Man sollte meinen," klatschte Joe Jenkings seinem Schwager zu, als sie ihre Pferde bestiegen, „es werde hier irgend ein frohes Fest gefeiert, oder man treffe Vorbereitungen zu einem solchen, und doch ist, was jetzt aufgeputzt worden soll, ein so ernstes Trauerspiel, als je eins geschrieben wurde. Aber wie ist es?" setzte er noch leiser hinzu. „Hast Du unsere Reisegefährtinnen gesprochen?"

„Ja, meine Nachbarin, Miss Livingstone," erwiderte Benjamin Benton. „Sie wird sich gleich nach unserem Abritt mit Frau Wilson und Poll zu Mistreß Parker begeben."

Mit dem Schlag sieben Uhr, so wie er es vorher festgesetzt, sprengte Master Mike herbei, und hart hinter seinem Pferde her trabten vier mächtige Schweißhunde, welche mit einer Leine zusammengekoppelt waren. „Ist's gefällig?" rief er sofort den Herren Casardeau und Marigny zu, welche ebenfalls bereits im Sattel saßen, und vorwärts ging's im kurzen Jagdgalopp.

Man kann sich nun wohl denken, daß Cunning Mike sich vorher, ehe er abritt, ganz genau erkundigt hatte, wo das Paar, welches er zu fangen auszog, zum letzten Mal gesehen worden sei, und selbstverständlich schlug er den bekannten Weg ein, welcher ihn an den bewußten Platz führte. Die Jagd bot also für den Anfang nichts besonders Interessantes dar; allein bald sollte es anders kommen. Sowie nämlich der Wald erreicht war, in welchem gestern Nacht der Doktor mit Letty auf so kluge Weise zu verschwinden gewußt hatte, koppelte Master Mike seine Hunde los, und schon nach wenigen Herumschnüffeln schienen sie die gesuchte Fährte gefunden zu haben. Doch nur wenige Schritte sprangen die Thiere in gerader Richtung fort; dann machten sie plötzlich eine Schwenkung nach rechts mitten in den dichtesten Wald hinein.

„Gerade wie meine Hunde," rief Jem Sharper, „und somit, denke ich, wird auch das Schlupfwinkel daselbst sein."

Auch die Herren Marigny und Casardeau schienen diese Meinung zu theilen, denn sie warfen sich einen bedeutsamen Blick zu und ließen diesen Blicke ein noch bedeutsameres Kopfschütteln folgen. Master Mike dagegen saß ganz ruhig ab und bat die Uebrigen, seinem Beispiele zu folgen.

Es ging nun also in der That in den Wald hinein, und zwar genau in derselben Richtung, wie die Nacht zuvor. Auch ward man schon nach einer kleinen Stunde des Wassers gewahr.

„Hoho!" lachte nun Jem Sharper laut auf. „Da haben wir die Bescherung. Den Doktor und die Letty werden wir nicht zu Gesicht bekommen, aber um so sicherer sind mir meine zweitausend Dollars."

Wiederum erwiderte Master Mike nichts; aber in seiner Miene lag immer noch dieselbe Zuversicht, wie vor ein paar Stunden beim Abritt von Donaldsono.

Nach einigen hundert Schritten war der Sumpf erreicht und ohne irgend zu zögern, sprangen die Hunde auf den großen, umgestürzten Cypressenbaum, welcher sich quer über denselben hingelegt hatte. Laut bellend rannten sie bis zum Wipfel, aber hier machten sie Halt und sahen sich gleichsam fragend nach ihrem Eigenthümer um.

„Sonderbar," murmelte Master Mike und besprang sofort den Stamm, um vorsichtig bis zum Wipfel hinaufzuklettern. Doch so genau er auch suchte, er fand nichts, was ihm irgend als Anzeichen hätte dienen können.

Er kehrte also, die Hunde an sich lockend, zum Ufer zurück und beschrieb sofort mit ihnen einen weiten Kreis um den ganzen Platz, wobei sie ihm nicht von der Seite durften. Dann ließ er sie plötzlich wieder los und befahl ihnen von Neuem zu suchen.

Die Hunde schnüffelten am Boden herum und eine Zeitlang schien es, als ob sie nicht wüßten, wohin sie sich wenden sollten; aber mit einem Male rannten sie alle vier in einer und derselben Richtung fort, und im nächsten Augenblicke sprangen sie abermals auf jene umgestürzte Cypresse hinauf, bei deren Wipfel sie laut bellend stille hielten.

Mit der größten Aufmerksamkeit waren bisher die sämmtlichen Anwesenden den Bewegungen der Hunde gefolgt, und außer Jem Sharper zweifelte vielleicht keiner daran, daß Cunning Mike seine Sache glücklich zu Ende führen werde. Aber als jetzt die klugen Thiere gleichsam rathlos dastanden und Master Mike offenbar für den Augenblick auch nicht wußte, was zu thun sei, da entstand ein verdächtiges Flüstern und diesem Flüstern folgte ein noch verdächtigeres Achselzucken.

„Will Marigny," wagte endlich Einer laut zu sprechen, „ich glaube, Sie haben Ihre Wette gewonnen, denn Cunning Mike fängt an, klein beizugeben."

„Der Teufel," rief Marigny, in welchem der Zorn wieder heftig kochte; „der Teufel hole ihn und seine Hunde dazu. Er nahm das Maul so voll wie ein Methodistenprediger und jetzt steht er da, als wäre ihm der Verstand eingefroren."

Will Marigny hatte recht; Master Mike stand in diesem Augenblick so tiefsinnend da, daß es zweifelhaft war, ob er nur gehört hatte, was man über ihn sprach. Jetzt aber fuhr er plötzlich auf und ein lichter Gedanke erhellte seine Stirne.

„Hier waren sie, der Doktor und die Letty," sprach er dann laut und mit Bestimmtheit; „hier auf diesem umgestürzten Cypressenbaum. Dafür wollt' ich mein Leben verwetten. Aber wohin ist das Paar von hier aus gestiegen? Retour, wieder in den Wald hinein? Falsch, denn sonst fänden die Hunde die Fährte. Oder dem Ufer entlang? Auch falsch und zudem des Sumpfes wegen unmöglich. Was bleibt also übrig? Nichts als das Wasser, und über dieses sind sie auch entflohen."

„Ha, ha, ha!" lachte Jem Sharper laut auf. „Woher sollten sie denn in der Geschwindigkeit einen Nachen nehmen? Oder meinen Sie vielleicht, ein Nilpferd hätte sich gefälligst gehabt, ihnen seinen Rücken darzubieten? Nein, Master Mike, wenn Sie sie einmal schlgeschossen haben, so war es diesmal."

„Und ich wiederhole es," rief Letzterer mit noch größerer Bestimmtheit, „der Weg, den der Doktor mit der Dirne von hier aus einschlug, ging über das Wasser. Von Schwimmen kann allerdings nicht die Rede sein, weder bei der Dirne wegen. Aber der Doktor fand vielleicht einen hohlen Baumstamm, oder noch besser, er band sich ein kleines Floß zusammen. Es liegt ja todt Holz genugsam herum, um in wenigen Minuten damit zu Stande zu kommen, und . . . Ha!" unterbrach er sich jetzt plötzlich in großer Aufregung, „was sehe ich? So wahr ich lebe, das Inselchen dort ist bewohnt."

Will Marigny und Eugen Casardeau drängten sich hart an ihn heran, und unwillkürlich theilte sich ihnen ein Theil seiner Aufregung mit.

„Betrachten Sie sich einmal," fuhr nun Master Mike fort, „die beiden uns zunächst gelegenen Inselchen, das zu unserer Rechten und das zu unserer Linken. Was finden Sie für einen Unterschied zwischen ihnen?"

Die beiden Herren sahen scharf hin, allein sie konnten nichts entdecken, weil das eine der beiden kleinen Eilande vor den andern voraus gebaut hatte. „Sie sind beide," erwiderte daher Marigny nach einer kleinen Pause, „von gleich geringem Umfange, beide gleich wenig über den Wasserspiegel erhaben und beide gleich sehr von Bäumen aller Art überwuchert."

„Aber die Vögel?" rief Cunning Mike. „Sehen Sie denn da keinen Unterschied?"

„Nein, nicht den geringsten," war die Antwort Marigny's, nachdem er abermals einen scharfen Blick nach den beiden Inselchen geworfen hatte. „Da wie dort nisten ihrer Hunderte von wilden Enten, Pelikanen, Flamingos, Kranichen und Reihern."

„Ganz recht," sprach Master Mike nicht ohne ein Lächeln der Selbstzufriedenheit; „aber hier sind ist der Flug dieser Vögel ein ganz ruhiger und regelmäßiger, während da drüben nach rechten Inselchen von Zeit zu Zeit mit großer Hast und unter heftigem Gekreisch aufstiegen, als wurden sie durch etwas ihnen Ungewohntes in Angst versetzt."

„Beim Himmel, es ist so," rief jetzt Will Marigny bestätigend, „und ich bekenne, es gehört eine mehr als gewöhnliche Beobachtungsgabe dazu, um solche Entdeckungen zu machen. Aber," fuhr er dann wohl auf, „was vermuthen Sie wohin damit, daß Sie sagten, das Inselchen sei bewohnt?"

„Was ich meinte?" versetzte Cunning Mike höchst selbstklug. „Einfach das, daß dort lebendige Menschen sind und daß ich in diesen den Doktor und das Mädchen vermuthe. Doch schnell jetzt, meine Herren, wir müssen unsere Kräfte vereinigen, um in kürzester Frist ein Floß herzustellen."

Will Marigny stieß einen lauten Siegesschrei aus, und in diesen stimmten sofort alle Uebrigen ein, selbst Jem Sharper nicht ausgenommen, obwohl er nun fast mit Gewißheit voraussehen konnte, daß seine zweitausend Dollars verloren seien. Dann gingen sie mit der größten Hast daran, das nöthige Holz zu sammeln, aus welchem der Floß gebaut werden sollte, und nach wenigen Minuten schon konnte mit letzterem begonnen werden.

Doch während sie auf diese Art beschäftigt waren, wendete wir uns zu dem Doktor und Letty zurück, welche Beide wir mit Bamboo in besten Sommerpolsatt gelassen und seither aus dem Auge verloren haben. Die arme Letty war, als sie das Inselchen erreichten, vor Anstrengung und Aufregung bis zum Tode ermüdet, und so betteten sie sie denn sanft in dem weichen Moose der Hütte, wo sie alsbald in einen tiefen Schlaf versiel. Der Doktor dagegen trat mit Bamboo zur Hütte hinaus und Beide lauschten nun aufmerksam dem Gebelle der Hunde, sowie dem Rufen der Jäger, welche die Hunde anfeuerten.

„Sie werden es bald satt bekommen," kicherte Bamboo leise, „denn sie können nichts finden, selbst wenn sie Fackeln anzünden."

Und er hatte recht, der kluge Schwarze, wie es sich schon nach weniger als einer halben Stunde zeigte. Die Verfolger nämlich zogen ab, wie

Digitized by Google

wir wissen, um in Donaldsons selbst Haussuchung nach Letty anzustellen, und so herrschte jetzt um Mitternacht die tiefste Stille auf dem kleinen Inselchen, welches Bamboo zu seiner Zufluchtsstätte gewählt hatte.

„Massa Doktor nun ein wenig essen und trinken," sagte Bamboo, indem er die Kürbisflasche nebst etwas kaltem Fisch herbeiholte, „und dann schlafen, denn er muß arg müd sein. Morgen weiter berathen, was geschehen soll."

Der Doktor folgte ihm und legte sich unter einem Baume nieder. Er fühlte, daß er der Stärkung bedürfe, um neuen Gefahren mit Kraft begegnen zu können.

Die Sonne stand längst hell am Himmel, als er durch einen scharfen Knall erweckt wurde, und wie er nun erschreckt aufsuhr, hörte er deutlich noch ein paar Schüsse hintereinander. „Was ist das?" dachte er. „Sind die Verfolger uns schon wieder auf den Fersen?" Verstehig trat er einige Schritte vor und sah in die Lande hinein. Dort schlief Letty noch immer ruhig und sanft, und die zurückgekehrte Röthe ihrer Wangen bewies, daß ihre Gesundheit nicht gelitten hatte. Nun schaute er sich nach Bamboo um, aber er konnte ihn nirgends erblicken, und bei näherem Nachforschen fand er, daß auch die kleine Piroque fort sei. Doch horch, was war das? Klang das nicht wie ein leises Plätschern im Wasser? Richtig, es war die von Bamboo gekaufte Piroque, und den Augenblick darauf hatte der Neger sie in ihrem Versteck geborgen.

„War drüben," sagte er, „auf der andern Seite des Sees, denn sie schiessen dort schon seit einer Stunde, und mußte wissen, warum sie's thun. Aber hat keine Gefahr. Jagen nicht Menschen, sondern wilde Enten und Krankie und andere Vögel. Buckra Mulgrave dabei, Vater und Sohn, und der Doktor Carrö und noch Verschiedene."

„Aber wenn man Dich gesehen hätte?" erwiderte der Doktor vorwurfsvoll.

„O," lachte der schwarze Bursche, „Bamboo vorsichtig. Arg sehr vorsichtig. Konnten mich gar nicht sehen, weil weit, weit entfernt. Aber jetzt kommen sie immer näher am Ufer herauf, und in einer halben Stunde werden wir sie gerade gegenüber haben. Doch nun will ich gehen, ein Frühstück zu bereiten. Hab' Fisch dazu gefangen. Großmächtig Fisch."

Ganz vergnügt ging er an sein Geschäft, denn ein Neger lebt immer in der Gegenwart, ohne die Sorgen der Zukunft und die Schwermuth der Vergangenheit zu kennen. Der Doktor aber setzte sich zu den Füßen der schlafenden Letty und sein Blick ruhte lang und innig, aber doch wieder traurig und voll Wehmuth auf ihr. Eine Viertelstunde mochte so vergangen sein, da wurde er durch das heftige Gebell von Hunden aufgeschreckt, und in demselben Augenblicke winkte ihm Bamboo, hinauszukommen.

„Hört's Massa Doktor?" sagte er. „Es sind andere Hunde, als die Master Sharpes's, denn das Gebell von diesen kennt Bamboo genau. Werden bald sehen, was dieß zu bedeuten hat. Weleicht fremden Nigger jagen, der seinem Herrn entflohen; vielleicht einen neuen Versuch machen, uns zu fangen."

Aufmerksam lauschten sie und nicht minder scharf blickte ihr Auge. Das Gebell der Hunde aber kam immer näher und bald wurden ihnen auch die Jäger sichtbar.

„Ha!" rief jetzt Bamboo; „es sind ihrer sechzehn, achtzehn oder noch mehr, und sie haben nur große Hunde mitgebracht. Holzo, erkenne deutlich Buckra Casardeau und Buckra Marigny, und Master Terrible auch dabei."

Wiederum lauschten sie aufmerksam und ihr Auge blickte mit verdoppelter Schärfe. Auch glaubten sie schon, daß der heutige Versuch, ihrer habhaft zu werden, eben so vergeblich ablaufen würde, als der gestrige, denn die Männer dort drüben standen offenbar eine gewaltige Zeitlang rathlos. Aber jetzt sah der Doktor etwas, was seine Wangen erbleichen und sein Herz hörbar klopfen machte.

„Beim ewigen Gott," sprach er dann mit tiefer Stimme, „Sie fangen an ein Floß zu erbauen."

„Ja," flüsterte eine zarte, aber tief traurige Stimme hinter ihm, „und in wenigen Minuten werden wir Alle in ihrer Gewalt sein. Ich aber, ich unseliges Wesen bin es, welches Sie in diesen große Elend gebracht hat."

Es war Letty, die so sprach, und während sie sprach, sank sie vor dem Doktor auf die Kniee nieder, ihre Hände gefaltet, wie die einer Büßerin.

Lange sah der Doktor sprachlos auf sie nieder; dann hob er sie sanft auf und zog sie an sein Herz. „Gott hat es so gewollt, Letty," sagte er, „und wenn wir nicht zusammen leben dürfen, so können wir zusammen sterben."

Sie hielten sich fest umschlossen und vergaßen in dieser Umarmung die Gegenwart. Doch nur für einen Augenblick, denn im nächsten Moment schon trat Bamboo zwischen sie.

„Warum sterben, Massa Doktor?" rief er. „Bamboo ist nur ein arm schwarz verachtet Geschöpf; aber Bamboo will kämpfen um sein Leben, so lange er Kraft hat zu kämpfen. Und sieht Massa Doktor die Männer dort drüben am anderen Ufer? Den Doktor Carrö und den Buckra Mulgrave und den Ralph, den jungen Buckra, mit ihren langen Zinten? Sie sind Freunde des Massa Doktor und werden ihm beistehen gegen seine Feinde. Und werden Mih Emily herbeirufen und Mih Emily wird Letty in Schutz nehmen und Gott Vater Alles gut machen."

Wie ein Funken glimmten diese Worte und Traum aufrecht stand jetzt der Doktor. Er sah hinüber an's rechte Ufer des Sees; dort traten eben die beiden Mulgrave mit ihren Jagdfreunden aus dem Walde hervor. Er sah hinüber an's linke Ufer; hier war gerade das lange Floß fertig geworden und die Herren Marigny und Casardeau mit ihrer Gefolgschaft stiessen vom Lande ab. „Vorwärts, Bamboo, in unsern Nachen," sprach er zum, „wir wollen kämpfen als Männer, und Gott wird das Recht schützen."

In der nächsten Sekunde hatte sie die Piroque aufgenommen und sie ruderten sofort mit Macht dem rechten Ufer zu.

Aus dem soeben Erzählten wird der Leser ersehen haben, daß die Herren Marigny, Casardeau und Gefolge in wirklich sehr kurzer Zeit das große Floß, das sie errichten wollten, zu Stande brachten, und der größte Theil von ihnen bewegte sich nun alsbald mit langen Stangen, um das Fahrzeug nach dem Inselchen hinüber zu bugsiren. Doch noch hatten sie keine zweihundert Schritte zurückgelegt, so sahen sie den kleinen Nachen von dort abstoßen, und da die Entfernung eine verhältnißmäßig nur geringe war, so erkannten sie auch die darin befindlichen Personen augenblicklich.

„Surrah! Tranf los!" schrie Marigny mit wild rollenden Augen. „Es ist der Doktor Outcast mit meiner neu entlaufen Sklavin Letty, welche er mir entführt hat."

„Sie sind's! Sie sind's!" schmetterte ihm Monsieur Casardeau in nicht geringerer Aufregung. „Und der Dritte? Gott verdamm mich, wenn das nicht der entlaufene Bamboo ist. Ein dreifacher Fang also! Surrah, hurrah, hurrah!"

Und sorl schoß das Floß in einer wirklich unglaublichen Hast, denn die, welche sich mit Stangen bewaffnet hatten, verdoppelten ihre Anstrengungen, um wo möglich die kleine Piroque einzuholen oder wenigstens zu gleicher Zeit mit ihr am jenseitigen Ufer anzulangen. Je schneller aber das Fahrzeug vorwärts gestoßen wurde, um so siegesbrunkener johlten die Insassen desselben, und mit dem Schreien vermischten sich Flüche, Verwünschungen und Todesdrohungen. In Einige schossen sogar ihre Revolvers nach der Piroque ab; allein die kleinen Kugeln flogen keine dreißig Schritte weit und fielen dann unschädlich in's Wasser.

Doch ich muß mich verbessern, nicht die sämmtlichen Insassen des Flosses schrieen, tobten und fluchten, sondern ihrer Fünfe oder Sechse spielten mehr die beobachtenden, als die mitwirkenden Personen, und zu diesen gehörte besonders Herr Joshua Tamper mit unsern alten Freunden Joe Jenkings und Benjamin Benton. Schon von Donaldsons aus hatten sie sich mehr im Hintergrunde gehalten, und auf dem Flosse blieben sie ohnehin passiv, indem sie sich zugleich fest zueinander schaarten, jedoch ohne ein lautes Wort zu reden. Nun aber, als die Piroque mit den drei Wesen, welche auf derselben schwammen, sichtbar wurde, stieß Benjamin Benton plötzlich einen lesten Schrei aus und klammerte sich mit dem Arm an seinem Schwager fest.

„Diese Aehnlichkeit," flüsterte er sodann mit abgebrochenen Worten; „diese merkwürdige, nein diese täuschende Aehnlichkeit!"

Joe Jenkings besaß kein so scharfes Gesicht, wie Benjamin Benton, und hatte daher längst sein Augenglas hervorgezogen, um nach der Piroque hinzusehen. Er sah aber sonst nach Niemanden, als nach dem jungen Mädchen, welches dem mittleren Sitz in dem leinenen Fahrzeug einnahm. „In der That," erwiederte er nun eben so leise, „eine wirklich täuschende Aehnlichkeit, und wenn ich nicht schon zum Voraus überzeugt gewesen wäre, daß jene Letty, von der Misteß Parker schrieb, keine andere ist, als die unserer Freundin Dorah gestohlene Adeline, so würde mich jetzt der Augenschein vollkommen bekehrt haben."

„Um Gott, Joe," stöhnte Benjamin Benton, den Arm seines Schwagers noch fester drückend, „nicht von dem Mädchen spreche ich, sondern von Ihm, von Ihm."

„Von welchem Ihm?" fragte Joe Jenkings, indem er sich erstaunt nach Benjamin Benton umwandte. „Aber," setzte er dann sogleich erschrocken hinzu, „was ist Dir, Ben? Du siehst ja aus wie ein Leichentuch, und Deine Augen glühen wie Kohlen."

„Sieh' nach Ihm hin," stöhnte wieder Benjamin Benton, „nach Ihm, welchen sie den Doktor Outcast nennen. Beim allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erden, er ist's, er ist's. Es ist mein Sohn Frederic."

„Stille; um Gottes willen still, sonst werden sie aufmerksam auf uns," beschwor Joe Jenkings seinen Schwager und richtete zugleich sein Augen-

Digitized by Google

glaß auf den Doktor. Nach kurzem Hinsehen jedoch wechselte auch er die Farbe und drückte dann Benjamin's Hand faß konvulsivisch. „Bleib' hier," sprach er darauf nach kurzem Besinnen, „ganz ruhig stehen und verrath' Dich durch nichts; ich werde mit Josua Damper reden."

Al' dieß ging vor, ohne daß die andern Alle, die sich mit ihnen auf dem Floß befanden, auch nur die geringste Acht darauf gehabt hätten, denn sie waren ganz ausschließlich mit Rudern, Schreien, Fluchen und Toben beschäftigt. Ebensowenig nahmen sie Notiz davon, daß nun Joe Jenkings mehrere Minuten lang sich eingehenm mit Josua Damper besprach, und wie hätte dieß auch anders sein können, da das Floß jetzt eben, nach seine halbe Viertelstunde auch dem Landen der Pirogue, am Ufer anlangte? Ihre ganze Aufmerksamkeit war vielmehr darauf gerichtet, ihr schmarotzendes Fahrzeug unzerschellt durch den dicht vermachsenen Sumpf, der sich hier hinzog, zu treiben und dann so schnell als möglich den festen Boden zu gewinnen!

Bill Marigny war der Erste, der an's Land sprang, aber wie er nun einen schnellen Blick um sich warf, schwollen seine Stirnadern zum Zerspringen an. Unmittelbar vor ihm nämlich, in einer Entfernung von kaum zwanzig Schritten, hielt unter einem großen Baume eine kleine Gruppe von Männern, den alten James Mulgrave an der Spitze, und alle diese Männer waren mit guten Doppelbüchsen aerfesen. Mitten unter ihnen aber stand der Doktor Outcaß und hielt die Letty an der Hand, während hinter ihnen der Neger Bamboo, ganz frei an Händen und Füßen, sichtbar wurde. „Hall' und Teufel," fluchte Bill Marigny ingrimmig, „es scheint wir satt, als ob James Mulgrave entschlossen sei, dem Hund von einem Doktor Schutz angedeihen zu lassen und selbst die beiden Sklaven, die Letty und den Bamboo, hievon nicht auszuschließen; aber er soll's mit seinem Blut büßen, wenn er sich mir ernstlich zu widersetzen wagt. Hierher, Casardeau," schrie er dann laut, „hierher alle meine Freunde, wir wollen das Loos ziehen, welche Zwölf von uns den Richter Lynch bilden sollen, um jenen Sklavenhund dort zum Strange zu verurtheilen."

„Hängen wir ihn lieber gleich auf," rief Master Terrible, „und hier," setzte er mit wildem Hohne hinzu, indem er seine lange Kuhhautpeitsche hervorzog, „den Strick habe ich gleich mitgebracht."

„Nein," entschied Bill Marigny mit einem neuen Fluche, „er soll seine Jury haben, wie sie John Lynch gegen Diebe, Gauner, Räuber und Mörder erfand. Alle hierher," schrie er nochmals, „hierher zu mir, das Loos zu . . . Da, Verrath, Verrath!" setzte er sofort brüllend hinzu. „Tod und Satan, wer sind die Schufte, die es wagen, meine Fahne zu verlassen?"

Er war ganz außer sich, aber er hatte auch Ursache hiezu. Eben in diesem Augenblicke nämlich schlossen sich drei von den Männern, die mit ihm gekommen waren, der Gruppe an, an deren Spitze der alte James Mulgrave stand, und wie der Doktor Outcaß diese Männer erblickte, sprang er ihnen mit einem wilden Ausrufe entgegen, um sich zweien von ihnen an die Brust zu werfen.

„Mein Vater," rief er fast schluchzend, „mein theurer Vater hier? Und auch Sie, mein Oheim, mein guter, lieber, theurer Oheim, den ich schon so lange als todt beweinte? Mein Gott im Himmel, ist es eine Wirklichkeit oder ein Blendwerk?"

„Wirklichkeit, mein Junge," erwiederte Jae Jenkings, indem er den Neffen an sich drückte und dabei sich aergeblich bemühte, den Thränen zu wehren, die ihm in die Augen traten; „pure Wirklichkeit, denn warum sollte ich denn todt sein?"

„Aber," schluchzte der Doktor, „ich los es ja selbst in den Zeitungen, vor jetzt schon elf Jahren und . . ."

„Ah, ah," unterbrach ihn Joe Jenkings, sich gewaltsam ermannend, „die Zeitungen haben gelogen, und wie Du siehst, sa lebe ich und bin gesund, aber jetzt weiß ich doch, warum ich keine Briefe von Dir erhielt, und nun ist Alles gut. Ha!" schrie er dann plötzlich laut auf und drückte den Doktor von sich, „Ha, so wahr ich lebe, der Tanz mit den Lynchern da draußen geht jetzt los, und da muß Joe Jenkings auch dabei sein!"

Es war so, wie Joe Jenkings sagte, oder vielmehr es schien so zu sein. Die Minute nämlich, welche die eben geschilderte Szene in Anspruch nahm, hatte Josua Damper benützt, um dem alten James Mulgrave und seinen Begleitern eine schnelle Mittheilung zu machen, und diese Mittheilung mußte sehr wichtiger Natur gewesen sein, denn ihrer Aller Blicke waren jetzt mit Staunen und Interesse zugleich auf Letty gerichtet. Aber auch Bill Marigny war nicht müssig geblieben, sondern hatte eine heftige Ansprache an seine Anhänger gehalten, und diese beantworteten sie jetzt eben mit einem donnernden Hurrah.

„Herr James Mulgrave," sprach nun Marigny, um einige Schritte vorzutreten und sich zugleich bemerkbar, mit einiger Mäßigung zu reden, „Sie sind Friedensrichter dieses Distriktes, und als solcher haben Sie für Recht und Gesetz einzutreten."

„Das ist auch meine Meinung, Herr Marigny," erwiederte der alte Herr sehr trocken.

„Nun denn," fuhr Bill Marigny fort, „dort steht Letty, früher die Sklavin des verstorbenen Herrn Beaujolais, jetzt durch Kauf mein Eigenthum. Herr Casardeau hier wird mir bezeugen, daß es mit dem Verkauf seine Richtigkeit hat."

„Ich bezeuge es," rief Casardeau, ebenfalls weiter vortretend.

„Somit," schloß Marigny seine Rede, „verlange ich, daß das Mädchen mir augenblicklich zu Handen gegeben werde, ganz nach dem Recht und Gesetz dieses Landes."

„Demnach verweigere ich die Herausgabe," war die sehr ernste und bestimmte Antwort des Herrn Mulgrave, „und ich verweigere sie, weil mich das Gesetz hiezu verpflichtet. Diejenige, welche bis jetzt unter dem Namen Letty als eine Angehörige der Pflanzung Beaujolais-galt, hat feierlich vor mir erklärt, daß sie eine Freigeborene sei, und verlangt vor Gericht gestellt zu werden, um den Beweis hiefür zu liefern."

„Ha, ha, ha, ha!" lachte Bill Marigny greß auf und eben so grell lachten auch seine sämmtlichen Genossen. „Beim Satan, dem Vater der Lüge," schrie er sofort, als er wieder etwas zu Athem gekommen war, „etwas Wahnwitzigeres ist noch nie erfunden worden und Sie," fuhr er mit dem grimmigsten Hohne fort, „Sie, James Mulgrave, der Sie bisher den Ruf eines Ehrenmannes für sich in Anspruch nahmen, Sie wollen mich mit einem so tollbreiten . . ."

„Halt!" unterbrach ihn der alte Herr in einem Donnertone. „Kein Wort weiter in dieser Art! James Mulgrave duldet nie, daß auf seine Ehre auch nur der Anflug eines Schattens gewarfen werde."

Bill Marigny war einen Schritt zurückgetreten, als ihn der alte Herr so zurechtwies, allein jetzt stürzte ihm sein Freund Casardeau ein paar Worte in's Ohr, und alsbald kehrte der frühere freche Hohn in sein Gesicht zurück. „Herr Friedensrichter," sagte er dann, „ich habe Sie persönlich nicht beleidigen wollen, aber lounte es wirklich Ihrem Verstande entgehen, daß diese eben so plumpe als niederträchtige Lüge nichts ist als ein Machwerk des Doktors hier, dieses Elenden, der . . ."

„Halt!" donnerte James Mulgrave zum zweiten Male. „Ich dulde diese Sprache nicht. Das Kriminalgericht von Donaldsonville hat zu entscheiden, ob die Behauptung des Mädchens hier, daß sie eine freigeborene Weise sei, auf Wahrheit beruht oder nicht."

„Und damit Sie's wissen," setzte der Advokat aus New-Orleans, welcher gleich neben dem Friedensrichter stand, mit Nachdruck hinzu, „ich, Josua Damper, werde für den armen jungen dem kriminalamt plädiren, und Josua Damper ist dafür bekannt, daß er seinen Klienten annimmt, bessen Sache eine faule Grundlage hat."

Das Gesicht Bill Marigny's wurde gelber als der Strohhut, den er trug, und seine Augen schienderten Blitze. „Gewiß," erwiederte er, indem er sich höhnisch faß bis auf den Boden verbeugte; „o ganz gewiß, es geht nichts über die Ehrlichkeit der Advokaten. Doch," schärfte er in noch bitterem Tone, „wenn Letty eine Freigeborene ist, so war sie nattürlich in ihrem vollen Recht, sich von dem Doktor entführen zu lassen, und der Taktar selbst verdient Belobung für eine Handlung, die wir sonst gewohnt sind mit einem Strick um den Hals zu bezahlen."

„Ja," erwiederte ihm Ralph Mulgrave, ohne seine Verachtung zu verbergen; „ja, er verdient das höchste Lob, denn er entriß Letty einem Loos schmachvoller Zukunft, welchem sie den Tod gewiß vorzuziehen hätte."

„Stille, Ralph," sprach sein Vater, „und mische Dich nicht ein. Ueber die Handlungsweise des Doktors," wandte er sich darauf an Bill Marigny, „wird das Kriminalgericht in Donaldsona ebenfalls urtheilen, denn ich werde ihn zugleich mit Letty dorthin einliefern."

„Wirklich?" meinte Bill Marigny, und seine Stimme zitterte dabei sörmlich vor Wuth. „Und um das Maß der Gerechtigkeit voll zu machen, so wird wohl den entlaufenen Sklaven Bamboo ebenfalls sein härteres Loos treffen?"

„Das Urtheil über ihn," versetzte James Mulgrave kaltblütig, „steht selbstverständlich Niemanden Anderen zu, als seiner Herrin Miß Emily Beaujolais und ihrem Pfleger, Herrn Beisseau, welche ich alsbald von Allem in Kenntniß setzen werde."

Nunmehr hatte die Wuth in Bill Marigny den höchsten Grad erreicht und er riß seinen bisher in der Tasche verborgenen Revolver hervor. „Nieder mit ihnen," brüllte er seinen Genossen hinter sich zu, „und mir nach. Ueber nehme seinen Mann auf's Korn!"

Den Reaalver hoch emporgehoben sprang er vorwärts, auf die nie schon gesagt nur zwanzig Schritte entfernte Gruppe zu, und unter furchtbarem Geschrei folgten ihm seine Freunde; aber in demselben Momente fiel ein Schuß und in hundert Stücke zerschmettert flog die Waffe Marigny's ihrem Träger aus der Hand.

Eine Todesstille trat sofort ein, denn Marigny stand lautlos, gleichsam zur Bildsäule erstarrt, und auch seine Genossen erfüllte derselbe Schrecken. Ja, einige von ihnen sprangen rückwärts, schnell bemüht außer Schußweite zu kommen, und außer Casardeau, Terrible und Jem Sharper blieben nur noch Drei oder Vier bei ihm stehen.

Digitized by Google

„Sie sehen, Monsieur Marigny," sprach jetzt Doktor Carré in der ihm eigenen leichten Weise, „daß ich noch immer ziemlich gut schieße, obwohl ich etwas außer Uebung gekommen bin. Sie können also darauf rechnen, daß meine nächste Kugel Ihnen in den Augenblicke im Herzen sitzt, wo es Ihnen beliebt, noch einen Schritt vorwärts zu machen. Auch sind meine Freunde hier, wie ich mir Ihren Freunden gegenüber zu bemerken erlaube, ebenfalls gute Schützen, und wir haben Alle doppelläufige Büchsen."

So sprechend verbeugte er sich höflich und machte sich dann ganz gemüthlich an das Wiederladen des abgeschossenen Laufes.

Wieder trat eine Pause ein und Bill Marigny, der sich inzwischen wieder gefaßt hatte, benützte dieselbe, um sich leise mit seinen Genossen zu berathen. „Wir sind nur noch unserer Vier," knirschte er mit den Zähnen, „denn die Andern sind alle feig ausgekniffen."

„Und, was die Hauptsache, wir besitzen bloß Revolver," setzte Monsieur Casardeau hinzu, „mit denen man kaum auf fünf Schritte sicher zielen kann."

„Blasen wir also für jetzt zum Rückzug," entschied Jem Sharper. „Der Feldzug ist damit noch lange nicht entschieden."

„Mein Herr James Mulgrave," sprach nun Bill Marigny mit erhobener Stimme, „es ist weder mir, noch einem meiner Freunde je eingefallen, uns gegen das Gesetz auflehnen zu wollen, und wenn Sie daher glauben, daß der Fall vor das Kriminalgericht von Donalbsono gehört, so lassen wir uns das recht gerne gefallen. Guten Morgen, meine Herrn."

Nach diesen Worten drehte er sich auf dem Absatze um und schritt dem Flusse zu. Ganz ebenso thaten auch seine Genossen, und nach wenigen Minuten schwamm das Fahrzeug wieder auf dem Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Leiden und Freuden eines Redakteurs.

Von

C. Nebenius.

Wenn der gute Zeitungsleser, welcher Morgens die Ankunft seiner Zeitung nicht erwarten kann und mit Behagen in ihrem Inhalt wühlt, der die ihm so glatt entgegengebrachten politischen Neuigkeiten und lokalen Klatschgeschichten vom Kongreß bis zum Gemeinderath herunter auf Treu und Glauben annimmt, der unglücklich ist, wenn je einmal ein Journal ausbleibt, wüßte, mit welcher Mühe, welchen Unannehmlichkeiten ein solches bedrucktes Blatt Papier für Denjenigen verknüpft ist, der jahraus jahrein sich damit abzumühen hat, gewiß, in sein Behagen würde sich einiges Mitleid mischen mit dem, der ihm alltäglich den Stoff für seine Unterhaltung liefert. Eine Zeitung liest sich immer besser, als sie sich macht. Das ist der Fundamentalsatz, den jeder Journalist bestätigen wird.

Da Publizisten in der Regel Freunde des Rassen und zwar vorzugsweise des geistigen Rassen zu sein pflegen, so ist die Zeit der Dürre die jenige, die ihnen die größte Sorge macht. Wenn es an Stoff mangelt, wenn absolut gar nichts passiren will, wenn er endlich in wahrer Entkräftung nach der Rubrik: „Kirche und Schule" greifen muß, wenn gar kein Dalberg da ist, dann ist der Zeitungsherausgeber der Verzweiflung nahe.

Zwar hat die gütige Natur keinem Geschöpf für den Fall der Noth alle Aushülfe versagt. Der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, der Hase stellt die Löffel und macht Männchen, wenn er gejagt wird, der dramatische Dichter läßt seinen Helden sterben, gerade wie der Arzt seinen Patienten, wenn er nichts mehr weiter mit ihm anzufangen weiß ... warum sollte der gewiegte Journalist nicht auch seiner Phantasie die Zügel schießen lassen, wenn er die Spalten seines Blatts, das nun einmal absolut um die und die Zeit ausgetragen werden muß, füllen will?

In aufgeregten Zeiten machen die Extrablätter, auf welche das verwöhnte Publikum förmlich erpicht ist, dem Redakteur die größte Sorge. Er kann keinen Schoppen Bier mehr in Ruhe trinken: immer muß er gewärtig sein, daß ihm ein Telegramm überbracht werde, das ihn in's Bureau zurückruft.

Eine wahre Plage für den Redakteur sind die Künstler. Dürfte er grob sein, er würde es jedem Künstler, ganz einerlei, ob er auf der Bühne, oder auf dem Pferde oder Seile, im Hochtheater oder im Menschikus sich auszeichnet, geradezu in's Gesicht sagen, daß er zwar auf die Kunst Alles, aber gerade darum auf die Künstler nichts gäbe. Das klingt zwar sehr hart, aber man kann es dem armen Manne nicht übel nehmen, wenn man weiß, daß gerade die Künstler die maßlosen Fliegen sind, welche den Literaten gar keine Ruhe lassen und sich geriren, als ob letztere allein für sie auf der Welt wären.

Die schwierige Forderung der Zeit, es Allen recht zu machen, welche selbst dem Schneider und Schuster nur selten gelingt, öffentlichen Personen aber, zu denen vor allen der Publizist gehört, rein unmöglich ist, lastet am schwersten auf dem Zeitungsschreiber. Zwar haben andere öffentliche Personen um selbst die höchsten Beamten, welche von dem Manne der Presse im Vertrauen sehr gerne Notiz nehmen, aber ihn offiziell vornehm ignorieren, das gleiche Schicksal in dieser Beziehung mit ihm, bloß mit dem Unterschied, daß sie sich nichts daraus zu machen haben und auch in der Regel nichts daraus machen, während der arme Zeitungsschreiber, als wäre er ein Atlas, Alles zu tragen hat und den Rest noch außerdem in die Schuhe geschüttet bekommt.

Daneben wird ihm zugemuthet, und zwar leider gerade von den besten Mitarbeitern und Korrespondenten, noch er sür jeden zurückgelegten Artikel, ja für jeden ausgelassenen Satz volle Satisfaktion gebe.

Noch lange könnte ich fortmachen und könnte die Leidensgeschichte der Redakteure doch nicht erschöpfen.

Aber auch seine heimlichen Freuden hat der Redakteur. Je kriegerischer, je gefahrdrohender, je schrecklicher die Nachrichten, desto angenehmer ist es dem Redakteur. Je mehr den Abonnenten seines Blattes, deren Schrecken und Angst er wohlweislich mehr zu würdigen weiß, als ihr Wohlbehagen, die Haare zu Berge stehen, desto mehr kann er sich die Hände reiben. Je mehr ihre Kurse fallen, desto mehr steigen seine Aktien.

Und dann gibt es noch einen Freudentag im Monat für den ärmsten Redakteur: — jeder Erste, an dem er sein sauer verdientes Gehalt bezieht ... und der Februar mit 28 Tagen ist sein „Wonnemonat".

Räthsel.

Ich sei das Erste, so sang ein alter Dichter,
Und doch ein Ungethüm, ein Lebensglücks-Vernichter,
Erspürst zuerst ich heran, entreiß Dir Gut und Habe,
Dir selbst, den lieben Dein werd' ich zum tiefen Grabe!
Die tiefste Strahe ist im Mond- und Sonnenschein,
Hell' und erquick' Dich und lieber Dein Gedenken.
Ich trage Dich so stark, ich schaukle Dich so linde
Wie eine Mutter thut mit dem geliebten Kinde,
Ich muß in Küch' und Haus, in Feld und Wald Dir dienen,
Du kannst nichts ohne mich, kannst nur durch mich gewinnen;
Doch Du, stets undankbar, bespricht, ich sei trastlos,
Ich mache Dir Dein Mahl, Dein Schweigen laß' und faltest!
Wie eitel rühr' ich mich! Ich heiz' in Deine Augen,
Dotmerisch Dein Gefühl, wenn Andres nichts will taugen.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 168:

Backen, Brocken, Docken, Flecken, Hocken, Locken, Pocken, Rocken, Socken.

Auflösung der Charade Seite 180:

Knopfloch.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 192:

Hermine.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 21.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
1 Thlr. 10 Sgr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Lothbart.

In der Ballus.

Kriminalgeschichte von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Eine wußte auch in dem russischen Walde Bescheid. Aber sie mußte doch zuweilen prüfend um sich blicken, als wenn sie alte Erinnerungen zurückrufe, die sie in der Kenntniß ihres Weges sicher machen sollten. Sie war wohl seit langer Zeit nicht hier gewesen.

Sie kam an einen Weg, der, den Wald durchschneidend, quer vor ihr her lief. Er war chausseeartig gebaut. Das Mädchen kannte auch ihn; es war der Verbindungsweg für die Grenzwache zwischen den Korbonhäusern auf der einen und auf der andern Seite der Ballus. Sie spähte und horchte sorgsam, bevor sie hineintrat. Sie konnte ihn sicher überschreiten. Sie setzte drüben ihren Weg weiter fort, immer in gerader Richtung nach Norden hin. Nach einer Weile wurde die Stille des Waldes durch ein Geräusch unterbrochen. Rechts im Walde wurde Holz gehauen; man hörte dort Pferde wiehern. Eine nahm ihren Weg nach der Gegend, wo es war. Sie kam an ein Gehöfte; ein Holzplatz lag vor ihr; seitab von dem Platze war ein Garten mit Obstbäumen; am Ende des Gartens stand ein freundliches, von rothen Ziegeln aufgeführtes Haus. Eine schritt auf das Haus zu. Ueber der Thüre waren Hirschgeweihe angenagelt.

Sie stand vor der Wohnung eines der Förster des Fürsten Subow.

Auf dem Holzplatz waren Arbeiter mit dem Behauen von gefällten Holzstämmen beschäftigt. Sie hatten das Mädchen nicht gesehen; sie war hinter der Hecke des Gartens her gegangen, um sich ihren Blicken zu entziehen. In dem Hause sah sie Niemanden. Hatte man darin auch sie nicht gesehen? Die Thür des Hauses stand offen. Sie überschritt die Schwelle. Es herrschte die tiefste Stille im Hause. Sie wußte auch in dem Hause Bescheid. Sie durchschritt ein kleines Vorhaus, öffnete eine Thür, war in der Küche des Hauses.

Eine Frau war hier beschäftigt, eine runde, hübsche, frische Frau in der Mitte der dreißiger Jahre.

Die Frau erschrak, als plötzlich das Mädchen mit dem vorhandenen Kopfe der Litthauerinnen vor ihr stand.

Sie selbst, die Försterin, war keine Litthauerin; man sah ihr leicht die Deutsche an.

„Du kennst mich nicht mehr, Anna," sagte das Mädchen.

Der Ton der Stimme rief eine Erinnerung in der Frau hervor.

„Gine?" fragte sie.

Aber indem sie den Namen aussprach, erblaßte sie; der Schreck fuhr ihr durch den ganzen Körper.

„Du kennst mich also doch noch?" sagte Gine und sie blickte mit einem schmerzlichen Lächeln auf das reiche blonde Haar, das die deutsche Frau zeigen durfte.

Die Frau erwiederte in ihrem Schreck: „Was suchst Du hier bei uns?"

„Du fragtest sonst nicht so, Anna, wenn ich kam," sagte das Mädchen. „Verachtest auch Du die Gefallene?"

„Nein, Gine," sagte herzlich die Frau.

„Dann erkenne ich Deine Frage und Deinen Schreck, Anna. Sie sind hier, die ich suche."

„Und wen suchst Du?"

„Den Grafen und die Gräfin Olkinski."

„Was willst Du von ihnen?"

„Sie sind hier, Anna?"

„Was kümmern sie Dich?"

Baron James Rothschild, Originalzeichnung von Fritz Kriehuber. (S. 243.)

Digitized by Google

„Sie sind hier, Anna. Sie konnten nur bei Dir eine Zuflucht finden. Die Gräfin kannte Dich, als Du Köchin bei ihrer Schwester drüben im Schlosse warst; sie war mehrmals zum Besuch da gewesen. Sie hatte Dich liebgewonnen. Du mußtest zu ihr kommen, als sie mit ihrem Manne auf der Hochzeitsreise da war. Nachher mußte ich ihr oft von Dir erzählen, daß ich Dich hier in der Försterei besucht hatte, und wie Du hier wohntest, und von Deinem Manne und Alles, was ich von Dir wußte. So kannte sie Dich. So wußte sie, wo Du warst; so wußte sie Dich zu finden. So wußte sie bei Dir zu finden. Und was sie mich stimmern! Hier bei Dir sind sie nicht mehr sicher; morgen mehr, vielleicht schon zeje nicht mehr. Sie müssen über die Grenze. Ich bin gekommen, sie hinüber zu geleiten."

Die Försterin stand sinnend.

„Du wolltest sie führen? Du?" fragte sie dann.

„Ich!" antwortete das Mädchen. „Ich allein kann es. Ich kenne den Weg durch die Ballus. Ich allein; kein anderer Mensch. Die Ballus ist der einzige Fleck an der ganzen Grenze, der von den Russen nicht besetzt ist, bewacht wird. Von hier aus sind sie in einer Viertelstunde an der Ballus. Haben sie nur den Rand des Moores erreicht, so verfolgt sie Niemand mehr. Drüben in Preußen bringe ich sie zu ihrer Schwester."

Die Försterin stand noch ungläubig, mißtrauisch.

„Sie haben Dir Böses gethan, Mädchen, sehr viel Böses. Du hast Grund, sie zu hassen."

„Ja, ich hasse sie."

„So kannst Du nur sie verrathen, den Russen auslieferen wollen!"

„Du bist eine Deutsche; darum spricht Du so von einer Litthauerin."

Die Försterin besann sich.

Sie ging an einen Schrank in der Stube, nahm Alaus (Hausbier) und Brod heraus, und setzte es dem Mädchen vor.

„Starke Dich, Gine," sagte sie. „Ich werde mit meinem Mann reden."

„Sie sind also hier?"

„Mein Mann wird Dir Bescheid sagen."

Die Frau verließ die Stube.

Gine genoß von dem, was ihr vorgesetzt war.

Sie mußte lange allein bleiben.

Endlich kam nicht die Försterin, aber ihr Mann.

Der Förster war gleichfalls ein Deutscher, ein gewandter Mann, der früher Jäger des Fürsten Sudow, und mit seinem Herrn längere Zeit in St. Petersburg und auf Reisen durch fast ganz Europa gewesen war. Er kannte das litthauische Mädchen; sie war als Kind mehrmals in die Försterei gekommen, um seine Frau zu besuchen.

„Du warst lange nicht hier, Gine."

„Es sind mehrere Jahre seitdem vergangen, Herr Förster."

„Was führt Dich heute hierher?"

„Hat Deine Frau es Dir nicht gesagt? Ich denke, Du bist zu mir gekommen, mir die Nachricht zu bringen, daß die Beiden hier sind und sich mir anvertrauen wollen."

„Von welchen Beiden spricht Du?"

„Von dem Grafen Olkinski und seiner Frau; Du weißt es. Sie können mir vertrauen; das weiß Deine Frau."

„Ich habe Dir eine andere Nachricht zu bringen, Gine. Dein Bruder Manrus ist hier."

„Hat er sie gesehen?" fragte Gine.

„Man hat ihn gesehen."

„Antworte mir, ob er die Beiden sah?"

Der Förster hatte sie scharf beobachtet. Er las in ihren Augen ein Erschrecken über die Mittheilung, daß ihr Bruder hier sei. Aber es war nicht das Erschrecken einer entdeckten Schuldigen. Der gewandte, vorsichtige Mann mußte sie gleichzeitig noch einmal in das Auge blicken.

„Sieh' mich an, Gine."

Sie sah ihn mit ihrem klaren, ehrlichen Auge an.

„Sie sind hier, Gine," sagte er. „Und sie werden sich Die anvertrauen. Sie sind noch nicht entdeckt; aber sie sind in der größten Gefahr. Du hattest recht zu meiner Frau gesagt, nur Du kannst sie retten, durch die Ballus, deren Wege nur Du kennst. Mache Dich bereit, mit ihnen aufzubrechen. Ich werde Dich in wenigen Minuten abholen."

Der Förster ging.

Nach einigen Augenblicken trat die Försterin wieder ein. Die Frau war in Thränen.

„Gine, sie sind so unglücklich. Sie fluchten nicht bloß für sich, für ihre Freiheit, ihr Leben. Sie haben ihr Kind bei sich. Der Knabe ist ihnen Alles. Sie lieben sich nicht, die beiden Gatten. Du weißt es ja. Vielleicht hat nicht einmal ihr gegenwärtiges, gemeinsames Unglück ihre Herzen näher zusammengebracht. An dem Kinde hängen sie mit aller ihrer Liebe. Ich bat sie, es mir hier zu lassen, bis sie in Sicherheit seien. Sie konnten sich keinen Augenblick von ihm trennen. Sei ehrlich, sei treu gegen sie, Gine. Sie haben hart gegen Dich gehandelt. Vergißt es ihnen nicht; vergiß es."

Die Frau nahm hitterd die Hände des Mädchens.

Gine sagte mit ihrem klaren Wesen: „Ich werde es mit dem Augenblicke vergessen, da ich mit ihnen allein bin, da sie unter meinem Schutze sind.

„Und sei mir nicht böse, daß ich Mißtrauen gegen Dich hatte," fuhr die Frau fort. „Ich wußte ja, wie sie mit Dir verfahren waren! Und dann hatten mir gesehen, wie Dein Bruder Manrus hier herum spionirte. Er steht in Sold der Russen; er verräth seine eigenen Landsleute an sie, wie viel mehr den polnischen Grafen und die deutsche Frau. Du hattest zwar früher keinen Verkehr mit ihm; aber der Haß konnte auch ja jetzt verbunden haben."

Man hörte einen Schritt draußen.

Die Frau nahm noch einmal die Hand des Mädchens.

„Gine, Du liebst Dein Kind?"

„Sie können das ihrige nicht mehr lieben!"

„Du wißt, daß der Himmel es segne und ihm Glück gebe?"

„Darum bete ich alle Tage zu Gott."

„Mädchen bedenke, daß der Verrath der Mutter der Fluch Deines Kindes ist."

„Es soll mir nicht aus den Gedanken kommen, Anna."

Der Förster trat wieder ein.

„Sie erwarten Dich, Gine."

„Führe mich zu ihnen."

„Ich darf nicht. Man darf mich nicht mit ihnen, nicht mit Dir sehen. Ich käme statt ihrer nach Sibirien. Du kennst den Erlensumpf im Walde?"

„Ich kenne ihn. Er ist eine kleine Ballus."

„Darum habe ich sie dort verborgen. Gehe durch den Garten hin, damit Dich Niemand sieht. Von dem Sumpfe aus wirst Du sie weiter führen. Die Wege durch den Wald sind Dir bekannt."

„Sie sind mir bekannt."

„So sei Gott mit Dir und mit ihnen!"

„Noch eine Frage," sagte das Mädchen. „Wann war mein Bruder Manrus hier?"

„Wenige Zeit vor Deiner Ankunft."

„Allein?"

„Allein. Aber ein Holzschläger wollte zu derselben Zeit zwei Pferde gehört haben. Sie waren im Galopp durch den Wald gejagt."

„Mein Bruder war nicht an dem Erlensumpf gewesen?"

„Der Graf hat wenigstens keinen Menschen in der Nähe gesehen oder gehört."

„Habt ihr sonst nichts Verdächtiges im Walde vernommen?"

Uns war nichts aufgefallen. Was in dem Verbindungswege für die Grenzlosalen geschieht, ist hier nicht mehr zu hören."

„Gott sei mit euch!" sagte das Mädchen.

Sie ging.

Sie nahm ihren Weg durch den Garten neben der Försterei. Sie hielt sich dicht an der Hecke, daß auch die Arbeiter auf dem Holzplatze sie nicht sehen sollten. Hinten im Gärtchen führte ein Pförtchen sie in den Wald. Sie durchschritt diesen ein paar Minuten lang. Sie erreichte ein kleines, dunkles Erlengebüsch. Es stand auf einem Sumpfboden, der Ballus gleich, wie Gine gesagt hatte. Man findet auf preußischer wie auf russischer Seite in den Waldungen jener Gegend häufig solche kleine Moorflecken. Dunkles Erlengebüsch zeigt sie wie warnend an. Wer der Warnung nicht achtend und ohne genaue Kenntniß der Oertlichkeit sich ihnen naht, geht dem fast gewissen Tode entgegen. Gine war auch hier bekannt. Sie war schon als Kind öfters da gewesen. Sie trat in das Gebüsch, durchschritt es.

Das Herz mochte ihr gewaltsam klopfen.

Sie sollte die beiden Menschen wieder sehen, die ihr unsägliches Herzeleid angethan, die sie hart, grausam mißhandelt, die sie für ihr Lebenlang unglücklich gemacht, jener Verachtung der Menschen preisgegeben hatten.

Sie stand vor ihnen, zitternd, mit todtenbleichem Gesichte, mit schwerem Athem.

Sie stand vor einem Manne und einer Frau.

Die Frau war bleicher als das Mädchen. Ihr Blick war scheu.

Der finstere Blick des Mannes war zur Erde gerichtet; er wagte gar nicht, sich zu dem Mädchen zu erheben.

Beide trugen litthauische Bauernkleidung.

Die Frau hielt in ihren Armen ein Kind, das in eine litthauische Margrine (Frauenrock) eingewickelt war. Das Kind konnte ein halbes Jahr alt sein.

Der Mann und die Frau hatten das Mädchen erwartet.

Digitized by Google

Sie sprachen nichts, als Eine vor ihnen stand.
Was konnten sie ihr sagen?
„Folgt mir!“ sagte Eine.
Mehr konnte auch sie nicht sprechen, und sie konnte es nur mit leiser, zitternder Stimme.
Sie wandte sich um, sie verließ das Erlengebüsch.
Die Beiden folgten ihr.
Die Frau hchielt das Kind in ihrem Arme.
Sie gingen durch den Wald, Eine voran; die beiden Andern unmittelbar hinter ihr.
Sie gingen stumm. Die beiden Gatten sprachen auch unter einander nicht.
Eine glaubte die Frau leuchen zu hören.
„Gehe ich zu rasch?“ fragte sie.
„Nein!“ antwortete die Gräfin.
Sie sprach das Wort hart. Es hatte sich nur schwer aus ihrer Brust hervorringen können, vielleicht schwerer, als vorher dem Mädchen ihre zwei Worte geworden waren.
Sie gingen wieder stumm.
Um sie her im Walde war es still. Der Abend war angebrochen. Hinter ihnen auf dem Holzplatze hatte die Arbeit aufgehört. Im Walde ruhte Alles; man hörte weit und breit nicht das geringste Geräusch darin.
Unter den Bäumen fing es an zu dunkeln.
Die drei Wanderer erreichten den Verbindungsweg der Grenzkosaken. Es war auch hier still.
Sie überschritten den Weg.
Sie waren wieder in der dichten Forst.
Aber unter den Bäumen war schon die Finsterniß des Abends. Die scharfen, spähenden Augen des Mädchens hatten bisher durch das Gewirre der Tannenzweige dringen können, die bis zu dem Erdboden hinunterreichten. Jetzt erkannte sie nichts mehr. Verräther konnten jetzt, ohne daß sie wahrgenommen waren, unmittelbar neben, unmittelbar vor ihnen sein, und erst ihr Ueberfall entdeckte sie.
Eine ging eiliger. Sie strengte Auge und Ohr um so mehr an, je mehr die Dunkelheit um sie her zunahm. Im Monat Oktober tritt in jenen nordischen Gegenden die volle Finsterniß des Abends rasch nach dem Untergange der Sonne ein.
Die Gräfin konnte jetzt wirklich kaum mehr folgen.
„Herrin, gib mir Dein Kind,“ bat Eine sie. „Du wirst besser gehen können.“
„Bedürfen wir der Eile?“ fragte die Gräfin.
„Ja, Herrin.“
Die Gräfin gab das Kind ihrem Manne.
Eine erhielt keine Antwort weiter.
Die Frau reichte ihm das Kind stillschweigend hin; er nahm es stillschweigend in seinen Arm.
Die Beiden hatten noch kein Wort mit einander gesprochen.
Eine ging weiter. Ein bitteres Gefühl, daß man ihr, der Aelterin, mit so offenem und rücksichtslosem Mißtrauen das Kind nicht überlassen wolle, mochte doch in ihrer Brust aufsteigen. Nicht einmal einen kurzen Rein war sie von der Gräfin gewürdigt, als sie diese fast demüthig bat, die Last des Kindes ihr abnehmen zu dürfen.
Aber sie hatte nicht Zeit, dem Gedanken darüber weiter zu folgen.
Man vernahm durch die Stille des Abends und des Waldes ein Geräusch. Es war hinter ihnen, seitwärts. Ein rascher, leichter Schritt glitt über das Moos des Waldes dahin.
„Was ist das?“ fragte der Graf.
„Ich weiß es nicht,“ erwiederte das Mädchen.
„Ein Mensch oder ein Thier?“
„Ein Mensch!“
„Er folgt uns?“
„Es scheint mir so. Eilen wir.“
„Haben wir noch weit?“
„An der Ballus sind wir in fünf Minuten.“
„Und dann?“
„Schweig, Herr. Eilen und horchen wir.“
Der Graf fragte nicht weiter.
Sie flogen durch den Wald dahin.
Aber die Gräfin konnte nicht mehr. Sie war erschöpft, vor Angst, vor Ueberanstrengung ihrer Kräfte. Ihr Athem ging kurz. Sie stöhnte fast laut.
„Faß mich an, Herrin,“ sagte Eine. „Halte Dich an mich, Du wirst besser gehen können.“
Die Gräfin nahm doch den Arm der Lithauerin.
So gingen sie weiter.
Das Geräusch wurde nicht mehr vernommen.
„Es war doch wohl kein Verfolger,“ sagte der Graf.
„Ich weiß es nicht.“
„Aber wir hören nichts mehr.“
„Er kann jenseits der Fichtenschonung hier rechts zu unserer Seite sein. Sie ist zu dicht, um den Lauf seiner Schritte zu uns kommen zu lassen.“
„Könnte er einen Vorsprung vor uns gewinnen?“
„Wenn er eilt, ja.“
„Es ist nur Einer.“
„Am Saume der Ballus können Mehrere sein, an verschiedenen Stellen. Sie kennen den Pfad nicht, den wir nehmen. So warten sie zerstreut, bis ein Spion sie zusammenruft.“
„Du glaubst das?“
„Ich vermuthe es.“
„Deine Gründe?“
Das Mädchen schwieg. Sie wollte von ihrem Bruder nicht sprechen; an ihn hatte sie denken müssen.
„Wir müssen die Ballus bald erreicht haben?“ fragte der Graf.
„In drei Minuten.“
„Dann sind wir vor Verfolgung sicher?“
Eine konnte nicht antworten.
Die Gräfin vermochte auch an dem Arme der Lithauerin nicht mehr weiter zu gehen. Ihre Kräfte waren völlig erschöpft.
„Laß Dich von mir ziehen, Herrin; ich bin stark,“ sagte das Mädchen.
Die Gräfin ließ sich von ihr ziehen.
Eine konnte dennoch fast ihre Schritte verdoppeln.
Aber ihnen wurde es heller. Der Wald mußte bald aufhören, nach etwa hundert Schritten schon, wie es schien.
„Dort beginnt die Ballus?“ fragte der Graf.
„Ja.“
„Ah, wir sind gerettet!“ rief der Graf, und die Brust wollte sich ihm heben.
„Noch nicht, Herr,“ sagte Eine.
„Wir hören doch schon lange nichts mehr.“
„Ein Verfolger kann längst vor und dort angekommen sein. Ich sage es schon.“
„Warum das Schlimmste fürchten?“
„Fürchte es, Herr, so lange es Dich noch erreichen kann.“
„Wir haben kaum fünfzig Schritte mehr. Vor uns sind nur noch wenige Bäume. Sie stehen einzeln. Nichts bewegt sich unter ihnen.“
Der Graf sprach es triumphirend, und es war so, wie er sagte.

(Fortsetzung folgt.)

Europas sechste Großmacht.

Eine unpolitische Studie

von

W. v. Richtenberg.

(Vide S. 211.)

Es war um's Jahr des Unheils 1848. Wilde Stürme der politischen und selbstsüchtigen Leidenschaften fegten durch Europa, zerrütteten Staat und Familie und entblätterten manchen jungen grünen Hoffnungsbaum auf immer.
Bange Herzen fürchteten einen verwüstenden Weltkrieg.
So ging eines sonnigen Frühlingstags durch die enge dunkle Judengasse zu Frankfurt am Main ein armes Weib aus dem Volke und weinte bitterlich ...
Vor der Thür eines dreistöckigen düsteren Hauses saß im bequemen Sorgenstuhl ein uraltes Mütterchen, sich an dem Sonnenstrahl erfreuend, der durch eine schmale Hausestücke auf ihr Plätzchen fiel. Die Alte war volle 95 Jahre alt, aber auf den vorschrumpften und verwitterten, ausgeprägt jüdischen Zügen blickte noch ein dunkles, klares Auge klug in die Welt hinein.
„Warum weint Ihr, liebe Frau?“ fragte die Alte theilnehmend, als die Weinende in ihre Nähe kam.
„Soeben hat mir der Maier Lemy erzählt, es wird einen großen Krieg geben — die Franzosen und die Engländer und die Preußen und Russen werden sich schlagen und zuerst werde es hier am Main losgehen ... o Gott, wenn die Russen dann auch noch Frankfurt kämen ... meine Mutter hat mir erzählt, damals in dem großen Völkerkrieg hätten sie kleine Kinder gebraten und aufgegessen — und nachher gesagt, die Juden hätten das gethan ... Gott der Gerechte — mein Anschel und mein Jakob und die kleine Rebella sind so hübsch fett, die würden gewiß zuerst an die Reihe kommen ...“
„Nur ruhig, liebe Frau, sagt das Weinen — es wird nimmer einen großen Krieg geben — — mein Anselm Maier und mein Salomon,

Digitized by Google

mein Nathan Maier und Karl und der Jakob, der sich jetzt der James nennen lässt, haben mir versprochen, daß sie kein Geld zum Kriege hergeben wollen ...; und ohne das Geld meiner Söhne können die Herren Kaiser und Könige keinen Krieg führen ... ich bin die Mutter von den Rothschilds!" schloß die Alte nicht ohne Stolz.

Jenes alte Judenmütterchen in der dunklen Judengasse zu Frankfurt a. M. war Gudula Rothschild, geborene Schnapper — die ihr Leben lang nicht zu bewegen war, das düstere Haus am frankfurter Obermarkt zu verlassen, in dem das goldene Glück der Rothschilds zu erblühen anfing, in dem sie seit fast 68 Jahren lebte, wiege Kinder geboren und vor 36 Jahren ihrem treuen Amschel Maier sanft die Augen zugedrückt hatte — sie immer ...

Dieß kleine Geschichtchen ist die beste Entschuldigung für unsere Feder, die Europa um eine „Sechste Großmacht" bereicherte. Ja, — leider Gottes! — heut zu Tage ist diese sechste Großmacht noch mehr als eine Großmacht ... es ist die größte Macht in der Welt. Und die alte Gudula Rothschild überwieh gewiß nicht allzuviel, wenn sie behauptete, daß das Haus Rothschild Krieg und Frieden der fünf Großmächte Europas — in der Tasche habe.

Die alte Gudula ging ein Jahr nach diesem kleinen Ereignis in der frankfurter Judengasse zu ihrem Amschel Maier — ihre Söhne und Töchter folgten ihr einer nach dem andern in jenes Land, wo man nicht nach Millionen geschätzt wird ... Der letzte war ihr Sohn Jakob, der sich zum Kummer der alten Jüdin aus Eitelkeit lieber „Baron James Rothschild" nennen ließ, und doch vor wenigen Wochen seine zweitausend Millionen zurücklassen mußte, als man ihn zu den Staube seiner vielen millionenlosen Erbenbrüder hinabbettete ...

Ja, der alte Salomo war ein weiser Jude, als er sagte: Es ist Alles eitel!

Und aber mahnt es, an diesem frischen Grabhügel des verstummten Haupted der sechsten Großmacht Europas einen Rückblick zu thun: wie sich diese großmächtigen Millionen auf Millionen häuften ... Ich glaube, man kann viel darand lernen — dankbar zu sein: daß uns keine Millionen anvertraut sind, als unser Pfund, damit auf Erden zu wuchern.

*

Um's Jahr 1753 lebten in den 200 dreistöckigen, hochgiebligen Häusern der engen, dunklen, schmutzigen frankfurter Judengasse über 4000 arme, verachtete Israeliten dicht zusammengedrängt. Es war ihnen damals noch nicht erlaubt, in anderen Stadttheilen der stolzen freien Reichsstadt zu wohnen. Erst nachdem im Juli 1796 ein großer Theil der Judengasse durch das zweitägige Bombardement der Franzosen eingeäschert war, durften die Juden sich auch in anderen Theilen der prächtigen Gelbstadt am Main anbauen. Ueber einem Trödelladen dieses deutschen Ghetto prangte ein großes rothes Schild als Geschäftszeichen. Unter dem „Rothen Schilde" handelte Amschel Moses Bauer mit Allem, woran sich Geld verdienen ließ: alten Kleidern, goldenen und silbernen Tressen, alten Uhren, Bildern, Porzellan und Münzen. Hatte er ein Häufchen fremder Münzsorten beisammen, so breitete er sie sorgsam auf dem Ladentisch aus, rief sein zehnjähriges Söhnchen Maier Amschel und erklärte demselben genau die Sorten und den Werth des fremden Geldes. Mit klugen Augen stand der Knabe dabei und bald hatte er Alles begriffen. Dann that der alte Amschel Moses die Münzen in ein ledernes Beutelchen und gab dasselbe seinem Söhnchen fest in die Hand: „Nun geh zu den christlichen Geldwechslern draußen in der Stadt und bringe dafür grobe Münze — sei klug und laß Dich nicht betrügen und mache ein gutes Geschäft ... der Gott unserer Väter sei mit Dir!"

Und der kleine Maier Amschel nickte klug und lief in die christliche Stadt von Geldwechsler zu Geldwechsler und feilschte und ließ sich treten ... und am Abend brachte er regelmäßig mehr Geld heim, als der Vater verlangt hatte.

„Ein kluges, gottgesegnetes Kind" — sagten Vater und Mutter dann mit glücklichen Liebesaugen — der Maier Amschel soll hier nicht in der frankfurter Judengasse verkümmern — er soll hinaus in die Welt und Rabbiner werden und unserm Volk hereinst das Gesetz Moses auslegen ..."

Und als nach zwei Jahren Vater und Mutter plötzlich starben, brachten die Gemeindeältesten nach des Vaters letzter Bestimmung den zwölfjährigen Maier Amschel auf die jüdische gelehrte Schule nach Fürth, jener originellen Judenstadt bei dem alten Nürnberg, das nach altem Herkommen keinen Juden in seinen Mauern duldete. Fleißig lernte der kleine Maier Amschel im Talmud — heimlich aber auch fleißiger in Büchern über Handelswissenschaft und Münzkunde. Immer unwiderstehlicher wurde der Trang zum Handel in ihm — und so trat der fünfzehnjährige Knabe eines Tages kühn vor die Rabbiner und sagte: „Laßt mich wieder in meine Vaterstadt ziehen — ich will ein Handelsmann werden, wie mein Vater!"

Bald sehen wir Maier Amschel in verschiedenen jüdischen Kauf- oder Bankhäusern Frankfurts und dann bei dem großen Geldmanne Oppenheim in Hannover thätig. Jetzt kam ihm seine Kunde der alten und fremdländischen Münzen trefflich zu Statten. Er avancirte wegen seines Fleißes, seiner Kenntnisse und Redlichkeit schnell und der fünfundzwanzigjährige Jüngling war schon der erste Geschäftsführer des Hauses Oppenheim. Aber der den Juden eigenthümliche Selbstständigkeitstrieb ließ Maier Amschel nicht ruhen. Er kehrte nach Frankfurt zurück und eröffnete mit seinen Ersparnissen ein eigenes kleines Geschäft in der Judengasse. Von dem „Rothen Schilde" über dem väterlichen Hause nahm er jetzt den Namen „Rothschild" an. Im Jahr 1770 heirathete er Gudula Schnapper und schon nach zehn Jahren konnte er ein eigenes Haus kaufen, in dem ihm mit dem schnell emporblühenden Geschäfte fünf Söhne und Töchter aufwuchsen. Maier Amschel und seine jungen Söhne handelten nun gemeinschaftlich mit altem Gold- und Silber, Münzen, antiken Kunstwerken, Werthpapieren und in der Zeit der Kontinentalsperre besonders glücklich mit geschmuggelten englischen Manufaktur- und Kolonialwaaren. Nebenbei verschmähten sie es auch nicht, für große jüdische und christliche Häuser Makler- und Geldwechslergeschäfte zu machen. Der alte Maier Amschel Rothschild stand bald weit und breit im Ruf größter Zuverlässigkeit, Verschwiegenheit und Redlichkeit, so wie daß durch ihn besorgte Geschäfte stets vom Glück begünstigt seien.

*

Landgraf Wilhelm IX. von Hessen war gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in großen Sorgen. Er wußte nicht recht, was er mit den 22 Millionen Thalern anfangen sollte, die sein Hochseliger Herr Vater, Landgraf Friedrich II., in den Jahren 1760—85 während des englisch-nordamerikanischen Krieges für 17,000 an England verschacherte Landeskinder so klug verdient hatte. Sein Hofjude Friedl David machte gar schlechte Geschäfte mit diesem Gelde. Da empfahl dem Landgrafen sein vertrauter Freund, der Generaladjutant Baron Estorff, einen kleinen frankfurter Juden — einen gewissen Maier Amschel Rothschild zum Geschäftsjuden. Baron Estorff hatte die Geschicklichkeit und Redlichkeit Maier Amschel's schon schätzen gelernt, als dieser noch Geschäftsführer des Hauses Oppenheim in Hannover war, und von demselben auch schon oft für den Landgrafen seltene alte Münzen eingehandelt.

Landgraf Wilhelm und Baron Estorff saßen in Kassel gerade eifrig bei einer Partie Schach, als der Jude Maier Amschel Rothschild aus Frankfurt gemeldet wurde. Der Landgraf ließ ihn eintreten und hinter seinem Stuhl warten, bis die Partie zu Ende sei. Die stand aber für den Landgrafen gar schlecht. Sein Gegner hatte ihm vollständig in die Enge getrieben. Schon gab der Landgraf sich verloren, als der fast vergessene kleine Jude hinter seinem Stuhl hast, für Seine landgräfliche Durchlaucht einen Zug thun zu dürfen. Erstaunt gab der Landgraf die Erlaubniß — und der kleine Jude that einen so fühnen glücklichen Zug, daß Baron Estorff sich bald „matt" geben mußte.

In der besten Laune lachte der Landgraf: „Estorff, Ihr habt mir auf Ehre keinen Dummen recommandirt!"

Seit dieser Stunde besaß Maier Amschel das vollständigste Vertrauen des Landgrafen, und bald durfte er als „Landgräflich hessen-kassel'scher Hof-Agent" mit beiden Millionen schalten und walten, als sei es sein Eigenthum. Und niemals hat Maier Amschel dieß Vertrauen gemißbraucht, aber seine ersten Millionen hat er doch mit diesem Gelde erworben. So nur war es ihm möglich, die erste dänische Staatsanleihe von zehn Millionen Thalern zu übernehmen und durch seinen Sohn Nathan, der inzwischen in London ein eigenes großes Manufaktur- und Gelbgeschäft eröffnet hatte, während des englisch-spanischen Krieges die englischen Geldlieferungen nach Spanien — trotz der vielen spanischen Kaperschiffe — ausführen zu lassen. Bei beiden großen Unternehmungen zählt der Gewinn des Hauses Rothschild nach Millionen.

Wie sehr Maier Amschel das landgräfliche Vertrauen verdiente, hat er auf das Glänzendste bewiesen, als Landgraf Wilhelm nach der Schlacht von Jena Krone und Land verlor und auf seiner Flucht in Frankfurt drei Millionen Silberthaler in die Hände seines Hofagenten legte. Auf's Treuste hatte Rothschild diesen Schatz, während der französischen Okkupation zum Theil in Weinfässern im Keller verborgen. Aber auch glänzende Geschäfte machte er mit dem Gelde — und als er am 13. September 1812 im 67. Lebensjahre zu seinen Vätern heimging, hinterließ er seinen fünf Söhnen und fünf Töchtern mit seinem Segen zwölf Millionen und ermahnte sie väterlich: den anvertrauten landgräflichen Schatz zu hüten und zu mehren, als wäre es ihr eigen Hab und Gut, und stets in brüderlicher Eintracht zu leben, als Ein Haus Rothschild!

Dieß Wort des sterbenden Vaters ging nicht verloren. Als 1814 der Kurfürst von Hessen-Kassel in seine Lande zurückkehrte, überlieferten ihm die Söhne Rothschilds die drei Millionen nebst den Zinsen von $6^1/_2$ Jahren — aber der Kurfürst verzichtete freiwillig auf die bedeutenden Zinsen von über einer Million.

Und ihr Lebenstang haben die fünf Söhne Maier Amschel Rothschild's in brüderlicher Eintracht treu zusammengehalten — wie Ein Haus Roth-

Digitized by Google

Kid ergangenen Jahre. Jahresfeiern ohne Ende ernten. Originalzeichnung von E. v. Zichy. (S. 247.)

Digitized by Google

schilt! Nur so konnte dieß Haus die Sechste Groß- und die erste Geldmacht in Europa werden.

Nach dem Tode Maier Amschel's vertheilten die Söhne den Geldmarkt Europas einträchtig unter sich: Nathan war schon seit 14 Jahren eine Geldmacht in England, der älteste Bruder Anselm Maier blieb der Chef des frankfurter Stammhauses und das Haupt der Familie, — Jakob ging nach Paris und englisirte sich als James, Salomon eröffnete 1816 das wiener und Karl Maier 1821 das neapolitanische Haus Rothschild.

Obgleich jedes der fünf Häuser Rothschild selbstständig und reich fundirt bastand, so blieb das frankfurter Haus noch dem letzten Willen Maier Amschel's doch der Mittelpunkt aller gemeinsamen größeren Unternehmungen, und bestandig waren die dirigirenden Fäden, die von Frankfurt aus in die vier anderen Häuser ausliefen, in Bewegung. Alljährlich kamen die fünf Söhne Maier Amschel's im frankfurter Stammhause zusammen und beriethen neue gemeinsame Unternehmungen und prüften gegenseitig die verschiedenen Geschäftsabschlüsse. Hier in Frankfurt wurden die großartigsten Massengeschäfte, Staatsanleihen, Spekulationen mit Werthpapieren — und die Heirathsgeschäfte der Söhne und Töchter des Hauses Rothschild abgeschlossen. Bei dem letzteren „Geschäfte" galt der einzige Grundsatz: Geld zu Geld — also Rothschild zu Rothschild! Durch dieß Haubinbandverbieten kam es denn auch, daß — wenn anscheinend auf dem einen der fünf Rothschildschen Geldmärkte bedeutende Summen verloren gingen, das Gesammthaus M. A. Rothschild doch stets einen Profit davon hatte.

Manchen Staat — manche Bank haben die Rothschilds vor dem Bankeroutt gerettet ... und natürlich ihr Schäfchen dabei geschoren. In den Jahren 1815—26 sieh die sechste Großmacht den andern fünf Großmächten nicht weniger als tausend Millionen und den kleineren Staaten Europas außerdem noch volle 160 Millionen — „gegen die üblichen Zinsen". Daß dieß „üblichen Zinsen" sich mit den sonst üblichen fünf Prozent nicht begnügten, versteht sich von selbst. Die Kommissionsgebühren berechnete das Haus Rothschild allein nach Millionen. Außerdem hatten sie ja noch den Vortheil: die zu den niedrigsten Kursen übernommenen Staatspapiere seit in der Hand zu hatten. Natürlich gaben sie diese Zaubrpapiere nicht früher weiter — als bis es ihnen vortheilhaft schien ... dafür waren sie ja just Rothschilde. Saphir hatte nicht unrecht, wenn er wiselte: „Der Sultan ist der Beherrscher aller Gläubigen — Rothschild d. h. der sinsthafte Rothschild) aber der Gläubiger aller Herrscher." Und diese gefrönten Schuldner zeigten sich auch dankbar — am dankbarsten die Schuldner mit den meisten Nullen. Im Jahr 1815 wurden die fünf Köpfe des einen Leibes Rothschild zu kurhessischen Finanzräthen ernannt und mit dem erblichen österreichischen Adel geschmückt. Drei Jahre darauf verlieh Oesterreich dem Hause Rothschild sie eine neue Hülfe in der Noth fünf strahlende Freiherrn-Kronen. Der Wappenspruch ist ein herrlicher: Concordia! Integritas! Industria! (Eintracht! Redlichkeit! Thätigkeit!) Die Concordia und Industria haben allen Rothschilds stets selten hell vorangeleuchtet. Für die Integritas hat der Börsenspieler aber gewöhnlich eine andere Uebersetzung, als wir armen armen Lateiner.

Nur einmal hat das Haus Rothschild leise gewankt: die französische Julirevolution 1830 und die Vertreibung der Bourbonen machten das baare Geld „furchtbar theuer" und die solidesten europäischen Geldhäuser zitterten aber sieben sogar in Trümmer. Nur mit den größten Opfern und Anstrengungen gelang es den Rothschilds, ihre von allen Seiten auf sie anstürmenden Geldabforderungen zu erfüllen ... und ihr Kredit, ihr Ruf, ihre Macht erreichten dadurch einen Höhepunkt.

Aber eine Lehre mahm sich das Haus Rothschild doch aus dieser kleinen Kalamität: es errichtete in seinen Gewölben an den wichtigsten Geldmärkten bedeutende Depositensonds in Silber und Gold.

Und schon das Jahr darauf war eines der spekulationsglücklichsten für das Haus M. A. Rothschild und Söhne. Durch die Schlauheit seines Nathan Rothschild in London brachte es die beiden einzigen Quecksilberbergwerke Europas zu gleicher Zeit in seine Hand. Spanien in seiner großen Geldverlegenheit war nämlich 1831 sehr froh, für die Ueberlassung seiner sehr schlecht betriebenen Quecksilberminen von Almaden an die Rothschilds auf eine Reihe von Jahren das nöthige große Geld zu erhalten. In aller Stille gingen auch die Quecksilberbergwerke von Idria in Illyrien an die Rothschilds über ... und plötzlich ward die ganze Quecksilber-Industrie Europas mit Schrecken inne, daß die Rothschilde den Marktpreis für diesen unentbehrlichen Artikel nach Belieben auf das Dreifache — ja Fünffache in die Höhe schrauben konnte, ohne Konkurrenz zu fürchten zu haben.

Werfen wir nun einen Blick auf die einzelnen Häupter der fünftöpfigen Dynastie Rothschild!

Das Haupt des Hauses war bis zu seinem Tode im Jahre 1855 Maier Amschel's ältester Sohn: Anselm Maier v. Rothschild zu Frankfurt a. M. Vom Vater hatte er außer den Millionen den kaufmännischen Verstand und ein seltenes Rechtlichkeitsgefühl geerbt. Mit klarem Auge und fester Hand wußte er die Fäden, welche die Häuser Rothschild so eng verbanden, stets zur rechten Stunde anzuziehen und so ihre Millionen spielen zu lassen.

Von seiner Mutter hatte er das Bewußtsein von der Großmacht Rothschild geerbt. So sagte auch er gern: „Krieg kann der Rothschild nicht führen, aber Frieden kann er halten!"

Als aus den Jahren 48 und 49 auch das Haus Rothschild manchen gehörlichen Rip davongetragen, suchte Baron Anselm mitleidig die Achseln: „Die armen Schelme, die unser Haus fest zertrümmern möchten ... wenn sie doch bedenken wollten, daß sie — ja sie Alle mit ihrem Schweiß und Blut daran müssen, diese Risse wieder auszustlicken ... jo, wohl noch ein neues Stockwerk daraus zu setzen!"

Von dem schlagfertigen Witz des frankfurter Barons erzählt man eine hübsche Anekdote. Als Saphir einst in Frankfurt seine bekannten humoristischen Vorlesungen hielt, war er als ehemaliger Glaubensgenosse auch ein täglicher Gast des splendiden Hauses Rothschild. Es war zur Zeit — der jetzt entschlafenen Stammbäcker, wo ein berühmter Reisender, wie Saphir, sich täglich wenigstens in ein Dutzend Albums einschreiben mußte. Baron Anselm legte dem fahrenden Humoristen also auch sein prächtiges goldstrotzendes Stammbuch vor und Saphir schämte sich nicht hinein zu schreiben: Der Herr Baron Anselm von Rothschild wird die Güte haben, nur 1000 Gulden auszahlen zu lassen und sofort vergessen — seinen ergebenen Diener Saphir!"

Ohne sich zu besinnen, wickelte der Hausherr eine Tausendnudnote in ein Papier und schrieb darauf: „Ich zahle die tausend Gulden und — habe Herrn Saphir vollständig vergessen!"

Damit war Saphir für immer bei den Rothschilds entlasten.

Baron Anselm hinterließ keine Kinder, aber seinen Neffen Maier Karl, dem Sohne des neapolitanischen Rothschild, 60 Millionen Gulden und das frankfurter Stammgeschäft. Baron Maier Karl ist derselbe, der sich als Mitglied des norddeutschen Bundestags so unbehaglich fühlt.

Der zweite Sohn des alten Maier Amschel, Baron Salomon von Rothschild, Chef des wiener Hauses, hat sich um die österreichischen — und dabei natürlich um seine eigenen Finanzen — sehr verdient gemacht. Er stand mit dem Fürsten Metternich stets in vertraulester Beziehung. Er starb in demselben Jahr mit seinen Brüdern Anselm und Karl, dem Chef des ehemaligen Hauses zu Neapel, der allein von den Rothschilds kein Glück oder kein Handelsgenie hatte. Das Bankhaus Rothschild in Neapel, 1821 gegründet, kam nie zu dem Glanz und der Wichtigkeit, wie die übrigen vier Geschäfte der berühmten Firma. Ja, als das Königreich beider Sizilien aufhörte, liquidirte auch das Großhaus Rothschild in Neapel. Baron Karl v. Rothschild beheiligte sich dann besonders an dem Geschäft seines Bruders Anselm Maier in Frankfurt.

Der interessanteste von den Söhnen Maier Amschel's ist unstreitig Nathan Maier Rothschild Esq., der britigeborne und sinzigkeitorene, der Gründer des londoner Hauses Rothschild. Er war der eigentliche Nerv der verzweigten Rothschild'schen Geschäftsunternehmungen, der Rührigste und Schlaueste in der Börsenspekulation, ein wahres Genie, sich für das Geldmarkt wichtige Nachrichten am früheften zu verschaffen und — der Vater der „Börsenjobberei" im großen Styl.

Als zweiundzwanzigjähriger Jüngling verließ Nathan im Jahre 1798 seine Vaterstadt, nur 1000 Gulden in der Tasche — um in England sein Glück zu suchen. Jüdisch sein „Glück" zu machen, Geld und Glück ist im Sinn der Rothschilds aber gleichbedeutend. In Manchester eröffnete Nathan einen kleinen Laden, in dem er mit seinen beschränkten Mitteln, aber großer Energie und Schlauheit und noch größerem Gewissen „Geldgeschäfte" im weitesten Sinne machte. Nach kaum fünf Jahren konnte er mit 200,000 Pf. Sterling in London ein großes Bankhaus gründen; er debutirte mit einem glänzenden „Geschäft", indem er die Hofbankier des reichen Citybuales Levi Barnett Salen heirathete. Seinem Schwiegervater imponirte er durch das Wort: „Schade, daß ich nur Eine Eurer Töchter heirathen kann — wir Beide, Mr. Cohen, hätten sonst kein besseres Geschäft machen können, als wenn Ihr mir alle Eure Töchter auf einem Brett gegeben hättet!"

Seine Hauptkorce war seine Spekulation in öffentlichen Fonds. Er hatte stets in London die neuesten und wichtigsten Nachrichten vom damaligen Kriegsschauplatze in Europa — und wo ihm die fehlten, kombinirte er sie auch wohl mit seltenem Scharfblick und Glück ... und ziemlich weitem Gewissen. Sogar die Tauben wußte er sich in seinem Geschäft dienstbar zu machen, indem er sie zu geflügelten Briefboten erhob. Während der napoleonischen Kriege auf dem Kontinent folgten Nathan's Agenten mit großen Körben voll abgerichteter Brieftauben allen Armeen auf ihren Märschen. Unter ihren Flügeln trugen ihm diese „Boten der Liebe" stets chiffrirte Berichte über die wichtigsten Schlachten und sonstigen Ereignisse über den Kanal zu — und mit diesen Nachrichten operirte er

Digitized by Google

dann an der londoner Börse. Und nicht selten trieb ihn die Unruhe selbst auf den Kriegsschauplatz. So fanden wir ihn nach Napoleon's Rückkehr von Elba „während der hundert Tage" bei der Armee Wellington's in Belgien. (Schluß folgt.)

Aus vergangenen Zeiten.

Schilderungen aus Amerika von Emil Ulrici.

(Fortsetzung.)

(Vide S. 245.)

Die Sonne war hinter dem Illinois-Fluß untergegangen und eine heilige Ruhe hatte sich über dem Urwald gelagert, nur einige Geier schwebten krächzend hoch in den Lüften, wahrscheinlich aufgescheucht durch das Geschrei des singenden Indianers, als dieser selbst in den Wald entflohen war. Allein jenes Siegesgeschrei hatte nicht nur die Geier aufgeschreckt, auch die Freunde des getödteten Peoria hatten dasselbe vernommen, und eilig brachen sie auf, um diesem ungewöhnlichen Laut nachzuspüren; es dauerte auch nicht lange, so fanden sie den getödteten Krieger und machten sich sofort auf, um dem Mörder ihres Stammgenossen nachzusehen. — Bunkodai, der seine Unvorsichtigkeit eingesehen hatte, ohne doch seinen Jubel im Augenblick der Freude zurückhalten zu können, vermuthete, daß er verfolgt werden würde; er hatte die Hütten der Peorias in großem südlichen Bogen eilenden Laufes umkreist und durch die Dunkelheit begünstigt das Ufer des Illinois gewonnen. Er warf sich in den Strom und ließ sich von diesem abwärts treiben, so hatte er, von Zeit zu Zeit auf einem Felsklotz im Strom auftauchend und dann wieder rüstig weiter schwimmend, gegen Morgen eine beträchtliche Strecke zurückgelegt, er trock an einem steinigen Platze an's Ufer, verbarg sich im Gebüsch und warf sich nieder, um von der unsäglichen Anstrengung auszuruhen.

Während dessen waren seine Feinde, die Peorias, nicht müßig gewesen, sie hatten das Gebüsch in der Nähe durchstreift, doch die Spuren des Entflohenen wegen der Dunkelheit nicht finden können, allein beim Grauen des Morgens am nächsten Tage waren sie auf, suchten beide Flußufer ab, und hatten auch bald die Stelle entdeckt, wo der Chippewa in den Fluß getreten war. Sie waren nicht zahlreich genug, um die Verfolgung nach oben und unten auf beiden Flußufern fortzusetzen, mit den südlich von ihnen wohnenden Indianern waren sie befeindet, und vermutheten deßhalb mit Recht, daß der Mörder ihres erschlagenen Freundes von Norden gekommen, also auch dorthin zurückgehen sei, und nur um sie irre zu leiten, stromab von ihren Wigwams den Fluß betreten hätte. So begannen sie also ihre Verfolgung stromauf, und während sie sich im Laufe des Vormittags vergeblich nach einer Spur des Entflohenen umsahen, wanderte dieser bereits viele Meilen südlich von ihnen seinem Ziel entgegen.

Es war am dreizehnten Tage nach dem Aufbruch, als Bunkodai gegen Abend das Ufer des Mississippi gegenüber jener Stelle erreichte, wo die verhaßte Ansiedlung liegen sollte, allein wegen der Dunkelheit und der Breite des Stromes, dessen linkes Ufer gerade an dieser Stelle weit in das Land hinein sumpfartig unterbrochen war, mußte es ihm unmöglich etwas wahrzunehmen, und geduldig rubte er bis zum nächsten Morgen. Noch ehe die Sonne aufgegangen war, durchschritt er vorsichtig das nächste sumpfige Terrain, gelangte an das Ufer und gewahrte zu seinem Erstaunen an der gegenüberliegenden Seite Blockhütten in beträchtlicher Anzahl, allein Anschein nach das Werk weißer Hände; allein am Canaufer zu erspähen, war die Entfernung zu groß, da der Mississippi hier etwa eine englische Meile breit war. Zu seiner Freude bemerkte er, daß etwas südlich von ihm und den Blockhäusern, fast gerade gegenüber sich im Fluß eine Insel befand, die dem echten Ufer sehr nahe lag, kaum über dem Wasser emporragte und mit Buschwerk und Schilf rings umgeben war. Nach dieser Insel schwammen er hinüber, troch in dem am Ufer reichlich wachsenden Schilf und wilden Reis vorsichtig bis an die äußerste südliche Spitze, und sah nun etwa tausend Schritt von seinem Schlupfwinkel entfernt, nur durch einen schmalen Wasserstreif getrennt, eine große Anzahl Blockhäuser, sowie auch ein Steinhaus vor sich liegen, zwischen denen sogleich ein reges Leben sich zu entwickeln begann; was er sah, war die neue Ansiedlung St. Louis, der Platz auf dem er stand, die später unter dem Namen bloody island (Blutinsel) bekannte Insel, die jetzt einen Theil von St. Louis bildet. — In Staunen versunken lag der Indianer auf dem Boden, nur sein Kopf steckte zum Theil aus dem Schilf hervor, als er hinter sich Stimmen und ihm ungewohnte Töne zu vernehmen glaubte. Er troch zurück, wandte sich nach der Seite hin, von wo er das Geräusch vernommen, bog das Röhricht zurück, und als er den Kopf hervorsteckte, gewahrte er zwei Rehne, in denen sich ein junges weißes Mädchen und mehrere Indianerinnen mit Kindern befanden, die den am Ufer reichlich wachsenden wilden Reis abschlugen. Allein zum Unglück für unsern Chippewa trafen in dem Augenblick, als er den Kopf vorsteckte, die Augen der jungen Weißen auf jene Stelle, und mit lautem Schrei stieß sie den Kahn vom Ufer der Insel, sah mit ihren Begleiterinnen nach der andern Seite hinüber und Bunkodai sah, wie sie in vollem Laufe den Blockhäusern zueilten. Er sah ein, daß seines Bleibens hier nicht lernen sei, warf sich in's Wasser und schwamm, die Insel stets zwischen sich und der Ansiedlung haltend, auf das linke Flußufer, von da aus stehe er seinen Weg so schnell wie möglich fort und eilte der Heimat zu, wo er auch, da er große Umwege zu machen genöthigt war, nach etwa sechzehn Tagen anlangte und berichtete, was er gesehen.

Unterdessen herrschte in der neuen Ansiedlung große Aufregung, das zurückkehrende junge Mädchen und ihre Begleiterinnen, junge Indianerinnen, die in der Ansiedlung selbst wohnten und zu häuslichen Verrichtungen benutzt wurden, erzählten, daß sie den Kopf eines feindlichen Indianers gesehen hätten; die Insel selbst wurde abgesucht, bewaffnete Männer an das gegenüberliegende Ufer entsandt, doch trotz aller Nachforschungen war weiter Nichts in Umkreise kein feindlicher Indianer zu finden und von Niemand gesehen worden. So glaubte die Mehrzahl der Ansiedler, daß die Auflage der jungen Mädchen auf Sinnestäuschung beruhe; nichtsdestoweniger hielt man es der Vorsicht gemäß, die Niederlassung mit einer Art von Pallisaden zu umgeben; eine doppelte Reihe von Pfählen wurde eingerammt, der Zwischenraum mit Erde ausgefüllt und nur drei Oeffnungen in der Umzäunung gelassen. Auf dem höchstgelegenen Punkte baute man ein festes Blockhaus, welches als Fort dienen konnte, auch das einzige Gebäude mit Schießöffnung, das vorhanden gewesen, wurde in geeigneter Weise vorgerichtet, und den nächstgelegenen Forts drei kleine Kanonen und acht Faß Pulver herbeigeführt, und so glaubte man hinreichend gerüstet zu sein und einem etwa anbringenden Feinde erfolgreich Widerstand leisten zu können. Allein Herbst und Winter gingen rubig vorüber, ohne daß man irgend einen Feind wahrgenommen hatte, und im nächsten Frühjahr bemächtigte sich Aller wieder das Gefühl vollkommener Sicherheit, man unterließ jede Vorsichtsmaßregel, beschränkte auch da die spanische Kommandant des Platzes, De Leyba, der, wie sich später herausstellte, durch englisches Gold erlaubt war, die größte Ruhe und Sicherheit zur Schau trug. (Schluß folgt.)

Alles und Neues.

Ehe Unglück. Eine londoner Zeitung enthält folgende Annonce: „Ein Preis von 100 Guineen ist auf den besten Essay über „Ehestemanie" (Heirathswuth) gesetzt worden. Es soll in deutlichen handschriftlich geschrieben werden, keine Ausländer dürfe unbedingte Neigung zum Verheirathen weist, und ed Klerus mannern zur Verwaltung von Staats- und Pfarrangelegenheiten befähigt sind. Die Preisrichter nimmt Dr. Dav. Wilson in London entgegen.

*

Eine Handverbung aus alter Zeit. Welch' einen Lärm machte es doch vor einigen Jahren, als der hochverehrte Herr Kaiser Franz Joseph-Bauern in Ausübung seinen Dienstpflichten eine Handverbung mit „allerunterthänigstem guten Morgen" und weißen Handschuhen beschwor — und doch ist sie sanft und mild, wie ihre Mild, gegen die nachstehende Handverbung, die anwirfen Herr Landschaftsadvocat Obersteyr d. Hadenberg, die sich jüngst beim Ordnen des Hausarchives der Familie Hadenberg vorfand. Diese Hand- und Hebordnung, „wonach es Ex. Erzellenz der hoher Landshuter gehalten wissen will", gegeben den 10. März 1666, beginnt mit der Verkündung an seine Diener, daß sie allzumal gerade, ungebeichte, dumme und unachtsame Leute wären, denen es nun mit besagtem Hebord- und Ehrenregeln hinreichen an die Hand gehen, zugleich aber auf jede Uebertretung den gebürgen Trumpf setzen wolle. Wer also z. B. wissig und der Predigt behält, sei wie ein Hund, auf der Erde liegend, dem Mitgabend heißen; wer Kuder, eine Stunde lang mit bloßen Knieen auf einem scharf gebedelten Brette knieen. Wer das heilige Abendmahl, wenn ihm angetagt wird, daselbe zu empfangen, verlümt, soll mit schwerem Geschick bekahlt und dem Spital reichen, ohne auch nach Umständen die Peitsche erhalten. Haudrieren wird die Peitsche verschrochen. Wer in Briefe geht, wenn sie auch offen daliegen, soll drei Tage hinter einander die Bahnrade schalten und als einem Verräther angesehen werden. Wer die Zeit verschläft, dem seinen zwei seiner Kameraden die Hosen glatt anziehen und ihm jedes Loch Hacke geben. Wer der Stallknabter anstieß, müssen die Kleider rein abgebürstet und in guter Ordnung sind dem Tische liegen. Schuhe und Stiefel gerathen unter den Bank liegen, frischen Wasser und Handtuch bereit sein. Sr. Erzellenz beim Aufstehen Aufstiefelmachen anzeitelet, was Sie abtegen, wohl verwahrt werden. Die Speisen sind in guter Ordnung, ohne etwas zu verschütten, aufzutragen, die Schüsseln mit Bedeckung wieder abzunehmen. Wer aber naßt und Naß, Mauk und Finger in allen Schüsseln hat, soll gepfungen werden, zu Bestreibung seines Appetits drohe und brennende Speisen zu kosten. Jeder ist schuldig, auf enbadenen Befehl mit einer Verneigung beworwortet und deutlich und laut das Letzgebet zu sprechen. Wer stark, empfängt sich spanische Rutenstreiche. Es Seiner mit ungewaschenen Händen aufwartet, soll er sich getrocken, als wenn er sich naßte, widrigend Einer ihm Wasser auf die Hände gieße, ein Anderer aber sie ihm mit zwei scharfen Messern so lange abtrocknet, bis sie weiß bluten. Desgleichen, wer ungekämmt aufwartet, soll im Stall mit dem Pferdekamme, in hinter Anstiegung des Helmeiters, tüchtig gekämmelt werden. Das Tischtuch ist in Einem Wurf überzubreiten, jeder Teller mit einer Terviette zu belegen, das Salzfaß mit reinem Salz zu versehen. Brenn ed Leib ist, sind die Lichter aufzustehen, und fleißig, jedesmal beim Plag des Vornehmsten anzulangen, zu schnuppen. Zuletzt wird das Tischtuch manierlich wieder abgenommen und mit einer Verneigung abgetragen, bei Pön jedes italienischen Rutenhiebes. Wer sich mit in's Gespräch mischt oder grinst, soll anstlafen, wer laut lacht, hier

Digitized by Google

Knippchen auf die Finger empfangen. Wer ein Glas übervoll einschenkt und es dann mit seinem eigenen Maule abtrinkt, erhält zwanzig Hiebe nach der Peitschenordnung. Wer unreine Gläser präsentirt, kann wählen zwischen vier Obrigen oder sechs Rabenfedern. Nach Tische wird jedem Gaste ein Handwasser und eine reine Handquehle mit Reverenz dargereicht. Dieweil es auch ein schandloses und unleidentliches Werk sei, wo die Bedienten langsam essen, so soll denen, die länger als eine Viertelstunde damit zubringen, das Essen vor dem Maul weggenommen werden. Wer die vorgelegten Speisen nicht essen will, fastet dann die 24 folgenden Stunden ganz und gar. Setzen der Statthalter einem Bedienten etwas befiehlt, und dieser läßt es sich beigehen, es wieder einem Andern zu befehlen, so soll er

Rauchstudien.

Originalzeichnungen von **A. Oberländer.**

II.

Unter Geschäft.

Schlechtes Geschäft.

Cigarre ohne Zug.

Knallcigarre.

von Den, welchem er befohlen, vier Obrigen empfangen, dem Andern aber für seine Mühe sechs Obrigen wieder werden. Die Vergehen der Stallleute werden mit Sattelzeug gebadet. Wer mit schmierigen und zerrissenen Kleidern aufwartet, wird Spießruthen gejagt. Unreine Kerle sollen ohne Bett und Decke schlafen, am Ende gar davongejagt werden. Haben sich Zwei gezwingelt, so sollen sie ihre Sache noch einmal mit Stecken scharmd in Gegenwart des Hofmeisters ausmachen, und wer den Andern schont, den Prügel erhalten. Wer ohne Erlaubniß ausgeht, oder gegen den Herrn murrt, hat nach Umständen Peitsche, Kette oder Pfahl zu erwarten. Jedes Spiel ist ganz und gar untersagt.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geschichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortsetzung.)

XV.

Der Spruch der Geschworen.

Alles das, was ich soeben geschildert habe, ereignete sich in der Früh und am Vormittag des 10. März 1860, und die Einwohnerschaft von Donaldsono, die natürlich begierig Alles bis auf die kleinsten Details erfuhr, hatte also sicherlich Ursache genug, im höchsten Grade aufgeregt zu sein. Noch höher stieg diese Aufregung am Nachmittage, denn im Laufe desselben hielt Herr James Mulgrave, der Friedensrichter, seinen Einzug, um seine Gefangenen abzuliefern, und dieser Einzug war großartig genug, um abermals ganz Donaldsono auf die Beine zu bringen. Der alte Herr ließ sich nämlich von einer sehr ansehnlichen Zahl von Gentlemen — darunter sein Sohn Ralph, der Doktor Carro, Josua Dampfer, Benjamin Benton und Joe Jenkings — begleiten, und jeder dieser Begleiter war mit einer Doppelbüchse bewaffnet. Ueberdem folgte der Eskorte noch ein ganzes Dutzend von schwarzen Dienern, und dieselben hatten ebenfalls Jagdflinten über den Schultern hängen. Es war also hinlänglich dafür gesorgt, daß die Gefangenen die Flucht nicht ergreifen konnten, nicht minder aber lag in dieser starken bewaffneten Begleitung eine Sicherheit dafür, daß von Seiten der Herren Marigny und Genossen kein gewaltsamer Angriff auf sie gemacht werden würde, und dieß mochte ohne Zweifel das Hauptmotiv für Herrn James Mulgrave gewesen sein, eine solch' große Macht aufzustellen. Doch sei dem wie ihm wolle, am Mittag des zehnten wurden die drei Gefangenen dem Kriminalgerichte in Donaldsono übergeben, und der Vorstand desselben brachte sie sämmtlich in angemessenen Gefängnissen unter, nicht ohne die Vorsicht, jedes dieser Gefängnisse mit verstärkten Wachen zu versehen.

Natürlich sprach man nun in ganz Donaldsono von gar nichts Anderem mehr, als von den drei Gefangenen, sowie von dem, was mit ihnen im Zusammenhang stand, und die ganze Stadt spaltete sich sofort in zwei Lager, die einander todfeindlich gegenüber standen. Das Hauptquartier des einen wurde im Metropolitanhotel aufgeschlagen, und zwar war dieß dasjenige derer, welche es mit Marigny und Genossen hielten. Hier nämlich hatten sich die Letzteren auf die nächsten zweimalvierundzwanzig Stunden einquartiert, und hierher verlegte auf diese Zeit auch der Advokat Parkins, welchen sie zu ihrem Sachwalter annahmen, seine Office, wie man sich im Amerikanischen auszudrücken pflegt. Hier, im Metropolitanhotel, strömte alles Volk zusammen, was den Grundsätzen der Ultras unter den Sklavenhaltern huldigte, und am Letzten hätten die Hilfsköpfe, die da permanente Sitzungen in der Schenkstube hielten, selbst bald an den Gefangenen Volksjustiz ausgeübt. Weil man aber wußte, daß der Kriminalrichter nicht bloß die Wachen an den Gefängnissen verstärkt und mit zuverlässigen Leuten besetzt hatte, sondern auch ganz der Mann dazu war, einem gewaltsamen Angriff mit der größten Strenge zu begegnen, so hatte man von Letzterem ab und begnügte sich damit, recht laut zu schreien und zu fluchen, und dazwischen hinein fulminante Reden zu halten, welche oft in förmliche Tobsucht ausarteten. Doch darf ich auch nicht verschweigen, daß Herr Parkins nichts verabsäumte, um den Beweis zu liefern, daß Letty von Herrn Beaujolais rechtlich als Sklavin erworben worden sei, und er tritt eigens deßhalb am Sonntag früh mit den Herren Csfardeau und Marigny nach Beaujolaisdans hinüber, um dort die nöthigen Papiere zu suchen. Auch fand er sie richtig in einem Kasten der Bibliothek, welcher das Archiv des Hauses vorstellte, und dieselben waren so vollkommen in Ordnung, daß sie unmöglich von den Gegnern angefochtet oder gar über den Haufen geworfen werden konnten. Ja noch mehr, als er nachher mit seinen Klienten Tomsinn besuchte, um mit Jem Sharper der Zeugenschaft wegen nähere Rücksprache zu nehmen, erhielt er von diesem die Mittheilung, daß die Großmutter Letty's noch lebe, und er hatte sogar Gelegenheit, diese Großmutter in Person zu sprechen. Was wollte er nun noch mehr? Bei solchen Beweisen konnte der Prozeß gar nicht verloren gehen, und in vollem Jubel ritt er daher mit den Herren Csfardeau und Marigny nach Donaldsono zurück, um dort die große Neuigkeit laut zu verkünden.

Weit ruhiger und gesetzter, ja fast allgemein und gesetzt ging es in dem Hauptquartier des zweiten feindlichen Lagers zu, obgleich dasselbe sich ebenfalls in einem Gasthofe befand. Zur Stunde nämlich, wo Bill Marigny und Genossen in das Metropolitanhotel einzogen, quartierten sich die Herren Josua Dampfer, Benjamin Benton und Joe Jenkings von dort aus, um in das Csfardeaubaus überzusiedeln, und dahin nahmen die beiden Letzteren auch ihren breiten Reisegefährten mit. Von diesem ist man zwar bis jetzt mit keiner Silbe etwas Näheres gesagt worden; allein ich zweifle nicht, daß der Leser längst in ihm den Master Lewis Flipper vermuthet haben wird, und er war es auch in der That. Derselbe hatte von seiner Ankunft im Metropolitanhotel an sein Zimmer nicht verlassen, und auch jetzt im Csfayetteband hielt er es wieder so, oder vielmehr mußte er es wieder so halten. Ganz natürlich aber, denn sonst hätte ja Jem Sharper ohne Zweifel von seiner Anwesenheit Kenntniß erhalten und wäre sofort der ganzen Untersuchung aus dem Wege gegangen. Machte man dagegen aus der Gegenwart des Lewis Flipper ein strenges Geheimniß, so wurde Jem Sharper durch nichts aus seiner höheren Sicherheit aufgerüttelt und konnte also um so eher überrascht werden. Das war der geheime Plan, welchen die beiden Rechtsgelehrten Josua Dampfer und Benjamin Benton, die Advokate Letty's und des Notars, entwarfen, und in dasselbe Geheimniß hüllten sie auch alle ihre übrigen Schritte. Man wußte zwar, daß sie mehrmals das Haus der Mistreß Parker besuchten, und man wußte auch, daß die drei Damen, welche in der Nacht vom neunten auf den zehnten im Metropolitanhotel angekommen waren, dem andern Morgen zu besagter Mistreß als ihre Gäste gezogen waren; allein man blieb gänzlich im Ungewissen darüber, ob den Besuche der beiden Rechtsgelehrten der fremden Dame oder der Herrin des Hauses galten, und noch weniger konnten die Donaldsoner herausbringen, wer die fremden Damen seien. Ja selbst ihre Namen kannte man nicht, und Josua Dampfer hand es allen Betheiligten auf's Gewissen, gerade in dieser Beziehung die größte Vorsicht zu beobachten. Hieraus nun erhellt man zur Genüge, daß zwischen dem Thun und Treiben in den beiden Hauptquartieren ein vollkommener Gegensatz herrschte. In dem einen schrie, fluchte, tobte und wüthete man, ohne irgend ein Blatt vor den Mund zu nehmen; in dem andern ging's still, ruhig, gesetzt, zurückhaltend, sogar geheimnißvoll zu, und daraus zogen nicht Wenige den Schluß, daß man hier, im letzteren Hauptquartier, seiner Sache durchaus nicht gewiß sein müsse. Ebendeßwegen aber hielten es die Meisten mit der Partei Marigny und Csfardeau, und nur die ruhigeren, erfahreneren Männer, sowie die Gefühlvolleren unter den Frauen ließen sich in ihrer Ueberzeugung, daß das Recht auf Seiten der andern Partei sei, nicht wankend machen.

Auf Montag den zwölften März, Vormittags präzis neun Uhr, hatte der Kriminalrichter den Beginn des Prozesses anberaumt, vorausgesetzt, daß bis dahin Mik Emily Beaujolais mit Monsieur Beliseau, ihrem Oheim und Vormund, eingetroffen sein würde, denn ihre Anwesenheit wurde als durchaus nöthig bestunden, und es hatte deßhalb außer Herrn James Mulgrave auch noch Master Josua Dampfer einen Expressen mit ausführlichem Bericht an sie abgesandt. Weil nun aber kein Grund vorlag, daran zu zweifeln, daß die junge Mik mit ihrem Vormund zu rechter Zeit da sein werde, so wurden alle nöthigen Vorbereitungen schon zum Voraus getroffen, und namentlich sorgte auch das Gericht dafür, daß die Ordnung nöthigenfalls selbst mit Gewalt aufrecht erhalten werden könnte. So kam denn endlich der von so Vielen mit der neugierigsten Sehnsucht, von einzelnen Wenigen aber mit Furcht und Beben erwartete Montag herbei, und schon eine geraume Zeit vor Tagesanbruch hatte sich ganz Donaldsono erhoben. Nicht minder groß war der Zudrang von Fremden, besonders von Plantagenbesitzern und der Umgebung, welche zugleich ihre Familien mitbrachten, und man kann sich also denken, welch ein Gewoge und Gedränge in dem sonst so stillen Städtchen herrschte. Enoos vor sieben Uhr kam Mik Emily Beaujolais mit ihrem Vormund angefahren, gerade in dem Augenblick, als vor dem Metropolitanhotel die Pferde vorgeführt wurden, welche Herr Csfardeau mit einigen Freunden besteigen wollte, um ihr entgegenzureiten; sie hielt aber vor dem genannten Hotel nicht an, sondern fuhr weiter vor das Csfayettehaus, wo die angenehmlich, traf der Ueberfüllung des Hauses, durch die Courtoisie des Master Josua Dampfer und des alten Herrn Mulgrave die besten Zimmer eingeräumt wurden. Wenige Minuten nachher stürzte Herr Csfardeau herbei, um seine Braut zu begrüßen; aber sie erklärte, seinen Besuch erst nach Schluß des Prozesses annehmen zu können, und nothgedrungen, obwohl todesblaß vor Schred und Aufregung, mußte er sich zurückziehen. Dieser Zwischenfall blieb natürlich vor das Publikum, und nicht Wenige von denen, die bisher durch Dick und Dünn mit der Partei Marigny-Csfardeau gegangen waren, fingen an die Köpfe zu schütteln.

Mit dem Schlag acht Uhr wurde der Saal des Gerichtsgebäudes für das Publikum geöffnet, und so geräumig auch derselbe war, so überfüllte er sich — ich meine selbstverständlich den Platz anbetrifft der Schaulen, denn der innerhalb derselben wurde für den Gerichtshof, die Geschworenen, die Angeklagten, die Vertheidiger, die Zeugen und die sonstigen näher Betheiligten vorbehalten — doch schon nach der ersten Viertelstunde. Gleich nachher rauschten auch die Thüren, welche zu den reservirten Plätzen führten, auf und unter lautem Lachen und Schwatzen trat Herr William Marigny mit dem Advokaten Parkins an der Seite ein. Ihnen folgten Monsieur Csfardeau, Master Terrible und Jem Sharper nebst einigen Andern auf dem Fuße; es fiel aber auf, daß auch dem Gesicht des Mon-

sieur Casardeau das sonst dort stets bemerkliche stehende Lächeln soll gänzlich verschwunden war und einer sichtlichen Bekommenheit Platz gemacht hatte. Um so mehr Trotz, Härte und Verwegenheit lag in den Zügen Jem Sharper's, und sein Gesicht bildete in dieser Beziehung einen vollkommenen Gegensatz gegen das einer weiblichen Person, welche hart hinter ihm herschritt. Die Augen dieser Person nämlich, einer alten höllischen Mulattin von langer hochiger Statur, sahen so merkwürdig starr und gleichgültig in die Welt hinein, daß man ordentlich davor erschrak, und solcher Eindruck wurde noch vermehrt durch das Fleisch- und Blutlose ihres Antlitzes, über welchem ein frotzgelber Turban thronte. Die Frau schien übrigens, trotz ihrer abstoßenden Persönlichkeit, von ziemlicher Wichtigkeit zu sein, denn der Advokat Parkins ging, sobald er sie sah, auf sie zu und wies ihr einen bequemen Platz auf der Zeugenbank, aber ganz im hintersten Hintergrunde, an.

So hatte sich also die Partei Marigny-Casardeau tüchtig eingestellt, ehe von den Gegnern auch nur ein Einziger sich sehen ließ, und da diese Sachlage sich, selbst als es bereits stark auf neun Uhr ging, nicht veränderte, so meinten nicht Wenige unter den Zuschauern, die Gegenpartei werde den Herren Marigny-Casardeau das Feld ganz ohne Kampf überlassen. Allein diese Meinung war eine grundfalsche. Gerade fünf Minuten vor neun Uhr nämlich öffneten sich die Flügelthüren weit, und herein trat eine sehr ansehnliche Reihe von Herren und Damen, von denen zwei die Sitze der Vertheidiger einnahmen, während die Andern sich zum Theil auf den Plätzen der Nächstbetheiligten, zum Theil auf der Zeugenbank niederließen. „Wer sind sie?“ rief sofort unter den Zuschauern Einer dem Andern halblaut zu, und auch unter der Partei Marigny-Casardeau entstand ein neugieriges Geflüster. Wenigstens nämlich sechs der Herren sofort erkannt und auch sechs Damen — die waren die beiden Vertheidiger Josua Damper und Benjamin Benton, sowie die Herren Britfeau, Joe Jenkings, und Vater und Sohn Mulgrave — allsobald die Runde machten, so konnte dagegen Niemand über einen Siebenten Aufklunft ertheilen, welcher sich sein Gesicht, als ob er vom heftigsten Zahnweh geplagt würde, mit einem Tuch fast ganz verhüllt hatte und sonst in der hintersten Reihe des für die Zeugen vorbehaltenen Platzes saß. Es war der Mulattin, von der ich oben gesprochen, seinen Sitz nahm. Auch von den fünf Damen, welche mit den sieben Herren gekommen waren, ließ sich nur bei Zweien das Zutognito lösen, und zwar bei Miß Emily Beaufolais und ihrer mütterlichen Freundin Mistreß Parker. Die andern Drei kannte in ganz Donalsbono und Umgebung Niemand, und die Eine von ihnen hatte, um sich ganz sicher zu stellen, gar noch den Vorsicht gebraucht, einen dichten Schleier über ihr Gesicht fallen zu lassen. Kurz, es war Grund genug vorhanden, um sich den Kopf zu zerbrechen, und das neugierige Zusammentreben wollte daher kein Ende nehmen; doch trösteten man sich damit, daß durch den Lauf der Verhandlung all' diesen Ungewißheiten ein Ende gemacht und selbst die Verschleierte genöthigt werden würde, ihr Antlitz dem Publikum zu zeigen.

Kurz nach neun Uhr trat der Gerichtshof, bestehend aus dem Kriminalrichter und zwei Assistenten, ein und man ging sofort an das Geschäft, die Geschworenen zu ziehen. Es war bald geschehen, denn in Amerika geht man in solchen Dingen, wie in den meisten andern, sehr rasch zu Werk. Nachdem man aber damit zu Ende gekommen, befahl der Kriminalrichter, die Gefangenen vorzuführen, und nun rechten alle Anwesenden die Köpfe, um recht genau und deutlich zu sehen. Eine Minute später ward Doktor Dutcaft, wie er bisher hieß, oder wie wir ihn jetzt nennen müssen, Frederic Benton, der Sohn des Rechtsanwalts Benjamin Benton, hereingeführt und nahm nach einer Verbeugung auf seinem Stuhle gegenüber den Geschworenen Platz. Er sah frisch und muthig aus, und in seinem Auge lag Klarheit und Zuversicht zugleich. Die durch Gefangenschaft Gatte ihn also keineswegs niedergedrückt, und ebensowenig schien er für die Zukunft bange zu haben. Im Gegentheil, es war offenbar ein lange drückender Alp von seiner Seele genommen worden, und er wechselte Blicke der innigsten Zuneigung mit seinem Vater und Joe Jenlings, welchen er so lange für todt beweint. Sie hatten ihn beide mit Josua Damper in seinem Gefängniß besuchen dürfen, und er wußte jetzt klug, daß er seinen Zeitungsblatt des Neu-York-Herald vollständig getäuscht worden war. Nicht minder wußte er jetzt auch, warum damals die Heirath zwischen seinem Vater und Frau Dorah Wilson nicht zu Stande kam, sowie endlich, daß seine Letty seine andere sei, als die kleine Adeline, der Frau Dorah Tochter. Hatte er also nicht doppelte und dreifache Ursache, mit froher Zuversicht die Augen zu erheben, wie Einer, dessen Seele sich von einem drückenden Alp erlöst fühlte?

Unmittelbar nach Frederic Benton erschien Letty, und sogleich fogen ihr die Blicke von allen Anwesenden zu. Bei den Meisten geschah solches aus purer Neugierde, und diese ließen sie mit einer an Frechheit grenzenden Kühnheit die Musterung passiren. Nicht Wenige empfanden aber Theilnahme für sie, und bei Einzelnen schien sogar ein noch tieferes Gefühl zu Grunde zu liegen. Fred Benton's Auge wenigstens ruhte mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf ihr, und jene verschiedene Dame, von der ich vorhin gesprochen, machte sogar, einen leisen Schrei ausstoßend, den Versuch, ihr entgegenzustürzen. Sie wurde aber von ihren beiden Nebenstzerinnen fast mit Gewalt festgehalten und setzte sich nun wieder mit einem tiefen Seufzer nieder. Es war übrigens auch für jeden mit Gefühl begabten Menschen rein unmöglich, bei dem Anblicke Letty's ungerührt zu bleiben, denn sie sah fast durchsichtig blaß aus, und unter den niedergeschlagenen Augen rollten von Sekunde zu Sekunde einzelne schwere Thränen hervor. Ihren zarten schlanken Leib aber durchschütterte ein leises nervöses Zittern, und unter ihren über der Brust gefalteten alabasterweißen Händen glaubte man die Herz pochen zu hören.

Der dritte der Gefangenen, der hereingebracht wurde und seinen Sitz ziemlich weit hinter Letty und dem Doktor erhielt, war Bamboo, und ich darf nicht verschweigen, daß er schwere Fesseln an den Händen trug. Doch schien seine Kraft ungebrochen und er beantwortete den ermuthigenden Blick, welchen ihm der Doktor zuwarf, mit einem dankbaren Lächeln.

„Meine Herren Geschworenen,“ begann sofort der Kriminalrichter, „der Fall, der heute vor Ihnen zur Verhandlung kommt, ist ein in unserer Rechtspraxis sehr seltener, obwohl ich nicht in Abrede sehen will, daß schon Aehnliches sich ereignete. Herr William Marigny hier behauptet als Kläger, daß die von ihm vor Kurzem erkaufte Sklavin Letty, welche hier als Gefangene vor Ihnen sitzt, von dem zweiten Gefangenen, dem Doktor Benton, alias Dutcaft, zur Flucht verleitet, wenn nicht gar gezwungen worden sei, und er verlangt daher in erster Linie die Zurückgabe seiner Sklavin, in zweiter bringt er auf gesetzliche Bestrafung des Arztes Dutcaft, der sich dadurch noch schuldiger gemacht habe, daß der Verdacht auf ihn ruhe, auch bei der früher erfolgten Flucht des dritten Gefangenen, des Sklaven Bamboo, mitwirkend gewesen zu sein. Von umgekehrter Seite wird behauptet, daß Letty keine Sklavin, sondern eine freigeborene Weiße sei, und die beiden rechtsgelehrten Herren Josua Damper und Benjamin Benton sind erbötig, für diese ihre Behauptung einzustehen. Wenn aber dieß erwiesen würde, so könnte natürlich von einer straffaren Flucht Letty's keine Rede mehr sein, und die Hauptanklage gegen den Doktor fiele dadurch in ein Nichts zusammen. Haben Sie daher Ihre Augen und Ohren offen, meine Herren Geschworenen, und prüfen Sie genau, damit die Wahrheit zu Tage trete.“

So sprechend lehnte er sich in seinem Stuhle zurück und gab zugleich Herrn Parkins, dem Anwalt der Klägerischen Partei, das Wort, die Anklage zu begründen.

„Ich wäre wohl unmöglich,“ sprach sofort dieser mit einer Verbeugung gegen den Kriminalrichter, „die Sachlage deutlicher und zugleich präziser darzulegen, als soeben von dem Herrn Präsidenten des hohen Hofes geschehen ist, und ich habe daher in dieser Beziehung nichts hinzuzusetzen. Dagegen liegt mir jetzt vor Allem ob zu beweisen, daß mein Klient, Herr William Marigny, neuester Zeit der Eigenthümer der Sklavin Letty geworden ist, denn sonst hätte er ja gar kein Recht zu klagen, und somit lege ich hier den Kaufbrief im Original auf den Gerichtstisch nieder.“

Der Kriminalrichter nahm das Dokument, das übrigens mehr einem Bisch Papier, als einem wirklichen Dokumente glich, in die Hand und reichte es dann den Herren Josua Damper und Benjamin Benton zur Prüfung.

„Der Kaufbrief ist von Herrn Eugene Casardeau unterzeichnet,“ bemerkte Josua Damper mit einem scharfen Blicke auf den Letzteren. „Sie hatten natürlich ein Recht zu diesem Verkaufe?“

„Ich, ich,“ stotterte Monsieur Casardeau, „ich war von dem Vormunde meiner Braut als sein Stellvertreter auf der Plantage Beaufolais zurückgelassen worden und somit . . .“

„Somit,“ ergänzte Josua Damper, als der Andere hier abermals stotterte, „glauben Sie, Ihre Liebe und Hochachtung zu Ihrer Braut durch nichts besser beweisen zu können, als dadurch, daß Sie ihre Leibeigdienerin, mit welcher sie zusammen aufgewachsen, sofort verkaufen?“

„Ich verdiene diesen Vorwurf nicht,“ erwiederte Eugene Casardeau, der sich inzwischen gefaßt hatte und gar wohl fühlte, welch' tiefe Verachtung in den höhnischen Worten Josua Dampers liege. „Nein,“ wiederholte er, „ich verdiene ihn nicht, denn ich verkaufte Letty nur, weil meine Braut sie natürlich nie mehr vor ihr Antlitz lassen konnte, nachdem die gemeine Kreatur mit dem Doktor entflohen war.“

„Ah!“ rief Josua Damper, nicht wenig erstaunt auffehend und zugleich einen Blick mit Ralph Mulgrave wechselnd, „Sie verkauften Letty also nicht vor ihrer Flucht, sondern erst nach derselben?“

„Versteht sich,“ versicherte Herr Casardeau; „wie hätte mir sonst so etwas einfallen können?“

Er sprach dieß in einem Tone, als ob jede Spur der reinste Wahrheit wäre, und seine Worte machten sichtlich einen guten Eindruck auf das Auditorium. Gerade die umgekehrte Wirkung dagegen schienen sie auf die sämmtlichen innerhalb der Schranken befindlichen Gegner der

Digitized by Google

Partei Cesarbeau-Marigny auszuhalten, denn ihre Wangen glühten vor Unwillen, besonders die Miß Emily's, und Ralph Mulgrave war kaum abzuhalten, seinem Zorne Luft zu geben. Nur Letty sah wie vernichtet aus, und selbst die Flüsterworte, welche der neben ihr sitzende Doktor an sie richtete, vermochten nicht, sie zu beruhigen.

„Nachdem ich nun," ergriff sofort wieder der Advokat Parkins das Wort, „bewiesen, daß mein Klient, William Macigny, der rechtmäßige Eigenthümer des auf der Anklagebank sitzenden Mädchens ist, liegt mir ob, die zweite Thatsache zu konstatiren, nämlich die, daß der Doktor die Slavin Letty zur Flucht verleitete, und daß sie auch wirklich zusammen entflohen sind. Allein was soll ich hierüber viele Worte machen? Das Faktum ist allzu eklatant bewiesen, als daß selbst der scharfsinnigste Jurist im Stande wäre, etwas davon hinwegzuklügeln. Sechs Augen, die der Herren Cafardeau und Marigny nebst denen des Master Terrible, sahen es, wie der Doktor mit der Letty vor sich im Sattel von Beaujolais-haus wegritt, und mehr als fünfzig Augen sind Zeugen dafür, daß die Beiden, die Letty und der Doktor, zusammen mit dem schon früher entlaufenen Sklaven Bambwo, zu welchem sie sich flüchteten, gefangen genommen worden sind. Es muß also auch zwischen Bambwo und dem Doktor irgend welcher Zusammenhang bestehen, und das Wahrscheinlichste ist, daß der Doktor von der verruchten Abolitionistenpartei als Emissär hierhergeschickt worden ist, um unsere Sklaven zur Flucht zu verleiten."

Hier hielt er einen Augenblick inne, um zu beobachten, welchen Eindruck seine Worte auf die Zuschauer und Geschworenen gemacht hatten, und zu seiner großen Genugthuung konnte er sich überzeugen, daß der bei weitem größte Theil derselben vollkommen mit seiner Ansicht gemachten Schlußfolgerung harmonirte.

„Ich komme jetzt," fuhr Master Parkins nach dieser kurzen Pause fort, „zum dritten und letzten Hauptpunkt meiner Klageführung, dazu nämlich, zu beweisen, daß jenes dort sitzende Mädchen in Wirklichkeit nichts Anderes ist als eine Sklavin, nichts Anderes als ein Wesen, in dessen Adern Negerblut fließt. Meine Herren Geschworenen und Richter, wir haben schon oft erlebt, daß die Menschen, wenn sie sich nicht mehr anders zu helfen wissen, auf allerlei tolle Sprünge kommen, und schon Mancher hat das verrückteste Zeug behauptet, nur um sich über eine Verlegenheit hinüberzuhelfen. Allein, meine Herren, eine solch' wahnwitzige Erfindung wie die, Letty sei eine freigeborene Weiße, ist wohl noch nie gemacht worden, und sie gleicht dem Lachen eines Verzweifelnden, der noch einen Witz reißt, ehe man ihm den Kopf abschlägt. Letty sei keine Sklavin! Hier, meine Herren Geschworenen und Richter," rief er mit erhobener Stimme, indem er einige Urkunden vor dem Kriminalrichter ausbreitete, „hier steht es schwarz auf weiß, wann und um welchen Preis der verstorbene Herr Beaujolais diese Letty, damals ein etwa zwölfjähriges Mädchen, in der Rotunde der Sanktlouisbörse in New-Orleans öffentlich ersteigerte. Und hier," fuhr er in noch stärkerem Tone fort, „hier liegt ein weiteres Dokument, welches darthut, daß der Herr, aus dessen Hinterlassenschaft Letty in die Hände des Herrn Beaujolais kam, seinerseits das Mädchen zwei Jahre zuvor von Bill Sues, einem Tabakspflanzer bei Charleston, erstand; dem Bill Sues aber wurde Letty auf seiner Pflanzung geboren und," schloß er mit einer fast triumphirenden Stimme, „wir haben hier in diesem Saale einen lebendigen Zeugen, welcher bei der Geburt des Mädchens zugegen war. Ja noch mehr, dieser Zeuge oder vielmehr diese Zeugin ist die allernächste Anverwandte Letty's, ihre eigene Großmutter, welche nach dem Tode des Bill Sues das Eigenthum Jem Sharper's wurde, und nun," wandte er sich nach der alten, häßlichen Mulattin mit dem strohgelben Turban, „nun, Juno, stehe auf, Dich der hochehrenwerthen Versammlung zu zeigen."

Mit steigendem Interesse hatte das Publikum die Auseinandersetzung des Advokaten Parkins verfolgt, und gegen das Ende derselben war ihm zum Ersteren lauter Beifall gespendet worden. Wie er sich nun aber nach der alten Mulattin hinwandte, da folgten ihm die Augen von Allen, und von der Mulattin flogen sie sofort zu Letty hinüber. Und richtig, die alte Mulattin mußte dem Mädchen genau bekannt sein, denn sowie es sie erblickte, schrak es sichtlich zusammen und sein ganzer Körper fing an zu zittern. Die Mulattin selbst dagegen blickt völlig starr und gleichgültig, und man mußte ihr den Befehl, sich zu erheben, zweimal wiederholen, ehe ihn ihre Ohren nur vernahmen oder vielleicht auch vernehmen wollten.

Es erfolgte nun eine längere Pause, während welcher die Dokumente, von denen ich so eben gesprochen, von den Vertheidigern Letty's geprüft wurden. Dann aber, sowie dies geschehen, ertheilte der Kriminalrichter dem Herrn Josua Damper das Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Hollands schönste Stadt.

Von

Gustav Rasch.

I.

Amsterdam ist Hollands größte Seestadt und zugleich die niederländische Hauptstadt; Rotterdam ist als Seestadt weit interessanter und prägnanter als Amsterdam; Utrecht und Leyden sind wohl die ältesten niederländischen Städte; Delft ist Hollands Todtenstadt, während der Haag die schönste und modernste Stadt in den Niederlanden ist. Im Haag verschwindet der eigentliche holländische Städtecharakter von den modernen und eleganten Bauten der Residenz; die hohen, schmalen Giebelhäuser aus Backsteinen mit den grün angestrichenen, schmalen Thüren, mit den hohen Fallfenstern, mit den sonderbar gepflasterten Kellerhälsen; die mit grünem Laich bedeckten Grachten, in denen das Wasser stille zu stehen scheint, mit ihren Schiffsgeschäften aller Art und Gestalt, mit ihren schattigen Baumgruppen auf den breiten Kais sind im Haag in der südlichen Vorstadt gebieben; im Norden, Osten und Westen hat der Haag den holländischen Kod abgestreift und ein modernes und elegantes, europäisches Stadtkleid angezogen, ein Kleid nach dem neuesten Schnitt und der neuesten Fasson. Keine holländische Stadt hat so viele schöne und breite Straßen, so viele weite, mit frischen Rasen und schattigen, prächtigen Baumgruppen bedeckte Plätze, so viele moderne Prachthäuser aufzuweisen als der Haag. Besonders zeichnet sich das nordöstliche Viertel der Stadt in dieser Hinsicht aus. Prächtige Paläste schauen auf einen blauen See, auf welchen spiegelglatter Fläche sich weiße Schwäne wiegen und dessen Ufer Bäume, Blumen und Rasenstreifen bilden; große Plätze, von Palästen eingerahmt, Statuen und Baumgruppen in der Mitte, lassen uns völlig vergessen, daß wir in Holland sind, wo der Boden am theuersten ist, weil er dem Meere hat abgerungen werden müssen; nur hie und da schaut in dies ganz moderne Stadtbild das alte, historische Holland mit einem mittelalterlichen Gebäude mit Thürmen, Zugbrücken, festungsartigem Graben und massigen Formen hinein. Nur der äußere Rahmen, der den Haag umschließt, hat wieder einen echt holländischen Charakter; rings um die Stadt läuft eine Gracht, auf deren unbeweglichem, mit grünem Laich bedecktem Wasser Schiffe gezogen werden; aber auch diese Gracht hat fast überall in ihrer Hauserdekoration die spezifisch holländische Bauart abgestreift und tritt in einem Kleide modernster Prachtbauten auf. Der Haag hat das Gepräge der Residenz auch in seinem baulichen Charakter. Schon seitdem Wilhelm der Haag der Jagdsitz und der Aufenthaltsort der Grafen von Holland und hat immer als Fürstenwohnung gedient. Z Graven Haag — des Grafen Gehege — ist sein eigentlicher Name; die neuere Zeit hat diese, den Charakter der Stadt am meisten bezeichnende Benennung in das kürzere Wort „Haag" verwandelt. Wie das französische Königthum aus dem großstädtischen Paris in die Stille von Versailles floh, so vertauschte das niederländische Königthum seine Residenz im „Palais" der Kaufmannsstadt Amsterdam mit der Einsamkeit des „großen Dorfes", wie Haag lange geheißen hat. «Rus in urbe!» (Ein Dorf in der Stadt.) Noch als Louis Bonaparte König von Holland war, war der Haag nur ein Flecken; König Louis gab dem Haag erst Titel und Rechte einer Stadt. Der Haag ist, wie Franz Dingelstedt ganz richtig bemerkt, am Hofe Oranien herumgewandelt, welches letztere seinerseits in Amsterdam vielleicht nicht aufgenommen wäre*). Der Statthalter Wilhelm der Dritte von Oranien baute den Palast, der dem neuen, im gothischen Style gehaltenen Schlosse des vorigen Königs vor dem Gaventhor gegenüber steht. Das „Prinz Moritz Haus", wo sich das lebende „Museum", eine interessante und in vielen Stücken treffliche Sammlung von Gemälden und Kunstsachen befindet, hat Prinz Moritz von Nassau in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erbaut. Das Marine-Ministerium und die Bibliothek befinden sich in großen, im modernen Styl errichteten Palästen. Die Umgebung des langen und breiten „Voorhouts" mit seinen schönen, schattigen Baumgruppen und das „Noordeinde" bilden elegante Paläste; die „Zeestraat", die Fortsetzung des „Noordeinde", wo „De Vorst Zayar" steht, kann sich an Eleganz und Schönheit keiner von jenen Boegarten umgebenen, modernen Häuser mit der Straße jeder europäischen Residenzstadt messen. Solche Paläste haben Amsterdam und Rotterdam, Leyden und Utrecht nicht aufzuweisen. Auf dem großen Platze, auf dem „Plein", erhebt sich das ehrne Standbild des „Schweigers", des Prinzen Wilhelm von Oranien; auf dem Platze am Weiher, auf dem sogenannten „Buitenhof", steht die eherne Statue König Wilhelm's des Zweiten. Das niederländische Königthum ist im Haag, in seiner Residenz, auch in ehernen Bildwerken vertreten. Der Charakter der Residenzstadt tritt im Haag noch in vielen Museen, Sammlungen, Kabinetten und Galerieen auf, mit deren Schilderung und

*) Jaaqu'à la mer. Erinnerungen aus Holland von Franz Dingelstedt. Leipzig, J. J. Weber. 1847.

Digitized by Google

Beschreibung ich hier die Leser verschonen will. Natürlich, daß das Gepräge des Straßenlebens im Haag dem äußern Charakter der Stadt entspricht! Von dem Weltverkehr, von dem Handelslärm, von dem geschäftigen Leben und Treiben der holländischen Seestädte ist in den breiten und trefflich gepflasterten Straßen der holländischen Residenz keine Rede. Die Frachtwagen, die Schiffe, die Kaufherren, die Handelscommis, die Matrosen von Amsterdam und Rotterdam haben dem Hofgetriebe, den Uniformbedürfnissen, den glänzenden Equipagen, den Beamten, den Soldaten Platz machen müssen; die modernen Moden haben die Nationaltrachten in den Hintergrund gedrängt; die Speicher, die Geschäfts- und Handelsstuben werden durch schimmernde Läden und Magazine ersetzt. Die eigenthümliche, echt holländische „Trekschuite" ist nur ausnahmsweise hie und da auf den Kanälen der südlichen Vorstadt zu sehen. Der Haag ist nicht als Welt- und Handelsstadt, sondern als Residenz zu seiner Bedeutung gelangt. Haag ist der Sitz der obersten Landescollegien und Ministerien, der Beamten und der am holländischen Hofe akkreditirten fremden Diplomaten und Geschäftsträger, der Wohnort des holländischen Adels. Haag hat deßhalb auch weit mehr und weit elegantere Kaffeehäuser, Konditoreien und Restaurants als irgend eine andere holländische Stadt, nur die Kaffeehäuser und Restaurants haben einen weit mehr französischen als holländischen Anstrich. Karl Schnaase*) schildert den Stadtcharakter des Haag mit folgenden Worten: „Die Stadt selbst, mit manchen breiten, palastartigen, oft geschmackten Gebäuden, mit schattigen, besuchten Alleen, hat Manches mit den kleinern deutschen Residenzstädten gemein. Aber, wenn diese beständig aufsehen, wie die Langeweile eines Sonntag Nachmittags, an welchem das Gewerbe feiert, das schöne Wetter die Bewohner vor die Thore gelockt hat und nur wenige Uebelgelaunte oder Zögernde in den Mauern zurückgeblieben sind, so empfindet man im Haag mehr die Stille eines feiertäglichen Morgens. Die deutsche Sitte, berechnet auf die ehrenhafte, unverhohlene Dürftigkeit der Beamten oder Gelehrten, sieht schon an sich eine gewisse Sparsamkeit in allen Formen des Lebens, der Tracht und der Wohnung, die mit der Prätension vornehmer Muße nicht wohl vereinbar ist; um so wunderlicher kontrastirt sie in den kleinen Residenzen, wo die geringen Mittel einen engen Zuschnitt nöthig machen, mit den Ansprüchen auf höfischen Luxus. In Holland ist dagegen Lebensweise und Bauart schon auf den Zustand des Bemittelt eingerichtet, der bei überflüssigem Reichthum und mäßigen Ansprüchen keine Muße benutzt, um sich ein Ideal der Bequemlichkeit zu schaffen, so daß die Sitte des Landes Formen erzeugt, an welche sich die Ruhe des Hofschranks leicht anschließt. Die wenigen größern Paläste ausgenommen, sind die meisten Häuser schmal, nur von Einer Familie bewohnt. Daher steht man die Thüren selten geöffnet, die Fenster der obern, sie feste bestimmten Raume mit reinlichen Vorhängen sorgfältig geschlossen; die Zimmer des untern Stockwerks, unmittelbar auf dem Boden, ohne lästige Stufen, sind die täglich bewohnten; aber auch hier erkennt der Vorübergehende nicht leicht durch die wenig aufgeschobenen Fenster, was sich weiter hinten, im Schatten der dichten Vorhänge bewegt, wenn nicht eben eine der blühenden Mädchengestalten, nach französischer Weise zierlich gekleidet, mittheilig mit dem Wanderer, sich nähert. Nur in der Thee- oder Kaffeestunde — um drei! solche Sonnenblicke hat jeder Tag — ist der neidische Vorhang ein wenig gelüftet, und man sieht die Familie um den besetzten Tisch vereint. So häuslich und wohlhäbig ist dann auch das Aeußere der Häuser, ohne Affektation von Pracht, möglichst einfach und geradlinig, aber doch mit Marmor und Metallarbeiten, wo sie nützlich sind, genügend verziert. Die Stille der Straßen erscheint daher nicht als Mangel oder Leere, sondern als eine Fortsetzung und Berücksichtigung des behaglichen Lebens im Innern des Hauses. Auch mag sie nur im Sommer, wo viele der reichen Familien auf dem Lande wohnen, auffallend sein. Andere Straßen sind auch jetzt belebter und zeigen in ihren reichgeschmückten Kaufläden den Luxus, den jene einfachen Straßen in ihrem Innern verbergen." Schnaase's Schilderung des Haag ist gewiß vor dreißig Jahren, wo er sie schrieb, treffend gewesen. In ihren Grundzügen ist sie heute noch richtig; nicht mehr in ihren Details. Seit den letzten dreißig Jahren hat der Haag diesen bürgerlichen Charakter abgestreift und ist eine vornehme, elegante und reichbelebte Stadt geworden, deren Einwohnerzahl über 85,000 beträgt.

Auf dem großen Platze an der Südseite der blauen Weiher, wo das ehrene Standbild Wilhelm's des Zweiten steht, schaut auf einmal die mittelalterliche Vergangenheit in die moderne Gegenwart der schönsten holländischen Stadt hinein. Das Mittelalter tritt in derben, massigen Formen auf. Gebäude mit dicken Mauern und gewölbten Räumen umschließen einen viereckigen Platz; von außen werden diese felsungsartig aufschauenden Häuser von einem Graben umgrenzt, über den Zugbrücken zu gewölbten Thoren führen. Ueber dem nach dem Platze führenden Thore erhebt sich ein alter, vierkantiger Thurm mit starkvergitterten Fenstern und eisenbeschlagenen Thüren. Im Haag nennt man diese Gebäudemasse den „Binnenhof". Der Platz draußen, wo die ehrerne Statue des Oraniers steht, heißt der „Buitenhof". Der Binnenhof ist schon recht alt; man sieht es seinem massigen, steinernen Kleide an. Graf Wilhelm von Holland ist sein Erbauer, und seine ältesten Gebäude stammen aus dem Jahre 1150. Der Chronist Merian sagt vom Binnenhof: „Keyser Wilhelm, Graff zu Holland, hat am ersten Anno 1150 allhie seine Hofhaltung angestellt und einen Königlichen Palast gebawet, der noch der Zeit vorhanden, der Hoff von Holland genannt wird und mit einer Mauer umgeben ist; in welchem der Printz von Oranien, als Statthalter in Holland, seinen Sitz und Hofhaltung hat, und in welchem das Holzwerk keinen Schaden leidet, oder die Spinnen ihr Gewebb da machen. Die Zimmer seyn gleichwohl schlecht. In dem alten, großen Saal, so von Holz gewölbet, hänget eine große Anzahl Fahren, wird auch allerley daselbst verkaufft. Es hat um solchen Palast oder Schloß Wasser, browarb an der Seite einen großen Teich, wie auch hinter dem Schloß, allda viele hohe Bäume zu sehen, auf welchen die Reiger nisten." Der Chronist Merian schrieb diese Schilderung im Jahre 1659. Der „große Teich" und die „vielen hohen Bäume" sind heute noch zu sehen, wenn auch die „Reiger" nicht mehr auf ihnen nisten. In dem „alten, großen Saal, so von Holtz gewölbet", wird jetzt die Lotterie gezogen. Das schöne, gothische Holzhängewerk schmückt auch heute noch seine Decke. In den beiden Flügeln des Binnenhofs befinden sich die Sitzungssäle der beiden Kammern der Generalstaaten.

Binnen- und Buitenhof haben während der Zeit der niederländischen Republik zwei schreckliche Ereignisse. Das eine war ein Justizmord auf dem Schaffot, das andere eine wilde Szene fanatischer Pöbelrache, so blutig, so thierisch und wild, wie sie unter Indianern und Wilden nicht ärger und wilder vorkommen kann. Sprechen wir von der wilden Szene fanatischer Pöbelrache zuerst! Der alte, vierkantige Thurm aus dunklen Steinen, Moos auf dem Haupte, war der Gefangenthurm, der „Gevangenpoort" des Haag.

(Schluß folgt.)

*) S. Niederländische Briefe von Karl Schnaase. Stuttgart, Ebner'sche Buchhandlung. 1834.

Rösselsprung.

lich'	und	der	den	das	wig-	sen-	der
gen-	dun-	ter	thut	gen-	in	den	frit
ehe	von	grund	den	sam-	gott	es	de
ver-	dun-	und	se-	mit	stahl	der	drit
mund	te	geit	er	in	den	des-	el-
ver-	all-	halt	thu	nen	freit	du	mut-
mal	ver-	lin-	der	wor-	nicht	kam	ge
dern	ste	zur	gib	und	kam-	der	wa

Auflösung des Rösselsprungs Seite 264:

Gottes Weltregierung.

Gott! Ehr' und Himmel sammt dem Meer
Verkünden deine Kraft und Ehr';
Auch zeigen alle Berg und Thal,
Daß du ein Herr bist überall.
Die Sonne geht uns täglich auf,
Es hält der Mond auch seinen Lauf,
So sind auch alle Stern' bereit,
Zu preisen deine Herrlichkeit.

Ehemnitzer Bröder.

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 22.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

In der Ballus.

Kriminalgeschichte von J. T. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Sie erreichten den ersten der wenigen Bäume, die nur noch zwischen ihnen und der Ballus waren. Sie kamen an den zweiten.

Eine dunkle Gestalt sprang hinter ihm hervor, hatte den Grafen gepackt, rief mit lauter Stimme: „Hierher, ihr Männer! Hierher! Hier sind sie! Ich halte sie. Zu Hülfe, zu Hülfe!“

Der Mensch rief in litthauischer Sprache. Er hielt mit beiden Armen den Grafen umspannt; er hatte nervige Arme.

Der Graf hielt noch das Kind in seinen Armen; er konnte sich nicht wehren, sich nicht rühren.

Eine wollte ihm zu Hülfe springen.

Die Gräfin umklammerte sie. Der Frau hatte die Angst die Besinnung geraubt.

„Rette! Rette!“ rief sie dem Mädchen zu, an das ihr Stolz, ihr Haß bisher kein Wort hatte richten können.

Eine vermochte sich von der Unglücklichen loszureißen.

Sie stürzte auf den Angreifer des Grafen zu.

Sie hatte ihn erkannt.

„Elender Verräther!“ rief sie. „Laß los, oder es kostet Dich Dein Leben!“

Der Mensch lachte.

„Wolltest Du meine Mörderin werden?“

„Deine Richterin!“ rief Eine.

Sie hatte ihr Beil aus ihren Kleidern hervorgerissen.

Sie erhob es gegen den Menschen.

„Ich spalte Dir den Kopf, Schurke!“

„Eine, Du wirst nicht!“

„Bei Gott, ich werde!“

Sie sprach es mit ihrer vollen Entschlossenheit, die der Mensch kannte. Sie holte zum Schlage aus.

Erdmann Grigatis ließ den Grafen los, flog zurück; ergriff in demselben Augenblicke ein Pistol, das er im Gürtel trug, spannte es, wollte nach dem Grafen zielen.

Eine war schon wieder bei ihm. Sie schlug ihm mit ihrem Beile die Waffe aus der Hand.

Trinkgefäß aus der Zeit des Augustus. (S. 255.)
Hildesheimer Fund.

Das Pistol entladete sich auf dem Erdboden im Moore.

„Hündin!“ fluchte der Litthauer.

„Fort!“ rief Eine.

Sie faßte die bebende Gräfin. Sie riß sie mit sich fort.

Der Graf folgte mit dem Kinde.

Der Wald war zu Ende. Nur noch wenige einzelne Bäume befanden sich vor ihnen. Dann kam gleich die Ballus. Sie waren noch vierzig Schritte von dem Moorgrunde entfernt, der für sie Rettung, für jeden Anderen Tod und Verderben war.

Man hörte in der Ferne den Lauf von Menschen, den Galopp von Pferden.

„Hierher, hierher, ihr Männer!“ rief Erdmann Grigatis.

Er selbst folgte den Flüchtlingen nur von Weitem.

„Fort, fort!“ drängte Eine die Oberfrau, die ihre Besinnung wieder bekommen hatte, aber nur, um einzusehen, daß sie vergeblich ihre erschöpften Kräfte anstrenge, daß sie keinen Schritt mehr weiter könne.

„Herrin, ich beschwöre Dich!“

„Ich kann nicht. Laßt mich hier sterben.“

„Rette sie!“ bat der Graf das Mädchen.

Es bedurfte der Bitte nicht.

Eine faßte die Frau unter die Arme, hob und schob die Kraft- und Willenlose vor sich her.

Sie war das kräftige litthauische Mädchen.

Der Galopp der Pferde kam näher; er übertönte den Lauf der Menschen, die er überholt hatte. Mit ihm vermischte sich das Geklirr von Waffen; die Heransprengenden mußten Grenzhusaren sein.

„Jagt die Pferde todt!“ rief Grigatis den Heransprengenden entgegen.

„Halt Du sie?“ rief eine Stimme.

Eine erkannte die Stimme ihres Bruders Maurad.

Aber sie hatte mit den Flüchtlingen die Ballus erreicht.

Mit sicherem Blick, mit sicherem Schritt hatte sie die Mündung des Pfades getroffen, der sie in das Moor führen mußte.

Einen Augenblick machte sie Halt.

Sie wandte sich zu dem Grafen um.

„Herr, der Pfad, den wir jetzt betreten, ist nur drei, manchmal nur zwei Fuß breit. Er zieht sich bald gerade, bald krumm. Du wirst kein Zeichen finden, an dem Du ihn erkennst. Weichst Du nur um eines

Digitized by Google

halben Fußes Breite von ihm ab, so verſunk Du unrettbar in die unergründliche Tiefe. Folge daher meinem Schritt, meinem Fuße. Verliere ihn mit keinem Blicke Deiner Augen. Deine Feam führe ich."

Sie ſchritt wieder voran. Sie ging ſicher, raſch, beinahe wie auf dem überall feſten Boden des Waldes.

Der Galopp der Pferde hatte den Rand des Waldes erreicht.

„Wo haſt Du ſie?" rief Maurus Jürgeleit.

„Sie ſind fort. Ihr lamet zu ſpät."

„Wie konnteſt Du ſie entkommen laſſen?"

„Deine Schweſter Gine —"

„Ein Weib — ?"

„Sie wollte mir den Kopf ſpalten."

„Wohin ſind ſie?"

„In die Ballus."

„In welcher Richtung?"

„Kannſt Du ihnen in die Ballus folgen?"

Die Flüchtlinge vernahmen keine Antwort auf die Frage.

Gine wandte ſich einen Augenblick nach dem Walde um.

Ihr Auge, wie ſcharf es war, unterſchied durch die Dunkelheit des Abends bort nichts mehr, als die ſchwarze Maſſe der Waldung, die ſich an dem helleren Himmel abzeichnete; keinen einzelnen Baum, keinen Menſchen, kein Pferd.

„So können ſie auch uns nicht ſehen, und ihre Kugeln würden uns nicht treffen!" ſagte Gine.

„Herrin, willſt Du Dich ausruhen? Das Haideſtraut iſt trocken, lege Dich nieder, wo Du hier ſtehſt. Du biſt ſicher."

Die Gräfin legte ſich nieder, ſchweigend.

Auch der Graf ließ ſich in dem Haideſtraut nieder.

Er war ermüdet, wie die Frau erſchöpft war.

Gine blieb aufrecht ſtehen. Sie horchte nach dem Walde hin, wo ihr Bruder und ſeine Begleiter bei Erdmann Grigaiß hielten.

Sie hörte nur unverſtändliches Durcheinanderreden. Nach einer Weile aber vernahm ſie wieder den Galopp von Pferden, das Klirren von Waffen. Die Reiter hatten ſich getheilt; der eine Theil ſprengte nach rechts, der andere nach links.

Gine ſchien unruhig zu werden.

„Herrin, kannſt Du wieder aufſtehen?" ſagte ſie zu der Gräfin.

Die Gräfin erhob ſich ſchweigend.

Auch der Graf.

„Reiche mir Deine Hand, Herrin, damit ich Dich weiter führe." bat Gine die Gräfin.

Die Frau gab ihr nicht die Hand.

„Ich vermag wieder allein zu gehen."

Es waren die erſten Worte, die ſie unmittelbar an das Mädchen richtete. Sie ſprach ſie kurz, ſtolz, zurückweiſend, wegwerfend.

Gine machten Ton und Worte durchzucken. Sie ſagte: „So hatte Dich hinter mir, Herrin. Aber verlaß nicht meinen Schritt. Du haſt gehört, was ich zu Deinem Manne ſprach.

Die Gräfin antwortete nicht.

Gine trat vor ſie, ſchritt weiter.

Hinter ihr ging die Gräfin.

Hinter dieſer der Graf, das Kind in dem Arm.

Das Kind ſchien zu ſchlafen.

Die Gräfin hatte ſich erholt, ihre Kräfte wiedergewonnen. Die kurze Raſt hatte ſie ihr wohl weniger zurückgegeben, als das Gefühl, daß ſie jetzt in Sicherheit ſei, auf einem Wege, auf dem Niemand ſie verfolgen könne, der ſie unmittelbar nach Preußen führe, wo ſie außerhalb jeder Verfolgung ſei. So mußte ſie von dem Förſter vernommen haben.

Sie gingen ſchweigend durch den Abend, der zur dunklen Nacht geworden war, über das graue, öde, baum- und ſtrauchleere Haideland, unter ihm die unergründliche Tiefe gähnte, in den ſchmalen Weg, zu deſſen beiden Seiten der Tod auf ſie lauerte. Wie dunkle Geſpenſterſchatten über Gräbern, glitten ſie lautlos durch die einſame Stille der Nacht.

Auch in der weiteſten Ferne wurde kein Ton, kein Laut hörbar.

Gine horchte oft umher, nach den beiden Seiten der Ballus. Die Reiter waren nach zwei Seiten hin auseinandergeſprengt.

Das Mädchen wußte, daß zwei Wege durch die Ballus führten; ſie kannte ſie beide, wie ſie glaubte, nur ſie. Die Ballus bildete, wie wir ſahen, ein länglichtes Rund. Die längere Strecke zog ſich von Süden nach Norden; ihre ſüdliche Spitze endete in Preußen, die nördliche in Rußland. Der eine jener beiden Wege führte von Norden nach Süden; in ihm ging Gine mit ihren Begleitern. Der zweite Weg verband die Seiten der ſchmaleren Breite des Moores mit einander; auch ſein eines Ende war auf preußiſchem, das andere auf ruſſiſchem Gebiete; in der Mitte der Ballus durchſchnitt er den erſten Weg.

Der Gang, die Flucht der drei Wanderer wurde bedeutend abgekürzt, wenn ſie dort, wo die beiden Wege einander durchſchnitten, in den Seitenweg nach links abbogen; ſie waren dann etwa in zwanzig Minuten auf preußiſchem Boden, während ſie, in weiterer Verfolgung des durch die Länge der Ballus führenden Wegs, noch eine ſtarke Stunde zu gehen hatten.

Indeß, gerade auch nach jener Seite hin war ein Theil der bewaffneten Reiter geſprengt, jener Ruſſen, und auf preußiſchem Gebiete würdete der Weg.

Maurus Jürgeleit kannte die Stelle, wo der Seitenweg durch die Ballus links auf preußiſchen Boden ausliief. Gine Jürgeleit wußte es; ſie hatte ihn am Gangange des Pfades geſehen; er hatte ihn nur nicht weiter zu verfolgen gewagt. War er jetzt mit den ruſſiſchen Huſaren oder Koſaken dahin geſprengt, um die Flüchtlinge in Empfang zu nehmen, ſobald ſie den feſten Boden betraten? Die Reiter hatten einen weiten Umweg um die Ballus zu machen gehabt. Aber die ruſſiſchen Pferde laufen ſchnell, und unmöglich war es nicht, daß ſie die Stelle vor den Flüchtlingen erreichten.

Dem Grafen war es nicht entgangen, daß das Mädchen beſonders nach jener Seite hin horchte. Sie war einige Male auf Augenblicke ſtehen geblieben.

„Droht uns Gefahr?" fragte er ſie.

„Hire nicht, Herr," antwortete Gine,

„An einer andern Stelle alſo?"

„Dort zur Seite. Der Weg endet dort, und die Ruſſen ſprengten in jene Richtung."

„Der Weg endet auf preußiſcher Seite?"

„Die Ruſſen achten die preußiſche Seite nicht."

„Du kennſt noch einen zweiten Pfad durch das Moor?"

„Ja, Herr. Aber er iſt um beinahe eine Stunde länger, und die Herrin wird wieder ermüden."

Die Gräfin wandte ſich an ihren Mann in polniſcher Sprache.

„Sage ihr, daß ſie ſich um mich nicht kümmern ſoll."

Sie ſprach die Worte wieder in ihrem harten, wegwerfenden Tone. Sie wußte, daß das Mädchen Polniſch verſtand.

Der Graf erwiederte ihr: „Du würdeſt in der That ermüden."

Die Liebe hatte ihm die Antwort nicht eingegeben. Er ſprach ſie ſtrenge, faſt wie ein Herr zu ſeiner Untergebenen.

„Daß das meine Sorge ſein," verſetzte die Frau, und hatte der Graf ſtrenge geſprochen, ſo ſprach ſie herbe.

Sie waren auf der Flucht, dieſe beiden Ehegatten; der Tod war hinter ihnen, oder die ewige Gefangenſchaft in Sibirien; mit ihnen war ihr hülfloſes Kind.

Der Graf hatte für ſeine Frau keine Erwiederung. Er wandte ſich an das Mädchen.

„Kennt Jemand außer Dir dieſen Pfad?"

„Hier nicht, Herr," ſagte Gine wieder.

„Aber dort, wo er endet?"

„Ich fürchte es."

„Wäre es ein Ruſſe?"

„Nein, Herr, aber ein Verräther."

„Dein Bruder?" fragte der Graf. „Der Förſter ſagte, daß er nach uns ſpionirt habe."

„Herr," antwortete Gine, „mein Bruder und ich gehören nicht zuſammen. Ich bin keine Verrätherin."

„Ich weiß es," ſagte der Graf.

Der Ton ſeiner Stimme war beinahe ein herzlicher.

Die Gräfin zuckte heftig auf. Sie hatte wohl ſeit langer Zeit dieſen Ton von den Lippen des Gatten nicht vernommen. Sie ſchwieg.

Der Graf fuhr zu dem Mädchen fort: „Du fürchteſt, Dein Bruder habe die Ruſſen zu dem Ausgange dieſes Weges geführt?"

„Ich fürchte es."

„Kennt Dein Bruder den zweiten, den längeren Weg?"

„Ich fürchte es nicht."

„Wie lernteſt Du die Wege kennen?"

„Mein verſtorbener Vater zeigte ſie mir."

„Und nicht Deinem Bruder?"

„Nein."

„Er vertraute Dir mehr, als ihm?"

„So war es, Herr."

„Und er konnte es!" ſagte der Graf in einem eigenthümlich nachdenklichen Tone.

Die Gräfin fuhr auf. „Sprich nicht mehr mit ihr!" ſagte ſie in ihrer herben Weiſe, dießmal zugleich befehlend, wie vorhin ihr Mann.

„Es gilt unſere Sicherheit," erwiederte der Graf gereizt.

„Ich will es nicht!" rief die Frau.

„Sie iſt elferſüchtig auf mich!" ſagte Gine mit einem ſchmerzlichen Lächeln leiſe vor ſich hin. „Mein Herz gibt ihr keinen Grund dafür."

Der Graf ſchwieg, und alle Drei gingen ſchweigend weiter.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Silberhort von Hildesheim.

(Vgl. S. 253.)

Mitten im Thorwalderland beim altertümlichen Hildesheim, diesem köstlichen Schatzkästlein denkwürdiger Bauten, am westlichen Abhang des Galgenbergs, einem kahlen Hügel, von dem sich die thüringische Stadt so herrlich präsentiert, richteten um die Mitte des Oktobers preußische Soldaten einen Schießstand ein und hatten schon die Hacken zur Seite gelegt, als noch einmal begonnen werden mußte. Da blitzt beim ersten Spatenstich dem Soldaten ein silberner Henkel entgegen. Man gräbt und gräbt natürlich weiter und nach wenigen Stunden liegt eine solche Masse Silbers, nicht gemünzten, sondern köstlich ziselierten, vor den erstaunten Augen, daß man mehrere Karren nötig hat, es fortzuschaffen. Und nun, nachdem es gereinigt und gepußt ist, steht das prächtigste Tafel-, Trink- und Kuchengeschirr vor der bewundernden Menge, die dieses Silberhort zu sehen strömen, der sich als nicht weniger denn vierzehnhöhig ausweist.

Ist der Schatz an Geld auch nicht mehr denn 3000 Thaler wert, wird sein Kunstwerth, und darauf kommt es doch jetzt an, auf mehr als 100,000 Thaler angeschlagen.

Die Geheimsamkeit hat sich natürlich mit wahrem Heißhunger über den Schatz hergemacht und sich in den tiefsinnigsten Kombinationen ergangen, die hirß herrliche Geräthe bald auf den Werkstätte Benvenuto Cellini's, bald auf den Werkstätten des klassischen Alterthums hervorgegangen sein ließen, und bei letzterer Ueberzeugung blieben die berühmten Alterthumsforscher Göttingens endlich stehen: in die beste Zeit griechisch-römischer Kunst wurde der Silberschatz verlegt. Aber wer hat ihn vergraben? wer anders, war die erste Meinung, als Varus, und wenn dieser nicht, so Hermann, dem er als Beute zugefallen war. Denn, sagt Professor Unger, daß Arminius seinen Beuteantheil bei Hildesheim mitten im Thorwalderland vergraben habe, ist bei den Zerwürfnissen, die namentlich zwischen ihm und seinem Schwiegervater Segest obwalteten, sehr möglich. Bald ließ man wieder eine deutsche Fürstenfamilie weit später den Schatz vergraben, bald weit früher während der Völkerwanderung, je selbst Nickel List, ein berüchtigter Räuber, der 1701 in Celle hingerichtet wurde, sollte seine Hand im Spiele haben. Auf spätere Zeiten des Vergrabens schient allerdings ein Pergamentblättchen zu deuten, das bei dem Schatze vorgefunden wurde und auf dem man das Wort Herzog lesen zu können glaubte. Dem Forschergeist ist noch ein weiter Spielraum gegönnt, und schon jetzt hat man sich eines Wortes erinnert, das in Hildesheim früher gang und gäbe war und zu häufigen Nachgrabungen vor dreißig und mehr Jahren Anlaß gab: „im Galgenberg liegt viel Silber".

Freuen wir uns indeß des schönen Besitzes, der durch treue Nachbildungen wenigstens auch uns zu Genusse kommt. Die herrlichsten Stücke des Schatzes sind ein Weichtrug mit ringelegtem Ornament, ein anderer ohne Ornament, ein großes Gefäß mit vergoldetem Thierfries und Ornamenten, drei Backwerk- und Geflügelschalen, einfach oval, ornamentirt viereckig und doppelt ausgebogen, eine einfach runde Schale mit Email-Ornament, acht Trinkschalen, theils mit Masken, Figurren und Löwenhäuten, theils mit Pflanzenornamenten und Guirlanden, darunter eine besonders schöne mit einem Lorbeerkranze, ein Teller mit Raubornament, verschiedene Griffe von Schöpfgefäßen, Fragmente mit Palmetten und Blattornament und ein Dreifuß. Die massiv und prächtig diese Stücke zum Theil sind, mag und der Mischtrug bezeugen, der allein 41 Pfund wog. Unsern Lesern bieten wir ein schönes Trinkgefäß in Kegelform mit vergoldetem Thierfries (Stier und Greif) und einem Ornamentrand an der obern Hälfte, während den Fuß ein leicht geschwungenes Blumenornament einfaßt.

Der Silberhort ist aus der Provinz bereits nach der Hauptstadt Berlin gewandert, um dort seine Aufstellung im Museum zu finden und die Kombinationsgabe der Gelehrten zu reizen, bis sich diese Silberstage sprechfähig für die Kunstarchäologie gestellt.

Europas sechste Großmacht.

Eine unpolitische Studie von W. v. Richtenberg.

(Schluß.)

Es ist der Morgen des 18. Juni 1815. Auf einer Höhe vor dem Schlosse Hougoumont bei Waterloo hält ein kleiner Trupp Reiter. Wie aus Erz gegossen sitzt da auf seinem historischen fuchsmerdunklen Streitroß „Kopenhagen" der Herzog von Wellington — sein ernstes Auge gleitet kalt über das Schlachtfeld . . . sinnend bleibt es an einem kleinen dunklen Punkte auf dem Hügel vou Rossomme haften . . . dort steht sein Gegner: Napoleon! — der vollkühne Spieler, der jetzt Alles auf seine letzte Karte setzt! Im Gefolge des Herzogs hält auf einem nicht edem feurigen Rossmante eine Reiterkurrikatur: die krummen Beine ängstlich hinaufgezogen, die eine Hand in die Mähne geklammert, die andere mit dem Fernrohr beständig am Auge, einen beeitrabrigen Hut tief in den Nacken geschoben — mit unruhigem Blick bald in den Mienen des Herzogs lesend, bald jeder Bewegung auf dem Schlachtfelde folgend — — den ganzen langen Tag Nathan Rothschild, Esq.

Immer ängstlicher rückt der als Jude zum schlechten Reiter geborne Geldheld im Sattel umher, je tiefer die Sonne und — das Glück der englischen Waffen sinken . . . —

Da sprengt ein Kurier heran: „Blücher naht mit den Preußen!"

Aufatmend folgt Nathan Rothschild dem Herzog von Wellington auf die Höhen von Belle-Alliance . . . endlich, als die Franzosen unaufhaltsam dahinfliehen — als selbst der schwarze Punkt von dem Hügel von Rossomme verschwunden ist — — da ruft er jubelnd aus: „England, Preußen und Rothschild haben gesiegt!" . . . Und er wirft sich auf ein frisches Pferd, klammert sich mit den krumm zusammengezogenen Knieen und den krampfhaften Händen noch fester an den ungewohnten Sitz — und tief auf den Hals des gestürzten Thieres gebeugt stürzt er in die Nacht hinaus . . .

Wie der Morgen graut, langt er in Ostende an. Aber o weh! Die See geht thurmhoch — kein Schiffer will ihn über den Kanal nach Dover setzen. Was ist das Leben ohne Geld für einen Rothschild? Dann vergißt ein Rothschild auch wohl für einige Stunden, daß das Wasser seine Balken hat, und riskirt sein Leben für goldnen Gewinn. Er bietet den Schiffern Geld auf Geld, ihn hinüberzuschaffen. Aber die Schiffer sind keine Rothschilds — sie denken an Weib und Kind — an das goldne Sommerlicht und wie wenig der Mensch bedarf, um bei seiner Hände Arbeit zufrieden und glücklich zu sein. Fast mitleidig blickt Nathan Rothschild auf diese dummen, kleinen Seelen . . .

Endlich — endlich findet sich ein Schiffer, der nicht Weib und Kind daheim hat, aber in der Seele einen kleinen Anflug von einem Rothschild . . . für 5000 Franken wagt er sein Leben. Das Glück ist zu allen Rothschilds hold — — in Dover steigt Nathan Rothschilds an's Land. Und wieder zermartert er seinen armen Leib eine Nacht durch auf einem Pferderücken . . . halbtodt langt er beim Morgengrauen des 20. Juni in London an. Schlafen? — ruhen? — nein, Geld verdienen! Und bald haben sich einige vertraute kleine Börsenjobber um den großen Rothschild gescharrt und er gibt ihnen die Losung des Tages . . . Schon nach wenigen Stunden läuft die Schreckensnachricht durch die City: Napoleon sind am 16. bei Ligny und Wellington am 18. bei Waterloo von Napoleon total geschlagen . . .

Schreckensblech eilt die ganze Geld-City auf die Börse . . . richtig, dort an seiner bestimmten Säule lehnt der große Mister Nathan Rothschild, und in seinem finstern Gesichte steht die Bestätigung der entsetzlichen Nachricht zu lesen.

Eine furchtbare Panik ergreift die ganze Börse — die Kurse fallen unter den Gefrierpunkt . . . und die bekannten Agenten des Hauses Nathan Rothschild sind die ängstlichsten und verkaufen à tout prix . . . Ha! Die Nachricht muß wahr sein — und Mr. Rothschild hat immer die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten . . . Bauderbar, daß sich immer noch Dummköpfe finden, die beute — wenn auch um ein Spottgeld — Papiere kaufen — schlagen wir unsere Papiere auch los — à tout prix . . .

Diese tausenden „Dummköpf" sind aber keine andren, als die gehemsten und verschwiegensten Börsenjobber des Hauses N. M. Rothschild in New-Court, St. Swithins-Lane . . . denen der Chef vor einigen Stunden ein Wörtlein in's Ohr flüsterte . . .

Als die Kuriere der Regierung am Mittag des 21. Juni 1815 auf schweißtriefenden Pferden durch London Straßen sprengten und den glänzenden Sieg von Belle-Alliance verkündeten, war Herr Nathan Rothschild um — 7 Millionen Thaler reicher.

Was kümmerte es Mister Nathan Rothschild, daß bei dieser „Spekulation" so und so viele große und kleine Häuser zu Grunde gingen — so und so viele Familien brodlos wurden . . . warum sind sie so dumm!

Wie in andren Geldseelen, war auch in Nathan Rothschilds ein wunderliches Gemisch von Geiz und Verschwendung. Sein Geiz ging auf Schillinge, die er seinen Geschäftsuntergebenen abzwacken konnte — seine Verschwendung warf Tausende fort, wo er mit seinem Geld Prunk machen wollte. Seine Feste waren selbst in dem reichen London wegen ihres Glanzes berühmt — und er rieb sich vergnügt die fetten Hände, wenn Pasos und Prinzen, Erzbischöfe und Herzogimmen es sich in seinen Prunksälen zu Piccadilly wohl sein ließen . . . und über den schlechten Geschmack und die geringe Bildung ihres Wirthes lächelten.

Eigentlich froh ist Nathan Rothschild seiner Millionen aber nie geworden: er witterte sich beständig von Räubern und Mördern umgeben —

Digitized by Google

ja, er ging seine Nacht ruhig zu Bett in seinem stolzen Palast zu Piccadilly, ohne zu denken: „Wenn Deine Feinde — wenn die, welche Deine Spekulation zu Grunde gerichtet hat, über Nacht Dich und Deine Millionen in die Luft sprengten ...!“

Armer Millionär!

Und nicht einmal gegönnt einen frühen, schmerzhaften Tod waren die mit so viel Acheit und Schlauheit und — Sünde zusammengescharrten Millionen ein wirksames Mittel. Am 15. Juni 1836 feierte Nathan in Frankfurt mit großer Pracht die Vermählung seines Sohnes Lionel mit der Tochter Charlotte seines Bruders Karl ... an demselben Tage erkrankte er an einem Karbunkelgeschwür — und nach dreizehn Tagen lag er so hilf und kalt und millionenvoll da, wie die ärmste todte Bettler! Er hatte nicht mal mehr die Genugthuung, zu hören, wie tief die Kurse auf der londoner Börse fielen, als dort eine Briefstaube anlangte, die unter ihrem Flügel ein Zettelchen trug mit den düreen Worten: „It est mort!“ (Er ist todt!)

Sein Sohn Lionel setzt des Vaters Geschäft in London fort — aber mit mehr Geist und Humanität. Baron Lionel von Rothschild ist die erste Jude, dem als Vertreter der City im londoner Unterhause ein Sitz eingeräumt wurde.

*

„Rothschild ist todt — es lebe Rothschild!“

Wie oft war dies bei den Großmächten dieser Erde so sehr natürliche — hässliche Wort nun schon an's Grabe des letzten Sohnes von Maier Amschel geschlagen. Baron James von Rothschild war dreißig, noch viele Jahre hindurch in Paris Millionen auf Millionen zu häufen.

Jakob Rothschild war am 17. Mai 1792 in der frankfurter Judengasse geboren. Im Jahre 1812, dem Todesjahre des Vaters, war er mit seinem Bruder Salomon und einer Million nach Frankreich gekommen; beide Brüder gründeten hier gemeinsam ein Haus Rothschild. Als Salomon bald darauf nach Wien ging, blieb Jakob bis an sein Ende — 56 Jahre lang der allmächtige Chef des pariser Hauses und österreichischer Generalkonsul. Da ihn der „Jakob“ zu unangenehm an die jüdische Abkunft erinnerte und er sein Leben lang sich vergebens abmühte, die modernsten pariser Salon-Löwen zu kopiren, so fand er bald den Namen „James“ für sich gemtlier. Hätte er doch gewußt, welch' eine goldene Karrikatur von einem Löwen er liefere!

Seine Bildung war eine sehr geringe, sein Geschmack noch geringer — aber sein Geldgenie koloffal. Mit dieser Genialität wußte er stets die bewegte Zeit und die Noth Frankreichs unter dem ersten Napoleon, den Bourbonen, den Orleans und dem jetzigen Napoleon als Mittel zu seinem goldnen Zwecke auf's Trefflichste zu benutzen. Bewundernswürdig ist, wie leicht er sich bei den vielen und jähen Thronwechseln stets in das neue Regime hineinfand. Der französische Witz nannte seinen Rothschildts daher auch mit Recht: Le roi des juifs et — le juif des rois — (der König der Juden und — der Jude der Könige) ... und de l'empereur! möchten wir hinzufügen.

Frankreichs Könige cerwiesen sich auch gegen ihren gefälligen „juif“ stets wieder sehr gefällig. So hatte James Rothschild beim Bau der französischen Bahnen stets die ungeheuerlichen Vortheile. Unter seinen Nachfolgern fanden sich allein von der Nordbahn: Paris-Aachen-Belgien nicht weniger als 200,000 Aktien. Auch der Titelsucht des Geldbarons huldigten die geldbedürftigen Herrscher Frankreichs. Waren auch die Bourbons zu stolz, den Emporkömmling an ihrem Hofe zu empfangen, so nahm der geschmeidige Louis Philipp ihn doch mit vollen Armen bei sich auf. Zwischen der Königin Amelie und der liebenswürdigen und anziehungen Baronin James Rothschild, der Tochter des Barons Salomon Rothschild in Wien, entspann sich sogar eine herzliche Freundschaft, die der unglücklichen Königin bis in's Exil nach England folgte. Und Louis Napoleon wußte das viele Gold seines „juif“ so hoch zu schätzen, daß er vor einigen Jahren mit der Kaiserin Eugenie bei James Rothschilds auf seinem prachtvollen Schlosse Ferrière eine zauberhafte Fasanen-Jagd minnachte und seinen glücklichen Wirth dafür den Titel eines Herrn von Ferrière verlieh. Die Söhne und Töchter und Schwiegertöchter von James Rothschild verherrlichen stets die Hoffeste und die Saison von Compiegne durch ihre Toiletten und Diamanten. Nur die treue Freundin der vertriebenen Amélie verweigert es hartnäckig, zu den Festen der Napoleoniden zu gehen, und in ihrem gesuchten Salon treffen sich noch heute die bedeutendsten „Orleanisten“.

Selbst die unglücklichen Jahre 1847, 48 und 49 erwiesen sich für James Rothschildt überaus fruchtbar, obgleich das hungrige Volk gegen seine aufgespeicherten Millionen schrie und sogar sein Lustschloß Dureöne total verwüstete. Da er reiche flüssige Mittel in Händen hatte, bei der allgemeinen Geldknappheit zu operiren, so ist es nicht unmöglich, daß er — wie der Chronist berichtet — in jenen Jahren 300 Millionen gewonnen. Das währende, hungrige Volk suchte der Millionär durch Lobposaunen in den ihm unterthänigen Zeitungen, die seine Wohlthätigkeit und seinen Patriotismus mit vollen Backen bliesen, durch Illumination bei Volksfesten u. dergl. zu beruhigen. Ja, Baron James Rothschild gab jährlich einige Hunderttausende an die Armen, er baute ein jüdisches Krankenhaus und zum großen Theil die Synagoge in Paris aus eigenen Mitteln — aber er sorgte auch pünktlich dafür, daß jeder Sous hübsch in den Zeitungen verzeichnet fand. Wie anders daß sein Vater, der alte schlichte Maier Amschel in Frankfurt, „Wohlthätigkeit! In der Abenddämmerung huschte er gen drei durch die ärmsten Gassen, jedem ihm begegnenden Rothleidenden unangesprochen seine Gaben in die Hand drückend und dann auf's Schnellste geschwindend — treu dem Glauben seiner Väter: daß alle verborgen gespendeten und nicht auf Dank berechneten Almosen Gott die liebsten!

Leider war der tausendfache Millionär in Paris, der selber nie genau wußte, wie viel Millionen er eigentlich besaß, auch so eitel, ein „starker Geist“ sein zu wollen. Er liebte es leidenschaftlich, Bonmots zu machen — oder sie sich machen und dann zum andren Tage in die Zeitungen setzen zu lassen. Wie geben hier nur eines von vielen wieder: „Bei dem gestrigen glänzenden Diner beim Fürsten Metternich begegneten sich Baron James Rothschild und der Erzbischof von Paris auf der Treppe. Als ihnen die Flügelthüren zum Speisesaal geöffnet wurden, bestand der Erzbischof hartnäckig darauf, daß Rothschildt ihm vorangehe. Rothschildt wollte wieder dem Erzbischof den Vortritt lassen. Da nun bei diesem Wettstreite Keiner von Beiden in den Saal kam, rief endlich Rothschildt: „Nun denn, Eminenz, ich gehe voran, aber nur in dem Sinne, wie das alte Testament dem neuen vorangeht.“

Das laß sich denn wunderhübsch in den pariser Journalen!

Und dabei drängte sich das ganze vorneheme glänzende Paris zu den Festen des Barons Rothschild — hatte der doch den berühmtesten Koch in Frankreich — also auch den größten Kochkünstler der ganzen Welt: den unsterblichen Carême, der als Leibkoch des hohen Regenten Georg von England in Caeitou-House ein Gehalt von tausend Pfund Sterling im Stich ließ und lieber Koch eines jüdischen Bankiers wurde, weil der ihm — 10,000 Franken mehr bieten konnte, als der zukünftige Georg IV. von England!

Ueber ein solches Diner von Caeme's Hand schreibt die elegante Lady Morgan, die einst in der Villa Rothschild bei Paris diniete, in ihrem Enthusiasmus eine förmliche Hymne. Lassen wir die geistreiche Lady selber sprechen: „Es war ein sehr schwüler Abend, aber der Speisesaal stand etwas abseits vom Hause im Schatten von Orangenbäumen. In dem länglichen Saale von griechischem Maemor, den Fontainen kühlten, blendete und erhitzte das Auge weder Gold noch Silber, sondern Porzellan, weil letzterer als edles Metall, dem jeder Gefcher entlieh ein Gewölbe von Meisterhand, perlich dem Fein einen Charakter von einfacher Pracht. Keine hochgewürzte Sauce — keine dunkelbraune Jus, kein Geschmack nach Cayennepfeffer und Würznelken, keine Spue von Champignons und Pickles, — nichts von Allebem war bemerklich, nichts wahrzunehmen, was auf eine Wirkung des beiden Hauptelemente in der Küche der guten alten Zeit, auf Feuer und Wasser, gedeutet hätte. Mit chemischer Genauigkeit waren aus den zartesten Fleischfasern wunderbare Extrakte bereitet worden. Jedes Gericht hatte sein eigenes Aroma, jedes Gemüse seine eigene Nüance von Grün. Die Mayonnaise war in Eis gerührt, ungefähr so wie Frau Sevigné daß Herz der Ninon de l'Enclos beschreibt, ein Kirbis gebacken, à la neige'. Mit weniger Genius, als zur Komposition dieses Diners gehörte, hat man Epen gedichtet, welche die Welt bewundert ...“

Ja, Mammon ist ein mächtiger Gott — und James Rothschild war sein größter Prophet!

Gott Mammon lebt noch immer — aber sein Prophet James Rothschild ist für immer verstummt. „Er ist todt wie ein Sargnagel!“ würde Dickens sagen.

„Rothschild ist todt — es lebe Rothschild!“ jubeln die Pariser dem neuen Propheten Baron Alphons Rothschild entgegen.

Aber Paris ist gerecht: es setzt dem todten Rothschild in die Zeitungen eine glänzende Grabschrift. Die lautet: „Baron James Rothschild war der reichste Privatmann seiner Zeit. Selbst Alexander hat seinen reicheren aufzuweisen. Er hinterläßt außer seinem prachtvollen Palais in der Rue Lafitte, dem früheren Wohnsitze der Königin Hortense, dem Schloß im Wald de Boulogne, dem Jagdschloß zu Ferrière, den historen Weinberge Chateau Lafitte, auf dessen jüngster Weinerntegierung die Flasche „grand vin“ vom Jahre 1811 den Preis von 121 Franken erzielte — noch 51 große Häuser in Paris, sowie verschiedene Grundstücke ähnlicher Art in den bedeutendsten Städten Europas. Namentlich in Italien hat das Grundeigenthum Rothschild's sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, so daß er in Rom, Neapel, Florenz und Turin mehrere Paläste und Wohnhäuser besitzt. Seine Gesammtvinterlassenschaft wird auf etwas mehr als — 2000 Millionen abgeschätzt ....“

Zwei tausend Millionen ... o, macht euch diese Summe so gut wie möglich klar, meine Leser ...

Digitized by Google

Nach verjagtem Hirsch. Hirschjagd einer jungen Hochzeitung. Originalgemälde von C. G. Pfeiffer. (S. 256.)

Ja, es ist schwer — unser armer Kopf, der mühsam beim Rechen-Unterricht in der Schule die sechs Millionen-Nullen abzählte, fängt an zu schwindeln, da er sie nun noch gar mit 2000 multiplizieren soll . . .

Nun, ich will versuchen, euch zu helfen. Denkt euch also diese zwei Milliarden Franken als Silberthaler auf einen Haufen geschüttet und einige hundert Arbeiter mit Karrenschaufeln dabei beschäftigt, das Geld in Scheffeln abzumessen . . . so würden das mehr als 125,000 Scheffel — oder 5208 Wispel geben . . .

Und nun, die Hand auf's Herz: Wem grant nicht bei dem Gedanken, daß ein Mann über hunderttausend Scheffel Silber — hinterlassen hat, während durch die Hälfte Scheffel Kartoffeln das unglückliche Finnland auf Jahre vom hintersten Hunger gerettet werden konnte?

Ja, der liebe Himmel bewahre uns Alle vor der prunkvollen, thränenpressenden — furchtbar anklagenden Grabschrift:

Hier liegt ein tausendfacher Millionär!

Aus vergangenen Zeiten.

Schilderungen aus Amerika von Emil Ulrici.

(Schluß.)

(Bd. S. 297.)

Inzwischen hatten sich auf den Bericht Pontiadal's zu Anfang Mai des Jahres 1780 etwa vierzehnhundert Indianer, bestehend aus Chippewa, Sioux, Sacs, Menamonees und Winnebagos, unter der Führung einer kleinen Abtheilung britischer Soldaten von ihren Wohnsitzen am Michigansee aufgemacht, um die emporblühende Kolonie am Mississippi zu überfallen und zu zerstören; langsam zogen sie dem Platze näher und schlugen am 25. Mai ihre Zelte ganz in der Nähe des Städtchens auf, dessen Bewohner keine Ahnung von der ihnen bevorstehenden Gefahr hatten. — Auf den 25. Mai jenes Jahres fiel zufällig ein katholischer Festtag (Corpus Christi) und die ganze Bevölkerung von St. Louis hatte sich in's Freie begeben; hätten die Indianer an diesem Tage ihren Angriff ausgeführt, so würde wohl kein lebendes Wesen entkommen sein, um der Nachwelt zu berichten, wo einst die blühende Kolonie gelegen, allein die Indianer, ermüdet von den anstrengenden Märschen, verschoben den Angriff auf den nächsten Tag.

Der 26. Mai brach in herrlicher Klarheit an, und ein großer Theil der Bewohner von St. Louis zerstreute sich schon früh auf die Felder, um Erdbeeren zu sammeln, die in großen Mengen in der Nähe wuchsen. Unterdessen hatten die Indianer während der Nacht den Mississippi überschritten und sich in der Umgebung der Stadt im Gebüsch versteckt; bis gegen acht Uhr warteten sie ruhig, dann vernahm man plötzlich von allen Seiten ein gellendes, teuflisches Geschrei, und in denselben Augenblick tauchte hinter jedem Busch, hinter jeder Erhöhung, ja hinter jeder Erdscholle das grimmige Gesicht eines Wilden auf. Wer nicht zufällig innerhalb der Umzäunung war, sie augenblicklich unter dem Messer und dem Tomahawk der Indianer, dann eilten diese in großen Sätzen über das freie Feld der Ansiedlung zu und begannen die Umzäunung, da inzwischen die Thore eiligst geschlossen waren, zu erklettern; hier jedoch leisteten die Ansiedler tapferen Widerstand, mit Büchse und Messer suchten sie die Wilden abzuhalten, und ein Schuß, aus einer der kleinen Kanonen auf einen andringenden Haufen Indianer abgefeuert, setzte diese so in Schrecken, daß sie eilig entflohen. Erst jetzt zeigte sich Kommandant De Leyba, der bis dahin auf dem Boden eines Hauses versteckt gewesen war, um seine Befehle zu ertheilen, die jedoch von den tapferen Ansiedlern nicht beachtet wurden; noch einmal kehrten die Indianer im Laufe des Vormittags zurück und erneuerten den Angriff, wurden jedoch diesmal so warm empfangen, daß sie mit Zurücklassung eines Theils ihrer Todten sofort wieder über den Mississippi setzten und nicht mehr gesehen wurden. — — Als am nächsten Tage die Ansiedler die Umgebung durchsuchten, fanden sie keine Indianer, aber sie fanden fechzig Leichen der Irrigen, Männer, Frauen und Mädchen, gräßlich verstümmelt und ihrer Kopfhaut beraubt; fast der vierte Theil der Bewohner des damaligen St. Louis war von den Indianern gemordet.

Jene Zeit des Schreckens liegt weit hinter uns, aus dem kleinen Dorf ist eine Weltstadt geworden, jene Insel, von der aus Pontiadal die Ansiedlung beobachtete, ist durch Aufschütten des Flußarmes mit der Stadt verbunden und trägt Fabriken und mächtige Lagerhäuser; nicht mehr das leichte Canoe des Indianers, sondern riesige Dampfschiffe vermitteln den Verkehr zwischen beiden Flußufern, und vierhundert große Dampfboote tragen von St. Louis aus die Produkte des Landes nach Nord und Süd. — Die Gebeine jener tapferen Vertheidiger modern längst im kühlen Schooß der Erde neben denen der Opfer damaliger Grausamkeit, nur ein lebender Zeuge jenes Ueberfalls existirt noch, wenigstens noch im Jahre 1865: Madame Elisabeth Detes, geborene Baradu; sie wurde am 27. September 1764 in Port Vincennes im nachmaligen Staate Indiana geboren, siedelte jedoch mit ihren Eltern im Jahre 1768 nach St. Louis über, dort verheirathete sie sich 1778, vierzehn Jahre alt, mit ihrem 1813 gestorbenen Gatten, war also zur Zeit des Ueberfalls im Jahre 1780 schon eine verheirathete Frau. — Im Jahre 1865, als sie Verfasser dieses zum letzten Male in St. Louis sah, befand sie sich noch im ungeschwächtesten Besitz ihrer geistigen Fähigkeiten; damals hundert und ein Jahr alt, erinnerte sie sich jenes schrecklichen 26. Mai noch sehr wohl, und ihrer Schilderung ist Vorstehendes zum Theil entnommen. — Auch sie wird wohl bald in die Grube gesenkt werden, der letzte lebende Zeuge der geschilderten Ereignisse ist dann dahin, und jene Zeit gehört der Geschichte an; allein so wie jeder Unrecht sich rächt, so haben sich auch die Intriguen der Engländer und die Grausthaten der Indianer gerächt. Letztere sind zum einigermächtigen und zahlreichen Völkerschaften zusammengeschmolzen auf etwa 350,000 armselige Individuen, die ihrem gänzlichen Untergange mit Riesenschritten entgegengehen; und die Engländer — sie wurden hinausgetrieben aus ihren reichen Kolonieen, und müssen es mit ansehen, daß auch dem ihnen abgerungenen Lande, in nicht viel länger wie einem halben Jahrhundert, ein mächtiger Staat emporgewachsen, der schon jetzt den Namen der Erde Achtung einflößt, — der gefährlichste Rival Englands, der bestimmt zu sein scheint, das ursprüngliche Mutterland zu überflügeln und zu demüthigen.

Der pariser „Bourgeois“ *).

Unter meinen Freunden befindet sich ein melancholischer Philosoph, welcher über alle Maßregeln, die seit zehn Jahren demolirend gewirkt haben, Thränen vergießt. Wenn er einen Gang zu gehen hat, so sucht er so viel als möglich die finstern Gassen auf, wo das Straßenpflaster ewig feucht ist. Der gute Alte befindet sich hier, wie er meint, in „seinem Paris“. Nicht weniger hängt er an den Gewohnheiten desselben, mag man die gute alte Zeit nennt. Das bloße Wort Fortschritt erregt in ihm Konvulsionen, denn er sieht im Fortschritt nichts als verderbliche Veränderungen und er liebt die Unbeweglichkeit.

Wenn ich ihm begegne, stürzt er auf mich los, drückt mir die Hände, umarmt mich und sagt mit thränender Stimme: „Alles geht dahin, mein guter Freund, ach Alles!“

Dieser melancholische Refrain hat unter andern Festern den, nicht ganz neu zu sein.

„Ja wohl,“ sage ich gleichgültig, „es ist wahr, Alles geht dahin und wir auch. Alles verändert sich, Alles erneuert sich und ich sehe keinen Grund, darum untröstlich zu sein.“

Mein Freund; von dem ich spreche, ist ein „Bourgeois“, und wenn man ihn versteht, wird man seine Lamentationen nicht übel nehmen.

Wir müssen hier von dem wahren Bourgeois sprechen, einem Unicum von demjenigen, welchen die gelannt haben, die von 1820—1840 lebten, von demjenigen, der so gut zu seinem Namen paßte, daß man sich fragte, ob er für den Namen oder der Name für ihn gemacht sei, von demjenigen, der heute nur noch in äußerst wenig Exemplaren existirt.

Er war im Handel thätig, mein Bourgeois, in Leinwand oder Spitzen — im Detail — er trug immer denselben Rock, lastanienfarben mit gelben Knöpfen, sein Stock hatte einen silbernen Knopf, er hatte ihn von seinem Onkel zum Geschenk erhalten, als seine Lehrzeit hinter dem Ladentisch beendet war.

Mächtig war die Frau dieses Bourgeois; das Dienstmädchen mit Namen Jeannette hatte einen Mund, welcher von einem Ohr bis zum andern lachte; seine Tochter wurde stets Marie genannt.

Es war ein ehrenwerther Bürger, stolz darauf, Franzose zu sein, alles Fremde verachtend. Manchmal nahm er einen Grad in der Nationalgarde ein, was ihm ein bedeutendes Ansehen in seinem Stadtbezirk verschaffte. Er ließ sich sein Porträt in Uniform malen und hing es in seinem Wohnzimmer auf.

In Hinsicht der Religion war er ein wenig Skeptiker, er glaubte an Voltaire, überhaupt an einige große Männer, und zog seinen Hut, wenn ihr Name ausgesprochen wurde. Er hatte Ueberzeugungen und auch Vorurtheile, ließ sich aber durch keinerlei Reden von seiner Meinung abbringen. Er las pünktlich seine Zeitung vom Titel bis zur Signatur des Redakteurs und hielt das, was er las, für ein Evangelium.

Sein Ehrgeiz war mäßig. Er träumte, mit fünfzig Jahren Rentier zu werden mit sieben- oder achttausend Franken Rente. Es durchschauerte ihn, wenn er an das enorme Risiko derjenigen dachte, die täglich an der Börse spielen.

*) Bourgeois bedeutet heute in Paris faß nur noch: „der Bürger von ehemals“.

Bescheiden waren seine Vergnügungen. Ein gutes, kleines Frühstück bei Freunden Sonntags ergötzte ihn. Beständig brachte er, je nach der Jahreszeit, eine Melone oder Kaviar mit, was stets mit lauter Akklamation empfangen wurde.

Beim Dessert wagte er einen kleinen Scherz, eine Anekdote zu erzählen, und seine Frau verfehlte nicht zu erröthen und ihm einen Blick zuzuwerfen.

Im Sommer begegnete man ihm in den Wäldern, welche Paris umgeben, roth, von Schweiß triefend, vor seiner Familie vorausmarschirend, mit einem Eßkorb beladen und glücklich.

Dieser Bürger ist aber keineswegs Monsieur Prudhomme. Dieser Typus kommt erst später. Monsieur Prudhomme macht Worte, peroirt, tyrannisirt seine Frau, langweilt seine Freunde, hat Geheimnisse, ist überhaupt ein ganz anderer Charakter.

Der wahre pariser Bourgeois hat übrigens seinen getreuen Historiographen. Es ist Paul de Kock. Welche drollige Scenen! Paul de Kock's Bourgeois verliert regelmäßig seine Perrücke und findet niemals sein Taschentuch, wenn er es braucht.

Aber was ist jetzt aus dieser Welt geworden? Der alte Bourgeois ist verschwunden. Wir gegenüber wohnt ein Schlächter, dessen Frau Piano spielt und dazu singt, und sein Sohn besucht das Polytechnikum.

Alles geht dahin! sagt sa alt mein Freund zu mir, vielleicht der letzte Bourgeois.

Dr. Alb. Wittstock.

Der Arzt als Hausfreund.

Von

Dr. med. H. Klencke.

1. Der hohle Zahn.

Welche unerträgliche Qualen und verlorene Stunden des Lebensgenusses vermag ein hohler Zahn zu verursachen, und wie wenige Menschen thun etwas zur Sache, um diesen Qualen und schlaflosen Nächten, diesen bei jeder Gelegenheit wiederkehrenden Schmerzen, welche der hohle Zahn hervorruft, vorzubeugen, dem drohenden Verderben eines der wichtigsten Werkzeuge der gesunden Verdauung zuvorzukommen oder frühzeitig dem wuchernd entgegenzuhandeln. Wenn der Mensch am Horizonte das schwarzen Fleck einer hervorziehenden Gewitterwolke bemerkt, so eilt er vorsichtig unter Dach oder versieht sich mit Schirm und Ueberschuhen; wenn er aber an einem seiner Zähne, worauf er vielleicht auch eitel ist, einen beginnenden schwarzen, kleinen Punkt erkennt, der ihm keine unangenehmen Gefühle verursacht, so bekümmert er sich nicht weiter darum, vergißt ihn, wenn es nicht eben einen Scheidezahn betrifft, sieht das allmälige Vergrößern des Fleckes mit Gleichmuth oder gar nicht an, sagt höchstens, als ob er von der Abnützung eines Schuhes spräche: „Ich glaube der Zahn wird hohl" — und damit ist die Theilnahme für denselben so lange abgethan, bis eines Tages ein Schluck kaltes Wasser, ein Bissen Eis-Creme, eine scharfe oder gewürzte Speise aber eine starke Beißbewegung plötzlich die Veranlassung zu einem heftigen Schmerze wird, der bald wieder verschwindend, bei nächster Gelegenheit vorübergehend, immer aber dauernder und nagender wiederkehrt und endlich den Gequälten in Verzweiflung zum Entschluß treibt, den Zahn ausreißen zu lassen. Und wie sieht der Zahn jetzt aus? Entweder wenig verändert, wie im Anfange seines schmerzlosen Fleckes, in dem sich nur die Oeffnung eines feinen Kanälchens bemerken mag, weil die Zerstörung mehr in die Tiefe ging und den Schmelzüberzug des Zahnes verschonte, oder er ist loch- und beckenförmig ausgehöhlt, schwarz, wie verkohlt, und schmierig abfärbend in dieser Vertiefung und mehr oder weniger seiner Krone verlustig geworden. — Jetzt ist das Ausreißen des Zahnes allerdings das schnellste Mittel, um den Schmerz zu heben, aber der Zahn ist verloren, und der dieser Lücke gegenüberstehende ist der erste, welches hinfällig werden, sich verlängern, lockern und verfaren gehen wird, und ihm folgen dann die Nachbarn beider Lücken. Die heutige zahnärztliche Praxis wissenschaftlich erfahrener Zahnämmer ist deßhalb nicht mehr, wie sonst, mit der Zange bereit, einen hohlen Zahn auszureißen, sondern dieß nur bei solchen zu thun, deren Krone bereits ganz zerstört oder deren Wurzel krank und faul geworden ist; ein wahrhaftes Zahnarzt ist nicht dazu da, um den Leuten die Zähne auszureißen, sondern um sie zu erhalten, zu konservieren, wie ein Chirurg nicht das Glied abschneiden soll, wenn er noch Mittel kennt, dasselbe zu erhalten, sei es auch mit einigen Narben und Verwachsungen. Und die neuere Technik der Zahnärzte kann, nach der sogenannten „amerikanischen" Methode, die hohl und schmerzhaft gewordenen Zähne erhalten, schmerzlos und gebrauchsfähig machen für die ganze Lebensdauer, und den Verderbnißprozeß, der den Zahn angriff, zum ewigen Stillstande bringen. Freilich verstehen dieß zur Zeit nur die ausgezeichneten Zahnärzte gründlich. Es geschieht dieß durch das Ausfüllen des hohlen Zahnes, welches man früher Plombiren nannte (von Plumbum, das Blei), jetzt aber Aurifeiten (Aurum, das Gold) nennt, weil reines Gold dazu verwandt werden muß. — Mittelst der neuesten Technik und deren Instrumenten wird die Höhlung des Zahnes genau von allen zersetzten Produkten der Verderbnis bis auf die letzte Spur sorgfältig gereinigt, so daß auch die früher geschmärzte Höhlenoberfläche so weiß wie Knochen ausbleibt; der Nerv in der Zahnwurzel wird durch Eintrocknung zerstört, also jeder Schmerz ferner unmöglich gemacht, und die Höhle nun, nach gehöriger Reinigung und Austrocknung, mit Gold gefüllt, welches so fest und hart darin angebracht wird, daß es wie mit dem Zahne verwachsen erscheint und zu jedem harten Bisse gebraucht werden kann.

Nun ist es selbstverständlich, daß diese Füllung des Zahnes am Besten geschieht, wenn die Verderbnis noch im Beginne ist und noch keine große Höhlung durch Zerstörung der Zahnsubstanz entstanden ist; daß dieselbe erst die härtere Schmelzdecke der Zahnkrone durchbohrt, ja geht sie in der darunter liegenden weicheren Knochensubstanz des Zahnes schnell vorwärts in Tiefe und Breite, und wenn erst der innere Zahnnerv so weit entblößt ist, daß Luft, Temperatur, Mundfeuchtigkeiten ihn ereichen können, dann beginnt der Schmerz.

Wir rathen deßhalb einem Jeden, wenn die Zähne lieb sind (und sie sind nicht nur Schmuck des Mundes, sondern für die Kaufunktion der Verdauung höchst wichtig), so früh als möglich, wenn er einen „angehenden" Zahn, eine beginnende Verderbnis als bräunliches oder schwärzliches Grübchen oder Loch bemerkt, einen tüchtigen Zahnarzt aufzusuchen und die Ausfüllung auf amerikanische Methode vornehmen zu lassen, und nicht erst die Vergrößerung und den Schmerzeintritt abzuwarten; dadurch wird er sich den Zahn für Lebenszeit brauchbar erhalten, wenn nicht andere Umstände hinzutreten, und die Ursachen von sich abwenden, die dann so lange ertragen zu werden pflegen, bis der Zahn zu weit zerstört ist und das Ausreißen das einzige Mittel der Linderung bleibt.

Viele Menschen haben eine große Neigung zu Zahnverderbniß; entweder sind ihre Zähne unter strophulösen oder anderen schwächenden Einflüssen der Jugendzeit in ihrer chemischen Zusammensetzung schlecht entwickelt, oder die Menschen haben eine schlechte Magenverdauung mit Säurebildung, oder veranlassen die Säurebildung durch ihre Diät. — Mit wenigen hier nicht hergehörigen Ausnahmen ist jede Zahnverderbniß (auch Zahnlaries genannt) ein chemischer Akt der Zerstörung der Schmelz- und Knochensubstanz des Zahns. Der Hauptbestandtheil ist phosphorsaurer Kalk, der von jeder Säure (mag sie von außen in den Mund kommen, wie mit Speisen und Getränken, oder sich im Munde selbst bilden, wie durch Gährung der Speisereste zwischen den Zähnen, des Mundschleimes bei Vernachlässigung der Reinlichkeit des Mundes, oder durch Magensäure bei schlechter Verdauung) der Art angegriffen wird, daß die Säure sich mit dem Kalk verbindet und die Phosphorsäure austreibt. Die vorherrschendsten Säuren in der schlecht gereinigten Mundhöhle sind Milchsäure und Essigsäure; diese bilden auch den harten, in den Mundflüssigkeiten unlöslichen phosphorsauren Kalke, den tölichen, oft vom Zahne schwindenden milchsauren und essigsauren Kalk; in die entstandene Höhlung lagern sich Speisereste und Schleim; diese gehen ebenfalls in Gährung und Verwesung über, bilden neue Säure und beschleunigen unter Hinzutreten von Infusionsthierchen und Pilzen die Zersetzung des Zahns. Welch' ein widerlicher stinkender Prozeß im Munde! Und den können Tausende von Menschen jahrelang dulden? — Am Nachtheiligsten ist der Zucker für die Zähne, nicht als solcher (denn reiner Zucker greift die Zähne nicht im Mundheim an), aber weil er sich in der Mundmöhle, wenn er zwischen den Zähnen haften bleibt, oder nach reichlichem Genuß im Magen sich in Milchsäure ummandelt und nun auch den Mundschleim zur sauren Gährung antreibt. Und nun die nützliche Lehre.

1) Man verhüte das Hohlwerden der Zähne durch sorgfältigste Reinigung des Mundes nach jeder Mahlzeit, tilge jede Säure im Munde durch Ausspülungen der Zähne mit geschlemmter Kreide oder Austernschalenpulver und bewahre sich eine gute Magenverdauung und — 2) man lasse eine beginnende Verderbniß am Zahne nicht bis zur schmerzhaften Zerstörung fortschreiten, sondern frühzeitig zum Stillstande beingen und ausfüllen.

Alles und Neues.

Federviehzucht auf Aktien. In der Nähe von Berlin soll eine Federviehzucht in einem größeren Umfange mit Prämien, in Art und Weise der Hamburger, auf Aktien ins Leben treten.

Das splendideste Adelgeld. Tochter: „Ach, Papa, wenn ich doch auch ein solches Adelsgeld bekäme, wie die Töchter fürstlicher Häuser!" — Vater: „Nun, ich weiß doch noch ein fürstlicheres — das Jüdenadelgeld."

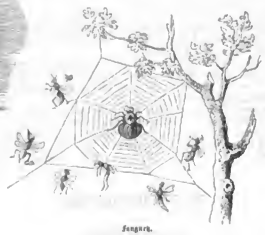
Digitized by Google

Aus dem Haushalte der Mutter Natur.

Originalzeichnung von **M. Hayder.**

Donnerwetter.

Lampe.



Fangnetz.

Tasse.

Wohnhaus.

Fischer.

Hutschmuck.

Kopfschmuck, auch für Männer.

Kelch.

Briefbeschwerer.

Waschbecken.

Im Nothfall ein Hofenknopf.

Die weiße Sklavin.

Eine Geſchichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Fortſetzung.)

„Meine Herren Richter und Geſchworenen,“ begann ſofort der berühmte Advokat, „ich habe mir eine doppelte Aufgabe geſtellt; einmal die, meinen Vorgänger in allen ſeinen wichtigeren Behauptungen zu widerlegen, und ſodann die, den poſitiven Beweis zu führen, daß der Miß, welche hier auf der Anklageſtand ſitzt, ſo frei geboren iſt, als irgend Einer von uns zu ſein ſich rühmen kann. Was nun meine Aufgabe Numero Eins betrifft, ſo bin ich nicht Willens, den Kaufbrief, welchen Herr Marigny beſitzt, ſeiner formellen Mängel wegen, obwohl ich es könnte, anzufechten; ich beſtreite aber die Gültigkeit des Verkaufes ſelbſt, und ich beſtreite ſie, weil die Behauptung Herrn Caſardeau's, von Herrn Beliſeau, dem Vornunde Miß Emily's, zu ſeinem Stellvertreter ernannt worden zu ſein, eine falſche iſt. Herr . . .“

„Miſter Damper,“ unterbrach ihn Monſieur Caſardeau wüthend, „dieß iſt eine beleidigende Sprache, die ich nicht dulden werde.“

„Stille, Herr Caſardeau,“ ſprach der vorſitzende Richter mit Strenge, „Sie haben nicht das Recht, dem Herrn Damper in die Rede zu fallen. Merken Sie ſich das ein für allemal.“

„Ich ſagte,“ ergriff nun wieder Herr Joſua Damper das Wort, „daß die Behauptung des Monſieur Caſardeau eine falſche ſei, und ich bin von Herrn Beliſeau ausdrücklich ermächtigt, ſie dafür zu erklären. Nur die Verwaltung der Pflanzung Beaujolais übertrug der genannte Vormund dem Herrn Caſardeau auf einige Tage, nicht aber das Recht, über das Perſonthum ſelbſt oder auch nur über einzelne Theile deſſelben zu verfügen. Ja ſelbſt nicht einmal die Verwaltung des großen Gutes wurde Herr Beliſeau dem Herrn Caſardeau anvertraut haben, wenn er ſich hätte denken können, daß Letzterer fähig ſei, ſolch' ſchnöden Mißbrauch damit zu treiben, wie er in der That zu treiben den Anfang machte. Doch will ich für jetzt hierauf nicht näher eingehen, ſondern begnüge mich zu wiederholen, daß der Verkauf Letty's jedweder rechtlichen Gültigkeit entbehrt, weil der Verkäufer zu demſelben nicht ermächtigt war. So viel über den erſten Punkt. Der zweite beſteht in der Behauptung, daß der angeklagte Doktor Frederic Benton als ein Emiſſär der nördlichen Abolitionijten angeſehen werden müſſe, denn er ſei faktiſch der Urheber der Flucht Letty's, und es ruhe weiter der Verdacht auf ihm, auch den Neger Bamboo dazu aufgeſtachelt zu haben. Erſteres iſt wahr, Letzteres falſch. Den Grund nämlich, warum Bamboo entfloh, kenne ich aus dem Munde ſeiner eigenen Herrin, der Miß Emily Beaujolais, und der Doktor ſtand der Sache ſo fern, als Herr Caſardeau ſelbſt. Auch iſt Miß Emily erbötig, perſönlich Zeugniß abzulegen, falls man die Verdächtigung gegen den Doktor aufrecht erhalten wollte, und ſo können wir für jetzt füglich darüber hinweggehen. Doch nun komme ich auf die Flucht der angeklagten Miß oder Letty's, wie ich ſie für jetzt noch nennen will, zu ſprechen, und frage oor Allem, warum entfloh Letty? Etwa deßwegen, weil der abolitioniſtiſche Doktor ſie dazu überredete? Nein, meine Herren, nicht deßwegen, ſondern deßwegen, damit ſie deſſen nicht mit Gewalt beraubt werde, was jedem weiblichen Weſen das Höchſte ſein muß, ihrer Ehre. Ja, meine Herren, ich wiederhole es, ihrer Ehre, und Er, der angeklagte Frederic Benton, dachte hochherzig genug, Alles zu wagen, um ſie dieſer Schmach zu entreißen.“

„Ha, ha, ha, ha,“ lachte Bill Marigny, als der Sprecher hier eine kleine Pauſe machte, höhniſch auf. „Joſua Damper wird ſentimental!“

„Lachen Sie nur, Miſſiam Marigny,“ fuhr der berühmte Anwalt mit Hoheit fort; „aber Sie lachen den Schandfleck nicht hinweg, den jeder von uns auf Stlavenhaltern auf ſich ladet, wenn er ſeine Sklavinnen nicht anders auffaßt, als daß ſie dazu da ſeien, ſeinen Lüſten zu dienen. Betrachten Sie einmal dieſes liebliche, unſchuldige Kind hier auf der Anklagebank. Auch dieſes war dazu beſtimmt, mit Gewalt zu einem jener verachtungswürdigen Weſen, wie wir ſie im Süden ſo ungemein zahlreich treffen, herabgewürdigt zu werden, denn zu dieſem Zwecke ward Letty von Herrn Caſardeau erkauft. Freilich er ſelbſt hat ein anderes Motiv angegeben. Er hat geſagt, ſeine Handlungsweiſe ſei durch ſeine moraliſche Entrüſtung, weil Letty, die gemeine Kreatur, wie er ſie nannte, mit dem Doktor entflohen ſei, beſtimmt worden; aber Letty entfloh in dunkler Nacht, und der Verkauf wurde am hellen Tage, verſchiedene Stunden vorher, beweerſtelligt. Noch mehr, Letty entfloh nur, weil der Doktor ihr die Nachricht brachte, ſie ſei von Herrn Marigny verkauft, und ſie entfloh nicht, um außer Landes in die Sklavenfreien Staaten zu gehen, ſondern um ſich unter den unmittelbaren Schutz ihrer Herrin, der Miß Emily Beaujolais, zu begeben.“

Abermals ließ ſich jetzt ein grelles Lachen vernehmen, aber dießmal ging es nicht von Herrn Marigny, ſondern von Herrn Caſardeau aus.

„Dieſe Erfindung,“ ſagte er dann mit einem verächtlichen Achſelzucken, „macht der Phantaſie des Doktors alle Ehre; allein daß ein Mann von dem Verſtande und der Erfahrung des Herrn Joſua Damper ſich durch ſolche elende . . .“

„Halt!“ fiel ihm hier der junge Mulgrave mit Heftigkeit in die Rede, indem er zugleich raſch von ſeinem Sitze aufſprang. „Halt! Kein Wort weiter! Der Doktor erfuhr Alles durch mich und ich möchte den kennen, welcher es wagen würde, den Ralph Mulgrave einer Unwahrheit zu zeihen. Uebrigens,“ ſetzte er mehr ſpöttiſch hinzu, „will ich Ihr Gedächtniß etwas auffriſchen, Herr Caſardeau; Sie verhandelten die Lieblingsdienerin Miß Emily's in derſelben Stunde, in welcher Sie von den dießmaligen Jahresbertrag der Pflanzung Beaujolais an Herrn Marigny abtraten.“

„Damm!“ fuchte Monſieur Caſardeau; aber weiter ſprach er kein Wort, ſondern preßte die Lippen feſt zuſammen und erhob die Augen nicht mehr vom Boden.

„Mit dem zweiten Punkte,“ fuhr jetzt Herr Joſua Damper fort, „wäre ich nun auch fertig, und in Folge der ſtattgehabten Erörterungen dürfte bei den Herren Richtern und Geſchwornen bereits die Ueberzeugung feſt ſtehen, auf welcher Seite die Wahrheit und das Recht zu ſuchen iſt. Doch ich fahre fort und kommr an den dritten Punkt, an die Urkunden, welche beigebracht wurden, um zu beweiſen, daß die angeklagte Miß unbedingt dem Sklaverſtande angehöre. Meine Herren, ich erkenne die ſämmtlichen beigebrachten Urkunden an. Herr Beaujolais kaufte Letty in gutem Glauben, daß ſie eine Sklavin ſei, auf dem Markt von New-Orleand, und daſſelbe war bei den früheren Herren Letty's der Fall. Aber wober bekam ſie Maſter Sues, ihr erſter Beſitzer? Sie behaupten, ſie ſei ihm auf ſeiner kleinen Pflanzung geboren worden, allein warum legen Sie und dann den Geburtsſchein des Mädchens nicht vor? Sie wiſſen, daß ohne einen ſolchen Schein alle Ihre Beweiſe in ein Nichts zuſammenfallen, und doch bringen Sie keinen ſolchen bei? Worum denn? Einfach deßwegen, weil Sie keinen haben und auch keinen haben können, denn die Angeklagte erblickte das Licht der Welt ganz wo anders, als auf der Pflanzung des Maſter Sues.“

„Aber die Großmutter!“ rief der Advokat Parkins. „Sie vergeſſen, daß wir Ihnen die eigene leibliche Großmutter Letty's in der Perſon dieſer alten Mulattin Junoe vorgeführt haben, und darin liegt wohl ein hinlänglicher Erſatz für den vermißten Geburtsſchein.“

„Meinen Sie?“ erſetzte Joſua Damper, während ein ſpöttiſches Lächeln um ſeinen Mund ſpielte. „Juno,“ wandte er ſich dann ſchnell an die alte Mulattin, „wie hieß Dein Mann und wie viel haſt Du ihm Kinder geboren?“

Er ſah ſcharf nach der Mulattin hin, als er ſie anſprach, und der Ton ſeiner Stimme klang ſo laut, daß das Weib ihn nicht überhören konnte. Dennoch blieb es ſtarr und bewegungslos ſitzen, ohne auch nur die Lippen zu bewegen.

„Juno!“ rief jetzt Jem Sharper in ſeiner gewöhnlichen rauhen Weiſe, und ſtieß da, nun kam auf einmal Leben in die ackndocrte Geſtalt.

„Was befehlen Maſſa Sharper?“ fragte ſie ohne zu zaudern und wie auf Kommando aufſtehend.

„Du ſollſt,“ herrſchte ihr Jem Sharper zu, „alle Fragen beantworten, welche Dir Herr Joſua Damper vorlegt. Er will von Dir wiſſen, wie Dein Mann geheißen habe und wie viel Kinder Du ihm geboren.“

„Nein, nein,“ erklärte Joſua Damper, „ich habe mich auf eine andere Frage beſonnen. Alſo, ſage mir, Juno, wenn Dein Herr, Maſter Sharper, Dir befohlen würde zu beſchwören, daß die Letty hier nicht Deine Enkelin ſei, würdeſt Du es thun?“

„Gewiß,“ erwiderte die Mulattin. „Juno Alles thun, was Maſſa Sharper befiehlt, und ſeiher Alles gethan, was Maſſa Sues haben will. Juno immer gehorſam.“

Joſua Damper nickte ihr zu und ſah dann lächelnd nach den Richtern und Geſchwornen. „Da haben Sie,“ ſagte er trocku, „das Zeugniß dieſer ſogenannten Großmutter Letty's, auf welches der Advokat der Gegenpartei ſo großes Gewicht legte. Doch,“ fuhr er dann in faſt feierlicher Weiſe fort, „laſſen wir das Alles und kommen wir auf die große Hauptſache. Auf den Beweis nämlich, den ich zu liefern gedenke, daß die Miß, welche bisher unter dem Namen Letty als Sklavin Dienſte that, ſo frei geboren iſt, als wir ſelbſt, und daß alſo hier ein ſchändliches Verbrechen, das Verbrechen des Menſchenraubs vorliegt. Nicht umhin aber kann ich, ſchon jetzt, gleich zum Eingang, die Thatſache hervorzuheben, daß wir es nur den Frederic Benton verdanken, wenn ſolches Verbrechen nunmehr zu Tage befördert wird, und dieſer Doktor Benton, dem wir Alle entgegenzutreten ſollten, ſitzt hier vor uns auf der Anklagebank! Meine Herren Richter und Geſchworen, es mag einige Monate über ein Jahr her ſein, da ocranlaßte der verſtorbene Herr Beaujolais den Doktor Outcaſt, wir er ſich damals beſonderer Gründe halber nannte, ſich hier in Do-

Digitized by Google

nalsinn niederzulassen, und engagirte ihn zugleich als seinen Haudarzt. In Folge dessen kam der junge Arzt fast wöchentlich auf die Plantage des Herrn Beaujolais, und bei diesen verschiedenen Besuchen fiel ihm das Aufsehen der Leibdienerin von Miß Emily immer mehr auf. Wo ist hier, sagte er sich selbst, auch nur die Spur von schwarzem Blut zu finden, und in der That, wer nur immer das junge Mädchen mit dem Auge des Forschers betrachtete, der mußte sich dieselbe Frage stellen. Eine Weiße der Haut, weiterwuchs und Blondhaar, Gesichtszüge, so fein, wie sie gewöhnlich nur in Altengland zu treffen sind; ein Haar, wie Seide anzurühren und von Farbe blondbraun; ein Auge, groß und rein und blau wie das Himmelsgezelt! Und in einem solchen Wesen sollte Negerblut fließen? Nein unmöglich, denn wo nur noch ein Tropfen solchen Blutes, da findet er sich in der Hautfarbe, in den Augenwimpern, in den Fingerspitzen, in den Gelenken und Wollocken gen Haares! Nie aber, gar nie konnte es vor, daß wer irgend mit der schwarzen Rasse verwandt ist, von der Natur mit hellem Haar und blauen Augen ausgestattet wird, denn es wäre gegen die Natur. Solches Alles sagte sich der Doktor, und als Mann der Wissenschaft wußte er es sich sagen. Dazu kam dann noch ein besonderer Umstand, der sein Interesse an der armen Letty erhöhte, der Umstand nämlich, daß ihm die Gesichtszüge des Mädchens bekannt vorkamen, und daß eine Erinnerung in ihm wach wurde, er habe in jungen Jahren mit demselben, wie es noch Kind war, gespielt. Trotzdem aber beherrschte der Doktor seine Wahrnehmungen ein ganzes Jahr lang für sich, ohne sie irgend Jemandem mitzutheilen, und namentlich hütete er sich, mit dem Mädchen selbst darüber zu sprechen. Da brachte es ein in der Familie Beaujolais eingetretener Krankheitsfall mit sich, daß Letty dem Doktor einmal allein gegenüber stand, und merkwürdig, nunmehr gestand sie dem jungen Mann, daß dieselbe Erinnerung, wie in ihm, so auch in ihr lebe; ja daß sie gewiß wisse, früher als Kind von ihm gehätschelt und auf den Armen getragen worden zu sein. Sicherlich ein ganz unerlaubthumliches Zusammentreffen von Erinnerungen, so ungleichthümlich, daß der Doktor vor Staunen saß und nicht sich gerieth:

„Ein recht plausibler Roman!“ meinte Master Parkins, der Advokat der Gegenpartei, als Josua Damper hier einen Augenblick inne hielt.

„Sie werden bald an der Wirklichkeit nicht mehr zweifeln,“ rief ihm Josua Damper entgegen, „denn wir kommen nun an immer offenbarere Beweise. Der Doktor hat Letty, in ihrem Gedächtniß so weit als möglich zurückgegeben, und erhebt auf diese Art Alles, was das Mädchen noch von seiner ersten Jugendzeit wußte. Es war nicht allzuviel, aber doch genug, um den Doktor zu überzeugen, daß Letty nicht blos eine weiße Mutter gehabt haben, sondern daß sie auch in New-York geboren und dort bis in ihr fünftes Jahr erzogen worden sein müsse. Jetzt galt es, diese Mutter zu suchen, und es gelchah dieß öffentlich durch die Zeitungen New-Yorks, deren betreffende Nummern ich hiermit dem hohen Gerichte vorlege. Auf die erste Annonce aber schon kam die Mutter, die wahre, unwiderlegliche, wirkliche Mutter, und hier, hier ist sie.“

Die letzten Worte sprach er mit hochgehobener Stimme, und während er sie sprach, schlug auf einen Wink von ihm jene dichtverschleierte Dame den schweren Schleier zurück, durch welchen hindurch es bisher unmöglich gewesen war, ihre Gesichtszüge zu erkennen. Im Momente aber, wo dieß geschah, erhöhte ein allgemeiner Schrei des Erstaunens, und dieser Schrei wiederholte sich mehrere Male hinter einander.

„Hier ist sie,“ sprach darauf Herr Josua Damper zum zweiten Male, und seine Stimme ertönte dabei noch dröhnender als zuvor, „hier ist sie, Frau Dorah Wilson, Wittwe von New-York, und wer, wenn er sie mit der Augenlogiren vergleicht, wird die freche Stirne bestreiten, nicht anerkennen zu wollen, daß Beide nothwendig einander als Mutter und Tochter angehören? Ja, meine Herren Richter und Geschworenen, Mutter und Tochter stehen vor Ihnen und ich erlaube mir, als der Erste, diejenige, welche bisher unter dem Namen Letty der Pflanzung Beaujolais als Sklavin angehörte, als die freigeborene Miß Adeline Wilson zu begrüßen.“

„Halt, halt,“ schrie Master Parkins in furchtbarer Aufregung, denn er konnte nur allzudeutlich sehen, daß die Zuschauer mit sammt den Richtern und Geschworenen beinahe ohne Ausnahme auf die Seite seines Gegners getreten waren; „halt, so weit sind wir noch lange nicht. Ich gebe zu, daß die Aehnlichkeit zwischen Letty und der Frau Wilson hier, wenn sie so heißt, eine ganz außerordentliche ist, allein Aehnlichkeiten beweisen nichts, denn sie verdanken ihre Existenz in gar vielen Fällen rein dem Zufalle.“

„Gut,“ erwiederte Josua Damper, der jetzt plötzlich zu seiner früheren kalten Ruhe zurückkehrte, „so wollen wir den Weg der Beweise wieder betreten. Sie behaupten, daß Miß Adeline Wilson, ich werde sie von nun an nur noch bei ihrem wahren Namen nennen, die Enkelin jener alten Mulattin dort sei, welche sie, weil ihre Mutter bald starb, von der frühesten Kindheit an erzogen habe. Ist dem nicht so?“

„Wohl, dieß behaupten wir,“ entgegnete Master Parkins.

„Nun, Inno,“ wandte sich sofort Josua Damper an die alte Mulattin, „that Deine Enkelin in ihrer Kindheit je einmal einen Fall, oder widerfuhr ihr sonst Etwas, wodurch sie sich eine Wunde zuzog? Antworte und antworte genau.“

Starr und bewegungslos blickte Juno zur Erde und erwiederte keine Sylbe. Dann aber, als Josua Damper seine Frage mit Strenge wiederholte, sagte ihr Auge das des Master Sharper, wie wenn sie sich die Antwort von ihm holen wollte.

„Antworte,“ rief jetzt Josua Damper zum dritten Male.

„Juno,“ erwiederte diese endlich, „weiß von keinem Fall Letty's und auch von keiner Wunde.“

„Und,“ fuhr Josua Damper mit derselben Strenge fort, „und auch von keiner Narbe weißt Du etwas, welche Miß Adeline in Folge jener Verwundung davontrug?“

„Nein,“ versetzte die alte Mulattin mürrisch, indem sie den Blick wieder zu Boden senkte; „nein, Juno hat bei Letty nie eine Narbe gesehen.“

„Glaub's wohl, Juno,“ sprach jetzt Josua Damper mit einem triumphirenden Lächeln; „glaub's wohl, daß Du von dem Allem nichts weißt, denn die Narbe ist sehr klein, kaum sichtbar für Jemanden, den man nicht besonders darauf aufmerksam macht, und von der Verwundung selbst konnteft Du unmöglich je eine Ahnung haben. Und warum nicht, meine Herren Richter und Geschworenen? Darum nicht, weil Miß Adeline die kleine Wunde davontrug, als sie in ihrem noch nicht fünften Jahre mit ihrer Mutter und ihrer Jungfer Poll auf dem Hudson bei New-York in einem Nachen spazieren fuhr, und dieß,“ rief er wieder mit schallender Stimme, indem er sich der Frau Dorah Wilson zuwandte, neben welcher das frühere Kindsmädchen Poll saß, „hier sind die lebendigen Zeugen des Faktums.“

Wiederum entstand unter dem Publikum eine Bewegung, und wiederum überzeugte sich der Advokat Parkins, daß dieselbe seiner Sache nicht günstig sei. „Der Roman,“ meinte er daher, indem er es verstehen konnte, einen Einbruf hinzuzuspotten, „wird immer romantischer, und am Ende erzählt uns Josua Damper gar, von welcher bösen Fee die kleine Adeline in den Süden entführt und in eine Sklavin Letty verwandelt worden sei.“

„Ja,“ erklärte sofort Herr Josua Damper mit einem Ernste, vor dem der Spott des Master Parkins augenblicklich erstarb; „ja, das will ich Ihnen erzählen; nur war es keine Fee, welche die kleine Adeline entführte, sondern ein Schurke in Menschengestalt, dessen Persönlichkeit Ihnen Allen genau bekannt ist, und den ich jetzt im Begriff bin, dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu überliefern. Lewis Flipper, erheben Sie sich!“

Die letzten Worte waren an den Mann gerichtet, der auf dem hintersten Theil der Zeugenbank Platz genommen, und das Gesicht mit einem Tuch fast ganz verhüllt gehabt hatte. Der Mann erhob sich auch sogleich und trat hinter um ein paar Schritte vor, um besser gesehen und gehört werden zu können; in demselben Momente aber riß er auch das verhüllende Tuch ab und es ward ein Kopf sichtbar, dessen vorderer Theil ganz von feuerrothen Pusteln bedeckt war.

„Hölle und Teufel,“ schrie jetzt plötzlich Jem Sharper, indem er wie rasend von seinem Sitz aufschnellte und seine wuthverfüllten Augen auf den Mann richtete, „hilf Du es wirklich, Lewis Flipper, und willst Du gegen mich den Verräther spielen?“

Der Mann trat noch um einen Schritt weiter vor, so daß seine athletische Gestalt Jedermann sichtbar wurde, und ein wilder Trotz lag in seinen flammenden Augen. „Ja,“ rief er, „ich bin Lewis Flipper, Dein früherer Genosse beim Kinderraub, und Du weißt, was ich Dir vor wenigen Wochen in Jonesiam gesagt habe. Du jagtest mich aber trotzdem wie einen Hund von Deinem Gehöft, und hastig,“ fügte er die geballte Riesenfaust emporhebend hinzu, „dafür sollst Du jetzt Deinen Lohn erhalten.“

Jem Sharper kannte die Furcht nicht, allein dennoch existirte in diesem Augenblick sein ganzer stämmiger Körper. Es war die Wuth, die ihn zittern machte, und diese Wuth brach heraus in heiserer Sprache. „Lewis Flipper,“ stöhnte er endlich krampfhaft hervor, „Lewis Flipper, ich warne Dich.“

„Kriegst Du jetzt zum Kreuze, Du alter Kinderräuber?“ schrie Lewis Flipper. „Aber es hilft Dich Alles nichts. Du hast das Kind gestohlen und dafür mußt Du baumeln.“

„So sind, Verräther,“ brüllte Jem Sharper und war mit Einem Satze über die Bank hinüber, welche ihn von Lewis Flipper trennte. Ein breites Messer blinkte in seiner Rechten, und mächtig ausholend stieß er es seinem Gegner in die Brust.

Doch ganz unvorbereitet traf er den Lewis Flipper nicht. Im Momente vielmehr, wo er über die Bank setzte, erhob Letzterer seine gewaltige Faust, und gerade wie der Stoß festsaß, kel diese Faust mit so riesiger Wucht auf den Schädel Jem Sharper's nieder, daß sie einen Theil desselben zerfällt haben würde. Mit donnerndem Gebrach stürzte Jem Sharper auf

Digitized by Google

den Boden, und nicht ein Glied seines Körpers zuckte mehr. Lewis Flipper hielt sich noch ein paar Sekunden aufrecht, und ein Grausen betrachtete Rache durchzuckte sein Gesicht. Dann aber brach er langsam zusammen und der Blutstrom seiner Wunde ergoß sich zugleich über ihn und seinen Feind.

Alles das, was ich soeben erzählt habe, ging in einer verhältnißmäßig weit kürzeren Zeit vorüber, als ich zum Erzählen brauchte, und alle im Saal Anwesenden, Richter, Geschworne, Beklagtige und Zuschauer, hatten vom Schreck so erstarrt, daß auch nicht Einer von ihnen im Stande gewesen wäre, Hand oder Fuß zu rühren. Ja nicht einmal einen Laut hörte man, sondern Alle hielten den Athem zurück. Jetzt aber, nachdem der Doppelmord sich vollendet, jetzt machte sich ein allgemeiner Schrei des Entsetzens Luft, und von allen Seiten her stürzte man sich auf die beiden Todten ihrer Rache.

„Halt, Halt!“ schrie Doktor Carré und drängte sich durch Alle durch. Dasselbe that auch der angeklagte Frederic Benton, und die beiden Aerzte unterstützten sich nun gegenseitig in ihrer Unterfuchung.

„Was ist Ihre Ansicht, mein junger Collega?“ sagte Doktor Carré schon nach der ersten Minute höchst kaltblütig. „Todt, nicht wahr? Ganz vollständig todt? Gerade auch meine Meinung. Nun, der Messerstich durch's Herz konnte selbstverständlich keine andere Wirkung haben; aber der Faustschlag, bei Gott, es war ein Kapitalschlag, der die Hirnschale durchbrach, als wäre sie nur ein dünnes Brett gewesen. Der Mann muß in seiner Jugend eine Riesenkraft gehabt haben, da er in seinem Alter noch eine Städere Faust führte, als weiland Tom Hyer.“

(Schluß folgt.)

Hollands schönste Stadt.

Von **Gustav Rasch.**

I.

(Schluß.)

Mancher ist diese schmale, keinerne Stiege hinaufgeschritten. Mancher hat durch die vergitterten, kleinen Fenster auf den Binnenhof geschaut, lange Monate hindurch mit Schmerz und Furcht sein Schicksal erwartend; Mancher hat zornig vergeblich an den rostigen Eisenstäben gerüttelt. Am 20. August 1672 sah hinter diesen vergitterten Fenstern ein berühmter niederländischer Sterbeld gefangen, der Admiral Cornelius de Witt. Sein Bruder war ein berühmter Staatsmann, der Großpensionär der niederländischen Republik, Jan de Witt, welcher zwanzig Jahre lang das Steuer derselben im Frieden sowie im Kriege leitete. Seine Politik war die Politik des Friedens, ob als Lebenszweck für einen handeltreibenden Staat, ob aus Ueberzeugung, um das monarchische Prinzip, welches sich in den Oranien verkörperte, von den Niederlanden fern zu halten, ob aus Rachgiebigkeit gegen die reichen und großen Handelsherren, deren Reichthum nur der Friede vergrößerte — das Alles ist bis jetzt nicht aufgeklärt. Jedenfalls beging er durch das konsequente Einhalten dieser Politik, als Ludwig der Vierzehnte König von Frankreich war und den Krieg zu seiner Regierungsaufgabe machte, einen politischen Fehler, der die Niederlande ihrem Untergange nahe brachte, und für dieses politischen Fehler büßte er sowohl wie sein Bruder mit dem Leben. Politische Fehler wiegen oft schwerer, als große Verbrechen. Jedenfalls war der alte Sterbeld, der Sieger von Chatham, des Verbrechens, wessen er angeklagt und wofür er in den „Gevangenpoort“ geſteckt wurde, dem Statthalter Wilhelm dem Dritten von Oranien nach dem Leben getrachtet zu haben, nicht schuldig. In den ersten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts schlich ein elender Mann auf Krücken in den Straßen des Haag umher; es war der Barbier Tichelaar, der den Admiral des Verbrechens angeklagt hatte, wofwegen er im „Gevangenpoort“ saß. Er erzählte Jedem, der es hören wollte, daß er Cornelius fälschlich angeklagt habe. Der Henker, den den Admiral gefoltert hatte, während der alte Mann standhaft jedes Geständniß verweigerte und unter den Folterqualen laut und vernehmlich die schönen Worte der horazischen Ode sprach: «Justum ac tenaeem, propositi virum», schrieb vor seinem Ende einen reuigen Brief, worin er die Unschuld des Gemordeten anerkannte, an die Wittwe des Letzteren. Ob und welchen Antheil die Oranien an der Ermordung der beiden Brüder gehabt haben — der Statthalter, obschon er den Mord laut und öffentlich verdammte, leitete keine Untersuchung gegen seine Mörder ein und zahlte dem elenden Tichelaar bis zu seinem Tode eine Pension —, ist ebenfowenig aufgeklärt. Gewiß ist, daß der Haß zwischen den de Witts und den Oraniern ein erblicher war. Jedenfalls ist gegen Cornelius kein Urtheil ergangen; gegen Jan fehlte sogar die Möglichkeit, eine Anklage zu erheben. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß beide Brüder nur einen politischen Fehler büßten und dem Erfolge unterlagen, den der Oranien errang, als er unter dem Kriegsruf: „Oranje boven! De Witten onder! Die't anders meent, die 't Land verkoopt,“ auf der Verbannung zurückerstarb, zum Statthalter und Generalkapitän von Holland auf Lebenszeit ernannt wurde, und die Franzosen aus dem Lande schlug. Nichts berauscht die Menge so, als Blut, Pulverdampf und Kriegeruhm, wenn das vergossene Blut und die qualmende Pulverrauch von einem äußeren Erfolge begleitet ist. Der deutsche Bruderkrieg des Jahres 1866 kann als traurigstes Beispiel für diese Behauptung dienen. So war es auch im August 1672 im Haag. Als der Feldzug Oraniens gegen die Franzosen glücklich abgelaufen war, fiel es dem treubetrunkenen Volke ein, daß die de Witts, welche gegen die Ernennung Oraniens und gegen den Krieg gestimmt hatten, noch am Leben seien. Cornelius befand sich noch im Gevangenpoort. Tichelaar und andere wohlhabende Bürger, ein Golfschimb Verhoef, ein Weinhändler von Dorsten, der Arzt Adrian von Balen und sein Bruder, der Schiffsleutenant Jan von Balen, liefen im Haag umher und bereiten die fegestrunkene Menge gegen die beiden Brüder auf. Am Mittage setzte sich die Masse gegen den Gevangenpoort in Bewegung; der Rathspensionär wird unter dem Vorwande, sein Bruder wolle ihn sprechen, aus seinem Hause dorthin gelockt; bald wimmelt der ganze Buitenhof von Menschen. Die Brüder werden aus dem Thurm auf den Platz geschleppt, niedergemetzelt und mit Schlägen der Flintenkolben und Pistolenschäften grausam ermordet. Den Todten rissen die Wüthenden die Kleider vom Leibe, schleppten sie nackt durch die Straßen und hingen sie vor dem Rathhause auf der gewöhnlichen Richtstätte bei den Beinen auf, während der Golfschimb Verhoef ihnen die Leiber ausschnitt und die Herzen herausriß. Und Tausende von wohlhabenden und vornehmen Leuten, unter ihnen Rathsherren und reiche Kaufleute, ein berühmter Prediger, Simon Simonides, und ein berühmter General, der Admiral de Ruyter, beschauden sich unter ihnen und viele glänzende Equipagen hielten auf dem Buitenhof; jedes Fenster war mit Zuschauern dicht besetzt.

Die andere Grenelthat schauten die rothen Mauern des Binnenhofes. Im größten Raume des Binnenhofes war das Schaffot aufgeschlagen, auf dem am 13. Mai 1619 dem berühmten Rathspensionär von Holland, dem greisen Jan von Oldenbarneveldt, vom Henker das Haupt abgeschlagen wurde. Der Hof war mit zuverlässigen Soldaten und mit Zuschauern dicht besetzt, deren Zahl sich nach den Chroniken auf mehr als 40,000 belaufen hat. Um neun Uhr erschien der zweiundsiebenzigjährige Rathspensionär, von seinem treuen Diener und einem Geistlichen begleitet, knete auf dem Sandhaufen nieder und der Henker von Utrecht hieb ihm mit einem Schlage das Haupt mit der Vorderfinger der rechten Hand ab, welche er betend in die Höhe gehoben hatte. Mit dem berühmten Rathspensionär wurden zu gleicher Zeit auf den Befehl des Statthalters Moritz von Nassau seine Freunde und Anhänger, Huig de Groot, der Pensionär von Rotterdam, Hogerbeets, der Pensionär von Leyden, und Ledenberg, der Sekretär der Staaten von Utrecht, verhaftet. Ledenberg starb durch eigene Hände, wie ein Römer, im Kerker, als man ihm mit der Folter drohte, wenn er nicht gestände. Schweigend stieß er sich während des Dunkels der Nacht sein Federmesser in Leib und Brust und schnitt sich mittelst eines Brodmessers den Hals ab. Hugo Grotius, der berühmte Staatsmann und Gelehrte, und Hogerbeets wurden zu ewigem Gefängniß verurtheilt und nach Schloß Loevestein gebracht. Drei Jahre brachte Hugo de Groot dort zu, mit der Ueberlegung des Schlusses beschäftigt. Er befreite ihn seine muthige und gewandte Gattin, Frau Marie de Groot. Sie packte ihn in eine Bücherkiste, in der der Gelehrte seine schweinsledernen Folianten zu seinen Studien erhielt, und schmiert eigenhändig am Kopfende der Kiste die nöthigen Luftlöcher hinein. Die List gelang. Die Soldaten am Thor, welche die Kiste so häufig hatten kommen und wegbringen sehen, ließen sie unerörtert passiren, während Frau de Groot im Kerker blieb und einige Stunden später den Kerkermeister auslachte, als sie ihm das leere Nest zeigte. Hugo Grotius, in dem nahegelegenen Gorcum im Hause eines Freundes seiner Kiste entstiegen, entkam, als Häscher verliefen, das Winkelmaß in der Hand, glücklich über die Grenze.

Die am 13. Mai 1619 aufgeführte Tragödie des Binnenhofs hat die Geschichte ganz und gar aufgeklärt. Ueber den Mord der Brüder de Witt mag vor den Augen Mancher, welche ihn nicht sehen wollen, vielleicht noch ein Schleier ausgebreitet sein. Von dem Schaffot des edlen Oldenbarneveldt's hat die Geschichte den Schleier mit unerbittlicher Hand gehoben, wenn man auch heute noch auf der königlichen Bibliothek im Haag, wie es beispielsweise Dingesstedt geschah, dem Forscher die Einsicht in die Akten Oldenbarneveldt's verweigert. Die Hinrichtung Oldenbarneveldt's war ein schändlicher Mord, und die Schande dieses Mordes hat Prinz Moritz von Nassau, der Sohn des Schweigers, allein zu tragen. Wenn der alte Staatsmann vor seinem Tode auf dem Sandhaufen ausrief: „Landsleute, glaubt nicht, daß ich ein Vaterlandsverräther sei; ich sterbe als guter Patriot“, so sprach er die Wahrheit, und wenn der Sprach seiner Richter lautete, „daß er das Band der vereinigten Niederlande zu lösen versucht und Gottes Kirche sehr betrübt habe“, so ist dieser

Digitized by Google

Richterspruch eine Lüge, eine Lüge von einem Ausnahmsgerichtshof von vierundzwanzig Männern ausgesprochen, welche der Assassine speziell zu diesem Zwecke ausgewählt hatte. Die Oberstichter der Reaktion der letzten achtzehn Jahre hat zu derartige Ausnahmsgerichtshöfe vielfach aufzuweisen. Das Motiv beß an dem Republikaner Oldenbarneveldt im Binnenhofe deß Haag vollzogenen Mordes war der Hochmuth und die Herrschsucht des Assassers, der auf dem blutigen Schaffot Oldenbarneveldt's das Königthum aufrichten wollte. Oldenbarneveldt war daß verkörperte Princip deß Freistaats, wie deßhalb wußte dieß verkörperte Princip vernichtet werden. Der Assassine hat sich so oft Oldenbarneveldt's bauthaften Schüler in der Politik genannt, so lange ihre beiderseitigen Interessen zusammengingen. Als ihre beiden Pfade auf dem Kreuzwege zwischen Krieg und Frieden auseinanbergingen, als Oldenbarneveldt, daß Handelsinteresse als Lebensfrage deß Staats im Auge, in der Friedensfrage durchdrang, da schied der Assassine von seinem alten Freunde, und bereitete ihm in ebenso schlauer, wie schändlicher Weise den Untergang. Oldenbarneveldt's Sturz und Tod wurde lange vorbereitet; jesuitische Priester liefen im Bündniß mit der Despotie ihre Hände zu der Schandthat, und die Kreaturen deß Assassers in den Gerichtshöfen gaben derselben die äußerliche gesetzliche Form. Der niederländische Historiker Kampen hat das erbärmliche Gewebe von Ränken, Intriguen und Verleumdungen, welches dem berühmten Rathspensionär den Tod brachte, enthüllt, und Dingesfeste urtheilt in seiner Schilderung des auf dem hagger Binnenhofe aufgeführten Dramas in seinem interessanten Buche „Jusqu' à la mer» mit vollem Rechte, wenn er sagt: „Der zweiundsiebenzigjährige Greis, welcher seinem Lande ein halbes Jahrhundert gedient hatte, fiel als Opfer für den Fanatismus der Kirche und die Ambition der Monarchie."

Aber verlassen wir diese beiden historischen Plätze, den Binnenhof und den Buitenhof, um auch der schönsten niederländischen Stadt eine freundliche Erinnerung mit und zu nehmen. Gehen wir im Schatten herrlicher Baumgruppen an der Nordseite des blauen Weiher entlang, und wir gelangen in zehn Minuten an daß nordöstliche Thor der Stadt. Es ist daß Thor, durch welches die Landstraße nach Leyden führt. Wenn daß Thor hinter uns liegt, kommen wir in einen Park, der in ganz Europa vergeblich sich nach seinesgleichen umschaut. Der berühmte Thiergarten, der wiener Prater, der englische Garten bei München, der dresdener große Garten, die Parks von Richmond und Versailles müssen an Frische und Fülle der Vegetation, an Reichthum der Baumgruppen, an Geschmack der Anlagen, an Kraft des Grashwuchs hinter ihm zurückbleiben. Es ist der weltberühmte haag'sche Bosch — het Bosch, wie man in Holland sagt — der köstlichste Park in Europa, durch den die Straße führt. Er hat die Ausdehnung von einer Stunde. Zuweilen gleicht er einem tiefen, dichten Urwald; dann wechseln duftige Rasenplätze, auf denen Rehe spielen, mit engen, dunklen Spaziergängen im Schatten uralter Buchen und hochaufgeschossener Linden und mit regelmäßigen Alleen und prachtvollen Durchsichten auf weite, blaue Seespiegel, an deren Rändern sich weite Grasflächen und blumige Wiesen ausbreiten, bis sie sich wieder im dichten Urwalde verlieren. Unaufsehbar erscheinen diese Laubgänge, in denen die schlanken Stämme sich mit den Wipfeln berühren und lustige und mannigfaltig beleuchtete Wölbungen bilden. Unvergleichlich ist die frische Färbung des Grases und der üppig aufschießenden Zweige; noch in der Höhe des Sommers besteidet das Grün des Frühlings diese Blätter und Baumkronen mit jugendlicher Frische. Herzog Alba hatte mehr Mitleid mit diesen hohen, schlanken, hundertjährigen Stämmen, als mit den Köpfen der dicken, lurzleibigen Niederländer. Diesen ließ er durch den Henker die Köpfe herunterschlagen; die prächtigen Baumkronen hat er unberührt gelassen; deßhalb sind sie so hoch und groß aufgeschossen. An einem leuchtenden Septembermorgen fuhr ich durch diesen herrlichen Park. Der Gesang der Singvögel mischte sich mit dem Surren der Holzäuke, und die Sonne streute goldene Streiflichter durch die dunklen Baumkronen auf die schlanken Stämme und auf die dichten Grasflächen. Riesenbeß, selbst in England nicht, habe ich die Farbe des Grüns so fatterich, so unvergleichlich frisch gefunden, als in den holländischen Parks, wie sie die älteren, niederländischen Landschaftsmaler auf ihren Gemälden wiedergegeben versucht haben. Ich wollte der Königin von Holland einen Besuch machen, der großvollen Schwester deß Königs von Würtemberg, an welche mit ihrer Freundin, die Schriftstellerin Louise Mühlbach, einen Brief gegeben hatte. Weithin in diesem wundervollen Park, in tiefer Stille und Einsamkeit, von blauen Wasserspiegeln, köstlichen Baumgruppen und duftigen Rasenplätzen umgeben, steht ein aus rothen Backsteinen aufgeführtes Haus, das „Haus im Bosch — thuis in 'thosch", wo die Königin während deß Sommers sich aufzuhalten pflegt. Es ist ein köstlicher Ruhenthaltsort, ein „Denkmal ehelicher Zärtlichkeit", wie Schwalve sagt, „welches die Wittwe deß dritten Statthalters der vereinigten Provinzen diesem ihrem Gemahl gesetzt hat. Zwei Flügel flankiren einen Mittelbau, über dem sich eine Kuppel über einem großen achteckigen Saal erhebt, der, durch beide Stockwerke hindurchgehend, von oben beleuchtet wird. Er heißt der Oranjesaal; auf seinen Wänden sind von berühmten Malern und der Rubens'schen Schule Scenen aus dem Leben der Prinzen dargestellt. Ich traf die Königin leider nicht zu Hause, sie war in Loo und wurde erst in mehreren Tagen zurückerwartet, und fuhr auf der Straße, welche vor dem Eingange deß „Faules im Bosch" vorüberführt, weiter. Steige der Leser zu mir in den Wagen: die Straße führt uns aus der „schönsten Stadt Hollands" in die älteste Stadt der Niederlande, nach Leyden.

Briefmappe.

Hrn. Architekt H. K. in Koblenz: „Der Dichter wurzle tief in seinem Volk!" (Julius Mosen.)

Frl. Antonie W. in Stralsund.

Einem trauen ist genug;
Keinem trauen ist mehr klug;
Doch ist's besser, Keinem trauen,
Als auf gar zu Viele bauen.

Hrn. Assessor Paul K. in Wittenberg. Sie jubeln zu früh in Ihrem allerliebsten „Brautgang der Krinoline" — daß Ungethüm ist noch lange nicht todt. Wie feurn Drachen der Urzeit die abgekauenen Köpfen — wachsen ihr nach der kurzen Niederlage augenblicklich in Paris die abgeschnittenen Schleppen nur noch riesenhafter. In den ausschweifendsten Ballroben ist noch ein Krinoline-Auswuchs genommen: die Schleppe zwei Ellen lang hinten gelegentlich ihrer Trägerin nachzutragen. Aber mit lebhafter Freude hören wir, daß die Damen des vornehmen alten Quartier Saint Germain, wenn auch vielleicht nur aus angestammter Opposition gegen das Kaiserreich, mit Feuer den Kampf gegen die neue Mode der Kaiserin Eugenie aufnehmen.

Hrn. Kaufmann K. in Zweibrücken. Daß bekannte:

„Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder"

ist nicht der wörtliche Ausdruck eines Dichters, sondern erst im Laufe der Jahre auß Sentenz:

Wo man singt, laß Dich ruhig nieder,
(Ohne Furcht, wo man im Lande glaubt,
Wie man singt, wird kein Mensch beraubt,)
Bösewichter haben keine Lieder!"

im Volksmunde entstanden.

Den Herren Kavalleristen in L. Wir freuen uns, daß Ihnen der „Stundenplan deß preußischen Kavallerie-Rekruten" Vergnügen bereitet hat. Allerdings hat Herr Ritenstier jene Studien praktisch in Berlin gemacht. Vielleicht kommen wir in anderer Form mal wieder darauf zurück.

Hrn. C. W. in Gera. Die Ihre ist nicht neu und die Form nicht abgerundet genug.

Charade.

Die Ersten ein hoher Berg sind,
Die letzte ein kleines Land,
Das Ganze am Rhein wir nennen,
Doch ebenwohl stets genannt.

Auflösung des Räthsels Seite 240:

Das Wasser.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 216:

Themistokles war ein außerordentlicher Feldherr, der den König der Feinde überredete, die Griechen bei Salamis anzugreifen.

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang. Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 23.

Stuttgart, 1869. Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Ohne Dornen keine Rosen.

Humoristische Naturstudie von

Arnold Wellmer.

I.

Das Ball- oder Flatterröslein
(Rosa spinosula — die ein wenig dornige Rose).

Wie alle jungen Mädchen in dem gesegneten Alter von 15 Jahren — wenn sie die Pension oder doch die höhere Töchterschule und die kurzen Kleider hinter sich haben, so hatte auch meine Schwester Toni mit ihren elf intimsten Busenfreundinnen ihren regelmäßigen: Freitag-Nachmittag-Englischen-Kaffee! Da wurden dann wohl — um die englische Ehre zu eetten — ein Kapitel aus Vog' Weihnachtsgeschichten oder einige Gedichte von Burns gelesen, wobei Stickereien und Häkelnadeln in den zweiundzwanzig nicht lesenden Händen als notwendige Staffage sichtbar wurden — dann wurde natürlich echt deutsch Kaffee getrunken und noch deutscher dabei gelaudert über diesen neuen Mantel und jenes reizende Stickmuster und tausend süße kleine Herzensangelegenheiten eines Dutzends fünfzehnjähriger Mädchen. Nanni setzte sich auch wohl an den Flügel und stolperte ihr Paradestück: Weber's Aufforderung zum Tanz! — und Fanny, die seit ihrer ersten „Hoffnungslosen" Neigung große sentimentale Anlagen entwickelte, sang mit großem Gefühl:

Ich hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, Du wärest mir gut,
Ich wachte auf und noch lange
Floß meine Thränenflut . . .

Ingud Gerfot als „hundertjähriger Greis". (S. 268.)

Zwischendurch gab es weißen Flammeri mit Himbeersauce, Chokoladencrême mit Vanille oder Windbeutel mit Sahne . . . und zuletzt, wenn der englische Kaffee in unserem Hause war, dann steckte Schwester Toni regelmäßig ihren hübschen, rotzigen Lockenkopf in mein Arbeitsstübchen und sagte mit ihrer schwesterlichsten Liebenswürdigkeit: „Nick, bist Du noch nicht bald mit Deinen Schularbeiten fertig?"

Diese Frage hatte ich schon seit einer Stunde in voller Ungeduld erwartet und mit dem Arbeiten hatte es den ganzen Nachmittag nichts Gescheidtes werden wollen. Ich that also das Gescheidteste, was ich thun konnte — ich klappte meinen Homer und Cicero's fulminante Rede gegen den Catilina zu und vertröstete die beiden alten Herren: Morgen früh um Sechs sehen wir uns wieder — die alte Küchen-Hanne soll uns wecken. Und nun machte ich auf's Sorgfältigste Toilette und verschwendete unverantwortlich viel Veilchen-Pomade — o, Manda hatte mir ja vor wenigen Wochen gestanden, daß sie Veilchen-Odeur über Alles liebe — — und ich liebte die hübsche, süße, braunlockige Manda noch viel mehr, als sie den Veilchen-Odeur . . .

Der Spiegel hatte mir schon einige Dutzendmal gesagt, daß ich in meinem Sonntagsanzuge mit der veilchenblauen Krawatte ein gar nicht übler Sekundaner sei . . . endlich kam Toni mit ihrer so sehnsüchtig erwarteten Frage nach meinen Schularbeiten — ha! wie mich dieß Wort demüthigte!

Digitized by Google

Ich las natürlich wieder eifrig im Homer . . . „Warum meinst Du, Toni?“

„Ich wollte Dich sonst bitten, ein wenig zu uns zu kommen und etwas Leben in die Gesellschaft zu bringen. Man kann doch nicht ewig englisch lesen und Kaffee trinken und Pfänderspiel oder Herren ist auch langweilig — und ich als Wirthin habe überdieß die Verpflichtung, meine Gäste angenehm zu unterhalten . . . Ich habe Dir auch zwei Würdbeutel, die Du so gern ist, aufgehoben!“

„Aber Toni, kann ich wohl so zu Euch kommen, wie ich geh' und steh'?“

Toni lachte und drohte mit mit dem Finger: „Ei Du Scheim, jetzt seh' ich erst, daß Du Dich bereits zum süßen Adonis herausgeputzt hast — für Wanda Torfstecher . . . o, mein verliebter junger Herr, wie sind nicht blind!“

Wie mich das ärgerte — aber ich ging doch gar zu gern mit in den englischen Kaffee und ich brachte Leben unter die zwölf Jungfrauen, ich spielte und sang allerlei lustige Studentenlieder — und zuletzt langen meine Zuhörerinnen schon ganz tapfer im zwölfstimmigen Chor mit:

Edite — bibite collegiales,
Post multa saecula pocula nulla! *)

Auch das Pfänderspiel, das in der geschlossenen Damengesellschaft vorhin durchaus nicht hatte in Zug kommen wollen, belebte zur hellen Fröhlichkeit auf . . . und dann setzte Toni sich an's Klavier und spielte ihren einzigen Hopser, den sie in acht Jahren Klavierstunde, à 15 Silbergroschen, glücklich gelernt hatte, mit leidlichem Takte . . . und ich flog selig mit der süßen, rosigen, braunlockigen Wanda Torfstecher dahin . . . und die fünf größten Freundinnen banden sich ihre weißen Taschentücher um den Arm und tanzten als Herren. Das waren sie von der Tanzstunde her höheren Töchterschule her ja noch gewohnt. O, wie glücklich war ich, daß meine Wanda viel zu klein und süß war, um als Herr fungiren zu können. Und doch durfte ich nicht immer mit Wanda Torfstecher tanzen. Ich hatte meiner Schwester feierlich die Hand darauf geben müssen, mit ihren Freundinnen hübsch nach der Reihe zu tanzen, damit sie sich nicht zurückgesetzt fühlten — „denn das, Kind, bin ich ihnen als Wirthin schuldig!“

Aber das ließ sich mir nicht nehmen, daß ich mit Wanda Torfstecher immer einmal mehr die Runde herum hüpfte und sie vor allen Dingen allein nach Hause begleitete . . . Wir gingen dann so langsam — und als ich einst sogar wagte, wie in Gedanken einen weiten Umweg um den Festungswall zu machen, da sah sie mich nur fragend an — ich drückte ihr feurig die kleine Hand — sie erröthete — aber sie lächelte auch ich fühlte einen leisen Gegendruck . . . und draußen unter den dichten Bäumen der Festungspromenade küßte ich sie zum ersten Mal . . . mein rosam — mein Lieb . . .

Wir waren sehr glücklich — ein ganzes reiches Jahr hindurch. Es war eine süße, verschwiegene Liebe — nur Schwester Toni und die andern lustigen Balkonfreundinnen wußten darum.

Ich war inzwischen Primaner geworden und rechnete schon in den verzwickertsten höchsten Potenzen aus, wie viel Jahre, Monate und Tage ich noch gebrauchen würde, bis ich als promovirter Doktor meine süße Wanda zur Frau Doktorin machen könne.

Aber es sollte anders kommen. Wanda besuchte ihren ersten erwachsenen Ball. Mit den größten Opfern hatte ich ihr von meinem bescheidenen Taschengelde ein prächtiges Ballbouquet dazu geschickt. Sie war wie berauschte Ballkönigin . . . und mir, als Gymnasiast, war der Ball eine verbotene Frucht! — Sie tanzte drei Polkas, zwei Cuadrillen und einen dreiviertelstündigen Cotillon mit einem glänzenden rothen Husarenoffizier, von dessen horizontal dreifirtem blondem Schnauzer man sich in den Offizierkreisen mit Begeisterung erzählte, daß er von einer Spitze bis zur andern 9½ Zoll und 3 Linien messe . . . und schon am andern Tage sah die gefeierte Ballrose Wanda Torfstecher mit eisiger Vornehmheit auf die Anbetung eines simplen Primaners herab. Als ich Mittags, meine kleine, lederne Büchermappe unterm Arm, Wanda auf der Straße traf und ihn alten vertrauten Tone fragte: „Wie hat sich mein rosa auf dem Balle amüsirt?“ — da ward sie purpurroth bis auf die Ohrzipfelchen und sagte, wenn auch mit etwas zitternder Stimme, doch mit wohlberechneter Kühle: „Davon kann keine Rede mehr sein — es war ein Irrthum — ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Herr Gymnasiast!“

Ich stand wie betäubt da. Sie nickte mir à la große Dame zu — und ließ mich stehn.

Das war das erste Weh meines jungen siebenzehnjährigen Herzens.

In dem lateinischen Aufsatze, den ich am Nachmittage schrieb, waren nicht weniger als 19½ Fehler. Als der Professor mir dieß Resultat mit bedenklichem Kopfschütteln und noch bedenklicherem Hinweisen auf das browsteschende Abiturientenexamen mittheilte, kam ich wieder zu mir. Ich wollte meine erste bitterste Enttäuschung wie ein Mann tragen — ja, und wie ich ihre Treulosigkeit trug, sollte sie — die Kokette, die Falsche erfahren.

Ihren Bruder, der ein halbes Jahr früher wie ich das Gymnasium verließ, schrieb ich in's Stammbuch:

Freund, thun Dir ein Lieb verlassen,
Darfst Du nicht gleich Alt hassen,
Denk, es sind zu alle Seelen:
Ohne Herzen keine Nasen.
Auch kein Sommer ohne Mücken
Und kein Mädchen ohne — Tücken!

. . . Ich wußte, daß Wanda dieß lesen würde.

Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß dieß nicht die einzige Rache meines von den Dornen des süßen rosen Flatter-Röslein's Wanda Torfstecher verwundeten Herzens war.

Ich kam mit Wanda in einer musikalischen Gesellschaft zusammen. „Wie knirten und Beide den höflichsten Knix“ — als sähen wir uns zum ersten Mal. Ich hatte eine hübsche Tenorstimme und sollte etwas singen. Ich setzte mich an's Klavier und sang:

Ich sah ein Röslein am Wege steh'n,
Es war so frühend und wunderschön,
Es dachte Liebe weit um sich her,
Ich wollt' es pflücken — da sprach's mich sehr!

Doch hört nur weiter, was drauf geschah'n,
Ich ging von dannen, und ließ es steh'n . . .
Und ob' sein Ende der Tag erreicht,
Wär's den der Sonne ganz ausgeblichen!

Ihr lieben Mädchen, dieß sing ich euch:
Ihr seid in Allem den Röslein gleich,
Ihr lockt durch Schönheit und um euch her —
Und seid dann spröde — und quält uns sehr . . .

Weiter kam ich nicht. Eine Unruhe im Zimmer ließ mich umschauen. Wanda lag todtenbleich da, die Freundinnen waren mit Riechfläschchen um sie beschäftigt.

Ahnte sie, daß ich ihr ein Bild der Zukunft gesungen?

Und ob' sein Ende der Tag erreicht,
Wär's den der Sonne ganz ausgeblicht . . .

Ja, ein prächtiger, rother Husarenoffizier mit 9½ zölligem Schnauzer hat beim Heirathen sehr darauf zu sehen, ob seine Auserkorene wenigstens 12,000 Thaler Kaution stellen kann . . .

Arme Wanda! Arme rosa spinosula!

II.

Die Altjungfernrose

(Rosa spinosa — die dornenreiche Rose).

Das Schlimmste bei dieser Art von Rosen ist, daß man an ihre Dornen kaum denkt — bis man sie furchtbar tief im eigenen Fleische fühlt.

Ich studire seit einem Vierteljahre in Leipzig Medizin und habe von der verwittweten Frau Geheimen Registratorin Fettchenne ein freundliches und sehr wohlfeiles Erkerstübchen gemiethet. Dieses Wirthinnen, wie die Mutter und ihre sehr erwachsene Tochter Alexandra, kann sich ein Student mit einem sehr knappen Wechsel von 250 Thalern kaum wünschen. Wenn ich Morgens mich kaum rühre, so klopft es schon bescheidentlich leise an meine Stubenthür. Ich ziehe die Gärtelschnur an meinem Schlafrock geschwind etwas fistsamer zusammen und öffne — mit einem lieblichen „Guten Morgen, wohl geträumt!“ reicht ein schneeweißer Reglige-Arm mir das appetitlichste Kaffeebrett mit köstlich duftendem Anti-Bäumchen-Kaffee und einer Fülle von niedlichen Butterlemmeln durch die Thürspalte — ein herzliches „Guten Appetit“ — und die Thür schließt sich wieder.

Ja, ein lapitalels Mädchen, die Alexandra Fettchenne — schon etwas hoch in den Neunundzwanzigern . . . aber was geht das mich an? — das ist ganz ihre Sache! So viel steht fest, daß in ganz Leipzig kein Student ein so delikates Frühstück hat wie ich — und hätte sein Wechsel eine Null mehr, wie der meinige.

Daß sind so meine regelmäßigen angenehmen Morgenkaffee-Betrachtungen.

Und wenn ich dann in's Kolleg gehe und Schlafrock und Pantoffeln, Pfeifenasche und Haarbürste und allerlei Toilettenstücke liegen in unnachahmlicher Unordnung nach meiner schlechten Gewohnheit auf Tischen und Stühlen und auf der Erde umher . . . komm' ich gegen Abend wieder nach Hause, da steht meine Bude so sauber und zierlich auf, wie eine Puppenstube auf dem Weihnachtstisch. Und stets duftet ein Strauß frischer Blumen auf meinem Schreibtische . . . gute Alexandra, menschenfreundlichste alte Jungfer!

Diese wahrhaft mütterliche, selbstlose Fürsorge der beiden alten Damen rührt mich wahrhaftig tief.

*) Esst — trinkt, Freunde — nach Jahrhunderten ruhen uns volle Becher nichts mehr.

Digitized by Google

Und schon wieder klopft es bescheiden an meine Thür — o, ich kenne dieß Klopfen Abends um sieben Uhr sehr gut . . . es klingt besonders meinem gesunden neunzehnjährigen Magen, der mit dem 250 Thaler-Wechsel stets anderer Meinung ist, immer so sehr angenehm verheißungsvoll . . .

„Herein!“ rufe ich mit meinen liebenswürdigsten Tönen.

Jetzt öffnet sich die Thür schon etwas weiter, wie heute Morgen. Fräulein Alexandra Fettehenne steht in ganzer Figur und voller Toilette vor mir. Das arme Altjungfern-Röschen, von dem ich nie erfahren habe, wie es schon in die Neunundzwanziger aufgewachsen, ist durchaus nicht schön — auch wohl kaum vor zwanzig Jahren einmal hübsch gewesen. Sie ist sehr lang, sehr mager, sehr eckig, sehr hochbeinig, sehr blutarm und sehr liebeverein. Das muß ich als halbsemestriger Mediziner verstehen! Aber, wenn sie jetzt die himmelblauen Lippen öffnet und mit liebevollem Lächeln flötet: „Mama läßt den Herrn Studiosus bitten, uns zu einer Tasse Thee und zu einem frugalen Butterbrod zu beehren!“ — ja, dann sieht Röschen Fettehenne sehr angenehm aus. O, ich weiß ja aus vierteljähriger Erfahrung, daß diese „frugalen Butterbrode“ eitel leerer Schaum sind . . .

Und wer, meine schönen und unschönen Leser, hat jetzt das Herz, den ersten Stein auf mich zu werfen, wenn ich hier ehrlich und offen bekenne, daß ich mir die englischen Beefsteak's, die französischen Cotelettes und die deutschen Sepeier mit Schinken in dem wohnlichen Physikzimmer der Frau Geheimen Regierrath Fettehenne vortrefflich schmecken lasse, während Mutter und Tochter nicht müde werden, mit immer neue leckere Bissen auf den Teller zu legen und mir einen ganz ausführlichen Theerpunsch zu trebenzen? . . . ja, wenn ich mich sogar für schuldig erklärt, redlich bemüht zu sein, dieser Liebenswürdigkeit durch das Aufgebot meiner ganzen durchsiesen Galanterie zu danken? . . .

Aber ehe Sie werfen, meine Damen, denken Sie daran: wahrhaftig, der arme Junge hat einen ewigen neunzehnjährigen Appetit und einen sehr vergänglichen Wechsel von 250 Thalern . . .

Ich danke Ihnen, daß Ihre Hand mit dem Stein sinkt!

Und daß das arme Alexandra-Röschen meine Galanterie so sehr zu schätzen schien — daß sie mit wunderbarer Esbudungsgabe ihr immer neue Blüten zu entlocken wußte . . . ja, das waren damals in meinem Augen die einzigen unbequemen Dornlein dieser verblühten rosa . . . Wenn ich aber meinen weiblich lächerlich kleinen „Monath-Hausgang“ anfaß — dann stumpften sich diese Stachelchen sak bis zum Verschwinden ab.

Aber endlich — nach neun Monaten — brach die Katastrophe über mich herein — um so furchtbarer, als ich ganz unvorbereitet war.

Ich saß bei der Frau Geheimen Regierrathin Fettehenne in Leipzig mein abendliches Beefsteak mit drei paravigeschlagenen Eiern. Das Beefsteak war ungewöhnlich groß — aber ich in meiner Unschuld ließ es mir vortrefflich schmecken.

Da verschwand Alexandra Fettehenne mit einem gar liebevollen Blick auf mich aus dem Zimmer. Ich dachte: Sie ist doch ein gutes Thierchen — wie sie sich freut, daß es Dir so schmeckt!

Die alte Mama aber nahm plötzlich eine gar ehrwürdige Miene und Stimme an. Sie sprach mir lang und breit von den weiblichen und häuslichen Tugenden ihrer Alexandra, wie sie so ganz dazu geschaffen sei, einen Mann glücklich zu machen, von ihrer reichen Aussteuerung und den 2000 Thalern in 16½ prozentigen Berlin-Potsdam-Magdeburger-Eisenbahn-Stamm-Aktien, — wie eine solide wirthschaftliche Hausfrau, die ihren Mann jährlich liebe, mehr werth sei, als ein junges, putzsüchtiges, flatterhaftes Ding . . . und wie sie als Mutter sich schon lange schwerlich darüber gewundert habe, daß ich nach dem vielen Guten, das ich in ihrem Hause genossen, und nach der unzweideutigen Aufmerksamkeit, die ich ihrer Tochter doch nur in Einem Sinne erweisen haben könne, noch immer nicht mit einem offenen, ehrlichen Geständniß vor sie getreten, und sie um die Hand ihrer Tochter gebeten habe — wie sie mir hiezu nun die beste Gelegenheit geben wolle . . .

Der Beefsteak in meinem erstaunten Munde war während dieser langen mütterlichen Standrede immer größer und größer gequollen — jetzt drohte ich daran zu ersticken —

„Aber, Madame, sie könnte ja meine Mutter sein!“ — und ich hatte schon die Thürklinke in der Hand — Beefsteak und Theerpunsch resignirt im Stich lassend . . .

„Verräther, daß hätten Sie früher bedenken sollen, ehe Sie sich Schweiß und Blut einer armen Wittwe so gut schmecken ließen . . . aber es gibt Gott sei Dank noch Mittel, um einen Verführer der Unschuld zu zwingen . . .“

Doch ich hörte nichts mehr, als einen hellen Aufschrei aus der Küche: „Mein Richard . . .“ Dann war ich ohne Mühe die Treppe hinuntergesprungen und rannte aus dem Unglückshause heraus, wie von den Furien der unschuldig verspeisten englischen Beefsteak's, französischen Cotelettes und deutschen Sepeier mit Schinken verfolgt . . .

Ich bin nie in jenes Unglückshaus zurückgekehrt. Die Nacht verbrachte ich qualvoll auf dem harten Sopha meines Freundes Auer. Als ich mein Herz durch Erzählung meines Unglücks erleichtert, wollte Kater Auer sich ausschütten vor Lachen: „Ja, mein Junge, die alten Jungfern sind die Schlimmsten —

Und die Moral von der Geschicht:
Reich keiner alten Jungfer keinen Finger nicht,
Gleich mißt sie gleich ins Gesperich —
Alt-Jungfernrohr am schlimmsten sticht!“

Beim Morgengrauen fuhr ich mit der Bahn nach Halle. Mein Freund hatte mir versprochen, meine Sachen nachzuschicken und meine Adresse nicht an meine Wirthinnen zu verrathen.

Es schrieb mir bei der Ueberfendung: „Ich habe meine ganze Grobheit ausbieten müssen, Deine Sachen loszureißen — aber Dich haben sie noch nicht ganz aufgegeben! Sei auf Deiner Hut, armer Schaf!“

Ich kam in den ersten Tagen auf der fieberhaftesten Aufregung gar nicht heraus. Und einen Nachmittags hörte ich wirklich ein eigenthümliches, mir so bekanntes Schnaufen, wie der seltsam lange Hals und die Fetlast der Geheimen Frau Regierrathin es mit sich brachten . . . Zuerst ließ ich mir gelahmt da — dann hörte ich auch Alexandra Fettehenne's bevorstehe Harfenstimme fragen, ob der Herr Studiosus zu Hause . . . das gab mir den Löwenmuth der Verzweiflung wieder — ich sprang an die Thür — der Riegel war eingerostet . . . zwei Stock aus dem Fenster? — Sie würden Deine zerschmetterte Leiche noch für ihr Eigenthum erklären . . . Ha! da steht ja das großmächtige Kleiderspinde, in dem seinzeit Gheliebschaftsadel so einsam trauert . . . und ich troch leise in's Kleiderspinde zu dem melancholischen Frack und zog die Thüre dicht hinter mir zu . . .

„Der Herr scheint doch nicht zu Hause zu sein!“ sagte meine halische Wirthin — „das begreife ich nicht, vor fünf Minuten hörte ich ihn doch noch singen . . .“

„Ha! er singt noch? — das Ungeheuer!“ jammerte Alexandra Fettehenne — „was singt er?“

„Ich hab' ihn nur stets ein Lied singen hören,“ sagte die Wirthin:

„Wer von Leipzig kömmt oho! Heid,
Von Göttingen mit grünem Leid,
Von Jena ungeschlagen,
Der kann von Glück sagen . . .“

„Abscheulich!“

„Sind die Damen vielleicht auch aus Leipzig?“

„Wir werden warten, bis der Herr nach Hause kömmt!“

Und sie ließen sich auf meinem Sopha häuslich nieder — und die qualovollsten vier Stunden meines Lebens begannen . . .

Was ich in dieser Zeit über mein armes Ich ergehen hörte, wolle der theilnehmende Leser mir erlassen. Aber es war genug, mich für mein ganzes Leben von der Eitelkeit zu kurieren. Das war auch das Wenigste, was mich quälte. Viel mehr beunruhigte mich der Gedanke: O, wenn sie auf den unglückseligen Einfall kämen und eine gründliche Visitation in meinem Zimmer hielten — wenn sie sich im Kleiderspinde fänden . . . ha, wenn die in dieser verzwickten Lage der Zug einfchlafe, wenn du dich nothwendig rühren müßtest — oder, wenn der Thorn, der noch letzteh leipziger Thorluft her in meinem Frack steckt, dir in die Nase stiege und ein unaufhaltsames Niesen ausbreche . . . v, wie würden sie über dich herfallen mit — ihrer entsetzlichen Liebe . . .

Minute auf Minute, Stunde auf Stunde schlich qualvoll träge durch mein finsteres, enges Gefängniß. Niemand wird meine Kreuz- und Lendenschmerzen — meine Angst — meine Höllenpein nachfühlen können — denn noch Niemand hat unter ähnlichen Verhältnissen vier Stunden in seinem eigenen Kleiderspinde gefangen gesessen!

Als der Wächter endlich — endlich die zehnte Stunde rief — da habe ich zum ersten Mal in meinem Leben „die Lumpenglocke“ gelegnet, — die Stunde, in der jeder Student die Kneipe verlassen muß und jeder forgliche Philister seine Hausthür schließt. Mit Mühe und Grobheit bewog meine Wirthin endlich die Damen zum Aufbruch.

„So werden wir den saubreren Herrn oder der Hausthüre erwarten!“ sagte die sanfte Alexandra resignirt.

Mit steifen Gliedern und furchtbaren Kreuzschmerzen troch ich aus dem Kleiderspinde hervor. In allem Ernst befah ich mein neunzehnjähriges Haupt im Spiegel, ob es nicht in diesen vier Stunden schneeweiß geworden. Man hat ja Beispiele für solche Wirkungen der Furcht, des Grauens, der Angst.

Ich erschrak vor meinen bleichen, abgespannten Zügen. Aber einen weißen Kopf hatte ich doch noch nicht.

Wie lange Frau und Fräulein Fettehenne noch vor meiner Hausthür auf Posten gestanden, habe ich nie erfahren. Als sie am andern Morgen und noch zwei Tage lang wiederkehrten, wurden sie von meiner wohlinstruirten Wirthin so nachdrücklich empfangen, daß sie endlich die Liebesexekution aufgaben und nach Leipzig zurückdampften!

Digitized by Google

Ja, eine hallische Studenten-Wirthin hat Haare auf den Zähnen.

Der Himmel behüte Dich aber, mein junger Leser, vor den Dornen der „Altjungfernrosen“.

(Schluß folgt.)

Der hundertjährige Greis.

Eine Theatergeschichte

von

Gustav Gerstel.

(Vide S. 265.)

Nach dem Tode des bekannten Baßbuffos und Komikers Günther hatte der damalige Intendant des braunschweiger Hoftheaters, Baron Münchhausen, an die renommirtesten Vertreter des früher von Günther so wacker ausgefüllten Faches verlockende Gastspieleinladungen ergehen lassen, um einen Ausermählten womöglich dauernd an das Hoftheater zu fesseln. Auch mein Chevin, August Gerstel, erfreute sich damals einer solchen ehrenvollen Einladung, erbeten zu diesem Zweck den nachgesuchten außergewöhnlichen Urlaub von der Intendanz der fruttgarter Hofbühne, welcher er nunmehr seit einer langen Reihe von Jahren als lebenslänglich engagirtes Mitglied und Regisseur angehört, und reiste im März 1841 frohen Muthes nach Braunschweig ab. — Der Gesellschaft des braunschweiger Hoftheaters lag damals die Verpflichtung ob (ich vermag nicht anzugeben, ob dieselbe heutzutage noch besteht), auch die Stadt Wolfenbüttel allmonatentlich einmal mit ihren Kunstleistungen zu beglücken, und wohl aber übel mußten sich auch die in Braunschweig gastirenden fremden Künstler dazu bequemen, mit der einheimischen Truppe einen Akttecher nach dem freundlichen Schwesterstädtchen zu machen, dem der regierende Herzog Wilhelm im dortigen Schlosse ein hübsches Theater hatte erbauen lassen. Gerstel wollte sich dieser Verpflichtung um so weniger entziehen, als er dringend gebeten worden war, in Wolfenbüttel zum Besten des Pensionsfonds des braunschweiger Hoftheaters aufzutreten, und so bestimmte er denn das damals durch ihn gerade Mode gewordene Baudeville: „Der hundertjährige Greis“ von Angely, um sich in diesem — und zwar in der Titelrolle den Wolfenbüttelern zum ersten Male vorzuführen.

Es war ein freundlicher Wintervormittag, als die braunschweiger Hofschauspieler und Gerstel um den blank gescheuerten Tisch eines wolfenbütteler Wirthshauses saßen, um sich beim schäumenden „Frühschoppen“ braunschweiger Mumme für die Anstrengung des bevorstehenden Abends zu kräftigen. Leicht und munter, wie immer bei dem Künstlervolkchen, floß die Unterhaltung. Da mischte sich plötzlich der behäbige Wirth in das lebhafte Gespräch über die bevorstehende Aufführung und, sich an Gerstel wendend, fragte er, ob denn der fremde Herr Akteur schon Gelegenheit gehabt habe, mit einem „wirklichen Hundertjährigen“ zusammentreffen, und an diesem die nothwendigen Studien zur Darstellung auf der Bühne zu machen?

„Bester Mann,“ lachte Gerstel, „wo es der Kunst nicht vergönnt ist, der Lebensnatur zu folgen, muß sie auch sich selber schöpfen, und daß sie es kann, seht, darin liegt eben die wahre Kunst! — Faßt heute Abend meinen „Papa Rüstig“ scharf in's Auge, und Ihr werdet mir hoffentlich zugestehen, daß ich's verstand, einen Hundertjährigen auch ohne Vorbild zu zeichnen! — Freilich, vor manchem ehrwürdigen siebenzigjährigen Haupte hab' ich schon den Hut gezogen, aber einem Hundertjährigen — nein, Herr Wirth, dem bin ich leider noch nie begegnet.“

„Wie Alle nicht!“ tönte es im Chorauf, und — „Sa sa,“ schmunzelte der Wirth, „na, da schauen die Herren mal da zum Fenster hinaus; da humpelt eben der alte Behrens heran, das ist unser wolfenbütteler Hundertjähriger!“

„Was — ein wirklicher Hundertjähriger?“ — und empor sprang die Gesellschaft, hin zum Fenster, durch das sie wirklich einen gebuckten Greis sich langsamen, aber nicht unsicheren Schrittes dem Hause nähern sahen.

„Ja, ja, 's ist der alte Behrens,“ rief der Wirth beleidigend, „da kann der Herr Gast heute Vormittag noch seine Studien nach dem Leben machen!“

Die Thür ging auf — und mit einem mühsamen „Gu'n Morgen!“ — das Treppensteigen hatte den Greis erschöpft — trat der Erwartete in's Zimmer.

„Herr Wirth, einen Schoppen vom besten Mein für den alten Papa!“ rief Gerstel. „Hier setzt Euch her, Papachen, erholt Euch, thut uns freundlich Bescheid und vernehmt alsdann eine freudige Botschaft!“

Der alte Behrens, der Zeitgenosse Friedrich's des Großen, ein Streiter des siebenjährigen Krieges von den Zietben'schen Husaren, setzte sich mit einem freundlichen „Vergelt's Gott, lieber Herr!“ unbefangen zu der Gesellschaft.

Wetter, welch' ein charakteristisches Gesicht war das! — Unter den buschigen, schneeweißen Augenbrauen blickten zwei noch immer klare Augen hervor, tiefe Furchen durchzogen die gelbbraunen Wangen und in jeder Furche stand die Geschichte eines Jahrzehnts geschrieben. Ein vertrauendes Lächeln verklärte das ganze Antlitz des Alten, als er mit zitternder Hand das mit edlem Rebensafte gefüllte Glas an die Lippen führte.

„Nochmals, vergelt's Gott, lieber Herr!“ — und nun erzählt mir auch, was mir meinen Kerl denn heute eine so große Freude machen soll.“

Gerstel hatte unterdessen mit inniger Rührung den Greis betrachtet, bei dem Gedanken, daß der Alte sein — Urgroßvater hätte sein können. „Da, Papachen,“ sagte er endlich mit bewegter Stimme, „da nehmt diese Karten für Euch und wen Ihr sonst noch Liebes habt; sie gelten für die heutige Vorstellung im Schauspielhaus und — —“

„Lafst's gut sein, lieber Herr,“ fiel ihm der alte Behrens in's Wort, „setzt, ich steh' allein, meine Lieben sind bis auf eine Tochter von achtzehn Jahren, die mir meine dritte Frau geboren hat, allesammt schon lange, lange schlafen gegangen, und die Tochter soll mir nicht in's Theater, denn setzt, lieber Herr, hat das Komödienspielen ist hier in unserem stillen Wolfenbüttel auch so 'ne Neuerung, die — —“

„Ei, so verkehrt mir die Bühne nicht!“ rief Gerstel mit plötzlich wieder erwachendem Humor, „'s ist gar ein schönes Ding um die edle Schauspielkunst, wenn sie Einer richtig begreift und — doch, was sag' ich viel, geht heute Abend nur hinein in's Theater, denn hört, 's ist ein alter Bekannter von Euch da, Einer, der Euch kannte, als Ihr noch jung war't, wie ich, Einer, der — —“

„Was, Einer der mich kannte, als ich noch jung war? — ist's wirklich der Martin, der mit mir zusammen — doch nein, nein, auch der ist ja schon lange todt, — ach Herr, Ihr treibt wohl Euren Scherz mit mir — Ihr müßt nämlich wissen —“

„Nichts will ich wissen, gar nichts!“ polterte Gerstel, um die tiefe Rührung zu verbergen, die sich seiner bemeistert hatte, indeß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, „da, da sind die Karten — und nun, seht wohl, Alter, seht wohl, auf Wiedersehen heut Abend im Theater!“

Wohl über eine Stunde mochte verflossen sein und noch immer saß der alte Behrens nachdenklich in der einsamen Gaststube, und manche wehmuthsvolle Zähre der Erinnerung fiel in das zweite Schöpplein Wein, das ihm der geheimnißvoll lächelnde Wirth gespendet.

*

Der freundliche Tag mit seinen glänzenden Wintersonnenstrahlen hatte sich in einen trüben, regnerischen Abend umgewandelt. Heulend flog der Wind durch die Straßen, neckte die Barbergehenden, zerrte die Männer an den Mänteln, wühlte sich in die Tücher der Damen und zerzauste ihnen die Locken. — Inzg, der lose Buschse trieb allerhand boshwilige Kurzweil und die beharrliche Menge, die schon lange vor Eröffnung der Kasse die Eingangsthüren des Schauspielhauses umlagert hielt, jauchzte laut auf, als man ihr endlich die Pforten zum Paradiese erschloß, zu jenem „Paradiese“, das man in einigen Gegenden Norddeutschlands mit dem weniger schmeichelnden Namen „Hullerloge“ bezeichnet. Aber auch die unteren Räume des Schauspielhauses sollten nicht lange verdreet bleiben; von allen Seiten strömten die Schaulustigen herbei und bald war in dem ziemlich ausgedehnten Zuschauerraume für die verdrießlich wieder umkehrenden Nachzügler auch kein einziges Plätzchen mehr zu finden. — Auf der Bühne ging es unterdessen recht tumultuarisch her. Der Vorhang in Wolfenbüttel hatte nämlich nur ein einziges „Guckloch“ aufzuweisen und Alles drängte sich heran, um nach dem alten Behrens, dem wirklichen Hundertjährigen, auszuspähen. — Und richtig! da saß er ganz vorne in der ersten Bank, mit gefalteten Händen und erwartungsvoll auf den Vorhang gerichteten Augen, als müßte jeden Augenblick der „gute alte Bekannte“ dort hervortreten, von dem der fremde Herr heute Morgen mit ihm gesprochen. Blitz, der alte Behrens hatte sich herausstaffirt! — um den langen hagern Hals hatte er ein schneeweißes Tuch gewunden, der sadenscheinige schwarze Rock war gewissenhaft mit mehreren Medaillen und Ehrenzeichen behangen und sogar Perücke und Zopf hatte der Greis angelegt, um seinem Gesichte mehr Jugendlichkeit zu verleihen. Und richtig! da saß er ganz vorne in der ersten Bank, mit gefalteten Händen und erwartungsvoll auf den Vorhang gerichteten Augen, als müßte jeden Augenblick der „gute alte Bekannte“ dort hervortreten, von dem der fremde Herr heute Morgen mit ihm gesprochen. Blitz, der alte Behrens hatte sich herausstaffirt! — um den langen hagern Hals hatte er ein schneeweißes Tuch gewunden, der fadenscheinige schwarze Rock war gewissenhaft mit mehreren Medaillen und Ehrenzeichen behangen und sogar Perücke und Zopf hatte der Greis angelegt, um seinem Gesichte mehr Jugendlichkeit zu verleihen. Und richtig! da saß er ganz vorne in der ersten Bank, mit gefalteten Händen und erwartungsvoll auf den Vorhang gerichteten Augen, als müßte jeden Augenblick der „gute alte Bekannte“ dort hervortreten, von dem der fremde Herr heute Morgen mit ihm gesprochen. Blitz, der alte Behrens hatte sich herausstaffirt! — um den langen hagern Hals hatte er ein schneeweißes Tuch gewunden, der fadenscheinige schwarze Rock war gewissenhaft mit mehreren Medaillen und Ehrenzeichen behangen und sogar Perücke und Zopf hatte der Greis angelegt, um seinem Gesichte mehr Jugendlichkeit zu verleihen.

Das Zeichen zum Anfang war gegeben, der Vorhang flog in die Höhe und die ersten Szenen gingen ohne besondere Wirkung auf das Publikum vorüber. Da erschallt plötzlich die Stimme des alten „Rüstig“ hinter der Szene und eine athemlose Stille lagerte sich über den Zuschauerraum.

Digitized by Google

Der Präsident Grant im Kreise seiner Familie. Originalzeichnung von E. Kühn. (S. 270.)

Digitized by Google

Man muß solche Momente erlebt haben, um zu begreifen, wie selbst den Theilnahmslosesten in heartigen Augenblicken ein ihm sonst unbekanntes, seltsam feierliches Gefühl ergreift. Gerstel hatte — noch hinter den Coulissen — ein Liedchen zu singen; wie er dasselbe sang, wie er es heutzutage noch singt — das läßt sich eben nicht beschreiben. Brausender Jubel durchstürmte das Haus, als die bebende, oft versagende Stimme verklungen war, und der alte Rüstig betrat die Bühne. Das war ein Hundertjähriger, — nein, das ist ein Hundertjähriger! — so mußte wohl auch der alte Behrens denken, denn er saß da, vorgebeugt — die Hand über die Augen haltend und am ganzen Körper zitternd — das Stück ging seinen Lauf; Szene für Szene trug Gerstel, der die Rolle des alten Rüstig noch nie mit solcher Begeisterung gespielt, rauschenden Beifall ein . . . und dann, als der Hundertjährige auf der Bühne plötzlich begann: „Ja, in meiner Jugend! Poly Blitz, da war ich ein anderer Kerl! — frisch Roß zu wild, frisch Wein zu stark und frisch Mädel zu holz!" — Aber Einer hat mir die Mädels immer weggeschickt, Einer war da, den die Mädels alle besser leiden konnten: der Behrens aus Wolfenbüttel, — Blitz, möchte doch gerne wissen, wo das alte Haus jetzt stecken mag!" — da war es todtenstill im ganzen Hause und Aller Augen wandten sich dem Hundertjährigen im Zuschauerraume zu — wie er da stand . . . heiße Freudenthränen rollten über die gefurchten Wangen, die zitternden Hände hatte er zu dem vermeintlichen Kameraden emporgestreckt und weinend und lachend klang's von seinen bebenden Lippen: „Dier, alter Junge, hier bin ich ja!

•

Nur mit Mühe gelang es endlich den Umsitzenden, den alten Behrens wieder zu beruhigen; das Baudeville ging unter dem Jubel des enthusiasmirten Publikums zu Ende, und Niemand dachte daran, daß es noch ein ebenso ergreifendes Nachspiel haben sollte.

Müde und abgespannt von der gewaltigen Aufregung saß Gerstel in seiner kleinen Garderobe, umgeben von den glückwünschenden Kollegen. Der Soldatenrock aus der Zeit des größten Preußenkönigs hing schon wieder an seinem Nagel, und vor dem großen Ankleidespiegel lag die Perrücke, — der geringe Haarschmuck des Hundertjährigen. — Da trat — ganz unerwartet — der alte Behrens mit seiner Tochter in's Zimmer; kaum trugen die zitternden Beine den ehrwürdigen Greis, und, sich krampfhaft an Gerstel anklammernd, brach er mit thränenerstickter Stimme in die Worte aus: „Wo, — wo ist mein alter Kriegskamerad?"

Niemand hatte im ersten Augenblick eine Antwort bereit, Allen standen die hellen Thränen in den Augen, und erst als Gerstel sich faßte: „Aber Behrens, so seht mich doch nur an! — ich selbst war's ja, der Euch vorhin das vielleicht übereilte Wort von der Bühne herab zurief!" kam wieder Leben und Bewegung in die Gruppe der Anwesenden.

„Sie, — Sie?!" schluchzte der alte Behrens, „nein, Herr, Sie waren's nicht, Sie können's nicht gewesen sein! — Treibt keinen Scherz mit mir, Ihr lieben Herren, und faßt mich meinen alten Kriegskameraden sehen!"

Umsonst erklärte Gerstel ihm, daß er den hundertjährigen Mann nur dargestellt habe, umsonst zeigte er ihm Rock und Perrücke — ja, er zog den alten Soldatenrock an und setzte die Perrücke auf — vergeblich, der schluchzende Greis wollte nur „seinen alten Kriegskameraden sehen".

Dem wirklichen Hundertjährigen beim Heimgehen ein betrachtliches Geldgeschenk in die zitternde Hand drückend, rief der Pseudo-Hundertjährige mit bewegter Stimme: „Es war nur ein Spiel, was ich mir heute in Eurer Gegenwart erlaubte, und doch reichte es hin, um mich überglücklich zu machen, denn es hat mir zu meinem schönsten Triumphe in der Kunst der Menschendarstellung verholfen!"

Präsident Grant und seine Familie.

(Vide S. 263.)

Für die Vereinigten Staaten Nordamerikas hat in diesen Tagen eine neue Zeit begonnen — so Gott will: eine Zeit der wahren Einheit und Einigkeit, des hoffnungbreichen, immer herrlicheren Emporblühens im langjährigen Frieden!

Zu dieser Hoffnung berechtigt uns die Wahl des Generals Ulysses Sidney Grant zum mächtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas — und die Vergangenheit Grant's.

Betrachten wir zuerst das bisherige öffentliche Leben des neuen Präsidenten.

Berühmt wurde der Name General Ulysses Grant zuerst durch seine vielen glänzenden Siege über die hartnäckigen Südstaaten in dem jüngsten blutigen amerikanischen Bruderkriege, — Siege, durch die Washington's herrliche Schöpfung nur vor dem Zerfall und Untergange gerettet werden konnte.

Im Jahr 1845 trat der siebenzehnjährige Ulysses Grant als Lieutenant in die Armee ein. Während des mexikanischen Feldzuges diente er mit Auszeichnung unter Taylor und focht in den Schlachten von Palo Alto, Resaca, Palma und Monterey mit. Bald darauf wurde das Regiment, in welchem er diente, nach Veracruz entsendet, um sich mit der Armee des General Scott zu vereinigen, und von nun an nahm Grant an allen Gefechten Theil, welche der Einnahme von Mexiko vorangingen. Die Tapferkeit, durch welche er sich in denselben auszeichnete, trug ihm den Hauptmannsrang ein. Nachdem der Krieg zu Ende, wurde sein Regiment nach Oregon beordert; 1853 reichte er indeß seine Demission ein und ließ sich in St. Louis nieder. Beim Beginn des letzten Krieges bot er seine Dienste dem Gouverneur von Illinois an und wurde sofort zum Obersten des einundzwanzigsten Freiwilligenregiments ernannt, mit welchem er in Missouri Krieg führte. Einige Monate später erhielt er seine Ernennung als Brigadegeneral. Im Februar 1862 leitete er den Angriff gegen das Fort Donelson, das er zur Uebergabe zwang. Von nun an gab es Gelegenheit in Hülle und Fülle, seine bereits erprobte Tapferkeit in ausgezeichneter Weise zu bewähren. Seine Operationen auf dem Mississippi und vor allem seine Einnahme von Vicksburg machten seinen Namen zu dem populärsten der nordstaatlichen Armee. Auf den Vorschlag des Präsidenten Lincoln wurde er unter Zustimmung des Kongresses zu Washington zum Generallieutenant ernannt, eine Ehre, die vor ihm nur G. Washington und dem General Wienfield Scott zu Theil geworden ist.

Als solcher eröffnete er den Feldzug gegen Richmond am 3. Mai 1864. Lee, der feindliche Feldherr, bestritt jeden Zoll des Bodens, aber nach elf Monaten beendigte Grant den blutigsten aller Feldzüge mit der Einnahme von Petersburg und Richmond. Am 9. April 1865 sah Lee dem Sieger mit den Resten seiner Armee bei Appomatay in die Hände. Die edelmüthige, humane Art, wie der Sieger Grant die Besiegten behandelte, war in Amerika ganz neu — und gewann ihm auch die Herzen seiner Feinde. Mit dem Frieden zog sich Grant als Obergeneral nach Washington zurück, wo er durch sein kluges Benehmen den Taktlosigkeiten und Uebergriffen des Präsidenten Johnson glücklich die Stange hielt.

In den schönsten Hoffnungen berechtigt und aber auch des echt bürgerlich schlichten, reine und glückliche Familienleben des Präsidenten — die Frucht seiner einfachen, arbeits- und entsagungsvollen Jugendzeit.

Sein Vater, Jesse R. Grant, bekanntlich eines Leidens ein Lohgerber, verdöffentlicht in einem großen amerikanischen Fachblatte Briefe über seine Familie, deren charakteristisches Gepräge und bestimmt, Einiges daraus unsern Lesern mitzutheilen.

Nach zurückgelegten einundzwanzigsten Lebensjahre konnte Jesse Grant als ein „flattlicher Bursche und gewiegter Gerbergehülfe" daran denken, sich einen eigenen Herd zu gründen. Ganz klein fing er an, und da er ebenso fleißig als sparsam war, brachte er es auch bald in Sawanna zu einem kleinen Geschäft und einem hübschen Wohnhäuschen dazu, so daß er ganz von selbst darauf kam, sich nach einer passenden Lebensgefährtin umzusehen. Krankheit und Ungemach aller Art, das für ihn den Verkehr seines kleinen Vermögens zur Folge hatte, verzögerten aber die Ausführung des Planes. Erst nachdem er in einer Dorfschenke zu Point Pleasant die Bekanntschaft eines vermögenden Mannes gemacht, der mit Vorstreckung eines kleinen Kapitals ihm das Begründen einer neuen Lohgerberei ermöglichte, konnte er daran denken, die „Auserlorene, die er zurückgelassen", vor den Traualtar zu führen. Aber o weh! Er kam zu spät. Und erst ein Jahr darauf, im Winter 1820—21, sollte er sich mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines erst ehrenwerthen, wohlhabenden Farmers verbinden. „Ich nahm wahr," erzählte der Alte, „daß sie viel gesunden Menschenverstand besaß, viel an Sauberkeit hielt, fleißig, liebenswürdig und auch schön war, eitel aber auch nicht im Geringsten. Angesichts so vieler guten Eigenschaften zogerte Jesse R. Grant nicht: flugs trat er als Heirathskandidat auf, bekam seinen Korb, und — nun, am 24. Juni 1821 ward er mit Miß Hannah Simpson in aller Form getraut. Im Augustmonth bezog das junge Ehepaar ein aus Holz aufgeführtes einstöckiges Wohnhaus, das drei kleine Zimmer, einen Keller- und einen Vorraum enthielt. Grant setzte seine häuslichen Ausgaben auf 12½ Dollars monatlich fest, und erübrigte jeden Jahr 318 Dollars jährlich. Das könne heute eine unbedeutende Summe scheinen, meint er; damals sei es aber für eine Familie mehr gewesen als heute 1000 Dollars. Als Beleg dazu führt er an: für ein neues Haus, wie das damals von mir bewohnte, wird jetzt 25 Dollars Miethe gezahlt, gegen 2 Dollars um die Zeit; Mehl kostete 1 Dollar 50 Cents per Barrel und kostet jetzt 13 Dollars, Schinken 2½ Cents, jetzt 20 Cents das Pfund, Butter 6½ Cents, jetzt 55—60 Cents per Pfund, Eier 2—4 Cents, jetzt 20—40 Cents das Dutzend u. s. w.

Von Point Pleasant zog Grant dreithalb Jahre darauf nach Georgetown, zwanzig Meilen weit von dort, dem Hauptort des neukreirten Countys Browne,

Digitized by Google

„Mit fort nahm ich," erzählt der Alte, „als das Ergebniß meines dreitholbjährigen Wirkens, ein Sümmchen von etwa tausend Dollars in Silber. Das war aber nicht Alles: auch mein liebes Weib, von dem ich Ihnen erzählte, nahm ich mit, und überdieß einen ganz interessanten kleinen Burschen, einen General in spe, erst wenige Tage über ein Jahr alt." In Georgetown richtete sich die Familie nun wohnlich und geschäftlich ein. Die Lohgerberei war nicht sehr einträglich; gleichwohl war Grant zwei Jahre darauf im Stande, sich auf eigenen Mitteln ein kleines Haus bauen zu lassen, an dessen Stelle später, als die Familie zahlreicher wurde, ein größeres und schöneres trat. Zu Anfang des Jahres 1839 machte ihm sein ältester, damals nahezu siebenzehnjähriger Sohn Ulysses die Mittheilung, daß er unmöglich Lohgerber werden könne: das Handwerk sage ihm durchaus nicht zu. „Ich sagte ihm," berichtet der Alte, „er solle, wenn er sich hinsichtlich der Wahl eines Berufes auch entschießen möge, damit lieber gleich vorgehen, als just ein Handwerk erlernen, das ihm nicht zusage. Unter andern Dingen, die zum Leben erforderlich sind, wünschte er sich eine klassische Erziehung. Allein, obschon ich ziemlich bedeutende Ersparnisse gemacht hatte, erlaubten mir meine Mittel doch nicht, ihn in ein College zu thun. So dachte ich an die Militärschule in West-Point." (In Nordamerika hat jeder Staat das Recht, eine gewisse Anzahl Schüler unentgeltlich auf diese Schule zu schicken.) „Er war damit einverstanden, ich wirkte ihm, als für Ohio eine Schülerstelle valant wurde, dieselbe aus, und sofort reiste er dahin ab." Vier Jahre darauf (1843) bestand Ulysses Grant sein Abgangsexamen. Seine Kriegsthaten haben wir oben schon beleuchtet.

Ulysses Grant verheirathete sich 1850, nahm 1854 seine Entlassung, wurde Farmer und führte Herrn zu Galena (Illinois) in einer vom Vater begründeten Lederhandlung die Bücher, bis der nordamerikanische Bürgerkrieg ihn wieder zu den Waffen rief. Grant Vater hatte es mittlerweile zu einem mäßigen Vermögen gebracht. Im Sommer 1854 zog er sich, sechzig Jahre alt, vom Geschäftsleben zurück, verkaufte seine Lohgerberei, sein Haus und sonstiges Eigenthum in Clermont County und siedelte nach Covington in Kentucky über, wo ihm Jesse, sein jüngster Sohn, seine Familie noch heute dort lebt, und seine Tage wohl dort beschließen wird. Grant's zweitältester Sohn, Simpson, starb im September 1861, sechsundzwölf Jahre alt. Drei Jahre vorher hatte sein jüngster Sohn Orville des Verstorbenen Stelle als Führer einer großen Lederfabrik übernommen. „Simpson's fortwährendes Kränkeln," schreibt der Alte, „sowie die Ungewißheit, in der ich mich Ulysses wegen befand, ob Ulysses auch sein Auskommen haben werde, bestimmten mich, das Geschäft auf meinen eigenen Namen bis zum 1. Januar 1866 fortzuführen. Hierauf theilte ich mein Vermögen, und nun erfreue ich mich der trostvollen Gewißheit, meine Kinder alle gut erzogen und zu ziemlich vermögenden Leuten gemacht zu haben, glaube auch, daß sie alle auf gutem Wege sind. Jetzt bin ich nahezu fünfundsiebzig Jahre alt, mein Weib zwölf, seit fünfundvierzig Jahren mir eine treue Gesährtin, zählt deren siebzehn auf sich und noch ein ganz jugendliches und munteres Aushöhen; wir genießen nun, was wir in vergangenen Tagen durch harte Arbeit und erworben."

Der ganze Inhalt der und vorliegenden sechs Briefe belegt den Charakter eines Biedermanns, dem es in seinem Kampfe um die Menschenexistenz nur um den gerechten Zweck, den Weg der Rechtschaffenen und Guten zu thun, dem nichts heiliger war als die Pflicht. Er hat sich selber zur Stellung, die er jetzt inne hat, emporgearbeitet. Seiner Erziehung verdanken die Amerikaner einen ihrer hervorragendsten Feldherren, ihr jetziges regierendes Haupt; denn hätte Jesse Grant in großer Verblendung den Sohn gezwungen, das Gerberhandwerk zu erlernen und in seine Fußstapfen zu treten, so gäbe es einen Unionsprästdenten Grant jetzt noch nicht. Politik war in der puritanisch streng lebenden Familie wenig getrieben; nichtsdestoweniger bildete sich der Alte seine besonderen Ansichten. Die Sklaverei war ihm stets in der Seele zuwider und wie bedeute er sich in seinen Geschäftskolanten eines Sklaven.

Was für Gegenstände in der Geschichte dieser Familie! — Der Vater in seiner Jugend ein armer, unwissender Proletarierkind, der Sohn im Mannesalter ein berühmter General und der erste Mann im Staate.

Am 7. November vertieß General Grant in aller Stille seinen lieben bescheidenen Landsitz zu Galena in Illinois, wo er im Kreise seiner Familie so stillbürgerlich glückliche Tage verlebte, um als neu erwählter Präsident nach Washington überzusiedeln. Während der heißen Wahlkämpfe lebte er in Galena in stiller Zurückgezogenheit unbekümmert fort, als ginge ihn am allerwenigsten der Kampf um den Präsidentenstuhl etwas an. Wie auf dem Schlachtfelde, so verlor er auch jetzt seine Ruhe keinen Augenblick.

Am 4. März bezog der neue Präsident Grant mit seiner Familie auf vier Jahre das berühmte weiße Haus zu Washington. Mit ganzer Kraft gibt er sich den riesigen Amtsgeschäften hin. Seine liebste Erholung findet er nur im Kreise seiner Familie und seiner treuen Freunde — und bei einer Cigarre.

Es ist nun vergönnt, den Leser in Wort und Bild in das Familienzimmer des Präsidenten zu führen.

Wir sehen den Präsidenten in würdiger Haltung und bürgerlicher Schlichtheit sprechend dastehen, seine Gattin, deren Vater, den greisen General Dent, seine beiden jüngsten, noch im elterlichen Hause erzogenen Kinder Jesse und Nellie, seine treusten Freunde, die Generale Badeau und Kunstock und — das wir eine sehr wichtige Person im Haushalte des Präsidenten nicht vergessen — den farbigen Diener Addison Holmes, der sich in seiner neuen Rolle als „Haushofmeister des „Weißen Hauses" zu Washington sehr würdig vorkommt.

Und der schwarze Addison Holmes ist ein freier Mann — und darum liebt er seinen Herrn so treu und so leidenschaftlich, weil dieser die Tausende von seinen unglücklichen schwarzen Brüdern aus der Sklaverei befreit hat.

Darum — ja gerade wegen dieser Sklavenbefreiung hat Grant's Wahl zum Präsidenten der Vereinigten Staaten auch eine weit über die Grenzen der Union hinausragende Bedeutung: in dieser Wahl siegte auf's Neue jene hohe menschliche Idee, daß Sklaverei ein Fluch und eine Schande jeder Nation!

Präsident Grant führt in seinem Wappen die Devise. „Stehe fest!" — Dieß Wort rufen wir ihm von Herzen über den Ozean zu.

Alles und Neues.

Der neue Wegdampfer. Der praktischen Benutzung der Straßenlokomotive hat sich bisher ein so unüberwindliches Hinderniß in den Weg gestellt, daß sie unzuführbar schien, die Dampftraft zur Beförderung von Lasten auf gewöhnlichen Verkehrsstraßen nutzbar zu machen. Es ist theils die gegenseitige Abnutzung von Straße und Maschine. Ein rauhes Pflaster, wenn die sorgsam gereine eines metallumfaßten Rades machten eine beständige und äußerst kostspielige Reparatur der Maschine nothwendig, während andererseits, sobald man solche dieses Rades durch große und schwere Maschinen zu heben, der Fahrweg bedeutend litt. Diese beiden Mißstände gleichzeitig zu beseitigen, war schon seit längerer Zeit die Aufgabe der Ingenieure; doch noch zu Anfang dieses Jahres schien es, als sei der Lösungen nicht so bald von Straße und Maschine zu verzichten, als die Pferdekraft, da Mr. Thomson, ein Ingenieur aus Edinburg, eine Vorrichtung erfunden hat, welche beide angezeigten Uebelstände gleichzeitig und völlig beseitigt. Diese Vorrichtung besteht nämlich darin, daß der eigene Dampfdruck der Lokomotive von einem weiten, aus Kautschuk gefertigten, umgeben ist. Die bisher in den vielen und vielseitigen Experimenten erzielten Resultate lassen den neuen „Wegdampfer" — wie Dr. Thomsen seine Lokomotive nennt — eine gute Zukunft verheißen. Dieselben sind in der That zum Theil überraschend. Die erste dieser Maschinen, zur Beförderung für eine Zuckerraffinerie in Jena angefertigt, zeigte bei einer Normalkraft von zwei Pferden eine solche Leichtigkeit in den Bewegungen, daß sie mit gleicher Sicherheit über einen gewöhnlichen Weg und eine weiche Grasfläche, ohne eine mit Gummireifen belegte Eisenbahn, und eine mit zwei Fuß hohem Sand bedeckte Fläche geführt werden konnte. Nachdem die Experimente zur vollen Befriedigung ausgefallen, wurden noch drei andere „Wegdampfer" nach specifischen Prinzip konstruirt und in Gegenwart einer großen Anzahl von Fachmännern in Edinburg und Leith geprüft. Einer derselben, zum Kohlentransport auf einer sehr abschüssigen, zum Theil langen Strecke in Derbyshire bestimmt, wiegt bei einer Normalkraft von zehn Pferden acht Tonnen, und bei Spurkränze von 15 Zoll Breite und 3 Zoll Dicke. Bei der mit dieser Lokomotive in der Nähe von Edinburg vorgenommenen Probefahrt zeigten sich schon die großen Vorzüge dieser neuen Konstruktion vor allen andern. Die Lokomotive beförderte mehre der „Wegdampfer" nebst den hier angehängten geladenen Kohlenwaggons (im Ganzen 40 Tonnen schwer) eine Meile von 12 Meilen nach der Stadt, und wand sich hier geschickt durch das Gewirre der Droschken und Omnibusse, ging um die schärfsten Straßenecken — in einigen Fällen waren die Kurven so nahe bei einander, daß der 90 Fuß lange Zug die Form eines 8 bildete — und passirte mit Sicherheit enge und abschüssige Gassen. In wie weit die eben erwähnten Uebelstände der gegenseitigen Abnutzung vermieden sind, läßt sich darauf beurtheilen, daß eine Kartoffel und eine Rübe, welche man u. A. auf den Weg gelegt hatte, von dem Wegdampfer nicht auf einer Tour gebrochen, nicht einmal beschädigt wurden, und daß andererseits die Spurkränze nicht die geringste Beschädigung erlitten hatten, obwohl sie über scharfkantige Pflaster und tiefgehende Einschnitte hinweggegangen waren. — Wie weit die neue Erfindung sich verwerthen lassen wird, kann man augenblicklich noch nicht absehen. Die Landwirthschaft dürfte zweifelsohne große Erwartungen an dieselbe knüpfen, und auf militärischem Gebiete verspricht sie die größte Wirksamkeit. Wie z. B. hätten sich die Verhältnisse in dem jüngsten Kriege in Abessinien gestalten mögen, wenn anstatt der vielen Elephanten zwei bis drei „Wegdampfer" verwendet worden wären?

*

Die Bärte unserer Väter. Es war eine alte Gewohnheit, zur Bekräftigung des Inhaltes wichtiger Urkunde, den man zu bestätigen hatte, einige Haare des Bartes an das Siegel zu befestigen, welches an alten Urkunden hängt. Man liest von einer Urkunde aus dem Jahre 1121, wo dieser Gebrauch ausdrücklich bezeichnet ist: „Das mit Gegenwärtigem mehr Gemißheit und Festigkeit erhalte, habe ich von die Bestätigung meines Siegels nebst drei Haaren meines Bartes erheilt." Daselbe liest man in einer Schenkung, die 1181 vom heiligen Florent de Saumur in Stande gebracht wurde: „Und damit dieses Mineleu den Mönchen unangetastet bleibt, habe ich es durch Aufdrückung meines Siegels nebst dreien von meinen Haaren, wie der Augenschein ergibt, bekräftigen lassen." Man liest in einem alten Fragment von einer Geschichte Frankreichs, es sei in dem Zwistlatz, welcher zwischen Klotich, dem König der Gothen, und Clodwig, dem König der Franken, obgeschlossen worden, unverbrüchlich bedungen, daß Klotich der Bart von Clodwig berühren solle, um dadurch sein Verwandter zu werden. Hertzog Friedrich von Oesterreich übersandte seinen abgeschworenen Bart dem König Karl von Ungarn als ein Unterpfand der Verbindung und Freundschaft, die er mit ihm errichten wolle.

Digitized by Google

Drei Zeitalter. Originalzeichnungen von Reinhardt.

Im goldenen Zeitalter genirte ein Regenguß die Leute sehr wenig.

Im eisernen Zeitalter kannte man auch noch keine Regenschirme und wurde nur etwas rostig.

Im papiernen Zeitalter wurde der Patentpinie erfunden, wer werden mehr als je eingeweicht und brauchen bei jedem Regenguß eine neue Garderobe.

Digitized by Google

Die weiße Sklavin.

Eine Geſchichte aus der Union erzählt von Theodor Griesinger.

(Schluß.)

Man ſieht, der Doktor Carrs urtheilte ſehr kaltblütig, und der Neger wird dieß ohne Zweifel dem Umſtande zuſchreiben, daß ältere Aerzte gewöhnlich ſehr wenig Gefühl mehr an den Tag legen. Doch darin lag der Grund ſicherlich nicht allein, ſondern vielmehr hauptſächlich darin, daß in Amerika überhaupt, insbeſondere aber im ſüdlichen Theile der Union, ſolche wilden Bluſzenen nicht allzuſelten vorkommen. Mord und Todtſchlag, ſelbſt vor Gericht — man kann dergleichen faſt alle Tage in den Zeitungen leſen, und die Menſchen dort ſind ſo ſehr hieran gewöhnt, daß man nicht allzuviel Aufſehens darüber macht. Obendrdrein ließ der Vorſitzende des Gerichts, ſtatt die Sitzung für heute zu ſchließen, wie in Europa unbedingt geſchehen ſein würde, den Wirrwarr ganz ungehindert austoben und ſtellte dann, nachdem die beiden Leichname weggebracht worden waren, mit ziemlicher Geſchwindigkeit die Ordnung wieder her.

„Sie haben das Wort," ſagte er darauf zu dem Advokaten Joſua Damper.

„Meine Herren Richter und Geſchworenen," ſprach ſofort der Letztere mit großem Ernſte, „wie ſind ſoeben Zeugen einer wilden That geweſen; einer That, die ich nicht anders nennen kann, denn ein Gottesgericht. Jem Sharper war es, der vor zehn Jahren Adeline Wilſon in New-York raubte, um ſie an den Sklavenhändler Bill Sues bei Charleston zu verkaufen, und Lewis Flipper . . . Was willſt Du, Juno?" unterbrach er ſich der plötzlich ſelbſt, als er ſah, daß die alte Mulattin ſich erhoben hatte und heftig mit den Händen geſtikulirte.

„Juno," rief die Mulattin, „kann jetzt ſprechen, denn Maſter Sharper todt. So todt wie Maſter Sues todt iſt, und Juno braucht nicht mehr zu zittern vor Schlägen. Kennſt Du mich nicht mehr, kleine Letty?" wandte ſie ſich darauf an die Angeklagte. „Ja wohl kennſt Du mich, und Juno hat's gleich geleſen, daß Du mich kennſt. Iſt aber ſchon lange her, daß wir beiſammen waren, und Juno hatte viele Mühe mit Dir, bis ſie Dir austrieb das ewige Rufen nach Mama und Poll. Und dann . . ."

„Endlich, Juno," unterbrach ſie Joſua Damper mit leuchtendem Auge; „endlich gibſt Du alſo zu, daß die weiße Miß dort nicht Deine Enkelin iſt?"

„Juno's Enkelin," fuhr die Mulattin fort, „iſt gleich nach der Geburt geſtorben, zuſammen mit der Tochter. Aber Juno mußte lügen, weil Maſter Sues es befahl, und Maſter Sues war ein ſehr ſtrenger Herr. Juno ſpielt nicht mehr lügen, weil Maſter Sharper jetzt auch todt. Aber Juno möcht' noch mehr thun und hat etwas an ſich, das beweiſen kann, wem die kleine Letty angehört; etwas, das die kleine Letty unter dem Kleidchen verſteckt um den Hals trug, als Maſter Sues ſie mit andern Kindern von Maſter Sharper kaufte."

Mit dieſen Worten griff ſie unter das Tuch, das ſie um den Hals geſchlungen hatte, und war im Begriff, eine dort befindliche Kette oder etwas dergleichen zu löſen. Doch der alte Benton war im Augenblick an ihrer Seite und hinderte ſie faſt mit Gewalt daran.

„Halt!" rief er; „mein Freund Joſua Damper wird wohl vorher die Güte haben, Frau Wilſon zu fragen, ob ſie ſich nicht erinnert, was ihre Adeline am Tage, wo ſie geraubt wurde, um den Hals trug."

„Ein kleines goldenes Medaillon," ſchrie Miſſis Riely, aber vielmehr die frühere Fofe Poll, die ſich nun nicht mehr halten konnte; „ein kleines goldenes Medaillon, das an einem Korallenkettchen hing. Sie trug es vom Todestage ihres Vaters an."

„Das Verſtändniß ihres Vaters befindet ſich darin," hauchte Frau Dorah Wilſon, welche von Aufregung faſt außer ſich war.

„Jetzt ihr die Kette los," befahl Herr Joſua Damper, und den Augenblick darauf kam ein kleines goldenes Medaillon an einer Korallenkette hängend zum Vorſchein.

Benjamin Benton nahm Beides in Empfang und ſagte es vor dem Kriminalrichter nieder; der Kriminalrichter aber öffnete das Medaillon und richtig — es enthielt das winzig kleine Porträtbild eines Mannes, der von Benjamin Benton und Joe Jenkings augenblicklich als der verſtorbene Herr Wilſon erkannt wurde.

„Meine Herren Richter und Geſchworenen," ſprach nun Joſua Damper mit einer Stimme, die vor Rührung zitterte, „ich habe nichts weiter hinzuzufügen."

Eine tiefe Stille trat ein und voll Erwarten ſah Alles nach den Richtern und Geſchworenen. Auch gewahrte man ſofort, daß die Letzteren leiſe zuſammenflüſterten, während zu gleicher Zeit der Kriminalrichter mit ſeinen beiden Kollegen einige wenige Worte wechſelte. Jetzt erhob ſich der Kriminalrichter, aber in demſelben Momente erhob ſich auch Maſter Barlins mit der ganzen Partei, die er vertrat, und ohne ein Wort zu ſprechen, obwohl mit großem Geräuſch, verließen ſie insgeſammt den Saal. Speachlos ſtarrten ihnen die Zurückgebliebenen nach, und ſelbſt der roothweide Kriminalrichter ſchien auf einen Augenblick verwirrt. Als jedoch nunmehr urplötzlich aus dem Zuſchauerraum hervor ein gellendes Pfeifen ſich hören ließ, und die ganze Menge Miene machte, in dieſes Pfeifen einzuſtimmen, handhabte der Vorſitzende ſeine Glocke mit ſolcher Gewalt, daß bald die Ordnung wenigſtens einigermaßen wieder hergeſtellt wurde.

„Die Hauptklage," ſprach er dann mit vollſtimmer Stimme, „gegen den Doktor Frederic Benton gerichtet und dahin gehend, daß derſelbe zweien Sklaven der Plantage Beaujolais zur Flucht verholfen, iſt nicht mehr vorhanden, denn die Kläger haben ſich ohne einen Antrag zu ſtellen entfernt, und ich ſpreche daher kraft meines Amtes den genannten Frederic Benton von allen gegen ihn erhobenen Anſchuldigungen frei. Nicht daſſelbe ſteht mir zu in Betreff des Negers Bamboo, ſondern ich übergebe ihn vielmehr in die Gewalt ſeiner rechtmäßigen Herrin, der Miß Emily Beaujolais, und ihres Vormunds, des Herrn Preſident, damit dieſe nach dem Rechte, welches dem Eigenthümer von Sklaven zuſteht, über ihn verfügen. Was endlich Diejenige betrifft, welche bisher unter dem Namen Letty einen Beſtandtheil des Eigenthums der Miß Beaujolais bildete, ſo lege ich hiemit den Herren Geſchworenen die doppelte Frage vor: erſtens, hat das Haus Beaujolais auch fernerhin ein Recht auf dieſe eine Sklavin, und zweitens, wenn dieſe Frage verneint wird, iſt der Beweis geliefert, daß ſie frei geboren wurde als Miß Adeline, Tochter der Frau Dorah Wilſon aus New-York?"

Wiederum trat eine lautloſe Pauſe ein und unverwandt hingen die Blicke von allen Anweſenden an den Geſchworenen, welche ſich jetzt nach Recht und Herkommen in ihr Berathungszimmer hätten zurückziehen ſollen. Sie thaten dieß jedoch und nach ein paar Flüſterworten zuſammen erhob ſich Einer von ihnen. „Herr Präſident," erklärte er feierlich, „die Geſchworenen haben ſich bereits geeinigt, und ich als ihre erwählter Obmann verkündige hiemit laut: Die Angeklagte iſt eine freie weiße Jungfrau, Miß Adeline, Tochter der Frau Dorah Wilſon aus New-York."

Mit furchtbarer Spannung lauſchte Alles den Worten des Obmanns, und während er ſprach, konnte Jeder die Athemzüge ſeines Nachbars hören. Wie er nun aber geendet hatte, ho, welch' ein entſetzlicher Sturm brach jetzt los! „Nein Ehers" für Miß Adeline Wilſon," ſchrie ein Dutzend zu gleicher Zeit, und die neun Hurrahs wurden unter dem tobendſten Gebrüll ausgebracht. „Nein Ehers" für den Doktor Frederic Benton," ſchrie jetzt ein anderes Dutzend, und abermals brüllte das ganze Auditorium die neun Hurrahs. „Noch einmal neun Hurrahs für den berühmten Joſua Damper," war der dritte jauchzende Ruf, und ſo ging's fort mit Ehers, wohl eine gute Viertelſtunde lang oder noch länger, bis alle Hauptbetheiligten mit Hurrahs bedacht worden waren.

Indeſſen lag Miß Adeline, von Frederic Benton geſtützt, längſt in den Armen ihrer Mutter und — o mein Gott, wie ſtrahlten jetzt die Augen von Frau Dorah Wilſon! Sie war aber ſehr mager geworden in den letzten paar Tagen, die früher ſo üppige Frau, und auf ihre Stirne hatten ſich tiefe Runzeln eingegraben. Die ſchwere Sorge und Angſt und die furchtbare Aufregung der Nerven — die Folgen konnten gar keine andern ſein, und wenn es mit der Entſcheidung noch länger gedauert hätte, ſo wäre wohl eine ſchlimme Krankheit daraus entſtanden. Doch jetzt — ach jetzt war Alles vergeſſen, denn ſie hielt ja ihre längſt verloren geglaubte Tochter in den Armen und — einzige Schöpfer, welch' ein wunderherrliches Mädchen war nicht dieſe Tochter geworden! Uebrigens ſo egoiſtiſch durfte ſie nicht ſein, daß ſie Adeline für ſich allein in Anſpruch nahm, ſondern ſie mußte ſie auch den Andern gönnen, und unter dieſen befonders der Miß Emily Beaujolais, welche nicht müde wurde, ihre „Schweſter", wie ſie ſie nannte, zu umarmen. Kurz es war eine Szene der Aufregung, die ſich mehr zählen als beſchreiben läßt, und auch Adeline von ihrer Mutter und den andern Frauen, die mit ihnen kennen, faſt vergöttert wurde, ſo war der Doktor Frederic Benton bei den Männern nicht minder der Held des Tages. Von allen Seiten drängte man ſich an ihn heran und Jeder wollte der Erſte ſein, ihn zu beglückwünſchen, ſo daß ſeine näheren Bekannten, der Doktor Carrs und die beiden Mulgrave, Vater und Sohn, kaum Gelegenheit fanden ihm die Hand zu drücken. Ebenſo in Betreff des Ausgangs genommen war derjenige, welcher dieſen gewaltigen Gerichtskampf hervorgeſchaffen hatte, Herr Joſua Damper, und faſt in gleicher Linie mit ihm die Herren Benjamin Benton und Joe Jenkings, welche man zwang, über die Einzelnheiten beider faſt märchenhaften Geſchichte Näheres zu berichten. Nur allein der Neger Bamboo ſtand iſolirt im Hintergrunde, ohne daß eine menſchliche Seele ſich um ihn bekümmert hätte. Da riß ſich plötzlich Fred Benton los, und raſch dem Neger ſich nähernd, führte er ihn vor Miß Emily Beaujolais. „Ich empfehle ihn Ihrer und Ihres Vormunds Güte," ſagte der Doktor leiſe. — „Es iſt ſchon zwiſchen uns abgemacht," erwiderte Miß Emily, „was wir zu thun haben, und ich hoffe, lieber Freund, daß Sie mit uns zufrieden ſein werden."

Digitized by Google

Doch wir müssen nun abbrechen und es dem Leser überlassen, sich die verschiedenen Szenen weiter auszumalen. Namentlich ist es uns auch unmöglich, über den Eindruck zu berichten, welchen der Ausgang des Prozesses auf die Partei der Ultras unter den Freunden der Sklaverei machte, und nur das können wir nicht verschweigen, daß Herr William Marigny, als er sich mit Herrn Cafardeau und dem Rhadakan Parkins so überaus schnell vom Gerichtssaal hinweg in den Twinsloon des Metropolitanhotels begab, seine Gesellschaft nur auf einer Stunde Dauer auf eine ziemlich geringe Anzahl beschränkt sah. Namentlich hatte sich auch Monsieur Cafardeau selbst unbemerkt hinweggestohlen gewußt, und da sich derselbe nun in sein Zimmer eingeschlossen, die bitterste Verzweiflung im Herzen. Während er aber so vor sich hinbrütete, ward er plötzlich durch ein leises Pochen gestört, und wie er nun öffnete, stand Herr Betseau, der Vormund Miß Emily's, vor ihm. „Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden," sagte der Letztere sehr ernst, „und damit uns Niemand stört, wollen wir die Thüre weder abschließen." Sofort begann nun ein sehr leise geführtes Gespräch, bei welchem aber meistens Herr Betseau das Wort führte, während Monsieur Cafardeau sich leidend aerhielt und sich mehr und mehr auf's Bitten zu verlegen schien. Wenn dem übrigens so war, so richtete er offenbar damit nichts aus, denn die Sprache des Herrn Betseau wurde immer ernster und furzugebundener. „Sie haben zu wählen, Monsieur Cafardeau," sagte der alte Herr endlich in einem Tone, der keinen Widerspruch mehr duldete. „Entweder — Oder. Ganz nach Ihrem Belieben." Nochmals versuchte Herr Cafardeau einen leisen Einwand, aber Herr Betseau stand sofort auf und griff nach seinem Hute. — „Gut, gut, ich füge mich," rief jetzt Monsieur Cafardeau, indem er zugleich den Brautring, den er von Miß Emily Beaujolais erhalten hatte, vom Finger zog und den alten Herrn überreichte. „Das Verhältniß ist also gelöst, und noch heute verlasse ich diese Gegend für immer." — „Wofür wir," fügte Herr Betseau hinzu, „die Wechsel einlösen, welche Sie Herrn Marigny im Betrag aan zwanzigtausend Dollars ausgestellt haben. Ich werde Herrn Marigny sogleich von diesem zwischen uns abgeschlossenen Vergleiche benachrichtigen." Nunmehr verabschiedeten sich die beiden Herren von einander, aber ohne sich die Hand zu geben, und in der That befand sich Monsieur Cafardeau am Abend dieses Tages bereits auf dem Wege nach New-Orleans, wahrscheinlich um sich dort eine neue Lebenscarrière zu eröffnen.

Zu bemerkungen Abend sahen die Hauptbetheiligten unserer Erzählung aber wenigstens die meisten Personen, welche in diesem Drama eine hervorragende Rolle gespielt hatten, bei Mistreß Parker beisammen, und da nun seit dem gerichtlichen Entscheid verschiedene Stunden vergangen waren, so hatte sich auch die erste Siedhitze der Aufregung bei ihnen in Etwas gelegt. Links und rechts von Frau Doraly Wilson hatten Benjamin Benton und Joe Jenkings Platz genommen, und ihnen gegenüber saß Mistreß Baingstone mit Mistreß Parker und der früheren Kammerzofe Poll. Frederic Benton aber und Adeline hielten sich etwas weiter entfernt und sagten sich, aan einer Fensternische halb geborgen und ihre Hände fest in einander gefügt, leise trauliche Worte.

„Jetzt weiß ich es, theuerstes Wesen," flüsterte Frederic Benton, „warum mir Deine Gesichtszüge gleich von Anfang an so bekannt in mein Herz drangen; aber unbegreiflich ist mir's, daß ich nicht sogleich an Deine Mutter dachte, wo ihr doch einander so ungewöhnlich ähnlich seht."

„Und ich," erwiederte Adeline, indem sie schwärmerisch zu ihm hinaufsah, „ich wußte gewiß, daß Sie mich als Kind gehätschelt und auf den Armen getragen; aber um mein Leben hätte ich mich an Näheres nicht entsinnen können. Und doch," fügte sie in fast andächtiger Weise hinzu, „waren meine Gedanken immer nur bei Ihnen, wie bei meinem Gotte."

„Nicht öfter bei mir, als die meinigen bei Dir," sagte Frederic Benton erglühend. „Wie oft und viel beschrebe ich mich, Dein Bild aus meinem Herzen zu reißen, da ich nach glauben mußte, Du seiest Letty; aber es war vergebens, und je mehr ich mir Mühe gab, um so herrlicher malten meine Träume Dich aus."

„Letty!" wiederholte Adeline kaum vernehmlich. „Fast ist mir's ein Traum, daß ich noch gestern diesen Namen führte. Aber großer Gott," rief sie dann mit gefalteten Händen, „was wäre diese Letty ohne Sie? O wie unendlich tief stehe ich in Ihrer Schuld, so tief, daß . . ."

Doch wir wollen das Gespräch des jungen Paares nicht weiter belauschen, sondern wenden uns an den Tisch zurück, wo die abgenannten Personen bei einander saßen.

„Missis Wilson," sagte da plötzlich und unvorbereitet der alte Benton, nachdem er lange unverwandt nach der Nische hingeseben, hinter welcher halb verborgen sein Sohn mit Adeline saß; „Missis Wilson, wollen wir einander nicht für die Zukunft das sein, was man sonst im Leben Bruder und Schwester nennt? Wollen Sie, so schlagen Sie ein und ich heiße Sie künftig Doraly, wie Sie mich Ben."

„Ich will," erwiederte Doraly Wilson, „wenn Sie mich dessen würdigen; aber, aber," stockte sie tief verlegen, „wie soll ich ohne zu erröthen vor Ihren Sohn treten?"

„Vor meinen Sohn, Schwester Doraly?" sprach er, und seine Augen suchten wieder die Nische. „Allerdings meinem Sohn gegenüber muß die Schwester verschwinden; ihm müssen Sie Mutter sein."

Fragend blickte sie zu ihm empor und dann folgte sie seinen Augen nach der Nische hin. „Haben Sie mich verstanden, Schwester Doraly?" flüsterte er dann halblaut. „Was wir durch uns selbst nicht konnten, das müssen wir durch unsere Kinder werden, eine einzige ungetrennte Familie."

Frau Doraly Wilson erröthete bis über die Stirne hinauf, aber im selben Augenblicke schon leuchtete ihr Auge von seliger Wonne, und schweigend drückte sie die Hand ihres neuen Bruders.

„Und was sagt mein Bruder Joe dazu?" fragte sofort Benjamin Benton.

„Ich?" rief dieser, indem er dicke Rauchwolken — er hatte längst Erlaubniß erhalten, nach seiner Gewohnheit eine Cigarre anzuzünden — um sich blies. „Ich sage gar nichts, aber was den Fred und die Adeline anbelangt, so weeden sie ein Brautpaar abgeben, an dem sich die Engel im Himmel ein Beispiel nehmen können. Teufel," unterbrach er sich da selbst, als er fühlte, daß ihm eine dicke Thräne der Rührung über die Wangen herabfiel, „ist das eine starke Havanna! Der Rauch brennt mich ordentlich in die Augen."

•

Mit dem vorigen Kapitel hätten wir füglich unsere Geschichte schließen können, allein vielleicht interessirt es doch den Leser, über einzelne Personen, die darin vorkommen, nach einem Näheres zu erfahren, und hiemit mögen denn die wenigen nachfolgenden Zeilen entschuldigt werden.

An einem schönen Maimorgen des Jahres 1861, also ein starkes Jahr nach den letztgeschilderten Ereignissen, saß Frau Adeline Benton, die Gattin des praktizirenden Arztes Doktor Frederic Benton, in dem Garten ihres Hauses an der vierundzwanzigsten Straße in New-York, und ihr gegenüber hatte ihre Mutter, Frau Doraly Wilson, mit einem nur wenige Monate alten Mädchen auf dem Arm, Platz genommen.

„Sieh' nur," sagte Frau Doraly Wilson, „wie sie lächelt, die kleine liebliche Letty! Und ich habe doch recht, sie sieht mehr ihm als Dir gleich."

Frau Adeline erwiederte nichts, sondern nahm nun threefeits das Kind auf den Arm und betrachtete es mit einem fast mehr als seligen Blick.

In diesem Momente traten fast gleichzeitig, obwohl von verschiedenen Seiten her, zwei weitere Personen in den Garten, ein Mann und eine Frau. Der Erstere ein hochgewachsener junger Mann von blühendem Aussehen und mit feurigen braunen Augen; die Frau ebenfalls eine schlanke und jugendliche Gestalt, aber von glänzend schwarzer Farbe und mit krausem wolligem Haare.

„Fred, theurer Fred," rief Frau Adeline aufspringend und dem jungen Mann entgegeneilend, „schon zurück von Deinen Krankenbesuchen? Sie haben Dich diesmal nicht stark in Anspruch genommen."

„Ich bin noch lange nicht fertig," erwiederte der Doktor, indem er seiner Gattin einen Kuß auf den hohen Mund drückte und dann das Kind liebkoste; „aber ich habe Briefe aus dem Süden erhalten und neben Inhalt wollte ich Dir nicht bis zum Mittag vorenthalten. Doch," setze er sofort sich umwendend hinzu, „wen haben wir denn hier? Ah, Du bist's, Phillis, und wie ich sehe so gesund und frisch wie immer."

„Geht mir auch gut," erwiederte Phillis, die weißen Zähne zeigend und zugleich den Kard abnehmend, den sie am Arme trug. „Mir, wie meinem Manne, dem Bamboo, und mit unserem Geschäfte, das Missis Doktor uns eingerichtet hat, geht's noch besser. Erst gestern neue Sendung bekommen, und da hat mich Bamboo hergeschickt, um dem Massa Doktor und der Missis mit einigen Stücken aufzuwarten."

So sprechend deckte sie den Kard auf und die schönsten Orangen, Ananas und andere Südfrüchte kamen zum Vorschein.

„Ich danke Dir, Phillis," lächelte der Doktor; „ihr Beide, Du und Dein Mann, seid die Aufmerksamkeit selbst. Dafür sollst Du aber auch Neuigkeiten mit nach Hause nehmen, welche für uns Alle das höchste Interesse haben. Denke Dir, Adeline, Miß Emily ist Braut und hier," fuhr er fort, indem er ein zartes Briefchen aus der Tasche zog, „hier hast Du einen kleinen Beichtstuhl um ihr selbst, der Dir ohne Zweifel das Nähere meldet."

„Aber mit wem?" rief Frau Adeline in nicht geringer Aufregung.

„Mit Ralph Mulgrave," erwiederte Fred Benton, „meinem jungen Freunde."

„Und Monsieur Cafardeau?" war die weitere Frage.

„Ist seit Jahr und Tag verschollen," sagte der Doktor, indem er plötzlich sehr ernst wurde. „Er verschollen und sein würdiger Freund, Bill Marigny, todt."

Digitized by Google

„Todt?“ wiederholte Frau Adeline. „Hieraus war er wohl nicht vorbereitet.“

„Nein gewiß nicht,“ sprach der Doktor, „denn er wurde in einer Spielnacht von Einem, den er gerupft hatte, niedergeschossen und zugleich auch sein Oberster Verräther, welcher ihm beistehen wollte. Es ist noch das ehrenwerthere Ende, das die Beiden nehmen konnten,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

Die Maske.

Studie von einem Maskirten.

Die Maske hat zu allen Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt. Auch in der neusten Zeit ist sie nicht blos auf die Karnevalsbelustigungen beschränkt geblieben und hier und da im Privatleben aufgetaucht. Auf dem Tummelplatz alles Seltsamen, Geheimnißvollen und Bizarren: in Paris machte im vorigen Herbst eine maskirte Dame viel Aufsehen, welche zu Roß oder zu Wagen im vollen Tagelicht die belebten Alleen des Bois de Boulogne durchstreifte und über welche die abenteuerlichsten Gerüchte laut wurden. Sie lüftete schließlich den Schleier selbst durch die Presse. Es war eine emancipirte, italienische Gräfin, welche das Recht, sich zu vermummen, mit der naiven Behauptung beanspruchte, sie könne ebensogut wie jeder anonyme Schriftsteller unerkannt bleiben wollen und Niemand sei es gestattet, ihre Maske anzutasten. Jedenfalls hatte sie ihren Zweck, Aufsehen zu erregen, erreicht. Der romantische Anstrich der Sache verlockte Andere und das Maskiren kam förmlich in die Mode.

Zunächst füllten zwei maskirte Ringkämpfer in der Arena für Athleten, Rue Pelletier, allabendlich Haus und Kasse. Man vermuthete unter der Maske hochstehende Persönlichkeiten, welche unerkannt die Gladiatoren spielen wollten, und drängte sich zu den Kraftproduktionen. Dieser Humbug schmälerte den Besuch des berühmten Hippodrom. Um der gefährlichen Konkurrenz die Spitze zu bieten, mußte auch dieses seinen „Mann mit der Maske“ haben. Später wurde dieser durch eine junge Dame, eine Mexikanerin, abgelöst, welche vermummt die schwierigsten Voltigen aufführte.

Vermummungen sind natürlich in vielen Intriguen und Lagen des Lebens sehr bequem. Ist es nicht die Maske von Sammet oder Seide, so ist es der „Sombrero“ und der „Mantel“, in welchen sich Don Carlos im ersten Akt der Oper „Hernani“ verbirgt, oder das erborgte Kostüm, in welchem Almaviva im „Barbier von Sevilla“ seine Verführung versucht.

Die Maske, das ist Lucrezia Borgia, welche den schlafenden Gennaro auf die Stirn küßt. Die Maske, das ist der Bravo und der Meuchelmord. Die Maske, das ist das antike Venedig, von dem Victor Hugo sagte: „benutzt! Einmal benutzt, ist man verbannt, einmal verbannt, ist man verdammt, einmal verdammt, ist man verschwunden.“ In Venedig geschieht Alles versteckt, geheimnißvoll: Urtheil, Hinrichtung, Alles im Dunkel. Kein Schrei ist möglich, kein Blid vergönnt! Die Richter sind vermummt, der Henker trägt eine Maske, der Verurtheilte eine Kapuze!

Die spannendste Szene im Drama: „Der Thurm von Nesle“ — in Paris 600mal gegeben — ist jedenfalls diejenige, in welcher die Gebrüder d'Aulnay und der Kapitän Buridan von den Königinnen empfangen werden, welche in diesem düsteren, berüchtigten Thurm, der gleich einem steinernen Riesen die Seine beherrscht, ihre nächtlichen Orgien feierten.

Eine vertraute Kammerfrau führt die Kavaliere zu diesem Rendezvous der sittenlosen Herrscherinnen.

Und ob der Sturm von außen tobt, — der Glanz der Lichter und das Funkeln der Weine erhellen das Innere.

Die Kavaliere erkennen wohl vornehme Frauen an der Zartheit der Haut, an den Bewegungen, an der Harmonie der Stirne, — denn der Sammet wie der Purpur verräth den Adelsbrief der Schultern, die vollkommene Form der belspangten Arme — sehen aber nie das Gesicht der Sirenen, welche die Liebhaber einer Nacht nach dem Fest in die Seine stürzen lassen, um das Geheimniß zu wahren. Alle drei Furien, gefährlich wie das Gift, verführerisch wie die Sünde und unbarmherzig wie der Panther, tragen schwarze Masken vor dem Gesicht.

Zwischen dem zarten Inkarnat ihrer Wangen und den verteufelten Fratzen ihrer Kavaliere erhebt sich eine Scheidewand von Seide, unantastbarer als die Festungswälle des berühmten Vauban.

Einer der Kavaliere sagte zu Marie von Burgund:

„O laß mich doch Dein Gesicht sehen, damit ich es in meinen Träumen wiederfinde!“

„Nein!“ antwortete die schuldige Königin, „mich sehen wäre Dein Tod!“ Da entwendet Philipp d'Aulnay seiner Herrin die goldene Nadel, welche deren prachtvolles, braunes Haar zusammenhält, und sticht sie damit in die Wange.

„Damit ich Dich morgen bei Hofe wiedererkenne“, sagt er lächelnd.

„Unglückskicher“, schreit die Königin, „ich wollte Dich retten, jetzt bist Du verloren! Mit dieser Nadel, welche mich ritzte, hast Du Deinen Lebensfaden zerrissen!“

Man sieht, es war zu den Zeiten des Thurms von Nesle sehr gefährlich eine Maske zu lüften, welche undurchdringlich bleiben wollte.

Die Maske war der unentbehrliche Gegenstand der primitiven Theater und der religiösen Kulte bei den Alten.

Lest Diodor von Sizilien und ihr werdet finden, daß die egyptischen Könige bei gewissen Ceremonieen Masken trugen, welche Löwen-, Wolfs- oder Leopardenköpfe darstellten. Diese Mode ahmten später auch die Fürsten und Heerführer der Etrusker und Germanen nach, und das eiserne Visir im ritterlichen Mittelalter dürfte zu demselben Zweck.

Die Egypter verfahen sogar ihre Todten als Mumien mit Masken von Bast, bemalt und vergoldet.

Die Masken der gestorbenen Könige waren von reinem Gold und reich verziert.

Ebenso denken wohl kaum die Clowns unserer modernen troupe equestres daran, daß die Manier, sich das Gesicht mit rothen und blauen Farbenflecken zu bedecken, mehr als 3000 Jahre alt ist.

Bei den Bachusfesten der Alten beschmierten sich die Bachanten und Bajaderen mit dem Blut der Opferthiere. Dann benutzten sie auch den Saft der Beeren, welche ihrem Heiligen geweiht waren, um das Gesicht unkenntlich zu machen. Es war eine Maske wie jede andere, hinter dem blut- und weinbefleckten Antlitz wollte sich die Trunkenheit und Völlerei verbergen.

Man trifft aber nicht nur die Maske im Gebrauch bei den antiken Saturnalien, sondern auch bei historischen Persönlichkeiten, wie denn Ovid in seinen Metamorphosen und Virgil in der Georgica ausführlich die Maske beschreiben, deren sich Dionysius von Halicarnaß bediente.

Aeschylos war der Erste, welcher den Schauspielern die Masken verlieh, Masken, welche er unter seinen eigenen Augen fertigen und nach den verschiedenen darzustellenden Charakteren zeichnen ließ.

Wie man nach auf alten Denkmälern, auf gemeißeltem Stein und antiken Cameen dargestellt sehen kann, war der Mund in den Masken der Alten sehr groß und diente durch seine Höhlung zur Verstärkung der Stimme.

Endlich, „Mann mit der Maske“ ganz eigenthümlicher Art hat im vorigen Jahrhundert — wenn man der Tradition glauben darf — Ungarn besessen.

Er hieß Oswald Lany, stammte aus Preßburg, und war zu seiner Zeit der schönste Student der Universität Heidelberg gewesen. Muthig und begeistert für alles Verwegene und Gewagte, entführte er eines Nachts seine Geliebte, die Tochter eines vornehmen Hauses, und flach den sie verfolgenden Vater nieder. Er wurde jedoch ergriffen, erkannt, angeklagt und zum Tod verurtheilt.

Am Tage vor seiner Hinrichtung verlangte ihn ein Arzt zu sprechen, welcher wegen seiner geheimnißvollen Forschungen und interessanten Entdeckungen auf dem Gebiet der Medizin berühmt war.

Nachdem dieser in das enge Gefängniß eingetreten, betrachtete er aufmerksam die Züge, den Nacken und den Bau des Kehlmuskeln, fand den Puls normal, den Kopf frisch, die Stirnadern ruhig, das Auge klar und rief dann vergnügt: „das ist der Mann, welchen ich brauche!“

„Was wollen Sie denn eigentlich bei mir?“ fragte endlich der Verurtheilte.

„Ich komme, um ihren Körper zu kaufen.“

„Aha, Sie wollen mich sezieren und studieren, ob Sie nicht vielleicht in meinen Eingeweiden die Erklärung für mein Verbrechen finden?“

„Durchaus nicht,“ entgegnete der Doktor, „ich will nur einen scheinbar übernesslichen Versuch machen. Wenn Sie morgen enthauptet sein werden, will ich mich Ihres Körpers und ihres Kopfes bemächtigen, und wenn meine Berechnungen mich nicht täuschen, werde ich beides wieder zusammenfügen und Sie wieder beleben.“

„Sie sind ein Narr!“ rief lachend der Verurtheilte.

„Nicht im mindesten! wenn die Spitze eines Fingers oder der Nase abgehauen wird, so gelingt es oft den Anstrengungen geschickter Aerzte, das Ende wieder anzuheften. Die Muskeln, die Adern, die Knochen vereinigen sich wieder unter der geheimnißvollen Mitwirkung eines natürlichen Heilungsprozesses, weshalb heute dasselbe nicht auch mit dem abgetrennten Kopf, dem edelsten Theil des Menschen, zu ermöglichen sein?“

„Sie werden bei dergleichen unsinnigen Studien noch den Kopf verlieren!“

„Für den Augenblick sind Sie es, vorlauter junger Mann, welcher ihn verlieren wird und zwar für immer, wenn ich nicht zu Ihrem Glücke da wäre. Noch einmal, der Mensch und seine einzelnen Glieder sind durch

Digitized by Google

daſſelbe unſichtbare, geheimnißvolle Band verbunden, wie alle Geſchöpfe unter ſich. Es iſt ein Fluidum; nirgends findet ſich völlige Leere oder ewige Vernichtung. Alles Beſtehende wechſelt nur die Form. Was geſtern für immer getrennt ſchien, vereinigt ſich heute auf's Neue, es handelt ſich nur darum, den zerriſſenen Faden wieder zu finden und zu knüpfen, die Lebensdrähte wieder anzufachen und das erloſchene Feuer wieder anzuzünden."

„Sie meinen alſo?" . . . . . murmelte der Student.

„Ihren Kopf dem Körper wieder anzufügen!" rief begeiſtert der Arzt. Der Beurtheilte verlaufte alſo ſeinen Körper an den Arzt für 1000 fl. und beſtimmte dieſe Summe den Armen. Dann verabſchiedete er den Doktor mit einem unglaublichen Lächeln.

Am andern Morgen wurde der Student Oswald hingerichtet und ſofort nach der Exekution wurde Kopf und Körper dem Doktor überbracht, welcher beides bei ſich ſorgfältig niederlegen ließ und eiligſt zur Löſung ſeiner großen Aufgabe ſchritt, indem er murmelte: „Beeilen wir uns, denn ſchneller als der Haſe im Forſte dem Jäger enteilt, entſchwindet mit dem rinnenden Blute das Leben."

Dann poſtirte er ſorgfältig den abgeſchlagenen Kopf wieder dem Halſe an, während auf der Glut eines Kohlenbeckens die verſchiedenen Subſtanzen kochten, welche bei dem feſtenen Experiment Verwendung finden ſollten.

Wie die zerſchmetterten Nerven, der Hals- und Rückenwirbel, Fibern, Adern, Sehnen und Haut wieder zuſammengefügt und ergänzt wurden, blieb Geheimniß feiner Wiſſenſchaft. Thatſache iſt, daß ſchließlich durch den Einfluß einer elektriſchen Batterie und mit Unterſtützung einer erhitzten Miſchung von Menſchenblut, Quecksilber, Arnica und Tropfium nicht allein der Kopf wieder an den Hals befeſtigt, ſondern daß alsdann auch der zuſammengeklöthete Körper, zu des Operateurs eigenem Entſetzen, ſich belebte und mit der Frage aufrichtete: „Wo hat man mich hingebracht!"

„Sie ſind gerettet!" ſchrie triumphirend der Doktor, „das Wichtigſte iſt jetzt für Sie, wenn Sie ihr gefahrdetes Leben forſchen wollen, ſich für die Zukunft unkenntlich zu machen. Gehen Sie, nehmen Sie Ihren Theil Cyſtenz wieder auf, aber ſuchen Sie das Ausland zu gewinnen, oder wenn Sie hier bleiben, tragen Sie ſtets eine Maske vor'm Geſicht. Das iſt übrigens nunmehr Ihre Sorge, mein Werk iſt beendigt. Ich wollte das letzte Wort für ein zu löſendes Problem finden. Es iſt geſchehen und ich bin befriedigt!"

Der Enthauptete kehrte in die Welt zurück. Wie die Geſchichte erzählt, verweilte er noch einige Zeit in Heidelberg, ging dann nach Prag, nach Raſchau und Preßburg, ſtets mit der Maske, welche er nie ablegte.

Auch in der Politik hat die Maske ihre Rolle gefpielt. Wer erinnert ſich hierbei nicht der berühmten „eiſernen Maske" in der Baſtille dieſer geheimnißvollen Perſönlichkeit, welche zeitweilig für den treuloſen Intendanten der Finanzen, dann wieder für einen fremden Geſandten, ſogar für einen nachgeborenen Bruder Ludwig's XIV. gehalten wurde, und deren wirklicher Name trotz aller Forſchungen heute noch nicht entdeckt iſt, wenn wir auch wiſſen, daß die Maske nicht von Eiſen, ſondern nur von ſchwarzem Sammet war?

Wer dächte nicht an den verlarvten Henker Karl's I. von England, wer nicht an jenes unglückliche Weib, welches vor circa 25 Jahren faſt ganz Europa bereiſte, um ihr durch Verwandtenmache zum Opfer ihres verſtümmelten Geſichts heilen zu laſſen und welche — bis Dieffenbach in Berlin ſie nothdürftig wieder herſtellte — ſich nur maskirt ſtehen laſſen konnte. Wer hat nicht von jenem Büßerorden gehört, deſſen Mitglieder, durch ſackähnliche Umhüllungen entſtellt, in früheren Jahrhunderten — und heute noch in Italien und Spanien — überall da erſchienen, wo Unglückliche zu tröſten, Sterbende zu laben, Verurtheilte auf dem letzten ſchweren Gang zu begleiten und Todte zu begraben waren, welche Schiller im letzten Akt ſeines Wilhelm Tell bei dem erſchoſſenen Landgrafen auftreten läßt und welche der rohe Volkswitz mit dem Namen der „Galgenvogel" belegte?

Bekannt iſt, daß die berühmte und ſchöne Sängerin Barbieri-Nini plötzlich durch die Blattern ſo entſtellt wurde, daß ſie zauberte, in ihrer abſtoßenden Häßlichkeit vom Neuem vor das Publikum zu treten. Da jedoch nur ihr Geſicht, nicht ihre Stimme durch die Krankheit zerſtört worden war, ſo wählte ſie für ihr erſtes Auftreten die Rolle der Lucrezia Borgia, denn dieſe weiße Tigerlahe kommt vermummt auf die Szene und ſingt ihre erſte Arie: Com' è bello, qual incanto! unter der Maske. Dadurch, ſagte ſie ſich, wird mich das Publikum nicht nach meinem Geſicht, ſondern nach meiner Stimme, nach meinem Talent beurtheilen. Hat es mich daran einmal wiedererkannt, ſo kann ich mich dann ohne Gefahr zeigen. Und glaubt mir, wenn es gerecht iſt, wird das Urtheil auch dann nicht widerrufen.

Sie lag alſo und unwiderſtehlich. Alles wurde hingeriſſen, der Applaus wollte nicht enden.

Dann demaskirte ſie ſich. Und der Beifall, welcher ſo überreich der Sängerin geſpendet worden war, ergoß ſich nun von Neuem auch auf die Frau.

Vor wenig Jahren noch trat im Théâtre lyrique in Paris eine Sängerin mit ausgezeichneter Stimme auf, welche bei ihrem Engagement zur Bedingung gemacht hatte, vor dem Publikum wie in den Proben unabkirt auftreten und unbekannt bleiben zu dürfen. Natürlich war die Neugierde angeregt und der Zulauf groß, doch iſt, ſoviel mir bekannt, das Geheimniß der Dame — vielleicht nur eine neue Art Reklame — niemals enthüllt worden.

Es war dieß die Uebertragung der kleinen, reizenden Operette: „Die verſchleierte Sängerin" von Viktor Maſſé in's wirkliche Leben.

Nun genug der Meditationen und adieu!

Alte und neue Scherze.

Geſammelt von **Franz Wallner.**

Vorſicht iſt bei allen Dingen gut. Im Dampfbad ſahen zwei von Gichtſchmerzen gefolterte Leidensgefährten und klagten ſich ihre Leiden freuitten. Während der Eine dabei vor Schmerz faſt wahnſinnig wurde und laut aufſchrie, ſah der Andere lächelnd auf die Bemühungen des ewig reibenden Badediener nieder. „Aber wie vermögen Sie dieſe Höllenqualen mit ſo heiterer Ruhe zu ertragen?" — „O, nichts leichter als das. Sie waren ſo unvorſichtig, dem Kerl das kranke Bein hinzuhalten, ich habe ihm mein geſundes frottiren laſſen."

*

Sehr charakteriſtiſch. Den Münchener Charakteriſtik Sapbir mit folgenden Worten: Wenn ein Bauer früh Morgens aufſteht, iſt er ein Vierjaß, wenn er ſich Abends zu Bett legt, iſt er ein halb Dutz.

*

Ein geldenes Räthſel. Auf einer bei ſchlechtem Wetter kehr langweiligen Dampfſchiffahrt machte ſich auf dem zweiten Platz ein armer Jude durch ſeine tiefſinnigen Witze ſo bemerkbar, daß die elegante Geſellſchaft den Kapitän um die Erlaubniß bat, dem Manne den Zutritt in die erſte Kajüte zu geſtatten. Unter andern überhalten Geſellſchaftsſpielen ſchlug der Jude Folgendes vor: „Jeder gibt der Reihe nach ein Räthſel auf. Derjenige, deſſen Räthſel nicht errathen würde, erhält von jedem Mitglieder der Geſellſchaft einen werther hyperiten Thaler!" Das Spiel ging hin und her; alle Räthſelfragen wurden aber gelöſt. Als die Reihe an den Juden kam, ſtellte er folgende Aufgabe: „Wie kann man zwei Eier unter vier Perſonen ſo vertheilen, daß jeder ein ganzes Ei bekommt, und doch noch eines in der Schüſſel liegen bleibt?" Alle zerbrachen ſich vergebens darüber die Köpfe. Der Jude zog die bepreiste Summe, aus dreiundzwanzig Thalern beſtehend, ein. Dann nahm er, um die Löſung des Räthſels gefragt, ein Gelbſtück aus der Taſche, legte es auf den Tiſch, und ſagte ſchlichtem: „Hier iſt mein Thaler Strafe. Verzeihen Sie, meine geehrten Herrſchaften, ich weiß das Räthſel ſelber nicht zu löſen."

Schach.

(Rathſel von Jean Dufreſne.)

Von Herrn **Demenon** in **Paris.**

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht und ſetzt mit dem fünften Zuge Matt.

Auflöſung der Schachaufgabe Seite 228:

Weiß.	Schwarz.
1) S. F 4 — H 5 †	1) K. G 5 nimmt H 5 od. A.
2) L. E 3 — G 5	2) Beliebig.
3) D. tödt Matt.	
A.	
1)	1) L 2 5 — F 5.
2) D. E 1 — G 3	2) Beliebig.
3) D. oder S. tödt Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 24.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Bothhart.

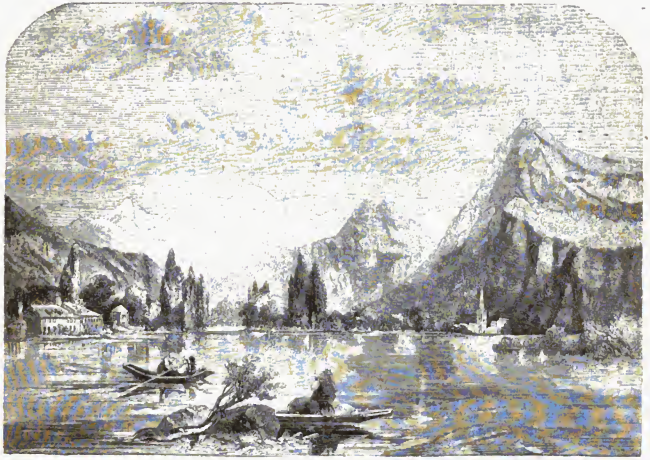
In der Ballus.

Kriminalgeschichte von J. D. H. Temme.

(Fortsetzung.)

Gine war in tiefen Gedanken. Man sah es an ihren langsameren Schritten, an der geringeren Aufmerksamkeit, die sie jener linken Seite der Ballus schenkte, wo sie Verrath befürchtete, wohin noch so eben ihr Ohr mit so großer Sorglichkeit gerichtet gewesen war. Sie war wohl mit den beiden Menschen in ihrer Nähe beschäftigt, die sie, jetzt von Neuem, so nahe anginngen.

„Wovor suche ich Euch denn zu retten? Und warum thue ich es? Das Regiment der Russen über die armen Polen ist ein schweres, ein entsetzliches. Aber was Euch polnischen Edelleute betrifft, habt Ihr nicht eine schwere Hand, die Euch züchtige, verdient? Habt Ihr sie nicht verdient durch den Hader unter Euch selbst, von dem Ihr in dem schwersten gemeinsamen Unglück Euch nicht einmal losjagen konntet? Habt Ihr sie nicht verdient um Eurer Bauern und Eurer Knechte willen, die Ihr auch jetzt, da Ihr selbst so hart und so tief gedrückt werdet, nicht besser als Eure Hunde anseht, die Euch nur die Stiefeln Eures Hochmuths, Eures Zornes, Eurer Rohheit, Eurer Mißhandlungen, die Opfer Eurer Leidenschaften und Lüste sind, die Ihr mit Füßen von Euch stoßt, wie Eure Hunde, die Ihr mit Euren Hunden von Eurem Hofe jagt, wenn Ihr sie unglücklich, elend gemacht habt? Aber stellt Ihr Beiden hier denn diesen ganzen



Der blaue See. (S. 384.)

Abel vor? In Eurer tiefsten Noth kann der eheliche Friede seine Stätte bei Euch finden. Das Lächeln Eures Kindes vermag den Haß, den Groll, womit Ihr seit Jahren Euch das Leben vergiftet, aus Eurem bösen Herzen nicht zu verbannen. Und für mich, zu deren Hand Euer Leben und das Leben Eures Kindes liegt, ohne deren Hülfe Ihr verloren seid, die ich mit einem Druck meiner Hand, mit dem leisesten Kuß meines Fußes Euch in die Tiefe des Abgrundes hinunterstoßen kann, habt Ihr auch hier nur Euren Hochmuth, Eure Verachtung, Euren Haß. Ihr denkt vielleicht schon jetzt, wie schwer Euch der Dank drücken wird, den Ihr mir verschuldet, wenn ich Euch gerettet habe. Vermöchtet Ihr es, Ihr würdet schon hier, mitten in der Ballus, mich von Euch stoßen, wie Ihr mir den Handen mich von Euch stoßen, wie Ihr mir den Handen mich von Euch stoßen, wie Ihr mir den Handen

Dienstboten, dem ganzen Hause als ein Feigling gelten wollte, der sich vor seiner Frau fürchte. So brachte sie mich ihm zu, ihn mir. Sie, sie! Ich wurde die arme Verführte. Im Schloß waren sie unterdeß Alle eifersüchtig geworden auf die Litthanerin, die Allen von dem Herrn vorgezogen wurde. Da wurde meine Schande offenbar. Die Gräfin wurde über die Undankbare, von der sie betrogen sei. Das ganze Schloß hatte nur Verachtung und Hohn gegen die Schlange, die den Herrn an sich gelockt und verführt habe, um mit dem schmählichsten Undank das Leben der Herrin zu vergiften.

„Und der Herr —. Seine Verwandten besuchten ihn nicht mehr. Die Leute im Schlosse wichen ihm scheu aus. Er war ein Tyrann gegen die Herrin. Die Herrin war auf einmal ein Engel, der Abgott des Schlosses, mit ihrer stillen Geduld, mit ihren heimlichen Thränen; mit ihrer Nachsicht, Sanftmuth und Freundlichkeit, die sie jetzt für Jeden im Hause hatte, auch für die, die früher von ihr am meisten mißhandelt waren. Und mit derselben Sanftmuth und Freundlichkeit, mit der Bitte, er möge Nachsicht mit ihr, mit ihren Fehlern haben, nahte sie sich ihrem Manne. Sie erreichte ihr Ziel. Ihr Mann widerstand ihr nicht. Er söhnte sich mit ihr aus; er wurde ihr Sklave. Und nun regirt ihre Rache mich. Sie hatte sich lange gestellt, als sei sich nicht mehr da. Auf einmal mußte ich vor ihr erscheinen. Ihr Auge spie Zorn, Wuth, Gift der Schlangen gegen mich. Ihre Lippen fiießen Flüche und Verwünschungen gegen mich aus und gegen das Kind, das ich unter meinem Herzen trug."

Eine hemmte ihren Schritt. Die Erinnerung hatte sie zu mächtig ergriffen. Sie mußte sich unwillkürlich nach der Frau umwenden, mit der ihre Gedanken sich beschäftigten, die jetzt keinen halben Schritt von ihr entfernt war, die ihren Fuß in die Fußstapfen des von ihr vernichteten Mädchens setzen mußte, wenn sie nicht in dem Schlamm der unergründlichen Tiefe versinken wollte.

Sie stand vor der Frau, auf einmal, Gesicht an Gesicht, Auge in Auge. In das Gesicht des Mädchens ergoß sich die dunkle Röthe des Zorns, des lange verhaltenen, seindlichen Zorns; ihr Auge sprühte einen plötzlich hervorgebrochenen, fast wilden Grimm.

Das Gesicht der Gräfin erbleichte in jähem Schreck; vor ihren Augen wurde der Himmel, der sternenhell geworden war, rabenschwarz. Sie wich zurück.

„Herrin, es ist Dein Tod!" rief das Mädchen.

„Eine!" schrie die Frau flehend in ihrer Todesangst.

Aber das Mädchen hatte die Worte nicht vernommen, sie hatte sie warnend gerufen.

„Gehen wir weiter," sagte sie. „Wir sind bald am Ziel."

Sie gingen weiter. (Schluß folgt.)

Liebesfrühling.

Von

Fr. Rückert.

(Vgl. S. 281.)

Ich sehe, wie in einem Spiegel,
In der Gestalten Auge mich;
Gelöst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verbarg mein eignes Ich.

Durch deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt;
Blos in ihr wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgestellt.

So weiß durch meinen Busen gehet
Hier deines Herzens stiller Schlag,
So fühl' ich, wann die Schöpfung drehet
Vom ersten bis zum jüngsten Tag.

Die Wetter dreh'n sich all' um Liebe,
Lieb' ist ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnoth.

Der Schöpfung Seel' ist ew'ger Frieden,
Ihr Lebensgeist ein steter Krieg.
Und so ist Friede mir beschieden,
Sieg über Tod und Leben, Sieg.

Ich spreche still zur Lieb' im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gib mir Luft, du gib mir Schmerzen!
Dein leb' ich und ich sterbe dein.

Ohne Dornen keine Rosen.

Humoristische Naturstudie von **Arnold Wellmer.**

(Schluß.)

III.

Die Klatschrose.

(Rosa spinosissima — die dornenreichste Rose).

(Vgl. S. 284.)

Ich hatte mein medizinisches Staatsexamen mit Numero 1 glücklich hinter mir und ich fand, daß mir der Doktor-Hut sehr hübsch stand. Ich war nie so verschwenderisch mit Visitenkarten gewesen, wie seit dem Tage, an dem unter meinem Namen zum ersten Mal »doct. med.« stand. Ich sann ordentlich darauf, wie ich mit Anstand noch einige Dutzend Karten los werden könnte. Aufwärterin, Stiefelputzer, Briefträger, Schneider u. s. w. hatten die kleine marmorerne, goldgerändelte Karte hoffentlich an ihren Spiegel gesteckt — natürlich nur wegen meiner neuen Adresse. Dienstmännern durchfragen mit meiner Karte zu Bestellungen die ganze Stadt — natürlich zu ihrer Legitimation. Und ich redete mir und Schaefer Toni und Jedem, der es hören wollte, gern ein: nur auf diese Weise kann ein junger Doktor bekannt werden — Praxis bekommen.

Warum soll ich wegen dieser kleinen Doktor-Eitelkeit erröthen? — Cosi fan tutti — machen sie's doch Alle so, die neugebackenen Herren Doctores medicinae et philosophiae.

Also der „praktische Arzt" war fertig — aber die „Praxis" fehlte noch. Da las ich denn eines Tags nicht ohne Herzklopfen im Inseratentheil der Bossischen Zeitung:

Für junge Aerzte.

In Paddensumpfheim, einer blühenden Stadt Hinterpommerns von 3000 Seelen, nur sieben Meilen weit von der Eisenbahn entfernt, ist hocken der einzige praktische Arzt an Altersschwäche gestorben. Seine Bücher erwiesen eine Jahreseinnahme von 750 Thalern. Junge, liebevolle, praktische Aerzte, Bundärzte und Geburtshelfer wollen sich mit Einsendung ihrer Photographie und Darlegung ihrer persönlichen Verhältnisse baldgefälligst an den Unterzeichneten wenden. Verheirathete Bewerber werden nicht berücksichtigt, unverlobten wird der Vorzug gegeben. Das Leben in Paddensumpfheim ist ebenso angenehm, als wohlfeil. Für das erste Jahr garantirt der Unterzeichnete ein Jahreseinkommen von 500 Thalern.

Magistratsä.

Huckebein, Bürgermeister.

Ich entsühnte die Beilage von Tante Bossen der Konditorei und lief damit zu meinem sehr weitgereisten Pathen Timotheus, der als früherer Reisereisender ein gut Stück Menschenleben gesehen hatte.

„Natürlich, Junge, setzt Du Dich gleich hin und schreibst an den hochlöblichen Magistratus von Paddensumpfheim in Hinterpommern. Du hast ja all' jene vortrefflichen Eigenschaften, die Senatus populusque Paddensumpfheimiensis verlangen: jung, liebevoll, unverheirathet, unverlobt — und, so viel ich davon verstehe, kann sich Deine Photographie aller Orten lassen — besonders, seit Du Die einen so koketten Henri-quatre hast stehen lassen . . ."

„Aber, Herr Pathe, das Alles scheint mir ja gerade für einen Doktor der Arzneikunst pure Nebensache zu sein —"

„Kindskopf, Du redest, wie Du es verstehst. Für eine Stadt von hundert, fünfzig, zehntausend Einwohnern sind's freilich Lappalien — aber für die zweitausend Seelen und schönen Seelchen von Paddensumpfheim im hintersten Hinterpommern ist ein junger, liebevoller, unverlobter, hübscher Doktor mit einem Henri-quatre ein Weltereignis. Also geschwind setz' Dich hin und schreibe echt liebevoll und liebenswürdig und zeige mir dann das Konzept — ich werde dann noch ein wenig appetitlicher, gebratenen Mäuse-Mehl dran streuen. Und vergiß nicht die Photographie — Zoni soll die heiße herausfuchen — ein wenig schmachtend-bittersich . . . das rührt feminine Herzen am Tiefsten . . . Ich wette, Herr Bürgermeister Huckebein könnte ganz en famille „Lieben Mädchen in Uniform" aufführen, ohne genöthigt zu sein, beim Senat eine kleine Töchteranleihe zu machen.

„Wenn nur Hinterpommern nicht gar zu weit aus der Welt wäre . . ."

„Und besonders von Halle, mein Junge, — nicht wahr?"

„Warum betonst Du das so sehr, Onkelchen?"

„Nun, ich meinte nur, Nick:

Halle liegt im Thale.
Bin's so viel lieber Mädchen gibt,
Als Pferdchen in der Saale . . .

aber, à propos, Herr Doktor: warum wurdest Du vorhin so roth bei der Nichtverlobtsein-Bedingung?"

Digitized by Google

Ich fühlte, daß ich bei dem schalkhaften, klugen Blick des alten Timotheus noch um einige Nuancen röther wurde. Und dann stotterte ich eine ungereimte Betheurung über die andere, daß ich in meinem jungen unschuldsvollen Leben noch nicht so furchtbar gefrevelt hätte, mich zu verloben!

„Nun, laß es gut sein, Kid — in der Zeitung hab' ich es ja noch nicht gelesen und eine Verlobungskarte hätteſt Du Deinem alten Pathen doch auch wohl geſchickt!"

*

Ich war wirklich der Verurſache, auf dem Kirchhofe von Paddenſumpfheim meine erſten medizinischen Vorberen zu pflücken. Der Herr Bürgermeiſter Huckebein hatte mir eigenhändig einen überaus liebenswürdigen und nur wenig unorthographischen Brief geſchrieben und mich eingeladen, sein Haus zunächſt als das meinige anzuſehen, bis ich eine beſſere Wohnung gefunden.

Die Eiſenbahn hatte ich hinter mir und ich humpelte im Poſtwagen langſam die ſieben Meilen Landweg auf Paddenſumpfheim zu. Es war ein naſſer, melancholiſcher Oktobertag und es ging auf der unchauſſirten, aufgeweichten, lehmigen Straße nur langſam vorwärts, trotz der vier lebensmüden Pferde, die ſo unglücklich waren, den faſt immer leeren Poſtwagen allwöchentlich zweimal nach Paddenſumpfheim ſchleppen zu müſſen. Oefter war keine Poſtverbindung von der übrigen Welt dahin.

Endlich — als ich ſchon faſt ſchon ſo wehmüthig wurde, wie meine vier Poſtgäule — kamen wir auf ein Stück grasbewachſener Chauſſee. Ich bekam wieder Lebensmuth und ich rief mir das Abſchiedswort meines alten Pathen Timotheus in's Gedächtniß zurück: „Kopf hoch, Kid, und feſt! feſt, mag auch immer kommen mag — es iſt Deine erſte ſelbſtſtändige und ſelbſtthätige Stellung im Leben, mache ihr und Deinem alten Pathen Ehre!"

„Ja, das will ich, Röschen — Du biſt ja mein ſüßer Lohn, der mir für mein Arbeiten und Streben winkt — nur Deinetwegen nehme ich ja ſogar Hinterpommern auf mich! — und ſchon komm' ich zweifelsſtündig froh in den hinterpommerſchen bieten Regenzug hinaus ſingen:

> An der Saale hellem Strande
> Blühn die Reben früh und mild,
> Blühter glühn ſie rein und rothig,
> Und ſein Duften hilft to leeg
> Und weiten Berg' klagt ſein Bild . . ."

Ach! ein Chauſſee-Haus . . . welch' eine Augenerquickung in dieſer regenvollen Gegend — und dort eine Tafel am Hauſe:

„Dieſe Haus darf bei Ein Thaler Strafe nicht umgeſahren werden.
Paddenſumpfheim, 1. Mai 1866. Magiſtratus.
Huckebein, Bürgermeiſter.

„Schwager, fahrt mal gleich das Haus um — den Thaler Strafe bezahl ich . . . ha! ha! ha! — das iſt ja ein Hauptluſt, mit dem ich in meiner erſten Reſidenzſtadt beſchäftigt" — und die alte thatendurſtige, übermüthige Studentenlaune kam wieder über mich — trotz meiner beſten Philiſter-Vorſätze.

Der Schwager ſah mich mit ſeinen großen, waſſerblauen, leeren Glotzaugen und ſeinem weitausgeſpannten Maule verdutzt an — dann entglitt es dem Gedege ſeiner prachtvollen Schwarzbrodzähne nicht ohne Selbſtgefühl: eine königliche Poſt zankt ein Chauſſeegeld, hat alſo ſeinen Profit davon, wenn ſie auf jenem Feldwege hinter dem Chauſſeehauſe herumfährt!"

Ha! an dieſem klaſſiſchen Deutſch erkenn' ich meine Paddenſumpfheimer — und zumächſt ihr bürgerliches Oberhaupt!

Und dann ſah ich einen hohen Kirchthurm aus dem Nebelmeer auftauchen und dicht vor mir eine lange Gaſſe von ſtrohgedeckten Scheunen mit Lehmwänden . . . halt ſchon wieder eine ſchwarzweiße Magiſtratstafel:

„In Paddenſumpfheim dürfen Pferde, Kühe, Ziegen, Schweine, Gänſe u. ſ. w. Abends nicht mit Talglichtern oder Thranlampen, Pfeifen oder Cigarren, ſondern nur mit Stalllaternen gefüttert werden!"

Großer Huckebein — welch' geſegnete Mägen müſſen Paddenſumpfheim zu Theil geworden ſein, wenn ſchon das liebe, unvernünftige Vieh Stalllaternen verdaut!

Wir fuhren gegen Abend durch eine lange, lange Straße mit einſtöckigen niedrigen Häuſern, vor denen Düngerhaufen und allerlei Ackergeräth lagen. Daß ich in einer Stadt war, ſpürten der Poſtwagen und ich ſelber nur zu deutlich an den Seen und Gebirgsketten des hochlöblichen Straßenpflaſters. Und in allen Häuſern zeigten ſich an den hundertjährigen, kleinen, ſonnenblinden Fenſtern die Köpfe meiner argloſen Opfer, den Poſtwagen und den einen Paſſagier mit augenſcheinlichſtem Intereſſe betrachtend. Ha! wenn ſie ahnten, daß ihr zukünftiger Kirchhofsliferant in dieſem gelben Kaſten ſitzt — wie würden ſie ihn dann erſt anſtaunen!

Nach und nach erweiterte ſich dieſe lange Straße zu einem beulenartigen Ausbuchs nach beiden Seiten, um ſich dann allmälig wieder zu verengen. Dieſe Beule nannte Paddenſumpfheim ſeinen Marktplatz. Hier zeigten ſich ſogar einige zweiſtöckige Häuſer, vor denen leine instrumenta exactica muſtiſche Andeutungen machten.

Wir hielten vor der Poſt. Eine langmagere Frauenzahn, aus einem langmageren, ſehr reſoluten Geſichte aufragend, guckte aus der Hausthür vor — dann verſchwand ſie plötzlich wieder mit einem Seitenblick auf ihre trotz der vorgerückten Tages- und Jahrzeit ſehr wenig vorgeſchrittene Toilette und ich hörte eine ſchrille, harte Stimme, die trefflich zu der mageren, reſoluten Naſe paßte: „Kamerar — der neue Doktor iſt da, ich erkenne ihn an dem hübſchen Ziegenbart nach der Photographie — ſieh' Dir geſchwind den Sonntagsrock an und nöthige ihn herein, ich will mir nur die Haube mit dem gelben Bande aufſetzen — ſei ſehr liebenswürdig, Kamerar — denke an Lochen und Berthchen und Gustchen und" — Eine Thür klappte — ich hörte nicht weiter, an wen der Herr Kamerarius ſonſt noch bei meinem „hübſchen Ziegenbart" denken ſollte.

Kaum ſtand ich ziemlich rathlos auf dem Pflaſter, ſo hüpfte mir aus dem Poſthauſe ein kleines, bärtes, bewegliches Männchen entgegen, das noch die leere Hand daran legte, einen blanken, etwas ſchlottrigen, apfelgrünen Rock um die mageren Gliederchen zu drapiren: „Habe die Ehre? — Herr Doktor Wendel? — freut mich ungemein — bin der Kamerarius Pfefferkorn, auch Poſtmeiſter hieſiger Stadt und kann dem Herrn Doktor auch mein Kolonial- und Materialwaaren-Lager auf's Beſte empfehlen — auch vortreffliche Cigarren, Hofen- und Rockzeug — Alles, was der gentile Mann gebraucht . . . Aber bitte, wollen Sie nicht hineinſpazieren? — die Frau Kamerariuſſinn würde ſich unendlich freuen, Ihnen ein Schälchen Thee vorſetzen zu dürfen — und erſt meine Töchter Lochen und Berthchen und Gustchen und . . ."

Aber da ſtand ſchon ein anderer großer, ſtattlicher Mann mit ſehr breitem, rothem Geſicht und dem unzweideutigſten Bürgermeiſterhauche vor mir. Er war noch ganz außer Athem von den ſchnellen Gange über den Markt herüber.

Unzweifelhaft hatte auch er ſich in der Verfaſſung der Frau Kamerariuſſin befunden und erſt ein wenig Toilette machen müſſen. Die Chemiſettbänder waren nicht zugebunden und baumelten an beiden Seiten der ſtark vorgebirgigen, grau und roth meliirten, unzugeknöpften Weſte vor und die engen blauen Beinkleider waren bis über die blanken Stiefel hinaufgerutſcht.

„Nein, Kamerar — der Doktor iſt mein Gaſt!" keuchte der executive Bürgermeiſter hervor und nahm zärtlich meine beiden Hände in ſeine ſchwammigen zehn Finger.

Alſo das war der große klaſſiſche Germane von Paddenſumpfheim!

„Aber meine Kameratiuſſin erwartet den Herrn Doktor ganz beſtimmt — ſie ſetzt ſich nur erſt eine Staatshaube auf und . . ."

„Ziehen Sie, Kamerar, — die Bürgermeiſterin ſteht da ſchon in vollem Putz vor der Thür!"

Richtig, draußen unter den beiden herbſtlichen Lindenbäumen ſtand eine mittelgroße ſtagkrumde Figur, die unaufhörlich zu mir herüberknixte und mit einem weißen Taſchentuche wehte. Ich konnte nicht umhin, der Frau Bürgermeiſterin mein Kompliment zu machen.

Da knixte es aber auch ſchon aus der Poſtmeiſterei heraus: citronengelb bebändert — ſenerroth umfangen — ſüß lächelnd — mit der ſpitzen Naſe, die ich in meinem Leben geſehen. „Ach! da kommen wir freilich zu ſpät, den Herrn Doktor zu bitten, in unſerem niederen Hauſe fürlieb zu nehmen — die Frau Bür-ger-mei-ſte-rin mit ihrer „Bildung" und ihren acht ſchönen Töchtern geht freilich vor!"

Onkel Timotheus, da haſt Du doch falſch prophezeit — „acht Mädchen in Uniform" — das war ſelbſt für Louis Angely's Phantaſie zu ſtarker Tabak.

Der Bürgermeiſter nahm mich am Arm — die Naſe der Frau Poſtmeiſterin ward noch um einige Winkelgrade ſpitzer und lief ganz gelbgrün an. „Wenn die gnädige Frau Bürgermeiſterin es erlaubt, bedirt und der Herr Doktor vielleicht ein ander Mal mit ſeinem Beſuche!" tadelte ſie furchtbar ſüß.

Ich wollte noch einen Blick auf die Poſtmeiſterei — da ſah ich an den Fenſterſcheiben fünf gelbgrüne Fleck . . . es waren fünf plattgedrückte ſpitze Mädchennaſen — neue Ausgaben von der ſcharfen Landzunge der Frau Kamerarin.

„Ein ſpinöſes Weib, die Kamerariuſſin," ſagte der Bürgermeiſter beim Fortgehen — „ſie kann nicht erwarten, ihre fünf Hopfenſtangen an den Mann zu bringen. Mit den Leuten müſſen Sie gar keinen Umgang halten. Meine Tochter von Bildung in dem Hauſe!" ſagt meine Minna. Ein geſchredites Weib, die Bürgermeiſterin, Doktor — und gebildet, wie nur eine und der Reſidenz. War auch in ihren Mädchenjahren elf Monate in Berlin, um die letzte Politur wegzubekommen — und von der Mutter haben meine Töchter das wieder gelernt. Sie ſpielen Klavier und ſingen — entzückend. Sie ſollen ſehen, was ſie mit zum Geburtstag gekauft und gehäkelt haben — prachtvoll! In unſerem Hauſe wird Ihnen wohl

Digitized by Google

Der Liebesfrühling. Gedicht von Fr. Rückert; illustrirt von C. Ked. (S. 279.)

Digitized by Google

werden, Doktorchen — die einzige passende Umgang in Pabdenumpfheim für einen gebildeten Mann!“

Die Aeine, runde Bürgermeisterin lutzte und lächelte und tuchwedelte noch immer und entgegen, wie von der Tarantel gestochen. In meiner Verlegenheit warf ich einen Blick auf das Katische, zweisächige, weise Haud der Bürgermeisterei — das schimmerten mir an den blanken Scheiben acht plattgedrückte, haarrunde, weiße Nasenknöpfe entgegen — und rundherum breiteten sich ebensoviele weiß-rosige, runde Apfelgesichter aus — wie ein Erdbeerapfel dem andern gleich.

„Meine Frau, die Bürgermeisterin, Doktorchen — ein wahres „Konservationslexikon“ von Bildung —“

„O Huckdein, Du machst mich erröthen durch Deine süffisanten Elogen“ — Ihre „obstruleteste“ Dienerin, Herr Doktor — bitte die Ehre zu haben und hineinzuspazieren . . . hier meine Töchter Klaudina — Lukretia — Euthilda — Petronella — Theodosia — Veronika — Adelgunda — und Modesta . . .“

Eben so viele erröthende Erdbeerapfelgesichter und tiefe Automatenknixe — und Doktor-Verbeugungen!

„Nicht wahr, hübsche Namen, Herr Doktor?“ fuhr die glückliche achtfache Mutter wie ein Mühlrad fort. „Za, fest ich so „insolent“ war, in Berlin von der „delikatissesten“ Gesellschaft zu „persistiren“, habe ich eine furchtbare „Obstination“ gegen so ‘ne „kommunale“ Namen, wie Gustchen, Berthchen, Lorchen — und sonstige „Ordinärtäten“, welche die Frau Kammerrathin, Posmeisterin und Gerichtsdamerin für ihre schönen Töchter aus dem Kalender ausmählte . . . Nicht wahr, Herr Doktor, eine reizende Frau die Pfefferkornin? hi! hi! hi! „konversirt“ Sie Ihr Herzchen nur gut gegen diese holde Fee Bohnenstange und ihre hölzernen Klapperpüppchen — hi! hi! — denn wie rührend schön singt der größte Dichter Moyebue doch in seiner Verzweiflung:

„Her — wer — nie . . .“

Dieß wurde mit einer gewissen graziösen Handbewegung Klaudina des Modesta gesagt, wie in einem wohleingepaukten Schulexamen — und die sechzehn rothen Lippen öffneten sich und entluden sich im wohlgeübten Chore taktfest mit gleichem Sylbenfall:

„Wer niemals einen Rausch gehabt,
„Der ist . . .“

„Nein, nein, das meinte ich nicht — Ihr wißt ja:

Wer nieder sank . . .“

Und wieder klangirte der Chor, als sagte er in der hundertköpfigen Klippschule das Ein mal Eins auf:

„Wer nieder sank in Lieb zu ihren Füßen,
Den hielte Schutzengel Nachen wollten stießen . . .“

Triumphirend sahen mich Vater und Mutter an — der Bürgermeister flüsterte mir ziemlich hörbar zu: „O, Doktorchen, die Mädchen können noch viele so hübsche Liederchen hersagen — das Alles haben sie von ihrer Mutter . . .“

Ich fühlte mich zum ersten Mal in meinem jungen Leben etwas verlegen — vor dieser hintergonnen'schen Bildung — — bis ein gewisser, nachtwandriger Humor über mich kam und ich mich rechtschaffen bemühte, womöglich noch hintergonnerscig gebildeter zu sein.

Ich machte der Bürgermeisterin und ihren acht Ebenbildern mit einer wahren Wuth den Hof — die Mutter strahlte und übertraf sich selber mit saftigen Fremdwörtern. Die Töchter wurden immer röther und zeigten mir auf alle Galanterie stets als Antwort — ihre weißen, lachenden Perlzähne.

Zum Abendbrod gab es zwei kolossale Gansebraten, wie dergleichen eben nur in Pommern wachsen, ganz vollgestopft mit Semmelkrumen und Aepseln und Backpflaumen. Ich war so glücklich, zwischen Klaudine und Lukretia zu sitzen, die mich fast zu Tode fütterten mit immer neuen, mit liebenswürdigster Gewalt auf meinen Teller gehäuften Kolossal-Portionen.

Dabei roch es in dem ganzen Hause entsetzlich nach frischgegerbtem Leder. Der Herr Bürgermeister war auch zugleich Lob-Gerber-Meister von Pabdenumpfheim.

Nach dem Abendbrod klimperte Klaudine — schauerlich ein Stückein auf der „Stummen“, zirpte Lukretia — oberzeisslend: „Zerbrückt die Thräne nicht in Deinem Auge, es wacht die Thräne Dich so engelschön!“ leierte Euthilda lachmuskelerschütternd: „Als ich auf meiner Bleiche mein Stückein Garn begoß!“ — und alle Acht präsentirten mir auf einmal Wink der Mutter die von ihnen gestrickten und gehäkelten Morgenschuhe, Hosenträger, Faulenzer, Nadelkissen, Lampenschirme und noch viele andere Mißgeburten der feinen Händchen . . . und ich Unglücksmann mußte Alles — Alles überschwänglich bewundern. Dabei wurde auch der Stadtklatsch nicht vergessen — und als ich Abends in meinem lauber mit Kalk getünchten Schlafzimmer — Dank meinen fleißigen Turnübungen und mit Hülfe eines Stuhls glücklich auf die vier unmenschlichen Unterbetten und drei gewaltigen Kopfkissen (von denen eines mehr Federn im Leibe hatte, als das opulenteste berliner Bett in seinen sämmtlichen Stücken zusammengenommen) des hochgethürmten Wollenbettes hinaufwohlgirrt war — da kannte ich so ziemlich alle pabdenumpfheimer Kriegs- und Friedensverhältnisse — ich wußte, was ich als „unverlobter Doktor“ zu erwarten hatte — — und ich segnete zum ersten Mal die ausgiebigen Lebenserfahrungen, welche mir aus den Bestecktuch und Tortelets und Scheiern mit Schinken von Fräulein Alexandra Fettehenne's altjüngferlichen Handen in Leipzig erwuchsen — und sene qualvollen Stunden in meinem hallenser Kleiderzunde.

Das Wort „Röschen“ — nahm ich in meinen ersten Traum in Pabdenumpfheim hinein — — und solch' erster Traum an einem neuen Ort soll so bedeutungsvoll sein.

An andern Morgen in aller Frühe war schon der ungewaschene, unfrisirte, holzpantoffligе Küchengeist der Postmeisterei da — mit einem Stompfimet von Herrn und Frau Kamerar, und der Herr Doktor möchten doch so gut sein und mal hinübertommen, Lämmchen wäre über Nacht so krank geworden!

„Lämmchen?“ fragte ich entsetzt — dachte ich doch schon, daß ich auch als Viehdoktor in Pabdenumpfheim sungiren solle.

„Der Bolg heißt Wilhelm — die alberne Person „Kattirt“ aber immer mit ihrem Lämmchen. Ha! die Schlange — die ganze Krankheitsgeschichte ist nur erfunden, um Sie hinüberzulocken und uns abspenstig zu machen . . . wie es ihr schon einmal mit dem Provisor aus der Apotheke gelungen ist — — das wäre mein Job, liebster Herr Doktor“ — und die Bürgermeisterin zerfloß in Verzweiflung und in Thränen.

Und richtig: Lämmchen Kamerar, ein dicker, vierteljähriger Weltbürger, war so gesund wie ein Fisch. Anstandshalber und als kluger Doktor machte ich jedoch ein sehr ernstes Gesicht und verschrieb Lämmchen ein wienerTränklein. Die Postmeisterin und die Fortsetzungen seiner sechs spitzen Nasen, die ich gestern schon am Fenster bemerkt hatte, — als Bilderräthsel der Illustrirten Welt abkonterfeit, würde jeder meiner Leser gewiß auf „die sieben mageren Kühe Aegyptens“ rathen — hatten bereits große Toilette gemacht — und ich mußte zum Frühstück mit kaltem Gänsebraten und syrupsüßem Ungarwein bleiben. Mit den Einzelheiten will ich meiner Leser nicht ermüden. Was mir an Kenntniß der inneren Angelegenheiten von Pabdenumpfheim noch mangelte, wurde mir durch das „mütterliche Vertrauen“ der Frau Kamerarin und die scharfen Zungen ihrer sechs Ebenbilder bei diesem „Dejeuner à la fourchette“ bis zum Ueberfließen eingetrichtert. Und damit mir ja kein Tröpflein von diesem unappetitlichen Spülwasser fehlte, belaun ich bei meinen nothgedrungenen Antrittsvisiten bei dem Herr Senator und Apotheker, dem Bürgermeisterwohlter und Schneidermeister, den Stadtverordneten, Bierbrauer, Buchbinder, Handschuhmacher u. s. w. von den verschiedenen Damen dieser „Honoratioren“ von Pabdenumpfheim stets dieselbe Bruhe wohl einmal aufgetischt — mit unendlich vielen guten Rathschlägen, wie ich mich bei der inneren Zerrissenheit und dem Bürgerkriege von Pabdenumpfheim zu verhalten habe — natürlich „nur zu meinem Besten!“

Za, Pabdenumpfheim war — wie einst Verona in Montecchi und Capuleti, Schweden in Hüte und Mützen und England in weiße und rothe Rosen — in zwei Parteien zerrissen, die sich haßten, chikanirten, beneideten, verleumdeten, bekatschten. An der Spitze der einen Partei stand die fette Frau Bürgermeisterin mit ihren acht fetten Töchtern und ihrer Bildung — an der andern die magere Frau Kamerarin mit ihren sechs mageren Ebenbildern. Wie wollen diese pabdenumpfheimer Montecchi und Capuleti darum kurzweg: die Fetten und die Mageren nennen. Und wie der Leser gewiß bereits ahnt, war hiefer Bürgerkrieg einzig und allein um den einen galanten Apotheker-Provisor entbrannt, der erst Bürgermeisters Lukretia in auffallender Weise den Hof gemacht hatte und dann plötzlich zu dem syrupsüßen Ungarweine und Fräulein Bertha Pfefferkorn übergegangen war, — bis ihn ein feindliches Geschick: eine unüberwindliche und zu folgenreiche Neigung zu Ungar- und andern Weinen auf ewig von Pabdenumpfheims traulichen Gefilden und fetten Bürgerlein fortriß!

Adonis war fort — aber der Feuerbrand, den er in die friedlichen Herzen der „Fetten und Mageren“ geschleudert hatte, brannte noch immer furchtbar weiter.

Es gehörte mein ganzer Humor und meine jugendliche Elastizität dazu, zwischen beiden Parteien die richtige Balance zu halten — vor allen Dingen war keiner „Fetten“ in den allsonnabendlichen in der „Goldnen Sonne“ öfter zu tanzen, zu plaudern, zu lachen, als mit einer „Mageren“.

Jede Partei schmollte mir wohl ein wenig, daß ich nicht öffentlich in ihr Lager übergang — aber schließlich schieben sie es doch auf Rechnung meiner „Praxis“. Und diese gestaltete sich über Erwarten glänzend. Die Töchter Pabdenumpfheims waren wunderbar stark von kleinen menschlichen Leiden, wie Kopfschmerzen, Zahnweh, Nasenbluten, Herzklopfen, Ohrensausen heimgesucht — natürlich mußte der Doktor geholt werden. Und immer wurde ich mit reizender Gewalt — ja, die jungen schallhaften Mädchen versteckten mir Hut und Doktorstock — zum Frühstück, Mittag-

Digitized by Google

brod, Vesper oder zur „Nachtkost" zurückgehalten — und stets gab es kalten oder warmen Gänsebraten, mit Semmeln, Aepfeln und Backpflaumen gefüllt. War ich doch gerade in das „Fette-Gänse-Vierteljahr" Hintenpommens hineingekommen. Ich hatte oft ernstlich Sorge, Paddensumpfheim möchte mir zum „Gänse-Kapaun" werden. Und nach Weihnachten, Dottorchen, fängt das Fette-Schweine-Vierteljahr an" — bekam ich oft, wie zum Trost zu hören.

Aber ich sollte das Fette-Schweine-Vierteljahr in Paddensumpfheim nicht mehr erleben.

Eines Morgens, es war kurz vor Weihnachten, berief ich die Bürgermeisterei, um mich nach Personelle's Befinden umzusehen. Ich war noch am Abend zu ihr hinein, da das süße Kind etwas zu stark kouvirt hatte. Wie ich an der Küchenthür vorüberrechen wollte, hörte ich drinnen zwei mir sehr bekannte Stimmen heftig reden. Ich wollte meinen Ohren kaum trauen. Die Thür war nur angelehnt — richtig: durch die Thürspalte sah ich sie Beide im tiefsten Negligé eintrachtig bei einander sitzen, die geltern noch die grimmigsten Feindinnen waren: die Häupter der Fetten und der Magren — Frau Bürgermeister Puckebein und Frau Kammerrath Pfefferkorn — und Lämmchen erfreute sich auf seiner Mutter Arm an einem riesigen Zuckerbeutelchen.

Da hörte ich meinen Namen — und in wenig zärtlichem Tone. Unwillkürlich blieb ich stehen.

„Dieß Schwalal — dieser Scheinheilige — uns ein ganzes Vierteljahr so schamlich zu hintergehen — thut so unschuldig, als ob er kein Wässerchen trüben könnte . . ."

„Und hat eine Braut — eine wirkliche, heimlich verlobte Braut — — o, dieser Don Juan — Vampyr — Blaubart — — und wagt es, als ledniger Doktor nach Paddensumpfheim zu kommen und mit unsern Töchtern zu tanzen und unsere Gastbetten zu verzehren — — aber nun erzählen Sie mir aufrichtig, liebste Frau Kammerrathin, was und wie Sie Alles erfahren haben . . ."

„Ja, Frau Bürgermeisterin — schon lange war mir das viele Geschreibe des sauberen Doktors nach der verrufenen Studentenstadt Halle nicht ganz richtig vorgekommen, wenn auch auf der Adresse ein Herr Doktor Schnabel stand — und dann die vielen Antworten aus Halle mit einer so frauenzimmerlichen Handschrift und das viele Fragen des würdigen Patrons bei meinem Postmeister nach Briefen. Schon oft hatte ich solch' einen Brief — sie waren obenein noch alle retommandirt — in der Hand gehabt und derlehrt gegen den Spiegel oder gegen das Licht gehalten und Berthchen und Gustchen hatten sich fast die Augen dran ausgequckt — keine Silbe war zu lesen. Die Briefeinlage war stets in Zeitungspapier gewickelt. Endlich heute Morgen, wie ich die Briefe revidire, da finde ich wieder einen an den Herrn Doktor — und er war diesmal nicht zugesiegelt, nur zugeklebt. Darin habe ich nun einige Erfahrung — ich weiche den Kleber behutsam mit lauem Wasser auf und — denken Sie sich mein Entsetzen! — finde einen regelrechten Liebesbrief von einem zuckersüßen Mädchen aus Halle an ihren Herzensbräutigam — unsern scheinheiligen Doktor — und möchten Sie die Verlobung in die Zeitung kommen, da der Herr Doktor ja bereits eine so hübsche Praxis in Paddensumpfheim habe, ha! ha! ha! und eine Frau ernähren könne — ha! mit unserm Schweiß und Blut — niederträchtig! — und da hielt ich mich nicht länger und rannte zu Ihnen herüber, um auch Ihnen die Augen zu öffnen, frau Bürgermeisterin, welch' eine Natter Sie bis jetzt an Ihrem Busen groß gezogen — und wir wollen Alles vergessen, was wegen des Provisors zwischen uns vorgefallen, und seit zusammenhalten gegen diese giftige Kröte und ihm das Leben hier so schwer machen, daß der Hungerleider sich bald wieder auf die Socken macht . . ."

„Ja, das wollen wir, Frau Nachbarin . . . ein einig, einig Volk von Schwestern . . ."

Und die beiden würdigen Klatschschwestern haben redlich Wort gehalten. Ich war von Stund an ein ausgestoßener Paria — ein gehetztes Wild, von hundert scharfen Zungendornen wüthigster Klatschrosen gestachelt und — ein Doktor ohne Praxis . . .

Nach vierzehn Tagen verließ ich im grauen Morgendunkel Paddensumpfheim auf immer. Erst draußen vor der Stadt bestieg ich den Postwagen, um mir die letzten Dornen von der Postmeisterei zu entfernen.

Jene Szene in der bürgermeisterlichen Küche aber hatte ich in der praxislosen Zeit meinem Album einverleibt. Ich gebe sie beispielsweise meinen Lesern als getreueste Kontrefeit von zwei sehr gefährlichen:

dornenreichen Klatschrosen.

IV.

Das Con-Röslein

(Rosa vix spinosa — die kaum dornige Rose).

Paddensumpfheim liegt zwei Jahre hinter mir. Ich bin Arzt — ja Arzt mit einer hübschen, geordneten Praxis in einer mittelgroßen, freundlichen Stadt am Rhein. Ich benutze eine Mußestunde, meine auf Erfahrungen basirten Rosen-Studien zum Nutzen und Frommen der jüngeren Leser der Illustrirten Welt niederzuschreiben.

Da greift eine hübsche, kleine, rosige Hand, mit lachenden Grübchen auf den rundlichen Fingergliedern, auf meinen Schreibtisch und nimmt die ersten Blätter meines Manuskripts — so, diese hübsche, verwöhnte Hand weiß, daß sie dieß ungestraft thun darf . . . und jetzt packen mich gar zwei dieser rosigen Finger am Ohrzipfel und wenden mir den Kopf herum und ich schau in ein komisch-zorniges, süßes Rosengesicht, von goldblonden Locken umwallt — und zwei große, sonnige, tieblaue Kinderaugen müssen sich vergehend ab, mich durch furchtbare Blitze zu zerschmettern und von den leicht gekräuselten Rosenlippen perlt ein allerliebstes kleines Schmollen: „Ei, ei, mein Herr Doktor Richard Wendel — auf welchen Wegen ertappt man Sie da — hier steht ja entsetzlich schwarz auf weiß zu lesen: Ohne Dornen keine Rosen! — und was bin ich denn?"

„Mea rosa, wie die alten Lateiner sagten — mein Herzlieb, wie wir verliebten Deutschen sei überseben!"

„Schmeichler! so entgehst man mir nicht — bleibst Du dabei, Doktor: Keine Rosen ohne Dornen?"

„Ja, Schatz — so verlangt es die naturgeschichtliche Wahrheit!"

„Ach gebe Dir fünf Minuten Bedenkzeit — dann hole ich mir Deine letzte Antwort, böser Mann!"

Sie setzt sich zum Rauntenvogel an den „Schmollwinkel" — ihre Epheulaube mit der Pflanzenklage.

Ich benütze die fünf Minuten, dem Leser noch einige pflichtschuldige Aufklärung über dieß rosige — schmollende Persönchen zu geben.

Vor drei Wintern lief ein junger Student auf der Saale bei Halle Schlittschuh. Er war entsetzlich weiberscheu, nachdem er sich einst vier Stunden vor einer alten Jungfer in seinem eigenen Kleiderspinde verbrochen hatte. Da sah er vor sich eine allerliebste, rosige, goldlockige Schlittschuhläuferin an der Hand eines kleinen Bruders über das Eis gleiten — ei! welche Anmuth in jeder Bewegung . . .! — doch der weiberscheue Student wollte sich ja nie wieder um ein Fräuleinum kümmern — — er sieht nach einer andern Seite des Eises. Aber vornehmer! alle Augenblicke machte er einen Kreisbogen auf einem Bein — und immer wieder traf sein Auge die allerliebste, rosige, kleine Schlittschuhläuferin . . . Holt! was ist das? — der Riemen ihres einen Schlittschuhes ist aufgegangen und sie weiß es nicht — ein Tritt darauf — und sie stürzt auf's Eis hin . . . Nein, da müssen alle weiberfeindlichen Grundsätze verloren sein — hier, Ais, erforbert es Deine Ritterehre, eine Ausnahme zu machen . . . Und schon saust der Student mit Windeseile auf sie zu: „Mein Fräulein . . ."

Sie fingt — sie tritt auf den leidigen Riemen . . . und wenn der Student sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte, sie wäre wahrhaftig auf's Eis gestürzt . . .

Dieser Augenblick war entschieden — für's Leben. Sie hatten sich so tief in die Augen geschaut — daß gar keine Rettung aus dieser seligen Tiefe mehr war. Sie trafen sich jeden Nachmittag auf dem Eise — ganz ohne Verabredung. Sie glitten nach der alten, gemüthlichen, baulichen Umgemüthheit plaudernd und scherzend neben einander über die belebte Saale dahin. Sie fahren sich — ebenfalls ohne Verabredung — in den „gemischten" Vorlesungen des Professor Gosche über neuere Literatur — und Studiosus Kiel wurde sogar plötzlich ein sehr eifriges Mitglied des akademischen Singekränzchens . . . wußte er doch, daß er Röschen — sein heißgeliebtes Röschen dort im Sopran singen — daß sie ihn anlachen würde mit den tiefen, leuchtenden Augen voller Liebe . . .

Und wieder spüre ich die kleinen, warmpulsirenden Finger an meinem linken Ohrzipfel: „Die fünf Minuten Bedenkzeit sind um, mein kluger, naturwissenschaftlicher Herr Doktor — bin ich noch eine Rose mit Dornen?"

„Ja, Frau Doktorin — der naturgeschichtlichen Wahrheit die Ehre . . . denn braucht ein dornenloses Röschen in der Studirstube ihres Herrn Gemahls einen Schmollwinkel — und ist er — auch noch so reizend von Epheu und Blumen aufgebaut . . . und zieht ein dornenloses Röschen ihren Herrn und Gebieter so furchtbar am Ohrzipfel? Nein, Kind, auf dieser armen, dornenreichen Erde gibt es keine volle Ausnahme von der Regel: Ohne Dornen keine Rosen! — — aber wie? ein Thränlein, mea rosa? — gib mir einen Kuß, Kind, und ich schreibe hier noch hin:

Mein Röschen ist eine rosa vix spinosa — eine kaum dornige Rose — ja, so wenig spinosa, als einem Dornenröschen im Gebengarten möglich ist.

Der Thuner See.

(Bild S. 277.)

Bist du in Thun gewesen, hast du den Thunersee und dessen Ufer gesehen? Wo nicht, so eile dahin, sobald es dir möglich ist, denn eine bezaubernd schönere Gegend im höheren Styl kann es auf dieser ganzen

Digitized by Google

schönen Erde nicht geben. Die Fahrt auf dem Thunersee ist entzückend, wie eine Scene aus Fouqué's Zauberring. Auf dem Verdeck stehend, schloß ich von Zeit zu Zeit die Augen, um die unvergleichliche Lieblichkeit der Luft, durch die ich zu fliegen glaubte, gewissermaßen inniger zu fühlen und zu genießen, und wenn ich die Augen wieder öffnete, siehe, da flog ich in der That durch den ätherhellen Raum den glänzenden, schneeweißen Bergen zu, die in stiller Höhe hervortreten und uns Frische entgegenathmeten. Alle Gegenstände glänzten, aber wie durch einen durchsichtigen Schleier, ähnlich dem, den der indianische Sommer über die Landschaften Nordamerikas ausbreitet. Es glich einem Feenschauspiel, es war bezaubernd schön, man wollte nicht sprechen, sich nicht bewegen, man wollte nur sehen und empfinden. Es herrschte ein allgemeines tiefes Stillschweigen.

Wie prächtig beginnt die Fahrt mit dem Rückblick auf das malerisch, wie für den Pinsel aufgebaute Städtchen Thun, dieß alterthümliche Thor der Thäler des Oberlands, stolz überragt von der alten Burg, dem neuen Schlosse und der Pfarrkirche, deren Kirchhof uns so manchen schönen Blick in die reizende Ferne bot. Wie still liegt es da, das Städtchen, das der rauschende Waffenplatz der Schweiz ist und auf deren Allmand die Waffenübungen der Vaterlandsvertheidiger stattfinden. Doppelt frei zu athmen glaubt man, wenn das Dampfboot aus der Aare in den weiten Seekessel hinaus- und unter Schloß und Park Schadau vorüberfährt und der Blick auf die kegelförmige Spitze des Stockhorns und die Pyramide des Niesen fällt.

Zur Rechten und zur Linken erheben sich prächtige Felswände, die sich in der stillen Flut spiegeln und die Gebirgsnatur recht lebendig vor die Seele führen. Dazwischen Dörfer und Klöster, malerisch zwischen die Felsen gekeilt. Dort zur Linken Oberhofen, das vor vier Jahren ganz abgebrannte und nun neu aufgebaute Dorf mit dem Schlosse des Grafen

Ohne Dornen keine Rosen. **Zwei vornehmlichste Klassiker.** (S. 279.)

Purtales, hier die Landsitze Oertli und Herzigenarken. Rechts öffnet sich der Einblick in das fruchtbare Thal und am Ufer die Dörfer Gunten und Telle. Der goldene Hof, das Schloß Spiez, bald auch Attilas, bald Römerzeiten stammend, scheint uns bei der Wendung nach dem Ufer entgegen und ladet zur Wanderung nach der Gemmdi ein, der wir heute widerstehen. Mehr und mehr tauchen die berner Oberlandshörner hinter den niedern Vorbergen auf und über den Höhen liegen weitzerstreut die Höfe des Luftneveus Sigriswyl. Das durch sein Kirschwasser berühmte Aeschi schaart sich um sein Kirchlein, das fern herüberblitzt, während die Schneegipfel der Blümlisalp, des Freundhornes und des Doldenhornes leuchten. Bei Merligen öffnet sich der Einblick in das schöne, ebene und fruchtbare Justithal, in dessen Rothhornbergwand das Schafloch sich befindet, eine schwer zugängliche mit Eis gefüllte Höhle, in der die Schafheerden bei schlimmem Wetter ihre Zuflucht finden. Der kesligte Vorsprung, in den See hinein — die Nase, — ist der Fuß des steilen, von Alpenwaiden überdeckten Beatenberges mit der Höhle, in der der hl. Beat gelebt, und von wo er zu Fuß über den See gegangen, um das Christenthum zu predigen, während heutzutage die Touristen zu ihm pilgern, um die Aussicht über den See und die Berge zu genießen; denn hier beginnt sich die Breitenlauenen- und Faulhornkette, an deren Fuß der Brienzersee liegt, vor uns aus und die Schreckenhörner ragen in ihrer ganzen Wildheit zum Himmel empor. Rechts läuft die lange Flühwand am See hin und bietet den Blick auf das Bergdorf Krattigen, während links sich die breite Sundlauenen Alpe hinzieht und die Mauerenkette abschließt. Hier sind am Landungsplatz zu Reuheim, wo und die Fahrt nach Interlaken entgegenwinkt. Noch einmal schließen wir mit Fr. Bremer: reise nach Thun, wenn du kannst, und reise von dieser Seite aus dahin, ich glaube nicht, daß du etwas Großartigeres und Schöneres auf Erden sehen kannst.

Der Gesell des Meisters Mathias.

Novelle
von
Wilhelm Jensen.

«Ça — ça — man dieu, man dieu à merveille —» Der kleine bewegliche Tanzmeister hüpfte vor Freude mit seiner schlanken Schülerin um die Wette durch's Zimmer, daß seine Frackschöße à la Schmalbenschwanz wie wirkliche Schwalben umherflatterten. «Mademoiselle sein mein erste elève von die deutsche bourgeoisie, welle id gelernt bei mit tanzen comme en Français.»

«Oui — parfaitement comme en Français,» wiederholte das zierliche Mamsellen vergnügt — «Mademoiselle werd' mir ergeigen die Ehre, zu entjücken mit ihre Tanzkunst ben Allen de cette ville auf die nächste Ball und sallen zu lassen, sie 'at gelernt bei mir cette grâce insurmontable, womit sie kann gehn zu Schloß und à la résidence, sur mon compte.»

Das junge Mädchen, dem diese enthusiastischen Lobsprüche gespendet wurden, machte lächelnd eine so artige Verneigung, daß sie einen neuen Sturm des Entzückens bei ihrem Lehrer hervorrief.

«Je suis au desespoir!» rief er in komischer Verzweiflung einmal über das andere, «daß id nicht mehr werde 'aben la jouissance fu sehn Mademoiselle Anne machen ihre pas célostes, aber auf ehrlicher Mann et maître à danser kann id nicht mehr sagen eine leçon, nicht eine Minute von eine leçon, weil Mademoiselle danse parfaitement comme en Français.»

Die Gepriesene hatte während der letzten Reden ein feines Umschlagtuch mehr der Sitte als des Nutzens halber umgenommen, denn draußen war der schönste Sommernachmittag von der Welt. Sie war nun im Begriff, ihre kleinen, weißen Hände in lange, bis über den Unterarm reichende Handschuhe zu versteden, und die Rechte war schon unter dem grauen Hirschleder verschwunden, als der Redner gewandt die Linke eben vor dem Fortschlüpfen ergriff und sie mit unendlicher Anmuth an die Lippen führte. Der kleine Mann hatte sich gravitätisch auf ein Knie niedergelassen, daß sein graumelirter Kopf mit dem sorgfältig aufgetürmten dünnen Haar kaum bis an die Hüften des hochgewachsenen Mädchens emporreichte und sagte: «Mademoiselle erlauben als meine schönste Lohn un baiser respectueux auf diese ßarte Hand, welle mir' würdig pour une baronne et de rendre me douceurs später à monsieur votre père.»

Die vom Tanz gerötheten Wangen der hübschen Bürgertochter färbten sich merklich noch mehr vor Vergnügen über den letzten Vergleich. Sie antwortete nichts, aber sie zog nur langsam mit einer bejahenden Kopfbewegung die Hand zurück und streifte mit erkennbarer Mühe die bereitgehaltene Hülle darüber, als ob die dünnen, weißen Finger diesmal durchaus sich nicht hineinzwängen vermöchten. Dann verließ sie mit einer nochmaligen Verneigung — «signe d'une baronne» — das Zimmer.

Der kleine Tanzmeister folgte ihr mit maßlosen Komplimenten die Treppe des ersten Stocks, in dem der heute beendete Unterricht stattgefunden hatte, hinunter und blickte ihr vor der Hausthüre stolz nach, wie sie die Gasse des Städtchens hinaufschritt. Die schlanke Haltung, die anmuthige Bewegung war sein Werk und er bemerkte mit Befriedigung, daß die Leute vor den Thüren ihr ebenso nachschauten, wie er selbst. Freilich mochten die jungen Burschen darunter auch auf das dichte, goldblonde Haar sehen, das sich in unendlichen Zöpfen zusammengeflochten auf dem Hinterkopf aufthürmte, und auf das rosige Gesicht, das nicht recht zu den ernsthaft-vornehmen Falten paßte, in welche die Besitzerin es einzuzwängen bemüht war. Manchmal vergaß sie es auf ein paar Sekunden. Dann huschten die heißen Rehaugen wie aus dem Käfig entwichte Vögel fröhlich an den altertümlichen Häusern in die Höhe bis an den blauen Himmel und es flog schelmisch um die schmalen Mundwinkel — aber schnell erinnerten sie sich, wie unwürdig das einer Baronesse sei, und zogen sich wieder, nicht zu ihrem Vortheil, gravitätisch zusammen.

Die jungen Burschen vor den Thüren sahen das nicht mehr, denn das Mädchen war am Ende der Straße durch einen Thorweg getreten und befand sich jetzt vor dem Städtchen. Vor ihr führte eine hohe steinerne Brücke mit halbverwitterten Sandsteinbildern heiliger Kaiser und Herren über einen Fluß, der, sommerlich versiegt, unscheinbar in seinem halb ausgedörrten Kieselbett hinkroch. Kleine Buben und Mädchen spielten darin und plätscherten mit nackten Beinchen durch das seichte Wasser. Sonst war es nachmittägig still vor dem Thor. Die heiße Julisonne lag einsam über den Weinbergen und den darüber hängenden Felsspitzen jenseits des Flusses, wie auf der grasbewachsenen Ringmauer des Städtchens mit ihren schon halbzerfallenen Thürmen, an denen sich Epheu und wilder Wein aufranke. Nur die Tauben girrten darauf, und ab und zu begann leise eine Glocke herüberzuläuten und summte sich selber schläfrig wieder ein.

Ein träumerischer Zug lag jetzt in dem hübschen Mädchengesicht. Sie beschattete ihr Auge mit der Hand und blickte gegen die Sonne auf über den Fluß, auf die hellbestrahlten Weinberge und auf die alten Burgruinen, die auf den Gipfeln hier und da mit ihren Mauerlücken und spitzen Fensterbogen phantastisch von dem blauen Horizont abstachen. Endlich glitt ihr Auge auf die Brücke herunter, über die grauen Kaisergestalten, die in Reih und Glied aufmarschirt standen und ihren Wachtposten seit Jahrhunderten in Winterstürmen und Sonnenhitze nicht verlassen. An ihrem Ende befand sich eine kleinere Figur, die nicht deutlich zu unterscheiden war. Man konnte nur sehen, daß sie nicht zu den Statuen gehörte, obwohl sie genau ersehen wie jene. Aber sie hatte sich noch vor einigen Sekunden bewegt; auch das Mädchen hatte es gesehen. Es war eine männliche Gestalt, die auf dem staubigen Weg jenseits des Ufers herausgekommen und jetzt am Anfang der Brücke ebenfalls stillstand und unbewegt auf die alte, einsam unsonnte Stadt herabersah.

Ihren Augen Stimmen unterbrachen die Ruhe unter den Thorweg und schreckten die «petite révenue», wie der Alte sie jetzt genannt haben würde, zusammen. Sie ließ die Hand von den Augen sinken, hob ziersich das lange Schleppkleid über den Reifrock auf dem Staub und schritt gemessen wie vorher den Weg, der um die Stadtmauer führte, entlang. Dieser gerade nicht unmittelbar an dieselbe, sondern der ehemalige tiefe Stadtgraben befand sich noch dazwischen. Freilich war er längst wasserlos und der Boden statt dessen mit dem schönsten Rasengrün überzogen. Darauf standen schon hohe Bäume, die nach ihren knorrigen Aesten bereits selbst ein Jahrhundert gesehen haben mochten, trotzdem aber mit ihren feuchtverdeckten Wipfeln auch der Tiefe noch kaum bis an den Wegrand emporragten. Es lag eine versunkene, heimlich-schattige Welt da drunten, zu der ehemalige Ausfallthore der alten Mauer auf Treppen hinabführten. Hin und wieder tönten lachende Kinderstimmen in munterem Spiel durch das dichte Blätterwerk herauf, doch man sahe sie nur, man sah die rothen Lippen nicht, von denen sie kamen.

Das Mädchen, das an den Gärten entlang schritt, ging wieder langsamer. Die Sonne brannte hier nicht mehr, auch auf dem Rasenweg standen dicht belaubte Bäume jetzt und warfen kühlen Schatten. Sie hatte sich umgesehen, die Sprechenden, welche sie unter dem Thor gehört, mußten nach der andern Seite abgehogen sein, und sie befand sich völlig allein; nur ganz hinten in der Allee, durch die man auf das dieselbige Ende der Brücke sah, kam die Gestalt herauf, die vorhin jenseits gestanden und die Stadt betrachtet hatte.

Allmälig war die Baronesse aus dem jugendschönen Mädchengesicht wieder verschwunden und die Sehnsucht lieben lieblich über den Blätterkronen der Grabengärten zu ihrer Rechten hin. Sie hielt jetzt an einer Stelle inne, wo Kinder darunter tauchten und lärmten. Es waren zwei, die sich balgten, man hörte deutlich eine Knaben- und eine Mädchenstimme heraus. Die Spaziergängerin bückte sich über die niedrige Brustwand und sah neugierig hinunter. Hin und wieder blitzte ein lockiger Kopf drunten auf und verschwand ebenso schnell wieder zwischen dem dichten Laub, aber das fröhliche Gespielel klang unsichtbar unausgesetzt aus der Tiefe herauf.

Die jungen Burschen, die drüben vor den Hausthüren Siesta hielten, hätten das Mädchen jetzt vielleicht noch anfmerksamer angeblickt, und es noch häufiger gefunden, wenn sie zugegen gewesen wären. Freilich wenn sie es gewesen wären, hätte diese vielleicht nicht den Anlaß gegeben, sie so zu finden. Sie blickte so natürlich hinunter, als wüßte sie ganz genau, worüber die Kinder drunten so jauchzten; ja als hätte sie es selbst früher auch gethan, ehe die steife Schulbrust ihre schmale Taille so zierlich hervorhob. Dann lächelte sie unwillkürlich. Sie dachte dabei der Lehren des alten Tanzmeisters über die Grazie der Bewegung und wie sie von ihren Jugendfreundinnen beneidet und angestaunt wurde, denen eine weniger Uebungsfähige Natur die Anerkennung ersparte, so feinen Bewegungen und vornehmer Weise verfügt hatte und aus denen der Lehrer mit aller Mühe und für alle Kosten gar nichts Rechtes «en Français» zu machen im Stande gewesen. Und zugleich dachte sie an den wilden, übermüthigen Nachbarsbuben, mit dem sie als unverständiges Mädchen noch ebenso herumgetollt hatte, und vor ihren Augen verwandelte sich der Garten drunten in den ihres Elternhauses, das weitentfernt an der Ringmauer besagen, eben solchen hatte. Nur klir klangen die lustigen Kinderstimmen herauf und sie sah sich selbst unter den schattigen Bäumen mit dem kleinen Walter, der mit dem lastanienbraunen, flatternden Haar über dem grünen Rasen auf sie zustog und sie in den Armen umherwirbelte, daß sie laut aufschrie —

Nein — sie habe sich mit der Hand lächelnd über die Stirn — es war ein fremdes Mädchen, das ängstlich sich vor dem Ungestüm seines Spielkameraden gewehrt. Ueber ein Jahrzehnt war vergangen, seitdem sie es gethan, und der braune Walter war — sie wußte nicht wo. In der Fremde war er, auf der Wanderschaft, sie hatte es einmal gehört. Wie würde er sich wundern, wenn er sie jetzt sähe, wenn er sie langen

Digitized by Google

oder in ihren Feiertagskleidern sahe. Nein, wahrscheinlich würde er, wie die anderen jungen Burschen in der Stadt, sie nur angaffen und das wahrhaft Bornehme in ihrem Wesen gar nicht begreifen, und was das Wahrscheinlichste von Allem, er würde sie gar nicht einmal erkennen.

Der kleine Mund zog sich häufig ärgerlich und indignirt bei diesem Gedanken zusammen — dann wandte sie sich plötzlich um.

Sie hatte ganz die Gestalt vorgeffen, die über die Wälle herübergekommen und ebenfalls nicht durch das Thor direkt in die Stadt geschritten, sondern in den Weg an der Mauer entlang eingebogen war. Nun hörte sie Schritte hinter sich, und wie sie den Kopf zurückbrehte, sah sie dem Manne grad in's Gesicht.

Dies Gesicht war unstreitig nicht weniger schön als das ihre, obwohl es ebenso verschieden davon war, wie ihre Kleidung von der des Fremden. Es gehörte einem jungen Manne mit fröhlich lachenden, beweglichen Augen; seine bartlosen Wangen hatten eine fast südliche Farbe, nur die Oberlippe zeigte einen leichten, bräunlichen Anflug, der mit dem kastanienbraunen Haar harmonirte. Darauf saß keck aufgestülpt ein leichter Strohhut mit verschossenem Seidenband und etwas ausgefranst an den Rändern.

Sonst trug er eine graublaue Blouse, auf der, wie auf den derben Stiefeln, der dicke Staub von weiter Wanderung zeugte. Seine Bewegungen verriethen jedoch nichts davon; sie waren so frisch und rüstig, als ob er eben aufgeschroken von der Rast, und Alles lag eher in seinen glänzenden Augen als Müdigkeit, obgleich zu merken war, daß der breite Ranzen auf seinem Rücken eine ziemliche Last enthalten mußte. Er hatte ein Lied gepfumnt und focht mit dem Stock, faft wie mit einem Tattirstabe, fröhlich dazu in der Luft. Dann ward er das Mädchen gewahr in dem Augenblick, wo sie sich umwandte. Er ließ den Stock an dem durchgezogenen Lederband über das Handgelenk gleiten, griff an den Strohhut und grüßte artig.

Das Mädchen glitt mit den Augen nachlässig über die beständte Gestalt und antwortete mit einer kaum merklichen Bewegung des Kopfes.

Doch der Moment hatte hingereicht, daß der junge Mann seine unbefangenen, forschenden Blicke tief in die Rehaugen hinabgetaucht. Er hatte nicht ausgehalten, und das Mädchen glaubte schon, daß er vorübergegangen sei, als er sich plötzlich auf dem Absatz drehte und auf sie zutrat.

„Jungfer Anna Thorbecker?“ fragte er mit dem fröhlichsten Gesicht von der Welt.

Das Mädchen öffnete bei der Nennung ihres Namens die großen Augen noch um ein Drittel weiter als gewöhnlich. Dann stieß sie einen leisen Ausruf aus, der von einer ebenso hastigen Bewegung ihrer Hand begleitet war, als wolle sie dieselbe nach dem Fremden hinüberstrecken. Aber in der Mitte des Weges erinnerte sich die Hand der ihr durch ihre Bildung auferlegten Verpflichtungen, und sie wendete sich schnell zurück, irgend etwas an dem Kleide ihrer Gebieterin zu ordnen, während diese mit einer zierlichen Kopfverneigung antwortete: „Monsieur Walter Armbrust, nicht wahr? Obgleich wir uns lange nicht gesehen haben und Euer Anzug Euch unkenntlich macht —“

Der Wandersmann hatte seine Augen nicht von ihren abgewendet und lachte jetzt, wie sie abbrach und etwas verlegen zur Seite schaute, laut auf.

„Nun, Annchen, mehr verändert als Du habe ich mich doch gewiß nicht,“ sagte er fröhlich. „Hätt' ich Dir nicht zufällig in die Augen gesehen, wie es bei hübschen Mädchen meine Gewohnheit ist, so hätt' ich Dich wahrhaftig nicht gekannt, und wär' vorübergegangen, wie an einer Fremden.“

Jungfer Anna machte ein von ihr unstreitig für vornehm gehaltenes, schnippisches Gesicht, in das sich nur ein unmerklicher Zug von Befriedigung stahl, als der junge Mann seiner Gewohnheit bei hübschen Mädchen Erwähnung that. Den Schluß seiner Rede dagegen begleitete sie wieder mit einer völlig indifferenten Miene, als ob sie ihrestheils in der von ihm angedeuteten Möglichkeit ein besonderes Unglück zu sehen vermocht hatte. Dann setzte sie nachlässig hinzu: „Ja, man verändert sich eben, Monsieur Armbrust; Ihr seid auch nicht derselbe geblieben in den Jahren, in denen wir uns nicht gesehen. Ich denke, es müssen etwa zehn Jahre sein.“

Sie setzte das Letztere gleichgültig hinzu, indem sie ihr Umschlagetuch anmuthig am Kragen emporzog und fältelte. Dabei machte sie eine Handbewegung, die nach Belieben als Abschied oder als Einladung sie zu begleiten gedeutet werden konnte, und setzte mit würdevollem Anstand ihren Weg durch die Allee fort.

Der junge Mann nahm von der Handgeste keine Notiz, oder gab sich wenigstens den Anschein, den Doppelsinn derselben nicht zu verstehen. Er schritt gleichmüthig neben dem Mädchen her, das Erstaunen, das bei der ersten Begegnung Ausdruck in seinem Gesichte gelegen hatte, war verflogen, und seine klugen, grauen Augen hoben sich nur manchmal beobachtend zu seiner Begleiterin empor. Es mußte etwas in ihnen liegen, das dieser unbehaglich war, denn die übrigen wichen schüchtern, wenn sie den seinen begegneten, aus, während sie ebenso entschieden die Gelegenheit wahrnahmen, sobald er zur Seite sah, durchaus nicht mißvergnügt über die hohe, stattliche Figur des jungen Mannes hinzuſehen. Dieser fuhr unbekümmert fort, seine Gefährtin nach ihrer Kindheitsgewohnheit zu duzen, ohne darauf zu achten, ob sie es übel vermerkte oder nicht, und ihm beharrlich das in den bürgerlichen Ständen noch gebräuchliche „Ihr“ entgegensetzte. Er hatte auf ihre letzten Worte rubig erwiedert: „Zu irrst Dich, Anna, es sind im kommenden Monate grade fünf Jahre, daß ich von Hause fortgewandert.“

„Erst fünf Jahre — ei, wer hätte das gedacht?“ antwortete sie. Sie wußte es eben so gut, wie er, so sie hatte vielleicht das Tagebuchtum anzugeben vermocht, an dem diese fünf Jahre völlig abgelaufen, aber sie bemühte sich, möglichste Verwunderung in den Ton zu legen, mit dem sie es sprach und hinzufügte: „Man erlebt eben so Mancherlei —“

Sie unterbrach sich, denn Walter sah lächelnd zu ihr auf und sie wandte befangen die Augen ab.

„Wenn ich anmaßlicher wäre, würde ich sagen, Jungfer Anna sei die Zeit, in der ich fortgewesen, sehr lang vorgekommen,“ versetzte er fröhlich.

Das Mädchen erröthete bis an die Haare hinauf, ihre Lippen hatten sich trotzig zusammengezogen, um etwas zu erwiedern, allein sie mußte das Richtige nicht finden können, denn sie drachte kein Wort hervor. Statt dessen fuhr ihr Begleiter gutmüthig fort: „Kommt mir doch selbst die Zeit fast doppelt so lang vor. Wenn man sich so viel in der Welt herumgetrieben, so Manches gehört, so viel Neues gesehen und andere Weise und Art erfahren und gelernt, da ist's wahrhaftig, als hätte man ein halbes Leben in der Fremde verbracht und komme als ein Alter in die Heimat zurück, lange vergessen und von Niemanden mehr gekannt.“

Er hatte anders angefangen, als er schloß. Er sprach das Letzte wider Willen fast bewegt und beziehungsvoll, daß seine Begleiterin unruhig den Kopf hin- und herwandte. Sie that, als hätte sie ihre Augen andwerksam auf das hohe altersgraue Gebäude gehestet, das, aus mächtigen Steinquadern gefügt, einsam und weltabgeschlossen hart aus dem Flußbett zur linken Hand aufstieg, und erwiderte mit abgewandtem Gesicht: „Nun, wenn Ihr den Weghaud von den Füßen und von den Kleidern geschüttelt haben werdet, Walter, da glaube ich, wird es Keinen in der Stadt geben, der Euch nicht wieder erkennt, und Euch nicht ebenso sieb hätte, wie früher —“

Der junge Mann ergriff mit einer raschen Bewegung die an der Seite herabhängende Hand seiner Begleiterin. „Anna, glaubst Du —?“ sagte er freudig.

Anna zog verwirrt ihre Hand zurück. „Es sind ja erst fünf Jahre,“ entgegnete sie leise. „Darin vergißt man doch Niemanden —“

Der kleine Tanzmeister hätte die Brauen gerunzelt, wenn er Augenzeuge gewesen wäre. Die Barouche war vollständig verschwunden und vor dem besuchten Wandergesellen stand in der sonnigen Sommermachmittagsstille ein zaghaftes Bürgermädchen, das nicht wagte, die Hand, die er zum zweiten Male gefaßt hatte und fest in der seinigen hielt, wieder zurückzuziehen.

„Es ist ein hübsches Zeichen, daß ich Dir zuerst in meiner Vaterstadt begegnet, Anna,“ sagte er mit strahlendem Gesicht.

Man sah in ihren ängstlichen Zügen, daß ihr nichts erwünschter kommen konnte, als das Geräusch, das ihn plötzlich unterbrach. Menschen waren weit und breit nicht zu sehen, aber aus der Luft kam ihr die Hülfe, denn auf Buchsenschußentfernung von ihnen begann in diesem Augenblick von dem massiven runden Thurm, der über dem grauen Steingebäude am Stromufer aufragte, ein lauglamed aber dumpfstarkes Geläut, das weit in die Berge hineinhallte und in verklingendem Echo von den ruinengekrönten Bergspitzen zurücklam.

Der junge Mann brach, wie gesagt, ab und blickte nach der Seite, von der das Geläut erscholl. „Ist das Kloster wieder bewohnt?“ fragte er erstaunt.

Das Mädchen nickte mit dem Kopf. Sie benutzte ihn die Gelegenheit, ihre Hand frei zu machen; dann antwortete sie sicherer: „Schon lange, gleich nachdem Ihr fort waret. Es sind jetzt Nonnen darin, die entsetzlich streng sind, Barnabiterinnen, glaube ich, aber kein Mensch kommt hinein. Niemand in der Stadt hat noch Eine von ihnen gesehen, sie tragen weiße Kapuzen über dem ganzen Kopf und wissen sich, wenn ein Mannsbild in ihre Nähe kommt, platt auf die Erde werfen.“

Jungfer Anna plapperte das rasch heraus. Sie war sichtlich durch die Glocken aus einer großen Verlegenheit gerissen und hoch erfreut, einen Gegenstand zu haben, auf den sie ihre und ihres Gefährten Aufmerksamkeit ablenken konnte. Dieser hatte bei dem Bericht unwillkürlich die Stirn gerunzelt. „Wahnwitz,“ murmelte er vor sich hin.

Doch die Schatten auf seinem freien Gesicht verflogen schnell und

Digitized by Google

machten einem fröhlichen Lachen Platz. „Ja, jetzt sehe ich erst, wie klug die kleine Anna Thorbecker in den fünf Jahren geworden ist, innerlich noch viel mehr, als äußerlich," sagte er vergnügt, „denn sie erzählt mir in einem Athemzuge, daß es keinen Menschen auf Erden gäbe, der wissen könne, was sie erzählt. Oder sollte —"

Die Verspottete machte eine leicht verdrießliche Miene, die indeß ebenso schnell, wie die seinige vorher sich in ein fröhliches Gelächter auflöste, als er mit einem schelmischen Blick hinzufügte: „Oder sollte Jungfer Anna die Absicht gehabt haben, wenn die letzten fünf Jahre sich vorbeypellt hätten, sich selbst ein stilles Plätzchen bei den Schwestern Barnabiterinnen aufzusuchen, daß sie sich deshalb so genau vorher nach den Lebensregeln erkundigt? Der Apfel, sagt das Sprüchwort, fällt nicht weit vom Stamm und die Tochter artet nach dem Vater —"

„Oder auch nach der Mutter, mein weitklluger Monsieur," fuhr das Mädchen ihm lachend in's Wort. „Dießmal hat der weitgewanderte Herr Walter sich doch geirrt und trotzdem hat es mit der Geschichte der Tochter doch seine Richtigkeit, denn Gronn der Monsieur wohl hätte ausfindig machen können, wenn er von seinen schlauen fünf Sinnen nicht einen unterwegs gelassen hätte."

Walter's Gesicht hatte entschieden an Freudigkeit zugenommen, die trotz der spöttischen Antwort unverkühlt aus seinen hellen Augen hervorblickte. „Und welchen, wenn ich fragen darf, hätte ich auf der Landstraße eingebüßt?" versetzte er lustig.

Anna sah ihm grad' in die Augen. „Die Leinerung an den gestrengen Herrn Thorbecker," lachte sie übermüthig, „der das wilde Nachbarshühnchen oft genug beim an den Ohren gezaust, wenn es am Sonntag Nachmittag oder gar während der Kirche in's Haus stürmte und herumlärmte und, Anne! Anne!! schrie."

Der Glanz in den Augen des jungen Mannes sagte, daß er diese Erinnerung jedenfalls in der Fremde nicht verloren hatte. Aber dabei sah er dem Mädchen neugierig fragend in's Gesicht.

„Ich sehe Deinen Vater noch vor mir, wie er leibt und lebt, Anne," sagte er. „Habe, ehrlich gesprochen, allerdings nicht viel an ihn gedacht, sondern desto öfter dafür an die —"

„Das ist's eben," fiel das Mädchen schnell ein, die ein auffälliges Interesse an diesen seinen, nicht zu erfahrenden, wer seine Gedanken anfaßt des Herrn Thorbecker in Anspruch genommen; „hättet Ihr mehr an meinen Vater gedacht, so wüßtet Ihr auch, von woher die Mittheilung, die ich Euch vorher gemacht, nur gekommen sein konnte, und hättet nicht an meiner Glaubwürdigkeit gezweifelt."

Die Redneriin kämpfte bei den letzten Worten schmollend das zierliche Näschen, aber der Ton, in dem sie sprach, hatte sich mehr und mehr geändert und das Allvertrauliche angenommen, mit dem auch ihre Augen bereits über den heimgelehrten Kindergespielen hinfuhrten. Walter bemerkte es und ein stilles, träumerisches Glück strahlte aus seinen Augen. Er unterließ die Anspielungen, die es im Anfang hin und wieder eingestochten hatte, und wanderte plaudernd neben dem schlanken Mädchen her. Er wollte nur ihre Stimme hören, was sie sprach war ihm gleichgültig und er schwatzte über den angefangenen Gegenstand weiter.

„Dein Vater ist ja auch ein Mann, Anne," sagte er launig, „wie kommt er denn in Verbindung mit den Barnabiterinnen?"

„Nun, ein halber ist er nur," lachte Anne übermüthig; „wenigstens denke ich mir einen Mann ganz anders, nicht so kopfhängerisch und bevot vor jedem alten Meßgewand, sondern —"

Sie suchte mit den Gedanken nach einem Muster, wie sie sich einen ganzen Mann dachte, umher, und es war jedenfalls zufällig, daß ihre Augen dabei auch umherschuchten und wohlgefällig über die schlanke, imposante Gestalt an ihrer Seite hingliten, denn sie wandte hastig den Kopf wieder ab und fuhr fort: „Sondern — ja, ich kenne keinen Mann, aber wenn Mama ein Mann geworden wäre, immer heiter und voll Selbstvertrauen und dabei so voll Anstand und geschmackvoll in ihrer Kleidung, vielleicht so vornehm —"

Es waren zwei Blicke, welche diese mütterliche Lobeserhebung begleiteten. Der eine glitt nicht ohne wahrnehmbare Befriedigung an der geschmackvollen Toilette der Sprecherin hinunter, die ein Fremder allerdings kaum für die eines Bürgermädchens in einer kleinen Landstadt gehalten haben dürfte, während der andere ebenso unverkennbar seine Adresse — avia au possessseur, hatte der gelenkige Tanzmeister gesagt — an die staubige Blouse des jungen Mannes richtete. Aber der Letztere begegnete einem so heiteren und unbefangenen Blick des Besitzers des getadelten Kleidungsstückes, daß er sein Vorhaben, länger auf dem gemüthlichen Gegenstand zu verweilen, fast im Nu wieder aufgab und ebenfalls die Zunge bewog, die eingeschlagene Abschweifung sogleich wieder fallen zu lassen und möglichst natürlich auf das ursprüngliche Gesprächsthema zurückzulenken. Unstreitig hatte Herrn Thorbecker's Töchterlein in den leçons à danser auch noch etwas Anderes profitirt, als die Füße gewandt zu bewegen, denn sie streckte geschickt abfeilend die Hand graziös nach den alten Klöster aus und fuhr bemonstrirend fort: „Denn Ihr seht, Monsieur Walter, daß die frommen Schwestern auch allerhand irdische Bedürfnisse haben, wie wir andern sündigen Menschen, wie mein Vater zu sagen pflegt. Oft friert sie im Winter grad wie uns, und dann heizen sie ein und Mittags sind sie hungrig grad wie wir und dann essen sie und ich kann mir nicht denken, daß sie dieß mit anderem Appetit thun sollten, als wir. Um essen zu können, müssen sie aber auch kochen und thun es auch, oft sogar wenn die Mittagszeit lang vorüber ist, wie Euch grad heut das Wölkchen, das drüben aufsteigt, überzeugen kann."

Es stieg in der That eine dünne, bläuliche Rauchsäule in der stillen Sonnenluft von der Mitte des Gebäudes herangerade gegen den Himmel auf. Walter sah der ausgestreckten Hand nach darauf hin, wandte indeß, ehe er dießmal den Zusammenhang derselben mit seiner früheren Frage wirklich nicht begriffen, den Kopf verwundert auf seine Begleiterin zurück.

Diese ergötzte sich offenbar an der mystischen Antwort, die sie ihm gegeben, und wiegte schalkhaft den Kopf hin und her. Da er indeß, wie er ihr in's Gesicht blickte, bald vom Interesse an seiner Frage zu verlieren schien und sie beschrieben, er möchte wieder davon abgerathen und auf irgend ein unpassendes anderes Thema verfallen, so fuhr sie im selben Tone fort: „Und wo man kocht und heizt, ist Feuer, und wo Feuer ist, gibt's auch Rauch, wie das Sprüchwort ungefehrt sagt, und wo Rauch ist, sind Schornsteine und Schornsteine müssen ab und zu gekehrt werden, wie Monsieur weiß und was ihm, wenn er es vergessen haben sollte, wohl in meiner Gegenwart am Besten hätte einfallen müssen."

Dabei machte sie einen Knix und lächelte schelmisch über den Schluß der Auseinandersetzung, der ebenso logisch klang, als wenn sie Jemanden aufgefordert hätte, bei einer Nachtigall an das Klappern einer Stampfmühle erinnert zu werden. Sicherlich wenigstens war der Abstand zwischen diesen beiden Tonäußerungen kein größerer, als der zwischen einem ruhigen Rauchfange und der unmuthigen Mädchengestalt, die zu dieser Zusammenstellung Anlaß gegeben. Trotzdem mußte die Letztere dem Zuhörer ein Verständniß eröffnet haben, das Freuden gegenüber unerschrocken gebliehen wäre, denn er nickte zustimmend mit der Stirn und rief: „Ja so, für ihre Schornsteine brauchen selbst die frommen Schwestern einen Mann und daher weiß es Dein Vater, der einzige hochbegnadigte Sterbliche, der sie in den weißen Kapuzen sehen darf."

(Fortsetzung folgt.)

Der Winterbaum in seinem Innern.

Naturgeschichtliche Studie

von

P. Kummer.

Luxus und Verschwendung, die Moealisten eifern dagegen. Und doch scheint die heilige Mutter Natur beiden zu huldigen, wenn sie ihre Blüten mit prachtigen Blumenkronen und mannigfaltigem Geruch schmückt, was in der That zu deren bloßem Bestehen nicht nöthig ist und die ganze Schöpfung in Farbenpracht und Schönheit einhergehen läßt. Aber auch diese scheinbare Vergeudung hat ihren wohlberechneten Nutzen. Die Frühlingsbäume schütteln wohl ihren Blütenschmee zum bloßen Verwelken zur Erde und der Herbststurm die ganze Blätterpracht der Bäume, an der ein volles Jahr gearbeitet ist, herab, daß das dürre Laub fusthoch den Boden bedeckt. Aber die fallenden Blätter haben dann ihr Bestes schon abgegeben, und sie, die dem Baume das Jahr über sein Lebensbrod waren, erfüllen am Boden eine neue Mission: sie düngen die Erde, sie decken zarte Keime, sie sind das wohlbestellte Winterquartiere für ein zahlloß.s Heer von Insekten.

Nur dem edlen Luxus huldigt die Natur, denn ihr Walten ist allüberall von dem Gesetze der Schönheit getragen, die darum alle Lebensformen durchzieht. Aber anstatt der Verschwendung ist es gerade die großartigste Sparsamkeit, welche allerorten sich kundgeben läßt. Der Baum, wenn der Winter herannicht, läßt sie sich nicht als die Grille erfinden, die ohne Blick auf die Zukunft den ganzen Sommer sang, sondern mit Ameisenfleiß hat sie gesammelt und heimst nun ein, damit dem Winter vorgebeugt sei und im Frühling das junge Leben mit allem Vorrath gespeist werden könne.

Der Baum, dieser ehrwürdige Stammhalter der Erde, predigt da auf besonders anschauliche Weise diese sparsame Einrichtung. Sehen wir ihn an, wie er in seinem Innern zum Winter sich rüstet und für den kommenden Frühling schon sorgt.

Saftersüllt ist das Bauminnere vom Frühling bis zum Herbst. Die Saft pulsirt da mit einer Kraft, die nach genauen Untersuchungen säumal stärker ist als die Kraft, womit sich das Blut in der großen Schenkelarterie eines Pferdes bewegt. Er strömt da durch die Holzfasern und Gefäße, welche im Allgemeinen mikroskopisch feine Röhrchen repräsentiren und als ein wunderbarck Kanalisirungssystem auf und nieder in Verbin-

Digitized by Google

bung stehen. Durch den Saftdruck sind alle diese Röhrchen in Spannung, und da der Saft mit Luft gemischt ist, so würden sie beim Gefrieren desselben im Winter rettungslos platzen; der Baum würde nie einen Winter überleben. Darum ist vorgesorgt, und zur Winterszeit ist der Saft scheinbar verschwunden. Ist er verdunstet? Hat er sich in die durch die Erde geschützere Wurzel zurückgezogen? oder ist er in die Blätter übergegangen und mit ihnen der Erde anheimgefallen? Verdunstet kann er nicht sein; denn er besteht nicht aus Wasser, sondern aus in Wasser aufgelösten schleimigen Stoffen, meist Kohlenhydraten, Zucker, Gummi. In die Wurzel hat er sich auch nicht ganz zurückziehen können. Die Blätter endlich sind gänzlich saftlos, der Inhalt ihrer Zellen ist fast auf ein Nichts reduziert.

Betrachten wir nun unter dem Mikroskop einige Mark- oder Rindenzellen des Baumes. Siehe, sie führen gar keinen Saft mehr; bis obenan sind sie, aber erfüllt und wie ausgestopft mit winzigsten schneeweißen Kügelchen, die kaum einen Zwischenraum zwischen sich lassen. Der ganze Saft ist eine chemische Umwandlung eingegangen, hat sich in einen verwandten festen Stoff, nämlich in Stärkemehl umgelegt, doch nicht nur der Saft des Stammes und der Zweige — nein, alles saftfallende Laub fandte seiner feinen Saftsinkhalt durch den Blattstiel in das Baumінnere herab, damit dem Baume das nicht verloren gehe, was die Blätter an Bildungsstoffen noch enthielten. Das fallende Herbstblatt ist darum leichter als das Sommerblatt, seine Zellen sind entleert und enthalten nur noch winzige, ausgesogene Krümchen von gelblicher Farbe.

Interessant ist es, die allmälige Aufsaugung jener Stärkemehlkörnchen zu beobachten. Wir haben ein ganz vorzügliches Mittel dazu in der Jodtinktur, welche die Eigenschaft hat, Stärkemehl schön violettblau zu färben. Sie ersetzt uns völlig das Mikroskop, um das Vorhandensein von Stärkemehl zu erkennen. Da gilt es nun einfach, ein Stengelstückchen an seiner Schnittfläche mit der Jodtinktfläche zu benetzen. Die Stengelspitzen werden freilich erst zuletzt erfüllt. Die Ablagerung beginnt in der Wurzel. Wenn dann der Stamm weniger Feuchtigkeitszufluß von unten her erhält, so setzt der Saft auch immer höher hinauf sich um. Der Anfang dieser Ablagerungen ist bei verschiedenen Bäumen verschieden; meist beginnen sie Ende Sommers. Aber während bei der Kiefer die Ablagerung erst im September beginnt, fängt sie beim Ahorn schon Ende Frühjahr an und dauert bis in den Spätherbst fort. Die Ablagerungen von Stärke finden überall im Mark- und Rindengewebe statt, am Meisten aber da, wohin der Saft am Stärksten drängte, so in den Blattstielen, der Stelle, wo der Blattstiel aufsaß, über oder auf oder unter welcher die Winterknospe sich befindet, die im Frühling vor Allem der Nahrung gewärtig ist.

Aber Alles ist nur Uebergang in der Natur. Die Wintereinrichtungen lösen sich wieder. Es sagt das alte Kalenderwort:

„Fabian Sebastian
Fängt der Baum zu saften an!“

und es hat das insofern seine Richtigkeit, als etwa im Januar die Billionen Stärkekörner sich wieder umsetzen und in flüssigen, besonders zuckerigen Saft auflösen. Dadurch ist das junge neue Frühlingsleben in Baum und Strauch und allen den schlafenden Pflanzentrieben bedingt. Sie haben da noch keine Blätter, durch welche sie sich selbstständig Nahrung schaffen könnten; und so gehren sie von der flüssig werdenden Sparkasse des verflossenen Jahres. Aber davon nun schwellen die Knospen und entfalten die ersten jungen Blätter, mit deren Vorhandensein der Baum sich wieder selbstständig zu ernähren beginnt. Zum Frühling ist in Mark und Rinde nichts von Stärkemehl mehr zu spüren, die Reservenahrung ist aufgebraucht und ein junger flüssiger Saft treibt durch das Gefäß der Baumes.

Dieselbe Kristallisation des Sommersaftes in herbstliche und winterliche Stärkekörner finden wir bei den ein- und zweijährigen Pflanzen, bei denen Kraut und Stengel herbstlich wegsterben, zuvor aber in die Knollen und Wurzeln sich entleeren. So füllt sich auch hier die innere Vorrathskammer erst, wenn die Pflanze ihre jährige Aufgabe erfüllt hat. So wissen wir es bei der Kartoffel und anderen Knollenpflanzen, die erst, wenn das Kraut abstirbt, reif, d. h. stärkemehlig werden. — Im Frühling verliert aber zum Leidwesen der Hausfrau auch die Kartoffel ihren Stärkegehalt wieder; sie wird beim Keimen im Keller zuletzt fädlich und wässerig, die aufgespeicherten Reservestoffe, die alle Zellen erfüllen, beginnen dann für die Wachsthumsforderungen der neuen Vegetationszeit sich zu lösen.

Es ist aber, wir möchten sagen: ein prophetischer Blick in die Zukunft, mit dem Baum und Strauch und jede Pflanze gegen den Winter sich rüstet und für den kommenden Frühling zugleich die ganzen im Jahre gesammelten Kräfte aus Blättern, Stengel und Wurzeln zu Reservestoffen zusammenfaßt.

Alles und Neues.

Die eisernen Schiffe und unsere Wälder. Abgesehen von den bisher Vorzügen, welche die eisernen Schiffe vor den hölzernen haben, ist der Vortheil nicht hoch genug anzuschlagen, der uns der Erhaltung unserer Forstwälder zuwächst. Es ist gerade Zeit, laut sich eine Stimme aus Frankreich vernehmen, daß die Erbauung der eisernen Schiffe gemacht werden, wollten wir nicht die nöthige Umwandlung unserer Grund und Boden ertheben, der ebenfalls für die Eisenbahnen ungeheure Massen Holz gegenwärtig liefern muß. Ein einziges hölzernes Linienschiff früherer Konstruktion von 74 Kanonen, welches kaum ein Alter von 20 Jahren erreicht, machte, wenn man nur 80 hundertjährige Bäume auf den Morgen Land rechnet, dennoch die Entholzung von mindestens 40 Morgen Waldboden nothwendig. Wie groß mag nun die Holzmenge wohl gewesen sein und wie viel Waldboden hat entholzt werden müssen, um das Material zu liefern, welches bis 1848 von den europäischen Seemächten zum Bau der Schiffe nöthig war! Man greift nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß die Bremächte bis zu dieser Zeit an 3000 große Linienschiffe und mehr als 400,000 Fahrzeuge mittlerer und kleinerer Größe gebaut haben.

*

Aberglaube bei den Chinesen. Die Chinesen wenden sich bei allen bedeutenden Fragen zur Wahrsagung und haben dazu gemalte Leute, oder kleine mit Charakteren beschriebene Holztafeln oder sonst noch was dem Aehnliches. Augerdem befleißen sie sich auch noch der Vögel und Schildkröten, welche letztere namentlich in hohem Ansehen stehen, denn sie haben, wie die Chinesen glauben, die Zeichen von 28 Konjekturen auf dem Rücken und sind im Besitz übernatürlicher Kenntnisse. Es sind darum in China, und namentlich in den größern Städten, eine Anzahl solcher Wahrsager, deren Geschäft bereits drei Jahrhunderte überdauert hat. Es waren nämlich vor dieser Zeit Unruhen in drei Provinzen ausgebrochen; eine Kampfe gegen die andere und ein Schaukes (Zauberer) wendete Zauberformeln an, um einer weiterverbreiteten Krankheit Schranken zu setzen. Seitdem bestehen die Priester des Fo und Tao diese Sitte bei. Der Zauber aber besteht in der Verbindung mehrerer Charaktere zu einem unaufsösbaren Ganzen. Wird das doch aufgelöst, so ist der Zauber gelöhnt. Unter die übrigen abergläubischen Sitten der Chinesen gehört, daß sie die Unglückstage des Jahres in den Kalendern anzeichnen und die Beschäftigungen festsetzen, welche man nur an diesem oder jenem Tage treiben darf. So darf man an dem einen Tage bloß heraten, an einem andern begraben, an einem dritten dieß, an einem vierten jenes thun. Der Kalender hat für ein Jahr nicht weniger als 150 solcher Schicksalstage verzeichnet.

Wenderätsel.

Kennst Du das kleine Wort, das uns ein Thier bezeichnet,
Mich winzig nur und klein, doch schädlich oft vermeinst?
Nimmste Du von diesem nun den ersten der Buchstaben,
So ruft der Freund dir Dir beim Scheiden noch als Gruß.
Verwechste nun einmal aus ersten Wort die Letzten,
Das Dritte sey zuerst und wieder umgekehrt,
Dann kennst Du es als Spiel; — nun beißen so die Frauen,
Zwar nur im Singular, doch jede will es sein.

Bilderräthsel.

Mais
Mais
Mais

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 25.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
1 Thlr. 6 Sgr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

In der Ballus.

Kriminalgeschichte von **J. D. H. Temme.**

(Schluß.)

„Fort von mir!“ rief das Mädchen ihren bösen Gedanken zu, wie sie vorhin gerufen hatte: „Versucher, weiche von mir!“

Aber sie konnte sie nicht verscheuchen.

„Wie sie erschrak! Das schlechte Gewissen. Wie sie bebend hinter mir geht! So bebte sie auch damals, da ich wie eine Missethäterin vor ihr erscheinen mußte, aber vor Zorn, vor Muth. Eine schlechte Dirne nannten mich jene bebenden Lippen, eine giftige Krote. Dann sprang sie auf, riß mich an den Haaren, stieß mit dem Fuße nach mir, nach dem Kinde unter meinem Herzen. Dann ließ sie mich in den alten Thurm hinten auf dem Hofe einsperren; altes Stroh war mein Lager, Brod und Wasser meine Kost. Am dritten Tage befreite mich der Inspektor, auf den heimlichen Befehl des Grafen, wie er sagte. Aber als ich an dem Thurme vorbei ging, stand sie da, dieses entsetzliche Weib, und ihr Mann stand bei ihr, und hinter ihr waren die Jagdhunde ihres Mannes. Sie hatte auf mich gewartet. — Welche Bestie schleicht da umher?“ rief sie höhnisch, als sie mich sah. Und sie hetzte die Hunde auf mich, und als die Thiere ihr nicht gehorchten, befahl sie dem Herrn, daß er sie hetze, und er gehorchte ihr, und ihm gehorchten die Thiere. Und an demselben Abende genas ich bei der armen Frau im Dorfe meines armen Knäbleins, und am Tage darauf ließ sie mich durch den Bettelvogt aus dem Dorfe jagen, mich und mein Kind, in dem wilden Sturm, in dem tiefen Schnee — Ha —“

„Ha!“ rief das Mädchen mit lautem Schluchzen und mit lauterer Stimme, — „ha, Du hartes, Du unmenschliches Weib! Mich und mein Kind!“

Bezirks-Oberamtsrichter L. Graf von Standern. (S. 395.)

Die Gräfin stieß einen Schrei aus. Sie drückte ihr Kind fester an sich.

„Stütze mich, daß ich nicht falle!“ rief sie ihrem Manne zu.

Der Graf umfaßte sie. Sie standen Beide wie in rathlosem Schreck.

Eine war fünf Schritte vorangegangen. Sie kehrte sich nach den Beiden um.

„Folgt mir!“ befahl sie.

Sie gehorchten ihr wie willenlos. Sie traten mit den geisterbleichen Gesichtern zu ihr.

„Gib mir Dein Kind,“ sagte sie zu der Gräfin. Sie sprach auch das befehlend; diesmal.

„Nie, nie!“ rief die Frau.

„Du bist des Todes mit ihm —“

„Sie ist wahnsinnig! Hilf mir!“

„Rufe nicht um Hülfe!“

„Herr des Himmels!“ —

Was weiter geschah?

Am folgenden Tage kam ein reitender Bote des Schulzen von Karben zu mir, dem Schreiber dieser Zeilen, mit einem Schreiben des Schul-

Digitized by Google

gen an mich, der ich damals Verstand der Kriminalbehörde war, zu deren Bezirk das Dorf gehörte. Der Schulze meldete, daß von einer Bewohnerin des Dorfes ein Mord begangen sei, der der schleunigsten gerichtlichen Untersuchung bedürfen werde.

Ich fuhr mit dem erforderlichen Gerichtspersonal sofort nach Kaden. Der Schulze wartete im Kruge auf mich.

„Wer ist die Mörderin?“ fragte ich ihn.

„Ein litthauisches Mädchen, Gine Jürgeleit.“

„Und der Ermordete?“

„Das weiß man nicht.“

„Was weiß man denn?“

Der Schulze erzählte mir, das Mädchen wohne bei einer alten armen Wittwe im Dorfe, Namens Barlene. Diese habe ihm mitgetheilt, daß das Mädchen einen Menschen ermordet habe, daß sie aber nicht sagen wolle, wer der Ermordete sei. Das Mädchen sei als sehr entschlossen bekannt: er, der Schulze, habe daher nicht hoffen dürfen, von ihr ein Geständniß zu erhalten; deßhalb habe er sogleich zum Kriminalgericht geschickt, zumal ja doch an Ort und Stelle weitere Nachsuchungen würden nothwendig werden. Das Mädchen, die Mutter eines Kindes von einem Jahre sei, habe er unter Bewachung bei der Barlene gelassen.

Ich hielt es für zweckmäßig, bevor ich zu der Vernehmung der Gine Jürgeleit schritt, die Barlene über das Mädchen, deren Verhältnisse und Lebensweise zu befragen. Ich ließ die Frau in den Krug rufen.

Der Litthauer ist gegen jeden Fremden mißtrauisch, zurückhaltend. Namentlich vor Gericht weiß er stets um die Sache, die man von ihm erfahren will, herumzugehen; er hat hundert ausweichende Antworten und Gegenfragen; er gibt selten nur stückweise Bescheid; er behält immer etwas für sich zurück. So war auch die alte Barlene.

Sie erzählte mir, wie sie am gestrigen Morgen mit dem Mädchen in die Forst gegangen sei, um Holz für den Winter zu suchen. Sie seien in die Gegend der Tidle Ballus gekommen. Von der Ballus her sei sie, die Barlene, zurückgekehrt, mit dem Kinde der Gine Jürgeleit, ohne diese. Die Gine habe noch anderwohin gewollt und sie gebeten, ihr Kind mit sich zurückzunehmen; wohin daß Mädchen gewollt habe, darüber konnten alle meine Fragen keine Auskunft von ihr erhalten. „Aus ne ginau, Pone! Ich weiß es nicht, Herr!“ Dabei blieb sie.

Dann fuhr sie fort: „Ich war mit dem Kinde nach Hause zurückgekehrt. Auf die Rückkehr der Gine wartete ich vergebens. Sie kam den Tag nicht; sie war auch nicht wieder da, als es schon längst dunkler Abend war. Ich brachte das Kind in den Schlaf, und dann legte ich mich selbst zu Bett. Aber schlafen konnte ich nicht. Ich horchte immer und immer, ob das Mädchen nicht zurückkomme. Endlich hörte ich ihren Schritt; es konnte nahe an Mitternacht sein. Ich stand auf, zündete die Lampe an, und ließ sie in das Haus ein.

Als sie in die Stube trat, sah ich, daß ihr Gesicht weiß war, wie das einer Leiche.

„Ist Dir das Herz krank,“ Gine?“ fragte ich sie.

„Nein,“ war ihre Antwort.

Sie setzte sich vor das Bettchen ihres Kindes auf eine Fußbank. Sie legte das Gesicht in die Hände und sah das schlafende Kind an. So saß sie still; sie sprach kein Wort.

„Wo warst Du, Gine?“ fragte ich sie.

„Drüben!“ antwortete sie.

Sie meinte die russische Grenze.

„Warum kommst Du so spät zurück?“

„Ich hatte nicht Zeit früher.“

„Hattest Du Arbeit?“

Sie antwortete mir nicht.

Sie hatte ihr Beil bei sich getragen, als sie mich verließ. Ich sah es nicht mehr bei ihr.

„Wo hast Du das Beil, Gine?“ fragte ich sie.

Sie fuhr auf, wie aus einem Traume.

„Das Beil?“ sagte sie.

„Ja, das Beil, Gine.“

„Es ist fort!“

„Wo ließest Du es?“

„Hinten in der Ballus.“

Sie blickte so sonderbar, als wenn es ihr recht greulenhaft sei. Mir selbst wurde angst.

„Gine, was ist Dir?“ fragte ich.

Da faßte sie langsam auf, sah nach ihrem schlafenden Kinde, sah in das Licht, sah mich an.

„Ich habe einen Menschen erschlagen,“ sagte sie.

Der Schreck fuhr mir durch alle Glieder.

„Wo!“ rief ich.

„Hinten in der Ballus,“ sagte sie wieder.

„Und wo ist der Leichnam?“

„Tief unten auf dem Grunde.“

„Du hast den Menschen hinuntergestürzt?“

„Ja.“

„Lebendig?“

„Lebendig.“

„Wer war es, Mädchen?“

„Frage mich nicht.“

Ich konnte vor Schreck und Angst nicht weiter fragen.

Sie setzte sich wieder auf das Bänkchen zu dem Kinde. Sie saß wieder lange, ohne sich zu bewegen, ohne zu sprechen.

„Willst Du nicht schlafen, Gine?“ sagte ich.

„Ich kann nicht,“ war ihre Antwort.

Ich konnte es auch nicht.

Wir saßen Beide, bis der Morgen graute.

Wir sprachen Beide kein Wort weiter.

Als es hell wurde, sagte sie: „Barlene, gehe zu dem Schulzen und sage ihm, daß ich einen Menschen erschlagen habe.“

„Und wenn er mich fragt, wer der Mensch sei?“

„So antworte ihm, daß ich es nicht Dir und nicht ihm sagen wolle.“

Ich ging zum Schulzen.

Er gab mir zwei Mann Wache mit, die bei dem Mädchen bleiben sollten, bis das Gericht komme.

Als ich mit den Männern in die Stube trat, küßte sie ihr Kind. Sie hatte es angekleidet; sie hatte ihm seine Milch gegeben. Sie hatte mich mit den Männern kommen hören. Sie dachte, sie solle abgefahren werden. Da küßte sie das Kind zum Abschiede. Sie wollte es dann mir übergeben. Ich hielte ihr mit, was der Schulze gesagt hatte.

„So bleibe ich noch einige Stunden länger bei meinem Kinde,“ sagte sie.

Sie war ganz ruhig und gefaßt. Ich sah keine Thränen in ihren Augen.

So war sie den ganzen Tag.

Das war die Aufgabe der Barlene.

Ich begab mich mit der Frau zu ihrer Wohnung.

In der niedrigen, ärmlichen Stube der Hütte saß auf einer Bank eine junge Litthauerin mit einem Kinde auf dem Schooße, das Gesicht zu dem Kinde niedergebeugt.

„Der Herr Richter! Stehe auf!“ sagte der Schulze zu ihr, der mich begleitete.

Sie stand auf; sie erhob das Gesicht.

Ich sah Gestalt und Gesicht einer Römerin.

„Sie eine Mörderin?“ durchzuckte es mich mit schneidendem Schmerze.

Ich ließ die sämmtlichen Anwesenden abtreten. Bei dem Verhör mit dieser Unglücklichen durfte kein fremder Zeuge zugegen sein. Nur der Altar mußte bleiben.

Sie wache unruhig, ängstlich, als sie Alle die Stube verlassen sah.

„Darf mein Kind bei mir bleiben, Herr?“ fragte sie.

„Ja.“

Sie athmete auf, als wenn das Kind ihr ein Schutz sei gegen die fremden, kalten, strengen Gerichtsbeamten.

Und es war ihr ein Schutz, wenn sie dessen bedurft hätte. Wen erbarmt nicht ein schwaches, hülfloses Kind? Wen ergreifen nicht die Bilder der Liebe zwischen Mutter und Kind? Du und Deine Liebe und Hülfe, ihr seid mir Alles, was ich habe, spricht unbewußt das süße Lächeln des Kindes. Du bist mein Engel, für den ich Alles hingebe, antwortet aus dem vollen bewußten Herzen das schmerzlich liebevolle Auge der Mutter. Und diese Mutter war eine Mörderin, dem Beile des Henkers, mindestens dem lebenslänglichen Zuchthause verfallen, und sie suchte Schutz bei dem hülflosen Kinde.

„Aber kann denn dieses Mädchen, diese Mutter eine Mörderin sein?“ mußte ich wieder mich fragen.

„Wie heißest Du?“ begann ich das Verhör mit ihr.

„Gine Jürgeleit,“ war ihre Antwort.

„Wie alt bist Du?“

„Neunundzwanzig Jahre.“

„Du bist unverheirathet?“

„Ja, Herr.“

„Wessen ist dieses Kind?“

„Das meinige, Herr.“

„Wer ist sein Vater?“

„Wußt Du es wissen, Herr?“

„Hast Du Grund, es mir zu verschweigen?“

„Erlasse mir, es zu sagen.“

„Du hast der Barlene eingestanden, daß Du gestern einen Menschen erschlagen habest?“

„Ja, Herr, und ich habe ihr die Wahrheit gesagt.“

„Wer war der Mensch?“

Digitized by Google

„Ich kann es auch Dir nicht sagen.“

„Es wird ermittelt werden.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wo erschlugst Du ihn?“

„In der Ballus, und tief auf dem Grunde der Ballus liegt sein Leichnam; keines Menschen Auge wird ihn jemals dort entdecken.“

„Warum erschlugst Du ihn?“

„Herr, ich kann Dir auch das nicht sagen.“

„Mit wem warst Du zu der Ballus gegangen?“

„Mit der Barlene.“

„Traft ihr unterwegs mit Jemandem zusammen?“

„Ich werde Dir darauf nicht antworten, Herr.“

„Ich werde es erfahren, von der Barlene, von anderen Leuten.“

Sie sann nach. Sie wurde unruhig. Sie hatte bisher mit voller, klarer, entschlossener Ruhe geantwortet.

„Du wirst es nicht erfahren, Herr,“ sagte sie.

Sie schien wieder entschlossen und ruhig geworden zu sein.

Die Fortsetzung des Verhörs mit ihr, ohne daß ich einen thatsächlichen Anhalt für meine Fragen hatte, war unnütze Verlängerung ihrer Schmerzen. Das Verhör des Kriminalrichters ist die entsetzlichste Tortur, der man den Verbrecher unterwerfen kann. Eine Verbrecherin, eine Schuldige war sie.

Ich rief den Schulzen kommen und trug ihm auf, das Mädchen in eine Kammer zu führen, und die Barlene zu ihrer Bewachung eintreten zu lassen.

Sie wurde wieder unruhig.

„Herr,“ sagte sie, „ich will Dir sagen, was Du von der Barlene erfahren willst. Der Junker vom Schlosse war mit uns in den Wald gegangen. An der Ballus lehrte er aber mit der Barlene zurück, und ich ging allein in die Ballus.“

Ich gab dem Schulzen den Auftrag, den Junker aus dem Schlosse sofort herbeizuholen.

Sie hörte es mit Ruhe an.

Der Schulze war schon nach wenigen Minuten zurück. Das Schloß lag wenigstens zwanzig Minuten von der Hütte der Barlene entfernt. Er kam mit dem Besitzer des Schlosses zurück, der ihm gleich am Dorfe begegnet sei und ihm gesagt habe, sein Sohn sei nicht zu Hause.

Es war jener halb bürgerlich, halb militärisch, halb wie ein Medoherr, halb wie ein litthauischer Bauer gekleidete, schwachsinnige und gutmüthige alte Herr.

„He, hr, kam er höflich und freundlich auf mich zu. Sie suchen meinen Sohn Werner. Er ist nicht zu Hause! Kuriose Sachen das! Er ist fort, mit seiner Mutter, meiner Gemahlin nämlich. Beide, seit heute Nacht, und kein Mensch weiß, wohin. Und von mir haben sie nicht einmal Abschied genommen.“

„Seit heute Nacht, Herr Baron?“ fragte ich.

„Ich versichere es Ihnen. Oder seit gestern Abend. Ich weiß es nicht genau. Ich wollte es hier erfahren. Darum kam ich her.“

„Hier wollten Sie es erfahren? Von wem?“

„Nein, nein. Von dem Mädchen hier, der Gine Jürgeleit. Wo ist sie denn?“

Ich horchte auf.

Ich hatte das Mädchen bei der Annäherung des alten Herrn in eine Kammer führen lassen.

„Was soll die Gine Jürgeleit von Ihrem Herrn Sohn wissen?“ fragte ich.

„Ja, he, sie war ja gestern Abend noch bei ihm. Und bald nachher ist er fort gewesen.“

„Wäre der Junker der Ermordete?“ fragte ich mich.

„War das Mädchen Ihrem Herrn Sohne bekannt?“ fragte ich den alten Edelmann.

„Gewiß, gewiß. Es war der Verdruß seiner Mutter.“

„Und Mutter und Sohn sind zu gleicher Zeit verschwunden?“

„Seit gestern Abend, wie ich sagte.“

Ein neuer Verdacht war in mir aufgestiegen.

„Herr Baron, wer ist der Vater zu dem Kinde des Mädchens?“

Er lachte.

„Mein Schwager, der Graf Utlinski in Polen. Sie war dort Kammerjungfer bei meiner Schwägerin. Und, he, he, da fällt mir etwas ein. Mein Schwager wird von den Russen verfolgt. Er war mit in der Revolution gewesen. Sie wollten ihn nach Sibirien bringen, in die Bergwerke. Da sollte er arbeiten, unten in der Erde, wie ein Knecht, ein Tagelöhner. Er war ihnen entkommen. Er wollte hierher, nach Preußen, zu uns, zu mir. Und er ist nicht gekommen. Und das Mädchen, die Gine, sollte ihn holen. He, he, wo hat das Mädchen meinen Schwager gelassen?“

Ich war auf seine Worte aufmerksam geworden, wie wenig ich ihren Sinn fassen konnte.

„Erzählen Sie mir Näheres darüber, Herr Baron.

„Ich weiß ja selbst nichts. Mein Sohn sprach mit seiner Mutter heimlich davon. Ich hörte nur einzelne Worte. Der Graf Utlinski sei drüben an der Grenze; er wolle zu uns; die Russen seien hinter ihm; die ganze Grenze sei dicht besetzt; nur nicht an der Ballus. Die Gine sei in die Ballus gegangen. Sie kenne die Wege durch die Ballus, Herr Roth. Das sagte auch mein Sohn zu seiner Mutter. Und meine Gemahlin erschrak darauf und meinte, die Ballus sei tief und wer darin versinkt, komme nie wieder zum Vorschein, und die Gine sei eine schlechte Dirne und hasse den Grafen Utlinski. Und, Herr Roth, daß sie den Grafen haßt, das mag wohl sein; er hat es an ihr verdient. Aber eine schlechte Dirne ist sie nicht, wenn sie auch das Kind hat. Der Graf ist schlechter, als sie ist, und — aber was geht das mich an? — Was wollte ich doch sagen, Herr Roth?“

Ich wußte es so wenig, wie er.

Ich war plötzlich von ganz neuen Gedanken erfüllt.

War der Graf der Erschlagene? Hinten in der Ballus sei das Verbrechen geschehen, hatte das Mädchen gesagt; der Ermordete liege tief unten auf dem Grunde der Ballus. Von dem Grafen war sie verführt, entehrt; er war schlechter als sie. Wenn sie auch ein Engel war, hatte nicht plötzlich ein Mordgedanke sich ihrer bemächtigen, sie zu einer Handlung des Wahnsinns treiben können? Sie hatte den Grafen durch die Ballus führen wollen; was hatte auf dem langen, einsamen Wege zwischen den Beiden sich nicht Alles ereignen können?

Der schwachsinnige Baron wußte nichts mehr. Ich ließ ihn sich entfernen.

Ich ließ das Mädchen wieder hereinführen.

„Du warst in Polen?“

Sie wurde unruhig.

„Ja, Herr.“

„Kennst Du den Grafen Utlinski?“

„Ich diente in seinem Hause, Herr.“

„Wer ist der Vater Deines Kindes?“

„Herr, Du weißt es. Du sprachst seinen Namen auf.“

„Der Graf Utlinski?“

„Der Graf.“

„Wann sahest Du den Grafen zuletzt?“

„Gestern.“

„Und wo?“

„In der Ballus, Herr.“

„Was hatte Dich mit ihm zusammengeführt?“

„Er war von den Russen verfolgt; ich brachte ihn durch die Ballus nach Preußen.“

Mir war vor Spannung das Athmen beim Fragen schwer geworden.

Sie antwortete mir ruhig, klar bei jedem Worte; nur meine erste Frage hatte sie erschreckt.

„Wo ließest Du den Grafen?“ fragte ich sie weiter.

Sie erwiderte mir mit derselben Ruhe: „Herr, darauf kann ich Dir keine Antwort geben.“

„Und warum nicht?“

„Ich bitte Dich, Herr, frage mich nicht weiter.“

Ich fragte sie weiter; ich bekam keine Antwort mehr von ihr.

Sie verweigerte sie mir mit ihrer vollen Ruhe.

Auf einmal wurde sie leidenweich. Sie zitterte heftig.

Draußen vor der Thür war eine heisere männliche Stimme laut geworden.

Ah, hier ist ja das Kriminalgericht schon. Wo ist denn das Mädchen?“

Das Mädchen sprang von ihrer Bank auf.

Ich hatte sie mit ihrem Kinde sich setzen lassen.

„Herr, beschütze mich vor diesen Menschen!“ bat sie.

„Wer ist es?“

„Ermann Grigatis heißt er.“

„Will er etwas von Dir?“

„Ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Er ist ein schlechter Mensch.“

Sie sprach heftig, zuzgergt. Ihr Gesicht brannte.

Es mußte etwas Besonderes mit ihr und dem Menschen sein.

Ich ließ sie in ihre Kammer zurückführen, den Menschen eintreten.

Es war ein häßlicher litthauischer Bursch von gemeinem, verkommenem Aussehen.

„Was suchst Du hier?“ fragte ich ihn.

„Herr, ich suche den Maurus Jürgeleit.“

„Wer ist Maurus Jürgeleit?“

„Der Bruder der Gine Jürgeleit.“

„Und bei ihr suchst Du ihn?“

„Ja, Herr, sie ist eine Mörderin, und sie hat ihren Bruder, den Maurus, ermordet.“

Digitized by Google

„Erzähle.“

„Zu erzählen weiß ich nichts. Der Maurus ist fort, und sie hat ihn ermordet, wenn sie ihn nicht wieder herbeischaffen kann. Sie haßte ihn; er hatte den Grafen Ollénkl an die Russen verrathen und wußte, wo sie mit ihm auf der Balkan auf preußisches Gebiet kommen werde. Und da hat sie ihn erschlagen.“

„Woher hast Du Deine Nachricht?“

„Der Maurus ist fort seit gestern Abend, verschwunden; kein Mensch hat ihn mehr gesehen. Da kann er nur in der Tiefe der Ballus liegen.“

„Ist das Alles, was Du weißt?“

„Es ist Alles, Herr.“

Er war nicht viel. Aber es mußte doch wieder einen neuen Verdacht in mir erregen, der nicht unverfolgt bleiben durfte.

Auch von dem Burschen konnte ich nichts weiter erfahren. Ich beschloß, das Mädchen selbst zu befragen.

Ich ließ sie wieder hereinführen.

Aber ich hatte eine Kranke vor mir.

Die Ereignisse des gestrigen und des heutigen Tages, ihre körperlichen Aufregungen, ihre Verbrechen, das sie zugestanden hatte, wenn sie auch die Einzelnheiten verschwieg, der Kampf, den gerade diese Verschwiegung ihr auferlegen mußte, die Erinnerungen an eine vergangene schwere Zeit, an Leiden, an Mißhandlungen hatten eine furchtbare Aufregung aller ihrer Nerven hervorgerufen.

Als ich sie noch den wenigen Minuten wieder sah, konnte sie mit ihrem Kinde sich kaum aufrecht halten; in ihrem Gesichte wechselte glühende Fieberhitze mit Leichenblässe; der Frost schüttelte ihren Körper, die Hitze wollte sie ersticken. Sie fiel auf eine Bank; ihre Augen schlossen sich; sie hatte einen furchtbaren Nervenanfall.

Von ihrer weiteren Vernehmung war keine Rede.

Ich ließ sie durch die Barkene zu Bett bringen. Eine Wache blieb bei ihr zurück.

Ich setzte meine Nachforschungen über das flüchtige Verbrechen fort, im Dorfe, an der Grenze. Ich erfuhr nichts.

In dem Schlosse des Edelmanns wußte man nur, daß am Abende vorher die Gine Jürgeleit in der Nähe des Schlosses heimlich mit dem Junker Werner gesprochen hatte, und dieser darauf mit seiner Mutter fortgefahren war; weiter, wußte kein Mensch.

Auf der andern Seite blieb Maurus Jürgeleit ebenfalls verschwunden, und man hatte auch von ihm keine Nachricht und keine Spur.

An der Grenze erfuhr ich gar nichts. Sie war fest verschlossen, wie immer.

Was war da hinten in dem großen Moore, in der dunklen, einsamen Nacht geschehen? Einen Mord hatte die Unglückliche verübt, prophezeiten. Aber an wem hatte sie ihn verübt, in welcher Weise, aus welchem Antriebe?

Eine Jürgeleit lag am andern Morgen in einem heftigen Nervenfieber. Die Krankheit war voraussichtlich eine langwierige.

Ich ließ den Gestangswärter aus der Stadt kommen. Er war mit mir einverstanden, daß sie in die Krankenanstalt des Gerichtsgefangnisses gebracht werde. Sie hatte dort eine Pflege, die ihr in dem Bauernhofe an der russischen Grenze nicht zu Theil werden konnte. Sie wurde unter der Aufsicht des Arztes dahin gebracht.

Das Fieber dauerte lange.

Sie überstand die Krisis.

Aber dann waren alle ihre Kräfte erschöpft. Sie magerte zu einem Skelett ab. Nach wenigen Tagen erklärte mir der Arzt ihren nahenden Tod. Sie selbst hatte eine Ahnung davon.

Sie bat mich, ihr Kind bringen zu lassen. Es wurde ihr gebracht.

Gleichzeitig mit ihm kam der Junker Werner. Er war am Tage vorher zurückgekehrt.

Er wechselte sich bei mir mit der Bitte, die Kranke sprechen zu dürfen.

Der feine, milde, blasse junge Mann machte einen außerordentlich günstigen Eindruck.

Ich führte ihn selbst zu der Kranken.

Ich wollte ihn später vernehmen.

Bei der Kranken war der Arzt.

Ihr Kind war ihr schon gebracht.

Sie drückte es mit stiller und doch inniger Zärtlichkeit an.

Als sie den Junker sah, strahlten ihre Augen glücklich.

„Werner, mein Kind!“ sagte sie.

„Ich werde sein Vater sein, Gine.“

„Ich wußte es. Und nun höre noch Eines von mir, Werner. Dich habe ich immer geliebt, nur Dich und mein Kind!“

Der Arzt trat zu mir und sagte leise: „Sie wird heute Nacht sterben.“

Eine schwere Pflicht trat noch an mich heran. Ich mußte noch einmal die Sterbende nach ihren Verbrechen befragen.

Sie kam mir entgegen. Sie hatte wenige leise Worte mit dem Junker gesprochen. Dann suchten ihre Augen mich.

Ich trat zu ihr.

„Herr,“ sagte sie, „der Junker Werner weiß Alles; er wird Dir Alles sagen.“

Ich überlebe mich der Qual, die Sterbende zu quälen. Ich nahm die Verantwortung auf mich.

Ich verließ sie.

In der Nacht starb sie.

Am andern Morgen theilte der Junker mir mit, was an dem Tage des Verbrechens geschehen war.

Ich habe es oben erzählt. Ich habe nur noch die Lösung des Rathsels beizufügen, wer der Ermordete war.

Als das Mädchen mit den Flüchtlingen das Ende der Ballus erreicht hatte, war plötzlich aus einem Hinterhalte sein Bruder Maurus hervorgesprungen, hatte nach dem Grafen gegriffen, ihn mit sich fortreißen wollen. Sie hatte nur Ein Mittel der Rettung gehabt. Sie stieß den Verräther zur Seite, wo die dünne Kruste des Haidetorfmoores und seiner Wurzeln den Abgrund verbarg. Die Kruste brach; Maurus Jürgeleit versank tief immer in der Tiefe.

Das Mädchen hatte dann die Gerettelen nach dem Schlosse geführt.

Sie waren auch in Preußen nicht sicher. Preußen lieferte ja die politischen Verbrecher an Rußland aus.

Eine Jürgeleit hatte den Junker aus dem Schlosse gerufen, und ihm Alles erzählt.

Der Junker hatte seine Mutter von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt.

Beide waren noch in derselben Stunde mit den Flüchtlingen fortgefahren; sie hatten sie heimlich bei Verwandten auf einem Gute in der Gegend von Memel untergebracht, bis es ihnen nach einiger Zeit gelungen war, sie auf ein englisches Schiff zu schaffen, auf dem sie in Freiheit waren.

Eine Jürgeleit hatte es nicht über sich vermocht, sich als Brudermörderin zu bekennen.

Hollands älteste Stadt.

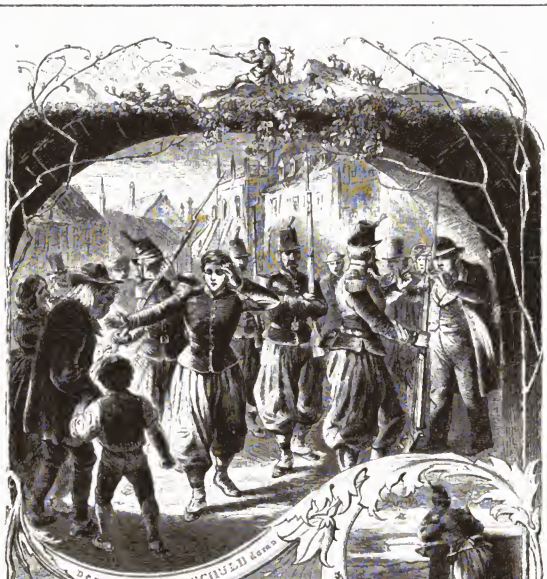
Von

Gustav Rasch.

Mitten in der Stadt Leyden, da, wo die zwei Arme des Rheins sich trennen, erhebt sich ein Erdhügel, auf dessen Plateau ein wohlerhaltenes, massives, kreisrundes Mauerwerk mit innerem Umgang und Zinnen steht. Das Mauerwerk besteht aus kleinen Ziegeln, welche vermittelst dicker Kalklagen an einander gekittet sind. Im Innern des Mauerwerkes befindet sich ein tiefer Brunnen, welcher den Boog durchschneidet. Der Mann, der mich zu dem Hügel führte, nannte Hügel und Mauerwerk die „Burg“, und erzählte mir, daß die Burg der älteste Theil der Stadt sei und auf der Römerzeit stamme. Die Grundmauer der Burg möge allerdings wohl aus der Zeit des Drusus stammen, obschon manche sie Hengist, den Herzog der Angelsachsen, zuschreiben, der im Jahr 450 lebte; das Mauerwerk des Thurmes ist aber jedenfalls weit jünger und stammt wohl erst aus dem Mittelalter. Heute ist der von den Römern aufgeführte Erdhügel mit Rasen und Gebüsch bedeckt und bildet den Mittelpunkt hübscher Anlagen zu geselligen Zwecken der Einwohner; schattige Baumgruppen füllen den innern Kreis des Mauerwerks und von einem erhöhten Umgange der Warte hat man einen interessanten Ueberblick über die Häusergruppe und Thürme der alten Stadt, sowie der wohlangebauten Umgegend. Zu einem besonders pittoresken Bilde gruppiren sich ganz in der Nähe im Rahmen des alterthümlichen Thorbogens, durch den man die Gartenanlagen betritt, die eigenthümlich getrimmten Thorwipfen der im dreizehnten Jahrhundert erbauten Pankratiuskirche, welche unzweifelhaft zu den schönsten Kirchen Hollands gehört. Sie ist ein zierlicher, gothischer Bau. Sonst zeichnen sich die holländischen Kirchen gerade nicht durch architektonische Schönheiten aus. Die imposanten deutschen Dome sucht man in Holland vergebens. Der Grund dieser Erscheinung ist wohl einerseits in dem den Holländer mangelnden Schönheitssinn, zum andern auch im Mangel des Materials zu suchen. Es fehlt den Niederlanden an Steinen; wie zum Bau der Häuser, mußte man sich auch zum Bau der Kirchen der Backsteine bedienen; die Gewölbe bestehen gewöhnlich aus Holz. In ihrer äußern Umgebung sind die Kirchen meist immer verbaut; manche Kirche ist so von Baracken und kleinen Häusern umgeben, daß es Mühe macht, das Eingangsportal zu finden. Die innern Räume sind weiß und leer; die Zeit der Bilderstürmerei hat die Kirchen in Holland alles dekorativen Schmucks beraubt; nur hie und da erblickt man an den weißgekalkten Wänden das auch gewöhnlich unschöne und fast immer

Google

ſehr einfache Denkmal eines holländiſchen Seehelden oder Gelehrten. So bedauert man denn auch kaum, daß man wie von Außen auch im Innern der Kirchen gewöhnlich keinen Punkt findet, von dem man den Geſammteindruck der Architektonik überſehen kann; denn die inneren leeren und wüſten Räume ſind faſt immer mit einer Menge von Kirchenſtühlen angefüllt, welche um die Kanzel herum und in der Länge des Hauptſchiffes in der Form amphitheatraliſcher Gerüſte und Gruppen in die Höhe ſteigen — eine zweite höhere Kirche in der ſteinernen — und dem Beſchauer



Deutſche Lieder mit Illuſtrationen. **Der Deſerteur,** Ballade von E. Roſenthal, illuſtrirt von C. Jeſenſcher. (S. 296.)

alle Ausſicht benehmen. An allen dieſen, dem Geſammteindruck ihrer Architektonik ſehr ſchädlichen Mängeln leiden auch die beiden größten Kirchen Leydens, die Pankratiuskirche, welche wir im pittoreskeſten Rahmen des alterthümlichen Bogens von der Burg erblicken, und die Kirche Sankt Peter, obſchon ſie unter den holländiſchen Kirchen immer noch einen erſten Rang einnehmen. Auch ihre inneren, weißgetünchten Wände ſind kahl und ſchmucklos. In der Pankratiuskirche ſieht man das in architektoniſcher Beziehung auch höchſt unbedeutende Grabmal des tapfern Bürger-

Digitized by Google

meistres van der Werff, welcher im Jahr 1574 die Stadt fünf Monate lang mit großem Erfolg gegen die Spanier vertheidigte. Der Statthalter ließ damals als Belohnung den tapferen Bürgern von Leyden die Wahl zwischen der Errichtung einer Hochschule und einer vierjährigen Abgabenfreiheit. Die berühmte leydener Hochschule, welche im Jahr 1575 errichtet wurde und sich bald durch ganz Europa einen großen Ruf erwarb, verdankt diesem Umstand ihren Ursprung. Da ich gerade von den Eigenthümlichkeiten holländischer Kirchen spreche, darf ich indeß eine Eigenthümlichkeit nicht unerwähnt lassen, obschon die leydener Kirchen sie nicht besitzen; ich meine die Orgeln. Bevor in England noch größere und vollkommenere Orgeln gebaut wurden, galten die Orgeln in den holländischen Kirchen für wahre Wunder der Orgelbaukunst. Die Orgel in der „grooten Kerk" zu Haarlem ist ein Gebäude für sich in der Kirche. Sie füllt eine ganze Seite der Kirche aus und reicht, von Vorsprüngen getragen, vom Boden bis zum Dach. Sie hat vier Klaviaturen, vierundsechzig Register und nicht weniger als fünftausend Metallpfeifen, von denen die größten eine Länge von zwölfundvierzig Fuß bei einem Durchmesser von fünfzehn Zoll haben. Auch die „groote Kerk" in Rotterdam besitzt ein solches Wunderbauwerk an Orgel. Ihr Umfang und Ton steht sie der haarlemer Orgel wohl ganz gleich. Beide Orgeln haben eine unvergleichliche Kraft. Das Vergnügen, sie außer der Zeit des Gottesdienstes spielen zu hören, ist nur sehr theurer Natur. Der Organist verlangt für die Stunde Spielens nicht weniger als zehn bis zwölf Gulden. Ich bezweifle, daß irgendein Pianist ersten Ranges sich für eine Unterrichtsstunde ein höheres Honorar zahlen läßt, als diese holländischen Organisten. Frau Wilhelmine Claus-Szarvadity und Herr Anton Rubinstein machen diese Honoraransprüche wenigstens nicht.

Aber steigen wir von den Thürmen herab, von denen wir Stadt und Umgebung überschaut haben, hinab und machen wir einen Gang durch die Stadt. Sie hat nicht allein den Ruhm, Hollands älteste und gelehrteste Stadt zu sein; sie ist auch die eigenthümlichste in ihrer Bauart, ich meine, daß man in ihren Gebäuden alle Eigenthümlichkeiten dekorativen Häuserschmucks, wenn auch nicht in ihrer Schönheit, aber doch im Ueberfluß ihres Reichthums erblickt. Karl Schnaase sagt von den „alten Leydens": „Es sind nicht die Paläste wie im Haag, in welchen der Schmuck blühn ausgebreitet, mir standen- und ehrenhalber da ist, aber auch nicht die schmalen Giebelhäuser Rotterdams, die nur Räumungen der Speicher zum Zweck zu sein scheinen und in denen sich höchstens Bequemlichkeit und Reinlichkeit aussprechen. Hier dagegen setzt es nicht an mannigfaltiger Zierde; man sieht den Häusern an, daß die Besitzer mit Muße und Liebe auf die Verschönerung ihres Eigenthums, jeder nach seiner Weise, gedacht haben. Freilich sind die Formen meistens die des siebenzehnten Jahrhunderts, aber welche „de gute Geschmack" entschieden sein Anathem ausgesprochen hat, aber ich bin so feige Ketzer, daß ich selbst diesen Styl, ungeachtet manches wunderlichen Putzes, nicht überall verwerfe. Tüchtiges, bürgerliches Leben zeigt sich einmal nicht anders, als in selbstständig freier Ausbildung, nicht in gleichmäßiger Regel; und diesen heitern Anblick kräftiger Mannigfaltigkeit darf man sich nicht verkümmern lassen, wenn hin und wieder eine etwas zu derbe, aber auch eine barock gefünftelte Gestalt dazwischen tritt. Vielmehr gehört das zur Sache. Im Einzelnen will ich freilich die bauzünftigen Gesimse, die durchbrochenen Pilaster, die Gebälke, die steinernen Bänder und Gesimsen, den architektonischen Kram von Basen und Pyramiden und solchen Dingen nicht in Schutz nehmen; aber im Ganzen gibt es ein treffliches, malerisches Bild, wenn auch nicht jugendlicher Frische, so doch kräftigen jovialen Mannesalters. Auf alle Fälle ist mir dieser wuchernde Reichthum lieber, als das dürftige Maß der Zweckmäßigkeit, und die „Schreinerarchitekt", wie man sie nennen mag, als eine fabrikmäßig gleiche Architektur. Jedem das Seine." (S. Niederländische Briefe von Karl Schnaase. Stuttgart 1834.)

Wie gewöhnlich, hat Schnaase auch hier in der Beurtheilung der leydenschen Architektonik den Nagel auf den Kopf getroffen. Wenn man die, einige Schritte von der Burg belegene Brücke mit bedeckten Hallen, die „Korenbrug" genannt, überschreitet und gerade ausgeht, so gelangt man in die Breedestraat, die stattlichste und breiteste Straße der alten Stadt, welche dieselbe in ihrer ganzen Breite durchschneidet und an die fraunfurter Zeile erinnert. In seiner holländischen Stadt, wieder in Amsterdam noch in Rotterdam, weder im Haag noch in Utrecht habe ich eine Straße gefunden, welche die Eigenthümlichkeiten holländischen Baustyls in solchem Reichthum exprässentirt, wie die Breedestraat in Leyden. Sie wird von seinem Gracht durchschnitten; Schiffsmasten, Takelwerk und Baumgruppen hindern also nicht die Aussicht auf die Häuserreihen, welche die Straße nach beiden Seiten begränzen. Die Perspektiven einer solchen holländischen Straße sind ganz eigenthümlicher Natur, insbesondere wenn, wie die Breedestraat in Leyden, die Straße nicht geradlinig ist und sich die Häuser bei den Biegungen kulissenmäßig vor- und hintereinander schieben. Die Bauart der Häuser in den älteren holländischen Städten ist meistens dieselbe. Schmal und hoch, drei, vier und fünf Stock übereinander aufsteigend, kehren sie die Giebel der Straße zu. Da die Häuser von Backsteinen erbaut sind, so ist der in dieser gleichförmigen Häuserreihe vorherrschende Farbengrundton meistens immer roth. Alle Fenster sind Fallfenster, die Thüren sind schmal und haben fast immer denselben dunkelgrünen Anstrich. Der allgemeine Eindruck, den eine solche holländische Straßenperspektive, besonders wenn die Straße von keiner Gracht durchschnitten wird, Schiffe und Bäume sich also nicht zu besonderen Bildern im Vorder- und Mittelgrunde gruppiren, auf den Beschauer macht, würde also ein sehr einförmiger sein, wenn nicht eine Menge Verschiedenheiten in der Häuserdekoration aufträten. Dieß ist aber immer der Fall. Sehr selten haben die Giebel dieselben Formen und Gestalten. Sie wechseln in spitzen, runden und ovalen Formen; oft hat dasselbe Gebäude, trotz seiner Schmalheit, mehrere Giebel von verschiedener Form. Spitzen zwischen zwei Halbbogen, zwei und drei Bogen nebeneinander, zuweilen nach oben, zuweilen nach unten ausschweifend, hie und da von runden, kreisförmigen Ausschnitten durchbrochen, mit weißem und buntem Stuck geziert. Die rothen Backsteine teagen einen verschiedenen äußeren Farbenanstrich, der oft in zwei und drei Farbentönen abwechselt; die Thüren befinden sich selten in zwei Haäsern an derselben Stelle; die Fensterreihen sind zuweilen grün, zuweilen roth, dann wieder weiß und gelb angestrichen; die meiste Verschiedenheit zeigen die Häuser da, wo sie mit dem Fuße das Niveau der Straße berühren. Treppen von zwei, auch von vier bis acht Stufen führen zu der Schwelle; die Erdgeschosse mit ihren verschiedenartig geformten Kellerhälsen, meist immer von Pfeilern, welche durch Ketten oder Eisenstangen mit einander verbunden sind, umgeben, hinter denen sich oft noch ein schmaler, meist hölzerner Gang befindet, den man auf einer kurzen Brücke überschreitet, bieten eine Fülle, oft ein Gewirr von Verschiedenheiten, welche eine Menge von Abwechslungen in diese sonst einförmigen Perspektiven bringen. Dasselbe Gepräge trägt die Breedestraat in Leyden, nur in einem noch reicheren Maße, wie in den andern holländischen Städten. Nirgends in Holland habe ich in einer Straße so viel „bunschige Giebel", so viel steinerne Bänder und „Schnuren", so viel „durchbrochene Pfeiler und Gebälke" gesehen, als in der „Breedestraat" in Leyden, und keine holländische Straße gibt, um mit Schnaase zu reden, „ein so malerisches Bild kräftigen, jovialen Mannesalters", wie die Breedestraat in Leyden, wenn ich auch das Wort „kräftig" aus dem Schnaaseschen Urtheil streichen muß. Im oberen Theile der Straße steht das im Style des sechzehnten Jahrhunderts aufgeführte große und stattliche Rathhaus. Es trägt einen echt holländischen Charakter. Eine hohe Freitreppe führt zu dem Eingangsthor, welches mit einer großen Tafel geschmückt ist, auf der sechs holländische Verse an die Hungersnoth und an die Belagerung von 1574 erinnern. Im Rathhaus selbst sind einige interessante Gemälde leydenscher Maler zu sehen. Das interessanteste ist von Jgnaz von Bree und stellt einen großartigen Moment aus der Zeit der holländischen Freiheitskämpfe dar. Die Stadt wurde bereits fünf Monate vergebens von den Spaniern belagert. Jn der Stadt wüthelen Krankheiten und Hungersnoth. Auf Entsatz war wenig zu hoffen, da der Statthalter Ludwig von Nassau in Rotterdam gefährlich krank lag. Das Volk stürmte das Haus des Bürgermeisters und verlangte von ihm Speise oder Uebergabe. Da entblößte der tapfere Bürgermeister Peter van der Werff seine Brust, bot dem Volke seinen kranken Körper zur Stillung des Hungers und erhob einen Dolch, um ihren Willen sofort an sich zu vollstrecken. Dieser Moment ist auf dem Bilde dargestellt. Die ruhige Würde und der Muth des Bürgermeisters entwaffneten die Meuterer; mit neuer Energie nahmen sie die Vertheidigung der belagerten Stadt auf. Bald darauf erhielt sich der Statthalter von seiner Krankheit und entsetzte die Stadt. Damals war es, wo die leydener Bürger die Errichtung der Universität wählten, als der Statthalter ihnen zwischen dieser und einer vierjährigen Abgabenfreiheit die Wahl ließ. Die leydener Hochschule erwarb sich bald einen Ruf in ganz Europa. Hugo Grotius, Boerhave, Gartesius, Salmasius, Stalliger, Wyttenbach, Arminius und Gomar, die Stifter der beiden bekannten theologischen Sekten, der Arminianer und Gomaristen, waren sämmtlich Professoren der leydener Universität. Ja konnte es mir nicht verlagen, mir in dem nicht sehr räumlichen, altertümlichen Universitätsgebäude, als ich durch die kleinen, gewölbten Hörsäle gewandert war, die Aula öffnen zu lassen, da schauten mich die Bilder aller Professoren, welche an der leydener Hochschule gelehrt und gewirkt haben, von den Wänden an, von Stalliger an bis auf unsere Tage. Da sah ich die Portius und Gronovius, die Hemsterhuys und Wyttenbach, den berühmten Boerhave; da schaute ich die ganze Schaar von Legisten, den „Voet und Noodt", in's Angesicht. Ganze Generationen geistigen Wissens und großer Gelehrsamkeit waren auf diesen interessanten Physiognomien ausgeprägt. Niedubie hat nicht Utrecht, wenn es in seiner römischen Geschichte sagt, es gebe in Europa keinen für die Wissenschaft so ehrwürdigen Ort, wie diesen Saal in der alten holländischen Universitätsstadt. Noch heute

Digitized by Google

ist Leyden übrigens eine bedeutende, besonders im medizinischen und naturwissenschaftlichen Fach sich auszeichnende Hochschule, deren Bedeutung durch umfassende, höchst werthvolle Sammlungen unterstützt wird. Da ist ein naturhistorisches Museum, welches zu den reichsten in Europa zählt und wohl das vollständigste Kabinet für vergleichende Anatomie hat, welches in Europa existirt; da ist das mit Recht berühmte Siebold'sche Museum, welches eine ausgezeichnete Sammlung japanesischer Merkwürdigkeiten, Bücher, Modelle, Bildwe, Instrumente, Arbeiten und industrielle Erzeugnisse enthält und uns das Kulturleben Japans in einer Vollständigkeit vorführt, wie sie keine andere Sammlung aufzuweisen hat. Oberst von Siebold, der diese Sammlung nach Holland gebracht hat, verlebte acht Jahre als Arzt in Japan. Das Alterthumermuseum bewahrt einen großen Reichthum an egyptischen und karthagischen, sowie an indischen Alterthümern; weniger reich sind die römischen und griechischen Alterthümer vertreten. Durch einen großen Reichthum an ausländischen, besonders an ostindischen Gewächsen, zeichnet sich auch der an das Universitätsgebäude anstoßende botanische Garten aus. Da stehen Kaffeebäume neben Palmen, Mahagonybäume neben Baumwollenstauden, Tamarindenbäume, Kampferbäume und Bedernpflanzen; dort schauen wir in den Gewächshäusern Zimmetbäume und Cinchonabäume, Papyrusbäume und Bambus.

Die Zahl der Studenten, welche die lehrenden Hochschule besuchen, wird sich heute auf ungefähr sechshundert jährlich belaufen. Als ich Leyden besuchte, hatten gerade die großen, dreimonatlichen Ferien begonnen. Von den Studenten war deßhalb nichts zu sehen, und die Straße der Straßen erschien mir noch größer, als sie sonst sein mochte. Einige Straßen trugen das Gepräge der „Beerdestraat"; andere waren von breiten Grachten durchschnitten, an denen Kais schattige Bäume und Baumgruppen, wie in Amsterdam und Rotterdam, standen. Die Grachten waren still und unbelebt, wie die Straßen. Wie sie Delft ist auch sie Leyden die Zeit der Handelsblüte vorüber. Zu beiden Seiten der ragenhunger Gracht dehnten sich zwei weite Plätze aus, welche mit schönen Baumpflanzungen bedeckt waren. Der Baumschlag war reich und üppig, der Farbenton der grünen Blätter, der Zweige und des Rasens sattreich und frisch, wie überall in Holland, obschon der Hochsommer bereits auf seinem Gipfel angekommen war. Nirgends mehr eine Erinnerung an das fürchterliche Unglück, an die Szene von Zerstörung und Verwüstung, welche sich auf diesen beiden Plätzen ereignet haben, als der Neune. Beide Plätze heißen nach heute die „Aunne", weil sie vor sechzig Jahren das Bild einer granenvollen Aunne auf Häuserruinen und getödteter Menschen boten. Im Jahre 1807 lag auf der heute die beiden Plätze durchschneidenden Gracht ein Pulverschiff in die Luft, dessen Explosion die beiden damals mit Häusergruppen nicht belegten Plätze zu Trümmerhaufen machte, was sie heute sind. Wie die Belagerung der Stadt, so ist auch diese Pulverexplosion noch jetzt in Leyden in aller Leute Gedächtniß. Ich erzählte sie mit den Worten Hebel's aus seinem Schatzkästlein. Es war am 12. Januar 1807. „Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete sein „Das walt Gott", der Andere ließ es sein, und Niemand dachte daran, es sey am Abend anzüsehen wird, abgleich ein Schiff mit fünfzig Fassern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obschon das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem großen Thurm auf halb Fünf stand — flüßige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mutter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendstube, müßige Leute hatten Langeweile und fuhren im Wirthshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thür — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen siebenzig Fassern Pulver belam Feuer, sprang in die Luft und in einem Augenblick waren ganze Gassen voll Häuser mit Allem, was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengescharrt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde, Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustande wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt."

Belgiens Thronerbe.

(Bild S. 289.)

I.

Der Kronprinz von Belgien, der Sohn des jetzigen Königs Leopold, den unsere Blätter jüngst noch durch Bild und Wort schilderten, hat am 21. Januar sein schon lange fast hoffnungsloses Leben ausgehaucht — gewiß ein schwerer Schlag für die königlichen Eltern, aber, wie wir mit damals schon nachgewiesen, kein unersetzlicher Verlust für Belgien. Der Thron ist allerdings nur im Mannsstamme erblich, und der verstorbene Kronprinz war der einzige Sohn Leopold's II. und der Königin Henriette, aber die Weiblichkeit des ersten Leopold hat dafür gesorgt, seinem Thron nicht auf so schwache Füße zu stellen und es geht, würde der königliche Ehebund nicht mit einem weiteren männlichen Leibeserben gesegnet, die belgische Krone auf den Bruder des Königs, den Grafen von Flandern über, da ausdrücklich die Söhne des Königs Leopold in der Verfassungs-Urkunde genannt sind. Die Thronfolgefrage ist dadurch längst entschieden gewesen. Die Erbensfrage Belgiens ist ein ganz anderer Punkt, der allein von dem Kriegeglück der beiden großen Militärmächte Frankreich und Preußen abhängt. Für die Freiheit dieses kleinen zwischen dem Meere und zwei mächtigen Großstaaten, welche sich drohend gegenüberstehen, eingekeilte Belgien, wohnt weder in Napoleon's noch in des Grafen Bismard Brust ein Funke von Sympathie: sie ist im Gegentheile für beide eine unangenehme lästige Mahnung. Leopold I. hat das wohl begriffen und sich einen Bundesgenossen in England, einen Konzentrationspunkt in seiner Feste Antwerpen gesucht und geschaffen, und wenn man England in den letzten Jahren auch die jonischen Inseln hat aufgeben, Abessinien freigeben und Tunemark im Stiche lassen sehen, so ist das mit Belgien ein ganz anderes. England ist einer der hauptsächlichsten Garanten der Neutralität Belgiens, und das heimische Volk hält gähe fest an diplomatischen Traditionen, und eine dieser Traditionen ist, daß man der Neutralität der Schelde die Freiheit der Themse abhängt. England würde außerdem nicht lange gelassen stehen, denn dem Eroberer Belgiens gehört der Rhein und diese Frage fällt schwerer als jede andere in's Gewicht.

Deutsche Lieder mit Illustrationen.

Der Deserteur.

(Bild S. 293.)

Zu Straßburg auf der langen Brück',
Da stand ich eines Tags,
Nach Süden wandt' ich meinen Blick!
In grauem Nebel lag's.

Da dacht' ich mir, dahinter liegt
In wunderbarem Reiz
Mit seinen Almen, seinen Höh'n,
Dein Vaterland, die Schweiz!

Und wie ich's dacht', und wie ich's sann,
Da zog ein Knab' vorbei,
Der blies in's traute Alpenhorn
Der Heimat Melodei.

Da ward mir's kalt, da ward mir's warm!
Rasch sprang ich in die Flut.
Hinauf den Rhein mit starkem Arm
Schwommen ich mit seligem Muth!

Hört' mich nicht der Sergeant grieß'n,
Da hört' es keine Roth.
Jetzt haben sie mich eingebracht,
Und schießen heut' mich todt.

O liebe Herren, glaubt mir doch,
Mich zog ein süßer Ton,
Der Knabe, der das Alphorn blies,
Der trägt die Schuld davon.

Nun führt hinaus mich vor das Thor
Und machts die fünfzehn Schritt!
Und schießet wacker. Doch zuvor
Gewähret mir eine Bitt':

Blast mir das Alphorn einmal noch
In wunderbarem Reiz,
Und dann gelüst mir nicht tanzwohnal
Mein Heimatland, die Schweiz!

E. Mokenthal.

Digitized by Google

Standesunterſchiede.

Originalzeichnungen von **C. Koch.**

Das arme Ertel.

Erröthen.

Margarete.

Erſte Margarete.

Digitized by Google

Der Gesell des Meisters Mathias.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

In der nordischen Mythologie erzeugt die Allmutter Nacht mit den dunklen Loden den Tag, den goldhaarigen Sohn — jedenfalls war es schwerer zu glauben, daß die zierlichen Spaziergängerin mit den zarten, blühenden Gesichtchen die Tochter des ehrsamen Schornsteinfegers löblicher Stadt, Meister Mathias Thorbeder's sei.

Nichtsdestoweniger war es so und Jungfer Anne nahm durchaus keinen Anstand, es zu bestätigen. Ihr Vater war einer der wohlhabendsten und besitzgestellten Bürger der Stadt, dessen Vorfahren seit unberechtigten Zeiten das löbliche und gewinnbringende Gewerbe besessen, sämmtliche Rauchfänge, Schornsteine und sonstige Rauchabzüge der Stadt selbst zu kehren, oder nach Belieben durch wohlapprobirte Gehülfen kehren zu lassen. Er hatte dadurch ein Vermögen zum Theil ererbt, zum Theil selbst hinzuerworben, welches ihm schon lange verstattet hätte, sich in behäbigen Ruhestand zurückzuziehen, allein Jungfer Anne selbst, so große Abneigung ihr Sinn auch vor dem nicht allzuseinen Gewerbe hegte, war so sorgfältig sie sich hütete, mit den Gesellen ihres Vaters in Berührung zu kommen, wenn sie sich nicht im Sonntagsstaat befanden — Jungfer Anne selbst war durchaus nicht unwillig darüber, daß ihr Vater trotzdem das Geschäft mit gleichem Eifer fortbetrieb, denn sie wußte gar wohl, daß der Ofenrauch und Kaminruß es war, der sich für sie in die zierlichen, unedlernen Artige verwandelte, die ihr so viel neidische Blicke von den Nachbarskindern, ja hin und wieder selbst von den sich vornehm abschließenden Töchtern der Beamten im Städtchen eintrugen. Jungfer Anne hatte in alten Märchen von Prinzessinnen gelesen, die in der Wiege vertauscht worden und in Köhlerhütten unter Asche und Ruß verborgen aufwuchsen, bis ein Königssohn des Weges kam, der sie unter der rauhen Kruste erkannte und sie an der Hand nahm und auf sein Schloß führte. Solche Prinzessin aber wäre sie für ihr Leben gern gewesen, und heimlich dachte sie auch manchmal, daß der ehrsame Schornsteinfegermeister Mathias Thorbeder gar nicht ihr Vater sein könne. Um indeß dem Königssohn die Entdeckung zu erleichtern, kleidete sie sich die ganze Woche hindurch so zierlich, wie nur möglich, so es mochte auch seinen stillen Grund darin haben, daß sie sich auf vieles Bitten der ihrem Vater, der auf solche „Künste" nichts gab, die Erlaubniß zugewirkt, bei dem französischen Tanzlehrer, der zum Besuch in der Stadt anwesend war, einen Kursus durchzumachen, den sie heute grade zu seiner wie zu ihrer Befriedigung geschlossen. Wenn sie denn auch keine Prinzessin war — digne d'une baronne, der kleine Tanzmeister hatte es selbst gesagt, und das Wort ging ihr nicht aus dem Kopf. Die Königssöhne mochten überhaupt wohl Fabel sein und nur in Märchen paradiren, denn sie hatte noch nie einen zu Gesicht bekommen; aber Barone, die gab es wirklich und hatte sie auch schon leibhaftig gesehen, und wenn ihr Blick, während sie an der alten Stadtmauer entlang schritt, auf ihre kleine, hübsch embalirte Hand fiel, dachte sie jedesmal unwillkürlich: «digne d'une baronne».

Dann war plötzlich der Wanderbursch den Weg herausgekommen und hatte mit seiner bestaubten Blouse und seinen derben Stiefeln die Märchen verscheucht. Doch allmälig auch mit etwas Anderem noch, obwohl Jungfer Anne es sich nicht zugeben wollte. Mit den klugen, hellen Augen und mit der alten, wohlbekannten Stimme hatte er andere Dinge heraufgerufen, die bereinst in Wirklichkeit gewesen waren und die sie doch so fröhlich märchenhaft ansahen aus weiter Ferne, daß sie darüber mehr und mehr alle Prinzessinnen und Königssöhne, ja sogar die leibhaftigsten Barone vergaß. Ihr war auch nun noch, als seien diese alle Traumbilder einer Nacht, und als sei es erst gestern gewesen, daß sie mit dem braunlockigen Nachbarssohn da drunten im Stadtgraben umhergejubelt. Klang seine Stimme doch ebenso, mit der er neben ihr heerschreiend weiter sprach. Er erkundigte sich jetzt nach ihren Eltern und war verwundert, daß ihr Vater noch selbst, wie sie vorhin gesagt, sein Gewerbe mit ausübe, und es nicht seinen zahlreichen Gehülfen, die er immer gehabt, allein überlasse.

„Das thut er auch sonst überall," antwortete das Mädchen, „nur drüben im Kloster, wo die Nonnen ihn um seiner Frömmigkeit willen hochhalten, verrichtet er das Geschäft noch selbst, weil die frommen Schwestern sich fürchten, einen andern Mann zuzulassen."

„Also der Alte ist auch immer gar so fromm, wie früher?" fragte Walter.

„O noch viel mehr," antwortete Anne schnell, „wenn die Mutter nicht so ganz anders wäre, könnt man es oft gar nicht aushalten. Denn weißt Du, Walter —"

Sie brach plötzlich hochroth ab und wendete sich hastig um. Gedankenlos war sie in den alten Kinderton hineingerathen und es kam ihr erst zum Bewußtsein, als der junge Mann bei dem altvertrauten „Du" freundlich lachelnd die Augen zu ihr aufschlug.

„Wer ist das?" fuhr sie rasch, das Auge mit der Hand schattend, fort. Sie hatte noch einem Gegenstand umhergesucht, auf den sie das Gespräch ablenken könnte, und einen solchen gefunden. Es war eine männliche Figur, die einzige, die rund umher zu erblicken war. Sie stand unbeweglich auf dem Kies des halb ausgetrockneten Flußbettes und hielt die Augen auf das Kloster gerichtet.

Walter verstand den Gesund des Interesses, das diese Gestalt seiner Begleiterin unpläglich einflößte, gar wohl, aber er stellte sich schon glücklich genug heraus das Verbergungsmanöver, um nicht beschädigt auf denselben einzugehen. Er wandte den Kopf ebenfalls in die von dem Mädchen gedeutete Richtung. „Was meinst Du, Anne?" erwiederte diese gleichgültig. „Was hat er nur da zu thun, gewiß will er wieder beten. — Richtig."

Das letzte Wort bezog sich auf eine Bewegung, die der Mann am Ufersaum in demselben Augenblick machte. Die Klosterglocke hatte einige Minuten pausirt und fing jetzt mächtig wieder zu gehen an. Bei der ersten Schwingung zog der Mann seine runde Mütze vom Kopf und man sah deutlich und der geringen Entfernung, wie er ein Kreuz über sein Gesicht schlug. Dann stand er, ohne von den beiden Zuschauern Notiz zu nehmen, regungslos mit gefalteten Händen; nur hin und wieder bog sein Oberkörper sich zu einer tiefen Verneigung zusammen.

Das Mädchen sah mit spöttisch eingezogenen Mundwinkeln auf ihn hin. „Wer ist der Mensch, kennst Du ihn, Anne?" fragte ihr Gefährte.

„Nur zu gut," versetzte sie mit ärgerlicher Miene, „es ist ein Gesell meines Vaters, wir nennen ihn nur den frommen Daniel. So wie er aus dem Rauchfang kommt, kauft er in alle Kirchen und bei allen Heiligenbildern der Stadt umher, aber grade darum ist er bei meinem Vater doch in Gunst, der meint, daß die Frömmigkeit ihn so geschickt mache, denn er soll der gewandteste von allen unsern Gehülfen sein. Der Mensch ist mir in den Tod zuwider, denkt Euch, er hat ein Auge auf mich und läuft immer hinter mir her und auch das wär' dem Vater sehr recht, Alles wegen der Himmelei, er hat mir schon ein paarmal von dem Segen eines christlichen Ehebundnisses gesprochen und meint, er könne sich gar keinen besseren Schwiegersohn denken. Ein Handwerker — aber ich habe ihn bald Stehr Mal abgetrumpft, er kommt mir so bald nicht wieder."

Das Mädchen rümpfte verächtlich bei der letzten Bezeichnung die Nase, die ganze Baronesse lag wieder in dem hübschen, jungen Gesichtchen.

Doch auch über das Gesicht des jungen Mannes flog eine Wolke. „Denkt Ihr so gering von dem Handwerk, Jungfer Anne?" fragte er rasch.

„Ein Schornsteinfeger," stieß das Mädchen entrüstet heraus. Sie hatte dabei eine Bewegung gemacht und ihrem Gesichtchen indignirt in die Augen gesehen, aber in diesen lag ein so trüber Zug dabei, daß sie ihr unwillkürlich wie ein Stich durch's Herz ging und sie plötzlich sich erinnerte, daß sie von dem Handwerk überhaupt so verächtlich gesprochen. Es war ihr anderes Roth wie früher, das aber ihre Stirn flog, als sie lauter hinzufügte: „Ich meine so kein Handwerk, das eine Kunst ist und sich mit Gold bezahlt, wie das Eure, Walter, sondern solch' ein schmutziges und gedankenloses Gewerbe —"

„Handwerk hat einen goldenen Boden, Jungfer," sie der junge Mann ihr ernst in's Wort, „und auch das nicht Zierliche schafft das Gold, wie Ihr es, blinkt mich, an Euerm Vater und an Euch selbst wahrnehmen könnt."

Er blickte dabei auf das goldene Kettlein, das Anne um den Hals trug. Das Mädchen schwieg eine Weile. „Ihr möchtet mich am Ende wohl selbst bereden, Frau Schornsteinfegerin zu werden," versetzte sie gereizt.

Walter antwortete nichts. Er hatte sich mißmuthig abgekehrt und blickte nach dem Manne hinüber, der jetzt, nachdem das Geläut beendet war, langsam auf die Stadt zukam. Dieser schien noch immer nichts von den Beiden zu bemerken. Sein Aeußeres war in der That nicht einnehmend. Er ging gesenkten Kopfes, so daß seine ursprünglich hohe Gestalt fast gebrückt erschien, und schlenderte nachlässig und unsicher vor sich hin. Er mochte schlaf gewachsen sein, aber die Kleider hingen ihm, geschmacklos zusammengewählt, schlotternd um den Leib und machten mit dem Hut, das unter der abgetragenen Lotterwäsche hervor unordentlich in's Gesicht fiel, einen entschieden wenig gefälligen Eindruck.

Nichtsdestoweniger erregte er die Aufmerksamkeit des jungen Goldschmiedes, wie er näher kam.

„Was ist mir doch an der Figur bekannt?" murmelte dieser, die Augen auf den langsam Herankommenden richtend. „Habe ich ihn vielleicht schon vor meiner Wanderung bei euch im Hause gesehen?"

Das Mädchen, der die letzte, lautere Frage galt, drehte sich halb um. Ein schmollender Zug lag noch in ihrem Gesicht, aber sie war doch zu erfreut, daß Walter wieder das Wort an sie wandte, und die Frage stillschweigend zu übergehen.

„Nein," antwortete sie gleichgültig, „er ist erst etwa seit Jahr und

Digitized by Google

Tag bei und im Hause und ist weit her, aus Prag glaube ich, gekommen, von wo sein Meister, der ebenso fromm wie mein Vater war, ihn an diesen rekommandirt hat. — Euch auch, wenn er's mag," setzte sie spöttisch sich nach der andern Seite wendend hinzu.

„Gruß Euch Gott, ehrsame Jungfer," hatte in demselben Augenblick der Gegenstand des Gespräches gelagt, der die Mühe abgiebend an ihr vorüber in die Stadt schritt. Bei dem Klang der Stimme fuhr Walter sich mit der Hand über die Stirn. Es besann sich noch einen Moment, dann eilte er dem Gesellen, der schon einige Schritte voraus war, nach und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Verzeiht, Freund," sagte er artig, „sind wir nicht einmal zusammen gewandert?"

Der fromme Daniel zuckte unmerklich bei den Worten und zauderte eine Sekunde, sich umzuwenden, als ob er selbst erst in seinem Gedächtnis nach der hinter ihm ertönenden Stimme gesucht. Dann drehte er sich sorglos um und sah den Goldschmied an.

„Ich wüßte nicht, ich bin weit und breit mit Vielen herumgekommen, aber ich erinnere mich nicht," versetzte er, „Ihr irrt Euch wohl, Freund."

Walter machte unwillkürlich eine befremdende Kopfbewegung. Es war in der That ein ihm völlig fremdes Gesicht, in das er hineinblickte, und das ihn mit matttödtenden Augen mehr anstierte, als ansah. Es war völlig rasiert, wie das Rauchfangkehrergewerbe es erforderlich machte, doch es mochte fast eine Woche verstrichen sein, seitdem dies zum letzten Mal geschah, und auf der Oberlippe, wie rund um den Gesichtsoval sprosste ein starker Bartwuchs auf, der dem schwefelschwarzen Haare, das denen sich die tägliche Beschäftigung doch bemerkbar machte, noch größere Unsauberkeit verlieh. Der junge Mann hatte sich entschieden geirrt und sprach es mit einer Entschuldigung aus.

„Wir irren Alle, mein Bruder," antwortete Daniel mit leise näselndem Ton, „Gott zum Gruß."

Damit wendete er sich, ehe der nachsinnende Blick, der bei dem Klang der Worte sich wieder aus den Augen des jungen Goldschmiedes auf ihn gerichtet, sein Gesicht erreichen konnte, und schritt etwas beschleunigter als vorher den Weg an der Stadtmauer entlang, der jetzt durch ein altes Thor in eine mit hohen Giebelhäusern besetzte schmale Straße einmündete. Trotz seiner augenscheinlichen Eile verzagte er indeß nicht, vor einem im Thorweg in der Mauer befindlichen steinernen Marienbild demütig den Kopf zu entblößen, sowie aus einer unter derselben angebrachten Weihwasserverleihung seine Stirn zu besprengen. Dann bog er, anstatt die Straße hinauf zu gehen, unmittelbar rechts am Thor ab, in die offenstehende Thür eines mit der Front auf den Stadtgraben hinausschauenden großen, etwas düsteren Gebäudes ein.

„Der alte Duckmäuser," sagte Jungfer Anne, die ihm nachgesehen hatte. Sie wandte den Kopf dabei nach ihrem Begleiter, der auf denselben Platz stehen geblieben war und bei der Bemerkung mit nachdenklichen Augen zu ihr aufsah. „Was habt Ihr, Monsieur Walter?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe den Menschen schon gesehen, wenigstens habe ich die Stimme gehört, aber wann und wo —"

„Nun, dann habt Ihr nicht viel gesehen und nicht viel gehört," lachte Anne, „ich wollte, ich brauchte beides mein Lebtag nicht mehr zu thun. Aber seht, da kommt ja grade Eure Schwester Rose, oben das Röschen, wie die jungen Leute in der Nachbarschaft sie nennen, Ihr werdet sie wohl kaum mehr kennen, sie war ja noch ein Kind, als Ihr fortgingt. Grüßt zu Haus von mir, Monsieur Walter, ich will nicht stören; man sieht doch wohl bald einmal auf der Nachbarschaft. Gruß Dich Gott, Röschen — sieh' mal, wer da ist."

Damit ging sie eilig von der Seite des jungen Mannes fort, indem sie bei den letzten Worten mit einem ein wenig herablassenden Kopfnicken einem allerliebsten, kaum sechzehnjährigen Mädchen zunickte, das in ländlicher bürgerlicher Tracht, ohne Hut, nur mit zwei dicken, über der Stirn zusammengeflochtenen, aufbraunen Zöpfen auf sie zukam. Dann schritt sie durch's Thor und verschwand, sich noch einmal flüchtig umblickend, in derselben Thür, durch die der fromme Daniel eben eingetreten. Als sie sich umsah, gewahrte sie, wie die kleine Rosa etwas verlegen, aber mit freudestrahlendem Gesicht den heimgekehrten Bruder an der Hand hielt und ihn auf das, dem Hause Meister Thorbecker's gegenüber befindliche, links von dem Thor gelegene Gebäude zuführte, an dessen Erdgeschoß sich ein kleines Schaufenster befand, in welchem ein Dutzend Ringe nebst sonstigen kleinen Gold- und Silberschmuckachen in zumeist schon etwas verblichenen rothen Etuis paradierten. Jungfer Anne war weiter zurück auf dem dunklen Hausflur stehen geblieben, von wo sie, ohne selbst gesehen zu werden, deutlich über die Straße auf das Nachbarhaus hinüberblicken konnte. Dann hörte sie die helle Stimme der kleinen Rose laut jubelnd „Mutter" und „Vater" rufen, und ein alter Mann mit einer Brille auf der Nase erschien in der offenen Thür, der dem bestandnen Manderburschen mit beiden Armen um den Hals fiel, bis eine Frau, die schon eine halbe Minute mit dem ältlich-freundlichsten Gesicht von der Welt hinter ihm gestanden und sich die Augen mit dem Schürzenzipfel gewischt hatte, ihm fast gewaltsam den jungen Mann und den Armen fortriß. Aber zugleich zog sie ihn tiefer in den Hausflur hinein, so daß Jungfer Anne nichts mehr sah. Trotzdem wäre sie vielleicht noch länger stehen geblieben wenn hätte ihn nicht eine leere Thür hinübergelockt, wenn nicht ein schwerer Tritt, der die Treppe neben ihr herabkam, sie in diesem Verhalten gestört hätte.

„Was gibt's denn da drüben?" fragte eine etwas ersatzt schnarrende Stimme von den Stufen herunter. Es war die des Meisters Mathias Thorbecker, der gemächlich aus dem ersten Stockwerk herunterstieg.

„Ich glaube der Monsieur Armbrust ist zurückgekommen," entgegnete Anne, nachlässig, anmuthig an ihrem Vater vorüberstreifend und ihm auf das von ihm gemurmelte „Protestantenvolk", noch auf die laute Frage, ob sie Daniel nicht gesehen habe, eine Silbe zu erwidern.

*

Die Bevölkerung der kleinen Stadt, die auf der Grenze lag, was das nördliche Deutschland sich zum südlichen herüberneigt, war konfessionell gemischt. Wenn indeß auch aller Zeit der katholischeste Übermuth, so bestand die protestantische Minderheit dagegen größtentheils aus den gebildeteren und angesehneren Einwohnern, so daß ihr Minoritätseinfluß in den meisten Fällen dem der Ueberzahl die Stange zu halten vermochte. Natürlich entstanden dadurch Reibungen und Abneigung mancher Art, im Geheimen von der beiderseitigen Geistlichkeit geschürt und weitergesponnen, die allmälig die besten Beziehungen umgehalten und Zwietracht zwischen Verwandten und Freunden, Nachbarn und Geschäftsleuten und jenen Krieg im Kleinen fortsetzen, der zu der Utzgrofväter Zeit auch diese Stadt verwüstet und zerstört und beinahe zu drei Vierteilen ihrer friedlichen Bewohner beraubt hatte. Es erben sich nach dem Goethe'schen Wort Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort; ein weit verderblicherer und hartnäckigerer Krankheitskeim aber ist der einmal im Gehirn der Väter entkommene Wahnwitz, ihre Anschauung transzendentaler Dinge derjenigen ihrer abweichenden Nebenmenschen mit Gewalt aufzupressen zu wollen. Vielleicht liegt der Grund dieses Erbübels darin, daß die von der Kirche bestellten Helfer seit Jahrhunderten bei jeder derartigen Operation sogleich bereit sind, als Chirurgen mit Lanzette und Messen oder wie die Geschichte ihre Heilsinstrumente theologisch-unwissenschaftlicher Weise genannt hat, mit Beil und Scheiterhaufen, zu assistiren, und daß nach Beseitigung der Quacksalber die gesunde Natur des Menschen, die sie vitalis integrae rationis alleim ausreichen wird, den Körper unserer Gesellschaft von dem dämonischen Stoff jener schimmsten Krankheit zu befreien.

Wie dem sein mag, einstweilen ließ sich auf die junge Generation der Stadt noch weder der jenen Spruch des Faust beschliessende Satz anwenden: „Was Ihr, was Du ererbt bist." Die Jugend, deren irdischer Besitztum zu seiner Zeit leicht geneigt ist, sich durch Rückfichten auf ein in den Wolken schwimmendes Himmelreich ihre Neigungen und Bösische beeinträchtigen zu lassen, begann nach und nach die Meinungsverschiedenheit ihrer Eltern mit sehr indifferenten Blicken zu betrachten, und an beiden Bekenntnissen der Liebe, die sie sich nur in Haß und Widerwärtigkeit äußern sahen, Gefallen Mißfallen zu finden. Große Anregungen kamen dazu, die hin und wieder auf den weiten Welt des Geisterkampfs wie ein Echo in die stillen Straßen hinabhallten. Ein Exemplar von Lessing's Streitschriften wider Göze hatte den Weg in das Städtchen gefunden und wurde von der protestantischen Jugend mit Entzücken gelesen und in kleinen Zusammenkünften debattirt, während die andere Partei, um nicht zurückzustehen, Bemeise für den Fortschritt der alten Kirche aus dem katholischen Frankreich mitbrachte, und zugleich durch ihre sprachliche Befähigung das fremde Idiom zu überlesen und durch die einschneidenden Sarkasmen Voltaire's zu staunen unter ihren Genossen erregten. Ein frischer, belebender Luftzug ging durch die deutsche Welt, der aus dem Nordosten des Vaterlandes herabwehte. Von dort kam der tiefe Ernst des deutschen Denkers, wie der Flatterude Witz des französischen Philosophen, der, aus seiner eigenen Heimat verbannt, Schutz und Gehör am Hofe eines großen Fürsten gefunden hatte, welcher mit seinen Hand- und seinen Gedanken die deutsche Nation geistig wie physisch aus ihrer tiefen Verkunkenheit zu heben bestrebt war. Die Alten im Städtchen dagegen schüttelten bedenklich den Kopf über die Jugend, deren schlagenden Antworten ihr beschränkter Horizont nichts entgegenzusetzen vermochte, und die Geistlichkeit hüben und drüben kirte Zeter über den Geist der Zerrissenheit, der die junge Welt durchwehe, und bete inbrünstig die Strafe des Himmels auf das Teufelswerk der Denker und des gottlosen Preußenkönigs herab, ohne daß dieselbe sich indeß absonderlich offenbarte, was wiederum nicht dazu beitrug, den Respekt der Jugend vor ihrer lösenden und bindenden Macht zu befestigen.

Unter den Nachbarhäusern, die früher mit einander in regem, freundschaftlichem Verkehr gestanden, die indeß allmälig durch die religiöse Zerspaltung und Unduldsamkeit sich entfremdet worden, lebenden sich auch die uns bereits bekannten, rechts und links vom Klosterthor — so hieß das Stadtthor, durch das wir die Personen des vorigen Abschnittes in's

Digitized by Google

Städtchen eintreten sahen — gelegenen Häuser des Goldschmiedes Jakob Armbrust und des reichen Schornsteinfegermeisters Mathias Thorbecker. Die Familien Beider hatten seit Jahrhunderten ihren Wohnsitz in der Stadt und vom Vater auf den Sohn dasselbe Gewerbe vererbt. Nur hatte die Letztere sich zur Zeit der Reformation schnell der neuen Lehre angeschlossen und muthig sich sie eingeschanden bei mancher Gelegenheit, während die Thorbecker's bis auf diesen Tag dem römischen Glauben treu geblieben war. In die Anhänglichkeit an denselben hatte sich bei ihr immer mehr gesteigert und erst in dem jetzt lebenden Oberhaupt den höchsten, fast fanatischen Grad erreicht, so daß Meister Mathias als der frommste und gehorsamste Sohn der alleinseligmachenden Kirche in der Stadt bekannt war. Er und der alte Jakob Armbrust waren ungefähr gleichaltrig und von Kindheit auf Spielkameraden gewesen. Dieser war der Klügere und ungleich Befähigtere der Beiden und mochte es von jeher an Anspielungen und Spott über die geistliche Taschenspielerei, an die sein Gesäßte glaubte, nicht haben fehlen lassen; trotzdem waren sie auch später ziemlich gut mit einander ausgekommen und andere Nachbarn behaupteten, daß ihre religiöse Meinungsverschiedenheit schwerlich zu der jetzigen Entfremdung geführt haben würde, wenn nicht ein sonstiger, sehr viel irdischerer Umstand den Anlaß und geheimen Beweggrund dazu abgegeben hätte.

Beide betrieben, wie gesagt, das Gewerbe, das eine lange Reihe von Vorältern ihnen übermacht, und Beide nach dem Urtheil Derer, die ihrer Arbeit bedurften, mit Geschick. Die hiezu erforderliche Begabung war allerdings eine sehr verschiedene, und man hätte glauben sollen, daß der Goldarbeiter, wie der innern Bedeutung nach, auch in der äußeren Stellung vor seinem Nachbar den Vorrang hätte gewinnen müssen. Aber gerade die Reformation, die seinen Vorfahren ein geistiges Uebergewicht verlieh, hatte dieß für die materielle Lage ihrer Nachkommen vereitelt. Sie hatte nach dem dreißigjährigen Kriege den Zunftzwang gesprengt und den Stand der Goldschmiede der Konkurrenz zugänglich gemacht, welche bei dem zunehmenden Luxus stetig benützt wurde, während Niemand daran denken konnte, sich auf zweiter Schornsteinfeger in den Städtchen niederzulassen. Außerdem bestand für dieß Gewerbe noch das mittelalterliche Privileg fort, da eine so wichtige Verpflichtung, welche die Feuersgefahr zu übernachen und abzuwenden hatte, sich in der städtischen Behörde verantwortlichen und erprobten Händen befinden müßte.

So nahm der Wohlstand des Goldschmieds mit der Vergrößerung der Stadt, die immer mehr oft leichtfertige und betrügliche Konkurrenten herbeizog, ab, während dieselbe Vermehrung der Häuser und Wohnungen den Erwerb des Meister Mathias vergrößerte, so daß man ihn bald unter die reichsten Bürger des Städtchens zu rechnen begann.

Es ist aber eine alte Erfahrung, daß wo Reichthum sich nicht mit geistiger Veredelung paart, gar bald der Hochmuth sich hinzuzugesellen pflegt, und daß am Allerwenigsten die Religion, welche die Gleichheit der Menschen predigt, ihren Anhängern hierin ein Hinderniß in den Weg legt. Dieß bestätigte sich an Meister Thorbecker, der, je mehr er Kapitalist wurde, erst herablassend, bald indeß verächtlich auf den zurückbleibenden Jugendgenossen hinblickte, der sich redlich, aber mühsam mit seiner Familie von Tabelei bezahlter, tatsoser Arbeit ernährte. Der reiche Meister entschuldigte sich vor sich selbst und vor Anderen damit, daß ihre kirchlichen Meinungsverschiedenheiten ihren früheren Umgang nicht mehr verstatteten, im Stillen jedoch empfand er den Kibel der Rache, mit dem er durch seine glänzende Lebensstellung den einstigen Gefährten für seine früher oft empfundene geistige Ueberlegenheit zu demüthigen glaubte; eine Freude, die ihm im Uebrigen entgangen sein würde, wenn er nicht zu bescheidt gewesen wäre, um zu bemerken, wie neidisch und gleichgültig der alte Jakob Armbrust jedesmal auf das von seinem Nachbarn ihm gegenüber besonders zur Schau getragene Wohlleben sah.

So wurde der Verkehr zwischen den Alten in den letzten Jahren lauer und lauer, und hatte endlich ganz aufgehört. Die Jugend dagegen, deren natürlicher Emanzipationstrieb die Anschauungen des achtzehnten Jahrhunderts entgegenkamen, ließ sich dadurch in ihrer Zuneigung zu einander nicht beirren und setzte bald von der Wiege auf begonnene freundnachbarliche Verhältniß, unbekümmert, ob es den Alten gefalle oder mißfalle, fort. Letzteres war übrigens auf der protestantischen Seite nicht vorhanden. Vater Armbrust sah von jeher die hübsche, freundliche Anne Thorbecker gern in seinem Hause, in das ihr lachendes Gesicht in trüben Tagen einen fröhlichen Schein hineinwarf. Nichtsdestoweniger war es ihm wie seiner Frau, als ihr Sohn sich auf die Wanderung begab, nur der Hauptstätten bei den kunstfertigsten Meistern den ihm vom Vater ertheilten Unterricht in der edlen Goldschmiedekunst zu vervollkommnen, nicht unlieb, daß sich das Verhältniß zwischen Jungfer Anne und Walter's kleiner Schwester, dem Röschen, nicht mehr so intim fortsetzte, wie es früher gewesen. Der natürliche Grund dazu lag schon in dem um vier Jahre verschiedenen Alter der beiden Mädchen, von denen die Eine bereits jungfräulich heranzuwachsen war, während die Andere noch, wenn auch für ihr Alter sinnig und der Mutter vielfach von Nutzen, in der kindlichen Gedankenwelt lebte. Nicht als ob Vater Armbrust einen schlechten Einfluß von Jungfer Anne auf sein Töchterlein befürchtet hätte, aber der Gegensatz zwischen den Vergnügungen und der Kleidung, die der reiche Nachbar seiner Tochter verstattete, that ihm weh, und er suchte sein Röschen vor dem Kummer zu bewahren, den der tägliche Anblick der ihr versagten Herrlichkeiten unbewußt zuerst und allmälig doch so natürlich in kindlichen Gemüthern erregt.

So waren denn auch Anne und Röschen seit dem Fortgang des Bosmeisters wenig mehr mit einander in Berührung gekommen, obwohl sie sich, wo sie sich antrafen, auf's Freundlichste begrüßten und küßten. Ab und zu kam das Goldschmiedstöchterlein wohl nach im Nachbarhause zum Besuch, namentlich auf Veranlassung des Meister Mathias selbst, der eine stille Betriebigung fühlte, wenn er dem armen Mädchen seines ehemaligen Freundes durch die behäbige Ausstattung seines Lebend das Herz wieder einmal recht schwer gemacht zu haben glaubte, was ihm indeß bei Röschens fröhlich unbefangenem Sinn glücklicherweise ebensowenig je recht gelang, wie bei ihrem Vater.

So war es bis vor Jahr und Tag ungefähr fortgegangen, als sich plötzlich im Thorbecker'schen Hause eine Veränderung zugetragen. Niemand hatte im Anfang darauf Acht und gegeben, bald aber wurde sie allen Bewohnern desselben in unangenehmer Weise sichtbar. Es war etwas, was sich im Jahre oftmals und von den weiblichen Theilen der Familie, die sich von dem nicht allzureinlichen Geschäfte des Haushaltens möglichst fernhielt, umstellen und beachtet wiederholte, daß Gesellen, die eine Zeitlang bei dem Meister Mathias im Dienst gestanden, weiter zogen, und daß andere aus der Fremde gewandert kamen und die Stelle derselben ersetzten. Häufig machten sie nur kurze Prüfungszeit durch und wurden dann von Jenem selbst als unfähig wieder entlassen. Es nahm daher Niemand Interesse daran, als sich eines Abends ein fremder Wanderbursch mit einem Briefe in der Hand melbete und Jungfer Anne, die eben über den Flur herauskam, respektvoll nach ihrem Vater fragte. Sie wies ihm kurz den Weg und bekümmerte sich nicht weiter um ihn, als daß sie es sorglich vermied, ihn mit ihrem hellen Sommerkleid zu berühren, obwohl er nicht in der offiziellen Amtstracht seines Gewerbes, sondern in bestaubtem Anzug eines von langer Wanderung einkehrenden Handwerksburschen vor ihr stand. Nur machte sie sehr verwundete Augen, als sie ihn gegen alle Gewohnheit des Hauses später im Familienzimmer mit ihrem Vater antreffen. Die Gesellen sitzen von jeher eine durchaus abgesonderte Wirthschaft und kamen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten mit der Familie in Berührung. Um so auffälliger war es, daß Meister Mathias den neu eingetroffenen Gehilfen an ersten Abend zum Nachtessen einlud, und die Aufklärung erfolgte erst, als er denselben seiner Frau und Tochter vorstellte. Er sagte ihnen, daß dieser ihm von einem alten Freunde aus Prag, bei dem er lange in Dienst gestanden, als der geschickteste und vor Allem als der frommste von allen Gehilfen, die er jemals besessen, auf das Wärmste empfohlen sei, den der Drang von dort fortgetrieben, sich in eine Stadt zu begeben, wo er zugleich unter dem Unglauben seiner Zeit mit seiner Ueberzeugung für die alte Lehre kräftig einstehen und zu wirken vermöge. Frau Thorbecker und ihre Tochter machten eine äußerst gleichgültige Miene zu dieser Erklärung, die für den neuen Apostel bedenklich mit dem leuchtenden Gesicht des Meisters Mathias kontrastirte, der den Fremden umarmte und sich zu dem gegensvollen Eintritt desselben in sein Haus Glück wünschte, der berufen sei, die mehr und mehr verwilderten Gesellen auf den Weg des Heils zurückzuführen und hoffentlich seinem wohlthätigen Einfluß auch auf andere, von der unheiligen Zeit nur zu sehr schon erlöste Gemüther auszudehnen werde. Meister Mathias ward dabei einen verdächtigen Blick auf den weiblichen Theil des Auditoriums, schlug ihn indeß schnell etwas ängstlich vor den Augen seiner Frau wieder zu Boden, die ihn halb spöttisch, halb neugierig fragend aufah, und als der fromme Daniel sich in seiner ihm eigens außerordentlen Separatkammer zu Bette legte, wußte er, daß sein neuer Meister sehr fromm, noch mehr — der treue seiner Glaubigkeit unter dem Pantoffel seiner Frau befindlich sei, welche für ihre irdische Wohlfahrt ihm außerordentlich mehr besorgt erschien, als für die himmlische.

Wahrscheinlich deßhalb stieß er, wie er das Haupt auf die Kissen zurücklegte, einen tiefen Seufzer aus und zog ein Kleines, an der Brust verborgenes Medaillon hervor. Er drückte an einer Feder und die Goldkapsel sprang auf und zeigte im Innern ein ganz Kleines, äußerst lustvoll gemaltes Bild en miniature. Es war ein Madonnengesicht, mit langem, schönem, hellblondem Haar, das umgebindert auf den weißen Nacken herabfiel. Es warf förmlich einen Glanz aus den wunderbar hellen Augen, der ebenfalls auf den lächelnd geöffneten Lippen wiederzustrahlen schien. Das Bild hielt er lange zwischen den zusammengefalteten Händen und betete es mit frommer Inbrunst, und als er das Licht gelöscht, lag das Medaillon noch an seinen Lippen und seine Hand hielt es bis zum Morgen fest an sie gepreßt, wie ein Heiligthum. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Die Heidenhäuser in der Schweiz.

Von

August Feierabend.

Wie in Oberdeutschland, so gibt es auch in der ebenen Schweiz wie in den Alpen hier und da uralte, wetter- und rauchgeschwärzte Häuser, oft von ganz ungewöhnlicher Bauart, deren mitunter sehr tief herabhängende Dachflächen genau nach Norden und Süden gerichtet sind. Die Grundmauer derselben besteht meistens aus ungehauenen Feldsteinen, häufig aus Granit und Gneis, der Ueberbau aus Tannen-, mitunter auch Eichengebälk. Unter dem Giebel des Dachgebälkes hängt entweder ein mit Haut, Knochen und Gehörn getrockneter Rindskopf, bisweilen auch ein an einer Kette in grobem Zeug eingewickelter Pferdeschädel, oder über der Haustüre ein festgenagelter gewaltiger Hechtkopf mit aufgesperrtem Rachen. Man heißt sie Heidenhäuser. Sie sind oft von außerordentlicher Größe und die Fenster des Erdgeschosses so schmutzgerade einander gegenüber gestellt, daß man von Norden nach Süden durch das ganze Haus hindurchblicken kann.

Im Appenzellerlande heißt jedes Haus von alter Bauart, dessen Dachseiten nach Norden und Süden gerichtet sind, „Hadahus", weil man glaubt, daß dasselbe von Heiden erbaut sei. Die Glarner dagegen bezeichnen als „Heidenhäuslein" uralte, ganz sonderbar gebaute, an Felsen klebende Hüttchen in den Widmissen der Alpen ob Mollis und Stafeln, die nach dem Volksglauben einst von den „Geistern", einer Art von Halbwesten wilden Menschen, bewohnt waren. Gelehrte Alterthumsforscher nehmen an, daß vor 900 Jahren die Alemannen vor den in's Land hereinbrechenden Hunnen in diese Bergeinöden sich geflüchtet und vorübergehend angesiedelt hätten.

Bisweilen findet man in den unbewohnten Mauern alter Gemäuer in viereckiger Form, welches die Aelpler „Heidenstafeln" heißen. So findet man vier solche auf der Alp Mühlebach, in einem Seitenschlichen des Sernftbales. Eines liegt eine halbe Stunde über den Alphütten des Ueblithales bei einer Felsenhöhle; ein zweites bei Gambs hinter den Chamwänden; ein drittes an Ueblelis, gegen das Widdersteinerloch; ein viertes ob den Stellikäsen am Mühlebachstaffel. Sie liegen alle weit ab von den Wohnungen der heutigen Menschen. Von allen Heidenhäusern pflegt man zu sagen, „daß deren Pallen an Ort und Stelle gewachsen sind". Ihre Erbauung schreibt das Volk irgend einem Wunder zu. Ostwoder hat sie ein freundliches Erdmännchen gefeit, oder es haben die fabelhaften Heiden und Zigeuner mit ihren Zauberkünsten Mauer und Gebälk unzerstörbar gemacht. Zu diesem Zwecke hat man dem Kriegsgott oder der größten Heerlup das Haupt abgeschlagen und es über der Thür oder dem Giebel aufgehängt, wo es noch bis heutzutage die Flammen abhält.

Mitten im Dorfe Döttingen an der Aare, im Kanton Aargau, steht ein Heidenhaus. Als die Kaiserlichen im Jahr 1799 hier einen Flußübergang erzwingen wollten, wehrten sie die Franzosen, und namentlich eine halbe Kompagnie züricher Scharfschützen, mit ihren sichern Geschossen erfolgreich ab. Das ganze Dorf kam indessen bei dem heißen Kampfe durch das Geschütz in Flammen und brannte nieder. Einzig das Heidenhaus mit seinem alten Holzdach und Strohdach ist mitten unter den niedergebrannten Firsten unversehrt geblieben und steht noch heute. Das Gleiche geschah auch mit dem Heidenhäuslí zu Dosenbach am Rhein, das vor wenig Jahren allein den Flammen entgangen ist, welche das ganze Dorf verzehrt haben. Die Heidenhäuser sind indessen nach dem Volksglauben nicht nur feuerfest, sondern irgend ein Wetterstrahl, der in seiner Grundlage verborgen ist, hält auch den Blitzstrahl von dem Gebäude ab, das darauf steht. So nennt man die Kirche zu Gontingen im Aargau ein Heidenhaus. Man findet nirgends eine Jahrzahl an ihren Pfeilern, und niemals hat der Blitz in selbe geschlagen. Von der großen Glocke in der Kirche zu Meerenschwand, im Kanton Aargau, geht die Sage, sie sei noch von den Heiden gegossen worden; sie heißt die Alte.

An einigen Heidenhäusern sind die längst verworbenen Ochsen- und Pferdeköpfe weggenommen, dagegen aber an der alten Holzunterlage ausgehauen. Merkwürdig ist in dieser Beziehung das Heidenhaus im Dorfe Siffeln im Frickthal, nahe am Rhein. Dasselbe enthält in seinem Erdgeschoß zwei massive in's Geviert gemauerte Steinkammern mit je zwei viereckig gemauerten Fenstern, die, wie schon bemerkt, sich schnurgerade gegenüberstehen, so daß man von Nord nach Süd das Haus durchblicken kann. Eine der Kammern im Obergeschoß ist gedielt, die andere dagegen nicht, sondern befindet sich in einem alterthümlichen Zustande. Man heißt sie Heidenkammer und zeigt sie fremden Leuten nicht. Im Keller befindet sich ein tiefer aufgemauerter Sodbrunnen, der indessen nicht benützt wird, weil vor dem Hause jetzt ein laufender Brunnen sprudelt. Ueber dem Haupteingang, der aus der Scheune in das Steinhaus führt, ist in dem Thürbogen der Umriß eines Ochsenkopfes eingemeißelt, links davon drei, rechts vier verschiedene ganz ungewöhnliche Hausmarken und Steinmetzzeichen. Sie sind gegenwärtig durch eine hier angebrachte Stiege verdeckt. Unter dem Scheunenfirst hängt an der sogenannten Hochsub an einer Kette ein in grobes Zeug eingewickelter Pferdeschädel. Derselbe darf nicht weggenommen werden, bis das letzte Glied der Familie, welche das Haus bewohnt, gestorben ist. Schon wiederholt ist das Haus umgebaut worden, der Aufschädel aber ist an seiner Stelle geblieben. Selbst der Uebermuth der Buben mag sich nicht an denselben. Nach einer alten Volkssage sollen einst dem Bewohner des Heidenhauses seine schönsten Pferde an der Seuche gefallen sein. Um nun seine übrige Viehzucht zu retten, habe er sein Lieblingspferd geopfert und seinen Schädel unter den First der Scheune gehängt. Seither sei das liebe Vieh im Stall beständig fesch und gesund geblieben (Rod holz). Im Kanton Bern, in dem Dörfchen Hasliklaß, vor wenig Jahren ein Heidenhaus, das drei übereinanderliegende, ausgelaufene Eichenbäden hatte. Von ganz außerordentlicher Größe und Bauart ist ebenfalls im Kanton Bern hinter dem Dorfe Könitz das dortige Heidenhaus. Sein Unterbau besteht aus Granit und Gneis, und trägt den Charakter des höchsten Alterthums. Der Oberbau besteht aus Eichenholz. Gothisches Schnitzwerk und Wappen zieren die Haustüre auf der Innen- und Außenseite. Die Jahrzahl 1198 verräth zwar in ihren Schriftzeichen unverkennbar einen jüngern Charakter, indessen reicht der Unterbau ohne Zweifel über das Mittelalter hinauf, und rechtfertigt seinen Namen als eines schon im Heidenthum bewohnten Hauses. Unter dem Giebel des Dachgebälkes hängt ebenfalls ein mit Haut, Knochen und Gehörn getrockneter Rindskopf. Auch im Kanton Luzern, zu Cyrolingen und im Dorfe Altbüron, stehen zwei uralte „Heidenhäuser", an welchen noch vor wenig Jahren an der Hochfirst ein Ochsenschädel gegen „Bielprestten" zu sehen war. In Rüeßigen, bei dem Dorfe Buttisholz, ebenfalls im Kanton Luzern, steht man unter dem Dachgebälke einer Scheune einen Roßkopf. Er wurde zur Abwehr einer Seuche daselbst aufgehängt, welche das Vieh so lange wegraffte, bis der Schädel dort aufgehängt wurde.

Einen Hechtkopf findet man über der Thüre des Bauernhauses der Familie Mohler im Bruch bei der Stadt Luzern, am Wege nach dem Sonnenberg. Eine alte Legende will im Hechtkopfe die Leidenswerkzeuge des Heilandes nachweisen, und sucht in denselben ein kräftiges Schutzmittel gegen allerlei Uebel und Presten.

Rösselsprung.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 252:

Hausstand.

Den Vater lieb' von Herzensgrund
Und ehre ihn mit That und Mund;
Bergiß nicht, wie Du lange Zeit
Der Mutter Lauer werden bist!
Gott! sende Deinen Segensstrahl
Eltern und Kindern allzumal;
Halt' sie verbunden in der Zeit,
Verbunden in der Ewigkeit!

Snapp.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 26.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von L. Rothbart.

Zwei Tage aus dem Leben der Königin Isabella.

Historische Episode von **Arnold Wellmer.**

(Bild S. 305.)

Durch die festlich geschmückten Straßen Madrids, vom königlichen Residenzschlosse an bis zur Kirche von Atocha, drängt sich eine bunte freudig aufgeregte Menge. Das Landvolk ist aus weiten Provinzen herbeigeströmt und belebt durch seine farbenglühenden Nationaltrachten das in französischen Moden einherstolzirende Residenzpublikum. Die zierlichen Frauen aus der Provinz mit den braunen, reichen Haarzöpfen, durch die Nebenzilla — das prächtige Haarnetz — leicht zusammengehalten, die brennenden schwarzen Augen und die bräunlich glühenden, lachenden Gesichter selbst umflattert von den schwarzen oder weißen schleierartigen Mantillas, die verheiratheten Frauen in ihren prächtigsten Kostüm, den mit Silber- und Goldtressen besetzten Hauben, wissen mit gleicher angeborener Anmuth ihren Abanico — den großen Fächer, ohne den die ärmste spanische Magd sich nicht auf die Straße wagt — zu führen, wie die Töchter des modernisirten Madrids. Ihre leuchtenden rothen und blauen und gelben Tücher und Schuhe stehen im hübschen Kontrast zu den blendend weißen Hemdärmeln. Die ländlichen Burschen in den braunen und schwarzen Sammetjacken, reich mit silbernen Knöpfen besetzt, rothe brennende Fajas um den Leib geschlungen, die braune Kapa — das Mäntelchen — malerisch über die Schulter geworfen, schieben sich ungezwungen durch die mit großem Selbstbewußtsein in ihren überladenen, grellfarbigen und fantastischen Kostümen einherstolzirenden Majos — die Stutzer Madrids aus den niederen Ständen.

Es ist der zweite Februar 1852 — und doch sind die Straßen mit einer Fülle der köstlichsten duftenden Blumen bestreut. Von den Balkons der piso segundo — der zweiten Etage — hängen bunte Teppiche und Kränze und Blumenguirlanden nieder, wie sie in Deutschland kaum der Juni zu liefern vermag. Aber woher diese Blumen? — liegt doch die ganze Natur um das hoch und frei auf 7 Zahlen Hügeln gelegene Madrid noch im eisigen Winterschlaf, und die glänzenden Sonnenstrahlen erstarren in der rauhen, trockenen Luft, die durch die Straßen fegt ... Ja, Madrid — „die heroische Villa", wie sie sich selber mit Stolz nennt, hinweisend auf ihre einstige kühne Erhebung gegen die übermüthigen, verhaßten Franzosen — das arme, kahle, trübselig am ewig durstigen Flüßchen Manzanares gelegene Madrid und seine 400,000 Einwohner, kennen einen ganz köstlichen nordischen Winter — — aber in den Gärten von Granada, Sevilla und Valencia blüht und duftet es jetzt, mitten im Winter, schon strahlungsreich — und von dorther stammt jene Blütenpracht in den Straßen der Residenz, durch die schon seit dem frühen Morgen die frohe Menge wogt.

Belgiens Thronerbe. II. Marie, Gräfin von Flandern. Originalzeichnung von G. Köhn. (S. 304.)

Digitized by Google

Gegen 11 Uhr rückt mit klingendem Spiel und im glänzenden Paradeanzuge Militär an und unterstützt die Guardias civiles und Polizeisoldaten, die Seitenstraßen abzusperren und den Fahrdamm frei zu halten . . . Und aller Augen richten sich nach der Gegend, wo das Residenzschloß liegt . . . von dort her soll sie zu kommen — die geliebte junge Königin Isabella, um Gott in der Kirche von Atocha für die Geburt der Infantin Maria Isabella zu danken. Die Infantin ist kaum 14 Tage alt. Schon zweimal wurde das Mutterglück der jungen Königin getrübt — vielleicht wird Maria Isabella einst die Thronfolgerin ihrer Mutter, wenn ihr kein Prinz von Asturien nachgeboren wird — und heute, am 2. Februar 1852, hält Königin Isabella ihren ersten Kirchgang . . . daher die freudige Aufregung in den Straßen Madrids, durch die der königliche Zug, nach alter Sitte wie jede fromme Prozession zu Fuß, aber mit großem kirchlichem Pomp kommen soll.

Schon rollen die Minister und Grauden in glänzenden Equipagen vom Palast aus — durch die festliche Kalle mayor, Puerta del Sol, Kalle Alcala und den Paseo del Prado der Kirche San Atocha zu, die Königin dort mit den Spitzen der Gesellschaft zu empfangen.

Aber Stunde auf Stunde vertraut — der königliche Zug will immer noch nicht in dem Bogen des Palastes erscheinen. Es ist schon 2 Uhr — die Menge wird unruhig — ungeduldig . . . Da fliegen mit verhängtem Zügel Offiziere die Straßen herab — einer der Kirche Atocha zu — die andern nach allen Seiten auseinander . . . Die Truppen, die bis dahin Spalier gebildet hatten, formiren sich und rücken im Geschwindschritt dem Residenzschlosse zu — Kavallerie-Regimenter sprengen heran — Kanonen richten von der Puerta del Sol aus ihre Feuerschlünde die Straßen hinab und werden schleunigst mit Granaten geladen . . . von der Kirche Atocha rasseln in rasender Eile die Equipagen der Minister und Granden nach dem Schlosse . . . Ein dumpfes, angstvoll gesagtes Gemurmel geht von Mund zu Mund . . . und plötzlich schrillt ein entsetzlicher Wehe- und Wutschschrei durch die Menge: „Isabella — unsere Königin ist ermordet!“

*

Blicken wir einige Stunden zurück. Vor dem Altar der kleinen Schloßkapelle kniet eine junge Mutter, kaum 22 Jahre alt — die Hände zum stummen Dankgebet um ihr kleines Kind gefaltet. Ein königlicher Purpur umwallt Mutter und Kind. Isabella betet sich vor auf die schwere Prozession ihres ersten öffentlichen Kirchganges.

Die Königin erhebt sich und legt die kleine Prinzessin von Asturien in die Arme der Marquise von Povar. Noch ein zärtlicher Mutterkuß und sie schreitet aus der Kapelle.

Die junge Königin ist nicht schön, nicht einmal angenehm, aber in diesem Augenblick verschönt das süße Mutterglück, das ja selbst unter wochenbettem Unkraut so gern rein und bisweilen in Frauengesichtern aufblüht, das plumpe, breite Gesicht mit den nackten Zügen, den aufgeworfenen Lippen, den ausdruckslosen, großen Augen. Ihre Stimme ist männlich und rauh, wie sie dem Kinde Schmeichelnamen zuflüstert. Schwerfällig, träge und unbeholfen ist der Gang der gebenjerzen, großen Figur.

In glänzender, zahlreicher Umgebung verläßt die Königin die Schloßkapelle. Da ist zuerst der Infant Don Franzisko de Assis, Sohn des Infanten Franz de Paula — den Isabella seit 6 Jahren ihrem Gemahl und seit 14 Tagen den Vater der Prinzessin von Asturien nennt — vor der Welt. Es ist eine traurige Erscheinung, dieser sogenannte König-Gemahl — obgleich er für schön und stattlich gelten könnte, wenn nur eine Spur von männlicher Energie in seinem regelmäßigen, blassen, bartlosen Gesicht mit den milden, thränenfeuchten Augen wäre. Wenn er sein zartes, dünnes Stimmlein erhebt, so erschrickt man förmlich. Nicht Liebe — nur die politische Intrigue eines Louis Philipp von Frankreich und seines Ministers Guizot hat dieß ungleiche Königspaar zusammengeführt. Nur Ein Gefühl glimmt unlöschlich in dem Herzen des Don Franzisko . . . das ist die Verachtung — der Haß gegen seine königliche Gemahlin, — und die hege erwiderte Haß und Verachtung im vollsten Maße. Dieser ernstselige Prinz wußte, wie ganz Spanien, daß er nur der eheliche, mit Hermelin besetzte Dedmantel für das fittenlose Leben der noch nicht 30jährigen Königin sein würde, die seit ihrem 13. Jahre den jungen, hübschen Gardelieutenant Serrano zu ihrem Geliebten und dann von Stufe zu Stufe — trotz seiner Unfähigkeit — selbst bis zum Premierminister erhoben hatte. Er wußte das Alles — und ließ sich doch wie ein willenloses Spielzeug seiner königlichen Cousine antrauen. Nur ein einziges Mal erhob er sein Stimmlein ein wenig gegen den Serrano — „den hübschen General“, wie Isabella ihn so gern und sogar öffentlich nannte — als die Königin ihrem Gemahl zum ersten Mal zum glücklichen Vater machen wollte. Da schickte Isabella den Infanten-Gemahl einfach in das Schloß Pardo in's Exil und nahm ihm den letzten Fetzen von königlicher Macht — — bis sie ihn wieder vor der Welt als Gemahl brauchte, bis das Volk murrte . . . Da ging General Serrano als Generallapitain nach Granada, und Don Franzisko de Assis lebte als Puppenlomig in's Residenzschloß zurück. Er gelobte Besserung und hat auch nie wieder sein Stimmlein erhoben, als auf den „hübschen General“ Serrano eine lange Reihe von Generalen und Ministern und Küchenjungen und Komödianten im Herzen seiner Isabella folgte.

Da sind in Begleitung der Königin ferner eine noch immer schöne, elegante und angiehende Frau in dunkelblauer Sammetrobe, mit glühenden neapolitanischen Augen und königlichem Anstande. Es ist die Königin-Mutter Christine von Spanien, eine bourbonische Prinzessin aus dem Königshause von Neapel — seit vielen Jahren Madame Munoz, die ihre dankbare Tochter Isabella 1844 die gegen ihre eigenen Herzensschwächen so nachsichtige Mama und deren Gemahl, den ehemaligen Leibgardisten Munoz, zum Herzog und zur Herzogin von Riangares erhob. Blau ist die Lieblingsfarbe Mutter Christinens, und sie weiß es trotz ihres vielburchstürmten Lebens noch immer mit Geschmack zu tragen. Sie und ihre allmächtige und ränkevolle Vertraute, die Putzmacherin Theresina, erfanden einst in besseren Tagen, um sie miteinander noch das Scepter über das „glückliche Spanien“ schwangen, sogar eine neue Nuance in Blau, die bald als „Christinenblau“ zur Modemodefarbe wurde. Die getreue Putzmacherin Theresina und ihre königliche Busenfreundin Christine machten aber den guten Spaniern zuletzt doch etwas zu stark „in Blau“ — und Theresina und dann auch Christine mußten über die Grenze nach Frankreich verbannt, wobei sie zum Andenken die spanischen Kronbiamanten mit sich führten.

Die Schönheit von Mutter Christinen hat ihre zweite Tochter, Donna Louisa, geerbt, die am Hochzeitstage Isabella's ihren bourbonischen Vetter, Herzog von Montpensier, den Sohn Louis Philipp's von Frankreich, heirathete — nach Herrn Guizot's Berechnung als zukünftige Königin von Spanien. Diese politische Berechnung bekam aber den ersten Sprung, als der kleine Prinz von Asturien von Isabella's Armen in die Arme von Atocha getragen wurde, wenn derselbe auch bald darauf starb. Ob Louis Philipp und Herr Guizot doch vielleicht größere Rechenkünstler waren, als man damals glaubte? Das vermögen wir heute noch nicht zu sagen — aber vielleicht — vielleicht trägt Donna Louisa, Herzogin von Montpensier, Schwiegertochter Louis Philipp's, demnach schon die spanische Königskrone auf ihrer schönen Stirn, wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen.

Neben der Königin Christine geht ihr alter Freund — und dann wieder schonungsloser Feind, wie's gerade in seine Karten paßt: Don Ramon Maria Narvaez, Herzog von Valencia, schon zum fünften Mal allmächtiger Minister. In seiner starken Hand ist die schwache, willenlose Isabella, — die ein Minister Olozaga, als die Königin zögerte, nach seinem Wunsch das Kabinet aufzulösen, ungestraft mit Gewalt auf den Stuhl niederdrücken und mit Tinte über die Feder zur Unterschrift in die Hand zwingen durfte — wie weiches Wachs. Sein jüngstes Bündniß mit dem anfangs mit Erbitterung belämpften Serrano hat ihn so stark gemacht, — so, ihren ersten Geliebten kann Isabella immer noch nicht vergessen. Und Narvaez wird furchtbar in Spanien gehaßt — wegen seiner Willkür und bodenlosen Habsucht. Ganz Spanien weiß, daß der edle Herzog von Valencia mit allen Schmugglern unter Einer Decke spielt, daß er die königlichen Paketschiffen, mit englischer Contrebande gefüllt, ungestraft von Gibraltar aus nach Madrid einführt und hier mit schamloser Oeffentlichkeit seine Waare verpleigert — — rufen ihn die Schmuggler doch bei jeder Gelegenheit öffentlich als ihren Schutzpatron an, indem sie schwören: Por todos los Santos y Don Ramon — bei allen Heiligen und bei Don Ramon! Weiß doch ganz Spanien, daß Don Ramon nur deßhalb so eifrig bei der Einziehung aller Klostergüter als Nationaleigenthum ist — um sich selber dabei zu bereichern. Und auf diesen edlen Herzog sind binnen kurzer Zeit 3 Mordversuche gemacht. Als er am 6. November 1844 in's Theater fuhr, wurde sein Wagen von 14 Mann durchbohrt und sein Adjutant an seiner Seite getödtet. Als zwei spätere Attentate mit Gift und Kugeln gleichfalls ohne Erfolg blieben, beleugnen sich die ehrlichen Schmuggler und sagten ausdrücklich: „Unser Patron Don Ramon ist gefeit — die heilige Jungfrau sei gelobt!“

Natürlich stehen neben dem päpstlichen Nuntius und dem Kardinal-Erzbischof von Toledo im Gefolge der Königin ihre besonderen Günstlinge: Pater Fulgencio und die Nonne Schwester Petrocinio nicht, die es trefflich verstehen, ihre so ihrer Fleischeslüsten doch zuweilen etwas beunruhigte Gönnerin durch ein frommes geistlich Sprüchlein wieder zu trösten. Ihr Hauptsprüchlein ist täglich: „Tochter Isabella, gib der Kirche — gib und, als den treuen Dienern der Kirche, reichlich . . . und wir beten Dich los von Hölle und Fegefeuer!“ Und die geängstete, in Unwissenheit und Aberglauben, Sinnlichkeit und Trägheit von ihrer herrschsüchtigen Mutter mit Fleiß aufrezogene Isabella gibt ihrer geistlichen Camarilla und den Kirchen zu pomphaften Prozessionen mit vollen Händen — — sie besucht täglich mehrere Mal die Messe und — — sündigt beruhigt weiter.

Schwester Petrocinio hat einen gleichen unheilvollen Einfluß auf die Tochter — wie jene Putznachrin Theresina auf Mutter Christine.

Digitized by Google

Da Königin Isabella in dieser Begleitung aus der Schloßkapelle tritt, streift ihr Auge einen von Jugend und vollblühender Schönheit strotzenden Mann, der in geschickterer Haltung mit dem Gala-Hute des Herzogs von Valencia in der Hand neben der Thür steht. Ein wohlgefälliges Lächeln überfliegt das unsichre Gesicht der Königin — sie hat ja einen erfahrenen Blick für strotzende Mannesschönheit. Sie schaut sich sogar noch einmal nach dem stattlichen jungen Manne um und nickt ihm gnädig zu. Wer ist dieser Glückliche? Sein Vater ist eine Art Küchenjunge bei dem Marschall Narvaez, und auch sein Sohn trug schon die Küchenschürze — — da sah ihn sein Gebieter und fand Wohlgefallen an dem hübschen Jungen. Er nahm ihn als Factotum in seine persönlichen Dienste — und bald entdeckte er mit Entzücken, daß der kleine Marfori ein ganz besonderes Talent zum — — Rasiren habe. Der gute Don Ramon hat nämlich einen überaus forschen und empfindlichen Bart — kein Barbier hat es ihm bis jetzt zu Dank machen können . . . da führt ein guter Stern ihm die leichte und gewandte Hand dieses Gehülfungen zu. O, der edle Herzog zeigt sich auch überaus dankbar für diese Liebesdienste. Marfori ist augenblicklich sein Vertrauter — seine geliebte rechte Hand, in der ohne alle Morgen noch das Rasirmesser blinkt — — Don Ramon denkt sogar schon lebhaft daran, seinen Barbier zu seinem Schwiegersohn zu machen, unter der Bedingung natürlich, daß sein Schwiegersohn auch ferner sein Barbier bleibe. — — Das ist das erste, verhängnißvolle Begegnen Isabella's und Marfori's!

Mit dem Marfori-Lächeln in den großen, sinnlichen Augen schreitet die Königin, der ihr Königsherrnelin doch zu keiner Majestät in Gang und Haltung verhelfen kann, die prunkvolle, aber schon etwas fadenscheinige und nicht allzu sauber gehaltene Gallerie entlang. Schon öffnet sich die Thüren in den Hellebardensaal . . . da geräth der Zug durch das Drängen der Neugierigen in's Stocken . . . In diesem Augenblick schlüpft ein greiser Priester, eine lange, hagere, aber sehnige Figur, durch die an beiden Seiten der Gallerie Spalier bildenden Hellebardiere und wirft sich, wie ein Bittsteller, vor der Königin auf die Knie . . . plötzlich reißt er einen Dolch aus seinem Priestergewande hervor, sich blitzschnell aufrichtend, stößt er einen heftigen Stoß nach der Brust Isabella's . . . Todtenblick — mit gellendem Angstschrei sinkt die Königin in die Arme Don Ramon's . . . da lacht der Priester wild auf: „Buhlerin — ist das Dein neuester eortejo (Liebhaber)? Ha! Karajo! (sei verflucht) Du hast für immer genug . . . Abajo la reyna Isabella — abajo Bourbones! . . . (Nieder mit der Königin Isabella — nieder mit den Bourbonen!).“

Die ganze Umgebung der Königin steht wie erstarrt da. Erst ein zweiter Schrei Isabella's: „Mein Kind — er mordet auch mein Kind!“ bringt die Granden und Hellebardiere wieder zur Besinnung. Sie werfen sich wüthend auf den Mönch und schleppen ihn nach dem Saale der Hellebardiere, die den Schloßdienst versehen.

— Die Wunde Isabella's ist aber nur unbedeutend. Der Dolch ist durch das in den kunstreichen Königsharnisch mit Gold gestickte königliche Wappen aufgehalten und nur einige Linien tief in's Fleisch gedrungen. Eine chemische Untersuchung ergibt sogleich, daß auch der Verdacht: der Dolch sei vergiftet — unbegründet ist. Ordonnanzoffiziere verkünden diese beruhigende Nachricht sogleich dem Volke, das Kopf an Kopf auf dem Oriente-Platze das Schloß umdrängt . . . und noch bis spät in die Nacht hört die Königin den Jubelruf des Volkes: Y viva la reyna Isabella! (Es lebe die Königin Isabella!)

Im ihren fieberheißen Traum sinnbar aber nimmt sie das Bild eines schönen, verführerischen Mannes: wie er so bemüthig mit dem Galahute des Herzogs von Valencia in der Hand an der Kapellenthür auf seinen Gebieter wartet . . . Die lächelnden Lippen flüstern im Traum sehnsüchtig: Marfori!

Das ist die eine verhängnißvolle Tag aus dem Leben der Königin Isabella.

•

Der Mönch wurde sogleich auf's Sorgfältigste untersucht. Im Innern seines Priestergewandes fand man die Scheide des Dolches eingenäht — weiter nichts.

Mit großer Ruhe beantwortete der Mönch alle Fragen. Er sagte in Allem, wie die mit großem Eifer betriebene Untersuchung ergab, die volle Wahrheit: „Ich heiße Martin Merino und bin 1790 zu Arnedo in der Provinz Logrono geboren. Schon früh trat ich in das Kloster der Franziskaner von San Diego. Daß ferner Ordensleben sagte mir aber nicht zu, und nach Dispensation von meinem Gelübde verließ ich 1821 das Kloster. Ich hasse die Bourbonen wegen ihrer Gesinnungslosigkeit, Treulosigkeit und Sittenlosigkeit. Schon dem Könige Ferdinand VII. bin ich mit der Pistole in der Hand entgegengetreten und habe eine spanische Konstitution von ihm verlangt. Die Pistole versagte und ich floh nach Frankreich. Dort lebte ich von Sprachunterricht und erwarb mir ein kleines Vermögen. Nach der Amnestie für alle politischen Vergehen kehrte ich 1841 nach Spanien zurück. Ich wurde Kapellan von San Sebastian und dann von San Millar. Durch Gebauscheiden vermehrte ich mein Vermögen bedeutend. Außerdem erhielt ich als ehemaliger Mönch nach Auflösung der Klöster eine Staatspension von sechs Realen täglich. Ich hatte alle Bourbonen für Tyrannen, die Königin Isabella aber für ein sittenlose, frivoles Unglück für Spanien in Weibergestalt. Erst seit Louis Napoleon's Staatsstreich am 2. Dezember kam ich zum Entschluß, Isabella und dann ihre Mutter Christine und Karvaez zu ermorden. Ich bedaure nur, daß meine That nicht gelückt ist. Aber nach dem ersten Stoß ergreift mich ein Schwindel und meine Augen verdunkelten sich. Ich habe keine Mitschuldigen.“

Merino wurde nun nach dem Hauptgefängniß Salabero — d. h. „Volksfaß“ — gebracht. Bei allen Verhören bewahrte er seine eisige Ruhe, seinen tödtlichen Haß gegen die Bourbonen. Als der Gefangenwärter ihm die Krücke seines Talars abschnitt, lächelte er geringschätzig: „Fürchtet nicht, Kabaliero, daß ich diese Krücke verschlucken werde — ich weiß bem spanischen Volke zeigen, wie man für seine Ueberzeugung stirbt!“

Der Prozeß wurde auf's Aeußerste beschleunigt und Merino verurtheilt: aus dem Priesterstande gestoßen und im Kostüm der Königsmörder — gelber Rock mit blutigen Aermeln und gelbrd Barett — garrottirt zu werden.

Mit Lächeln hörte der Priester diesen Spruch an.

Schon am nächsten Nachmittage hatte sich der große Gerichtssaal des Salabero mit den Ministern, Granden, vornehmen Damen und sonstigen Glücklichen, die eine Eintrittskarte fist den ersten Akt des interessanten Schauspiels: Bestrafung eines Königsmörders! — hatten erlangen können, da sich bei den letzten Play gestalt, während das Volk sichrenend und fluchend das Pflaster in dichten Haufen umstand, um durch die offenen Balkenthüren vielleicht einen Blick auf das seltene Schauspiel werfen zu können.

Im Saale des Salabero war ein Altar errichtet und mit Kruzifix, Missale, Kelch und Lichtern geschmückt — ganz wie zu einer feierlichen gottesdienstlichen Handlung. Vor dem Altare stand der Bischof von Malaga in kleiner Amtstracht: in rothem Rock, Mitra und Stab in der Hand. Von Erzbischof ernannte Assistenten und Assessoren umgaben den Prälaten.

In Begleitung von Alkalden, seiner Richter und seines Vertheidigers trat der Angeklagte in den Saal. Seine Hände waren auf dem Rücken gefesselt und an jeden Fuß war ein Strick gebunden, dessen Ende ein Grenadier in Händen hatte. Aber das Gesicht des Priesters strahlte von lächelnder Heiterkeit, sein Gang war fest, seine Haltung fast stolz.

So kam er vor dem Altare.

„Unglücklicher, fleiden Sie sich zum letzten Male als Priester an!“ sagte der Prälat mit Würde.

„Mit auf dem Rücken gebundenen Händen?“

„Allabe, lösen Sie die Fesseln!“

Mit Ehrfurcht bekleidete und hatte Merino die heiligen Gewänder, und seine Lippen murmelten andächtig die Gebete, die dem Priester während des Anlegens seines Ornats vorgesprochen sind. Ehrfurchtsvoll gingen ihm dabei zur Hand und schmückten ihn mit der Armbinde, leinenen Kappe und Stola — zum letzten Mal.

Und dann kniete der Priester vor dem Bischof und sühnte den Kelch mit Wein und Wasser an die Lippen und nahm die Hostie von der goldenen Patena. Der Prälat nahm die heiligen Gerätte zurück und sprach mit lauter Stimme das erschütternde Wort: „Wir nehmen Dir die Machtvollkommenheit, Gott das Opfer zu bringen und Messe zu lesen, den Lebenden wie den Todten!“

Mit einem Messer schabte der Prälat dem Verurtheilten die Fingerspitzen und die Tonsur ab — wo Merino einst mit dem heiligen Oel als Priester gesalbt war. „Durch diese Salbe nehmen wir Dir die Machtvollkommenheit, zu opfern, zu heiligen, zu segnen!“

Beim Anziehen des Priesterrocks rief der Bischof: „Wir entkleiden Dich der Barmherzigkeit, welche in dem Priestergewande ausgedrückt ist. Du hast sie eingebohrt, wie die Unschuld!“

Die Stola wurde ihm genommen mit den Wort: „Wie Du das Joch des Herrn, das auf dieser Stola dargestellt ist, fortgewendet hast, so nehmen wir Dir hiermit die Macht, irgend eine priesterliche Handlung vorzunehmen!“

Hiermit war die Auskleidung aus dem Priesterstande vollendet. Merino hatte seine heitere Ruhe vollkommen bewahrt.

In ähnlicher Weise wurde der Verurtheilte mit den Abzeichen der vier geringeren Grade, die er vor der Priesterweihe empfangen hatte, bekleidet und entkleidet. Selbst das Haar wurde ihm abgeschnitten, um die Tonsur zu vermischen.

Jetzt war Merino auch aus dem Stande der Diakonen und Subdiakonen gestoßen.

Bis auf die Unterkleider entblößt, hörte er mit milden Lächeln an der Pforte der Kapelle sein Todesurtheil verlesen und unterschrieb dasselbe mit sicherer Hand. Dann machte er mit großer Besonnenheit sein Testa-

Digitized by Google

ment. Sein Vermögen von 60 Unzen baaren Golde und 5000 Duros in Darlehen — etwa 9000 Thaler — vermachte er Stiftungen für Gefangene und seiner Magd Dominga Kastellana.

Die Nacht — seine letzte Erdennacht, schlief er fest, wie ein Kind.

Beim Erwachen sagte er heiter: „Der Tod ist der süßeste Trost des Lebens."

Sein buntscheckiges Armeesündergewand betrachtete er genau und beim Anlleiden sagte er lächelnd: der Rock ist häßlich, aber nicht so häßlich, als ich glaubte. Mit demselben Gleichmuthe würde ich die Tunika Julius Cäsar's anlegen. Am Ende — die Welt ist einmal ein Theater, wo Jeder seine Rolle spielt!"

Beim Namen Jesu Christi senkte er demüthig den Kopf und bekreuzte sich: „Ich bin ein Sünder!"

Als der Henker ihn nach altem Brauche umarmte und um Verzeihung bat für die Vollstreckung der Todesstrafe durch seine Hand — nickte er freundlich: „Kaballero, ich bitte Sie um die Gunst, mich so schnell als möglich zu tödten."

Demüthig kniete er beim Austritt aus der Kapelle vor dem Muttergottesbilde nieder und betete laut und feierlich das Salve und andere Gebete — dann trat er seinen letzten Gang zum Hinrichtungsorte an.

Die Straßen Madrids, durch die der traurige Zug ging, waren bis auf die Dächer und in die höchsten Baumwipfel mit Neugierigen gefüllt. Mit ruhigem Gesicht blickte der Armesünder in dem gelben Rock mit rothen Aermeln von seinem Esel herab auf die neugierige Menge. Das Muttergottesbild in den Händen lüftete er häufig, leise dazu betend. So ging's zum Hinrichtungsorte hinaus. Truppen auf dem freien Platze de Guardia stand die Garotte — das grausige spanische Nationalhinrichtungsrad.

Die Todesstrafe des Hängens und Köpfens kennt man in Spanien nicht. Hochverräther und Mörder werden bis vor wenigen Wochen erschossen oder garottirt: — mit dem Halseisen erwürgt. Früher war der Tod durch die Garotte sogar nur ein Vorrecht des spanischen Adels. Für niedere Verbrecher waren die Galeeren und die Strafkolonien in Afrika da.

Die Garotte — ein erhöhtes Gerüst mit dem Halseisen an einem Pfahl — war von einem starken Cuarré von Soldaten umgeben, während Katabinieros die Runde durch die stürmisch aufgeregte, andrängende Volksmenge machten. Die Truppen hatten scharf geladen — für alle Fälle!

Fest stieg Merino die Leiter zur Garotte hinauf. Noch einmal ließ er sein Auge über die unruhige Volksmenge und die weite Gegend bis zu den schneebekrönten Gipfeln der Guadarama schweifen. Dann rief er mit lauter Stimme zum Volk hinab: „Kaballeros! Was ich gethan habe, war meine innerste Ueberzeugung. Ich wollte mein schönes Vaterland von dem Fluche dieser treubrüchigen, selbstsüchtigen, frevlen Bourbonen befreien, die das vom Gott so reich gesegnete Spanien in drei Jahrhunderten an den Rand des Verderbens gebracht haben. Es ist mir nicht gelungen — aber wären in Spanien nur zwölf Männer, wie ich, so wäre es heute frei . . ."

Da unterbrach ihn der kommandirte tausendstimmige Ruf der Truppen: »Viva la reyna Isabella — abajo Merino!« (Hoch lebe Isabella! Nieder mit Merino!)

Aber bald tritt eine kleine Pause ein . . . wie vom Geist der Weissagung begeistert streckt Merino die Arme gen Himmel und ruft mit erschütternder Stimme: „Ihr armen, verblendeten Thoren — einst wird der Tag kommen, wo Euch die Schuppen von den Augen fallen, und dann werdet Ihr an Merino denken und mit ihm rufen: »Abajo la reyna Isabella — abajo Bourbonen! . . .«

Ohne Zaudern, ohne Wanken geht Merino auf die Todesbank zu und setzt sich vor den verhängnißvollen Pfahl nieder. Mit fester Hand hilft er dem Henker beim Umlegen des Halseisens . . . ein kurzes, leises Gebet . . . ein schneller Ruck an der eisernen Schraube . . . und Merino steht vor seinem Richter . . .

Ein eisiger Schauer durchrieselt die bangen Herzen der tausend Gebannten Menge.

Dann wurde der Leib des Gerichteten auf dem Kirchhofe öffentlich verbrannt und die Asche über die Gräber gestreut.

*

Sechzehn Jahre sind seitdem über die Garotte auf dem Platze de Guardia von dem Blbaothore von Madrid hinweggegangen . . . noch manches Leben endete unter ihrem, verhängnißvollen Schraube den Halseisens.

Es ist im November 1868.

Und wieder strömt das aufgeregte Volk von Madrid hinaus nach der Garotte . . . Von Hand zu Hand geht ein Blatt der neuesten »Gaceta de Madrid« — von Mund zu Mund ein jubelndes Wort: „Die Junta superior revolucionaria, getreu ihrem hohen Berufe, verkündet allen Spaniern folgende Rechte: Suffragio universal — Allgemeines Stimmrecht. Libertad de cultos — Gewissensfreiheit. Libertad de reunion y associacion pacificas — Vereins- und Associationsfreiheit. Libertad imprenta in legislacion especial — Preßfreiheit ohne Spezialgesetz. Juicio por Jurados en materia criminal — Geschworenengericht in Kriminalsachen. Unidad de fuero en todos los ramos de la Administracion de justicia — Rechtsgleichheit in allen Zweigen der Gerichtspflege. Inamovibilidad judicial — Unabsetzbarkeit des Richters. Seguridad individual, é inviolabilidad de domicilio y de correspondencia — Sicherheit der Person, Unverletzlichkeit der Wohnung und der Briefe. Abolucion de la pena de muerte — Abschaffung der Todesstrafe . . ."

Und vor dem grausigen Blutgerüste ertheilt sich ein tausendstimmiger, wilder Freudenschrei: Abajo la pena de muerte — abajo la garotte . . . abajo la reyna Isabella — abajo Bourbonen! . . . Und zugleich sind tausend Hände beschäftigt, die Bretter und Balken der Garotte abzureißen und über einander zu thürmen . . . plötzlich züngelt eine rothe Flamme daran empor . . . unter dem Jubel des Volks: Y viva la libertad national — y viva Prim — y viva Serrano — — abajo Isabella! . . . knistert die glühende Lohe hoch zum Himmel empor . . .

Bald spielt der Herbstwind mit der Asche der Garotte, — wie einst mit der Asche des Priesters Merino . . .

. . . Und zu derselben Stunde stehen in einem Gemach des Pavillon de Rohan zu Paris ein Mann und eine Frau am Fenster . . . Die Frau schaut mit den großen, leeren Augen dumpf in's Blaue . . .

„Königin, woran denkt Ihr so trübe?"

Da zittert ein bitteres, unschönes Lächeln über das breite, verschwommene Gesicht der Frau: „Ich dachte an die Stunde, wo jener wahnsinnige Priester den Dolch nach mir zückte — wo er mich und mein Haus verfluchte und — — wo ich Euch zu meinem Unglück zuerst sah . . . Jener Fluch ist furchtbar in Erfüllung gegangen . . ."

Es ist Isabella — die vertriebene, flüchtige, heimatlose Königin Spaniens — — ein Gast in der Kaiserstadt des Erbfeindes aller Bourbonen . . . von deren Throne jetzt die letzte Bourbonentone herabgestoßen — — es ist Marfori, der ehemalige Barbier und Schmeichler des Herzogs von Valencia — der allmächtige Palastintendant und schamlose Günstling der unglücklichen, schwachen Königin ohne Krone . . .

Darin liegt Alles — das ganze Unglück des zweiten Tages aus dem Leben Isabella's.

Belgiens Thronerbe.

(Bild S. 301.)

II.

Der zweite Sohn König Leopold's I. von Belgien, Graf von Flandern, stammt aus der zweiten Ehe seines Vaters mit Prinzessin Louise von Orleans, und ist am 24. März 1837 geboren. Seine erste Bildung erhielt er gemeinschaftlich mit seinem Bruder in der ländlichen Stille des Schlosses Laeken; unter seinen Hofmeistern und Gouvernanten gedenken wir des seitdem quiescirten Generals de Launoy, des gestorbenen katholischen Professors de Closset und sür die deutsche Literatur des Bibliothekars des Königs Dr. August Scheler. Im Jahre 1846 trat er in das Kavallerieregiment der Guiden und durchlief daselbst in allen Graden, bis er 1855 das Obercommando dieses Regiments, den Befehl über eine Brigade erhielt und 1865 Divisionär der schweren Kavallerie wurde. Der Prinz hat sich neben seinen militärischen Aemtern in vielen andern Zweigen nützlich zu machen gewußt. So ist er Vorstands der Kgl. Spaus und Rückzugskasse und des Centralakclerationsvereins und hat sich namentlich auf der pariser Weltausstellung der belgischen Industrie energisch angenommen. Der Graf ist wegen seiner einfachen, populären Weisens, das sich namentlich auch in der Meidung alles äußern Glanzes ausspricht, sehr beliebt. Seine Muße verwendet er auf Jagd, Reisen und Lektüre; seine Bibliothek zeugt von ernstem, auf alle höheren Fragen der Zeitgeist gerichtetem Studium, namentlich interessirt er sich für Malerei und die literarischen Bestrebungen. Die Blumingen finden an ihm einen großen fördernden Gönner. Der Prinz gemießt ein ganz bedeutendes Vermögen, da ihm König Leopold einen doppelten Kindstheil vermacht hat. Die vom Staat ihm ausgesetzte Dotation beläuft sich auf 200,000 Fr. Im Winter wohnt die prinzliche Familie in dem Palais Accourts auf der Place royale zu Brüssel. Die Gemahlin des Prinzen, Marie Louise Alexandrine Karoline von Hohenzollern-Sigmaringen, ist das jüngste Kind des Fürsten Anton und am 17. November 1845 geboren. Sie wurde in Düsseldorf bei ihrem Vater erzogen und zeichnet sich eben so sehr durch ihre edle Schönheit und hohe Bildung, als durch die vortrefflichkeit ihres Charakters aus. Ihre Vermählung fand am 25. April 1867 statt.

Digitized by Google

Ein Attentat auf den dänischen Thronfolger. (S. 304.)

Digitized by Google

Der unheimliche Gast.

Eine heimliche Geschichte von Throd. Winter.

Es war Nachts um die zwölfte Stunde.

Johann, der Hausknecht „Zum blauen Dietrich“ in Dingskirchen, machte eben seine gewöhnliche Runde durch die Korridore des Hotels. Zweck dieser Wanderung war, dir für seine säubernde Hand vor die Zimmerthüren gestellten Fußbekleidungen abzuholen.

Zur Hälfte war diese Mission bereits erfüllt.

Es war ihm dabei nichts Auffallges begegnet.

Er war mittlerweile auch an Nummer 14 gekommen. Nummer 14 lag im zweiten Stockwerk des Hotels. Es war ein kleines, einfaches, angenehmes Zimmer.

Da hemmte ein eigenthümliches Geräusch den fortschrittlirbenden Fuß des nächtlichen Wanderers.

Er blieb stehen und lauschte.

Da wollte es ihm vorkommen wie Aechzen und Stöhnen, Seufzen und Jammren. Ihm lief es eiskalt über den Rücken.

Dieses Aechzen und Stöhnen, Seufzen und Jammern kam aus Nro. 14.

Vor Nummer 14 standen leine Stiefel oder Stiefeletten. Und doch war Nummer 14 bewohnt. Johann erschrack, als er es überdachte. Er entsann sich genau des Fremden, welchen der Kellner noch kurz vorher nach Nummer 14 heraufgeführt hatte. Ob war ein junger, schlanker, blasser Mann gewesen. Schon auf der Treppe hatte er ängstlich gestöhnt und geächzt. Und nur mühsam hatte er sich weitergeschleppt.

Hier ging etwas Unheimliches vor. Darüber konnte kein Zweifel obwalten.

Johann war einer Ohnmacht nahe. Aber nur einen Augenblick. Dann hatte seine starke Seele sich wieder gefaßt.

Er nahte sich hochaufgerichtet der Zimmerthüre Nummer 14.

Er legte das Ohr an's Schloß. Er lauschte. Er lauschte lange gespannt, athemlos.

Dann hatte er genug. Die letzten Zweifel stoben aus seiner Seele.

Das Aechzen und Stöhnen schlug von Neuem an sein Ohr. Aber jetzt vermischt mit bangen, furchtbaren Klagelauten.

Dem Lauscher gerann. „Entsetzlich!“ preßte er hervor.

Er drückte die Stiefel in seinen Händen fester an sich und stürzte die Treppe hinab.

Drunten angekommen, weckte er den Portier.

Der Mann schlief seit und war schwer zu erwecken.

Aber Johann ergriff ihn an beiden Armen und rüttelte ihn gewaltsam aus seinem Schlummer.

„Was gibt es?“ keuchte der Portier.

„Still!“ rief Johann.

Er rief es mit zitternder, aber fester Stimme.

„Was gibt es?“ wiederholte der Portier dennoch.

„Still jetzt!“ befahl jener. „Cesse, ehe es zu spät wird!“

Der Portier war mittlerweile aus dem Bette gesprungen.

Er öffnete kopfschüttelnd das Thor.

„So rede doch, was gibt's?“ rief er dabei nochmals.

Er erhielt keine Antwort.

Johann hatte das Haus längst verlassen. Er hatte es mit großen, eiligen Schritten verlassen.

Unbesorgt mühte sich der Portier ihm nachzublicken.

Die Dunkelheit der Nacht verhüllte ihn.

Der Portier ging in's Hotel zurück. Ein leiser Schauer rieselte ihm durch's Gebein.

Auf einmal hebte er vom Neuem erschreckt zusammen.

Der Zimmerkellner, halb angekleidet, sonstür an ihm vorüber. Ein heftiges Schellen der Klingel hatte auch ihn geweckt, und zwar ebenfalls aus dem ersten, sanften Schlummer.

„Was gibt es?“ fuhrte ihm der Portier mit banger Stimme nach.

Vergebens. Auch der Kellner hatte keine Antwort.

Das Staunen und Entsetzen des Portiers stieg auf's Höchste.

Er eilte dem Kellner nach und stieg die Treppe hinan.

Droben auf dem zweiten Korridore erreichte er ihn.

Er fand den Kellner nicht allein. Zwei Damen waren bei ihm, eine ältere und eine jüngere. Die ältere war häßlich, die jüngere schön. Beide gaben Zeichen der höchsten Erregung von sich.

Die ältere Dame war die verwittwete Baronin von Zinkenblech, die jüngere ihre Kammerjungfer. Beide hatten das Zimmer Nummer 15 inne.

Sie hatten in diesem Zimmer geschlafen. Sie hatten sanft, sorglos, angenehm geträumt. Da waren sie Beide urplötzlich aufgewacht. Ein leises Wimmern und Wehklagen hatte sie geweckt. Dieß war aus dem anstoßenden Zimmer zu ihnen gedrungen. Das anstoßende Zimmer trug die Nummer 14.

Das Wimmern und Wehklagen hatte nicht nachgelassen. Es war vielmehr stärker und lauter geworden. Die beiden Damen waren darüber erschrocken. Sie waren stark, stärker, am stärksten erschrocken. Von düsterern Ahnungen gepackt, hatten sie sich in die Kleider geworfen. Sie hatten dem Kellner geschellt.

Mittlerweile war das Wimmern immer stärker, immer herzzerreißender geworden. Auf einmal war es verstummt. Ein dumpfer Fall war erfolgt, und dann war es todtenstill geworden.

Als der Kellner erschien, war bereits kein Laut mehr zu hören.

Der Bericht der beiden Frauen hatte den Kellner mit Furcht erfüllt. Er war nicht zu bewegen, dem Dinge auf die Spur zu gehen. Er zitterte. Sein Gesicht war bleich wie eine frischgetünchte Kalkwand. Er ahnte das Schlimmste.

Die Damen drangen in ihn, nach der Polizei zu laufen.

Allein er hatte sich noch nicht gefaßt und konnte keinen Muth finden.

Da war der Portier dazugekommen. Dieß war ein Mann von stärkeren Nerven. Zu seinem Gesichte vermochte der schauerliche Bericht wenig Veränderungen hervorzurufen. Aber im hintersten Winkel seines Auges verbarg sich doch ein geheimes Grauen.

Er verkündete, daß er bereit sei, Polizei herbeizuholen.

Es ward vom Kellner und den beiden Damen dankbar angenommen.

Indem sich der Portier zum Gehen wandte, hörte er, daß heftig an der Hausglocke gezogen wurde.

Er stürzte mit Windeseile hinab.

Als er das Thor geöffnet hatte, bebte er entsetzt einen Schritt zurück.

Zwei Gendarmen traten in's Haus, in ihrem Gefolge Johann, der Hausknecht.

Sie verlangten nach Nummer 14 geführt zu werden.

Der Portier gehorchte. Er gehorchte stumm, still, starr.

Als sie die Treppe hinaufstamen, fanden sie die Damen noch mit dem Kellner auf dem Korridore. Alle Drei zitterten wie Espenlaub.

Der Anblick der Polizei ermuthigte sie.

Mit Hülfe des Hauptschlüssels gelangte die Sicherheitsbehörde nach Nummer 14. Sie konnten das. Sie hatten ihr Macht dazu.

Bei ihrem Eintritte bewegte sich Etwas. Es schien im Bette zu sein.

Die Draußenstehenden hielten den Athem an.

Es war der Kellner, der Portier und die beiden Frauen.

Trotz aller Anstrengung konnten sie nicht verstehen, was in Nummer 14 gesprochen wurde. Aber gesprochen wurde, das hörten sie deutlich. Man schien ernst, geheimnißvoll, flüsternd zu sprechen.

Nach einer Minute kehrte die Gendarmerie aus Nummer 14 zurück. Ihr Antlitz drückte Täuschung und Resignation zugleich aus. Ihre Ankunft war leider zu spät erfolgt. Es war schon geschehen. Der Fremde, welcher das Zimmer bewohnte, hatte sich vollbracht. . . . . .

In Ermanglung eines anderen brauchbaren Instrumentes hatte er bereits mit rigner Hand unter unsäglichen Schmerzen seine wunden Füße — von den engen Stiefeln befreit. Nachdem es gelungen, war auch sein Wehklagen verstummt.

Die Polizei hatte ihn im Bette gefunden, anbruhend, schlafend.

Die Draußenstehenden schüttelten bei dieser Nachricht die Köpfe und thaten bedauerlich.

„Gute Nacht!“ sagten die Männer.

„Gute Nacht!“ flöteten die Damen.

Alsbald ward es still im Hause.

Die Maguey-Agave in Mexiko.

(Mit S. 305.*)

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Agave — und besonders die Maguey (spricht: Magéh) in vielen Theilen Amerikas, besonders in Ecuador, Peru und Argentina wächst, und in keinem Land auch nur im Mindesten benutzt wird, während man sie in Mexiko die „Kuh des Landes“ nennt; und das mit vollem Recht, denn sie wird nicht allein bis zu ihrem letzten Lebenstropfen ausgemelkt, sondern man benutzt sie auch noch zu zahllosen andern Zwecken, und es gibt in der That kein nützlicheres oder vielseitiger mehr benutztes Gewächs in dem ganzen weiten Reich.

*) Dies Bild wurde nach einer Photographie gefertigt, die ein Freund unseres Blattes uns aus Mexiko einsandte. Derselbe schreibt dazu: „Das Original stellt nur eine mittelgroße Maguey dar, wenige Monate vor der Reife — und doch, wie imposant erscheint ihre Größe, wenn man sie mit den daneben stehenden Indianer, nach der Landessitte in grobes weißes Baumwollenzeug gekleidet, vergleicht!“ D. Red.

Digitized by Google

Es ist nicht die eigentliche Aloepflanze, die wohl Jeder bei und der Form nach kennt, aber doch ein ganz ähnliches Gewächs, nur in weit kolossalerem Maßstab, und ich habe ausgewachsene und zum Schaftreiben vollkommen reife Pflanzen gesehen, die einen Flächenraum von wenigstens fünfundvierzig Fuß im Umkreis einnahmen. Die mit Stacheln bewehrten Blätter sind dabei außerordentlich dick und fleischig, und enthalten einen Unmasse Saft, der aber bis zum fünften Jahre vollständig werthlos und herb bleibt, und deßhalb bis zur richtigen Zeit geschont werden muß. Dieser Zeitpunkt beginnt, wenn die Pflanze im Begriff steht ihren Blüthenschaft zu treiben, und man kann dann diesen sehr deutlich daran erkennen, daß sie von dem mittelsten, enorm dicken Trieb, Blatt nach Blatt abfällt und diesen dann nicht viel dicker läßt, als ein einzelnes zusammengerolltes Blatt.

Jetzt ist der Moment gekommen, die Pflanze anzuzapfen, und das geschieht auf folgende, nicht eben ganz bequeme Art, daß man nämlich an der Stelle, an der man angreifen will, zuerst die Kanten der nächsten Blätter glattet und sie von ihren Stacheln befreit — denn wollte man Blätter ausschneiden, so würde nicht allein zu viel Saft verloren gehen, sondern sich die Pflanze vielleicht sogar auch verbluten. Nun wird das bei beginnenden Pflanzenschaft noch umgebrude Blatt mit einem besonders dazu gehaltenen eisernen Instrument abgeklopfen und herausgreifen, und ist man jetzt zu der Stelle gelangt, wo das eigentliche Herz sitzt, so gräbt man dort mit einer Art von Kratzer ein Loch hinein, das unten rund ausgeschabt wird und Anfangs nur einen Zoll klein ist. In dieser Höhlung soll sich der Saft der Pflanze sammeln, und sie wird auch gewissermaßen das Faß genannt.

Gleich im Anfang kann man aber noch nicht den Saft benützen, so wird also vorher eine Handvoll Wurzelwerk oder Fasern hineingestopft, das etwa 14 Tage lang darin aufquellen muß. Ist das geschehen, so nimmt man es wieder heraus, kratzt die innere Höhlung auf's Neue etwas aus, um die Poren vollständig zu öffnen, und kann nun die Ernte beginnen, die monatelang dauert, und in der Zeit jeden Tag ihren Ertrag liefert. An jedem Morgen geht der Arbeiter hinaus, setzt einen langen, dünnen Flaschenkürbis als Heber ein, zieht den Saft, der sich in der Nacht angesammelt hat, heraus, und läßt ihn in einen bereit gehaltenen Schlauch oder ein anderes Gefäß, um ihn dann aus allen Pflanzen zusammen in einen dazu bestimmten Bottich zu tragen und gähren zu lassen.

Dieser erste Saft heißt Agua miel oder Honigwasser und ist nicht allein sehr süß und angenehm zu trinken, sondern schmeckt auch genau wie das Wasser aus einer eben gereiften Kokosnuß — aber es darf nur sehr vorsichtig, und besonders von verheiratheten Frauen zu bestimmten Zeiten gar nicht getrunken werden. Sobald es aber einer leichten und sehr sehr raschen Gährung unterzogen wurde, ist es vollkommen unschädlich, ja sogar sehr gesund und belebend, und wird deßhalb auch in ganz ungeheuren Quantitäten von der gesammten Bevölkerung Mexikos genossen.

Der Pulque selber sieht weiß und milchig aus und hat, wenn man erst einmal ein wenig daran gewöhnt ist, einen nicht unangenehm säuerlichen Geschmack, mit etwas näher und kleimiger Konsistenz. Er ist auch herb genug, um den Durst leicht zu stillen, und geistig genug, um, besonders bei größeren Quantitäten, gehörig zu berauschen. Uebrigens bildet er in jenen Gegenden, wo er hauptsächlich gedeiht, und hat ist oder Allem auf der mexikanischen Hochebene, einen bedeutenden Handelsartikel, der ganze Eisenbahnzüge in Anspruch nimmt und Tausende von Menschen ernährt.

Man darf indeß ja nicht glauben, daß die Maguey nicht auch ihre Arbeit verlangt, denn obgleich sie wild im Lande wächst, muß sie, um einen recht reichlichen Ertrag zu liefern, in guten, tief gegrabenen Boden eingepflanzt werden, und erst dann, wenn man die Erde auch noch nach einiger Zeit um die jungen Pflanzen auflockert, darf man sich eines reichen und lohnenden Ertrags versichert halten. Wasser braucht die Pflanze fast gar nicht, außer in der ersten Zeit, um eine einmal ihre Triebe ausbildeten, und selbst da ist es vielleicht nicht einmal unbedingt nothwendig, denn es scheint fast unglaublich, welche Mißhandlung die junge Pflanze erträgt, ohne davon auch nur im Mindesten berührt zu werden. So versicherte mich ein dortiger Magueypflanzer, daß er besonders in einen Schößling, den er mir zeigte und der seit in voller Kraft und Ueppigkeit seine dicken Blätter entfaltete, zwei volle Tage habe draußen im Freien, im Winter in Kälte und Nässe, im Sommer in der heißen, glühenden Sonne auf einem Steinhaufen unbeachtet liegen lassen, und als er dem fast vollständig verwelkten dann endlich guten Boden gab, griff er augenblicklich Wurzel und ist jetzt eine seiner besten Pflanzen.

Allerdings braucht die Maguey reichlich ihre fünf Jahre, bis sie, selbst unter günstigen Verhältnissen, ihren Blüthenschaft zu treiben anfängt, dann aber gibt sie auch viele Monate hintereinander ihren Saft und jede einzelne einen Ertrag von 10—15 Dollars, ja ist sie recht karf und kräftig, auch vielleicht noch mehr. An jedem Morgen wird dabei die Höhlung, in welcher sich der Agua miel befindet, nachdem der Arbeiter dieses herausgeschöpft, wieder leicht ausgekratzt und dadurch natürlich immer größer, und bei recht starken Pflanzen findet man oft eine sogenannte eaja, die fast einen Fuß im Durchmesser hält. Nach und nach aber stirbt die Pflanze ab. Der ganze Saft, den sie vorbereitet hatte, um ihren Blüthenschaft zu treiben, geht in die Höhlung hinein und wird ihr entzogen. Die Blätter werden nach und nach welk, und wenn sie ihre letzten Kräfte erschöpft hat, geht sie ein und wird ausgehackt, um den Nachbarpflanzen Raum zu geben. Ringö um ihre Wurzel hat sie aber schon wieder zahlreiche Schößlinge ausgetrieben, die freilich früher entfernt werden müssen, ehe der Hauptstod zu sehr angegriffen wird, da sie ja selber auch von diesem ihr Leben erhalten. Wird das versäumt, so kann man sich auch darauf verlassen, daß aus den zu spät fortgenommenen Schößlingen nie etwas Ordentliches wird.

Die Behandlungsart des Saftes ist ungemein einfach, denn zu dem in ein Gefäß geschütteten Agua miel, wie er aus der Pflanze kommt, wird nur etwas gegohrener Pulque zugesetzt, und er geht selber dann sehr leicht und rasch in Gährung über, wobei er eine mildige Färbung annimmt.

Außerdem benutzt man aber auch noch die Magueypflanze zu einer Menge von anderen Dingen. Aus einer anderen Art derselben wird ein vorzüglicher Bast gewonnen, der billige und ziemlich haltbare Stricke liefert; Beutel und Säcke verfertigt man ebenfalls daraus. Das abgeschrobene, welke und dann getrocknete Blattzeug wird zur Feuerung verwendet, und aus der Asche, die den Bergen sehr gut gerathen, daß die Indianer mit den fleischigen Blättern ihre Hütten sowohl decken, als auch die Seitenwände derselben davon bilden. Das aber geschieht natürlich nur aus solchen Pflanzen, die sich nicht zur Pulquebereitung eignen, denn solche dürfte man nicht in dieser Weise mißhandeln.

Die Pulque Magueypflanze findet aber nach Westen zu ihre Grenze. Hinter Cuernavaca wird der Boden zu heiß zu ihrem Kuban, und es wächst hier eine andere, bedeutend kleinere Art, aus der man aber auch einen recht guten Branntwein, den sogenannten Mescal, bereitet. Der ist übrigens eine neuere Erfindung, und die früheren Zudianer scheinen ihn nicht gekannt zu haben, während schon Montezuma sein Mädchen oder Lieblingsdiener Pulque trank, und sich wahrscheinlich besonders wohl dabei fühlte, da ihn die Spanier ihm zu Spaß verboten.

Der Mescal ist übrigens das einzige Getränke, das im Westen zu haben ist, und nur dann und wann, aber sehr selten bereiten sie in der tierra caliente eine Ananas-Chichitsche, die außerordentlich angenehm und erfrischend schmeckt, aber auch immer augenblicklich vergriffen ist. Wenn man nicht gerade zufällig in derselben Stunde eintrifft, wo sie fertig und trinkbar wird, so kannst die traurige Antwort auf die Frage nach einem Trunk auch regelmäßig: no hay — acabo! — Ich war nur einmal auf der ganzen Tour so glücklich — und auch noch nicht einmal vollständig ausgegohrene Chichitsche aus Ananas zu bekommen.

Briefmappe.

Hrn. Studiosus v. K. in Heidelberg. Der in der Literaturgeschichte vorkommende Ausdruck: „Simrock und Brangvreiode" hat seinen Ursprung von Karl Simrock's Uebersetzung: Sirion und Drona.

Hrn. P. W. in Koblenz. Wir bessen Ihren ersten Wunsch wenigstens in ähnlicher Weise erfüllen zu können. Vollständige gebundene Jahrgänge der Münchener Welt wie den deutschen Nationen können Sie durch jede Buchhandlung beziehen, und zwar Jahrgang 1855 zu dem herabgesetzten Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. und 1856 zu 2 Thlr. 15 Sgr.

Hrn. Gust. P. in Pest. J. W. in Ofenlingen. Leider ist die Auflösung zu dem Bilderräthsel S. 240 vorigen Jahrganges durch ein Versehen fortgeblieben. Sie lautet: „Schlittschuhbergbe".

Hrn. Rath M. K. in Bonn:

„In solcher Zeit, wie diese, ziemt es nicht,
„Daß jeder kleine Fetzt bekrittelt werde".

Shakespeare: Julius Cäsar.

Kunkunka in Wien:

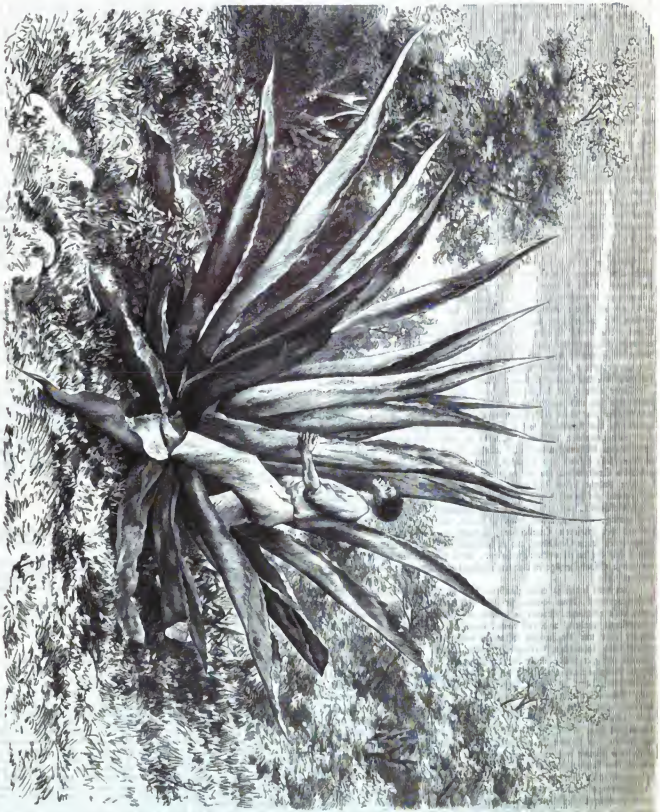
Das Lächeln bricht, es bricht, es quält das Schweigen,
Die Schale blicket, die Gestalt scheint's, —
Es schmettern Arien und Cavatinen . . .
Und Sie, mein Fräulein, machen Pretzl's!

Fr. v. K. in Genf. Zwei fast unlösbare Toilettenproblem für eine elegante Modedame: sich in 15 Minuten baltmöglich zu kleiden, daß die Linien der Mode — Dynamie von Frankreich sich entwickelt. Die Verrichtungen zu diesem Zwecke sind aber sehr komplizierter Natur und gleichen den Verwandlungen in einer Pantomime. Wenn die Kaiserin im Begriffe steht, sich aus ihrem Gemache in das Audienzzimmer zu begeben, verläßt die erste Kammerfrau das chambre eine elektrische Schelle, welche mit dem Raume über dem Ankleidezimmer in Verbindung steht. Darauf stürmt sich in der Decke des letzteren eine Falltüre, und heraus schnellt die vollständige Toilette, die Ihre Majestät für diesen Tag zu tragen gerubt — angefangen vom Schand oder der Spitzen-Mantille bis zur innersten Unhüllungsschichte, streng wissenschaftlich geschichtet, wie die Bestege der westlichen Tolette es erheischt. Nach einer Viertelstunde ist die Kaiserin von Kopf bis Fuß gekleidet, dann tritt ihre Zuweten an, und erst wenn dieses geschehen, wird der Friseur gerufen. Denn dadurch zumal unterscheidet sich die Kaiserin von den meisten ihren Geschlechts, daß sie dem Haarkünstler erst dann ihr schönes Haupt anvertraut, nachdem die übrige Toilette vollendet ist.

Digitized by Google

Hrn. Sekretär O. M. in Magdeburg. Ueber einen guten Spruch ließe sich viel sagen — viel zu viel für den engen Raum einer Briefmappe. Schon Winkelmann sagt über den Spruch: „man soll nur Schreiben lernen, wie man wünscht seiner und der Nachwelt denken kann". Gute Lektüre und Sorgsamkeit und Fleiß beim Schreiben sind unerläßlich.

Frl. Natalie J. in Hildburghausen. Eine hübsche Sammlung von



Geburtstags-, Polterabend-, Stammbuch- u. a. Gedichten finden Sie in „Blüthen kindlicher Liebe und Dankbarkeit, von Dr. W. Friedrich" (Berlin, Haude und Spener).

St. Dr. Z. in Berlin. „Wer ohne Veranlassung in seinem Zorn zu wiederholten Malen viel spricht, der dem schrecken die Menschen zurück, wie vor Feuer, welches Funken sprüht:" heißt ein indischer Spruch. Ja, das liebe Zünglein hat schon viel Unheil in der Welt angerichtet. Drum: „Schweigen ist Gold!"

Der Gesell des Meisters Mathias.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Seit dem Tage hatte sich, wie gesagt, Manches im Hause Meister Thorbecker's verändert. Dieser hatte, trotz seiner zunehmenden Wohlbeleibtheit, doch bis dahin seinen Gehülfen hie und da ein Beispiel gegeben und sie in der Ausübung ihres Geschäftes kontrolirt. Vorzüglich in den Häusern der angeseheneren und frommen Bürger hatte er selbst immer noch mit Hand an's Werk gelegt; jetzt aber übertrug er vertrauensvoll die Oberaufsicht überall dem neu Eingetretenen, und wenige Wochen waren erst vergangen, als der fromme Daniel zum größten Mißvergnügen der übrigen, lange vor ihm im Dienste des Meisters stehenden Gehülfen eine Art von Altgesellenstellung im Hause einnahm und in allen auf die Ausübung des Gewerbes bezüglichen Dingen völlig Ohr und Urtheil des Herrn besaß. Dieß sowohl, wie seine den ganzen Tag hindurch unveränderlich heilige Miene, mit der er, wie seine Genossen ärgerlich behaupteten, sich heuchlerisch in die Gunst des Alten einzuschleichen bemüht sei, machte ihn bei den anderen Gesellen naturgemäß unbeliebt und sie suchten sich durch manchen heimlichen Schadernad an ihm zu rächen. Aber auch, wenn dieser hin und wieder zu Tage kam und sie Ursache offenbarte, verleugnete der fromme Daniel seine christlich-duldsame Gesinnung nie, und war nie betrebt, dem ihm zugedachten oder wirklich zugefügten Aerger zu vergelten, ebensowenig wie er sich durch die spöttischen oder hochmüthigen Zurückweisungen der Jungfer Anne kränken und abschrecken ließ, ihr mehr und mehr mit den demüthigen Zeichen einer frommen, gottfeligen Zuneigung entgegen zu kommen.

Wir hörten bereits aus dem Munde des Mädchens, daß dieser dieselben ebenso zuwider, als ihrem Vater erfreulich und erwünscht waren. Letzterer fing an, das zunehmende Alter zu fühlen, und es war ihm nicht unlieb, seine eigene Thätigkeit mehr und mehr beschränken zu können. So behielt er sich nach und nach nur die Oberanordnung bei Feuersbrünsten vor, wo ihr Hülfsleistung in erster Hand ihm und seinen Gehülfen kostenlich oblag. Seine Körperfülle setzte dem Kommando, mit dem er bei solcher Gelegenheit seine Untergebenen hierhin und dorthin lenkte, kein Hinderniß entgegen, und schließlich erntete er jedesmal von der Behörde den Dank für seine umsichtige Anordnung und die Verhütung größeren Unglücks. Eine andere Thätigkeit, die ihm in seinem Berufe noch immer oblag, war ihm weniger erfreulich, da sie ihm mehr abfondelichen Takt noch Gewinn einbrachte, in letzterer Beziehung vielmehr vollständig unfruchtbar genannt werden mußte. Es betraf dieß die Reinigung der Kamine und Rauchfänge in dem vor der Stadt gelegenen Kloster. Als vor etwa fünf Jahren die Barnabiterinnen sich in demselben, nachdem es lange Zeit leer gestanden und nur von alten Pfründnerinnen bewohnt gewesen, wieder angesiedelt hatten, waren sie anfänglich durch ihre strenge Ordensregel, die keinem Mann, wer er auch sei, den Zutritt innerhalb der Klostermauern verstattete, sehr in Verlegenheit geratben. Sie hatten nämlich ihre Schornsteine so lange vernachlässigt, bis der darin angehäufte Ruß eine Gefahr bedingte und wirklich zu einer bald gedämpften Feuersbrunst Anlaß gab. Die Behörde der Stadt hatte sich darauf eingemischt und eine regelmäßige Reinigung der Klosteressen auf's Strengste anbefohlen. Obwohl die frommen Schwestern bei dieser Gelegenheit sehr über die Gottlosigkeit der Ketzer lamentirten, die sie in Versuchung bringen wollten, ihr gottgefälliges Gelübde, nie mehr die unheilige Gestalt eines Mannes zu erblicken, zu brechen, so schätzten sie sich doch schließlich den Umständen nach glücklich, als sie in dem Manne, dem die Aufrechthaltung des Reinigungsgebotes von der Obrigkeit anvertraut war, einen Rechtsklugen entdeckten, der, wie ihre Nachforschung ergab, als guter Protestant unter allen katholischen Einwohnern des Stadtchens gerühmt wurde. Sie bereiten sich deßhalb, mit Meister Mathias einen Vertrag abzuschließen, den sie ihrerseits mit täglichen Gebeten für sein Seelenheil zu vergelten gelobten, daß nur er selbst die angeordnete Reinigung vornehmen und vor Allem ihnen nie einen unchristlichen und von der Gottlosigkeit der Welt verpesteten Gehülfen in's Kloster schicken solle. Das versprach der Meister und hatte er auch bis heute treulich gehalten, obwohl, wie wir öfters bemerkt, die zunehmende Rundung seines Körpers ihm in letzter Zeit von Semester zu Semester die Erfüllung seiner eingegangenen Verpflichtung saurer und verdrießlicher machte.

So war der Zustand der einzelnen Mitglieder des Thorbecker'schen Hauses um die Zeit, da der Sohn des alten Jakob Armbrust, der junge Meister Walter, nach fünfjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt und in sein Heimathhaus zurückkehrte.

Denn es zeigte sich bald, daß er den ihm zugelegten Meistertitel gar wohl verdiente. Er war nicht mit leeren Händen heimgekommen, der Ranzen, den er nach Art der gewohnlichsten Wanderge sellen selbst auf dem Rücken getragen, hatte sich zu Hause vor den staunenden Augen der Alten geöffnet und den Grund gezeigt, weßhalb er denselben nicht anderen Händen zur Beförderung anvertraut. Nach wenigen Tagen ging das Gerücht von den zierlichen und seltsamen Gothardsteinen, die er von der Reise mitgebracht, durch die ganze Stadt, und die alten Bekannten des Hauses kamen von nah und fern, um dieselben zu bewundern und dem jungen Meister für die erfreuliche Zukunft, die seine Geschicklichkeit ihm austhue, Glück zu wünschen. Der alte Vater stand mit verklärtem Gesicht daneben und blickte mit stummem Stolz wahrend der Lobsprüche bald auf seinen Sohn, bald auf die durch Kunstfertigkeit und inneren Reichthum gleich merkwürdigen Schmuckwerke, welche dieser aus Berlin und Wien, aus Paris und Brüssel zuglich als Zeugniß und als Lohn seiner Tüchtigkeit mitgebracht. Bald war die Werkstatte im Armbrust'schen Hause, die lange Zeit nur zu selten in Anspruch genommen worden, wieder in voller Thätigkeit, und von den reicheren Einwohnern der Stadt, wie von dem Adel der umherliegenden weiteren Landbesitzes liefen Bestellungen ein, denen die vereinte Kraft des Sohnes und des Vaters kaum Genüge zu leisten vermochte. Es war rührend, zu sehen, wie bereitwillig der Alte seine eigenen Gedanken den Ideen des Ersteren unterordnete, und wie dieser wiederum Alles sorgfältig so einzurichten bemüht war, daß die Hauptehre der Erfindung und Ausführung eines neuen Gegenstandes dem Vater zuzufallen schien. Das Glück war wieder in den Hause des alten Goldschmieds eingekehrt und Wohlstand und Zufriedenheit lachte aus den fröhlichen Zügen seiner alten und jungen Bewohner.

Allerdings hatte der junge Meister Walter auch ganz anders ausgesehen, daß Jungfer Anne kaum ihren Augen getraut, als er mit der blauen Bluse den Wagkasb von sich geschüttelt und einige Tage nach seiner Ankunft einen gewissermaßen offiziellen Besuch im Nachbarhause abgethattet.

Da trat seine hohe Gestalt in der fast eleganten Kleidung imponirend hervor und sein ganzes körperliches wie geistiges Auftreten war ebenso geeignet, Mutter und Tochter für ihn einzunehmen, wie den Hausherrn mit innerem Aerger und Abneigung gegen ihn zu erfüllen. Der junge Mann nahm, seines eigenen Wertbes bewußt, seinen Anstand, sich in freimüthigster Weise mancher spießbürgerlichen Geschmacksheit seiner Vaterstadt, die ihm nach langem Aufenthalt in den großen Weltmetropolen um so auffallicher und närrischer erschien, auszuforschen. Was Meister Mathias indeß am Meisten gegen ihn einnahm, war die unumwundene Art, in der Walter, ohne auf die Strenggläubigkeit des Hausherrn Rücksicht zu nehmen, seinen religiösen Anschauungen Ausdruck lieh. Da blieb freilich vom Katholizismus wie vom Protestantismus gleich wenig übrig. Der bescheidene junge Mann war auf seinen Reisen vielfach mit aufgeklärten Männern in Berührung gekommen, die an ihm und seiner Wißbegierde Gefallen gefunden, und er hatte sich allmälig eine eigene Ueberzeugung ausgebildet, die jedes Mitmenschen Freiheit achtend, sich auf ihr höchstes Gut, die Vernunft, bafirte und nach dem Wort des großen Preußenkönigs, das er gern wiederholte, wie er es in Berlin oft gehört, vor Allem jeden unbeeinträchtigt auf sein eigene Fasson selig werden ließ.

Obwohl Frau Thorbecker und ihre Tochter, wie wir gesehen, gewissermaßen das Regiment im Hause führten und sich für ihre Person von dem strengen Rigorismus des Meisters unabhängig zu halten vermochten, hörten sie doch solche Aeußerungen, wenn sie auch in Einzelheiten ihnen hie und da selbst zu weit gingen, mit großem Vergnügen in Gegenwart des Hausherrn, da sie sich, diesem gegenüber, später in vertraulichen Fällen mit geheimem Selbstgefühl auf die Denkweise der großen und vornehmen Welt zu berufen im Stande waren. Doppelte Freude aber machte es ihnen, daß bei dieser Unterredung zufällig auch der fromme Daniel zugegen war, für dessen ihnen verhaßtes, buchmäuserisches Wesen sich jedes Wort des jungen Meisters eine indirekte Beleidigung enthielt. Der Gesell war bei Anfangs ab und zu einen stummelgerichteten Blick an die Decke, als ob er für den Sprecher, der nicht wisse, was er sage, von dort Vergebung erbitten wollte, dann verwickelte Meister Mathias, der froh war, einen Anlaß zu haben, selbst nicht länger den verabscheuten Anschauungen zuhören zu müssen, ihn in ein eifriges Geschäftsgespräch. Er redete angelegentlich von diesem und dem und setzte endlich hinzu, daß er sich fest entschlossen habe, sich mit Beginn der Feuermach jetzt vollständig von der Ausübung seines Gewerbes persönlich zurückzuziehen, und daß er von heute an auch seine letzte Verpflichtung in dem Kloster der Barnabiterinnen bem trefflichen Gesellen übergebe. Er habe zu dem Behuf bereits an die Schwestern geschrieben und Antwort erhalten, daß sie einem derartig von ihm empfohlenen Gehülfen das gleiche Vertrauen wie ihm selbst schenken würden, da die ehrwürdige Aebtissin wohl einsehe, daß sein zunehmendes Alter ihn an der Fortführung und längerer Willfahrung ihrer Bitte verhindere.

Meister Mathias las mit großer Emphase und nicht ohne einige Seitenblicke auf Frau und Tochter den Brief der ehrwürdigen Aebtissin von

Digitized by Google

Anfang bis zu Ende, lieben er mit erhobener Stimme den ihm am Schluß ertheilten Segen vortrug. Dann sagte er bei, daß morgen der obrigkeitlich bestimmte Termin zur Revision der Klosterschornsteine sei, und daß Daniel demgemäß in der Frühe seine neue Verpflichtung anzutreten habe.

Doch weder Frau und Tochter, noch der junge Erzähler vor ihnen hatten auf den ihnen geltenden Briefwechsel Acht gegeben. Auch der Segen schien keinen absonderlich feierlichen Eindruck auf sie ausgeübt zu haben, denn Jungfer Anne lachte grade in diesem Augenblick über eine Bemerkung ihres Jugendfreundes fröhlich auf. Dann sagte sie schnell: „Laß doch sehen, Walter, ob Euer Zauberring mir paßt — wie er blitzt!"

Der junge Mann hatte einen funkelnden Ring vom Finger genommen und ihn mit einem tiefen Blick in die schönen Rehaugen lächelnd an der zierlichen Hand des Mädchens befestigt. Die Mutter sah nicht unwillig auf das Spiel der beiden Hände, denen es unglaublich Schwierigkeit zu bereiten schien, den Ring in die beabsichtigte Stellung zu bringen, doch im selben Moment sprang Meister Mathiad erschreckt auf und rief: „Was ist Euch — was habt Ihr, Daniel?"

Der fromme Geselle hielt den Brief der Aebtissin, den der Hausherr ihm gereicht, in den Händen und seine Augen irrten darüber hin. Sein Gesicht glühte, aber dann ward es plötzlich todtenbleich und er griff schwankend mit der Hand an's Herz.

„Um Gotteswillen, seid Ihr krank, lieber Daniel?" wiederholte der Meister.

Der Getragte zuckte unter dem Klang der Stimme leise zusammen. Das Blut trat ihm wieder mit erhöhter Röthe in's Gesicht und seine Augen haben sich und flogen blitzschnell über die Züge Meister Thorbecker's. Es war eine rapide Verdunkelung in seinem Innern vorgegangen. Der unwillige Ausdruck derselben war wie von einem inneren Sturm fortgeschreckt und ein forschender, fast rindvehender Blick heftete sich in die beschränkt-behäbigen Züge des Hausherrn. Doch es war in wirklichster Bedeutung nur ein Augenblick. Als der Meister seine Frage wiederholte, sah er in dasselbe gutergeben demüthige Gesicht wie zuvor, das sich nur halb gewendet und einen Blick christlichen Schmerzes auf die zusammengesunkenen Köpfe der beiden jungen Leute warf, und dadurch erst die sich unwillig zusammenziehenden Augen des Vaters auf sie hinlenkte. Dann aerließ der fromme Daniel mit seinem gewöhnlichen Gruß: „Gott behüte Euch" vorgebeugten Hauptes das Zimmer.

Am Abend des Tages überraschte Meister Mathias seine Familie durch die seltene Bestimmtheit, mit der er seine Hoffnung aussprach: Anne werde von dem Weg der Verirrung, auf dem sie sich befinde, noch zeitig umkehren und zur Würdigung des edlen Schutzes christlicher Ergebenheit und Würde gelangen, den der vortreffliche Mann, dessen liebevolles Herz ihr Benehmen am Morgen so schmerzlich gekränkt habe, bestige. Ja, er wagte sogar, den anfänglich spöttischen und nachher unmuthigen Angen seiner Ehehälfte Trotz zu bieten, daß diese mit Unruhe einen Versuch ihres Mannes, die häusliche Diktatur an sich zu reißen, zu entdecken glaubte, und deßhalb doppelt vor dem bösen Geist desselben, wie sie den frommen Daniel zu bezeichnen pflegte, auf der Hut zu sein beschloß.

Walter dagegen war den Abend gründlicher, als je. Er betrachtete mit stillem Lächeln die Stelle seines Fingers, an welcher der kostbare Ring fehlte, den er sich von der Hand des errötheuden Mädchens zurückzuerbitten gewagt hatte, und dachte, höchst dadurch erfreut, der gutmüthigen Anspielungen seiner Mutter, während der Vater nur hin und wieder bedächtig den Kopf schüttelte und von der mit den Jahren immer mehr gesteigerten Strenggläubigkeit des alten Thorbecker's sprach, der, wie er befürchte, jede Verbindung zwischen seiner Tochter und einem Protestanten und — wie der Alte mit einem leisen Seufzer hinzusetzte — Freigeist, als ein Verbrechen Lebensstrafe verwichen zu lassen, noch zu vermuthen, daß etwad derart möglich sei. Auch in ihm war die Erinnerung wach gerufen und floß lieblich mit der Gegenwart zusammen. Er hielt den ringlosen Finger an seine Lippen gedrückt und im Traume haschte er als Knabe drunten unter den alten Bäumen im Stadtgraben die kleine Anne, die mit dem flatternden braunen Haar vor ihm anfiel. Lange sagten sie sich über den grünen Rosenhecken; dann war sie plötzlich verschwunden und er suchte sie überall, in jedem Winkel und hinter jedem Stamm. Endlich kam er an eine dichte Laube, die er früher nie gesehen, und als er die niederhängenden Zweige von einander bog, sie ihm ein großes, schlankes Mädchen in die Arme und aus ihren Augen fiel ein Strahl in sein Gesicht, so hell, so blendend — — daß er verwundert seine Augen aufschlug und in die goldene Morgensonne hineinblickte, die mit ihrem schönsten Frühlicht durch's Fenster grade über sein Kopfkissen hinfiel. Rasch sprang er auf und sah hinaus. Sein erster Blick richtete sich auf die Fenster des gegenüber befindlichen Hauses, aber sie waren dicht verhängt und kein Lebenszeichen hinter ihnen zu gewahren. Auch auf der Straße regte sich noch Nichts, nur das Thor des Meister Mathias drüben öffnete sich geräuschlos, als ob es in den Morgen hineingähne, und der fromme Daniel trat in der Schornsteinfegertracht mit einem Kehrbesen, Kratzeisen und einer kleinen Leiter über der Schulter hervor.

Walter zog instinktiv den Kopf aus dem geöffneten Fenster zurück, ihr jener ihn bemerkt, und blickte dem Gesellen, der eilig das Stadtthor durchschritt, nach. Er konnte sich selbst nicht Rechenschaft darüber geben, was ihn an dem buckwürfersichen Burschen, der von allen seinen Altersgenossen auf's Spöttischste verlacht und gehänselt wurde, interessire. Ja er trat sogar an das andere, auf den gemeinigen Stadtgraben hinausschauende Fenster, um ihm weiter noch mit den Augen folgen zu können. Ihm war, als ob der fromme Daniel heut Morgen etwas Veränderes in seinem Wesen habe, aber er wußte nicht was, und blickte ihm nach, bis er an der Ecke unter den Bäumen der Allee verschwunden war. Dann schlug er sich leise mit den Fingern ein paarmal vor die Stirn und murmelte: „Wenn ich nur herausbrächte, was ich den Menschen —" aber ein Ruf von draußen unterbrach ihn, es war Röschens helle Stimme, die ihm unten vom Garten herauf ein „guten Morgen" zulachte, und er griff nach seinem Hut und eilte zu der Schwester in den Garten hinunter, um vor der Arbeit nach ein Stündchen mit ihr über Dies und Das und vor Allem über das Dritte, das sich regelmäßig als ihre Freundin Anne Thorbecker dazwischen einmischte, zu plaudern.

Der fromme Daniel war indeß gleichmäßig weiter gegangen. Am Ende der Allee bog er ab und schritt auf den Fluß und auf das alte Klostergebäude, das hart neben demselben lag, zu. Einen Augenblick blieb er andächtig vor einem Marienbild am Wege stehen und bekreuzte sich. Es war Niemand in der Nähe, der von diesem Akt der Frömmigkeit Notiz nehmen konnte; ebensowenig konnte daher Jemand den muthernden Blick wahrnehmen, den er an der Holzsäule anwärts auf das im Morgensonnenschein einsam daliegende Gebäude warf. Es lag fast aus, als beabsichtige er im Voraus, sich aus der Ferne für die Ausübung seines Werkes möglichst zu orientiren. Seine Lippen zählten leise die Schornsteine, die über dem hohen, aiefsach winkligen Dach auftragten, als suche er sich ein Bild des Ganzen und der einzelnen Verhältnisse einzuprägen. Er war dazu vor der Madonna niedergekniet, nun erhob er sich und schritt mit gesenktem Kopf auf das Kloster zu.

Bald stand er unter dem Thorweg der mächtigen Mauer, die rund um dasselbe heilief. Er zog eine Klingel, die drinnen im Hof einen dumpfen Ton erregte, nach einer Weile erschien hinter einem Schaufenster das Gesicht einer Laienschwester und blickte hinaus. Dann öffnete sie das Thor laib und rief durch die Spalte: „Ihr seid nicht Meister Thorbecker, was wollt Ihr?"

Der Gehilfe griff in seine Brusttasche und zog ein zusammengefaltetes Papier hervor. „Für die ehrwürdige Schwester Aebtissin," sagte er, sich demüthig verneigend.

Die dienende Schwester nahm den Brief. „Wartet," erwiderte sie. Sie schloß sorgfältig das Thor wieder und ging. Mehrere Minuten vernannen, dann erhob sich ein leiser Gesang drinnen im Kloster, der allmälig anschwoll. Der fromme Daniel lauschte andächtig, sein Gesicht nahm einen ja gespannten Ausdruck der Aufmerksamkeit an, als suche er durch den Klang in die Seelen der frommen Sängerinnen hinabzulauschen. Doch plötzlich erlosch jede ungewöhnliche Theilnahme wieder in seinen Zügen, drinnen kehrte der Schritt über den Hofraum zurück und das Thor öffnete sich.

„Es ist gut," sagte die Pförtnerin, „folgt mir, die Schwester Aebtissin erwartet Euch."

Hinter ihm schnappte das schwere Schloß schallend zu und er folgte seiner Führerin über den grasbewachsenen Hof. Die Fenster des Gebäudes, die auf denselben hinausblickten, waren mit genuen Läden geschlossen. Alles schien drinnen und draußen wie ausgestorben, kein Vogel zwitscherte auf dem Dach, nicht einmal ein Insekt hatte den Flug über die Mauer in den sonnigen Vorhof gewagt. Nur der Gesang kam nach wie vor eintönig dürer aus dem Innern und irrte selbst wie abgetorbener Geisterlaut an den Wänden umher. Nun schritt die Schwester durch einen anderen Thorweg, den ein altes steinernes Portal bildete, in's Hauptgebäude. Dasor lag der warme Morgensonnenschein, aber hinter ihm war Alles glanzlos, dämmrig, dumpf und grustkalt. Das Licht drang nur durch kleine, vergitterte Scheiben auf den langen Steinflur, die Luft war schwer und hatte einen leichenartigen Geruch, Salpeter schwitzte aus den Steinfugen der Wände. Es überschauerte den Mann, der hinter der Führerin herschritt, nur der Wiederhall seiner Schritte tönte gespenstisch durch das weite, laut- und freudlose Gebäude. Es war ein Labyrinth

Digitized by Google

von einförmig ununterscheidbaren Gängen, durch welche die Pförtnerin bald links, bald rechts abbog. Endlich hielt sie vor einer hohen Bohlenthür an und zog ebenfalls eine Klingel, die denselben dumpfen, öden Ton von sich gab, wie die an dem äußeren Thore beschaffene. Nach einigen Minuten schlug sich von drinnen eine Klappe zurück und ein sichtverneztes Eisengitter wurde sichtbar, hinter dem etwas Weißes und in diesem halb erkenntlich ein paar forschende Augen erschienen.

„Die ehrwürdige Schwester Aebtissin," sagte die Führerin monoton.

Der fromme Daniel warf sich vor der Thür auf die Kniee und beugte die Stirn. Einige Sekunden blieb Alles still, während deren die forschenden Augen durch das Gitter auf ihm ruhen mochten; dann sagte eine etwas näselnde, aber scharf und vornehm klingende Stimme: „Meister Mathiad hat Dich mir empfohlen, mein Segen sei mit den demüthigen und gehorsamen Söhnen der Kirche. Sieh auf, Daniel, die Laienschwester wird Dich führen und Dir den Dienst zeigen."

Die Pförtnerin hatte eine tiefe, unterthänige Verbeugung gemacht, während der Geschilte noch immer auf den Knieen lag. Er hob jetzt das verklärte Gesicht und lauschte auf die Fußtritte der Aebtissin, die sich würdevoll durch den inneren Gang wieder entfernte. „Könnte ich den Saum dieser Heiligen küssen!" murmelte er.

Die Führerin schien jetzt, nachdem sie sicher war, seinen Fehlgriff mit der Einsagung ihres Gesichtes gemacht zu haben, nicht übel Lust zu verspüren, etwas von ihrer bisherigen Schweigsamkeit abzulassen.

„Ja, es ist eine äußerst gnadige Dame, obwohl sie von so hoher Geburt, ich glaube eine Prinzessin ist," sagte sie orettraulich, „aber strenge ist sie und hält auf die Regel, wie ich es noch nicht erlebt. Ich bin in manchem Kloster als Laienschwester gewesen —"

„Vor dem Herren gilt alle Hoheit gleich, meine Schwester," unterbrach Daniel sie mit einem frommen Seufzer, „und nur die Demuth und Ergebung erweicht die himmlischen Güter. Selig bin ich Unwürdiger, daß mich der Herr begnadigt hat, in diesem Hause Knechtesdienste zu verrichten. Zeigt mir meine Pflicht, denn mein Eifer brennt, meine Schwester."

Die Angeredete machte ein Gesicht, als ob sie über irdische Güter vorkommenden Falles nicht ganz so verächtlich denken möchte, als ihr Gebahren, und der Mangel an Theilnahme für das, was sie gesagt, somie für das Wunder, das sie noch hätte hinzufügen können, schien sie zu kränken. Wenigstens öffnete sie schweigend die schwere Thür, hinter der die vornehme Aebtissin verschwunden war, und trat dann mit Daniel einige Stufen hinauf in einen langen, ebenso düsteren und dumpfluftigen Gang, als die, welche sie durchschritten, der sich von jenen nur dadurch unterschied, daß sich hier ab und zu zur Rechten und Linken schmale Thüren in denselben befanden. An den ersten hielt der Aerger der Schwester noch vor und sie ging wortlos drau vorüber; allmälig begann indeß der Kummer, die seltene Gelegenheit zu verpassen, einem lebendigen Geschöpf ihre geheimen Entdeckungen mittheilen zu können, so drückend auf ihr zu lasten, daß sie flüsternden Tones wieder mit ihrem Begleiter zu sprechen anhub.

„Sie sind jetzt gerade in der Kapelle zur Frühmesse," sagte sie, „und die Zellen sind alle leer. Fast lauter adlige Fräuleins, da Numero 16 wohnt eine Gräfin, gegenüber eine Baronesse; die paar Bürgerlichen sind drüben im andern Flügel. Im Anfang, wenn sie kommen, haben sie fast alle Kummer — Du lieber Gott, man erfährt da gar mancherlei — aber es dauert nicht lange, denn die Frau Prinzessin — die ehrwürdige Schwester Aebtissin, meint' ich sagen — weiß sie so strenge zu regieren, daß sie Alles vergessen müssen und an gar Nichts mehr denken dürfen. Manchmal ist's aber doch nur Schein und ich komme dach dahinter, denn mich führt Keine an. Da ist zum Beispiel hier auf Numero 24 auch eine sehr vornehme Dame, eine Fürstin, glaub' ich, die Schwester Hilaria — ach Gott, es ist reiner Spott, denn ich habe gehört, daß der Name „Fröhlich" bedeuten soll und die ne na, Gott weiß, wie fröhlich die ist. Sie kam vor nun bald vier Jahren hieher als ein blutjunges Ding und hat zuerst Tag und Nacht geweint zum Steinerbarmen. Aber je mehr sie weinte, desto mehr mußte sie täglich auf den Knieen liegen und beten, so machte die Frau Aebtissin sie zuletzt still. Das heißt, sie glaubte, daß sie es durchgesetzt habe — guter Gott, wenn ich reden wollte, — was mir gewiß nicht einfällt, denn die Schwester Hilaria ist immer so gütig und freundlich gegen mich, daß ich eine Bürgerliche wär' — aber wenn ich hier Nachts noch einmal spät vorbeikomme und zufällig an ihree Thüre stehen bleibe — ach, du lieber Himmel — grad' noch wie vor vier Jahren am ersten Tag —"

Die Schwestee Pförtnerin hatte lange nicht so ihrem geheimnißbelasteten Herzen Luft machen können und erzählte in gedämpftem Ton redselig vor sich hin, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihr Begleiter Acht darauf gebe oder nicht. Jetzt aber bemerkte sie sich abbrechend um, denn sie hörte seinen Schritt nicht mehr hinter ihr, und wie sie das Gesicht wandte, suchte sie ihn im ersten Moment vergeblich in dem Dunkel des Ganges mit den Augen. Sie machte schnell einige Schritte zurück, dann entdeckte sie ihn neben der Thür, die sie als Numero 24 bezeichnet hatte. Er stand regungslos, den Kopf an die eisige Wand gelehnt, und gab keine Antwort auf ihre Frage, bis sie ihn an den Schultern rüttelte.

„Was habt Ihr denn?" fragte sie ärgerlich; „warum bleibt Ihr stehen?"

Der Angeredete fuhr zusammen und tastete sich über die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn.

„Wir wiede schwindlig," antwortete er matt; „die Luft ist so schwer und dumpf hier im Gang."

„Nun, dumpfer als in den alten Rauchhängen kann sie doch nicht sein, ich begreife überhaupt nicht, wie ein Mensch aus denen lebendig wieder herauskommt, und noch weniger, wie ein Mensch Schornsteinfeger werden kann," meinte die Schwester. „Gott gnade Euch aber, wenn Ihr oben auf dem Klosterdach schwindlig werdet," setzte sie gutmüthig besorgt hinzu, „das ist eine Höhe, bei der Unsereinem schon beim Denken angst und bange wird, wenn man nur einmal aus dem Dachfenster drunten auf den Fluß hinunterstehst."

„Ich bin in Gottes Hand, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dach fällt," versetzte Daniel zuversichtlich. Seine Stimme hatte vollständig den früheren Klang wieder gewonnen und er schien nichts Anderes, als an die Ausführung seines Geschäftes zu denken. „Hat jede Zelle einen eigenen Schornstein?" fragte er nachtäglig.

„Nein," antwortete die Pförtnerin, immer mehr und mehr haben einen gemeinschaftlich. Auf dieser Seite sind ach, neun 32—29, 29—25 u. s. w. Die Abzweigungen in die einzelnen Zellen sind aber jedenfalls eng, so daß Euer Meister von jener Mühe hatte, sich durchzuarbeiten. Ihr seid ja indeß sehr viel schlanker — aber Ihr müßt Euch beeilen, denn die Seitenröhren müssen gereinigt sein, bevor die frommen Schwestern in ihre Zellen aus der Messe zurückkehren."

Daniel nickte der Bemerkung als einer selbstverständlichen zu. Sie waren am Ende des langen Ganges eingetroffen, und den durch die vergitterte Scheibe ein matted Licht hereindrefiel und eine dunkle Wandöffnung sichtbar machte, vor der die Führerin eine berufte Klappe zurückgeschoben hatte.

„Dieß ist der Hauptreinigang," sagte sie, „auf dem Dach führt ein schmaler Weg von einer Esse zur andern, aber nehmt Euch in Acht, denn wenn Ihr fehltretet, stürzt Ihr unrettbar bis in den Fluß hinunter."

Sie wandte sich zum Gehen; Daniel rief ihr noch einen frommen Gruß nach und verschwand in der düsteren Höhlung. (Forts. folgt.)

Ein erstes und ein letztes Debüt.

Zwei Erinnerungsblätter aus meinem Theaterleben

von

Franz Wallner.

Wenn man sich achtundbreißig Jahre lang auf den weltbedeutenden Brettern herumtreibt, wenn man, wie ich, dabei so ziemlich alle Bühnen des Vaterlandes kennen gelernt, so wird man Zeuge von manchem wunderbar schnellen Schicksalswechsel, man erlebt in kurzer Frist manches hochgefeierten Künstlers Glück und — Ende, sieht manches keimende Talent zur erfreulichsten Blüte sich entfalten, manche schöne Anlage erstickt durch den Gifthauch der Selbstüberschätzung und Faulheit. Ich habe Pechel kennen gelernt, als den hochweisen Direktor Pokorny hundert Gulden Monatsgage für ihn zu viel dünkte; fünf Jahre darauf bezahlte er demselben Pechel den dreifachen Betrag als Honorar für eine Gastrolle. Als ich unter dem Grafen Starhed in Lemberg, der dort als Ochsenhändler und Theaterdirektor figurirte und in der Zerstreuung sehr oft beide Geschäfte verwechselte, die Donnerwetter der künstlichen Leitung übernommen, lebte an der polnischen Bühne ein junger Mann, der das Fach der jugendlichen Liebhaber spielte und mit einer beim Theater leider seltenen Bildung einen eisernen Fleiß verband. Der still für sich und seine Studien lebende Jüngling versorgte beinahe allein das dürmische Repertoir des polnischen Theaters mit Novitäten aller Art. Er übersetzte aus dem Deutschen, aus dem Englischen, aus dem Französischen! Keiner sprach er so gut und elegant wie seine Muttersprache. Und das Alles aus reiner Liebe zur Sache, denn Honorar war bei dem geizigen Grafen nie zu fürchten. Sei es nun eine Ahnung seines künftigen Berufes, die den jungen Adler die Enge seines Flügelschlages fühlen ließ, kurz Davidson — da habe ich den Namen verrathen — verkraute mir an einem schönen Morgen, daß er sich auf dem deutschen Theater zu versuchen, und im Falle der Versuch gelinge, eine Reise in's Kustand zu machen gedenke. Gesagt, gethan! Er betrat die deutsche Bühne, obgleich dehror noch mit der Aussprache des fremden Idioms kämpfend, mit dem glücklichsten Erfolge. — Ich verließ kurz darauf das Lemberger Theater und meinen Grafen, dem

die Achsen, in und außer der Bühne, die liebsten Geschäfte waren, und trat eine Pilgerschaft durch unsere sämmtlichen Vaterländer an. Dawison aber spielte noch einige Zeit das Fach der jugendlichen Liebhaber am deutschen und am polnischen Theater in Lemberg, und verschwand mir dann aus den Augen. — Im Jahre 1846 kam ich von Petersburg, meinen Urlaub benützend, in Hamburg an. Natürlich ist die Frage nach dem Theaterzettel meine erste. In beiden Theatern — in der Stadt und im Thalia — gibt man den „Lumpensammler." Am Stadttheater Dawison und am Thalia — kaum traue ich meinen Augen — Dawison in der Titelrolle. Das entsicherte; ich befuchte diese Vorstellung, und wahrhaftig, ich hatte keine Ursache es zu bereuen. Als talentvollen Anfänger, noch mit den ungeheuersten Schwierigkeiten einer fremden Sprache kämpfend, hatte ich Dawison verlassen, als deutschen Künstler, in der besten Bedeutung des Wortes, fand ich ihn wieder. Den schwierigen, unnatürlichen Charakter des physiognomischen Lumpensammlers goß er in eine so schöne Form, hattete ihn mit einem solchen Reichthum seiner Nüancen aus, daß ich vor freudigem Erstaunen nicht zu mir selbst kommen konnte. Mir war von der General-Intendanz der kaiserlichen Hoftheater in Petersburg der Auftrag geworden, für den abgehenden, dort sehr beliebten Schauspieler Miller Ersatz zu suchen, daher eilte ich gleich nach beendigtem Schauspiel in Dawison's Wohnung, um ihm diese Offerte zu machen. Er aber hatte noch zwei Jahre Kontrakt, und so wurde meine Hoffnung, dem deutschen Theater in Petersburg eine so ausgezeichnete Acquisition zuzufügen, leider zu Wasser. Nichtsdestoweniger freuten wir uns Beide innig des unverhofften Wiedersehens, und trennten uns mit schwerem Herzen. Da hätten wir das Beispiel einer schnellen, aber wohlverdienten Künstlercarrière.

Und jetzt zu einem andern Bilde!

Es sind ungefähr dreißig Jahre verflossen, als ich von Wien aus nach Brünn einen Gastausflug unternahm. Ich trat im „Verschwender" auf. Ein junger Anfänger, Namens Hoffmann, sang zum ersten Debüt den Bettler. Ich sage, sang ihn, denn von Spiel konnte bei dem jungen Anfänger und einem schüchternen Versuch seine Rede sein. Jedoch erregte seine sonore Baritonstimme allgemeine Sensation. Als ich den bildhübschen, jungen Mann später in einigen Privatzirkeln am Piano deutsche Lieder mit dem richtigsten Verständniß und vollendetem dramatischem Ausdrucke vortragen hörte, empfahl ich den talentbegabten Jüngling meiner Direktion nach Wien und zwei Jahre später nach Lemberg, wo er noch angestellt war, als ich das dortige Theater verließ. Mehrere Jahre verflossen, und ich kam auf meinen Kreuz- und Querfahrten nach Bremen, wo damals kurz vorher durch den Bau des neuen Theaters eine merkwürdige Problem: — wie ein Architekt einen Schauplatz hinzustellen hat, daß wenigstens ein Drittheil des Publikums von der Bühne gar nichts zu sehen bekommt! — in überaschender Weise gelöst war. Eben so unwillig als die Theaterfreunde mit Recht über das kostspielige, unzweckmäßige neue Haus sich äußerten, eben so zufrieden waren sie mit der durch den trefflichen Direktor Ritter neu gewonnenen Gesellschaft. Vor allem hörte ich die Bremer so viel von „unserem Baritonist Hoffmann" sprechen, in dem ich denn auch zu meiner Freude meinen Bremer Debütanten wieder fand. Alle Welt war seines Lobes voll. Gab ich nun gleich auf das ihm dort allgemein gewordene Prädikat „unser" nicht sehr viel, denn die Erfahrung hatte mich belehrt, daß jede Stadt einige solche mitunter sehr faule „unser" zählt, so überzeugte ich mich doch gleich am ersten Abend in der Oper Belisar, in welcher Hoffmann die Titelpartie sang, daß die ihm zu Theil gewordene Anerkennung nur eine gerechte war. Spiel und Gesang wahrhaft ausgezeichnet. Hoffmann verdiente der Liebling seines Publikums zu sein. Im Verlaufe meines Gastspieles rückte auch der Verschwender an die Reihe. Wir hatten in der Zwischenzeit recht fröhliche Stunden genossen. Hoffmann lebte im Hotel der Wittwe Klaner, unter der gutmüthigen Familie der Eigenthümerin mehr wie ein Sohn vom Hause, wie als Fremder behandelt. Hoffmann frug mich oft, ob ich mich noch erinnere, wie linkisch und unbeholfen er seine theatralische Laufbahn mit der Rolle des Bettlers im Verschwender begonnen habe, dieselbe Rolle, die er morgen wieder spiele. Er freue sich, mir zeigen zu können, daß er seit der Zeit einige Fortschritte gemacht. Am Abend, vor Beginn der Vorstellung, klagte Hoffmann über ein leichtes Unwohlsein, und bestelle sich ein Glas Glühwein, da er Schmerzen im Unterleibe spüre. Die anstrengende Rolle nahm mich im Verlauf des Abends so in Anspruch, daß ich mich nicht weiter um ihn bekümmern konnte, und erst im dritten Akte während einer Pause Hoffmann zu meinem Schreck im Hintergrunde der Bühne, auf einem Balken hingelauert, mit krampfhaftem Schmerz in den verzerrten Zügen wieder fand. Die blauen Lampen, welche man zur letzten gespenstigen Erscheinung des Bettlers vorbereitet hatte, warfen einen schauerlichen Reflex auf die unheimlich hockende Gestalt des Leidenden, der mich mit den Worten empfing: „Ich habe eine tüchtige Kolik, und werde frob sein, wenn das Stück heute zu Ende ist." In dem Augenblick rief mich mein Stichwort auf die Szene, und beim Abgange sah ich mich vergebend nach Hoffmann um, der schon unter der Versenkung seiner letzten Szene harrte. Mit den verhängnißvollen Worten: „Lebt wohl, ich hab' vollendet meine Sendung!" versinkt der Bettler vor den Augen des Publikums, und bald darauf endet das Stück. Vergebens warten wir auf Hoffmann, der noch nicht in die Garderobe gekommen war, sich zu entkleiden. Von einer dunklen Ahnung getrieben eile ich in die Versenkung und finde den Armen auf der Treppe in grimmigstem Schmerz sich windend. Mit möglichster Eile wird derselbe, noch im Kostüm der Rolle, nach Hause getragen und ärztliche Hülfe herbeigeholt. Vergebens — die treueste Pflege war nicht mehr im Stande ihn zu retten. Im Morgengrauen lag er da — als Leiche. Ein Gehirnbrand hatte ihn unter furchtbaren Qualen hinweggerafft. Mir schien Alles wie ein wüster, böser Traum; die Leiche vor mir noch in der Maske des Bettlers — seiner ersten und letzten Rolle — die Schminke noch auf dem qualverzogenen Antlitz, ich selbst daneben im Kostüm des Valentin, — denn auch ich hatte, die Nacht am Bett des Kranken durchwachend, mir nicht Zeit genommen, mich umzukleiden. — Es ist nicht möglich, den Eindruck zu schildern, den dieser gräßliche Kontrast zwischen dem ernsten bitteren Leben und unserer gemalten Scheinwelt in mir hervorrief. Die Theilnahme an dem Tode des armen Jünglings war in der ganzen Stadt allgemein. Er bekam ein Leichenbegängniß wie ein Patrizier und ruht nun, fern von der Heimat, in der Familiengruft der braven Klaner, die dem Todten den Platz in dem dunklen Hause ebenso gastfrei einräumte, wie dem Lebenden an ihrer fröhlichen Tafelrunde.

Am folgenden Sonntag wurde der Verschwender wiederholt. Ein Anderer hatte die Rolle des Bettlers übernommen, und ich zur Gedächtnißfeier des Dahingeschiedenen einige Strophen dem Hobeliede hinzugedichtet. Als ich sie aber vortragen wollte, da überwältigte mich der Schmerz der Erinnerung dermaßen, daß ich nicht zu Ende singen konnte und die Bühne verlassen mußte. Den folgenden Tag brach ich mein Gastspiel ab und verließ Bremen.

Buchstabenräthsel.

Sechs Zeichen bilden eine Stadt,
Die ihren Herrn verloren hat,
Führt hat gar einen gut'gen Wagen,
Und kann die Beerheit nicht vertragen.
Greift sie in fremde nicht hinein.
Doch leidet Dein Genossen Pein.
Hier ist ein tapf'rer General
Im Liede und im Mark zumal;
Doch ist er keiner unsers Heers,
Er wohnet fern, jenseit des Meers.

Auflösung der Charade Seite 264:

Nargau.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 264:

Im Wein ist Wahrheit nur allein.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illuſtrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 27.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlſtich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothhart.

Der Metzger von Lauſanne.

Erzählung
von
J. J. Romang.

(Fortſ. S. 317.)

Mit Recht wird der Leman von ſeinen Anwohnern als die Perle der Schweizer-Seen bezeichnet. Da wo die Savoyer- und Walliſer-Alpen ſich gegen die Thalſohle neigen, wo dieſe Abdachungen ſich tiefer und tiefer fortſetzen, um zwiſchen himmelhohen Bergen und anmuthigem Hügelland ein gewaltiges Becken zu bilden, — dort ſammelt ſich die rauſchenden Waſſer der Gebirge und hemmen ihren wilden Lauf, gleich als möchten ſie vor ihrem Scheiden, vor ihrem Weiterwandern in die weite Welt hinaus, ſich noch einmal das Bild ihrer trauten Felſenheimat ſo recht tief einprägen. In den Spiegel des Sees werfen die ſonnigen Rebenhügel der Waadt ihr lichtes Grün, die braunen Felſen und die Tannenwälder des ſavoyiſchen Ufers miſchen darein ihre Schlagſchatten; die hohen Gebirge darüber ſcheinen ihre Kronen aus blendendweißem Eiſe von den Häuptern nehmen und in den Schooß der ſcheidenden Gewäſſer verſenken zu wollen; im Weſten aber verliert ſich des Sees glatte Fläche im Braungelb der Riederungen. So hat die Natur all' ihre Blüten und Perlen ineinander geflochten zu einem Kranze, der in reich wechſelnden Farben ſchimmert.

Rio Janeiro. (S. 316.)

Digitized by Google

Wenn irgendwo in der Welt die Behauptung ihre Berechtigung hat, daß Land und Leute sich gegenseitig ihren Stempel aufdrücken, so ist dieß sicherlich im schönen, gesegneten Lande der Waadt, auf den rechten, nördlichen Ufer des Lemansees der Fall. Wie der blaue Wasserspiegel, die alten Schlösser, Städchen und Städte an seinem Strande, die grünen Rebenhalden haben, die dunklen Wälder, die zerklüfteten Felsen und die majestätischen Gebirge da drüben in ein einziges abgerundetes Gemälde zusammenfließen: so ist der Waadtländer selbst eine glückliche Mischung germanischen und romanischen Blutes, deutscher Gemüthstiefe und französischer Lebhaftigkeit. Der Genfer hat daher von seinen Nachbarn beziehungsweise auch manch nicht ohne leisen, satyrischen Anflug: »Des bons Vaudois sont des Allemands qui parlent français.« („Diese guten Waadtländer sind Deutsche, die französisch sprechen.“)

Man darf sich also nicht wundern, bei diesen französisch sprechenden Deutschen noch Volksgebräuche, Volksspiele und Volkssete anzutreffen, die entschieden allemannischen Ursprungs sind, und die wir sonst nur erkundet der Aar finden. Dieser Fluß bildete vormals die Grenzscheide zwischen Allemannen und Burgundionen; im Osten desselben galt allemannisches, im Westen burgundisches Lehenrecht; dort sehen wir noch heute die Schlanken, mit ihrer Spitze den Wolken zustrebenden Kirchthürme, hier aber die niedrigen, wie in halber Höhe glatt abgeschnittenen. Allein die Vermischung der Rassen und die Jahrhunderte lange Herrschaft der Berner über die Waadt haben deutsche Sitten, Gebräuche und Volkssete weit über die Ufer der Aar und der Saane hinaus nach Westen getragen, und diese Ueberlieferungen sind heimisch geworden am Strande des schönen Leman, obgleich man dort dem Berner noch heute grollt.

Wohl das bedeutendste Volksfest, welches sich unter der Herrschaft der Berner über das Waadtland nach der jetzigen Gauptstadt desselben verpflanzte, ist das unserer Erzählung zu Grunde liegende „Fest der Osterei“ oder „das Fest der Metzger von Lausanne“.

Alljährlich am Ostermontag halten die Metzger der Stadt Lausanne ihren festlichen Umzug, indem sie die Stätten besuchen, die ihrer Gilde durch geschichtliche Erinnerungen lieb und heilig geworden sind. Bei solcher Feier darf der älteste Meister in Handwerk ebenfalls nicht fehlen, wie der jüngste Lehrling. Musik eröffnet den Zug. Es folgen riesige Bannerträger mit dem alten, zerfetzten Fehdezeichen der Zunft, mit den eidgenössischen und mit den weiß-grünen Kantonal-Fahnen; dann tanzen die muntern Lehrlinge daher, an den Hüten und an den Schultern mit flatternden weißen und grünen Bändern geschmückt. Vier Metzgerburschen tragen zwei blumenbekränzte Körbe mit hartgesottenen Ostereiern, und hinter dieser Gruppe schreiten zwei der schmucksten Gesellen, die Hauptpersonen des Tages: der Läufer und der Eierausleger. Jener trägt, gleich seinen übrigen Kameraden, die Farben seines Landes an Hut und Schultern; dieser dagegen die bernerFarben, Schwarz und Roth. Wie werden später sehen, warum dieser Jünglinig allein an das im Jahre 1798 abgeschnittene Zeichen der aristokratischen Bern erinnern muß. Den Schluß des Zuges bilden die Meister und Altgesellen, bewehrt mit ihren blanken Hausmessern und Schlachtbeilen. Selbstverständlich erscheinen sämmtliche Theilnehmer am Festzuge in der großen Gallakleidung der Metzger: in rothen Westen, weißen Schürzen und in blosen, bis an die Ellenbogen aufgekrämpten Hemdärmeln.

So geht's durch die Straßen der Stadt hinaus nach dem Montbenon, einer von schattigen Linden gekrönten Anhöhe, die einen wundervollen Ausblick auf den See und dessen Gestade gewährt. Einige Dragoner bahnen dem Zuge den Weg durch die Volksmenge. Draußen bilden die Metzger Spaliere, um eine freie Gasse zu gewinnen. Nun werden breihundert Eier, je zwei Stricht von einander, in zwei parallel laufenden und ein Klafter auseinander stehenden Reihen auf den Boden hingelegt. Am's Ende jeder dieser Eierzeilen stellt sich ein Metzgerbursche mit einer Wanne voll Spreu auf — am Anfange der mit den Bernerfarben geschmückte Wettkämpfer. Das Zeichen wird gegeben — und nun stebt es ihm frei, jedes einzelne Ei in die Wanne zu tragen oder es hineinzuwerfen; nur wird ein zerbrochenes Stück sofort wiederum durch ein neues ersetzt. Zugleich beginnt sein Gegner, von Dragonern begleitet, seinen Schnellzauf nach der eine halbe Stunde weit entfernten — Rieffstatte. Sobald es dem Läufer, von dort zurückzukehren, bevor sein Gegner sämmtliche Eier aufgelesen, so hat er und seine Partei gewonnen, denn an das Spiel ist eine Wette um die muschmal nicht unbedeutende Zeche der ganzen Metzgerzilde geknüpft. So folgen auch sämmtliche Zuschauer mit großer Spannung dem Verlaufe des Wettfiels. Großer Jubel begrüßt stets den weiß und grün bebänderten Läufer, wenn er von Hochgericht zurückkehrt, ehe der in den Bernerfarben mit seinen Gieren fertig geworden. Uebrigens ist es in den Annalen der guten Stadt Lausanne unerhört, daß dem roth und schwarz bebänderten Meister „Pech“ die Ehre des Sieges zugefallen wäre. Jahr für Jahr kredenzt eine hübsche Waadtländerin dem Läufer bei seiner Rückkehr den Ehrenwein aus dem ältesten silbernen Becher, den die Metzgergeschlosst von Lausanne aufzuweisen hat; Jahr für Jahr wird diesem Schooßkinde des Volkes der hier doppelt bedeutungsvolle Myrtenkranz des Siegers von schönen Händen in die Locken gedrückt; Jahr für Jahr muß sein Gegenstück, der „Mohr“, wie der Eierausleger kurzweg getaufen wird, den Kürzern ziehen, ohne daß dieser darüber eifersüchtig würde. Er weiß es ja wohl, der gute Mohr, so und nicht anders ist es bestimmt und geordnet seit der Entstehung dieses Festes, daß der Waadtländer-Läufer den Ehrenpreis davon tragen muß.

Nach Kedoung des Siegers mit dem Myrtenkranze beginn sich der Zug auf den Platz bei der Reitschule. Hier findet sich in einer Mauerwand ein ausscheinbarer Stein mit verwitterter, längst unleserlich gewordener Inschrift. Dennoch weiß jedes Kind in Lausanne, was einst auf diesem Stein geschrieben — alljährlich erzählt hier ein ehrwürdiger Altmeister der lauschenden Menge: woher das Fest der Metzger von Lausanne seinen Ursprung hat.

Es ist immer ein ergreifender Moment, wenn das Volk so im Buche der Erinnerung blättert, und dadurch beweist, daß mündliche Ueberlieferungen ihm getreuer bleiben, als selbst Urkunden auf Pergament und Stein.

Was der hochbetagte Ohmann der Metzger an diesem Feste wiedernum auffrischt, und was ich sonst noch über den Ursprung des Eierwerfens in den Urkunden des Stadtarchivs von Lausanne fand, will ich hier nachzuerzählen versuchen.

*

Es war zur Zeit der Herrschaft „meiner gnädigen und hochwohlweisen Herren, der Schultheißen und Rath von Bern“. Die Akademie von Lausanne, obwohl erst seit einigen Jahren gegründet, hatte mit vollem Recht einen weitverbreiteten Ruf erlangt, da ein Pierre Viret, ein Theodor von Beze und andere berühmte Männer von hohem Geiste und wissenschaftlicher Bildung an ihr wirkten. Uebrigens war damals, wie noch heute, das Französische die Umgangssprache des berner Patriziers, und es langten deßhalb alljährlich mehrere junge Berner in Lausanne an, um dort ihren Studien obzuliegen und sich in der französischen Sprache auszubilden.

Unter diesen Studirenden machte im Jahr 1551 Lauser Ulrich, ein kaum zweiundzwanzigjähriger Jüngling aus einem der edelsten Bernergeschlechter, in Lausanne großes Aufsehen durch sein aristokratisches Auftreten, seine zur Schau getragene Geringschätzung des Volkes und seine vielfachen galanten Abenteuer, deren er sich gern öffentlich rühmte. Schon mit fünfzehn Jahren war Ulrich als Offizier in französische Dienste getreten, und dieser Aufenthalt in Frankreich konnte natürlich nicht dazu beitragen, ein von Haus aus lebhaftes, zu wildes Naturell in sittliche Schranken einzudämmen. So hatte der junge Patrizier seit seinem Auftreten in Lausanne schon mehrere junge Mädchen durch falsche Versprechungen getäuscht, sie herzlos verlassen und sich dadurch bei der Bevölkerung allgemein verhaßt gemacht. Auch war ihm von verschiedenen Jünglingen blutige Rache geschworen.

Ein junges, schönes Mädchen aus der Gegend von Montreux diente damals bei einer alten Dame in der Burgstraße. Ulrich war mit dieser Dame verwandt und ging in diesem Hause ein und aus. Bald befand sich auch Marie — jenes Mädchen, unter den zahlreichen Opfern des vornehmen Wüstlings — sie die Braut des jungen Metzgers Samuel Brünat.

Als Marie eines Tages über den St. Franzensplatz ging, zog sie zugleich mit ihrem Schnupftuche ein Zettelchen aus der Tasche, das von ihr unbedachtet liegen blieb. Der Zufall wollte es, daß ein Freund Samuel Brünat's, der Metzgerbursche Francois, hinter ihr her schritt. Dieser hob das verhängnißvolle Billet auf und las zu seiner großen Verwunderung darauf die Worte: „Heute Abend um acht Uhr unter der großen Linde in Eurem Garten. Dein Ulrich.“ Francois hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als seinem Freunde dieses Zettelchen zu überbringen und ihm seine Vermuthungen über den Schreiber beizufügen mitzutheilen. Samuel schwur dem Mörder seines Glückes schrecklich Rache. Um halb acht Uhr Abends verdeckten sich die beiden Kameraden in der Eibenlaube eines benachbarten Gartens, von wo aus sie den für das Stelldichein bezeichneten Ort genau überblicken konnten. Samuel befand sich im Zustande der äußersten Erregtheit und Verzweiflung; die Zeit der Ungewißheit schien ihm zu einer Ewigkeit anzuwachsen. Endlich ließen sich Schritte auf dem Kies vernehmen, dann leises Flüstern ... Marie lag in den Armen des verhaßten Studenten. Glühend vor Raserei schwang sich Samuel in einem Satze über die Gartenmauer — und im nächsten Augenblick stechte sein Messer tief in Ulrich's Brust! Lautlos sank der junge Patrizier zu Boden — Marie schrie gellend auf — wollte fliehen — brach aber nach wenigen Schritten ohnmächtig zusammen. Samuel eilte zum Landvogte von Lausanne, um selbst von seinem Verbrechen Anzeige zu machen.

Der Prozeß war bald zu Ende. Schon zehn Tage später, am

Digitized by Google

8. April 1552, wurde Samuel Brünat zum Tode durch's Schwert verurtheilt.

Sein freies, offenes und fröhliches Wesen hatte Samuel viele Freunde erworben, und diese ergriffen nun offen für ihn Partei. So konnte es nicht fehlen, daß das harte Urtheil einen scharfen Tadel unterworfen wurde, und bei der den Bernern abneigen feindselig gesinnten Bevölkerung zu Stadt und zu Land eine wahre Aufregung hervorrief.

Keine Stimme bedauerte den Getödteten. Die Kunde von solcher Aufregung drang zu den Ohren des Landvogts von Lausanne. Er berichtete darüber nach Bern. Man sandte ihm in aller Stille eine Abtheilung Reiter auf dem deutschen Kantonalheil und die Weisung, den für die Hinrichtung Brünat's angeführten Tag geheim zu halten, im Uebrigen aber nach Gutdünken und den Umständen angemessen zu handeln. Dadurch wußte aber gerade die Erbitterung des Volkes nur noch bedrohlicher.

Da fand der Landvogt, selbst zur Milde geſtimmt, in den Statutarrechten von Lausanne ein altes Gesetz: „wenn beim Hinausführen eines zum Tode Verurtheilten vom Gefängnisse bis zur Richtstätte der Zug einem Mädchen begegnet, das den armen Sünder zum Ehemann begehrt, so soll dieser freigelassen werden; nur hat dann der Scharfrichter der Trauung als Zeuge beizuwohnen." Dieses Statut ließ der Landvogt durch den öffentlichen Ausrufer wiederum in Erinnerung bringen, mit dem Beifügen, daß die gnädigen Herren von Bern solchen Rechtsgebrauch unter ihrer Herrschaft in voller Gültigkeit belassen wollen, wie ehedem.

Die Passionswoche war in Nüße vorübergegangen. Am Ostermontag hatten die Eierjäuber ihre Buben auf dem Monthenon in gewohnter Weise aufgeschlagen; die Kinder tummelten sich in fröhlichen Spielen auf den frischen, mit verschiedenfarbigen Eierschalen bunt überſäeten Rasen herum; das junge Laub der Linden hatte vor wenigen Tagen erst seine Knospen gesprengt, und auf den Zweigen versuchten es der Hänsling und der Buchfink, es ihnen ihre Weisen wiederum gringen wollten. In den Weinbergen blühten die Aprikosen- und Pfirsichbäume, und hell erglänzte der See in den milden Strahlen der Frühlingssonne. Es war kein Tag zum Sterben.

Und doch bewegte sich plötzlich unter den schrillen Klängen des Armensünderglöckleins ein gar trauriger Zug mitten in das muntere Treiben der forglosen Jugend herein. Man führte den armen Samuel Brünat zur Richtstätte hinaus.

An der Spitze des Zuges, von einer murmelnden, summenden Menschenmenge umwogt, ritt eine Abtheilung Geharnischter; dann folgten der Landvogt und die Richter, ebenfalls zu Pferde, hinter ihnen der Weibel im schwarz und roth gestreiften Mantel und mit dem Blutstabe in der Hand. Von starker Bedeckung umgeben, schritt dann der Verurtheilte zwischen zwei Geistlichen daher. Er sah barfüßer bleich aus und seine großen, dunkeln Augen glühten fieberhaft. — Der Scharfrichter im blutrothen Mantel und eine Abtheilung Schützen bildeten den Schluß des Zuges.

Die Einrichtung war in Lausanne erst durch das Gelaute der Armensünderglocke bekannt geworden. Dennoch sah sich der Zug nach wenigen Augenblicken schon von einem gewaltigen Menschenstrom umflutet; mit jedem Schritte wurde es der Bedeckungsmannschaft schwerer, sich einen Weg durch die widerspenstige Masse zu bahnen. Schon ließen sich drohende Rufe hören.

Plötzlich durchbricht ein Mädchen die Reihen der Bedeckungsmannschaft und drängt sich gegen den Verurtheilten hin. Es ist Marie, Samuel Brünat's ungetreue Braut, die dessen junges Leben aus den Händen des Scharfrichters erretten und ihre eigene Schuld sühnen möchte. Ihr Gesicht ist in Thränen gebadet, ihr aufgelöstes Haar umwallt in goldenen Wellen den Nacken. Der Zug geräth gänzlich in's Stocken, aber auch Marie bleibt wie angewurzelt stehen, denn sie vermag auch den Zügen und auch den Blicken ihres einstigen Geliebten keine Verzeihung herauszulesen. Sie streckt ihre Hände gegen den Verurtheilten aus und ruft verzweiflungsvoll: „Nein, nein, er darf, er soll nicht sterben." Allein Samuel Brünat erwiedert ihr mit Beradtung: „Laß das; lieber will ich den Tod, als Dich und Deine Schande!" Ohnmächtig sinkt die Aermste auf den Rasen hin und muß von mitleidigen Händen aufgehoben und weggetragen werden.

Nun war guter Rath theurer für den guten Landvogt von Lausanne. Das letzte Mittel, zu dem er so gern gegriffen, um die amtliche Würde zu wahren und gleichzeitig den Wünschen des Volkes gerecht zu werden, war an der Charakterfestigkeit des Verurtheilten gescheitert. Wie gerne auch der Landvogt den jungen, muthigen Menschen gerettet hätte, so regte sich in ihm dennoch sein Stolz und sein patrizisches Blut, und er fürchtete, durch ein weiteres Nachgeben den Schein der Schwäche auf sich selbst und auf das sieggewohnte Bernervolk zu laden. Das durfte um keinen Preis geschehen. Der ritterliche Degen ahnte es wohl, daß hier zwiel auf dem Spiele stehe. Die Herrschaft der Berner war in der unlängst eroberten Waadt nichts weniger als beliebt. Die Waadtländer hatten gehofft, Bürger eines freien Landes zu werden, und mußten nun die bittere Erfahrung machen, daß sie einer herzlosen und gebhgierigen Kriegsknechte zur Beute anheimgefallen seien. Unter der Asche glamm die Glut des aufgeweckten, beschlätigten Völkleins; selbst ein geringfügiger Anlaß konnte den offenen Aufruhr verheißen, die Flammen des Bürgerkrieges doch auflodern lassen. Obwohl der Landvogt nur von wenigen unverläßlichen Leuten umgeben war, glaubte er doch den Versuch machen zu sollen, rebellische Kundgebungen durch ein festes, unerschrockenes Auftreten im Keime zu ersticken und auf diese Weise die Würde seiner Regierung zu wahren. Er sammelte also seine getreuen berner Reisigen um sich, rit mit ihnen an die Spitze des Zuges und kommandirte seit: „Vorwärts!"

Doch die Seelenangst des Verurtheilten, der sein Leben nicht einer Entehrten verdanken wollte, hatte ihm die Herzen seiner Mitbürger vollständig gewonnen und ihren Muth bis zur Begeisterung gesteigert. Von allen Seiten her erscholl der Ruf: „Nein, nein, er darf, er soll nicht sterben! Rettet ihn, rettet ihn!" Die Unordnung wurde allgemein. Um die Spitze des Zuges herum hatten die stürmigen Handwerksgenossen Samuel Brünat's einen festen, undurchdringlichen Kreis geschlossen; ohne Anwendung der äußersten Gewaltmittel war dort jedes Vorrücken unmöglich gewarden. „Gebt Raum! Achtung den Gesetzen!" donnerte die Stimme des Landvogts. Ein taufendstimmiges Hohngelächter war die Antwort. Da zogen der Landvogt und seine Reiter ihre Degen . . . Aber ebenso schnell blinkten die bisher verborgen gehaltenen Hackmesser und Handbeile der Metzger im Sonnenglanz; der Landvogt sah ein langer Metzgerbursche in die Zügel. Im nämlichen Augenblicke sprang der Vorsteher der Metzgergilde, ein ehrwürdiger Greisskopf, waffenlos und entblößten Hauptes vor, ergriff den zu einem Hieb erhobenen Arm des Landvogts und sagte im ehrerbietigsten Ton: „Herr Landvogt, es wäre zu traurig, wollten wir es zu unnützem Blutvergießen kommen lassen. Im Namen der Metzger, im Namen der ganzen Bevölkerung von Lausanne beschwöre ich Sie, mit uns auf ein Mittel zu denken, durch welches die Heiligkeit des Gesetzes und das Ansehen richterlicher Urtheile gewahrt bleibt, aber auch den gerechtfertigten Gefühlen für unsern jungen Mitbürger Rechnung getragen wird."

Ein Blick auf seine Umgebung gab dem Landvogte die Ueberzeugung, daß das Mehrzahl seiner Reiter sich in keiner freieren Lage befinde, als er selbst. Einzelne waren bereits aus den Sätteln gehoben. Viele hatte das Wogen der Menge aus Reih und Glied geriſſen. Die Metzger standen fest wie eine Mauer in dem dichten Gewirr; ihre Blicke waren auf den alten Obmann gerichtet und aus ihren trotzigen Mienen ließ es sich unschwer herauslesen, daß sie jeden Augenblick bereit seien, dessen Worte thatkräftig zu unterstützen.

Zorn über seine scheinbaren Aussichten vergaß der Landvogt seine Würde seinen Augenblick. Er herrschte den beiden Männern zu: „Erst geht mir den Arm und die Zügel frei, wenn wir noch im Frieden mit einander sprechen sollen!" — Als diesem Befehle unaerzüglich Folge geleistet, fügte er in milderer Weise hinzu: „Wir selbst thut es weh um das junge Blut; aber worum hat der Unglückliche die goldene Stunde nicht benutzen wollen, welche ich ihm in der Form jenes alten Gesetzes vor die Füße legte! Jetzt finde ich in der That keinen Ausweg mehr, den trotzigen Gesellen zu retten!"

„Nun, Herr, so laßt mich ein Mittel vorschlagen, durch welches der Verurtheilte sich das Leben mit Gottes Hilfe selbst wiederum verdienen mag," begann der Obmann wieder.

„Gut, Alter, laßt mich Euren Vorschlag hören!"

„Mein Anſinnen, Herr, mag Ihnen wunderlich genug vorkommen, und es ist fürwahr hart, wenn ein Mensch sein Leben als Preis eines Wettspiels einsetzen soll. Ich meine ein Wettspiel, wie solches in der Heimat Eurer Gnaden gebräuchlich ist und wie es sich auch bei uns eingebürgert hat, seitdem wir an das mächtige Bern gekommen sind — ja, Herr, das Eierlaufen!" Laßt auf diesen Tage kreiſenden Eier in zwei Reihen hinlegen, eines je zwei Schritt von dem anderen, und einen tüchtigen Läufer, den sich der gnädige Herr Landvogt selbst auswählen mag, sich an'S Auflesen machen. Unterdessen soll Samuel Brünat, von Euren Reitern begleitet, bis zum Hochgericht laufen, um damit anzuzeichnen, daß sein Leben diesen aerfallen ist. Sofern er aber vom dort zurückkehrt, bevor die bereitundert Eier alle aufgelesen sind, so soll er frei ausgehen und Niemand ihn um seiner unbedachten That willen mehr schelten dürfen. — So lautet der Vorschlag der Metzger von Lausanne."

„Aber ist auch keine Hinterlist dabei im Spiel? Wird man den Gefangenen nicht auf dem Wege zur Richtstätte befreien?" forschte der Landvogt ernst.

„Mein Ehrenwort und meine Hand darauf, daß Alles redlich und anrichtig gemeint ist," gab der Alte fast verletzt zur Antwort. „Wir wissen freilich, daß der Samuel Brünat ein guter Läufer ist, und hoffen, daß es ihm gelingen werde, das Spiel und das Leben zu gewinnen; wo nicht, so wahlet ein widriges Geschick über ihn, wider dessen Gewalt wir

Digitized by Google

nicht länger ankämpfen würden. Somit soll der Pakt genau gehalten werden."

„Nun denn, so will ich Euren Vorschlag den übrigen Richtern unterbreiten," sagte der Landvogt, indem er sich rasch entfernte.

Nach kurzer Beratschung hatte der vom Landvogt warm empfohlene Vermittlungsantrag der Richter auch die Bestimmung der übrigen Richter erhalten. Der Landvogt hetzte mit dieser frohen Kunde zurück und nahm dem Vorsteher der Metzgerzunft die Versicherung ab, daß die Uebereinkunft ohne Hinterlist und ohne Falsch gehalten werden solle. Dann begannen sofort die Vorbereitungen zu dem ernsten Spiel.

Die Metzger hatten nun den Soldaten den für die Aufführung des Spieles nöthigen Raum gewonnen. Dann wurden die Eier in vorgeschriebener Weise hingelegt und Françoix, jener Freund des Verurtheilten, der das verhängnißvolle Zeteichen gefunden, bot sich dem Landvogte als Aufseher an. Er hoffte, bei aller anscheinenden Eile doch Gelegenheit zu finden, seinem Freunde einigen Vortheil zuzuwenden. Der Landvogt ließ sich diesen Vorschlag gefallen. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen hin begann Samuel Brünat, von einigen Reitern begleitet, seinen Wettlauf zum Blutgerüst, während Françoix sich an's Aufseh'n der Eier machte.

In lautloser Stille sah die Menge dem Verlaufe des Spieles zu. Die Eierzeilen wurden kürzer und kürzer, Françoix konnte schon Stück für Stück bequem in die Körbe werfen, und noch ließ sich von Samuel nichts hören und nichts sehen. Da endlich erscheint eine Staubwolke empor, der rasche Trab mehrerer Pferde läßt sich vernehmen und gleich darauf erzittern die Lüfte vom tausendstimmigen Beifallruf der Menge. Triesend von Schweiß steht Samuel Brünat inmitten seiner Freunde, während noch mehr als zwanzig Eier auf dem Rasen liegen. Er hat gesiegt und der Landvogt selber kündigt ihm seine Befreiung an. Jubelnd führen die Metzger ihren Liebling in die Stadt zurück. Ein Tag des Schreckens und der Trauer hat sich plötzlich in einen Freudentag verwandelt.

*

Aber wie laut auch der Jubelruf seiner Freunde und Befreier durch die Straßen von Lausanne ertönte, wie hoch die Metzger ihre Errungenschaft gegenüber dem stolzen, steggewohnten Bern immer preisen mochten, — Samuel Brünat konnte ihre Freude unmöglich theilen. Er war mit einem Male ein gar trüber und schweigsamer Geselle geworden. Die verschiedenartigen, rasch auf einander folgenden Gemüthsbewegungen, das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Tod und Leben, der Schmerz über getäuschte Liebe, die nagenden Erinnerungen an eine blutige That, das nicht zu verdrängende Bild einer verzweifelnden Geliebten, — alles das hatte selbst die stärkste seiner starken Seele erschüttert. Wie ein Schatten schlich Samuel umher, seine dunkeln Augen glänzten unheimlich und den tiefen Höhlen, seine Wangen fielen ein. Noch bevor das Laub von den Linden des Montbenon fiel, trugen die Metzger von Lausanne Samuel Brünat hinaus auf den stillen Friedhof von Martheray, und setzten ihm einen Grabstein mit der einfachen Inschrift:

Ici repose la victime d'un lâche séducteur
et d'une amante infidèle.»

(Hier ruht das Opfer eines elenden Verführers und einer ungetreuen Geliebten.)

Diese arme Geliebte büßte ihren Fehltritt hart. Seit Marie ihrem sinnigen Verlobten umsonst seine Rettung angeboten und vergebens um Verzeihung für sich gefleht hatte, seit der Tod der Kalten, zürnenden Blicken Samuel's begegnet war, blieben ihre Sinne verwirrt und die Nacht des Wahnsinns mich nie mehr von ihrer Seele. Schon am Abend jenes Ostermontags, an welchem Samuel hingerichtet werden sollte, mußte die Unglückliche in's Irrenhaus gebracht werden. Dort ist sie auch gestorben.

Mit der Zeit ist nun auch der alte Friedhof von Martheray verschwunden. Er hat — einer Reitschule Platz gemacht. Doch wußten es die Metzger von Lausanne durchzusetzen, daß der Gedenkstein Samuel Brünat's mit seiner verwachsenen und verwitterten Inschrift in eine Mauer dieses Gebäudes eingefügt wurde. Alljährlich zweimal, am Ostermontag und am 2. September, Samuel's Sterbetag, wird dieser Stein mit einem grünen Kranze geschmückt.

Und schon das Jahr darauf — am Ostermontag 1553, feierten die Metzger von Lausanne das Eierfest, um damit die Erinnerung an ihren Freund und an ihre eigene entschlossene That zu ehren, und diese Feier hat sich unverändert erhalten bis auf den heutigen Tag.

Der Waadtländer aber, wenn er mit Euch im Buche seiner liebsten Erinnerungen blättert, wenn er von den Märtyrern seiner Freiheit spricht, dann nennt er Euch neben den Namen eines Major Davel, eines Laharpe, ganz gewiß auch den Namen Samuel Brünat's!

Rio Janeiro.

(Bild S. 313.)

Die beiden schönsten Punkte der Welt — das haben alle Reisenden bestätigt — sind die Bucht von Rio Janeiro und der Bosporus, selbst Neapel kann ihnen den Rang nicht streitig machen, und der Bosporus hat nur das vor Rio Janeiro voraus, daß sich das Panorama lauglam vor unseren Augen in all' seiner Herrlichkeit entfaltet, während wir Rios Schönheiten mit einem Blick umfassen. Es ist ein zauberhafter Anblick, der sich dem trunkenen Auge bei der Einfahrt in die schönste aller Buchten bietet, und glücklich, wer die Stadt nur von Ferne gesehen, sie nicht selbst betreten, wo er von seiner Begeisterung gar zu sehr entnüchtert wird. Wir ziehen unbedingt die alte Stadt der neuen vor; sie ist mehr als eine Meile lang und dreiviertel Meilen breit und dehnt sich in unregelmäßigem Viereck aus. Wer steigen an's Land und betreten zuerst den großen Platz, auf welchem sich das kaiserliche Palais befindet, ein großer, regelmäßiger und nicht unschöner Bau, der die ganze Südseite einnimmt, während sich an der Nordseite Läden und Kaffeehäuser hinziehen. Die Rua Direita, welche von diesem Platz ausläuft, ist die Hauptverkehrsader von Rio, während die Rua d'Ouvidor die eleganteren, von Juwelieren, Modewaarenhändlern bewohnte, die Rua das Pedcadores die vornehmste Straße ist. Die Straßen haben alle große Reinlichkeit, wie man das im Süden überhaupt trifft, seien mit ihren drei bis vier Stockwerken häher und traurig aus und haben auch im Innern wenig Gemüthlichkeit: das Aneublement ist gewöhnlich mehr als einfach, die Räume selbst sind freilich dem heißeren Klima entsprechend hoch und luftig. Im Parterre befindet sich die Niederlage oder der Laden, im ersten Stock das Comptoir, im zweiten Speise- und Schlafzimmer. Die schmalen Seiten durchschneiden sich meist im Rechteck, wodurch die Stadt das einförmige Aussehen von Turin erhält, aber wie dieses seinen Ersatz an Schönheit durch die Umgebung erhält. Auf der Südseite wird die Einförmigkeit der Stadt durch einen Hügel von einiger Ausdehnung und beträchtlicher Höhe unterbrochen, welcher der Schloßberg heißt und auf welchem mehrere öffentliche Gebäude errichtet sind. In einiger Entfernung davon in derselben Richtung an der Straße von Calete ist der Glorienberg mit der Nossa Senhora da Gloria-Kapelle, noch ersterer ein Vorgebirg an Ufer der Bucht bildet: so steil der Berg auch hinaufführt, ist er doch viel begangen, denn man genießt oben eine entzückende Aussicht. Die englischen Kaufleute haben hier ihre Villen erbaut, in denen sie sich ein behagliches Leben geschaffen, das sie für den Mangel an Vergnügungen entschädigen muß. Die Vorstädte im Süden: Calete und Botafogo, sind großentheils neu und die Allerneue des Cerrocabo wie das Thal von Larangieiras haben sich sehr verschönert. Die Natur muß eben hier Alles thun, denn das Leben in Rio ist äußerst langweilig, wenn sich schon der Fremde durch die freundliche Aufnahme bei seinen Landsleuten und selbst auch bei dienstfertigen Brasilianern angenehm berührt fühlen wird. Die Gegend von Rio aber, das müssen wir mit dem weltumsegelnden Germanen wiederholen, wird ewig und immer der Stadt erstenk machen. In einem Ueberblick derselben bietet der Cocrcado vielleicht den besten Punkt. Das Panorama ist großartig. Rund um den Fuß des Berges und an seinen Seiten ist Urwald, weiterhin die Bai von Botafogo, die mit ihren sanft abfallenden, von Häusern und Promenaden umsäumten Ufern an einzelnen Punkten fast einem Bergsee gleicht, und um sie die unendliche Mannigfaltigkeit der tropischen Pflanzenwelt, die sich hier in ihrer ganzen Pracht entfaltet — man schaue mit diesem Blick auf den herrlichen Bucht und man wird ein Naturbild sonder gleichen foctan für alle Zeiten im Herzen tragen.

Alte und neue Hundehistorien.

Von

W. v. K.

Ich bin ein alter, schon halb invalider Soldat. Ich hab' nicht Weib, nicht Kind, — ich habe mehr oder sogenannte Freunde und noch viel mehr Kameraden, denen meine Cigarren und mein Portwein nicht übel gefallen — aber ich habe unter den Menschen nicht einen einzigen herzigen Freund — nicht einen einzigen brüderlichen Kameraden, von den mit Ihland sagen könnte: „Einen bessern findt's Du nit!" Ich bin gewiß selber mit Schuld daran. Aber ich habe im Leben von den Menschen schon viel Trübes erfahren — viel Bitteres, viel Herzverschleudend! Ich bin durchaus kein Menschenfeind: ich liebe sie als meine Nächsten, ich helfe ihnen wo ich kann — und ich habe ihnen Alles verziehen, was Einzelne von ihnen an mir gefehlt haben. Aber mein Herz ist müde, noch mehr bittertraurige Erfahrungen zu machen — und mit Beten und Rin-

Digitized by Google

Der Bogart von Lausanne. **Das Elternhaus.** Originalzeichnung von G. Kuhn. (S. 313.)

Digitized by Google

gen zu übervinden. Ich würde nun ziemlich einsam im Leben dastehen, wenn ich nicht doch treue, ehemüthige Freunde — zweckäffige, unwandelbare Kameraden um mich hätte . . . meine — — Hunde! Sie haben mich bis jetzt auch nicht eine einzige von jenen verwerflichen Erfahrungen machen lassen, wie . . . doch gleichviel. Das sind alte Geschichten und längst ist Gras drüber gewachsen.

Schon von Kindheit auf liebe ich die Hunde als die edelsten, liebenswürdigsten, gestreichsten Thiere — und habe sie stets dankbar dafür gefunden. Die Katze ist falsch, hinterlistig, falsch, raubgierig, blutdürstig — — der Hund ist wahr, aufopfernd, treu, klug, dankbar, geharsam, großmüthig. Er, der in seiner ursprünglichen Wildheit das blutdürstigste Raubthier war, gibt sich dem Menschen jetzt freiwillig und aus ganzer Seele — auf Gnade und Ungnade zu eigen . . . er verthierlicht Leben und Eigenthum auch des Herrn, der ihm mit Füßen tritt — und solche Großmuth kennt kein anderes Thier — kennt selbst nicht das Meisterwerk der Schöpfung — der Luge, selbstbewußte, denkende Mensch. Zeigt sich ein Hund anders — so ist sein Herr daran Schuld. Nur gute Menschen können Hunde gut erziehen. An einem schlechten Hunde erkennt man seinen Herrn — rein so wenig Ebenbild desselben wird der Hund in seinem Seelenleben.

Meine ersten selbstbewußten Thränen habe ich geweint, als meine Großmutter mir aan jenem Hunde des Bettlers in der Schweiz erzählte, den sein Herr nicht länger zu ernähren wußte. Der Bettler geht mit seinem Hunde an den Genfersee, ihn zu ertränken. Er steigt in ein Boot, der Hund springt ihm nach. Mitten auf der See preßt er das treue Thier noch einmal an's Herz — dann bindet er schnell einen Stein an seinen Hals und wirft ihn über Bord. Aber der Hund, aan dem sein Herr nach Chamisso's berühmtem Gedichte auch hätte sagen können:

„Wer hat mich gelehrt, wann ich mich gebärmt?
Wer, wann ich fre, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Geseelt gehungert und nicht gefurrt?"

— der Hund kann diesen Tod durch die Hand des Herrn nicht für wahr halten . . . er schüttelt den Stein ab und schwimmt mit flehendem Winseln auf das Boot zu. Der Bettler stößt ihn zurück: — „ich hab' ein Brod für Dich!" Wieder klammert das arme Thier sich an's Boot . . . da greift sein Herr zum Ruder und — mit einer klaffenden Wunde am Kopf sinkt der Hund unter . . . das Wasser färbt sich roth — aber schon taucht das Thier mit flehenden Augen wieder auf. Zum neuen tödlichen Schlage holt der Bettler aus — er verliert das Gleichgewicht — und stürzt über Bord. Er kann nicht schwimmen — er ist verloren . . . nein! sein gemüthhandelter, dem Tode geweihter Hund schwimmt auf ihn zu und rettet ihn!

Hätte doch ein Mensch aber sich vermocht?

Solche seltenen Tugenden ehrten aber auch schon die Alten. Der höchste Schwur des weisen Sokrates war bei seinem Hunde. Die Griechen errichteten ihren Lieblings-Hunden prächtige Grabmonumente, und Alexander der Große erbaute dem seinigen zu Ehren sogar eine ganze Stadt mit prunkvollen Tempeln.

Wie seinen Plutarch und Aelian jenen Hund, der mit Wunden aan Mörders Hand bedeckt drei Tage ohne Nahrung bei der Leiche seines ermordeten Herrn wacht, bis König Porphus ihn findet, die Leiche beerdigen läßt und den Hund mit sich zu einer Herrschaft nimmt . . . wo der Hund sogleich wüthend auf zwei Soldaten lostürzt und diese sa als Mörder entlarvt. Schon der alte Heide Aemilian sagt mit einem Hinweis auf die Mörder hinzu: „Es schwerzt mich, daß sa der Mensch an Treue und Ehrmuth von einem Hunde übertroffen wird."

Neben den 192 Helden aan Marathon fiel gegen die Uebermacht der Perser auch ein tapferer Hund. Nach den griechischen Heldenmamen: Kallimachus, Epizetus, Kynägirus lebt auch der „Hund aan Marathon" fort.

Noch zu Plutarch's Zeiten zeigte man auf Salamis mit Bewunderung das „Hundsmal" — unter dem jener treue Hund des Xantippus, des Vaters vom Perikles, begraben liegt, der neben der oberstellten Triereme seines Herrn von Athen bis Salamis herschwamm, als die Athener auf Befehl des Orakels ihre Heimat verließen, den Persern auf Salamis eine Schlacht zu liefern, — und der beim Betreten des Bodens von Salamis vor Entkräftung tadt zu den Füßen seines Herrn niederstürzte.

Das ausgezeichnete Kind Cyrus wurde von einer Hündin gesäugt und gegen die saugenden Thiere der Wildnis beschützt, bis der Hirt, von dieser Aufopferung eines Thieres gerührt, das Kind als sein eigenes annahm.

Welch' ein schönes Denkmal der Treue setzt Homer dem Hunde des Odysseus: — Argos! Wie der herrliche Dulder Odysseus nach langer Irrfahrt nach Ithaka heimkehrt, aan der freundlichen Göttin Athene in Greisengestalt und Bettlergewand gehüllt — als ihn weder der „göttliche Sauhirt" Eumäus, noch sein Sohn, der verständige Jüngling Telemachos erkannten — da wedelt sein alter, blinder Hund Argos als Zeichen der Erkennung und Treue mit dem Schwanze und läßt traurig die Ohren hängen, weil er nicht mehr die Kraft hat, zu den Füßen seines Herrn zu kriechen und ihm die Hände zu lecken . . . und wir Odysseus, der sich seerstohlen eine Thräne der Rührung abwischt, in den Saal zu den Seinen tritt, singt Homer weiter:

„Aber den Argos ergriff das Geschick des unbarmherzigen Todes,
Als er im zwanzigsten Jahr' den Odysseus wieder gesehen!"

Der Hund Sauer erhielt von den dankbaren Korinthern wegen seiner treuen Wachsamkeit gegen die Feinde ein silbernes Halsband mit der Inschrift:

„Korinths Vertheidiger und Retter!"

Die Kolophonier benutzten in ihren Kriegen große, wohlexerzierte Hundeheere und erfochten durch sie einen glänzenden Sieg.

Alexander der Große erhielt vom Könige von Albanien einen Riesenhund geschenkt, der Elephanten und Löwen bekämpfte.

Die fröhliche nahm der Hund des jungen Tobias Theil an der Freude seines Herrn, als dieser dem Vater Heilung für die blinden Augen heimbrachte — mit Freudengebell eilte der Hund weit voraus und leckte dem Blinden die Füße — ja die frohe Botschaft voraus meldend.

Dem armen Lazarus leckten die Hunde des reichen Mannes mitleidig die Schwären — und beschämten so den übermüthigen Schwelger, der den Armen hart von seiner Thür und seinem Tische wies.

Die alten Germanen schätzten und bezahlten einen Hund noch mal so hoch, als ein Pferd, und setzten mit ihnen gegen die Römer.

Unter den Hunden der Neuzeit sind die Bernhardinerhunde die berühmtesten — und unter ihnen hat Barry sich durch seine Klugheit, Opferliebe und Stärke einen wohlverdienten Weltruf erworben. Er allein hat aus dem Eis und Schnee der Schweizer Berge nicht weniger als vierzig Menschenleben gerettet. Zog um das einsame, 7680 Fuß hoch über dem Meere gelegene Augustiner-Kloster auf dem großen St. Bernhard in der Schweiz ein winterliches Unwetter mit Schneegestöber und dannernden Lawinen auf, — dann litt es den schönen, großen Hund Barry nicht länger im Kloster. Er stürzte sich laut bellend auf die gefahrvollsten Wege, in tiefe Eisschluchten — um vom Unwetter überraschte Wanderer zu suchen und zu retten. Seine feine Nase fand sie auf, und wenn sie auch 6—8 Fuß tief vom Schnee begraben waren.

Noch heute bewahrt man im Kloster seine Thaten im Bilde, auf Pergament und in dankbaren Herzen, — wir wollen hier nur Eine kurz verzeichnen.

Es ist im Mai 1817. Heftiger Sturm mit Schneegestöber und weit hallenden Lawinen verfüstert die Luft. Sogleich springt Barry zu dem Bruder Küchenmeister, läßt sich am Halse in einem geflochtenen Körbchen Wein und Brod befestigen und stürzt mit seinen eben so versorgten Kollegen in das Unwetter hinaus. Eine Stunde vom Kloster findet Barry ein vierjähriges halbtodtes Kind und leckt ihm Gesicht und Hände, bis es zu sich kommt. Die Mutter ist von einer Lawine verschüttet. Dann legt Barry sich nieder und schmeichelt dem Knaben so lange, bis dieser sich auf den Rücken des Hundes setzt und die Arme um seinen Hals schlingt . . . so langt Barry mit dem Geretteten im Kloster an. Und nun fährt das unermüdliche Thier die guten Mönche zu der verschütteten Mutter zurück. Aber hier kömmt die Hülfe zu spat. Ein reicher Kaufmann in Bern nimmt den verwaisten Knaben an Kindesstatt an und nach sieben Jahren den alten treuthatigen Hund Barry auch in sein Haus. Aber Barry kann ohne Arbeit für die Menschen nicht leben. Bald stirbt er. Sein Porträt mit dem geretteten Kinde auf dem Rücken hängt noch heute im St. Bernhardkloster und er selber, das gestochtene Körbchen am Halse, steht ausgestopft im Museum zu Bern.

Nicht weniger berühmt ist auch Montargis's der Hund des Aubry — besonders auch dadurch, weil er die unschuldige Veranlassung wurde, daß die langjährigen Herzensfreunde: Goethe und Karl August von Weimar, sich nun ihn fast für immer entzweiten. Doch davon später.

Im 14. Jahrhundert war Aubry von Montdidier ein tapferer Offizier unter Karl V. von Frankreich. Als er einst von seinem schnen Pferde in die reifende Saat gewarfen wurde, rettete sein Hund ihn vom Verderbe.

Bei einem Ballspiel bekam Herr von Montdidier Streit mit dem Armbrustschützen Macaire — und forderte denselben. Am Abende wollte Aubry zu seiner Gattin auf's Landhaus reiten. Wie er es zu thun liebte, schickte er seinen klugen Hund auch diesmal voraus, der Frau von Montdidier seine nahe Ankunft zu melden.

Wie er selber in Gedanken langsam durch das Gehölz von Bondi reitet — überfällt ihn heimtückisch sein Gegner Macaire, erdolcht ihn von hinten und verscharrt den Leichnam im Walde.

Als sein Herr ihm nicht folgt, wird Montargis so Stunde zu Stunde unruhiger — endlich läßt er sich nicht länger halten und eilt den Weg zurück. Im Walde findet er die Blutspur Aubry's — und bald auch die Leiche. Er scharrt sie aus der Erde und erfüllt den stillen Wald mit seinem Klagegeheul. Tagelang wacht — hungert er bei dem Ermordeten. Bis zum Gerippe abgemagert schleppt er sich endlich zum treuesten Freunde

Digitized by Google

seines Herrn, dem Ritter von Rodisleve. Er wird gepflegt — läßt sich aber nicht beruhigen, bis Herr von Rodisleve ihm in den Wald folgt — zur Leiche seines schwerzlich gesuchten Freundes.

Bald darauf begegnet Montargis dem Bogenschützen Macaire in Paris auf der Straße — und von einem wunderbaren Instinkt getrieben knirscht er ihn zu wüthend und so unversöhnlich an, daß sich der Mordverdacht plötzlich auf Macaire wendet. Seltsam! König Karl der Weise hört von diesem Ereigniß — und beschließt, nach der Sitte der Zeit in zweifelhaften Rechtsfällen: — einen Zweikampf auf Leben und Tod zwischen dem Angeklagten Macaire und — dem Hunde des Aubry als Kläger!

Auf der Insel Notre-Dame sind die Schranken errichtet. Der ganze Hof und halb Paris wohnen dem seltsamen Zweikampfe bei. Macaire führt einen dicken Knüttel und einen Schild — Montargis seine Zähne. Er macht seinen Gebrauch von der offenen Tonne, die ihm als Zufluchtsort auf dem Kampfplatze errichtet ist . . . Beim zweiten Angriff schon hängt er seinem Gegner wie mit Eisenschrauben an der Kehle.

Jetzt gesteht Macaire seinen Meuchelmord ein. Er stiebt durch Henkershand und sein Name verschwindet noch heute in Frankreich ein feiges, hinterlistiges, infames Subjekt.

Der „Hund des Aubry" lebte aber Jahrhunderte in dankbarem Andenken fort — und im Anfange unseres Jahrhunderts ward er gar der Held eines weinerlichen Ritter-Melodramas. Der dressirte Pudel, der den Hund des Aubry darstellte, sog als vierbeiniger, ergötzterer Schauspieler mit dem für ihn gebratenen Stück eine Tournee auf durch ganz Europa. Auf der königlichen Bühne in Berlin verschmähte selbst ein Iffland es nicht, mit dem Heren Kollegen Pudel zugleich aufzutreten. Auch die Neugier Karl August's von Weimar, der ein großer Hundefreund war und sich stets von prächtigen, großen Neufundländern und Doggen umgeben zeigte, ward wach — und er forderte den Hofdeater-Intendanten von Goethe auf, den Hund des Aubry auch in Weimar gastiren zu lassen.

Goethe aber, der einen höheren Begriff von der Würde einer deutschen Schaubühne hatte, antwortete dem fürstlichen Freunde: „Einen Hund auf die Bühne bringen heißt: Die Bühne auf den Hund bringen!"

Karl August, im Alter etwas eigensinnig geworden, ließ dennoch den Pudel heimlich nach Weimar kommen.

Tief gekränkt ging Goethe am 30. März 1817, am Tage der Theaterprobe vors: „Der Hund des Christen Aubry", nach seinem „lieben, närrischen Neste" Jena, wohin er sich so gern von den vielen Unangenehmen seiner Hof- und Staatsstellung zurückzog. Zwischenzeitiger schürten nach — und nach Jena erhielt Goethe von seinem langjährigen Freunde, von dem Bruder seiner Jugend, mit dem er auf Du und Du stand und Jöde und Bieten und die süßesten Geheimnisse zugleich auszutauschen pflegte, das kühle Kabinettschreiben: „Du wirst mir mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Geheimerath von Goethe wünschet, seiner Funktion als Intendant entboben zu sein, welches ich hiermit genehmige!"

Und das alte, herzliche Verhältniß ist nie wieder so ganz ungetrübt zwischen den beiden Freunden eingetreten.

„Den Dumbkopf soll nie die Bühne gleichen,
Um kommt der Pudel — muß der Dichter weichen!"

Selbst der berüchtigte Blutbund Bezeillo, den die Spanier auf Indianer und schwarze Sklaven wie auf wilde Thiere zu hetzen liebten — der in seiner angeleenten Wildheit 300 solcher unglücklichen Opfer zerrissen haben soll . . . wenigstens ein Mal berichtete das Thier dennoch seine Lehrmeister. Einst hetzte ihn der Hauptmann Jaga de Senabya auf eine alte Indianerin, die er zum Schein mit einem Briefe voranzugehen hatte. Wüthend stürzt Bezeillo ihr nach — da bniet sie in ihrer Angst vor ihm auf die Erde nieder und bittet ihn mit rührenden Tönen, sie zu schonen und ihren Brief forttragen zu lassen . . . Und das wilde Thier, das sonst so oft im Indianerblute gewüthet hat, wird sanft wie ein Lamm und folgt der Alten wedelnd, bis sie ihren Brief abgegeben hat.

Rodano, der treue Hund des berühmten Seehelden Andreas Doria von Genua, theilte mit seinem Heren alle Gefahren der vielen Seefriege, und bezog als Dank dafür von Philipp II. von Spanien bis an seinen Tod eine jährliche Pension von 500 Goldkronen, wofür ihm zwei Sklaven dienten und ihm die leckersten Bissen auf silbernen Schüsseln präsentirten.

Goethe erzählt uns von dem Hunde des Benvenuto Cellini, der durch seine wunderbare Klugheit und seinen Muth einen Juwelendieb, der in Cellini's Werkstätte eingebrochen war, sogar nach mehreren Tagen noch aufspürte und so zur Verhaftung und Ueberführung desselben führte.

„Da liegt der Hund begraben" ist eine landläufige Redensart — aber wohl nur wenige meiner Leser wissen, woher sie ihren Ursprung hat. Hier eine von den vielen Deutungen:

Der kaiserlich österreichische, berühmte Feldherr Siegmund Haager von Altenstreig, der 1547—1610 lebte, hatte einen Hund, den er über Alles liebte, da er seiner Tapferkeit bei einem Feldzuge in den Niederlanden das Leben dankte. Als das treue Thier gestorben, begrub Herr Siegmund es an der Gartenmauer des Schloßbrauhauses zu St. Veit im Oberösterreich, und ließ ihm einen Denkstein setzen mit folgender Inschrift:

„Mein Herrn hab' ich mit Treu bewacht,
Drumb ist mir dieser Stein gemacht;
Deßhn wird ich von ihm benannt.
Allhier lieg ich verscharrt im Sand;
Die Zeit, so ich im Leben war,
Stand gewesen 17 Jahr."

Und wenn Fremde kamen, das Grab des berühmten Hundes zu sehen, so wurde es ihnen gezeigt mit den Worten: „Da liegt der Hund begraben!"

So ist das Wort im Volksmunde gläufig geworden.

Der Stein mit jener Inschrift verschwand erst bei einem Brande des Schloßbrauhauses im Jahr 1821.

Auch Dragon, der Hund des englischen Dichters Dryden, hat sich durch seine Treue einen Ehrenplatz in diesen Blättern erworben.

Dryden liebte große Fußtouren, 20—30 englische Meilen weit von London auf die Landsitze seiner vielen Freunde und Verehrer. Stets begleitete ihn sein großer, schöner Windhund Dragon. Auf einer solchen Tour zu Lord Haeley wurde Dryden einst von fünf Strolchen im Walde überfallen und total ausgeplündert. Als die Räuber ihm auch noch ein kleines Medaillon mit dem Bilde seines jungst verstorbenen Kindes vom Halse reißen wollen, ergeimmt der Dichter und ruft: „Packe die Schurken, Dragon!" Sogleich stürzt das treue Thier auf die Strolche los — diesen Augenblick benutzt Dryden zu entfliehen. In einer nahen Schenke findet er vier Holzhauer, die mit ihm sogleich auf den Platz des Ueberfalls eilen . . . Aber schon kömmt Dragon ihnen aus unzähligen Wunden blutend entgegen und leckt die Hände seines Herrn. Drei Räuber liegen todt am Boden, die andern Beiden werden ergriffen und gebeukt. Aber auch Dragon erliegt nach wenigen Stunden den Mißhandlungen. So lange der Name Dryden lebt, wird auch sein Lebensretter Dragon nicht vergessen sein. —

Napoleon hat seine Einsamkeit auf St. Helena dazu benutzt, uns ein Blatt über einen Hund zu hinterlassen, den er bei seinem nächtlichen Ritt über das grausige Leichenfeld von Eylaglione fand. Der blutige Kenter Europas schreibt sich gerührt über diesen Hund: „Eine tiefe Stille herrschte rings umher; beim hellen Scheine des Mondes erblickten wir einen Hund, der — als er uns witterte — unter den Kleidern eines erschlagenen Mannes hervorstürzte, gemmig auf uns anspeang und dann schnell, heulend und winselnd, umkehrte, das Gesicht seines getödteten Heren leckte und mit neuer Wuth gegen uns anfprang. Dieß arme Thier sahen zugleich Hülfe und Rache zu fordern. Schnelle man es bei der augenblicklichen Stimmung, dem Orte, der Stunde oder der Handlung zu: soviel ist gewiß, daß wir eines meiner Schlachtfelder einen ähnlichen Eindruck auf mich machte. Dieser Mann, dachte ich bei mir selbst, hat vielleicht Freunde und liegt hier von Allen verlassen, — nur nicht von seinem Hunde!

„Welche Lehre gibt uns die Natur durch dieses Thier — und wie tief liegt dieser Geheimniß der menschlichen Empfindung! Wie hatte ohne Gemüthsbewegung Schlachten angeordnet, die über das Schicksal des Heeres entscheiden mußten; ich hatte trockenen Auges Bewegungen geleitet, welche den Tod von Vielen unter und verbrüderten — und hier fühlte ich mich bewegt, erschüttert durch das Winseln und Heulen eines Hundes! — Ein sterbender Freund hätte mich in dieser Stimmung gewiß nicht unerbittlich gefunden. Es ward mir nun klar, warum Achilles die Leiche Hektor's dem weinenden Priamus wiedergab!"

Wir haben über den „Hund von Costiglione" nichts weiter hinzuzufügen — da er selbst einen Napoleon zu rühren vermochte.

(Schluß folgt.)

Altes und Neues.

Ein zweihundertjähriger Theaterzettel. Ein auf der Rathhausbibliothek in Nürnberg aufbewahrter Theaterzettel von 1650 lautet folgendermaßen: „Es wollen sel. Verstorbenen hab allhier anheuten eine ganz neue Comoedi Comoedianten, so niemalen Zuvor hier Ze Land gesehen, mit einem sehr lustigen Puckelbering, welche täglich agiren werden schöne Comedien, Tragedien, Pasterellen und Hysterien, vermenge mit lieblichen und lustigen interludien, und zwar heut Montags werden sie agiren. Das Friedewünschene und mit Fried beseligte Deutschland, Eine sehr herrliche Materei von dem weltberühmten Herrn Johann Rilen gedruckt und Fam erstenmal in Hamburg den Autor In großen Thorn von den Zuhörern Zu höchster Ergetzlichkeit auff dem Schauplatze praesentiret, sie hält in sich verblümter Weise den ganzen deutschen Krieg. In hier von diesen Comoedianten Zuvor gesehen. Nach der Comoedie soll praesentiret werden ein schön Ballet von schönlichen Personenspiel. Mitwochs den 21. Aprilis werden sie praesentiren eine sehr lustige Comoedie genannt Die Liebes Eyfersucht verdienet sich in Teche Mitterlich. Nach der Comoedie soll praesentiret werden ein schön Ballet und Ehrlichen Possenspiel. Die Liebhaber solcher Schauspiele wollen sich nach Mittags Glock zeit einfinden im Freihaus, alda wird die bestimmte Zeit penuelue soll angefangen werden."

Digitized by Google

Im Bummelzuge.

Originalzeichnungen von **Plappert.**

Fährſt Du per Bummelzug durch's Land —
Vergiß nicht Reiſe-Proviant.

Der Schaffner ſchreit mit giftigem Ton:
„Verſchwinden Sie hier Mutanten!“

Willſt Du dem Bäuchen viel erſparen,
Darfſt Du nicht dritte Klaſſe fahren!

„Die ſchaun ja ſo ängſtlich herum —
Denkt etwa mein Handgepäck?“

Profeſſor denkt ſehr profeſſoriſch:
„Der Zug fährt recht unter-villaeriſch!“

„Herr Schaffnermeiſter ? — Wo brennt's? .. auf uns!“ —
„Der Kapitalien iſt meine Frau!“

Digitized by Google

Der Gesell des Meisters Mathias.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Die Besorgniß, mit der die gutmüthige Laienschwester Daniel betrachtet hatte, seitdem er den Schwindelanfall auf dem Gange gehabt, hatte sich indeß gelegt, wenn sie im Stande gewesen wäre, ihn länger mit den Augen zu verfolgen. Bewußtlos konnte sie kaum das Ende des Zellengangs erreicht haben, als der kaum noch dem frommen Daniel hoch oben bereits über dem Schornsteinrande erschien. Es war etwas Katzenartiges in der Behendigkeit, mit der er sich an den Wänden des Schornsteins emporzuarbeiten, die nur durch jahrelange Uebung erworben werden konnte. Gleich hinter dem Kopf erschien die Brust, dann schwang er sich mit furchtloser Sicherheit über den Rand des Schornsteins. Die Pförtnerin hatte recht, jeder Fehltritt mußte hier unmittelbaren Tod bringen, aber der Mann schien, seinen Bewegungen nach zu schließen, dort oben den Schwindel ebensowenig zu fürchten, wie auf dem sichersten Erdboden.

Er stand jetzt ganz frei und blickte aufmerksam rings umher. Unterschieden suchte er nach allen Richtungen hinabzuspähen, doch wie er sich wandte und drückte, es war ihm unmöglich, weder den Hofraum, noch irgend eine Stelle innerhalb des Klosters mit den Augen zu erreichen. Er gewahrte auf der einen Seite nur den Fluß mit dem ruinengekrönten Berglande dahinter, auf der andern lag die Stadt, mit dem Thor ihm zugewandt, durch das er seinen Weg hierher genommen. Kleine dunkle Figuren bewegten sich davor, aber es war unmöglich, sie deutlich zu unterscheiden, kaum waren sie mit Sicherheit als männliche oder weibliche zu bestimmen.

Ein Strahl von Befriedigung flog über die Züge des Umherschauenden. Es war als ob die freie Luft droben dem Gesicht und der ganzen Gestalt ein völlig verändertes Gepräge aufgedrückt habe. Die schlaffen Muskeln hatten sich kraftvoll gespannt und der zwischen die Schultern gedrückte Kopf hob sich, seiner sonstigen Demuth entfremdet, kühn empor. Daraus spähte es mit glänzenden, durchdringenden Falkenaugen über First und Dach, wie wenn sie sich den Abstand jedes Vorsprunges und die Lage jeder Schindel einprägen wollten.

Der Gehülfe mochte den Vorschlag seiner Führerin, mit der Reinigung des zuerst von ihm erkletterten Schornsteines zu beginnen, nicht für zweckmäßig halten, denn er schritt jetzt wie ein Seiltänzer auf dem schmalen First eilig auf den zunächst gelegenen zu. Doch auch diesen umbog er mit einem für jeden Andern unthätig erscheinenden Sprunge, und ging aufrecht weiter, bis er die letzte Ecke erreichte. Dort hielt er einige Minuten an, indem er diejenigen Stellungen, wie bei dem ersten Schornstein, nach rechts und links hinunterspähend wiederholte — auch derselbe freudigberuhigte Ausdruck lagerte sich wieder über sein Gesicht — dann schwang er sich rittlings auf den Rand des Schornsteins, zählte noch einen Augenblick an den Fingern hin und zurück und verschwand wieder auf der freien Luft in die breite, ausgehöhnte Höhlung hinab.

Einige Augenblicke lag die Morgensonne auf Frost und Eis, auf Luft und Leben. Ueber dem alten Giebelgewirr der regen, taggeschäftigen Stadt, auf den moosbewachsenen Felsentrümmern der Vergangenheit, drüben auf den Spitzen der Berge. Einsam glänzend lag sie auf dem grauen Klosterdach und den schmalen, engvergitterten Zellenscheiben, todter, regungsloser als die leeren Steinwölbungen der Fenster droben, die gespenstisch wie verdorrte Augenhöhlen aus verschollenen Tagen herabstarrten in das blühend bewegliche Thal des Lebens.

Es schlief sich gegen das Leben ab, dieß alte, finstere, schattenhafte Gebäude, drum auch gegen die Sonne, die das Leben bringt. Ob hätte ein Strahl hineinfallen können und die eisfalte Gruft durchwärmen und die lebendig Begrabenen aufdrücken in ihren Särgen, daß bange, winterliche Sehnsucht nach dem Licht und dem Leng sie erfaßt hätte — daß sie in wilder Kraft die Leichentücher von sich geschleudert und hinausgespürt wären wie Gespenster in die blühende, sündige Welt. .

Nur an einer Stelle, wie sie langsam höher stieg, gelang es der Sonne einen zitternden Strahl hineinzuwerfen. Aber dennoch ruhten zwei Augen unverwandt auf dem schmalen, goldenen Streifen, der sich schräg durch das hohe, bemalte Kapellenfenster schlängelte und allmälig schwand, wie seines Verbrechens bewußt, matt und matter sich in den gothischen Bodenwölbungen verkroch.

Die Augen, die sich auf ihn richteten und nicht von ihm wichen, lamen aus einem schweren, kunstvoll aus Eichenholz geschnitzten Bettstuhl in einem Winkel der Kapelle. Sie gehörten einer knieenden Gestalt an, deren Größe sich nicht ermessen ließ, denen Kopf und Schultern aber völlig in einer weißen, linnenen Umhüllung verpuppen waren, die kaum eine Oeffnung für diese Augen ließ, welche, trotzdem daß nichts von den umgebenden Gesichtszügen sichtbar war, einen unverkennbaren Ausdruck besaßen.

Es mußte ein junges, leidendes Mädchengesicht mit seinen Zügen sein, aus dem diese bangen, melancholischen Augen mit dem verweinten Glanz hervorschauten. Um sie her ertönte einförmiger, näselnder Gesang der übrigen gleichgekleideten Gestalten, und ihre Lippen mochten gedankenlos mitsingen, doch man sah, ihre Gedanken zogen auf den goldenen Faden mit zum Fenster hinaus — vielleicht zum Himmel empor — jedenfalls weit, weit in andere Ferne hinüber.

„Schwester Hilaria", sagte jetzt eine strenge Stimme neben ihr. Sie kam von den Lippen einer hohen, völlig den andern gleichkostümirten Frauengestalt, deren Augen seit längerer Zeit mit herbem Ausdruck den auf dem Sonnenstreifen verweilenden Blicken gefolgt waren.

Die junge Nonne fuhr zusammen und neigte demüthig die Stirn. Sie wagte, so lange der Gesang währte, nicht mehr die Augen zu erheben; endlich verstummte derselbe, und nach einer Weile standen die Schwestern lautlos in ihren Stühlen auf und schritten über den Kreuzgang der Kapelle auf die in's Kloster führende Thür zu. In der Mitte des Kreuzganges verbeugten sie sich tief vor dem neben dem Altar befindlichen Madonnenbilde und gingen dann paarweis, doch ohne Wort und fast ohne ein Geräusch ihrer Fußtritte zu hinterlassen, weiter. Die junge Nonne, die Schwester Hilaria genannt worden, war eine der Letzten, die sich erhob.

Sie mochte jetzt so tief in Andacht versunken sein, daß sie nicht bemerkte, wie die Plätze um sie her bereits leer geworden; plötzlich sah sie erschreckt auf, raffte sich empor und eilte dem Zuge nach.

Sie mußte es nun wieder, wie sie durch den Gang hinaufschritt, ihren Augen in die Höhe zu richten, doch der flüchtige Sonnenblick war verschwunden und das graue Steingewölbe lag kalt und düster über ihr. Ein Schauer durchfiel bei dem Anblick die hohe, leichte Gestalt, den man durch das faltige Gewand, das sie bis auf die Füße hinab verhüllte, wahrnahm. Eine kalkweiße, feine, abgemagerte Hand kam einen Augenblick aus demselben zum Vorschein und glitt unter der Kopfverhüllung durch an einer krankhaft bleiche, aber wie aus Alabaster geformte Stirn, die für eine Sekunde sichtbar wurde.

„Schwester Hilaria", sagte wieder dieselbe Stimme von vorher, nur mit fast noch herberem Ton, „Du vergißt Dich heut."

Die Nonne beide wieder erschreckt zusammen und die Hand fuhr unter das faltige Gewand zurück. Dann lag sie sich ferroriert um und endlich auf die einige Schritte vor ihr stehende Aebtissin, die mit unbeweglich ausgestreckter Hand auf den Altar hindeutete. Nun erst entdeckte sie, daß sie sich im Kreuzgange befand, sich wandte sich dem Madonnenbild zu, um die versäumte Verbeugung vor ihm nachzuholen. Doch sie mochte sich in der Hast zu tief neigen, denn sie verlor den Halt und sank mit einem leisen Ruf auf den kalten Steingrabmälern des Bodens um.

Die Aebtissin, die ihre Augen nicht von ihr verwandte, trat einen Schritt zurück, um ihr zu helfen.

Allein die junge Nonne raffte sich selbst mühsam auf und folgte, die Hand auch Herz gepreßt, den andern nach. Sie schwankte etwas und lehnte sich hie und da eine Sekunde an einen Pfeiler; doch sie erreichte mit den übrigen den Ausgang und schritt, während die Aebtissin die Kapellenthür schloß, den Zuge nach durch den langen Klostergang hinunter. Derselbe wurde allmälig kürzer; rechts und links öffneten sich gerauschlos die niederen Zellenthüren und eine weißverhüllte Gestalt nach der andern verschwand in dem matten Licht, das die geöffnete Thür einen Augenblick aus dem kleinen Gemach auf den Gang hinaufsallen ließ. Auch Schwester Hilaria hatte endlich ihre Zelle erreicht. Je näher sie derselben kam, sichtbar ist das Kreuz zurückkehren; die Aebtissin auf die einsamen Stunden in ihrer Kammer verlieh ihr Trost. Sie drehte sich an Thür der mit der Nummer 24 bezeichneten Zelle, doch als sie dieselbe von Innen schließen wollte, leistete etwas auf dem Gange Widerstand. Verwundert blickte sie noch einmal hinaus, und die hohe Figur der Aebtissin stand vor ihr und trat, ihr die Hand auf die Schulter legend, ein.

Es war ein kleines, quadratisches, unbehagliches Gemach, in dem sich die beiden Nonnen befanden. Der gewöhnlichste Comfort, den um diese Zeit bereits die einfachste Bürgerfamilie nicht zu entbehren vermocht hätte, fehlte. Ein hartes Bett mit einem Bettschemel daneben, ein Tisch und ein Stuhl machten das ganze Mobiliar aus. Ein Madonnenbild mit einem Weihwassernapf darunter war an der Wand befestigt, die mit einer blaßfarbigen Tünche überzogen war; auf dem Tische stand ein kleines, elfenbeinernes Kruzifix von zierlicher Arbeit, neben ihm lag ein schwarzgebundenes Buch. Auf das Gesicht der Nonne fiel durch ein oberhalb der Augenhöhe angebrachtes, fast vergittertes Rundfenster ein graues, herbes Licht wie in eine Leichenkammer, in dem sogar die Winkel der engen Zelle und der in einem derselben befindliche Kamin unheimlich und trüb verschwammen.

Die Schwester Hilaria hatte sich an den Tisch gesetzt und harrte schweigend des Kommenden. Die Aebtissin wartete noch eine Weile, bis die letzten Schritte draußen auf dem Gange sich verloren, dann schlug sie ihre Kapuze ein wenig zurück, um freier sprechen zu können, und sagte:

„Ich möchte ein Wort mit Dir reden, liebe Schwester." Es war

Digitized by Google

fanfter geſprochen, als die früheren Ermahnungen in der Kapelle, trotzdem wiederte es hart und ſcharf von den Wänden des engen Gemaches zurück. Die Angeredete machte eine leiſe Bewegung zum Zeichen, daß ſie höre. Sie hatte ebenfalls das Kruzifix etwas zurückgeſchlagen und man ſah jetzt einen Theil des Geſichtes, der ſo marmorbleich war, daß er kaum von der weißen Umhüllung abſtach. Nur ihre Augen irrten mit dunkler Schwermuth daraus hervor, aber es lag weniger Zagen darin als vorher, da ſie die einſamen Sonnenſtreifen beobachtet. Auch ihre Geſtalt hatte ſich gehoben und ſchien beinah der Größe der Aebtiſſin gleich, die nur durch ihre ſtarkere Fülle etwas Imponirenderes erhielt. Doch ſie ſtand ſteif aufgerichtet am Tiſch, und ob war etwas in ihrem Weſen, das die Abſicht zu haben ſchien, nicht die Kloſterſchweſter der Vorgeſetzten gegenüber zu ſtellen, ſondern ein anderes Verhältniß zur Geltung zu bringen. Nur ihre unmerklich zitternde Hand, in der ſie das ſchwarze Gebetbuch leiſe hin und her bewegte, verrieth, daß in ihrem Innern nicht dieſelbe ſichere Ruhe wie in ihrer äußeren Haltung vorhanden war.

Dem ſcharfen Blick der Aebtiſſin, welche ſie forſchend mit den grauen Augen fixirte, entging weder das Eine noch das Andere.

„Du biſt ſchwach, meine Schweſter“, begann ſie jetzt wieder; „Du biſt mehr eifriger im Gebet Stärke ſuchen, den böſen Feind in Deinem Herzen zu bekämpfen. Ich beobachte Dich, ich ſehe Die ins Herz hinab. Dich reizt die Erinnerung und verſucht Dich, aber ſie iſt der Teufel, der die Hand nach Deiner Seele ſtreckt —“

Ein helles Roth flog über die ſtillen, weißen Züge der Getadelten. „Frau Prinzeſſin“, unterbrach ſie die Rednerin mit ſeiner Stimme, doch es lag etwas ſo Dominirendes in der Handbewegung, mit der die vor ihr Stehende darauf antwortete, daß die Worte ihr auf den Lippen zerrannen.

„Mit wem ſprichſt Du, meine Schweſter?“ erwiederte die Aebtiſſin.

Die junge Nonne ſenkte wieder ihre Augen vor den groben, ſicheren Blick ihrer Vorgeſetzten, eine Weile ſchwiegen Beide, doch allmälig nahmen die Augen der Letzteren etwas Sinnenderes, faſt Müdes an und ihre Stimme hatte einen weicheren Klang, als ſie ſoethhin:

„Es gab einmal eine Prinzeſſin, mein Kind, aus fürſtlichſtem Geblüt als das Deinige. Ein halbes Jahrhundert iſt ſeitdem vergangen, und ich erinnere mich ihrer nicht mehr. Nur manchmal kommt es mir wie ein Traum zurück, daß man ſie eines Tages draußen auf dem Sonnenlicht weggenommen und in eine graue Zelle geſchloſſen, wie dieſe. Damals weinte und ſchluchzte ſie und klagte den Himmel und Dich, welche ſie von ſich geſtoßen, der Erbarmungsloſigkeit an. Sie war jung wie Du, meine Tochter, und trug andere Bilder im Herzen, die ſie nie zu vergeſſen wähnte. Doch die Jahre kamen und nahmen ſie fort, und der Himmel vergieß ihr den Thau und die Blumen, und machte ihre Seele ab vom Schein und gab ihr Heil und Frieden. Friede ſei mit Dir, meine Schweſter.“

Die Aebtiſſin war näher getreten, eine milde Bewegung lag in ihrem beeden Geſicht, als ihre Hand zum Abſchiedsgruß ein Kreuz über die Stirn ihrer jungen Gefohrtin zeichnete.

Doch dieſe ſchrie jammernd auf. „Ich kann nicht und ich will nicht — nie — niemals. Ihr mögt thun was ihr wollt — ihr könnt mich tödten, aber ihr ſollt mich nicht brechen. Mit Gewalt hat man mich hergeſchleppt, mit Gewalt die Haare mir vom Haupt geſchnitten. Ich bin eine Fürſtin, ich bin ſtei wie jeder andere Menſch, wie jede Bettlerin kann ich mein Schickſal wählen wie ich will. Und man hat mich von Dem geriſſen, den ich liebe, daß weiß der Himmel, daß will die Sonne nicht — daß können nur eure ſtarren, liebloſen Ogenbilder verlangen — mit zwanzig Jahren, im Frühling hat man mich lebendig begraben.“

Ein heftiges, leidenſchaftliches Schluchzen erſtickte ihre Stimme, ſie preßte die abgezehrten Hände wild an ihr Geſicht, daß die Theänen, um einen Ausweg zu gewinnen, zwiſchen ihren feinen Fingern hervorquollen, dann fuhr ſie fortig fort:

„Und ihr ſollt mich nicht unternehmen, ich ſchreie gegen den Frevel bis mir die Stimme verſagt — ich will weinen — weinen, nicht bis ihr gerührt ſeid, aber bis meine Theänen die Mauern erweicht haben, daß der Felſen ſich meiner erbarmt.“

Sie hatte das Gebetbuch mit beiden Handen erfaßt, als wollte ſie es der Aebtiſſin ſymbolich vor die Füße ſchleudern, doch eine majeſtätiſche Geſte hielten ſie ihren Arm zurück.

„Unſeliges Weib, wiſſt Du Dem trotzen, der Himmel und Erde und Dich ſelbſt, arme Kreatur, geſchaffen hat?“ antwortete ſie mit drohend gehobener Stimme. „Glaubſt Du, Dein eitler Rang, den die Erdenwelt Dir verliehen, gelte vor ihm, gelte vor uns. Die Letzte ſteht Du vor mir da in ohnmächtigem Wahnwitz, aber die Erſte für die Strafe, die Deine gottvergeſſene Rede erfordert.“

Die Nonne erwiederte nichts, gedankenlos glitten ihre Finger blätternd durch das Gebetbuch, nur eine flammende Röthe übergoß plötzlich ihre Stirn und ein unwillkürlicher Schrei antwortete den letzten, drohenden Worten der Aebtiſſin.

Dieſe, die ſich ſchon zum Fortgehen angeſchickt, wandte ſich bei dem Klange noch einmal um. Sie ſah die Bedrohte ſchwankend und mit der einen Hand ihr unterſtützend auf den Tiſch geſtützt, während die andere mit krampfhaft zuſammengeſchloſſenen Fingern das Gebetbuch umklammert hielt. Ein faſt hohnlicher Zug umſpielte die weißen Lippen der Aebtiſſin bei dem Anblick, als ſie mit eiſigem Ton hinzuſetzte:

„Rüttle an den Mauern, geiſle Dich ſelbſt und zermartere Deine Kraft an den Felſen, meine Deine Thränen über Deine eigne, irre, verlorene Seele und erſpare Dir ſelbſt einen Theil der Buße, den der Zorn des Himmels nach unſerem Geſetz Dir auferlegen wird.“

Die Nonne hatte jetzt das Geſicht in den Händen verborgen. Sie ſah lautlos, wie die Aebtiſſin ohne Gruß aus der Thür ſchritt, wie die Thür ſich öffnete — ſie fühlte, daß ihr die Kraft mangelte, ihr zu folgen. Mit übermächtiger Anſtrengung machte ſie einen Schritt vorwärts, aber die Füße verſagten ihr und ſie fiel in dem Augenblick gegen die Thür, als die Aebtiſſin ſie von draußen ſchloß und ernſt den Gang hinabſchritt. Ihre Hand taſtete inſtinktiv nach dem Riegel und ſchob ihn vor, dann ſank ſie ohnmächtig zu Boden und aus dem Gebetbuch, das neben ihr zur Erde rollte, flatterte ein weißes Blättchen, auf das ſie, ſchon halb beſinnungslos, mit letzter Kraft verdedend die magere Hand anſtreckte.

Wenige Minuten ſpäter verließ der fromme Daniel, von Kopf bis zu Fuß aufgeſchwärzt, das Kloſter. Die Laienſchweſter nahm ihn am Ende des Ganges in Empfang und begleitete ihn, nachdem ſie die ſchwere, innere Thür aufgeſchloſſen, über den Hofraum. „Schlimme Dinge mit der Schweſter Hilaria“, flüſterte ſie gehemmtvoll, „die Schweſter Aebtiſſin iſt furchtbar aufgebracht und hat auf heut Nachmittag eine Verſammlung berufen.“

Die nicht geſchwärzten Stellen im Geſicht des Kloſterbruders flammten leidenſchaft gegen die dunkle Umfloode ab. Die kleine Leiter, die er auf der Schulter trug, fiel ihm zu Boden und er kniete zitternd daneben auf den Weg, um ſie aufzuheben. Er athmete haſtig und ſeine Lippen öffneten ſich wie zu einer Frage, doch ſie ſchloſſen ſich eilig wieder, als die Pförtnerin mitleidig ſagte:

„Ihr habt Euch wohl ſehr angeſtrengt; Euer Meiſter ſagte auch immer, es ſei die mühſamſte Arbeit hier in dieſen verlaſſenen Schwarzhirnen. Die Frau Aebtiſſin läßt Euch auch ſagen, Ihr möchtet Euch Zeit laſſen und wenn Ihr wegen nicht gut fertig werden könntet, übermorgen zur Hülfe nehmen. Sie wird Euch den Dank für Eure Mühe und fromme Dienſtleiſtung reichlich in Gebeten vergelten.“

Dieſe Ausſicht ſchien einen ungemein beruhigenden Einfluß auf den frommen Daniel auszuüben. Die Todtenblaſſe ſeines Geſichtes verſchwand und er athmete leicht auf. „Sagt der ehrwürdigen Schweſter Aebtiſſin meinen demüthigſten Dank“, erwiederte er elaſtiſch aufſpringend und die Leiter auf ſeiner Schulter befeſtigend. Er ſchien noch etwas auf der Zunge zu haben, aber die zögernden Lippen ſchloſſen ſich wieder und er ſagte nur unter dem Ausgang:

„Alſo morgen früh — Gott zum Gruß, meine Schweſter.“

„Dann bei Dach Thor ſchallend hinter ihm zu; er hörte noch, wie der ſchwere Riegel ſich von Innen vorſchob, nah ſtrebte langſam durch die heiße Auguſt-Mittagsſonne auf die Stadt zu. Er mußte tief in Gedanken verſunken ſein, denn er bemerkte nicht einmal, daß Jungfer Anne mit Rembrudt's Blöchen vor der Hausthüre des Golbſchmiedes plaudernd ſtand, und ging ohne Gruß an beiden Mädchen, zu ſogar an dem ſtreitenden Marenbilde unter dem Stadtthore vorüber.

Es vergieng kein Tag mehr, an dem Jungfer Anne nicht in der Frühe oder am Nachmittag über die Straße hüpfte, um mit dem Goldſchmiedstöchtern ein Stündchen, ein halbes Stündchen, oder wenigſtens ein paar Minuten zu plaudern. Die unterbrochene Freundſchaft zwiſchen den beiden jungen Mädchen war wieder angeknüpft und, wie es am Ende natürlich war, da die kleine Blöß jetzt ebenfalls auf den Namen einer erwachſenen Mädchens Anſpruch machen konnte, feſter und bedeutungsvoller als in ihrer Kindheit. Auf Spaziergängen vor der Stadt ſah man ſie meiſtens beiſammen, gemeiniglich auch in Begleitung Walter's, der ſie auf verſchlungenen Bergwegen zu irgend einer neu vom ihm entdeckten überraſchenden Ausſicht zu führen pflegte. Er war ein großer Freund der Natur und nahm mit immerer Freude wahr, daß auch allmälig auch Annens Thorinnahme für dieſelbe eine regere — und ungekünſtelter wurde, daß ſie für einen lieblichen derartigen Genuß eine Dreingiegung ihrer ſorgfältig gewählten Toilette minder zu ſcheuen begann. Aufmerkſam hörte ſie auf die Erläuterungen, die er den beiden Mädchen auf ſeinem Weſen gab, und nur hin und wieder, wenn er ſie auf eine der vielfach die Stadt umrönenden Ruinen geführt, kam in Jungfer Anne noch die Baroneſſe ein wenig wieder zum Vorſchein. Sie ſtrunte ſich dann nach den alten Rittergeſchlechtern, die dereinſt auf dieſen Trümmern geſeſſen, und hörte ſchmollend unwillig die Auseinanderſetzungen ihres Begleiters an, der ihre Lieblinge Raubritter titulirte und ſie nicht nur als völlig unnütze, ſon-

Digitized by Google

dern geradezu als verderbliche Schmarotzermitglieder der menschlichen Gesellschaft bezeichnete, deren Zwingherren zum Glück gebrochen und für immer in Schutt verwandelt dalägen. Dann sprach er von dem Geist der neuen Zeit, die jedem Einzelnen mux soviel Werth und Bedeutung zuerkenne, als er sich durch die Thätigkeit seines Geistes oder seiner Hände selbst erwerbe, und wie die Nachkommenschaft seiner edlen Raubritter des Mittelalters deßhalb sich immer unfähiger erweise und auf eine immer tiefere Stufe hinabsinke, während dem einfachen Bürgerstande die Zukunft und die Neugestaltung der irdischen Verhältnisse angehöre. Doch auch von den Wenigen, wo es bei adliger Geburt wahren Adel und Tüchtigkeit angetroffen, sprach er mit Achtung und verspottete dadurch das Mädchen wieder, das dann in Stücken dachte, wie schön es doch wäre, wenn der alte Jugendfreund sich als ein solcher mit wahrem Adel begabter Baron plötzlich entpuppen könnte.

Sie ließ sich wie gesagt von Meister Mathias' gerunzelten Brauen nicht abschrecken, täglich das Nachbarhaus zu besuchen, wo Röschen wie der alte Goldschmied und seine Frau allmälig das Vorurtheil, das sie in den letzten Jahren gegen das gegierte, vornehmthuerische Volen des Mädchens gefaßt hatten, ablegten. Viel mochte allerdings dazu thun, daß sie sahen, mit welcher Freudigkeit der junge Meister, die frische Stütze ihres Hauses, jedesmal in Gegenwart der alten Jugendgespielin aufstehte. Er saß sonst oftmals sinnend und nachdenklich bei der Arbeit, und häufig runzelte sich seine Stirn wie von heftenden Gedanken zusammengezogen, aber die Wolken verflogen immer sofort, wenn er Mmens Stimme unten auf dem Flur vernahm, die stets bei ihrem Eintritt so laut: „Röschen" rief, daß es nothwendig bis in jeden Winkel des Hauses und daher um so sicherer in die gar nicht weit entlegene Werkstatt hineinhallen mußte. Häufig war freilich diese Anstrengung durchaus nicht erforderlich und erschien vollends sehr überflüssig, wenn die Gerufene, was oft geschah, die Freundin schon auf der Straße bewerkt hatte und ihr dicht hinter der Thür entgegenkam. Es war ebenso räthselhaft, warum Jungfer Anne es dann doch nicht unterlassen konnte, den Goldschmiedstöchterlein mit lautem Ruf um den Hals zu fallen, als daß es sich regelmäßig, sie mochte kommen zu welcher Tageszeit sie wollte, so traf, daß der junge Meister grade die Absicht hatte, ein halbes Stündchen von der Arbeit zu pausiren, und mit fröhlichem Gesicht aus der Werkstatt auf den Flur hinaustrat.

Hin und wieder ereignete es sich auch wohl, daß Walter diese Besuche, obwohl sie durchaus nicht ihm, sondern der Schwester galten, höflich erwiederte und zumeist in der Dämmerstunde auf einige Worte in Meister Mathias' Hause vorsprach. Der Letztere war bei seiner Ankunft selten zugegen oder entfernte sich wohl geradezu durch eine Nebenthür, wenn der junge Goldschmied eintrat; daß empfingen Mutter und Tochter diesen um so freundlicher. Er saß dann bei ihnen und erzählte ihnen von seinen Reisen und seinen Erlebnissen in der großen Welt, unvermerkt verrann die Zeit dabei, bis es dunkel und dunkler wurde, daß die Mutter es nicht zu bemerken brauchte, wenn die Hände der beiden alten Gespielen sich heimlich einander näherten und ineinanderflochten, und allmälig ließ sie gar ab und zu ein vertraulliches Wort im Zwieficht fallen, das ihre Zuthunung anwuete und sich nur mit einer ihr früher nicht eigenen Furchtsamkeit über den Willen des Vaters hinwegsetzte, wenn sie in allen anderen Dingen zu leuten vermochte, der aber jeder heraigen Anspielung eine so ungewöhnliche Entschlossenheit entgegensetzte, daß sie die unabsehbarsten Hindernisse befürchtete. Es war ihr dabei zur Ehre gewordeu, daß der fromme Daniel an dieser Bewanderung Schuld trage und daß sich Alles wieder in alle Geleis fügen werde, wenn es nur gelinge, diesen „losen Genius" ihres Eheherrn aus dem Hause zu entfernen. Dieser gewann in der That einer fast unerhörten Freiheit. Er hielt sich auf den Wunsch des Meisters in seiner unbeschäftigten Zeit nach Belieben in den Familienzimmern auf, und Mutter und Tochter behaupteten, er benütze jede Gelegenheit, um sowohl bei ihnen als bei den übrigen Gesellen zu spioniren und seine Entdeckungen Meister Mathias zu hinterbringen.

So ging der Spätsommer über das Land und die Baume begannen allmälig sich leise zu färben. Tag- und Nachtgleiche war bereits vorüber und in den Weinbergen jenseits des Flusses fing es an lebendig zu werden. Das Jahr war trefflich gewesen und die Abhänge hatten auch der Ferne ihre sonst sommergrüne Färbung beinah mit einem dunkelbläulichen Schimmer vertauscht, so dicht hing Traube um Traube an den Stöcken. Alt und Jung zog hinaus, um bei der Weinlese behülflich zu sein oder um ein Geringes nach Hergenlaub in den süßen Beeren zu schwelgen. Daß ein Stündchen machte sich, obwohl der Kalendermann nichts davon bemerkte, einmüthig Feierabe und genoß in vollen Zügen die köstliche Dreifaltigkeit des blauen Himmels, der vollgereiften Frucht und des warmen Herbstsonnenscheins, der sein goldiges Licht darüber ausgoß.

Auch den jungen Goldschmied litt es heut Nachmittag nicht an der Arbeit. Erst spiegelte ihm die Sonne, was sie sonst um diese Zeit nie gethan, auf die Hände; dann als er aufstand, um die Vorhänge zu schließen, fiel sein Blick hinaus auf die übergoldeten Berge, und er blieb stehen und sah hinaus, und je länger er hinausblickte, desto mehr schwand ihm die Lust sich wieder niederzusetzen und fortzuarbeiten. Ehe er es wußte, hatte er den Hausrock abgelegt und begann sich umzukleiden, und merkwürdiger Weise wußte ihm immer das Beste aus seiner Garderobe in die Hände gerathen. Dann, sah er sich flattich und wie nur je, nahm seinen feinsten Hut und ging über die Straße geradeswegs in das Thor Herrn Thorbecker's hinein.

Auf dem Flur begegnete er einem Gehilfen, den er nach dem Hausherrn fragte. Der Schornsteinfeger-schüttelte den Kopf und entgegnete, daß er den Meister etwa vor einer halben Stunde habe fortgehen sehen. Die Antwort verdroß den jungen Goldschmied sichtlich. Er blickte zurück dem Gesellen nach und machte Miene, ebenfalls umzukehren und ihm zu folgen; daß nach einigen Sekunden wendete er sich entschlossen und stieg die Treppe hinan. Im ersten Stock schritt er über einen mit alten, hohen Schränken besetzten Gang und pochte leise am Ende desselben an eine Thür. Niemand antwortete und er klopfte stärker. Als sich auch hierauf nichts regte, öffnete er vorsichtig und trat ein.

Es war ein geräumiges, dunkelmöbligtes Zimmer, das sich vor ihm aufthat, das aber trotz der drei Fenster, die es besaß, um die frühe Nachmittagsheit fast dämmerig erschien. Dicht vor den Scheiben ragten die hohen Bäume aus dem ehemaligen Stadtgraben auf, in den das Zimmer hinausblickt. Dazu bildete jedes Fenster eine Reihe für sich, so daß selbst um Mittag, so lange die Bäume nicht entlaubt waren, in den Hintergrund der Stube nur ein mattes Licht hineinfiel.

Die Fenster waren sämmtlich weit geöffnet, in einer der Nischen stand eine weibliche Figur. Sie lehnte sich hinaus und blickte vor sich in den Garten hinunter. Ein sammendes Dämmerungsdunkel kam aus der Ferne herüber und spann sich zwischen dem Baumgewoge fort, so daß sie nichts von dem Anpochen und den Fußtritten hinter sich vernahm.

(Fortsetzung folgt.)

Der Arzt als Hausfreund.

Von

Dr. med. H. Klencke.

2. Das Tabakschnupfen.

„Nehmen Sie eine Prise?" — so lautet die freundliche Redensart, welche als das schnellste Anknüpfungsmittel der Bekanntschaft und weiteren Vertraulichkeit bei hergebrauter Sitte beliebt und benutzt ist. — Hat man erst mit Jemandem einen gleichen Genußreiz ausgewechselt, in eine und dieselbe Dose, obenein eine fremde, getippt, gleiche angenehme Wärme unter der Stirne empfunden, oder auf den Kitzel des Reizes ein gemüthliches Prost erwidert, so ist eine lange Reihe von allmäligen Annäherungsstufen und Formalitäten schnell überwunden. So ist das Schnupfen, Anfangs verpönt, beliebt, von Fürsten und Königen mit Wohlwollen bedeutet, dennoch im Laufe der Zeit (und in Frankreich schnupfte man zuerst unter dem XIII. Ludwig, 1610—1643) zu einem gemüthlichen Kulturbedürfnisse der Völker geworden, und einige europäische Nationen sind sogar als Schnupfer historisch geworden, wie z. B. die Portugiesen. Auch in unserem deutschen Volke steht die Schnupftabaksdose nicht, und gehört bei vielen Herren zu den Luxusartikeln. Im 17. und 18. Jahrhundert schnupften auch die Damen weit mehr als jetzt; so war z. B. die geistreiche, liebenswürdige erste Königin von Preußen, Charlotte, eine passionirte Schnupferin und konnte dem verführerischen Genußheitstriebe selbst in der feierlichen Handlung der Krönung zu Königsberg nicht widerstehen, so daß der fromme König ihr einen öffentlichen Verweis zukommen ließ; auch wußte sie die Prise so graziös zum hübschen Näschen zu führen, daß Peter der Große bei einem Diner in Hannover ganz entzückt davon, obgleich er jedem seiner schnupfenden Unterthanen die Nase abschneiden ließ, um eine Prise aus ihrer Dose bat und sich, für das Ausland, selbst eine zulegte. —

Blicken wir jetzt aber einmal auf die Sache selbst vom Gesichtspunkte des Gesundheitsschutzes. Was ist Schnupftabak? — Tabaksblätter, die in verschiedener Weise einer Bearbeitung mit oder ohne Gährung unterworfen, mit Saucen zubereitet und gepulvert sind. Ihre Wirkung ist beizend scharf, denn wer sich nicht durch Gewohnheit gegen den Reiz der Nasenschleimhaut abgestumpft hat, bekommt Thränenerguß, Blutandrang nach den Augen, Niesen (Krampf des Zwerchfells und der Athemmuskeln) und, gerath ein Körnchen in den Schlund, heftiges Brennen und Würgen. Im wahren Grund ist das Schnupfen als Gewohnheitsgenuß und Bedürfniß ein höchst lächerliches und thörichtes Beginnen, sich die Nase voll

Digitized by Google

zu stopfen mit einem eisblaß abfärbenden, widerlich feucht gemischten und riechenden Pulver, das die Nasenöffnungen und Oberlippe schmutzt, die Geruchsnerven abstumpft, die Schleimhaut derbe und unempfindlich macht, ihre Absonderungsfunktion unterdrückt, einen künstlichen Katarrh erregt, die Stimme dumpf, gaumenthonend und näselnd klanglos macht, und, durch den abgethanenen Schund unmerklich und reichlich entweichend, in den Magen gelangt und die Verdauung desselben schwächt. Auch kann bei scharfem Aufsieben und feingepulvertem Tabak derselbe in die Stirnhöhlen und, wie und die Erfahrung bestätigt hat, durch die feinen Löcher des Siebbeins schlüpfen, an das Gehirn kommen und hier gefährliche Reizzustände, Entzündung und Wahnsinn hervorrufen. — Indessen die Thorheit ist einmal kulturmäßig geworden, und wir würden selbst belächelt werden, wollten wir dagegen eifern. Erkennen wir also das Schnupfen als berechtigt an und sehen wir einmal zu, was wir demselben noch für die Gesundheit abgewinnen können. —

Die Schnupftabake unterscheiden sich in zwei Hauptklassen: in sogenannte neutrale oder trockene oder leicht alkalische, und in saure oder feuchte Sorten. Die neutralen, die auch die Bezeichnung französische oder Pariser Schnupftabake führen, werden zwar nach dem Namen der Blätter getauft, die angeblich dazu verwandt sein sollen, wie Virginia, Amerikafort ꝛc. aber in Europa wohl durchgehends künstlich fabrizirt. Sie zeichnen sich sämmtlich durch ein Geruch nach Ammoniak aus, der eigentlich in natürlicher Weise aus dem Blatte selbst stammen sollte, aber ebenfalls meistens künstlich hineingebracht wird. Man rechnet zu dieser Sorte: den Rappee, Macuba, holländischen Schnupftabak, Spanisch ꝛc. In Bezug auf Gesundheit sind sie im Allgemeinen weniger gefährlich, als die sauren Schnupftabake, welche unter den Namen: St. Omer, Doppelmops, Grand Cardinal und dessen feinere Sorte Carotte, St. Vincent ꝛc. beliebt sind und, da sie sich dauernd in einem feuchten Zustande erhalten sollen, ohne in Verderbniß überzugehen, dieß aber nur durch verschiedene fremde, oft giftige Beimischungen erreicht wird, leicht bei gewohnten, häufigem Gebrauche einen nachtheiligen Einfluß ausüben. — Sie sind saure Tabaksorten, weil sie sauer riechen, indem, wenn sie wirklich echt hergestellt werden, durch Einführung eines Gährungsprozesses, Essigsäure in ihnen erzeugt wird. Die Schnellfabrikation aber ersetzt diese natürliche Gährungsfähre sehr oft durch Alaun, Bleizucker und andere nicht gesahrlose Mineralien, und hat dadurch wirklich der Bleizucker (essigsaures Bleioxyd) augenommen, bewiesen, daß sie sich durch die Probe völlig zu Asche verbrannt ist. Diese Asche feuchtet man mit etwas destillirtem Wasser an, giebt 2—3 Tropfen Salpetersäure hinzu und läßt nun diese Masse im Weichstoff bis zur Trockenheit abdampfen. Diese so behandelte Asche wird jetzt in destillirtem Wasser aufgelöst, die Auflösung durch Filtrirpapier abfiltrirt, in ein Spitzgläschen gegossen und mit den Erkennungsmitteln des Bleies geprüft. Tröpfelt man Schwefelsäure hinzu und entsteht eine weiße Trübung, die sich als weißer Niederschlag senkt, so ist gewiß Blei im Tabak; noch empfindlicher ist die Prüfung mit Schwefelwasserstoffwasser, das in jeder Apotheke vorräthig ist; giebt man hiervon zu der Verdachtsflüssigkeit einige, von einer frische Probe nehmen muß, wenn man schon einmal mit Schwefelsäure geprüft hatte) und färbt sich die Flüssigkeit bräunlich oder schwärzlich, so kann man seit überzeugt sein, daß Blei im Schnupftabak enthalten ist, und um so mehr, je schwärzlicher die Färbung wird. Und der Verdacht ist wohl begründet, denn wir fanden auf genauestem, chemischem Prüfungswege schon 16—20 Prozent Blei in hundert Gewichtstheilen Schnupftabak. —

Die Tabake sollen auch ihre beliebte Farbe haben; man nimmt in der Regel französischer Schwarz dazu (verkohlte Weinhefe mit Kalisalzen zubereitet), ein Stoff, der nicht giftig ist, aber schmutzt und die Finger und Nasenlöcher der Schnupfer schwärzt. Es kommen aber auch Tabaksorten vor, die mit metallischen Schwefelverbindungen, die giftig sind, gefärbt werden. Wir rathen alle solche Sorten zu vermeiden, welche gelb oder hart schwarz abfärben, auch Dinte riechen oder ein metallisch stimmendes Ansehen haben. —

Für die Gesundheitslehre ergeben sich nun folgende Regeln: Wer einmal schnupft, ziehe die trockenen Sorten, als die minder gefährlichen, vor. Im Allgemeinen ist es besser, sich dieser schmutzigen, oft widerlichen Passion nicht hinzugeben. Eine selten genommene Prise ist ein Belebungs- und Erweckungsmittel unschuldiger Art, welches das Gehirn zu geistiger Erwunterung anregt und durch Gegenreiz und vermehrte Schleimabsonderung den Blutzudrang von Stirn und Augen ableiten kann. Das Gewohnheitsschnupfen stumpft diesen Reiz und seine wohlthätige Wirkung völlig ab. Den belannten Schneeberger soll man niemals gebrauchen; sein staubfeines Pulver kann bei heftigem Aufziehen durch die Siebplatte an das Gehirn dringen und lebensgefährliche Zufälle hervorrufen, denn es enthält dieß Pulver gewöhnlich zerstäubtes Glas, Spießglanz und scharfe Pflanzenstoffe. So soll der Gewohnheitsschnupfer auch nur grobkörnigen Tabak schnupfen.

Räthsel.

Ich schwinge hoch mich in die Lüfte,
Ich stürze mich in tiefe Klüfte,
Ein Räuber, packt ich die Beute,
Und führe fern sie in die Weite,
Doch segne ich das ganze Land,
Durch das ich zieh mein schimmernd Band.

Mit Wut bin ich, ernste Schaum und Dünste,
Verbinde hoch des Friedens Künste,
Erhöh' des Landes Blüt' und Kräfte,
Bin bald dem Festgreisen Geschäfte.
Doch rief ich schon der Ahnen: Krieg!
Und brachte meinen Trägern Sieg.

Auch setze noch derselbe ich bewundert
Und strahl' im neunzehnten Jahrhundert
In Eisen, in Metalle und in Schwärze,
In goldner Zierde und in Erze.
Demüthig geh' ich selbst mich auf,
Verfalle in den Höhren Lauf.

In meinem Kühnen, frohen Wandel
Beschütze ich Verkehr und Handel.
Traun hat als segenreichen Bothen
Man oft mich ehrend eingeladen,
Und Burg und Berg und Wand' und Au
Trägt meinen Namen stolz zur Schau.

Willst Du nun richtig mich erkennen,
Musst Du bald „der", bald „die" mich nennen.

Auflösung des Wenderäthsels Seite 288:

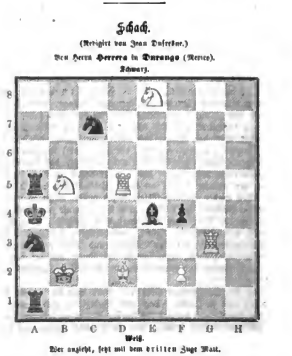
Made — Ade — Dame.

Schach.

(Mitgetheilt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Herrera** in **Turango** (Mexico).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht, setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 276:

Weiß.	Schwarz.
1) T 2 — T 4 †	1) Q 4 nimmt T 3.
2) Q 7 — Q 4	2) T. Q 7 nimmt Q 4.
3) S. D 4 — C 6	3) T. T 7 — T 5.
4) T. D 8 nimmt T 6 † . .	4) T. C 6 nimmt T 6.
b) Q. C 6 — K 7 Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Gr. Halberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 28.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Alte und neue Hundehistorien.

Von **W. v. N.**

(Bild S. 435.)

(Schluß.)

Wie sehr Friedrich der Große seine Hunde liebte, ist bekannt. Er hatte stets vier wunderschöne Windspiele um sich, mochte er nun in seinem Kabinet für die Größe Preußens arbeiten, oder auf dem Schlachtfelde dafür kämpfen. Unter diesen schönen Thieren waren Biche und Alkmene dem großen Könige die liebsten. Er fütterte sie stets selbst — ja er verwöhnte die reizenden, schlanken Thierchen so sehr, daß sie ungestraft auf den seidenen oder silberbrokatenen Sesseln und Sophas ruhen durften. Noch heute zeigt man im Neuen Palais bei Sanssouci die von Alkmene und Biche zerrissenen kostbaren Ueberzüge.

In der Schlacht bei Soor (1745) war Biche mit der königlichen Bagage den Oesterreichern in die Hände gefallen. Lange verweigerte General Nadasdy die Auswechselung, bis der König seine Biche endlich durch die Zurücksendung — ich weiß nicht, wie vieler gefangener Oesterreicher wieder erkaufte. Friedrich saß an seinem Schreibtische — plötzlich geht die Thür auf — und mit hellem Jubelgebell springt die schöne Biche in's Zimmer und legt ihre feinen, freudezitternden Pfötchen zärtlich um seinen Hals. Dem jungen, eisernen Fritz traten Freudenthränen in die großen blauen Augen.

Und einst, als der König bis tief in die Nacht hinein arbeitete — da durfte die kluge Biche ungestraft auf den Schreibtisch springen und dem Könige die Feder aus der Hand zupfen ... „Ha, Du hast Recht, Biche — es ist Zeit — wir wollen zu Bett gehen!" Und Biche durfte das königliche Lager theilen.

Als der König während des schlesischen Feldzuges hörte, daß Alkmene in Sanssouci gestorben — da schämte er sich nicht seiner Thränen. Er ließ das einbalsamirte Thier bis zu seiner Zurückkunft in sein Bibliothekzimmer setzen — dann auf der Terrasse von Sanssouci begraben. Dort — zwischen seinen Hunden und seinem Lieblingspferde — wollte der Philosoph von Sanssouci selber einst ausruhen von seinem thatenreichen Leben, weil er behauptete, kein Mensch habe ihm so treu und selbstlos geliebt, wie diese Thiere ... aber die Pietät bereitete dem Könige ein würdigeres Grab in der Garnisonskirche zu Potsdam.

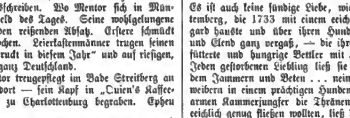
Und auch unsere Tage haben berühmt gewordene Hunde zu verzeichnen. Es war am 28. Februar 1852. Durch die Furth der Isar, dicht bei München, wollte ein Knecht mit seinem Ochsenwagen voll Kalksteinen fahren. Plötzlich wird oberhalb des Bergstroms, bei der Praterwiese, die große Schleuse geöffnet ... brausende Wasserwassen stürzen heran und reißen Wagen und Ochsen und Knecht im wilden Strudel mit sich fort ... Rathlos steht die Menschenmenge am Ufer — da bricht sich ein Herr mit einer großen, schönen dänischen Dogge von glänzender gelber Farbe durch die Zuschauer Bahn: „Mentor — apporte den Menschen dort!" Ein schneller Blick mit den klugen, leuchtenden Augen nach dem Gesichte seines Herrn — und mit einem Satz ist der Hund im Wasserwogen ... Dort taucht ein Kopf auf — jetzt eine Hand ... und schon hat Mentor den Arm des Knechts zwischen den Zähnen und arbeitet sich mit gewaltiger Anstrengung durch die brandenden Wogen durch. Sein Herr, der frühere russische Hofschauspieler Unien, ist ihm bis an die Brust in's Wasser entgegengeeilt — das gibt dem Thiere neue Kraft. Wie leblos liegt der Gerettete am Ufer — Mentor folgt ihm in das nächste Haus und leckt ihm unaufhörlich Hände und Gesicht. Als es den Anstrengungen des Arztes nach zwei Stunden gelingt, den Verunglückten in's Leben zurückzurufen — da weiß Mentor sich vor

Alt und neue Hundehistorien. Hinsicher Phot. (S. 435.)

Digitized by Google

Freudensprüngen kaum zu lassen . . . — König Max ließ das Porträt des Menschenretters Mentor von Adams in Oel malen, und schmückte bis an seinen Tod sein Arbeitskabinet mit diesem Bilde, dann siedelte es in die Hofgalerie über. Von schöner, hoher Hand wurde Mentor mit einem silbernen Halsbande geschmückt, das die Inschrift trägt: „Dem braven Menschenretter Mentor zum Andenken an den 28. Februar 1852.“ Das königlich bayerische Kreis- und Stadtgericht München widmete dem „Menschenretter Mentor“ unter dem 15. März 1852 ein stattliches amtliches Anerkennungsschreiben. Wo Mentor sich in München blicken ließ, ward er der Held des Tages. Seine wohlgelungene Lithographie und Biographie fanden reißenden Absatz. Erstere schmückt noch heute manch münchener Stübchen. Leierkastenmänner trugen seinen Ruhm „im allerneuesten Liede gedruckt in diesem Jahr“ und auf riesigen, farbenschillernden Tableaux durch ganz Deutschland.

Vierzehn Jahre alt starb Mentor treugesagt im Bade Streitberg an Altersschwäche. Sein Leib ruht dort — sein Kopf in „Cuien's Kaffeegarten“, links vom Schloßgarten zu Charlottenburg begraben. Epheu umgrünt den Hügel.



Wie hat England noch vor zwei Jahren seinen „Helden von Inkermann“ gefeiert — den Hund Snob!

Ein englischer Ingenieur-Unteroffizier hatte nach der blutigen Schlacht an der Alma auf der Leiche eines russischen Offiziers einen winselnden Hund gefunden. Nach der Verdrängung seines Herrn folgte der Verwaiste dem freundlichen Unteroffizier. Bald war er der Liebling der Kompagnie, er begleitete sie in die Schlachten von Balaklawa und Inkermann und machte die lange Belagerung von Sebastopol mit. Die Soldaten nannten ihn „Snob“ — vielleicht wegen seiner snob-nose — Stumpfnase. Vor Sebastopol erhielt er die Tapferkeitsmedaille am blauen Bande.

Beim Einmarsch der Truppen in London war Snob der Held des Tages. Königin Viktoria ließ ihn sich vorstellen. Seit der Zeit lebte er bei seiner Kompagnie in London, und wenn das Hornsignal zum Essen erschallte, war Snob der pünktlichste.

„Snob starb am 31. März 1867, war bei Inkermann, Balaklawa im Feuer, wurde bei Sebastopol beerdigt!“ — lautet die Inschrift, die noch heute in Chatham die Stelle zeigt, wo Snob in der Nähe des Denkmals für die im Kriege gefallenen Ingenieur-Offiziere mit allen militärischen Ehren begraben wurde. Die Spielleute wohnten ihm einen Trauermarsch, und die von den Russen bei Bomarsund erbeutete Trommel wirbelte dumpf hinein. Drei Salven donnerten über das Gras, und Offiziere und Soldaten traten dem treuen Kameraden ein trauriges: „Have well!“ nach. —

— Der „Hund von Sadowa“ aus dem jüngsten Preußisch-Oesterreichischen Kriege ist unsern Lesern noch in zu frischem Andenken, als daß wir viel zu seinem Ruhme zu sagen brauchten. Freiwillig folgte er dem zweiten Garderegiment von Berlin aus und stand muthig in allen Treffen im Feuer. Bei Sadowa ward er verwundet, mich aber kennen die Leser von der Seite seiner Kameraden. Beim Einmarsch des siegreichen Truppen in Berlin erwuchs er den Enthusiasmus der Berliner. Jetzt ruht der „Hund von Sadowa“ als gefeierter Gast eines pommer'schen Gutsbesitzers, der als Landwehroffizier an seiner Seite focht, auf seinen wohlverdienten Lorbeeren in ländlicher Zurückgezogenheit. Und wenn man ihn auch bereits nicht mit Trauermusik und Trauersalven bestatten wird — denn das vereint sich nicht mit der deutschen Pietät gegen unsere eigenen lieben Verstorbenen! — so wird doch „der Hund von Sadowa“ unvergessen bleiben, so lange noch einer von den Helden jenes Tags lebt!

— Dein Name ist längst vergessen, treuer Hund, der du mich schon als Kind durch deine „Treue bis in den Tod“ bis zu Thränen gerührt hast — deine That aber lebt fort! — Ein Reisender reitet durch den Wald. Plötzlich springt sein Hund mit lautem Bellen an ihm in die Höhe . . . der Herr sucht ihn zu beruhigen — er schilt ihn — er schlägt ihn mit der Peitsche . . . ja, als der Hund sich immer wilder geberdet und zuletzt sogar dem Pferde nach dem Halse schnappt . . . da glaubt der Reisende, sein Hund sei toll geworden und — schießt ihn nieder. Winselnd bricht der Hund zusammen — der Herr reitet weiter. Da bemerkt er mit Schrecken, daß er sein werthvolles Mantelsack verloren hat. Er reitet zurück. Er findet zuerst eine Blutlache — ja, hier hat er auf seinen Hund geschossen . . . aber der Hund ist nicht mehr hier. Nur eine Blutspur zeigt, daß er den Weg weitere zurückgerochen ist. Da überkommt den Reiter ein Ahnen — fällt? . . . Ja, da liegt der treue Hund als Wächter auf dem verlornen Mantelsack, zu dem er seinen Herrn vergebens zurückzuverren versuchte . . . und er seht noch einmal die Hand, die nur eine tödtliche Kugel für ihn hatte — — und ist todt! . . . .

Mit solchen Geschichten und im täglichen Verkehr mit den treuen, klugen Thieren wuchs meine Liebe zu den Hunden groß. Aber es ist keine lächerliche Liebe, wie die des Grafen Eleonumt, der beim Tode seines Lieblingshundes Citron nicht nur feierliche Beileidsbesuche in Trauerkleidern empfing, sondern sogar bei seinem Pfarrer eine prächtige und rührende Hundegrabschrift bestellte. Die letztere hat der Pfarrer auf's Beste ausgeführt, denn er schrieb auf den Grabstein:

> Ci-gît Citron, qui nous prat-être
> Avait plus de sens que son maître!
> Chier liegt Citron, welcher ehne Spaß
> Mehr Verstand als sein Herr besaß!)

Es ist auch keine sündige Liebe, wie die der Prinzessin Anna von Württemberg, die 1733 mit einem reichen Hofstaat von Hunden zu Wämpeln gar hundte und über ihren Hunden die Menschen mit ihrem Hunger und Elend ganz vergaß, — die ihre Hunde mit den theuersten Leckereien fütterte und hungrige Bettler mit Hunden vom Schloßhofe heßen ließ. Jeden gestorbenen Liebling ließ sie in einem zinnernen Sarge — unter dem Jammern und Beten . . . nein, Lästern — von gemietheten Klageweibern in einem prächtigen Hundemausoleum bestatten. Als einst einer armen Kammerjungfer die Thränen an einem solchen Hundesarge nicht ernstlich genug fließen wollten, ließ die „Hunderprinzessin“ — wie sie weit und breit mit Abscheu genannt wurde — das arme Mädchen binden und marterte sie eigenhändig mit Stecknadeln und tröpfelte brennenden Siegellack auf die wunden Hautstellen, wodurch die Kammerjungfer dem Tode nahe kam. Auf die Klage des Mädchens wurde die Hunderprinzessin vom Conseil souverain zu Kolmar zu Schmerzensgeldern verurtheilt und auf fünf Jahre des Landes verwiesen.

Nein, ich verabscheue diese Hunde-Abgötterei eben so sehr, wie jene wahrhaft übermenschliche medizinische Grausamkeit, die lebende Hunde mit den vier Pfoten auf den Seziertisch nagelt und sa das arme, zuckende, heulende Thier langsam Stück für Stück zerlegt . . . Das eine Messer wühlt in seiner Brust, um das warme, unaufhörlich zuckende Herz bloß zu legen — das andere tödt Muskel auf Muskel ab — ein drittes schneidet die stehenden — furchtbar anklagenden Augen aus den Höhlen — — glühende Eisen prüfen die Empfindlichkeit der Gehirnnerven . . . . und Alles der lieben, eitlen, menschlichen Wissenschaft wegen, die doch immer Stückwerk bleiben wird!

Wie ich meine Hunde liebe, brauche ich dem Leser jetzt wohl nicht mehr zu sagen!

Als ich vor wenigen Wochen in der „Illustrirten Welt“ die interessante Geschichte von dem guten, ehrlichen „Claus vom Leibregiment der Königin von Schweden“ las und das Porträt des braven Hundes sah — da keimte in meinem Herzen der lebhafte Wunsch, auch mein Scherflein beizutragen zur Ehrenrettung und Würdigung dieser treuesten, edelsten — und doch so oft verkannten und mit Füßen getretenen Thiere.

So entstanden die Aufzeichnungen der „alten und neuen Hundehistorien“ — hauptsächlich für die jüngeren und jüngsten Leser der Ill. Welt, um in ihren weichen, empfänglichen Herzen eine dauernde Liebe nicht nur für die Hunde — nein, für alle Thiere zu wecken und zu nähren.

Und nun noch einige Worte über meine eigenen Hunde. Ich habe augenblicklich drei Vertreter von den wissenschaftlich festgestellten 195 Hunderacen: Pitt, den Pintscher, — Bax, die Bulldogge, — und Waldine, die Jagdhündin.

Für heute mag nur Pitt dem Leser sein Kompliment machen. Ich hasse, man sieht es seinem sehr ähnlichen Porträt gleich an der etwas determinirt spitzen Schnauze an, daß Pitt seinem Namen alle Ehre macht: daß er, wie jener große englische Staatsmann, ungemüthlich, geschwind ist!

Und doch ist die Geschwindheit meines Pitt himmelweit verschieden von der raffinirten Klugheit des gelehrten Wunderhundes „Schnapsteu“, der augenblicklich in Berlin seine Kunststücke zeigt: der mit aller Welt Domino spielt und jedesmal die Partie gewinnt — der augeben kann, wie viel Uhr und welcher Wochentag es ist, und noch vieles Andere seinem Herrn an den — klingelnden Augen absieht . . . Nein, mein Pitt versteht nichts von diesen eingepaukten und eingebunzgenen Taschenspielerkünsten — er ist klug aus Liebe! Wie er seine kurzen Thren spitzt, wie seine Schnauze zuckt, wie seine großen, klugen, braunen Augen leuchten, wenn ich schmeichelnd zu ihm sage: „Pitt — sei jetzt mal lebe gescheidt, hole mir eine Cigarre — Du weißt ja, Kamerad, wo der Kasten steht... nein, mein Pitt, nicht von den starken Besahcbeigarren — die schmecken dem Lieutenant z. Haberstroh so vortrefflich, daß er beim Weggehen sich noch seine Cigarrentasche füllt — von meiner Extra-Havanna-Sorte!“

Und richtig: Pitt springt auf den Stuhl neben dem kleinen Eckisch, der meinen Rauchapparat trägt — hebt mit seiner Schnauze den Deckel des mit Perlmutter eingelegten Cigarrenkastens geschickt in die Höhe, nimmt säuberlich eine meiner Privatcigarren . . . und bringt sie mit mit Freudensprüngen. Unaufgefordert läuft er zurück und schleppt mir die Streichholzbüchse und den Aschbecher herbei, ohne nur ein Körnchen Cigarrenasche zu verschütten. Mit einem sanften, schmeichelnden Freudenwinseln und zierlichen Wedeln seiner kurzen, krausen Ruthe sitzt er vor mir und schaut mich unverwandt an — — ach! er ist ebenso ehr- wie liebe-

geizig — ich habe ihm noch kein Wort der Anerkennung gesagt! „Gut, Pitt, mein lieber Hund — Alles in Ordnung . . . ja, Du darfst, Kamerad . . . aber Pitt, nicht von meiner Schichtthalercigarre — nimm Die nur eine von der Besuchskiste, Herr Lieutenant Haberstroh wird sich sehr geehrt fühlen . . .“ Und gleich darauf richtet Pitt sich geschickt auf den Hinterkeulen neben mir auf, die Cigarre zwischen den Zähnen. . . . „Was willst Du, Kamerad? — Feuer? — aber nochmals Dir nicht Deinen schönen Schnauzer!“ Und Pitt und ich rauchen in Frieden unsere Cigarre. In diesem Punkte ist Pitt nicht ganz ehrlich — denn eigentlich schmeckt ihm die Cigarre hundeschlecht — — aber der Chrgeiz treibt ihn, es ebenso zu machen, wie sein Herr.

Die größte Freude hat Pitt, wenn ich sage: „Kamerad, klingle ein Mal dem Georg — wir wollen ausreiten!“ Dann springt er mit einem hellen Freudengebell auf den Stuhl neben der Thür, schlecht die eine Pote in den Ring der Manila-Schnur und läutet sehr taktvoll. Mit wie großer Ueberlegung Pitt handelt, habe ich noch gestern bei einer solchen Gelegenheit gesehen. Ich sagte wieder: „Kamerad, klingle dem Georg zum Ausreiten!“ Pitt springt nach der Thür — bleibt aber auf halbem Wege stehend stehen und kehrt sehr kleinlaut zu mir zurück. „Was hat Du, Pitt? — ah, es steht kein Stuhl an der Thür . . . und nun kannst Du nicht an die Klingelschnur reichen? Ja, das ist schlimm — dann müssen wir zu Hause bleiben, Pitt . . . oder findest du einen Ausweg? Ja, Kamerad, strenge Deinen kleinen Kopf mal ein Bischen außergewöhnlich scharf an!“

Pitt geht bedächtig nach der Thür. Er klettert mit den Vorderpfoten an der Wand in die Höhe — er reckt sich fast aus allen Gelenken . . . er kann die Klingelschnur immer noch nicht erreichen.

Dann setzt er sich eine Weile still hin, die Klingelschnur fest im Auge. Es fällt ihm nichts ein. Sehr beschämt kriecht er zu mir zurück und sieht mich bittend an. „Nein, Pitt, ich kann Dir nicht helfen — versuch's noch ein Mal!“

Unverdrossen geht Pitt wieder an's Werk. Er beschaut die Thür — die Klingelschnur von allen Seiten . . . Er versucht es, einen von den schweren Polsterstühlen an die Wand zu rücken — es gelingt ihm nicht . . . Doch, was hat er nun? Mit närrischen Freudensprüngen eilt er auf das große Bärenfell zu, wo Freund Boy wie gewöhnlich im süßen Nichtsthun dämmert. Aber für dieß Mal ist es mit dem dolce far niente der trägen Bulldogge vorbei — Pitt zerrt sie in aller Freundschaft an den Ohren von der Bärenhaut . . . weiter und weiter, bis Boy unter dem Klingelzuge steht — — und mit einem Satz ist Pitt auf dem breiten Rücken der Bulldogge — und die Klingelschnur ist in voller Bewegung.

Nicht wahr, da hört der Instinkt auf — das ist schon richtige Ueberlegung?

Und wir reiten vor's Thor! Da weiß sich Pitt vor Freude kaum zu lassen. In närrischen Sprüngen und mit hellem Gebell umtanzt er mein Pferd — und draußen, auf Acker und Wiese, ist er erst recht in seinem Element.

Pitt ist ein leidenschaftlicher und sehr glücklicher Jäger. Das liegt in der ganzen Familie Pintscher. Wer hätte nicht von dem berühmten Pintscher Billy gehört, der in 12 Minuten 48 Sekunden nicht weniger als 200 Ratten erlegte? Ein Biß mit den eisernen Kiefern — ein wohlgezielter Schlag mit der Pote — und die Ratte lag da! Zu solchen Heldenthaten auf Hochwild hat mein Pitt selten Gelegenheit — es fehlt in unserer guten Stadt zum Glück das ergiebige Jagdterrain dazu. Aber bei der Jagd auf niederes Wild: auf Feldmäuse, Wiesel, Hamster, Maulwürfe, Iltisse — habe ich täglich Gelegenheit, Pitt's pirschende, gelenkige Gewandtheit, feuriges Temperament, feine Geduld und Schlauheit zu bewundern.

Wenn wir dann gegen Abend nach Hause kommen, schleppt Pitt mir unaufgefordert Stiefelknecht und Morgenschuhe herbei — ohne dafür einen besonderen Dank zu erwarten . . . wie das reizende, silbergraue Windspiel des vor einigen Jahren in Berlin verstorbenen Generals von Natzig, des Freundes Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Der alte tapfere General liebte dieß schöne, kluge Thierchen so sehr, daß es neben dem Bett des Generals ein eigenes niedliches Himmelsbett hatte. Kam der General nach Hause, so holte ihm das Windspiel sogleich ein sammtenes Hausköppchen und — erhielt als Lohn dafür regelmäßig ein Stückchen Zucker.

Einst begleitete ich den General in seine Wohnung. Das Hündchen brachte ihm das Mützchen, der General setzte es auf — war aber so sehr in unser Gespräch vertieft, daß er gar nicht weiter auf das Thier achtete. Plötzlich springt Lola auf die Sophalehne, nimmt dem General das Käppchen wieder vom Kopf — — und trägt es an den alten Platz.

Herzlich lachend erklärte der alte Herr mir diese Szene: „Die Lola will mich daran erinnern, daß ich ihr den Bringerlohn schuldig blieb . . . Hier, Lola, hast Du Dein Stückchen Zucker — nun bringe mir aber auch mein Käppchen wieder!“

. . . Ich könnte noch viel zum Lobe meines Pitt sagen — aber der mir heut verghönte Raum ist abgelaufen. Alles, was Wagner zu Faust zum Lobe des Pudels sagt, paßt auch auf Pitt:

„Es ist ein putzlustreich Thier,
Du stehest still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er fordert Dir hinauf;
Verlore was, er wird es bringen,
Nach Deinem Stock und Wasser springen . . .
Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja, Deine Gunst verdient er ganz und gar . . .“

Und so der liebe Leser und der Redakteur wollen, erzähle ich wohl noch ein andres Mal bei Gelegenheit von Boy und Waldine auch wieder einige Zeilen von Pitt.

Weltlicht sitzt der eine oder andere von meinen hundefreundlichen Lesern sich durch meine „Hundehistorien“ angeregt, seine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen aus dem Seelenleben unserer treuen vierfüßigen Freunde niederzuschreiben und an die Redaktion dieses Blattes zu senden. Sie würden sich den Dank aller Thierfreunde erwerben.

Unsere Schwalben.

Von

Arnold Wellmer.

(Mit S. 329.)

1.

Es hängen am Nachbarshause
Der Schwalbennester viel.
Ich seh' im wetthörenden Garten
Das Haus' auf der Schwalben Spiel.

Die herzhaft Morgenlieder
Umglänzt die zierlichen Haus —
Die Künstler fliegen geschäftig,
Heb zwischenein ein und aus.

Dann sitzen sie still sich nieder
Im grünen Grase zu Haf
Und hören, wie Nöthen nehmend,
Ihr neues Leben sich baut.

Es zwitschert ein junges Schwälbchen:
„Was ich denn wirklich gesehn'n,
Das wir schon jetzt verlassen
Die Erde so sonnig und schön?

„Ich habe sogar gesunschet
An einem Frostnetzen —
Die plaudernden Bieber: bald gehen
Die Schwalben in's Wasser hinein!

„Tief unten im Wasser da haben
Ein weites Zimmerwerk Reich,
Dort blühen krystallene Blumen,
Doch hält und duftlos und bleich.

„Und jeder Reich erschlossen sich
Zum Dritten prächtig von fein —
Da tegen die armen Schwalben
Sich zitternd und fröstelnd hinein.

„Die schlafen den ganzen Winter,
In den eisigen Blumen so wild',
Bis über das wallende Wasser
Der rauschende Frühling zieht.

„Dann wachen auch unsere Schwalben
Vom kreuzsinnbest auf
Und trocknen und frieren und hungern
Die sind dem Wasser heraus!

„Sie trocknen die nassen Flügel
Im blühenden Sonnenschein
Und blinken und jubeln singen
In die Frühlingsluft sie hinein!

„O Mutter, muß ich verlassen
Die Erde so sonnig und schön
Und zu den todten Blumen
In's schaurige Wasser geh'n?“

Es wiegt die Schwalbenmutter
Ihr Küschen Aug und leis':
„Kind! nicht, was die närrischen Menschen
Erzählen in ihrer Weis'.

„Die wundervollsamen Dinge
Verstichen und drucken sie gleich —
Und der ist der zierreichie Tischler,
Der erfunden das weiße Zeug!

„Weil tauchen wir in das Wasser
Und baden die Flügelein;
Der weiche Reich wird Alles
Fein sauber und blühend sein.

„Dann wandern wir aus nach den Eilen
„In ein reiches Zauberland:
Dort blühen ewiglende Blumen
Am braunanen Meeresstrand.

„Da singen schimmernde Vögel
Im Rüsprechen Paradiesbaum,
Da rekamt vor der Blumenpracht
Der Mohr und dem bunten Traum.

„Da wir lustigen Kinder hängen
Viel Reber zierlich und kraus' —
Mit lauter Jubel ziehen
Wir Schwalben in unser Haus.

„Da sehen schimmernde Perlen
Im Rüsprechen Paradiesbaum,
Da rekamt vor der Blumenpracht
Der Mohr und dem bunten Traum.

„Da wir lustigen Kinder hängen
Viel Reber zierlich und kraus' —
Mit lauter Jubel ziehen
Wir Schwalben in unser Haus.

„Die Reben, leichtenden Blumen,
Die blühen und duften recht leis':
Erzählst uns recht viel Neues
Von unser weiten Reich!

„Die Kinder: der Mohr und die Blumen
Erwarten die Schwalben schon lang —
Auf! auf! und den getreuen Bieber!
Stimmt an den Wanderzug an!“

... Die Schwalben hören die Flügel
Sich zwitschern empor in die Höh' ...,
Ich schau ihnen nach nach lange
Es trauert nun sprachlos wohl!

Die Schwalben sind fort — und die Blumen
Beten Herbstwind bange verblühn ...
O hätt' ich als Wanderzeit —
Mit den Schwalben zu neuem Lenz ziehn!

Digitized by Google

2.

Und wieder sieht' ich im Garten —
Beim ersten Sonnenstrahl —
Es fliegt mir Herz und Augen
Die Sonne mit fremdem Kuß.

„Die fangen schon an zu blühen
Am allen verwünschten Haus —
„Geht, wie geschäftig sie fliegen
„Mit Mäuchen ein und aus!

Die ersten Veilchen hauchen!
So wundersüßen Duft — —
Da hör' ich ein Schwirren und Klingen,
Ein Zwitschern hell durch die Luft!

„Und bald — bald sagen sie Ihr
„Daß Federbetten klopfen,
„Und kleine nackte Kindchen
„Spertren hungrig die Schnäbelein.'

Und Kinder springen und jubeln:
„Kommt, Mutter — kommt, Großpapa,
„Geht nur die lieben Schwalben —
„O, auf're Schwalben sind da!

„Wie stern'n ihren Frühjahrsmarkeln
„— Schmalkommerchen trägt sie hinaus
„Die Schwalben sind da — von der Winter
„— Wir sangen und springen zu Haus!"

Die Schwalben sind da — fort der Winterk
Wie ich doch die Heimat so schätz'!
Möcht nimmer zum braunen Norden
In die glühende Wüste geh'n!

Ein Besuch bei den Arbeiter-Associationen in Paris

Von

Eduard Pfeiffer.

Jeder, der zum erstenmale nach Paris kommt, wird zunächst wohl wie geblendet sein von Allem, was er da sieht, an Pracht und Reichthum. Diese herrlichen Paläste, diese wunderbaren Straßen, diese Unzahl von Magazinen mit ihren geschmackvoll ausgestatteten Schaufenstern, in denen der Reichthum aller Weltheile aufgespeichert zu sein scheint, diese von Schmuck und Kostbarkeiten strotzenden Damen, wahrlich dieß Alles zusammen macht den Eindruck, als ob Paris jenes Schlaraffenland wäre, wo die Arbeit unbekannt ist und wo Jeder nur die Hände auszustrecken und zu genießen braucht.

Zunächst wird daher wohl ein Jeder erfreut sein über dieses Bild des Wohllebens, das sich da vor seinen Augen entrollt. Erst allmälig, wenn man wieder zur Besinnung kommt, gibt man sich Rechenschaft darüber, daß doch nicht Alles Gold ist, was glänzt, und daß das neue Paris trotz der verführerischen Außenseite, die es den Fremden darbietet, doch noch so Manches in sich birgt, was mit Recht unsere Sorgen wachrufe und uns zu ernsten Betrachtungen hinleite.

Napoleon hat es zu Wege gebracht, in fünfzehn Jahren eine ganz neue Stadt aus Paris zu machen. An die Stelle von engen und krummen Straßen sind überall die majestätischen Boulevards mit ihren endlosen Häuserreihen getreten; statt schmutziger, kleiner Obdache, die so arm an Luft und dicht waren, sind hunter geräumige und reich ausgestattete Wohnungen erstanden; die kahlen, nackten Fassaden haben reichen Broschbauten Platz gemacht, und das lärmende Straßenpflaster ist überall durch sein charakteristische Straßen (Macadame) verdrängt worden. Dieß Alles ist nun schöner, reicher, gesünder und angenehmer, und daß Napoleon auch das Nützliche für sich nicht vergessen hat, dafür sprechen die festungsartigen Kasernen, die uns von allen Straßenenden entgegensehen.

Das neue Paris ist wunderbar schön, darüber ist kein Zweifel möglich, und doch auf die Dauer gesehe muß das alte besser. In dem heutigen Paris, wie es dem Fremden entgegentritt, wird man überstürzt; es fehlt an Schatten, es gibt keinen Punkt, auf dem unser Auge ruhen kann, nach allen Seiten hin werden unsere Blicke gleichmäßig angelockt. Ehedem hatte jede Straße ein gewisses Etwas, was für sie charakteristisch war, heute gleichen sie sich alle wie ein Ei dem andern. Alle sind sie gleich schön, diese neuen Boulevards, und ebenso die stattlichen Paläste darauf, alle sind sie gleich hoch, alle haben sie ihre großen Spiegelscheiben und ihre vergoldeten Balkons, alle ihre reichen Läden und Magazine, alle gleichen sie den schönen neuen Kasernen, die ihnen als Muster gedient zu haben scheinen.

Wenn man diese Reihe von Palästen sieht mit den luxuriös ausgestatteten Räumen, bis in den feinsten Stock hinauf mit Bergoldungen und Spiegeln überhäet, so fragt man sich erstaunt, ob man sich denn hier in einer Stadt von lauter Millionären befinde. Die Behausungen, in denen der Arbeiter- und Handwerkerstand Obdach fand, sind alle verschwunden. Das Paris, in welchem sich der Fremde gewöhnlich herumtreibt, hat in der That kein Obdach mehr übrig für den Arbeiter, selbst nicht mehr für den Mittelstand, und Stunden weit muß man fahren bis in jene entlegenen Vorstädte, wo nun das Volk von Paris sein Unterkommen sucht.

Es läßt sich denken, daß die so Verdrängten weniger als der Fremde die schönen neuen Straßen bewundern, und daß es ein ganz besonderes Gefühl sein muß, mit welchem der Arbeiter jeden Morgen Stunden Weges durch die vergoldeten Straßen an seine Arbeit wandert. Gleich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft sprach ich einem Arbeiter gegenüber meine Verwunderung aus, wie sehr ich Paris verändert gefunden habe, seitdem ich nicht mehr dort war, und wie Alles so viel reicher und schöner geworden sei. „Ja wohl," gab er mir zur Antwort, „man verschönert das Kalb, sagt aber die Vögel hinaus." Aehnliche Aeußerungen hörte ich später noch viele und es drückt dieß am besten das Gefühl aus, mit welchem der Arbeiterstand die verschönernde Umgestaltung von Paris betrachtet, die Napoleon ausführen läßt.

Aber nicht bloß die Straßen und Häuser sind reicher ausgestattet, in gleichem Verhältniß hat der Luxus nach allen Richtungen hin zugenommen. Wohnungen, die noch vor zehn Jahren als hervorragend an Pracht galten, scheinen heute nur mehr spärlich ausgestattet gegenüber den Häusern, die nach dem neuesten Style hergerichtet sind. Die Cafés und Magazine, welche ehedem dem Fremden als unübertreffbar an Pracht erschienen, treten völlig in den Hintergrund gegen die neu hergerichteten Räume der eleganten Läden und Kaffeehäuser. Ebenso geht es mit den Theatern, den Hotels und den Klubs. Nicht daß das Neue immer schöner wäre, aber reicher, viel reicher als Alles, was man bis jetzt gesehen hat, muß es sein. So hat der Jockey-Klub 300,000 Fr. allein für Vergoldungen ausgegeben in den neuen Räumen, die er jetzt inne hat. Nun gar die Toiletten der Damen! Da gibt es gar nichts mehr, was die Phantasie ersinnen kann, was zu ersinnen ist, und wenn die Abfindung nur recht kostbar ist, so gibt sie sicher auch als schön. Ehedem gehörte es zum guten Ton für die Damen aus besserer Gesellschaft, möglichst einfach auf der Straße zu erscheinen, und man überlieh es denen von zweideutigem Rufe, durch das Auffallendste ihrer Erscheinung sich zu kennzeichnen. Heute kehrt die Sammtschleppe der Gräfin das Trottoir, neben dem Spitzenhemde der Courtisane, und die Bankiersfrau wetteifert mit der Ministerin ihres Mannes, durch recht auffallende und reiche Toiletten die Blicke auf sich zu ziehen.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß das Beispiel zu diesem tollen Treiben und zu diesem unglaublichen Luxus vom Hofe der Tuilerien aus gegeben wird. Es gehört mit zu dem ganzen napoleonischen Systeme, daß sich ein falscher Glanz in der Hauptstadt Frankreichs entfalte, gleichviel wenn auch nur auf sohler Unterlage.

Auf nirgends hat wohl die kaiserliche Regierung größere Erfolge gecentet, als in ihrer Thätigkeit zur Begünstigung des Luxus. Der einfache und sparsame bürgerliche Sinn ist fast gänzlich aus Paris verschwunden. Jagen nach Reichthum, eitle Verschwendung und Ueppigkeit auf der einen Seite, auf der andern Elend und Verkümmerung, hier Entsittlichung, dort Verkommenheit. Denn trotz der Entfaltung des wahrhaftigen Luxus, trotz der Erbauung von noch so vielen Palästen, ist die Armuth und das Elend nicht ausgerottet worden, sondern es wurde nur hinausgedrängt und bei Seite geschoben, um weniger gesehen zu werden. Aber der Gegensatz zwischen Reich und Arm besteht fort und greller als irgendwo sonst.

Wer die menschliche Natur kennt, wird es begreiflich finden, daß ein so herausforderender Luxus, wie er in der Hauptstadt von Frankreich getrieben wird, Diejenigen tief verletzen muß, welche mit schwerem Handwerk ihren Unterhalt suchen müssen. Niergends treten auch die socialen Gegensätze schroffer hervor, als eben in Paris. Auch in anderen großen Städten wird Luxus getrieben, aber nirgends ist er so ganz nach außen hin gekehrt, nirgends dem Elend so hohnsprechend, als eben in der Seinestadt.

Welche Gefühle müssen den fleißigen Arbeiter überkommen, der nur mit der größten und fortgesetzesten Anstrengung für seinen und seiner Familie Unterhalt sorgen kann, wenn er das Treiben jener eleganten Welt zu Gesicht bekommt, deren ganze Thätigkeit darin besteht, ihren eitlen Reichthum in möglichst scheinender Weise zu entfalten, und deren einzige Befriedigung ist, Andere hierin zu überbieten? Was soll der unermüdliche Handwerksmann, was die arme Familienmutter denken, wenn sie sehen, welcher Uebermuth, welche Ueppigkeit und welche Unsittlichkeit in dieser Welt herrschen, wenn sie gewahr werden, wie hier bei einem einzigen tollen Gastmahl, an einem unglücklichen Spieladend, oder etwa für eine einzige Ballotoilette Summen verschleudert werden, deren jede auswärts hätte hinreichen können, um ihnen und ihrer ganzen Familie auf Lebzeiten eine behagliche Existenz zu sichern? Darf es uns da Wunder nehmen, wenn in den untern Kreisen die Mißstimmung mehr und mehr um sich greift, wenn Viele auf eine blutige Revolution hoffen, wo sie Rache nehmen können an Denen, die sie mit ihrem Reichthum so oft herausgefordert, die sie aus ihren Häusern vertrieben, aus Paris verdrängt haben?

Ein großer Theil, ja vielleicht der größte Theil der armeren Klasse in Paris lebt in diesen Gefühlen. Haß gegen die Besitzenden, ein noch größerer Haß gegen die Regierung, welche das tolle Treiben der Reichen anspornt und begünstigt, ist ihnen tief in die Seele geschrieben, und mit Sehnsucht harren sie des Tages, wo sie ihr Blut einsetzen können, um Vergeltung zu üben an dieser Welt, die so lange als Hohn für die red-

Digitized by Google

Unsere Schwalben sind wieder da! (S. 327.)

Digitized by Google

liche Arbeit gelobt hat, ohne jegliche Theilnahme für ihre schlimme Lage, die, statt sie zu heben, sie immer tiefer hat sinken lassen im Elend und der Verkommenheit.

Dieß sind Elemente, wie sie in der pariser Bevölkerung aus ganz ähnlichen Ursachen zu Ludwig XV. Zeiten groß gezogen wurden und wie sie zu der ersten französischen Revolution führten. Neben diesen wilden und ungeordneten Elementen des Volks, wie sie in allen Zeiten gewesen sind, besteht aber noch ein Keim von denkenden Köpfen, die sich die Erfahrungen der Geschichte zu Herzen genommen haben, die aus dem Verlaufe der letzten Jahrhunderte gelernt haben, daß eine Revolution in der Regel eine Gegenrevolution zum Gefolge hat, die daher an eine dauernd befriedigende Regelung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf dem Wege der gewaltsamen Umwürfe keinen Glauben haben. Die Männer dieser Richtung sind es, welche die Anbahnung besserer Zustände erstreben auf dem Wege der Reform und des langsamen Aufbauens von Unten. Die Männer dieser Richtung sind es, welche auch jede Intervention der Regierung, wenn sie scheinbar noch so sehr zu ihren Gunsten ist, zurückweisen, und welche den Glauben nicht verloren haben an die eigene unüberwindliche Kraft des Volkes. Aus diesen Kreisen stammen die Tendenzen, welche vielfach als Socialismus verschrieen, dennoch den Keim einer wohlthuenden Umgestaltung der Gesellschaft in sich tragen. Hier ist es, wo der Verein auch gemacht wurde, an die Stelle der Einzelkraft, was diese nicht ausreicht, das gemeinschaftliche Zusammenwirken, die Genossenschaft, zu setzen, um vereint aufzuführen, was der Einzelne ohnmächtig anstrebte: die Hebung der Lage des Arbeiterstandes anzubahnen.

Da diese Arbeitsgenossenschaften nicht etwa wähnen, mit einem Male die Welt umgestalten zu können, sondern wissen, daß sie nur durch Entwickelung einer stetigen und angestrengten Thätigkeit zu ihrem Ziele gelangen können, so ergibt es sich von selbst, daß in diesen Associationen die besseren Elemente des Arbeiterstandes vereinigt sind. Hier finden sich Diejenigen zusammen, welche der Entfaltung einer größeren Energie fähig sind und welche auch im Stande sind, einer schönen Idee zu Liebe Opfer zu bringen. Im Anfange waren es nur Wenige, die Glauben hatten an diese Versuche einer gesellschaftlichen Umgestaltung von unten herauf. Aeußere Umstände und besonders die glänzenden Erfolge einzelner dieser Associationen drängten aber immer mehr zur Nachahmung, und so ist in neuester Zeit die genossenschaftliche Bewegung im großartigsten Maßstabe gewachsen. In den verschiedenartigsten Gewerben sind solche Arbeitervereinbindungen entstanden und zum Theil schon mit den überraschendsten Erfolgen gekrönt, neue sind überall im Entstehen begriffen. In den entlegenen Stadtvierteln von Paris beginnt nun eine neue gesellschaftliche Ordnung sich zu begründen, aus der eigenen Initiative des Volks hervorgegangen, von Vielen mißtrauisch angesehen und angefeindet, und nur von einzelnen wohlwollenden Männern der gebildeten Klasse unterstützt und berathen.

Ich denke, es wird den Leser nicht gereuen, einen Gang mit mir zu machen in jene Arbeiterviertel, um diese pariser Genossenschaften etwas näher zu betrachten und ihr Thun und Treiben, sowie ihre Prüfungen und Erfolge kennen zu lernen.

Mein erster Besuch galt den Schlossern für Möbel, deren Association im Jahr 1848 gegründet wurde. Ihr ganzer Reichthum bestand beim Beginne in ihren Feilen und übrigen Arbeitsinstrumenten, von denen die meisten einem Schlossermeister gehört hatten, der mit in die Genossenschaft eintrat und alle seine Werkzeuge zur Verfügung stellte unter der Bedingung, daß ihm wöchentlich 20 Fr. daran abgezahlt würden. Ein Freund eines der Genossen richtete ihre Geschäftsbücher ein, und lehrte sie die kaufmännische Führung derselben, und so ausgerüstet begannen sie ihr Werk.

Natürlich fehlte es am Anfange nicht an Schwierigkeiten der verschiedensten Art, wie bei allen diesen neugegründeten Associationen. Der Mangel eines ausreichenden Betriebskapitals machte sich namentlich bald sehr empfindlich fühlbar. Die wöchentlichen Einlagen der Theilhaber im Betrage von 1 Fr., die Statutenmäßig festgestellt waren, lieferten nur langsam die Mittel für den Geschäftsbetrieb, und auch die Summe von Fr. 500, welche bald nach der Gründung von einem der Theilhaber freiwillig vorgestreckt wurden, half die ersten Schwierigkeiten noch nicht ganz überwinden.

Jedoch die ersten Gründer dieser Genossenschaft ließen sich nicht abschrecken und arbeiteten trotz aller Hindernisse, die sich ihnen in den Weg stellten, mit anerkennenswerther Ausdauer an dem gemeinschaftlichen Werke fort. Auch das Publikum, das anfänglich dieß Unternehmen nur mit dem größten Mißtrauen angesehen hatte, lernte mehr und mehr seinen Irrthum einsehen und erkannte nach und nach, wie die von einer solchen Genossenschaft gelieferte Arbeit sich vortheilhaft vor allen andern auszeichnete, weil man ihr wohl anmerkte, daß der Arbeiter, welcher sie anfertigte, auf die direkteste Weise dabei interessirt war, daß das gelieferte Produkt nicht nur dem Scheine nach befriedige, sondern so daß dem Geschäft eine dauernde Kundschaft erhalten bleibe.

In den ursprünglichen Statuten war bestimmt worden, daß jedes Mitglied so lange von dem auf seinen Theil fallenden Nutzen nichts erheben dürfe, bis sein Guthaben bei der Gesellschaft 600 Fr. betrüge. In wenigen Jahren war diese Summe erspart, und hohn lange betrügt nun das Geschäftskapital der 20 Theilhaber 12,000 Fr. — eine adlig hinreichende Summe, um alle für die Schlosserei erforderlichen Maschinen und Rohmaterialien anzuschaffen. Seit das Gesellschaftskapital die Höhe von 12,000 Fr. erreicht hat, vertheilen die Schlosser alljährlich den Geschäftsgewinn unter sich und zwar nach der Zahl der Arbeitstage, die ein Jeder in der Werkstatt thätig war. Im letzten Jahre konnten sie so eine Dividende von 2 Fr. 13 Cts. auf jeden Arbeitstag austheilen. Für einen Arbeiter, welcher das ganze Jahr hindurch thätig war, macht dieß einen Zuschuß von 6—700 Fr. zu seinem gewöhnlichen Lohne aus. Obwohl dieß gerade keine glänzenden Erfolge sind, so sind die Theilhaber mit diesem Resultate doch sehr zufrieden, und allmälig häufte sich der so erzielte Nutzen doch zu einer recht erklecklichen Summe an, denn seit der Gründung dieser Genossenschaft sind im Ganzen bis jetzt doch schon 134,049 Fr. unter den Theilhabern repartirt worden. Einige darunter sprachen sich mir gegenüber sehr befriedigend über ihre Genossenschaft aus und machten geltend, daß wenn es auch nicht sehr große Summen seien, die sie alljährlich neben ihrem Lohn als Gewinn aus dem Geschäfte ziehen, sie doch selbst dieses niemals erhalten haben würden, wenn sie wie früher bei ihren Meistern geblieben wären; nebenbei hätten sie durch die Beschäftigung in ihren eigenen Unternehmen stets den sehr hoch anzuschlagenden Vortheil gehabt, niemals unfreiwillig feiern zu müssen. Denn während sie früher bei einstweiliger Geschäftsstockung von ihren Meistern sogleich entlassen und so häufig längere Zeit förmlich brodlos geworden seien, haben sie in ihrer Association stets Arbeit und Lohn gehabt, weil sie, so oft die Geschäfte still wurden, auf Vorrath arbeiteten, bis wieder bessere Zeiten einteaten.

In ähnlicher Weise, wie die Genossenschaft der Schlosser, entwickelte sich die der Leistenmacher. Die Ergebnisse ihrer Association sind gerade nicht blendend, aber doch im Ganzen sehr zufriedenstellend. Der Beginn auch dieser Association war äußerst beschieden. Der Grund zu derselben wurde von drei Arbeitern gelegt, die man nicht wohl zu den Kapitalisten zählen konnte, denn einige Werkzeuge, zwei Holzbläke und zwei Franken bildeten ihr ganzes Kapital. Zu ihnen gesellte sich bald ein vierter, der 25 Fr. in die Gesellschaftskasse mitbrachte; — um diese 25 Fr. zu erwerben, war derselbe während der Erntezeit nach St. Denis gegangen und hatte dort einige Wochen auf dem Felde gearbeitet. Im September endlich fanden die Leistenmacher einen Gönner, der ihnen 150 Fr. in Baar vorstreckte, und nun begannen sie ihre Operationen. Jeder Theilhaber verpflichtete sich, seinen ganzen Nutzen im Geschäfte stehen zu lassen und außerdem eine wöchentliche Einlage von 1½ Fr. zu leisten, bis sein Theil 500 Fr. betragen würde. Im Verlaufe der Zeit, als sich die Geschäfte mehr und mehr ausdehnten, wurde diese Summe derselben Maße erhöht, bis sie zuletzt auf 3000 Fr. festgestellt wurde. In gleichem Maße wie die Geschäfte sich ausdehnten, wuchs auch die Zahl der Theilhaber, so daß die Leistenmacherassociation im Jahre 1851 schon 85 Genossen zählte und einen sehr bedeutenden Geschäftsumfang bewerkstelligte. Da kam in Folge der politischen Umwälzung in Frankreich eine allgemeine Geschäftsstockung, die sehr schwer auf dieser Genossenschaft lastete. Die Mitglieder aber, um ihren Verbindlichkeiten nachkommen zu können, faßten den heroischen Beschluß, ein Fünftel ihres Lohnes nicht zu erheben zu Gunsten der Geschäftskasse. Sei es nun, daß Einzelne einer solchen Entsagung auf die Dauer nicht fähig waren, oder daß ihre dringenden Verhältnisse sie ihnen nicht möglich machten, die Zahl der Genossen schwolz in Folge dieser ersten schweren Krisis ziemlich zusammen. Ein Kern von Entschlossenen arbeitete aber muthig an der begonnenen Aufgabe weiter, und überwand so diese entscheidende Krisis. Heute zählt die Genossenschaft der Leistenmacher 40 Theilhaber und ihr Jahresumsatz beträgt etwa 90,000 Fr.; während der Reingewinn zwischen 30 und 40 Prozent von dem ausgetheilten Lohne schwankt. Im vergangenen Jahre z. B. betrug der Reingewinn 4579 Fr. und konnte damit eine Dividende von 37 Prozent von dem ausgezahlten Lohne vertheilt werden.

Auch die Feilenhauer gehören zu den Veteranen des Jahres 1848. Wie es bei diesem Gewerbe kaum anders erwartet werden konnte, hat diese Association keine sehr in die Augen fallende Ausdehnung gewinnen können; dennoch hat das Geschäft sich zu einer hervorragenden Stellung in diesem Industriezweig emporgeschwungen. Die Genossenschaft gehört zu den größten Geschäften dieser Art in Frankreich, und die 21 Theilhaber, nachdem sie sich den marktüblichen Lohn ausbezahlten, haben regelmäßig beim Jahresschlusse noch eine ganz hübsche Dividende unter sich vertheilen können.

Ganz anders als bei den bis jetzt besprochenen Associationen ist der Anblick, wenn man an der Beillemmacchergenossenschaft kommt. Während die Schlosser ihre beschiedene Werkstatt in einem Hinterhause aufgeschlagen

Digitized by Google

haben, während die Leistenmacher und Feilenhauer nur ein ganz kleines schmuckloses Lädchen inne haben, tritt man bei den Brillenmachern zuerst in ein elegant ausgestattetes Comptoir, wo verschiedene Commis mit der Führung der Bücher beschäftigt sind, wo wohl auch die Muster vorgelegt und die Bestellungen entgegengenommen werden. Anstoßend an das Bureau reihen sich die geräumigen Werkstätten, in welchen 200 Arbeiter mit der Herstellung von Brillen beschäftigt sind. In einem Hofe in der Mitte dieser Werkstätten steht eine mächtige Dampfmaschine, welche alle die künstlichen Werkzeuge in Bewegung setzt, welche zur Brillenfabrikation benützt werden. In diesen Maschinen und Werkzeugen steckt heute ein Kapital von etwa 400,000 Fr.

Als die sechs Gründer dieser Genossenschaft im Jahre 1849 ihr Geschäft begannen, dachte wohl keiner von ihnen daran, daß es einmal eine solche Ausdehnung erlangen und daß dasselbe nach verhältnißmäßig so kurzer Zeit das bedeutendste dieser Art in Frankreich, ja ohne Zweifel in Europa werden würde, und daß ihr Geschäftsumsatz, wie es heute der Fall ist, auf fast eine Million steigen könnte.

Freilich in den ersten Jahren sah es ganz anders aus in dieser Association, als heute. Die Bestellungen kamen nicht sogleich, wie man sie wünschte, und die 350 Fr., welche ursprünglich das ganze Geschäftskapital bildeten, waren gar bald aufgezehrt. Die Schwierigkeiten beim Einkaufe der Rohstoffe machten sich auch hier, wie bei allen jungen kapitallosen Associationen, geltend, und eben so schwierig war der Absatz der Produkte, so lange die Fabrikation nur ganz im Kleinen vor sich ging. Die ersten Theilhaber dieser Genossenschaft, deren Zahl sich auf 13 angewachsen war, verloren aber den guten Glauben an ihre Sache nicht und waren fest entschlossen, ihr begonnenes Werk zu glücklichem Ende zu führen. Lange Zeit arbeiteten sie und begnügten sich mit einem Lohne von 1 Fr. täglich, um alles Uebrige zu der so nöthigen Vergrößerung des Unternehmungskapitals verwenden zu können.

Nach ein bis zwei Jahren voll Prüfungen und Entsagungen war das Schwerste überwunden, und von da an ist die Geschichte dieser Association nur mehr ein stetiges Vorwärtsschreiten, ein gleichmäßiges und schönes Entfalten.

Die Geschäfte wuchsen mit jedem Jahre, und neue Genossen traten in größerer Zahl bei. Damit aber das Umtriebskapital für dieses Unternehmen nicht fehle, wurde der Beschluß gefaßt, daß jeder Theilhaber so lange nichts von dem Geschäftsgewinn herausziehen dürfe und aufsparen noch 10 Prozent von seinem Lohne Abzug erleiden müsse, bis sein Guthaben 1000 Fr. betrage, und nach und nach wurde diese Summe auf 2000, 5000 und endlich auf 10,000 Fr. erhöht.

Also heute ist es dem Einzelnen erst gestattet, seinen Antheil am Ruhen und seinen vollen Lohn aus dem Geschäfte zu ziehen, wenn sein Guthaben 10,000 Fr. erreicht hat; es bleibt ihm jedoch freigestellt, sein Guthaben bis auf 15,000 Fr. anlaufen zu lassen, wie dieß auch die letztere Summe darf nun Keiner im Geschäft lassen.

Als das Unternehmen der Brillenmacher einmal eine gewisse Ausdehnung erlangt hatte, empfanden es diese Arbeiter sehr hart, daß ihnen die nöthige Schuldbildung fehle und daß keiner von ihnen gut mit der Feder umzugehen wußte. Was hatten sie nun? Selbst jetzt noch zu erlernen, was sie früher versäumt hatten, bzw war es zu spät, hieß hätte ihnen zu viel Zeit gekostet und hätte sie zu sehr von anderen wichtigen Arbeiten abgezogen; sie suchten also Jemand, der die Schreibereien für ihre Genossenschaft besorgen sollte, und um ihm das nöthige Interesse am Geschäfte zu geben, beschlossen sie, ihn als Associé anzunehmen. Es gelang ihnen auch bald, einen jungen Mann zu finden, welcher eben eines der besten pariser Gymnasien mit Auszeichnung durchgemacht hatte und welcher sich dazu verstand, als Theilhaber in ihre Genossenschaft einzutreten.

Jedem Arbeiter steht es frei, sich als Genossen in das Geschäft aufnehmen zu lassen, nur muß er eine gewisse Probezeit vorher in der Fabrik arbeiten, und wenn er dabei zeigt, daß er die nöthigen Eigenschaften an Charakter und Arbeitsfähigkeit hat, so steht seinem Eintritt in die Genossenschaft nichts im Wege. Im Ganzen sind jetzt etwa 50 Mitglieder bei dieser Association betheiligt. Ich konnte meine Verwunderung darüber nicht verbergen, daß nicht sämmtliche in der Fabrik beschäftigten Arbeiter — und es sind deren jetzt 200 — sich zur Aufnahme melden. Es scheint aber, daß Viele durch den starken Lohnabzug zurückgeschreckt werden, den sie sich gefallen lassen müssen, bis ihr Geschäftsantheil die in den Statuten vorgeschriebene Höhe erreicht hat. Ein Beweis, daß eben doch noch lange nicht alle Arbeiter für die Produktivassociation reif sind!

Einer der Gründer der Genossenschaft führte mich in der Fabrik herum und gab mir auf's Bereitwilligste jede Auskunft. Derselbe erzählte mir, daß er wie alle Uebrigen mit nichts in die Genossenschaft getreten sei. Seit einigen Jahren habe er nun aber das Maximum von 15,000 Fr. in dem Geschäft stehen und sei so genöthigt, seine Ersparnisse anderweitig anzulegen. Er theilte mir mit, daß er im letzten Jahre 6000 Fr. aus dem Geschäft gezogen habe; 2500 Fr. habe er für seine Arbeit erhalten und 3500 Fr. seien ihm als Dividende zugefallen. Kein Wunder, daß dieser Arbeiter mit einem solchen Einkommen, das dem Gehalte eines unserer höchsten Staatsbeamten gleichkommt, sehr zufrieden war!

Die Association der Blechschmiede und Lampenmacher, gleichfalls aus ganz unscheinbaren Anfangen hervorgegangen, hat sich auch zu einer recht ansehnlichen Ausdehnung emporgeschwungen. Im Januar 1849 ersuchte diese Genossenschaft ihre Geschäfte mit ihren Werkzeugen und Materialien, die zusammen auf etwa 400 Fr. geschätzt wurden, und mit 300 Fr. an baarem Geld, von dem aber nach den nöthigsten Ausgaben für die erste Einrichtung nur noch 10 Fr. übrig blieben. So ausgestattet begannen sie ihre Operationen zu einer Zeit vollständiger Geschäftslosigkeit, wo auch ihnen die Bestellungen nur spärlich zuflossen. Kein Wunder, daß von den ersten Gründern bald nur noch ganz wenige Entschlossene und besonders Muthige bei der Genossenschaft ausharrten. Doch mit der Wiederherstellung der Ruhe in Frankreich fing auch dieses Geschäft an in Aufschwung zu kommen. Allmälig dehnten sich die Geschäfte in der Weise aus, daß die Zahl der Mitglieder bis auf 100 anwachsen konnte und daß in einzelnen Jahren 20,000 Fr. und darüber an Dividenden zur Vertheilung kamen.

Merkwürdig ist, wie alle diese ersten Produktivgenossenschaften in Paris den Muth finden konnten, weit mehr jegliches Kapital Unternehmungen zu gründen, die ohne ein ziemliches Betriebs- oder Geschäftskapital gar nicht gedacht werden können, und wie so viele darunter doch — Dank einer außerordentlichen Energieentwicklung und Dank der Uebung schwerer, oft lange andauernder Entsagung — schließlich Herr wurden über die Unzunst der Verhältnisse. Da waren z. B. die Instrumentenmacher, die mit 229 Fr. in der Kasse und mit Werkzeugen und Rohmaterialien im Werth von etwa 2000 Fr. anfingen ihre ersten Klaviere zu bauen. Mit den 229 Fr. konnten sie nicht die ersten nothwendigsten Einrichtungskosten bestreiten; es war also selbstverständlich, daß sie mehrere Wochen lang, bis die ersten Instrumente zum Verkaufe fertig waren, keinen Lohn empfangen konnten. Aber auch dann noch waren Klaviere zu jener Zeit ein nicht sehr leicht verkäuflicher Artikel, zumal wenn sie von einer Firma ausgeboten wurden, die Niemand kannte, in die Niemand Vertrauen hatte. Und so vergingen abermals Wochen, ohne daß die Theilhaber dieser Genossenschaft nur einen Heller Lohn beziehen konnten. Unterdessen hatte man sich von Freunden ausbefsen lassen, soweit man konnte, und das Letzte, was jeder der Theilhaber nur halbwegs Entbehrliches besaß, war in das Leihhaus gebracht, aber die ersten Stücken — 14 an der Zahl — verloren doch nicht den Glauben an ihre gute Sache und den Muth, thätig weiterzuarbeiten.

Da endlich, im Mai, vier Monate nach der Gründung, wurde das erste Instrument verkauft, und zwar für 480 Fr. Wer wird es den Theilhabern der Genossenschaft verargen, daß sie nach solchem Glücksereignisse ein Fest feierten? Sie kamen alle mit ihren Frauen und Kindern zusammen und hielten ein gemeinschaftliches Mahl zur Feier des Tages. Man verzehrte 32 Sous auf jede Familie. Die meisten hatten seit einem Jahre keinen Wein mehr getrunken, bei dieser festlichen Gelegenheit kam zum erstenmale wieder Wein über ihre Lippen, um auf das Wohl und Gedeihen der Gesellschaft zu trinken. 480 Fr. waren jetzt in der Kasse und man beschloß in Folge dessen, von nun an 5 Fr. wöchentlichen Lohn anzuweisen, und einen Monat lang wußte man sich damit begnügen. Da, im Laufe des Monat Juni, machte ein musikliebender Bäckermeister das Anerbieten, ein Klavier zu kaufen und in Brod zu bezahlen. Jetzt hatte man wenigstens das Unentbehrliche. Man wollte aber das Brod nicht an den Löhnen abrechnen, sondern Jeder holte so viel er für sich und seine Familie brauchte.

Unterdessen fanden die Instrumente der Genossenschaft, in welcher lauter sehr gute Arbeiter vereinigt waren, nach und nach die ihnen gebührende Anerkennung, und besonders vom August an mehrten sich die Verkäufe und Bestellungen, so daß der Wochenlohn allmälig auf 10, 15 und 20 Fr. erhöht werden konnte. Jeden Sonnabend legte man zurück von dem Einnahmen soviel zurück, als man zur Anschaffung weiterer Rohstoffe bedurfte, und erst das, was dann noch übrig blieb, kam als Lohn unter die Mitglieder zur Vertheilung, und derjenige Theil, welcher nicht zur Ausbezahlung kam, wurde den einzelnen Genossen gutgeschrieben.

Ende des Jahres 1850 waren schon 264 Klaviere verkauft und 84 weitere in Arbeit begriffen, und das Gesellschaftsvermögen war auf nahezu 33,000 Fr. angewachsen, während die Mitgliederzahl nach und nach auf 35 gestiegen war. Bald darauf schalten sich die Gesellschaft in zwei nebeneinander fortbestehende Genossenschaften, von denen die eine bis heute fortbesteht und jetzt jährlich für etwa 250,000 Fr. Geschäfte macht. Von den Genossen haben die meisten nun die festgesetzte Einlage von 10,000 Fr. als Guthaben bei der Gesellschaft stehen, und mit Stolz denken sie nun an jene Tage zurück, da ihr ganzes Vermögen in ihren wenigen Arbeitsinstrumenten und ihrer Hände Geschicklichkeit bestand.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Lebens Kehrſeiten.

Nach Originalſkizzen von A. v. G., auf Holz gezeichnet von Greil.

I.

Digitized by Google

Der Gesell des Meisters Mathias.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Walter hielt einen Augenblick inne und betrachtete die schlanke Gestalt; dann schritt er auf den Fußspitzen leise auf sie zu. Doch sie hörte auch jetzt nichts von seinem Näherkommen, bis er unmittelbar hinter ihr stand und plötzlich seine Lippen auf ihren zwischen dem dunklen Kleide und dem dichten Haar weiß hervorglänzenden Nacken legte. Nun fuhr das Mädchen mit einer heftigen Bewegung auf und wandte sich mit zornblitzenden Augen um.

Der junge Mann wich einen Schritt zurück und blickte sie fast verlegen an. „Was hast Du, Annel?“ fragte er zögernd.

Doch der Unmuth in den schönen Augen zerrann schnell und machte einem heiteren Gelächter Platz. „Wie begossen der Dieb dasteht, wenn man ihn ertappt“, lachte sie. Sie weidete sich noch einen Moment an dem betroffenen Gesicht Walter's, dann setzte sie eilig hinzu:

„Ich glaubte wahrhaftig, der Duckmäuser, der Daniel hätte sich erkühnt. Er schlich hier vorher im Zimmer herum, und um ihn nicht sehen zu müssen, lehnte ich mich hinaus. Der Alte hat mir heut Morgen wieder eine lange Rede über seine Trefflichkeit gehalten, woraus ich merkte, daß der Mensch von mir mit ihm gesprochen. Er sieht mich in den letzten Tagen so schmachtend an — aber ich hätt's ihm nicht rathen wollen.“

Die kleine Hand machte eine unzweideutige Bewegung dazu, ließ es sich indeß trotz derselben nicht unwillig gefallen, daß Walter sie in die seine nahm und küßte.

„Ich hoffte Deinen Vater zu Haus zu finden, ich wollte auch mit ihm sprechen“, antwortete er. Das Mädchen machte ein bedenkliches Gesicht. „Ihn's jetzt lieber nicht, Walter“, sagte sie; „bee Alte ist in den letzten Tagen so — so — Du weißt wohl — das Ungeheuer hat ihm sein letztes Bißchen Verstand ganz weggefrömmelt, und er würde mir am Liebsten brühen in's Kloster sperren und eine Nonne aus mir machen. Seitdem der Daniel öfter zu den Barnabiterinnen kommt, hören wie den ganzen Tag nichts mehr als von der Gottseligkeit einer frommen Schwesterlebens, und ich habe auch ihren erbaulichen Reden öfter herausgehört, eine Heirath zwischen Protestanten und Katholiken sei eine Sünde wider den heiligen Geist, die gar nicht vergeben werden könnte. Man muß sich nachgerade auf jede Verrücktheit gefaßt machen.“

„Nun, einmal muß es doch gerader sein, und aus dem Kloster holte ich Dich am Ende auch wohl wieder heraus“, sie Walter ihr lachend ins Wort, „wenigstens würde ich Dich nicht so ruhig drin einsperren und ihnen lassen, wie der junge Liebhaber in Wien seine Liebste, von dem ich Euch, glaube ich, erzählte.“

Ein plötzliches knarrendes Geräusch kam aus dem dunklen Hintergrund des Zimmers, doch in der Nische, durch die das Gesumme von draußen hereindrang, gab Niemand drauf Acht.

„Nein, und hast Du's nicht erzählt“, versetzte das Mädchen; „was war das?“

„Vielleicht Geschichte, nur etwas höher hinauf, wie man sich in der Gesellschaft ausdrückt“, entgegnete der junge Mann lächelnd. „Ich höre sie, als ich in Wien in Arbeit stand, vor vier Jahren bald. Ein junger, preußischer Edelmann, ein Baron, hatte sich in eine wunderschöne junge Katholikin verliebt. Aber er war Protestant und was noch schlimmer, sie war eine Fürstentochter, und die Eltern nahmen sie kurzweg und sperrten sie irgendwo in ein Kloster.“

Jungfer Anne hatte, seitdem das Wort Baron gefallen, mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. „Und der Baron?“ fragte sie mit glänzenden Augen.

„Nun der ließ sie einsperren und tröstete sich wahrscheinlich mit einer Anderen“, lachte Walter nicht absichtslos, da er das Interesse, das seine Zuhörerin an der Erzählung genommen, richtig herausgefühlt.

Anne ließ enttäuscht ihren Arm sinken und legte ihn mit entschieden gekränkter Zärtlichkeit um den Nacken ihrer Jugendfreundes. Aber im selben Nu zog sie ihn erschreckt zurück und starrte ängstlich in den dunklen Hintergrund des Zimmers hinein.

„Das ist schon!“ rief eine heftige und empörte Stimme grollen. Dann flog ein Lehnsessel krachend zurück und eine dunkle Gestalt, die bisher schweigend in demselben gesessen, sprang zornentrötet aus dem Fenster zu.

Anne stieß einen Schrei aus. „Das heimtückische Geschöpf hat uns wieder belauscht“, rief sie entrüstet und schleuderte einen verächtlich funkelnden Blick auf den frommen Daniel, der einige Schritte vor ihnen wie eingenwurzelt innegehalten und die Beiden jetzt mit verwirrten Augen anstarrte.

Es hatte sich in den allgemeinen Lärm noch ein feineres, viel schwächeres Geräusch gemischt, das von Niemandem beobachtet worden. In derselben Bewegung war ein kleiner, glitzernder Gegenstand aus dem Dunkel hervorgeflogen und bis vor die Füße des Goldschmiedes gerollt. Dieser dachte sich instinktiv und hob ihn auf.

Es war ein feines Medaillon, das sich im Fall geöffnet hatte, auf dem Walter's Augen mit Verwunderung ruhten. Er preßte es eine Sekunde in der Hand, dann stieß er unwillkürlich aus:

„Dieß Medaillon habe ich —“

Er sah zugleich auf und begegnete einem so wild verzweifelten Blick des Gesellen, der jetzt erst das Kleinod in der Hand des Goldschmiedes bemerkte, daß er erstarrt innehielt. Dann war es zu spät, denn ehe Anne, die aufmerksam geworden, einen Blick darauf hatte werfen können, hatte der fromme Daniel mit einem tigerartigen Satz das Medaillon aus der Hand des jungen Meisters gerissen und war durch die Thür verschwunden.

Das Mädchen sah ihm erstaunt nach, dann wandte sie verwundert die Augen auf ihren Gefährten. Dieser stand ernst und nachdenklich, und schüttelte auf alle Fragen der Geliebten nur stumm den Kopf. So blitzschnell die Bewegung gewesen war, mit welcher der Gesell ihm den Schmuck entwandte, hatte er doch in demselben Moment einen eigenthümlichen Druck auf dem Daumen in der Handfläche empfunden, der seine Zunge wie mit Zauberfesseln band. Vor seinem Gedächtniß stieg die ganze feierliche Szene plötzlich auf, die vernummten Gestalten um den mit Todtenkopf und Gebein geschmückten Tisch, und der unmittelbare Schwur, den er unter den auf ihn gezückten Dolchen und Schwertern abgelegt, sein Lebenslang dem Gelöbniß treu zu sein und jedem nach Kräften bereitwillig Hülfe zu leisten, der ihn mit dem Gruß der Brüderschaft ansprechen würde. Genau seit dem Tage vorgegangen, da er, ein armer Wanderge sell, auf die Fürsprache seines Meisters, des Hofzinnetes, zu Berlin in die ernste Gemeinschaft aufgenommen, und deutlich stand es ihm vor der Erinnerung, wie er nach der Einweihungsfeier mit tiefer, starrer Ehrfurcht hinter der abgeworfenen Maske des Großmeisters das geistvolle, gebieterische Gesicht des großen, freisinnigen Preußenkönigs selbst erblickt hatte. Das Alles kam ihm jetzt plötzlich zurück. War es Irrthum, ein Zufall, der ihn bei dem kurzen Ringen der Hände getäuscht? Oder hatte der fromme Daniel, der Duckmäuser, wirklich den Gruß der Brüder in seiner Hand hinterlassen? Der junge Goldschmied blickte noch immer verdutzt auf die Thür, durch die jener verschwunden war. Endlich auf das Drängen seiner Gefährtin erwiederte er mehrmals: „Nichts, nichts, liebe Anne.“

Das Mädchen sah ihn befremdet an. „Aber das Medaillon, Du sagtest —“

„Ich glaubte nur — es war ein Irrthum —“ versetzte Walter verlegen; „es sah auf den ersten Blick einem anderen ähnlich, aber bei genauerer Betrachtung —.“

„Nun dann ließ der Tölpel Dir wahrhaftig nicht Zeit“, unterbrach das Mädchen ihn, indem sie ihre hellen, klugen Augen forschend in sein Gesicht heftete. Dann fügte sie nachdrücklich hinzu:

„Ich verstehe euch Beide nicht, den Einen so wenig wie den Andern.“

Der junge Mann errötete bis über die Stirn und wandte unruhig die Augen ab. „Deine Mutter kommt,“ sagte er dann schnell, froh eine Ablenkung zu haben, „und noch Jemand.“

Wirklich kamen Schritte durch das Nebenzimmer und die Thür öffnete sich. Die war Frau Thorbecker und die Ehefrau, die von einem Spaziergang zurückzukehren schienen. Meister Mathias' Gesicht, tag in unmuthigen Falten, denn der Gang hatte ihn erhitzt und ihm trotzte der Schweiß von der Stirne, den er mit einem gebliimten Sacktuch abtrocknete. Aber seine Brauen zogen sich noch unwilliger zusammen, als er im Zimmer unversehn und das tête-à-tête der beiden jungen Leute wahrnahm. Doch seine Unmuthsheit trat, jedes Gespräch mit dem Nachbarsleute zu vermeiden, wollte er mit einem kurzen, kaum hörbaren Gruß vorüber in sein Zimmer gehen, als ihm dieser schnell entschlossen in den Weg trat.

„Ich suchte Euch, Meister“, sagte Walter artig, „und freue mich jetzt, daß ich so lange geblieben bin, um Euch noch anzutreffen.“

„Ei wirklich, wirklich, bin sehr erstaunt“, erwiederte der Angeredete überrascht, mit den kleinen Augen den Sprecher anblinzelnd, „pflegt sonst meine Familie die Ehre zuzuwenden, Herr Armbrust. Aber entschuldigt, bin ganz durchnäßt und möchte mich umkleiden.“

Damit wollte er vorbeigehen, doch Walter hielt ihn am Arm zurück. „Ich habe nur wenige Worte mit Euch zu sprechen,“ sagte er, „die Ihr wohl schon länger erwartet habt.“

Wüßte nicht, wüßte durchaus nicht — womit kann ich dienen?“ sie Meister Mathias ihn in's Wort. Er bemühte sich, den Ausdruck der Erwartung und zugleich eine Stellung anzunehmen, die seine Witte um kurze Gelebigung unterstützen sollte.

Der junge Goldschmied ließ sich indeß nicht auf dem Korkzug bringen. Er räuspelte sich mit einer gewissen Förmlichkeit und begann dann ruhig:

„Ihr wißt, Meister Thorbecker, daß ich nicht ungeschickt, wie ich nach

Digitized by Google

dem Zeugniß meiner Lehrherren sagen darf, von meiner Wanderung zurückgekommen und daß ich ein" — er suchte einen Moment nach einem für den Angeredeten liebsamsten Ausdruck — „ein Handwerksmann bin, der durch fleißige Arbeit eine Familie zu ernähren vermag."

Meister Mathias nickte zustimmend mit dem Kopf. „Mein Segen des Himmels, Herr Armbrust", sagte er, „außerordentlich erfreulich für Eure Eltern und für Eure zukünftige Familie."

„Und Ihr wißt gleichfalls", fuhr der junge Mann, ohne sich durch den trockenen Ton der Antwort beirren zu lassen, fort, „daß Eure Tochter und ich schon in Kindertagen zusammengehalten und daß Ihr wie meine Eltern damals bereits gedacht, und daß bereits ein Paar zu machen. Es ist nicht unsere Schuld, Meister, daß Ihr und mein Vater seitdem auseinander geraten seid, um so weniger, als der Himmel sichtlich diese Trennung nicht gewollt und es so gefügt hat, daß Eure Tochter und ich, jetzt nach meiner Rückkehr, dasselbe Wohlgefallen wie früher an einander gefunden und entschlossen sind, die alte Eintracht zwischen den beiden Nachbarhäusern dadurch wieder herzustellen, daß ich hiermit Euch, Meister Thorbecker, gegenwärtig und förmlich in Anwesenheit Jungfer Annens und ihrer Frau Mutter um die Hand Eurer Tochter zu meiner Ehegattin anwerben wollte."

Anne war bei den letzten Worten mit herangetreten und hatte ihre Hand wie zu Bestätigung des Gesagten auf Walter's Arm gelegt. Ihr Vater gab sich Mühe, eine möglichst überraschte Miene anzunehmen; dann verzog sich sein Gesicht zu einem lauer erzwungenen Lachen und antwortete mit hochhaltem Ton:

„Allen Respekt vor Eurer Wahrheitsliebe, Herr Armbrust, aber ich würde meiner Frau Base Veronika Tochter nicht glauben, daß es ihr damit Ernst sei, bis sie um Euretwillen in ihrer schönsten Staatsseidentie in meinen schmutzigsten Schornstein hinaufgeklettert wäre."

Das Mädchen errötete über und über bei der Bemerkung, während Meister Mathias sie mit einem schelmischen Gelächter begleitete. Nur der junge Werber behielt seine gleichmäßige Haltung und versetzte ruhig:

„Ich scherze nicht, Meister Thorbecker, und bitte um eine ernsthafte Antwort."

Die zum Lachen forcirten Gesichtsmuskeln des Meisters krissen sich allmälig entschlossen zusammen. „Ich scherze auch nicht, Meister Armbrust," entgegnete er trocken, „es war mein völliger Ernst damit. Aber um die Sache kurz abzumachen, will ich Euch auch noch eine andere Antwort geben. Es wäre möglich gewesen, daß ich Euch meine Tochter früher zugesagt, denn ich halte einen christlichen Ehestand für Gott gefällig und angenehm, und hätte vielleicht Nächstdem darauf genommen, daß Ihr, wie ich gern zugestehe, in der Verderbniß unserer Zeit Euch gewissenhaft die bürgerlichen Tugenden für's Haus und die Familie bewahrt habt, und hätte gehofft, daß die Hand des Herrn in ihrer Gnade Euch noch mit Erleuchtung heimgesucht haben würde. Seit einem Jahr aber, da ich gesehen, daß fromme, christliche Gläubigkeit noch, wenn auch selten, doch deßhalb um so schöner und inniger in unsern Tagen gedeiht, wäre es eine Sünde wider den Geist von mir, durch meine Einwilligung meiner Tochter die Möglichkeit, ihr Seelenheil in einer wahrhaft christlichen Ehe noch zu retten, zu entziehen, und ich kann daher meine Antwort geben, Meister Armbrust, als daß Ihr zu spät gekommen seid, da ich meine Tochter bereits dem vortrefflichsten Menschen, den ich in unserer sündigen Zeit gefunden und der als eine Perle in mein Haus gekommen, zugesagt habe. Mit dem schließt sie den Ehebund, oder wenn sie ihn nicht will, mit keinem, daß schwöre ich Euch und halte den Schwur, bis Ihr mich von Eurer und Eurer Geschirten gottloser Ansicht übergeugt, daß Frömmigkeit heutzutage nur eine Maske und scheinheilige Heuchelei ist, die ihre Tugend im Stillen verlachen und zu selbstsüchtigen Zwecken an- und ablegen. Das ist mein letztes Wort, und diese Bedingung zu erfüllen dürfte Euch noch etwas schwerer werden als die erste, die ich gestellt. Doch darum will ich keine unchristliche Feindschaft zwischen Euch und meine Familie werfen. Thut als hätte Ihr mich nicht gefragt, und vielleicht kann Euch der Besuch meines Hauses nach auf andere Wege leiten und Euch zum Heil gereichen. Gelobt sei Jesus Christ, Meister Armbrust."

Damit wendete sich der Hausherr, um jede weitere Diskussion abzuschneiden, schnell ab und schritt, sich in die Brust werfend, an dem verstummten jungen Mann vorüber in sein Zimmer. Er hatte mit einem Nachdruck gesprochen, wie er seit zehn Jahren nicht im Hause erhört worden. Frau Thorbecker war mit dunkel gerötetem Gesicht auf's Fenster getreten und blickte lautlos hinaus, während ihre Tochter sich zur Seite gedrebt und schluchzend mit den Händen die hervorbrechenden Thränen verbarg. Walter machte einen Versuch, erst die Eine, dann die Andere anzureden, aber er erhielt von Beiden keine Antwort. Nur Anne zog einen Moment die Hände von den Augen zurück und legte die nasse Wange an seine Stirn. Doch fast sogleich schreckte ein Geräusch im Nebenzimmer, in das ihr Vater gegangen, sie wieder von ihm und sie flüsterte hastig mit erstickter Stimme: „Laß mich jetzt, Walter — geh' nur — geh' —"

Eine Sekunde zögerte er, dann küßte er sie liebreich auf die Stirn, warf einen Blick auf die noch immer unbeweglich am Fenster lehnende Mutter und gehorchte. Leise schlaß er die Thür hinter sich und stieg die Treppe hinunter. Als er auf den Flur hinunter kam, glaubte er im dunklen Hintergrunde desselben das Gesicht des frommen Daniel hervortauschen zu sehen, der ihm zögernd mit dem Finger zuwinkte. Doch ein solcher Haß gegen den Menschen, dem er alles Mißgeschick, das ihn betroffen, zuschreiben mußte, lochte in seiner Brust, daß er den räthselhaften Handdruck desselben völlig vergaß und in seine brütenden Gedanken versunken rasch durch die Thür auf die Straße trat. Hier empfing ihn tief blendend noch das helle Tageslicht. Er warf denselben rasch einen Blick auf seine Uhr, sie zeigte erst die fünfte Nachmittagsstunde. Trotzdem war es schon fast abendlich dunkel gewesen, ein unmuthiges Gefühl übermannte ihn, daß der Tag noch nicht zu Ende sei. Er war auf das Haus seiner Eltern zugeschritten, empfand aber plötzlich einen tiefen Widerwillen, in seine Werkstatt zurückzukehren, und wandte sich, von einem schnellen Gedanken bewegt, kurz um und ging durch das Stadtthor in's Freie.

Er hatte sich auch unter dem Thor nicht umgeblickt und auf das Haus, das er verlassen, zurückgesehen, sonst hätte er bemerkt, daß der fromme Daniel hinter ihm durch den Flur herausgekommen und ihm, unter dem Thor stehend, aufmerksam nachschaute. Dann trat der Letztere ebenfalls auf die Straße und schlenderte anscheinend sorglos, doch wenn ihn Jemand genau beobachtet hätte, mit großer Achtsamkeit, nicht von dem jungen Gesellen bemerkt zu werden, etwa auf hundert Schritt Entfernung hinter Walter drein.

Dieser fing jetzt an, schneller zu gehen, als ob er ein festes Ziel im Auge habe, das er zu einer bestimmten Frist zu erreichen bestrebt sei. Er schritt an der Stadtmauer entlang durch die Allee, in der er vor bald zwei Monaten die Nachbarstochter zuerst auf der Heimkehr angetroffen und begrüßt hatte.

Dasselbe waren sie zusammen auf das Elternhaus zugewandert, jetzt schienen ihre Wege weitgetrennt auch einander zu gehen. Und warum? Ein bitterer, farkastischer Zug flog über das Gesicht des jungen Mannes, er ging schneller und schneller, manchmal sprach er aufgeregt ein Wort laut vor sich hin, daß die Vorübergehenden ihm verwundert nachblickten. Bald hatte er das andere Stadtthor, durch welches Anne damals vor der Begegnung von dem kleinen Tanzlehrer gekommen war, der sich immer noch mit lohnendem Erfolg in dem Städtchen aufhielt, erreicht. Er bog nun rechts ab und trat auf die hochgewölbte Brücke, die nicht mehr so nutzlos wie früher erschien, da der Fluß allmälig fein im Sommer von der Dürre halb trocken gelegten Bett wieder anzufüllen begann, die aber immer noch mit ihren steinernen Heiligenbildern ebenso unbeweglich und träumerisch im Abendsonnenglanz lag, wie an jenem Tage, da er mit der blauen Bluse und den bestaubten Wanderstiefeln über sie in die Vaterstadt heimkehrte.

Jenseits der Brücke war ein fröhlich bewegtes Treiben. Offizielle und freiwillige Winzer und Winzerinnen kletterten auf dem abschüssigen Berggelände bunt durcheinander; dazwischen schallte Kindergejauchz, ein feiner, witziger Taubenduft erfüllte die Luft. Walter's Auge überflog eine Weile das freilich noch bewegte Gemälde, dann stieg er schnell, ohne sich um die rechts und links herschende Lustigkeit zu kümmern, den steilen Fußweg zwischen weißblinkenden Weinbergsmauern hinauf. Endlich wichen diese auf beiden Seiten, und eine sanfter abfallende Wiese, über die sich ein schmaler Pfad emporschlängelte, breitete sich vor ihm aus. Am Ende desselben nahm ein dichtes Tannengehölz ihn auf. Ueber ihm wurzten die Gipfel leise im Abendhauch, und das Geklirre und Geschwätze verklang in der Ferne und erstarb allmälig in dem geheimnißvollen Gemurmel des Windes. Hin und wieder traten jetzt Felsen auf dem harten Boden hervor und der Weg hob sich wieder steiler, doch Walter stieg in gleichem Schritt rüstig fort und hatte etwa nach einer Viertelstunde den oberen Waldsaum hinter sich. Nun lag der Berggipfel in einsamer, sonnbeglänzter Stille vor ihm. Er eilte hastig über die kurze, glatte Grasnarbe des Abhangs hinauf, dann erhob sich plötzlich auf einer noch etwas mehr erhöhten, dürfer von dem Berggrücken verdeckten Spitze ein altes Gemäuer, das den Gipfel des Ganzen krönte und, nur von dieser Seite zugänglich, nach der andern mit steilem, gebüschverwachsenem Absturz hinunterfiel.

Es war ein gesallener Thurm, an dessen beide Flanken sich wie Flügel verwinkelte Mauerreste anlehnten, der die Ruine der zertrümmerten Ritterburg bildete. Moos grünte aus seinen Steinfugen und armdicke Epheuranken umschlangen mit lustigem Gewuchse seinen Leib; es sah fast aus, als hielten sie ihn, daß er nicht in die Tiefe hinabstürze. Auf seiner zersplitterten Oberfläche aber, über der Sturm und Zufall Jahrhunderte lang ihr Spiel getrieben und fruchtbare Erde auf ihr zusammengetragen, hatte sich eine junge Tanne angesiedelt, die mit schlankem Stamm, wie eine Fahnenstange in alter Zeit es gethan haben mochte, das Ganze überragte.

Digitized by Google

Schutt und Steintrümmer bedeckten weit umher den Boden, ab und zu lauschte noch eine Efeuplatte von Bäume dazwischen hervor, braunes Gras und Brombeergewinde überwucherte die stummen Denkmäler des Mittelalters. Das einzig Wohlerhaltene in der alten Ruine waren zwei Fensterwölbungen in dem westlichen Mauerflügel. Nur an ihrem obern Rande waren einige Steine ausgebrochen, aber die schweren Platten unten hatten Stand gehalten und boten noch dieselben Sitzplätze dar, von denen die Burgfrau und die Edelfräulein herzinnt weit in's Thal hinab dem vom Raubzug heimkehrenden Gatten und Vater entgegengespäht hatten.

Man konnte es ihnen nicht verdenken, wenn sie oft dort gesessen und hinausgeschaut. Weit in's ebene Land schweifte der Blick hinüber, wo hie und da Kirchthürme zwischen dunkleren Wäldern ausblinken. Gerade unten, altersgrau und freundlich, lag die Stadt mit ihren Giebelgewirr, wie eine Schlange wand der glänzende Fluß sich beinah halb um ihre Mauer und verlor sich zwischen anderen Bergen in der Ferne. Wenn man sich vorbückte, vermochte man noch auf den Fuß des Berges selbst zu blicken. Dann sah man etwa tausend Fuß unterhalb der Ruine auf die Weinberge nieder, durch die der Weg anfänglich emporführte, bis er sich nach rechts schlug und mit Vermeidung des steilen Abhangs von der Seite den Gipfel erstieg. Deutlich gewahrte man das geschäftige Treiben der Menschen in den sonnbeglänzten Weingärten, nur war Alles still und feierlich droben und das Gejubel der Winzer drang nicht mehr in die einsame Bergeshöhe hinauf.

Die Fensterwölbungen lagen auch von Innen ziemlich hoch über dem Boden, der sich gerade vor ihnen etwas vertiefte. Doch der einsame Besucher hatte mit sicherer Gewandtheit die aus der Mauer vorspringenden Steine benutzt und sich an ihnen in die Nische hineingeschwungen. Nun saß er drohen und blickte, die Hand auf das zerbröckelte Gemäuer gestützt, weit in's abendbeglänzte Land hinaus.

„Schöne Sonne," murmelte er endlich, „bist Du noch nicht müd geworden, auf den Wahnwitz der Menschen herabzublicken, und kehrst getreulich jeden Morgen zurück, wieder aufzugehen über Gerechten und Ungerechten, wie's in dem alten Buche heißt. Und sie sehen Dich an und verstehen Dich nicht, und die Rebel, die ihr eigenes Uebirn erdichtet, werfen sie über Dein goldnes Licht. Schöne Mutter des Lebens, wie groß und unwandelbar bist Du, wie klein und irr und vergänglich sind Deine Kinder. Du aber harrst geduldig aus, ob sie Dich ehren, ob sie blinden Aug's sich von Dir wenden; diese Burgen sahst Du, wie Du jetzt ihre Trümmer siehst, und langsam Deine Saaten forteisend, harrst Du besserer Tage. Doch wer, die wir nicht ewig sind, wie Du, wir schauen bang aus der kurzen Spanne, die uns gemessen, zu Dir auf. Was soll uns die Zukunft, die uns nicht zu sehen vergönnt ist, wenn unser Leben sich in der trüben Finsternis verirrt — hilf Du mir, Allgütige, ich fühle Deine Macht, in mein Innerstes dringt Dein heller Strahl hinab — sende ihn auch in die dunklen Herzen, die Deinem Licht sich verschließen."

Der junge Mann hatte unwillkürlich die Hände wie zum Gebet über der Brust zusammengelegt. Die niedersteigende Sonne, an die er seine Worte richtete, warf ihren milden Abendglanz gerade in sein Gesicht, so warm und freundlich, als ob sie ihn gehört und ihm mit goldener Hand Erfüllung zuwinke. Ein schwärmerischer, verklärter Schimmer lag auf der freien Stirn und in den Augen des Bittenden, er mußte in altvertrauischen Verhältnis zu der schönen Himmelskugel stehen und ihr oft schon die Sorge und den Gram, der in dunklen im umeheften Thal ihn drückte, geklagt haben. Doch jetzt hatte er ihn vergessen, reinere, lichtere Luft umspielte ihn, und er fühlte die Nähe des Lichts, nach dem er sich sehnte, und frei und stolz und glücklich sich in der einsamen Erhabenheit über dem irdisch-bethörten Getriebe.

Ein leises, knackendes Geräusch weckte ihn aus seinen Gedanken und zog seine Augen vor sich auf den steilen Bergesabhang hinunter. Es war, als ob ein Stein sich auf demselben abgelöst und durch das Gebüsch niederrollte, etwa hundert Fuß unter ihm bewegten sich die Spitzen des Gestrüpps wie im Winde. Er wandte nachlässig den Blick darauf, ein dunklerer Gegenstand sahen eine Sekunde darunter aufzutauchen, doch seine Augen waren von der Sonne geblendet, und wie er schärfer hinsah, war jede Bewegung verschwunden und Alles still wie zuvor. Nur der Stein hatte sich weiter durchgearbeitet und sprang in überstürzenden Sätzen den Abhang hinab in der Richtung auf die Weinberge zu.

Doch Walter's Gedanken waren dadurch abgelenkt und wandten sich ebenfalls vom Horizont in das Thal zurück. Er suchte nun mit den Augen über den von bläulichem Rauch und Abendduft umzogenen Dächern des Städtchens umher, endlich hatte er den Punkt, der ihn interessierte, gefunden und sein Blick ruhte nachdenklich darauf. Man sah, daß ihm das Gedächtniß dessen, das er drunten verlassen und das der Anlaß seines Heraufsteigens gewesen war, zurückkam. Deutlich konnte er sowohl sein väterliches Haus, wie das demselben gegenüberliegende unterscheiden; nur vor das Stadtthor selbst schob sich von hier aus halb verdeckend, daß nur der obere Rand sichtbar blieb, ein großes, düsteres Gebäude, dessen Fuß nach dem Berge zu von dem vielfach geschlängelten Flußbett begrünt wurde.

Der junge Edelschmied seufzte bei dem Anblick desselben, der eine Flut von peinlichen Gedanken in ihm aufregen mochte. Ein brennender Ingrimm lag in seinen Augen, er war so verliebt, daß er den vorsichtigen Schritt, der hinter ihm aus dem Innern der Ruine herausstam, nicht vernahm. „Verfluchte Gaukelei", stieß er halblaut zwischen den geprellten Lippen hervor — dann fuhr er plötzlich in den der Steinbank auf. Eine feste Hand hatte sich ihm lautlos auf die Schultern gelegt, und wie er den Kopf wandte, starrte er sprachlos in das ruhige Gesicht des frommen Daniel.

Einige Sekunden blickten sich die beiden Gesichter unbeweglich an, dann machte Walter einen ungestümen Ruck, sich der Hand, die noch immer auf seiner Schulter lag, zu entziehen. Der unermartete Anblick des Besessenen stürmte verhaßte Erinnerungen in ihm empor, ein haftiger, rachebürtender Witz funkelte in seinen Augen auf. Er hatte das Räthselwolle, das ihm vor einer Stunde in der Erscheinung dieses Menschen gelegen, overgessen und sah nur das verabscheute Hinderniß seiner sehnlichsten Wünsche vor sich, den Fluch aller seiner Hoffnungen, dessen Existenz sie vernichtet, mit dessen Untergang sie sich neu belebten. Er sah ihn allein vor sich, auf der einsamen, unerreichenen Höhe, er fühlte sich riesenstark der gebückten, schleichenden Kreatur gegenüber, und ein wild-verzweifelnder, schlimmer Gedanke zuckte ihm durch's Hirn.

Es war nur ein Augenblick, dann bebte er schauernd zusammen.

„Sie hätten Recht," sagte der Andere, den seine forschenden Augen nicht von ihm verwandte, „nur beunruhigen Sie mich falsch, hier und hier."

Der Sprecher deutete dabei flüchtig mit der freien Hand auf die Stirn, während seine rechte zugleich einen so gewaltsamen Druck auf die Schulter Walter's ausübte, daß dieser wie unter einem Schraubstock niedergepreßt antwortlos auf seinen Sitz zurückwich. Er betrachtete nur scheu die magerer, feinsingrigen Hände, in denen sich eine derartige Kraft verborgen hielt, und er fühlte den leise spöttischen Ton in sich nachvibrieren, mit dem sein Gegner das letzte, auf diese bezügliche „hier" gesprochen hatte.

Dann übermannte ihn Scham, daß dieser seine flüchtige Gedankenverirrung errathen, und er wich faß ängstlich den Augen desselben aus, die ihm seiner alleszeit blutgleich klein erschienen und die ihm jetzt mit großer, dunkler Mächtigkeit bis in's Innerste hinabdrangen. Nun kam ihm auch plötzlich das Gedächtniß an den seltsamen Auftritt, den er zuletzt mit dem frommen Daniel erlebt, zurück und das Alles schlug in einander strömend so gewaltsam über ihm zusammen, daß er regungslos unter dem körperlichen wie geistigen Drucke verharrte. Er besaß Muth genug Anderen gegenüber, doch unwillkürlich empfand er den Stärkeren über sich, dessen Augen noch mehr Herrschaft über ihn ausübten, als die eiserne Festigkeit seiner Hand.

Auch Daniel hatte eine Weile geschwiegen, dann sud er mit düsterem Tone wieder an: „Sie hätten Recht, sagte ich, denn die Gewalt herrscht auf der Erde und das Leben ist ein Verzweiflungskampf des Schwachen wider den Stärkeren, der ihn bedrückt. Aber Sie irrten sich zwiefach in mir und darum hatten Sie Unrecht, denn der Schwache soll sich mit dem Stärkeren wider den gemeinsamen, übermächtigen Feind verbinden."

Der junge Edelschmied wußte nichts auf diese Worte, deren Sinn er nur halb zu ahnen, nicht klar zu fassen vermochte, zu erwiedern. Doch er hob die Augen wieder muthiger empor und blickte den Sprecher, dessen Züge ihm immer bekannter erschienen, aufmerksam an.

„Ob war ein günstiger Zufall für uns Beide, hoffe ich, der uns abermals zusammengeführt," fuhr dieser fort. „Ich hatte Sie nicht wieder erkannt, obgleich wir uns zweimal an verschiedenen Orten flüchtig gesehen. Es hat sich viel an meinen Augen und mehr noch an meinen Gedanken seitdem vorübergebraust, doch im Momente der Noth fällt es oft wie Schuppen vom Gesicht, daß wir plötzlich scharfer sehen, und in einem solchen erkannte ich Sie wohin —"

Walter hatte bei den letzten Worten eine ungestüme Bewegung gemacht, als ob dieselben auch einen Vorgang in ihm selbst gelegentlich hatten. „Bei Gott," fiel er auffahrend seinem Gesährten in's Wort, „wo hatte ich meine Augen bis heute, Sie sind — wahrhaftig Sie sind Bacon Hoch —"

Doch bevor er den Namen zu Ende gesprochen, legte sich die Hand des Angeredeten ihm hastig auf die Lippen. „Nennen Sie niemals den Namen," erwiederte er, sich unruhig umblickend. „Vergessen Sie ihn, wie die Welt ihn vergessen hat. Der Mann, mit dem Sie mich verwechselten," sagte er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzu, „ist todt. Er machte eine Entdeckungsreise nach Afrika, um dort selbst zu vergessen, was ihn in Europa geschehen. Ein Zeitungsblatt hat die Nachricht von

Digitized by Google

seinem Lande gebracht und genau die letzten Augenblicke des Unglücklichen geschildert, wie er von einem blutdürstigen Pöbel seinen Jungen zum Abendmahl in die Höhle geschleppt worden. Ich glaube, die katholische Kirche hat ein Dankgebet dafür angeſtimmt, daß der Zorn des Herrn den frechen Ketzer erreichte, der sich vermaß, um die Hand —"

Er brach plötzlich mit einem sardonischen Lachen ab, ein unheimliches Feuer hatte sich gegen den Schluß seiner Augen bemächtigt, dann sehte er, gebieterisch die Hand ausſtreckend, schnell hinzu: „Also niemals — versſtehen Sie mich, niemals!"

Walter senkte mit stummer Verſicherung die Stirn. Es lag ein dämonischer Haß in den starr auf ihn gerichteten Augen, vor dessen Glut er, obwohl sie ihm sympathisch war, zusammenschauerte. Er hatte nicht den Mut, eine Frage über das geheimnisvolle Treiben und den Zweck der seltsamen Verkleidung Sahibs zu Bekanntſchaft zu stellen, nur das jener schwieg und er die Nothwendigkeit, irgend etwas zu entgegnen, fühlte, sagte er: „Ich erinnere mich, der Könige sprach mit Ihnen, als ich Sie zuerſt in Berlin in der Brüdervereſammlung sah. Wie beneidete ich Sie, ohne daß ich Ihren Namen wußte!"

(Fortſetzung folgt.)

Alles und Neues.

Die Strohflechter in Beſſersdorf. Daß in vielen englischen Fabrikſtädten Kinder von zartem Alter in einer Weiſe beſchäftigt werden, welche ihre Geſundheit und auch Leben gefährlich beeinträchtigt, ist einer strengen Aufſicht allgemein bekannt und hat dieſelbe es leider nicht verhindern können, daß in Beſſersdorfe die Kinder noch ſelben ſchon, bevor ſie gehen können, zur Arbeit herangezogen werden. Das Damiederliegen des Strohflechtergewerbes in genannem Dorfe hat namentlich die Kinderarbeit auf das Empfindlichſte beeinflußt und traurige Thatſachen zu Tage gefördert. Die Zahl der Kinder unter dreizehn Jahren, welche mit Strohflechten beſchäftigt sind, wird auf 3000 bis 4000 angegeben, und unterſcheiden sich diese darin wieder noch als Kinder, daß, wenn die Kinder unter fünf Jahren eingeſchlafen werden. In der Regel beginnen die Kinder mit vier Jahren das Flechten zu erlernen; doch sind die Fälle nicht ſelten, wo die armen Kleinen im Alter von drei, ja zwei Jahren ſchon in die „Flechtſtuben" gebracht werden. Dieſe Flechtſtuben, deren ſich zwei in ſedem Dorfe finden, ſind das Schlimmſte, was noch je den Namen Schule getragen. In der Regel eine kleine Stube ohne jede Luft und guten Licht, die für den Aufenthalt auch nur deſ kleinſten Familie unzureichend wäre, sind ſie bis mit 40, auch mit ſechſen gar mit 60 Perſonen vollgepfropft, ſo daß im Winter nicht einmal gelüftet werden kann. Vom Schulgehalte ſind die Kinder die Kinder ſelbſt, ihre Eltern und Verwandten, ſo daß von Schulgeld keine Rede ſein kann. Oft ſind die Flechtſtuben gleichzeitig Kinderbewahranſtalten; dort erhalten die Kinder ihren unregelmäßigen Unterricht, wie leicht begreiflich, in der „Lehrerinnen" meiſt ebenſo unwiſſend ſind, wie ihre Schüler unverantwortlich Kleinen. Sie lehren eben nur das Strohflechten, worüber die Eltern je 3 Pence die Woche bezahlen. Nur durch Lernen in der Schule, bis 3 Sch. wöchentlich verdienen, nehmen das Strohflechten nur eine Schule und ſiehern nachher die lettigen Gelegenheit ihren Eltern ab, welche ſie verkaufen. Daß in dieſen Schulen der Stock mit großer Häufigkeit in Anwendung gebracht wird, bedarf kaum der traurige Thatſache. Der Lehrkurſus beginnt mit dem Beſchneiden der Geflechte, und Kinder von zwei bis drei Jahren — mit kleinen Scheeren, die vermittelſt einer Schnur an der Schärpe ſolcher Kinder ſind — werden angeſtellen. Von dieſen müſſen täglich zu beſchneiden. Sobald die Kinder dreizehn bis vierzehn Jahre alt ſind, taugen ſie an „gut eigene Rechnung" zu arbeiten, und zahlen ihren Eltern eher Verwandten 3 bis 4 Sch. wöchentlich für Koſt und Logis. Nun ſind ſie ſelbſt ſich der Verdienſt der herangewachſenen Knaben und Mädchen auf 6—8 Sch. (ſtarken verdienen 8—12 Sch. die Woche), bei gerücktem Geſchäft aber ſind ſie dem tüchtigen Manuel ausgeſetzt, da ſie für Nichtarbeit keine Entſchädigung erhalten. Aus dieſe die moraliſchen Reſultate dieſes Syſtems ſind, läßt ſich leicht denken. Die große Zahl der unehelichen Geburten in dieſen Beſirken iſt haarſträubend, an geſetzen iſt ſie in den kleinen Dörfern. Die Kinderſterblichkeit, welche in Wiesbaden 1 in 7, der Gebauten beträgt, ſteigt ſich für Beſſersdorfe auf volle 40 Perz. Manche man ſich das gegenwärtige Darniederliegen des Geſchäfts zu Nutz, und ſchickte die 6000 bis 7000 Kinder zur Schule, anſtatt ſie auf den Acerſtümmerin zu halten, ſo ließe ſich vielleicht Manches erreichen; die älteren Arbeiter würden leichter Beſchäftigung finden und, was mehr iſt, der Unterricht würde ſeinen moraliſchen Einfluß geltend machen können. Allein die Strohflechterei leidet heute die Sache auch von dieſem Standpunkte an, es geht ihnen wie dem Kinde, welches die Aepfel nicht nehmen will, weil ſie bitter ſchmeckt, und es weiß nicht der verwehrten Anſinnenſtanden der Beſitzen allein zufallen, dieſes wirklich grauenhafte Syſtem der Kinderarbeit mit Gewalt zu unterſtützen — eine harte Aufgabe, wenn man bedenkt, wie weit verbreitet das Uebel und wie ſchwer es iſt, daſſelbe in all' den zerſtreuten Dörfern ausfindig zu machen.

Europäiſche und afrikaniſche Königsgeſchenke. Die Europäer wurden dem Könige von Dahomey durch den Kriegsminiſterium Reichs vom Sultan von Borno mehrere Geſchenke überbracht. Dem Sultan ſind nunmehr von Seiten des Königs Gegengeſchenke gemacht worden. Dieſe beſtehen aus einem Thron von Sammet mit Goldverzierung, acht kleine ſchlanke Kanonen, zwei Dutzend goldenen und ſilbernen Taſchenuhren, ½ Dutzend Zinnbadegetränken, 1 Dutzend Revolvern, ½ Dutzend weißen und ½ Dutzend gefleckten Burnus, mehreren Dutzend Fez, achten Roſenſchlafröcken, Eſſenzen u. ſ. w. Der Sultan von Borno hatte den ſehnlichſten Wunſch, einen Wagen zu erhalten. Es iſt aber Anſtand davon genommen, dieſen Wunſch zu erfüllen, weil der Wagen von dem Küſtenlande des Mittelmeeres und durch die Sahara auf Kamelen hätte befördert werden müſſen. Dazu war aber nöthig, daß er auseinander genommen wurde und daß dann ein Sachverſtändiger mitreiſte, um ihn wieder zuſammenzuſetzen. Auch dieſer der Sultan ſchon den Luxus eines Wagens, und zwar als ein Geſchenk der Königin Victoria. Er weiß denſelben aber nicht zu verwenden, der traut ihm nicht. Bei feierlichen Gelegenheiten erſcheint der Wagen mit im Aufzuge; der Sultan beſteigt ihn aber nicht, ſondern geht nebenher. Die oben erwähnten Geſchenke ſind durch einen gewiſſen Hamed, leidenen Reiſebiener des Herrn Rohlfs, nach Borno gebracht worden. Zur Empfangnahme ſeiner Aufträge hat Hamed ſich in Tripolis eingefunden. — Einen eigenthümlichen Kontrast zu dieſen Geſchenken europäiſcher Induſtrie bilden die Geſchenke, welche Herr G. Robbs dem Herzoge von Deſſau im Auftrage unſerer Landsmannin Lander aus Weſtafrika jüngſt überreicht hat: 24 einen ſilberne mit reichhaltigem überlegte Armwehr, 2) ein Schild mit Silberplatten, 3) ein vollſtändiges Sattelzeug mit Zaum für ein Maultier, reich mit Gold- und Silberarbeit geziert, 4) ein reich mit Seide geſtickter Frauenunterrock, 5) einen Burnus aus Tuch, ebenfalls reich mit Seide geſtickt und mit Platten von Gold- und Silberfiligran geſchmückt, 6) ein Paar ſilberne Schuhe mit Goldbarbeiten überlegt. Die Nummern 1 und 2 ſind Geſchenke des Königs Theodor an Lander, der die Geſchäfte ſeines Kriegsminiſterium verſah. Die übrigen Sachen hatte der König Theodor für die Königin von Großbritannien beſtimmt, als er ihr einen Heirathsantrag geſtellt hatte. Nachdem dieſer mit Achſelzucken zurückgewieſen, erhielt die Lander Zaum des Lander zum Geſchenk. Daß Königin Victoria vom Schickſal aber doch dazu erſehen war, zu jenem rohen Anbetter in eine nähere Beziehung zu treten, beweiſt ihre mütterlicher Fürſorge gegen den jungen Sohn des unglücklichen Theodorus.

*

Ein neumodiſche Wetterunen. Kürzlich hat im Hafen von Beſton in Gegenwart von etwa 10,000 Menſchen, welche ſich auf den Molen und Kais eingefunden hatten, ein naturforſcher Wettkampf von Tauchern ſtattgefunden. Der Tauchen begann des Neunens hingen die Taucher in ihrer Rüſtung über den Bord ihrer Fahrzeuge. Auf ein gegebenes Zeichen verſchwanden ihre Köpfe unter Waſſer und ſie traten langen auf ihr gefährliches Vorhaben hinab. Drei Mann beſtritten ſich an dem Wettlauf: George Phillips, welcher ſeit fünf Jahren bei dem Geſchäft war; Jakob Palmer, ebenfalls ſeit fünf Jahren Taucher, und William Lloyd, Taucher ſeit zehn Jahren. Jeder beſtellen war mit einer Führungsleine verſehen, damit er unter Waſſer nicht von ſeinem Kurſe abwiche; außerdem war er natürlich von dem Boot beſtellet, welches die Luftpumpe an Bord hatte, die ihn beſtändig mit Luft verſorgte. Gleich nachdem die Taucher den Grund erreicht hatten, begann das Rennen. Palmer nahm Anlauf die Führung, ließ jedoch bald darauf langſamer und dieſe ſchließlich weit zurück. Die Klage haben war, daß ſeine Führungsleine an einem Felſen unklar geworden war. Lloyd kam gut vorwärts, konnte ſich jedoch nicht gegen Phillips halten, welcher denn auch ſchließlich als Gewinner aus dem Rennen hervorging; er hatte zum Zurücklegen der 2100 Fuß langen Strecke 17 Minuten gebraucht, Lloyd 18½, und Palmer 21 Minuten. Phillips erhielt 75 Dollars Prämie, Lloyd 50 Dollars und Palmer 25 Dollars.

*

Der Sicherheitsſtaat. In New-Jerſey macht eine Erfindung eigenthümlicher Art großes Aufſehen. Ein Herr Becker hat einen „Sicherheitskaſtag" erfunden, welche ermöglicht, daß Perſonen, welche ſchwindelt begraben werden, ſich ſelbſt aus dem Grabe befreien, eher doch vermittelſt einer Klingel die Todtengräber herbeirufen können. Der Sicherheitskaſtag iſt beſtimmt mit einem kleinen Thermometerapparat und einem weiten Raum ausgeſtattet, durch welch letzteren der Begrabene vermittelſt einer Leiter in's Freie gelangen kann. Der Erfinder, von dem Gedanken angeſpornt, daß „Thatſachen beweiſen", läßt ſich bei den Augen einer zahlreichen Zuſchauermaſſe, welche ein anſtändiges Eintrittsgeld erlegt, buchſtäblich begraben. Die Sache geht in einem Biergarten vor ſich, und bei den Klängen eines wohlthätigen Trauermarſches, nur durch Seidenklappen unterbrochen, wird Herr Beiter tief eingelegt. Er bleibt bis zu zwei Stunden im Grabe und erſcheint dann wieder per pum gerſum Trophäen der angeſtrengtesten Menge, die ihn begrüßt und umarmt. (Echt Amerikaniſch!)

*

Wilde Dandys. Die Bewohner in Kanzanja in Afrika, erzählt Livingſtone, haben ihre Dandys ſo gut wie die Pariſer, nur daß ſie noch extravaganter in ihrer Tracht, und Jeder macht ſich ſeine Mode ſelbſt. Der Eine trägt ſein Haupthaar zu zwei bedeutenden Hörnern, die wie Bärtchenhörner ausſehen. Andere machen ſich Locken, die wild um den Kopf hängen, noch Andere flechten Zopfſchnüre hinein, die bis und bis hinunter, wieder Andere ſcheeren ſich den Kopf ganz glatt, und Jeder macht es anderes; aber Eins haben Alle gemein: Jeder läßt ſich ſein eigenes Abwaſſ. Die Frauen tragen einen Holzpflock, oft von zwei Zoll Durchmeſſer, in der Oberlippe, die dann bis zum Kinn herabhängt. Eine Sitte, die wohl nur mit den ſchönſten Einnerkpfmatragen der Europäerinnen, genannt Chignons, verglichen werden kann.

Bilderräthſel.

Auflöſung des Bilderräthſels Seite 288:

Ob wer am großen Mann wird klein,
Gerich wähnt der Kleine groß zu ſein.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang. | Nr. 29. | Stuttgart, 1869.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein. | Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 8 Sgr. oder 28 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von J. Rothbart.

Die Pestjungfer.

Eine Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

Von

August Becker.

Ich hörte schon als Kind von einer alten Handschrift, welche über den Untergang des Dörfleins Weiher erzähle. Sie war ein Auszug aus dem Kirchenprotokoll des Städtleins X. in der rheinischen Pfalz, und war in mehreren Abschriften vorhanden, ohne daß ich jedoch eine derselben bisher zu Gesicht hätte bekommen. Nun schickte mir ein Freund, der meinen Wunsch kannte und ihm willfahren wollte, nachfolgende Blätter in ihrer vorliegenden Gestalt. Obgleich ich nun fast glaube, mein Freund habe die Geschichte nach seinem Geschmacke umgemodelt und darüber selbige an Zusammenhang wohl gewonnen, an jenem eigenthümlichen Reiz, den alte Manuskripte in ihrer Aechtheit immer für sich in Anspruch nehmen dürfen, aber verloren, — zweifle ich jedoch nicht, daß sie auch in vorliegender Gestalt dem Leser Interesse abgewinnen und ihm Unterhaltung verschaffen können, weßhalb ich nicht anstehe, diese Blätter der Oeffentlichkeit zu übergeben. —

Diese Thatsachen sind von einem alten Pfarrer, der sie miterlebte, in das Kirchenprotokoll jenes Städtchens, da er zuletzt im Amt war, aufgezeichnet worden.

I.

Der Anfang hebe an im Namen des Herrn, da ich nachstehende, wunderbarliche und erstaunliche Dinge erzähle, und in dieß neue Kirchenprotokoll einzeichne, wahr und getreu, wie es mir ist begegnet und ich solches selbsten gesehen mit meinen eigenen Augen.

Es sind schon viele Trübsale über unser armes Land gekommen nach dem unergründlichen Willen Gottes, und nach seiner unabwendbaren Fügung und Schickung sollete die schöne Pfalz, so ein wirklich irdisches Paradies ist, zum Oestern auf grausame Art verstöret und verwüstet werden, als seien die frommen, christlichen Leute darinnen lauter Heiden und Türken; aber es gehet nach den biblischen Worten, so da heißen: „Wen Gott lieb hat, den züchtigt er!“ Aber ist noch kein' größere Pein und Plage über das Land gekommen, als da der Herr die Herzen der Menschen und Fürsten wider einander erhob, daß sie streiten sollten und zusehen möchte, wem er seinen Sieg verleihen wolle, und solcher grausame, blutige, große Krieg in die dreißig schrecklichen Jahre hat gedauert.

Eduard Hildebrandt. Originalzeichnung von Fritz Kriebuber. (S. 330.)

Nämlich, es zeigete schon Gott der hangenden Menschheit sein kommendes Zorn- und Strafgericht durch unterschiedliche, schreckliche Dinge an. Sehr insonderlich der damalige, weit verrühmte und gelahrte Gottesmann und Professor der heiligen Schrift, Doktor Pareus zu Heidelberg, solches Elend und Uebermaß des Jammers voraus, da schon zur Zeit die hernach entstandene Kriegesflamme anfinge in der Asche zu glimmen; wurden auch schon allerhand Zurüstungen und Anschläge gemacht, so aber durch den bald erfolgten Krieg sind völlig ausgebrochen und haben solche vor andern unsere edle Pfalz betroffen.

Das Gesicht aber, so obgemeldten, hochweisen Herrn Doktor Pareus ist geworden, war, daß er den ersten April anno 1618 des Nachts sahe,

Digitized by Google

wie die ganze uralte und liebliche Stadt Heidelberg über und über hat von einem verborgen unbekannten Feuer gerauchet, und das kurfürstliche Schloß aber hat lichterloh gebrannt.

Nun weiß ich selbigen noch, wie daß vordem die Menschen durch unterschiedliche, grausame Wunderzeichen sonst ermahnet worden, sonderlich anno 1613, da der christlich-gedultige Kurfürst Friedrich ist zur Regierung gekommen; da erschienen allenthalben am Rheinstrom und durch alle deutsche Lande am Himmel erschrecklich Feuerzeichen, streitende Kriegsheer, weiße Kreuz und andere mehr, und ist solches erfüllet worden, da anno 1619 unser gnädigster Kurfürst, so nun den ewigen Frieden hat erworben, ist zum König von Böhmen ermählet worden, dawelben darnach der große, erschrecklich Krieg erstanden. Dieweil aber der Fürsten Geschichte ist von Anderen aufgezeichnet worden, so es besser wissen denn ich, will ich allein von dem reden und schreiben, so mir selbsten begegnet und widerfahren ist. —

Vor diesem grausamen und jammervollen Krieg, darmit der allmächtige Gott hat alle deutschen Lande heimgesucht, stund ein gar schön, lieblich Bauernhofwesen, so da Weiher gehegen war, zwischen dem kurpfälzischen Markte Billigheim und dem zweibrückischen Städtlein Bergzabern, nebenan noch etliche andere Dörfer, so noch stehen bis auf den heutigen Tag. Dort bin ich zum Oefteren hingekommen, da ich noch ein jung frisch Blut gewesen, und auch darnach, als ich zu Heidelberg ein Studiosus theologiae war, hat mich meines Vetters, des reichen Friedel Bauern allda, schöneß Töchterlein unterschiedlicher Male dahin gezogen.

Solches geschah auch zur Herbstzeit des Jahres 1618. Da war ein fröhlich, laut Leben in den Wingerten und die Bauernkerle und Maidlein ergaben sich eiteler Lustbarkeit beim Traubenlesen und wurden da ehweliche Liebleln gelungen, so ich wohl dazumal mitsingen mochte, ist aber solche gleichwohl als unchristliche Buhlischer verdammen muß. Wurde auch mit Büchsen und Böllern geschossen und hatlete solches insonders von den Bergen und Weinhügeln herüber, so weiter drüben gelegen.

Da half ich denn in meines Vetters Wingerten Trauben schneiden, und neben mir stund meines Vetters holdselig Maidlein, das Käthertz, und deren Bruder Friedel fuhr mit den Gäulen ab und zu, den Most heimzubringen auf die Kelter. Der war ein gar säuberlicher Geselle, geeß und schlank gewachsen, staelen Armes und geweckten Geists, wie man nicht leicht einen findet unter den Bauersleuten. Neben uns thaten andere Leute noch herschten, solches waren einch ledigen Weibsbilds Leute, und darunter daß Maidlein, daß in der langen Lise Haus als Waise war aufgenommen worden. Das war aber ein hübsch, sanftmüthig und still Maidlein, und ich mochte nicht unterlassen, meines Vetters Kätherle zu fragen, wie daß Maidlein mit den blonden Zöpfen heiße.

„Ei!“ sagte diese, „hat sie Dir auch schon den Kopf verdreht, Vetter Heinrich?! Man soll' sait meinen, daß Ann'mariele hätte ihrer Base daß Hexen abgelernt. Unser Friedel, sieh' ihn nur an, ist am Ueberschnappen daß Hexlenns halber.“

Der Friedel stund in Wirklichkeit drüben bei dem Ann'mariele in der Wingertfurche und that also vertieft mit dem Mägdlein, daß solches gar verschämt war und nicht aufsehen wollte. Ich aber fragete nun weiter, was es wohl sei mit der langen Lise, ob die in Wirklichkeit mit dem Teufel im Bund stünde, wie solches die Leute sagen. Und da antwort'r mir ein altes Weib, so bei meinem Vetter dem Feldbauern im Lohn stund, folgendermaßen: „Lowitsich ist sie's. Hab ich doch selbst gesehen, wie sie der Teufel aufgeschaut und bei ihr gewesen. Droben solleten auch die vielen Mäus gekommen sein, so verschlossen Sommer unser Feld verheerelen, also daß es ein greulich Aussehen gewann um unsere Flur, da Alles abgefressen war und verdorrete. Wie hätten auch die Kühe also zusammenfallen mögen, so nicht die lange Lise ihre Teufelskunst an dem lieben Vieh üben wollete! Geht nur, junger Herr, auf die Wallburgköpfe hin auf den Herrenfels, so drüben auf den Bergen nächst Bergzabern liegt, da werdet Ihr die lange Lise zunächst dem Teufel sitzen sehen und das Duckmäuserle, daß Ann'mariele nicht weit davon.“

„Ihr seid ein Lästermaul, alte Strunkel!“ sagete ich, dieweil ich das Ann'mariele eher als einen Engel Gottes, denn eine Teufelsverbündete ansehen wollete, so frumm und redlich stund wir ihre Gebärde. Fuhr auch dann fort: „Und so Ihr nicht schweiget, werd' ich's dem Friedel sagen, der nicht leiden wird, daß dergleichen Reden über sein Ann'mariele ergehen!“

„Ja, ja! saget's ihm nur, dem lockeren Vogel, so da nicht an vorige Zeiten denken will,“ antwortet die Alte. „Warum heiratet he die lange Lise nicht, so sie nicht dem Teufel angetraut ist? Fraget derhalben nur Euern Vetter, den Friedelbauer selber, — der wird's Euch nicht verhehlen. Die Here hat Gut und Geld zur Genüge und könnte wohl eine treffliche Haushaltung führen, so ihre Seele nicht zum Voraus schon an der Hölle Pforten genagelt wäre; und vermeinet Ihr, daß an Allem dem ein wahres Wort, was sie da von dem armen Mann sabelt, von welchem sie das Ann'mariele zur Pflege habe empfangen? Da will ich Euch 'was Besseres künden: Die Blondhaichte dort üben mit der säuberlichen Frahe ist nichts anders, denn ein Kind des Teufels, mit dem die lange Lise in schändlicher Buhlschaft steht!“

Da ward ich solcher greulichen Beschuldigung gar erbost und sudtig und sagete auch: „Wie gebühret Euch, von Euerm Nächsten solch' böse, giftige, teuflische Rede zu führen! Dessen sollt Ihr noch Rede stehen, und Eurer gewissen Strafe solcher Verunglimpfung halber wohl gewärtig sein.“

Als darnach mein Vetter, der Friedelbauer selber kam, erzählete mir der eine Geschichte aus früheren Jahren, daraus ich abnehmen mochte, daß die als' Schwenkin (so war das bös' als' Weib geheißen) keinesweges gar Unrecht hatte. Ich hatte schon davon gehört, daß der Friedelbauer einen Bruder gehabt, so da ein Liederlich, saul Stück Fleisch gewesen, und nichts lieber thun mochte, denn im Wirthshaus sitzen, trumpfen und mit dem Gumpen sich üben, so ihm besser dauchte, denn ehrlich arbeiten und Sonntags in die Kirche gehn. Das erzählete mir nun der Friedelbauer wiederum und noch Anderes mehr. Nemlich: Dazumal, als des Friedelbauers Bruder noch ein junger Bursche gewesen, kamen zum Oefteren Zigeuner und dergleichen heidnisch und unrein Volt in's Dorf und erhielten Herberge bei der Mutter der langen Lise; und nun schiendeerte alleyeit der leichtfertige Hannes hinüber in das Haus, und dieweil man glauben mochte, es gelten solche Besuche der langen Lise, wollete solches sich der alte Friedelbauer gerne gefallen lassen, dieweil der langen Lise Mutter nicht übel stund an Geld und Gut. Aber dem war gaug anders; bei dem Zigeunervolk war ein Maidlein, so des Friedelbauers Hannes ganz und gar dem Kopf verrückte, und wenn man vermeinete, es schädere mit der langen Lise, buhlte er mit der schwarzen Diene, so da alle Teufelskünstel anmandte, ihn ganz und gar zu verstricken. Nun sagete man wohl, der langen Lise Mutter stamme auch von Zigeunern, derhalben sie auch also gut Freund mit dem schwarzen Gesindel gewesen, ja etliche wolleten gar behaupten, die schöne Diene sei der alten Lise Schwester Tochter. Aber immerhin war große Gefährlichkeit, solchen Leuten gut Freund zu sein, die landkundig mit dem Teufel und seiner Rotte Kameradschaft machen, — und war auch der langen Lise Mutter gar schlecht angeschrieen derhalben.

Nun stellete sich eines Tags heraus, daß es weit schon gekommen war mit der Buhlschaft des Hannes, denn die Leute, so da vorüberkamen, hörelen im Hause ein Geschrei, als daß einer neugeborenen Kindleins. Dieweyn Jage darouf aber hieß es eines Morgens:

„Des Friedelbauers Hannes ist mit der Zigeunermettel auf und davon.“

Seidem hatte man nichts mehr von dem leichtfertigen Bürschlein vernommen und der alte Friedelbauer tilgete das Gedächtnig des Sohnes aus seinem Herzen, der sein halbes Vermögen verthan und darnach auf solche Weise Schande über den Namen des Friedelbauers gebracht hatte. —

Daß hat mir der Friedelbauer, mein Vetter, erzählt, und ich sah, daß es ihm sieh gewesen, von der Geschichte abzukommen, dieweil er sich schamen wollete, daß er einen so liederlichen Bruder gehabt. Sagete mir derhalben auch nur noch das Eine:

„Seht, mein junger Herr Vetter, das ganze Pack da drüben ist vom Teufel, und es wird noch meine grauen Haare in die Grube bringen, so es noch länger fortgeht mit unserm Feiedel. Die alte Liese hat auf dem Hexenstuhl selber bekannt, daß sie auf des Teufels Brautnacht gewesen, ist darnach auch wie sich's gebühret mit Haut und Haar entrunnen. Solches weiß geschichtlich auch noch deren Tochter, der langen Liese, widerfahren, — und auch die Duckmäuserin drüben, die kleine, — lebt nur, wie ihr meines Buben Verrücktheit gefällt, — auch die wird keine Gefahr haben im Wasser zu ertrinken.“

Ihr kam der Friedel wiederum heeüber und hörete schweigend seines Vaters Vorwürfe und Ermahnungen an, und ich selber schnete mich mit ihm zu reden über seine Buhlschaft, dieweil ich dem gut war, und seiner Seele Wohl mir am Herzen war gelegen. Und wae auf solche Weise keine recht Fröhlichkeit in unserm Wingerte, wie sonst in den andern, — da es aber Abends heimging in's Dorf und alle Welt zaudzte in lauter Lustbarkeit und frommer Herbstfreude, da suchete ich Gelegenheit, das Ann'mariele näher zu schauen, und war voll des Staunens über solch lieblich, traurig Gesichtlein, — war auch selsiam angiehen, wie sie blond, heil Haar zu den schwarzen Sudängleln war gestanden. Hatte ihr Anblick auch schier also stark auf mich gewirkt, daß ich darüber meines Vetters Kätherle gar vergessen hätte, und war doch selbiges auch dazumal gar nicht greulich, sondern ein holdselig, beau Mägdlein. Dem Friedel wollete ich's nun nicht mehr verdehlen, so er das Ann'mariele lieb hatte, und mein Trachten stund nur dahin, in der Sache Gewißheit zu erlangen, ob es mit dem Teufelsbündnig wirklich seine richtige Bewandtnig habe.

Der Friedel war, wie obbemeldet, nicht auf's Hirn gefallen, dabei ein rechtschaffener, trefflicher Gesell. Dem sagete ich nun Alles, was ich von den Andern gehört, und gerieth selbiger darüber auch in große Bewegung.

Digitized by Google

„Leider", sagte er darauf, „denken die Leute also von der langen Liese und dem Ann'mariele. Sie haben mir's selber schon oft genug gesagt, und dergleichen Reden muß ich hören, wo ich geh' und steh'. Aber sie lügen's, so wahr der ewige Gott im Himmel sein Theil am Bösen hat, so wahr ist auch das Ann'mariele von allem Bösen fern."

„Das glaub' ich selbst," war meine Antwort hierauf. „Aber an der festen Ueberzeugung davon — mochte es bei uns Beiden Mangel haben, dieweilen von anderen Leuten exempla für das Widerpart genuglam aufgestellet worden."

Der Friebel wollete aber solches nicht gelten lassen und leugnete gottloser Weise allen Bestand teuflischer Bündnisse und Gewalt ab. Und so stritten wir gegen einander, indem wir die Dorfgassen in der Nacht mit einander hinabwalleten bis an der langen Liese Haus, daran die Fensterladen verschlossen gewesen. Der Friebel wollete sein Ann'mariele noch einmal ersehnen und tletterte an der Wand, da ein Pflaumenbaumlein stand, hinauf, dieweil eben am Fensterladen Licht hindurch schimmerete und man also wohl auch in die Stube schauen mochte.

Aber wie mußte meine Verwunderung groß werden, da ich sah, daß der Friebel vom Fenster auf die Straße herab kam, da er noch nicht lange gestanden haben mochte, und wie daß er gar bleich und verwirret aussahe, und hat ihm das falbe Mondlicht sein Gesicht nur noch mehr blaß und weiß gemacht. Drauf schnete er an die Mauer, gleich als hätte er eine Ohnmacht, forderte mich dann auf und sagte:

„Komm, Heinrich, komm heim! Mir wird übel!"

Wollete mich selbiger auch abhalten, da ich an den Bäumlein hinaufgestiegen, zu sehen was solches Effekt bei ihm bewirket, ließ mich aber darnach doch gewähren, und wartete meiner nicht, sondern ging stillschweigend und gar traurig heim.

Da ich aber zu dem Riß, so der Laden hatte, hineinschauete, ersah ich Etwas, dergleichen Einem alle Affektion für die im Haus nehmen mochte, nemlich — in der Stube der langen Liese ersah ich eine sonderliche Gesellschaft: ein schwarzes Weib, so man auf den ersten Anblick für eine Hexe erkennen mochte, saß am Ofenherde und rührete allda in einem Hexenhafen ihr Gebräu, — neben am Ofen stund ein kleiner buckliger Junge, so da gierig zuschaute, und die lange Liese ging eifrig ab und zu, hantierte trefflich mit dem Kochlöffel und der Ofengabel, also daß ich verwunete, ich müßte in jedem Augenblinzer hören, da sie um den Herd herumlief:

„Oben hinaus und nirgend hin, in tausend Teufel Namen!"

Darmit reiten nemlich die Hexen zum Schornstein hinaus hinüber auf den Hexensaal auf den Bergzaberner Bergen, so die Walburgisnacht heran kömmt. Was mich aber am meisten in Erstaunen setzte und meinem Hergen mehr Pein mochte, daß ich da das fromm' züchtige Ann'mariele neben einem großen, starken Mann, mit hellblondem Haar und fuchsrothem Bart, greulichen, ungeheuerlichen Aussehens sitzen und gar nicht züchtiglich ihn losen sah, also daß mich dauchte, es müsse der Teufel selber sein, so aber das arme Kind Macht hatte bekommen.

Nun war mir freilich klar, was dem Friebel so arg an's Herz gegangen und daß er darum zu wurgen gehabt, wollete ich doch selbst meinen Augen nicht getrauet haben und solches ehr als ein böses Blendwerk ansehen mögen, denn als die Wahrheit und Wirklichkeit. Schauete derhalben noch einmal hin, ersah aber deutlich, wie der greulsche Kerl der Ann'mariele das Blondköpflein strich und sie ihren Arm um seinen Hals hatte geschlagen.

Darnach bin ich auch alsbald in meines Vetters Haus zurückgegangen, dort war schon arger Lärm und groß Getümmel, nebst wilden, zornigen Reden, dieweil die Leute den Friebel von der langen Liese Haus blieb und wankend hatten kommen sehen und alsbald die Rede ging, das Hexenpad hätt' es ihm angethan. Burschen und Mädeln, so da auf den Gassen mitsammen waren herumgeschlendert, kamen ist herbei, und da kamen man viele bedenkliche Worte hören, des kurzer Sinn war:

„Die lange Liese gehöre auf den Scheiterhaufen und der Dackmäuserin — so da sich stelle als könne sie nicht drei zählen — gebühre nichts Besseres!"

Hatte sich auch bald ein Haufen alter Weiber, Männer und ledig Volk zusammengethan, thaten arge Flüche, bewaffneten sich darnach mit Knitteln, Aexten, Hebeln und Eisengaben, und schritten also auf der langen Liese Haus zu; — Jedes wollte das Seinige zerschlagen von den Hexenpossen derselben, — warum lag auch auf ihren Feldern der Segen, dermeil alle andern durch Mäuse verderret, auch die Frucht abgestanden und der Brand in das Korn gekommen war.

Ich ging mit, um wo möglich grobe Gewaltthat abzuwenden. Da der wüthende Haufen an der langen Liese Haus kam, hub er an mit Aexten und Prügeln wider die Thür und Fenster zu schlagen und wurden da greuliche Flüche gethan. Die lange Liese war ein Weib in den Vierzigern, noch rüstig und kräftig, aber gen männiglich im Dorfe verschlossen und schweigsam, — hatte auch mit gar Niemanden Umgang. Die streckete alsbald, da sie den Lärm mochte vernommen haben, die Nase zu einem Schieber am Fensterladen heraus und fragete, was es gäbe und was man von ihr wolle?

Da rufen Alle, so da versammelt waren, in arger Wuth:

„Ei, was will die Hexe noch fragen?! Schlagt sie todt, was liegt an Teufels Gliedmaßen und an seiner Hollenbrut!"

Hatten auch die Leute solches alsbald bewerkstelliget, so ich da nicht vorgekommen und ihr gesagt hätte, sie wolle ihr Haus öffnen, darnach soll ihr Nichts geschehen, als was da auf dem ordentlichen Rechtsgang zu geschehen pflegt. Mittlerweilen war ein Mann aus der Thür unter den Haufen gesprungen mit bloßem Messer und greulicher, bedrälicher Gebärde, also daß alle Welt besser sich entsetzte und zurückbebete. Der war gar seltsam gekleidet, ein großer schwarzer Hut saß ihm auf dem Ohr, darunter der rothe Bart seine Borsten hervor streckete; ein grau Röcklein lag ihm um den Leib und war sein Anblick erspreschlich anzusehen, also daß männiglich nicht wissen mochte, wie ihm zu widerstehen.

Ihm selber aber war's um's Wegkommen zu thun, hatte auch ein Weibsbild an der Hand, mit dem er durch die Scheuer in den Gradgarten eilete, und erst ist wiederum kriegten die Leute Herz und drangen nach. Die alte Schwentin brachte ihr hieselbst Mannes Büchse, darin eine geweihete Kugel, solche nahm der alte Friebelbauer selbst, der dem Haufen durch die Scheuer hezhaftiglich voran ging. Das ungeheuerliche Paar stieh am Zaune entlang, aber es war so helle Mondnacht, daß man sie wohl ersehen konnte. Rief auch der Friebelbauer mit lauter Stimme:

„Kommt, Ihr lieben Burschen! Das ist der alte Hexenmeister, haben wir den, so ist dem Teufel alle Macht über uns und unser Gut genommen!"

Hetzeten die Gesellen auch selbigem arg nach, der Friebelbauer that einen Schuß und alsbald stürzete auch das Weibsbild auf den Boden mit lautem, jämmerlichem Schrei, und da man näher kam, ersah man, daß sie ein Kindlein im Tuch auf dem Rücken trug, so gar kläglich that. Stellete sich aber ist der Mann vor sein geschossen Weib, das sein Messer hoch empor und war anzuschauen, gleich einem Rachegeiste, also daß auch sich Niemand hinan wagen wollete und Alle zurückwichen in's Dorf, da ich zum Ueberfluß auch Mitleiden verspürete mit dem blutigen Weib und die Andern dringlich ermahnete, von weiterer Gewaltthat abzulassen.

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf Hildebrandt,

gest. 25. Oct. 1868 in Berlin.

(Vgl. S. 337.)

Im Winter des Jahres 1841 konnte man in Danzig von Künstlern und Kunstfreunden viel von einem Bilde sprechen hören, das im alten Rathshofe ausgestellt war. Den Kunstvereinsdrang fiel es durch die frische Auffassung des Stoffes, durch seine ganze neue, originelle Technik auf. Mit dem Bilde und dem Maler desselben mußte es aber eine ganz besondere Bewandtniß haben; denn auch der ehrsame Bürger, der sich sonst wenig um Malerei kümmerte, trat herzu, das Bild zu beschauen. Die guten Leute gedrehten durchaus nicht zum ästhetisirenden Publikum, aber das Bild gefiel ihnen; gerade ein solches Bild wußten sie auch ganz wohl zu beurtheilen, stellte es doch dar, was sie in ihrer Vaterstadt von Kind auf vor sich gesehen hatten: Meer und Schiffe. Darauf verstanden sie sich, und ein Bild, das ihnen mit seltener Wahrheit den Meeresbimmel und die Meereswogen, die stolzen Mastspitzen und die in geblähten Segeln dahinziehenden Schiffe darstellte, war ihrer Sympathien sicher. Außerdem — ein danziger Kind hatte das Bild gemalt, und so prächtig und wahr vielleicht nur, weil — der Maler eben ein Danziger war! Man kannte ihn ja so gut! Hatte er doch noch vor wenig Jahren mit seinem armen Vater fleißig Stuben gemalt. Man war stolz auf dieses wenigstens Kind und freute sich mit den armen Eltern des Sohnes, der gewiß ein sehr berühmter Maler werden würde! Und die guten Leute hatten Recht. Eduard Hildebrandt, der dieses „Hafen- und Seebild" eben von Paris in seine Vaterstadt gesendet, wurde ein berühmter Maler, ja ein so einzigartiger, dem kein anderer an die Seite zu stellen ist.

Eduard Hildebrandt war am 9. September 1818 in der alten Stadt Danzig als der Sohn eines armen Stubenmalers geboren. Die landschaftlich reizende Umgebung dieser Stadt, sie selbst mit ihren altehrwürdigen Bauschönheiten, vor Allem die Ostsee mit ihren blauen Wogen, beachten die ersten Eindrücke in die empfängliche Seele des Knaben.

Man sage nicht, daß es gleichgültig sei, ob das Schicksal die Wiege eines Kindes in das Hausgewimmel einer großen Stadt, oder auf eine einsame Insel stellt, ob sein Ohr zuerst den Pfiff der Locomotive und das Rasseln der Wagen, oder das Rauschen eines dunkeln Eichenhaines hört, ob es die Sonne aufgehen sieht über wogenden Getraidefeldern, oder über der schaukelnden Fläche des unendlichen Meeres, — in jedem tieferen Ge-

Digitized by Google

müth wird lebenslang die Sprache nachklingen, die die Welt zum Kinderherz gesprochen, — werden die Bilder haften, die das junge Auge zuerst geschaut. So ist es besonders das Meer, das mit alter, rathselhafter Macht auf die Bewohner seiner Ufer wirkt.

Platschernd-geschwätzig, mit leisem Schlage kommen die Wellen heran, und die Kinder am Strande schätzen ihre Gaben, die zierlichen Muscheln, und verstehen ihre Sprache: weit hee kommen sie, Länder haben sie gesehen, wo die Sonne glühender scheint, wo prächtige Blumen blühen, bunte Schmetterlinge schaukeln und an mächtigen Palmen süße Früchte hängen. Wie verständlich ist den ahnungslosen Kindergemüth diese Sprache! Schon sind die Wellen wieder zurückgelaufen und loden nur noch leise: komm mit! Sehnsüchtig schaut das Auge des Knaben hinaus über das weite Meer, dahin, wo die wunderbaren Länder liegen. — Ja, so ein Bild aus's Meer, der thut's Einem an mit unendlicher Sehnsucht und Wanderlust!

Wie schön ist die Sonne schon, wenn sie in der Frühe auf kräuselnden Wellen ihre hüpfenden Strahlen morgenfröhlich daherjendet, oder wenn sie am Abend die altersgrauen Häuser der ehrwürdigen Stadt mit warmem Schimmer übergießt. Und Meer und Sonne und Himmel, wie herrlich müssen sie erst sein in den Ländern, von denen die Wellen erzählen, wohin die schnellen Schiffe täglich fahren! Wenn Du groß bist, wußt Du sie alle besehen und den Vater herrliche Bilder davon mitbringen! Dem Maler wollte der kleine Eduard werden, sobald er den Vater hatte malen sehen, und nach den Wundern fremder Länder schute er sich, so oft er Schiffe den Hafen verlassen sah. Mit seiner Energie erreichte er Beides. „Als er groß geworden war," durchforschte er Zahrelang die fremden Länder, herrliche Bilder brachte er zurück, mit denen er wenigstens noch jetzt alle Mutter erfreuen konnte.

Der Knabe wuchs heran zum Jünzling, für seine doppelte Sehnsucht im Herzen bot sich nirgends günstige Aussicht; in der bedrückenden Sorge für's tägliche Brod mußte er beim Handwerk des Vaters ausharren, ohne alle Hoffnung, seine Wünsche erfüllt zu sehen. Aber diese innere Stimme, die Stimme des Genius, ließ sich nicht todtschweigen, sondern sprach lauter; je länger sie unerhört blieb, und mit der Sehnsucht wuchs auch die Energie des Jünglings. Er will Maler werden um jeden Preis. Mit kühnem Entschluß verläßt der Neunzehnjährige im Jahre 1837 das väterliche Haus in der jugendlich-sicheren Erwartung, in Berlin in der Malerakademie Aufnahme zu finden. Der weite Weg von Danzig nach Berlin mußte freilich zu Fuß gemacht werden, denn wo sollte der arme Studenmaler Geld zu solch' langer Fahrt hernehmen? Doch er hatte Jugendlust und Muth, und dem Muthigen gehört die Welt! Aber — das erlebte Aber! Die mitgebrachten Skizzen des jungen Künstlers fanden nicht Gnade vor den Augen Schadow's, des Direktors der Akademie, und Hildebrandt's Bitte um unentgeldlichen Unterricht in der Akademie wurde abgeschlagen. Das war ein herber Schlag. Aber das Glück verließ ihn nicht. Durch Zufall lernte der bekannte Marinemaler Krause einige Zeichnungen Hildebrandt's kennen, und mochte wohl aus ihnen den Keim eines bedeutenden Talentes herausgefunden haben. Er nahm den überglücklichen jungen Mann in sein Atelier auf, und es heimelte Hildebrandt, das danzige Kind, nicht wenig an, daß der Meister sein liebes Meer am liebsten zur Darstellung brachte. So war Hildebrandt geboren und konnte sich mit der ganzen Energie seines Fleißes dem Studium widmen. Leicht, sicher und schnell ging ihm das Schaffen von Handen, seine Bilder fanden Liebhaber und Käufer, so daß er in drei Jahren aus dem Erlös seiner Arbeiten schon Mittel besaß, ausreichend, eine größere Studienreise nach Skandinavien, England und Schottland zu unternehmen.

Dem Genius wuchsen die Flügel. Von Danzig aus unterstützt ging der junge Künstler nach Paris, wurde von 1840—1843 der Schüler des berühmten Isabey. Die Bedeutung des jungen Malers hatte man bald herausgefühlt, so daß er im Salon von 1842 die kleine goldene Medaille als Preis für seine ausgestellten Bilder erhielt. Von Paris aus flüchtete er auch das Eingangs erwähnte Bild als Gruß und Jugnigt wohlbemuhter Lehr- und Wanderstahre nach seiner Vaterstadt Danzig.

Im Jahre 1843 kehrte Hildebrandt nach Berlin zurück, konnte hier Alexander von Humboldt kennen und erhielt durch dessen Vermittlung vom Könige die Mittel zu einer größeren Reise nach Nord- und Südamerika. Nach vollendeter Reise kam er mit reicher Ausbeute an Aquarellen, Studien und Ansichten nach der preußischen Hauptstadt, und vollendete nach Motiven und der Tropenwelt mehrere große Oelbilder, die theils in den Besitz des Königs, theils in die Hände des bekannten Kunstfreundes Aumens übergingen. Der Ruhm verkündete Meisterschaft war durch diese Schöpfungen gegründet.

Nach kurzem Aufenthalt im Vaterlande ging Hildebrandt von Neuem auf die Wanderschaft. Er hatte einmal die wunderbare Herrlichkeit der südlichen Welt geschmeckt, und bald zog ihn die Sehnsucht wieder dahin. Es folgen nun jene großen, weltführenden Reisen, wie sie vielleicht noch nie ein Maler von der Bedeutung Hildebrandt's ausgeführt: Im Jahre 1847 die Reise nach England, Schottland und den kanarischen Inseln, von der er über Spanien und Portugal nach Berlin zurückkehrte; 1851 die im Auftrage des Königs von Preußen nach Aegypten, Palästina, der Türkei und Griechenland unternommene Reise; eine andere Tour führte ihn 1853 nach Südwestschland, der Schweiz und Oberitalien. Wieder brachte er eine große Zahl origineller Aquarelle mit, die durch Nachbildung große Verbreitung fanden und allgemeinste Bewunderung erregten. Auch seine großen Oelbilder aus dieser Zeit wurden in seltener Uebereinstimmung gerühmt. Die „große Marine" und „Winterlandschaft" brachten ihm 1855 auf der pariser Weltausstellung die zweite goldene Medaille und das Kreuz der Ehrenlegion. Nach den Anschauungen einer im Jahre 1856 nach dem höchsten Norden Skandinaviens unternommenen Studienreise schuf Hildebrandt nach der Rückkehr in Berlin sein berühmtes Bild „Nordkap". Dasselbe erhielt auf den Ausstellungen in Brüssel und Amsterdam (1858) die große goldene Medaille.

Aber noch war die weltdurstige Seele Hildebrandt's nicht gesättigt. Den eisigen Norden und den farbenprächtigen Süden hatte er erschaut, aber er wollte die Wunder aller Weltheile sehen und studiren. So trat er denn 1862 seine große Reise um die Welt an, die ihn zwei Jahre von der Heimat fern hielt. Seine reichgefüllte Mappe barg in beziehungsvollen Aquarellen Skizzen aus aller Herren Ländern. Was er sonst erlebt in diesen ereignisvollen Jahren, erzählte er unter Mitwirkung seines Freundes Kostak in dem originellen Buche: „Reise um die Welt von E. Hildebrandt. Berlin, Otto Janke, 1867".

Mit gewohntem Fleiße ging nun Hildebrandt in seinem alten berliner Daheim aus der Ueberfülle der mächtigsten Reiseeindrücke in größeren Oelbildern einige ihm besonders sympathische zu fixiren. Es entstanden in rascher Folge: „Benares am Ganges", „Sonnenuntergang am Chonflusse", „unterm Aequator", Abend auf Ceylon", „ein Sonnenbild".

Hildebrandt war nicht ein unter der dogmatischen Tradition einer Malerschule erwachsener Künstler. Eine durchaus originale Erscheinung schaute er mit ureigenem Geiste die Natur an, und mit einer nur ihm eigenthümlichen Technik gab er ihre Wunder wieder. Er war vertraut mit allen Geheimnissen des Mondes, der träumerisch über heiliger Stätte steht, — mit den schäumenden Meereswogen, in denen die glühende Feuersonne ihre bunten Farben mischt; seine Seele füllte mit den freudigen Schauer der dunklen Erde, wenn die Sonne moegens strahlend heraufblitzte über die schweigende Welt, oder in rothem Brande heißen Abschied nehmend in's Meer versank. Licht und Duft belauschte er in ihren unendlichen Prozessen und wußte sie mit schnellen Pinselstrichen festzuhalten auf Papier und Leinwand. „Wer den wunderreichen Lustschauspielen lauschte er nicht zurück. Aber sah in unvermeidlicher Folge ging mehr und mehr, während sein ganzes Wesen nur auf diese eine erhabene Hauptaufgabe gerichtet und gespannt war, sein virtuoser Pinsel rücksichtslos über das Detail der terrestrischen Natur, über die Vegetation zarteres Gespinst, des Erdreichs bestimmte Physiognomie hinweg. Der Lichteinbund und der poetische Duft lag bei ihm zusammen. Wer den letzteren leugnen und Das „Effekthaschen" nennen will, was doch ein heißes, leidenschaftliches Ringen seiner innerlich riefersitzen, wahrheitdurstigen Künstlerseele war, die Sonnenherrlichkeit und den Mondesglanz, die flammende Wolkenglut und den Wogenzauz, der da hüuer keine Stern in Marchenweite und Schöne kündete, mit den armen, unterirdischen Mitteln derber Pigmente auf der Leinwand wieder zu ergeben, der — hat ihn den nicht verstanden und jedenfalls mehr verloren mit seiner eingebildeten Weisheit, als der Meister durch deren Aussprechen."

Die Reichhaltigkeit der Produktionen Hildebrandt's muß billig in Verwunderung setzen. Seine großen Bilder entstanden immer nur in den Ruhepausen, die er sich zwischen seinen großen Reisen in Berlin gönnte. Das Geheimniß dieser großartigen Leistungen lag nicht allein in der virtuosen Sicherheit und Schnelligkeit seines Schaffens, als vielmehr in einer strengen Eintheilung seiner Zeit, die er mit Energie durchzuführen hat sein Lebenlang. Sobald ihm der Morgen das entsprechende „Malerlicht" brachte, saß, oder stand er vielmehr — er malte meist stehend — an seiner Staffelei, denn er wußte, daß mit Beginn der „Sitzenzeit" der Schwarm der beschenden Kunstfreunde ihm wenig Zeit ruhigen Schaffens übrig ließ. Er wußte den hohen Anforderungen, die an ihn stellte, und den Wünschen der „Gesellschaft", die ihn für sich beanspruchte, zu genügen. Mit der siebenswürdigsten Gebuld nahm er angenehmen und unangenehmen Besuch an, ohne daß er Jemand fühlen ließ, wie seinen schaffensdurstigen Geist jeder Verlust an kostbarer Zeit wehe that.

Sein Atelier war so einfach, daß man es auch den bescheidensten Ansprüchen kaum so nennen konnte, eine gemäumige, freundliche Wohnstube, in deren besten Licht die Staffelei stand, er selbst davor mit einem sehr bescheidenen Material von Pinseln und Farben auf der Palette. Auch sein übriges „junggesellliges" Leben war einfach genug; ja, Hildebrandt war nicht verhätschelt, obgleich er Sinn, Verständniß und die herzlichste Theilnahme an seinen Familiengliedern besaß. „Wer sein ganzes Leben der

Digitized by Google

Heilung des Besessenen. Matth. 9, 32. (Aus der Prachtbibel, illustrirt von G. Doré. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.) (S. 342.)

Digitized by Google

Kunst widmet, darf nicht heirathen," dieser Ansicht lebte er. So ohne alle häusliche Verpflichtungen konnte er sich ganz seinem Geschmacke nach einrichten. Nach der anstrengenden Arbeit des Vormittags fuhr er zu einem frugalen Diner, besonders gern nach Charlottenburg; diesem folgte gewöhnlich ein Spaziergang im Thiergarten, wo er sich beim Füttern und in vertraulich-liebenswürdiger Beschäftigung mit den freundänlichen Fremdlingen wohl der Zeiten erinnern mochte, die er selbst in der Heimat dieser Thiere zugebracht. Des Abends suchte er fast regelmäßig einen gewohnten Kreis näherer Freunde auf, der in Scherz und Ernst von ihm zumeist seine erfrischende Belebung erhielt. Sein guted Herz und sein schlagfertiger Witz machten ihn gleichermeise zu einem ausgezeichneten Gesellschafter.

Diesem Freundeskreise wurde Hildebrandt durch einen unerwarteten Tod im rüstigsten Mannesalter entrissen. Sein Körper, in der Temperatur aller Zonen gestählt, mußte einem heimtückischen Rheumatismus erliegen, den eine Reise zu einem Familienfeste seines Bruders nach Prememünde zum Ausbruch gebracht hatte. Er starb am 25. Oktober Abends 11 Uhr in den Armen seines Bruders. „Der enge Raum, den Jeder findet," nahm den Aufseligen auf, und selbst der Leichnam des Beigeweiten mußte noch wandern — von Berlin nach Prememünde, wohin der Bruder den todten Bruder bringen ließ.

Hildebrandt wird fortleben in seinen Werken, die der große Künstler geschaffen, das Andenken des herrlichen Menschen aber ist begraben zu neuer Auferstehung in den Herzen seiner Freunde. O. E.

Die Prachtbibel, illustrirt von G. Doré.

Haltung des Betrkenen.

(Vid S. 341.)

Die Prachtbibel, deren Illustrationen wir unsern Lesern schon zu wiederholten Malen zu Gesichte brachten, schreitet im Erscheinen rasch vorwärts, und man darf sich jedes neuen Heftes, das auf unsern Büchertisch gelegt wird, von Herzen freuen. Immer neu weiß der treffliche, erfindungsreiche Künstler zu überraschen. Wie entnehmen heute dem neuen Testamente eine Szene. Wie hat sich Doré in den vor Augen stehenden Bilde wieder als Meister bewährt! Im Hintergrunde die herrliche Landschaft mit leuchtendem Sonnenlichte, Alles überstrahlend aber die Gestalt des Herrn, der von seinen Jüngern umgeben ist; ihm zu Füßen der Besessene, dessen schmerzliche Erscheinung uns der Künstler halb entzogen, während wir doch auch Haltung und Bewegung fühlen, daß es ein Unglücklicher ist, der bei Jesus Hilfe sucht.

Kein Wunder denn, daß die Bibel Doré's solchen Erfolg im deutschen Volke fand, daß jetzt der Verleger bereits an einem zweiten Druck beginnen mußte, und ein glücklicher Gedanke, abermals eine neue Ausgabe in 24 Heften zu veranstalten, zu einem Thaler, eine Ausgabe, die bei richtig vertheilten Lieferungen Niemand schwer fallen dürfte. Wir wünschen dem schönen Unternehmen, daß nur Segen verbreiten kann, auch künftig den schönen Erfolg, dessen es sich bisdang erfreuen durfte.

Ein Besuch bei den Arbeiter-Associationen in Paris.

Von **Eduard Pfeiffer.**

(Fortsetzung.)

Die berühmteste und wohl auch die bedeutendste Genossenschaft aus den vierziger Jahren ist die der Maurer. 17 Maurerarbeiter legten im Jahre 1848 den Grundstein zu diesem nun so stattlichen Unternehmen. Sie beschlossen, sich fortan nicht mehr, wie es in Paris Sitte ist, durch Zwischenpersonen anstellen zu lassen, sondern die Bauten womöglich selbst in Akkord zu nehmen und den erzielten Nutzen in die eigene Tasche, statt in die der Bauunternehmer fließen zu lassen. Auch sie begannen ohne irgend welches Kapital — (denn 364 Fr. für einen Bauunternehmer kann man doch kaum ein Kapital nennen) — und hatten darum am Anfange mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; auch waren ihre ersten Statuten sehr mangelhaft und bemmten sehr die Entwicklung der Genossenschaft. Nach wenigen Jahren waren jedoch alle diese Hindernisse überwunden, eine neue sehr gute Gesellschaftsorganisation ward auf Grund der gemachten Erfahrungen ausgearbeitet, und durch fortgesetzte Sparsamkeit und Entlagung sammelte sich allmälig ein genügendes Kapital an, um nun die größten Unternehmen ausführen zu können.

Heute sieht diese Maurergenossenschaft die bedeutendsten Bauunternehmer in Paris auf und macht jährlich für mehrere Millionen Geschäfte. Gegenwärtig führt sie neben zahlreichen Privatgebäuden die großartigen Bauten des neuen Bahnhofs nach Orleans aus, das eben vollendete umfangreiche und schöne Gebäude für die neue „Bank zur Unterstützung des Handels und der Gewerbe in Frankreich" ist ihr Werk. Auch die schöne neue russische Kapelle wurde von ihnen aufgeführt, sowie die Hotels von mehreren hervorragenden Persönlichkeiten, z. B. der Herren Rouher, Fould, Girardin und Godillot.

Im Jahre 1859 — also nach etwa 10 Jahren — war ihr Gesellschaftskapital schon auf 365,000 Fr. gestiegen, hatte sich also gerade verdausendfacht, und der eine Jahresgewinnen, den sie zur Vertheilung bringen konnten, belief sich auf 130,000 Fr. Heute beträgt das Guthaben von einzelnen Theilhabern schon über 15,000 Fr. — und dieselben paralysiren sowohl als Arbeiter, wie auch als Kapitalisten an den ersteren Nutzen, denn der gemachte Gewinn wird wie in vielen andern der pariser Genossenschaften so vertheilt, daß 60 Prozent davon der Arbeit zufallen, und zwar je nach den Arbeitstagen eines Jeden, und 40 Prozent werden je nach dem Kapitale, das die Einzelnen bei der Gesellschaft stehen haben, umgelegt. Einen wahrhaft wohlthuenden Eindruck macht es, zu sehen, mit welch' gerechtem Stolze die Theilhaber dieser Genossenschaft alle auf das von ihnen geschaffene Werk blicken, und wie bad gehobene Selbstgefühl gleichsam ganz andere Menschen aus ihnen gemacht hat.

Die Maurer stehen bei den übrigen Genossenschaften in Paris im Rufe großer Aristokraten. Dieß rührt zum großen Theile daher, daß die Zahl der Genossen, die früher schon über hundert betragen hatte, auf 76 herabgesunken ist, während sie mehrere Hunderte von Arbeitern anstellen, denen sie keinerlei Betheiligung an ihrem Geschäftsgewinne gewähren; die meisten übrigen derartigen Associationen halten aber an dem Prinzipe fest, nach Bedürfniß immer neue Genossen aufzunehmen, so oft sich welche melden.

Ich frug einen der Geschäftsführer der Maurergenossenschaft, wohet es komme, daß die Zahl ihrer Theilhaber verhältnißmäßig so klein sei und sogar im Verlaufe der Jahre abgenommen habe. Er erklärte mir darauf, daß die Maurerarbeiter — also auch ihre Genossen — ihrer Mehrzahl nach keine Pariser seien, die meisten seien auf dem Lande gebürtig und sehnen sich wieder dahin zurück; sobald sie dann ein paar tausend Franken beisammen hätten, genug, um sich damit ein kleines Stück Land kaufen zu können, treten sie aus der Genossenschaft aus, um wieder in ihre Heimat überzusiedeln und sich dort als kleine Grundeigenthümer niederzulassen. Auf solche Weise sei schon eine große Zahl und ihrer Genossenschaft geschieden. Erwähnenswerth und bezeichnend für den Geist in dieser Genossenschaft ist es, daß, obwohl nach den Statuten die Geschäftsführer alljährlich von der Generalversammlung abgesetzt und durch die Wahl Anderer ersetzt werden können, noch immer dieselben Männer an der Spitze des Unternehmens stehen, welche bei der Gründung desselben durch das Vertrauen ihrer Genossen auf diesen Posten berufen wurden.

Unter den Arbeiterassociationen, welche von Jahre 1848 noch übrig sind, ist eine der interessantesten noch die der Fauteuilschreiner. In den sehr geräumigen Werkstätten, welche um einen großen Hofraum herum gruppirt liegen, sind jetzt 100 bis 120 Arbeiter mit der Herstellung von Fauteuils beschäftigt und verfertigen jährlich für 3 bis 400,000 Fr. von diesem Artikel, mehr als irgend ein anderes Haus in dieser Branche. Das große Atmosen mit den vielen Maschinen und bedeutenden Holzvorräthen — Alles freieß Eigenthum der Association — repräsentirt einen Werth von etwa 200,000 Fr. Natürlich waren auch bei den Fauteuilschreinern die Verhältnisse nicht von Anfang an so glänzend. Fast wie alle im Jahre 1848 gegründeten Associationen fingen auch sie mit einem unverhältnißmäßig geringen Kapitale (369 Fr.) ihr Geschäft an und mußten durch eine lange Schule von Entbehrungen aller Art gehen, bis ihr Geschäft als auf festen Füßen stehend betrachtet werden konnte.

Bezüglich der Verwendung des Geschäftsgewinnes befolgen die Fauteuilschreiner eine ganz eigenthümliche Methode, indem sie die Bestimmung in ihren Statuten haben, daß, so groß auch der Geschäftsantheil eines Jeden werden möge, nichts davon herausgezogen werden darf bis zum Austritte des Betreffenden aus der Genossenschaft. Der Einzelne kann also in Folge dieser Bestimmung erst dann einen materiellen Vortheil aus dieser Association ziehen, wenn er austritt und ihm sein Guthaben herausbezahlt wird, und für Manche mußte hieraus eine Veranlassung zum Austritt aus der Genossenschaft entstehen. So ist auch in der That die Zahl der Theilhaber in den letzten Jahren immer mehr herabgesunken, und mehr als 60,000 Fr. mußten schon an austretende Mitglieder herausbezahlt werden.

Auch der frühere Geschäftsführer, welcher mehrere Jahre lang mit vielem Erfolg die Angelegenheiten der Genossenschaft geleitet hatte, trat vor einigen Jahren in Folge eines Streites mit den Mitgliedern aus der Gesellschaft aus. Die Fauteuilschreiner ließen es aber dabei nicht bewenden, wie man in jedem andern Geschäft wohl gethan haben würde, sondern sie beschlossen — und auch dieß ist gewiß wieder ein bezeichnender Zug — den früheren Geschäftsführer in Anbetracht der guten Dienste, welche er schon der Genossenschaft geleistet habe, eine jährliche lebenslängliche Pension von 1500 Fr. anzuweisen.

Digitized by Google

Eine gleich hohe jährliche Pension im Betrage von 1500 Fr. erhält man auch jeder Theilhaber, sobald er das 60. Jahr erreicht hat. Diejenigen, welche im Alter auf einen solchen regelmäßigen Zuschuß Anspruch erheben können, sind natürlich voll Lobes über das genossenschaftliche Prinzip; aber auch Diejenigen, welche wegen ihrer Jugend selbst noch nichts empfangen, freuen sich darüber in der Zug zu, ihren Kameraden eine sorgenfreie Existenz im Alter sichern zu können, und fühlen in diesem brüderlichen Zusammenwirken, wo Jeder schließlich doch auch seine eigene Rechnung findet, weit mehr Befriedigung als in den gewöhnlichen Geschäftsstreibern, wo Jeder nur dem Egoismus huldigt. Hier in dieser Genossenschaft fühlen sich die Arbeiter, welche neben einander in demselben Geschäfte thätig sind, gleichsam als Glieder einer Familie, die sich ein gemeinschaftliches Ziel gesteckt haben, während in dem alltäglichen Geschäftsleben nur gar zu oft das Bewußtsein ganz verloren geht, daß die Arbeiter, welche neben uns und für uns ihr Werk verrichten, auch Menschen sind, welche gerade wie wir die Leiden und Freuden des Lebens empfinden.

Unter allen pariser Genossenschaften herrscht am meisten der Geist der Brüderlichkeit in der Association der Schirm- und Stock-Knopf-Dreher, welche unter dem Namen „die Familie" zusammengetreten ist. In dieser Genossenschaft wird gar kein Gemium verstellt, sogar muß sich Jeder wöchentlich noch einen Lohnabzug von 50 Centimen (4 Sgr.) gefallen lassen, dagegen hat aber Jeder, der 25 Jahre lang in dem Geschäfte gearbeitet hat, Anrecht auf volle Pension. Man sieht, es ist dieß eigentlich eine Altersversorgungsgesellschaft, und bleibt noch abzuwarten, in wie weit den eingegangenen Verpflichtungen wird nachgekommen werden können, wenn einmal die Gesellschaft einen 25jährigen Bestand hat.

Die Familie nimmt einen Jeden, der sich meldet, ohne Unterschied auf. So beträgt heute die Zahl der in der Fabrik beschäftigten Genossen 42, und 13 weitere Theilhaber warten nur auf eine entsprechende Aufdehnung der Geschäfte, um auch in der Association Arbeit zu nehmen.

Ich frug den Geschäftsführer, ob es nicht große Unannehmlichkeiten mit sich bringe, wenn so Jeder ohne Ausnahme aufgenommen werde und also leicht ungeschickte, unordentliche und unwillige Arbeiter mit in die Genossenschaft mit eintreten könnten. Er erwiederte mir aber, wenn wirklich manche Arbeiter nicht diejenigen Eigenschaften besitzen, welche wünschenswerth wären, so diese man es nicht ihm selbst zur Last legen, sondern den Umständen, oder Allem der schlechten und ungenügenden Erziehung, die ihm zu Theil geworden sei. Sie hätten ihr Möglichstes auf ihre Fahne geschrieben und wollten darum das Verstehen der Welt nicht nachahmen, welche nur zu oft vergeße, was Brüderlichkeit und Menschlichkeit sei. Gerade solche verwahrloste Arbeiter müsse die Gesellschaft vorzugsweise gerne aufnehmen, um sie wo möglich auf bessere Wege zu leiten. Uebrigens, meinte der Geschäftsführer, die Sache sei weit weniger schlimm, als ich wohl glaube. Es werde wohl kaum je vorkommen, daß man einen Arbeiter in ihrem Zimmer nicht irgend wie unterstehen könne, an der er brauchbar wäre. Und wenn auch die und da einmal Einer in die Genossenschaft aufgenommen werde, dem es noch an dem rechten Willen fehle, so werde er bald anders, wenn er einmal eine Zeit lang in ihrer Werkstatt gearbeitet habe, denn wenn er da sieht, wie ein Jeder tüchtig arbeitet und seine Schuldigkeit thut, so ahnt er bieses Gefühl gewiß bald auch. „Und es geht so ganz lustig her in unserm Atelier", fuhr er fort, „hören Sie nicht, wie sie daneben singen? Warum sollten sie auch nicht singen bei ihrer Arbeit, wie es in manchen Fabriken verboten wird, sind sie doch ihre eigenen Herren, und das fühlen sie, daß sie nicht unter dem Joche eines Anderen stehen, und darum sind sie so aufgeräumt. Und das Bewußtsein, daß ihnen unter allen Umständen ein sorgenfreies Alter gesichert ist, darf sie wohl auch heiter stimmen."

„Nun, die Menschen werden doch nicht auf einmal vollkommen, wenn sie in Ihre Genossenschaft treten?" gab ich zur Antwort, „ich weiß doch, so sehr ich ein Freund der Arbeiter bin, daß hier in Paris wie in Deutschland viele darunter sind, denen alle jene Eigenschaften fehlen, welche zu einem genossenschaftlichen Zusammenwirken unerläßlich sind. Da gibt es Manche, die unverträglich sind, Andere sind unmäßig oder faul, und mit denen läßt sich nicht gut verkehren. Haben Sie vielleicht Strafen eingeführt, Lohnabzüge oder dergleichen, wodurch Sie die Widerspenstigen im Zaume halten?" — „Nichts von all' dem," belehrte mich der Geschäftsführer. „Sie glauben gar nicht, was in einer größeren Gemeinschaft das Beispiel macht. Auch bei uns ist es dann und wann vorgekommen, daß Einer im angetrunkenen Zustande ins Geschäft kam; wenn es aber dann zu schlimm wurde, wies man ihn zur Thüre hinaus. Wem dieß aber zweimal zugestoßen ist, der hat es gewiß zum dritten Male nie mehr so weit kommen lassen!"

Der Mann sprach dieß Alles mit solcher Ueberzeugung aus, daß an der Richtigkeit des Gesagten kaum gezweifelt werden konnte. Ich glaubte mich in eine ganz andere Welt versetzt, wo mit Einführung eines neuen wirthschaftlichen Prinzips auch plötzlich alle Schattenseiten unseres heutigen gesellschaftlichen Lebens verschwunden sind. Und in der That, so viel Unreifes und Unklares in diesen ersten Versuchen zum Theil noch enthalten sein mag, hier sind doch lebendige Belege aufgestellt dafür, daß unsere socialen Verhältnisse einer sehr wesentlichen Umgestaltung fähig sind, daß eine Organisation der Arbeit möglich ist, bei welcher Licht und Schatten für Alle mehr gleichmäßig ausgetheilt ist, und bei welcher der engherzige Egoismus mit all' den Lastern in seinem Gefolge zurückgedrängt werden kann durch das Interesse für eine größere Gemeinschaft. Man wag Diejenigen, welche dieß anstreben, unverständige Schwärmer nennen; wenn aber die Arbeiter einsehen lernen, daß sie durch solch' einiges Zusammenwirken den Weg finden aus den Felseln, in welchen sie heute in geistiger und materieller Beziehung noch vielfach gefangen sind, so darf es uns nicht mehr Wunder nehmen, daß sie sich in diesen ihren Bestrebungen durch nichts mehr beirren lassen und daß sie die Fahne der genossenschaftlichen Arbeit hoch halten, trog aller Angriffe, welche bieselbe noch vielfach zu erfahren hat. Die Genossenschaften, welche in den letzten Jahren gegründet wurden, haben es vor den meisten, die noch aus den vierziger Jahren stammen, voraus, daß sie einfacher sind und mehr gerade auf das Ziel losgehen, mit einem Worte, daß sie von einer Generation in's Leben gerufen wurden, welche die Ziele und Wege des Genossenschaftswesens klarer erkannt hat. In Folge dessen haben die meisten der neueren Produktivassociationen nicht mit so ganz unbedeutenden Kapitalien ihre Geschäftsoperationen begonnen, sondern haben, die sie an das gemeinschaftliche Werk gingen, erst eine gewisse Summe meist durch lang andauernde Wocheneinlagen zusammengeschossen, bis sie so viel hatten, als sie zum Betriebe ihres neuen Geschäftes für unerläßlich hielten.

Den Reigen der neueren Produktivassociationen eröffneten die Maschinenbauer. Schon im Jahre 1863 traten nicht weniger als 300 Arbeiter aus diesem Gewerke zu einem Sparverein zusammen, in welchen sie sich verpflichteten, monatlich je 3 Fr. einzuzahlen, und der seinen andern Zweck hatte, als nach und nach ein Kapital zur Gründung einer Produktivgenossenschaft anzusammeln. Mit der Zeit vermehrte sich, wie es kaum anders erwartet werden konnte, die Zahl immer mehr, so daß im Oktober 1865 nur noch 140 Mitglieder in dem Sparverein übrig blieben. Diese gingen dann voran mit der Errichtung einer Fabrik auf genossenschaftlicher Grundlage. Zuerst begannen nur 4 Mitglieder die Arbeit in der neuen Werkstatt, so oft sich aber die Bestellungen mehrten, wurden wieder neue Mitglieder zur Arbeit herangezogen, und gegenwärtig sind schon über 30 für die Genossenschaft beschäftigt. Auch die Zahl der Mitglieder ist wieder auf 180 gestiegen, seitdem mit der Fabrikation auf eigene Rechnung begonnen wurde. Der Geschäftsumsatz hat bis jetzt immer stetig zugenommen, und wenn es in diesem Verhältniß fortgeht, wird diese Maschinenfabrik — in welcher bis jetzt übrigens nur kleinere Werkzeugmaschinen hergestellt werden — bald eine hervorragende Stellung in Paris einnehmen.

Mit ähnlichem Erfolge, wie die Maschinenbauer, haben die Eisengießer eine Association gegründet. Im Jahre 1864 begannen sie ihre Operationen; von den 60 Gründern der Genossenschaft kamen jedoch zunächst nur 5 in der neu errichteten Fabrik in Arbeit. Die Produkte dieser Associationen zeichneten sich jedoch so sehr aus, daß sie bald sehr gesucht waren, und die Bestellungen häuften sich mehr und mehr. Neue Genossen wurden eingeschrieben. Vor kurzem mußte die Fabrik bedeutend vergrößert werden, so daß die Gießerei heute schon eine der bedeutendsten in Paris ist. Der Betrag der Geschäfte beläuft sich schon auf eima 25,000 Fr. monatlich, könnte aber noch viel größer sein, da alle Bestellungen gar nicht ausgeführt werden können, obwohl Tag und Nacht in der Gießerei fortgearbeitet wird. Sobald es das Kapital der Gesellschaft erlaubt, soll ein zweiter Schmelzofen errichtet werden, und wird dann die Geschäftsgießer bald auch auf das Doppelte steigen. Darum machen die Gießer auch große Anstrengungen, um das Kapital möglichst rasch zu vermehren, und lassen 15 Prozent von dem Lohn eines Jeden abziehen, bis sein Antheil bei der Gesellschaftsklasse auf 5000 Fr. angewachsen ist. Das Gutharen eines Jeden wird mit 5 Prozent verzinst; die dann noch übrig bleibende Zahlen kommt hierauf je zur Vertheilung, daß 10 Prozent zum Reservefond geschlagen und 10 Prozent unter die angestellten Hilfsarbeiter vertheilt werden. 5 Prozent kommen den Geschäftsführern zu, die übrigen 75 Prozent werden den Genossen im Verhältniß zu dem empfangenen Lohne eines Jeden zugewiesen.

Als ich die Gießerei besichtigte, war man eben im Begriffe, ein großes, besonders schwieriges Stück zu gießen. Es war aber eine Freude, zu sehen, wie sie bem Kommando des Geschäftsführers folgten, und wie geschickt sie die schwere, glühende Gußmasse hin und her bewegten. Wie ganz anders geschieht doch die Arbeit in einem solchen Etablissement, als in den gewöhnlichen Fabriken! Wie ganz andere Anstrengungen machten die Arbeiter da, damit nichts mißlinge! Und wie viel kann aber bei einem solchen Unternehmen gespart werden, wenn das Mißlingen des Gusses möglichst verhindert wird!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Des Lebens Kehrseiten.

Nach Originalſkizzen von A. v. G., auf Holz gezeichnet von A. Greil.

II.

Digitized by Google

Der Gesell des Meisters Mathias.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

War es die Sonne, die noch einmal im Versinken am Horizont aufblühte? Eine Garbe von Licht überflammte das begeistert emporgemandte Antlitz des Barons: „Der große Friedrich,“ murmelte er. Ein schwarmender Glanz hatte den früheren Ingrimm aus seinen schönen, weitgeöffneten Augen verdrängt.

„Auch Sie haben ihn gesehen,“ fuhr er im Anfang wie leise mit sich selbst redend fort, während allmälig seine Stimme stolz und harmonisch anschwoll, „ein Mann auf einem Thron, ein Mann in unserer Zeit. Ein Mann, vor dem das Nachtgewürm zurückkreicht, dessen Auge die giftigen Bestien, tückischer, blutdürstiger, grausamer als das Raubgethier in der Wüste, die Basilisken mit der gleißenden Haut und der Vipernzunge vernichten wird — Ehre sei ihm, dem Manne, der wie dieser abendbestrahlte Gipfel erhaben und einsam glänzt über dem dumpf verdummten Thale unserer Zeit.“

Der Sprecher hatte begeistert das Haupt entblößt und der Abendwind strich mit leisem Schauer durch sein flatterndes Haar. Er schien als Bote von der versinkenden Sonne herunterkommen, die jetzt gerade wie eine Feuerkugel im Dunkeren des Horizonts verschwand. Der Gesell des Meisters Mathias starrte ihr lautlos nach; auch Walter sah schweigsam, ihm war, als habe er das Alles auf der einsamen Höhe getrunken, nur wie der Hauch einer neuen Zeit schauerte der Wind über die verhallenden Worte und strich kühl und erfrischend über seine heiße Stirn.

Dann rief es plötzlich neben ihm: „Ich muß sie noch einmal sehen,“ und wie er ausblickte, war sein Gefährte von seiner Seite verschwunden und erkletterte den alten morschen Thurm, der den Gemahlsaal der Meise bildete. Walter sprang erschreckt ebenfalls ans dem Fenstersitz herab.

„Was wollen Sie, Sie sind wahnsinnig,“ das Gemäuer bricht mit Ihnen,“ schrie er.

Doch der Gemarnte hörte nicht auf ihn, wie eine Katze kraxlte er sich in das Gestein und arbeitete sich empor. Der junge Godschmied war selbst ein gewandter Turner, aber mit athemloser Bewunderung sah er, wie der Kletternde jede Fuge, jeden Vorsprung benutzte und sich an den senkrechten Wand höher und höher emporschwang. Unter seinen Füßen brach der morsche Halt, bodr er klammerte sich mit den Händen fest und rang sich furchtlos an Graböffnchen weitee, die aus dem verwitterten Gemäner hervorquollen. Dann stand er oben und umschlang die Tanne mit dem Arm. „Da ist sie noch,“ rief er jauchzend und deutete in den rothen Dunstkreis des Horizonts; allein bevor Walter sich nach von seinem Erstaunen erholt hatte, krachte das brüchige Gestein auf's Neue in's Thal hinab, wie ein Schatten glitt die geschmeidige Gestalt scheinbar ohne jeden Halt von der Ruine nieder und sprang lachend die letzten acht Fuß herunter, sorglos in das dichte Brombeergerank, das den Thurm umgürtete, hinein.

„Ist's nicht tollkühn, sein Leben für solche Thorheit einzusetzen?“ sagte Walter vorwurfsvoll, als Jener wieder zu ihm trat. Doch der Zurückgekehrte sieh ihm fröhlich in's Wort: „Um die Sonne zu sehen, thut man viel, Freund, und wer gewinnen will, muß Manches wagen. Es gibt gefährlichere Dinge als das da im Leben, und auf eine Kleinigkeit mehr oder weniger kommt es nicht an. Uebrigens bringt es das Handwerk so mit sich — oder vielmehr,“ setzte er mit ernsterem Gesicht hinzu, „man muß auf seinem Schutzgeist bauen können, sonst fällt man auf ebener Erde.“

Walter hatte bei dem Worte „Handwerk“ den Mund geöffnet, um die Frage, die ihm lang auf den Lippen geschwebt, auszusprechen, doch nun fiel sein Blick plötzlich auf das kleine Goldmedaillon, das der Handwerksgesell am Schluß seiner Rede am Hals emporgezogen und gleichsam symbolisch, als ob dieß der Schutzgeist sei, dem er sich vertraut, an die Lippen gedrückt hatte. Auch diese Erinnerung kam ihm jetzt zurück und er streckte stumm die Hand darnach aus.

„Ja, Sie kennen es,“ sagte sein Gefährte freundlich, jedoch ohne das Kleinod aus der Hand zu geben; „hätten Sie es nicht erkannt, wäre ich nicht gendthigt gewesen, Ihnen hieher zu folgen. Das ist das zweite Mal, daß der Inhalt und durch dieß Medaillon zusammenführt, wie damals in Wien, als die Kapsel mir gerfprungen war und Sie grade der Godschmied sein mußten, der sie mir reskaurirte. Als diesen hatte ich Sie schon früher erkannt, aber, daß wir uns bereits in Berlin gesehen, fiel mir nicht ein bis heute Nachmittag. Erinnern Sie sich auch der Madonna?“

Er deckte an eine Feder und hielt dem Godschmied das darin verborgene Miniaturbildchen entgegen. Dieser blickte schweigend auf das liebliche Mädchengesicht, dessen er sich gar wohl entsann. Die Fremde hatte ihm keins von den vielen Räthseln, die seine Person umgaben, gelöst; im Gegentheil verwickelte sich fur Walter Alles mehr und mehr in ein unburchdringliches Chaos von Seltsamkeit — er starrte gedankenlos auf das Gemälde und stotterte une fragend, unfähig einen Begriff mit dem Gehörten zu verbinden: „Madonna?“

„Ja, Madonna,“ erwiederte der Andere seltsam lächelnd. „Sie wundern sich, eine Madonna in meiner Hand zu finden, aber diese ist das Wert des größten Künstlers, den die Welt kennt, und es schändet die freieste Seele nicht, sich ihr und ihm in ihr zu neigen. Außerdem ist Meister Arndbrust selbst dem Götzendienst nicht ganz so fremd, wenn ich mich anders recht erinnere, als man von seiner aufgeklärten Denkkraft erwarten sollte, und dem Jungfrauenkultus nicht abgeneigt, obwohl kurioser Weise gerade die Jungfrau auch ihm als Hindernniß im Wege steht.“

Er hatte es in scherzendem Tone gesprochen und einen vertraulichen Blick in das Gesicht des erröthenden jungen Mannes geworfen, dann fuhr er ernst fort: „Es wird spät und wir verplaudern zwecklos die Zeit. Sie möchten mich um etwas befragen und hätten das Recht dazu; doch thun Sie es nicht, ich bitte Sie. Ich könnte Ihnen nicht antworten, wie ich mir das Wort gegeben, keinen Rede zu stehen. Lassen Sie uns einen Bund zu Schutz und Trutz schließen, aber fuhren Sie meinen Wegen nicht nach. Wenn ich Ihrer Hülfe bedarf, zähle ich auf Sie, wie Sie auf mich rechnen können. Glauben Sie Eins — unser Ziel ist daßelbe; an seinem Ende steht meine Hoffnung und Ihre Madonna. Doch glauben Sie auch, daß dieß“ — er streifte mit der Hand hindeutend über seine Kleidung — „die erste Stufe meines Lebens ist, und daß es die letzte sein wird —.“

Er hielt einen Moment inne, indem er die Augen Walter's fuchte. Das Letzte hatte er feierlich gesagt, jetzt indeß nahmen seine Züge wie seine Stimme einen düsteren Ausdruck an, als er hinzusetzte: „Das Leben hat mich mannigfach umhergetragen. Doch ich glaube, mein Herz ein bewahrt und dem, was ich als Bestes und Höchstes in der Menschenbrust, als unsere Mitgift aus dem räthselvollen Quell unseres Ursprungs erkannt, der Reinheit, nie entlagt zu haben. In die Hand der Verwerfensten hat mein Schicksal mich gegeben, aber mein Wort habe ich ihnen gehalten, wie den Edelsten. Ich würde den letzten Betrüger nicht mit gleichen Waffen bekämpfen — nur eine Macht gibt es auf Erden, einen Fluch des Menschengeschlechts, eine Nachtgeburt der Hölle, so bastilkenhaft, so giftgeschwollen, daß ihr Nehmen Wort und Treue versengt — an ihren Schuppen gleitet das Schwert der Wahrheit ab, und wem das Verhängniß bestimmt, auf Leben und Tod mit dieser Natterwurm zu kämpfen, der muß der Würde seines Geschlechtes sich entäußern, in gleißnerische Thierhaut sich bergen und mit List und Trug sich in das Lager des Scheusals schleichen, die Beute aus seinen Rachen zu entwinden. Ob ich mein Ziel erreiche, ob nicht — zwei Menschenleben sind es nur, um die es sich handelt, und sie können in der Höhle des Raubthieres erstickt werden und in Elend und Verzweiflung umtergehen, wie Millionen vor ihnen, die gleichen Kampf gewagt. Aber ich sehe ihn kommen, den großen Drachentödter mit dem Blitz des Geistes, mit dem rollenden Donner der Wahrheit, und die bestreite Menschheit jubelt hinter ihm.“

Der Sprecher wandte sich hastig um, seine Gestalt hatte sich mächtig aufgereckt und ein wilder Stolz flammte über seine erregten Züge. „Dort hinüber liegt die preußische Grenze, nicht wahr?“ fragte er schnell, in die Berge hineindeutend.

Walter bejahte mit dem Kopf.

„Wie weit?“

„Etwa zehn Stunden noch.“

„Wissen Sie den nächsten Weg?“

Die Frage kam so scharf, so gebieterisch wieder hervor, daß Walter abermals nur stumm mit einem Zeichen antwortete. Er zählte sich in seinem Denken und Wünschen dem Fremden verwandt und zugethan, aber der Haß desselben gegen ihren gemeinschaftlichen Feind hatte etwas so titanenhaft Mächtiges gegen seine eigene, persönliche Erbitterung, daß die Worte, mit denen er bestimmen wollte, ihm in der Kehle erstickten.

„Es ist gut,“ entgegnete der Baron. Er starrte noch eine Zeitlang in die gebirgige Nichtung hinein und hinüber, dann wendete er sich plötzlich um und sagte in völlig verändertem, fremdlichem Tone: „Und nun erzählen Sie mir von Ihnen selbst und Ihren Hoffnungen, wie ich Ihnen behülflich sein kann.“

Der junge Godschmied zauderte, endlich berichtete er über den Verlauf des Nachmittags. Sein Gefährte schien aus Höflichkeit die Frage gestellt zu haben, denn er hörte mit geschlossenen Augen, als ob er über Anderes nachdenke, zu. Nur als Walter von der ersten scherzhaften Bedingung des Meisters Mathias sprach, schlug jener plötzlich die Lider auf. Ein eigenthümlicher Ausdruck lag dabei in den Augen, mit denen er den Redenden anblickte und lächelnd sagte: „Das ist seltsam, das ist wohl noch nicht gesehehen — durch den Schornstein sollen Sie Ihre Geliebte erwecken — ha — ha —.“

Und er lachte heftig, doch diese Augen blieben mit einem sonderbaren Blick auf den jungen Mann gehetet, der etwas verstimmt fortsuhr: „Sie betrachten es als Scherz, wie jeder vernunftige Mensch es thun würde. Doch ich kenne den Alten, und weiß, daß wenn alle sonstigen Hindernisse

Digitized by Google

aus dem Wege geräumt wären, er auf seinem Wort hartnäckig bestehen und durch die unumgänglichste dieser Bedingung noch Alles vereitelt würde.“

„Nichts ist unmöglich!“

Walter sah verwundert auf. Es war so kurz und schnell hervorgestoßen, und doch klang es fast wie in verhaltener Unruhe hindurch. Allein wie sein Auge das Gesicht des Barons erreichte, war auch die flüchtige Bangigkeit, welche jene Worte begleitet hatte, daraus verschwunden und der Letztere erwiederte fröhlich: „Nun, das ist also schon ein Fall, wo ich Ihnen helfen könnte. Ueberlassen Sie diese Bedingung mir — wenn die unmöglich wäre, so wäre Alles unmöglich,“ fügte er nachdenklicher hinzu, „und erzählen Sie weiter.“

Walter that das Verlangte; der Zuhörer saß auf dem moosüberwachsenen Gemäuer neben ihm und blickte, den Arm auf das Knie gestützt, in's dämmernde Thal hinab. „Sehen Sie, wie sehr Ihre Zukunft von mir abhängt,“ sagte er endlich, als der Berichterstatter ziemlich keinlaut geschwiegen, „wenn Jemand auf Papa Thorbecker's Sinnesänderung zu wirken vermag, so bin ich es.“

„Gerade Sie sind ja mein böser Genius,“ rief der Goldschmied; „wenn Sie nicht gewesen wären und noch zu allem Uebermaß der unbegreiflichen Komödie selbst um Annen's Hand angehalten hätten, hätte der Alte mir seine Einwilligung —“

„Nicht so bereit gegeben, als er sie Ihnen geben wird, wenn ich gewesen sein werde und er einsieht, in welch' verruchte Hände er seine Tochter zu legen im Begriff stand,“ fiel der Baron ihm lachend in's Wort. Also auch das überhasten Sie mir nur, aber legen Sie mir, was ich auch thun mag, kein Hinderniß in den Weg —“

„Wie soll ich,“ unterbrach Walter ihn, „da ich nicht mehr mit Ihnen zusammenkommen werde. Nach diesem Vergang kann ich, der Sitte gemäß, Anna unmöglich mehr in ihrem Elternhause sehen.“

„Sie sind ein Narr mit Ihrer Sitte, lieber Freund,“ antwortete der Baron. „Grade das wäre die größte Thorheit, die Sie ausbecken könnten. Nach wie vor müssen Sie kommen, als ob nichts geschehen sei, wie in Wirklichkeit auch nichts geschehen ist. Und halten Sie mit Ihren Anschauungen nicht hinter'm Berge, sondern sprechen Sie um so unverhohlener aus, je mehr Sie mich bei Gegentheil thun sehen. Sodann gräbeln Sie nicht über mich und mein Vorhaben; wenn ich Ihrer bedarf, theile ich es Ihnen mit. Vor Allem aber lassen Sie Niemand eine Ahnung von unserer Zusammenkunft bekommen, es würde gleich schlimm für Sie und mich — — was ist das?“

Er sprang bei den letzten Worten plötzlich auf und blickte scharf vor sich hinunter in's Thal. Abendlicher Dunst umzog grau in grau verwallend die Dächer der Stadt, nur hie und da sprang noch ein Giebel dämmernd vor und stach höher gelegen gegen den rothverschwindenden Horizont ab, oder eine Rauchsäule arbeitete sich dunkler durch den gleichmäßigen, nebelnden Dust des stillen Herbstabends. Doch an einer Stelle quoll ein dichterer Rauch aus dem grauen Dunstmeer auf, und auf ihn war das forschende Auge des Hinabsphähenden gehetzt. Man sah nichts genau mehr, allein er schien von einem langen, düsteren Gebäude emporzusteigen, das undeutlich vom Zlufstrande herausschimmerte; ab und zu war es, als blitze ein oerschwindender, röthlicher Schein aus der qualmenden Masse auf.

„Das ist Feuer,“ sagte der Baron hastig, „ist's nicht, sehen Sie!“

Walter dachte sich vor. „Nur ein Schornsteinbrand,“ erwiederte er, „er wird von selbst verlöschen. Es schien im Kloster bei den Barnabitinnen, die frommen Schwestern waren wohl zu eifrig auf ihr Abendmahl bedacht. — Was wollen Sie?“

Die letzte Frage galt seinem Gefährten, der sich mit einem Satze behend über das alte Gemäuer geschwungen und bereits den steilen Abhang mehr hinunterflog als ging.

„Meine Pflicht,“ rief er zurück; „vergessen Sie nicht, was mir beredet!“

Das Gerölf löste sich unter seinen Füßen und knatterte durch das Gestrüpp, dessen Spitzen durcheinander schwankten. Walter blickte staunend hinab. Wie ein Blitz schnellte die dunkle Gestalt im Zickzack an dem Felsen nieder, auf geradem Weg ins Thal hinunter. Kaum mochten fünf Minuten vergangen sein, als sie die Weinberge erreicht und zwischen den vorspringenden Mauern sich eilig im Dunkel oerlor.

„Meine Pflicht?“ wiederholte Walter nach immer, gedankenvoll die letzten Worte des Verschwundenen oor sich hinmurmelnd. „Was zum Teufel hat die Pflicht dieses adligen Schornsteinfegers mit dem Feuer zu schaffen, und wie ist er ohne gebrochene Glieder da hinunter gekommen, wo eine Katze sich besinnen würde, niederzuklettern?“ Er schüttelte nachdenklich den Kopf und blieb noch eine Weile starr oor sich hinblickend stehen. Dann wandte er sich und ging den gebahnten Weg zurück, den er gekommen. Er schritt mit gedankenvoll auf die Brust gesenktem Kopf und sprach halblaut oor sich hin. Manchmal hielt er inne und machte eine Bewegung, als habe er gefunden, was er suchte, doch dann schüttelte er wieder betrembet die Stirne und ging sinnend weiter.

So hatte er, obwohl er langsam vorwärts kam, doch eher als er es gedacht, den Fuß des eigentlichen Berges erreicht und wanderte oberhalb zwischen den Weinbergmauern entlang. Hier war alles Treiben und aller Jubel verstummt; stille Nacht lag über dem Gelände, man sah kaum auf wenige Schritte mehr vor sich. Nur am Himmel waren tausend Sterne aufgetaucht und spiegelten sich aus dem friedlichen Wasser zurück, als Walter die alte Kasserbrücke überschritt. Er lehnte sich eine Zeitlang über die Steinbrüstung und schaute hinab, doch auch hier wollten seine Gedanken sich nicht klarer entwirren als drohen, und er ging allmälig weiter. Er hatte seine Gile, langsam schlenderte er im tiefen Dunkel unter den halbentlaubten Bäumen an der Stadtmauer entlang, nach und nach deängte sich das Räthsel, das er zu lösen oergeblich bemüht war, in ihm zuerück, und die Gedanken seiner eigenen Zukunft bewächtigten sich seiner wieder, je näher er dem Hause kam, in welchem die Entscheidung herfallen lag. Er warf einen Blick nach den Fenstern empor; in dem Zimmer, auch dem er sich am Nachmittag so eilig entfernt, war Licht, aber keine Gestalt in den Rähmen zu sehen. Hinter ihm ertönte ein leichter Schritt; er wandte sich mit ihm um, sondern ging schnell durch das Stadtthor, unter welchem Wölbung eine oerkümmerte Oellampe brannte. Im Schein derselben trat ihm eine dicke Figur entgegen, die ihn anrief. Es war Meister Thorbecker, und Walter blickte ihm erstaunt, ohne zu antworten, in's Gesicht. Dann jedoch reckte er sich hastig um, denn nicht hinter seinem Rücken ertönte eine ihm seit den letzten Stunden wohlbekannte Stimme, welche die Frage des Meisters mit „Gelobt sei Jesus Christ!“ erwiederte. Es war der fromme Daniel in seinem Arbeitskostüm, mit der enganliegenden Kappe auf dem Haar und rußbedeckten Gesicht. Er schien die weitere Frage des Meisters zu überhören, denn er trieste andächtig erst vor dem Marienbild unter dem Thor nieder und murmelte ein paar Gebete. Dann erhob er sich und sagte: „Der Herr hat die Seinen behütet; eine der frommen Schwestern war etwas unvorsichtig gewesen, und ein Rauchfang hatte sich entzündet, doch unter dem Schutz des Allmächtigen gelang es mir, das Feuer zu löschen.“

Damit ging er mit dem Meister Thorbecker, der ihm Lobeserhebungen über seinen Pflichteifer und seine Geschicklichkeit machte, an dem Goldschmied vorüber, ohne diesen zu beachten oder eines Blicks zu würdigen. Der Letztere folgte den Beiden mit den Augen, bis sie unter dem Eingang des Thorbecker'schen Hauses oerschwunden waren, dann trat er in das leiner Eltern und stieg, ohne erst das unten gelegene Familienzimmer zu berühren, in seine Schlafkammer hinauf. Er fühlte sich so müde, daß er sich angekleidet auf's Bett warf, und doch liefen seine Gedanken ihm nicht schlafen. Immer wunderlicher wogte es ihm durch den Kopf, bis allmälig unorermerkt der Halbtraum über ihn kam und phantastisch Sinn und-Unsinn bunt durcheinander mischte. Dann stand er wieder droben auf der alten Ruine, und Anne stand ganz weiß im langen, schleppenden Brautkleid neben ihm. Vor ihnen lag der oermorschte Thurm, der sich langsam hob und sich zu einem riesigen Schornstein ausdehnte, an dessen Fuß sich eine enge Oeffnung befand, den Anstieg nach kaum groß genug, um mit dem Kopf eines gebückten Menschen hindurchzuschlüpfen. Aber plötzlich hatte er Anne um den Leib gefaßt und sie mit sich in den schmalen Eingang hineingezogen. Drinnen erweiterte sich der Raum und er arbeitete sich mit dem Mädchen auf dem ungewohnten Wege mühsam empor. Zuweilen war ihm, als müsse er erstiken, und er stand im Begriff, umzukehren, dann schoß ihm von brunten ein lautes, spöttisches Gelächter nach, in dem er die Stimme des Meisters Mathias erkannte, und er stetterte weiter. Lange, lange, und immer zog er Anne nach sich — endlich sah der blaue Himmel in das dumpfe Verließ hinein und er jubelte auf. Rasch hatte er mit seiner Bürde die letzten Stufen erreicht, er mußte lachen, wie droben die glänzende Sonne ihre rußgeschwärzten Gesichter übestrahlte, aber dann schrie er plötzlich auf, denn die Lunte, die auf der Höhe des Thurmes stand, sing an, zu brennen. Er sah sie lang auf sich zu und ihre nadelscharfen Funken verwandelten sich in das strupige Haar, das über das scheinheilige, lauernde Gesicht des frommen Daniel herunterriesel, der die langen Arme nach dem Mädchen ausstreckte. Walter wollte es oertheidigen, doch alle seine Kraft war wie gelähmt, und Anne selbst sträubte sich nicht, sondern schlang den Arm begierig um den Nacken ihres Räubers, den sie „lieben lieblichen Baron“ anredete, und bieser nahm sie wie eine Feder auf den Arm und trug sie mit sich an den Rand des Thurmes und balancirte mit ihr über die abschüssige, oerwitterte Mauer, von der unter seinem Fuß das Gestein loöbrockelte und donnernd in's Thal hinabrollte. Dazu klang immer lauter und höhnischer von unten das Lachen des Meisters Mathias — —

Es war seltsam, wie hüben und drüben die Träume sich begegneten. Auch der Gesell des Meisters Thorbecker war gleich nach seiner Rückkehr in seine Dachkammer hinaufgestiegen. Er hatte dankend die Einladung desselben zum Abendbrod im Familienzimmer abgelehnt und Ermüdung vorgeschützt; droben entkleidete er sich schnell, wintigte sich von dem Schmutz, der ihm beim Löschen des Feuers vom Scheitel bis zum Fuß überdeckt

Digitized by Google

hatte, und warf sich dann ebenfalls auf sein Lager. Eine Weile brannte das Licht noch neben ihm, während er lag und mit fieberhaft glühenden Augen wieder und wieder einen schmalen, eingeschriebenen Streifen Papier überlief, den er zum Schluß an die Lippen drückte und mit Küssen bedeckte, bis er ihn sorgsam neben dem Medaillon an der Brust verbarg und das Licht auslöschte. Dann lehnte er den Kopf zurück und lag ruhig athmend da. Eine Weile blieb es dunkel vor seinen geschlossenen Augen, endlich helle es sich unmerklich vor ihnen auf, und er blickte in ein enges, düsteres Gemach, in das durch ein schmales, dichtvergittertes Fenster ein unfreundliches, trübes Licht hereinfiel. Es war Alles verschwommen, mattgrau in dem Zimmer, nur ein hellerer Schimmer befand sich in der Ecke, in welcher der Kamin herabragte, und wie es schärfer hinsah, unterschied er eine weibliche Gestalt in langem, dunkelfarbigem Gewande, deren Kopf mit einer schwarzen Kapuze, bis auf Nase und Schultern herabfallenden Kapuze verhüllt war. Das Gesicht war ebenfalls damit verdeckt, auch stand die Gestalt von ihm abgewendet und drehte ihm den Rücken. Nur ihre Hände gewahrte er ab und zu, die emsig beschäftigt waren. Bald hier bald dort zogen sie einen Gegenstand hervor und warfen ihn in den Kamin, in welchem Holzstäcke und Papier sich immer höher zu einem für den Umfang deſselben gewaltigen Scheiterhaufen aufthürmten. Nun plötzlich wandte sie sich und er sah auch ihr Gesicht, von dem sie die Kapuze etwas zurückschlug. Es war ein wunderschönes, aber tiefverhärmtes und grabesblasses Gesicht, bei dessen Anblick sich etwas in seiner Brust mit krampfhaftem Schluchzen zusammenzog. Nur die Augen funkelten wie blitzende Sterne daraus hervor und irrten suchend durch das Gemach, bis sie über den Tisch flogen und auf dem ellenbreiteren Kruzifix, das darauf stand, ruhen blieben. Ein innerer, unsichtbarer Strahl, ein flammender Blitz gegen das Sternenlicht, das sie vorher entfandt, zuckte unter der langen Wimper auf, und die feine, schmächtige Hand streckte sich hastig nach dem Kreuz aus. Sie umklammerte es krampfhaft mit den abgemagerten Fingern, deren Farbe kaum von der Weiße des Elfenbeins abstach, und machte eine gewaltsame Bewegung, es auf den Scheiterhaufen im Kamin zu schleudern; dann beymang sie sich und warf es verächtlich auf den Tisch zurück. Nun bückte sich die hohe Gestalt auf den Boden nieder, und im nächsten Augenblick zuckte ein schwacher Lichtschein durch das Gemach. Er ging von einem Funken aus, den sie ihren Lippen näherte und hauchend vergrößerte; als er das Zimmer zu erhellen begann, warf sie ihn in den Kamin. Sie setzte sich darneben und betrachtete das Papier, das sich zu krümmen und braun zu färben anfing, bis die Flamme in der Mitte hervorbrach und nach allen Seiten um sich leckend das knisternde Holz ergriff. Allmälig überzogen die Wände sich mit einem rothen Feuerschein, der voller und voller wurde; sie saß und starrte in das wogende Flammenmeer, das aus ihren, des Lichtes ungewohnten Augen heiße Thränen über die eingefallenen Wangen herabrollen ließ, nur ab und zu fuhrte sie mit einem brennenden Scheit tiefer hinein, daß die feurigen Zungen höher in den Rauchfang hinaufleckten und tausende von sprühenden Funken knisternd in die dunkle Höhlung emporflogen. Dann horchte sie gespannt. Endlich kam ein dumpfes Summen von oben als Antwort herab; es war, wie wenn der Wind sich im Schornstein verfangen und vergeblich den Ausweg suchte. Ein feuriges Roth zitterte fieberhaft über die Wangen der Brandstifterin, schneller und schneller fuhrte sie die Flammen — an ihre Thür neben dem festen riesige Leute durch den Gang, und sie horchte und ihr Herz klopfte, als wolle es zerspringen.

Auch das Herz des Träumenden klopfte wild, und er bewegte sich unruhvoll im Schlaf. Das Bild war plötzlich vor seinen Augen verschwunden und er athmete tief und heftig, wie in bedrücktem, dumpfem Raum. Hin und her irrten seine Hände an dem Bettgestell, sein Körper hob und senkte sich in krampfhafter Anstrengung. Er tastete mit den Fingern vorauf über seinen Kopf, bisweilen fuhren sie heftig zurück, als ob er sie verbrannt. Dann hoben sie mit gewaltiger und doch zärtlicher Kraft einen weichen, willenlosen Körper zu sich empor und zogen ihn nach. Weiter, immer weiter, es wollte kein Ende nehmen. Immer durch todte Finsternis in schwerem, erstickendem, heißem Dunst. Manchmal ergriff es ihn mit unheimlicher Beängstigung, als ob er sich in einem Laboratorio verirrt und im Kreise umherschwebe. Seine Hand senkte sich zitternd hinab und griff über ein lautloses, stilles Gesicht — haftig nieder bis auf die Lippen, tastend, als ob sie den Hauch suche, der von ihnen hervorkommen mußte — ihm war, als habe er seine Kraft, die Kraft eines anderen Wesens überfchärft, als sei Alles vergeblich und unmöglich, und das Blut arbeitete in seinen Schläfen und pochte wie glühendes Eisen in seinen Schläfen. Da endlich, endlich kam ein anderer, ein frischer, kalter Hauch von oben herab und er fühlte, wie dieser ihm die Kraft zurückgab. Er sah die Sterne über sich funkeln, der Wind pfiff fein Nachtlied um die hochaufragenden Zinnen — er schwang sich kräftig über den Mauerrand hinauf und hob seine Last wie ein Kind auf die staelen Arme. Er wußte nicht, ob sie lebend oder todt war — es galt ihm gleich, er fühlte die Kraft in sich, den Tod aufzuwecken. Einen Augenblick neigte er sich herab und preßte den Mund auf die stummen, blutlosen Lippen, barna eilte er fort, immer fort auf dem schwindelnden First. Ein Fehltritt mußte ihn mit seiner Beute herschmettert in die Tiefe hinabstürzen, aber er wußte, er konnte nicht stürzen, tausendmal hatte er solchen Gang gewagt, seinen Fuß zu erproben, es gab keine Gerechtigkeit im Himmel, wenn seine Kunst ihn jetzt verließ. Doch auch dieser Weg bohnte sich endlos weiter und weiter, die Sterne sangen an zu verblassen und der Saum des Horizontes stärkte sich roth. Immer schneller lief er, ringe um ihn gähnte die bodenlose Tiefe und er fand die Stelle nicht, die er mußsam erforscht. Alles um ihn her war verändert und sachte ihn höhnisch an. • Die Schornsteine verwandelten sich in hämische Mönchsgesichter, die ihre Kutten abwarfen und ihn schadenfroh anglotzten. Die Sonne brach heraus und trug eine Mitra auf dem heißen, zornglühenden Antlitz, und nichts mit seinen strahlenden Krummstab, und auf dem Wink erhob sich ein hundertstimmiges, gellendes Lachen unter ihm aus Luft über der Mauer, an der er mit seiner Last niedergekommen im Begriff stand, und wie er niederblickte, wogte Alles beunten vor seinen Augen von weißen, wallenden Kapuzen, aus denen höhnisch stechende Augen zu ihm aufsunkelten. Dann schrie eine gelle Stimme aus dem Haufen: „Bruder Narr, die Kirche ist allmächtig und sieht Alles, und keins ihrer Opfer entrinnt ihr," und er brach zusammen und stürzte kraftlos in die aufgerechten Hände hinab, die wie Geierkrallen über ihrem Raub zusammenschlugen. —

Der fromme Daniel sah noch ersiter als gewöhnlich auf, als er am andern Morgen mit den übrigen Gesellen seinen Obliegenheiten nachging, und diese raunten sich hohnlicher als sonst zu, daß die Jungfrau Maria oder jegend einer ihrer Angehörigen ihm in jüngster Nacht selbst erschienen sein und ihn zur Buße für sein handfestes Leben ermahnt haben müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Der Arzt als Hausfreund.

Von Dr. med. H. Klencke.

3. Die Kraftnahrungsmittel für Schwächliche.

Die moderne, industrielle Spekulation, welche man auch in manchen Unternehmungen „Schwindel" nennt, hat sich in auffälliger Sorge für das Wohl der Mitmenschen bemüht, nicht nur Kranken eine Menge von „unfehlbaren Universal- und Geheimmitteln" gegen alle Leiden des Leibes und der Seele, sondern auch Schwächlingen, Genesenden und zarten Kindern Kraftnahrungsmittel aller erdenklichen Art mit lebhaftem Eifer der Reklame anzupudengen und das Publikum in seiner bekanntermaßen Neigung, liebe vom Nichtarzte und Geschäftsmann, als vom Arzte Heilmittel und Gesundheitskraft anzunehmen, gläubig und willig gefunden. Die größere Zahl dieser vielnamigen Nährstoffe sind wechtiger Natur, in ihrem Hauptbestandtheile Stärkemehl aus Getraide (Weizen, Hafer, Gerste) oder aus Markpflanzen (Arrowroot) oder Hülsenfrüchten (Revalenta) enthaltend, mehr oder weniger mit dem Kleber der Getraide, oder dem in den Hülsenfrüchten enthaltenen Käsestoffe gemischt. Zur Ernährung der Menschen (überhaupt der warmblütigen Thiere) gehören zwei Arten von Stoffen, die der Verbauung zur weiteren Verarbeitung zugeführt werden müssen: solche, welche Blut bilden und solche, welche in dem Athemzuge des Blutes Wärme erzeugen, und dabei als Kohlensäure und Wasserdunst aus dem Körper wieder entweichen. Blutbildende Stoffe sind: Eiweiß in thierischer und pflanzlicher Nahrung, Faserstoff im Fleische, Käsestoff in Milch und Hülsenfrüchten, Kleber in Getraide und anderen Genußpflanzen; nicht blutbildende, aber wärmerzeugende Stoffe sind: thierische und pflanzliche Fette, Stärkemehl, Zucker, spirituöse und saueriche Stoffe. Die letztere Art von Substanzen enthält keinen Stickstoff, dagegen viel Kohle, die erstere Art aber wesentlich Stickstoff. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein gesunder Mensch in seiner von der Natur beabsichtigten Nahrung $^1/_6$ der stickstoffigen und $^5/_6$ der kohlenstoffigen Substanzen zu sich nehmen muß, und die Natur hat die vorzüglichsten Nährmittel gleich so zusammengesetzt, daß das Verhältniß beider Substanzarten darin vorhanden ist, oder den Instinkt der Nahrungsuchenden so geleitet, daß er aus verschiedenen Naturprodukten diejenigen gleichzeitig wählt und verbindet, die sich in Stickstoff und Kohle gegenseitig ergänzen können. In der Milch, im Ei, im Getreide, in den Hülsenfrüchten, dem halbfetten Fleische, den Kohlpflanzen sind beide Arten verbunden, wesshalb sie so vorzüglich nahrhaft sind; nicht so im Reis, in der mehligen Kartoffel, der Mohrrübe, wo der Kohlengehalt groß, der Stickstoffgehalt nur klein ist, also immer eine Verbindung mit stickstoffigen Substanzen erfordern. Dieß muß man als Vorkenntniß wissen, um über Kraftnahrungsmittel eine richtige Ansicht zu erlangen; sie müssen Stickstoff und Kohlenstoff im richtigen Verhältnisse und in leicht löslicher (verdaulicher) Form enthalten. Dieß gilt für den gesunden Menschen. —

Anders verhält sich die Praxis bei dem Kränklichen, dem Schwäch-

Digitized by Google

lichen. Einmal sind viele Krankheits- und Schwächezustände darin begründet, daß der Organismus (Blut und Organe) zu viel Kohlenstoff (Strophulöse, Hämmerrhydal-Anlage) oder zu viel Stickstoff enthält und ablagert (gichtische, Steinleiden-Anlage), und es leuchtet ein, daß eine neue Zufuhr des einen oder anderen Stoffes durch die Nahrung bei diesem oder jenem nicht mehr gesunden Zustande denselben noch vorschlimmern, so zu sagen das Uebel futtern muß; zweitens aber ist die Schwäche der meisten Kinder und Erwachsenen, welche Kraftnahrung bei Aichärzten suchen, in einer gesunkenen Ernährungskraft begründet, aus einer schwachen, unvollkommenen Verdauung hervorgehend und deßhalb ein zu geringes oder nicht richtig gemischtes Blut liefernd, welches die Nerven und Muskeln nicht gehörig reizt, den Organen nicht hinreichend im Stoffwechsel und Umbilden vorsteht und zu Stockungen, Ablagerungen und allerlei Trägheiten des Kreislaufes geneigt ist. Ist ein Kind schwach, schlecht genährt, kümmerlich und mager von Aussehen, oder ein Erwachsener, entweder nach einer Krankheit, oder in Folge seiner Konstitution, im Zustande einer allgemeinen Schwäche und Hinfälligkeit begriffen, so heißt es in vielen Familien: „Wir wollen doch einmal das angekündigte und gepriesene Kraftnahrungsmittel versuchen!“ Gesagt, gethan, und wirklich schlägt es bei dem Einen an, der Andere aber wird immer elender, magerer und kraftloser dabei; bei dem Einen erwacht der Appetit, bei dem Andern verliert er sich ganz, es nehmen Verdauungsschwäche, Drüsenknoten, Bleichheit und Muskelschlaffheit zu. Wie geht das zu? „Kraftnahrungsmittel“ ist ein völlig eingebildeter Begriff; was dem Einen Kraft gibt, schwächt den Andern. Was ist Kraft des Körpers? Der gesunde, normale Ausdruck des lebenden Organismus, daß alle seine Funktionen in gehöriger Thätigkeit und im richtigen Gleichgewichte stehen, namentlich daß die Verdauung ihre Schuldigkeit thut, das Blut sich richtig bildet und bewegt, das Athmen und die Absonderungen im gehörigen Gange sind — dann erscheint der Körper gut genährt, frisch in der Farbe, elastisch in seinen Muskeln, klar und heiter im Auge und in der Seele, mit einem Worte: kräftig. Wir erkennen daraus, daß die Schwäche nicht nur eine Ursache hat, nämlich Mangel an richtig gewohlten Nahrungsbildungen, sondern daß viele andere Ursachen, sogenannte Absonderungen, angeerbte oder erworbene Krankheitsanlagen und Blutentmischungen, Mangel an Licht, Luft, Bewegung ꝛc. den Zustand der Schwäche bewirken können, die den Charakter der mangelhaften Ernährung im äußeren Aussehen des Betreffenden annimmt. Nun leidet aber bei allen Schwächlichen die Verdauung und in Folge davon die Blutbereitung. Unter Kraftnahrungsmittel kann man also nicht, wie das Publikum nimmt, solche verstehen, die viel Kraftstoff enthalten, sondern die so leicht löslich und auffaugungsfähig sind, daß eine schwächliche Verdauung sie in Chylus, d. h. in jenen milchartigen Saft umwandeln kann, der durch die Lymphgefäße in das Blut geleitet und im Durchgange durch die Lungen durch Hinzutritt des Luftsauerstoffs zu Blut wird. „Kraftstoff“ ist überhaupt ein sehr unbestimmtes Wort; man kann bei Gesunden darunter die gehörige verdauungsfähige Mischung von Stickstoff und Kohlenstoff verstehen, die in guten Nährmitteln enthalten sein müssen; aber auch die Luft, das Licht sind in diesem Sinne Kraftstoffe zu nennen, denn ohne Sauerstoff der Luft und ohne Lichteinfluß ist kein gesundes, kräftiges Gedeihen des Menschen möglich. Wollen wir also einen Schwächlichen kräftigen, so sollen wir nicht irriger Weise ihm sogenannte Kraftnahrung in die träge Verdauungsoberfläche einflößen, die ihn nur als Ballast noch mehr entkräften würde, sondern erst fragen und vom Sachverständigen beantworten lassen, was dem Schwächlichen mangelt, ob richtig gewohlte, leicht verdauliche Nahrung, die seinem Blute eine normalere Mischung geben kann, oder ob ihm das kräftige Athmen, also die frische Luft, oder ob ihm der wichtige Lebensreiz des Lichtes mangelt, oder ob irgend äußerliche und innerliche Einflüsse abzuwalten, die das Gedeihen zur Kraftäußerung hemmen, wie feuchte, dumpfe Wohnung, ein ungesundes Klima, verstimmte Bewegung, eine nachtheilige Beschäftigung oder Gewohnheit, ein angerbter oder erworbener Stoff im Blute, der das Siechthum unterhält. — Die meisten Schwächezustände zeigen sich in mangelhafter Ernährung, also Blutbereitung; die Verdauung ist gewöhnlich die erste Lebensfunktion, welche entweder ursprünglich oder in Folge anderer Störungen ihren natürlichen Dienst verlagt; es kommt also darauf an, einmal die Ursache zu beseitigen oder zu beschränken, dann aber der Verdauung solche Nahrung zu bieten, die nur geringe Anstrengung des Magens und Darmkanals erfordert, um auflöslich und auffaugungsfähig zu werden; hier ist also nur leichtverdauliche Nahrung die wahre Kraftnahrung, und wenn wir dieser noch stick- und kohlenstoffige Substanzen beifügen können, die in leichtverdaulicher Form zu haben sind, so mag dieß nach jedesmaligem Bedürfniß und nach ärztlicher Einsicht geschehen.

Wie gesagt, sind die meisten käuflichen Kraftnahrungsmittel Stärkemehle. Hiemit, namentlich dem beliebten Arrowroot, wird manches schwächliche, strophulöse Kind zu seinem Verderben innerlich zugeleistet, und manche schwächliche Verdauung zu Tode gefüttert, denn das kohlenstoffreiche Stärkemehl ist gar nicht so leicht zu verdauen, wie man glaubt und früher selbst von der Wissenschaft angenommen wurde, denn Stärkemehl ist als solches in den Magen- und Darmsäften gar nicht auflösbar (und nur völlig löslbare Stoffe können in das Blut aufgenommen werden), sondern es muß erst durch die chemische Kraft des Mund- und Bauchspeichels in einen anderen Körper, nämlich Traubenzucker, umgewandelt werden, was aber bei schwacher Verdauung nicht geschieht. Es geht also größtentheils durch den Körper hindurch. Ebenso verhält es sich mit den käuflichen Eisenkraftmitteln zur Blutarme; hier ist immer eine schwächliche Verdauung vorhanden; es gehört aber schon eine gute Verdauungsthätigkeit dazu, wenn auch nur etwas Eisen in das Blut aufgenommen werden soll, und bei den meisten Schwächlichen passirt das Eisen nur wie ein Kirschenstein den Darmkanal und belastet und verdirbt die Verdauung durch Reizung und ohnmächtige Widerstandsanstrengung.

Nur um zu einem allgemeinen Resultate zu kommen, beherzige man Folgendes: Nie zwinge man einem Schwächlichen s. g. Kraftnahrungsmittel ein, ehe nicht die Verdauung für dieselben geprüft und fähig gemacht ist; nie gebe man im guten Glauben, zu stärken, sehr kräftige und reichliche Nahrung bei offenbaren Schwächezuständen, denn die ärztliche Erfahrung lehrt, daß dadurch die Schwäche zunimmt; dieselbe verlangt sehr kleine aber öftere Portionen, ohne zu starken Gehalt an den eigentlich blutbildenden Stoffen; eine schwache Verdauung erfordert von diesen diejenigen, welche dem Blute bereits am ähnlichsten sind, also die geringste Umbildungsarbeit des Organismus erheischen; dieß sind nicht die pflanzlichen Stoffe, namentlich der Kleber der Getraide, der Kälestoff der Hülsenfrüchte, sondern das thierische Eiweiß, und der thierische Kälestoff, im rohen, nicht gerinnenen Zustande. Und sollen wir aus langjähriger Erfahrung wirkliche Kraftnahrungsmittel empfehlen, so ist es die kalt bereitete Fleischbrühe, und, wo man eine mehlige Suppe liebt, eine Verbindung von Arrowroot mit Milch und Eiweiß zu einem Brei gehörig gemischt, diesen dann austrocknen, dann zu Pulver zerstoßen lassen, und von diesem, unter Zusatz von etwas Salz und Zucker, jedesmal einen gehäuften Theelöffel voll, für eine Tellerportion, mit Wasser einmal aufkochen lassen. — Wir werden dieses Thema über die Ernährung Schwächlicher nächstens wieder aufnehmen und noch einige besondere Anwendungen davon machen.

Rösselsprung.

wacht	macht	dich	der	stim-	tend	chen	dein
de	de	fier-	lein	was	klim-	am	pran-
und	nur	flie-	ßet	leuch-	✓ wel	in	fer-
lie-	die	fem-	ne	mer-	ne	gen	fiern'
nen-	gan-	der	ros-	se	und	ziehʼ	durch
lied	des	schla-	gen	in	den-	nen	wood
fen	licht	beaus-	leid	thes	lei-	den	baum
o	das	in	ist	stim-	bei-	schein	traum

Auflösung des Rösselsprungs Seite 300:

Gottes Weltregierung.

Gott hat den Himmel ausgebreitet,
Mit Weltenheeren überdeckt
Und seiner Wölbung Wasserkelch
Mit gold'nen Sternen überstäubt.
Du bist's, der alle Ding' regiert,
Den Himmel und das Erdreich ziert,
So wunderbar, daß es kein Mann
Ersinnen noch ergründen kann.

Böhmische Bolder.

Redaktion, Druck und Verlag von Ch. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 30.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Die Pestjungfer.

Eine Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Im Dorfe hatte ein anderer Haufen die lange Lise aus dem Hause gerissen und noch selbige Nacht auf den Hexenstuhl gesetzt; dort hat sie der Meister Peterlein von dem Gericht zu Münster, so gerade zur Zeit im Dorfe gewesen, dreimal mit der Folter gefragt, aber sie leugnete hartnäckig, und dieweil sie für heute genug gepeinigt, sollete sie Morgen wochmals gefragt werden.

Solches geschah auch mit mehrerer und schärferer Marter, worauf sie auch eingestanden, daß sie eine Hexe sei, mit des Teufels Hülfe Mäuse und anderes Ungeziefer gemacht und Hagel und Schlossen hätte ausgebrütet. Aber das Kunmariele sei keine Hexe, die wolle man in Ruhe lassen. Da man aber die Daumenschrauben von der Lise Fingern genommen hatte, leugnete sie wiederum, also daß sie mußte mit dem Kränzelein aufgezogen werden, auf daß sie gestund, wie daß sie zu der Schwenkin sei auf der Ofengabel geritten und solche zur Teufelsbuhlschaft überlaudern wollete, wie selbige auch ausgesagt. Sollete darnach auch, so die Nacht herum, auf dem Scheiterhaufen ihren Lohn empfangen.

Derweil saß daheim der Friedel, der sich um nichts mehr, was da um ihn vorging, kümmern wollete, und als ein Blödsinniger vor sich hinstarrete. Ich ging zu ihm hinein in den Stall, da er bei seinen Pferden saß, es war schon in der Dämmerung des Tages, der da auf die verhängnißvolle Nacht gefolget war. Mit großer Noth brachte ich ihn dazu, mit mir im Feld herumzustreichen, auf daß er zerstreut würde, dieweil ich besser gewußt, was ihm fehlte, als alle Andern. Leitete auch die göttlich Schickung unsere Schritte nach einem heimlichen Ort, so da eine tiefe Hohle (Hohlweg) war, und dahinmal schon von den umliegenden Bauern zur Sandgrube ist benützet worden.

Da wir dahin kamen, sahen wir in einem Loche zwei Leutlein sitzen, ein Mägdlein und ein klein Büblein, so in des Mägdleins Armen lag. War schon dunkel und darum an dem ungeheuerlichen Ort sonst Niemand,

Des Fischers Abschied.

Digitized by Google

— nämlich, wo hieß es alsda „on den Fuchsgeruben“ und männiglich im Dorfe war bekannt, daß es an den Fuchsgruben nicht sauber, dieweil zum Oefteren da ein dreibeiniger rother Fuchs vor gesehen worden, so da den Leuten nicht aufgewichen, sondern sich keklich ihnen entgegengestellt und erst sinnigt wiederum auf der großen Fuchsjagd des Herrn Amtmanns auf Landed ein ganz Rudel Jagdhunde sammt etzlichen Jägern in die Flucht gestlagen habe.

Die beiden Leutlein sind unterer nicht gewahr worden, bis daß wir ganz nahe bei ihnen standen, und das Mägdlein rief ihr:

„Sei ruhig, Jodele, da kommt der Vater,“ — wendete sich dann zu uns und sagete:

„Du kommst spät, Vater, — die Mutter ist todt!“

Ich erkannte die Stimme, wie auch der Friedel, als die des Ann'mariele's, was mich in höchstes Erstaunen versetzete, noch mehr aber, da ich in der Grube neben den Kindern auf den Sond hingestreckt einen Leichnam bemeerkte, den ich auch alsbald als den des schwarzen Weibsbildes erkannte, so dem Friedelbauer war geschossen worden.

Mich schauderte an Leib und Seele, der Friedel aber trat zu dem Mägdlein hin, sagete:

„Ann'mariele, bist Du's? Dann sage mir, so Dir noch irgendwelch Heilsgthum bleibt, beschwöre ich Dich dabei, — sage mir, ob Du Gewissenschaft mit Denen do hast und schon hattest; so will ich das, was ich gesehen, als Blendwerk der Hölle ansehen!“

Darauf antwortete sie und richtete dabei das bleiche Gesicht auf das des Friedel, daß der ihre Unschuld daran erkennen mochte; oder ihre Worte konnen anders und mochte auch selbigen ihre Schuld erkannt werden, nämlich sie sagete:

„Ja, ja, und ich werde bei ihnen bleiben, so lang es Gott gefällig ist!“

Der Friedel drückete die Faust wider seine Stirn, redete dann also:

„Und dann wagst Du noch den Namen Gottes auszusprechen, Verlorene! Ann'mariele, wie konntest Du mir das thun, und wußtest doch wie gern ich Dich hatte, und wie ich Alles, Alles Deinetwegen hätte verlassen und Dir allein anhangen mögen. Worum hast Du mich so um mein junges Leben betrogen?“

„Ich?“ sagete hierauf das Mägdlein sichtlich angegriffen. „Ich nicht, Friedel! Du selbst, oder doch Deine eigenen Leute haben es gethon. Sieh' da, dieß hat Dein Vater todtgeschossen, — was willst Du noch von mir?“

„Ich von der Höllenrotte, Du kannst wohl noch gehelit werden, so Du mir folgest!“ erwiederte der Friedel. Aber das Mägdlein sagete:

„Laß ab von mir, Friedel! Von dergleichen kann nimmer die Rede sein. Die Leiche da würde sich aufrichten und meinen Schritt hemmen, so er nach Dir gerichtet wäre. Ich bleibe bei den Meinigen und will mit ihnen sterben, so es sein muß!“

„Dann sei Gott Deiner Seele gnädig!“ rief der Friedel, verhüllete das Gesicht mit beiden Händen und eilete also von der Stelle.

Ich aber blieb, dieweil ich hoffete von dem Mägdlein Etwas zu vernehmen, so da in der seltsamen Historie ein Licht anstecken möchte. Der Knabe, so ihr im Arm lag, war ein ungestaltet, zwergshaft Kind und grinsete mich sonder Furcht an, da ich mich an das Mägdlein wendete und sie fragete, was sie ihr zu thun gebenke, wenn ihre Pflegemutter, die lange Lise, verbrannt sei, das wohl morgigen Tag geschehen werde.

Bei solcher Nachricht sprang sie auf, starrete mir in's Antlitz, daß mir ganz unheimlich ward', sagete dann:

„Woller Ihr, Herr, mir eine Bitte nicht versagen, und es soll Euch am jüngsten Tag solche gute That hoch angerechnet werden. Bleibet bei den armen Kind da, nur so lange, bis sein Vater gekommen! Bleibet auf die Bitte eines ungtäcklichen, zwiefelmüthigen Mägdleins!“

Ich hätte ihr wohl noch eine größere Bitte nicht abgeschlagen, und wäre sie zehntaufendmal eine Hexe gewesen, blieb auch stehen, da sie in die Nacht hineinlief, nachdem sie den kleinen Balg nochmals zärtlich abgeschmaßt und gerüstet, auch von der Weibesleiche, so im Sonde lag, zweifelmäßig und mit großer Affektion Abschied genommen hatte.

Da stund ich nun allein, auf der verrufenen Sandgrube, neben einem Todten und oß Wachter und Hüter eines Wechselbalgs, des Teufels selber gewärtig in meinen damaligen Gedanken, und hot mir die Haut auch nicht wenig sich zusammengezogen, gleich einer Gänshaut. Hob auch im Mondlicht einen Fuchs an mir vorbeischleichen sehen, ob es der breibeinige, weiß ich nicht zu sagen, glaube aber solches, inmaßen, da er sich darnach umgesehaut und mich ganz dreist angeblaret hat, als fürchte er sich nicht vor mir. Darnach geschah ein leiser Pfiff und da ich mich im Mondenlicht umsahe, wollete mich bäuten, als säh' ich on dem Hagedorn über dem Weg einen Mann stehen und eine Frau, also, daß ich dessen gar sehre erschrocken und mich nicht von der Stelle rühren mochte aus lauter Furcht und großer Angst. Geschahe der Pfiff darnach noch zweimal und dieweil ich mich nicht rührete, strichen die Leutlein quer feldüber und ich war wiederum allein, stund auch da, bis die Sonne in [illegible] machte.

Dorfe laut träheten und Lom horten mit dem Buben bleichen, entstellten Antlitzes an.

Dort gab es neue Zeitung: Das Ann'mariele war in's Dorf zurückgekommen, oß dem es seit gestriger Nacht vor verschwunden, hotte sich selber als Hexe angegeben, unoufgefordert, und wollete Alles gestehen, so man es zu der langen Lise bringe. Seine Pflegemutter sei unschuldig und sie allein die Schuldige, so auf die Hexenritze gezogen und den Leuten die Saat verderbet hätte, sonder Wissen und Willen der langen Lise. — Da mon nun die lange Liese mit ihr konfrontiren wollete, fund mon in deren Kämmerlein (da sie also aufbewahret gewesen, daß sie mit keinem Fuße on den Boden reichete) zu großem Staunen Niemanden vor, als eine alte Eule, so hoch oben an dem Lod in der Mauer saß und alsbald durch die Luft eilete, da mon noch ihr geschlagen. Nun war aber schon der Scheiterhaufen vorigen Abends errichtet worden, und man war dessen froh, daß mon doch der kleinen Duckmäuserin habhoft, dieweil sonst alle Mühe umsonst gewesen.

Aber die wollete nunmehr nichts mehr von Teufel und seiner Citation wissen, auch da nicht, da man sie auf den Hexenstuhl gesetzt und peinlich sie gefragt hatte.

Da sie nun also auf dem Hexenstuhle saß, verlangete sie eifrig noch dem Friedel, dem sie etwas Wichtiges zu offenbaren hätte. Den aber fond mon erst nach langem Suchen, und da er herbeitrat, wollete in ihm scheer Niemand mehr den Friedel von ehedem erkennen, so herantergekommen an Leibesschönheit war er, — denn seine Wangen waren bleich und eingefallen, seine Augen trüber denn ein angelaufen Fenstergloß, daß männiglich glauben verstehen will, — Du wirst es nicht, so Du gehört hast, was ich Dir sagen will.“

Domit winkete sie ihm näher, der Henker ruhete ein Büßlein von seiner Arbeit aus und wohl eine holbe Viertelstunde — mehr nicht — redete das Pärlein mit einander. Der Friedel hatte während des colloquii des Ann'mariele's Handlein erfaßt, so gar sämmerlich zerknetzet gewesen von den Schrauben des Henkers, preßete die an seine Backen und die ihm rohe stunden sagten, er hätte geweint, — solches weiß ich nicht, ob es zu glauben, dieweil der Friedel sonst ein baumstorker Bursch ist gewesen und ich ihn weder vor noch nach je habe weinen sehen, und immer näher rücketen sich die beiden Leutlein, und immer leiser wurde ihr Gerede, also daß die Leute, so vor der Zimmerthür gestanden, kein Wort vernehmen, viel weniger verstehen mochten.

Als ober die Zeit verflossen war, ging der Henker wiederum hin, sein Werk nochmals anzuhehen und dem Mägdlein Gestandnisse obzunehmen. Da er aber den Friedel ouffordert ist obzutreten und ihm Platz zu machen, steht ihn derselbige mit seltsam bedeutlichem Lächeln on, saget:

„Meiner ist mon nicht mehr benöthigt, Peterlein! der Teufel hat sich beschissen! Die da ist mein und meiner Ehre Hände noch die des ganzen Packs im Dorfe sollen sie mehr berühren.“

Damit hob er das Ann'mariele in die Höhe, die Leute starreten ihr in's Antlitz, daß aber wor bleich und unbeweglich, die Augen gebrochen, — — das Ann'mariele war todt.

Und als on jenem Abend — es war der 26. Oktober anno 1618 — des Friedelbauers Bube, der starke Friedel, aus seines Vaters Haus und seinem Heimatsdorfe schied, da schien es, als sei Glück und Segen von Stund on von Dorf und Hous gewichen, und wären die Leute gen einander aufrichtig gewesen, müßesten sie sich gestanden haben, daß sie nicht gar recht und christlich gen die lange Lise und ihren Pflegetochter hätten gehandelt, und seien selbige auch wirklich Hexen gewesen.

Wie aber wohn Angst und Schene erst überhond, so hot der Herr nämlichen Abends noch den Verboten seiner Strafgerichts zwar für alle deutschen Lande, insonderlich aber für das Dörflein Weiher Hat gesandt! Nämlich es erschien in jener Nacht noch ein erschrecklicher Komet, mit einem langen, brennenden Schweif am Himmel. Etzlicher Orten, wo der Komet herunch gestanden, verspürete mon einige Tage vorher feurige Strahlen. Seine Farbe war anfänglich gang rothlich, onderswo aber bleichrother Farb', so je mehr und mehr verblichen, bis er ganz verschwunden. Er stunde der Erde näher, denn der Mond und zeigte sich einiger Orten 27 Tage, onderer aber mehr und solches ouch in dem Dorfe, da mein Vettee, der Friedelbauer, wohnete.

Wor ober der Komet grousam und fürchterlich anzuschauen, und so er einen Tag früher gekommen, wäre Vieles nicht geschehen, so ohne dieß geschehen ist, dieweil vor seinem Antlitz alle Herzen erbeben und in [illegible] machten. Ist dem, was da die Allmocht

Digitized by Google

mit der ſündigen Menſchheit geredet, treuliſch Wort gehalten und nachgekommen worden, wie ſolches noch in gutem Andenken ſtehet und für alle Zeiten in der Erinnerung der Menſchen ſtehen wird. —

Habe aber alſo weitläufig der ſchönen Ann'marie von Weiher Hiſtorie erzählet, dieweil es mit dem, ſo da nachfolgt, in gutem Bezug ſteht, wie kläglich erbellen wird nachfolgends.

Muß aber noch berichten, daß wie der Friedel vor ſeiner Wegreiſe, die Sorge für das arm' krüppelhaft Büblein, ſo da nicht einmal reden konnte, noch ſehr auf's Herz band, und daß' ich und ſeine Schweſter, ſo darnach mein ehelich Weib geworden, ehelich ſeinem Verlangen willfahret. Was der Friedel aber mit dem Ann'mariele noch geredet, erfuhr nicht Vater und Mutter, noch Schweſter noch Freund. Das nahm er mit ſich hinaus in die weite Welt und iſt ihm ſolches niemals entſchlüpfet, auch gen keinen Menſchen nicht.

2.

So wie der Menſchheit durch unleugliche Zeichen an Himmel und Erde iſt verkündet worden, iſt auch darnach aller Oeten geſchehen im Uebermaß. Ehe aber dieß Unglück ſeinen völligen Ausbruch nahm, erſchienen zu Jedermanns Entſetzen anno 1619 drei Sonnen am Himmel, alſo daß alle Welt in großer Sorge ſtund wegen der Abreiſe unſers nun ſeligſten Eheſeligſten von Heidelberg nach Prag, und wolleten Viele nichts Gutes dabei ſehen für die Folge, welches auch in Anſehung der daherrührenden Verwüſtung unſerer edeln Pfalz richtig eingetroffen.

Ein Jahr darnach entzündete ſich nemlich im Monat Auguſt die Reigsflamme, und ward der wälſche Marquis Ambroſius Spinola auserleſen, mit Wälſchen und burgundiſchen Reigsvölkern die Pfalz am Rhein zu verheeren, was er auch trefflich vollführet, inzwiſchen die Unſeren ſtill geſeſſen und nichts gethan, als daß ſie das Land gleich den Feinden verderbeten. Iſt darnach auch abwechſelnd von den Churfürſten Freunden mit Glück und Unglück gekämpfet worden, und hat ſich in ſolchem Krieg inſonderlich der pfälziſche Reiteroberſt Obernitrant ausgezeichnet, unter deſſen Cornett, wie das Gerücht ging, auch meines Bettes Friedel ſtund. Schon zu der Zeit war großer Jammer in den pfälziſchen Landen, die fremden Völker verzehrten Alles und ſügten den Unterthanen all' möglich Herzleid zu, — waern auch die Landſtraßen aller Orten unſicher, ſonderlich paſſeten die Wallonen den Leuten auf, mergelten mit Auferlegung geoßer Kontributionen das Land aus, hieben die fruchtbaren Weinſtöcke und Bäume ab und verbrannten ſie, und ſtunden noch ſonſt den Leuten, inſonderlich etzlicher Oeten dem Weisbooſik, geoßen Schaden an, daß Jammer und Noth herrſchete allübrall im Lande.

So kam das Jahr 1622 heran, alſo vier Jahre nach der Hiſtorie mit dem Ann'mariele, — ich befund mich wiederum bei meinem Vetter, dem Friedelbauer, in dem Dorfſein Weiher, dieweil ijst ſolle bald mein' und ſeines Töchterleins Hochzeit ſein. Auch in das Dorfein hatte ſich des Krieges Jammer erſtrecket, es wollete Niemand mehr arbeiten und die jungen Leute gingen gen Lauterburg, da der Mannsfeld ſein Hauptquartier hatte aufgeſchlagen, dieweil dieſer berühmte, tapfere Feldherr Patente für 6000 zu Fuß und 1600 zu Pferd zu werben ertheilete.

Fing aber dieſes Jahr wiederum mit grauſamen Zeichen an und waren große Feuer am Himmel zu ſehen und haben ſich ſolche Angeichen alle richtig bewähret. Der Mannsfeld lieſ Landau und die ſpaniſche Burg Meidenburg, ſo nur eine halbe Stunde iſt von dem Dorfſein gelegen, ſtürmen, thät allenthalben im Elſaß zu Bergzabern, Weißenburg, Hagenau und etlicher anderer Orten großen Schaden und bekam inſonderlich auf der Meidenburg*) große Beute. Der Tilly aber ſtund mit ſeinen Bayern überm Rhein am Neckar und nahm alle feſten Oete dorten weg, bis die zwei an einander geriethen.

Wir aber in dem Doefſein ſtunden täglich erſchreckliche Angſt aus, inſonderlich wuede der Friedelbauer mit grauſamen Ahnungen und Aengſten gequälet. Einmal wollete er von dem Geſpenſte ſeines längſt ongeſtenen Bruders geſagt, ein anderesmal von einer Herz gepeinigt woeden ſein, ſo da der langen Eie gleich ſah, wie ein Waſſertropfen dem andern, — und wiederum wollete er von einem klutigen Weib ſich als ihrem Bräutchen angeklagt ſehen. Er hatte nicht einmal ſo viel Herz mehr allein im Felde zu gehen, dieweil ihm überall belamte Geſichter erſchienen, — ja, er wollete am Ende nicht einmal mehr allein im Hauſe bleiben, dieweil er ſich vor dem ungeſtalteten Buben „dem Jackele, fürchtete, ſo wie noch im Hauſe hatten. — Aber es gab auch auſer ihm noch Leute, die da von ungeheuerlichen Dingen redeten, ſo ſich ijst zutrugen, — und die Meiſten ſahen das arme, kauke Büblein nur mit großer Scheue an, dieweil ſie ſagcten, es ſei ganz gewiſlich ein Wechſelbalg, gebe mit dem Teufel und ſeiner Rotte um und verdiene nichts Beſſers, denn das Schickſal deter, ſo ihn im Doefe gelaſſen.

*) Dieſe Weidenburg iſt die jetzige Ruine der Madenburg, bekannter unter den Namen „Eichdacher Schloß“, viel beſucht wegen der unvergleichlichen Ausſicht von ſeiner Höhe.

Nun muß ich ſelber geſtehen, daß das Büblein ein ſeltſam Bürſchlein iſt geweſen, — öfters in der Nacht, da man in ſein Bettlein ſchaute, war kein Jackele zu ſehen, des andern Morgens aber war er wiederum da; was er aber gethan und wo er geweſen, konnte man von ihm nicht herausbringen. Etliche aber wollten ihn des Abends, da ſchon die meiſten Leute im ſiebenten Traum gelegen, in ungeheuerlicher Geſellſchaft geſehen haben, item lagte auch der Feldſchütz, daß er ihn einsmals unten am Bruch, ſo da ein ſumpfig Stück Land geweſen, bei übeler Geſellſchaft um ein Feuerlein ſitzend geſehen habe, daß er nicht anders vermeinet, als er ſähe den Teufel mit ſeiner Großmutter bei dem Büblein. Solches hat auch der Nachtwächter beſtätiget und geſaget, es ſchlichen zum Oeftern greuliche Geſtalten um das Doef zur Mitternachtzeit, und wo er ſie geſehen, da ſei gewiß bes andern Tags eine Kuh todt gefunden, ein Schwein geſtohlen und der Hühnerſtall geleeret worden, aber iſt gar im Hauſe an Menſchen ein Unglück geſchehen. Jähre herhalben auch nicht viel geſchlet, daß man dem ſeltſamen Büblein den Gaeaus gemacht, aber da geſchah eines Tags ein groß' Wunder.

Nemlich, da der Feldhüter ſo beiläufig gelagt der Reegſten einer geweſen, als es der langen Eie galt) an einem Mittage am Bruch vorbeiging, trat aus dem Rohr alloeten ein fürchterlich groß Weib, in feltlanger Kleidung und entſetzlichen Anſehens, daß er nicht anders gemeint, als er ſähe das Klageweib, ſo da anzeigt, wann Jemandes Todestag iſt, — die hatte ihm aber etwas ganz verſchiedenes zu berichten, nämlich ſie ſagete alſo:

„Höre, Du Schelm! So man im Dorfe nur ein Härlein auf des Jackele Häuptlein krümmet, müſſete das ganze Neſt Euch über dem Kopf zuſammengeſcharret werden. Richtet Euch darnach, Ihr Schelme!“

Das hatte dem Feldhüter ſolche Angſt gemacht, daß ihm das Herz exzitterte und die Lenden ſchitterten, und zum Uebermaß ſeiner Noth mußte er noch an den Saubgeuden vorbei, allda ein Mann ſtund, deſſen Anblick gar erſchrecklich geweſen, und hat ihm ſolcher nne beſtätiget, was er von dem Weibe vernommen.

Das ſagete der arme Geſell im Dorfe, und Niemand thät fernerS dem Jackele etwas zu Leide, — im Hauſe und im Doefe aber ſah man das Büblein voll großer Scheue an.

Dazumal aber hatten die fremden Kriegsvölkee die ungariſche Krankheit in's Land gebracht, daran ſtarben viel Menſchen dahin und in unſerm Doef ſamen zum Oeftern auch ſolche Fälle vor. Es war eine böſe Zeit, — die Klugſein auf den Dächern ſchrieen in einem fort und ezzigen ſich ijst als rechte Todtenvogelein; auch das Klageweib, ſo etlicherorten die Wehemutter heißet, — ließ ſich in der Nacht vor den Fenſtern blicken und ſtund es alſo ſchlimm um das Dorf, daß Gott ein Erbarmen mehe hatte.

In des Friedelbauees Haus lag aber meine Baſe, die Käthereé Mutter, todtkank darnieder, — das Jackele ſtund mit ſeltſamlicher Gebäde vor ihrem Bette, dieweil ſie dem Büblein war gewogen von jeher. Das Käthereé ſtund in großem Zweifelmuth, — draußen heulete wiederum das Todtenvogelein, die Mutter aber begehrete in ihrer letzten Stunde noch des Friedels, ihres einzigen thenern Sohnes, der noch nichts von ſich hatte hören laſſen. Da wollte dem alten Friedelbauer das Herz brechen, daß der Sohn nicht da, — und war großer Jammer im Hauſe, draußen aber heulete der Todtenvogel mit dem Klugſein um die Wette.

Da pochete es an's Fenſter, daß Jackele warf ſich ſchreiend auf der Sterbenden Lager, — der Friedelbauee aber ſah an's Fenſter und fuhr entſetzt zuekd: vor dem Fenſter ſtund mit fliegendem Haar das Klageweib.

Wir Alle waren vor Schrecken ganz ſtumm, — die Sterbende rief kläglich nach ihrem Sohn und Niemand mochte ſie tröſten. Und mit wiederzekehrter Lebenskraft riß ſie ſich von ihrem Lager auf, zebete ganz verwehmlich, wie daß das aeme Ann'mariele ein unſchuldig Mägdlein geweſen ſein müſſe, — ſolches habe ſie immer geglaubt und getreulich der greulichen Marter, damit ſie gepeinigt wurd', widerrathen. Das Eleud aber, ſo ijst auf dem Dorfe liege, hätte man ſich damals auf den Hals geladen, — da man die lange Eie auf den Herzenskuft geſetzet, das fremde Weib geſchoſſen und das Ann'mariele zu Tod gemartert habe, alſo daß dem Friedel alle Luſt am Leben genommen und ihe ein Sohn geraubet wurd'. So klagete und jammerte ſie bis nach Mitternacht.

(Fortſetzung folgt.)

General Jackſon in der Schlacht bei Chancellorsville

2. Mai 1863.

(Bild S. 353.)

Den Höhepunkt und einen der intereſſanteſten Momente des vierjährigen amerikaniſchen Bürgerkrieges bildet die Schlacht bei Chancellorsville. In keiner anderen Schlacht dieſes gewaltigen Kampfes treten die

Digitized by Google

Eigenerscheinungen desselben auffälliger und einflußreicher in den Vordergrund, als in dieser; in keiner anderen Schlacht feiert das bis dahin unbestrittene, den Führern der Unionsarmee weit überlegene Talent der Feldherrn der Südarmee einen schöneren Triumph; in keiner endlich entfalten sich die Charaktere der beiden großen südstaatlichen Heerführer Lee und Jackson glänzender. Doch mitten in seiner Siegesbahn, welche die gänzliche Vernichtung des nordstaatlichen Heeres schon in sichere Aussicht stellt, wird der Letztere tödlich verwundet niedergestreckt, und mit ihm schwindet die Einheit der Befehlsführung auf südstaatlicher Seite gerade an dem eigentlichen Punkte der Entscheidung. Die heroische Aufopferung eines einzigen Regiments und seines heldenmüthigen Kommandeurs wendet von dem Unionsheere wenigstens das Aergste ab. Der Kampf artet schließlich in ein wüstes, planloses Gemetzel aus, und mit dem verfehlten großen Schlage darf trotz des erfochtenen Erfolges die Sache der Südstaaten als verloren erachtet und deren endliches Unterliegen nur noch als eine Frage der Zeit angesehen werden.

Die Unionsarmee hatte unter ihrem neuen Oberegeneral Hooker am 30. April 1863 den Rappahannok und Rapidan überschritten und bis zum 2. Mai bereits die ausgedehnten Waldungen der Wildernesse die Hauptstellung des südstaatlichen Heeres bei Fredericksburg vollständig umgangen. Der Plan des nordstaatlichen Führers erschien ebenso kühn, als nach dem glücklichen Gelingen dieser einleitenden Schritte dessen Erfolg beinahe als unzweifelhaft erkannt werden mußte. Mit der Hauptmacht seines Heeres oder nahezu 70,000 Mann befand sich nämlich der General schon bis ganz nahe der einzigen Rückzugslinie des Gegners vorgedrungen, welcher von der ihm bereiteten Gefahr bis dahin noch nicht die geringste Kunde besaß, sondern durch eine zweite von dem General Sedgewik geführte nordstaatliche Abtheilung von 26,000 Mann zugleich in der Front bedroht, nur aus dieser letzten Richtung einen Angriff erwartete. Allein dieser Gegner blieb freilich Lee, und mit der ersten Nachricht von der Bewegung des General Hooker stand zugleich auch der Plan des südstaatlichen Heerführers fest, diesen kühnen Flankenmarsch wenn möglich zur vollständigen Vernichtung der von demselben gefährdeten Armee zu benützen.

Der Plan Lee's lief darauf hinaus, den Gegner noch mitten in der Ausführung seiner Umgehung selber zu umgehen, um denselben vermittelst eines Angriffs aus der Flanke und im Rücken von den Uebergangspunkten der genannten Zuflüsse abzuschneiden und ihn schließlich, von allen Seiten angefallen, zur Ergebung zu zwingen. Er besaß zur Ausführung dieses kühnen Unternehmens gegenüber den 96,000 Mann des nordstaatlichen Heeres zwar höchstens nur 60,000 Mann. Allein durch das stark befestigte Fredericksburg durfte er hoffen, Sedgewik so lange aufzuhalten, bis ihm sein Anschlag gegen Hooker gelückt sein würde, und dann stand er in seinem ersten Unternehmen, dem General Jackson, eine Kraft, welche für die Ueberzahme des eigentlich aktiven Theils dieses kühnen Plans wie geschaffen erkannt werden mußte.

Speziell waren 6000 bis 8000 Mann des südstaatlichen Heeres bestimmt, Sedgewik gegenüber in Fredericksburg zurückzubleiben, der selber aber übermahm es mit etwa 15,000 Mann, Hooker und seinen 70,000 Mann in der Front entgegenzutreten, während Jackson unter dem Schutz der dichten Waldungen gleichzeitig mit 35,000 Mann den Rücken des nordstaatlichen Heeres gewinnen sollte, um die so völlig unvorhergesehen angefallenen und von ihrer natürlichen Rückzugslinie abgeschnittenen Korps desselben seinem dann ebenfalls zum entschiedenen Angriff übergehenden Oberbefehlern entgegenzutreiben.

Jeder an einen regelmäßigen Sicherheits- und Vorpostendienst gewöhnten europäischen Armee gegenüber würde eine solche auf mehr als vier deutsche Meilen ausgedehnte Umgehung unmöglich erschienen sein; allein bei der gänzlichen Vernachlässigung jedes Patrouillendienstes und jeder Vorsichtsmaßregel von Seiten der Unionstruppen gelang es Jackson in der That, den Rücken des nordstaatlichen Heeres zu gewinnen. Nur hatte sein Marsch auf den engen schlechten Waldwegen eine größere Zeit in Anspruch genommen, als in seiner und Lee's Berechnung angenommen worden war, und der Tag neigte sich bereits, als er, bei einer Entfernung von höchstens 1000 bis 1500 Schritt noch immer vom Feinde unbemerkt, seine Truppen zum Angriff zu entwickeln vermochte.

General Jackson stand zu diesem Zeitpunkt in seinem 35. Lebensjahre. Er galt als der starke Arm und die rechte Hand des mit ihm auf's Innigste befreundeten Oberbefehlern Lee, und hatte den Ruf eines ebenso kühnen als unerschütterlichen, und doch nicht minder auch überlegten Führers schon bei einer langen Reihe von Gelegenheiten glänzend bewährheitet. General Stonewall war deßhalb auch der Beiname, welcher ihm von Freund und Feind beigelegt wurde, und das Vertrauen seiner Soldaten zu ihm durfte als unbegrenzt betrachtet werden. Selber tief religiös, hatte er denselben muthstärkenden Geist bei seinen Truppen zu entzünden gewußt, und in der durch so viele schon erfochtene Siege bewirkten Steigerung ihrer bis zum Fanatismus gesteigerten Schwärmerei waren diese schließlich dahin gelangt, sich auch das Schwerste zuzutrauen und die Erfüllung keiner ihnen und ihrem General gestellten Aufgabe für unmöglich zu halten.

Und wenig über 1000 Schritt von diesen furchtbaren Gegnern entfernt befanden sich, der Nähe derselben vollkommen unbewußt, die nordstaatlichen Truppen jetzt mit den Vorbereitungen zum Beginn ihres nächsten Biwouaks beschäftigt, während anderthalb Meilen weiter vorn noch der Kampf zwischen den nordstaatlichen Vorkuppen und jenem von dem südstaatlichen Obergeneral Lee seiner eigenen Führung vorbehaltenen Theil seines Heeres noch lässig fortgeführt wurde.

Der erste so vollkommen unvorhergesehene Stoß ward deßhalb auch die nordstaatlichen Truppen völlig über den Haufen. Nur den wenigsten Bataillonen hat von diesem Ueberfall zunächst betroffenen 11. Korps glückte es noch zum Gewehr zu greifen, an ein Halten, oder gar an irgend einen erfolgreichen Widerstand dachte indeß auch bei diesen nicht zu denken. Das: „Rette sich wer kann" war zur allgemeinen Losung geworden, und sieben Zahnen weit 24 Geschützen fielen so mit dem ersten Vorstürmen den Südstaatlichen beinahe ohne Kampf in die Hände.

Das zunächst gelagerte nordstaatliche 3. Korps hatte mittlerweile indeß Zeit gewonnen, sich zum Empfang des Gegners einigermaßen in Verfassung zu setzen. Dasselbe bestand jedoch beinahe ausschließlich aus neuerdings erst angeworbenen Truppen, und die Verwirrung bei denselben, wie das mangelhafte Leitungs- und Führertalent der meisten nicht minder jämmerlich. Nur mitte auch hier jeden irgend geregelten Verfahren entgegen.

Die gesammte Artillerie dieses Korps, 23 Kanonen, stand, weil die Bespannung bei dem ersten Lärm davongejagt war, auf einer langhingestreckten Anhöhe verlassen, und Niemand dachte daran, sich dieser Geschütze zur Abwehr des Feindes zu bedienen. So tapfer einzelne nordstaatliche Bataillone fochten, so erwies sich ihr Widerstand dennoch bald vergeblich, und die Südstaatlichen drängten nach links der Batteriehöhe, nach rechts der letzten der nordstaatlichen Armee nach verbliebenen Rettungsstraße nach dem Rappahannok immer näher. Mit dem Verlust dieser beiden Punkte ahne mußte das Schicksal des Nachcorps als besiegelt angesehen werden.

Mittlerweile war auch Lee in der Front des nordstaatlichen Heeres zum kräftigen Angriff übergegangen, und fortgesetzt bei der vorderesten Linie seiner Streiter gegenwärtig, sweete Jackson dieje zu immer erneuten Anstrengungen an.

Das 12. nordstaatliche Korps, das entsendet gewesen war, hatte sich währenddeß den Truppen Jackson's in die Seite gedrwendt. Das schon bald aufgelöste 3. Korps erhielt dadurch wieder einigermaßen Luft. Mittlerweile war es auch dem aus allgebienten deutschen Kernstruppen bestehenden 11. Korps gelungen, seine gebrochene Ordnung wieder herzustellen, und schlammend vor Wuth über ihre vorige schmachvolle Flucht, warfen sich die Bataillone desselben ebenfalls dem Feinde entgegen.

Noch wirkte der anfängliche Plan bei den Truppen Jackson's jedoch nach. Trotz der verzweifeltsten Anstrengungen ihrer Gegner gewannen dieselben immer mehr Terrain. Die Mitte der nordstaatlichen Schlachtlinie ward durchbrochen. Alles wirrte durcheinander. Bereits mochte sich indeß auch bei den südstaatlichen Truppen die durch den langen und beschwerlichen Marsch, wie durch das furchtbare Kampfgewühl erzeugte Erschöpfung geltend, und die letzte noch in Reserve befindliche südstaatliche Division mußte einrücken, um die bis dahin im Gefecht begriffenen Truppen sich einen Moment verschnaufen zu lassen und dem Angriff neue Kraft zu leihen.

Der Stoß dieser frischen Truppen wirkte entscheidend. Das 11. und das 3. nordstaatliche Korps wurden völlig auseinandergesprengt. Einzeln warfen sich deren Bataillone und Kompagnien indeß noch immer dem Feinde entgegen. Auch das 12. nordstaatliche Korps ward geworfen und zum eiligen und verwirrten Rückzuge gezwungen.

Die Straße nach dem Rappahannok wurde indeß von den neu herbeigeführten nordstaatlichen Reserven noch mit dem Muthe der Verzweiflung behauptet. Währenddeß war die Dämmerung eingebrochen und in dem hochstämmigen Theil des dichten Waldes herrschte bereits völlige Dunkelheit. Bei der totalen Vermischung beider Theile begann dadurch die Kraft des Angriffs nachzulassen und in dem Centrum der gegeneinigen Schlachtordnung verstummte das Feuer allmälig ganz, während gerade hier, bei dem verwirrten Hin- und Herjagen der einzelnen Abtheilungen und den zum Theil fälschlich gegebenen diesseitigen und jenseitigen Signalen, die Bewirrung den höchsten Grad erreichte.

„Herr Gott, gib mir noch zwei Stunden Tageshelle, und die Armee des Nordens ist verloren!" hatte Jackson mit zum Himmel erhobenen Händen ausgerufen; allein die Josua einst gewährte göttliche Hülfe blieb ihm versagt. Die Nacht verhüllte immer tiefer Freund und Feind. Vergeblich sprengte der General von Haufen zu Haufen, um durch seinen Zuruf und sein Beispiel dieselben zu noch einer erneuten Anstrengung mit sich fortzureißen. Die Dunkelheit hinderte jedes Zusammenwirken, und wiederholt bereits waren die einzelnen Truppenabtheilungen der dies-

Digitized by Google

seitigen wie der jenseitigen Armee untereinander in den Kampf verwickelt worden.

Für elf Uhr Nachts stand das Aufgehen des Mondes zu erwarten, und um die Truppen nicht ganz aus der Hand und die endliche Entscheidung irgend einem unglücklichen Zufall anheim zu geben, blieb schließlich nur, bis dahin auch hier auf dem linken Flügel des südstaatlichen Heeres eine Waffenruhe eintreten zu lassen, oder besser vielleicht noch den Verfolg der erfochtenen Vortheile bis zum Anbruch des nächsten Tages hinauszuschieben.

Hüben und drüben riefen die Hörner und wirbelten die Trommeln,

General Jackson's Verwundung. Originalzeichnung von C. Reß. (S. 351.)

die in dem langen und blutigen Waldgefechte völlig durcheinander gekommenen Truppen um ihre Fahnen zu sammeln. Tausend und abertausend Stimmen lärmten und tobten mit ihren Zurufen durcheinander. Von Zeit zu Zeit, wenn einzelne von blinden Ungefähr aufeinander geführte Abtheilungen sich als Feinde erkannten, entbrannte dazu auf der ganzen Ausdehnung der beiderseitigen Schlachtlinie das Gefecht noch immer von Neuem, und das Geknatter der einzelnen Flintenschüsse wollte kein Ende nehmen.

Während hier und in der Mitte indeß der Streit sich seinem Ende zuneigte, oder doch augenblicklich unterbrochen erschien, tobte seit dem letzten Tagesglühen auf dem entgegengesetzten rechten Flügel die Schlacht mit verdoppelter Heftigkeit. Der nordstaatliche General Pleasanton war dort

Digitized by Google

mit zwei Kavallerieregimentern und einigen entsendet gewesenen Infanterie-Abtheilungen auf der Anhöhe, mit der verlassen stehen gebliebenen Artillerie des 3. Korps genau zusammenstallend, in dem Augenblick eingetroffen, wo über die vor diesem Punkte gelegene Waldblöße bereits die feindlichen Schützen in dichten Schwärmen die Höhe hinanstürmten, um sich der willkommenen Beute zu bemächtigen.

„Major Keanan," rief der General dem an seiner Seite befindlichen Kommandeur des 8. Pennsylvania-Kavallerieregiments zu, „halten Sie die Rebellen nur so lange zurück, bis ich Zeit gefunden, die Geschütze in Schußbereitschaft zu setzen." Ohne ein Wort zu erwiedern, sprengte der Major zu seinem Regiment. „Auf sie!" tönte sein Zuruf an dasselbe, „retten wir die Schlacht!" Von der Wucht des die Höhe niederstürmenden Reiterangriffs wurden die feindlichen Tirailleurs übergeritten und in alle Winde zersprengt. Auch die nächsten zwei südstaatlichen Bataillone gingen noch in Trümmer, doch von den feindlichen Kolonnen umfaßt, erlagen die kühnen Reiter schließlich den wüthend auf sie eindringenden Gegnern. Ihr verdienmüthiger Führer stürzte, von Kugel und Bajonnet tödtlich getroffen, und von mehr als 400 Tapfern gelang es nur 92, auf einem weiten Umweg den Anschluß an die Ihrigen wieder zu gewinnen.

Mittlerweile hatte General Pleasanton jedoch die Geschütze mit Kartätschen laden und sie allesammt auf die vorgelegene Waldblöße richten lassen. Dahinter hielt sich seine Infanterie zur Abwehr des feindlichen Angriffs bereit. Vergeblich setzten die südstaatlichen Bataillone von diesen feuerspeienden Schlünden alle ihre Kräfte ein. Selber ohne alle Artillerie, welche ihnen in dem schwierigen Waldterrain nicht so schnell zu folgen im Stande gewesen war, vermochten sie sich trotz mehrmaligen wüthenden Ansturms der Geschütze nicht zu bemächtigen, und mußten schließlich halb aufgerieben wieder in den Wald zurückweichen.

Nur von dem Blitz der aufleuchtenden Schüsse geleitet, hatte während deß die eben erst auf dem Schlachtfelde eingetroffene nordstaatliche Brigade Ward die Flanke der so hart mitgenommenen südstaatlichen Kolonnen gewonnen und warf sich nun völlig unvorhergesehen mit lautem Schlachtgeschrei und dem Bajonnet auf die ohne jeden Schutz und Zusammenhang zurückgehenden feindlichen Massen. Die gleichfalls eben erst aus dem nordstaatlichen Vordertreffen angelangte Brigade Graham drängte in der Front nach, und da in dem Dunkel des Waldes und bei der herrschenden Verwirrung einzelne südstaatliche Abtheilungen auch hier auf einander feuerten, stürzte dieser ganze südstaatliche Flügel zuletzt in vollster Auflösung zurück und verbanden sie die Trümmer desselben nur dem Umstande ihre Rettung, daß in der Dunkelheit und bei dem gleichzeitigen Angriff aus der Flanke und in der Front die nordstaatlichen Truppen genau das gleiche Schicksal erlitten, sich gegenseitig für Feinde zu halten und mit einander in den Kampf verwickelt zu werden.

Um das Terrain zu dem noch deabsichtigten nächtlichen Angriff zu erkunden, war auf dem linken Flügel General Jackson in Begleitung von etwa zwölf Stabs- und Oberoffizieren, wie mehrerer Adjutanten und Ordonnanzen vorgeritten und im Verfolg dieser Rekognoszirung etwa bis zu dem beiderseitigen Fenstern gelangt, als er von einem Adjutanten des südstaatlichen Generals Colston eingeholt und von dem Stande der Dinge auf seinem rechten Flügel benachrichtigt wurde. „Unmöglich!" stammte der General auf den Bericht desselben. „Doch noch ist nichts verloren. Diese augenblickliche Verwirrung muß vor allem Andern gehoben werden."

Seinem Pferde die Sporen eindrückend, sprengte er, gefolgt von seinen sämmtlichen Begleitern, quer über eine Waldblöße dem rechten Flügel zu. Bei dem Hufschlag so vieler im Karriere heranstürmenden Pferde vermeinte die nächste Abtheilung jedoch, sich von einem Kavallerieangriff bedroht zu sehen, und empfing die Daherstürmenden mit einer Generalsalve. Mehrere der Begleiter des Generals stürzten todt und verwundet. Bestürzt prallte das Gefolge auseinander. Doch von allen Seiten richteten sich jetzt die Schüsse auf die versprengten Reiter, und beinahe Alle wurden ein Opfer dieses Irrthums.

Auch General Jackson war von fünf Kugeln niedergestreckt worden. Die Wunden an sich wären indeß nicht tödtlich gewesen; allein bis die wenigen Geretteten seines Gefolges sich wieder zusammen gefunden hatten und man endlich das Fehlen des Generals bemerkte, verfloß über eine Stunde, und als derselbe endlich von einer der vielen nach ihm ausgesteckten Patrouillen aufgespürt und aufgehoben wurde, betrete durch den stattgehabten starken Blutverlust sein Zustand bereits nahezu als hoffnungslos erachtet werden. Noch unter dem Moment des Aufhebens selbst aber brach der Kampf von Neuem los. Die Brigade Heimann von dem 11. deutschen Korps und die nordstaatliche Division Bienay wollte durch einen Nachtangriff versuchen, dem Feinde das am vorigen Abend gewonnene Terrain wieder zu entreißen, und in dem Getümmel dieses verwirrten nächtlichen Gefechts wurde einer der Träger des Generals erschossen und er selbst von einem sechsten Schuß absolut tödtlich getroffen.

Mit Mühe nur ward der sterbende General der Gefangenschaft entzogen. „Herr, Dein Wille geschehe!" seufzte er unter dem heftigen Schmerz seiner Wunden und dem vielleicht noch größeren Seelenschmerz seines vereitelten Unternehmens wiederholt. „Wie steht die Schlacht?" fragte er zuweilen, und noch vor Mittag des nächsten Tages war der tapferste Held und vielleicht der beschlagtste Führer des Südens dem unerbittlichen Tode zur Beute geworden.

Bis lange nach Mitternacht raste hinter dem sterbend davongetragenen General das erbitterte Waldgefecht ohne Unterlaß. Die Batterieanhöhe auf dem rechten Flügel, von welcher der Umschlag ausgegangen war, wurde dabei aus Irrthum von den Unionstruppen selber erstürmt, für den Rest der Nacht aber breiteten sich beide Heere, nach dem Gebrauch dieses Krieges, Schanzen, Schützengräben und Verhaue ringsum sich aufzuführen, welche sich bei Tagesanbruch nicht minder weit mit der Front den eigenen Truppen zugekehrt aufwiesen. Das nordstaatliche Heer endlich soll sich während dieses ganzen furchtbaren Kampfes ohne irgend eine Verleitung befunden haben, wenigstens ward dem Obergeneral Hooker vorgeworfen, im Verlauf der Schlacht sinnlos betrunken gewesen zu sein.

Mit dem andern Tage ward der Kampf erneuert, doch aller von Neu aufgewendeten Frühverrullt ungeachtet, gelang es zum Schluß dem nordstaatlichen Heere dennoch, den Rappahannok zu erreichen und, wenn auch mit Verlust beinahe des ganzen Geschützes und Gepäcks, das jenseitige Ufer wieder zu gewinnen. Mit der beiderseitigen Aufopferung von nahe an 30,000 Mann hatten die Südstaatlichen außer diesen Trophäen dennoch nichts als die blutüberströmte Wahlstatt erstritten, denn sie selber befanden sich viel zu erschöpft um geschwächt, den Feinde auch noch über den Fluß folgen zu können und so vielleicht durch die Einnahme des nahen Washingtons die Früchte ihres Sieges auszunutzen.

Die Bäckerin von Neuwindstein.

Erzählung.

(Fortsetzung S. 356.)

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Walburg ein junger Edelmann, tüchtiger Landwirth und Jäger, den man aus Achtung vor seiner Mutter weit und breit den „Sohn der Dame" nannte. Seiner Gewohnheit gemäß ritt er jeden Morgen auf seinen väterlichen Besitzungen umher, die Arbeit der Diener und Knechte zu beaufsichtigen, und schlug dann jedesmal denselben Weg ein, nämlich den schmalen Pfad, welchen sich der Sauerbach durch den Wald von Hagenau gebahnt. Sobald er vom Pferde herab den freundlichen Gruß der guten Leute ebenso herzlich erwidert, setzten diese ihre Arbeit fort, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Eines Morgens jedoch, nachdem er vorüber geritten, blieben die Arbeiter mit müßigen Händen stehen und schauten ihm, so lange sie konnten, nach, worauf sie sich bestemdet anfahen und fragten: „Wo geht denn heute der „Sohn der Dame" hin?" Zu dieser Frage gab ein doppelter Grund Anlaß: einmal hatte der junge Herr nicht wie sonst sein Jagdgewehr umhängen, und dann ritt er in der Richtung nach Wörth, wad dem Walde von Hagenau gerade entgegengesetzt lag.

Man hätte sich wohl in noch weiteren Vermuthungen ergangen, wenn man die Worte des Sohnes der Dame vernommen, die er bei'm Abschied von seiner Mutter an diese richtete: „Zehle die Stunden meiner Abwesenheit nicht gar zu ängstlich; ich weiß nicht wie lange ich fortbleiben werde, nur so viel kann ich Dir sagen, daß ich nicht früher heimkomme, als bis ich gefunden, was uns hier fehlt." Und was der Mutter des jungen Edelmannes fehlte, die ihren Sohn nicht zwingen wollte noch konnte, auf sein thätiges Leben und seine täglichen Ausflüge zu verzichten, und beständig bei ihr zu bleiben, das war eine junge Gesellschaft, die bei der Sorge um das Hausbrodem beistand und in den müßigen Stunden mit ihr plauderte. Noch im vergangenen Jahr hatte die Dame all' das; damals wohnte ihre Tochter noch bei ihr. Seitdem war sie jedoch einem Manne gefolgt, der um sie geworben. Den Sohn kümmerte die Einsamkeit der Mutter nicht wenig, und er sagte eines Tages zu ihr: „Wenn es auch nicht möglich ist, die Abwesende wieder zurückzurufen, so können wir doch wenigstens ihre Lücke ausfüllen. Ich bin jetzt in den Alter, in dem mein Vater Dich heirathete. Laß mich eine Frau suchen, die Dir und mir gefallen kann; meine Ehe soll Die eine Tochter geben, die Dich nimmer verläßt."

Dieser Vorschlag leuchtete der Mutter gar sehr ein, denn die Einsamkeit wollte ihr je länger je weniger gefallen. Da sie eine praktische Frau in der guten Bedeutung des Wortes war und ihre lange Erfahrung im Hauswesen ihr die nöthigen Eigenschaften für eine Hausfrau, wenn sie das Glück des Familienlebend begründen sollte, vorzeichnete, so antwortete sie: „Ich will nicht gerade Punkt für Punkt Deine Wahl bestimmen,

Digitized by Google

aber erinnere Dich meiner freundlichen Mahnung: wenn Du auf Deinen Wanderungen in gutem Hause ein junges Mädchen mit frohem Sinn bei nützlicher Arbeit findest, so frage Dein Herz; spricht es für dieses Mädchen und ist dasselbe frei, nun so gib Dir Mühe, ihr zu gefallen, denn Du hast die Frau gefunden, die Du brauchst." Der „Sohn der Dame" preßte ehrfurchtsvoll seine Lippen auf die Hand, die ihm seine Mutter bot und ritt davon.

Die Erinnerung an seinen allgemein geachteten Vater und der ehrenhafte Ruf seines Hauses, mußten ihm alle Thüren öffnen. Er ward auch überall in den Schlössern und Herrenhäusern, zu Berg und Thal, auf dem ganzen Weg von Wertz nach Niederbrown freundlich aufgenommen.

Dank seiner Vorsicht, mit der er überall den Zweck seiner Reise verschwieg und Dank auch der freundlichen Nöthigung seiner Wirthe, die ihn länger zu verweilen nöthigten, konnte er mit Muße seine Beobachtungen machen, wo er abgesteigen war, weil er wußte, daß ein junges Mädchen im Hause war. Aber er kam nicht was er suchte. Wo er ein heiteres Temperament traf, da fehlte es an der Lust zu nützlicher Arbeit, wo er diese fand, stieß ihn ein derbes unsympathisches Temperament ab.

Er war noch nicht drei Tage unterwegen und schon begann sein Muth zu sinken, als er sich entschloß, statt schon im Voraus sich vorzunehmen, wo er anhalten wollte, auf's Gerathewohl fortzureiten und es dem Zufall anheimzustellen, was er finde. Er ritt über den Falkensteinbach, der Niederbrown durchschneidet, dann von Hagenau gen Straßburg und noch weiter nordwärts, bis er in das ammutige und gewerbereiche Jägerthal kam, wo Tag und Nacht der Hammerschlag von dem Fleiß der Bewohner zeugt. Den Teichpfad entlang reitend, wo tausendjährige Eichen im braunen Wasser des Schwarzbachs ihre Wipfeln baden und ihre Aeste spiegeln, sah er die beiden Schlösser Alt- und Neuwindstein, welche die beiden Berge krönen, die den Hintergrund einer herrlichen Landschaft bilden.

Der Sohn der Dame lenkte sein Pferd den Berg hinan, dessen Spitze Neuwindstein krönte, undritt entschlossen in den Hof des Schlosses hinein. Er fand ihn leer; alle Leute waren in der Ernte. Er band sein Pferd an, das der Ruhe bedurfte und ging auf eine Thüre zu, von der eine Wendeltreppe in die obern Stockwerke führte; plötzlich schlug der helle flötende Klang einer jugendlichen Stimme an sein Ohr; es war ihm, als ob er seine Schwester ihr frohes Weihnachtslied singen hörte. Auf die Gesahr hin, unbescheiden zu erscheinen, lief er sich von der reizenden Stimme bis auf die letzte Stufe der Treppe leiten und hielt endlich vor der offenen Thüre eines gothischen Zimmers an. Hier stand er lange in stummer Betrachtung der Sängerin, die die Nähe eines Fremden nicht entfernt ahnte, so sehr war sie in ihre Arbeit vertieft. Es war ein ein sitzendes Geschöpf, das hier vor einer Mulde stand; an der Anmuth ihrer Bewegungen erkannte man wohl, daß sie nicht für diese rauhe Arbeit gemacht war. Als sie den jungen Edelmann endlich bemerkte, der seinen Namen nannte und sich wegen seines Eindringens entschuldigte, als er erröthe, daß das hübsche Mädchen, die singend das Brod knetete, wie einst seine Schwester die Weihnachtskuchen, die Perlen des Hauses sei, und als sie ihm mitgetheilt, daß sie eine plötzlich krank gewordene Dirnerin in dieser harten Arbeit ersetze, da sah er wohl ein, daß der Rath seiner Mutter gut gewesen. Frohmuth und glücklich kehrte er andern Tages, nachdem er sich einer wohlwollenden Aufnahme seiner Bitte um die Hand des jungen Mädchens von Seiten der Eltern hatte erfreuen dürfen, zu seiner bereits besorgt werdenden Mutter zurück und stürzte mit dem Ausbruch in das Zimmer: „Meine Schwester ist ersetzt; ich bringe Dir als Tochter die Bäckerin von Neuwindstein!"

Von unten herauf.

II.

Hans Kaspar Escher im Felsenhof.

Von

August Feierabend.

Der ausgezeichnete Mann, dessen gedrängtes Lebensbild hier mitgetheilt wird, muß als der Gründer der mechanischen Maschinen in seinem Heimatkantone Zürich anerkannt werden.

Sein Vater, Freihauptmann Johann Escher, war Kaufmann; seine Mutter, die Tochter des Landvogtes Landolt, eine treubesorgte Hausfrau und liebevolle Mutter, welche ihrem Manne das Familienbesitzthum, den Felsenhof, in die Ehe gebracht hatte, wo sodann den 10. August 1775 Hans Kaspar geboren wurde. Nachdem der muntere Knabe mit nur wenig Vorliebe für die Schulbänke alle Stadtschulen durchwandert hatte, mußte er nach dem Willen des Vaters in dessen Handelsschreibstube treten, wozu er indessen ebensalls wenig Lust verspürte. Zu seiner kaufmännischen Ausbildung reiste er sodann in ein Handelshaus nach Livorno, faßte aber daselbst den Entschluß, Baumeister zu werden, wo welchem er mit großem Widerstreben die Einwilligung des Vaters erhielt.

Escher reiste hierauf nach dem Brennpunkte alter und neuer Kunst, nach der Weltstadt Rom, wo er drei Jahre verweilte und in dem nachmaligen Baudirektor Weinbrenner von Karlsruhe einen anregenden Meister und Freund gewann. Beim Heranreiten der Franzosen gegen Rom fanden die beiden Freunde es für gerathen, nach der Schweiz zurückzukehren. Es geschah zu einer Zeit, wo wegen Krieg und Geschäftsstockung die Baulust in der Vaterstadt nur wenige Beschäftigung sand. Dennoch erstellte Escher das in Derlichen Style erbaute Casino, die Hauptwache und das schöne Wohnhaus seines Schwagers Bodmer in der Enge. Einige Zeit wirkte er auch bei seinem Freunde Weinbrenner in Karlsruhe, und leitete als Werkführer die Erstellung der dortigen jüdischen Synagoge.

Bald sah indessen Escher ein, daß das so sehnlich erstrebte Berufsziel als Architekt für eine seinem Ehrgeize entsprechende würdige Wirksamkeit unerbittliche Verhältnisse darbot, und als der Mann rascher Gedanken und rascher That entschloß er sich ohne längeres Bedenken, eine industrielle Thätigkeit zu wählen und in derselben seine technischen Fertigkeiten zu verwerthen, wie anderseits die Verwirklichung seiner gemeinnützigen und humanistischen Zwecke anzustreben.

Gerade damals wurde das englische Maschinengarn mit Erfolg in die Schweiz eingeführt, und dieses brachte Escher auf den kühnen Gedanken, selbst eine mechanische Spinnerei zu erstellen. Er wurde darin durch seinen Freund J. Rudolph Heß bestärkt. Damals bestunden auf dem europäischen Festlande nur zwei Spinnmaschinen, die eine in Rouen, die andere in Chemnitz in Sachsen. Sogleich waren die beiden jungen Freunde entschlossen, nach Sachsen zu reisen, um das sorgfältig gehütete Geheimniß womöglich auszukundschaften. Sie wurden indessen sehr bald als verdächtig abgejagt und über die Grenze geschafft. Escher war es indessen gelungen, durch eine Fensterluke die Maschine in einem Keller arbeiten zu sehen, und er hatte sich deren Bildung so genau in's Gedächtniß eingeprägt, daß es ihm bald gelang, sie auf dem Papier wieder herzuzeichnen. Darauf erstellte er mit Hülfe eines Schlossers wirklich einen Spinnstuhl, der mittelst einer Kurbel von Hand getrieben wurde.

Mit Wohlgefallen sah der Vater die vielversprechenden Bestrebungen seines Sohnes, und williate daher gerne ein, daß derselbe mit seinem Freunde Heß in einem im Sihlwiele angekauften Hause einen Spinnstuhl erstellte, der durch Wasserkraft getrieben wurde. Das Gelingen dieses Unternehmens führte Escher mit Unterstützung einer Gesellschaft zur Ausführung einer Spinnmaschine mit mehreren Tausend Spindeln in der sogenannten Neumühle, und zur Gründung des Etablissets Escher, Wyß und Komp., das einen europäischen Ruf sich erworben hat. Auf zwei Reisen, welche Escher nach Frankreich und dann nach England unternahm, hatte er sich vollständige Kenntniß der Einrichtungen der mechanischen Spinnereien erworben, und verwerthete sie nun in technischer Beziehung gleichsam als Seele des Unternehmens mit den glücklichsten Erfolge. Neben der Weberei wurde gleichfalls eine mechanische Werkstätte errichtet, in welcher die Maschinen aufgestellt und nach Erforderniß wieder umgeändert werden konnten. In der allgemeinen Versammlung der Geschäftstheilnehmer am 27. Februar 1807 konnte wirklich das erste durch die Maschine gesponnene Garn vorgelegt werden, das in jeder Beziehung als befriedigend erfunden wurde. Von nun an arbeitete diese erste Spinnerei in der Schweiz in der Neumühle, und wurde in der Folge die im Kanton Zürich so wichtige Baumwollenindustrie, die sich dann auch über die übrige Schweiz nach Italien und den angrenzenden Provinzen von Oesterreich ausbreitete. Im Jahr 1830 arbeitete die mechanische Spinnerei in der Neumühle bereits mit 15,000 Spindeln, aber wurde von da an immer mehr und mehr zum Nebengeschäfte, obwohl Escher noch immer mit Vorliebe an ihr hing. Sie galt immer als eine Musteranstalt, an welcher alle Verbesserungen zuerst auf's Genauste erprobt wurden. Gegenwärtig zählt die Schweiz 78 mechanische Spinnereien mit 607,082 Spindeln und 5307 Arbeitern.

Um stetsfort Beschäftigung zu haben, hatte die mechanische Werkstätte in der Neumühle bereits in den Dreißigerjahren auch Bestellungen für Andere angenommen. Neue Reisen, die Escher zu diesem Zwecke unternahm, befestigten den Ruf derselben als eine der ersten Konstruktionsfabriken für Spinnereien im südlichen Europa, dessen sie sich noch gegenwärtig erfreut. Alle die vorhandenen Einrichtungen führten sodann weiter zur Herstellung anderer großen Maschinen, für deren Anschaffung bisher die Schweiz an das Ausland gewiesen war. Es erfolgten neue Reisen nach England und neue Anknüpfungen mit englischen Ingenieurs. So wurden nacheinander die verschiedenartigsten Werke gefördert, wie Transmissionen, Wasserräder, Dampf- und Wasserkehrungen, Turbinen, Flachsspinnereien, Wertzeugmaschinen, Papiermühlen, Dampfschiff, Locomotiven und ganze Dampfschiffe. Im Jahr 1835 war in der Neumühle das erste Dampfschiff erstellt worden, das für den Zürchersee bestimmt war.

Digitized by Google

Im Jahr 1867 hatte die mechanische Werkstätte bereits 94 vollständige Dampfschiffe und 53 einzelne Schiffsmaschinen geliefert, welche zusammen die bisher die Summe von 8598 Pferdekräften darstellten.

Um den vom Auslande her kommenden Bestellungen schneller entsprechen zu können und anderseits den Hemmnissen der Einfuhrzölle zu entgehen, hat die Gesellschaft Escher, Wyß und Komp. im Auslande zwei bedeutende Filiale der Neumühle errichtet, die eine in Leobersdorf bei Wien, die andere auf deutschem Zollgebiete in Ravensburg in Württemberg, welche beide selbstständig ausgerüstet und in etwas bescheidenerem Maße Werke wie die Mutteranstalt zu übernehmen im Stande sind. Die Zahl der Arbeiter in der Neumühle beläuft sich bisweilen bis auf 1200 Mann. Bei Auswahl seiner Mitarbeiter zeigte Escher ein ganz besonderes Glück und einen sichern Kennerblick. Wenn er von ihnen auch strenge Pflichterfüllung forderte, so war er anderseits wieder billig gegenüber ihren Forderungen, und milde und menschenfreundlich in ihrer Behandlung. Erprobte tüchtige Techniker suchte Escher um jeden Preis an sein Geschäft zu fesseln, und die meisten seiner Obrangestellten befinden sich schon seit mehr als dreißig Jahren in demselben. Durch die Güte des Fabrikates, das immer vor der Ausgabe auf das Sorgfältigste geprüft wurde, sollte der gute Ruf des Geschäftes und dadurch die Hauptstütze sicheren Kredites und einer dauernden Kundschaft erhalten bleiben. Dasselbe wuchs nach und nach aus sich selbst heraus, indem Zweig um Zweig aus dem Grundstamm hervorwuchs. In der Thatkraft, in der geschäftlichen Einsicht, in dem strengsten Ehr- und Rechtsgefühl, das allen Schwindeleien feind blieb, berufte das Geheimniß von dem glücklichen Erfolge eines so vielfach verzweigten großartigen Unternehmens.

Escher hatte sich im gleichen Jahr verheirathet, in welchem er die erste mechanische Spinnerei in seiner Vaterstadt erstellte. Seine Gattin war

Die Bäckerin von Neuwiedbeis. (S. 354.)

die Schwester seines Freundes, des noch jetzt lebenden Altbürgermeisters Konrad v. Muralt. Sie hatte ihm sechs Kinder geboren, von denen drei ganz jung starben. Sein einziger Sohn Gustav Albert, ein ausgezeichneter Geschäftsmann und die Hauptstütze des weitverzweigten Unternehmens, wurde demselben im achtundreißigsten Jahre entrissen. Seine Lieblingstochter Anna, seit 1856 mit H. Friedrich v. Mai von Bern verheirathet, starb als Mutter von drei Kindern im dreiundvierzigsten Jahre. Eine ältere Schwester derselben ist unverheirathet geblieben, aber eine wahre Mutter der Nothleidenden.

Hans Kaspar Escher blieb bis in das hohe Greisenalter von riesenhafter Thätigkeit, bei voller Spannkraft des Geistes und Körpers. Im Sommer 1859 befiel ihn eine Brustkrankheit mit dem Gefühle, daß die Stunde des Scheidens gekommen sei. Er starb den 29. August schön und freundlich, getrost und heiter, wie ein braver Arbeiter, der nach wohlgethanem Tagewerke gerne zur Ruhe geht. Seinem Leben und Charakter ist er bis in den Tod treu geblieben. Sein heftiges und lebhaftes Temperament hatte er durch starke Selbstbeherrschung nach und nach bezwungen. Mit eiserner Beharrlichkeit führte er stets aus, was er einmal beschlossen. Zur Förderung öffentlicher Unternehmungen war er stets mit Rath und That bereit, und ebenso, den Fortschritten der Zeit weise zu entsprechen. Der Geist, der seine großartigen nützlichen Werke in's Leben gerufen, lebt in denselben fort. Die Räder der unermüdlichen Maschinen drehen sich fort und fort, das glühende flüssige Metall füllt unaufhörlich wie vormals die hunderterlei Formen, und die ganze umfangreiche Anstalt geht ihren altgewohnten ruhigen Gang. Das ist aber das schönste und würdigste Denkmal, das ein thatkräftiger Mann sich setzen kann, und das Erz und Marmor überdauern wird.

Digitized by Google

Der Gesell des Meisters Mathias.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Tage und Wochen vergingen, und der Herbst nahm mehr und mehr draußen von Berg und Thal Besitz. Er rüttelte das Laub von den Bäumen und zog mit Sturm und Wolkenschauern herauf. Seine Zeit rückte heran und man fühlte ihn von allen Seiten kommen, ja man sah ihn sogar, wenn man sich auf die Brücke stellte und auf die Wellen Acht gab, die, sich überstürzend, höher und schneller aus den Bergen hervorquollen, bis sie das ganze Flußbett ausgefüllt und mit zornigen Gebärden an den alten Klostermauern aufrauschten.

Doch noch etwas Anderes als Winterstarm lag in der Luft. Ein Wetter, das ebenfalls Jeder fühlte und doch nicht wußte, von wo es heraufziehen und wie und auf wen es sich entladen sollte. Das stille Provinzialstädtchen hatte in kurzer Zeit seine Physiognomie auffällig verändert. Oefter als früher gewahrte man kleinere und größere Gruppen seiner Bewohner auf den Straßen, die eifrig mit einander flüsternd die Köpfe zusammensteckten und die Vorübergehenden, die sich ihnen nicht anschlossen, argwöhnischen Blickes bemaßen.

Auch in diesen Versammlungen war schon eine Veränderung eingetreten. Im Anfang hatten dieselben ausschließlich aus dem protestantischen Theil der Bevölkerung bestanden, meistens aus jungen Leuten, die mit übermüthigen Gesichtern sich unter einander bewegten und häufig, wenn ein Katholik des Weges kam, ihm von fern lachend entgegensahen, daß er vorzog, anstatt den Haufen passiren zu müssen, umzukehren und auf Nebenstraßen sein Ziel zu erreichen. Es lag etwas in der Luft, nach dem die Nüsteren der Freisinnigen im. Städtchen sich witternd ausstreckten, als wollten sie die ersten Boten des herannahenden Wetters in sich aufsaugen, und die Katholiken, welche sich ebenfalls empfanden und in ihrer Gesammtheit schon aus jahrhundertalter Abneigung den Wünschen und Hoffnungen der Anderen feindselig gegenüber standen, schlichen scheu und ängstlich durch die Gassen und vermieden, wie gejagt, so viel als möglich den frohlockenden Mienen ihrer Gegner zu begegnen.

Doch es war, als ob der November dieß plötzlich geändert. Mit Regen und Sturm hatte er um Mitternacht seinen Einzug gehalten, aber andere Gäste waren mit ihm gekommen, die eine so völlige Umwandlung hervorgerufen, daß schon am Morgen des darauffolgenden Tages die beiden Konfessionen vollständig ihre bisherigen Rollen vertauscht hatten. Jene Gäste trafen mit Trommelwirbel in finsterer Nacht in der Stadt ein und wurden sofort bei den katholischen Bürgern, die sie mit offenen Armen aufnahmen, einquartiert. Es waren Truppen, die aus der Hauptstadt in den der Grenze näher belegenen Ort hinzugeordnet wurden, ohne daß sie selbst, wenigstens das Gros derselben, den Zweck dieses plötzlichen Befehls zu ergründen vermochten. Auch die Offiziere, die jedenfalls genauer darüber instruirt sein mußten, verriethen ihn nicht; nichtsdestoweniger fühlten die Katholiken, daß dieselben ihnen zum Schutz gereichten, und dieß um so mehr, als das Koeps vollständig aus ihren Glaubensgenossen bestand, da zum Theil sogar weit aus dem Süden herangekommen und gar nicht der Mannschaft des Staates, in dem die Stadt lag, angehörten. Eine Abtheilung der Truppen nämlich bezog gesonderte Quartiere und trug Fähnlein mit dem Namen Maria Theresia, die von allen Katholiken als eifrigste Anhängerin der römischen Kirche ebenso schwärmerisch verehrt wurd, als sie den stetigen Gegner derselben, den freigeistigen Neuerer in Aoedenaschland, haßten und verabscheuten.

Im Anfang nach der militärischen Besetzung des Städtchens war es einigemal zu Zwistigkeiten gekommen. Die katholische Bevölkerung hatte, auf ihre Beschützer vertrauend, Hochs auf die große Kaiserin ausgebracht, denen die Protestanten mit heißenden Spottgedichten und mit Lobliedern auf den zu erwartenden Sieg des preußischen Heldenkönigs antworteten. Während die Landestruppen sich bei derartigen Reibereien, muthmaßlich auf höhere Weisung, meistens passiv verhielten, nahmen die Oesterreicher dagegen heftig energischer Partei für die Sache ihrer Kaiserin und schickten die Preußenfreunde mit blutigen Köpfen heim, so daß bald die innigste und freundschaftlichste Gemeinschaft zwischen ihnen und den katholischen Bewohnern des Städtchens bestand.

Unter den letzteren spielte natürlich auch in dieser Hinsicht Meister Mathias eine der hervorragendsten Rollen. Er hatte trotz seiner sonstigen Spaselunkeit zum großen Aerger seiner Frau sein Haus den neuen Gästen auf's Freigebigste geöffnet und that, was in seiner Kraft stand, ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Auch Jungfer Anne mit ihrem wunderlich und, wie nicht abzuleugnen war, etwas flatterhaft konstenirten Herzen mißfielen dieselben nicht gerabezu. Es kam durch sie ungewohntes Leben und Bewegung in das einsame, eintönige Haus und es ließ sich nicht verkennen, daß für ein der Schneidelei zugängliches Gemüth die Coueloiſie und Artigkeit der buntbeodten Offiziere von der ehelichen, geraden Manier des jungen Golbschmiedes nicht unerheblich abſtach. Nicht als ob das Mädchen daran gedacht hätte, einen derartigen Vergleich anzustellen. Auch fand sich kein Bacon unter denen, die ihres Vaters Haus besuchten, aber ihr Benehmen war so fein und höflich, daß es ihr unmöglich, nur auch dem Grundsatz, weil sie andere Absichten und Gesinnungen als Walter hegten, mißfallen konnte. Es that ihr allerdings im Anfange leid, auch wohl weh, daß dieser mit trüber Miene umherging und selten ihr Haus mehr besuchte, doch sie sagte sich, daß unter den gegebenen Umständen durchaus keine Hoffnung sei, ihre beideseitigen Wünsche bald erfüllt zu sehen, und daß man deßhalb über diese Zeit des Harrens so gut wie möglich hinwegzukommen suchen müsse. Grillen zu fangen, meinte sie, sei überdieß und vor Allem einer besseren Erziehung völlig unwürdig. Damit tröstete sie sich, und kamen einmal Stunden, wo die Gedanken über ihre und Walter's Zukunft sich die doch nachdrücklicher aufzudrängen begannen, so verscheuchte das anmuthige Geplauder der liebenswürdigen wiener Herren schnell auch diese Wolken von ihrer eingeäderten, in letzter Zeit sorglamer und zierlicher noch als früher von dem aufbraunen Haar umwundenen Stirn.

Der Einzige im Thorbeder'schen Hause, der sich völlig gleich blieb, war der fromme Daniel. Vielleicht mit der Ausnahme, daß er sich seit Ankunft der Truppen bescheiden zurückzog und durch alle Bitten seines Meisters nicht zu bewegen war, an der Gesellschaft der Offiziere im Hause theilzunehmen, da er seinem Stand und seiner Bildung nach nicht in dieselbe hineinpasse. Sorgsältig wich er ihnen auch sonst überall aus und man konnte ihn leicht; nur wenn er sich in seiner Feuerkraft gefährdet sah, trat er, ohne sich wegen seines über und über mit Ruß und Kohlenstaub besudelten Gesichts zu geniren, unbekümmert an ihrem lauten Gelächter vorbei.

So gingen die Tage des November dahin, trüb für die Einen, froh für die Andern, mit stiller, ungewisser Hoffnung auf beiden Seiten. Es ereignete sich nichts Besondeers, als daß sich das Wetter wider die sonstige unhöfliche Art des Sturmmonats ungewöhnlich freundlich verhielt und daß ab und zu das Städtchen durch einen Feuerruf alarmirt wurde, der vom Flußufer über die Mauern des Klosters der Barnabiterinnen herkam. Doch stellte es sich jedesmal als ein ungefährlicher Schornsteinbrand heraus, der ebenso schnell, als er entstanden, gelöscht wurde, und man gab bald nicht mehr Acht darauf. Höchstens wuede auf Seite der protestantischen Bevölkerung einmal davon geredet, daß die frommen Schwestern trotz dem obrigkeitlichen Gebot nicht sie die erforderliche Reinigung ihrer Rauchfänge Sorge trügen, und der stille Wunsch mischte sich wohl hinein, daß sie dieselbe so weit außer Acht lassen möchten, daß eines Tages einmal das ganze düstere Gebäude in Flammen aufgehe. Freilich hatte diese Hoffnung der kirchenfeindlichen Partei bei dem regen Eifer, mit dem der fromme Daniel jedesmal auf das erste Feuerzeichen im Kloster erschien, keine Aussicht auf Erfolg; es war fast, als ob er eine Verpflichtung daraus habe, wann sich ein solcher Unglücksfall wiederholen würde, so schnell war er regelmäßig bei der Hand und erwarb sich durch seinen raschen und durchaus unentgeldlichen Eifer immer mehr den Dank und die Gunst der frommen Schwestern und ihre Fürsprache im Himmel.

Eines Nachmittags trug sich indeß wirklich ein Ereigniß zu, welches das Städtchen, sobald es bekannt geworden, in Aufregung versetzte. Es war nicht weiterschlimmer Art und bestand anfänglich nur darin, daß Jungfer Anne Thorbecker daß nach der Mittagsstunde in zierlichem Anzuge auf die Straße trat und durch das Thor an der alten Stadtmauer denselben Weg entlang wandelte, den sie an jenem Sommernachmittage, da Walter sie zuerst traf, in umgekehrter Richtung herabgekommen. Die Bäume brunnen im ehemaligen Stadtgraben schütteten laublos die Aeste und der Rasen unter ihnen war braun und dürr, so daß die Spaziergängerin dachte ihrer nicht und warf kaum einen Blick hinab, sondern schritt anmuthig und etwas eilig mit lächelnder Miene daran entlang, bog durch das andere Thor wieder in die Stadt ein und trat in dasselbe Haus, das sie damals verlassen. Nach einiger Zeit kam sie wieder hervor, gerade wie damals von dem kleinen beweglichen Tanzmeister begleitet, der vor der Thür mit unendlichen Bückungen den französisch-deutschen Komplimenten von ihr Abschied nahm und sie nachsah, wie sie, diesmal nicht von den verwunderten Augen der ehrsamen Bürgersöhne, sondern von den aufmerksamen Blicken der in den Straßen promenirenden Offiziere verfolgt, denselben Weg zurückging. Sie schritt mit niedergeschlagenen Wimpern still und sittsam, als ob sie nichts davon bemerkte, aber als sie das erste Thor wieder passirt, lag ein freudig triumphirender Zug über ihrem Gesichte, welcher verrieth, daß sie jetzt den entlaubten Bäume und der Erinnerungen, die an ihnen hafteten, noch weit weniger denken mochte als auf den Hinweg. So bemerkte sie den jungen Mann, der ihr ebenfalls mit gelenktem Kopf entgegenkam und über die Brücke in's Freie zu gehen beabsichtigte, nicht eher, als bis er unmittelbar vor ihr stand. Eigentlich entdeckten sie sich gegenseitig zu gleicher Zeit, denn auch er hob erst die Stien, als er Jemand dicht vor sich wenahm.

Digitized by Google

„Anne?“ fagte er überrafcht, indem er ihr hoflich die Hand entgegenftreckte. „Du, Anne?“

Das Mädchen warf einen fchnellen Blick vorwärts und zurück auf den menfchenleeren Weg, ehe fie ihre Hand in die feine legte.

„Ob ich gut, daß ich Euch treffe, Walter,“ fagte fie fröhlich, „da kann ich meine Botfchaft gleich ausrichten. Ich habe Euch und Röschen auf morgen Abend zu einem Tanz einzuladen, den wir veranftalten —“

Sie brach ab und auch das Lächeln verfchwand um ihre Mundwinkel vor den traurigen Augen, die der junge Goldfchmied zu ihr aufichlug.

„Was hat Dir, Walter?“ fragte fie leife.

„Mir ift nicht tanzluftig zu Mute,“ antwortete er, „und Du wirft auch ohne mich Tänzer genug haben, daß Du mich nicht brauchft. Röschen werde ich davon fagen.“

Der Ton, mit dem er es fprach, klang bitter, er nickte leicht mit dem Kopf und machte einen Schritt zum Weitergehen. Anne hatte anfänglich mißmuthig die Lippen zufammengezogen und fchien fich auf's Abwarten zu verlegen. Doch er fagte nichts mehr hinzu und ging langfam weiter.

„Walter,“ fagte Anne leife, „Walter!“

Allein der Gerufene hörte nicht und fchritt gleichmäßig fort. Eine Sekunde kämpfte es unfchlüffig in dem Geficht des Mädchens, dann wandte fie fich rafch und folgte ihm. „Walter!“ rief fie noch einmal lauter.

Jetzt drehte er den Kopf und blickte fie lautlos an, bis fie dicht an ihn herankam.

„Muß ich Dir denn auf offener Straße nachlaufen, Walter?“ fchluchzte fie, „Du weißt ja, daß ich mich doch nicht freuen kann, wenn Du mir da bift, und ich hatte mich recht gefreut auf morgen Abend —“

Sie ftockte und legte jetzt, unbekümmert ob fich ein Zeuge in der Nähe befinde, die Stirne an die Schulter des jungen Mannes, der fie noch immer mit ernften, traurigen Blicken betrachtet hatte. Einen Augenblick fchmiegte er feine Wange an ihr weiches, fchönes Haar, und eine Thräne fiel aus feinen Augen darauf herab; dann richtete er ihren Kopf fanft auf und fagte gütig: „Es kommen Leute, die uns fehen, mein Kind; Du haft mir nicht wohl thun wollen und es ift meine Schuld allein, weil ich einmal traurig geftimmt bin in letzter Zeit, und eben damit ich Dir Deine Freude nicht verbeehe, will ich lieber nicht kommen. Jetzt geh', liebe Anne; ich weiß, daß Du gut, daß Du mir gut bift — weiß es doch —“

Auch er brach ab, denn er fühlte, daß er die lächelnde Miene, die er fich erzwungen, nicht mehr zu erhalten vermochte. Haftig drückte er noch einen Kuß auf ihre Stirn und wandte fich wieder. „Es wird mir fonft zu fpät; die Tage find fchon fo kurz und ich möchte noch auf die Berge,“ fagte er.

Anne ftand noch immer zögernd. „Ach, komm' doch, Walter,“ antwortete fie, „ich ftrickte mich allein unter all' den Fremden, wenn Du nicht da bift. Auch der wunderliche Kauz, der Daniel, hat mir gefagt — er ift in letzter Zeit ganz anders gegen mich und fpricht oft artig mit mir, aber nicht mehr von Liebe —“

Walter hatte fich bei dem Namen des Gefellen nochmals plötzlich umgewandt. „Was hat er Dir gefagt?“ fragte er zurückkretend.

„Durchaus nichts Schlimmes,“ erwiderte das Mädchen fchnell, faft erfchreckt über den Eindruck, den ihre Worte gemacht. „Ich weiß nicht, wie er dazu kommt und auf welche Weife das mit ferner Frömmelei zufammenhängt, aber er hat es mir heute Morgen, als ich ihn allein auf dem Flur traf, auf die Seele gebunden, daß Du morgen Abend zu dem Feft kommen müßteft. Ich glaube, daß ihm die Offiziere zuwider find, denn ich merke, daß er ihnen überall ausweicht, und vermuthe, er gönnt mich Dir noch lieber als ihnen — es ift ja ganz unfinnig, daß er fo etwas denken kann, aber es kommt mir fo vor.“

Walter fah ihr nachdenklich in das hübfche, bittend auf ihn gerichtete Geficht.

„Ja fo,“ murmelte er, „wenn das ift, da komme ich — gewiß, da komme ich,“ fügte er lauter hinzu, „morgen Abend, auf Wiederfehen, liebe Anne, lebe wohl!“

Er ergriff nochmals die Hand des verwunderten Mädchens und drückte fie heftig, dann fchritt er fchnell feinen Weg fort.

„Also eiferfüchtig ift er wirklich und aus Eiferfucht kommt er,“ murmelte Anne, ihm nachfchauend. Es flog vergnüglich über ihre Züge, wie auch fie ihre Heimlehr forfchte. „Er hat keinen Grund, gewiß keinen Grund,“ fuhr fie leife mit fich redend fort, „aber es war doch gar traurig und unfinnig, daß man darüber fich nimmerfort zu ärgern und allem Frohfinn und Vergnügen entfagen follte, wenn man fo jung — und fo hübfch (fie fagte es nicht, doch wer ihr Geficht in dem Moment beobachtete, wie es jetzt den Gruß der beiden vorübergehenden Offiziere erwiederte, las es in ihren Gedanken) ift wie ich.“ Jedenfalls lag kein Schatten mehr darüber, als fie das elterliche Haus wieder erreichte, und wenn fich ein nachdenklicher Zug darin fand, fo war er ganz anderer Natur und zerging gleichfalls, als fie auf ihr Zimmer gelangt die zierlichen Toilettegegenftände für den kommenden Abend zufammengeordnet, entgegaft und wohlgefällig vor dem Spiegel bemerkt hatte, daß nichts mehr fehle. Voller Sonnenfchein lag den Reft des Tages hindurch auf Jungfer Anne's Stirn und verfchwand nicht mit der wirklichen Sonne, fondern blieb ihr treu durch Nacht und Traum bis zum anderen Morgen. Ja, er verfog nicht einmal, als fie erwacht zum Fenfter hinausblickte und die mürrifche Sonne, die am Abend vorher blutroth untergegangen war worauf hin und wieder Nachbarn und Gevattersleute vor der Hausthür Unheil prophezeien wollten), nicht wieder entdeckte, fondern an ihrer Stelle einen grauverhängten, nebelfchwangeren Herbfthimmel, von dem es feucht auf die unfreundlichen Straßen niedertropfte, während ab und zu ein Windftoß mürrifch durch die kahlen Lindenwipfel hinfuhr und die nackten Zweige wie Gliedfuß begehrend an ihre Scheiben fchlug. Anne ließ fich dadurch nicht im Geringften anfechten; das Wetter hatte nichts mit ihrer abendlichen Erwartung zu thun. Sie fummte das luftigfte Frühlingslied, während fie fich eilig ankleidete, als ob draußen die Maifonne über Veilchen und Rofen hinlächelte, und trieb trollend die Treppe in's Wohnzimmer hinunter.

Auch auf der anderen Seite des Gebäudes hatte fich Jemand angekleidet und kam jetzt von oben herab. Es war ebenfalls nach feiner Staatstracht, die der fromme Daniel angelegt, fondern er ging in feiner gewöhnlichen Gewerbsanzuge, der ihm jeden Augenblick bereit machte, die freie Außenluft mit einer Wanderung durch Rauchfang und Schornftein zu vertaufchen. Er beiaß zwei derfelben, von denen er indeß den Einen forgfältig zu fchonen fchien. Wenigftens machte es fich fehr komifch, wie er denjenigen, welchen er nicht benutzte, nachdem er ihn aufmerkfam von allen Seiten betrachtet und hin und wieder an fich abgemeffen hatte, behutfam in ein kleines Bündel zufammenwickelte und unter feinem Bette verbarg. Jedenfalls konnte er ihn lange nicht getragen haben und war vollftändig aus ihm herausgewachfen, da die Beinkleider ihm kaum halbwegs über die Kniee herabreichten und die Jacke fich auf den erften Blick für den Umfang feines Oberkörpers um ein Drittheil zu eng erwies. Um fo verwunderlicher war die fichtliche Zufriedenheit, mit der er beides prüfte, ehe er es an die Stelle, von woher er es genommen, zurückfchob. Dann fchloß er leine Kammerthür und ftieg ebenfalls die Treppe hinunter, auf der er mit Jungfer Anne zufammentraf.

Sie grüßte ihn im Vorübergehen mit leichtem Kopfnicken, das er laut mit einem frommen Gruß erwiederte, während beffen er mit rafchem Blick die Treppe hinauf und hinab fah. Dann fagte er leifer hinzu: „Kommt Herr Armbruft heute Abend, Fräulein?“

Das Mädchen blickte verwundert und mit ein wenig gefmeichelter Miene auf. Die Anrede „Fräulein“ kam damals noch durchaus nur adligen Damen zu und war für Bürgertöchter völlig ungebräuchlich, wenn auch ab und zu junge Kaufleute einem hübfchen Kinde, um ihm zu gefallen, den bevorzugtften Titel zuertheilten. So mochte Anne es von den Offizieren, die ihres Vaters Haus befuchten und für den heutigen Abend eingeladen waren, hin und wieder gehört haben, allein von dem Gefellen nahm es fie um fo mehr Wunder, als er fich geftiffentlich aller, felbft der gemeinüblichften Meifterrom enthielt und faft immer nur in biblifchem, nicht gerade höflichem Tone fprach.

„Ja er kommt,“ antwortete fie deßhalb überrafcht freundlicher, als fie fonft mit dem frommen Daniel zu reden gewohnt war.

Daniel machte ein zufriedenes Geficht und feine Lächelnd hinzu: „Und darf ich Fräulein Anne heute Abend um einen Tanz bitten, wenn ihr Bräutigam nichts dagegen hat?“

In dem Tone, in der ganzen Art des frommen Gefellen lag etwas durchaus von feinem fonftigen Wefen Verfchiedenes, Feines, Artiges, daß Anne ihm verlegen antworten'd in's Geficht fah. Trunten über den Flur kam ein Schritt und Daniel entfernte fich fchnell, nachdem er haftig geflüftert hatte: „Heute Abend wird es fich entfcheiden, wann Fräulein Anne Thorbecker fich in Frau Walter Armbruft verwandelt. Er wird Euch fagen, daß der fromme Daniel dazu nothwendig iſt — fprecht mit ihm.“

Er war fort; fie fah ihm verdutzt nach. Der Schritt, der über den Flur in die Treppe herauf kam, war ein äußerft leichter und bedeutender. Er tänzelte empor und dann lange faß es plötzlich hinter dem nachdenklich am Geländer lehnenden Mädchen: „Bon jour, Mademoiselle Anne, bon jour. Ich kommen früh, um ihn zu fehen die falon und arrangire' der nothwendigfte Sad pour la fête du soir. Man kann nicht heitig genug machen Anftalt zu den arrangements, wad erforbert volle wichtige Ding.“

Der kleine Tanzmeifter faßte dabei graziös Anne's Hand und ließ fich von ihr in den großen Saal führen, in welchem Gärtner mit einem Gebirge von Laubgewinden und Blumen, wie die Treibhäufer fie boten, geichäftig hantirten. Da Meifter Mathias einmal, wenn auch widerftrebend, feine Einwilligung zu dem bedeutenden Feft gegeben, hatte der weibliche Familienrath fich in unumfchränkter Weife der Ausführung bemächtigt und ließ in Bezug auf die hier nothwendig erachteten Dekorationen leinerlei durch den Kofenmund hervorgerufenen Einfluß auf fich üben. So fand Monsieur Pirouet alles Material zu den arrangements «a son

Digitized by Google

aises» vorrädthig und hüpfte mit einer Beweglichkeit, die seinem Namen Ehre machte, durch den Saal, die Zimmer, den Flur und treppauf treppab durch's ganze Haus, ordnete hier «une guirlande de fleurs» und dort «une converture de feuilles» an, vergaß über der sorglamen Einrichtung des Büffets sein eigenes Frühstück, das Jungfer Anne ihm mit eigenen Händen bereitet und darauf geseßelt hatte, erwiederte die Einladung zum Mittagessen nur mit so unzähligen, bedauernd-ablehnenden Verbeugungen, daß er während derselben an den Mahlzeiten der halben Stadt hätte theilnehmen können, und hatte, als die frühe Dämmerung hereinbrach, das Haus des Schornsteinfegermeisters besser in einen Feenpalast umgewandelt, als zehn Deutsche es in der zehnfachen Zeit zu thun vermocht hätten.

Sogar den Eingang zu dem großen Küchenwohnsitein hatte er mit einem riesigen Buchsbaumkranz und der sinnig als Transparent angebrachten Inschrift: «Par la travail à la fortune» geschmückt, obwohl schwer anzunehmen war, daß sich das bewundernde Auge eines Gastes in diese häuslichste aller Regionen verirren würde — und nun schritt der kleine Tanzmeister händereibend in dem «salon» auf und ab, hielt dem Anzünden der Lampen und Kerzen, putzte vergnügtich bald hier bald dort an einem Tannenzweig oder einer unsymmetrisch sich vordrängenden Blume, und harrte mit wahrem Seligkeitsverlassen der kommenden Dinge.

Den Anfang derselben machte Jungfer Anne Thorbecker, die als Wirthin nur in einem schlichten duftig-weißen Kleide mit grünem Blätterkranz im braunen Haar erschien, aber gerade in dieser Einfachheit ja schön war, daß Monsieur Pironet, wie er sie erblickte, ganz verstieinert dastand und erst, als er der Sprache wieder mächtig geworden, mit doppelter Zungenfertigkeit entzückt einmal über das andere Mademoiselle Anne werde sein sans avoir eu toutes les autres la reine de la fête. Anne nahm diese Komplimente mit gebührender Würde und vollem Verständniß entgegen. Dann kam Röschen Armbrust, etwas zaghaft trat sie von dem Lichterglanz geblendet in den Saal, denn sie kam allein, und Anne runzelte über diese Wahrnahme ein wenig die Brauen, da es ihr ebenso unbegreiflich als unlieb schien, daß Walter die Gelegenheit, vor dem Balle unsichtbar eine Weile mit ihr zusammen zu sein, so leichtsinnig versäume. Trotzdem ging sie schnell auf Röschen zu, küßte sie und faßte ihren Arm, um mit ihr auf und ab zu gehen und die herannahenden Gäste zu empfangen. Es war dieß im Uebrigen auch das beste Mittel zur Beschwichtigung ihres Unmuths, da Röschen ihr während des Gehens anvertraute, daß ihr Bruder die Absicht gehabt, zugleich mit ihr selbst zu kommen, am Nachmittag aber eine plötzliche Nachricht erhalten, daß er fortgegangen sei und Röschen beauftragt habe, an «gewisser Stelle» mitzutheilen, wie er durchaus nicht vorher zu bestimmen im Stande sei, wann er zurückkehren und der Einladung des Meisters Mathias Folge leisten werde.

Freilich hieß diese Mittheilung bei Mademoiselle Anne statt des Aergers an «gewisser Stelle» die Aengste rege machen; allein da jetzt unverkennbar königlich-kaiserliche Sporen die Treppe heraufzuklirren anfingen, so drängten sich viel zu viele andere, nährerlegende, wichtige Erwägungen in ihrem Köpfchen zusammen, als daß sie für den Moment nicht Alles, von ihrer Geburt bis zu diesem gesohen Augenblick, völlig vergessen haben sollte, eine Vergeßlichkeit, die dadurch am Besten gerechtfertigt ward, daß kaum eine halbe Stunde später Monsieur Pironet bereits in vollster Amtsthätigkeit war und mit hundertfältigen Anspannungen gleichzeitig eben Jedes jedes kleineren oder größeren Mädchenstuses in Obacht nahm, da fast jeder derselben, einer feiner Elevinnen angehörig, geeignet war, Triumph oder Schande über seine mit unnachahmlicher Kunst aufzupiete Perrücke zu bringen. Seine begeisterstes Blick aber warf er unablässig auf seine Lieblingsschülerin, der er, wenn sie dicht an ihm vorüberkam, entzückt zuraunte, „Je tange parfaitement comme en Français“. Ab und zu büchte er sich im Ueberwall seiner Bewunderung schnell zu ihr nieder und küßte ihre kleine Hand «digne d'une baronne», und Mademoiselle Anne flog lächelnd und mit strahlendem Gesicht die Reihen hinauf und hinunter. Sie wußte das Alles selbst ebensogut als der kleine Tanzmeister und alle Andern, wenigstens Diejenigen, welche männliche Augen im Kopf hatten, wußten es ebenfalls, und so flog Anne auch einem Arm in den andern und die Zeit flog mit ihr, daß, als sie sich endlich athemlos auf einen Stuhl setzte, zu ihrer Verwunderung die Thurmuhr bereits die elfte Stunde schlug. Sie hatte die heiße Stirn einen Augenblick zur Kühlung an die Fensterscheibe gelegt und sah gedankenlos hinaus, d. h. sie sah nichts, denn es war stockfinster draußen, sie hörte und fühlte nur, daß der Wind einen feinen Regen an die Scheiben schlug.

Statt dessen erblickte sie, wie sie sich umwandte, um in das Getümmel zurückzukehren, etwas Unerwartetes vor sich, nämlich das Gesicht des frommen Daniel, der sich ihr demüthig näherte und sie mit einer linkischen Verbeugung um den ihm am Morgen versprochenen Tanz ansprach. Der Gesell bot einen verwundertlichen Anblick, der für keine der hübschen Tänzerinnen und am Wenigsten für die Geseierste derselben sonderlich anlockend erscheinen mochte. Er hatte allerdings seine gewöhnliche Kleidung abgelegt und Gesicht und Hände von den Zeichen seines Berufs gesäubert; doch die Kleider, die er trug, hingen ihm so schlotterig und verkommen um den Leib, daß er sich darin wo möglich noch gemeiner als in seinem Schornsteinstoffum ausnahm. Dazu hatte er sich das struppige Haar stirnverdeckend in's Gesicht gekämmt, so daß auch von dem rechten Auge fast nichts zu sehen war. Daß linke trug er nämlich seit dem Mittag wegen einer plötzlichen Verletzung unter einer schwarzen Binde verborgen; der Totaleindruck von Gesicht und Gestalt war überhaupt derartig verändert, daß Anne ihn auf den ersten Blick kaum erkannte. Dann sagte ihr zweiter Blick, daß sie durchaus nicht gesonnen sei, sich durch einen Tanz mit dem vor ihr stehenden Monstrum vor den versammelten Gästen lächerlich zu machen, und daß sie sich weder ihrer Zusage vom Morgen, noch der eigenthümlichen Worte des frommen Daniel erinnere. Sie hatte ganz andere Dinge, die ihr seitdem zugeflüstert worden, zu überdenken und öffnete gerade die Lippen, um dem Bittsteller einen nicht allzu höflich ablehnenden Bescheid zu geben, als Walter, der seit einiger Zeit eingetreten und sie aus der Ferne beobachtet hatte, an ihr vorüberzung und ihr hastig in's Ohr raunte: „Thu' Alles, was er Dich thun heißt, Anne, auch das Tollste. Ich weiß von Allem, es geschieht zu unserem Glück.“

Zum Glück? Anne sah ihm sprachlos, doch noch immer mit einem Ausdruck der Unentschlossenheit nach. Ueber Walter's Lippen glitt ein flüchtiges Lächeln, er wendete sich noch einmal schnell um und flüsterte: „Du kannst es unbesorgt thun, es ist kein Schornsteinfeger, sondern ein wirklicher, leibhaftiger Baron. Du hast unsere Zukunft in der Hand, wenn Du Alles thust, was er verlangt.“

Damit verschwand Walter unter den Tanzenden, und der fromme Daniel faßte mit devoleerster Gewandtheit die Hand des ihm wie versteinert in's Gesicht blickenden Töchterleins des Meister Thorbecker, während er seine andere Hand bittend und gebieterisch zugleich auf die Lippen legte. Anne folgte ihm wie im Traum, der Geigen jauchzten und die Paare Hogen lachend um sie her. Sie hörte und sah nichts, sie fühlte nur, daß ihr Tänzer sie geschickter im Kreise drehte, als die elegantesten d. h. Offiziere es gethan; aber in ihrem Kopf wirbelte es noch viel toller herum als auf dem Boden, den sie überglitt. Umsonst suchte sie irgend einen Lichtblik zu erhaschen, der ihr das Räthselhafte in der abenteuerlichen Gestalt des frommen Gesellen zu erhellen vermöchte. Sie überdachte sein Beben vom ersten Tage an, da er in das Haus ihres Vaters gekommen; die Verwerung Walter's an jenem Sommernachmittage, da plötzlich das goldene Medaillon zu ihren Füßen gerollt, fiel ihr ein, aber es blieb Alles unbegreiflich und nur das Eine klar, daß sie im Augenblick thun mußte, was er, und Walter durch ihn — durch den verkappten Baron, der die Niedrigkeit und den Schmutz eines Kaminfegers auf sich geladen, um ihr behülflich zu sein, sie thun heiße. Nur wußte sie sich nicht vorzustellen, was dieß sein könne? „Auch das Tollste,“ hatte Walter gesagt.

Sie merkte es nicht, daß ihr Tänzer sie durch die offene Thür auf den Gang hinausdrehte, wo es im Vergleich zum hellerleuchteten Tanzsaale dämmerud und einsam war. Nur die Mägde lugten aus der Ferne in das bunte Gewimmel hinein und wichen sämmt sich zurück, als die Tochter des Hauses mit dem fast noch mehr als sie reizbildirten frommen Gesellen herauskam. Dieser führte Anne schnell den Gang hinab, bis dorthin, wo ihnen das gedämmmernde Tranzparent des Monsieur Pironet: „Par le travail à la fortune“ entgegenleuchtete. Verwundert blickten die Mägde ihnen nach —

„Fräulein Anne,“ flüsterte Daniel jetzt plötzlich mit durchaus veränderter Stimme, „erinnern Sie sich, daß Ihr Vater Herrn Armbrust die Antwort gab, er werde Ihnen nicht eher seine Einwilligung ertheilen, als bis Sie in Ihrer schönsten Staatstoilette in seinen schmutzigsten Schornstein hinaufgekrochen wären?“

Anne fuhr zusammen und ließ erschreckt seine Hand fahren, doch er faßte dieselbe abermals, umschloß sie fest mit den Fingern und sprach an ihr Ohr gebückt hastig weiter. Das Mädchen zitterte am ganzen Körper und schauderte, aber sein Arm legte sich wie eine Klammer um ihren Leib; dann — —

Dann stießen die Mägde im Gang einen Schrei aus, denn der fremme Daniel hatte die Schornsteinthür geöffnet und war hineingestiegen, und hinter ihm verschwand, von seinen Händen nachgezogen, das weiße Kleid Annens in der dunklen, verrauchten Höhlung. Gäste stürzten auf das laute Rufen herbei, der Gang füllte sich; Frau Thorbecker kam jammernd, endlich vom Schreien herbeigelockt, kam schzend aus seinem Zimmer auch der Meister Mathias, der an dem „gottlosen Treiben“ in seinem Hause keinen Antheil genommen. Er hörte sprachlos die Erzählung der Mägde und brüllte in den Kamin hinauf: „Daniel, was Teu—, was um aller Heiligen willen fällt Euch ein! Kömmt herunter!“

„Anne — Anne,“ jammerte die Mutter, „bestt, der verruchte Mensch tödtet mir mein Kind!“

Digitized by Google

Allein zu helfen war einstweilen nicht, da die stattliche Rundung von Meister Mathias' Bauch diejenige des Schornsteins bei Weitem übertraf und die übrigen Gehilfen beseßen, um nicht möglicherweise den Glanz des Festes durch ihre Erscheinung zu schänden, von Frau Thorbecker mit einem Trinkgeld für den Abend aus dem Hause geschickt worden waren. Außerdem bewies sich der Einzige, der trotzdem, daß er nicht der löblichen Zunft der Kaminfeger angehörte, vielleicht den Beruf gehabt hätte, sich in die unheimliche Oeffnung nachzuzwängen, auffällig gleichgültig, denn Walter, der neben Meister Mathias stand, sagte nur etwas spöttisch zu ihm: „Ihr habt zu selbst früher verlangt, daß Anne in ihren Staatskleidern in Euren Schornstein hinaufsteigen sollte, Meister“ — —

„Barmherzigkeit, seien Sie barmherzig — lassen Sie mich — ich ersticke —“ wimmerte das Mädchen, von der eisernen Hand Daniel's nachgezogen in der engen Höhlung.

Er knirschte mit den Zähnen: „Du mußt, Mädchen, Du mußt. Es gilt mehr, als Dein glattes Gesicht und als Dein Leben. Vorwärts, ich halte Dich. Suche mit den Füßen die Vorsprünge in der Mauer. Du mußt — ich tödte Dich, wenn Du innehältst!“

Anne ächzte; kein rechter Arm lag unter ihrer Armbeuge und zog sie empor. Alle ihre Glieder erstarrten es wie Zieherfrost von der ungeheuren Anstrengung und mehr fast noch von den unerbittlichen, gebieterischen Drohworten, die wie durch ein Sprachrohr verstärkt donnernd an ihr Ohr schlugen. Sie fühlte, daß dem Tone gegenüber alles Flehen vergeblich sei, und arbeitete mit Händen und Füßen; doch allmälig empfand sie, und er, der sie hielt, noch mehr, daß ihre Kraft erlahmte. Ihr Körper begann schlaff und wie Zentnerschwer an seinem Arm zu hängen —

„Muth, Hilaria, Muth,“ leuchte er, „das Brautgemach wartet drobeu auf und — fühlst Du den Wind? Er grüßt Dich, daß Du frei bist —“

Ein feiner, feuchter Staub sprühte kühl über Annens ohnmächtiges Gesicht, daß er zu sich an seine Brust heraufgezogen hatte, und wedte ihre Besinnung. Sie sragte wie im Traume: „Sind wir oben? Wozu —?“

„Gleich.“ Mit einem letzten gewaltigen Ruck hob er das Mädchen bis an den breiten Rand des Schornsteins, daß der über die Dächer der Stadt brausende Wind erfrischend um ihre Stirn pfiff. Dann saß sie neben ihm auf dem dunklen Gemäuer; sein Arm lag um ihren Leib und hielt sie, während er mit der andern Hand ein dünnes Tau über den Schornstein zog und seine Breite abmaß.

„Um einen Zoll weiter,“ murmelte er zufrieden, „ein Zoll ist viel. Dank den ehrwürdigen Bätern, die bauten verschwenderischer als unsere Zeit.“

Anne erholte sich allmälig. „O Gott, was soll aus mir werden?“ seufzte sie angstvoll und in ihrem leichten Gewande von der Nachtluft durchschaudert.

„Frau Walter Armbrust soll aus Ihnen werden, liebes Fräulein,“ antwortete Daniel rasch. Der Ton seiner Stimme war wieder mild wie zuvor, nur lag noch etwas rauschartig Freudiges darin, das sie zuvor nicht beseſſen. Dann setzte er schnell, wie besorgt, hinzu: „Haben Sie sich verletzt? Fühlen Sie irgendwo Schmerz? Wären Sie stark genug, um mit mir über den Dachfirst bis an's Ende des Hauses zu gehen?“

Anne stieß einen Schreckenslaut aus. „Wir würden Beide stürzen, es wäre unser Tod,“ stotterte sie.

Er beruhigte sie. „Sie sollen es nicht, seien Sie ohne Furcht. Die Bedingung hat Ihr Vater nicht gestellt; die stellen Andere. Ich frage nur, ob Sie die Kraft hätten, ob hier oben oder auf ebenem Wege, so weit zu gehen?“

Sie bejahte zitternd. „So wollen wir zurück,“ sagte er, in den Schornstein niedergleitend.

Anne machte eine Bewegung des Entsetzens. „Noch einmal, auf demselben Wege?“ schluchzte sie.

Er nahm ihre langen Kleider an ihren Füßen zusammen und setzte sie auf seine Schultern. „Ich wüßte keinen anderen Rückweg, wenn Sie nicht über den Dachfirst wollen,“ versetzte er lachend. „Uebrigens ist das Hinab ein Kinderspiel gegen das Hinauf, das sollten Sie von Ihrem braven Vater wissen. Grüßen Sie den wackren Meister Mathias morgen von mir und sagen ihm, sein frommer Gesell habe nicht nur die eine, sondern er habe beide Bedingungen erfüllt, die er Herrn Armbrust gestellt. Morgen“ — wiederholte er noch einmal mit nachdrücklicher Betonung — „heute Abend antworten Sie nichts als: Sie hätten gethan, was er verlangt. Lassen Sie die Herrn aus Wien lachen — ich thue es auch — wer zuletzt lacht, lacht am Besten.“

Er zauderte noch einen Moment, ehe er sich wieder in Bewegung setzte. „Legen Sie die Arme nur fest um meinen Hals,“ fuhr er leise fort, „Walter nimmt es nicht übel, und Sie sehen mich niemals wieder nach dieser Nacht. Darum will ich Ihnen heute, hier oben, danken, von Herzen danken, in meinem Namen und im Namen des Bildes, das diese Medaillon umschließt. Oeffnen Sie auch das nicht, eh' der Morgen kommt, und dann gedenken Sie zweier Menschen, die nicht mehr sind, oder durch den Schornstein ebenso gestiegen sind als Sie.“

Er hatte das kleine goldene Medaillon vom Halse gelöst und es in Annens Hand gelegt, die es sprachlos an ihrer Brust verbarg. Dann bog er sich schnell vor und küßte ihre Lippen. „Deine Liebe ist acht, Mädchen; Du wirst glücklich machen und glücklich sein. Und nun hinab, es ist Zeit!“

Er hatte Recht gehabt, das Hinunterſteigen erwies sich, mindestens für Anne, die auf seinen Schultern ruhte und sich nur hie und da an den vorspringenden Steinen festzuklammern brauchte, weit minder beschwerlich als das Emporklimmen. Sie hatten den Ausgang erreicht, eh' sie es ahnte. Daniel troch zuerst aus der Oeffnung, die noch immer von dichtem Menschengewoge umstanden war, hervor; dann zog er behutsam die weiße Gestalt Annens hinter sich aus der Höhlung.

Sie war weiß gewesen, als sie hinaufstieg; allein wer sie jetzt für schwarz hielt, konnte seiner mißgünstigen Augen beschuldigt werden. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens, der sich bei den Unbeteiligten in ein spöttisches Gelächter verwandelte, begrüßte das Mädchen, dessen rosige Wangen mit dicker Rußkruste überzogen waren, während bei jeder Bewegung des Kopfes ein schwarzer Regen aus ihrem aufgelösten, unkenntlich gewordenen Haar herabfiel. Anne stand völlig da wie das Aschenbrödel im Märchen, und ein Märchen schien ihr auch Alles, was in der letzten Viertelstunde mit ihr vorgegangen, was sie droben von den Lippen des verkappten Gesellen gehört, der wieder frommer und demüthiger denn je vor dem Meister Mathias stand und das Weiß der Augen empordrehend mit pietistischem Augenaufschlag und wie Zentnergewicht an seinem Arm zu hängen —

„Muth, Hilaria, Muth,“ leuchte er, „das Brautgemach wartet droben auf und — fühlst Du den Wind? Er grüßt Dich, daß Du frei bist —“

Ein feiner, feuchter Staub sprühte kühl über Annens ohnmächtiges Gesicht, daß er zu sich an seine Brust heraufgezogen hatte, und wedte ihre Besinnung. Sie sragte wie im Traume: „Sind wir oben? Wozu —?“

„Gleich.“ Mit einem letzten gewaltigen Ruck hob er das Mädchen bis an den breiten Rand des Schornsteins, daß der über die Dächer der Stadt brausende Wind erfrischend um ihre Stirn pfiff. Dann saß sie neben ihm auf dem dunklen Gemäuer; sein Arm lag um ihren Leib und hielt sie, während er mit der andern Hand ein dünnes Tau über den Schornstein zog und seine Breite abmaß.

„Um einen Zoll weiter,“ murmelte er zufrieden, „ein Zoll ist viel. Dank den ehrwürdigen Bätern, die bauten verschwenderischer als unsere Zeit.“

Anne erholte sich allmälig. „O Gott, was soll aus mir werden?“ seufzte sie angstvoll und in ihrem leichten Gewande von der Nachtluft durchschaudert.

„Frau Walter Armbrust soll aus Ihnen werden, liebes Fräulein,“ antwortete Daniel rasch. Der Ton seiner Stimme war wieder mild wie zuvor, nur lag noch etwas rauschartig Freudiges darin, das sie zuvor nicht beseſſen. Dann setzte er schnell, wie besorgt, hinzu: „Haben Sie sich verletzt? Fühlen Sie irgendwo Schmerz? Wären Sie stark genug, um mit mir über den Dachfirst bis an's Ende des Hauses zu gehen?“

Anne stieß einen Schreckenslaut aus. „Wir würden Beide stürzen, es wäre unser Tod,“ stotterte sie.

Er beruhigte sie. „Sie sollen es nicht, seien Sie ohne Furcht. Die Bedingung hat Ihr Vater nicht gestellt; die stellen Andere. Ich frage nur, ob Sie die Kraft hätten, ob hier oben oder auf ebenem Wege, so weit zu gehen?“

Sie bejahte zitternd. „So wollen wir zurück,“ sagte er, in den Schornstein niedergleitend.

Anne machte eine Bewegung des Entsetzens. „Noch einmal, auf demselben Wege?“ schluchzte sie.

Er nahm ihre langen Kleider an ihren Füßen zusammen und setzte sie auf seine Schultern. „Ich wüßte keinen anderen Rückweg, wenn Sie nicht über den Dachfirst wollen,“ versetzte er lachend. „Uebrigens ist das Hinab ein Kinderspiel gegen das Hinauf, das sollten Sie von Ihrem braven Vater wissen. Grüßen Sie den wackren Meister Mathias morgen von mir und sagen ihm, sein frommer Gesell habe nicht nur die eine, sondern er habe beide Bedingungen erfüllt, die er Herrn Armbrust gestellt. Morgen“ — wiederholte er noch einmal mit nachdrücklicher Betonung — „heute Abend antworten Sie nichts als: Sie hätten gethan, was er verlangt. Lassen Sie die Herrn aus Wien lachen — ich thue es auch — wer zuletzt lacht, lacht am Besten.“

Er zauderte noch einen Moment, ehe er sich wieder in Bewegung setzte. „Legen Sie die Arme nur fest um meinen Hals,“ fuhr er leise fort, „Walter nimmt es nicht übel, und Sie sehen mich niemals wieder nach dieser Nacht. Darum will ich Ihnen heute, hier oben, danken, von Herzen danken, in meinem Namen und im Namen des Bildes, das diese Medaillon umschließt. Oeffnen Sie auch das nicht, eh' der Morgen kommt, und dann gedenken Sie zweier Menschen, die nicht mehr sind, oder durch den Schornstein ebenso gestiegen sind als Sie.“

Er hatte das kleine goldene Medaillon vom Halse gelöst und es in Annens Hand gelegt, die es sprachlos an ihrer Brust verbarg. Dann bog er sich schnell vor und küßte ihre Lippen. „Deine Liebe ist acht, Mädchen; Du wirst glücklich machen und glücklich sein. Und nun hinab, es ist Zeit!“

Er hatte Recht gehabt, das Hinunterſteigen erwies sich, mindestens für Anne, die auf seinen Schultern ruhte und sich nur hie und da an den vorspringenden Steinen festzuklammern brauchte, weit minder beschwerlich als das Emporklimmen. Sie hatten den Ausgang erreicht, eh' sie es ahnte. Daniel troch zuerst aus der Oeffnung, die noch immer von dichtem Menschengewoge umstanden war, hervor; dann zog er behutsam die weiße Gestalt Annens hinter sich aus der Höhlung.

Sie war weiß gewesen, als sie hinaufstieg; allein wer sie jetzt für schwarz hielt, konnte seiner mißgünstigen Augen beschuldigt werden. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens, der sich bei den Unbeteiligten in ein spöttisches Gelächter verwandelte, begrüßte das Mädchen, dessen rosige Wangen mit dicker Rußkruste überzogen waren, während bei jeder Bewegung des Kopfes ein schwarzer Regen aus ihrem aufgelösten, unkenntlich gewordenen Haar herabfiel. Anne stand völlig da wie das Aschenbrödel im Märchen, und ein Märchen schien ihr auch Alles, was in der letzten Viertelstunde mit ihr vorgegangen, was sie droben von den Lippen des verkappten Gesellen gehört, der wieder frommer und demüthiger denn je vor dem Meister Mathias stand und das Weiß der Augen empordrehend mit pietistischem Augenaufschlag und wie Zentnergewicht an seinem Arm zu hängen —

„Muth, Hilaria, Muth,“ leuchte er, „das Brautgemach wartet droben auf und — fühlst Du den Wind? Er grüßt Dich, daß Du frei bist —“

Ein feiner, feuchter Staub sprühte kühl über Annens ohnmächtiges Gesicht, daß er zu sich an seine Brust heraufgezogen hatte, und wedte ihre Besinnung. Sie sragte wie im Traume: „Sind wir oben? Wozu —?“

„Gleich.“ Mit einem letzten gewaltigen Ruck hob er das Mädchen bis an den breiten Rand des Schornsteins, daß der über die Dächer der Stadt brausende Wind erfrischend um ihre Stirn pfiff. Dann saß sie neben ihm auf dem dunklen Gemäuer; sein Arm lag um ihren Leib und hielt sie, während er mit der andern Hand ein dünnes Tau über den Schornstein zog und seine Breite abmaß.

„Um einen Zoll weiter,“ murmelte er zufrieden, „ein Zoll ist viel. Dank den ehrwürdigen Bätern, die bauten verschwenderischer als unsere Zeit.“

Anne erholte sich allmälig. „O Gott, was soll aus mir werden?“ seufzte sie angstvoll und in ihrem leichten Gewande von der Nachtluft durchschaudert.

„Frau Walter Armbrust soll aus Ihnen werden, liebes Fräulein,“ antwortete Daniel rasch. Der Ton seiner Stimme war wieder mild wie zuvor, nur lag noch etwas rauschartig Freudiges darin, das sie zuvor nicht beseſſen. Dann setzte er schnell, wie besorgt, hinzu: „Haben Sie sich verletzt? Fühlen Sie irgendwo Schmerz? Wären Sie stark genug, um mit mir über den Dachfirst bis an's Ende des Hauses zu gehen?“

Anne stieß einen Schreckenslaut aus. „Wir würden Beide stürzen, es wäre unser Tod,“ stotterte sie.

Er beruhigte sie. „Sie sollen es nicht, seien Sie ohne Furcht. Die Bedingung hat Ihr Vater nicht gestellt; die stellen Andere. Ich frage nur, ob Sie die Kraft hätten, ob hier oben oder auf ebenem Wege, so weit zu gehen?“

Sie bejahte zitternd. „So wollen wir zurück,“ sagte er, in den Schornstein niedergleitend.

Anne machte eine Bewegung des Entsetzens. „Noch einmal, auf demselben Wege?“ schluchzte sie.

Er nahm ihre langen Kleider an ihren Füßen zusammen und setzte sie auf seine Schultern. „Ich wüßte keinen anderen Rückweg, wenn Sie nicht über den Dachfirst wollen,“ versetzte er lachend. „Uebrigens ist das Hinab ein Kinderspiel gegen das Hinauf, das sollten Sie von Ihrem braven Vater wissen. Grüßen Sie den wackren Meister Mathias morgen von mir und sagen ihm, sein frommer Gesell habe nicht nur die eine, sondern er habe beide Bedingungen erfüllt, die er Herrn Armbrust gestellt. Morgen“ — wiederholte er noch einmal mit nachdrücklicher Betonung — „heute Abend antworten Sie nichts als: Sie hätten gethan, was er verlangt. Lassen Sie die Herrn aus Wien lachen — ich thue es auch — wer zuletzt lacht, lacht am Besten.“

Er zauderte noch einen Moment, ehe er sich wieder in Bewegung setzte. „Legen Sie die Arme nur fest um meinen Hals,“ fuhr er leise fort, „Walter nimmt es nicht übel, und Sie sehen mich niemals wieder nach dieser Nacht. Darum will ich Ihnen heute, hier oben, danken, von Herzen danken, in meinem Namen und im Namen des Bildes, das diese Medaillon umschließt. Oeffnen Sie auch das nicht, eh' der Morgen kommt,

---

Charade.

Machst Du gefunden hinter meiner Ersten,
Als Du erblickt das Licht der Welt,
So scheinst Du ohne Kunstrath auf die Letzten,
Nachst Du Dich nicht dazu als Siegerheld.
Dann aber mußt Du wohl ein Rad'rer sein,
Als meinesGanzen Duodez-Männlein.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 312:

Cassel, Casse, Kas.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 312:

Wenn Zwei Dasselbe thun, so ist es nicht immer das Gleiche.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 31.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Die Pestjungfer.

Eine Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

Von **August Becker.**

(Fortsetzung.)

Das Gespenst vor dem Fenster war bald wiederum mit dem Sturm dahingebraust, — auch das stumme Jackele war nirgends mehr in der Stube zu sehen. Alle hatte ein unsäglich Grauen erfasset, insonderheit war der Friedelbauer ganz weg, und saß dorten mit gesenktem Kopf, sonder Kraft und Willen sein sterbendes Ehegemahl zu trösten. Da wurd' plötzlich die Thür aufgethan und hereintrat ein Rottenmeister von den pfälzischen Reitern des Obristen Oberntraut, so da ein gar tapferer Herr gewesen und etlicher Orten schon unterschiedliche Haufen Spanier hatte darnieder gehauen.

Der ging eiligen Schrittes durch die Stube auf das Lager der Kranken hin und die schrie mit lauter Stimme: „Mein Friedel! mein Sohn!“

Es war auch der hochgestaltene Rottenmeister kein Anderer, denn meines Vetters Friedel.

Die Base starb in selbem Augenblick, da sie ihren Sohn wiedergefunden.

Der Friedel aber war mit seiner Rotte von einem Streifzug am Dorf vorübergekommen, und hatte ihm allda das stumme Jackele seiner Mutter Sehnsucht und schlimmes Befinden wo möglich durch Gebärden klar zu machen gesucht, worauf er denn auch mit seinen Leuten in's Dorf geritten.

Ein verklungen Lied. **Wilhelmine Schröder-Devrient.** (S. 361.)

Wir fanden noch in der Stube schmerzlich beweget und ohne etwelche Rede, da ein Reiter vor das Haus sprengete und nach dem Rottenmeister begehrete, dieweil auf der andern Seite des Dorfes eine streifende Rotte des Feindes sich zeigete und von Gemanden geführt würde, der des Weges und des Ortes äußerst kundig sein müsse. So wurde der Friedel von seiner Mutter Leiche weggerissen und alsbald jagte auch ein Haufen feindlicher Reiter in's Dorf hinein, in Hoffnung unversehens Friedels Mannschaft aufzuheben.

Das Geschrei der Feinde und der pfälzischen Reiter, so bald selbigen schlagfertig entgegen fanden, rüttelten die wenigen Leute aus dem Schlafe, so sich heute Nacht demselben überlassen hatten, und nun hub ein bös Schießen und wüthendes Schlagen in der Nacht an, — die Sturmwolken hatten sich verzogen und ein klarer Fleck vom gestirnten Himmel sich soviel Licht auf das Dorf fallen, daß man schon Freund und Freund unterscheiden mochte.

Bisher hatte die Ueberraschung meines Leibes und Geisteskräfte gänzlich gelähmt, da ich aber itzt deutlich von der Gasse den Ruf Friedels vernehmen konnte, wollete ich nicht länger zusehen, da ich für den Freund und Bruder vielleicht etwelches thun konnte in seiner Noth. Rief derhalben auch alsbald den Knechten im Hause zu, itzt den Muth und die Herz-

Digitized by Google

hastigkeit wiederum zu zeigen, so sie einsmals gen ein armes Weibsbild bewiesen, — ließ auch das Kätherle bei ihrer Mutter Leiche allein und suchete hinaus zu kommen auf der pfälzischen Seite, wo ich auch bereits schon etzliche beherzte Bauern auf dem Dorfe traf, die da wacker in die Feinde schlugen. Geschossen wurd' nicht mehr, aber desto trefflicher zugeschlagen, insonderheit theilete der Friedel Hiebe aus, die aus dem Gulj waren, und zeigeten sich seine Reiter als wackere mannliche Gesellen.

Itt erschoß aus einem Weibes Hals der Ruf: „Feuer!“ und loderte auch wirklich eine gefüllte Scheuer in hellen Flammen auf. Die aber stund nicht weit von des Friedelbauers Haus, also daß mein Herz in großer Angst darob erbebete. Ich zog mich aus dem Kampfe zurück in das Haus, ein Mann eilete eben über den Hof, in welchem ich mit großer Verwunderung beim Licht des Brandes jenen seltsamen Gesellen erkannte, den ich in der langen Lise Hand einsmals gesehen. Ich ahnete von seinem Hierherweilen das Allerschlimmste, und leckten auch alsbald schon die Flammen um Haus und Scheuer, also daß ich mit knapper Noth noch in's Haus gelangen mochte, mein theuerstes Kätherle zu holen. Hatte doch arme schwache Magdlein auch alsbald erreit, nahm sie leichtiglich in meine Arme, sie aus der Flammen Bereich zu tragen, — aber da wollete sie wiederum in's brennende Haus zurück und schrie kläglich nach ihrer todten Mutter. Da ging ich denn mit Gottes Beistand nochmals in das Haus, daß Feuer leckte an Thür und Stege und hemmte meine Schritte. Aber meines lieben Maidleins kläglich Rufen nach ihrer todten Mutter schlug mir an's Ohr, — ich scherte herzhaft weiter durch die Flamme und wäre mehl auch des Feuertods gestorben, so ich nicht plötzlich Jemand am Arme gehalten und rückwärts auß dem Feuer gedrängt hätte, und da ich aufsah, war es ein großes, bleiches Weib, und da ich sie schärfer ansblickte, war es die lange Lise.

Die aber sagte:

„Was wollt Ihr hier, junger Herr? Ihr sollt doch nicht den Höllentod sterben! Die so ihr suchet ist bereits in Sicherheit, — sie war ein brav — nur ein Bißlein schwach Weib in ihrem Leben, — soll derhalben nicht ihr Leichnam im Feuer untergeh'n. Aber saget, wie steht es draußen?“

Ich hatte kaum Kraft ihr zu antworten, daß der Friedel mit seinen Leuten der Uebermacht unterliegen müsse, so da nicht unverseheus Hülfe komme. Darauf fragete sie mit Hast:

„Wie saget Ihr? Der Friedel!? der Rottenmeister ist des Friedelbauers Sohn?!“

„Kein anderer!“ war meine Antwort.

Sie stieß einen gellenden Schreckenkauf aus: „Gott! Gott! Dann haben wir Den verderbet, so der einzige Gerechte gewesen im Dorfe! So er noch zu retten ist, will ich es thun, des seligen Magdleins halber!“

Und darauf ist sie fortgerannt und hat mich stehen lassen. Und da ich wiederum eilete, dahin zu kommen, wo mein Kätherle war, hörete ich plötzlich vor dem Scheuerthor einen gräulichen Angstschrei, so aus des Friedelbauers Mund kam; der stand dorten wie von Gottes Strahl getroffen, und ihm gegenüber erlah ich den ungeheuerlichen Gesellen mit dem rothen Bart und schwarzen Schlapphut, der grinsete so höhnisch und boshaft, wie mir noch niemals ist vorgekommen von einem Menschen, traf dann näher und redete in diesen Worten, so ich hören mochte, dieweil ich vor großem Staunen stille stund:

„Nun, Friedel! Wer ist itt im Vortheil von uns Beiden? Du hast mich auß dem Herzen des Vaters und von Hof und Gut verdränget, Schurke! Wo ist Dein schön Haus itzt? Du hast mir mein theures Weib erschossen, wo ist Deine Frau itzt? Du hast durch Deine teuflischen Anstiftge meinem geliebten frommen Kinde den Tod gebracht, — und in diesem Augenblick verblutet Dein einziger Sohn unter den Säbeln derer, die ich über ihn hergeschickt! Und Du alter, heuchlerisch sündiger Bursche sollst meinem Messer nicht entwichen, oder Gottes Blitz soll mir Arm und Bein lähmen mein Lebenlang, so ich Dich nicht zu allen Teufeln schicke.“

Hatte sich auch der Bösewicht als ein reißendes Thier auf den Alten gestürzt, so ich nicht zwischen hinein gesprungen, und hat solches den mörderischen Gesellen zum Strhen gebracht, da er die Wehr ersah, die ich blank in der Hand gehalten. „Was wollt Ihr von dem Alten, Bursche!“ rief ich ihm zu, als er mich anstarrete.

„Gott's Wetter!“ rief er auf solche Frage. „Ihr traget Gelüste nach der Hölle, junger Laffe! Aus dem Wege, oder . . .“

„Nie und nimmermehr!“ antwortet' ich herzhaftiglich.

„Nun, so komme Euer Blut über Euch selbst!“

Darmit hatte er mich angelvrungen und wenn ich auch als Studente etzliche Hiebe schlagen konnte, hatte er mir doch alsogleich den Praxispreis auß den Händen geschlagen, und wiede sich auch sonder Zweifel an des zukünftigen Priesters Leib vergriffen haben, so mir nicht ganz wider Erwarten wäre Hülfe gekommen. Menschl., da ich schon kein Messer in meinem Magen zu verspüren glaubete, hängete sich das Bübleiu, das stumme Zackele, an seinen Arm, darauf er auch alsbald von dem unchristlichen Vorhaben hat abgelassen, und nachdem er das Bübleiu zu sich aufgezhoben und solches gethan hatte, als wiste es ihm Etwas zu erzählen, wandte er sich an mich, der ich zitternd und in Todesangst vor ihm bestanden, und sagte auch:

„Verzeihet meiner Hestigkeit, junger Herr. Ich kenn Euch nun, Ihr habt ein Recht auf meinen Dank des Bübleins halber. Blitz und Hagel, Ihr kamt noch zur rechten Stunde, so Euch an dem Leben des Alten etwas gelegen. Aber er mag leben, in Reue und qualeudem Bewußtsein sein Dasein fortschleppen, während ein Besserer denn er, itt wohl schon ausgeleht haben wird!“

Ich ermuthigte mich soweit, also zu reden:

„Wenn Ihr den Friedel meint, so wunderts mich, daß Ihr den verderben wolltet; hat doch die lange Lise, das Weib so Euch belamut sein muß, große Sorge und Kümmernüß um sein Leben gehabt.“

„Ihr habt Recht! Ich that dieß wider Wissen der Alten. Meine Rache gen seinen Vater überwand das Dankgefühl, so ich für den Sohn verspüren muß; däucht mir doch, es müsse ihm sein Tod nicht als das Uebel vorkommen, als welches schlager seinem Vater erscheinen muß. Des Sohnes Tod sollte mich an dem Alten rächen, so mir dieser entschlüpfen möchte.“

So redete der seltsame Geselle, der wohl kein Anderer gewesen, denn des Friedelbauers verloren gegangener süderlicher Bruder, und nun gekommen war, für widerfahrene Uebelthat Rache, erschreckliche Rache zu üben.

Draußen auf der Dorfgasse dauerte das Fluchen, Trauen und Schlagen noch immer fort. Der ungeheuerliche Mensch hatte mir gewunken ihm zu folgen, war ihm auch nicht gut zuwiderhandeln. Da wir aber hinauskamen, erfah ich wie der Friedel sich zweifelmüthig wehrete, dieweil fast alle seine Leute darniedergehauen waren, — drei feindliche Reiter setzten ihm gar erschrecklich zu, — er hatte sein Roß zwischen den Düngerhaufen und der Scheuer des Bauernhauses, so einst der langen Lise war, hineingedränget und hieb da hervor gar mannliche Streiche, — auf die Länge aber mochte er's nicht aushalten, das Blut floß ihm über's Gesicht und ich meinete, das Herz müsse mir vor lauter Herzeleid zerspringen, da ich sah, wie der brave, herzhafte Friedel in Todesnöthen war, und ich ihm nicht beispringen konnte, dieweil es mir an jeglicher Wehr mangelte und auch der böse schlimme Gesell mir mit deutlicher Geberde verbot, mich von der Stelle zu rühren, allsonst es sein möchte, daß mein Schädel nähere Bekanntschaft mit einem Reitersäbel machen dürfte. Auch aus dem Hause, da dieser Kampf geschah, schlug itt die Flamme hoch empor, der Friedel hätte unhelfbar unterzehen müssen, — aber wie ein Wunder kam itt Rettung, — ein hohes Weib mit der Büchse in der Hand stund auf des Hauses Stieg, und alsbald fiel ein lauter Schuß und der feindlichen Reiter einer stürzete vom Pferd, solches geschah in dem Augenblick, da seliger den Todesstreich nach dem ermatteten Friedel führen wollete. Mich dünkte nicht anders, als ich sahe eine der Heldinnen vom Volke Gottes des alten Testaments, so da den Ihrigen in den Zeiten der Noth erscheinen sind.

Hatte auch das plötzliche Erscheinen und die That des Weibes solchergestalt die Feinde erschrecket, daß sie abliefen vom Kampf und sich gen die Flucht wandten, also daß der böse Geselle neben mir bös fluchete, wie kein Christenmensch fluchet kann, — sagte auch:

„Holl' und Teufel! Was macht die Alte? Was fällt der Närrin ein?“

Ich aber jauchzete in meinem Herzen und war voll Dankes gen das Weib, so mir den Freund und Bruder errettete, sprang auf den Friedel zu, inzwischen der wilde Kerl mit dem dummen Zackele den fliehenden Reitern nachsahe, dieweil in seltem Augenblick ein oberen Ende des Dorfes etzliche Schüsse fielen, so den Feinden Angst machten, da sie glauben mochten, ein pfälzischer Reiterhaufen stürme an.

War aber dem auch in Wirklichkeit so. Die jagten den feindlichen Reitern nach; — den todesmatten Friedel aber führete ich einstweilen in seines Vaters weiten Hof, so da nach zwei Seiten hin offen war, also daß eilds vor dem Feuer Sicherheit gewesen. Dort fand ich am Gartenzaun schon das Kätherle bei ihrer Mutter Leiche vor, — der Friedelbauer saß daneben, den Kopf auf die Kniee gestützt, so da erbeberten wie Espenlaub, und hab ich mit dem alten Mann groß' unsäglich Erbarmen gehabt, der itt da saß, wie sein treues Weib am Boden todt lag, sein einziger Sohn aus vielen Wunden blutete und Haus und Hof in den Flammen aufging.

Das war eine böse Nacht für die Leute im Dorf; etzliche Bauern lagen erschlagen zwischen den brennenden Balken, und Jedermanns Haus war hin, und Niemand hatte mehr ein Obdach und Lager, als die harte Erde und darüber den rauhen Herbsthimmel.

Und als es gen Morgen ging, da schieden wir von der wüsten Brandstätte mit Jammer im Antlitz und Zweifelmuth im Herzen, die einen gingen zu Verwandten und Bekannten in die Nachbarsortschaften, die andern weiter nach Landau, Bergzabern oder Weißenburg, der Friedelbauer aber, nachdem wir seines Weibes Leiche unter die geweihete Erde gebracht und

Digitized by Google

ein Fuhrwerk für den wunden Friedel aufgebracht hatten, ging mit mir und seinem Kätherle in mein Heimathsdorf zu meinen Eltern.

3.

Es war Ruhe im Lande geworden, aber darmit wurd' es für die armen pfälzischen Unterthanen nicht besser. Wer da nicht katholisch werden wollete, wurde hart bedrücket und alle protestirende Pfarrer aus der Pfalz und auch sonsten vertrieben. Das dauerte in die acht Jahre, mein Kätherle war mein Weib geworden und theilete mein Schicksal, in fremden Landen herumzuirren. Ihr Vater, der Friedelbauer, hatte seinem Heimweh nicht lange widerstanden, hatte mit anderen, so da zurücke waren, sich auf dem Platz, da das Dörfflein stand, wiederum an, aber es waren dieß lange keine so ansehnlichen Häuser, wie die früheren gewesen. Friedel aber, der gehofft wiederum in die weite Welt ging, ließ nichts von sich hören. —

Im Jahre 1631 nun kam der König Gustavus Adolphus aus Schweden in's römische Reich, als Held Gottes seinen Glaubensbrüdern zu helfen, ging über den Rhein, nahm ohne Widerstand die mehresten der Städte und jagte des Tilly Haufen vor sich her. Und ich folgete dem frommen Helden mit meinem theuern Weiblein in unser armes, nun errettetes Heimathsland, darans die Spanier gewichen waren und auseinander stoben wie die Spreu vor dem Wind. Kam auch darnach wiederum in das Dörflein Weiber, elsich Zeit da bei meines Weibes Vater zu wohnen, bis ich eine Pfarre nach irgendwelchem Kirchenregiment erhalte. Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's nach seinem Wohlgefallen und wir dürfen seine Wege nicht tadeln.

Es kam nach dem heldenmüthigen Tod des großen Schwedenkönigs eine Trübsal über die arme Pfalz, wie sie nie und nirgends mehr gewesen, auch in der Zerstörung der Stadt Jerusalem nicht. Die Kaiserlichen hatten die Oberhand am Rheinstrom gewonnen, die Schweden wußten aus allen festen Plätzen weichen, verheerten und verwüsteten Alles — viele Inwohner des Landes fielen unter der Schärfe des Schwerds, da ist die Feinde lehrten, und die waren am besten daran. Denn Gott suchte nun das Land mit grausamer Hungersnoth heim, daß es exempla gegeben, davor einem die Haare stunden, so man hört, wie die Menschen selber einander angegaft und aufgefressen haben, und sind zum Oefftern an elslichen Orten zugleich Hunde, Raben und Menschen an einem todten Roß gesehen worden, daran sie ihre Mahlzeit hielten. Zu diesem kam noch das unmenschliche Hausen der Croaten, so da sich selber für Räuber und Mörder haben ausgegeben.

In unserm Dörflein, da ich noch immer wohnete, war die Noth noch nicht so hoch gestiegen. Ich hielt's allda mit meinem Weiblein, weil ich nicht gewußt, wo sonst mich hinwenden. Der Friedelbauer war alt und schwach geworden, — der Friedel aber war gar verschollen und man achtete seiner für todt und im Kampf gefallen.

Von der kleinen Kirche, so da im Dorf früher stund, war allein der Thurm beim Brande übrig geblieben, an dem versammelten die wenigen Leute im Dorfe sich um mich, und ich ermuthigte und tröstete sie aus dem Worte Gottes. So standen wir auch eines Tages horten, als ich pflichtlich in der Predigt unterbrochen wurd' von einem Bauern, so da schrie:

„Hol mich dieser und der! Da ist der Wechselbalg, so da das Unglück über unser Dorf hat gebracht! Du sollst ist büßen, verdammter Kobold, — warte nur!"

Aller Blick und auch die meinigen wandten sich nach dem Orte und erfahen, wie der, so da vormals als Feldschütze im Dorfe stund, einen kleinen krüppelhaften Buben an den Ohren zerrete, und ich erkannte auch alsbald das stumme Jackele von ebendem, so zwar um zwölf Jahre älter geworden, jedoch immer noch so klein war, wie dazumal.

Da hätte denn das Bäblein seinen Frevel schwer büßen müssen, so ich nicht dazwischen wäre getreten und ihn vor den Mißhandlungen der wüthenden Bauern hätte schützen mögen, dieweil das Bäblein einsmalst mir hatte das Leben gerettet, wollete ich nicht als Undankbarer erscheinen, und nahm es mit heim in mein Haus. Und obgleich ich dem Zwerg verboten hatte aus dem Hause zu gehen, fing er doch bald sein früheres Herumstreichen in der Nacht wiederum an, also daß ich fürchtete, er möchte dabei einsmalst in die Hände eines Menschen fallen, so ihm den Garaus machen wollete, dieweil alle Leute im Dorfe auf den Tod über das Bäblein erbittert waren.

Nun hatte ich in einer Nacht ein Bettlein wiederum leer gefunden und darum beschloß ich einmal, seinem Thun und Treiben in der Nacht nachzuspüren, ließ mein Kätherle mit ihrem kleinen Töchterlein allein, und strich hinaus in's Feld, in Gedanken sehr über den seltsamen Zwerg ergürnet, wie ich denn auch beschlossen hatte, alsbald so ich ihn gefunden, ihm zu weisen, wo der Weg hinaus führe in die weite Welt.

Da ich also hinschritt, horete ich nicht weit vom Wege ab ein jämmerlich, unmenschlich und seltsam Geschrei, daß ich mich dessen arg entsatzete, in Gottes Namen aber auf die Stelle hinschritt, daher das Geschrei erschollen. Sah auch da etzliche Gesellen davonstieben, und da ich näher trat, ersah ich den stummen Jackele auf dem Boden in seinem Blute liegen, und dieweil der Bube kein Lebenszeichen mehr von sich gab, eilete ich zurück in's Dorf, solches anzuzeigen und des Zwerges Leiche abzuholen.

Darzu zeigeten aber die Leute nicht große Lust und meinten, man müsse den Balg liegen lassen wo er liegt, und sei kein Schade um ihn, — gingen darnach auch nur zwei christliche Männer mit hinaus. Da wir an den Ziegl kamen, zeigeten sich zwar große Blutlachen, aber von Jackele war nichts mehr zu sehen, also daß solches zu Jedermanns Verwundern geschah, und ob wir gleich nachsuchten, konnten wir doch kein Jackele nicht finden.

Die Geschichte war bald vergessen, die Kriegesnoth ward je länger beste größer, überm Rhein und im Elsaß wüthete die Pest. Das sollte denn noch kommen, zum Uebermaß alles Unglücks.

Eines Tages wurde im Felde ein alter, grauer, gebrechlicher Mann gefunden und in's Dorf gebracht. Der wußte viel zu erzählen von den Kriegsläuften und anderen Dingen, und obgleich auch im Dorf die Noth schon anhub hart zu werden, schähete man sich doch noch glücklich, da man die entsetzlichen Dinge hörete, die der Mann von andern Gegenden erzählete. So wußte er zu sagen, woher die Pest gekommen, und das erzählete er einsmals des Abends, da er in unserm Hause den Nachtimbs hielt, dieweil er arm und schwach war, folgendermaßen:

„Wenn die Pest in's Land kommt, da werden die Häyne heiser und der Hahnenschrei ist gleich einem Weiber-Schwatzen, — die Hunde heulen jämmerlich und alles Vieh thut, als sei es Mathäi am letzten. Darnach kommt ein Brausen durch die dunstige Luft, alles Gethier auf dem Felde verkreicht sich, greuliche Stimmen werden gehöret und die Wolken eilen, als würden sie gehetzt, ganz so wie bei der wilden Jagd des Meister Hackeberg, — und nun kommt die Pestjungfer heran, etzlicher Male zu Wagen, mehrentheils aber schreitet selbige als ein hohes, dürres Weibsbild einher, die Haare fliegen im Winde, gerade wie bei der Klagemutter, so Ihr ja kennt, — in der Hand hält sie ein rothes Tuch und darmit wehet sie die Pest in das Land hinein, das Vieh und Mensch zusammensterbt in greulichem Zweifelmuth. Denn Niemand ist sicher, daß nicht das rothe Tuch zum eigenen Fenster hereinweht."

(Schluß folgt.)

Ein verklungen Lied.

Von

Arnold Wellmer.

(Bilds S. 361.)

Dieß Lied war ein Menschenleben — aber wunderbar reich an den süßesten — herausschenkten — erschütternden Tönen . . . es war das Hohe Lied vom Weibe als Künstlerin! Und wer dieß Lied einst hörte, hat es nimmer wieder vergessen können. Vor acht Jahren schon ist es auf Erden für immer verstummt . . . aber seine Zaubertöne klingen noch wieder in Tausenden von Herzen, die ihm einst mit Entzücken lauschen durften — und dankt zitternd und so sehnsuchtsvoll wachsen, jubelten und weinten — in Wehmuth und in Lust! —

Dieß Lied hieß auf Erden: — Wilhelmine Schröder-Devrient!

Das hamburger Stadttheater hatte zu Anfang unseres Jahrhunderts unter seinem großen Direktor und noch größeren Menschendarsteller Ludwig Schröder seine höchste Blüte erreicht.

Es ist um's Jahr 1810. Im Stadttheater zu Hamburg wird das beliebte Lauber-Vollsstück: „Zu Donauwelchen" gegeben. Die „Hulda" singt und spielt und tanzt eine Meine, fast etwas zu robuste Schauspielerin. Durch ihre bezaubernde Anmuth und die Lebensnahheit in ihrer Darstellung läßt sie aber ganz vergessen, daß ihre Figur wenig zu dieser ätherischen Rolle paßt. Es ist der Liebling des hamburger Theaterpublikums — Sophie Schröder. Obgleich erst 29 Jahre alt, ist Sophie Schröder doch schon die geschiedene Frau des revalor Schauspielerdirektors Stollmer-Smets und die Mutter eines dreijährigen kleinen Herrn Smets. Dieser junge Smets — um dieß gleich vorweg zu bemerken — hatte vom Vater und von der Mutter nicht die geringste Lust zum Komödienspiel geerbt. Nein, — im Gegentheil! Er trat in ein katholisches Seminar und starb vor zehn Jahren als Geistlicher und berühmter religiöser Liederdichter zu Rathen, dessen Bürger ihm sogar ein Denkmal setzten. Frau Smets hatte 1804 in Hamburg den jugendlichen Tenoristen Schröder geheirathet.

Den Zeitgeschmack zu Liebe dürfen in dem Donauwelchen niedliche, kleine, tanzende Amoretten nicht fehlen. Und in diesem Augenblick tanzt eine wunderhübsche, kleine, goldgeflügelte Amorette von kaum fünf Jahren

Digitized by Google

ein reizendes Solo — die reichen, goldblonden Löckchen flattern — die großen blauen Kinderaugen leuchten — der rosige, süße Knospenmund lächelt . . . und wie die bezaubernde Amorette jetzt auf einem Beinchen graziös dasteht und mit beiden Händchen dem Publikum Handküsse zuwirft — da kann alt und jung Hamburg nicht müde werden, vor Entzücken über das närrische, süße Dingelchen zu klatschen und jubelnd Bravo! zu rufen und

in seinem Enthusiasmus mit den Füßen zu trampeln . . . Und über Hulda's rundes Donauweibchen-Gesicht fliegt goldener Sonnenschein . . . ist die bezaubernde Amorette doch ihr Töchterchen — Wilhelmine Schröder!

Drei Jahre sind vergangen. Ueber das lustige Hamburg sind trübe, schwere Zeiten hereingebrochen. Der wilde, grausame Davout hält mit seinen napoleonischen Franzosen Hamburg besetzt und drückt und brand-

Häusel und Grethel. I. Deutsches Volksmärchen, illustrirt von Th. Hosemann.

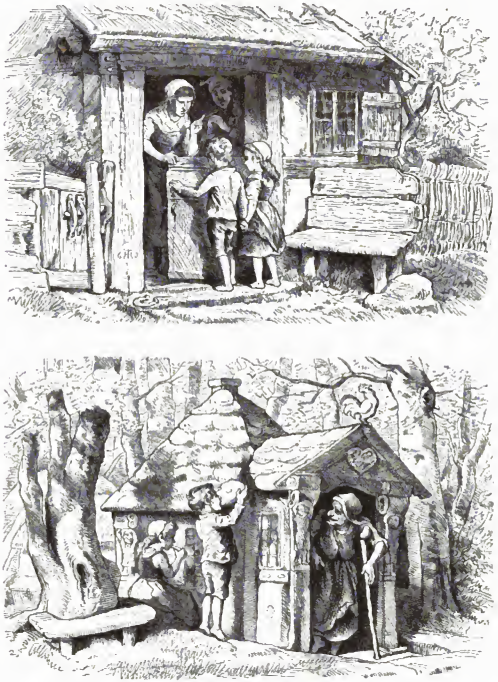
(Aus den „Deutschen Volksbezgen für Jung und Alt". Verlag von Gust. Weise in Stuttgart.)

schatzt die alte, reiche Handelsstadt hart. Aber Komödie wird doch gespielt — wenn auch mit schwerem, grollendem Herzen. Als echtes Kind Deutschlands, als langjährige Russin, hasst Sophie Schröder, die auf Ludwig Schröder's Antrieb imposanten mit überschwänglichen Erfolg in das Fach der jugendlichen tragischen Liebhaberinnen übergegangen ist, die übermüthigen Franzosen mit der ganzen Glut und Kraft ihres großen, heißen Herzens. Und sie begnügt sich nicht mit dem stummen, thatenlosen Grollen. Wie vor wenigen Jahren, während Berlin von Franzosen besetzt war, Angust Wilhelm Iffland am Geburtstage der Flüchtigen, geliebten Königin Luise die berliner Bühne betrat: eine frische Rose im Knopfloch! — die einzige Geburtstags-Huldigung, die Berlin seiner Königin öffentlich zu bringen wagte — — so betritt Sophie Schröder mit

ihrem achtjährigen Töchterchen Wilhelmine in Kotzebue's Gelegenheitsstück: „Die Russen in Deutschland" die hamburger Bühne, Mutter und Tochter mit einer großen russischen Kokarde geschmückt . . . eine Huldigung für den russischen General Tettenborn, der grade mit seinen Kosacken an Hamburg vorüberzieht. Da schäumt die gekränkte französische Eitelkeit des wilden Davoust in leidenschaftlicher Wuth auf, und er befiehlt der kühnen Sophie Schröder bei Gefängnißstrafe, am nächsten Abend mit der französischen Trikolore geschmückt die Bühne zu betreten . . . Hatte doch auch Iffland seine Rosen-Huldigung mit französischem Accent büßen müssen!

Und in derselben Nacht sieht Sophie Schröder mit ihren drei jungen Töchtern aus Hamburg . . . ihr stolzes, deutsches Herz kann — will dem korsischen Abenteurer nicht huldigen.

Hänsel und Grethel. II. Deutsches Volksmärchen, illustrirt von Th. Hosemann.



Zwei Jahre führen Mutter und Töchter ein wanderndes Künstlerleben durch Deutschland. Dann wird Sophie Schröder als tragische Heldin im wiener Burgtheater engagirt — und unsere Wilhelmine im Kinderballet des Grafen Palffy im Vorstadttheater an der Wien.

So vergehen wieder fünf Jahre. Da verspricht der Theater-Zettel an der Burg den guten Wienern: „Phädra, von Racine. Phädra — Madame Schröder. Aricia — Mlle. Wilhelmine Schröder, als erstes Debüt!" Und das ganze theaterenthusiastische Wien findet sich Abends in dem unter Scherzvogel's artistischer Leitung zur Musterbühne Deutschlands emporgeblühten Burgtheater ein: Mutter und Tochter — Lehrerin und Schülerin in diesen klassischen Rollen zusammen auftreten zu sehen und vergleichen zu können. Und der Geist der größten Tragödin Deutschlands

Digitized by Google

blüht und athmet jugendlich frisch in ihrer lieblichen Tochter. Wien geht entzückt — berauscht nach Hause. Ein solches gerundetes, lebensvolles und lebenswahres, leidenschaftdurchglühtes Zusammenspiel in echt klassisch gerundeter Form von Phädra und Aricia hat die Burg noch nicht erlebt. Und was Aricia vorspach — erfüllten Shakspere's „Ophelia", Schiller's „Luise in Kabale und Liebe" und „Beatrice in der Braut von Messina" glänzend.

Und nach ist kein Jahr verflossen, da lockt ein höchst interessantes Debüt das ganze Theater-Wien in's Hofoperntheater . . . soll doch Wiens Liebling: die hochpoetische Ophelia, die mädchenhafte Luise, die reizende, sinnige Beatrice heute Abend zum ersten Mal als heamatische Sängerin auftreten — als Pamina in Mozart's Zauberflöte!

Wenn Mozart doch diesen Abend erlebt hätte . . . solch' eine liebliche, entzückende Pamina hat die Welt noch nicht gesehen . . . und noch nicht gehört!

An einer Säule des Orchesters lehnt ein alter, müder Mann mit einem finsteren Gesichte und hochbäumenden, wirren Locken. Seine Kleidung ist mehr als nachlässig. Er hält die Hand trichterförmig am rechten Ohr und dieses ganz der Bühne zugeneigt. Und je länger er den süßen Herzenstönen der reizenden, jungen Pamina lauscht — je mehr er durch das lebensvolle Spiel der Sängerin gefesselt wird . . . desto heller wird das finstere Misanthropengesicht — desto friedlicher die krause Stirn — desto feuriger leuchtet das mächtige Flammenauge auf . . . „Endlich — endlich eine Leonore, wie mein Herz sie sich ersehnte!"

Es ist Ludwig van Beethoven.

Und nach wenigen Monaten geht Beethoven's „Fidelio" nach jahrelanger Pause wieder über die Bühne des wiener Hofopernttheaters . . . die „Leonore" singt — mein spielt — verkörpert singend ein junges noch nicht siebzehnjähriges Mädchen: Wilhelmine Schröder! Und an der Säule neben dem Orchester lehnt wieder der Schöpfer des „Fidelio" — und über sein sonniges, jugendes Gesicht rollen große Thränen des Glücks — der Rührung . . . „O, daß ich seit taub werden mußte, bis ich die Leonore meines Jugendtraums endlich gefunden!" . . . Und im Zwischenakt — in ihrer Garderobe hängt die junge Leonore freudeschluchzend am Halse des greisen Komponisten . . . „Meine erste — meine einzige Leonore!" zittert es von seinen Lippen — und hoch heiß sonst so menschenscheulich grollenden Lippen drücken einen innigen Kuß auf die reine, leuchtende Stirn des jungen Mädchens . . .

Dieser Kuß von Beethoven's Lippen weihte Wilhelmine Schröder zur größten dramatischen Sängerin ihrer Zeit!

Es hat glänzendere und virtuoser gehaltte Stimmen gegeben — aber keine Sängerin, bei der sich Gesang und Spiel so innig und lebenswahr verschmolzen — voll so tiefer Charakteristik des Ausdrucks, so hohem Adel und solcher Glut der Leidenschaft, beseelender Wärme und Tiefe des Gefühls, Größe des Styls, plastischer Schönheit und hinreißendem Schwung der Darstellung — wie bei Wilhelmine Schröder.

Wie die Catalani einst nicht ohne Neid von dem jungen, hell aufleuchtenden Stern am Opernhorizonte — Henriette Sontag sagte: „Ja, sie ist groß in ihrem Genre — aber dieß Genre ist klein!" — so konnte man von Wilhelmine Schröder bald sagen: sie ist groß in ihrem Genre — und dieß Genre ist das größte — idealste — umfassendste! Ihre Donna Anna, Euryanthe, Vestalin, Valentine, Norma, Emmeline waren wie Gebilde vergangener klassischer Zeiten — doch von wärmstem Herzblute durchflossen. Jeden Seelenzustand wußte sie plastisch zu verkörpern. Von der Mutter hatte sie in der Plastik und Mimik die beste Schule genossen — und eine herrliche Gestalt, eine reiche Stimme und besonders eine seltene Modulationsfähigkeit des Organs standen ihr zu Gebote. Dazu kam eine hinreißende persönliche Liebenswürdigkeit. Sie wurde nie müde, in Wohlthätigkeitskonzerten zu singen — und nie hat man erschütternder, rührender, beseligender Lieder singen gehört. Gewiß duckklingt es bei vieler Erinnerung Manchem von meinen ältern Lesern so wehmüthig wie Heimweh nach der Jugend . . . ja, das sind die Töne, wie Wilhelmine Schröder den „Erlkönig" sang — und jetzt: „Tod Meer ergänzte weit hinaus . . .!" — und dann wieder: „Ich grolle nicht!"

Die achtzehnjährige Sängerin — oder wie man sie wegen ihres hinreißenden Spiels treffend nannte: „Die singende Schauspielerin" — war bald eine europäische Berühmtheit. Trotz einer Malibran, Milder-Hauptmann, Schechner feierte Wilhelmine Schröder in Wien, Berlin, Dresden, Paris, London die glänzendsten Triumphe — besonders trf sie Engländer und Franzosen zu fieberhaften Entzücken hin. Man überschüttete sie mit Lorbeer und Diamanten — — und bettelte um ein winziges Blümchen aus dem Strauße, den die holde Zauberin einen Abend am Busen oder in der Hand getragen.

Dabei blieb die Gefeierte aber stets bescheiden, freundlich und gefällig gegen ihre weniger begnadigten Kollegen auf der bretternen Lebensbühne. Nie hat sie sich die kleinste Theaterintrigue zu Schulden kommen lassen. Mit seltener Freudigkeit und Großmuth unterstützte sie arme oder unglückliche Künstler — und wo sie nicht anders helfen konnte, sang sie für das Unglück. Sie gab — ohne Bitte! Einst saß sie in einem leipziger Wohlthätigkeitskonzerte unbelannt und im Reisekostüme im Zuschauerraume. Eine Sängerin war erkrankt — das Komite in größter Verlegenheit . . . Da trat sie unvorbereitet für die Erkrankte ein, und nach einer lächelnden Entschuldigungsrede auf ihr unsicheinbares Reisekleid sang sie ihre beliebtesten Lieder! Welche von unsern heutigen Sängerinnen hätte das wohl gethan? — ohne funkelnde Konzertroilette mit einem Blumengarten im madern frisirten — falschen Haar, — ohne von einem Dutzend Komite-Mitgliedern in weißen Handschuhen und Kravatten fast zuflüllig gebeten zu sein . . .?

Selbst in ihrer Häuslichkeit machte Wilhelmine Schröder von ihren meisten Kollegninnen eine freudliche Ausnahme. Sie war von einer musterhaften Ordnungsliebe, von einem nie müden Fleiß beseelt. Ihre Gelbangelegenheiten waren eben so sorgsam geordnet, wie ihre Wäsche. Es wäre ihr soll unmöglich gewesen, heute ein Taschentuch zu benutzen, das die Nummer 7 trug, während ihr gestriges No. 9 gezeichnet war. — Wie viele von unseren lieben Leserinnen gehen so hilflos ängstlich nach der Nummer 7) — Schon ein selten klarl ausgeprägter Schönheitssinn ließ sie jede Unordnung und Unregelmäßigkeit so sehr hassen. Selbst auf der Reise vermochte sie nicht einen Tag in einem Gasthofzimmer zu weilen, in dem die Bilder schief hingen, die Möbel geschmacklos standen, der Blumenstrauß auf dem Tische unharmonisch geordnet war. Durch wenige Aenderungen vermochte ihre feinfühlige Hand auch das unbehaglichste Logiszimmer bald wohnlich zu machen.

Und doch war diese reich gesichmückte Künstlerin nicht glücklich — als Weib. Wie ihr großes Talent, so hatte sie von ihrer Mutter auch dieß Unglück geerbt: ein verzehrend heißes Herz!

Von einer fast dämonischen Leidenschaft zur andern wurden beide Frauen gestürzt — und stets folgte die trostlose Enttäuschung auf dem Fuße.

Sophie Schröder war drei Mal verheirathet und von zwei Männern geschieden — ihre Tochter hatte ganz dasselbe Geschick in ihrer drei Ehen.

Seit 1823 an der dresdener Hofbühne engagirt, gab Wilhelmine Schröder sich bald dem Zauber der verführerischen Persönlichkeit des jungen Karl August Devrient, der erste Liebhaber- und jugendliche Heldenrollen an der dresdener Theater gab, ganz gefangen. Sie wurde dessen Gattin. Fürst Pückler schleppte Beide bald nach der unglücklichen Ehe — dann schütteten sie es ab. Wilhelmine Schröder-Devrient ging auf Gastspielreisen. Karl Devrient, der begabteste Resse des großen Ludwig, an die Hofbühne nach Hannover.

Und nach eine tiefschmerzlichere Enttäuschung sollte Wilhelmine Schröder ihr heißes, zuhold lohnendes, wildes Herz kosten . . . Bei ihrer Rückkehr nach Dresden sollte sie eine dämonische Leidenschaft zu einem Herrn von Döring — einem schönen Offizier, aber einem der sittenlosesten, leichtsinnigsten Männer Dresdens. Alle Freunde warnten sie vor dem Roué — sie glaubte ihnen nicht, sie glaubte nur ihrem heißen, unbändigen Herzen. Erst nach der Hochzeit erwachte sie — mit den wahnsinnigsten Schmerzen der Enttäuschung. Mit dem Opfer ihres ganzen Vermögens lauste sie sich frei von diesem einst so abgöttisch geliebten Manne — als er es nicht mehr der Mühe werth hielt, seine Teufelskeulle zu verbergen. Und wieder ging sie in die Welt hinaus mit dem wunden Herzen . . . und wieder bezauberte sie Oesterreich und Rußland, England und Frankreich. Hat doch ein wunder Schwan die süßesten Lieder!

Ihr leidenschaftliches Herz verwickelte die enthusiastische Künstlerin 1848 in den dresdener Maiaufstand — sie mußte Dresden verlassen. Im folgenden Jahre lauschte sie mit regstem Antheil den deutschen Freiheitsreden in der frankfurter Paulskirche. Im März darauf schloß sie, die nach immer bezaubernd schöne, 43jährige Frau, eine leidenschaftslose Ehe mit dem reichen livländischen Gutsbesitzer von Bock und folgte ihm auf seine Güter. Aber diese Abgeschiedenheit von der Welt und Allem, was Kunst und Anregung heißt, dieses stille, einsame Leben auf einem verseinsamten livländischen Edelhofe konnten dieser reich bewegten Natur — diesem stets dürstenden Geiste und Herzen — auf die Dauer nicht zusagen. Sie sehnte sich wieder nach Menschen — nach ihren deutschen Freunden — nach deutscher Kunst und Wissenschaft . . . ja, auch nach künstlerischer Thätigkeit: und so sehen wir die livländische Edeldame im Winter 1858 wieder in berliner und dresdener Konzertsälen alte und junge Herzen durch den Zauber ihres seelenvollen Gesanges mit sich fortreißen.

Es sollten ihre Schwanenlieder sein. Im Frühlinge zeigte sich ein schwerzhaftes organisches Leiden. Sie ging zu einer längeren Kur zu ihrer Schwester nach Koburg, der Gattin des jetzt auch verstorbenen Schriftstellers Arnold Schloenbach. Das wunderſame Blühen „Hoffnung" blühte bis zuletzt an ihrem Krankenlager. Lächelnd sagte sie mit der alten, zauberhaften Liebenswürdigkeit zu ihrem treuen Arzte: „Lieber Doktor, bald werde ich Ihnen danken für meine Genesung, indem ich Ihnen meine liebsten Lieder singe — damit gebe ich Ihnen meine ganze Seele!"

Digitized by Google

Wenige Tage darauf — am 26. Januar 1860 war dieß Lied eines seltenen Sangeslebens auf immer verstummt.

Die große Tragödin Sophie Schröder überlebte ihre Tochter noch volle acht Jahre. Im vorigen Sommer ist die bis an ihr Ende geistesfrische Greisin — die noch im Jahre 1859 mit dem alten Zauber und dramatischen Feuer bei dem Schillerjubiläum in Augsburg und Wien „das Lied von der Glocke“ öffentlich vortrug, in ihrem achtundachtzigsten Jahre zu München zur Ruh gegangen. Deutschlands Bühnen setzen ihrer großen Tragödin jetzt ein würdiges Denkmal auf ihrem Grabe.

Häusel und Grethel*)

(nach Grimm).

(Bilder S. 364, 365 und 368.)

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, Häusel und Grethel. In Folge einer Theuerung wurde ihre Noth so groß, daß der Mann seiner Frau klagte, wie er nicht mehr wisse, wo das tägliche Brod herzunehmen. Sie rieth, die Kinder in den großen Wald zu führen und sie dort allein zu lassen. „Sie werden den Weg nicht mehr finden, und wir sind sie los.“ Er hatte die Kinder lieb und wollte anfänglich nichts davon hören. Weil er aber schwach war und die Frau nicht nachließ, willigte er endlich ein. Die Kinder hatten in der Nacht, wo dieß beschlossen wurde, auch vor Hunger nicht einschlafen können und Häusel gehört. Häusel tröstete sein weinendes Schwesterchen, er wolle Rath helfen. Er schlich sich hinaus, sammelte die Taschen voll Kieselsteine und ließ den andern Morgen auf dem Wege immer von Zeit zu Zeit einen fallen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, mußten Häusel und Grethel Holz zusammensuchen, aus welchem der Vater ein Feuer anzündete. Jeder bekam ein Stück Brod und die Frau sprach: „Ruht euch jetzt aus, ihr Kinder, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab.“ Als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brod; dann schliefen sie fest ein und wachten erst wieder auf, als es schon finstere Nacht war. Grethel fing an zu weinen. „Wie sollen wir nun aus dem Walde kommen?“ Häusel tröstete sie: „Wart' nur, bis der Mond aufgegangen ist.“ Als dieser hell am Himmel stand, nahm er Grethel an die Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neugeschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg.

Sie gingen die ganze Nacht, bis sie bei anbrechendem Tag an ihres Vaters Haus kamen. Dieser freute sich, sie wieder zu sehen, die Mutter aber zankte, daß sie so lange im Wald geschlafen hätten. Bald war wieder Noth in allen Ecken und die Frau setzte ihrem Manne so lange zu, bis er nochmals einwilligte, die Kinder in den Wald zu führen, ob gleich es ihm ganz schwer auf's Herz fiel, und er dachte: „Es wäre besser, daß du den letzten Bissen mit deinen Kindern theiltest.“ Die Leuten wieder das Gespräch mit angehört und Häusel wollte sich hinausschleichen, um Kieselsteine aufzusuchen, fand aber die Thüre geschlossen. Er tröste deßhalb den andern Morgen Brodkrumen auf den Weg. Es ging Alles wie das vorige Mal, nur wurden sie noch viel tiefer in den Wald geführt, und als Häusel beim Mondschein den Heimweg suchen wollte, hatten die Vögel alle Brodkrumen weggefressen.

So irrten sie zwei Tage im Walde umher und hatten nichts zu essen, als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Am Mittag des dritten Tages folgten sie einem schneeweißen Vögelein und gelangten an ein Häuschen, welches ganz von Brod gebaut und mit Kuchen gedeckt war. Die Fenster bestanden aus hellem Zucker. „Da wollen wir uns d'ran machen,“ sprach Häusel, „ich will ein Stück Dach essen, ist du vom Fenster, das ist süß.“ Häusel brach ein großes Stück vom Dach herunter, Grethel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, da hörten sie eine feine Stimme aus der Stube: „Knuper, Knuper, Kneischen, wer knupert an meinem Häuschen?“ Die Kinder antworteten: „Der Wind, der Wind, das himmlische Kind“, und ließen sich nicht stören. Da trat auf einmal eine steinalte Frau an einer Krücke aus der Thüre, daß die Kinder in den Tod erschraken. Die Alte aber nickte mit dem Kopfe und sprach: „Kommt mir herein, ihr sollt's gut haben!“

Die Alte aber war eine böse Hexe, welche Kinder zu sich lockte und sie tödtete, kochte und verzehrte. Den Häusel sperrte sie andern Morgens trotz seinem Geschrei in einen kleinen Stall, Grethel mußte Wasser holen und ihrem Bruder etwas Gutes kochen. Er sollte fett werden, worauf sie ihn essen wolle. Grethel weinte bitterlich, mußte aber gehorchen. Die Hexe stibitzte jeden Morgen an Häusel's Fingern, ob er fett genug sei. Er streckte ein Knöchelchen heraus und die Alte ließ sich lange täuschen. Nach vier Wochen wollte sie aber nicht mehr warten. Alles wurde vorbereitet, zuerst sollte aber in einem großen Backofen gebacken werden. Grethel befahl die Hexe, hineinzukriechen und nach dem Feuer zu sehen, sie hätte sie aber eingeschlossen und darin gebraten. Als Grethel zögerte, wollte die Hexe es ihr zeigen und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr die Grethel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, und schlug die eiserne Thüre zu. Hu! Da fing sie an zu heulen, ganz grausselich. Aber Grethel lief fort und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen.

Grethel befreite zuerst Häusel aus seinem Stallchen und verkündete ihm, daß die alte Hexe todt sei. Wie haben sie sich gefreut, und haben sich geküßt! In dem Haus der Hexe fanden sie sich alle Taschen mit Perlen und Edelsteinen. „Aber jetzt wollen wir aus dem Hexenwalde fort“, sagte Häusel. Nach ein paar Stunden kamen sie an ein großes Wasser, da war kein Steg und keine Brücke, nur eine weiße Ente schwamm darauf. Da rief Grethel: „Entchen, Entchen, da steht Grethel und Häusel. Kein Steg und keine Brücke, nimm uns auf deinen weißen Rücken!“ Das gute Thierchen trug eines nach dem andern hinüber; jetzt wurde auch der Wald lichter und sie erblickten von weitem ihres Vaters Haus. Sie liefen, was sie konnten, stürzten in die Stube und fielen ihrem Vater jubelnd um den Hals. Der war überglücklich, die Frau war aber gestorben. Nun zieht an war keine Noth mehr und sie lebten in lauter Freude zusammen.

*) Wir freuen uns, in den vorstehenden Märchenbildern unsern Lesern eine Probe von den trefflichen „Deutschen Bilderbogen für Jung und Alt“, die jüngst im Verlage von Gustav Weise in Stuttgart erschienen sind, bieten und sie so besonders im Interesse der lieben Kleinen auf dieß dankenswerthe und gedeihliche Unternehmen aufmerksam machen zu können. Der Verleger hat es sich zur nächsten Aufgabe gestellt: die besten deutschen Zeichner für sein Unternehmen zu gewinnen, in dem richtigen Gefühl, daß für das reine Kindesauge, das weder, einmal durchschlagende Kinderherz nur das Beste der Kunst gut genug. Und dieß ist ihm in überraschender Weise gelungen. Unter den uns bereits vorliegenden hundert Bildern dagen finden wir Künstlernamen von beiden deutschen Klange, wie Holemann, Plasch, Jordan, Schröder, Richter, Hildebrandt, Schnorr, Steb, Specht, Kennerla, Burger, Wendelein und noch viele andere — und doch selbst jedes Bilderbogen nur — Einen Silbergroschen. D. Red.

Alles und Neues.

Wasser-Velocipede. Seit Kurzem machen die Velocipede — kleine Fuhrwerke für eine Person, ähnlich der Draisine, welche durch die Füße des Fahrenden in Bewegung gesetzt werden, viel Aufsehen. Eine kunstreiche Anwendung des Velocipede-Prinzipes zur Fortbewegung auf dem Wasser wurde vor Kurzem auf dem See von Ongbien bei Paris probirt. Das Fahrzeug besteht aus zwei hohlen, wasserdichten Pontons von zwölf Fuß Länge und zehn Zoll größter Weite, welche gegen die Enden hin zulaufen. Diese Pontons sind zwanzig Zoll weit von einander entfernt und durch Querstangen mit einander verbunden. In der Mitte befindet sich der Sitz, der sich zwei Fuß über Wasser erhebt. Vorn ist an den zwei Enden beim Pontons befindet sich ein Steuerruder. Da die Pontons aus leichtem Mahagoniholz angefertigt sind, so ist das ganze Fahrzeug sehr leicht und gleitet mit erstaunlicher Geschwindigkeit über das Wasser. Der Versuch hat sehr befriedigend ausgefallen.

Liebe und Heirath mit Dampf. Als kürzlich der Marseiller Zug wie gewöhnlich in einem kleinen Bahnhofe nächst Tarascon Halt machte, trat ein blutjunges Mädchen, die niedliche schwarze Spitzenhaube auf dem Kopfe, an die Waggons erster Klasse hin, um frühreife Trauben zu verkaufen, welche in Paris noch nicht zu haben waren. Ihre Erscheinung war eine höchst liebliche, daß der Coupé einer der reichsten pariser Juweliere, welcher aus Genf zurückkehrte, in Liebe für sie entbrannte. „Woher sind Sie, reizendes Kind?“ sagte er liebenswürdig zu ihr. — „Aus Arles.“ — „Möchten Sie heirathen?“ — Das Mädchen lächelte. Nach diesem Ding der junge Mann aus, nahm im Bahnhofe ein zweites Billetbillet nach Paris und kehrte zur Traubenhändlerin zurück. „Geben Sie mir Ihre Trauben . . . je! Zeigt bringen Sie ein, daß ich Ihre Fabrikate . . . Aber Herr! . . . “ — Kurz, der Zug geht ab, ich heirathe Sie in Paris.“ — In Lyon sendeten die Liebenden zwei Telegramme: Nr. 1. An Mme. Blondeau, Paris, ich heirathe . . . reiche mir trockener Herr . . . Papiere an L . . . Rue . . . in Paris zu senden. — Nr. 2. Herrn . . . Paris. Papa, ich heirathe eine Ariesmerin. Halten Sie ein Zimmer und Ihre Einwilligung bereit.

Briefmappe.

Einige Unterstützer des Bilder-Bal. v. Nr. 74 zu Köln. Sie haben Recht, daß in Heft Seite 264 unserer Illustrirten Welt in der Auflösung des Bilderräthsels Seite 216 durch ein Versehen des Setzers eine Lücke geblieben ist. Es muß allerdings heißen: „Thomistisches war ein unbarmherzig listiger beschlauer Feldherr . . .“ u. s. w. Besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit! Das dieser erst so spät in Ihre Hände gelangt, liegt an der großen Auflage der Illustrirten Welt, deren Versendung regelmäßig 6 Wochen erfordert.

Hrn. P. L. Herrn. R. in D. Dehgl.

Ein langjähriger Abonnent in H. Es freut uns, daß Ihnen die Gebrüder-Illustrationen in Heft III. der Illustrirten Welt „vor ein Bild“ den Dichter so sehr gefallen hat. Ein Enthusiast erzählt nicht davon; es ist ja für die Illustrirte Welt angefertigte „Original-Zeichnung“, und nur wir allein haben das Recht

Digitized by Google

der Verviellältigung. Wir haben aber schon daran gedacht, dem Wunsche vieler unserer Leser nachzukommen, und können ihnen einen Separat-Abdruck ihrer Lieblings-Illustrationen auf besserm Papier (ohne Text) in Aussicht stellen.

Fr. v. B. in Breslau. Ihre „Schädterne Briefe, in der interessanten (sehr gütig!) Absicht in Welt recht bald auch einmal Ihren Lieblingsschriftstellern Hackländer und Hettel zu begegnen", wird schneller erfüllt, als Sie selber erwarten. Schon in einer der nächsten Nummern der „Illustrirten Welt" wird die spannende Novelle: „Unter den päpstlichen Zuaven" von Fr. W. Hackländer begonnen, und für den nächsten Jahrgang können wir Ihnen eine gemüthvolle Novelle Ihres Landsmannes, des jung jungen, alten Karl von Holtei in Breslau: „Ein vergnügter Abend" versprechen, da dieselbe uns schon im Manuskript vorliegt.

Hrn. Assessor P. in Stettin. Sie haben unser ganzes Mitgefühl wachgerufen. Wir wollen Ihnen darum diese Thräne — Tinte, Aber Sie wissen doch, was Fielding sagt: Die Männer sind Feuer — die Frauen Berg . . . und der Zäsch der Finsternis dringt sie mit einander in Berührung.

Hrn. J. O. in A. St. Beides leider ungeeignet. Da Sie sich aber so sehr für das „Seelenleben der Thiere" interessiren, werden Ihnen „Alte und neue Hundsgeschichten" in Heft VII. unserer Illustrirten Welt willkommen sein.

Hrn. Kupferstecher B. in Stockholm. Leider können wir Ihnen nicht dienen. Die Papiere und Glanzlage bei Spielkarten wird von den Fabrikanten stets als größtes Geheimniß betrachtet. Selbst die Arbeiter in jenen Fabriken kennen dasselbe nicht. Bei der lange Zeit berühmtesten „von der Thenschen Spielkartenfabrik in Straßburg" war nur die Frau des Hauses im Besitz jener Mischung, der die Karten ihre Leichtigkeit, Dauerhaftigkeit und ihren Glanz verdankten, und eigenhändig nahm sie dieselbe vor.

Hrn. Bruno B. in Magdeburg. Aus dreijähriger eigener Erfahrung können wir Ihnen und allen sonstigen „einsamen Herren" als wohlgelüftet und angenehmstes Seebad das tripod an der Südsee Algiers und am schönsten Waldrand gelegene Pisserdörfchen Scilla empfehlen. Im Gasthofe finden Sie freundliche Pensionen und vortreffliche Naturalverpflegung, sonst im Dorfe auch saubere Wohnungen. Bringen Sie von uns einen Gruß, so glauben wir Ihnen eine um so herzlichere Aufnahme versprechen zu können.

Hänsel und Grethel. III. – Deutsches Volksmärchen, illustrirt von Th. Hosemann.

Der Gesell des Meisters Mathias.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Die schönen Augen Aschenbrödel's blinzelten durch das verwüste Haar bald auf Walter, der die Zähne in die Lippen biß, um nicht aufzulachen, obwohl seine Stirn von ernsten Gedanken überlagert schien, bald in das Gesicht Meister Thorbecker's, das unter den Worten des Gesellen mehr und mehr einen Ausdruck frömmelnder Verklärung annahm.

Er reichte Daniel die Hand und erwiderte: „Die Wege des Herrn sind unerforschlich, auf denen er die Verlorenen zu sich ruft. Ich will es rezumtthig gestehen, daß auch ich schwach geworden in dem Unglauben der Zeit und mich verblenden ließ von der Eitelkeit der Welt, daß ich solch' gottlosen Pomp in meinem Hause geduldet. Aber Du richtest mich auf, Bruder, und zeigst mir den Glanz, der da unvergänglich ist, ob auch die Thorheit der Blinden seiner lacht und ihn Schmutz heißt, so daß ich Dir hier vor ihnen Allen sage: Ich weiß, daß Gott Herr in himmlischer Ehre für sie entglüht ist, mein Sohn, denn Du hast ihre Seele gerettet. Nimm sie hin, sie ist Dein! Ich habe Dich allein gerecht erfunden und nur auf Dir ruht mein Glaube, daß es noch wahre Demuth und Frömmigkeit auf Erden gibt."

Meister Mathiad hatte es mit lauter, unberirrter Stimme gesprochen, während seine Frau ebenso laut jammerte, zornglühende Blicke auf den frommen Gesellen abschoß und die entsetzlich entstellte Tochter an der Hand zerrte, um sie aus dem Kreis der bei dem lächerlichen Anblick immer spöttischer dreinblickenden Gäste wegzuführen. Aber Anne bewies seit einigen Minuten mehr Entschlossenheit, als man ihr früher der Lächerlichkeit gegenüber zugetraut hätte, und sagte nur ruhig: „Ich habe gethan, was mein Vater verlangt hat; es war meine Pflicht, ihm zu gehorchen."

Wie lange diese peinliche und fast Allen noch immer unbegreifliche Szene gedauert hatte, wäre schwer zu sagen gewesen, wenn nicht plötzlich ein Ruf von draußen aufstehend hineingefallen wäre. Es war ein Feuerruf, anfänglich nur allgemein, dann klang es schnell hindurch, daß es abermals im Kloster bei den Barnabiterinnen brenne.

„Meine Pflicht!" schrie es laut in der verwirrten Gruppe auf, und mit einem Sprunge war der fromme Daniel treppauf verschwunden. Alles drängte vor die Thür und sah einen matten Feuerschimmer durch die Nacht heruberleuchten. In dem Gedränge näherte Walter sich Anne unvermerkt und flüsterte: „Ich danke Dir, Du hast viel um mich erduldet, süße Anne. Du wirst mich vielleicht mehrere Tage nicht sehen; habe Muth, Alles geht gut."

Damit verschwand er in der Richtung nach dem Kloster. Dicht hinter ihm kam Daniel in seinem Berufskostüm die Treppe wieder herumtergesprungen.

„Es ist wieder nur ein Schornsteinbrand," rief Meister Mathias, der mit Kennerangen hinüberblickte, ihm unter der Thüre nach: „sag' den frommen Schwestern, sie müßten mehr Acht geben, mein Sohn. Mein Segen mit Dir."

„Den brauche ich am Wenigsten," murmelte der Gesell, durch das Stadthor fortstürzend. Draußen holte er Walter ein. „Alles bereit?" fragte er hastig.

„Jenseits des Flusses, auf Steinwurfweite von der linken Klostermauer, am Ertengebäch," antwortete der junge Goldschmied.

Daniel lief vorüber, dach er wendete sich noch einmal schnell um und fiel Walter um den Hals. „Ob ist möglich," sagte er mit erstickem Jauchzen, „und ich danke Dir den Muth. Nimm meine Freundschaft dafür, sie ist eine halbe Stunde oder ein Leben werth."

Er riß sich los und flog auf das Kloster zu, in welchem große Verwirrung herrschte. Die Laienschwester erwartete ihn schon am Thore und zog ihn schnell über den Hofraum in's Innere, wo die Aebtissin ebenfalls seiner harrte.

„Du bist ein treuer Knecht des Herrn bei Tag und Nacht," sagte die Letztere, „und hast uns schon manchmal aus irdischer Noth errettet. Da ich Dich gewahre, weiß ich, daß wir ruhig zu sein vermögen —"

Der fromme Daniel hatte sich zur Erde geworfen und den Saum des Kleides der hohen Frau an die Lippen gedrückt. Sie legte ihm mit beiden Händen das Kreuzzeichen auf, er sprang auf und schritt schnell den langen, wohlbekannten Korridor hinab. Es war tief dunkel auf dem Gang, nur das Licht der vorauseilenden Dienerin flackerte trüb. Der Gesell zählte lautlos zwischen den Lippen; als sie die Zahl 24 murmelten, schlug der Stiel seiner Hacke mit leisem Schlag gegen eine Fellenthür, an der er vorüberschritt. Er hörte nach, daß drinnen ein Gegenstand mit dumpfem Schall zu Boden fiel, und hatte in der nächsten Sekunde die Eingangsthür des Schornsteins erreicht.

„Es ist ohne Gefahr, nur ein leichter Kaminbrand, den ich mit Gottes Hülfe schnell gelöscht haben werde, meine Schwester," sagte er, sich zu seiner Begleiterin umwendend.

Die Laienschwester schien ebenfalls keine besondere Besorgniß zu hegen und die Gelegenheit, ihr trappistisches Schweigen einmal wieder brechen zu können, nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen.

„Es wird auch zum letztenmal sein, daß Ihr zu löschen habt," antwortete sie flüsternd. „Ihr dürft's nicht verrathen, aber die frommen Schwestern ziehen übermorgen, oder vielleicht schon morgen von hier fort, tief in's Oesterreichische hinein. Es ist heut' Abend eine Botschaft gekommen, daß der gottlose Preußenkönig, den der Herr verfluchen möge, mit einem großen Heer hieher marschirt —"

„Dann gilt's Eile," fiel Daniel besinnungslos aus, daß die Dienerin ihn verwundert ansah. Er war einen Moment todtenbleich geworden und setzte, sich sammelnd, hastig hinzu: „Der Brand der Gottlosigkeit nimmt überhand auf der Erde, meine Schwester; wir müssen alle löschen — löschen," wiederholte er nachsinnend und stieg eilig in die Oeffnung hinein.

Kaum eine Minute war vergangen, als sein Kopf sich oben über den Rand emporerhob. Meister Thorbecker hatte Recht gehabt; es war nur ein unbedeutender Schornsteinbrand, der fast von selbst erloschen, nur ab und zu fprühte noch ein knisternder Funken in den seinen Nachtregen hinauf. Vielleicht verzog die Ursache des Brandes und er selbst mit ihr.

Auch der Gesell schien ihn jetzt, seinen vorherigen Worten zum Trotz, sehr geringschätzig zu beurtheilen, denn er sieh den gefahrdrohenden Schornstein völlig unbeachtet zur Rechten liegen und schritt auf dem Dachfirst schnell und sicher, wie auf festem Boden, links hinaus, bis er an den Rand des senkrecht in den im Dunkel unsichtbaren Fluß abfallenden Klostermauer gelangte. Er mußte jeden Vorsprung daran genau kennen, denn er tastete mit der Hand um sich, bis er eine gewaltige, zum Halten des Gesteins angebrachte Eisenklammer gefunden. Eilig riß er sein Wamms auf und rollte von der Brust ein dides, um den Leib gewickeltes Tau ab, befestigte einen Ende er mit einer Schlinge an der Klammer sorgsam befestigte, während er das andere von sich in die Nacht hinunterwarf. Einen Augenblick horchte er, bis ein leichtes Klatschen von unten als Antwort heraufkam, und sprang weder empor und eilte den Weg, den er gekommen, zurück, jetzt gerade auf den völlig erloschenen Schornstein zu —

„Gott der Liebe, sei mit uns!" murmelten seine Lippen. Sein Auge warf noch einen Blick in die stermenlose, schwarze Höhe über ihm, und er verschwand über den Rand, der ihn mit knirschender Hand aus dem Tauzaal des Meisters Mathiad gerufen.

*

Was wir erzählten, ist mehr dem unwahrscheinlich, als klingt uns selbst unglaublich, und wir hätten nicht den Muth, es zu berichten, wenn es nicht wahr wäre. Es ist nichts erfunden als Nebendinge, als die Zeit, in der es geschehen, der Ort und die Namen, die unsere Zeit noch zu verschweigen erheischt. So wahr ist's, daß sich das Leben oft wunderfamer erweist, als die beutelsüchtigste Phantasie — — — — — — — —

Jenseits des Flusses in der mit dichtem Gebüsch bewachsenen Niederung ging der Nachtwind in Schauern durch die sichelnden Erlenwipfel, unter denen aus tiefem Schatten ab und zu noch ein anderes Geräusch hervorklang. Es war ein Scharren von Pferdehufen in feuchtem Grund, dazwischen ein Schnauben und Wittern gegen den Wind, jetzt setzte es lauter an und wieherte hell auf, und eine feste Hand packte mitgestum den Kopf des ungebuldigen Thieres und unterdrach den verrätherischen Laut. Dann lauschte der Hüter des Gespanns wieder athemlos in die Nacht hinein. Ihm zur Seite schoß der Fluß mit gleichmäßigem Rauschen dahin, sonst kam kein Ton durch die rabe Finsterniß.

„Es ist Alles ruhig drüben," murmelte Walter zwischen den Zähnen, „also ist es gut." Er hatte seine Uhr gezogen und tastete mit den Fingern über die Zeiger.

„Fast zwei Uhr" — seine Worte schienen ihn selbst nicht so beruhigt zu haben, als ihr Ausdruck es besagte — „wenn Alles sonst gelungen, und er wäre in der Finsternis von drüben — mit ihr —"

Er wagte nicht auszudenken. Nun schnell in windvorhalt zwei Uhr drüben von der Stadt her, und zugleich glaubte der junge Meister fromauf ein Rufklatschen des Wassers zu vernehmen, als ob etwas Schweres hineingeschleudert worden. Allein seine Aufmerksamkeit wurde schnell wodurch gelenkt, es war, wie wenn der Schlag drüben von dem alten Thurm die Geisterstunde verkündet und plötzlich die Gestalten der Nacht nachgerufen. Jenseits des Flusses tauchten zahlreiche Lichter auf, die das Klostergemäuer mit grellem Schein beleuchteten und ein wildes Durcheinander von Stimmen klang bald vernworren, bald, vom Wind getragen, vernehmlich herüber.

„Die Prinzessin — die Schwester Hilaria ist entflohen — durch den Schornstein — über das Dach — verfolgt sie — sucht bei'm Meister Thorbecker nach, sein Gesell hat ihr geholfen — schickt zum Kommandanten — schnell — Husaren zur Verfolgung —"

Walter's starker Körper zitterte heftig. „Sie sind verloren, so oder so," sagte er laut vor sich hin.

Digitized by Google

„Noch nicht, sie athmet noch,“ antwortete ihm eine Stimme etwas oberhalb seines Standpunkts vom Ufer her, daß Walter freudeschnaubend herumstieg. Er vermochte es nicht zu sehen, nur zu hören, daß der Herankommende Etwas mühsam in den Armen nachschleppte, und riß hastig die unter den Füßen verborgene Wagenstütze auf.

„Ist Alles gut?“ stotterte er vor Aufregung.

„Die frommen Hennen haben Wind bekommen und gackern, aber einstweilen hat der Fuchs seine Beute,“ erwiederte der Gesell des Meisters Mathias, „und so lang' er lebt, sollen sie ihm sie nicht wieder entreißen. Schnell, Walter, sie fängt an zu erwachen. Armes Weib — sind die Decken bereit?“

Walter zog das Verlangte aus dem Wagen, in dessen weiche Umhüllung Jener die Gestalt, die er an sich gedrückt trug, sorglam einwickelte. Dann schlug die Wagenthür hinter Beiden zu und es rief noch einmal von Innen: „Also geradeswegs auf die Grenze zu! Sechs Stunden — vor einer Stunde sind die Husaren Ihrer Majestät uns nicht auf den Fersen. Vorwärts!“

Der Gedschmied saß schon auf dem Bock, die Peitsche flog um die Köpfe der schnaubenden Pferde und der Wagen rollte blitzschnell zwischen die kaum erkennbaren Berge hinein.

Es war eine lange, athemlose Fahrt auf nächtigen Wegen. Manchmal an Dörfern vorüber, die schweigend, in tiefem Schlaf am Wege lagen, wo nur die Hunde auffuhren und eine Weile heilend hinter den Rädern dreinliefen. Dann donnerte der, Wagen plötzlich über das holprichte Pflaster einer Landstadt, daß der Wächter des Bürgergefängnisses verwundert nachblickte, wie es rasselnd, aber mit gespenstischer Hast im Dunkel an ihm vorüberflog. Jetzt hinein und jetzt schon wieder draußen; der Regen fiel nicht mehr und am Horizont begann es sich leise gegen zu färben, gerade so viel, daß man das schwere Wolkengewenge, das sich am Himmel drängte, zu unterscheiden vermochte. Auch drinnen im Wagen fing jetzt das Leben an, sich wieder zu regen. Walter vernahm die Stimme seines neuen Freundes, der eine andere mit mattem, liebkosem Ton antwortete; allein er horchte nicht und verstand nicht, was sie sprachen, denn sein Ohr spannte sich an ihrem leisen Gespräch vorbei in die Ferne. Er hatte es schon oft zu hören geglaubt, dann verflog es wieder im Wind. Aber jetzt war es unverkennbar, noch weit zurück wie dumpfes, fernes Rollen eines herausfreigenden Gewitters, gerade aus der Richtung, von welcher der Wagen pfeilschnell daherkam.

Ein Blick auf die schweißtriefenden Pferde, ein Sausen der Peitsche — weiter ging's wie der Morgenwind, der vom heller werdenden Horizonte vorbeizagte. Dennoch kam das Rollen näher, es löste sein allgemeines Gemurmel in eine Klugheit von Tönen auf, die wie das Klappern von Pferdehufen klangen. Im Trab leuchten die beiden Schimmel eine langgestreckte Anhöhe hinauf, von der man über die Senkung des durchlaufenen Wegs zurückzublicken im Stande war — Walter erschrak, deutlich sah er im Morgenlicht die Kattenden Dolmans einer österreichischen Husarenschaar den jenseitigen Berg herabjagen. Ihre goldgestickten Uniformen glitzerten im ersten Frühlicht, durch die weite Stille vernahm man die lauten Rufe, mit denen sie ihre ungarischen Renner antrieben. Auch der Entführer drinnen im Wagen hörte es. Er beugte sich hastig aus dem Fenster; ein zweites Blasses Gesicht, das was das seine dicht mit Pulv und Rauch überzogen war, blickte neben ihm ebenfalls angstvoll nach den Verfolgern zurück.

„Lieber sterben, von Deiner Hand sterben — es ist süß dagegen, in ihre Gewalt zurückzukommen, von Dir wieder getrennt zu werden,“ sagte das blasse Gesicht mit fest entschlossener, lauter Stimme, daß es Walter schauernd überlief.

„Wie weit ist's noch bis zur Grenze, Walter?“ rief Daniel.

„Eine Stunde!“

„Unmöglich, es ist unmöglich, wie eurinnen ihnen nicht,“ murmelte er. Er sah mild umher; vor ihnen lag ein einsamer Straßenwachthorst am Wege, dessen Schlagbaum aufgezogen war. „Halt' an bei dem Hause; wir wollen und drinnen vertheidigen, bis auf den letzten Tropfen Blut,“ befahl er.

„Halte sie, halte sie! Den Schlagbaum nieder!“ schrie der Aufführer der auf Schußweite herangekommenen Husaren. Ein schnaubhärtiger, muirrisch aussehender Mann trat aus dem Häuschen, auf das der Wagen mit rasender Eile zufloß. Er überfah mit einem scheelen Blick unter den buschigen Brauen die Sachlage und griff eilig mit der Hand nach dem Gewicht des Schlagbaums. Drinnen im Wagen knallte der Hahn einer Pistole, dann knallte es auf und der Arm des Wächters fiel zerschmettert an seiner Seite herab im Augenblick, als es das Gewicht gelöst. Der Wagen schoß unter den sinkenden Barriere durch; was die Flüchtigen hemmen sollte, hemmte ihre Verfolger.

„Hurrah!“ rief Walter, „wir haben Vorsprung und versuchen es noch einmal!“ Er sagte freudig weiter; allein er hatte nicht auf die Gewandtheit der ungarischen Pußtenreiter gerechnet, die in hohem Bogen über den herabgefallenen Schlagbaum wegsetzten und wie angespornt von dem Überwundenen Hindernis in einer Minute den Raum, der die Flüchenden von ihnen trennte, um die Hälfte verringerten.

„Es ist vorbei, wir wollen wie Männer sterben, daß wir, Walter!“ rief der Mann im Wagen mit dumpfer Stimme. Er sprang aus dem an einer Wegbiegung anhaltenden Wagen und wendete, mit einer gespannten Pistole in jeder Hand, das Gesicht gegen die heranhaltenden Feinde, die bei dem Anblick ein lautes Freudengeschrei ausstießen.

„Eine Kugel für mich, Adalbert, es ist das Letzte, um das ich Deine Liebe bitte,“ sagte furchtlos die junge Dame, die, von ihrer Decke umhüllt, ihm aufgesprungen war und sich, von seinem Arm umfangen, fest an ihn schmiegte.

Er warf einen Blick grenzenloser Verzweiflung auf sie und hob die Waffe gegen die heranschnaubenden Pferde. Allein plötzlich parirten die Husaren mit wildem Fluch ihre schäumenden Renner im Galopp. Ein lauter Jubelschrei brach von Walter's Lippen, dann brauste es donnernd um die Biegung des Wegs, wie die wilde Jagd mit stürmischem Hallohh an dem Wagen und seinen betäubten Insassen vorüber. Die österreichischen Husaren hatten ihre Pferde wie der Blitz herumgewarfen und jagten wie rasend den Weg zurück, den sie gekommen, und hinter ihnen drein stoben die Hufe einer preußischen Reiterschaar, von deren metallglänzenden Helmen und Brustharnischen die ersten Strahlen der aufrauchenden Sonne weithin blendend zurückprallten.

„Gott im Himmel, ich preise Dich,“ stammelte der Gesell des Meisters Mathias, ihnen wie einer Traumerscheinung nachstarrend. Dann blieben seine Augen auf: „Das sind die Braven von der ersten Schwadron, die in der ersten Stunde gekommen.“

Er schlang beide Arme um den Nacken seiner Begleiterin, die aufrecht und ruhig neben ihm stehen geblieben war. Der ungeheure Wechsel von Tod und Leben hatte den Ausdruck ihrer Züge kaum berührt; man sah es den schönen, bleichen Antlitz an, daß es Entsetzensvollstes kennen gelernt, als daß Bangen vor dem Ende. Ihre Brust athmete nur um ein Weniges tiefer auf, als sie, die seinen Lippen zu denen des Geliebten emporbebend, sagte: „So wollen wir leben, und es war nicht die letzte Bitte, Adalbert. Aber es hätte keine Gerechtigkeit im Himmel noch auf Erden gegeben, wenn Du sie belohnt worden wärest.“

Sie stiegen wieder in den Wagen, der, von Walter gelenkt, rasch weiter rollte. Doch als sie den Scheitel der mäßigen Anhöhe erreicht, hielt er unwillkürlich abermals einen Moment inne. Ein alterthümlich freundliches Städtchen lag vor ihnen auf weitem ebenem Plan, darüber wogte es, fast soweit der Blick reichte, von blitzenden Bajonetten, die in endlosen Reihen auf dem breiten Untergrund schwollen. Wie eine Stadt neben der andern, standen Tausende von Zelten aufgeschlagen; Reiterschaaren tummelten sich im lustigen Morgensonnenglanz daher, Adjutanten jagten, Kommandoworte, Gewehre und Gespampf klang bis zur Höhe, auf welcher der Wagen hielt, herüber.

„Vorwärts!“ rief der Schornsteinfeger ungeduldig, „da sind sie und die Grenze liegt hinter ihnen; seht euch, ihr Kerlesreiter und trommen Schweizer, sie kommen und grüßen euch auf heimischen, habsburgischen Grund!“

Seine Augen flammten begeistert, wie der Wagen hinabfolg; dann plötzlich schrie er: „Halt! halt!“ und schwang sich mit einem Satze hinaus.

Kaum hundert Schritte seitwärts vom Wege stand auf einem kleinen Hügel ein mittelgroßer Mann in Uniform, und gestikulierte mit seinem langen Rohrstock seiner etwa aus einem halben Dutzend Offizieren mit wehenden Federbüschen bestehenden Umgebung bald hier bald dorthin. Dazwischen war seine linke Hand in unablässiger Thätigkeit, aus der Tasche der langen Schoßrocke etwas herauszufingern und an die Nase zu führen. Nun ließ er eine Sekunde den Stock ruhen und schob aus seinen falkenartigen Augen einen Blick auf die seltsame Figur, die von dem anhaltenden Wagen gerade auf ihn zukam.

„Was vor eine Vogelscheuche will uns heute machen, Messieurs?“ sagte er mit scharfem Accent, daß die Generale sämmtlich ihre Augen lachend auf den Ankömmling wandten. Plötzlich jedoch antwortete Einer von ihnen: „Majestät, ich müßte mich sehr täuschen, oder die Vogelscheuche ist Baron Adalbert Hochstein von —“

„Es scheint sich wie, Herren,“ unterbrach König Friedrich ihn. „Hochstein, ist Er bei Simon, und lebt Er also noch? Ich meinte, Er sei in Afrika von den Löwen gefressen. Haben die verfluchten Federbuschen mich wieder angelogen.“

Der Gesell des Meisters Mathias verbeugte sich tief vor dem großen Monarchen. „Majestät, ich habe den Feldzug auf eigne Hand angefangen und bringe einen Gefangenen.“

Friedrich II. warf einen schnellen Blick auf die Kutsche. „Der muß grab' seine große Eile haben, wieder los zu kommen. Ab' Er, Hochstein.“

Der König schnupfte immer heftiger, während der Baron in fliegender Hast erzählte. Zitzen Ruckte in sich hinein über Pfaffengesindel; die

übrigen Offiziere blickten starr verwundert auf den Schornsteinfeger. Endlich sagte Friedrich gutlaunig: „Die Frau Venus, von der Monsieur Arouet so viel zu erzählen weiß, kommandirt ihre Truppen doch noch besser als ich. Wer von Euch thäte das für den König, Messieurs?“

Er trat auf Hochstein zu und klopfte ihm derb auf die Schulter: „Er ist ein Teufelskerl, Hochstein, ich mache Ihm das nicht nach. Die Frau Kaiserin wird sich abfinden lernen, wenn sie von Ihm hört. Laß' Er mich seinen Schatz sehen; allons, Messieurs!“

Er schritt, auf seinen Stock gestützt, mit den Generalen auf die Kutsche zu, von der Walter herabgesprungen war und sich entblößten Kopfes hereingezerrt' am Wege aufgerichtet hatte. Die kühne Intrigantin des Wagens wickelte sich bei dem Herannahen des Königs, den der Goldschmied ihr gebeutet hatte, mit verlegener Miene fester in ihre Decken. Um den Mund der Offiziere zuckte ein Lachen, wie sie das komisch geschwärzte Gesicht der jungen Dame gewahrten. Aber es verflog schnell, als Friedrich, an den Wagenschlag tretend, den Dreispitz — was kaum je Einer von ihnen gesehen hatte — vom Kopf zog und mit einer ritterlichen Verbeugung sagte: „Ja heiße Sie willkommen, Frau Prinzessin. Bleiben Sie drinnen — ich verspüre die Courage sehr, ob sie in Hosen oder im Mieder verdeckt steckt. Sie sollen zu meiner Frau Schwester, bis der da in so anständigen Kleidern steckt, daß unser Herzgott sich in seinem Hause seiner nicht zu schämen braucht. Donner und Doria, ich glaube, Sie sind blind, Messieurs, die Frau Prinzessin begrüßt Sie.“

Die verdutzten Generale, die bisher regungslos umhergestanden, salutirten stotternd vor der jungen Dame, die mit unmuthigem Lächeln erwiderte: „Majestät, die Baronin Hochstein dankt Ihrer Gäte; die Prinzessin M.... existirt nicht mehr, weder für die Welt, noch für ihre Familie.“

„Ist auch bessere Rasse,“ antwortete Friedrich trocken, dessen unverschweifende Augen auf die stattliche Figur Walter Armbrust's gefallen waren. „Also Er ist der Goldschmied? Sieht wie'n ganzer Kerl aus; habe Seine schmucke Visage schon einmal zu Gesicht bekommen.“

Walter verbeugte, die Arme strammen an die Seite legend, soldatisch: „In Berlin, Majestät, in der Mauerloge.“

Der König wiegte den Kopf und repligirte scharf: „Will auch Flausen machen und in's Weiberregiment treten? Sollt' Seine Grütze im Kopf zusammenhalten. Er kann Flügelmann bei mir werden, auf Avancement dienen. Will Er?“

„Habe bereits Dienst genommen, Majestät; ein Deserteur verdient den Galgen.“

König Friedrich lachelte halb ärgerlich, halb gutlaunig: „Seh' Er sich nur vor, daß Er sich nicht selbst einmal einen Strick kauft. Na, wenn's Ihm zu arg wird und Er aus der Weiberschwadron wegläuft, soll Sein Platz bei mir offen bleiben. Habe gehört, daß noch nicht Alles ganz richtig ist mit Seinem Regiment. Will Ihm morgen ein paar tausend Brautwerber in das Nest mitschicken, die den alten Mathias schon müede machen sollen. Bon jour, Madame, ich will in Wien von Ihnen grüßen. Allons, Messieurs!“

*

Das Frühroth kam über die braunen Weinberge und vergoldete die in's Blau ragenden Ueberbleibsel der mittelalterlichen Ausbauten, als die protestantische Jugend des Städtchens mit lautem Jubel sich an die hohe Steinbrücke drängte und das stattliche Grenadierregiment begrüßte, das mit fliegenden Fahnen und unter Trommel- und Pfeifenklang hahermarschirte. Seit achtundvierzig Stunden war so viel innerhalb der alten Stadtmauern geschehen, daß die Neugierde von dem im Kloster buch den Gesellen des Meisters Mathias verlohen Raub längst übersehen wurden. Die Barnabiterinnen selbst waren offenbar abgereist, denn kamen die Husaren, welche die Flüchtigen verfolgt hatten, aber nur zur Hälfte und wie toll über die Brücke zurückgesprengt, und in kürzerer Zeit als einer Stunde war der ganze Ort von allen k. k. Truppen verlassen, die sich in fliegender Hast rückwärts nach Süden wandten, da die gesammte preußische Armee im Anzuge befindlich sei. Die katholische Partei, die kurze Wochen übermüthig im Städchen triumphirt hatte, verbarg sich wieder in ihren Häusern, und das stillste derselben war das vor zwei Tagen belebteste des Meisters Mathias Thorbecker.

Die Besuche hatten darin, wie gesagt, aufgehört, doch wenn Einer gekommen wäre, so hätte er den würzigen Hausherrn schwerlich wiedererkannt. Meister Mathias saß stumpf und sprachlos in seinem Sessel und antwortete weder auf die Ansrufe seiner Frau noch seiner Tochter, noch irgend eines Menschen im Hause. Selbst der Trommelwirbel, der jetzt unter seinen Fenstern vorüberlang, weckte ihn nicht aus seinem Brüten. Anne dagegen stand mit hochrothem Gesicht am Fenster und blickte unverwandt nach der gegenüber befindlichen Thür Meister Armbrust's hinüber, in welche Walter, nachdem er ihr eine Kußhand zugeworfen, in Begleitung zweier vornehmer Fremden eingetreten war. Die Zeit ward Anne sehr lang, bis sie wieder herauskamen, daß mit ihnen Meister Armbrust und seine Frau und auch Röschen Armbrust mit ganz vor Freude strahlendem Gesicht. Und alle schritten quer über die Straße, gerade auf den Thorweg Meister Thorbecker's zu. Mit klopfendem Herzen trat Anne vor den Spiegel und fuhr mit der Hand glättend über ihr Haar — da klopfte es auch draußen schon, sie brachte kaum ein „Herein“ über ihre Lippen und schrie dann fast laut auf, denn es war der fremme Daniel mit einer wunderschönen, nur etwas bleichen Dame am Arm, der hereintrat, und die Letztere, die dem Bild in dem kleinen Medaillon, das Anne seit zwei Tagen auf der Brust trug, auf ein Haar glich, ging schnell auf sie zu, küßte sie liebevoll und sagte: „Ich bin's, liebe Anne, um derentwillen auch Du die Herzensfahrt durch den Schornstein gemacht hast. Wärest Du nicht so tapfer und muthig gewesen, so hätte er mir nie die Kraft zugetraut, und ich habe noch drüben in der Zelle, aber beschade mich niemehr mit den frommen Schwestern auf der Reise, nun eine neue, noch besser verwahrte aufzuschen. Wir sind ein Geschwisterpaar, das es wohl noch nicht auf Erden gegeben — Schornsteinschwestern, Anne —“

„Frau Prinzessin — Durchlaucht —“ stammelte das Mädchen, aber jene fiel ihr lachend in's Wort: „Frau Meisterin, Du bist über mir, ich bin nur die Frau eines Gesellen, und was für eines — eines Schornsteinfegers! — puh —“

Und sie küßte Anne wieder auf die Lippen, während die ganze Familie Armbrust sie umstand und auf den Augenblick wartete, sie ebenfalls zu begrüßen. Nur Meister Mathias stierte mit blödem Ausdruck auf die Gruppe und besonders auf den hochgewachsenen Herrn in glänzender Uniform, dessen Gesicht ihm fremd und doch bekannt vorkam und der mit boshaftem Lächeln zu ihm sagte: „Meister, ich weiß aus jahrelanger Erfahrung, daß Ihr ein Mann von Wort seid. Ihr habt meinem Freunde Armbrust versprochen, ihm Eure Tochter zu geben, wenn sie in ihrer Staatstoilette durch Euren Schornstein hinaufstrecken und er zugleich Euch den Beweis liefern würde, daß Frömmigkeit heutzutage oft nur eine Maske sei, die der Trägge selbst im Stillen verlache und zu selbstsüchtigen Zwecken an- und ablege. Nun, Meister Mathias, ich frage Euch: Habt Ihr Zeit Eures Lebens einen frommeren Gesellen gehabt als Daniel — als mich?“

Und der Sprecher strich sich schnell das weiche, braune Haar über die Augen, während seine Gesichtsmuskeln völlig den blöd-bigotten Ausdruck des frommen Gesellen annahmen. Meister Mathias stieß einen verwirrten Laut aus, den jener mit den Worten unterbrach: „Mein Name ist Baron Hochstein, und ich werbe um Eure Tochter für Herrn Walter Armbrust im Namen Sr. Majestät Königs Friedrich von Preußen.“ — —

Und zwei Tage spater war das stillste Haus des Städtchens wieder das belebteste. Die preußische Regimentsmusik spielte darin zum Tanz auf und Monsieur Pierouet flog leichtfüßig wie immer durch die Reihen und rief entzückt: „Ça — ça — à merveille, parfaitement comme en Français, Madame Anne.“ Der kleine Tanzmeister maß, während er dies sagte, mit bewunderndem Blicken das zweite schöne Paar, das lustig an ihnen vorüberschwebte, und flüsterte Anne hastig weiter in's Ohr: „Qu'aben monsieur le baron sleich erkannt auf die fete an seine Art à danser —“ doch dann drückte er sich rasch auf die Hand der jungen Frau und sagte, sie zierlich an die Lippen führend, mit bedeutungsvollem Lächeln bei: „Digne d'une princesse“.

Aelteste mikroskopische Urkunden.

Von **Paul Kummer.**

Der deutsche Stolz der Ostsee ist die Insel Rügen mit ihrer landschaftlichen Pracht und ihrem heiligen Hintergrunde voll Göttersagen aus alter Zeit. Niemand, der die Insel betritt, kann unempfindlich bleiben gegen die großartige Naturszene, wie gegen die Erinnerungen aus grauer deutscher Vorzeit. Aber für den Naturforscher hat doch das allerdobchte Interesse jener kreideartige Küstenstrich an der nordöstlichen Halbinsel Jasmund, der gleich hinter dem Badeorte Saßnitz beginnt und als eine schwindende Wernand voll zackiger Spitzen und kühner Schluchten sich hinzieht, im Königsstuhl auf Stubbenkammer den Höhepunkt erreicht und dann noch bis zum Vorgebirge Kelona sich erstreckt.

Sinnlos hat die Menschheit Jahrtausende hindurch diese Kreidemassen nur als Kuriosität betrachtet und höchstens wenig gehalten, zum schmucken Anstrich der Häuser zu dienen. Und es ist auch immerhin eine scheinbar einfache Sache um diese Kreide. Sie ist mit Sand untermischter kohlensaurer Kalk, wie sie heim bei Behandlung mit Schwefelsäure aufbraust, die Kohlensäure entweichen läßt und in Aneignung der Schwefelsäure sich in eiteln Gyps verwandelt. Bei anderer Behandlung ergibt sie den einfachsten Kalk von der Welt. Aber die Wissenschaft hat einen tiefen Sinn in dem weichen, schneigen Gestein gefunden und durch die Kreide Bilde auf längst vergangene Schöpfungsvorgänge gewonnen, gegen deren Zeitenform die Sagen des Herthafees und der Herthaburg wie von gestern oder heute erscheinen.

Mitten aus dem Kreidegestein fördert die Hacke der Arbeiter, welche

Digitized by Google

es für die Schlemmerke brechen, fortwährend eingebackene Versteinerungen zu Tage, und zwar vor Allem von Muscheln, Seeigeln verschiedener Art. Das Alles mit feinkörnigem Sande untermischt deutet schon den Umstand an, daß es einst als schlammige Masse einen Meeresgrund bildete. Es rauschten darüber die Wasser, welche in unvordenklichen Zeiten das ganze norddeutsche Tiefland überfluteten und sogar noch mit dem Weißen Meere zusammenhingen. Aber die Kreidebschlaumbildung erreichte ihr Ende, die Masse erhärtete und die Sandschicht wurde darüber abgesetzt, die fußhoch und höher jene Kreideselsen jetzt noch überall bedeckt, so daß die Wurzeln der Bäume sich seltsam horizontal wanden und krümmen müssen, um Platz zu ihrer Ausbreitung zu gewinnen, wie es vor Allem von Stubbenkammer aus beim Blicke nach den Schluchten links und rechts wahrzunehmen ist. Die Zeit, seit der jene Formationen und Ablagerungen aber trockenes Land sind, kann eine verhältnißmäßig nur unbedeutende sein; die von der Laubvegetation hervorgebrachte Humusschicht ist ja fast überall nur als ein dünner Ueberzug zu erkennen.

Aber gedankenregelmäßiger als diese oberen Ablagerungen ist die Kreide selber. Man hat gefagt, die verschiedenen Geschiede der geschichteten Gesteine mit ihren Pflanzen- und Thierabdrücken und eingeschlossenen Versteinerungen seien die Urkunden der geologischen Vorzeit, die man nur wissenschaftlich zu durchblättern habe, um das allmälige Werden der Erde genauest herauszulesen. Die Kreide können wir in ähnlicher Weise eine **mikroskopische Schrift** nennen, und der und die Entstehung der kreidigen Massen selbst klar wird und damit ein gutes Stück der Schöpfungsvorgänge. Bringen wir dazu ein winziges Kreidestäubchen unter das vergrößernde Auge des Mikroskopes, so wird uns die großartige Ueberraschung zu Theil, zu erkennen, daß wir es hier nicht mit abgemoschenem Gesteinsschlamm zu thun haben, der durch chemische Verbindungen so oder so modificirt ist, was die Weise ist, wodurch sonst die verschiedenen geschichteten Gesteinsarten entstanden sind. Nein, unter dem Mikroskope ergeben sich die kleinsten Theile als eine Zusammenhäufung aus rundlichen Körnchen, denen mehr oder minder reichlich mikroskopisch kleine Thierschalchen, Ringel, ammonshörnige Gebilde, zierlich gewundene Schneckenhäuschen u. s. w. eingemischt sind. Wie haben es hier mit einer untergegangenen infusoriellen Welt zu thun, deren uns der kühnsten Phantasie nicht auszudenkende Menge im Laufe der Vorzeit zu dem, was wir Kreide nennen, zusammengeschlemmt ist, vermengt mit feinem Sande und Feuersteinen, durchsetzt von den Versteinerungen der Meeresweichthiere, die mit den Kreideinfusorien zugleich auf dem Meeresgrunde der Vorzeit lebten und in den weichen Kreideschlamm nach ihrem Absterben sich einsenkten.

So gesteinartig die Kreide uns auch scheint, so steht sie somit ihrer Entstehung nach doch auf gleicher Stufe etwa mit den Korallenbänken und Korallenriffen, indem sie auf gleiche Weise nicht zerstörtes Massengestein ist, sondern ihr Vorhandensein organischen Lebwesen verdankt. Bei jedem Striche, den wir mit dem Kreidestift an die Tafel zeichnen, reiben wir tausende und abertausende fossiler Meerthierchen ab, deren Panzergerüst daran hängen bleibt, daß sich auf gleiche Weise erhalten hat, wie die Knochen der höheren Thiere und die Schalen der Weichthiere unserer Tage ja auch eine fast unverwüstliche Dauer haben. Sie bestätigen dazu auch auch ältester Zeit den zoologischen Grundsatz: kein Leben ohne Kalk!

Aber auch noch in anderer Beziehung gleichen die Kreidefelsen den Korallenbänken. Wie rechnen die Kreideformation gang und gäbe zu den Formationen nur der Vergangenheit. Und so hat diese Formation sich allerdings vor Allem massenhaft gebildet. Die Südküste von England schimmert von derselben Kreide wie der Osten von Rügen, weshalb die Römer, als sie dahin übersetzten, sie als die weiße Insel, als Albion begrüßten. An den Küsten von Dänemark, Frankreich, am Mittelmeergestade findet sie sich gleichermeise massenhaft und kommt nicht minder in Aegypten und tief nach Indien hin vor. Daß waren Gebilde der eisgrauen Vorzeit, meinen wir; das Gähren und Bilden der Erde sich erschöpft; in unserer Zeit sei die Aufgabe der Erde höchstens noch, die Humusdecke für Wald- und Ackerbau zu vergrößern. Und doch, — die Erde ist nicht anders geworden in ihrem Gebären und ihrem Schaffen seit den Tagen jener Zeit. Die Kräfte, die damals thätig waren, wirken noch heute, und was sie damals produzirte, produzirt sie noch immer. So war es denn ein großer Triumph der modernen Naturanschauung, als es jüngst der staunenden Welt offen dargethan wurde, daß jene fossilen Kreideinfusorien jetzt noch existiren, ihr Werk der Kreidebildung jetzt noch fortsetzen, und zwar auf dem Grunde des Meeres, wo es, wie oben nachgewiesen, in der Urzeit geschah. Man hat mit dem Senklothe auch verschiedener, bis 20,000′ reichender Meerestiefe Probemengen von schlammigem Meeresgrunde heraufgeholt und diese unter dem Mikroskope untersucht. Da ergab sich denn von Allem durch die Nachweise des sachverständigen berliner Prof. Ehrenberg, daß ganz die winzigsten Thierschalchen und also auch die Thierchen darunter sich fanden, welche fossil die Kreide bilden. Der Meeresgrundschlamm war selbst zum Theil schon Kreide und diese durch jene infusoriellen Bewohner in fortwährender Bernehrung begriffen. Ob freilich dieser Meeresgrund, wie jetzt die Oststüte von Rügen, einst bloß und trocken liegen wird, nachdem neue Jahrmillionen ihn mit Kreidemassen in einer Mächtigkeit, wie sie jetzt Stubbenkammer zeigt, bedeckt haben werden, das ist eine müßige Frage.

Aber das steht uns daraus fest, daß die Erde in allen ihren Kräften und Funktionen keine andere geworden im Laufe der Aeonen, und daß wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts auf keiner fertigen Erde wandeln, sondern auf einer solchen, die in ewiger Entwickelung fort und fort an sich arbeitet und kein Ende ihres zum Theil immer gleichen Schaffens kennt.

Mit solchen Betrachtungen habe ich die schimmernden Felsen der deutschen Kreideinsel verlassen. Doch sa recll die ausgesprochenen Gedanken sind, so sei noch hinzugefügt, daß aber Daßjenige gerade nichts als optische Täuschung ist, was dem harmlosen Besucher zumeist in der Erinnerung bleibt: jenes blendende Feberweiß, mit dem die schroffen Felsenwände nach aus der Ferne grüßen. Wir bringen Kreide seinst zerbrollt als nur einen Hauch unter das Mikroskop. Wie erscheint sie uns? Nur als glashelle Schälchen und Körnchen! Bon weißer Färbung ist da keine Spur! Diese erscheint eben nur in der Masse, und zwar nach dem Gesetze, daß das Licht, wenn es durch verschieden dichte, durchsichtige Medien geht, also hier durch die glashellen Körnchen und die dazwischen liegende Luft, und weiß erscheint. Es ist das Gesetz, wonach auch der Schnee, der Zucker, zerstoßenes Glas, schäumende Flüssigkeit und Anderes weiß aussieht, was in Mehrheit aus krystallhellen Partikelchen besteht, zwischen denen aber Luft sich befindet. Die durchsichtigste Kreide so gut wie der schmelzende Schnee verlieren das blendende Weiß, weil dann das Wasser als dichteres Medium die dünnere Luft ersetzt und somit die Lichtbrechung eine andere wird.

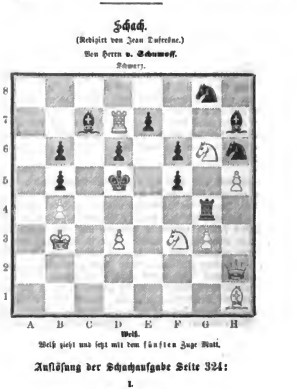
Aber mag für das sinnliche Auge die an sich glashelle Kreide in ihrer weißen Verschleierung uns täuschen, — wir blicken mit dem geistigen Auge durch jedes Kreidestück doch klar auf vorzeitliche Schöpfungsvorgänge hindurch, durch das Dunkel von Jahrmillionen, deren Hintergrund sonst ewig verschleiert läge.

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **v. Schumoff.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 324:

I.

(Weiß zieht an.)

Weiß.	Schwarz.
1) S. B 5 — C 3 † . .	1) S. A 4 — B 4,
2) S. C 3 — A 4 †	2) S. B 4 nimmt A 4 ab. — C 4.
3) L. D 5 nimmt A 5 oder S. A 4 — B 6 gibt Matt.	

II.

(Schwarz zieht an.)

Schwarz.	Weiß.
1) L. A 1 — B 1 † . .	1) S. B 2 — C 3 am Beten.
2) L. B 1 — B 4	2) Beliebig.
3) S. A 3 — B 1 oder S. C 7 nimmt D 5 gibt Schach und Matt.	

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 32.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Die Pestjungfer.

Eine Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs.

Von August Becker.

(Schluß.)

Wir hörekens mit verhaltenem Athem zu, und arges Grausen machete uns Leib und Seele erbeben, da der Alte so sprach. Hinter dem Ofen aber regte sich's im selben Augenblick und Jedermann schaurete dahin, konnte aber allda nichts gewahr werden. Derohalben hub der Alte wiederum an, mit lief ein eiskalter Schauder durch all' meine Glieder, da ich ihm dabei in's Antlich sah, diewell solches gar höhnisch grinsete, da er seinen Mund aufthat und also sprach:

„Habe selber einsmals die Pestjungfer gesehen, wie sie vorbeiflog und hintennach ein ganzer Rudel Hunde, denn diese verfolgen die Fürchterliche mit heraushängender Zunge und leuchtendem, heißerem Bellen, also daß es entsetzlich ist zu schauen und zu hören. Aber einen hab ich da gekannt, — einen saubern Gesellen, dem ist es schlimm ergangen und übels widerfahren, daß er sich mit der Pestjungfer eingelassen. Saß der einmal auf einem Heuschober in freiem Felde, — war heller Mondenschein und er sahe hinaus in die weite Nacht. Da kommt von Ferne ein großes Weibsbild mit Siebenmeilenschritten über das weite Feld und hintennach ein wüthiger Rudel klaffender Hunde, so das Weibsbild verfolgeten und nicht erjagen mochten. Die eilete nun geradewegs auf den Heuschober, da der Geselle lag, daß er sich ob ihres Anblicks und ihrer Gebärde entsetzete, und bald schwang sie sich auch mit gewaltigem Satz auf die Leiter, so da an dem Heuschober stund. Die Hunde konnten ihr nicht folgen, und die Alte streckete das wüthige Gethier zu reizen

„Der Himmel und seine Wunder"

frei nach Littrow bearbeitet von Ludwig Löffler.

Saturn (der Kinderfresser).

allezeit den Fuß selbigen hin, darbei sie hetzend rief: „Huß! huß! den Fuß! Huß, huß, den Fuß!"

Und das trieb sie so lange, bis der Geselle am obern Ende die Leiter ergriff, selbige auf die Erde warf, daß das Weibsbild mitten unter den Hundehaufen hinein fiel, und daß solche wüthend über sie herfielen. In selbigem Augenblick aber verschwand sie unter grausamen Bedräuungen, so dem Gesellen galten. — Der aber ware von Stund an aus dem Hausel, lame nicht mehr zu sich, und Niemanden war es bewußt, aus was für Ursach er nun immer den Fuß ausstreckete und rufte: „Huß, huß! den Fuß!" — — —

Die Hunde im Hofe bellten jetzt fürchterlich, daß alle entsetzt auffuhren, so in der Stube waren und dem alten Herr zuhörten; denn es war solches gleich einer Antwort auf die Hetze: „Huß, huß! den Fuß!"

Da aber der Alte unsere große Furcht sahe, wollete es mich dünken, als habe er sein Wohlgefallen daran und wir wurd es allezeit ungeheuerlicher in seiner Nähe und wollete gewünschet haben, daß er niemalen in's Haus wäre gekommen, denn mein Aeltherle und unser liebes Kind triegten herzhalber noch gar die Gichter und mein alter Schwäher saß da, als auf einem Sündenstuhl, so bebete und zitterete er an allen Leibesgliedern. — Hinterm Ofen aber hub wiederum ein Geräusch an und ich sagete trübe für mich: „Es hat sich etwelches erzeigt!"

Denn mein Herz stund in trüber Ahnung und alles großer Trübsal, wie dergleichen noch niemals mich überkommen war. Und da wir also schwiegen, stieg ein Schatten hinterm Ofen auf und schmolete an der Wand hin, und da ich des schonen Ann'mariele's Gestalt erkannt und solche mir mit dem Haupte gewunken hatte, war selbige auch schon vor meinen Au-

Digitized by Google

gen verschwunden. In dem halbdunkeln Zimmer aber daueete bad Gepolter fort, ein Rauch als von Wachholderbeeren drang aus den Dielen, also daß mich solches groß' Wunder nahm und ich selber dafür halten mußte, daß ein Kobold im Hause, wie mir mein Weiblein schon etlicher Tage her allezeit gesagt hatte, wie daß einer da sein müßte, diemeil zum Oestern bes Morgend, da sie aufstehe, alles gefäubert und frisch und blank geschenert seie.

Der Alte sagte itzt mit gefrigerter Stimme:

„Ei, was soll der Gestank im Haus! Macht, daß er hinauskommt, diemeil mir altem, gebrechlichem Mann solches das Bischen Athem noch rauben möchte, so ich noch habe."

Aber Niemand wußte dem nachzukommen — weil kein Mensch wissen mochte, wo der Rauch hergekommen. Da wir uns noch dessen sattsam verwunderten, entstund auf der Straße plötzlicher Lärm, — Pferdegetrappel, Hufschläge, Wagengerassel und Soldatenstäcke hallten durch die Nacht, daß es schaurig zu hören war. Und bald weckten Kolbenstöße und Peitschenhiebe uns aus unserer Erstarrung, darein wir gefallen, — eine schwedische Batterie befand sich nemlich auf dem Rückzug aus Westenburg und Bergzabern und hatten große Noth der kaiserlichen Uebermacht zu entrinnen, diemeil General Gallas im Begriffe stund den Rheinstrom zu überschreiten.

Die Soldaten nahmen nur auf eine Stunde, wie sie sagten, allen Raum ein, fraßen und soffen und alles weg und zechschlugen darnach noch Geschirr und Gläser. Wir saßen nun mit dem alten Mann in großer Angst im Stübchen, derweil die Soldaten schlafen wollten. Eines starrte das Andere an, Trost zu suchen, und ich wendete alle Mittel auf, so mir mein geistlicher Stand in die Hände gab, solchen zu gewähren. Der Alte griffete dabei gar unheimlich, — da pochte es dreimal leise an dem Fenster und mir war's als hörete ich meinen Namen rufen, also daß ich noch beser erschrak, diemeil mir dünchte, es müsse Jemand in Sterbesnöthen sein, so da heftig nach mir verlange. Nochmald und zum drittenmale heftiger und dringlicher rufte es mir, daß ich mich endlich in Gottes Namen aufmachte dem Rufe zu folgen, währenddem in des Alten Gesicht eine seltsamliche Bewegung und Erregung sich zeigete, da ich zur Thüre hinausgeschritten war.

Vor dem Hause auf der Gasse ersah ich Niemand, — die Soldaten ruhteten im willkommenen Schlummer, es war eine lauwarme Nacht und die Sterne des Himmels schienen traurig durch einen milchweißen Flor hernieder, so gemeiniglich der Heerrauch gemeinet wird. Eben da ich mich wiederum in's Haus wenden wollete, schwebete zum andernmale der schönen Ann'mariele lustige Gestalt vor mir, winkete mir mit der Hand ihr zu folgen, und diemeil mir dünchte, daß es kein unsaubeeer Geist sein mochte, folgete ich herzhaftiglich nach, gestärkt durch festes Gottvertrauen und mich dem göttlichen Schirm und Schutz befehlend. Der Himmel überzog sich mit düsterem Gewölk, da wir vor's Dorf gekommen waren.

Wir gelangeten bald darauf an die Fuchsgruben, allda das Gemark des Dorfes seine Grenze hatte. Die Geistergestalt der Ann'mariele blieb allvorten stehen, ein schwerer Seufzer drang aus der Gruke neben ihr, sie hatte sich niedergebeugt und winkete mir näher zu treten, und da ich ihr folgete, sah ich ein männliches Antlitz sich erheben, das ich aber der Dunkelheit halber nicht erkennen konnte.

„Wollt Ihr den Segen über uns sprechen?" sagte dann eine schwache, tiefe Stimme.

Und ich ermuthigte meine Seele durch den Gedanken an meinen Heiland und sagte:

„So Ihr mir antwortet auf die Fragen, die ich kraft meines Amtes an Euch richte, will ich Euch die priesterliche Weihe nicht versagen, da mir düncht, daß es hier ein seltsamer Fall ist. Wer ist hier Braut und Bräutigam?"

„Fraget nicht zu viel, Herr Pfarrer!" sagte wieder die Stimme, „folget nicht kleinlichen Bedenken und thut was Eures Amtes ist, — wir haben Eile!"

In demselben Augenblick zeigte mir der erste Blitz, den die Wetterwolke am Himmel hernieder sandte, das Antlitz des Mannes deutlicher: es war schrecklich bleich und allen Blutes baar, während der eine Arm, davon der Aermel gestreift war, von frischem Blute beschmutzet gewesen. Ich vermuthete einen der Krieger von der Truppe, so da im Dorfe sich eingelegt hatten. Und da ich mich immer noch sträubete die Weihe zu vollziehen, diemeil ich Jhanderte vor dem Gedanken, daß die Braut eine Todte und der Bräutigam ein Sterbender sein solle, obgleich mir wundersame Gedanken kamen und mich plötzlich dünken wollete, daß der Mann vielleicht der Friedel sei, wurde ich davon auch alsbald überzeugt. Nemlich der Verwundete sprach wiederum mit schwacher Stimme:

„Und Du kannst noch säumen, Heinrich!"

Wie vermöchte ich nur zu beschreiben, was Alles durch meine Seele flog, da ich solches vernommen? Die seltsame Trauung wurde vollzogen und nun sagete noch die Gestalt, in der ich Friedel erkannt hatte:

„Eile, eile! Deine Gegenwart ist dahein nöthig! Verlasse das Dorf mit den Deinigen sobald Du nur kannst: so Dich nicht mit den Andern der Tod übereilen soll. Wir aber seh'n und wieder." — —

Da ich wiederum an das erste Haus des Dorfes ankame, ware ich nicht gewiß, ob mir Blos getönnet oder wirklich Alles begegnet seie, so wunderbarlich ist solches beschehen. Da ich aber in unser Haus getommen, saßen meine Frau und der Friedelbauer nebst Knechten und Mägden noch bei dem Alten und der erzählete immer noch von der Pestjungfer. Ich war matt und schmach von der Aufregung und Furcht, so ich erst gehabt, setzte mich derhalben schweigend zu den Anderen und bat mich nur Niemand der nehmen wollen, daß Keines meine Abwesenheit bemerkt hatte.

Der Alte aber erzählete also in seiner Weise weiter:

„Seliger Geselle, der da aus dem Häusel geraiten und allezeit nur: „Huß, huß! den Fuß!" gerufen, sah einmal wiederum auf freiem Felde und schaute vor sich hin in die Luft hinein. Da kam wiederum ein gewaltig Weibsbild heran über bad Feld und dem armen Gesellen wollete darob gar bange werden, diemeil er sich nichts Gutes von ihr zu versehen hatte, die er so arg beleidigt, — denn es war keine andere als die schlimme Pestjungfer, die daherbrauste im Sturme. Und eh er auch zu laufen anhub, sein sieser Fuß und erschreckliche Angst hinderten ihn daran sehre, und wenn er auch hätte schneller laufen mögen, schneller denn ein wildes Roß, hätte sie ihn doch ereilen wollen. Und alsbald schwang sie sich auf seinen Nacken, daß er es wohl verspürete, und hetzete und trieb ihn an, und er sprang und lief den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, und wo er hinkam starben Vieh und Menschen und wurden die Dörfer und Städte leer. Und so kam er auch an den sieben Kheinströmen, und er sah seine klaren Wellen fließen, — drüben aber war sein Heimathsdorf und lebten die Seinigen, — die wollete er erretten vor dem greulichen Weibe und sprang in die Flut, sie zu erlösen. Solches beschahe wohl ihm selbsten — aber die Pestjungfer erhob sich federleicht aus den Wellen und ersah drüben am linken Strand Einen stehen, der ihrer zu warten schiene. Dem schwang sie sich auch gleichergestalt auf den Nacken und der trug sie weiter in das Land hinein, da sie der Geselle, so nun im Rheingrund lag, nicht hintragen wollete!"

Der Alte schwieg, — ein tückisches Lächeln verzerrete sein Gesicht, das ich eben beobachtete, denn mir kam das Wort in den Sinn, so mir des Friedels Gestalt beim Scheiden gesagt.

Meines lieben Weibes aber Vater trat nun näher zu dem Alten und fragete neugierig:

„Und wohin hat sich nun der letztere Bursche, so die Pest trug, gewendet?"

Da rief der Alte mit gewaltiger Stimme und gräßlichem Lachen:

„Hierher! hierher, in dieß verfluchte Nest, nub in Dein verdammte Haus! Elender!"

Und darauf richtete er sich empor in seiner hohen Gestalt und ich erkannte mit Entsetzen meines Weibes schlimmen Oheim, — mein Schwiegervater aber schauderte in sich zusammen und verlor seine ganze Gestalt vor argem Grausen.

Draußen aber erhub sich ein wilder Sturm in der Nacht, — die Hunde heulten ganz erschrecklich, aber die Höhne schrieen heiser den Tag an, der kommen sollte, und der ward ein Tag des Jammers und des Todes. Der Alte stierte mit mitdglänzenden Augen und gräßlichem Hohn meines Weibes Vater in's Antlitz, — auf der Gasse aber tobete und brauste die Pestjungfer in ihrer Furie, die Fenster fuhren auf und das rothe Tuch wehete mit seiner schrecklichen Farbe herein. Da lachete der Alte nochmald, sein Antlitz ward gläsherab, braudige, schwarz' und gelbe Blätterlein überdeckten es dann und dort lag er nun auf der Stube Todten hingestreckt.

In selbem Augenblicke, da Schrecken ohne Grenzen unserer Seelen sich bemächtigt hatte, stürmten die Soldaten herein, was der Lärm zu bedeuten habe, und flüchteten höhe und schimpften weidlich über die klaffenden Hunde und das greuliche Wetter. Da sie aber den Alten am Boden, meines Schwäher mit blasserbrannt Antlitz und steiverbrochen Beinen auf dem Tisch gefunden und uns Alle in starrem Entsetzen ersahen, trat einer mit heidnischem Fluche auf den am Boden hin, stieß ihn an, leuchtete ihm in's Antlitz und rief itzt mit gräßlichem Schauder: „Die Pest! die Pest!"

Und in wenig Minuten saßen die Krieger zu Roß und sprengeten mit den Geschützwagen des Dorfes Gassen hinab, und den todesgefährlichen Bereich zu kommen. Aber die armen Gesellen waren wenig des Weges und des Landes kundig, sie geriethen in das sumpfige Stück Land, so man den Bruch nennet, und während im Dorfe die Pestjungfer in ihrer Furie auf- und abfuhr, rangen sie armen Kriegsleute, dem Unkenstinken zu entkommen; aber wollete solches ihnen nichts helfen, diemeil sie immer tiefer sanken und zum Beschluß Mann und Roß und Wagen in die Erde versanken, also daß ihrer Keiner davongekommen ist. *)

*) Davon geht die Sage heute noch in jener Gegend, da schon längst der betrügliche Bruch seine Gefährlichkeit für den Reisenden verloren hat.

Digitized by Google

Ich weiß nicht mehr wie mir damals geschehen; ich hatte alles Besinnen an Weib und Kind verloren, da ich auf die Straße eilete in greulichem Zweifelsmuth und Gotteregassen. Ich starrete vor mich hin und sah nichts denn Gespenster, und hörete nichts denn schrecklich unmenschlich Rufen. Und wo ich hinstarrete, flatterte das rothe Tuch der Pestjungfer, und sie selbst trug vorüber in ihrer grausamlichen Gestalt und es schienen ihre Haare giftige Schlangen, wie an der Medusa Haupt, und ihre Geberde war teuflisch und ihr Lachen haarsträubend.

Und ich versank allezeit mehr in Vergessenheit meiner selbst, und konnte nur noch gewahren, wie noch die Pestjungfer sich gen der Kirche Thurem gewendet, plötzlich in die Luft sich erhub und zu dem untersten Schallloch hineinstog, allo daß sie nicht mehr gesehen ward.

Da lag ich denn und sah nichts bei dem Dorfe, ohne Besinnen und Lebensgeisten, und da war mir's als träumte ich, ein Zweig bewege sich um mich und reibe und schmiere meinen Körper ein, und war mir auch als flüstere er mir in's Ohr: „Sei ruhig. Du sollst gerettet werden und Dir Weib und Kind bleiben!"

Wie lang' ich allso gelegen, weiß ich nicht zu sagen, halte aber dafür, daß es zum wenigsten vier Tage gewesen. Da ich nun wiederum mein Haupt erhob, war's so still, so schrecklich still im Dorfe, ich hörte nichts als das Gekrächze einer Rabenschaar, die über meinem Haupte flog, und doch war es heller, lichter Tag, und die Häuser standen wie sonst an ihrem Platze. Und ich wußte nicht was das bedeuten solle, aber da ich mich umsahe, lagen da schwarze, verdrannte Leichname neben mir, so ich an den Kleidern erkennen mochte, daß es Leute aus dem Dorfe. Ich entsetzte mich nicht, denn ich war allzu schwach und ermattet hierzu, und da ich mich aufheben wollete, gelang mir solches nur mit Aufwendung aller Kraft, und gab mir nur der entsetzliche Durst die Macht, mich an das Bächlein zu schleppen, das durch unser Dörflein floß. Da mochte ich wohl vor mir selbsten am ehesten erbeben, dieweil es ein gar ungeheuerlich Aussehen gewonnen hatte um mich, wie ich in dem Wässerlein sehen konnte.

Endlich hatte ich Kraft genug, in meines Schwiegervaters Haus mich zu schleppen. Auch da war Niemand, — ich trat in die Stube, ein dicker Rauchqualm, so wieder von Weihholderbeeren gewesen, drang mir entgegen, dorten lagen aber am Boden zwei männliche Leichname. Ich dachte wieder mit unendlichster Sehnsucht an Frau und Kind, — die beiden Leichen waren sie nicht, — ich schlich mich weiter nach ihnen zu suchen, und sollte ich auch nur ihre Leichen finden, wollt' ich mich zufrieden geben.

Die Zuhll leitete meine Schritte, — ich ging zum Ersten in den Keller hinunter. Dort war es dunkel und ich tappte unsicher umher, und, o Entzücken des Vaters und Gatten, — ich fand mein geliebtes Weib, mein einziges Kind lebend und wohl und außer aller Gefahr der Anstedung.

Die Freude hätte mich getödtet, wenn sie mir nicht die Kraft gegeben hätte, jeglichem Tod zu widerstehen.

Wie könnt' ich jenen Augenblick beschreiben in seiner ganzen Fülle von himmlischer Seligkeit und englischer Wonne, welche der allgnädige Gott mit seinem Segenshorne über mich ausschüttete! Da mocht' ich singen unserm Gott, der so wunderbare Dinge hat gethan, und die so ihm vertrauen auf aller Trübsal erlöset auf wunderlichen Wegen.

Acht Tage noch blieb ich bei Frau und Kind in dem Grunde des Kellers; ein dankbarer Geist hat uns mit dem nöthigen Brod versorget und wir durften niemalen hungern. Da hatte denn mein liebes Weib viel zu erzählen, wie der Hausloboth jenen Rauch gemacht, der da vor der Pest schirmen sollte, wie er sie und unser Kind in den Keller geholt und sie allda eingeschlossen habe, und wie er sie gelehrt sich mit Oel und Zeit zu beschmieren, das die Pest abhalte und der Pestjungfer keine Gewalt über Einen gebe.

Das Alles erzählte sie mir, und dann sprach sie noch:

„So wurden wir Die erhalten und wer meinst, daß dieser wohlthätige Hausgeist sein möchte? Niemand anders, denn das stumme Zackele, und er ist es auch, der uns noch täglich mit Speise versieht. So lohnt sich jede Gutthat, die man auch der Geringsten Einem widerfahren läßt, und soll uns niemalen ein Erbarmen gereuen, so wir einsmal verspüret haben gen Jegendwelchen!"

Den neunten Tag aber klopfete es an unsres Kellers Thüre, — ein Mann trat ein und forderte uns auf ihm zu folgen, was wir auch ungesäumt thaten. Oben fanden wir ein Wanderwägelein vor, darein setzten wir uns und verliesen daß öde, ausgestorbene Dorf, wo wie so viel Schreckliches erlebt hatten. Wer uns das Wägelein bestellt, haben wir niemals erfahren mögen, da der Fuhrmann, so uns fuhr, kein Wörtlein sprach und verlauten ließ, als:

„Gebt Euch zufrieden, liebe Leute, daß ich Euch dahin bringe, wo ihr geborgen seid!"

Und so gaben wir uns denn auch zufrieden und vierzehn Tag' darauf, nachdem wir das jämmerlich verheerte und die Pfälzerland und Elsaß durchzogen hatten, gelangten wir, ohne irgend welch Gefährte, so uns groß kümmern konnte, in die große und schöne Stadt Metz, so in Lothringen ist gelegen. Dort fand ich mit Weib und Kind Ruhe und Frieden und Erholung bei frommen Leuten, die sich unserer echt christlich annahmen, ob zwar wir selbigen ganz fremd waren.

Wenn ich aber einmal nach dem Manne fragete, um dessen willen und solches geschahe, gab man mir zur Antwort:

„Laßt's Euch begnügen, daß es so ist!" — —

In Metz verblieben wir solange, bis die Kriegsfurie gebannet worden durch den westphälischen Friedensschluß. Darnach hat uns die Sehnsucht heimgelockt in die Pfalz, — wir sahen wohl den Ort wieder, da unser Dörflein gestanden, da war aber Alles zerfallen und verwodset, außer dem Kirchthurm, so allein noch stund. Und darum waren alle Fenster und Löcher von den umwohnenden Leuten vermauert worden, dieweil man gefürchtet, die Pestjungfer, so sich dort hinein geflüchtet, möchte einmal wieder ausfliegen.*)

Darnach wandten wir uns hiehee in das Städtlein, auch mit Gottes Hülfe und der Gnade unsers wieder eingesetzten Churfürsten, des erlauchten Sohnes seines frommen Vaters, ward ich allhier als reformirter Pfarrherr eingestellet, allwo ich noch wohne und wirke in Christi Jesu Namen. —

Amen!

Die beiden Briefe.

Erzählung.

(Bd. S. 377.)

Eine Familie, die viele Jahre in ungetrübtem Glücke gelebt, sollte plötzlich getrennt werden: so hatte es das unerbittliche Schicksal bestimmt. Als man bisher sür sechs gedeckt, blieben es anfangs nur fünf: Julius war der Erste, der aus diesem glücklichen Kreise scheiden mußte. Er hatte sein sechszehntes Jahr erreicht, als ein besserunderer Kaufmann aus Bahia den Eltern des jungen Mannes den Vorschlag machte, ihrem Sohn nach Brasilien mitzunehmen und ihm dort eine Stellung in seinem Geschäfte zu bieten. Bei den ersten Worten, die von einer nahen Trennung sprachen, wollte der Mutter fast das Herz brechen und die Schwestern brachen in helle Thränen aus; der Vater aber sah seinen Sohn mit einem Blicke an, welcher sagen wollte: „Ich habe das vollste Vertrauen zu Dir; entscheide Du selbst über Deine Zukunft." Die Freude, die er aus Julius' Augen leuchten sah, bewies ihm, daß der Vorschlag des Kaufmanns den Ehrgeiz seines Sohnes reizte. Noch an selben Tage gab man die Zustimmung zum Scheiden des Sohnes und dem glücklichen Familienbrette. Der Vater hatte jedoch eingewilligt; die Mutter mußte erst an das wahrende Wort erinnert werden: „Wir dürfen die Kinder nicht um unser, sondern um ihretwillen lieben."

Der Abgang des Sohnes machte eine große Lücke in die Familie. Nur damit konnte sich der traute Kreis trösten, daß man beständig von ihm sprach, und jede Erinnerung, die sich an ihn bot, mit liebevollem Mühen aufsuchte. Und da Julius beim Abschied gelobt: „Auch Euer Glück suche ich in der Ferne, nicht blos das meine; Euch alle will ich glücklich machen, wenn ich heimkehre," so knüpfte man an diesen Gedanken der Heimkehr alle Pläne, alle Entschlüsse, und selbst die einfachsten Veränderungen im kleinen Haushalt hatten ihre Beziehung dazu, wie die wichtigsten Fragen der Zukunft. Alles was außer dem täglichen Verlaufe lag, wurde auf diesen unbestimmten Zeitpunkt, auf den heißersehnten Augenblick, „wenn Julius zurückkehrt," verschoben. So sagte Sophie, die älteste der drei Schwestern, stets, wenn man über ihre raschen Fortschritte in der Malerei erstaunte: „Nun, ich will auch ein hübsches Porträt von meinem Bruder machen, wenn er zurückkehrt." Und Marie, die um zwei Jahre Jüngere, welche besonders geschickt mit der Nadel umzugehen wußte, antwortete, wenn man ihr etwas Schmeichelhaftes über ihre Stickereien sagte: „Ja, es ist nicht schlecht, aber daß Julius solche auch in, wenn

*) Dem Manuskripte ist hier eine Anmerkung meines Freundes angehängt, wie folgt:

Der Thurm des Dorfes hat vor hundert Jahren noch gestanden, und ein alter Mann aus der Gegend erzählte mir, daß sein Vater ihm oft erzählt habe: „Wie man hochbetagten hatte den Thurm abzubrechen, daß es unter den umliegenden Bauersleuten großen Bitterspruch, weil die Furcht vor der Pest, die darinnen eingemauert sei, noch fortlebe. — Da man endlich den Abbruch dennoch durchsetzte, fand man in denselben Knochen und Beine von einem menschlichen Körper, ja noch etliche Lumpen weiblicher Kleidung waren zu finden." Daraus ließe sich schließen, daß die Pestjungfer kein bloßes Gedingerzeichnis gewesen sein möchte, und vielleicht hatte die lange Lie die Rolle der Pestjungfrau (aus Liebhaberei für das Wunderbare selbst noch da, wo sie in ihrem grimmigen Nachgefühle sich ganz überlassen hatte) übernommen. Gewisses läßt sich jetzt, wie über so Manches in der Erzählung des Pfarrers, daß uns wie ihm nicht ganz klar ist, — nachdem über 200 Jahre darüber vergangen sind, wohl nicht mehr bestimmen.

Digitized by Google

mein Bruder Julius zurück ist." Auch die kleine Gabriele, welche ohnedieß gerne wie die Kinder alles verspäh, wollte dieß und das erst recht machen, wenn einmal der Bruder zurück sei.

Fünf Jahre war er bereits fort, als der Vater krank wurde und starb. Als er in der Sterbestunde den Segen des Himmels auf seine Frau und Kinder herabgerufen, fügte er, sich an die drei Schwestern wendend, hinzu: „Das tröstet mich, daß euer Bruder bald die Sorge für euch mit der Mutter theilen wird. Seine Heimkehr, die ich nicht mehr erleben sollte, wird bald wieder Freude und Glück in dieß Haus bringen, wo ich nur Kummer und Schmerz lasse. Ich trage die Gewißheit mit mir hinweg, erlebt zu werden; denn ihr habt eine feste Stütze, einen treuen Beschützer, wenn euer Bruder zurück ist."

Um die Mitte des nächsten Jahres erhielt die Mutter einen schnarf gesiegelten Brief, der von fernher kam. Es war ein Sonntag, als er anlam; die Wittwe war allein zu Hause, denn die drei Schwestern hatten sich am seinen Morgen zu einer benachbarten Verwandten begeben, um den Tag auf dem Lande zuzubringen. Als sie Abends voll Glück und Freude zurückkehrten, verschwieg ihnen die Mutter, daß ein Brief angekommen, aber sie konnte den Schmerz, den ihr der Brief verursacht, daß nicht ganz verheimlichen, denn ihre Stimme zitterte, und in ihrem blassen Gesichte sah man noch die Spuren ihrer Thränen. Alsbald erstarb die Freude und das Lachen der Schwestern, und sie fragten besorgt ihre Mutter, die auf ihr Drängen endlich antwortete: „Denkt euch, meine Lieben, ich habe einen furchtbaren Traum gehabt, es war mir, als hätte ich keine Kinder mehr." — „Du hast in unserer Abwesenheit also geschlafen?" Die Mutter schwieg; ehe sie sich jedoch von ihren Kindern trennte, die sie zu Bette brachten, umarmte sie sie mit so ungewöhnlicher Zärtlichkeit, als ob sie sich hätte von der Unwahrheit ihres erschreckenden Traumes überzeugen wollen.

Der Tod ihres Gatten hatte die Mutter in's Herz getroffen; aber sie rang es sich mit allen Kräften ab, ihn den Schwestern zu verschweigen. Sie fürchtete nicht für ihre Kinder, sie wußte wohl, daß nur ihr das Unglück den Todesstoß gegeben; aber ihr heroisches Schweigen sollte einen hohen Zweck erfüllen. Trotz der aufrichtigen Liebe, welche die drei Schwestern für einander fühlten, herrschte doch nicht immer vollkommenes Einverständniß zwischen ihnen. Marie, die Stickerin, reizte mit ihrem spöttischen Wesen die allzu empfindliche Sophie häufig bis zu Thränen, und die kleine Gabriele, welche Beider Unterricht genoß und das verbindende Glied zwischen den Schwestern bildete, war gar häufig für die beiden Lehrerinnen ein Gegenstand lebhafter Widersprüche, der ohne die Dazwischenkunft der Mutter leicht in wirklichen Streit hätte ausarten können. Aber die kluge Mutter durfte nur ein Wort sagen, um Alle zum Schweigen zu bringen: „Was wird Julius sagen, wenn er euch bei seiner Heimkehr so trifft!"

Das Uebel, das die Gesundheit der Mutter untergrub, entdeckte wie mit einem Blitzschlag. Um welche Stunde der Nacht der Tod der armen Frau eingetreten war, Niemand wußte es. Die beiden Schwestern hatten, abgleich erschöpft von der Arbeit, die Kranke erst verlassen, nachdem sie sich vergewissert, daß sie fest eingeschlafen, und als sie des Morgens wiederkamen, fanden sie sie todt. In ihrer rechten Hand hielt sie ein kleines Stück Papier, welches folgende im Vorahnen des nahen Todes geschriebene Worte enthielt:

„Sophie, Marie, ich vertraue euch meine Gabriele an; es ist nicht zu viel, daß zwei Schwestern die Mutter ersetzen. Obgleich ich fest überzeugt bin, daß ihr im Andenken an mich im Frieden leben werdet, kommt es dennoch geschehen, daß ihr in einem Augenblick des Mißverständnisses, wie sie mich so oft betrübt, das Wort der Trennung aussprechen möchtet. Dann kann ich das schwesterliche Band nicht wieder knüpfen, weil ich nicht mehr unter euch weile; aber statt meines lebendigen Wortes laß' ich euch diese letzte Mahnung zurück, die nicht ein Befehl, sondern eine Bitte ist: Wie schwer auch der Grund eures Mißverstandnisses wägen möchte, trennt euch nicht, so lange Julius noch nicht zurückgekehrt."

Als es Sophie endlich troh ihrer Thränen gelungen war, den Brief, das letz'. Vermächtniß ihrer Mutter, zu lesen, fielen die drei Schwestern auf die Kniee, und schworen unter lautem Schluchzen, den letzten Wunsch ihrer Mutter zu erfüllen.

*

Die Beerdigung der Mutter war vorüber und die Mädchen mußten daran denken, ihr Leben für die Zukunft einzurichten, ein Leben voll Arbeit und voll Einsormigkeit. Sophie widmete morgens zwei Stunden dem Unterricht Gabrielens, dann kam die kleine Schwester unter die Hände Mariens, die sie Sticken lehrte, während die junge Künstlerin daß in ein Pensionat ging, daß bei einzelnen Schülerinnen Unterricht im Zeichnen gab. Wo Tisch schlug sich jede der Schwestern in ihr Zimmer ein, um ungestört ihrer Arbeit sich hingeben zu können, nur gegen Abend vereinigte man sich wieder zu Nähterei und Plauderei.

Lange ging es so in Friede und Freundschaft, wenn auch kleine Plänkeleien zwischen Spott und Empfindlichkeit flattfanden. Als aber die Angriffe Mariens immer schärfer, immer spitzer wurden, und namentlich das arme Vogelchen Sophiens das Ziel der feindlichen Pfeile wurde, da wollte sich der Schwerz nicht mehr mit Thränen stillen lassen. „Du weißt, Dein Vogel," sagte eines Tages Marie, „ich gebe ihn ganz sicher noch der Nachbarin Katze zu fressen; er hat ja doch die Gicht." — „Das würde mich gar nicht Wunder nehmen," antwortete Sophie zitternd vor Entrüstung, „Du bist zu Allem fähig. Du bist gar nicht werth, meine Schwester zu sein." — „Nun, dann wohnt man auch nicht bei einander." — „Das habe ich nur eben auch gesagt," versetzte Sophie. — Der Bruch war gethan! Die beiden Schwestern arbeiteten, ohne aufzusehen oder ein Wort zu sprechen, fort. Gabriele, welche zuggegen war, wagte nicht, den Mund zu öffnen. Plötzlich sagte Marie, um ihrem Zorne Luft zu machen: „O, wenn Julius nur heute Abend käme, dann morgen bin ich nicht mehr hier!" Bei diesen Worten blickte sie ihre jüngste Schwester an, die, ohne aufzusehen, ein paar dicke Tropfen aus den Augen wischte. „Warum weinst Du?" fragte sie lebhaft. — „Ich weine," antwortete Gabriele, „weil ich weiß, daß euch nichts von einander trennen kann, Julius wird nicht heute, nicht morgen zurückkehren, er kommt nie wieder." Die beiden Schwestern sahen sich bestürzt an, und während sich ihre Augen stumm fragten, suchte Gabriele in einem Kommode ein kleines Kofferchen, das der Mutter gehört und das die Schwestern ihr geschenkt, damit sie ihre kleinen Schmuckſachen darin aufbewahre. „Seht, daß habe ich eines Tages gefunden, als ich durch Zufall auf den Spiegel fiel." — Und sie zeigte den Brief mit dem schwarzen Siegel. „Und Du hast niemals davon gesprochen?" fragte Sophie, indem sie den Brief nahm, aber noch immer zögerte, ihn zu öffnen. Der Brief, welcher der kleinen Familie jede Hoffnung nahm, Julius wiederzusehen, wurde von den beiden Schwestern mit schmerzlicher Rührung wieder und wieder gelesen. Jetzt erst begriffen sie, was die Mutter mit ihrem Verein gemeint, den sie in der Hand der Todten gefunden. Sophie und Marie wagten sich nicht in's Gesicht zu sehen, da das schlimmste Wort, das sie in diesen Räumen gesprochen worden, eben noch über ihre Lippen getreten. Endlich wandte sich Sophie an Gabriele und sagte mit einem Blick auf Marien: „Ich habe sie schwer gekränkt; bitte sie, daß sie des letzten Wunsches unsere Mutter gedenke." Die kleine Gabriele, welche nichts heißer wünschte, als diese Aussöhnung, hatte kaum gewußt, als die beiden Schwestern sich in die Arme stürzten, und während sie sich noch umschlungen hielten, sagte Marie: „Nie, nie kannst Du mich in diesem Leben wieder kränken." — „Noch mir der Gedanke kommen, Dich zu verlassen: denn wir haben kein Recht mehr, uns zu trennen, weil Julius nie mehr wiederkehrt!"

Ein Besuch bei den Arbeiter-Associationen in Paris.

Von **Eduard Pfeiffer.**

(Schluß.)

Eine merkwürdige weitere Association ist auch die der optischen Instrumentenmacher. Auch diese Genossenschaft, welche jetzt 56 Mitglieder zählte, ist erst seit zwei Jahren in Wirksamkeit. Sämmtliche Theilhaber, auch solche, welche noch nicht in der Genossenschaft beschäftigt werden können, sind verpflichtet, wöchentlich 5 Fr. in die Gesellschaftskasse zu leisten, bis ihr Guthaben bei derselben auf 500 Fr. angewachsen ist.

Beim Beginn ihres Geschäftes arbeiteten zunächst nur 4 Mitglieder in der gemeinsamen Werkstatt. Kaum hatten diese mit vieler Mühe die verschiedenen Muster hergestellt, so daß sie nun anfangen konnten Bestellungen aufzunehmen, brach Feuer in ihrer Fabrik aus und Alles brannte nieder. Zwar waren sie vollständig versichert, aber dennoch entstand sie sie ein schwerer Verlust dadurch, daß sie längere Zeit ganz nicht arbeiten konnten, bis ihr Geschäft wieder eingerichtet war, und daß sie dann von Neuem wieder mit der Herstellung ihrer Modelle beginnen mußten. Trotzdem machten sie aber im ersten Jahre noch für 37,000 Fr. Geschäfte. Im zweiten Jahre stieg ihr Geschäftsumsatz auf 54,000 Fr. und nun arbeiten schon 32 Genossen in dem gemeinsamen Atelier.

Vor Kurzem hat einer ihrer Mitglieder eine Erfindung gemacht, worauf er sich sogleich im Namen der Gesellschaft ein Patent geben ließen. Durch die neu erfundene Einrichtung fallen die Marineperspektive wesentlich verbessert werden, und die Genossenschaft verspricht sich daher sehr gute Geschäfte mit diesen neuen Instrumenten. —

Die Weißgerber, welche sich vor zwei Jahren zur gemeinschaftlichen Produktion zusammenthaten, haben ihr Unternehmen rasch in einen sehr glanzenden Zustand gebracht. Neunzehn tüchtige Arbeiter, die sogleich ein kleines Kapital zusammenschießen konnten, waren die Gründer dieser Produktivassociation. Gleich im ersten halben Jahre machten sie schon für etwa 49,000 Fr. Geschäfte und erzielten einen Reingewinn von

Digitized by Google

6500 Fr., so daß das Gesellschaftskapital zu dieser Zeit schon auf 13,000 Fr. angewachsen war. Gegenwärtig sind 108 Arbeiter, darunter 40 Genossen, in der Fabrik der Weißgerber beschäftigt und ihre Produkte sind so sehr begehrt, daß sie gar nicht alle Aufträge auszuführen im Stande sind. Der Nutzen, den diese Genossenschaft realisirt, ist sehr bedeutend, es ist daher nicht zu verwundern, daß sich vor Kurzem eine zweite Produktivgenossenschaft von Weißgerbern gebildet hat, und es ist dieß um so eher begreiflich, als die erste Association ziemlich wählerisch ist in der Aufnahme neuer Mitglieder. —

Ueberraschend in ihren Erfolgen und unübertroffen in ihrer reißend schnellen Ausdehnung steht die Genossenschaft der pariser Hutmacher da.

Es war während der großen Arbeitseinstellung der pariser Hutmacher, als eine Anzahl von Arbeitern in dieser Branche den Entschluß faßte, einen Versuch in der gemeinschaftlichen Produktion zu machen. Der Ge-

Die beiden Briefe. **Die Schwestern an der Arbeit.** (S. 375.)

danke fand gleich ungemeinen Anklang bei einer großen Zahl von Arbeitern. Die ersten Gründer dieser Association verstanden aber sehr wohl, daß damals der Augenblick für ihre Sache äußerst günstig war, man einigte sich daher rasch über die Statuten; es fehlte nur noch das nöthige Kapital, um sogleich den Anfang mit der gemeinschaftlichen Produktion machen zu können. Sie selbst hatten in der Arbeitseinstellung schon fast alle ihre Ersparnisse aus früherer Zeit aufgezehrt, wie sollten sie also nun die zur Errichtung einer Fabrik nöthigen Gelder, die nicht unbedeutend sein durften, zusammenbringen?

Damals war eben die Caisse d'Exempte générale gegründet worden, mit dem ausgesprochenen Zwecke, den Produktivgenossenschaften mit Kredit unter die Arme zu greifen. Hier also hofften sie die nöthigen Kapitalien zu finden, um ihre Operationen sogleich beginnen zu können. Eine Kommission von 5 Mitgliedern, welche dazu bestimmt worden war, begab sich auf das Bureau der Bank, erklärte, daß die Hutmacher eine Produktivgenossenschaft zu gründen beabsichtigten, und verlangte einen Kredit von 20,000 Fr. für sie.

Der Direktor dieser Bank, ein sehr intelligenter Mann, war nicht

Digitized by Google

wenig erstaunt über dieses Verlangen der fünf Hutmacher. Er erwiderte ihnen, er sehe, obwohl er nicht das Vergnügen habe sie zu kennen, das größte Vertrauen in ihre Redlichkeit, dennoch könne er ihnen, die sie gar keine Garantie zu bieten im Stande seien, unmöglich eine so bedeutende Summe vorstrecken; wenn sie aber 200 ihrer Kameraden zusammenbringen könnten, die sich für den betreffenden Betrag haftbar erklärten, so wäre daß Jeder eine Aktie von 100 Fr. zu nehmen sich verpflichte, von welcher 10 Fr. sogleich einzuzahlen und der Rest durch monatliche regelmäßige Nachzahlungen zu tilgen wäre, so wolle er ihnen die verlangten 20,000 Fr. vorstrecken.

Fast mehr noch, als das erste Mal, war der Bankdirektor erstaunt, als nach Verfluß von kaum 24 Stunden die fünf Hutmacher wieder zu ihm kamen, und diesmal mit den verlangten 2000 Fr. für die erste Einzahlung und mit den 200 Unterschriften ihrer Genossen.

So erhielten die Hutmacher die gewünschten 20,000 Fr. und 8 Tage später war schon der neu eingerichtete Hutfabrik im vollen Gange. Die Arbeitseinstellung war damals noch nicht beigelegt, man konnte in Paris in keinem Laden mehr Hüte bekommen, als die neue Genossenschaft annoncirte, daß sie ihre Fabrikation begonnen habe und bereit sei, alle Bestellungen auf's Prompteste auszuführen. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen gleich vom Beginn an das Geschäft in schwunghaftester Weise betrieben werden konnte.

Doch alsbald wurden die Hutmacher gewahr, daß ihr Kapital von 20,000 Fr. durchaus nicht ausreiche und daß sie, um ihre Fabrik wirklich mäßig einzurichten, noch weit größere Summen brauchten. Als sie kaum nach drei Monaten die fünf Abgeordneten schon wieder auf das Bankbureau und baten um einen weiteren Vorschuß von 20,000 Fr. Die Bankdirektion untersuchte genau den Stand und die Verhältnisse dieser Genossenschaft und fand nicht nur, daß sie gut organisirt sei, sondern auch daß ihre im Gang befindlichen Geschäfte einen glänzenden Erfolg erwarten ließen, mit einem Worte, daß sie kreditwürdig sei, und verstreckt abermals 20,000 Fr. vorzugsweise unter ganz gleichen Bedingungen wie das erstemal. In kürzester Frist waren wieder die 200 Aktien unterschrieben, theils von den früheren, theils von neu beigetretenen Genossen, und konnten somit die zweiten 20,000 Fr. erhoben werden.

Am ersten Januar d. J. also nach kaum mehr als einjähriger Thätigkeit, hatten die Hutmacher von den Aktien von 40,000 Fr. schon 28,645 Fr. zurückbezahlt und schulden demgemäß nur noch 12,355 Fr.

In Folge der Abmachungen mit der Kreditbank ist die Hutmachergenossenschaft eine förmliche Aktiengesellschaft geworden. Die Aktien sind im Betrage von 100 Fr. ausgestellt und befinden sich sämmtlich in Händen der Hutmacherarbeiter. Nach den Statuten darf ein Einzelner nicht mehr als 40 Aktien erwerben, und so besitzen sich nun bei dieser Genossenschaft 350 Theilhaber. Der ganze Nutzen wird nach Abzug von 20 Prozent, die zum Reservefond geschlagen werden, unter die Aktionäre vertheilt und gleich das erste Jahr ergab schon 15 Prozent Dividende.

Nicht allen neueren Associationen ist es von Anfang an so leicht geworden, wie den Hutmachern. Einige, z. B. die Buchbinder, die Vergolder, die Bodarbeiter und die Lohnermacher, existiren zwar auch von der gleichen Bank unter ähnlichen Bedingungen größere Summen vorgestreckt, die meisten aber hatten gar schwer zu kämpfen, bis sie sich einigen Kredit erwarben oder bis sie durch fortdauerndes Sparen ihren Geschäftsfond nach und nach auf die erforderliche Höhe brachten. Und bewundernswerth sind die Anstrengungen, die von vielen dieser Genossenschaften gemacht werden, um sich die nöthigen Kapitalien in möglichster Bälde zu erwerben.

Da war ich bei vielen Produktivgenossenschaften, die sehr starke wöchentliche Einzahlungen festgestellt haben, zu denen sämmtliche Genossen beitragen müssen — auch solche, welche in der gemeinsamen Werkstatt noch keine Beschäftigung finden können. Aber die Einzahlungen sind nicht das Einzige, wodurch die Mitglieder das Genossenschaftsvermögen zu steigern suchen. In vielen Produktivgenossenschaften, die ich besucht habe, war erst nur ein ganz kleiner Theil der Mitglieder regelmäßig für die Genossenschaft beschäftigt, und die andern blieben bei ihren bisherigen Meistern, bis eine weitere Ausdehnung der Geschäfte auch ihnen der Reihe nach ständige Arbeit in dem gemeinsamen Atelier verschaffte. Aber Sonntag Vormittags und an den Wochentagen nach Feierabend kommen sie Alle in ihrer Werkstatt zusammen und arbeiten für die Genossenschaft, ohne irgend einen Lohn dafür zu beanspruchen. Was dadurch verdient wird, soll zur rascheren Vergrößerung des Gesellschaftskapitals dienen, denn der Mangel daran ist für die meisten Genossenschaften das empfindlichste Hemmniß.

Es ist wahrhaft staunenswerth, mit welcher Energie und Entsagung so viele dieser Jünger des Genossenschaftswesens an ihre Aufgabe gehen.

Erklärlich wird es nur durch den sittlichen Gehalt, welcher diesen Bestrebungen zu Grunde liegt.

„Glauben Sie mir," sagte mir einer dieser wackeren Männer, „daß die Aussicht auf einen noch so großen Gewinn mich niemals dazu bewegen könnte, mich dem zu unterwerfen, was ich jetzt thue, denn wahrlich es ist kein Leichtes, wenn man schon den ganzen Tag über gearbeitet hat, dann noch einen weiten Weg zu gehen und noch oft bis in die Nacht hinein für die Genossenschaft zu arbeiten. Man dürfte mir diese Stunden mit Gold bezahlen und ich würde mich gewiß nicht darauf einlassen, aber für die Association thue ich es gerne, obwohl ich gar nichts dafür erhalte; denn hier arbeite ich nicht allein für mich, sondern für meinen ganzen Stand, dem geholfen werden soll. Hier arbeite ich für die Anerkennung eines neuen Prinzips, und dieses Prinzip ist mein Glaube, meine Religion, hier kann wir kein Opfer zu groß sein!"

Männer, welche mit solchen Gefühlen an ihre Arbeit gehen, müssen zum Ziele gelangen! Wie weit mitunter die Aufopferung getrieben wird bei diesen eifrigen Anhängern des Genossenschaftswesens, mag aus folgendem Beispiel hervorgehen:

Ich besuchte unter Anderen auch die Hahnenmacher und fand da in einer geräumigen Werkstatt vier Männer in reiferen Alter, welche auf's Eifrigste arbeiteten. Eine Dampfmaschine trieb die komplizirten und Instrumenten, mit denen sie die kupfernen Hahnen herstellten. Ich erkundigte mich, seit wann sie sich mit einander etablirt hätten.

„Seit acht Monaten," war die Antwort. — „Und wie groß war Ihr Kapital, als Sie anfingen?" frug ich weiter. — „Unser ganzes Kapital bestand damals in unsern Händen", erwiderte einer der Arbeiter, „sonst hatten wir nichts. Aber damit sich sich doch etwas erwerben, wenn man nur redlich will!" — „Da haben Sie wohl am Anfange bei irgend einer der pariser Volksbanken Kredit gefunden?" fuhr ich mit meinen Fragen fort. — „Nein, mein Herr, wir haben nirgends Kredit gefunden," antwortete Derjenige, welcher wohl der Geschäftsführer war; „aber um wahr zu sein, muß ich sagen, daß wir ihn auch nirgends gesucht haben. Wir wollen unser Emporkommen Niemand anders danken, als uns selbst, darum wollten wir auch von Niemand Geld für unser Unternehmen verlangen." — „Aber diese Maschinen, womit haben Sie diese bezahlt?" — „Die haben wir selbst mit vielen Mühe hergestellt, und das war der schwerste Theil unserer Aufgabe; denn die ersten Monate konnten wir nichts Anderes thun, als an diesen Maschinen arbeiten." — „Das ist sehr schön! Wovon konnten Sie aber während dieser Zeit leben, da Sie, ehe die Maschinen fertig waren, doch auch noch Ihre Familien ernähren konnten?" — „Allerdings nicht! Das Leben war auch nicht glänzend; allein wir begnügten uns. Wir wußten ja, daß es nicht sehr lange so dauern würde." — „Sie sagen, Ihr Leben sei nicht glänzend gewesen; aber wenn, wie Sie vorhin versicherten, Ihr ganzes Kapital in Ihren Händen bestand und Sie auch niegends Kredit genommen haben, dann begreife ich nicht, wie Sie überhaupt haben leben können." — „Nun, wir sind Alle verheirathet; da haben eben unsere Frauen eine Zeit lang mehr arbeiten müssen, damit von ihrem Verdienst auch Etwas sie und übrig bleibe, und sie haben dieß gerne gethan." — „Und wie lange haben Sie dieß getrieben?" — „Fünf Monate lang hat keiner von uns auch nur einen Pfennig Lohn bezogen. Da waren denn schon die nöthigsten Maschinen fertig, so daß wir mit dem Verkaufe unserer Waaren beginnen konnten. Seit dieser Zeit erhält jeder von uns täglich einen Franken. Dieß ist zwar nicht viel, aber es macht uns doch eine Erleichterung aus. Nun werden bald alle nöthigen Maschinen angefertigt sein, dann, aber auch erst dann, wollen wir den Lohn für uns auf das beim Geschäfte ziehen." — Ich konnte den Leuten meine Bewunderung nicht verbergen, sie aber sagten: „Wir sind in der That nicht zu bewundern, denn unser Verfahren ist ganz natürlich. Wir sehen ein schönes Ziel, das uns entgegenlacht, und statt langsam Schritt für Schritt auf daßelbe zuzusteuern, haben wir es vorgezogen, im Sturmschritt darauf los zu gehen."

Noch eine ganze Menge ähnlicher Züge ließen sich aus dem Leben in diesen genossenschaftlichen Werkstätten anführen, ich denke aber, das Gesagte wird genügen, um den Geist zu kennzeichnen, der in diesen Arbeiterassociationen herrscht.

Alle diese Werkstätten von Produktivassociationen, die ich gesehen habe, zeichneten sich durch die Ordnung und Sauberkeit aus, welche darin herrschte. Man merkte an Allem, daß es das Eigenthum der Arbeiter war, welche darin thätig waren. Die Arbeiter selbst sahen so heiter und zufrieden aus, alle ihre Bewegungen waren viel freier und unabhängiger, es schien als ob ihre Arbeitsfertigkeit plötzlich verdoppelt worden sei. Wie merklich unterschieden sich diese Werkstätten alle von den gewöhnlichen Fabriken, in denen man den Leuten, welche da Beschäftigung finden, nur gar zu gut ansieht, wie widerwillig sie ihre Arbeit verrichten, und wie sie nur darauf warten, bis das Auge ihres Meisters oder ihres Aufsehers sich wegwendet, um eben so schnell auch ihre Werkzeuge aus den Händen zu legen. In der Genossenschaft dagegen schauen die Leute alle so freudig darein bei ihrer Arbeit, in allen Winkeln, auch wo das Auge eines Meisters nicht hindringen könnte, herrscht die regste Thätigkeit, und aus Allem ersieht man die Ordnung und Zweihrit, welche hier neben einander

Digitized by Google

herrschen; an tausend Kennzeichen kann man aber auch vor Allem ersehen, daß man es hier mit dem intelligenteren und besseren Theil der Arbeiter zu thun hat.

In Deutschland herrscht vielfach noch der Glaube, daß das genossenschaftliche Prinzip nur in den seltensten Fällen sich zur Anwendung für die gemeinsame Produktion eigne, und daß daher nur in einzelnen Gewerben die Produktivassociationen Aussicht auf Erfolg haben. Dem gegenüber verdient es wohl hervorgehoben zu werden, wie in Frankreich nun in fast sämmtlichen Zweigen der Industrie Versuche, und zwar erfolgreiche Versuche gemacht worden sind — vom kleingewerbe an bis zur äußersten Grenze der Großindustrie, vom schlichtesten Handwerksbetriebe bis zu den komplizirtesten und schwierigsten Unternehmungen. So weit es mir bekannt ist, haben sich nun in Paris zu Produktivassociationen vereinigt: Bauschreiner, Abschreiber, Buchbinder, Dreher, Faßbinder, Fauteuil- und Stuhlschreiner, Feilenhauer, Gerber, Goldarbeiter, Graveure, Hafner, Hahnenmacher, Häusermaler, Gutmacher, Kammmacher, Klempner, Korbmacher, Lederverleger, Leihenmacher, Lithographen, Maler, Maurer, Mechaniker, Modelleure, optische Instrumentenmacher, Portefeuillearbeiter, Posamentiere, Schlosser, Schneider, Schuhmacher und Vergolder; daneben bestehen von Arbeitern gegründete und geleitete Bronzefabriken, Fabriken von Blechinstrumenten, von Bretten, von Klavieren und Orgeln, von Knöpfen, von Lampen und Laternen, von Möbeln, von Orgelzungen, von Schrauben, Gerbereien, Glasereien, Maschinenfabriken und Wagenfabriken. Außerdem sind noch in den Provinzen in Frankreich genossenschaftliche Druckereien, Färbereien, Bandwirkereien, Webereien von Sammt, Seide, Tüll und anderen Geweben, Kesselfabriken u. s. w. errichtet. Aus dieser Aufzählung erhellt auf's Deutlichste, wie verschiedenartig die Gewerbe sind, in denen das genossenschaftliche Prinzip in Frankreich zur Anwendung gebracht worden ist, und die in Deutschland häufig ausgesprochenen Bedenken bedürfen keiner weiteren Widerlegung.

Ueberraschend war mir bei meinem Rundgang in den genossenschaftlichen Werkstätten von Paris, mit welcher Zuvorkommenheit mir über Alles Auskunft gegeben und selbst Bücher und Dokumente vorgelegt wurden.

In meiner Freude begegnete ich auch vielen Deutschen in den pariser Genossenschaften, sowohl von den fernen Ostseeprovinzen, wie auch von Mitteldeutschland und von Schwaben und Franken. Auffallend war mir wahrzunehmen, wie der Name „Deutsche" in den pariser Arbeiterkreisen nun mit ganz anderem Tone ausgesprochen wird, als früher. Die erste Frage, die in der Regel an mich gerichtet wurde, nachdem ich gesagt hatte, ich sei deutsch, war in der Regel: ob ich ein Preuße sei? Als Howeites kamen dann sogleich eine Menge Fragen, Herren von Bismarck betreffend, der die Franzosen ganz besonders zu interessiren scheint. Ueber unsere staatlichen Verhältnisse fand ich mitunter die sonderbarsten Vorstellungen, und gar viele von den Parisern, mit denen ich sprach, wunderten sich darüber, daß wir in Deutschland nicht zufrieden gewesen seien und daß wir nach mehr Einheit verlangten, als wir schon früher besessen hätten. Freilich von unserm Elend des Kleinstaaterei kann sich eben nur Der einen Begriff machen, der selbst mitten darin gelebt hat, und die Franzosen, die seit Jahrhunderten ein geeintes Staatswesen haben, können sich darum nicht vorstellen, wie es anderich in einem Lande, das im Innern durch 36 oder 28 Grenzen durchgogen ist.

Von dem so herzlichsten Chauvinismus fand ich dagegen in den Arbeiterkreisen am allerletzten Anklänge. Von einem Kriege wollte in diesen Kreisen Niemand etwas wissen; nur hatten Viele die Vorstellung, als ob in Deutschland im Volke eine besondere Kriegslust herrsche. „Wir Arbeiter," sagte man mir oft, „haben gewiß keinen Grund einander zu bekriegen, sondern gerade wie sind darauf angewiesen, Hand in Hand mit einander zu gehen, denn unsere Interessen sind überall dieselben, und weiter zu entwickeln, unsere Lage zu verbessern und zusammenzusetzen, um eine gerechtere und bessere gesellschaftliche Ordnung herbeizuführen. Diejenigen, welche Zwietracht zwischen den Nationen zu streuen suchen, sind nicht unsere Freunde, denn sie haben nicht unser Interesse im Auge, sondern meist nur ihre eigenen egoistischen Zwecke."

Solche Aeußerungen waren mir doppelt interessant zu einer Zeit, da die französische Presse eifersüchtig bemüht war, die nationale Eifersucht anzufachen, und Mißtrauen gegen das Nachbarvolk am Rhein zu verbreiten.

Am Kap der guten Hoffnung umkreisen das Schiff vorzugsweise unzählige Scharen von Damen- oder Kap-Sturmvögeln (procellaria capensis), die Flügel, buntgescheckt in langen braunen und weißen Streifen, die sich kreuzen, gleichen fast einem Schachbrett. Ihr gebrochener Flug läßt das bizarre Kolorit ihrer Federn nur noch mehr in's Auge fallen.

Für die Matrosen und müßigen Passagiere ist die Gesellschaft dieser Kap-Sturmvögel eine angenehme Unterhaltung, eine willkommene Abwechselung in der täglichen Langeweile. Man schießt, man fangt sie, und die ersten, die am Schiff anlangen, liefern stets einen unerschöpflichen Gesprächsstoff zu den wunderbarsten Unterhaltungen. Trotz ihres blauen, widerlichen Fleisches nimmt der Koch sie in Beschlag, um doch einige Abwechselung in den täglichen monotonen Küchenzettel zu bringen.

Der Damier, ein wenig kleiner als der Pingouin (die Fettgans), ist unermüdlich im Flug. Er zählt zu der großen Familie der Sturmvögel. Seine Geschäftigkeit ist außerordentlich. Er lebt von Thierspfianzen, Weichthieren und kleinen Schalthieren.

Eine der interessantesten Beobachtungen zeigt und die verschiedenen Arten der Kap-Sturmvögel wie eingeschrecht unter bestimmten Breitengraden. Ebenso erscheint der Damier bis zum Beginn der Eisfelder am Südpol; dort kommen blaue, Riesen- und Schnee-Sturmvögel vor. Ebenso findet man einige Arten Sturmvögel auch in den tropischen Zonen, und diese verlassen sie niemals. —

Erklönt plötzlich auf dem Schiff der Freudenruf: „Dort sind Pingouins — Fettgänse!" . . . so weiß jeder Seemann: heute noch werden wir Land sehen!

Zuerst kömmt eine Koantgarde — bald umschwimmen unzählige Pingouins das Schiff wie eine Wolke.

Diese Wasservögel finden sich an den Küsten der Fr-Inseln, der Eisfelder der Südpols, der Spetlands- und Orkney-Inseln und des Kap Horn.

Trotz der Menge von das Schiff umschwimmenden Vögeln ist die Jagd durchaus keine einformige und leichte, da die anscheinend schwerfällig gebauten Pingouins von einer unglaublichen flüchtigen Beweglichkeit im Untertauchen sind. Dazu kömmt, daß ihre sehr harten, kurzen, wie gefeimt über einander liegenden und zusammengedrängten Federn von den Kugeln schwer durchdrungen werden. Auch sind die Pingouins sehr mißtrauisch gegen ihre Feinde.

Aus den Anfängen der Holzschneidekunst.

Welch' eine Höhe der Vollendung die Holzschneidekunst erreichen kann, haben vor Allem unsere Jahrzehnte erwiesen. Die wunderbaren Gebilde, welche die Meisterhand etwa Ludwig Richter's zuwege gebracht hat, gehören zu dem Lieblichsten, woran das Auge sich nur erquicken mag. Alle diese Bilder haben zugleich etwas voraus, was keine andere Graphie erreicht, — eine Weichheit der Linien und Formen, wodurch die Xylographie vor Allen angethan ist, sinnlich einfache und weiblich sanfte Gestalten, idyllische Gruppen, liebenswürdige Naturszenen zur gemüthvollen Darstellung zu bringen.

Es ist so recht eine deutsche Kunst. Und wie sie vor Allem durch deutsche Künstler unserer Zeit ihren Zenith erreicht hat, so ist dieselbe, bevor sie fast Jahrhunderte hindurch so ziemlich schlief, auch im Mittelalter zuerst und vor Allem in Deutschland kultivirt worden. Sie hatte zu Luther's Zeit ihre erste Jugend gehabt. In welchem Umfange sie damals aber gleich geübt wurde, das zeigen und in eminenter Weise die damaligen sogenannten „Kräuterbücher", diese so ziemlich einzigen wissenschaftlichen Werke jener Zeit, welche der bildlichen Darstellung zur Veranschaulichung ihres Inhalts sich bedienten. Mit dem Reformationsjahrzehnt begann, als wären damals alle Geister von demselben wiedenden Schlage beriihrt worden, wie die Astronomie so auch die Pflanzenwissenschaft nach langem, mittelalterlichem Schlummer sich zuerst zu regen. Die Werke eines Otto Brunfels, Gesner, Leonhard Fuchs, Dodonäus und Anderer sind es, welche mit dem Morgendämmer des neuen Geistesleben's, der mit Luther am Volkeshimmel heraufzog, zu gleicher Zeit erschienen. Es sind fast sämmtlich Werke von Foliogröße, die an Umfang vielfach per gigantischen Bibelausgaben spotten. Und jede Seite der kolossalen Kräuterbücher ist mit einem oder mehreren ganz allerliebst in Holz geschnittenen Pflanzenbildern ausgestattet. Sie bezeugen und die kunstgeschickten Hände, welche den Grabstichel führten, die unendliche Liebe, mit der man die neue Kunst umfing, und den ausdauernden Fleiß, mit dem darin gearbeitet wurde. Die meisterhaftesten, genialst ausgeführten Bilder, vor denen wir noch immer stehend und verwundert stehen, möchte das Prachtwerk des Tübinger Leonhard Fuchs enthalten. Und am interessantesten ist aber das Kräuterbuch des Hieronymus Bock, in gelehrter Weise Tragus genannt, denn derselbe erzählt und in der kompendiösen Einleitung des Werkes von dem Künstler, der es so herrlich ausgestattet habe. Es sind in dem Buche gegen 600 äußerst saubere, wenn auch freilich wissen-

Digitized by Google

schaftlich für uns jetzt fast unbrauchbare Bilder, welche die kunstfertige Hand eines — Knaben ihm geliefert habe. Er spricht sich selbst darüber aus.

Der edle Kräutermeister, Prediger und Arzt seines Faches in Zweibrücken und dann in Hornbach, hatte sein Werk verfaßt. Da war er aber in schweren Nöthen, wie er die Abbildungen der beschriebenen Pflanzen beschaffe. Er kennt das Lob des fürnehmen H. Michel Pfingrün zu Basel, der die Gewächse mit sonderem Fleiße herrlich und wohl abzureißen und in den Druck zu bringen wisse; er weiß desgleichen von dem Herrn Christian Egenolph zu Frankfurt, der keine Kosten noch Arbeit scheue und alles Lobes würdig sei. Aber er kann sie für sein Werk nicht gewinnen, sie sind selber vollauf schon beschäftigt. Da hört er von einem jungen Wunderknaben, David Kandel genannt, eines Bürgers Sohne zu Straßburg. Derselbe hatte, wie er von vielen Leuten zu Straßburg erfuhr, das Malen und Schneiden ohne allen Meister von selber erlernt und es weit darin gebracht. Durch seinen Straßburger Verleger, den Buchdrucker Wendel Rihel, wußte nun der bekümmerte Schriftsteller den Knaben zu gewinnen, und derselbe begab sich auf Arbeit zu ihm gen Hornbach im rauhen Waßgau. Da legte er ihm die Kräuter, Sträucher und Bäume vor, und der Knabe verstand es, sie „einfältiglich, schlechtst und doch wahrhaftigst, nichts dazu und nichts davon gethan", mit der Feder säuberlich abzureißen und für das Buch herzustellen.

Aber er begnügte sich mit den bloßen Umrissen seiner Bilder nicht; nachdem dieselben gedruckt waren, wurden sie mit bis jetzt noch nicht im Mindesten veränderten Farben zuletzt auch herrlich koloriert. So mag dieß Kräuterbuch als eins der ersten größeren Bücher aufzuweisen sein, welche ausgetuschte Holzschnitte brachten. Dabei war es aber nicht lindlicher Schönheitssinn, der dazu bewog, sondern lediglich das Bemühen, die Sachen so naturgetreu als möglich darzustellen und die Natur durch die Kunst so ganz zu ersetzen. Die verständige und sinnige Farbenanwendung

Dompfaff (Gimpel). Vögel des Meeres. (S. 379.) Pinguine (Seetaucher).

zeigt sich besonders gegen Ende des Kräuterbuches. Da sind Scenen aus dem damaligen Markt- und Gewerbe- und mannigfachen Verkehrsleben auf reizende und anheimelnde Weise dargestellt. Wahrheitsgetreu und doch künstlerisch kokett sind Tracht und Gewandung der damaligen Zeit verteilt. Blau, violett koloriert, und geschmackvoll mit Gold- und Silberstrichen durchwoben; Licht und Schatten ist richtigst vertheilt, und selbst ein durch die matteren Farben angedeutetes Verständniß der Perspektive ist vorhanden.

Der Knabe war kein Botaniker, und der wackre Hieronymus Bock wußte auch nicht recht, worauf es ankomme bei Charakterisirung der Pflanzen. Es war ihnen genug, wenn sie überhaupt nur und recht malerisch abgebildet wurden. Daher sind die eigentlichen Kräuterabbildungen wissenschaftlich gänzlich verfehlt, wie aber in allen Kräuterbüchern bis auf Tournefort. Aber der Knabe hat sich als Meister und unermüdlicher Arbeiter in der Holzschneidekunst ein Denkmal aere perennius gesetzt. Und davon hatte er auch ein Bewußtsein, denn überall fast hat er den Bildern ein D. K. eingefügt, ganz wie unsere jetzigen Künstler ihren Namen einzufügen wissen, oder durch einen charakteristischen Zug, etwa durch ein stets vorhandenes Vögelchen oder bestimmtes Blümchen, dem Bilde den Stempel ihrer Hand geben. Mit Ausrufung durchblättern wir daher noch immer das alte Werk, und erfreuen uns an den ersten Strahlen deutscher Holzschneidekunst. Und schon in den Schöpfungen des David Kandel ahnen wir, zu welcher Mittagshöhe diese Kunst wohl berufen sein dürfte.

Was aus dem Knaben geworden ist, wir wissen es nicht. Es gleicht die Kunst, die er verteat, aber ihm selber darin. Sie trat auf in jenen Jahrzehnten, wo alles Hohe und Herrliche im deutschen Volke erwachte, und nahm einen herrlichen Anlauf. Aber sie kam über die Knabenzeit nicht hinaus; sie verliert sich allmälig in dem Dunkel, das bald wieder alle Bestrebungen des Geistes umfing.

Digitized by Google

Adele.

Eine Geschichte aus dem Leben
von
Ernst Linden.

In dem festlich erleuchteten Casinosaale der westfälischen Provinzialstadt H. hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Die noch eben einem summenden Bienenschwarm zu vergleichende Unterhaltung war verstummt und auf der Erhöhung, welche die Tiefe des Saales einnahm, begann auf den Wink des Dirigenten von einem aus Dilettanten gebildeten Streichquartett der Vortrag einer Haydn'schen Symphonie.

Bald leiser, bald stärker klangen die melodischen Töne durch die Räume des Saales, und während Anfangs noch einige ältere Damen, welche wahrscheinlich gerade an der interessantesten Stelle ihrer so eben mit der Nachkarte gestörten Unterhaltung durch das ungelige Klopfen des alten Musikdirektors unterbrochen waren, ihre wichtigen Mittheilungen noch einige Zeit leise fortzuführen und wenigstens zu einem erträglichen Abschluß zu bringen suchten, bemühten sich die Kenner und Gönner der edlen Kunst mit vorgebeugten Köpfen und geschlossenen Augen, keinen der zarten Töne zu verlieren, die von kundiger Hand den Instrumenten entlockt, zu ihnen herüber schallten.

Mit einigen kräftigen Bogenstrichen hatte jetzt die Symphonie geendigt, von Neuem begann das Gesumm und Gemurmel der Zuhörer, die Musiker verließen ihre Plätze, und das Programm, welches von einigen Dutzend behandschuhter schöner Hände und zum Theil in graulon zerknitterten Zustande entfaltet wurde, kündigte den Vortrag des Duetts zwischen Agathe und Aennchen und dem Freischütz an.

Neuen Flüstern, woran sich jetzt auch die jungen Herren der Gesellschaft besonders lebhaft betheiligten.

„Ah, die schöne Adele, — die kleine Graun!“ ließen sich von verschiedenen Seiten halblaute Ausrufe vernehmen, worüber mehrere junge Damen verächtlich oder vielleicht auch neidisch das Näschen rümpften.

Zu denen, welche von dieser Bewegung des Gemüthes nicht bewegt zu werden schienen, gehörte auch der alte Herr mit der großen Hornbrille und den ehrwürdigen grauen Locken, der mit untergeschlagenen Armen seitwärts in einer Fensternische stand und an deffen aufmerksamen, fast andächtigen Zügen während der Symphonie man unschwer den Musiker oder wenigstens den Musikfreund erkennen konnte. Der alte Herr war der Kanzleirath Graun, der Vater des jungen Mädchens, deffen erstes Auftreten hier mit so großem Interesse erwartet wurde.

Wenn der Kanzleirath im Gegensatz sowohl zu den übrigen Anwesenden, als auch seiner Frau, der gepuderten Dame, die gleich in der ersten Reihe in einer etwas altmodischen Gesellschaftstoilette prangte und von beiden Seiten mit glücklich strahlendem Gesichte und verbindlichem Kopfnicken Schmeichelreien und Lobeserhebungen über ihre talentvolle Tochter in Empfang nahm, äußerlich ruhig erschien, so war er doch in Wirklichkeit kaum weniger gespannt und erregt, als irgend einer der zahlreichen stillen und offenen Verehrer seiner wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit gepriesenen Tochter.

Adele war sein einziges Kind und der Augapfel des Vaters, mit deffen freundlichen Zügen und liebenswürdigem Wesen sich zugleich der tiefe musikalische Sinn deffelben auf sie vererbt hatte. Dazu war ihr von der Natur eine herrliche, klangvolle Stimme verliehen, welche in Verbindung mit der jugendlich schönen Erscheinung des jungen Mädchens ihren Zauber schon längst durch das Städtchen getragen hatte, obgleich Adele, dem Wunsch des Vaters folgend, bisher noch niemals öffentlich aufgetreten war.

Der alte Musikdirektor, ein Freund des Kanzleraths, von dem er nicht ohne einige Ueberredung die Erlaubniß zu diesem ersten Debüt seiner Tochter erlangt hatte, führte jetzt die beiden jungen Sängerinnen in seiner feierlich altfränkischen Manier an seinen Sitz, wo sie bisher dem größeren Theile der Gesellschaft verborgen gewesen waren, zum Klavier, an welchem er selbst zum Begleiten des Gesanges Platz nahm.

Im Saale entstand diesmal auch ohne das sonst gewöhnlich so nöthige Klopfen des Dirigenten eine lautlose Stille, denn Alles war auf die jungen Sängerinnen gespannt.

Nach einigen einleitenden Akkorden begann jene reizende Arie, in der Aennchen, im Gegensatz zu der schwermüthigen, klagenden Weise Agathens, den Frohsinn und die heitere Auffassung des Lebens vertritt:

Alles wird bei Dir zum Fehe.
Alles heut Dir Lachen und Scherz,
O, wie anders fühlt mein Herz,

klagte Agathe;

Grillen sind nur böse Gäste,
Immer mit leichtem Sinn
Tanzen durchs Leben hin
Das nur ist Seligkeit.
Sorgen und Gram muß man verjagen,

klang Aennchen's fröhliche Glockenstimme dazwischen, und die Worte des Liedes schienen nicht weniger als die Töne aus dem Herzen des jungen Mädchens zu kommen, so jubelnd drangen sie aus ihrer Brust hervor.

Als das Lied beendet war, lohnte rauschender Beifall die Sängerinnen, von denen jedoch Adele den größten Theil für sich in Anspruch nehmen durfte.

Die Kanzleirathin empfing auf's Neue gnädig den verdienten Tribut an Lobeserhebungen über ihre Tochter, indeß ihr Gatte im Hochgefühle väterlichen Stolzes unbemerkt eine Thräne der Freude im Auge zerdrückte.

Der alte Musikdirektor, der bei eingetretener kleiner Pause benutzte, um dem alten Freunde seinen Glückwunsch auszusprechen, unterbrach ihn in seinem stillen Gedankenlaufe.

„Gratuliere, alter Freund,“ redete er ihn an, indem er ihm herzlich die Hand schüttelte; „Du bist wirklich zu beneiden, daß Du eine solche Stimme im Hause hast, das war einmal ein Genuß, wie man ihn nicht alle Tage hat. Eine Stimme beseligt das Mädchen wie Metall, und dabei doch so zart und weich; daraus läßt sich noch etwas machen, und es wäre unverantwortlich, wenn Du die hier zwischen den alten Mauern verklingen ließest; von solchen Gaben muß alle Welt mit genießen.“

„Ja, schön war es,“ entgegnete der Kanzlerath, die ihn überkommene Rührung abschüttelnd, mit einem glücklichen bald verschämten Blicke über die Anwesenheit, welche von allen Seiten laut wurde, „aber,“ fügte er sich mit Wichtigkeit hinzu: „es ist nichts mit dem, was Du sagst, laß' mir mein Kind, hier gehört es mir, draußen aber gehört es der Welt, und es ist mein einziges. Aber wenn das auch nicht wäre, ich möchte es doch nicht so von mir geben; draußen taugt's nicht und die Blume gedeiht und blüht am schönsten in der Stille und da, wo sie gewachsen ist. Hier ist sie zufrieden, froh und glücklich, wer weiß, ob sie sich dieses auch draußen bewahren könnte.“

„Nun, wir wollen ein ander Mal weiter darüber sprechen,“ unterbrach ihn der Musikdirektor, und der Frau des Kanzleraths freundlich zunickend, fügte er hinzu: „Ich hoffe, die Frau Base liegt auch noch ein gutes Wort für meine Schülerin ein; jetzt wollen wir einmal sehen, was es weiter gibt, die Herrschaften möchten uns sonst ungebuldig werden.“

Wieder klangen die Töne durch den Saal, auch ernste und heitere Weisen folgten einander in buntem Wechsel und rissen die Hörer zu neuem Beifall hin; als aber die letzten Töne verhallt waren und der Taktstock des Direktors ruhte, war nur Eine Stimme darüber, daß das Aennchen die Krone des Abends gewesen sei.

Seit diesem ersten öffentlichen Auftreten Adelens wurde der Kanzleirath unaufhörlich von seinem alten Freunde, dem Musikdirektor, bestürmt, den Glücke seiner Tochter nicht im Wege zu stehen, sondern ihr Talent weiter ausbilden zu lassen.

Der Kanzleirath wehrte sich tapfer sowohl gegen den Musikdirektor als auch gegen die übrigen Hülfstruppen, welche dieser nicht müde wurde, gegen ihn in's Feld zu führen, und unter denen seine eigene Frau nicht die am leichtesten zu überwindende war.

Nicht genug, daß sie ihr Kind weniger geliebt hätte, als der Vater; auch ihr ging der Gedanke nahe, sich von demselben trennen zu müssen, dagegen aber malte sie sich mit glänzenden Farben die Triumphe aus, welche ihre Tochter als Künstlerin nothwendig erringen mußte, und von denen dann ja auch sie als Mutter einen kleinen Antheil beanspruchen konnte. Sie erinnerte sich, einmal gehört oder gelesen zu haben, wie man in irgend einer großen Stadt einer Sängerin den Wagen vom Bahnhof spannt und wie dann die feinsten Herren dieses selbst gezogen, wie man Blumen gestreut und die Sängerin habe hoch leben lassen. Ihr Herz schlug höher bei solchen Gedanken, sie fühlte sich stolz als Mutter einer solchen Künstlerin. Und wenn der Zufall es vielleicht wollte, was man doch Alles nicht wissen konnte, daß sie vielleicht gerade einmal bei der Tochter zu Besuch sei, und mit im Wagen säße, wenn so etwas passirte, wie wollte sie dann nach beiden Seiten grüßen, just wie die Königin, als sie im vergangenen Jahre mit dem Könige durch die Stadt kam; o, man sollte schon sehen, daß sie sich sein zu benehmen verstand. Das mußte herrlich sein, sie freute sich schon im Voraus darauf und konnte es sich nicht versagen, schon jetzt einen kleinen Vorgeschmack davon zu genießen. Sie trat zum Spiegel, der jedoch zu ihrem Bedauern nur einen kleinen Theil ihrer stattlichen Gestalt wiederzugeben, rückte und zupfte ihre Dormeuse zurecht und begann alle die ihrem Geiste vorschwebenden Bewegungen einmal durchzuprobiren, wobei ihr glücklich und zufrieden strahlendes Gesicht verrieth, daß Alles nach Wunsch gelungen war.

Es schlug jetzt eins; sie hörte ihren Mann, welcher eben vom Gericht nach Hause gekommen sein mußte, unten gehen und beschloß, die gute Stimmung, in der sie sich jetzt gerade befand, zu einem abermaligen und hoffentlich siegreichen Angriff auf denselben zu benutzen.

Der Kanzleirath, der den ganzen Morgen auf seinem Bureau zugebracht hatte und sich nun auf das Mittagessen freute, wurde gerade nicht eben sehr angenehm dadurch überrascht, daß er statt dessen mit dieser ihm

Digitized by Google

so fördernden Angelegenheit empfangen wurde, zumal er wußte, daß seine Frau, wenn sie einmal auf dieses Thema gekommen war, sich so leicht nicht wieder davon abbringen ließ, und deßhalb vorläufig für die Befriedigung seines Appetits noch sehr traurige Aussichten waren.

„Aber liebe Frau," unterbrach er ihre Auseinandersetzung in sanftmüthigem Tone, „laß uns diese Angelegenheit doch auf eine andere Zeit verschieben und zu Tische gehen; ich bin wirklich etwas hungrig und wie können später ja noch einmal darüber reden, obgleich, wie Du weißt, es mir lieber wäre, wenn wir die Sache ganz ruhen ließen, denn ich bin nun einmal nicht dafür und habe Dir meine Gründe, weßhalb, ja auch schon mitgetheilt."

Die Frau Kanzleiräthin ließ sich aber so leicht nicht aus der Fassung bringen; denn wenn sie auch sonst nicht gerade auf den Mund gefallen war, so fühlte sie doch, daß heute ihre Stimmung eine ganz besondere für den Erfolg ihres Unternehmens günstige sei und sie dieselbe deßhalb nicht ungenützt vorübergehen lassen dürfte.

„Mir essen im Augenblick, lieber Mann," fuhr sie, seine Ungeduld beschwichtigend fort, „und Adele wird, sobald Alles fertig ist, kommen und uns rufen, aber da Du oft so in Anspruch genommen bist, daß ich Dich bisweilen den ganzen Tag nicht wichtig sprechen kann, so wollte ich diesen Augenblick, wo auch das Kind nicht zugegen ist, dazu benutzen, um es Dir nochmals an's Herz zu legen, daß Du ihrem Wunsch, sich als Sängerin auszubilden, nicht länger entgegen sein möchtest. Du mußt doch selbst einsehen, daß Adele zu etwas Besserem bestimmt ist, als hier in diesem kleinen Kreise ihr Leben hinzubringen, wo die Leute ihr Talent nicht zu würdigen vermögen und kaum wissen, was Singen heißt, und wo sie mit der Zeit verkümmern muß. Der Direktor hat mir noch vor ein paar Tagen gesagt, daß außer Dir hier Niemand sei, der etwas von Musik verstehe, und unter solchen Menschen können wir unser Kind doch nicht verkommen lassen. Aber auch hiervon ganz abgesehen, sind wir es dem Kinde so zu sagen schuldig, ihr Talent ausbilden zu lassen, damit sie später einmal davon leben kann, denn Du weißt selbst, daß wir nicht haben, als Deinen Gehalt, und daß wir dem Kinde, wenn wir einmal die Augen zumachen, keinen Pfennig hinterlassen können."

Der arme Kanzleirath hatte dieses und Aehnliches schon oft gehört, ohne dadurch bekehrt zu werden, und es würde ihn auch heute kalt gelassen haben; zugleich wußte er aber auch, daß die Sache hiermit noch lange nicht erledigt war und seine Frau noch hundert andere Redensarten in Reserve hatte, und daß dieser ganze Belagerungsapparat jeden Tag auf's Neue gegen ihn in Bewegung gesetzt werden würde, bis — nun bis er eben nachgäbe. Seine sonst angenehme und gemüthliche Häuslichkeit war ihm in der letzten Zeit fast ganz dadurch zerstört worden, und er sah immer mehr die Unmöglichkeit ein, die Ruhe im Hause auf eine andere Weise, als durch Nachgeben, wieder herzustellen. Der Gedanke, seine Tochter als Sängerin in die große Welt zu senden, deren Gefahren er kannte, widerstrebte ihm zwar auf's Aeußerste, jedoch was that man nicht um des lieben Friedens willen? Oft schon hatte er in den letzten Tagen deßhalb geschwankt und war aus diesen Gründen innerlich mehr zur Nachgiebigkeit geneigt gewesen, als er sich, so lange er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, merken lassen wollte und als seine Frau selbst ahnte. Er sah aber allmälig ein, daß eine förmliche Verschwörung gegen ihn angezettelt sei, der gegenüber er ganz allein stand; auch Adele selbst hatte sich dieser jetzt offenbar angeschlossen, während sie sich früher aus Liebe zum Vater neutral gehalten hatte, und er war überzeugt, daß sie, während er schmächtig darauf wartete, von ihr zum Essen gerufen zu werden, draußen vor der Thür stand und ruhig mit anhörte, wie er von ihrer Mutter aus einer Verschanzung in die andere getrieben wurde.

Er fühlte seinen Widerstand gebrochen und ohne sich noch einmal die ja doch vergebliche Mühe machen zu wollen, seine Frau zu widerlegen, entgegnete er mit halb ärgerlichem, halb wehmüthigem Tone: „Nun, wenn Ihr es denn einmal nicht anders wollt, meinetwegen; thut, was Euch gut dünkt, aber nun laßt mich in Ruhe; ich will gelegentlich mit dem Direktor nähere Rücksprache nehmen, die Verantwortlichkeit überlasse ich aber Dir und Adelen selbst."

„Das Essen ist fertig," rief Adele in diesem Augenblicke durch die Thür, „Du bist gewiß recht hungrig, Papa; aber dafür gibt's auch heute etwas Gutes."

„Ja so, nun sind wir auch fertig," brummte der Kanzleirath leise vor sich hin, „wenn's nur auch etwas Gutes gibt," und traurigen Blickes, wie ein Feldherr nach verlorener Schlacht, folgte er seiner triumphirend voranschreitenden Frau zu Tische.

Der Musikdirektor, der noch aus früherer Zeit mit einigen musikalischen Notabilitäten der Hauptstadt bekannt war, übernahm es, alles Weitere einzuleiten und zu ordnen, und etwa zwei Monate nach jenem Konzert befand sich das junge Mädchen bereits am nächsten Ziel ihrer Wünsche und der ihrer ruhmbegierigen Mutter.

Adelens Stimme fand auch in ihrer neuen Umgebung volle Anerkennung, und bei ihrer leichten und raschen Auffassungsgabe sah sie nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ihre Ausbildung vollendet und stand, kaum zwanzig Jahre alt, an der Grenze einer neuen, ihr noch unbekannten und im vollen Zauber der Erwartung vor ihr liegenden Welt.

Sie hatte noch einmal, bevor sie ihrem heimischen Städtchen Ade sagte, um in die Kreise einzutreten, welche fortan ihre Heimat sein sollten, sich dort öffentlich hören lassen und Alles durch den Zauber ihrer Stimme entzückt, und sogar der Kanzleirath wurde für einige Stunden durch die Künstlerin fast mit dem Berufe der Tochter ausgesöhnt, wenn diese Stimmung auch sehr bald schon wieder durch andere Gedanken verdrängt wurde.

Ihm zeigte die Zukunft nicht jene glänzenden Bilder, welche die Phantasie seiner Frau und Tochter erfüllten; auch sollte sein Leben von jetzt an in gewisser Weise ein einsames sein, denn er hatte nur unter der Bedingung darein gewilligt, die Tochter von sich zu lassen, daß sie unter dem Schutze der Mutter reise, und so blieb er, früher der Mittelpunkt eines wenn auch kleinen, doch glücklichen Familienkreises, jetzt allein zurück. Die gefürchtete Stunde der Trennung nahte heran; der Kanzleirath mußte sich mit Gewalt zusammennehmen, um nicht zur beide Theile den Abschied noch schwerer zu machen; aber sein blasses und schmerzlich bewegtes Gesicht verrieth nur zu deutlich, was er litt.

Als Mutter und Tochter im Reisekleide die Arbeitsstube des Vaters betraten, um ihm Lebewohl zu sagen, schrieb der Kanzleirath Beide in seine Arme, dann seine Bewegung bekämpfend sprach er, zu seiner Tochter gewandt: „Lebe wohl, mein Kind, möge der Himmel Dich beschützen und mein väterlicher Segen, den ich Dir auf Deinen Lebensweg mitgebe, in Erfüllung gehen. Vergiß nie das Opfer, welches ich Dir gebracht habe, indem ich Dich von mir ließ, und suche es dadurch zu vergelten, daß ich stets mit Stolz an Dich denken kann, und daß Du einst so in meine Arme zurückkehrst, als ich Dich jetzt daraus scheiden sehe. Zu welche Lage des Lebens Du aber auch kommen magst, hüte Dich, daß ich niemals nöthig habe, über mein Kind zu erröthen und meinen Segen in einen Fluch zu verwandeln!"

*

Auf die Empfehlung ihres Lehrers hatte Adele zunächst in Hamburg ein Engagement gefunden, und schon nach dem ersten Auftreten sah man die in sie gesetzten Erwartungen noch bei Weitem übertroffen; bald waren die kritischen Organe der Kunstwelt ihres Lobes voll, und die Gunst aber die bedeutendsten Blättern glich einem Siegeszuge. Huldigungen jeder Art wurden ihr zu Füßen gelegt, so daß selbst der einsame Vater daheim sich dadurch fast für das von ihm gebrachte Opfer entschädigt sah.

Das zurückgezogene Leben der jungen Künstlerin, welches sich von dem so Vieler ihres Standes wesentlich unterschied, trug mit dazu bei, den Nimbus, welcher bald ihren Namen umschwebte, nur noch mehr zu erhöhen, und oft bedurfte sie des ganzen Zaubers ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit, um den darüber sich regenden Neid ihrer Kolleginnen zu beschwichtigen.

Es waren schöne, glückliche Stunden, die das junge Mädchen, vom Beifall ihrer Zuhörer umrauscht, ihrer Kunst widmete, schöne, glückliche Stunden, wenn sie dann dem Lärm und dem Getreibe der Bühne fern, wieder in ihrer stillen traulichen Wohnung sich und dem fernen Vater ihren Gruß sandte, und ihn auch in der Ferne an Allem, was ihr begegnete, Theil nehmen ließ. Sie wußte, welche Freude sie ihm damit machte, und sie war glücklich es zu thun. So oft die Zeit es ihr gestattete, suchte sie sich, wenn auch nur auf wenige Tage, frei zu machen, um dann mit der Mutter einmal wieder daheim in den alten, gewohnten traulichen Räumen und Umgebungen weilen zu können. Sie war dann ganz wieder das fröhliche, munt're Kind und nichts erinnerte dann bei ihr an die gefeierte Künstlerin, wenn sie dem Vater und ihrem früheren Lehrer, dem alten Musikdirektor, der als solcher noch immer seine alten Rechte bei ihr geltend machte, ihre Lieder vorsang.

So waren drei Jahre vergangen, als der Kanzleirath allmälig zu kränkeln begann. Er sprach den Wunsch nach der Heimkehr seiner Frau und Tochter aus, da er der Pflege bedürfte. Adele hatte jedoch zu dieser Zeit ein längeres Engagement in einer größeren Stadt des Rheinlandes eingegangen, welches sie nicht willkürlich stören konnte, und deßhalb sah der Kanzleirath sich genöthigt zuzugeben, daß sie allein dort blieb und die Mutter vorläufig allein zurückkehrte. Da jedoch mit der Zeit seine früheren Bedenken allmälig mehr geschwunden sein mochten und zugleich sein sich immer bedenklicher gestaltender Gesundheitszustand der Beschränkung Raum gab, daß die Tage seiner irdischen Laufbahn gezählt seien, so gestattete er, nachdem das Engagement seiner Tochter abgelaufen war, daß sie auch ferner ihren Weg allein verfolge.

Adele rechtfertigte vollkommen das in sie gesetzte Vertrauen, und wußte auch ohne den Schutz der Mutter ihre bisherige Stellung zu ihrer Umgebung standhaft zu wahren.

Mit der Abreise der Mutter trat in ihrem inneren wie in ihrem äußeren Leben gleichsam ein neuer Abschnitt ein, denn nicht nur, daß sie

Digitized by Google

von jener Zeit an allein dastand und mit völlig auf sich und ihre eigene Kraft angewiesen war, sondern es begannen sich allmälig auch äußerlich finstere Wolken an dem bisher ziemlich ungetrübten Himmel ihres Glückes zusammenzuziehen.

Eine Erscheinung, wie die ihrige, war in den Kreisen, welchen sie angehörte, eine zu seltene und alleinstehende, um nicht alle die geheimen Angriffe des Neides, der Verleumdung und der Intrigue gegen sich wach zu rufen, und während diese bisher durch die Gegenwart der Mutter mehr von ihr fern gehalten waren, so empfand sie nach deren Rückkehr doppelt die Eindrücke, denen sie sich nicht wie früher zu entziehen vermochte.

Unter diesen Verhältnissen, die ihr oft allen Lebensmuth raubten, erschien es ihr fast als eine Wohlthat, als die Bühne, an welche ihr Kontrakt sie band, wegen ungünstiger finanzieller Verhältnisse geschlossen werden mußte und sie dadurch ihrer Freiheit und die Ruhe wieder fand, nach der sie sich so sehr sehnte.

Um jedoch die Sorgen, welche den Vater bei seinem augenblicklichen Zustande wegen der Zukunft der Seinigen drückten, durch ihre Rückkehr unter solchen Umständen nicht noch zu vermehren, beschloß sie, vorläufig ihre Lage vor den Ihrigen geheim zu halten und in jener Stadt zu bleiben, bis sich eine Gelegenheit zu einem neuen Engagement bieten würde.

Da sie in größter Zurückgezogenheit lebte, so gestatteten ihre kleinen Ersparnisse, schon einige Zeit unabhängig zu bleiben, was sie auch veranlaßte, Anfangs einige neue Anerkleidungen, welche nicht ganz ihren Wünschen entsprachen, abzulehnen.

Allmälig kam jedoch die Zeit, wo sie die Nothwendigkeit erkannte, wieder auf eine neue Thätigkeit bedacht zu sein; jetzt zeigte sich aber das Glück ihren Wünschen weniger günstig, so daß sich bald ernste Sorgen um ihre Zukunft bei ihr einstellten.

Zu gleicher Zeit wurden die Nachrichten von Hause mit jedem Tage trauriger, der Vater war so schwach, daß er daran dachte, sein Amt niederzulegen und sich in den Ruhestand versetzen zu lassen; dazu kam, daß er sich in Folge seiner krankhaften Reizbarkeit mit einem Vorgesetzten überworfen hatte, der ihm nun das Leben noch auf jede mögliche Weise sauer zu machen suchte. Es waren trübe und traurige Tage für das im Kampfe mit dem Leben noch so wenig erfahrene junge Mädchen, auf welches jetzt die Sorgen und der Kummer von allen Seiten zugleich einbrangen.

Ihre letzten Sparpfennige waren endlich aufgegeben und sie sah sich genöthigt, einige Schmuckgegenstände aus früherer Zeit, die jetzt entbehrlich waren, zu veräußern, um die erforderlichen Mittel zu ihrem weiteren Unterhalte zu erlangen.

Weniger der Verlust dieser Dinge war es, was sie dabei schmerzte, als vielmehr der Gedanke, wo ihre Noth, deren sie sich jetzt zum ersten Male so recht bewußt war, aufhören werde. Mit wehmüthigen Empfindungen nahm sie das Kästchen zur Hand, welches die mancherlei Zierrathen und Kostbarkeiten enthielt, mit denen sie sich in den Tagen ihres Glückes geschmückt hatte. Fast an jedem Theil des glänzenden Inhalts knüpfte sich eine oder die andere schöne Erinnerung, und mit kindlicher Freude ließ sie die einzelnen Theile durch die Finger gleiten.

Aber sie mußte sich entschließen — Jenes Armband sollte geopfert werden. Zwar hatte sie stets ihre besondere Freude daran gehabt, da sie dasselbe von ihrer ersten Monatsgage angeschafft hatte, aber es war durch einen Fall verbogen, sich sich nicht wieder ganz anbessern und sollte nun auch das Erste sein, was sie von sich gab; alles Uebrige folgte ja vielleicht nur zu bald schon nach.

Mit einem gewissen Zagen begab sie sich auf den Weg zu einem Juwelier, mit dem sie, da ihr der Muth dazu, sein geringes Gebot abzulehnen, bald Handels einig wurde. Als sie mit dem unbedeutenden Erlös heimkehrte, sagte sie sich selbst, daß sie in die Hände eines Gewissenlosen gefallen sei, der sich ihre Unerfahrenheit und Schüchternheit zu Nutzen gemacht und ihr weit unter dem Werthe des Armbandes gezahlt habe. Aber wenn sie auch im Augenblick des Gebotes darüber mit sich im Klaren gewesen wäre, so würde sie doch den Kauf nicht eingängig zu machen gewagt haben, denn sie war froh, nur zum Ziele gekommen zu sein, und würde kaum den Muth gehabt haben, noch zu einem Zweiten zu gehen.

In ihrer Traurigkeit bemerkte sie kaum, wie unterwegs ein Herr zuerst einige Schritte hinter ihr ging und dann, auf der andern Seite der Straße mit ihr gleichen Schritt haltend, sie begleitete. Als sie, vor ihrer Wohnung angekommen, die Straße überschritt, blieb der Unbekannte stehen und zog höflich grüßend den Hut. Sie ging, seinen Gruß nur flüchtig erwiderend, rasch an ihm vorbei, und erst als sie auf ihrer Stube angekommen war, fiel ihr das Sonderbare seines Benehmens auf und sie trat an's Fenster, um zu sehen, wo er geblieben sei.

Der Fremde ging vor dem Hause mehrmals langsam auf und ab; aber sie konnte sein Gesicht nicht sehen, da dasselbe durch einen breitrandigen Strohhut verdeckt war, unter dem nur sein langes, lockiges Haar sichtbar blieb.

Adele hatte beim Eintritt in das Haus das Gesicht des Fremden nur auf einen Augenblick flüchtig gesehen, aber dieser eine Blick hatte hingereicht, ihre Aufmerksamkeit zu erregen, denn es hatte, wenn auch nicht eben auffallend schöne, ja doch eigenthümlich anziehende und interessante Züge gezeigt.

Die ganze Erscheinung war ihr jedoch eine durchaus fremde, und sie mußte sich doch wohl geirrt haben, als sie einen Augenblick geglaubt hatte, den Unbekannte sei ihr ihretwegen bis hierher gefolgt, oder sollte es doch der Fall gewesen sein?

Ihre weibliche Neugier ließ ihr keine Ruhe, und sie konnte nicht umhin, noch einigee Zeit nochmals nach der Straße hinunter zu sehen.

Der Fremde war verschwunden; jedoch erblickte sie ihn gleich darauf am Ende der Straße, langsam und wie im Nachdenken dahin schreitend, bis er, eine andere Richtung einschlagend, aus ihren Augen verschwand.

Dieser, wenn auch noch so unbedeutende Zwischenfall hatte sie für wenigstens das Gute zur Folge, daß ihre Gedanken dadurch für einen Augenblick eine andere Richtung erhielten.

Was mochte der Unbekannte nur hier gewollt haben? Nun, es mußte eben nichts Wichtiges gewesen sein, denn sonst wäre er wohl nicht, nachdem er nur die Mauern des Hauses besehen hatte, wieder umgekehrt.

Es war nahezu Mittag gewesen, und als Adele, die heute einmal wieder etwas von ihrer früheren Laune verspürte, eben zum so und so vielten Male die Worte Gretchens im Faust:

„Ich gäb' was d'rum, wenn ich nur wüßt',
Wer dieser Herr gewesen ist."

vor sich dahin sang, meldete das Dienstmädchen der Hausmirthin, daß ein fremder Herr unten sei und fragen ließe, ob das Fräulein zu sprechen wäre; zugleich überreichte sie eine Karte mit der Aufschrift: „Georg Haller, Schauspieldirektor."

„Wie sieht der Herr aus?" fragte Adele zum Ueberfluß, denn sie war schon im Voraus ziemlich fest davon überzeugt, daß es Niemand anderes sei, als der Unbekannte, dem eben ihr Werg gegolten hatte.

„Sehr fein," entgegnete das Mädchen; „es ist ein großer, stattlicher Herr mit einem schwarzen Schnurrbart und langen Locken."

„Schön, ich weiß schon, laß ihn heraufkommen."

Obgleich das junge Mädchen sich nicht auf einen Besuch eingerichtet hatte, so bedurfte ihr Zimmer zum Empfange eines solchen keiner weiteren Vorbereitung, was sonst bei Leuten ihres Standes in der Regel sehr nöthig zu sein pflegt; es würde ihr jedoch auch höchst keine Zeit dazu gelassen sein, denn gleich darauf trat der Angemeldete bereits bei ihr ein.

Die Erscheinung des Fremden bestätigte vollkommen das Urtheil des Dienstmädchens, welches ihn für einen „feinen Herrn" erklärt hatte. Außer der Feinheit in seinem Aeußern, welche bei diesem Urtheil wohl maßgebend gewesen war, machte sich außerdem noch eine Eigenschaft bei ihm bemerkbar, die der Engländer mit dem Ausdruck »gentlemanlike« zu bezeichnen pflegt, und die hier noch durch ein genialed geistig bedeutendes Gesicht gehoben wurde.

Nach einer kurzen gegenseitigen Begrüßung kam der Fremde sogleich auf den Zweck seines Besuches.

„Ich habe erfahren," begann er, „daß Sie augenblicklich ohne Engagement sind, und mir deßhalb die Ehre gegeben, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um Ihnen die Anfrage vorzulegen, ob Sie geneigt sein möchten, ein Engagement bei der unter meiner Leitung stehenden Gesellschaft anzunehmen."

„Ich bin Ihnen für Ihre Freundlichkeit sehr verbunden, bitte, nehmen Sie gefälligst Platz."

„Ehe ich Sie um Ihre definitive Antwort bitte," fuhr der Direktor fort, „muß ich Ihnen zuvor bekennen, daß die Bühne, für welche ich mir die Ehre gebe, Ihnen ein Engagement anzutragen, denen, welche Sie bisher angehörten, allerdings an Bedeutung nachsteht und ich deßhalb auch zu meinem Bedauern nicht im Stande sein werde, Ihnen ein Ihren Leistungen angemessenes Honorar zusichern zu können; weßhalb ich im Fall einer etwaigen gütigen Zusage diese nur so mehr als eine besondere Ehre anerkennen würde, für welche Sie stets meiner größten Erkenntlichkeit versichert sein dürften."

Die Ehre des Direktors, wie die ganze Art und Weise seines Anerbietens, machten auf das junge Mädchen einen entschieden günstigen Eindruck. Sein Auftreten hatte etwas Biederes und Vertrauen Erweckendes, und er unterschied sich durch sein natürliches, ungezwungenes, aber dabei doch sicheres und selbstbewußtes Benehmen wesentlich von den angenehm gezierten Manieren der meisten Mitglieder untergeordneter Bühnen, und da es außerdem auch in Abelens augenblicklicher Lage wenig angebracht gewesen sein würde, länger wählerisch zu sein, so ging sie auf seinen Vorschlag ein, und noch an demselben Tage wurde der Kontrakt von beiden Theilen unterzeichnet.

Die Gesellschaft, welcher Adele jetzt angehörte, war eine der vielen wandernden Provinzialtruppen, die bald hier bald dort ihre Bühne aufschlugen, und sobald dad in der Regel nicht allzugroße Repertoire durch-

Digitized by Google

gespielt ist, oder die Theilnahme des Publikums und damit der Erlös nachzulassen drohen, sich ein anderes Feld aufsuchen.

Das Personal der Gesellschaft, zum überwiegenden größten Theile auch geringen oder mittelmäßigen Talenten bestehend, enthielt jedoch auch einige, denen man es ansah, daß sie, wenn auch jetzt noch mehr oder weniger in der Ausbildung begriffen, dereinst sich eine geachtete Stellung auf der Bühne erwerben würden, und ein Fräulein Sand Abele, daß die Leistungen der kleinen Truppe doch auf einer höheren Stufe standen, als man dieselbe in den Kreisen annahm, denen sie bisher angehört und in denen man mit einer Art Souverainer Geringschätzung auf die kleineren Provinzialbühnen herabsah.

Es konnte nicht fehlen, daß der jungen Künstlerin, deren Talent und oft gerühmter Name den neuen Genossen nicht unbekannt geblieben war, von diesen eine besondere Hochachtung erwiesen wurde, und der Direktor gebrauchte gegen sie ganz besondere Rücksichten.

Obgleich ihre Erfahrungen in den meisten Dingen, welche außerhalb ihrer Kunst lagen, nur sehr gering waren, so wurde sie von ihm häufig um ihren Rath und ihre Ansicht über dieß oder jenes gebeten und diese, wenn irgend möglich, berücksichtigt, was ihr um so mehr Freude machte, als Haller nicht etwa ein unschlüssiger oder zu selbstständigem Handeln unfähiger Charakter, sondern im Gegentheil ein Mann von den bedeutendsten und vielseitigsten Talenten und Kenntnissen, wie von bewundernswürdiger Thätigkeit und Energie war, weßhalb sich die junge Sängerin durch seine Aufmerksamkeit doppelt geehrt fühlen mußte.

Bei solch' hervorragenden Eigenschaften, wie er sie im reichsten Maße entwickelte, konnte es nicht fehlen, daß er über alle Glieder der Gesellschaft eine mehr als gewöhnliche Herrschaft ausübte, und auch Abele sah sich bald in den Kreis seiner Bewunderer mit hineingezogen.

In der ersten Zeit ihres neuen Verhältnisses fühlte sie sich in Folge der mannigfachen Gemüthsbewegungen, denen sie in den letzten Monaten ausgesetzt gewesen war, im höchsten Grade angegriffen und wurde durch die geringste Aufregung gereizt und erschüttert.

Haller, der vom ersten Tage an mit einer fast väterlichen Sorgfalt über sie wachte, hatte dieß sehr bald bemerkt, und Abele blieb ungeachtet ihrer wiederholten Bitten mehrere Wochen von jeder Mitwirkung bei der Bühne enthoben, um in ungestörter Ruhe ganz ihrer Gesundheit leben zu können. Der Direktor hatte ihr selbst in dem Landstädtchen, nach welchem die Gesellschaft sich bald nach Adelens Engagement wandte, eine Wohnung ausgemacht und bei der Wahl derselben auf jede mögliche Annehmlichkeit Rücksicht genommen, so daß Abele, als er sie bei ihrer Ankunft dahin führte, ihm nicht genug danken zu können glaubte.

Es war ein freundliches, vor dem Thore gelegenes Häuschen, dessen Fenster den Blick über Gärten und Wiesen auf das in der Ferne sich duftig und in prachtvollen Formen dahinziehende Gebirge gewährten. Seit sie ihre Heimat verlassen, war ihr nur selten dieser Genuß zu Theil geworden, und sie fühlte sich hier leichter an das traulose Vaterhaus erinnert. Auch die Hausleute, eine bereits bejahrte, aber noch rüstige Frau und ihre etwa in Adelens Alter stehende Tochter, von denen sie auf's Freundlichste aufgenommen wurde, trugen dazu bei, ihr den neuen Aufenthalt lieb und angenehm zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Altes und Neues.

Shakspere's Geburtshaus. Seit 1864, wo der dreihundertste Geburtstag Shakspere's in Stratford-upon-Avon festlich begangen wurde, ist in der Geburtsstätte des englischen Nationaldichters eine redtsländige Umwandlung vor sich gegangen. Der Fremde findet manches Andenken an Shakspere, welches vor vier Jahren nicht zu sehen war. Das Grundstück von New-Place, dem Hause, welches der Dichter kaufte, als er mit seinem in London erworbenen Vermögen nach der Vaterstadt zurückkehrte, und in welchem er sein Leben beschloß, ist in eine Art Gartenanlage verwandelt, und steht Jedem offen, der sich nicht scheut, das Entree des gewöhnlichen Publikums mit einem Schillingstücke von 6 Pf. zu erlegen. Die Straße vorüber. — Alles was, Dank dem Zeitbemühungssinne des Mr. Gostrell, von dem denkwürdigen Hause übrig geblieben, haben ein schützendes Eisengitter erhalten, und ein Abkarz des berühmten Maulbeerbaumes, welcher von beispielloser Dauer zerfiel wurde, steht an hervorragender Stelle. Auf dem großen Rasenplatze ist eine Gedenktafel mit den Namen aller Gesellschafter (an der Spitze Prinz Albert), welche über 3000 Pf. St. beigesteuert erwiesen, die in hoch nur eine provisorische Einrichtung, welcher mit nächster Zeit einem passenden Denkmal Platz machen soll. In den an New-Place anstehenden Hause befinden sich mehrere Portraits des Dichters in Kupferstich und Holzschnitt, sowie ein altes Portrait in Oel, wahrscheinlich eine Angeheirge der Familie Shakspere darstellend, von welcher Shaksperre die Besitzung kaufte. Außerdem beherbergt dieses Haus noch mehrere andere Kuriositäten, welche zugleich mit den Hausbewirten von New-Place aufgefunden und dieher in dem Geburtshause Shakspere's in Henley-Street aufbewahrt worden waren. Dieses Haus in Henley-Street enthält das Shakspere-Museum, welches gleichfalls in letzter Zeit mannigfache Bereicherungen erhalten hat, so die werthvolle Sammlung von „Kangaskrügen" (so genannt von ihrer Form, welche einem ungeheuren Barte gleicht, der von einem Gesichte auf den Henkel aufgeht), wie sie zur Zeit Shakspere's gebraucht wurden, ein schöner Becher, aus dem bekannten Maulbeerbaume geschnitzt — ein Geschenk des Gemeinderathes; ein Trinkbecher (Geschenk von Mr. Hunt), welcher Shaksperre zugehört haben soll, und aus welchem Garrick bei dem Fest von 1769 trank; der Stuhl des deutschen Hofdichters, welcher von einem Nahmen aus dem berühmten Maulbeerbaume umgeben ist und zwischen zwei hübschen Miniaturnischen Statuten von den Geburtshäusern Shakspere's und Goethe's prangt. Endlich hat Mr. Halliwell neuerdings eine Sammlung von Facsimiles auf den Titelblättern der ersten Ausgaben der Dramen geschenkt. Die Bibliothek des Museums ist klein, aber auserlesenen, und umfaßt fast sämmtliche bekannte Ausgaben — alle die neue — von des Dichters sämmtlichen Werken. Neben dem Original-Portrait, aus dem Besitze des Charles Knowles, finden sich hier alle angeblichen Portraits des Dichters in Kupferstichen gesammelt.

Eine Mathlichkanone. Durch die Erfindung dieser Kanone ist für den wichtigen Mathlichfang ein sehr bedeutender Aufschwung zu erwarten. Um in Bezug auf die Ladung der Bombenkanonen und des Durchschlagens des Zünders ganz sicher zu gehen, fanden in Oesterreichs Bereiche statt. Es wurden nämlich schwach gefüllte Bomben und schlechtsich eine solche mit voller Ladung verschossen. Die Bombe durchlief der Berechnung gemäß in acht Sekunden. Man schoß hierbei in die Böschung eines Grabens, sie mußte sich daselbst vier Fuß tief ein und war in ihrer Explosion von solcher Wirkung, daß sich annehmen läßt, ein von derselben getroffener Bau- oder Spermschiff müsse unfehlbar dadurch getödtet werden. Bewährt sich die Erfindung praktisch, so ist damit für den Vertheidigung ungeheuer viel gewonnen, die Schiffe haben dann nicht mehr nöthig, den hohen Norden aufzusuchen, sondern können auch die Südregionen annehmen, denn der sonst so langsame Fisch der letzteren würde nach dieser Erfindung ebenso leicht zu fangen sein. Auch mit dem Handwerkszeuge für die Vertheidigung gegen Seeräuber stellte Cordeck, der Erfinder der Mathlichkanone, einige Versuche an, unter welchen die Handgranate die interessanteste war. Cordeck entzündete dieselbe durch einen leichten Schlag auf die Zündpille, schwenkte sie eine Zeitlang an einer Leine mit der Hand in der Luft umher und schleuderte sie dann von sich, worauf die Bombe explodirte und unter einem starken intensiven Feuer noch ein nicht athmenbares Gas verbreitete. Die von Gestemünde nach den chinesischen Gewässern abgegangenen Schiffe haben sämmtlich diese Bomben an Bord erhalten.

*

Ein moderner Paris. Die eben verstorbene Herzogin von Sutherland galt zu ihrer Zeit für die schönste Frau der vornehmen Welt. — Sie beauftragte den französischen Maler Darwiez, für ihr Boudoir das „Urtheil des Paris" zu malen und ließ ihm dabei ganz freien Spielraum in Bezug auf die Anordnung des Gemäldes. Der Künstler kam auf eine originelle Idee. Er stellte nur drei Personen dar: Im Hintergrunde Minerva und Juno, vor Zorn außer sich, und im Vordergrunde Paris, den Apfel so zu sagen auf dem Bilde herausreichend. Aber wem? Es war seine Braut auf dem Bilde zu sehen. Jedenfalls war die Braut die Königin dieses Boudoirs selber, die edle Herzogin von Sutherland.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 336:

Gedult überwindet Alles.

Auflösung des Räthsels Seite 324:

Aar.

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 33.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

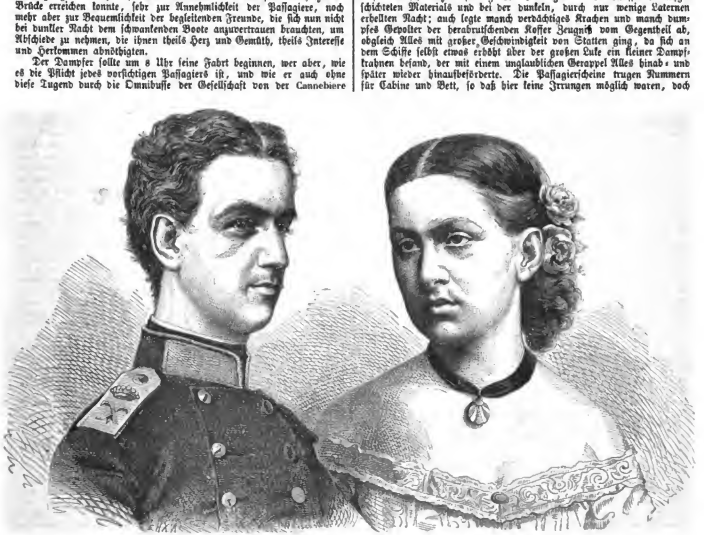
Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

In einem der schönen Häfen von Marseille, der Joliette, lag der fällige Postdampfer für Civita-Vecchia und Neapel in Erwartung seiner Passagiere. Das lange und ziemlich hohe Schiff war so dicht an den Quai gelegt worden, daß man das Verdeck vermittelst einer hölzernen Brücke erreichen konnte, sehr zur Annehmlichkeit der Passagiere, noch mehr aber zur Bequemlichkeit der begleitenden Freunde, die sich nun nicht bei dunkler Nacht dem schwankenden Boote anzuvertrauen brauchten, um Abschiede zu nehmen, die ihnen theils Herz und Gemüth, theils Interesse und Herkommen abnöthigten.

Der Dampfer sollte um 8 Uhr seine Fahrt beginnen, wer aber, wie es die Pflicht jedes vorsichtigen Passagiers ist, und wie er auch ohne diese Tugend durch die Omnibusse der Gesellschaft von der Cannebiere herbeigefahren wird — schon um 7 Uhr erschien — fand das Verdeck nahe beim Eingange noch in ziemlich großer Verwirrung. An Waaren war allerdings nicht zu viel zu sehen, aber die riesenhaften Koffer und Passagierkisten aller Art lagen bergehoch aufgethürmt, überkletterte von ihren Besitzern, die nach dem theuren Gut schauten und in allen Mundarten, unter denen die englische wieder einmal vorherrschend war, die handthierenden Matrosen um die größtmöglichste Sorgfalt ersuchten; doch war dieses ein schwer zu befriedigendes Verlangen bei der Masse des aufgeschichteten Materials und bei der dunkeln, durch nur wenige Laternen erhellten Nacht; auch legte manch verdächtiges Krachen und manch dumpfes Gepolter der herabrutschenden Koffer Zeugniß vom Gegentheil ab, obgleich Alles mit großer Geschwindigkeit von Statten ging, da sich an dem Schiffe selbst etwas erhöht über der großen Luke ein kleiner Dampfkrahnen befand, der mit einem unglaublichen Gerappel Alles hinab- und später wieder hinaufbeförderte. Die Passagierscheine trugen Nummern für Cabine und Bett, so daß hier keine Irrungen möglich waren, doch



König Georgios I. von Griechenland und seine Gemahlin. Originalzeichnung von Fritz Kriehuber. (S. 397.)

Digitized by Google

ging es sehr enge in diesen kleinen Kajüten mit 5 Betten zu und vielfache Reclamationen der Betreffenden konnten nur durch ein bezeichnendes Achselzucken des Maître d'hôtel, wie sich ein ziemlich unausstehlicher Kerl nennen hieß, beendet werden. Endlich war auf dem Verdecke Alles ziemlich klar gemacht, die begleitenden Freunde der Passagiere hatten sich nach und nach entfernt; nur noch einige Nachzügler standen auf der Schnelle zwischen Brücke und Verdeck, die letzten Händedrücke und die letzten Worte austauschend. Die Taue, welche das Schiff an den leinenbasten Ringen auf den Quaimauern festhielten, waren gelöst, der Dampfer schwankte, aber kaum merklich, die Maschine bezeugte ihre Ungeduld durch einige zischend ausgestoßene Dampfstrahlen, und der Kapitän stand mit seinem Sprachrohr in der Hand hoch oben auf der Kajütsbrücke. Es ist dies jener Augenblick der Absicht jedes Dampfbootes, wo Alles bereit scheint und man doch nicht abfährt, wo Passagiere, Matrosen, Kellner, Steuermann und sämmtliche Offiziere des Schiffes erwartungsvoll nach dem Ufer schauen, als müsse von dort her noch etwas ganz Besonderes erscheinen, von dem sich aber Niemand eine Rechenschaft zu geben vermag. Gewiß hat manchmal unserer geneigten Leser der Moment oft erlebt und ebenfalls nach dem Ufer geschaut, in der Hoffnung, sich von dort her eine achtwerdige Barke mit rasender Geschwindigkeit nähern zu sehen, oder einen Reiter, der sich auf dem Quai von seinem schäumenden Roße wirft, um irgend einen unerhörten Befehl des Kaisers oder des Königs zu überbringen, oder Absicht jedes Dampfbootes, wo Alles bereit scheint und man doch nicht abfährt, wo Passagiere, Matrosen, Kellner, Steuermann und sämmtliche Offiziere des Schiffes erwartungsvoll nach dem Ufer schauen, als müsse von dort her noch etwas ganz Besonderes erscheinen, von dem sich aber Niemand eine Rechenschaft zu geben vermag. Gewiß hat manch unserer geneigten Leser

sitzen: Damen in fadelhaft zerzausten, hinten lang herabfallenden Coiffuren, Herren mit und ohne Bärte, und mit mehr oder minder sehr uninteressanten Physiognomien. Vielleicht sind zwei Gruppen auf dem Schiff, welche dem ehemaligen Dampfer des Laplata-Stromes einiges Interesse einzuflößen vermögen: oben die päpstlichen Freiwilligen, die unter dem klaren Sternenhimmel dürftig zugedeckt, noch dürftiger beleidet, liegen, leicht schlummernd, schwer träumend. Diese 40 jungen Leute, Manche den besseren, zu den besten Ständen angehörig, würden uns wohl drastische Lebensbeschreibungen liefern, wenn wir es vermöchten, Einzelne von ihnen an das Buglyriet zu uns herüber zu lassen und ihnen dort die Zunge zu lösen durch ein gutes Wort, unterstützt von einem Glase feurigen Weines oder dampfenden Grogs oder einem Kelche mit schäumendem Champagner. Jedenfalls sind diese päpstlichen Freiwilligen in ihrer Vergangenheit und wohl auch in ihrer Zukunft ein hübsches Stück einer, wenngleich wilden Poesie und das scheint auch die beste Maschine des Saintonge zu fühlen, denn so oft ihre Kesselthüren geöffnet werden, liebäugelt sie mit rother Glut zu den jungen Leuten hinüber und überstrahlt deren bleiche, eingefallene Wangen mit rosigem Schimmer, wobei mancher Blick glänzend aufzuckt, um sich gleich darauf seufzend wieder zu schließen.

Eine zweite Gruppe ist drunten in der Kajüte, welche wohl im Stande ist, im Innern des guten Schiffes Jugenderinnerungen noch zu rufen. Das ist nämlich eine ältere, wohlbeleibte Dame mit zwei jungen Mädchen, alle drei mit feinem, wachsbleichem Teint, großen dunkeln Sammetaugen und schwarzen Haaren, so ihre südliche Abkunft verrathend. Die jungen Mädchen datten schlank, biegsame Taillen, denen man wohl ansieht, daß sie sich unter den Klängen von Zambango hin- und hergewiegen verstehen, und manche Bewegungen ihrer zarten Hände und Finger verrathen uns sehr deutlich, daß sie ihre Castagnetten zu gebrauchen wissen. Diese neckischen Bewegungen mit den zarten Fingern aber gelten dem Papagei von weißer Farbe mit einem gelben Busch, der in hohem Messingkäfig vor ihnen auf dem Tische steht, neben einem Korbe voll Orangen, zu denen der Vogel zuweilen herabsteigt und dann ein Geschrei ausstößt, das einem lauten Lachen ähnlich ist. Dann scheinen ihn die jungen Mädchen mit dem Spiel ihrer Finger beschwichtigen zu wollen, was ihnen aber nicht immer gelingt, denn zuweilen richtet er unmuthig seinen gelben Federbusch in die Höhe und stößt ein so durchdringendes Geschrei aus, daß sich die meisten der Passagiere mit ärgerlichen Blicken hinüberwenden und daß sich der gute Saintonge tief bewegt fühlt, denn in solchen Augenblicken träumte er sicher

„von einer Palme,
Die, fern im Morgenlande
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand."

Dann verwandeln sich vor ihm die kahlen Felsen der französischen Küste und das tiefdunkle Meer, und er glaubt wieder wie damals auf dem beleuchtenden Strom dahinzuschwimmen durch die üppig schimmernde Pracht des Urwaldes voriger Palmen, Bananen, an riesigen Baumfarren und all den prächtig wunderlichen Pflanzen vorbei, die unsthaft sind und neckisch gefesselt von den herrlichsten Schlingpflanzen.

Ja — der rüstliche Ruf eines Papageis kann eigenthümliche und ganz verschiedenartige Phantasien erwecken. Wendet sich doch einer der Champagner trinkenden Amerikaner zu seinem Nachbar und sagt mit einem häßlichen Lachen: „Wenn ich den Schrei des Papageis höre, so denke ich immer an unsere Jagd auf jenen verruchten Marron, der uns so viel zu schaffen machte. Gerade so klang es um uns her, als ihn endlich die Hunde niedergerissen hatten. Prächtige Bestien das!"

Der junge Mann in dem Schaukelstuhle hielt sich bei dem gellen Ruf die Ohren zu und rief in verdrießlichem Tone: „Hätte ich doch damals zugleich mit Deinem Schreihals alle ähnlichen aus der Welt schaffen können!"

Er sagte das auf so unangenehme Art, daß die feine weiße Gestalt der jungen Frau neben ihm sichtbar zusammenzuckte, und zu gleicher Zeit jurach droben einer der Freiwilligen gähnend und sich dehnend: „Ich glaube, der Hahn kräht und es will Tag werden," worauf ein Anderer mit rohem Lachen erwiderte: „Wenn wir nahe am Lande wären, so würde ich glauben, es sei Krähengeschrei — eine heitere Begrüßung anderer Galgenvögel" — „Oder sie witterten Blutgeruch," meinte ein Dritter, worauf ein Vierter, der an der Ecke lag und zwar so, daß er einen Zuhörer Raum zwischen sich und seinem Nachbar ließ, murrend sagte: „Wir unrem ewigen Geschwätz. Gebt doch ein bischen Ruhe, das ist weder Hahn noch Krähe, das ist der Schrei eines Papageis."

„Und der muß das wissen," quikte eine Stimme aus der Mitte des Haufens hervor, „denn als er noch Prinz von Arkadien war, hielt er sich Papageien zu Dutzenden."

„Hole euch Alle der Teufel!"

Auf diesen freundlichen Wunsch hin wurde noch ein Lächtiges gelacht, auch noch verschiedene derbe Gegenreden gehört, Rufe nach Ruhe von den Außenliegenden, unverständiges Gemurmel und tiefe Seufzer; dann trat die frühere Stille wieder ein und die meisten schliefen weiter.

Ja, Manche schliefen weiter, aber nicht Alle. Viele lagen allerdings regungslos da mit geschlossenen Augen, aber anstatt von Schlummer erquickt zu werden, jagten die teilten, ja oft die verzweiflungsvollsten Gedanken ein anderes, schlimmeres wildes Heer durch ihre Seelen. Hie und da wandte Einer das Antlitz von den leuchtenden Sternen weg und barg es in die Hände oder auf die untergelegten Arme, dazu recht schwerlich aufseufzend. Ob auch Thränen dabei flossen? Wir wissen es nicht, aber wir glauben es. Dann, nach einiger Zeit, war unter den grauen Decken keine Bewegung mehr zu spüren, und auf diesen Augenblick schien der auf dem rechten Flügel, von dem wir vorhin gesagt, daß er einen fußbreiten Raum zwischen sich und seinem Nachbar gelassen, gewartet zu haben, denn jetzt rückte er noch weiter weg, erhob sich hierauf in sitzender Stellung, warf die graue Decke von sich und stand dann, nachdem er noch einen raschen Blick auf die Schläfer geworfen, geräuschlos auf. Es war eine schlanke, jugendlich kräftige Gestalt, die sich dort erhob, bekleidet mit einem grauen Jägerrock, den ein lederner Gürtel um den Leib zusammenhielt, und auf das Haupt stülpte er jetzt einen leichten weißen Filzhut. Er war es, den die auikende Stimme trotzend „Prinz von Arkadien" genannt hatte, und wie er so dahinschritt auf dem schmalen Gange zwischen der Maschine und den brausenden Rädern, mußte man gestehen, daß seine Gestalt, seine Bewegungen, die Art, wie er den Kopf trug, etwas Außergewöhnliches, ja etwas Bestechendes an sich hatte. Dem widersprach allerdings die grobe Kleidung, wogegen aber, wenn man in sein feines, jugendlich schönes Gesicht blickte, man diese Kleidung hätte eine Verkleidung nennen können. Er ging dem Buglyriet zu, stieg auf das doch befindliche Verdeck und setzte sich auf den Rand des Rüderbaums.

Das Meer zeigte lange, sanfte, glatte Wellenschwingungen, ohne im mindesten unruhig oder auch nur erregt zu sein. Hier auf dem Vorderdeile spürte man allerdings eine gelinde Bewegung, aber es war nur ein angenehmes Auf- und Niederheben, weich und gleichförmig, wie das Schaukeln einer Wiege. Eine solche Wirkung schien es auf den jungen Freiwilligen zu haben, denn nachdem er seinen Hut neben sich auf das Verdeck geworfen, stützte er seine Ellbogen auf die Kniee und ließ den Kopf tief zwischen die Hände hinabsinken.

(Fortsetzung folgt.)

König Georgios von Griechenland und seine Gemahlin.

(Mit S. 385.)

Der Thron der Hellenen ist ein Rubesitheu, die Krone Griechenlands kein Lockbett Ruf — das sollte der junge König, den die Nation nach der Vertreibung des bayerischen Dynastie an ihre Spitze berief, im bittersten Maße erfahren. Von der fernen Nordsee an die schönen Gestade des alten Hellas versetzt, unter ein fremdes Volk, das er erst kennen lernen sollte, sich man ihm seine Zeit sich mit Sitte und Brauch des Landes bekannt zu machen, als die innern Kämpfe mit den großen Tagesfragen wechselten, ihn mitten in die Bewegung stellten. Rascher mag Königin Georgios an den Zeitereignissen heranpreist sein, als es vielleicht jemals einem anderen Fürstenpaare vergönnt war. Königin Georgios I. ist das dritte Kind des jetzt regierenden Königs Christian von Dänemark und der Königin Louise. Bis zu seiner Thronbesteigung führte er den Namen Wilhelm. Am 24. December 1845 geboren, erhielt er, wie alle Kinder des Dänenkönigs, eine sorgfältige Erziehung und trat frühzeitig in die Marine seines Vaterlandes. Der junge Seemann durfte, als seine ältere Schwester Alexandra nach England reiste, um sich mit dem Prinzen von Wales zu vermählen, die Braut begleiten, und die englischen Staatsmänner, welche einen Candidaten für den erledigten Königsthron suchten, richteten damals ihr Augenmerk auf ihn — eine Wahl, mit der Frankreich und Rußland einverstanden waren. Der englische Gesandte in Athen konnte in Folge dessen am 23. März 1863 der provisorischen Regierung ankündigen, daß die drei Schutzmächte sich über den Prinzen Wilhelm geeinigt. Wenige Tage später ward dann dieser einstimmig von der griechischen Nationalversammlung als Georgios I. zum König erwählt. Die Deputation ging am 4. April nach Kopenhagen, um den König nach Griechenland einzuladen, und nachdem die Bedingungen des dänischen Hofes — die Vereinigung der jonischen Inseln mit Griechenland, eine Million Drachmen Civilliste und 12000 Pfund Leibrente — von der Nationalversammlung und den Schutzmächten garantirt waren, reiste König Georgios I. am 17. September von Kopenhagen in Begleitung des Chefs Christ Sonnard nach Griechenland ab. Nach einer Rundreise bei den drei Schutzmächten, landete er am 30. October im Piräus, hielt dort seinen feierlichen Einzug und leistete am folgenden Tage den Verfassungseid. Bald eignete sich der König die Landessprache an und machte sich bei dem Volke sehr beliebt. Seinen Berather, den Grafen Sponnd, den er von der Heimath mitgebracht, mußte er, da er dem Volke als Fremder beargwöhnt wurde, der Politik zum Opfer bringen, und schon die ersten Jahre verbitterten ihm constitutionelle Kämpfe aller Art: ein Ministerium löste das andere ab, und nur die Brautfahrt, die er im October 1867 nach der Hauptstadt Rußlands unternahm, war ein

Digitized by Google

freundliches Zwischenspiel in dem ernsten Drama. Die Wahl des Königs hatte die allgemeinste Zustimmung der griechischen Nation gefunden und am 27. October fand die Vermählung mit der Großfürstin Olga Constantinowna im Winterpalais zu St. Petersburg statt. Königin Olga ist das vierte Kind des Großfürsten Constantin Nikolajewitsch und der Großfürstin Alexandra Josephowna. Von der Generalin Andreianoff erzogen, hatte die Prinzessin schon bereits auf Reisen mit der hohen Mutter die Welt gesehen und sich durch edle Geistes- und Herzensbildung ausgezeichnet. Die gewinnende Anmuthigkeit, die ihr eigen machte sie bald beliebt in der neuen Heimath, eine Liebe, die sie so sehr unter den bald bereinbrechenden Stürmen bewährte. Der candiotische Aufstand, der von der griechischen Nationspartei genährt wurde, war ausgebrochen und da es im Interesse der griechischen Nation lag, wie Daniel Candia, diese Baree der Türkei der Tapferkeit, in der Königsbahn zu sagen, so mußte bald der Vorwurf der Unterstützung des Aufstandes gegen die griechische Regierung laut werden, welchen diese ihre Unschuldsbetheuerungen entgegensetzte, womit sich die türkische Regierung aber nicht zufrieden gab; sie antwortete, als der Aufstand im November 1866 niedergeworfen war, mit einem Ultimatum an die griechische Regierung, welches Bürgschaften gegen die Wiederkehr der Verletzung des internationalen Rechts, die Erlaubniß der Rückkehr für die candiotischen Freiwilligen und Genugthuung für die Mißhandlung osmanischer Unterthanen auf hellenischem Gebiete verlangte. Die Zurückweisung dieser Forderungen, die drohende Haltung Griechenlands, die Schlichtung des Streites durch die Conferenz in Paris gehört den jüngsten Tagen an. Ist damit die türkische Frage gelöst? Wer wollte das behaupten!

Die Stadtvoigtei in Berlin.

(Vgl. S. 389.)

Die letzten Jahre haben dem schmucklosen Hause auf dem Molkenmarkt in Berlin, welches das Hauptgefängniß der nordeuzischen Stadt bildete, auch der Literatur sich weit werth gemacht. Wohl auf keine dacteure liberaler berliner Zeitungen haben die Sünde ihrer Gesinnung und eines Ausdrucks, der sich auf dem Prokrustesbett der Haß- und Verachtungsparagraphen des Strafgesetzbuches zu einer schwarzen Unthat gestaltete, in den Chambres garnies der berliner Präfectur längere und kürzere Zeit verbüßen müssen. Elegische Verwandten brachte der Aladdin radatsch hinter seinem Gitter von hier aus dem Aladderadatsch der Polizei, und abermals öffnen sich ihm auf vierzehn Tage die knarrenden Pforten des Palastes auf dem Markte der Molken wegen der Gebeine des Herzogen von Pruntut. Hinter diesen undeutlichen Mauern saß 1849 der Geheime Ober-Tribunalrath Waldeck neben Monate lang, des Hochverraths angeklagt, von dem gleichwohl selbst der Staatsanwalt keine Spur entdecken konnte. Hier haben Hunderte Unschuldiger schon erfahren müssen, wie wenig der Schutz der persönlichen Freiheit gesichert ist, so lange nicht der Polizeidraune für Festigkeit in der Verhaftung verantwortlich gemacht werden kann. Solche Mädchen, ganz Paar Aladdin taumel der Freuden, haben sich hier die Augen roth geweint; Verurtheilte selten Jahrelang in dieser abgeschlossenen Welt, und Tag um Tag kommen neue und gehen alte; dieser Bienenkorb der Polizei und des Criminalgerichts wird nie leer, Tag und Nacht arbeitet man hier mit dem Unglück, dem Elend, dem Verbrechen in den Laden.

Mitten in dem alten Berlin, in der Cité — genau wie das Präfecturgebäude in Paris — liegen die Gebäude, welche unter dem Gesammtbegriff der Stadtvoigtei bekannt sind. Sie gehen bis nach der Spree hin, welche auf der einen Seite diese Frohnveste begrüßt. Erst in dem Jahre 1791 wurde auf dem Gartengrundstück eines der hier stehenden Privathäuser, welches an den Fiscus gefallen war, das Stadtgefängniß gebaut und mit dem Erwerb der beiden anstoßenden Häuser nach und nach die Vergrößerung in ihrer jetzigen Ausdehnung bewirkt. Eng an- und ineinander gebaut entspricht die Stadtvoigtei doch schon längst nicht mehr dem Bedürfniß. Die Nothwendigkeit ist da, ein neues, größeres Gebäude für die mannichfachen Zwecke der Stadtvoigtei zu erbauen. Vieles ist zwar geschehen, um die niedrigen Zimmer derselben reinlich und gesünder zu machen; aber trotzdem entspricht ein längerer Aufenthalt in denselben noch lange nicht den Anforderungen, welche heut auch in dieser Beziehung an Gebäude solcher Bestimmung gestellt werden müssen.

Die erste und hauptsächliche Bestimmung der Stadtvoigtei war und ist die eines Polizeihofes. Der Chef der hauptstädtischen Polizei hat hier seine Residenz und die gesammte Sicherheitspolizei ihre Bureaux. Was im Laufe des Tages uns der Ruf an „Material“ eingeliefert wird, besteht in diesen Bureaux die erste Prüfung und wird danach in gerichtliche Masse getheilt und in die Gefängnisse versetzt, oder aber wieder freigegeben, als unbrauchbar oder als die Kosten der Lagerung nicht lohnend. Es mögen im Durchschnitt wohl hundert Personen täglich eingeliefert werden. Seit einigen Jahren hat die Polizei eigene Omnibus, die grüne Kutsche genannt, in welcher die Arretirten von den einzelnen Polizeiwachtstuben in der Stadt auf telegraphische Meldung von dorther abgeholt werden. Sie kommen dann in die Depotsäle, Männer und Weiber natürlich getrennt.

Solcher Polizeigewahrsame, in denen die meisten Inhaften nur eine Nacht oder einen Tag verbringen, hat die Stadtvoigtei 24, die Raum für 200 Personen bieten. Das Gefängniß Nr. 1 trägt den Spitznamen „Palastenkrug“ und ist das größte, oft von 40 Menschen bewohnt, die der verschiedensten Ursachen wegen sich hier in bunten Durcheinander zusammenfinden und zumeist nachwachtlichem und schutzmännischem Dienst-eifer dies unfreiwillige Unterkommen verdanken. Nr. 16 ist das verrufenste Local, weil dort die schmutzigsten Gesellen und Trunkenbolde, die sich schon größerer Bestialschaft auf der Polizei-Arrestwache, versammelt werden.

Hoch hier Elend, Schmutz, Verkommenheit, die an sich abstoßen, aber die doch auch ihren Vorwurf gegen die gesellschaftliche Unvollkommenheit und die Misere des Lebens richten, so liegt nicht weit davon die Liederlichkeit und das lachende Laster, oft in Sammt und Seide, auf den Strohsäcken, vermischt mit der Unthat, der Erniedrigung, oft auch mit dem Unglücke des weiblichen Geschlechts. Das Depot der aufgegriffenen Frauenspersonen ist selten, namentlich Nachts, ohne interessante Mannichfaltigkeit der Scenerie. Da ist eine ganze Damengesellschaft in jugendlichem Alter, die es sich, soweit der Corridor gestattet, bequem gemacht hat, die lacht und freher Dinge ist, als wisse sie, daß am Morgen all das Ungemach wieder überstanden. An den Wänden hängen seidene Mantillen und Baretts wie Fetzen; große Schleppen liegen den schmutzigen Erdboden: es ist Alles geborgte Waare. Und da daneben kauert Eine, die über ihren Leichtsinn weint und in welcher das Gefühl der Scham die Marter ihrer Lage vermehrt.

Länger wie 24 Stunden darf Niemand in Haft bleiben, anders als auf Anordnung des Gerichts zum Zweck der Untersuchung. Die Polizeigefängnisse haben also meist ein schnell wechselndes Publikum. Die Gefangenen, welche der gerichtlichen Untersuchung zugewiesen sind, bewohnen andere Localitäten in der Stadtvoigtei, die in vier Stallenen gebaut sind, von denen jede unter einem Aufseher steht. Die der schwersten Verbrechen Angeklagten sind in der sogenannten „Riesenburg“ untergebracht, der mittlere Theil der Gefängnißlocalitäten, der eben dieser Riesenburg gegenüber liegt, wegen der trennenden Straße erhalten hat. Sie enthält acht Gefängnisse, und ein Ausdruck von hier aus gehört zu den unwahrscheinlichsten Ereignissen. Auch bei den übrigen Gefängnissen hat die Vorsicht nichts unterlassen, ein Entspringen der Insassen zu vereiteln. Sämmtlich sind sie durch schwere Thüren und Schlösser und durch starkvergitterte Fenster verwahrt. Nichtsdestoweniger hat die menschliche Kraft und List Mittel gefunden, all diesen Sicherheitsmaßregeln Hohn zu sprechen, und die vorgekommenen Fluchtversuche waren daher immer sehr interessant. Im Herbst 1846 entsprangen aus dem nach dem Wasser hinaus zwei Arrestzellen hoch belegenen Gefängniß ein verurtheilter Schuhmacher und ein zu 15jähriger Zuchthaus bestimmter Weinbieb. Beide zerschlugen die Fensterscheiben, rissen das Gitter ab und zwängten sich mit vorgelegtem Kopf und ausgestreckten einen Arm durch die eisernen Traillen; dann sprangen sie zwei Stock hoch hinab in die Spree und erreichten glücklich das jenseitige Ufer. Merkwürdiger war noch die Flucht des Privatschreibers Bolze im Jahre 1844, der seine Kette zerbrach und am Morgen beim Oeffnen der Thür seiner Zelle durch sein Hervorspringen auf den Corridor die anwesenden Schließer derart überrumpelte, daß ihm sein kühner Plan gelang, mitten durch das Haus nach dem Hofe zu entfliehen, wo er das verschlossene Thor mit Gewalt aufriß. Solchen und ein so handwerkmäßig zusammentreffen vieler glücklichen Umstände entkommen, ward er doch noch an demselben Tage wieder ergriffen. Uebrigens sei noch bemerkt, daß seit Jahren schon, mit Ausnahme der Untersuchungsgefangenen, keine wegen schwerer Verbrechen Verurtheilten in der berliner Stadtvoigtei behalten werden. Da unter zwei Jahren keine Zuchthausstrafe verhängt wird, sondern nur Gefängniß, so haben die zur Verbüßung ihrer Strafzeit in der Stadtvoigtei befindlichen Gefangenen höchstens eine Haft von zwei Jahren zu bestehen.

Bei den Criminalgefängnissen befindet sich auch die Kirche für „diese Welt im Kleinen,“ in welcher der Gottesdienst für die Verurtheilten abgehalten wird, die ja überhaupt nur als die berechtigten Einwohner dieses Hauses angesehen werden und auch bessere Kost und mehr Freistunden erhalten, als die Untersuchungsgefangenen, deren Schuld und damit ihr Recht, gefangen zu sein, erst noch bewiesen werden soll. Für die Kinder existirt noch eine besondere Schule in der Stadtvoigtei; es sind die Kinder des Proletariats, des gesellschaftlichen Elends, die zum Theil schon verdorben und mit dem Laster vertraut gemacht sind. Von frühester Jugend an sich selbst überlassen, ohne Erziehung, weil die Eltern entweder in den Minen um das täglich Brod sich nicht um sie bekümmern konnten, oder selbst Verbrechen begingen, oder sie wohl gar schon zum Verbrechen anhielten, wurden diese unglücklichen Wesen Missethäter, ohne in ihrem kindlichen Unverstande die That, die sie begingen, verurtheilen zu können. Die verdorbensten dieser Buben und Mädchen cultiviren den Diebstahl an Ladenkassen, am Hühnern und in den Küchen. Indem sie mit Streichhölzern, Seifen, Blumen dauftern, gemeinhin nur zum Schein, finden sie Gelegenheit, sich in die Wohnungen zu schleichen und kleine Werthsachen mitzunehmen.

Die Stadtvoigtei in Berlin. Originalzeichnung von O. Theuerkauf. (S. 388.)

Digitized by Google

Die Desinfections-Mittel.

Ihr Wesen und ihre Bedeutung, ihre Auswahl, Anwendung und ihr verschiedenartiger Werth.

Von Karl Ruß.

Sonderbar! Wie zahlreiche Gegenstände des täglichen Lebens giebt es doch, an denen wir gern möglichst schnell vorübereilen möchten — und die uns doch ein bedeutendes Halt zurufen. Nicht mehr der Chemiker und Naturforscher allein haben in unserer Zeit die Pflicht, möglichst tief und klar das Wesen aller Dinge zu ergründen, sondern wohl oder übel sieht sich heutzutage jeder Gebildete dazu gezwungen, Alles rings um sich her zu prüfen und möglichst genau kennen zu lernen. Denn nur dadurch allein vermag er erfolgreich das Gute und Nützliche sich zu eigen zu machen und das Schädliche und Verderbliche zu vermeiden und, wenn möglich, zu bekämpfen. Und hieraus allein sollte uns schon erhellen, daß unsere Zeit in der That eine große ist — groß in der Intensivung des Wissens auf den einzelnen Punkt, groß in dem umfassenden Wissen, welches Alles kennen, Alles verstehen muß, wenn es in dem rasenden Aufschwunge und Tabuleiben der Wissenschaften wie der Industrien sich auf dem Niveau erhalten will, dessen Höhe der materielle Vortheil wie die Ansprüche der Bildung in der Jetztzeit bedingen.

In jenen Gegenständen des täglichen Lebens, über die Jedermann — mit Ausnahme des Fachmannes, des Landwirths u. s. w. — gern so bald wie möglich hinwegzukommen sucht und die doch, namentlich in neuester Gegenwart uns mit der zwingendsten Nothwendigkeit ihrer Beachtung entgegentreten, befinden wir Alle die sogenannten Nutzwirkstoffe. Ihrer und der in ihnen uns drohenden Gefahren uns zu verwahren, zugleich sie aber auch so ergiebig als möglich auszunutzen — das ist eins der bedeutsamsten Ziele und leider noch keineswegs völlig gelösten Probleme wissenschaftlichen Strebens wie praktischer Versuche.

Es dürfte uns hier viel zu weit führen, wollten wir alle die himmelweit auseinandergehenden Ansichten, alle Vorschläge, Experimente und Ergebnisse ausführlich verfolgen, die seit Kurzem in dieser Angelegenheit aus Tageslicht getreten. Selbstverständlich stimmen wir mit allen Uebrigen durchaus darin überein, daß in den Ausnutzstoffen seuerseit, vorzugsweise aber zur Zeit von herrschenden Epidemien, Cholera, Nervenfieber u. dergl. furchtbare Gefahren für das Menschengeschlecht verborgen liegen. Da wir aber diese belannte und glücklicherweise immer mehr ins allgemeine Volksbewußtsein dringende Thatsache nicht noch erst weiter auszumalen brauchen — so können wir uns sogleich zu unserer Aufgabe wenden: der Schilderung aller jener Mittel, die uns zur Bekämpfung und Abwendung dieser unheimlichen Bedrohnisse zu Gebote stehen.

Dies sind die sogenannten Desinfectionsstoffe. Schon in den Zeiten, da beginnlich von Unwissenheit, Aberglauben, Unreinlichkeit u. s. w. die Epidemien: Pest, Schwarzer Tod, in so furchtbar entsetzlicher Weise auftraten, daß man sie sprüchwörtlich — und mit Recht als die schwerste Noth des Lebens erachtete, da man keinen Rath und keine Hülfe gegen sie anders als in den meistens unsinnigen, grausamen, oft geradezu verderblichen Abwehrungs- und Schutzmaßregeln zu finden wußte, selbst damals begann man bereits in einem gewissermaßen instinctiven Gefühle des Richtigen — — Desinfectionsmittel anzuwenden. Man entzündete gewaltige Feuer, um die Luft zu reinigen, man räucherte Personen und Gegenstände und sperrte sie lange Zeit ab. Dies „Quarantaine-Verfahren“ wurde meistens mit so außerordentlicher Strenge gehandhabt, daß man irgendwo spaßigerweise sogar den jetzt in Desinfection verlorenen Chlorkalk nach seiner Ankunft die Desinfectionsräucherungen durchmachen ließ u. s. w., und aus jenen Zeiten stammt auch bekanntlich die Mode von dem „Vier-Räuber-Essig“ nebst seiner Vorschrift und seinem Gebrauch noch bis der Gegenwart.

Unsere neuere Wissenschaft hat nun aber in die Desinfectionsmittel und ihren Gebrauch mindestens Verständniß und ein gewisses System gebracht. Zunächst trennt man alle diese Mittel überhaupt a) in solche, welche blos zum Geruchlosmachen jener Stoffe gebraucht werden, und b) in solche, welche alle Anfectionsmaterien u. s. w. wirklich zerstören und durchaus zersetzen — also als die eigentlichen Desinfectionsmittel zu betrachten sind. Hiernach würde man nun zum Gebrauch im Haushalt am sichersten und zuverlässigsten nur die letzteren anzuwenden haben, allein es kommen bei ihrer Anwendung überhaupt so vielerlei verschiedenartige Eigenschaften und Wirkungen in Betracht, daß Jedermann nothwendigerweise sie erst sämmtlich möglichst genau kennen lernen sollte, bevor er sich für den gerade für sein Verhältniß zweckmäßigsten Gebrauch des einen oder andern entscheidet. Wir lassen in der folgenden Uebersicht aller zusammen zunächst in den Berathungen und Untersuchungen der epidemiologischen Sectionen der Berliner medicinischen Gesellschaft, sodann aber in der kritischen Uebersicht, welche Dr. Emil Jacobson in den Berliner Industrie-Blättern*) gegeben hat.

*) Berlin, Julius Springer.

Als eins der sichersten wirklichen Desinfectionsmittel ist 1. die Wärme zu erachten. Bis zur Siedhitze erwärmtes Wasser zerstört vollkommen sämmtliche Ghärungserreger (eben jene verderblichen, mikroskopischen Stoffe, in denen nach den neuesten Forschungen die epidemischen Krankheitsmaterien begründet liegen sollen — und deren Zerstörung ja mit Desinfection gleichbedeutend ist). Leider läßt sich selbstverständlich aber das heiße Wasser zur Desinfection nur in beschränkten Maße anwenden, z. B. zur Reinigung von Kleidungsstücken, Wäsche und Geräthschaften, keineswegs aber zum Desinficren der Auswurfstoffe. Aber auch für alle ersteren Zwecke ist, nach unumstößlichen Beobachtungen, die Anwendung von trockener Erhitzung keineswegs so durchaus wirksam befunden, als die von heißem Wasser.

Ein sehr kräftiges wirkliches Desinfectionsmittel ist 2. das Chlor, welches entweder als Gas oder in Form von unterchlorsauren Salzen (Chlorkalk, Javelle'scher Lauge, ein bekanntes Mittel zum Bertilgen von Flecken u. s. w.) angewandt wird. Der Chlorkalk muß feucht gebraucht, also zur Desinfection trockener Stoffe mit Wasser übergossen und dann in solcher Menge angewandt werden, daß ein starker Chlorgeruch wahrnehmbar ist. Da nun aber einerseits das Einathmen des Chlors für Menschen und Thiere schädlich, sogar sehr gefährlich ist, andererseits bei dauernder Anwendung von Chlorkalk das Mauerwerk der Gruben u. dgl. bedeutend angegriffen wird, so ist der Gebrauch des Chlors zur Desinfection ebenfalls nur ein beschränkter.

Noch wirksamer zur Vernichtung der Ansteckungsstoffe sind 3. die übermangansauren Salze. Nach Versuchen von Kühne zerstören übermangansaures Kali und Natron, vermöge der hart oxydirenden Wirkung ihrer Säure jede organische Substanz und zwar immer zuerst die complicirtesten Stoffe. Da nun aber die Gährungserreger zu diesen letzteren gehören, so erscheint es hiernach gar nicht so nothwendig, daß so viel von der Auflösung dieser Salze angewendet werde, um alle organische Substanz der Auswurfstoffe völlig zu vernichten — wie dies bezüglich der Anwendung von Chlor geschehen muß. — Aber auch diese Salze haben wiederum einen großen Uebelstand: sie vertilgen nicht auch allen Geskank, da bei ihrer Einwirkung sehr übelriechende Fettsäuren frei werden. Um dem abzuhelfen hat Kühne ihnen saures schwefelsaures Eisenoxyd zugesetzt und diese Mischung nun mit dem Namen Eisenchamäleonlösung belegt, als welche sie sich bereits vielfältig in dem Hausgebrauch eingebürgert hat. Sie besteht aus 2 Theilen übermangansauren Natrons, 45 Theilen saure-schwefelsauren Eisenoxyds und 53 Theilen Wassers. (Nach neuer Instruction jener Sanitäts-Commission soll das Eisenchamäleon nur 25 Proc. Eisensalz enthalten.)

Zu den Mitteln, welche nicht als energische Zerstörer der Gährungserreger angesehen werden dürfen, gehört 4. die Carbolsäure (Steinkohlenkreosot); sie hemmt nur die faulige Zersetzung organischer Stoffe, vermag aber, auch bei reichlichster Anwendung, nicht alle Gährungserreger zu zerstören, vielmehr nehmen manche Gährungsprocesse ihren ungestörten Fortgang dabei. (Sir Thomas Alisk in seinen Untersuchungen über das Cholera-Contagium*) mit, daß bei einer Mischung aus 100 Theilen der Auswurfstoffe und 10 Theilen von zehnprocentiger Carbolsäureauflösung nach 15 Tagen Schimmelbildung auftritt; bei Vermehrung der Carbolsäure um die Hälfte wurde indessen keine Schimmelbildung, selbst bei 60 Tage langer Beobachtung, wahrgenommen.) Dennoch erfreut sich die Carbolsäure oder eine Mischung von ihr auch carbolsaurem Natron großer Beliebtheit als Desinfectionsmittel. Jacobson empfiehlt dagegen, namentlich wo die Desinfection von verständigen Leuten ausgeführt wird, sieber Carbolschwefelsäure oder schwefelsaure Carbolsäure, aus gleichen Theilen Schwefel- und Carbolsäure bestehend, anzuwenden, welche ungleich wirkungskräftiger ist und auch nur 16½ Thlr. der Centner einschließlich des Ballons kostet.

Auch 5. der Eisenvitriol vermag nur den übrigen Gerüch zu beseitigen, nicht aber zu verhindern, daß Gährungen aller Art, resp. seiner Anwendung, ihren ungestörten Fortgang nehmen. Indessen wird dagegen die Thatsache geltend gemacht: daß der Eisenvitriol doch dasjenige Mittel ist, welches während der Epidemie des Jahres 1866 am meisten zur Anwendung gekommen und dem, neben negativen Erfolgen verschiedene günstige Erfahrungen zur Seite stehen. Dennoch glaubt die Majorität jener ebengenannten Section weitere Versuche damit nicht anstellen zu dürfen. Viel eher sollte statt seiner das saure-schwefelsaure Eisenoxyd zu empfehlen sein.

Zu den durchaus energisch wirkenden Desinfectionsmitteln aber wieder gehören 6. die Salzsäure, 7. die Schwefelsäure, 8. das Chlorzink. Die Säuren dürfen aber nur in Verdünnungen oder Auflösungen nicht unter 2 Proc. angewendet werden (Zusch jand, daß durch den Zusatz von 6,37 Proc. wasserreien Salpeters, 0,09 Proc. Salz und 1 Proc. Schwefelsäure die Auswurfstoffe sechs Monate hindurch vor Schimmelbildung und Zersetzungsprocessen geschützt wurden); Chlorzink nur in ganz concentrirter Auflösung. Alle drei zeigen jedoch den Nachtheil, daß sie nur in glasirten Thon- oder Porzellangefäßen

*) Petersburg 1866.

Digitized by Google

angewendet werden können, da sie alle übrigen, Metall-, Holz- u. dergl. Geräthe und ebenso Mauerwerk angreifen.

In Berlin hat seit Kurzem das Polizeipräsidium die Desinfection der Auswurfstoffe in sämmtlichen Gebäuden zwangsweise angeordnet und für die Beaufsichtigung, bezüglich Ausführung derselben in allen Stadtbezirken eigene Desinfectoren — meistens Barbiere, Heilgehülfen ꝛc. — angestellt. Diese Maßregel ist in der That selbst in der „Metropole der norddeutschen Zweiligenz“ noch um so nothwendiger, als wohl die Wohlthat noch die Nothwendigkeit der Desinfection im großen Publikum bereits allgemein anerkannt sind — und weil „Zopf, Bequemlichkeit und falsche Sparsamkeit überall und zu allen Zeiten ihre Rolle spielen.“

Nach der Instruction soll das bloße Geruchsmachen der Fäces u. s. w. in folgender Weise vorgenommen werden: Den einen Pfunden, bestehend aus einer Mischung von 20 Theilen krystallisirten Eisenvitriols, 75 Theilen Gyps und 5 Theilen Carbolsäure werden 10 Loth in einem Eimer Wasser zertheilt und unter Umrühren des Grubeninhalts vermittelst einer Spritze in die Grube gebracht. Dies wird so lange wiederholt, bis kein übler Geruch mehr bemerkbar ist. Nachdem die Grube vollständig entleert ist, wird auf dem Boden derselben eine Schicht Mastix gestrichtet, welches in ähnlicher Weise gemischt ist, und zwar so reichlich, daß der Boden damit vollständig bedeckt ist.

Gegen die Zusammensetzung dieses Pulvers, bemerkt Jacobsen dazu, läßt sich nichts einwenden, auch wird wohl keiner der Desinfectoren so durchaus strenge an dieses Recept gefesselt sein; es soll jedenfalls nur dem Laien einen Anhalt geben, wie er zweckmäßig die Geruchlosmachung der Gruben ꝛc. zu vollziehen hat. An anderen Orten als Berlin wird man, den Lokalverhältnissen angepaßt, vielleicht wesentlich billiger verbrauchene billige Mischsäure in einem solchen Pulver verwenden können, so z. B. in Kassel eine dort in großen Massen vorhandene, stark eisenvitriolhaltige Braunkohlenasche, ferner auch anderwärts die eisenhaltigen Rückstände der Schwefelsäurefabrikation, rohes Vitriolöl, von der Mineralwasserfabrikation, das billige Chlormagnesium von der Staßfurter Kalisalzfabrikation bei u. s. w. Einen Bestandtheil jenes Pulvers aber wird man in keinem Falle missen können, und zwar die Carbolsäure, die nach aller praktischen Erfahrung des Jahres 1866 und bereits früher sich vortrefflich bewährt hat.

Nimmt man nun aber an, daß nach dem Ausräumen der Gruben jene obige Lösung von 10 Loth des Pulvers auf 1 Eimer Wasser, nach Bedürfniß alle Tage einmal oder noch weniger oft in den Grubeninhalt gerührt werden soll, so lassen sich dagegen, sagt Jacobsen weiter, doch erhebliche Bedenken aufstellen. Eine so bedeutende Verdünnung mit Wasser muß nothwendigerweise den Eintritt der Fäulniß beschleunigen, während in Pulverform aufgetragene Desinfectionsmittel das vorhandene Wasser ganz oder doch zum größten Theil absorbiren und damit den Fäces ꝛc., dem vornehmlichsten Factor der Gährung, die Feuchtigkeit, entziehen. Wenn dagegen eingewendet werden sollte, daß pulverförmige Mittel nicht so gleichmäßig als die flüssigen auf der Oberfläche des Grubeninhalts vertheilt werden können und dadurch also keine vollständige Desinfection zu erzielen sein dürfte, so kann dagegen geltend gemacht werden, daß die Erfahrung völlig zufriedenstellende Ergebnisse bei der Anwendung von blosen Streupulvern geliefert hat. Dies ist namentlich auch bei den nach dem Müller-Schürsch'schen System von der Flüssigkeit vollständig getrennten und also sehr compacten Auswurfstoffen der Fall, welche nach dem Aufstreuen des Desinfectionspulvers sogleich jeden üblen Geruch verlieren.

Nebenbei sei uns hier ein recht dringender Hinweis auf das sich vorzüglich bewährende Müller-Schürsche Desinfectionsverfahren gestattet, über welches die Leser in den „Industriellen Blättern“ von 1865, Nr. 25—27 und 50, sowie 1866, Nr. 23, die eingehendste Belehrung finden. Ein näheres Eingehen auf das System müssen wir uns hier leider versagen, da unsere Aufgabe eben nur in der Belenchtung der Desinfectionsmittel liegt.

Bei der Anwendung von Streupulvern für diesen Zweck lassen sich auch die billigsten wasseraufsaugenden Stoffe mit Vortheil verwenden, so z. B. Torfgrus, lockerer Braunkohlenabfall, Gartenerde, Sägespähne und viele dergleichen Materialien, die aber mit Wasser zusammen ihre Zwecke verfehlen würden. Wo nicht besonders unzünftige Verhältnisse obwalten, genügt bei dem Gebrauche solchen Pulvers auch der nur einmalige Zusatz von Eisenvitriol; einmal geruchlos gemacht, werden die Fäcalmassen nämlich durch das Pulver so verdichtet und durch die Carbolsäure, die hier wie beim Rauchfleisch als Pökelungsmittel wirkt, wird die Gährung vollständig unterdrückt, daß keine stinkenden Gase mehr entwickelt werden können.

Noch unzweckmäßiger aber, als die Verdünnung der geruchlosmachenden Mittel, erscheint die vorgeschriebene Anwendung des Desinfectionsverfahrens zur Zeit der bereits eingetretenen Choleraepidemie. Die Instruction ordnete an: „Erfolgt die Räumung der Grube nach dem durch die Bekanntmachung des Polizeipräsidiums angezeigten Ausbruche der Cholera, und namentlich in einem Hause, in welchem bereits Erkrankungsfälle vorgekommen sind, so wird zur Bewerkstelligung der Desinfection die Lösung des Eisenchamäleons in Anwendung gebracht. Zu diesem Zwecke wird auf je einen Eimer Wasser 1/4 Pfund der Eisenchamäleon-Lösung gethan und so viel Eimer dieser Mischung in die Grube, unter fortwährendem Umrühren, mit einer Spritze gebracht, als darin Grubeninhalt befindlich ist. Während der Dauer der Cholera ist in allen Häusern, in welchen Erkrankte gemeldet sind, täglich, in den übrigen alle drei Tage der Inhalt der Gruben mit einer gleichen Mischung von Eisenchamäleon zu übergießen und umzurühren, und zwar in dem Verhältniß, daß auf jeden Einwohner des Hauses je 1/4 Eimer gerechnet wird.“

Diese Anordnung findet wieder eine scharfe Kritik von Jacobson. Zunächst erinnert er daran, daß dies Eisenchamäleon einmal eine außerordentlich unbestimmt zusammengesetzte, zweitens so leicht zersetzbare Mischung ist, sodaß mit ihr nur Sachverständige zweckmäßig umzugehen vermögen. Während es, nach der obigen Vorschrift, 2 Proc. Permanganat und 25 Proc. schwefelsaures Eisenoxyd enthalten soll, kommt es bereits jetzt zu 14 Proc. verklärlich vor und würde bei ausgedehntem Gebrauch bald noch viel verdünnter verkauft werden, zumal es selbst in sehr starker Verdünnung noch immer dunkelmaunerroth aussieht und eine solche vom Bier also gar nicht leicht zu erkennen ist.

Die vorgeschriebenen Lösungen 2 : 25 Proc. muß aber sauer riechen und ist daher bereits in steter Zersetzung begriffen; wie viel schneller wird diese letztere nun aber vor sich gehen, wenn sie, in Unachtsamkeit und Unwissenheit, durch Essigfabrikanten der Gefäße, mit Salzsäure haltiger Reinlichkeit der letztern, hineinfallenden Staub u. dergl. befördert wird. Beide Ursachen können dies Desinfectionsmittel nur zu leicht völlig wirkungs- und werthlos machen.

Ein ferneuer Uebelstand liegt in den zur Aufbewahrung und zum Verkauf des Eisenchamäleons erforderlichen Gefäßen begründet. Diese dürfen nur Glas-, Thon- oder Steingutgefäße sein — die leicht zerbrechlich sind, Vorsicht und einen besondern Aufbewahrungsort erfordern. Bedenkt man nun die großen Aufbewahrungs-, die kleinern und handlichen Gebrauchs- und dann die Mischungsgefäße, dazu die nothwendigen Sprützen und Rührstangen — welch ein kolossaler, lostspieliger und unbehoflener Desinfectionsapparat kommt da für eine große Stadt, wie Berlin u. s. w. heraus.

Aber auch die Desinfection selbst mit dem Eisenchamäleon hat ihre Bedenken. Das übermangansaure Salz zerfetzt, sobald es mit den Fäces in Berührung kommt, schon sehr leicht und diese sind hat im Verlauf von wenigen Minuten ausgewirkt. Da es nun aber sich nicht die vorhandenen Anstekungsstoffe vorzugsweise zur Zersetzung auswählt, und da es zweifellos dem großen Quantum zerstörungsbedürftiger Stoffe gegenüber stets in viel zu geringer Menge zugesetzt wird, so ist nur zu oft der Fall, daß nur einen Theil des gesammten Grubeninhalts bezüglich der Ansteckungsstoffe unschädlich zu machen. Das darin vorhandene Eisen bindet nun allerdings die übrieschenden Gase, soweit sie nach nicht durch das Permanganat zerstört worden, allein weiter vermag es auch nicht zu wirken, denn, wie bereits oben bemerkt, verhindert es keineswegs die Bild- oder Entstehung von Miasmen (Stilch. w. o.).

Unzweifelhaft aber muß hierbei die vorgeschriebene Verdünnung des Grubeninhalts, der also keineswegs völlig unschädlich gemachten Auswurfstoffe, außerordentlich nachtheilig sich zeigen. Wenn die Senkgrube eines Hauses von 25 Einwohnern alle drei Tage den Zusatz von 6 3/4 Eimern Flüssigkeit erhält, so liegt es auf der Hand, daß in keine Zeit ihr Inhalt sich schon am zweiten, vielleicht gar am ersten Tage bereits wieder in voller Gährung befinden wird.

(Schluß folgt.)

Alles und Neues.

Ein neuer Lebensrettungs-Apparat. Mit einem solchen Apparat sind vor einigen Wochen auf der Seine bei Paris Versuche gemacht worden. Der Erfinder ist ein amerikanischer amerikanischer Infanterie-Capitain, Mr. Stoner. Der Apparat besteht in einem aus Kautschuk angefertigten Gewande, einer Jacke aus Kork und einem Schwimmkissen. Der an dem Gürtel des Gummi-Gewandes befestigte wird. Der Kasten enthält so vielen unteren Theile einen für wenigstens acht Tage hinreichenden Vorrath von frischem Trinkwasser. Bei dem in Wasser liegenden Mensch vermöge einer mit einer Metallschraube zu verschließenden Gummiröhre in bequemer Weise zu sich nehmen kann. Gewand und Kasten zusammen wiegen 7 Pfd. St. In Gegenwart vieler Techniker von Ruf nahmen der Erfinder und ein junges amerikanisches Mädchen, Herr und Madame, mit dem Apparatgewande mit den neuen Lebensrettungs-Apparat vor. Binnen drei Minuten waren sie vollständig eingekleidet und sprangen auf ein gegebenes Signal von einer auf der Seine zwischen der Jena- und Invalidenbrücke in Anker liegenden in das Wasser, in dem sie über zwei Stunden lang vermeinten und während dieser Zeit sich mit Leichtigkeit bewegten. Champagner tranken, eine Mahlzeit einnahmen, Cigarren rauchten, die Rettungsgürtel aufblähten, benzinische Räumen und Feuerwerkskörper losbrannten. Verschiedentliche anderweitige Experimente u. s. w. Als die Schwimmer bei einbrechender Dunkelheit vermittelst eines ihnen nachgelassenen Bootes wieder an Bord der Flotte zurückkehrten, sand man, daß ihre Kleidungsstücke und Wäsche unter der Gummihülle nicht im mindesten durch Nässe gelitten hatten. Auch Fugen sie weder über Wellenschlag oder Kälte, sondern fühlten sich sehr wohl. Wie Herr Stoner mittheilt, steht er bereits mit mehreren französischen Schiffahrts-Gesellschaften in Unterhandlung wegen Versehung einer jeden ihrer Passe-Schiffe mit Lebensrettungs-Apparate. Auch hat die preußische Regierung einen Beamten abgeordnet, der einem der Experimente des Erfinders beiwohnen und darüber Bericht erstatten soll. In wenigen Tagen trifft Herr Stoner in London ein, um auch da seine Experimente zur Schau zu bringen.

Glückliche Fischer.

Originalzeichnung von M. Hayder.

Ein rationeller Angler. Ein moderner Jonas (im Wallfischbauche.) Schlechter Trost.

Und diese bayrische Traganerraupe will ein Hecht sein? Das „Beißen" dieses Fisches könnte doch unangenehm werden.

Digitized by Google

Adele.

Eine Geſchichte aus dem Leben

von

Ernſt Linden.

(Fortſetzung.)

Täglich kam Haller, um das junge Mädchen zu einem Spaziergange abzuholen, und es gewährte ihr einen bisher nie gekannten Genuß, mit ihm die ſchöne Umgebung des Städtchens zu durchſtreifen, wobei ſie ſtets aufs Neue Gelegenheit fand das mannigfaltige, umfaſſende Wiſſen und die genialen Gedanken und Anſchauungen ihres Freundes, als welchen ſie ihn betrachtete, zu bewundern.

„Sie müſſen es mir verzeihen,“ unterbrach ſie eines Tages die Unterhaltung, bei welcher er wieder wie gewöhnlich den Lehrer und ſie die Schülerin abgab, „wenn ich eine etwas indiscrete Frage an Sie richte.“

„Nun,“ entgegnete er lächelnd, „Sie haben im Voraus meine Verzeihung, was iſt es denn?“

„Ich möchte gern wiſſen,“ begann ſie, „was Sie eigentlich von Haus aus ſind; ich habe mir ſchon oft den Kopf darüber zerbrochen, denn Sie ſcheinen Alles zu wiſſen und ich bin deshalb ſchon von einer Verwunderung auf die andere gefallen, aber es will doch nichts recht paſſen.“

„Da ſind Sie der Wahrheit ziemlich nahe gekommen,“ ſcherzte er, „denn ich bin auch eigentlich nichts geweſen, als höchſtens ein ungerathener wilder Bube, der nirgends hat gut thun wollen und zuletzt unter die Kanonbanten gegangen iſt, wo ihn denn allmälig das Leben zahm gemacht hat und ihm mit den Jahren auch der Verſtand noch gekommen iſt; und wenn man am Ende nicht ganz auf den Kopf gefallen iſt und ſo viel in der Welt herumgeworfen wird, als das mit mir der Fall war, ſo ſchnappt man hier und da etwas auf; das iſt eigentlich Alles.“

Es ſchien ihm unangenehm zu ſein, ſeine Vergangenheit näher zu prüfen, und Adele vermied deshalb jede weitere Frage und mußte ſich mit ihren Vermuthungen begnügen.

Durch jene Aeußerung Haller's wurde ſie in der Ueberzeugung beſtärkt, daß er von Hauſe aus zu einer anderen Lebensſtellung beſtimmt geweſen ſei, als der, welche er jetzt einnahm; ſein ganzes Weſen deutete darauf hin.

Er ſpielte gut, davon hatte Adele ſich mehrmals als Zuſchauerin überzeugt, aber dennoch war er nach ihrem Gefühl kein Schauſpieler von Fach, oder wenigſtens nur vorübergehend. Es hatte den Anſchein, als ob er ſich förmlich dazu herabließe eine Rolle zu ſpielen, obgleich er ſie, einmal darin, ſtets meiſterhaft durchführte.

Oft ſchien es ihr auch, als ob Haller in ſeinem häuslichen Leben nicht glücklich ſei. Er war verheirathet, aber man ſah ihn nie mit ſeiner Frau gehen. Wenn Adele, was zwar ſelten geſchah, einmal in ſeiner Wohnung geweſen war, ſo hatte er ſich nie mit ſeiner Frau geſprochen und ſich offenbar durch deren Gegenwart beengt und genirt gefühlt. Sie ſchien allerdings ihrem Bildungsgrade, wie auch ihrem ganzen Weſen nach durchaus nicht zu ihm zu paſſen, und Adele hatte ſchon mehrmals im Stillen ſich darüber gewundert, wie ein Mann von Haller's Geiſt und Anſchauungen ſein Leben mit dem einer ſolchen Frau verknüpfen könne, die ihm doch in keiner Hinſicht genügen konnte. Dieſelbe nahm auch bei ihm offenbar nur die Stelle einer Haushälterin ein und ſchien ſich in dieſer Stellung auch ganz glücklich zu fühlen und eine andere kaum zu beanſpruchen.

Adele befand ſich nun ſeit drei Wochen in ihrem neuen Verhältniſſe und fühlte ſich wieder ſo weit gekräftigt, um ohne Nachtheil für ihre Geſundheit aufs Neue ihre Thätigkeit beginnen zu können. Die erſte Rolle, in der ſie auftrat, war die des Gretchen im Gounod'ſchen „Fauſt“; Haller gab die Alterolle.

Die Nachricht, daß die junge Sängerin, auf die man im Städtchen im höchſten Grade geſpannt war, ſich zum erſten Male würde hören laſſen, hatte an dem Abende ein zahlreiches Publikum herbeigelockt, alle Sitze waren genommen und man war ſchließlich froh in einem der entfernteſten Winkel des Saales einen Platz zum Stehen zu erhalten.

Die gehegten Erwartungen wurden durch den Erfolg noch bei Weitem übertroffen. Sämmtliche Mitſpieler hatten das Aeußerſte geleiſtet, und ſelbſt Adele konnte nicht umhin die Leiſtungen ihrer Collegen lobend anzuerkennen, wodurch dieſe ſich faſt mehr als durch den Beifall des Publikums geehrt fühlten.

Vor Allem aber war Haller's Spiel durch Tiefe der Auffaſſung wie durch erſchütternde Wahrheit und Leidenſchaftlichkeit ausgezeichnet, ſo daß alle übrigen Mitſpielenden und auch Adele ſelbſt gleichſam dadurch mit fortgeriſſen wurden.

Als Haller das junge Mädchen nach beendigter Vorſtellung zu ihrer Wohnung begleitete und im Geſpräch die Vorzüge ihres Spiels anerkennend erwerbob, entgegnete ſie, ſein Lob zurückgebend: „Wenn unſer Spiel, wie ich zu meiner Freude bemerkt habe, gefallen hat, ſo haben wir das vorzugsweiſe Ihnen zu verdanken, denn bei Ihrem Spiele konnte man faſt nicht anders als gut ſpielen, ſie rieſſen uns ja alle förmlich mit an und riſſen uns förmlich mit ſich fort.“

„Sie dürfen ſich darüber nicht wundern,“ verſetzte er, „mein Spiel war heute weniger mein Verdienſt; ich ſpielte wie es mir gerade aus dem Herzen kam, und das pflegt gewöhnlich anzuſprechen, weil das, was man für die größte Kunſt hält, nur die reinſte Natur iſt. Ich ſpielte heute nicht einen Fauſt, welcher vorgeſchriebene Worte wiedergiebt, ſondern den Fauſt, welcher fühlt, liebt und hofft, der die Worte der Liebe und Leidenſchaft nicht auswendig gelernt hatte, ſondern ſelbſt empfand, und das Gretchen, welches ihm zu dieſen Empfindungen begeiſterte und dem dieſelben galten, waren Sie.“

„Aber Herr Haller,“ unterbrach ihn Adele, „wie dürfen Sie mir ſo etwas ſagen, oder auch nur bei ſich denken; vergeſſen Sie nicht, daß Sie verheirathet ſind. Ich darf ſolche Worte nicht länger von Ihnen anhören, ohne ſelbſt ſtraibar zu ſein.“

„Sie begehen kein Unrecht,“ fuhr Haller fort, „wenn Sie mich anhören; ich bin durch kein Band an irgend Jemanden gebunden, wie Sie glauben und dem äußeren Scheine nach allerdings auch glauben müſſen. Zwiſchen mir und der Frau, die vor der Welt als die meinige gilt, beſteht und hat nie ein anderes als rein äußerliches und, wenn ich ſo ſagen ſoll, geſchäftliches Verhältniß beſtanden, welches ich ſowohl, als ſie jeden Tag löſen kann. Sie iſt die Wittwe eines Freundes und früheren Collegen, der ſich eines Verbrechens ſtaatsfeindlichen Charakters gegen ihren verſtorbenen Mann, theils allerdings auch wegen gewiſſer, ihr meinem eigenen Forkommen dienender Verhältniſſe ein Aſyl bei mir anbot. Sie war in Folge des Todes ihres Mannes dem größten Elend ausgeſetzt, da ſie ſelbſt kein Talent für die Bühne beſaß und ihr andere Mittel zum Erwerb fehlten. Wohl aber war ſie im Stande mir bei der Leitung meines Geſchäfts behülflich zu ſein, und da ich ihr unbedingt vertrauen kann, ſo führt ſie die Kaſſe und nimmt mir manche ſonſtige Arbeiten ab. Ein näheres Zuſammenleben bietet für beide Theile mannigfache Vortheile, und ich habe ſie deshalb um unnöthiges Aufſehen zu vermeiden, für meine Frau ausgegeben, und verſchone ihnen nochmals, daß eine andere Beziehung nie zwiſchen uns beſtanden hat.

„Ich weiß ja ſelbſt, daß ein ſolches Verhältnis nach den gewöhnlichen Begriffen und Anſchauungen verdont iſt; aber die Umſtände ändern Manches, und im Leben der Schauſpielers läßt ſich einmal nicht immer ber ſonſt gebräuchliche Maßſtab anlegen. Auch Sie, die Sie unſer Leben und unſere Verhältniſſe noch weniger kennen, werden mich nach dieſem Maßſtabe richten, und gerade von Ihnen möchte ich nicht verkannt oder wenigſtens nicht für ſchlechter gehalten werden, als ich bin. Erlauben Sie mir deshalb Ihnen zu erzählen, wie ich dahin gekommen, wo ich jetzt ſtehe, und wenn Sie dann Mitleid mit mir haben und es mir gelingt, mich einigermaßen zu rechtfertigen, o dann ſagen Sie mir, daß Sie mich nicht verachten, und laſſen Sie mir die Hoffnung, die ich ſeit dem Augenblicke habe, als ich Sie zum erſten Male ſah.“

Beide waren jetzt bei Adeles Wohnung angelangt und Adele überreichte dem Freunde zum Zeichen, daß ſie ihm geſtatte mit auf ihr Zimmer zu begleiten, und dort ſeine Rechtfertigung zu vollenden, den Schlüſſel.

Das junge Mädchen fühlte ſich von den Anſtrengungen des Abends ermattet und zugleich von den Mittheilungen und den lebenſchaftlichen Worten des von ihr bewunderten und verehrten Mannes aufs Aeußerſte erregt. Kraftlos ſank ſie auf ihrem Zimmer angekommt auf einen Stuhl und bedeutete den Freund mit einem ſtummen Winke, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Ich danke Ihnen,“ begann Haller, „daß Sie mir die Erlaubniß, mich vor Ihnen zu rechtfertigen, nicht entzogen haben, und hoffe Ihnen beweiſen zu können, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen ſchenkten.“

„Der Name,“ fuhr er fort, „unter welchem Sie mich bisher kannten, iſt eine Täuſchung, zu der ich meiner Sicherheit wegen greifen mußte; mein wirklicher Name iſt Hasberg; ich ſtamme aus Böhmen und gehöre einer alten adligen Familie an, welche es ſich wohl nicht träumen läßt, daß einer ihrer Glieder jetzt als Schauſpieler in der Welt herumzieht.

„Ich war in meiner Jugend ein wilder Bube, zu allen tollen und wagehalſigen Streichen aufgelegt, und obgleich dieſelben meiſtens harmloſer Natur waren und ich eigentlich niemals ſchlechte Streiche beging, ſo war doch meinem Vater, einem ſtrengen, finſteren Manne, auch hiermit nicht gedient, und ſo oft ihm irgend eine neue Heldenthat von mir zu Ohren kam, pflegte er unnachſichtlich und in der Regel zu hart zu ſtrafen, wodurch er nur erreichte, daß ich ihn fürchtete, ohne gebeſſert zu werden. Auch der Knabe hatte ſchon eine lebhafte Empfindung der Ungerechtigkeit ſeiner Strafen, und ſo kam es, daß ich allmälig alles Vertrauen zu ihm verlor und ſchon früh eine Art Spannung zwiſchen uns entſtand.

„Ich war, wie das in unſerer Familie Sitte iſt, zum Soldatenſtande beſtimmt, und trotz, als ich endlich ſtr alt und kräftig genug befunden wurde, als Cadet in ein Regiment zu treten, welches der Bruder meines Vaters befehligte.

„Mein Onkel hatte es übernommen, ein wachſames Auge auf mich zu halten, und es war deshalb dieſe erſte Zeit meines Soldatenlebens

Digitized by Google

noch kein besonders großer Fortschritt zur Freiheit; aber da außer mir auch noch so viele Andere sich demselben Zwange unterwerfen mußten, so hatte ich mich bald darin gefunden.

„Diese Uebergangsperiode war nicht von sehr langer Dauer, und ich wurde bald schon zum Offizier befördert, denn ich hatte nächtige Protectionen, war reich, und Adel und nebenbei ein ganz stattlicher kräftiger Bursche.

„Ich war nun mit einem Male vollkommen selbstständig und je strenger die Zucht gewesen, unter der ich bisher gestanden, um so weniger war ich im Stande mich im Genusse meiner jetzigen Freiheit zu mäßigen. Ich genoß das neue Leben in vollen Zügen; ein Vergnügen jagte das andere; wenn die schmale Gage und der Zuschuß von Hause zu Ende waren, wurden Schulden gemacht, was mir um so leichter gelang, als ich der Neffe des commandirenden Obersten war und man meinen Vater im Garnisonorte allgemein als einen reichen Mann kannte.

„Obgleich ich nun zwar die Bereitwilligkeit, mit der man mir aller Orten Credit eröffnete, sehr angenehm empfand, so überschlich mich doch bisweilen bei dem Gedanken, was es geben würde, wenn mein Vater endlich dahinter käme, ein heimliches Grauen.

„Am meisten hatte das Spiel meine Kasse angegriffen, welches im Offizierscorps stark getrieben wurde, und bei dem ich in der Regel Unglück hatte. Ich fand deshalb bald bei vielen meiner Kameraden in Schuld, die mich aber wenig drückte, da die meisten derselben, ebenfalls reiche Leute, diese einfach stehen ließen, für den Fall, daß ich vielleicht demnächst der Glücliche sei, und schon zufrieden waren, einen Genossen zu haben, der immer wieder mit ihnen hielt.

„Einer war jedoch unter uns, der die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtete und dabei gewinnen wollte, zumal er in der Regel allerdings auch außergewöhnliches Glück hatte. Er gehörte eigentlich gar nicht einmal zu uns, denn er war weit älter als meine Kameraden, war als Hauptmann unser Vorgesetzter und suchte unseren Umgang nur, um uns zu rupfen zu können.

„Da er sich fast stets in Geldverlegenheit befand und für einen sehr zuverlässigen Gläubiger galt, was ich auch selbst mehrfach bereits erfahren hatte, so nahm ich mich so viel als möglich vor ihm in Acht, konnte aber doch oft nicht umhin auch gegen ihn einmal das Spiel zu halten, da eine Weigerung immerhin mit Beleidigung gewesen wäre und aufgefallen sein würde, was ich vermeiden wollte.

„Eines Abends war wieder stark gespielt worden, und ich hatte an den erwähnten Hauptmann eine namhafte Summe verloren. Ein Freund von mir, der mein Mißgeschick einige Zeit mit angesehen hatte und mich gern vom Spiele abziehen wollte, forderte mich auf, mit ihm nach Hause zu gehen, und frei, meinem Blutsauger entrinnen zu können, warf ich die Karten hin.

„‚Wohlab so eilig, Herr Kamerad,‘ fragte der Hauptmann, ‚versuchen Sie es noch einmal, vielleicht daß Ihnen dann das Glück günstiger ist. Lassen Sie uns den ganzen Gewinn von heute Abend auf eine Karte setzen.‘

„‚Mein Freund, welcher meinem Glücke nicht recht trauen mochte und mich gern für alle Fälle mit sich nehmen wollte, trieb aufs Neue zum Gehen, aber der Gedanke, mögtlicher Weise den Verlust des Abends mit einem Striche ausgleichen zu können, war zu verlockend, und ich blieb.

„Die übrigen Anwesenden, welche den hohen Einsatz kannten, lammelten sich um uns und folgten dem Spiele mit größter Spannung. Ich war schon durch die vorhergehenden Verluste in Aufregung gebracht, und diese hatte nun durch das hohe Object sowie durch die Ansammlung, welche ich von allen Seiten auf uns gerichtet sah, noch zugenommen. Die Karten begannen vor meinen Augen zu tanzen und ich fühlte das mir zu Kopfe steigende Blut vor den Ohren brausen. Mechanisch zog ich die verhängnißvolle Karte — ich hatte verloren.

„‚Teufel, Hauptmann, Sie haben Glück,‘ rief ein eben Hinzugetretener meinem Gegner zu, ‚wie hoch war der Einsatz?‘

„‚Tausend Gulden,‘ entgegnete der Hauptmann ruhig, indem er die Karten gleichgültig von Neuem zu mischen begann.

„‚Jetzt ist genug,‘ rief ich, ‚ich spiele nicht weiter.‘

„‚Wie auch recht,‘ entgegnete der Hauptmann, ‚und auf wann bei lieben Sie den Termin zur Einlösung Ihrer Schuldschein zu sehen, wenn ich fragen darf?‘ — wobei er die Hölzchen, welche uns zuletzt als Spielmarken gedient hatten, kaltblütig zu sammeln und nochmals genau zu zählen begann.

„Diese Frage in Gegenwart so vieler Zeugen machte mich wüthend und ich entgegnete ihm, daß er mit den Marken mein Ehrenwort habe, was ihm vorläufig genügen müsse und ihm eben so sicher sei als baares Geld.

„‚Nun es mag sein,‘ erwiederte er, ‚baares Geld ist zwar in der Regel vorzuziehen und würde auch mir lieber sein.‘

„Unter den Anwesenden entstand ein allgemeines mißbilligendes Murren.

„‚Hierfür werden Sie mir Rechenschaft geben,‘ rief ich ihm zu, indem ich aufsprang. Sämmliche Anwesende traten auf meine Seite.

„Es war schon spät in der Nacht, und da es im Sommer war und der Morgen nicht mehr weit sein konnte, so wurde verabredet, daß die Sache schon in den nächsten Stunden ausgemacht werden sollte. Wir begaben uns nun auf kurze Zeit nach Hause, um für alle Fälle etwaige Anordnungen zu treffen, und schon um vier Uhr, als eben die Sonne aufging, fanden wir uns von den nöthigen Zeugen und Secundanten begleitet auf dem dazu bestimmten Platze ein.

„Der Hauptmann war als guter Schütze bekannt, und ein Duell war für ihn nichts Neues mehr, wogegen ich mich zum ersten Male in dieser Lage befand. Es war deshalb für mich ein großer Vortheil, daß wir keine Zeit zur Ausführung verloren hatten, sondern der Eindruck der mir zugestatten Besinnung bei mir noch frisch war und die Entrüstung über das Benehmen des Hauptmanns mich verblendete, auch die höhnische und überlegene Miene desselben aus der Fassung gebracht zu werden. Die Bedingungen waren zwölf Schritt Entfernung und gleichzeitiges Schießen auf Commando.

„Die bei solchen Gelegenheiten nöthigen Formalitäten waren rasch erledigt, und ein Versuch unserer Begleiter zur Versöhnung wurde von beiden Theilen zurückgewiesen.

„Wir traten vor, senkten unsere Waffen und drückten gleichzeitig ab.

„Ich selbst hatte geschossen, ohne zu zielen, da es mir nicht möglich gewesen wäre, mit Ruhe auf meinen Gegner zu feuern. Während ich mehr mechanisch das Commando ausführte, entging es mir nicht, wie der Hauptmann mit seinem Bekannten und mir verhaltenen teuflisch lauernden Blicke scharf über den Lauf seiner Pistole zu mir hinüber sah. Gleich darauf fühlte ich seine Kugel an meinem Ohre vorbeisausen, sah aber zu gleicher Zeit wie er mankte und zu Boden stürzte.

„Ich hielt es kaum für möglich, daß ich ihn getroffen haben könne; meine Kugel hatte jedoch auch meine Absicht nur zu sicher ihr Ziel erreicht und war ihm dicht unter dem Auge in den Kopf gedrungen, wodurch sein augenblicklicher Tod herbeigeführt worden war.

„Die Folgen meiner That waren mir zu genau bekannt, als daß ich lange Zeit mit nutzlosem Bedauern über diesen Vorfall hätte verlieren sollen. Ich verabschiedete mich von meinen Freunden, eilte nach meiner Wohnung, um mich mit Civilkleidern und den nöthigen Geldmitteln zur Flucht zu versehen, und befand mich bereits eine Stunde später mit dem Frühzuge auf dem Wege nach der Grenze.

„Ich ich fürchten mußte, daß meine That früh genug entdeckt werden würde, um mich noch, bevor ich diese erreichte, durch den Telegraphen zu verfolgen, so stieg ich schon auf der nächsten Station aus und setzte meine Flucht zu Fuß in nordwestlicher Richtung fort. In der fortwährenden Besorgniß, angehalten zu werden, wanderte ich mehrere Tage lang, so rasch ich vermochte, und möglichst die Landstraßen und bewohnte Gegenden vermeidend, so daß es mir fehr zu Statten kam, daß ich eine Art Jagdkleidung trug, sodaß ich von etwa mir Begegnenden für einen Förster gehalten werden mußte, und auf diese Weise meine einsame Wanderung durch Feld und Wald Niemandem auffallen konnte.

„Da es Sommer war und die Nächte mild und warm, so fand ich leicht ein Nachtlager im Freien, und meine Kleider unangefochten die Grenze zu erreichen. Obgleich ich mich jetzt auf sächsischem Gebiete befand, so war doch noch nicht alle Gefahr für mich vorüber, da der Mangel eines Reisepasses mir noch leicht unangenehme Verwickelungen zuziehen konnte, und ich mußte deshalb nach wie vor die größte Vorsicht gebrauchen.

„Inzwischen hatte ich hinreichend Zeit gehabt, mich mit dem Gedanken an meine Zukunft zu beschäftigen, und die Resultate, zu denen ich dabei gelangte, waren eben nicht beloobend tröstender Art. Ich hatte eben so viel oder so wenig gelernt, als die meisten jungen Leute meines Standes, dazu gingen die wenigen Gulden, welche ich zu mir gesteckt hatte, auf die Neige, und der erste beste Gendbarm konnte mich anhalten und einstecken.

„An eine Hülfe von zu Hause wagte ich nicht zu denken, denn ich war gewiß, daß mein Vater, wenn er meine That und mit ihr die Menge von Schulden, welche ich hinterließ und welche meine Gläubiger gewiß in Folge meiner Flucht sogleich zu seiner Kenntniß gebracht hatten, erfuhr, in den größten Zorn gerathen würde und ich von ihm, wie ich ihn kannte, nichts Gutes zu erwarten hatte.

„In dieser Lage langte ich eines Tages in der Nähe einer größeren Stadt an, die mir schon aus der Ferne durch eine Menge hoher, schlanker Fabrik-Schornsteine auffiel. Ich beschloß auf gut Glück einmal zu versuchen, ob es mir gelingen würde, dort irgend ein Unterkommen oder wenigstens einen Fehrpfennig zur Weiterreise zu erlangen.

„Etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, bemerkte ich neben der Landstraße einen Menschen, mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, im Grase sitzen, welchen ich, da sein Gesicht von mir abgewandt war, anfangs für einen Schlafenden hielt. Als ich näher kam, bemerkte ich neben ihm große frische Blutspuren auf der Erde, und darauf auf ein Verbrechen schließend, trat ich an ihn heran.

„Als er meine Tritte hörte, richtete er den Kopf zu mir auf, und ich bemerkte, daß das Blut, welches auch seine Kleider bedeckte, aus seinem Munde geflommen war.

„Der Unglückliche hatte offenbar einen sehr heftigen Blutsturz erlitten,

Digitized by Google

der ihn ungemein angezogen zu haben schien, und er bat mich mit matter Stimme, ihm zum Aufstehen behülflich zu sein, da er versuchen wolle, seine Wohnung zu erreichen. Nachdem er sich unter großen Anstrengungen aufgerichtet hatte, bot ich ihm meine weitere Unterstützung an, und er sprach darauf die Bitte aus, ihn nach der Stadt zu geleiten, wo seine Wohnung nahe am Thore sei.

„Der Unglückliche schien seiner, wenn auch etwas fadenscheinigen Kleidung, sowie seinem ganzen Wesen nach den gebildeten Ständen anzugehören, und ich hielt ihn, besonders seiner gewählten Sprache nach, für einen Gelehrten, Lehrer oder Candidaten.

„Als wir in dem von ihm bezeichneten Hause angelangt waren, kam uns eine Frau händeringend und weinend auf der Treppe entgegen und war mit behülflich, nachdem ich ihr anstatt des Unglücklichen, welcher vor Schwäche fortwährend mit einer Ohnmacht kämpfte und sein Wort hervorzubringen vermochte, kurz dessen Wissenschaft mitgetheilt hatte, denselben bis auf sein Zimmer zu bringen, worauf sie nach einem Arzte eilte, während ich vorläufig zur Pflege meines Schützlings zurückblieb.

„Der Arzt kam und verordnete außer einigen Medicamenten vor allen Dingen unbedingte Ruhe, ich bemerkte jedoch an seinem Blicke, daß er wenig oder gar keine Hoffnung mehr für den Patienten habe.

„Da ich mich, nachdem die Frau mit der vorgeschriebenen Arznei aus der Apotheke zurückgekehrt war, nun für entbehrlich hielt und mich entfernen wollte, bat mich dieselbe, noch einen Augenblick zu bleiben, indem sie noch einen nöthigen Auszang machen müsse.

„Während sie weg war, hatte ich hinreichende Muße, das Zimmer, in welchem ich mich befand, etwas näher zu betrachten, und dasselbe war allerdings sonderbar genug ausstaffirt, um meine Aufmerksamkeit zu erregen.

„An den Wänden und auf den Stühlen hingen eine Menge der verschiedenartigsten Kleidungsstücke jeder Form und Farbe, auf dem Tische lag eine wahre Musterkarte von Perrücken, daswischen ein alter dreieckiger Hut, eine Guitarre, ein alter steifer Degen, Schnallenschuhe und sonstiger derartiger Plunder, und ich schien daraus, daß ich entweder bei einem Marktkeramer oder bei einem Schauspieler sei, und mancherlei kleine Ansichten, besonders aber die beiden Personen, der Kranke und seine Frau, ließen auf Letzteres schließen.

„Nach einiger Zeit kehrte letztere in Begleitung eines kleinen, schon ältlichen und den unkräftigen Typus des Schauspielers tragenden Herrn zurück. Dieser schien sich in einer kaum geringeren Aufregung zu befinden, als die Frau meines Schützlings, und er schob sogleich auf das Bett desselben zu und begann ihm eine Menge Fragen vorzulegen, worauf ich entnahm, daß ich mich in meiner Vermuthung über den Stand des Kranken nicht geirrt hatte und daß der neu Eingetretene der Director der Gesellschaft sei und sich durch das Leiden meines Schützlings in große Verlegenheit gesetzt sah.

„An Stelle dieses, der von Schwäche übermannt, gänzlich theilnahmlos dalag, ergriff ich das Wort und stellte dem Director mit, daß der Arzt das Sprechen, wie überhaupt jede Aufregung oder Anstrengung unbedingt verboten habe und von einem Auftreten des Kranken deshalb in der nächsten Zeit durchaus keine Rede sein könne.

„Sie haben gut sprechen,“ eiferte der kleine Mann, indem er sich heftig nach mir umwandte und eine imponirende Stellung anzunehmen suchte, wobei er mit der heftigen Hand durch das Haar seiner falschen Perrücke fuhr, während die andere mit den Zierrathen seiner Uhrkette spielte: „am nächsten Sonntage, also schon übermorgen, geben wir den Othello, an welchem wir seit acht Tagen geübt haben, und mein Personal reicht so kaum hin, um alle Rollen ordentlich besetzen zu können, geschweige denn, wenn einer der Hauptacteurs mir selbst, oder,‘ setzte er mit komischem Spotte hinzu, indem er mich von Kopf bis zu Fuß durch sein Augenglas betrachtete, ‚wollten Sie vielleicht die Rolle spielen?‘

„‚Nun, warum nicht,‘ entgegnete ich, indem mir die Idee gar nicht so ungeheuerlich vorkam, als es dem kleinen Direktor der Fall zu sein schien, und dabei gleichzeitig ein Gedanke der Rettung in mir aufzuckte.

„‚Wie, Sie wollten, Sie könnten,‘ fragte der kleine Mann in Ertase, mich mit beiden Händen an den Knöpfen meines Rockes festhaltend; ‚Herr, Sie sind ein Engel in der Noth! Ja, wie konnte ich nur so blind sein, Sie sind ein Othello, wie er sein muß, kräftig, feurig, glühend, man braucht Sie nicht einmal aufzutopfen, wie unseren armen Haller, bei dem ein halbes Dutzend Unterjacken kaum ausreichten. Und nun erst Ihr Gesicht, Leidenschaft, Eifersucht, es liegt Alles schon fertig darin und braucht nicht erst hineinstudirt und geschminkt zu werden; o das ist herrlich, prächtig!‘

„Ich konnte mich über der Lobeserhebungen des kleinen Direktors kaum des Lachens erwehren, der gleich so begierig auf den ihm hingeworfenen Köder anbiß und mit seiner lebhaften Phantasie sogar die Eifersucht in meinem Gesichte sehen wollte.

„‚Ich muß Ihnen bemerken,‘ entgegnete ich, ‚daß wenn ich auch nicht abgeneigt bin, Ihnen meine unbedeutenden Kräfte versuchsweise zur Verfügung zu stellen, ich doch bis jetzt noch niemals die Bühne betreten habe und es deshalb zunächst nöthig sein würde, die betreffende Rolle zu studiren.‘

„‚Mach's nichts,‘ erwiederte der Direktor, welcher sich inzwischen zu Gedanken von dem traurigen Zustande des Kranken übergetragen haben mußte und froh war, einen Ersatz für diesen gefunden zu haben. „Sie können die Rolle gleich mitnehmen und einmal durchlesen. Heute Nachmittag ist wieder Probe und da werde ich Ihnen gleich Alles vormachen, wie Sie sich zu benehmen haben. Leidenschaft, Feuer, das ist die Hauptsache. Sie müssen Entsetzen, Abscheu erregen, besonders in der Dolchscene, welche die Quintessenz des Ganzen ist. Die Augen müssen funkeln, wenn Sie den Dolch schwingen, jeder der Zuschauer muß Ihr Messer gleichsam im Geiste in den Rippen fühlen, und ich werde Ihnen ein ganz besonders großes Exemplar aus meinem Waffenvorrathe aussuchen; Sie sollen einmal sehen, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben und Sie werden riesigen Beifall erndten.‘

„Ich theilte dem redseligen Direktor darauf mit, daß ich eben fremd in die Stadt gekommen sei und weder eine Wohnung habe, noch das nöthige Geld besitze, um eine solche zu miethen, zugleich machte ich ihn, da ich von ihm keinen Widerruf meiner Geheimnisse befürchten zu müssen glaubte und ich vielleicht seine Hülfe nöthig hatte, mit meiner Lage bekannt.

„Er hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu, rieb sich dabei mit dem unverkennbaren Ausdrucke des Behagens die Hände und unterbrach mich nur zuweilen, mir mit freundlichem Kopfnicken zuzustimmen, mit dem Ausrufe ‚prächtig, herrlich, vortrefflich,‘ obgleich ich eigentlich nicht recht begreifen konnte, was an meiner doch wahrhaftig eher traurigen Geschichte Prächtiges und Vortreffliches sein sollte.

„‚Ja,‘ begann er mit Pathos, als ich geendigt und nachdem er sich die hohen steifen Vatermörder nach höher auf der Cravatte hervorgezogen hatte: ‚Alles wusste so kommen; Sie sind von der Natur zum Tragöden geschaffen; Sie werden Großes leisten, wenn Sie meinen Winken folgen. Glauben Sie mir, ich kenne das. Nachkomme eines alten Geschlechts, jung, leidenschaftlich, von guter Erziehung, durch die Schule des Schicksals gebeugt und mit dem Stempel des Genius auf der Stirn; Sie müssen reussiren.‘

„‚Ich muß hier bemerken,‘ unterbrach Haller lächelnd seine Erzählung, ‚daß ich in meiner Jugend durch den Sturz von einem Baume, dessen Früchte für mich zu hoch zu verbotenen gedeuten, und bei dessen Plünderung ich von meinem Vater überrascht wurde, mir die Stirn verletzte und eine noch jetzt sehr sichtbare Narbe davontrug, welche der gute Mann wahrscheinlich irrthümlich für den Stempel des Genius gehalten haben mag, da ich außer dieser nie ein derartiges Zeichen an mir entdeckt habe.

„‚Was die angegebenen Verhältnisse betraf,‘ fuhr er dann fort, ‚so beruhigte mich der Direktor wegen meiner Besorgnissen.

„‚Ich nehme Alles auf mich,‘ erwiederte er mit mir Obnmerkiene. ‚Ich habe einflußreiche Bekanntschaften, der Polizeicommissarius ist mein Freund, er besitzt ein Freibillet und liebt keine unnöthige Etikette; Niemand wird es wagen sich hier um Sie zu kümmern und Sie können unter meinem Schutze in vollkommener Ruhe ihren Geist in die erhabenen Schöpfungen der Dichter versenken. Außerdem ist hinter der Bühne ein Gemach, in welchem wir unsere Garderobe aufbewahren, dort können Sie vortrefflich wohnen. Sie ersparen dadurch in der ersten Zeit zugleich die Miethe und können dann leicht ohne Vorschuß auskommen. Es ist das viel für Sie werth, denn Vorschüsse sind der Ruin des Talents, glauben Sie mir, ich kenne das und ich gebe deshalb nur im höchsten Nothfalle Vorschüsse, und auch dann nur ungern. Es geschieht das durchaus nicht meinetwegen, denn für mich kann es sich ja völlig gleich bleiben, wann ich zahle, aber ich bin freie Erwartung der Gage ist es, welche wesentlich mit dazu beiträgt, den Künstler im Kampfe des Lebens zu begeistern; ganz anders, als wenn er bereits Empfangenes abverdienen muß.

„‚Kommen Sie mit mir, ich werde Sie zu Ihrer Wohnung begleiten und es Ihnen dort wohnlich machen helfen. Die harnische, Schwerter und Dolche, welche dort um Sie aufgestapelt sind, und die Sie stets bei ihrem Studium umgeben, werden mit dazu beitragen, Sie in die begeisterte Stimmung zu versetzen, deren Sie bedürfen.

„‚Mein lieber Haller,‘ wandte er sich an den Kranken, welcher noch immer in seiner Theilnahmlosigkeit verharrte und in einem tiefen Halbschlummer lag: ‚ich empfehle mich Ihnen bestens; schonen Sie sich hübsch und seien Sie ohne Sorge, Sie werden würdig vertreten.‘ Hierauf nahm er die Rolle des Othello und einen Dolch, welcher neben derselben auf dem Tische lag, überreichte mir die erstere und ließ den Dolch in eine Tasche seines zimmerlangen langschooßigen Ueberrockes gleiten, worauf er mit mir das Haus verließ und seinen Arm mit der heringten Hand vertraulich unter den meinigen geschoben, mich zu meiner zukünftigen Wohnung führte.

„Ich kann nicht sagen, daß ich mir von dem Gemach,‘ worin der Direktor seine Waffen und Costüme aufbewahre, gerade eine besonders glänzende Vorstellung gemacht hatte, mußte mir aber gestehen, daß ich beim Eintritt in dasselbe bemerkt, und zwar eben nicht besonders angenehm überrascht war. Das ‚Gemach,‘ in welchem ich mich unter Beihülfe der betreffenden dort aufgestellten Rüde, Hosen, Stiefeln und Mord-

Digitized by Google

werfzeuge jeder Art „in den Geist der Dichter verfenken“ hilfte, war eine Rumpelkammer in den Worte verwegenster Bedeutung und würde sich seiner Größe und sonstigen Eigenthümlichkeiten wegen bei weitem besser zu einem Hunde- oder Entenhall geeignet haben, als zur Wohnung eines menschlichen Wesens, und ich mußte den Muth des kleinen Direktors bewundern, mir ungeachtet meines aufgestempelten Genius ein derartiges Loch zu offerieren. Aber Roth lehrt beten, und die zarten Andeutungen von wegen der Verschiffe waren auf jeden Fall deutlich genug gewesen, um mich von jeder etwaigen Einsprache gegen die Annahme dieses, wenn auch schlechten, so doch unentgeltlichen Quartiers abzubalten. Zudem war ich ja in letzter Zeit in dieser Hinsicht auch eben nicht besonders verwöhnt worden und mußte froh sein, auf diese Weise überhaupt nur wieder unter ein schützendes Dach zu kommen, dazu konnte gewiß kaum ein Raum existiren, welcher mehr Sicherheit gegen Entdeckung bot, als mein Entenhall, da ihm mit Ausnahme eines kleinen Licht- und Luftloches oben an der Decke etwaige Fenster gänzlich fehlten.

„Mit Rücksicht auf mein vollständiges und zugleich unverschuldetes Abgebranntsein, für welches ja außerdem nur mein Genius, der mich zu Allem veranlaßt hatte, verantwortlich gemacht werden konnte, ließ sich der Direktor schließlich doch noch erweichen, mir, bevor er selbst sich nach seiner Wohnung zum Mittagessen begab, einen Vorschuß von vorläufig zwanzig Neugroschen zu gewähren, welche er gerade noch bei sich hatte und von welchen ich mir für einige Groschen Brod, Wurst und Bier zur Stillung meines nicht ganz unbedeutenden Hungers verbeischaffte.

„So war ich nun Schauspieler geworden und damit vorläufig aus meiner Noth befreit. Ich studirte, probte und debütirte, und mit Hülfe der ‚Minle‘ des Direktors, mehr aber noch derer des Souffleurs, als jener Othello am nächsten Sonntag mit Glanz über die Bühne und ich rückte allmälig als erster Held und Liebhabre in alle Rollen Haller's ein, dessen Zustand mit jedem Tage trauriger wurde. Schon seit mehreren Jahren hatte der Arme an einem Brustübel gelitten und der Blutsturz, welcher sich seit seinem Tage, wo ich ihn neben der Straße fand, mehrmals wiederholte, hatte seine letzten Kräfte erschöpft.

„Durch jene Begegnung mit ihm und auch dadurch, daß ich gleichsam sein Stellvertreter geworden, war rasch eine Art Bekanntschaft zwischen uns eingeleitet.

„Haller war ein braver, liebenswürdiger und höchst talentvoller Mensch, dem aber leider das Glück im Leben niemals recht hold gewesen war. Anfangs hatte er sich dem Kaufmannsstande gewidmet, welcher jedoch seinem mehr dem Idealen zugewendeten Geiste seine Befriedigung zu gewähren vermochte, weshalb er diesen verließ und seiner Neigung zur Bühne nachgab, auf welcher er es aber ungeachtet seines Strebens und seiner wirklich recht hübschen Fähigkeiten nie zu einem Engagement an einer besseren Bühne brachte; er war, wie er selbst oft mit wehmüthigem Lächeln bemerkte, ein Pechvogel gewesen. Als Schauspieler verbrieflich er sich dann mit einem hübschen, aber armen Mädchen, welches er schon seit seiner Lehrlingszeit geliebt und geliebt hatte. Seine junge Frau besaß einst eine gute Stimme und hatte diese auch beim Theater zu verwenden gewußt. Durch eine Krankheit hatte dieselbe jedoch gelitten, und da ihr wirkliches Talent für die Bühne gänzlich abging, so betrat sie dieselbe seit jener Zeit niemals wieder.

„Haller war der einzige meiner neuen Collegen, dessen Umgang mir zusagte, und da er seit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft sein Zimmer nicht mehr verließ, so brachte ich meine freien Stunden meistens bei ihm zu. Er unterstützte mich beim Studiren meiner Rollen, indem er mir seine und anderer Schauspieler Auffassung derselben mittheilte, und ich vertrieb ihm dagegen die Zeit und die trüben Gedanken.

„So entstand allmälig ein enges Freundschaftsverhältniß zwischen uns, welches wesentlich mit dazu beitrug, mir meine neue Lage erträglich, ja sogar angenehm zu machen.

„Mein seitheres Leben lag mit meiner Flucht gleichsam abgeschlossen hinter mir, und da weder meine Jugendzeit daheim noch alle Seiten des Militärlebens, mit seinem straffen und kleinlichen Formenwesen, wie auch meine früheren Kameraden mit ihrer Beschränktheit und Borniertheit mir sonderlich zugesagt hatten, so empfand ich auch keine besondere Sehnsucht mehr danach, sondern suchte auch die letzten Erinnerungen daran allmälig aus meinem Gedächtniß zu tilgen und mich dafür in meiner neuen Sphäre einzuleben.

„Mit Schmerz sah ich unterdessen Haller's Kräfte immer schneller abnehmen und noch ehe die Truppe den Ort verließ, trugen wir ihn zu Grabe. Sein Tod ging mir, da Haller eine wirkliche Lücke in meinem Innern ausgefüllt hatte, sehr nahe, und nur durch vermehrte Hingabe an meinen neuen Beruf vermochte ich mich einigermaßen zu zerstreuen und den Schmerz über diesen Verlust zu überwinden.

„Am Tage vor der Weiterreise unserer Gesellschaft kam der Direktor zu mir, und an der wichtigen Miene, mit der er beim Eintreten seine Vaterwehrer zurechtzupfte und seine falschen Haare ordnete, konnte ich bemerken, daß er etwas Besonderes vorhaben mußte.

„‚Herr College,‘ begann er, — ich war der einzige, dem die Ehre dieser Anrede zu Theil wurde, — ‚ich bin überzeugt, daß Sie mir Ihre Anerkennung über den Antheil, welchen ich an Ihrem Wohl und Wehe nehme, nicht versagen werden, indem ich Ihnen eröffne, daß es meinem Interesse für Sie gelungen ist, ein Mittel zu finden, Ihnen Alles das zu verschaffen, was Ihnen bis jetzt noch fehlte.‘

„‚Und das wäre?‘

„‚Nun, wie können Sie fragen; ein Paß und — eine Frau.‘

„‚Da muß ich Ihnen allerdings für Ihre Güte sehr verbunden sein; ich würde mich jedoch, falls Sie im Ernst sprechen, um nicht unterbrieben zu sein, lieber mit ersterem allein begnügen.‘

„‚Ja,‘ entgegnete der Direktor und trabte sich, als Gesalz vergessend, verlegen hinter den Ohren, ‚das mag wohl sein, aber es geht nun einmal nicht qut das Eine ohne das Andere.‘

„‚Das ist allerdings sehr schimm, aber wenn es denn durchaus nicht anders geht, so möchte ich doch zunächst einmal meine mir gütigst bestimmte Zulänstiae in Augenschein nehmen, um einen Entschluß fassen zu können, denn Sie werden selbst zugeben, daß — —‘

„‚Es versteht sich, ist aber gar nicht nöthig, da Sie bereits längst Gelegenheit gehabt haben, dieselbe nicht nur zu sehen, sondern auch in ihrem häuslichen Wirken und in dem ganzen Zauber ihrer Liebenswürdigkeit kennen und bewundern zu lernen.‘

„‚Und ihr Name, wenn ich bitten darf?‘

„‚Nun, wie sonst, als Frau Haller, die Wittwe unseres Freundes, deren Anziehungskraft Sie ja schon selbst empfunden haben müssen,‘ setzte er mit einem schlauen Lächeln hinzu.

„‚Ich bezweifle gar nicht,‘ fuhr er fort, ‚daß dieses Ihnen hier von mir projectirte Verhältniß mit der Zeit ganz von selbst eingetreten sein würde, und nur in dieser sichern Voraussetzung habe ich mir erlaubt, Ihnen meinen Vorschlag zu unterbreiten; aber da wir jetzt diesen Ort verlassen, wo meine freundschaftlichen Beziehungen zu der Polizei mich in den Stand setzten, ein Mitglied meiner Gesellschaft für einige Zeit auch ohne Paß auf mein Risico zu nehmen, und da wir im Begriff sind, voraussichtlich für längere Zeit an einem andern Orte unsere Bühne aufzuschlagen, würde es für mich nicht sowohl als vielmehr für Sie von der größten Wichtigkeit und Annehmlichkeit sein, noch bevor wir in unseren neuen Bestimmungsort einziehen, die Angelegenheit mit Ihrem Passe geordnet zu sehen, um dort gleich mit voller Sicherheit und Unbefangenheit erscheinen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

nur	wol-	ü-	ren	ter	sieh	ten	wie
der	be-	pfad	wie	len	die	sich	gen
des	um	den	lich-	gän-	stei-	sieh	schat-
le	die	hö-	schrit-	die	ner-	sel	ger-
die	ge-	lei-	wie	we-	de-	däm-	gen
trü-	mit	kommt	an	ne-	emp-	das	sel
sie	naht	ver-	den-	sieh	spielt	ge	dau-
ger-	ten	der	rung	roth	der	wie	noch

Auflösung des Rösselsprungs Seite 348:

Sonnenlicht ist schlafen gangen,
In den Abendrothsbischen
Mond' und Sterne am Himmel prangen.
Leuchtend in Dein Kammerlein.
Mond und Sterne
Wachen ferne,
Durch den Dämmerschein
Zieh' in Deinen Traum
Feste, leis' das Lied der Liebe.
Der Liebe, die sich Dir wacht.

Redaktion und Verlag von Otto Hallberger in Stuttgart. — Druck von J. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 34.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Ausgabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Kothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.

Auf dem Verdecke hier waren weiter nur eben einer der Matrosen schlafend zwischen einem großen Tauringe und ein einziger Stazierjäger in der Unteroffiziersuniform der päpstlichen Jäger, der an der Brüstung leise pfeifend auf- und abschritt.

Nach einiger Zeit wich dieser von seinem Wege ab, um sich in einem weiten Kreise dem jungen Manne zu nähern, ihn einen Augenblick aufmerksam betrachtend, und als dieser dann zufällig eine Bewegung machte, legte er ihm die Hand auf die Schulter.

„He, was soll's?“

„Eigentlich nicht viel,“ gab der Unteroffizier in einem freundlichen Tone zur Antwort: „Ich wußte nicht, wer von euch es war, der, statt zu schlafen, Lust hat, hier oben zu sitzen und zu träumen, da Ihr es aber seid, so mache ich mir nichts daraus.“

„Und wenn es nun ein Anderer wäre?“ fragte der junge Mann in einem etwas trotzigen Tone.“

„So würde ich ihn ersuchen, sich auf seine Schlafstelle zurückzuverfügen.“

„Bah, Sie fürchten doch hier auf dem Meere keinen Desertionsversuch?“

„Von Ihnen nicht, aber unter denen da drunten sind Gesellen, bei denen es mir verdächtig vorkommen müßte, wenn ich sie hier nun anträfe — ins Meer starrend und vielleicht überlegend, ob ihr Elend in Erinnerung an ihr vergangenes Leben wohl tiefer sei, als die Salzfluth da draußen.“

Der junge Mann blickte in die Höhe und sah eine Zeitlang aufmerksam in das Gesicht des Unteroffiziers, dann sagte er: „Und wir trauen Sie dergleichen Gedanken nicht zu?“

„Nein, ich verstehe mich ein wenig auf Physiognomien und habe mich in jahrelanger Berührung mit Leuten wie die da unten selten in meinen Voraussetzungen getäuscht und viele Erfahrungen gesammelt.“

Er sagte das Letztere unter einem leichten Seufzer und wollte sich, mit der Hand grüßend, wieder entfernen, als der junge Freiwillige rasch mit der Bitte aufstand, der Unteroffizier möge ihm eine vielleicht indiscrete Frage erlauben.

„Nur zu“ — sagte der Unteroffizier — „ich werde Ihre Frage in der gleichen Art, wie Sie sie stellen, zu beantworten suchen.“

Die brüsseler Schützengilde erzeigt den leichen Egmont'd und Hoorn'd die letzte Ehre. (S. 466.)

Digitized by Google

„Wie kommt es, daß ein Mann, der sich, wie Sie, so gewandt in drei verschiedenen Sprachen auszudrücken versteht — ich hörte Sie deutsch, französisch und italienisch reden, der, wie Sie, so ganz das Reuture und Benehmen eines vollkommenen Gentleman hat — ich weiß leider kein anderes Wort dafür — Unteroffizier bei den päpstlichen Jägern ist?“

„Ei, mein lieber Herr,“ gab der Andere lächelnd zur Antwort, „wer weiß, ob in drei bis vier Jahren irgend jemand Anderes nicht ganz genau dieselbe Frage an Sie richten wird.“

„Nie — gewiß nicht. Ich hoffe, bei den päpstlichen Zuaven anzukommen, um in einem guten Gesechte mit meinem Herzblute über empfangenes Handgeld und all dergleichen quittiren zu können — — freilich, wenn dies leider nicht der Fall wäre — —“

„So würde doch vielleicht jemand Anderes die gleiche Frage an Sie stellen.“

„Nach Jahren, ich wiederhole es Ihnen, gewiß nicht. Dann würde ich — —“

„Sind Sie denn so sehr des Lebens überdrüssig?“ fragte der Unteroffizier, den jungen Manne absichtlich seine Rede abschneidend.

„Ja.“

„Noch so jung —“

„Sechsundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan; auch nicht im Stande, je etwas dafür zu thun, was mir bis zu einem gewissen Zeitpunkt auch Werth gleichgültig; denn mit ganzer mein Leben, wie ich es trieb: eine Kette voll Verirrungen und Ausschweifungen, wie sie jungen reichen Leuten nur zu leicht zur unzerreißbaren Fessel wird, die sie an das Laster schmiedet.“

„Jungen, reichen Leuten!“

„Jungen und sehr reichen Leuten! Ich kann es billiger nicht thun. Ja, so reich, daß trotz all der Narrheiten, trotz all der unsinnigen Verschwendungen, die ich getrieben, die Mittel wohl bis an mein natürliches Lebensende ausgereicht haben würden, wenn sich nicht ein Vorfall ereignet hätte, der mir dieses Leben selbst verhaßt gemacht, und nicht nur das Leben, wie mir scheint, sondern das Leben überhaupt jede Art von Dasein, die doch ferner nur freudenlos gewesen wäre.“

Als der junge Mann hierauf schwieg, trat der päpstliche Unteroffizier mit einem leichten Gruße und in der Art eines Mannes zurück, der viel zu discret ist, um durch Siebenfragen und Ausforschen einen Andern zu Mittheilungen zu veranlassen. Dazu schien aber der junge Irländer nicht geneigt zu sein, denn nachdem der Andere sich entfernt, setzte er sich wieder auf den Klubrauum und träumte weiter.

Kehren wir noch einen Augenblick zur Kajüte zurück. Es ist nicht zu sagt, um dort noch Gesellschaft zu finden, bat doch die Schiffsglocke so eben erst die fünfte Stunde der Nachtwache angezeigt, ungefähr 11 Uhr nach gewöhnlicher Zeitrechnung, und pflegt man überhaupt in der ersten Nacht, die man auf dem Schiffe zubringt, nicht zu früh zu Bette zu gehen.

Drüben im großen Salon ist fast noch die ganze Gesellschaft, wie früher, und mit wenig Ausnahmen auf gleiche Art beschäftigt, vertraulich mit: die Amerikaner trinkend, die Engländerin auf dem Piano spielend, der Paragei zweifelt schreiend, nur der junge Mann in dem Schaukelstuhl hat diesen so eben verlassen und läßt sich von seinem Kammerdiener einen dicken Paletot anziehen, während die Dame mit der feinen Taille ihn über die heller klein einen langen dunkeln Burnus trägt.

„Meinst Du nicht,“ sagt sie mit leiser Stimme, „daß die kühle Nachtluft droben Dir unangenehm sein wird?“ worauf er im barschen Tone erwidert: „Dummes Zeug, ich werde wohl doch am besten wissen, was mir zuträglich ist; wenn es für Dich aber zu kalt droben ist, so gemire Dich gar nicht und gehe zu Bett — gewiß, Du wußt Dir um meinetwillen gar keinen Zwang anzuerlegen — gewiß nicht — thue was Du willst — ganz was und wie Du willst, vollkommen — auf jede Art.“

Er sprach dies in leinem Tone, der freundliche Besorgniß oder sonst ein derglliches Gefühl verrieth, er stieß vielmehr seine Worte unfreiwillig und verdrießlich heraus, während er der Kajütenthür zuschritt, anscheinend, ob sie ihm folge, und unbekümmert darum, daß verschiedene Leute an den Tischen in die Höhe sahen, und ihm einigermaßen verwundert nachblickten.

„Droben auf dem Verdeck angekommen, bustete er lang und heftig, und als ihn die junge Dame besorgt anblickte, kämpfte er mit dem Husten und benutzte die erste Pause, welche ihm der Husten vergönnte, ihr in noch ärgerlicherem Tone zu sagen: „Du wußt Dir gar nicht einbilden, daß Du wieder einmal Recht gehabt, es ist nicht die Nachtluft, welche mir Husten verursacht, sondern es ist der Aerger, weil Du mich ausführen wollst, mich wie ein erkältetliches krankes Kind zu behandeln. Die Seeluft thut mir gut,“ fuhr er nach einem langen, mühsamen Athemzuge fort, „das weißt Du ganz genau, aber gerade deshalb muß ich immer dieses verstuchte Wenn und Aber hören, wie auch bei andern Gelegenheiten — hol' der Teufel die Weiberlaunen. Meinst Du denn, wenn man in den heißen Salon da unten gut gefrühten Champagner trinken sieht, man bekäme nicht ebenfalls Lust dazu — wirst Du das in der That — — o bemühe Dich mit keiner Antwort, ich weiß doch ganz genau, was Du sagen willst — das der Arzt mir den Champagner verboten — nun ja, bei' ihn der Teufel! Er wird mir auch nächstens das Wasser verbieten und die Luft — Alles, Alles werde ich entbehren müssen, nur Dich wird man mir lassen, und das ist freilich sehr viel.“

Darauf lachte er auf eine häßliche Art und so anhaltend, daß er abermals einen Hustenanfall bekam und sich, diesen austoben lassend, rasch von der jungen Dame entfernte, indem er ihr durch eine heftige Handbewegung gebot, zurückzubleiben.

Sie setzte sich auf eine der Bänke an der Brüstung des Schiffes und schaute ihm besorgt nach, wie er sich neben dem Steuerruder auf einen Stuhl niederließ, so krampfhaft und schwer hustend, daß man beim Schein der Kompaßlaterne trotz des dicken Paletots das heftige Zucken seiner Schulterblätter sah; dann sattelte sie ihre Hände, langsam, aber es war eine erstreckende Hülfelosigkeit, mit der sie ihre zarten Finger zusammenpreßte. Der Mond, der vor einer Viertelstunde aufgegangen war, stand voll am Himmel und beleuchtete ihr schönes, aber ungemein bleiches Gesicht, während der Seewind mit ihren langen blonden Locken spielte.

Wie war das Meer so ruhig; selbst die kleinen Wellen, die sich gegen Abend spielend auf der Oberfläche gezeigt, schienen eingefroren zu sein, und was man von Bewegung auf dem Schiffe noch spürte, war das Zittern der Maschine — Meeresstille und glückliche Fahrt! aber nicht für Alle, nicht für Alle! Der junge Freiwillige am Bugspriet hatte den Kopf sogar tief auf die Brust herabgesenkt und mit den Fingern wühlte er in seine dichten Locken, während der am Kompaßhäuschen schwer hustend, unmuthig zusammenzuckte, ja, so schmerzliche Laute von sich gab, daß die junge Dame nach einigen Zögern rasch aufstand, an seine Seite trat und ihn mit milder Stimme fragte, ob sie ihm ein Linderungsmittel holen dürfe, worauf er ihr zuerst gar keine Antwort gab und dann, als sie ihre Frage wiederholte, barsch antwortete: „Laß mich zufrieden! es ist der Aerger, der mir Kehle und Brust zereißt hat. Die Seeluft, die ich in tiefen Zügen einathmen will, wird schon helfen. Geh' zu Bette.“

Gehorsam seinem Befehle, trat sie leise von ihm weg; ehe sie sich aber unter das Verdeck begab, trat sie noch für einige Augenblicke an den Schiffsrand und blickte in die See hinaus. Unbeschreiblich schön war die tiefgrüne Fläche beiderseits hinter dem rasch fahrenden Dampfer anzuschauen; da funkelten sich die Wellen in spiegelglatter elegantter Wölbung im Mondlichte glänzend, überzirt mit Tausenden leuchtender Phosphorpunkten, einer mit Gestirnen gestickten Atlasschleppe vergleichbar, welche das Schiff auf seinem stolzen Gange hinter sich herzog, da war der Mond seitwärts einen schimmernden Streifen auf die unendliche Fläche, und die Luft war so rein und klar, daß selbst die hellstrahlende Venus ihr leuchtendes Antlitz im Meere wiederspiegelte. Da glaubte man, allerdings in weiter, weiter Ferne, zur Rechten jedoch eine hellerleuchtete Land oder hohe Inselgestalte zu bemerken; vielleicht waren es aber auch nur Wolkenmassen, die in malerischen Formen träumerisch unbeweglich am Horizonte ruhten, jedenfalls einer lebhaften Phantasie Spielraum gewährend. Vielleicht war es die Spitze von Korsika — „O wenn er hier bei mir stände mit verschränkten Armen und liebevoller Erklärung, alles das mit mir genießend, mit mir besprechend,“ dachte die junge bleiche Dame; „wenn ich meine Empfindung gegen ihn aussprechen dürfte, wie ich früher gethan — mit ihm?“ — mit wem? — — und fort, fort mit diesen fürchterlichen Gedanken, die aus der Tiefe des Meeres aufzusteigen schienen, um mit langen geisterhaften Armen nach mir zu greifen, als wollten sie mich hinabziehen. — — Und wäre es nicht am Ende besser, dort unten ein ewiges Vergessen zu suchen und zu finden, als hier eben ein qualvolles Erwachen, wie es mir drohen zu wollen — —“ Sie wich schaudernd vom Schiffsrand zurück, über den sie sich tief hinabgebeugt hatte, um ihren Blick in die unergründliche Tiefe zu versenken; es hat das etwas eigenthümlich Reizendes, Berlockendes und Gefährliches; man fühlt sich unwillkürlich angezogen und es giebt Leiten, wo man ein Verweilen, ein Verlangen fühlt, sich dem verführerisch aufschmeichelnden Meere entgegen zu kommen — — deshalb fort, fort!

Sie eilte die Treppen hinab, um in die für sie reservirte Kajüte zu gelangen, wo sie von ihrer Kammerfrau erwartet wurde; ehe sie sich aber unter Verdeck begab, blieb sie noch einen Augenblick stehen, um zu horchen, ob sie nicht vielleicht die herannahenden Schritte ihres Gatten vernehme; doch blieb droben Alles still und stille war es rings um sie her. Einige um sie her schien Alles in tiefem Schlaf begraben zu liegen: selbst dort auf dem Verdeck der armen Leute, die sie heute Abend bei der Ankunft schon bemerkt und mitleidig betrachtet hatte, ebenso dort der Matrose mit hinten überliegendem Kopfe an der Brüstung ruhend, ja sogar der Offizier oben auf der Radkastenbrücke; wenigstens lehnte er unbeweglich an dem Geländer mit übereinander geschlagenen Armen in die See hinaus träumend.

Nur die gewaltige Maschine im Innern des Schiffes wachte und arbeitete rüstig, unverdrossen, ihre Räder drehten sich sausend, die Kolbenstangen in den Dampfcylindern fuhren dröhnend auf sitzend auf und ab, und die großen Schaufelräder peitschten das Wasser in einem bedächtig wiederkehrenden Abstehmus, dem man so leicht Worte unterlegen

Digitized by Google

konnte. Dann und wann wurden auch drunten klirrend die Oeffnthüren aufgerissen, und in solchem Augenblick erschien die weite Oeffnung, durch die man in den Maschinenraum hinabsah, wie erfüllt mit glühender Lohe, die hoch aufstieg und alle Gegenstände, die sie erreichen konnte: Masten, Stride, Ketten, ja sogar den finstern Schornstein tief röthlich bestrahlte — warum nicht auch ein menschliches Antlitz, welches von der Brüstung in den Maschinenraum hinabsah. — Und doch war dieses Gesicht wohl nur ein Phantasiegebilde ihres erregten Blutes — o gewiß, anders konnte es auch nicht sein, anders durfte es nicht sein, anders wäre es fürchtlich, entsetzlich gewesen! — Schon der Gedanke, daß sie sich vorhin droben auf dem Verdecke und jetzt hier wieder in ihren Gedanken mit jenem Bilde so lebhaft beschäftigt hatte, daß es ihr hier im Zusammenwirken von Glut und Schatten zu erscheinen gewagt, hatte etwas so Peinliches für sie, daß sie ihre beiden Hände in tiefer Bewegung fest auf ihr Herz drückte und dazu murmelte: „Höre auf, so heftig zu schlagen.“ Daß jenes Bild in der That nur eine Phantasie gewesen war, davon hatte sie den Muth sich zu überzeugen, denn rasch entschlossen umging sie die Oeffnung des Maschinenraums, in der tiefen Dunkelheit scharf aufspähend, ohne hier überhaupt ein lebendes Wesen zu gewahren.

Als die junge Dame hierauf in ihre Kajüte trat, war die eben gehabte Aufregung immer noch auf ihren Zügen so sichtbar, daß die alte Kammerfrau in besorgtem Tone fragte, ob der Frau Gräfin irgend etwas besonders Unangenehmes begegnet sei. Es war schon fast genug, daß die alte Haut Französin das Wort „besonders“ hinzusetzte, daß sie es aber sehr stark betonte, hätte auf jeden aufmerksamen Zuhörer einen schmerzlichen Eindruck machen müssen.

„Mein Mann, der noch auf dem Verdecke ist, hat sehr stark gebuhlet, und ich hätte Lust, lieber Marianne, den Kammerherrn zu sagen, daß er nach ihm gehen möge und den Grafen frage, ob er irgend etwas befehle.“

Die alte Kammerfrau gütlt stillschweigend zur Kajüte hinaus, um vielleicht auch noch mit der Meldung zurückzukommen, daß der Herr Graf mit Friedrich so eben die Treppen hinabsteige, um sich in seine Cabine zu begeben; er habe sich ein Glas starken Punsches zum Schlaftrunk bestellt.

Die junge Dame hatte ihren Mantel abgeworfen und legte nun mit Hülfe der Kammerfrau ihre Oberkleider ab, um sich auf dem kleinen Lager, welches mit einer schneeweißen, feingegerbten Hirschdecke versehen worden war, zur Ruhe zu begeben. Die junge Dame war sehr jung und sehr schön, wer aber nicht gewußt hätte, daß sie eine, allerdings erst seit sehr kurzem verheirathete Frau sei, die Gräfin Camilla Landeyr, der würde sie für ein kaum siebzehnjähriges Mädchen gehalten haben, für eine eben erst erblühte Rose, so frisch, so duftig, so zart und unberührt, und es war dabei kein Wunder, daß die alte Kammerfrau sie wie ein kleines Kind zur Ruhe brachte, Monsieur Lucas sorgfältig unter der feinen Battisthaube verbarg und dann ihre zarten weißen Hände küßte, bevor sie sich auf ihr eigenes Lager in der Ecke der Cabine zurückzog, nachdem sie vorher die Thüre derselben sorgfältig verriegelt.

„Wenn nur der garstige Papagei nebenan nicht immer so schreien wollte,“ sagte nach einigen Minuten die Gräfin Camilla, während sie mit verschlossenen Augen, den Schlaf erwartend, dalag. „Ich glaube, ich werde davon träumen in Verbindung mit dem, was mir heute beim Diner unser Banquier, Herr Gondard, von dem Schiffe erzählte, daß es nämlich früher den schönen Lapiata-Strom befahren, auch, was sein Sohn ihm von einem prachtvollen Ballsaale mitgetheilt — nehmlich man — in einer jener wundervollen südlichen Nächte — droben auf dem Verdecke gehalten. — Es sei prachtvoll gewesen — all die schönen Damen zu sehen — in herrlichen Toiletten — mit kabelhaften Brillanten. — — Das möchte ich wohl sehen — und wenn selbst nur im Traume.“

Der garstige Papagei schrie aber auch in der That so gellend und jede Ruhe störend, daß sich nicht nur die Damen in ihren Cabinen darüber empörten, sondern auch von den weiter entfernten Herren Berathschlagungen gepflogen wurden, wie dem Unfug zu sienern sei. Einige meinten, der Haushofmeister des Schiffes müsse veranlaßt werden, ihn ins Zwischendeck zu sperren, weggen sich die hier Amerikaner in ihren Betten einsach darüber einigten, wer von ihnen dieser infamen Bestie den Hals abschneiden solle. Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn die Herrin des Papageis, jene dicke spanische Dame, nicht zu einem für sie allerdings sehr bestverstehen Auskunftsmittel gegriffen hätte. Da es nämlich der verwöhnte Vogel außerordentlich liebte, auf ihrem Zeigefinger zu sitzen, so streckte sie zu diesem Zwecke ihren Arm aus dem Bette heraus und verharrte in dieser unangenehmen Lage, bis sie endlich aus Ermüdung bald schlummernd, Hand und Vogel sinken ließ und hierauf, durch sein gellendes Geschrei gänzlich erwacht, ihn wieder vom Boden erhob und abermals auf den Zeigefinger setzte.

Doch waren dies nicht die einzigen der kleinen Leiden, welche manche der Passagiere in den engen, gänzlich besetzten Cabinen zu erdulden hatten; all dergleichen, Hitze, sowie unruhige, mit wahrer Virtuosität schnarchende Nachbarschaft war je zu ertragen, selbst, daß französische sehr verwerfliche Spaziergänge sich Abends um 11 Uhr sämmtliche Lichter in Kajüten und Cabinen löschte. Wie gesagt, alles das wurde nicht schwer genommen, da ein anderes unangenehmeres Schreckgespenst der Meerfahrt, die Seekrankheit nämlich ferne blieb. — Und so dampfte der Saintonge ruhig, saft unbewegsich durch Nacht und Wellen dahin, so manches und so vielerlei in seinen schwarzen Schiffsräumen mit sich führend. Als aber am andern Morgen die reisenslustigen Gesellschaft, wie Roß oder Hemer sagt, über dem Meere aufblühte, waren viele von den kleinen Leiden der vergangenen Nacht gemildert und selbst tieferes Weh wurde weniger gefühlt beim Einathmen der belebenden Aetherfrische. Die päpstlichen Freiwilligen hatten schon lange ihre grauen Decken von sich geworfen, und Manchen unter ihnen, der wahrscheinlich seit gestern schlasen und schwer getrunken, blickte erstaunt an die Masten und das Tauwerk empor, oder bedeckte auch wohl die Augen mit der Hand, in tiefes Nachdenken versunken, bis ihn ein gesunder Rippenstoß des Nachbars oder ein schlechter Witz daraus erweckte, um ihn vielleicht mit gleichen Füßen aufspringen zu machen und seinen Skarabäer zu packen und ihn weitsich zu schütteln, bis von rechts und links Rufe geboten wurde oder bis sich, was hier noch wirksamer erschien, der Spaßmacher der Gesellschaft ins Mittel legte und einen großen eisernen rothigen Schlüssel aus der Tasche holte, mit dem er im Hinblick auf das päpstliche Wappen den Streit augenblicklich mit großer Gerechtigkeit und tiefer Weisheit zu schlichten versprach.

Es ist merkwürdig, daß unter jungen Leuten der verschiedensten Lebensstellung, seien es Studenten auf einer Freierreise, seien es Soldaten auf dem Marsche, seien es, wie hier auf dem Schiffe, ärmlich gestellete angeworbene Rekruten, sich augenblicklich ein Spaßmacher findet, der, wie Trommelschlag auf dem Marsche, die Reise klinker bewegen macht, und der, wie hier, unter diesen trotzigen wilden Gesellen die finsteren verbissenen Mienen aufzuheitern im Stande ist.

Dieser Spaßmacher hier unter den päpstlichen Freiwilligen war ein kleiner, kaum vier Fuß hoher Schneider, welcher der schönen Bestimmung eines Tambours entgegenging; seines Zeichens ein Schneider, hatte er die ganze Beweglichkeit eines solchen und wußte seine kecken, meist verwegenen Reden von oft revolutionärer Färbung mit dem drolligsten Humor und einer eigenthümlichen Lebensphilosophie Preis zu geben. Er trug einen schwarzen, sehr fadenscheinigen Frack, ein fridaritzigen Halstuch und unbeschreiber Farbe und seine schmutzig grauen, unten strimlich ausgefransten Beinkleider wurden von einem einzigen Hosenträger gehalten. Auch hatte er leider seine Weste, um sein isabellfarbenes Hemd verschwinden zu machen. „Schadet nichts,“ sagte er, sich an die Brust klopfend, „es ist ja unsere Bestimmung, diese nackte Brust der Partheine entgegenzuwerfen.“ Seine Kopfbedeckung war ihm während der Nacht abhanden gekommen, und er tanzte nun bald Diesem, bald Jenem die Seinige, wobei er sich aus der Gewißheit durchaus nichts zu machen schien, daß irgend einer der Angegriffenen ihn mit einem einzigen Schlag zu Boden strecken konnte, was übrigens nicht geschah, indem jeder begnügte sich ein riesenhafter Schweizer, ihn wie einen Ball einen derben, breitschultrigen Rheinländer zuzuwerfen, der ihn dann gegen einen langaussgeschossenen Berliner weiter beförderte, den aber der kleine Schneider, zwischen den Beinen durchschlüpfend, bei dieser Gelegenheit auf sehr interessante Art plötzlich zu Fall brachte, worauf er einem gemüthlichen Sachsen den alten Strobhut vom Kopfe riß, sich ihn aufsetzte und dann, die Hände auf den Rücken, wie es der Kapitän des Saintonge zu machen pflegte, davonging, dabei in Haltung des Kopfes, besonders aber im Hin- und Herwiegen der Schultern diesen braven Marineoffizier nachäffte.

Leider waren vom deutschen Vaterlande die eben genannten Stämme und noch so manche andere vertreten, so daß da eine ganze Musterkarte hier beisammen war. Die übrigen waren Schweizer, Belgier, Franzosen und unter Allen waren auch die verschiedenartigsten Stände und Lebensstellungen vertreten; hier bemerkte man an Kleidung und Haltung den Handwerker oder den derben Bauer, dort sah man Köpfe und Hände, die dem Schreiber- oder Kaufmannsstande angehört, mit hierzu passenden, meistens aber mit allerdings sehr abgetragenen Röcken; da waren Andere, die sich eine schäbige Eleganz bewahrt hatten, die sorgfältig ihren Backenbart, jenes Stückchen von ihrem Kinne zu verbergen strebten, die sich auch nur beim hellen Tageslichte abgesondert hielten und sich den Anschein gaben, als gehörten sie zu der Klasse der ganz anständigen Passagiere. Da waren aber auch ganz junge Leute, denen man es in ihrer Kleidung ansah, daß sie noch vor Kurzem in besserer Gesellschaft gelebt, ja, daß vielleicht kaum Wochen, höchstens Monate vergangen waren, wo sie eine achtbare Stellung, vielleicht das väterliche Haus bei Nacht und Nebel verlassen; aber diese, meist mit aufgeweckten, intelligenten Gesichtszügen, freilich Spuren verschiedener Laster an den eingefallenen, mit blauen Ringen umgebenen Augen und auf den bleichen Wangen zeigend, waren die am wenigsten angenehmen der ganzen Schaar. Sie machten die bosbaftesten Bemerkungen über Alles, was in ihre Nähe kam, sie rissen die frechsten Witze, und wo einmal ein Stoß oder Schlag mit echter verbissener Wuth geführt wurde, ging das von diesen aus.

Als sie etwas später nach dem Vorderdeck des Schiffes gerufen wurden, wo Jeder einen Napf Suppe und ein Stück Brod erhielt, stellte der kleine Schneider einen Theil der Freiwilligen vorher zu zwei und

zwei gehörig in Neid und Glied; Jeder mußte seine graue Decke umhängen, und so zogen sie dahin, laut eine Prozession nachahmend, welche der schmähliche Spaßmacher, einen aufgeschnittenen Beten in der Hand, den rostigen Schlüssel an einem Strick auf dem Rücken, ausführte. Andere fanden sich verstehlen bei der Suppenvertheilung ein, so die schäbigen Elegants, von denen wir oben sprachen, und spöter kam auch der Freiwillige, welchen gestern Nacht die quälende Stimme, es war die des Schneiders gewesen, als Prinz von Arkadien begrüßte. Dieser aber kam nicht verstohlen oder wie Jemand, der sich gedrückt fühlte, in solcher Gesellschaft gesehen zu werden, sondern frei und offen in seinen Bewegungen, in seinem Gruße, in seinem wohlgekleideten, ja edelgeformten Gesichte. Sein voller blonder Bart ging leicht gekräuselt zu beiden Seiten weit über sein Gesicht hinaus. Er trug den Hemdkragen stutzt und die Seite gelegt und die Zipfel seines socker umgelegten schwarzen Halstuches fielen auf der breiten Brust auf ein buntes Hemd herab, welches unter der grauen Zuppe hervorschauend, wohl zeichnitzert und hier und da bekannt, aber durchaus nicht schmutzig aussah. Wie er so dastand, seinen Blechnapf in der Rechten, auf den kleinen Schneider herabblickend, bot dieser junge Mann eine ebenso stattliche, als angenehme Erscheinung, und man hätte ihn für den Commandirenden der Schaar halten können, der es Umstände halber vorzog, in Civil statt in Uniform mit ihr zu ziehen.

„Ah, Ew. Gnaden lassen sich herab, mit uns zu frühstücken," sagte der kleine Schneider, indem er den vor ihm präsentirten Napf nahm.

„Warum nicht, mein Lieber? Diese Morgensuppe sieht ganz gut aus, und wenn sie in der That schlecht wäre, was kann man machen? Man ist einmal darauf angewiesen."

„Aber Ew. Gnaden hab wohl nicht," versetzte der Andere mit einem komischen, aber gut gespielten Erschrecken. „Ew. Gnaden hat heute Nacht gewiß vortrefflich in einem Zimmer des ersten Stocks geschlafen, und Ew. Gnaden thun nur aus angeborener Höflichkeit so, als wollten Sie diese schlechte Suppe mit uns essen."

„Du wirst Dich todtlach vom Gegentheil überzeugen", versetzte der junge Freiwillige heiter, indem er sich Suppe einfüllen ließ und sich dann auf eine kleine Schiffslanone setzte, wo er augenblicklich anfing, seine Portion zu verzehren.

„Wie mich das schmerzt," sagte der kleine Schwabe, „ich hatte immer geglaubt, Ew. Gnaden hätten Geld genug, um drüben beim Restaurant das leibhaftige Frühstück zu nehmen, wie Ew. Gnaden bisher sich nur zu uns aus sonderbarer Liebhaberei."

„Ja und nein, wie Du willst, doch, wenn es Dein gutes Gemüth beruhigen kann, so will ich Dich versichern, daß ich allerdings Geld genug habe, um so gut zu frühstücken, als ich nur immer will."

„A — a — a — ah," sagte der kleine Schneider, „da seid Ihr gut daran, wer das auch von sich sagen konnte." Er hatte sich neben den jungen Freiwilligen auf ein Bund Tane gesauert und verzehrte ebenfalls seine Suppe. Eigenthümlich war es dabei, daß er jetzt, wo er nicht mehr auf Spott „Ew. Gnaden" sagte, sich doch nicht getraute, wie bei allen Andern, die Anrede „Du" mit den gleichen Worten zu erwidern — „Se, Ihr habt also Geld?" fragte er nach einer Pause.

„Genug."

„Dankaelt?"

„Nein, so wenig als Du; damit bin ich ebenfalls mit vollem Rechte auf unsere Ankunft in Cipita-Vecchia und Rom vertröstet worden. Wozu auch Geld auf der Fahrt von Marseille nach dem gelobten Land? Diese Morgensuppe ist gut, das wirst Du zugeben, wir werden auch ein anständiges Mittagessen bekommen, und auch das Nachtlager kostet nichts."

(Fortsetzung folgt.)

Egmont's und Hoorn's letzte Augenblicke.

(Aus S. 397.)

Göthe's Egmont hat den Feind Philipp's von Spanien zu einem populären Helden gemacht, an dem nicht nur „die Provinzen Flandern's hängen," sondern um Fürsten's Willen auch alle weiblichen Herzen in Deutschland. Wie anders schaut uns das Bild des Mannes an, der im reichen Ordenskleide in die bürgerliche Stube der Geliebten tritt, wie anders die Leiche, die uns Gallait in seinem berühmten Gemälde auf dem Schaffaun zu Tournai zeigt! — Die wohlfeilen Ausgaben der Göthe'schen Dichtungen, welche jetzt über die ganze Welt verbreitet werden, entheben uns, die Geschichte Egmont's und seines Freundes Hoorn zu erzählen, die der heißlaufen Sache ihres Vaterlandes fielen; aber die Einzelheiten der letzten Stunden der beiden Helden, wie sie die Geschichtsforschung neuerdings galvanisirte, dürften unseren Lesern vielleicht noch fremd sein und wir umwahnen daher das ernste Bild „der letzten Ehre, welche die dreifaltige Schirgenzahl den Leichen der Grafen Egmont und Hoorn erweist," mit den authentischen Schilderungen aus jenen Tagen.

Das Urtheil war gefällt, welches auf Tod durch Henkers Hand lautete. Freitags, den 4. Juni 1568, erzählt der Bischof Richor von Ypern, habe er, als alles Bitten beim Herzog Alba unerfolgt gewesen, sich Nachts um 11 Uhr zum Grafen begeben, ihm den Grund seines Besuches eröffnet, und das Todesurtheil, welches zum Vorlesen ihm der Herzog mitgegeben, demselben übergeben. Dieser habe ihn gefragt, ob nicht wenigstens Hoffnung zum Aufschub des Vollzugs vorhanden sei, worauf er ihm sein vergebenes Begehren beim Herzog mitgetheilt; dann habe der Graf, jetzt gefaßter, Gott und dem Herzog (!) seinen Dank dafür ausgesprochen, daß er ihm einen solchen Beichtvater gesandt. Sogleich habe er Egmont gebeten, alles Irdische zu vergessen, blos an Gott zu denken und auf den Tod sich vorzubereiten. Als hierauf der Graf gebeichtet, habe er verlangt, alsbald das heilige Abendmahl zu erhalten, was der Bischof ihm zu reichen versprochen, sobald er sein Bewußtsein gebeet, was zu bereiten der Graf ihn mahnte, weil man ihn vielleicht mit dem anbrechenden Tage ohne den Empfang des Sacramentes dinrichten könnte. Er habe dann gefragt: welches Gebet der Bischof ihm anempfehle, worauf, als letzterer ihm das Gebet des Herrn genannt, er ihn gebeten, an der Nichtstelle auszulegen einige Male mit ihm zu sprechen, bis er ihm von hinten ein Zeichen geben werde, abzuireten. Der Graf habe ihn dann gefragt: „Welche Meinung haben Sie von mir; glauben Sie, daß ich als guter Christ sterben werde? Sie wissen nun, wie ich bin und war;" worauf er versichern erwiederte: „er zweifle nicht daran, daß er bei Gott Gnade finden werde; auf ihn allein solle er vertrauen!" „Gewiß," sagte der Graf, „ich habe in meinem Gefängnisse viel gelesen; ich danke Gott von Herzen, daß er mir diese lange Zeit zur Reue gab und die Gelegenheit, vor meinem Tode meine Fehler zu erkennen. Da ich oft in Lebensgefahr war und ihr entging, so ist es mir eine große Gnade Gottes, daß ich Zeit hatte, mich vorzubereiten." Inzwischen ließ der Graf einige Worte fallen von seiner Gemahlin und seinen Kindern, wovon der Bischof ihn immer wieder zu Gott zurückgeführt habe. „Welche Schwäche der Natur!" habe dieser dann gerufen, „daß wir immer von Gott abgezogen, an unsere Frau und unsere Kinder denken!" Hierauf habe der Graf eigenhändig zwei Briefe geschrieben, einen an den König, den anderen an den Herzog, in welchen er seine Gemahlin und seine Kinder ihnen empfehlen, dann den Bischof gebeten, sie zu übermachen und zwar den an den König mit einem Schreiben von ihm selbst. Er habe dies versprochen und zugleich Absolution vom Banne gemacht. Als Beendigung der Briefe habe der Graf ihn gefragt, welche Worte er auf dem Schaffot zu Erbauung an das Volk richten könne? Er habe ihm dies abgerathen, weil durch den Lärm der vielen anwesenden Spanier nur wenige ihn hören könnten, und die, so ihn hörten, seine Worte in verschiedener Weise auslegen würden. Darauf habe der Graf gesagt, daß er zum Sterben bereit sei. Inzwischen den Knaben seines Wamses und Hemdes bis zur Schulter abschneiden lassen, um den Act auf dem Schaffot nicht aufzuhalten. Als den Morgen darauf nach 11 Uhr die Spanier, um ihn auf das Schaffot abzuholen, kamen und die Hände hätten binden wollen, habe der Graf sein Ueberkleid geöffnet und ihnen gesagt, daß er zum Sterben bereit sei. Unterweilt habe er sich dann auf das Bußgericht begeben mit dem Bischof zur Seite und habe im Hingehen den Psalm Miserere mei Deus recitirt. Auf dem Schaffot angelangt, habe er sich auf die Knien geworfen und dreimal das Vaterunser gebetet. Als hierauf der Bischof den Segen gegeben, habe der Graf das Haupt gemacht, ein Crucifix geküßt, auf ein Sammtkissen sich niedergelassen, die Hände gefaltet und mit lauter Stimme: In manus tuas, domine, commendo spiritum meum. Darauf habe der Graf ihm ein Zeichen gegeben, sich zurückzuziehen, eine weiße Mütze, die er im Aermel seines Mantels gehabt, über die Augen gezogen, seinen selbst abgelegt und mit gefalteten Händen den Scharfrichter erwartet, der mit einem Hiebe ihm das Haupt abgeschlagen. Der bis dahin unter dem Gerüste versteckte Henker soll ein früherer Bedienter Egmont's gewesen sein.

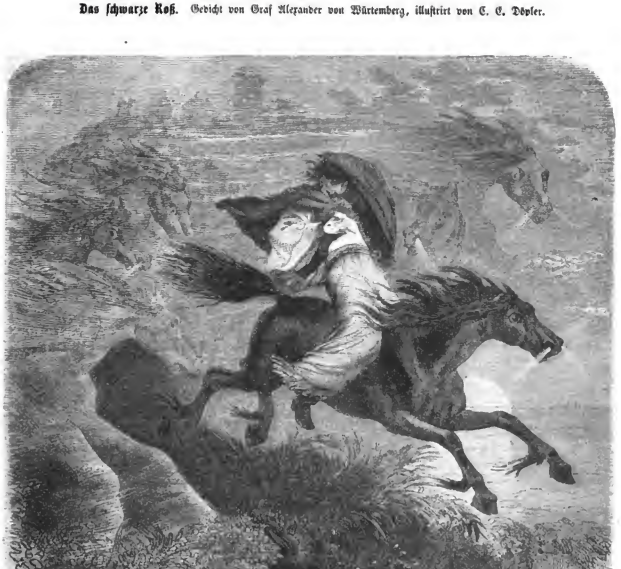
Von Hoorn erzählt ein anderer Zeuge jener Tage: Als ihm den 4. Juni Abends sein Urtheil mitgetheilt worden, habe er den Lorn entflammt auf, und stieß zuerst Verwünschungen gegen Egmont aus, der schuld an diesem Unglück sei. „Doch," rief er, „es läßt sich nicht ändern, darum Ergebung." Gegen den Inhalt der Sentenz protestirte er mit Energie. Er habe zwar Gott, aber nie den König beleidigt. Anfangs weigerte er sich zu beichten, was er ja seit längerer Zeit nicht mehr gethan, gab indessen dem Drängen nach und beichtete dem Pfarrer der Kapelle auf dem Schlachtplatze. Nach dem Vollzug von Egmont's Hinrichtung bellen ihn Romero und Salinas ab. Ganz schwarz gekleidet, in der Hand eine sogenannte maltheserische Mütze haltend, durchbricht er das Spalier der Truppen und grüßt die ihm bekannten Personen. Auf dem Schaffot angekommen frug er, ob unter dem schwarzen Tuche Egmont's Leichnam liege; als man ihm dies bejaht, murmelte er einige Worte auf Spanisch, kniete auf das Kissen, hielt seine Mütze vor das Gesicht und empfing, während er sich der Gnade Gottes empfahl, den Todesstreich. Die der Reformation günstig gesinnten Zuschauer waren mit seiner muthvollen Haltung sehr zufrieden; seine Leiche wurde in die Kapelle der Familie Nassenstein in der Dominikanerkirche gebracht, dort einbalsamirt und in der Familiengruft zu Werth beigesetzt.

Zu jener Kapelle, nach der auch Egmont's Leiche gebracht worden war, erzielten ihnen die Schützen von Brüssel die letzte Ehre, und diesen Moment hat Gallait in seinem berühmten Bilde verewigt.

Digitized by Google

Deutſche Lieder mit Illuſtrationen.

Das ſchwarze Roß. Gedicht von Graf Alexander von Würtemberg, illuſtrirt von C. E. Döpler.



Sein müdes Roß mit ſtarken Armen
Reißt er zum ſchnellen Ritte auf,
Das treue Thier wird ohn' Erbarmen
Geſpornet ſcharf zu neuem Lauf.

Von langen Dienſten iſt es hager,
Aus wunder Bruſt ſein Athem ſtöhnt,
Doch ſchwingt der rauhe Pferdepfleger
Die Peitſche, daß die Haide dröhnt.

Es floß aus ſchaumbedeckten Flanken
In Strömen hin das edle Blut.
Zuſammen ſeine Kniee ſanken,
Nun lodert erſt des Räubers Wuth.

Zu Tode martern Kannibalen
Des Stammes vielverhaßten Feind,
Der rauhe Tſchikoſch gleiche Qualen
Hier übte an dem treuſten Freund.

Doch haben ihm die Wolkenroſſe
Vom Himmel zürnend zugerufen,
Sie nahen ſchnell im ſchwarzen Troſſe,
Vor Grimm und Mitleid donnernd laut;

Sie brechen los in tauſend Wettern,
Das Firmament erglüht zumal,
Den Tſchikoſch ſammt dem Roß zerſchmettern
Sie mit der Rache Feuerſtrahl.

er Sturmwind heulte um die Wette
Mit Wölfen laut ſein nächtlich Lied,

Da ſprang von rauher Lagerſtätte
Der Tſchikoſch den's zum Raube zieht.

Digitized by Google

Zur Hölle muß der Räuber fahren,
Das Roß noch auf der Haide kreist;
Das Roß seit vielen hundert Jahren
Durchirrt die Nacht als Nachtgeist.

Und läßt ein Tschakosch sich verleiten
Bei Nacht auf flüchtigem Raubzug,
Sein treues Thier zu schaut zu reiten,
Dann naht ein schwarzes Roß im Flug.

Sein Auge glüht wie tausend Bibern
Geheimnißvoller Zaubermacht,
Die zwingt den Reiter aufzusitzen,
In einer tollen wilden Jagd.

Fort über Berge, über Thäler,
Bis früh zum Morgen geht die Flucht,
Dann stürzt es todt den Thiercoquäter
In eine tiefe Felsenschlucht.

Und keiner, den zum Ritt erkoren
Das Roß, hat Kunde je gebracht,
Ob es sich in den See verloren,
Ob in des Waldes dunkle Nacht. —

Die Desinfections-Mittel.

Ihr Wesen und ihre Bedeutung, ihre Auswahl, Anwendung und ihr verschiedenartiger Werth.

Von Karl Aug.

(Schluß.)

Wenn man durchaus die Desinfection der Senkgruben mit übermangansaurem Salzen bewerkstelligen will, worum denn gerade in der unpraktischen Form von Kügelchen? Flüssigkeit thut statt des Eisenvitriols das viel weniger leicht zersetzbare rohe Chamäleonschmelze als Pulver und vermischt mit einem passenden Vehikel vor, wie sie in England schon seit Jahren angewandt wird. Zur Vermischung empfiehlt er Eisenvitriolsalze, rohe Magnesiasalze, als am besten aber gebrannten Gips. Dies Pulver wird entweder einfach zum Bestreuen der Fäces gebraucht — und dies hält er für das praktischste, da hierbei die Wirkung, im Verhältniß der allmäligen Auflösung des Pulvers nachhaltiger sein muß —, oder man bereitet eine concentrirte Lösung aus Chamäleonschmelze, aus Eisen- oder Magnesiasalz.

Die Instruction verordnet jedann: zur Besprengung der Wände und zum Abwaschen des Holzwerks der Abtritte eine Mischung von 30 Proc. carbolsauren Natrons mit 10 Proc. freier Carbolsäure in Wasser, im Verhältniß von 1 Tassenlöffel voll davon zu 1 Eimer Wasser; gemischt anzuwenden und damit in Zwischenräumen täglich, in allen andern alle 3 Tage zu reinigenden. Warum aber, meint Jlisch, zur Bereitung des „Scheuerwassers" solch ein complicirtes Recept? Da für diese Zwecke auch die Anwendung z. B. des carbolsauren Natrons für sich allein schwerlich brauchbar werden kann, wäre es praktischer gewesen, die Verwendung einer Auflösung des festen carbolsauren Natrons von bestimmtem Gehalt vorzuschreiben. Die Concentration der Lösung hätte aber deshalb genau vorgeschrieben werden müssen, weil im Handel unter dem Namen „carbolsaures Natron" gewöhnlich eine Lösung dieses Salzes verstanden wird, welche in ihrem Gehalt, je nach den verschiedenen Fabriken, außerordentlich schwankt — so daß wir aus zwei Handlungen in einer 10 und in der andern kaum 5 Proc. des Salzes fanden.

Das im festen Zustande verkäufliche carbolsaure Natron muß, normal zusammengesetzt, circa 70 Procent Carbolsäure enthalten.

Da die übrigen Paragraphen jener Instruction nur die technische Anwendung der Desinfectionsmittel verordnend behandeln, so wenden wir uns wieder zu den Mittheilungen der epidemiologischen Section zurück, welche die Anwendung der Desinfectionsmittel in übersichtlicher Weise zusammenstellt und zugleich auf die verschiedenartigen Eigenschaften aller derselben nicht blos die gebührende Rücksicht nimmt, sondern sie auch am zweckmäßigsten zu benutzen sucht.

Zur Desinfection von außerhalb der Wohnungen gelegenen Abtritten eignet sich am besten der Chlorkalk (auf 100 Gewichtstheile Fäces 10 Theile Chlorkalk à 30 Proc. wirksames Chlor gerechnet). Derselbe wird aufgestreut und für den Fall, daß der Inhalt der Grube nicht feucht genug ist, mit Wasser übergossen. Der Chlorkalk muß so oft zugesetzt werden, als der deutliche Chlergeruch nachzulassen beginnt. Es wird dabei vorausgesetzt, daß die Gruben möglichst oft geräumt werden und der Zusatz des Chlorkalks in dem Maße erfolgt, als sie sich von neuem füllen.

Zur Desinfection von Stechbecken, Nachtstühlen, Waterclosets, Senkgruben eignet sich die Eisenchamäleonlösung (auf 100 Gewichtstheile reinen Chamäleon oder 15 Gewichtstheile reine Chamäleonlösung a 4 Proc. Permanganat). Es wird von derselben für jede Person ein Weinglas (50 C. Cm.) mit der jedmaligen Menge Wassers verdünnt in die Grube gegossen. Bei Nachtstühlen, Waterclosets u. dgl. lasse man stets auf dem Boden eine Hand hoch Wasser stehen. In diesen giebe man jedesmal vor dem Gebrauch ein Weinglas des obigen Mittels hinein und wiederhole es nach dem jedesmaligen Gebrauche ebenfalls. In Waterclosets mit gutem Wasserverschluß steht ohne weiteres Zuthun eine genügende Menge Wasser auf dem Boden.

Für Stechbecken und Nachtstühle hält die Majorität jener Section auch die Carbolsäure in dem Falle für ausreichend, daß vor dem Gebrauche eine zur völligen Ausnahme der Fäces ausreichende Quantität davon in das Gefäß hineingethan worden ist. Von dem carbolsauren Natron ist eine Lösung von 1 Theil in 6 Theile Wassers anzuwenden. Der antiseptischen Wirkung der Carbolsäure haben auch bereits viele andere Forscher das Wort geredet. Einen wesentlichen Mitstreiter aber hat die Carbolsäure in den wasserabsorbirenden festen Körpern. Vielleicht, fagt er, ist bei den negativen Ergebnissen der Experimente mit ihr den Verdünngsmitteln der Auswurfstoffe nicht die Aufmerksamkeit geschenkt worden, welche sie verdienen; wir würden uns gern vom Gegentheil belehren lassen, allein es wäre recht wünschenswerth, daß von verschiedenen Seiten Versuche mit carbolsäurehaltigen Pulvern angestellt würden.

Diese letztere Aeußerung bestimmt uns, auch die Zusammensetzung und den Gebrauch des Müller-Schär'schen Desinfectionspulvers hier mitzutheilen. Man nehme 1 Pfd. Carbolsäure von $1_{000} - 1_{050}$ specifischem Gewicht und vermische diese mit 100 Pfd. Torfpulvers oder feiner Sägespähne in folgender Weise: Das eine oder andere der beiden genannten Vehikel wird auf der Erde ausgebreitet, darüber die Säure aus einer kleinen, feinmaschigen Gießkanne ausgegossen, das Ganze dann mit einer Hade rück- und vorwärts, treu und auer tüchtig durchgehackt und dies Gemisch nun in einem bedeckten Kasten oder einer Tonne aufbewahrt. Der Boden der vorher rein ausgelecrten Dunggrube wird dann einen Finger breit doch mit diesem Desinfectionspulver bedeckt und von zeit zu zeit werden je nach Bedürfniß täglich ein oder zwei Schaufeln voll davon über die Fäces gleichmäßig ausgestreut, welche dadurch vollständig geruchlos werden und ohne Unbequemlichkeit abgefahren werden können. In gleicher Weise kann das Pulver u. s. w. sodann auch in Vieh-, vornehmlich in Pferdeställen, wo es der Ammoniakbildung vorbeugend, angewandt werden. Dies Mittel hat, neben der Wirkung einer kräftigen Desinfection, übrigens auch noch den Werth, daß es leinesweas gleich den Eisensalzen die Auswurfstoffe für die Landwirthschaft weniger brauchbar und werthvoll macht.

Was die Quantität des zur Desinfection der Excremente nöthigen Müller-Schär'schen Pulvers anbetrifft, so genügt für den jedesmaligen Gebrauch einer Person $^1/_4 - ^1/_2$ Pfd derselben. Für größere Aborte pflegt sich der Preis, bei täglich zweimaligem Einstreuen des Pulvers für jede Person auf's ganze Jahr zu mit 2 Sgr. herauszustellen. Zur Desinfection von Pferdeställen u. dgl. empfiehlt sich ein wöchentlich zweimaliges Ausstreuen der Jnnen des Stalldens auf der untern Wandfläschen mit carbolsaurem Kalke. („Jndustrie-Blätter.")

In Lazarethen, Krankenzimmern u. dgl., sagen die Mittheilungen der Section weiter, empfiehlt sich zur Desinfection der Ausleerungen wirklich Chlorcarbalxer der reichliche Zusatz reiner übermangansaurer Salzlösungen. Wir bitten das den hierüber Dargelegte zu vergleichen und sagen noch einen Ausspruch Jacobsen's hinzu: Wenn auch die übermangansauren Salze widerspruchslos als die wirksamsten und in der Handhabung bequemsten Zerstörungsmittel von Ansteckungsstoffen anzusehen sind, so möchten wir doch bedauerlen, daß das eigentliche Feld ihrer Anwendbarkeit (namentlich so lange ihr Preis nicht noch ganz bedeutend herabgesetzt werden kann) dort zu suchen ist, wo es keinere Quantitäten als den Inhalt ganzer Senkgruben zu desinficiren gilt, also die in Nachtstühlen, Stechbecken x. enthaltenen Ausswurfstoffe; hier allein wird man sich sichere und schnelle Wirkung von ihnen versprechen können.

Zur Desinfection größerer Erdgruben u. dgl., bei Bivouaks z. B., empfehlen sich die obengenannten Säuren vornehmlich, indem sie in der angegebenen Verdünnung in den Jnhalt gemischt werden. Uebrigens sollte, wird schließlich bemerkt, die Desinfection überall und zu jeder Zeit zwangsweise angeordnet sein. (Nach der dunjauer „Pharmaceutischen Zeitung.")

Nach dieser, wohl völlig erschöpfenden Uebersicht aller Mittel zur Desinfectio der Ausswurfstoffe müssen wir noch eine kurze Uebersicht auch deeren anfügen, welche zur Desinfectirung der Utensilien aller Art, wie Kleidungsstücke, Betten u. s. w., ferner der Luft und schließlich des Trinkwassers nothwendig sind.

Die amtliche Jnstruction ordnet an, daß alles Holzwerk, als Fußböden, Bettgestelle u. s. w., außer dem Waschen mit Carbolsäure, auch mit einer Auflösung von 1 Theil Chlorkalk in 10 Theilen Wassers behandelt werden soll. Alle Metallgegenstände, Leib- und Bettwäsche,

Digitized by Google

Kleidungsstücke, Teppiche und Gardinen müssen vorher aus den Zimmern entfernt werden. Die Metallgeräthe und Geschirre aller Art brauchen nur mit heißem Wasser gewaschen zu werden. Jede Wäsche ist entweder in siedendes Wasser zu werfen und tüchtig durchzukochen, oder Falls dies unthunlich, zunächst mit Javell'scher Lauge einzuweichen und später auszukochen. Betteder werden der demjenigen zu beschreibenden Chlorräucherung mit unterworfen und dann einer zweckmäßigen Betten-Reinigungsanstalt übergeben. Etwa in den Bettgestellen vorhandenes Lagerstroh muß verbrannt werden. Alle gefärbten Zeugstoffe, Teppiche, Kleidungsstücke, Gardinen u. dgl. sind in einer Auflösung von 1 Theil übermangansauren Natrons in 10,000 Theilen Wassers einzuweichen und nachher sorgfältig auszuwaschen. Es muß bierbei bemerkt werden, daß man zur Behandlung aller wollenen Gegenstände, Teppiche ꝛc. diese Desinfectionsflüssigkeit statt sauer machen muß, weil sonst leicht eine Braunfärbung der Wolle eintritt. (Wiederholt „Neues Gewerbeblatt für Kurhessen.")

Während die obigen Vorschriften für den Fall der bereits ausgebrochenen Epidemie und in Cholerahäusern selbst gelten, werden als Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung des Uebertragens jeder verderblichen oder doch gefährlichen Gährungserreger nur möglichst häufiges Lüften der Kleidungsstücke ꝛc. und dann und wann durch Dunsten derselben mit Essigdämpfen nothwendig sein. Gelarde Zugluft ist unter allen Verhältnissen das beste Desinfectionsmittel für alle Kleidungsstücke u. dgl. Zu beachten dürfte es sein, daß man neuerdings als die vornehmlichsten Träger derartiger Krankheitsstoffe schwarze Kleidungsstücke festgestellt haben will; Thatsächliches ist indessen über diese Hypothese noch nicht erforscht worden.

Schon längst ist man der jetzt eine falsche Ansicht binaus, daß wohl- und starkriechende Stoffe, Räuchermittel u. s. w. die Luft wirklich von schädlichen Miasmen befreien könnten; sie hätten dieselben gewissermaßen nur ein, machen sie unbrauchbar — darum aber desto gefährlicher. Mit Entschiedenheit hat man daher alle solche Mittel, Dämpfe von Eau de Cologne, süßen Gewürz- oder den Eingangs erwähnten „Bierräucherung" u. s. w. verworfen, welche nicht zu den wirklich kräftig wirkenden reichen Luftreinigungsmitteln gehören. Zur Desinficirung der Luft in Räumen, welche wirklich Choleratranke bewohnt haben, sind Chlordämpfe ein energisches Mittel. Sie werden in der Weise entwickelt, daß man in einem irdenen Gefäße Chlorkalk mit Wasser zum Brei anrührt und darunter etwas Salzsäure giebt. Dabei müssen Thüren und Fenster einige Stunden geschlossen bleiben. Zu beachten ist aber, daß das Einathmen der giftigen Chlordämpfe sehr gefährlich ist und daß man daher mit großer Vorsicht dabei zu Werke gehen muß. Räucherungen mit gutem reinen Essig oder eben solchen Gewürzessig, indem man denselben auf einen in einer Holzschaufel liegenden heißen Stein oder Bolzen gießt, sind als unschädliches (wenn nicht übertrieben) und wirksames Präservativ-Verdesserungsmittel der Luft bestens zu empfehlen. Als das vorkreflichste und sicherste Mittel zur vollständigen Reinigung der Luft aber die sorgsamste Lüftung aller Schlaf- und Wohnräume zu erachten; schon aus diesem Grunde allein ist eine regelrechte Ventilations-Einrichtung gar nicht dringend genug anzuraten.

Ueber die Desinfectirung des Trinkwassers hat weder die Verordnung des Polizeipräsidiums von Berlin, noch die epidemiologische Section etwas bemerkt — und doch dürfte sie außerordentlich wichtig und wohl wendig sein. Man hat Abkochen empfohlen, welches jedenfalls wirksam zur Vernichtung aller Ansteckungsstoffe ist; allein einmal müßte man es dann bis zum Gebrauch in sorgfältig verschlossenen Gefäßen aufbewahren, damit es durch die in der Luft umherschwimmenden Keime jener Gährungserreger doch nicht wieder inficirt werde, und zweitens verliert es als Trinkwasser durch das Abkochen seinen Werth. Dann hat man das gewöhnliche Brunnen-, Fluß- ꝛc. Wasser aus dem Trinkgebrauch völlig verbannt und statt seiner nur künstliches Mineralwasser gestattet. Auch dabei stellen sich Uebelstände, ohne volle Beseitigung heraus — und von manchen Seiten ist das Selter-, Soda- ꝛc. Wasser während der Epidemie sogar völlig verboten worden. Andere haben empfohlen, das gewöhnliche Trinkwasser stets mit ein wenig Arrak oder von andern Spirituosen zu mischen; doch auch der dauernde Gebrauch solcher dürfte — insbesondere für Frauen und Kinder — seine Bedenken haben.

Die „Fabrik plastischer Kohle" von Lorent und Bette in Berlin empfahl ihre Filtrirapparate angelegentlich zur Desinfection des Trinkwassers, vorzugsweise zur Zeit von Epidemien. Dies wurde von dem ingwischen verstorbenen Professor Runge in Cranienburg und Anderen sehr energisch angegriffen, denn, so sagten jene Herren, einmal vermöchte doch die Kohle jene Gährungserreger nicht, sondern sangt sie blos auf, und zweitens kann sich in jenen Filtern bei langem Gebrauch erst recht ein unbeilbarer Herd von solchen Ansteckungsstoffen bilden. Unseres Erachtens war das aber über das Ziel hinausgeschossen; denn wie in ihrer Auffangerden Wirkung begründete Anwendung von Kohle zur Desinfectirung des Wassers u. dgl. hatte ja nach mehrfachen Beobachtungen von verschiedenen Seiten sich bewährt und war auch zur Cholerazeit öfter empfohlen worden, und wenn daher die Filtrirapparate jener Fabrik — bei ganz praktischer Einrichtung — und von Zeit zu Zeit gereinigt, ausgezählt und neugefüllt würden, warum sollten sie denn nicht zweckentsprechend sein?

Eine noch andere Desinficirung des Trinkwassers ward von Dr. Hager (in der „Pharmaceutischen Centralhalle")*) empfohlen. Er hatte an sich selbst die Beobachtung gemacht, daß manches fremde Trinkwasser ihm Verdauungs- und dergleichen Beschwerden verursachte; dies schrieb er nun den darin vorhandenen mikroskopischen Schleimalgen zu, vielleicht auch anderen derartigen pflanzlichen oder thierischen Gebilden) zu, und um solche zu vernichten, setzte er dem Trinkwasser jedesmal einige Tropfen einer Tanninauflösung zu. Dies hatte einen durchaus erwünschten Erfolg; die Gerbsäure beeinträchtigte den Geschmad des Wassers nicht im Geringsten, dagegen blieben Hager's empfindliche Organe nach solchem Zusatze von jener Afficirung frei. Man sollte diesen Wink nicht unbeachtet lassen — zumal wer Geschmad, Beilchen und Können hat, statt der Tanninauflösung ja mit gleichem Erfolge auch Rothwein seinem Trinkwasser zusetzen darf.

Somit haben wir nun im Wesentlichen sämmtliche Stoffe vor uns, welche wir als Waffen- und Vundesgenossen anseben müssen in unserm furchtbaren Kampfe mit jenen winzigen, räthselhaften, ungeheuerlichen, weil der Menschheit nur zu oft verderblichen Gebilden des Thier- und Pflanzenreichs, welche auf der niederstenSiufe der Entwickelung stehend, für alle höher organisirten Gebilde den Tod und Verderben bergen. Noch sind freilich die Meinungen der Forscher über das Wesen dieser „Träger der Epidemie," wie über das Wesen jeder Krankheiten selbst, außerordentlich weit auseinandergehend, noch sind freilich kaum einige Kare Lichtstrahlen in das furchtbare ominöse Dunkel gefallen, in welches die Menschen-Epidemien Cholera bisher hartnäckig sich zu hüllen vermag. Dennoch ist das, was wir positiv wissen, doch bereits völlig ausreichend, um den thatsächlichen, unumstößlichen Werth aller oben behandelten Desinfectionsmittel, als Beklauptet und Verwichter der Krankheitsstoffe — gleichviel welcher Art ihre Beschaffenheit sein mag — festzustellen. Hierin also mag den, falls nothwendig, nochmals wiederholte Bitte begründet sein: unsere Leser wollen ihre die Behandlung dieser Angelegenheit freundlichst verzeihen!

Vielleicht dürfen wir hoffen, daß in unserer Zeit die tastende Forschung das Wesen der Ansteckungsstoffe bezüglich ihrer Träger völlig zu ergründen und aufzuklären vermag; vielleicht giebt sie uns dann, mit Hülfe des Wissens, auch ganz andere Waffen in die Hand — denn einen Feind, den wir genau kennen, haben wir bereits halb besiegt. Und am Ende dürfen wir dann auch kennen, daß die ganze Lehre von den Desinfectionsmitteln völlig überflüssig wird — — — daß wir in möglich delicatener Weise des praktischen Feindes unseres Menschenlebens uns zu erwehren vermögen

Alles und Neues.

Der Komiker und die Straßenräuber. Der Komiker Wenzel Scholz hatte in dieser Eigenschaft im Wiener Hotel „Zum Kaiserin Katharina" vorspiel und ging erst nach Mitternacht nach Hause.

Als er in der rauhen kalten Winternacht, ohne Begleitung, über das menschenleere Glacis Wien's Mehrung zuschritt, Kamen plötzlich drei Gestalten auf ihn zugestürzt, ganz verlumpte bewaffnete Kerle von ihm und hießen ihn weitaus Meister Grobian unter dem Gewehr über sich her.

„Heda, guter Freund, wie spätlich eine volle Viertelstunde, eine hölzche Uhr, goldene Ringel und einen warmen Winterrock!" rief der Eine.

„Bein Gut ist gut und besser Die aus mit seinen Reimgleichen und der Rock!" fügte der Andere mit gedämpfter, aber sehr Stimme hinzu, indem er den Komiker bei der Brust hielt. „Machen's heraus und wenn es Ihnen etwa einfallen sollte, etwas laut zu reservieren, haben wir da ein paar scharfe Messer, und traun wir Euch wir Euch anderen entweder zur Ader, oder vielleicht auch ganz Ihnen machen müssen."

„Das wird nicht nothwendig sein!" erwiderte Scholz gemüthlich. „Wie können und ja in Ruhe mit Einander mit einander verständigen. Plündert mich ganz nach Belieben es wird mir ein außerordentlicher Vergnügen sein."

Der Klang dieser Stimme schien die beiden Wegelagerer zu verblüffen, denn sie zogen einige Schritte von dem Manne zurück, den sie zu berauben im Begriffe waren.

In diesem Augenblick brach der volle Mond aus einer dunklen Wolke und beleuchtete deutlich das Gesicht des Komikers.

„Der Teufel, das ist ja unser Wenzel Scholz!" riefen übereinstimmend die Straßenräuber.

„Ja wirklich, meine Herren! Ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben Hoffe, haben Sie die Güte, mich geschwinder auszuplündern, denn erfriere ich es kläglich kalt und zweitens könnte uns eine Patrouille überraschen, und ich unerwünscht bekannt werden."

Meister Scholz aufwanden. Der und schon in voll Begeisten gemacht hat? — Unsern „Freund Scholz? Ihr, eher beißen wir uns die Hand" schackten alle „zwei!"

O bitte, bitte recht sehr, beschämen Sie mich nicht, meine verehrten Herren. Aber viel lieber Sie für nicht bei mir gethanen. „Zwei blanke Zwanziger sind des Sankes ganze Habe. — Da sind sie! Ich wird mich sehr freuen, wenn Sie ein paar kalte Bier auf meine Gesundheit trinken."

Plötzlichen's nicht und Reden's Ihre paar Zwerlingen ein. Kommen's, wir werden Sie nach Haus' begleiten, damit Ihnen nichts geschieht. Es freben noch fremde Kerlegen von und auf dem Anstand. Aber wer unserm Scholz von ein Haar krümmt, hat mit dem letzten Beb gerpfiffen."

Die beiden Spitzbuben ergriffen die Arme des beliebten Komikers und führten ihn, ganz gemüthlich plaudernd, nach Hause.

*) Berlin, Springer.

Digitized by Google

Ob er mich liebt?

Liebe iſt Glück! War es ein Traum?
Daß er mich geſtern am Fliederbaum
Zärtlich mit Küſſen an's Herz gedrückt
Und mir ſüß koſend ins Auge geblickt:
„Ich lieb' Dich! Ich lieb' Dich!“

Liebe iſt Glück! — Doch denk ich daran,
Daß auch mein Liebſter ja iſt ein — Mann,
Und was die Ähre von den Männern geſagt...
Klopft mir das Herze ſo bang und zagt:
Ob treu ſeine Lieb' iſt?

Liebe iſt Glück! — — Doch Glück iſt Schaum?
... Blaſen ſteigt auf in den Himmelsraum!...
Keine ſpringet, ſo lang ich ſie ſchau —
Jubelnd auf Liebe und Glück ich bau:
Er liebt mich! Er liebt mich!

Arnold Wellmer.

Digitized by Google

Adele.

Eine Geschichte aus dem Leben

von

Ernst Linden.

(Fortsetzung.)

„Hierzu wüßte ich nun kein besseres Mittel, als daß Sie ganz in die Verhältnisse unseres verstorbenen Freundes eintraten. Sie sind so ziemlich mit ihm von gleichem Alter, auch sonst ihm ähnlich, sodaß kein Fach ebenso gut auch für Sie brauchbar ist, und eine liebenswürdige Wittwe nehmen Sie dann gleich mit in den Kauf, vortrefflich, nicht wahr?'

„Was die Pasangelegenheit betrifft,' entgegnete ich, so din ich allerdings nicht abgeneigt, Ihrem Vorschlage zu folgen; im Uebrigen muß ich Ihnen aber bemerken, daß Ihre Vermuthung hinsichtlich eines etwaigen Verhältnisses zu der Wittwe unseres Freundes doch eine irrige gewesen ist. Vielleicht freilich allerdings meine volle Hochachtung, jedoch fehlen mir diejenigen Empfindungen, welche ich zum Eingehen eines nähern Verhältnisses als unbedingt erforderlich voraussetzen muß, und wenn die Annahme der Papiere meines Freundes an diese Bedingung gebunden sein sollte, so würde ich vorziehen, auch auf jene zu verzichten.'

„O Sie Kindskopf — bitte tausendmal um Entschuldigung, aber es fuhr mir so heraus, — werther Herr College, wollte ich sagen, ich bewundere Ihre gewissenhaften, echt ritterlichen Ansichten, aber bedauere, dieselben hier doch nicht gutheißen zu können. Man dört Ihnen, verzeihen Sie den Ausdruck, noch zu spießbürgerliche Auffassung des Lebens an. Wir Künstler von Fach setzen uns über derartiges hinaus; wir fassen das Leben von der genialen Seite auf und wir Künstler dürfen das auch; wir werden mit einem andern Maßstabe gemessen, als andere Leute.

„Ich will ja durchaus nicht sagen, daß Sie unsere liebenswürdige Wittwe gleich heirathen sollen, bewahre der Himmel, das ist ja gar nicht nöthig. Sie ziehen einfach mit ihr zusammen in eine Wohnung, bilden einen Hausbau und figuriren auf dem Zettel als «Herr Haller,» das ist Alles. Auf diese Weise genießen Sie außer Ihrer Sicherheit das für Sie nöthige Pflege und die Wittwe unseres Freundes dagegen Ihren Schutz und sieht dabei ihr Leben nach wie vor geschert, während dieselbe im andern Falle, da sie ohne Vermögen ist, kein Talent für die Bühne besitzt und auch sonst, so weit mir bekannt, keinerlei Mittel in Händen hat, sich zu ernähren, dem Mangel und der Noth ausgesetzt sein würde. So aber ist Ihnen Beiden geholfen.'

„Der Vorschlag des Direktors begann mir doch allmälig einzuleuchten, und nachdem er sich noch erboten hatte, sein Project, auf welches er nicht wenig stolz zu sein schien, auch bei Haller's Wittwe anzubringen und auch ihr plausibel zu machen, nahm ich denselben an.

„Schon nach kurzer Zeit kam er wieder zurück und ich sah an seinem freudestrahlenden Gesichte, daß auch die Wittwe Haller's darauf eingegangen war.

„Ich machte ihr nun selbst meinen Besuch, wobei wir das Nähere verabredeten, und da ich keinerlei Vorbereitung nöthig hatte und meine Rumpelkammer herzlich wenig Werth hat, so siedelte ich noch an demselben Nachmittage zu ihr über, um ihr zu unserer bevorstehenden Abreise bei Verpackung ihrer Sachen behülflich zu sein.

„Am andern Tage traten wir unsere Reise an, und bei unserer Ankunft an unserem neuen Bestimmungsorte wurden wir als Haller und Frau auf der Polizei angemeldet und seit jener Zeit habe ich diesen Namen fortwährend geführt, und auch das Verhältniß zur Wittwe meines Freundes ist seit jener Zeit dasselbe geblieben.

„Ich bin impositen selbstständig geworden, habe eine eigene Gesellschaft gegründet und außer Ihnen kennt keins der jetzigen Mitglieder unser wahres Verhältniß, welches zu unserem beiderseitigen Besten bleiben und dessen uns selbst gesteckte Grenzen wir niemals überschritten haben.

„Es mag sein, daß die Wittwe meines Freundes erwartet hat, daß ich mit der Zeit diese Grenzen hinwegräumen und sie wirklich zu meiner Frau machen würde; ich glaube das sogar; aber der Gedanke daran ist mir niemals in den Sinn gekommen und ich habe ihr auch nie Veranlassung gegeben, dieses erwarten zu können. Sie ist eine gute, brave Frau, hat mich und unsere gemeinsamen Interessen gehegt und gepflegt, wie eine Frau es ihrem Manne gegenüber nicht besser kann, und sich dadurch mein volles Vertrauen und die größte Hochachtung erworben; in andere Empfindungen habe ich nie gegen sie gehegt; wir sympathisiren doch dazu zu wenig miteinander, sie ist mir zu prosaisch, zu spießbürgerlich, kurz, wir passen als Mann und Frau nicht zueinander.

„Ich gebe übrigens gern zu, daß das zum größten Theil an mir liegt; ich kann mich einmal nicht leicht anschließen und habe deshalb auch mein ganzes Leben hindurch fast immer allein gestanden. Seitdem Haller todt ist habe ich ebenso wie vordem auch nie wieder einen wirklichen Freund gehabt; bei allen Uebrigen, mit denen ich in Berührung gekommen bin, hat es niemals über eine oberflächliche Bekanntschaft hinauskommen können; ich habe dieses Alleinstehen oft schmerzlich empfunden, aber ich kann nun einmal nicht anders.

„Seit ich mit Ihnen einige Zeit an ein und demselben Orte gelebt und Sie dort öfter, als Sie wohl selbst bemerkt und geglaubt haben, sah, empfand ich bald ein Gefühl, welches mir bisher fremd gewesen war; ich erkannte, daß ich, zum ersten Male in meinem Leben, liebte.

„Sie waren mein sorgwachender Schutzengel und Sie einmal zu sehen mein größtes Glück. Lange Zeit habe ich gezögert, mich Ihnen zu nähern; meine Liebe hatte mich blöde und scheu gemacht; erst als ich Sie zufällig eines Tages in den Läden eines Juweliers treten sah und wenn auch nur aus der Entfernung und von der Straße aus Zeuge Ihres Glückes wurde und dadurch die Gewißheit bekam, daß Ihre Lage nicht so glänzend sei, als ich bisher geglaubt, bekam ich den Muth zu dem Schritte, der uns zusammenführte.

„Sie kennen nun meine Vergangenheit, Sie wissen, wie und wo ich gelebt habe, wo ich zu tadeln bin, aber auch, wo das Schicksal mich zu Manchem gedrängt hat, was sonst nicht aus meinem freien Willen hervorgegangen wäre, und hoffe, daß Sie dadurch in Manchem milder über mich urtheilen, mir verzeihen und mir Ihre Achtung und Freundschaft, welche ich zu besitzen glaubte und worüber ich so glücklich war, auch ferner lassen.'

Die Sängerin hatte ihm stumm, aber mit voller Aufmerksamkeit zugehört, und als er sich jetzt direct mit einer Frage an sie wandte, fuhr sie wie aus einem Traume empor.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,' entgegnete sie leise, indem sie sich von ihrem Sitze erhob und ihm die Hand zum Abschiede reichte, „aber nun gute Nacht, es ist schon spät und wir haben die Zeit verplaudert, eine Lehre zu denken, und man muß Sie zu Hause erwarten.'

„Darum erinnern Sie mich jetzt an die, welche mich dort erwartet,' fragte er traurig, „haben Sie kein anderes Wort für mich?'

„Ich wollte Sie nicht damit kränken, mein Freund, schlafen Sie wohl. Morgen hoffe ich Sie wiederzusehen.'

„Ich werde mit Freuden Ihrer Einladung Gebrauch machen und ich sehe, daß Sie mir nicht zürnen; aber darf ich auch noch etwas mehr hoffen?'

„O doch. Sie dürfen das.'

„Ich danke Ihnen. — Gute Nacht.'

Haller kam am nächsten, wie an allen folgenden Tagen zu der jungen Sängerin, er war häufiger bei ihr als dahein. Er genoß jetzt zum ersten Male in seinem Leben das Glück, eine gleichgestimmte Seele sein zu nennen.

Und Adele? — Sie hatte längst, ohne es sich gestehen zu wollen, mehr für den Freund empfunden, als nur Freundschaft. Der Glaube, daß Haller verheirathet sei, hatte sie stets unerlaubte Empfindungen im Gottesheu unterdrücken lassen, aber nun, da sie ihn frei wußte, gab sie sich mit ganzem Herzen dem beseligenden Gefühle hin, welches sie so lange bekämpft hatte. Wie oft hatte sie früher Haller's vermeintliche Gattin um den Besitz eines solchen Mannes wie Haller beneidet, um einen Besitz, den diese, wie sie glaubte, nicht zu schätzen verstehe. Haller war ihr schon längst als das Ideal eines Mannes erschienen; sie hatte sich, wenn sie ihm auch nicht angehören durfte, seinem hohen edlen Geiste gern untergeordnet; er war für sie der starke Eichbaum, an den der zarte Epheu sich anschmiegt und an dem er, sich emporrankend, zum Lichte aufsteigt.

Seitdem sie sich seines geistigen Uebergewichts über sich und alle Anderen bewußt geworden, war der erste junge Keim verborgener Liebe in ihren Herzen erwacht, der nun endlich nach trüben Wintertagen Blüthen und Früchte treiben durfte.

In dem Städchen war Adele seit dem Abende, wo man sie mit Haller im „Faust" bewundert hatte, neben diesem die Königin des Tages. Jung und Alt brachten ihr Huldigungen dar.

Haller hatte schon längst, seit man den Künstler und den Mann von Bildung in ihm erkannt, in den feinen Kreisen des Städchens freundliche Aufnahme gefunden. Männerkreise sind in der Regel weniger exclusiv, als diejenigen, wo die Frau das Scepter führt, und der Mann ytegt mehr auf den Mann als auf den Stand zu sehen, selbst in solchen Orten, wo die Begriffe in dieser Beziehung im Allgemeinen oft noch manches zu wünschen übrig lassen.

Nach der Aufführung des „Faust" wurde jedoch auch hier und da eine Stimme des schönen Geschlechts für das Gretchen laut. Man wagte nur noch nicht recht, es auf zu ungewöhnlich, eine Schauspielerin in den Kreisen zu sehen, welche bisher ihren Stolz darin gesetzt hatten, sich für Niemanden zu öffnen, der nicht seine gesellschaftliche Gleichberechtigung dargethan. — Nun gerade eine Schauspielerin, die Vertreterin eines Standes, auf den man mit Geringschätzung hinabzublicken gewohnt war.

Während diese wichtige Frage noch mit aller ihr gebührenden Sorgfalt hier und dort erwogen wurde, dieß es auf einmal im Städchen, daß beim Gerichtsrath Bachmann am andern Tage große Gesellschaft sei, wozu auch die fremde Sängerin eingeladen wäre.

Digitized by Google

An die Stelle der bisherigen Unlichtsigkeit trat nun der allgemeine Neid. Jeder bedauerte nun, nicht der erste gewesen zu sein, denn Jeder hätte doch gern gezigen mögen, daß er über allem Vorurtheil stehe und die Künstlerin nach ihrem Werthe zu schätzen vermöge, denn jetzt war es allen auf einmal klar, daß die Künstlerin sozusagen „hofsähig" sei. Der Gerichtsrath Bachmann war ein Mann, der zu leben wußte, er gab im Städtchen den Ton an, und obgleich er ein höchst bescheidener einfacher Mann war, so spielte er doch gleichsam dort die erste Violine. Daß nun gerade auch der wieder diesmal den Anfang machen mußte! Nun, es war nicht mehr zu ändern, man mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, und Jeder war neugierig, was es bei Bachmann's gehen würde.

An die Gesellschaft des Gerichtsraths, welche, wie man das bei ihm erwarten konnte, eine glänzende und bei der die junge Künstlerin die Königin des Tages war, reihte sich nun eine Anzahl von Einladungen für diese von fast allen bevorzugenden Familien des Städtchens, welche sich in Aufmerksamkeiten gegen das junge Mädchen, deren Gegenwart bei solchen Gelegenheiten auf einmal mit zum Tone gehörte, förmlich überboten.

Obgleich Haller aus den uns bekannten Gründen es vorläufig unterließ, sein bisheriges Verhältniß zur Wittwe seines Freundes zu lösen und ebenso sein Einverständniß mit der jungen Sängerin zunächst geheim zu halten suchte, so war seine Neigung zu dieser doch allmälig im Publikum wie unter den Schauspielern bekannt geworden, und da diese das wahre Verhältniß zu seiner angeblichen Frau nicht kannten, wurde über ihn, wie über das bisher so rein dastehende junge Mädchen manches mißfällige Urtheil laut und der sie bisher zum Aerger aller Klatschbasen des Städtchens umgebende Nimbus war mit einem Male geschwunden. Man sah in ihr anstatt der bisher so gefeierten Künstlerin nun noch eine gewöhnliche Schauspielerin, welche sich kaum mehr von allen Uebrigen der Gesellschaft durch irgend etwas unterschied.

Das junge Mädchen in ihrer Unbefangenheit und Reinheit und sich seines Unrechts bewußt, ahnte längere Zeit nichts von dieser Umstimmung. Erst allmälig fiel es ihr auf, daß man ihr im Publikum wie unter ihren Kollegen anders begegnete, dort mit Kälte, hier mit bisher ungewohnter Cordialität, da man das junge Mädchen, welches bisher eine Art Aushahmestellung eingenommen, nun ganz als seines Gleichen behandelte.

Die Einladungen in Gesellschaften wie in Familienkreise hatten aufgehört und die eben noch gefeierte Künstlerin sah sich mit einem Male wieder in ihr früheres stilles Leben zurückversetzt.

Aber auch jetzt vermochte sie den Grund hiervon noch nicht zu finden; sie suchte ihn in der Laune ihrer früheren Gönner und in der Veränderlichkeit der Menschen, welche sie ja schon so oft hatte kennen gelernt, bis sie durch einen neuerlichen Vorfall darüber aufgeklärt wurde.

Sie war eines Abends, während Haller durch eine Vorstellung in Anspruch genommen war, in der Dämmerung allein ausgegangen, um sich nach dem heißen Tage in der abendlichen Kühle zu erfrischen, und hatte sich ermüdet auf eine Bank niedergelassen, als sie ganz in ihrer Nähe sprechen hörte.

Anfänglich nahm sie von der Unterhaltung wenig Notiz und war im Begriff ihren Platz zu verlassen, um nicht bei einer etwaigen Entdeckung für eine Horcherin gehalten zu werden. Als sie jedoch ihr Augenblicke ihres Aufstehens ihren Namen aussprechen hörte, wurde ihre Aufmerksamkeit erregt und sie entschloß sich zu bleiben.

„— Ja man sieht hierbei wieder, wie man sich täuschen kann," hörte sie eine Stimme, an welcher sie die Räthin Bachmann, die Frau ihres bisherigen Gönners, erkannte — „man glaubte einmal eine Ausnahme gefunden zu haben und fühlte sich deshalb fast verpflichtet, sie den Andern etwas vorzuziehen und ihr eine Achtung zu beweisen, und nun muß man so durch die abscheuliche Person betrogen und förmlich compromittirt werden. Ich habe das aber nur meinem Manne zu verdanken, denn ich traute gleich nicht ganz, wenn auch der Schein damals für sie war; diese Theaterprinzessinnen sind sämmtlich von einem Kamm geschoren, und wenn sich eine einmal ein bestimmtes Aufseben gibt, und sich fromm stellen will, so ist das eben nur Täuschung, worin diesem Volke ja die Uebung nicht fehlt. Mein Mann wollte aber Alles besser wissen. Er hatte sie schon früher einmal gehört, war von ihr eingenommen und ruhte nicht eher, als bis ich ihr eine Einladung zukommen ließ; und was glauben Sie wohl, trotz dieser Aufmerksamkeit, die sie gar nicht einmal verdiente, spielte das hochnäsige Ding noch obendrein die Spröde; man mußte sie geradezu bitten, die sie es anzunehmen geruhte, und selbst da noch stellte sie sich als ob sie es ungern thue, und Sie hätten nur einmal ihr Gesicht sehen sollen, als ich ihr sagte, daß sie singen möge; Herr Du meine Güte, wie die mich angudte, und ich hätte auch sicher einen Korb bekommen, wenn mein Mann nicht noch gekommen wäre und sie selbst gebeten hätte. Ich möchte wissen, was die Person wohl dachte, weshalb wir sie eingeladen hätten. Ich habe mich schon damals über sie geärgert und ordentlich bereut, daß ich meinem Mann nicht gleich rund abgeschlagen habe, sie einzuladen, denn der ist zu arglos, um selbst ein richtiges Urtheil über solche Personen zu haben; aber jetzt sollen ihm doch wohl allmälig die Augen aufgehen müssen. Haben Sie noch nicht gesehen, wie das Frauenzimmer am hellen, lichten Tage mit einem verheirathetem Mann Arm in Arm über die Straßen geht, und sie scheint gar nicht einmal etwas dabei zu finden, denn sie grüßt, wenn man das Unglück hat ihr zu begegnen, mit einer solchen Frechheit, als ob gar nichts vorgefallen wäre; ist das eine abscheuliche Person. Und mein Mann will so etwas nun gar noch vertheidigen; er meint, man könnte den Leuten Unrecht thun; das intime Verhältniß wäre eine Freundschaft, wie man sie unter Künstlern häufig fände, und man nennt das so —, heiß der Kuckuck wie das Wort heißen mag, japanische Liebe, oder so ähnlich war es. Schöne japanische Liebe das; aber der Scandal soll ein Ende nehmen und das bald, das sage ich Ihnen, sonst ärgert man sich ja wahrhaftig noch die Gelbsucht an den Hals. Ich habe schon gestern Abend im Kränzchen dahin gesorgt, daß von meinen Bekannten Niemand mehr in's Theater geht, aber sonst Nichts von den Völkern nimmt, und wenn die Haute-Volée ihnen wegbleibt, dann sollen sie das Spielen schon satt kriegen und wieder aufpacken."

Das junge Mädchen fühlte sich auf's tiefste durch das häßliche und lieblose Urtheil verletzt, welches sie hier über sich vernommen hatte, und heißen Thränen erzählte sie am andern Morgen dem Geliebten, was sie gehört.

Ihm, der täglich mit den verschiedensten Menschen in Berührung kam, mochte derartiges vielleicht längst kein Geheimniß mehr gewesen sein, da er sich aber bei seiner genialen Sorglosigkeit selbst wenig darauf machte, was Anderes über ihn dachten, und das Urtheil der Menge sihen ja sehr gewohnt war, so hatte er bisher solche Wahrnehmungen ignorirt und suchte auch das junge Mädchen auf jede Weise zu trösten, was ihm aber nicht gelingen wollte, da der Schmerz über die unverdiente Schande ihr Herz zu tief verwundet hatte.

Sein Ziel war jetzt ein, daß es nur noch ein Mittel gäbe, Alles wieder ins Gleiche zu bringen, und daß er dieses, so ungern er sich jetzt auch schon dazu entschloß, um die Geliebte zu beruhigen, ergreifen müsse; nämlich die Veröffentlichung seines Verhältnisses zur Wittwe seines Freundes. Zu gleicher Zeit wollte er dann auch seine Verlobung mit der jungen Sängerin bekannt machen.

Er mußte zunächst dahin trachten, sich an Stelle der bisher von ihm gebrauchten Papiere seines verstorbenen Freundes einen auf seinen wirklichen Namen lautenden Paß zu verschaffen; er war jedoch der hierzu geeignetsten Schritte so wie der möglicher Weise daraus für ihn entstehenden Unannehmlichkeiten völlig unkundig und kann lange Zeit vergehen, wie er sich am besten aus dieser schwierigen Lage befreien könne. Endlich fiel ihm der Gerichtsrath Bachmann ein, dessen wohlwollendes Wesen er bei den verschiedensten Veranlassungen kennen gelernt hatte und dem er in jeder Beziehung Vertrauen schenken zu können glaubte.

Er begab sich zu ihm und sandte, da er unten in Gesellschaft hörte, daß der Gerichtsrath oben auf seinem Zimmer sei, seine Karte hinauf, mit der Anfrage, ob der Herr Gerichtsrath zu sprechen sei.

Das Dienstmädchen, dem er die Karte übergeben, hatte die Thür hinter sich offen gelassen, und er vernahm gleich darauf die freischende Stimme der Frau Räthin, welche dem Mädchen zurief: „Mein Mann ist für das Komödiantenvolk nicht zu sprechen, sagen Sie das unten;" der Gerichtsrath schien sie darauf beruhigen zu wollen; dann kam die zornige Dame selbst aus dem Zimmer, schritt eilig und mit funkelnden Augen an ihm vorbei und verschwand in der Küche, während gleich darauf das Mädchen hinter ihr her kam und sehr höflich meldete: „Der Herr Direktor möchten nur herauf kommen."

Der Gerichtsrath empfing ihn höflich und freundlich wie immer; man sah ihm an, daß er sich von der allgemeinen gegen Haller gerichteten Stimmung nicht hatte mit fortreissen lassen.

„Nun Herr Direktor, was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches," begann er nachdem Haller auf seine Einladung neben ihm im Sopha Platz genommen und er bemerkt, daß dieser etwas auf dem Herzen habe und ihm der Muth fehle, dasselbe auszusprechen.

Haller begann nun in möglichster Kürze den Gerichtsrath mit seinen Verhältnissen bekannt zu machen, ohne ihm indessen in seiner Erzählung unterbrochen zu werden, und schloß dann mit der Bitte ihm zu rathen, was er nun zur Erlangung der ihm nöthigen Papiere zu thun habe.

„Was Sie mir da erzählt haben," entgegnete der Gerichtsrath, „ist eine ziemlich heikle Geschichte, oder thunte wenigstens sehr leicht daraus entstehen. Vor dem Gesetze würden Sie strafbar sein und wenn Sie zur Regelung Ihrer Angelegenheit sich der Vermittlung der Behörden bedienen oder diese überhaupt nur Kenntniß vom Stande der Sache erhalten, so könnten große Verdrießlichkeiten dadurch für Sie entstehen. Der beste Rath, welchen ich Ihnen geben kann, ist der, an Ihrem Vater zu schreiben und sich bei diesem zu erkundigen, was dort aus der Duellangelegenheit geworden ist und was man wegen Ihrer Entweichung aus Ihrem dortigen Militärverhältniß über Sie verhängt hat. Wenn diese Angelegenheiten auf die eine oder andere Weise glücklich geordnet sind, so hält es nicht schwer, daß Sie sich von dort aus mit Papieren versehen, ohne das geht es aber nicht; ehe ich Ihnen etwas weiteres rathen kann, müssen wir die Antwort hierauf abwarten. Damit übrigens nicht

Digitized by Google

etwa für den Fall, daß man in Ihrer Heimath noch Ansprüche an Sie erhebt und der Brief vielleicht durch irgend einen unglücklichen Zufall in falsche Hände kommt und Ihre Adresse Sie dann verräth, und Ihnen die dortige Behörde auf den Hals lädet, so bin ich sehr gern bereit in Ihrem Namen zu schreiben, so bald Sie auf alle Fälle geschützt sind."

Haller nahm dieses Anerbieten mit Dank an und verabschiedete sich von dem Gerichtsrath, der ihm das Versprechen gab, den Brief noch an demselben Tage abgehen zu lassen und ihm nach Empfang der Antwort diese sogleich mitzutheilen, und eilte dann zu Roelen, die seiner Rückkehr mit Spannung entgegensah.

Wenn es auch vorläufig noch nicht viel war, was er ihr berichten konnte, so wirkte doch auch schon dieses, besonders aber die freundliche Theilnahme des Gerichtsraths, welche sie einigermaßen die gehässigen Worte seiner Frau vergessen ließ, beruhigend auf ihr erregtes Gemüth, so daß sie jetzt leichter für Haller's tröstenden Zuspruch empfänglich war.

Sie vermochte jedoch auch jetzt den unangenehmen Eindruck seiner Unterredung noch nicht völlig zu überwinden und empfand in dieser Stimmung das lebhafte Verlangen, sich über alle ihre Erlebnisse der letzten Zeit gegen den Vater auszusprechen, aus dessen letztem und bisher noch unbeantwortet gebliebenem Briefe sie zu ihrer Freude ersehen hatte, daß in seinem Zustande eine Besserung eingetreten sei.

Der Hauptgrund, der sie bisher vom Schreiben abgehalten hatte, war die Befürchtung, daß ihre Verbindung mit Haller nicht des Vaters Beifall haben würde, weshalb sie von einem Tage zum andern mit dieser Mittheilung, die sie doch nicht verschweigen konnte, gezögert hatte.

Nachdem sie nun endlich den Brief glücklich zu Stande gebracht und im Begriff war, denselben abzusenden, begann diese Befürchtung sich auf's Neue in ihr zu regen und sie wußte, daß wenn der Vater einmal ein Vorurtheil gegen den Geliebten gefaßt habe, er sich nur sehr schwer wieder davon abbringen lassen werde.

„Nun mein Kind, ist der Brief fertig?" fragte Haller, welcher eben bei ihr eintrat; „dann gieb ihn her; ich trage ihn gleich zur Post und wir bekommen dann hoffentlich zu gleicher Zeit gute Nachrichten von allen Seiten."

„Er ist fertig; aber ich fürchte, des Vaters strenge Ansichtung über Deinen Stand wird uns noch böse Stunden machen, bis wir am Ziele sind; er kennt Dich nicht und wird meinen Worten in Bezug auf Dich wenig Werth beilegen; wenn er Dich erst einmal gesehen und kennen gelernt hat, so ändern sich wohl seine Ansichten und Du wirst ihm sicher gefallen; aber ich fürchte er wird sich im Voraus weigern und Dich auch nicht sehen wollen."

„Gut," entgegnete Haller; „wenn der Herr Schwiegerpapa so unzugänglich für unser Einen ist, was ich aber offen gestanden etwas klüger finde, so wird es am besten sein, wenn ich mich bei ihm einführe, ehe er etwas von mir gehört hat, und erst, wenn ich sehe, daß die rechte Zeit gekommen ist, kehre ich den Schwiegersohn in spe heraus. Was meinst Du dazu?"

„Ich glaube, es wäre am besten so; Du willst also selbst hin?"

„Verstehst sich und zwar so bald, als möglich; am besten reise ich gleich morgen früh ab, denn wir gehen in der nächsten Zeit ja doch nur kleinere Stücke, morgen fällt das Theater ganz aus, und bis ich wiederkomme, kann Hildebrand mich vertreten."

Es war nun noch dies und jenes verabredet, Haller steckte dann Adelens Brief zu sich, nahm für einige Tage Abschied, und begab sich nach seiner Wohnung, um dort für die Zeit seiner Abwesenheit die nöthigen Anordnungen zu treffen.

Während er noch hiermit beschäftigt war, trat die Wittwe seines Freundes ins Zimmer.

„Sie sind ja heute ausnahmsweise früh wieder zu Hause," bemerkte sie in einem etwas schnippischen Tone.

„Ja," entgegnete Haller trocken, dem dieses nicht entgangen war und der sich darüber ärgerte, zugleich aber auch die Gelegenheit günstig fand, um ihr zu sagen, was er doch bald erfahren mußte.

„Ich werde morgen verreisen," fuhr er fort, „und da ich für die Zeit meiner Abwesenheit, welche einige Tage in Anspruch nehmen wird, verschiedene Aufträge für Hildebrand habe, welche ich demselben nicht mündlich mittheilen konnte, da ich ihn nicht zu Hause getroffen habe, so schicken Sie ihm morgen früh diesen Brief nach dem Bad Rollen, worin er Alles finden wird, was nöthig ist. Uebrigens will ich Ihnen zugleich mittheilen, daß ich mich mit Fräulein Grau verlobt habe; dieses ist auch der Grund meiner Reise, da ich beabsichtige, die Eltern meiner Braut zu besuchen, um mich ihnen vorzustellen."

„Ich hoffe übrigens," setzte er hinzu, „daß Sie mein Haus auch ferner als das Ihrige betrachten werden, denn wenn ich auch allerdings, was sich unter den obwaltenden Umständen nicht vermeiden läßt, demnächst meinen wirklichen Namen wieder annehmen werde, wozu ich schon die nöthigen Schritte gethan habe, so wünsche ich doch, daß in allen übrigen Beziehungen unser freundschaftliches Verhältniß, wenigstens für die nächste Zeit, oder bis Sie selbst für gut befinden es zu lösen, dasselbe bleiben wird. Auch meine Braut beabsichtigt durchaus nicht, Sie zu verdrängen; sie würde es im Gegentheil sehr bedauern, wenn Sie dieses glaubten, und wird sich freuen Ihrerseits dasselbe Entgegenkommen zu finden, welches sie Ihnen bewiesen wird."

Haller hatte sich vor dieser Erklärung einigermaßen gefürchtet, da er leicht denken konnte, daß die Wittwe seines Freundes sich immerhin unangenehm dadurch berührt fühlen mußte, ihre Stellung in Haller's Häuslichkeit zum größten Theil an eine Andere zu übertragen, welche größere Rechte besaß, als sie bisher besessen hatte, und weshalb diese Veränderung immerhin in ihre Verhältnisse eingriff, wenn auch nach Haller's Auffassung derselben ihre Existenz nicht dadurch gefährdet wurde, da er sie zu seiner fernern Fürsorge versichert hatte.

Die Wirkung, welche seine Mittheilung hervorbrachte, war jedoch eine durchaus andere, als er erwartet hatte.

Der Wittwe hörte ihn scheinbar ruhig bis zu Ende an und nur ihr blitzendes Auge und ihre fest seine energische Haltung verriethen, daß sich ein Sturm in ihrem Innern vorbereite.

„Thun Sie, was Ihnen beliebt," entgegnete sie mit vor Erregung bebender Stimme, als Haller schwieg; „aber glauben Sie nicht, daß ich das als Ansinnen von Ihnen annehmen werde, was ich bisher als mein Recht beanspruchen zu können glaubte. — Wenn ich Ihnen nicht mehr gut genug bin, so sind wir geschieden und zwar ganz und für immer. Was aus mir wird, braucht Sie nicht zu kümmern; ich werde für mich selbst zu sorgen wissen."

Damit ließ sie ihn stehen, ging auf ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab.

Haller fand durch diese Scene bestätigt, was er im Stillen vermuthet hatte, nämlich daß er der Wittwe seines Freundes nicht ganz gleichgültig geblieben sei, denn nur Eifersucht und verschmähte Liebe konnte ein so feindliches gemachtes Anerbieten in solchem Tone zurückweisen. Er bedauerte die Frau, konnte ihr aber nicht helfen und gab sich der Hoffnung hin, daß sie sich allmälig an den Gedanken, eine Andere an seiner Seite zu sehen, gewöhnen werde, wenn ihr dasselbe auch jetzt vielleicht schmerzlich war.

Der Kanzleirath Grau hatte einen höhen Winter durchlebt; oft hatte er geglaubt, daß es sein letzter sein würde; als aber die Tage sich wieder längten und die Sonne wieder warm zwischen grünen Zweigen hindurch in sein Fenster schien, fühlte er neue Kräfte seinen matten Körper durchziehen.

Ein herrlicher Sommerabend lag über der Stadt. Der alte Herr, der sich fast ganz wieder erholt hatte, saß im bequemen Hausrode am offenen Fenster und sah hinaus auf die blühenden Gärten, die seine stille Wohnung umgaben.

Seine Gedanken zogen mit den Vögeln und den Wolken weit hinaus in die Ferne, bis sie in einem Hausdorn weilten, gleich dem feinigen, klein und freundlich, und auch rings von grünen Bäumen beschattet. Er hatte es zwar nie gesehen, aber sich nach den ersten Briefe der Tochter in Gedanken ein Bild davon entworfen.

Seit diesem ersten Briefe war nur noch einmal eine kurze Nachricht von ihr gekommen, dann, und das war nun schon lange her, hatte er nichts mehr von seinem Kinde gehört.

War sie noch dort oder nicht und wie mochte sie ihr gehen?

Was er damals bei dem Abschiede gefürchtet, es war eingetroffen; sein Kind gehörte nun nicht mehr ihm, sondern der Welt.

Es war nun fast schon ein Jahr vergangen, seit er seine Tochter nicht mehr gesehen hatte, und sein Verlangen nach ihr wuchs mit jedem Tage.

Täglich saß er hier und erwartete, daß sie seiner Bitte folgend kommen werde; aber weder sie selbst kam noch eine Nachricht von ihr.

Dort hinter den Gartenzäunen wurde wieder die Gestalt des Briefträgers sichtbar, der aber stets vorüberging und für den alten Herrn hinter seinem Fenster wohl einen Gruß, aber keinen Brief von seinem Kinde hatte.

Aber diesmal — nein es war keine Täuschung — er bog zwischen die Gärten ein und kam auf das Haus zu.

Der Kanzleirath griff nach seinem Hauskäppchen und eilte dem Briefträger entgegen, denn er bezweifelte nicht, daß derselbe ihm endlich den längst erwarteten Brief bringen werde, und er konnte den Augenblick nicht erwarten, der seine Hoffnung bestätigen sollte.

„Aus W....." drei Großchen," bemerkte der Bote, indem er den Brief überreichte.

Erstere, wenn auch verwundert griff der alte Herr in seine Tasche — „hm, das arme Mädchen; es muß ihr doch knapp mit der Kasse gehen; sie war sonst so eigen mit dem Franksiren ihrer Briefe; nun es kann auch einmal vergessen sein."

„Hier, an Dich Mutter, ein Brief von unserer Aeele," rief er seiner Frau zu, welche in der Küche beschäftigt war. „Das Mädchen hat Die das Lesen leicht gemacht, denn sie hat bente Buchstaben gemalt, zwei Zoll lang."

Die Frau Kanzleirath war auf diese Nachricht eilig herbeigekommen, hatte ihre Brille herbeigesucht und erbrach mit vor freudiger Erwartung

Digitized by Google

zitternden Händen das große durch den Aufstruk eines Dreierstückes hervorgebrachte Siegel.

„Der Brief ist nicht von Adele," rief sie erschroken aus, nachdem sie die Ueberschrift gelesen hatte. „Da lies selbst, er ist von einer ganz unbekannten Person und ich kann ihr Geschreibsel nicht lesen."

Der Kanzleirath nahm das Blatt und las ebenfalls.

Der Brief war „Therese Haller" unterzeichnet und die Schweizerin machte darin in einem Tone, aus welchem man ihre leidenschaftliche Erregung erkennen konnte, der Kanzleirathin Mittheilung über ein Liebesverhältniß zwischen ihrer Tochter und dem Manne der Schreiberin.

Die in ihren heiligsten Gefühlen Getränkte beschwor die Mutter ihrer Nebenbuhlerin ihren Einfluß aufzubieten, um dieses Verhältniß rüksichtsvoll zu machen, und schrieb ihr zugleich, daß der pflichtvergessene Liebhaber wahrscheinlich sehr bald nach Ankunft des Briefes ebenfalls bei ihr eintreffen würde, um beide Eltern für sich zu gewinnen und um die Hand der Tochter anzuhalten.

Der Kanzleirath fand sprachlos da, er wagte kaum seinen Augen zu trauen, obgleich der Inhalt des Briefes klar und deutlich vor ihm stand.

Aber so weit konnte sich sein Kind doch unmöglich vergessen und erniedrigt haben, und als er diesen Gedanken weiter verfolgte, schämte er sich fast des Zorns, welcher sich seiner in den ersten Augenblicken gegen seine Tochter bemächtigt hatte, und er gewann schließlich die Ueberzeugung, daß Alles nur eine böswillige Erfindung sei, und wenn dieses der Fall war, so mußte sich ja die Unwahrheit der Mittheilung auch schon bald durch das Ausbleiben des in dem Briefe erwähnten Besuches herausstellen.

Die Kanzleirathin trat ebenfalls, nachdem sie sich von ihrem ersten Schreck erholt hatte, dieser Ansicht bei und gerieth nun allmälig in einen solchen Zorn gegen die unbekannte Briefschreiberin und deren „Machwerk," daß sie den Brief zerreißen und in's Feuer werfen wollte, woran der Kanzleirath sie jedoch verhinderte, um denselben nöthigenfalls gegen die Verläumderin gebrauchen zu können, wenn sie ihre Bosheit vielleicht noch in anderer Weise versuchen sollte.

Da die erzürnte Dame auf diese Weise verhindert wurde, ihre Rache zu kühlen, so erging sie sich dafür in den kräftigsten Ausdrüken gegen die unbekannte Feindin ihrer Tochter und erklärte, daß die schlechte Person unbedingt auf Lebenszeit in's Correctionshaus oder besser noch, gleich an den Galgen kommen soll, wenn es ihr nach ginge.

„Nun Mütterchen, beruhige Dich nur," mahnte der Kanzleirath, welcher seine Fassung unterdeß wieder gewonnen hatte; „wir haben uns allerdings durch den dummen Brief für den ersten Augenblick einen kleinen Schrek abjagen lassen, aber dafür wird er doch auch sein Gutes haben. Ich bin jezt durch ihn nur noch mehr in meiner Ansicht bestärkt, unser Kind zurükkommen zu lassen; denn das muß ja wirklich eine abscheuliche Gesellschaft sein, in welche Adele da, ohne es zu ahnen, hineingerathen ist. Gleich morgen am Tage werde ich ihr schreiben und Du sollst einmal sehen, daß es auch für mich besser ist, wenn das Mädchen wieder zu uns kommt. Die wird und die Grillen schon wieder vertreiben und ich bin längst überzeugt gewesen, daß die Sehnsucht nach ihr mit ein Grund zu meiner Krankheit gewesen ist. Seit sie fort ist, war es stets so einsam bei uns, daß man wohl auf trübe Gedanken kommen konnte, und wenn wir sie wieder bei uns haben und ihre Stimme im Hause hören, dann werden wir beide wieder jung und frisch mit ihr."

Diesem Vorsatze getreu, setzte sich der Kanzleirath gleich am nächsten Tage hin, um seiner Tochter zu schreiben. Er schilderte ihr seine Sehnsucht nach ihr, sprach seine Hoffnung aus, daß ihre Rükkehr wohlthätig auf ihn einwirken würde, und bat sie, so rasch als möglich seinen Wunsch zu erfüllen.

Er siegelte und adressirte den Brief, zog seinen Ausgebrod an und ergriff Hut und Stok, um den Brief gleich selbst zur Post zu tragen. — Als er eben im Begriff war zu gehen, klopfte es an der Thür und auf sein „Herein" trat ein ihm unbekannter Herr in's Zimmer.

„Habe ich die Ehre, Herrn Kanzleirath Grau vor mir zu sehen?"

„Aufzuwarten."

„Mein Name ist Haller, ich komme aus W....... und habe einen Brief nebst Grüßen von Ihrer Fräulein Tochter an Sie zu überbringen."

Der Kanzleirath starrte den Fremden an, als ob ein Gespenst vor ihm aus der Erde gestiegen wäre, während die Kanzleirathin, die bei den ersten Worten desselben mit dem Staubbesen in der Hand aus der Nebenstube gekommen war, wo sie eben mit der Reinigung des Fußbodens beschäftigt gewesen, sich mit zornig blizenden Augen, den Kopf in den Nacken geworfen, dem Fremden gegenüber in drohender Stellung aufpflanzte.

Diesem schien unter den nichts Gutes verheißenden Blicken des Ehepaares einigermaßen unheimlich zu werden, und um das Schweigen zu brechen, welches nach seiner ersten Anrede und Begrüßung, die von Keinem der Beiden erwidert worden, eingetreten war, nahm er abermals das Wort.

„Ihre Fräulein Tochter," sprach er, zu dem Kanzleirath gewendet, der ihm noch der Zugänglichste von Beiden schien, „theilte mir mit, daß Sie längere Zeit leidend gewesen sind, und es freut mich deshalb um so mehr, Sie, wie es scheint, im Begriff zu einem Spaziergange zu finden, und ich werde deshalb so frei sein, und meinen Besuch zu einer gelegenern Zeit zu wiederholen."

„Ist gar nicht nöthig," unterbrach ihn die Kanzleirathin, „wir können uns schon denken, was Sie wollen, lesen Sie einmal den Brief da, den mir gestern Abend bekommen haben; ich täusche mich wohl nicht, wenn ich Sie für den darin erwähnten Herrn halte."

(Fortsezung folgt.)

Briefmappe.

Hrn. Eugen H. in Tb. Besten Dank für die freundliche Uebersendung der beiden Photographien. Wir bedauern jene Unvorsichtigkeit und hoffen später die Scharte auswezen zu können. Wir hatten das auch von jenem guten Hund angebotene Bild auf Treu und Glauben gekauft.

Frl. Antonie K. in Gießen. Sie denken vielleicht an Schiller's
Viel Troyen gaben es das Meer,
Viel Aloser freute die Städte . . .
oder, verehrtes Fräulein: viele wißerzte Briefe machen noch kein gutes Gedicht.

Hrn. Dr. H. in Wien. Sie ertappen bei Ihrem Monsieur vor allen Dingen das alte Sanskrite

Kar machen in rebus, saut corri donkyno kaon.
(Was ist Alles bedeutend und eigene scharfe Gegenzung.)

Hrn. Studiosus Anton H. in Bonn. Sie haben Recht und — auch Unrecht. Das kommt ganz auf den Standpunkt der subjektiven Wette an. Allerdings führte „der alte Fritz" das Bonon voluptas (einen Jeden das Seine) im Munde, im Herzen, im Gesicht und in seinen Handlungen — aber es war auch schon das Lieblingsmotto seiner Großvaters. König Friedrich I. von Preußen.

Frau Käthe M. in Magdeburg. Ja, es gibt wunderliche Nerven. Friedrich Schiller pflegte sich bekanntlich durch den Geruch von faulen Aepfeln in seiner Schreibwuth angenehm zum gelungen Thaten angeregt — und der große Tondichter Jakob Böhme in Görlitz begeisterte sich zu den tiefsten theosophischen Gedanken durch den Anblick eines — blankgeschrauerten Kessels.

Räthsel.

Hoch feiert mich die alte Sage,
Und dennoch werd' ich alle Tage
Geschimpft, verklagt und aufgeweht,
Ja, gar an Ende mißhandelt.
Im fröhlichen Autzetat.
Mehr neu- als weißgelerig,
Fühl' ich gut Herren mich erhöht.
Doch ist der Anfang schwierig;
Man wird gemacht, hat's keinen Dank,
Und wird am Ende gar noch krank.
Doch hält' ich mich in Gottes Ehr.
Werd' ich wohl aufgenommen.
Ein Jeder singt und greift nach mir,
Mit leidig bin ich willkommen.
Doch bin ich selber nicht behändig.
Schnell wandr's fort in and're Händ' ich.

Auflösung der Charade Seite 360:
Jrrenhaus.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 360:
Und es Alles in einem Wechsel steht.
Er bekommt im Wechsel ein rubiger Herz.

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang. | № 35. | Stuttgart, 1869.

Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen zum Preis von 5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Einheftung-Gratis-Zugabe: **Die Erwartung.** Nach einem Karton von F. Rothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von **F. W. Hackländer.**

(Fortsetzung.)

„Ist aber bart," meinte der zukünftige Tambour, seine Schultern bewegend; „Ihr habt wohl besser geschlafen?"

„Ich habe gar nicht geschlafen. Zuerst ließ mich der Schrei des Papageis nicht zur Ruhe kommen, und dann kamen mir so allerlei ernste Gedanken. — Halt Du auch zuweilen ernste Gedanken?"

„O ja, o ja, wenn ich an zu Hause gedenke — und an sie."

„A — a — a — ah, an sie. Wenn ich nicht fürchten müßte, unbescheiden zu sein, so würde ich Dir eine gute Cigarre anbieten und Dich alsdann ersuchen, mir etwas über sie mitzutheilen. Wir haben dazu vortreffliche Zeit, denn so eine Seefahrt hat unter Umständen etwas recht Langweiliges. Da, nimm diese Cigarre und erzähle mir."

„Warum nicht? Aber ich thue es nicht für diese Cigarre. Alle Menschen haben gleiche Rechte, pflegte mein alter Meister zu sagen, wenn er mich mit der Elle als Gegenleistung dafür durchprügelte, daß ich einen Kragen falsch aufsetzte."

„Sehr wahr, also verlangst Du auch von mir eine Gegenleistung?"

„Aehnlicher Art — ganz gewiß. Ich erzähle Euch, was Ihr wollt, dafür sollt Ihr mir aber berichten, wie es kommt, daß Ihr, ein verkleideter vornehmer Herr, der obendrein Geld hat, sich gerade so wie wir arme Teufel unter die päpstlichen Freiwilligen anwerben läßt."

„Ich habe ein Gelübde gethan."

„Ei, das kann Jeder sagen," meinte der kleine Schneider achselzuckend, „und es kann auch wahr sein, auch ich zum Beispiel habe ein Gelübde gethan, sie nicht mehr anzusehen, ihr kein freundliches Wort mehr zu gönnen, und wich lieber todtschießen zu lassen."

„Das ist's ja gerade. Es würde mich recht interessiren, zu erfahren, warum Du einen solchen Haß auf sie geworfen hast; dahinter steckt mehr, als was man im gewöhnlichen Leben verschmähte Liebe nennt."

„Ich kann das wohl erzählen, doch möchte ich dann auch wissen," sagte der Zukunftstambour hartnäckig, „weshalb Ihr ein so komisches Gelübde gethan."

Der junge Freiwillige strich den blonden Schnurrbart nach rechts und nach links, dann legte er den Kopf in die Hand, dachte nach, eine Minute oder so etwas, und als er sich hierauf wieder aufrichtete, lag ein eigenthümliches Lächeln auf seinen Zügen. Unter Tausenden und Tausenden von Menschen würde er einen Verschlag, wie ihn eben der kleine Schneider gethan, mit geringschätzendem Achselzucken, mit einem verächtlichen Aufwerfen der Lippen beantwortet haben — liegend ein lebendes Wesen darin zum Vertrauten zu machen! — Lächerlich! Allerdings hatte er dem Walde davon erzählt und noch in vergangener Nacht dem dunklen Meere, aber er war sicher, daß ihm diese beiden keine Gegenbemerkungen machen würden, weggen das naiveste Gesicht des pfiffigen Schwaben gerade so aussah, als könne es sich wohl unterstehen, irgend eine Meinung abzugeben über das, was man ihm mittheilen würde, weggegen es dem jungen Mann wieder pikant erschien, ein derartiges Wort von einem Menschen zu hören, der in gesellschaftlicher Beziehung allerdings tief unter ihm stehend, in den letztvergangenen Tagen seine Aufmerksamkeit erregt hatte durch schlagfertige, kecke und verständige Antworten. Erfuhr der Schneider doch niemals den Namen des jungen Freiwilligen, vergaß auch diese Geschichte in den nächsten Tagen wieder, und morgen früh in Civita-Vecchia oder Abends in Rom trennten sie sich vielleicht auf Nimmerwiedersehen — sei es darum.

Die beiden vortrefflichen Cigarren wurden angezündet, und nachdem der Schwabe ein paar Secunden geraucht, sagte er mit einem pfiffigen Lächeln, welches deutlich anzeigte, daß er sicher sei, den Anderen übervortheilt zu haben: „Was nun meine Geschichte anbelangt, so kann ich sie nicht bedeutender machen, als sie wirklich ist, und sie ist in der That recht unbedeutend, sehr gewöhnlich, schon oft dagewesen."

„Es handelt sich jedenfalls um eine schöne Meisterstochter, in deren Reize Du Dich sterblich verliebtest?"

„Natürlich, was wäre auch das Leben ohne Liebesglanz, wie der Dichter sagt."

„Und sie hat Deine Neigung erwiedert?"

„Versteht sich, sie liebt mich jedenfalls, aber wie einen kleinen Schoßhund hielt oder einen Canarienvogel oder eine hübsche Blume — ah, Sie lachen bei diesem Vergleich, ich wollte, daß Sie mich damals gesehen hätten, elegant angezogen, im selbigenhübschen Rock, mein Haar, das jetzt kruppig ist, sanwß frisirt; ich sage Ihnen, ich war in der That ein niedliches Ding, wie sie auch zu sagen pflegte, wenn ich ihr tausend kleine Gefälligkeiten erzeigte, aber ich blieb für sie das Ding, ein Spielzeug, mit dem sie lachte, schalerte und es wegwarf, um alsdann, wie ich allerdings nicht wußte, zu ernsthaften Liebesgeschäften mit einem ganz verstuchten nordteutschen Gesellen überzugehen."

„Du bist allerdings etwas klein angefallen," erwiederte lächelnd der junge Freiwillige, „und wenn sie ihr Spiel mit Dir trieb, so konnte man ihr den Glauben nicht übelnehmen, daß sie es mit einem Kinde zu thun hatte."

„Gewiß," entgegnete der kleine Schneider, nachdem er ein paar Augenblicke trübe vor sich hingeblasen, „und als ich endlich einen festen Anlauf nahm, um ihr siegreich zu beweisen, daß ich kein Kind mehr sei, da kam die Katastrophe: sie lieferte mich in die Hände des Meisters und dieser beförderte mich zur Werkstatt und zum Hause

Professor Ivr. von Grätz. Nach einer Photographie. (S. 412.)

Digitized by Google

hinaus. Aber das war noch nicht Alles. Der norddeutsche Geselle war dumm genug, sich in diese Geschichte zu mischen, worauf ein Wort das andere gab und es endlich klar wurde, daß sie auch diesen zum Besten gehabt und nur als Deckmantel gebraucht hat ihrer Liebschaft mit einem ganz gewöhnlichen Junkantenlieutenant — o diese deutschen Bleiben. Da hatte ich keine Ruhe mehr, aber jede Nähnadel brannte mir in der Hand; und es war mir gerade zu Muthe, als säße ich auf einem glühenden Bügeleisen, ich mußte hinaus in die Welt, Thaten zu thun, kriegerische Thaten im Einklick auf ihre militärische Neigung, am einfons vielleicht vor sie hintreten zu können und ihr zu sagen, das habe ich geleistet, oder auch vielleicht, um ihrem Auge eine Thräne zu entlocken, wenn sie im Tageblatt liest: Er starb auf dem Felde der Ehre. Da haben Sie meine Geschichte, und wenn sie Ihnen zu einfach ist, thut es mir leid, aber ich bestge keine bessere."

„Ich wünschte wohl, die meinige wäre ebenso einfach in ihrer Anlage und ebenso gering in ihren Folgen. Verstehe mich recht: nicht als ob ich eine unerwiederte Liebe für etwas Geringes ansehe, aber gerade, daß diese Liebe von ihrer Seite nicht erwidert wurde und, verzeih mir meine Offenheit, auch nicht leicht erwidert werden konnte, muß ein Trost für Dich sein. — Schlimmer wäre es gewesen," fuhr der junge Freiwillige nach einer minutenlangen Pause fort, während er mit düsterem Blick auf das Meer hinausgeschaut, „ja weit schlimmer, unerträglich schrecklich wäre es gewesen, wenn ihr Bruder euch recht von Herzen geliebt hätte, selig in dem Bewußtsein und Gefühl, mit sich in den Händen eines alten geizigen Verwandten befand, der, obgleich kinderlos und ohne jede andere Familie, engherzig genug war, solange er lebte, auch nicht das Geringste jenen beiden jungen Leuten zukommen zu lassen. So dachte wenigstens der Eine von ihnen; der Andere war freilich, hatte aber trotzdem einig Interesse an die wohlwollende Carrière ergriffen, in der sichern Voraussetzung, später einmal im Mitbesitze jenes großen Vermögens eine glänzende Rolle als Gesandter spielen zu können; und besaß indeß dabei neben andern anangenehmen Eigenschaften auch eine Sparsamkeit, die fast an Geiz grenzte, aus welchem Grunde er denn auch und von seinem Verwandten, ohne daß ich es wußte, mit bedeutenden Summen unterstützt wurde. Ich, der vielmehr der zweite jener jungen Leute, ward Offizier, lebte ziemlich lustig und in den Tag hinein, und da es ihm durchaus keine große Mühe machte, im Handlick auf jenes bedeutende Erbe, dessen Verhältnisse allgemein bekannt waren, sich in großem Maßstabe in contrahiren, so sah er sich mit einem Male an einem Abgrunde, vor dem er sich noch hätte retten können, wenn ihm jener sehr alte Verwandte den Gefallen gethan haben würde, das Zeitliche zu segnen. Er that dies aber nicht, und der junge Offizier mußte unter sehr bedenklichen Umständen den Dienst verlassen, und das gerade in einem Augenblicke, wo er im Begriffe war, zu einer sehr vorteilhaften und reichen Partie überredet zu werden. — Er hätte sich damals wahrscheinlich überreden lassen, denn sein Herz hatte noch keine ernste Neigung empfunden, und er war dabei leichtsinnig genug, eine Vermunftheirath einzugehen, die ihn von der lokesalen Last seiner Schulden befreite und erlaubte, einen flotten Train zu führen."

„Allerdings wäre der gewisse Offizier, den ich nicht kenne, allerdann unverantwortlich leichtsinnig gewesen," versetzte der kleine Schneider mit großer Entschiedenheit und einem schlauen Lächeln, „so eine Vermunftheirath ist etwas Furchterliches: man springt mit geschlossenen Augen in einen Abgrund, in den man später allerdings auch vielleicht hineinzuweilen, aber im letzten Falle ist man Schlachtopfer der Verhältnisse und kann sich damit trösten. Ich war seiner Zeit bei zwei Meistern, die solche Schlachtopfer vermunftloser Heirathen waren — keine Ruh' bei Tag und Nacht."

„Du urtheilst hart über diesen jungen Offizier," erwiderte der Freiwillige, „er wäre allerdings auch auf diese Art ins Unglück gegangen, und wer weiß, ob dieses schimmer gewesen wäre, doch wollten es die Verhältnisse anders, er rettete mit der Last seiner Schulden abwärts und mußte sich heimlich entfernen, um nicht eingesteckt zu werden. Da, als für seine damaligen Verhältnisse Alles zu spät war und noch zu früh, als daß es seinen Freunden gelungen wäre, mit seinen Schuldnern, niedertrachtigen Wucherern, ein billiges Arrangement zu treffen, hatte jener entfernte Anverwandte die Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit, gerade in dem Moment zu sterben, und der junge Offizier sah sich genöthigt, seine sämmtlichen Schulden bei Heller und Pfennig zu zahlen, was er auch ehrlich that, doch blieb ihm immerhin ein ansehnliches Vermögen, ja, dies wurde vor einem ernpfindlichen Abzug bewahrt wegen eines eigenthümlichen Umstandes, scheinbar durch die Güte des Andern, welche aber einen bitter Nachgeschmack hatte. Es fand sich nämlich in dem Testament eine Klausel, wonach derjenige der beiden jungen Leute, welcher sich entschlafen wollte, eine gewisse junge Dame zu berathen, von dem Andern eine beträchtliche Summe erhalten soll. Nun war aber der Offizier sorden der Stella einer Vermunftheirath glücklich entgangen und hatte um so weniger Lust, sich in eine unbekannte Ehaprobis zu stürzen, als der Diplomat scheinbar so großmüthig war, die junge Dame beraten zu wollen, ohne dafür eine Abfindungssumme zu verlangen. Wer war sreber als der Offizier? Er hatte nichts einzuwenden, daß darüber ein bündiger Vertrag aufgesetzt wurde. Der Andere sagte ihm: ‚Ich kenne die junge Dame allerdings ebenso wenig als Du, doch ist sie mir als guterzogen geschildert worden, passabel hübsch, vor allen Dingen aber als sehr klugsam, was ich bei meinem, zuweilen unangenehmen, heftigen Temperamente wohl brauchen kann. Ich muß heirathen, um als erster Legationssecretair, später als Gesandter, ein anständiges Haus machen zu können, vielleicht auch, setze es fernsend hinzu, um in nicht zu langer Zeit eine gute Pflegerin zu haben, wegzegen Du bei Deiner eisernen Gesundheit keine Lust fühlen wirst. Dich in die Fesseln der Ehe schlagen zu lassen — mir fahl die Kleine. —' ‚So, Du kennst sie also?' fragte der junge Offizier arglos und ohne das geringste Mißtrauen. — ‚Man hat mir von ihr erzählt,' war die gleichgültige Antwort. So arrangirte sich diese Sache, und da der Diplomat nie eine Sympathie für einander empfunden hatten, so trennte man sich kühl und förmlich. Sie hörten auch nur ganz zufälligerweise etwas über einander, und was der Offizier über den Diplomaten erfuhr, war auch nicht danach, ihm ein engeres Zusammenleben wünschenswerth zu machen. Daß er kleinlich und engherzig genug war, solange er lebte, lange gewußt, daß er aber, ein strenger Zukunftsrechner, trotz seiner Sparsamkeit einen recht lockeren Lebenswandel gesührt, war nur neu und ich hätte es nicht geglaubt, wenn mir nicht ehemalige Kameraden Manches darüber zutrugen, was mich allerdings bis zu einem gewissen Zeitpunkte höchst gleichgültig ließ. Der Diplomat hatte seine Heirath verschoben, so viel er es, was nicht lange geschehen konnte, erster Secretair in einer bedeutenden Residenz wurde, und bis er sich, wie man wenigstens behauptete, mit einem sehr intimen Verhältnisse abgefunden hatte.

„Doch war es dem Andern sehr gleichgültig, wie überhaupt Alles, was sich nicht auf beiden augenblicklichen Lebensgenuß bezog. Er machte seine Karriere, er besuchte Bäderorte und empfing dort Balamentsbesuche der verschiedensten Art an, um diese bald nach seiner Abreise mehr oder minder wieder zu vergessen; ohne irgend eine Abneigung vor dem schönern Geschlecht im Allgemeinen zu haben, hatte er doch noch nie ein regeres Interesse, eine wahre Liebe und Leidenschaft empfunden. Endlich schlug auch seine Stunde."

„Das habe ich mir von Anfang an gedacht."

Der Freiwillige, der, wie in tiefe Träume versunken, während er sprach, auf das Meer hinausgeschaut hatte, wandte bei diesen Worten rasch seinen Kopf herum und blickte den vor ihm Sitzenden erstaunt ins Gesicht. Er hatte es vergessen, daß er erzählte. Er glaubte nur, alles das wieder einmal recht lebhaft gedacht zu haben; doch konnte er sich jetzt selbst keine Rechenschaft davon geben, warum es ihm lieb war, daß er in jenem unbedeutenden Menschen einen aufmerksamen Zuhörer hatte, und statt sich durch den forschenden Blick voll Interesse, welchen der zukünftige Tambour irgend eines päpstlichen Regiments auf ihn richtete, angenehm berührt zu fühlen, fand er sich vielmehr durch das Weien seines harmlosen Zuhörers angeregt, lebhafter als bisher zu erzählen. Er dachte dabei, was er schon tausend Male gedacht; er sprach, wie schon unzählige Male mit der Luft, mit den Winde, mit dem Meere und sehr wahrscheinlich mit einem Menschen, von dem er erwarten konnte, schließlich ein gekundes, vielleicht auch ein spöttisches oder ein theilnehmendes Wort zu hören, was ihn wenigstens für Augenblicke seinem finstern Hinbrüten entreißen würde.

„Ja, seine Stunde schlug," fuhr er nach einer längeren Pause, wie mit sich selbst redend, fort, „aber es war kein Schlag, wie er einem gewissen Blitze zu folgen pflegt, über dessen Bedeutung wir uns bewußt sind, der mit zugleich anzeigt, wie viel Uhr es geschlagen hat; es war vielmehr ein träumerisches Klingen, wie das Läuten einer Dorfglocke aus dichtem Walde hervor, bei dessen eigenthümlich poetischen Klange wir unwillkürlich lauschend stehen bleiben, um absdann lauschend den Tönen zu folgen, und in wildromantischer Gegend zu verirren und uns zu spät bewußt zu werden, daß wir den Weg zur süßeren Freiheit nicht mehr finden werden.

„Der junge Mann, von dem wir reden, hatte einige jener Badeorte von Ruf besucht, in denen die reiche und vornehme Welt ihre Wintervergnügungen in warmer Luft unter freiem Himmel fortsetzen, aber mit bedeutender Steigerung in Toiletten und Mienen, da das Sonnenlicht

Digitized by Google

ganz andere, verträtherischer zu beleuchten pflegt, als Kerzen- und Lampenschimmer. Er hatte glänzende Augen funkeln sehen, weiße Schultern mit blitzenden Brillanten, mattes gemünztes Gold, Alles zu seiner Zeit und von Allem zu seiner Zeit genossen; er hatte mit Glück gespielt, und da er sein Geld nicht zu verschlissen pflegte, auch sonst ein angenehmer Gesellschafter war, so wurde er von den verschiedensten Kreisen gesucht und überall mit Auszeichnung empfangen. Wenn er aber nach diesen Ausgeschweifungen der verschiedensten Art und nach heißen Sommern, durch eisblauen Champagner gekühlt, in der Dämmerung eines frischen Sommermorgens nach Hause kuhr, in sich einathmend den würzigen Duft frischen Heues und Thau bedeckter Tannenwälder, so war es ihm zu Muth, wie dem Tannhäuser, als der zum ersten Mal wieder die Sonne aufgehen sah, und er fühlte in sich einen wahren Abscheu, wieder zurückzukehren in den Höllenberg und an die grünen Tische; und unter solchen Gefühlen verlieh er eines Morgens seine Wohnung, die vorsähnliche Stadt mit den stadtähnlichen Häusern, auch seine tägliche Gesellschaft, ohne Absicht von ihr zu nehmen, nachdem er seinem Diener befohlen, Alles zusammenzupacken, und nach der Residenz, wo er gewöhnlich wohnte, zurückzukehren — da verlieh er sein Gemach des Morgens zu Fuß, ein Badeort aufs Einsachste mit einem grauen Jagdrock bekleidet, einen weichen, beaumenn Hut auf dem Kopfe, den Stab in der Hand, das Nothwendigste für ein paar Tage bei sich tragend, und pilgerte in die Berge hinein, den ganzen Tag in Sonnenschein und frischer Luft bis spät Abends, wo er in einem kleinen Fremdenbade übernachtete, um am andern Tage weiter zu ziehen, ohne Zweck und Ziel, wo die Berge am schönsten waren, die Tannen- und Buchenwälder am frischesten, mistmus in Begleitung kühler, geschwätziger Waldbäche. Und so weiter er so fortwanderte, um so unbegreiflicher erschien es ihm, wie er im Stande gewesen sei, die letzten Monate in so ganz ähnliche Art zu verleben. An vierten Tage gegen Abend zog er einen steilen Hohlweg hinab, nachdem er vorher auf der Höhe vor sich durch die Stämme und Zweige mächtiger Tannen hindurch eine leuchtende Seefläche gesehen. Wie bereits war dieser Weg durch die prachtvolle Beleuchtung der schon tiefstehenden Sonne, durch malerischen Wechsel von Licht und Schatten, durch blicke doch der Wald zu seinen Füßen, tief unter ihm das Dickicht der Tannen und Buchen dunkeldlau gefärbter Schatten zu ihm empor, aus denen sich die mächtigen Baumriesen erhoben, heller und immer heller werdend bis hoch oben, wo rinsallende Sonnenstrahlen die Blätter grün und goldig schimmernd erscheinen lassen, und zwischen welchen hindurch die ruhigt Seefläche wie leuchtendes Silber erschien. Wie herrlich paßte dazu der Boden, Gras und Moos, durch leicht lichtblaue einem grünen, mit Gold durchwirkten Teppich zu vergleichen.

„Zu lange aus der Schilderung dieses unvergeßlich schönen Abends entnehmen, wie poetisch gestimmt sein mußte, der alle Eindrücke empfänglich der einsame Wanderer war, und wie er so angeregt nach langem Hinabsteigen endlich an dem Ufer eines großen, schönen Sees stand, dessen ihn umgebende Berge lieblich weiche Formen boten, hoch oben mit schwärzlichen Tannen bedeckt waren und dazwischen hellleuchtende Buchenwälder zeigten, von denen sich einzelne mächtige Stämme bis ans Ufer hin verloren, wo sie ihre Riesenäste über das leuchtende Wasser ausstreckten. Auf den Höhen der Berge sah man Kapellen und Dörfer, auch alte Schlösser mit hohen Thürmen, und am Ufer hin und dort zahlreiche Gruppen von Fischerwohnungen, weit hinaus und weit hinab schienen in Dörfern, ja in einer kleinen Stadt, viele Menschen zu wohnen, nur da, wo unser Wanderer an den See kam, war weit und breit nichts zu sehen, als eine einzelne Fischerhütte auf einem Vorsprunge dicht am Wasser, und hier war der Besitzer dieser Hütte beschäftigt, seine großen Netze zum Trocknen auszuspannen. Die Seefläche war ruhig und klar; in der kleinen Bucht neben der Fischerhütte so unbeweglich, daß die Schatten von schlanken, aus dem Wasser hervorragenden Binsen nicht die leiseste zitternde Bewegung zeigten.

„Hätte er nur gewußt, wo er sich befand, er mochte auch nicht sagen, da er, nach dem Namen eines so bedeutenden Sees sich erkundigend, wohl schwerlich dem Mißtrauen des Fischers entgangen wäre, der deshalb begnügte er sich, auf das gegenüberliegende Ufer zu deuten, dort mit der Hand ein paar weiße Gebäude bezeichnend, die bell hervorleuchteten aus dem tiefen Wald- und Abendschatten, und dabei zu sagen: „Wir kommen ich am besten da hinüber? — Dorthin, lieber Freund, wo es gemüth ein gutes Wirthshaus gibt.'

„O ja, ein ganz gutes Wirthshaus und auch eine Pension, wie sie es nennen.'

„Das ist's, was ich suche; nun, wie komme ich da hinüber?'

„Am besten, wenn Ihr rechts dem Ufersaß eine gute Stunde folgt bis zu einer Brücke, die ins Wasser hineingebaut ist, wo gegen 8 Uhr ungefähr das Dampfschiff anlegt. Mit dem seid Ihr dann in einer weitern halben Stunde drüben.'

„Das ist recht umständlich. Liebe es sich nicht machen, daß Ihr mich für Geld und gute Worte hinübermbertet?'

„Ja jeder andern Zeit, aber jetzt bin ich dazu nicht im Stande. Ich muß meine Fische noch eine Stunde weit zum Fischmirter führen, wo sie aus Eis gelegt werden und morgen nach der Stadt gebracht; aber mich dünkt, Ihr seid satt genug, um selbst ein Boot über den See zu rudern.'

„„Ja, wenn ich ein Boot hätte,' sagte der Andere, „könnte es mir am Ende gelingen. Wie viel Zeit brauchst's?'

„Für mich Dreiviertelstunden; Ihr werdet wohl ein bischen länger nöthig haben, und was das Boot anbelangt, so könnt Ihr mein kleines dort nehmen und es drüben dem Fischer Seppel übergeben, ihm auch einr Kleinigkeit zahlen, damit er es morgen wieder herüberrudert.'

„Abgemacht! Wo ist das Boot?'

„Der Fischer holte es unter einem breiten Bretterdache hervor und erst, als der Andere schon auf der Bank saß und etwas ungeschickt mit den Rudern ins Wasser schlug, fragte er: „Ihr könnt aber doch auch rudern?' worauf die lustige Antwort zurücktönte: „Hoffe es wenigstens zu lernen.' Damit setzte er kräftig ein und hatte zurückblickend das Gefühl, als wenn das Seeufer, von dem er abgestoßen, langsam vor ihm zurückwiche, er selbst aber ruhig auf der Stelle liegen blieb. Obgleich sich dieser Täuschung bewußt, war es ihm doch sehr gleichgültig, da drüben früher oder später anzukommen. Unwetter war keins zu befürchten, und ihr weiter er in den See hineinkam, um so prachtvoller zeigten sich die Ufer ringsumher seinen Blicken, auch hatte sein Boot die Freundlichkeit, ihm zuweilen ohne seinen Willen rinr Rundschau zu gewähren, denn wenn er einmal etwas zu lange nach einer Seite hingeblickt, so drehte sich das kleine Fahrzeug plötzlich rings um sich selber, als wolle es nach Laune zurückkehren, worauf es nicht ohne Mühe war, dasselbe wieder in den richtigen Curs zu bringen, doch machte er sich aus diesen Vergnügungen nichts, da es an den Ufern, auf der Seefläche und drobrn am Himmel so viel Schönes zu sehen gab. Langsam sank die Sonne gegen den Horizont und wurde dort in Empfang genommen von einer majestätischen Gestalt ernster dunkler Wolkengestalten, die aber ehrfurchtsvoll auseinanderwichen und es so dem glühenden Tagesgestirn gestatteten, untergegangen in einem Strahlenkranz von schmalrn Goldstreifen, die in langen zitternden Lichtern auf dem grünlichgrauen mattschillernden See reflectirten und dmselben auf diese Art das Ansehen eines weiten Fläche von grünlichgoldrnem Email, oder noch besser, von Perlmutter gaben.

„„Dieses Grün und Gold,' rief der einsam Rudernde, „im Vergleich mit jenem in dem heißen, dunstigen Saale! Glücklicig, wer dem entronnen ist mit dem festen Vorsatz, nie mehr dorthin zurückzukehren' — „Sicher ist die Hölle mit guten, nicht ausgefahrten Vorsätzen gepflastert.'

„Wir das, wahr ist', seufzte der kleine Zukunftstambour und setzte hinzuf in einem treuherzigen Tone hinzu: „Ach Herr, wenn Sie wüßten, wie mich diese Erzählung freut; es ist gerade so, als wenn ich ein schönes Buch vor mir aufgeschlagen hätte; ach, und ich habe schon lange nichts Gescheidtes mehr gelesen.'

„Ja, die Seefahrt war recht schön, recht romantisch, aber auch recht mühsam. Nachdem die Sonne untergegangen war, wurde es in kurzer Zeit zwischen den hohen Bergwänden so dunkel, daß er gänzlich aus seiner Richtung herauskam.'

„Sagt's doch ich, Herr,' bat der kleine Schwabe, worauf der Andere erwiederte: „Nein, nein, man spricht viel unbefangener in der dritten Person, und das war ja auch rinr ganz andere Person. Ich bitte emphatisch, mir das zu glauben. Kurz alts, es wurde so finster, daß, nachdem der Fischer sich noch einige Male vergeblich umgedreht hatte, um in verständen Befindliche total die Richtung verloren hatte. Auch vergaß er, auf die Himmelszeigend Acht zu geben, sonst würde ihn der große Bär, welcher klar über ihm stand, schon auf den rechten Weg gebracht haben. Von den Ufern war nichts zu erkennen, als hier und da Lichtpunkte, und gegen einen von diesen rudrte er mit aller Anstrengung. Da vernahm er plötzlich Gesang über das Wasser zu sich herüberschallen, Gesang einer weiblichen Stimme, und da er nicht zu sehr aus seiner Richtung abweichen mußte, um sich der Singenden zu nähren, so beschloß er, auf diese Art das Nähliche mit dem Angenehmen zu verbinden oder vielmehr drei nützliche Dinge zu vereinigen, denn er war sicher, von der Singenden den richtigen Weg zu erfahren. Bald war er ihr nahe genommen, daß er die Worte verstehen konnte, die sie mit einer wohlklingenden, weichen mädchenhaften Stimme über die ruhige Seefläche dahintönen ließ:

Und blau ist der See
Und mein Herz thut mir weh,
Wird auch nimmermehr gesund,
Bis mein Bua wiederkommt.

„Noch ein paar kräftige Ruderschläge und er mußte den langsam dahinfahrenden Nachen erreichen, den er schon in undeutlichen Umrissen vor sich sah. Aber leider sielen diese Schläge etwas zu kräftig aus, auch hatte er die Wendungen seines Bootes so gar nicht in der Gewalt, daß er, anstatt neben das andere hinzugleiten, mit einem harten Stoß gegen dasselbe rannte. Glücklicherweise war der Schiffersin geschickter als er, denn sie stemmte mit einem leichten Ausschrei rasch ihre Ruder gegen die Fluth und warf so ihr leichtes Fahrzeug herum.

Digitized by Google

„Bitt' tausend Mal um Verzeihung," rief der junge Mann hinüber, „ich bedauere es um so aufrichtiger, ungeschickt gewesen zu sein, als ich mit der Bitte herantreuern wollte, einen armen Verirrten ein wenig auf den Weg zu helfen. Ich suche eine Pension dort irgendwo hinüber zu erreichen, bin aber wahrscheinlich in der Dunkelheit gänzlich aus der Richtung gefegelt. Nicht wahr, meine verehrte Schifferin?"

„Nach der Art, wie Sie gegen mich hingefahren," klang es in heiterem, fast spottendem Ton zurück, „ist es ein Wunder, daß sie allerdings so gut in der Richtung geblieben sind. Wenn Sie noch zehn Minuten fortrudern, sind Sie im Hafen der Pension dort vor uns, wo die beiden rothen Lichter schimmern."

„So ein Hafenreinigung ist wohl schwer zu finden," rief er lachend zurück, „und bei der geringen Geschicklichkeit, der ich mir bewußt bin, könnte es mir wohl gelingen, bei der Einfahrt irgendeinen verrenlosen Nachen in den Grund zu bohren, doch, wie es das Schicksal will. Ich danke für gütige Auskunft."

„Gerne geschehen — — — doch wer Sie auch immer sein mögen," sprach die frische Mädchenstimme zurück, „ich will Ihnen den Eingang in den Hafen zeigen."

„Dante bellesmo — wer ich auch immer sein mag," gab er bebend zur Antwort, „nichts Seeräuberisches, kein Jampa, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, nur eine ungeschickte Landratte, die zum ersten Mal ein paar Ruder in den Händen hat."

„So gebrauchen Sie ihre Ruder fein langsam und folgen mir."

„Zu Befehl!"

Vor ihm glitt der leichte, schlanke Nachen durch die spiegelglatte Flut, und da die Schifferin, ihr Boot mit dem Steuerruder regierend, ganz hinten saß, so konnte er etwas von den Umrissen ihrer Gestalt entdecken, allerdings nichts deutlich, trotzdem die feine Sichel des jungen Mondes vor ihnen wie eine leuchtende Frucht zwischen den schwarzen Nadeln einer riesenhaften Tanne hing, so viel aber bemerkt, daß er es nicht mit einer Bäuerin zu thun hatte, wovon er sich aber auch schon früher bei ihrem Gesange und dann bei ihren Reden überzeugt zu haben glaubte. Trotzdem er sich Mühe gab, gerade hinter dem Nachen zu fahren, so machte er doch bedenkliche Schlangenlinien, und es sah gerade so aus, als führe die Schifferin mit fester Hand einen ungehorsam zappelnden Fisch hinter sich.

„Jetzt hatten sie den kleinen Hafen erreicht, und seine Führerin legte ihr Fahrzeug gewandt und sicher neben einen Steg, der das Aussteigen erleichterte, sprang leicht und gewandt hinaus und rief ihm zu, welches Ruder er gebrauchen solle, um an die andere Seite desselben Steges zu gelangen; doch prallte er mit den Rudern an die Bollen, die ihm dies gelang, dann aber, seine kleine Reiseasche ergreifend, schwang er sich mit einem aufrichtigen: „Gott sei gedankt!" neben seine Führerin, welche ihm sagte: „Hier sind Sie im Hafen der Pension, dort ist das Haus!"

„Ein Wirthshaus?"

„Nein so ganz. Man nimmt gewöhnlich nur Familien gegen Vorausbestellung an."

„So gestatten Sie mir vor allen Dingen, Ihnen nochmals meinen Dank zu sagen für Ihre gütige Führung, und wenn Sie nichts dagegen haben, so will ich den Versuch machen, ob ich nicht in der Pension ein Unterkommen finden kann — vielleicht gehen wir beisammen Sie verbeugte sich schweigend, nahm dann ihr zierliches Handruder an die Schulter und schritt ihm voran, nachdem er zuvor sein Boot nach ihrer Anleitung festgelegt.

„Sie hatten wenige Schritte zu gehen, dann erreichten sie das bezeichnete Haus, umgeben von hohen Bäumen und freundlichen Lichtschein, welcher von einer gegen, mit vollem Wein umsponnenen Terrasse herleuchtete. Die Schifferin war sogleich von Herren und Damen umringt und mußte einer ältern Frau über ihr langes Ausbleiben Rede stehen, doch war Frage und Antwort, sowie auch die Bemerkung der Uebrigen in so heiterer, herablassender Weise gegeben, daß man wohl sah, man habe es mit einer Gesellschaft zu thun, die gemüthlich und freundlich wie eine große Familie zusammenlebte.

„Der junge Mann war am Eingang der Terrasse stehen geblieben, und erst nach einigen Minuten näherte sich ihm der Herr des Hauses, eine kleine, dicke Persönlichkeit in weißer Sommeranzug, einen breitrandigen Strohhut auf dem rothlichen Gesichte, und bekannte mit etwas hoch erhobener Nase auf die Frage des Andern, demselben sein Unterkommen bieten zu können, da die Pension kein Wirthshaus sei, sondern nur auf Vorbestellung Gäste aufzunehmen pflege, wobei man Familien den Vorzug gewähre und etwas dalte auf Empfehlungen von bekannter Hand.

„Doch war unser junger Wanderer nicht der Mann, um sich, besonders nachdem ihm ein Blick auf die junge Schifferin gelungen war, die vom hellen Lichte bestrahlt feinwärts kam, so leicht abweisen zu lassen. Er nahm die Antwort des Hausherrn vornehm lächelnd auf und drehte selbst bei Seite, wo er ihm seinen Namen nannte, ihm für morgen oder übermorgen telegraphisch die besten Empfehlungen versprach und die Vorbestellung dadurch ausglich, daß er ein kleines Arrangement, welches allerdings frei war, nur unter der Bedingung nehmen wollte, daß es für ihn schon vier Wochen zur Verfügung gestanden, worauf der Herr der Pension nach einigem Widerstreben einzehen mußte.

„Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn sich jener junge Mann hätte abweisen lassen," fuhr der junge Freiwillige nach einer Pause in düsterem Tone fort; „besser für ihn, am Ende auch besser für sie, doch sind geschehene Dinge leider nicht zu ändern. Und damals war er glücklich, ein hübsches Zimmer mit Balcon auf dem gleichen Boden beziehen zu dürfen, wo die junge Schifferin mit ihrer Mutter wohnte. Letztere war die Witwe eines hohen Beamten, der seiner Frau und Tochter außer einem schönen Familiennamen sonst an Glücksgütern nicht viel hinterlassen hatte. Aber diese Tochter war ein Engel an Schönheit, Geist, Verstand und Herzensgüte, eine kaum erblühte weiße Rosenknospe, thautrisch in blühendster Gesundheit, ein jungfräuliches Kind von fünfzehn Jahren."

(Fortsetzung folgt.)

Europas erster Augenarzt.

(Fort. S. 410.)

Im Sommer 1840 wurde der berühmte Chirurg und Augenoperateur, Geheimerath Karl Ferdinand von Gräfe — der früher als Leibarzt des Herzogs Alexis von Bernburg das reizende Alexis-Bad im Selkethal, dann als Professor der Chirurgie in Berlin das chirurgische Klinikum und somit zuerst eine echt wissenschaftliche Chirurgie begründet hatte — von Berlin nach Hannover berufen, um an dem erblindeten Kronprinzen Georg, dem jetzigen Ex-König, eine Staaroperation vorzunehmen. Er kehrte nur als Leiche nach Berlin zurück. Die Operation mißglückte . . . und das glaubte der geniale Mann nicht ertragen zu können. Er erschoß sich am 4. Juli 1840 zu Hannover.

Er hinterließ einen schönen, hochbegabten zwölfjährigen Knaben und eine edle Wittwe, Auguste von Alten, die ihrem Sohne eine vortreffliche Erziehung gab.

Schon mit 17 Jahren bezog der junge Albrecht von Gräfe, ein liebenswürdiger und lebensfreudiger Jüngling mit langen Locken und poetischen Augen, die berliner Universität, um Naturwissenschaft und Medicin zu hören. Bedeutend trieb er mit großer Vorliebe und seltenem Erfolge Mathematik. Nach früher und fleißig benutzter Studienzeit promovirte er in Berlin und bestand das Staatsexamen mit Auszeichnung.

Seine glänzenden Vermögensverhältnisse erlaubten dem jungen Doctor, das Jahr der Praxis noch auf einige Jahre fern von sich zu halten und diese freie Zeit zu seiner fernern Ausbildung auf Reisen zu benutzen. Mit 22 Jahren ging Gräfe zunächst nach Prag, wohin ihn die berühmten Professoren der Medicin Jaksch, Dietrich und Arlt zogen. Bald nahmen diese Männer den eifrigen genialen Schüler als Freund an. Besonders durch Arlt ward er mit dem Studium des menschlichen Auges vertraut. So ward jener Aufenthalt in Prag nicht nur für Gräfe, sondern für die ganze Augenheilkunde bedeutungsvoll. Gräfe fand ein so hohes Interesse an diesem Studium, daß es ihn nicht wieder los ließ. Mochte auch der Vater dasselbe mit seinem Leben bezahlt haben, — der Sohn widmete diesem Studium aufs Neue ein frisches volles Menschenleben!

Wien besuchte Augenarzt, Professor Jäger, jog den wissensdurstigen Jünger nach der alten lustigen Kaiserstadt an der Donau. Und hier gründete der später gerade als Kliniker so überaus segenreich wirkende Gräfe seine erste Klinik, die er schnell mit hundert leidtragschaffenen ergiebigen Patienten bevölkerte: — — mit Kaninchen!

Auf künstliche Weise brachte er diesen Thierchen alle nur möglichen Augenleiden bei, um sie dann wieder zu kuriren. Jedes Kaninchen hatte am Ohre ein Blechtäfelchen mit einer Nummer hängen und unter dieser Nummer figurirte der Patient in den von Gräfe und gleich eifrigen befreundeten jungen Fachgenossen mit größter Sorgfalt gestifteten Kranken-Journalen. Täglich wurde jeder Patient genau beobachtet und an ihm probirt und operirt — und schließlich gab eine regelrechte Section das letzte vollkommene Licht über die Kur und die organische Beschaffenheit des Auges.

Diesem originellen Selbststudium hat Gräfe vornehmlich seinen Ruhmen sicheren Blick beim Erkennen der verschiedensten Augenkrankheiten zu danken.

Nach dem Besuche der wichtigsten Krankenhäuser und Kliniken Deutschlands und nach einem längeren Studienaufenthalte in London, Dublin, Edinburg und Paris, begann Gräfe in Berlin seine segensreiche und sich wunderbar schnell über Europa — ja über die fernsten Weltheile ausdehnende Praxis als Augenarzt.

Seine in der Carlstraße gegründete Klinik für Augenkranke aus allen Ständen war bald überfüllt und mußte erweitert werden. Dazu kommen die Hunderte von Augenkranken aus den ärmeren Ständen, die in den täglichen unentgeltlichen Sprechstunden Gräfe's in der Klinik — und die vielen reichen und vornehmen Leidenden aus allen Weltheilen, die den Rath und die Hilfe des berühmten Mannes in seiner Privatwohnung im Thiergarten in Anspruch nahmen. Und gegen Alle — reich oder arm, zahlend oder bittend, ist Gräfe's Stimme und Auge gleich liebe-

Digitized by Google

Oase in der Sahara. (S. 414.)

Digitized by Google

voll und ermuthigend, seine Hand gleich sanft und sicher! Für den edlen Menschenfreund und Arzt Gräfe giebt es kein Ansehen der Person — er hat nur den einen Maßstab im Auge: wem ist Deine Hülfe jetzt am nöthigsten! So überhäuft er oft die vornehmsten, minder gefährlichen Patienten seinen jahrelangen Assistenz-Aerzten, um einer hungernden Familie den erblindeten Ernährer, die siehende Mutter zu retten, einem armen blinden Kinde das Lebenslicht wiederzugeben. Außerdem giebt es in der Augenklinik auch noch Tag für Tag Augenkranke zu besuchen, die wegen jenseitiger Leiden das Bett nicht verlassen können — und da sieht man den so viel in Anspruch genommenen Mann in den geschäftlichsten Zeiten nicht selten in einer Ecke seines Wagens vor einem Restauranten halten und so im Fluge ein bescheidenes Diner zu sich nehmen — um seine leidbare Zeit keinen — Kranken nicht zu rauben.

Und dabei findet der vielbeschäftigte Mann noch Zeit zu den tiefernstesten Studien in seiner Wissenschaft — in der Stille der Nacht, — in der Frühe des Morgens.

Mit der ihm eigenen edlen Begeisterung und Selbstständigkeit begrüßte er den von Helmholtz erfundenen Augenspiegel und schuf dadurch gleichsam eine neue Wissenschaft in der Augenheilkunde. Er lehrte vermittelst des Augenspiegels nicht nur eine Reihe von krankhaften Veränderungen der inneren Augengebilde, die man bisher nicht als Ursachen der Störungen des Sehvermögens erkannt hatte, unterscheiden, sondern erklärte auch durch denselben den gefährlichen, früher unheilbaren „grünen Staar“ und bob den dabei vorkommenden sogenannten „Glaskörper“ im Auge durch eine jetzt fast leichte Operation. Ferner erkannte er zuerst durch den Augenspiegel jene schleichende Entzündung des inneren Augapfels, die gewöhnlich mit Erblindung endet, und heilte sie durch richtig verbreitete Blutentziehungen. Er entdeckte auch zuerst in den Flüssigkeiten wandrer kranken Augen zahllose gefährliche „Eingeweidewürmer“ und bestätigte sie durch eine geniale Operation. Das böseste „Schlangenauge“ curirt Gräfe in seiner Klinik durch ein schnelles sicheres Durchschneiden eines „schiefen Augenmuskels“ und das Anlegen von Bandagen und Heftpflaster, die das schief gewöhnte Auge einige Zeit zum Geradesehen zwingen, bis die Muskeln dann in dieser Lage wieder vernachsen sind. Von hundert Staarexperimenten misslingt Gräfe's Hand kaum eine . . . und dann hat er es sicher vorhergesagt, das dies Auge unheilbar ist.

Kein Wunder, daß sich Jahr für Jahr Hunderte von jungen und alten Doctoren um den Meister schaaren, um seinen Vorlesungen an der Universität zu lauschen und seinen noch belehrenderen Operationen und Behandlungen in seiner Klinik beizuwohnen. Aus allen Welttheilen strömen diese Schüler, oft schon in grauen Haaren herbei — und in allen Weltheilen findet man Gräfe's Methode segensreich vertreten.

Der inzwischen bei seinen übermenschlichen Anstrengungen auch schon ergraute Gräfe findet außer bei der Wissenschaft und in einem kleinen Kreise gleichgestimmter Freunde seine höchste Erholung in seinem schönen, stillen Daheim, in dem seit einigen Jahren an Stelle der 1860 verstorbenen Mutter eine schöne junge Gräfin aus Dänemark als „Frau Doctorin“ waltet.

W. v. R.

Die Oasen der Sahara.

(vgl. S. 413.)

Ein wunderliches Chaos die Sahara, wenn man sie auf den Flügeln des Vogels durchschwebend schauen könnte. Weite Sandebenen, hier Berge, dort Schluchten, hier Sümpfe, dort Hügel, hier Städte und Flecken, dort Nomadenzelte, denen Kameelkarawanen wie schwarze Punkte über den weißen Sand hin zerfließen liegen. Die Berge, die beständig dem Meere parallel bleiben, sind in der nördlichen Zone schaarlanzig und festig, im Osten weich und wellenförmig, aber sie ranken sich mehr und mehr gegen Westen und verlaufen in Dünen.

Aus diesen Höhen stürzen in der Regenzeit zahllose Wasserbäche, deren beim ersten Sonnenstrahl austrocknendes Bette auch Monate des Jahres den Namen Fluß für sich in Anspruch nimmt. Der Winter zeigt ein Netz von Regenbächen, der Sommer ein Netz von Schluchten. Der Winter läßt weit ausgedehnte Wasserspitzen zurück, welche der Sommer austrocknet; die salzigen Sümpfe umfaßt die Vegetation des Meeres. Die Mittelpunkte der Bevölkerung sind meist durch nackte Gegenden von mehreren Tagereisen getrennt, und nur die Brunnen zeigen dem Wanderer den Weg. Selten wandert man drei Tage, ohne einem solchen zu begegnen, und so lange braucht das Kameel sein Wasser. Jene große Oase hat ihre Hauptstadt, um die sich die Alma's (Dörfer) und die Oelle der verbundenen Stämme gruppiren, die im Frühling auf die Weide ausziehen, im Herbste nach den Teils wandern, ihr Korn einzuärnten, und im November heimkehren, es aufzuspeichern, die Datteln einzubringen und den Winter in dem Hause von Kameelhaar zuzubringen. Der herrliche Anblick der Wüste ist die Palmenoase, sie und Nasch mit so lebendigen Worten schildert. Vor uns ragt der Palmenwald aus dem gelben Wüstensande in die Höhe: lauter hohe, schöne, schlanke Stämme, oft vierzig, fünfzig, auch hundert Fuß hoch. Tausende von Stämmen, auf denen sich fächerartige dunkle Kronen wiegen, in deren schattigen, breiten Zweigen große, goldgelbe Trauben hängen. Der Palmenwald erscheint wie ein Säulenwald, beiden Kapitäler von Früchten und Blättern gebildet werden. Die Bäume sind an ihrem unteren Ende von hellgrünem Laubwerk umschlungen. Den untern Theil des Waldes, den wir in Deutschland das Unterholz zu nennen pflegen, bilden Feigenbäume, Aprikosen, Mandeln und Granaten. In den verschiedensten Abstufungen und Farbentönen schimmert das frische Freudlingsgrün zwischen den gelbbraunen Stämmen und zwischen dem Laub und den Blättern lüften sich rothe Aprikosenblüthen mit weißen Mandelblüthen und die Sonne strahlt goldene Lichter und Strahlen in diese prächtige tropische Vegetation. Und wie unsinnreich sind diese Wälder auf den Oasen! Der Palmenwald von Biskara zählt allein 130,000 Bäume, der Palmenwald von Biskanara 40,000 Bäume. Diese Zahlen stimmen genau, denn die Franzosen zählen in der Sahara die Palmen, nicht die Menschen, weil ihr Steuersystem auf der Zahl der Palmen fußt. Die Oasen sind meist von einer Mauer von Pisé umgeben, welche das fruchtbare Grün des Bodens von dem dürren Sande der Wüste trennt. Das Terrain ist bügelig; dieß malerischer erscheinen die Gruppen der Bäume und der Sträucher, welche wie ein dichter Pflanzenmantel den Boden bedecken. Wahrlich, auch die Wüste hat ihre Poesie und Freiligrath hat ihr nicht seine schlechtesten Gedichte gewidmet.

Eine Pariser Existenz.

Wenn London seine Schwindler, Neapel seine Lazzaroni und Berlin seine Bauernfänger hat, so hat Paris vor Allem seine Parvenüs. Das ist weltbekannt. Parvenü! welch entsetzliches Wort namentlich für ein deutsches Aristokratenkrummesell! Ein Parvenü! das ist ja ein Mensch, der aus Nichts Etwas geworden ist, der, mit bäuerischem und plebejischem Blut in den Adern, es gewagt hat, eine Sphäre anzustreben, in der nur Geschöpfe von „Gottes Gnaden,“ wie andern Worten „adelgeborne,“ sich zu bewegen vermögen! Die Wenigsten überlegen, was „Parvenü“ eigentlich bedeutet, wissen, daß Parvenü von parvenir, „durch Arbeit zu Etwas gelangen,“ kommt und folglich Einem eher zur Ehre als zur Schande gereichen kann. Daher das Vorurtheil.

In Paris, wo dem Reichthum zum Aergsten Zoller die wahre Bedeutung des Wortes kennt, fällt es weniger auf, daß es trotzdem auch nicht wenig Feinde, aber ebenso viele und mehr Freunde,*) während es die überwiegende Mehrzahl ebenso gleichgültig läßt, wie das Wort „von Gottes Gnaden“ oder „Aristokrat von altem Adel.“ Daher die Freundschaftsleit des Pariser Extrechts in dieser Beziehung; daher das schnelle Wachsthum der geeigneten Existenzen; daher das überraschte Steigen und noch raschere Fallen gewisser Helden der Tagesgeschichte! Man erinnere sich nur an Mires und Consorten! .... Bei seiner Klasse von Menschen kommt aber auch die Marime wohl weniger in Betracht: „Wer hoch hebt, fehe wohl zu, daß er nicht falle!“ Beweis unter andern die folgende, au hasard aus einem Dutzend herausgegriffene wahre biographische Skizze.

Wer vor einigen Monaten Gelegenheit gehabt hätte, einige Mal des Tags die Rue Montmartre zu passiren, dem wäre gewiß ein Pärchen aufgefallen, das in einer offenen Droschke spazieren fuhr. Es war Sonntag und das Pärchen wäre ihm aufgefallen, gleichviel ob es zu Fuß oder zu Wagen gewesen wäre, weil es aus einem etwa fünfundvierzigjährigen Herrn und einer etwa zwanzigjährigen Dame bestand. Zweitens, weil Letztere ein Aufsehn von Schönheit und Tagen trägerin einer excentrischen, doch geschmackvollen Toilette war. Drittens, weil Ersterer, in Folge einer capriciösen Laune matris Naturæ, die ihn mit einer sogenannten „Kartoffelnase“ und einem schielenden Blicke versehen, durchaus das Epitheton „häßlich“ verdiente, folglich zu seiner Gefährtin den strengsten Gegensatz bildete.

Wer als Beobachter dann dem Wagen nachgefolgt wäre, hätte auch zufällig eine Dame bemerken können, eine ältliche Dame mit Hut und Schleier, die, mit unverwandt auf das Paar gerichteten Blicken, zögernd, als zweifle sie, das Trottoir hinaufschritt, bald, wie sich besinnend, stehen blieb, bald wieder einige Schritte vorwärts machte, bis der Wagen endlich im Gedränge ihren Blicken entschwunden war. Darnach zog gewöhnlich ein glänzendes Aufsehn-erregendes Equipage mit einer gemalten Figur, reizen Augen eine schwarze Binde deckte, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie blieb dann stehen, schaute einen Augenblick wie unschlüssig das Paar an und betrat dann rasch den darunter klaffenden Gang, der — zu einer Sommandbude führte.

Nun kennt der Leser die Beziehungen der Dame zu dem Pärchen in der Equipage. Der häßliche war der Gatte, die Schöne eine von diesen Geliebten. Der Häßliche aber als „Parvenü“ ist der Held unserer Skizze.

Die Geschichte des kleinen, unterseßten, schielenden Mannes ist nicht lang. Lebtreich ist sie aber, denn sie trägt den echten Stempel der Gegenwart und liefert den Beweis, daß in Paris vor Allem nur das gelingt, was mit Energie angegriffen, mit Bebarrlichkeit durchgeseßt wird, daß aber auch nur der ein hochgestecktes Ziel zu erreichen im

*) Es versteht sich, daß wir hier keine politische Anspielung machen. D. R.

Digitized by Google

Stande, der kühn vorzugehen wagt, um nicht „tollkühn“ zu sagen. Wer blos in der Seinehauptstadt nicht zum Wahlspruch erkoren hat, der kann nur gleich wieder einpacken; er möchte denn vorziehen, zum Gelang der weltstädtischen Wunder zu leben, und dazu sind wenig Magen geschaffen.

Um auf den Häslichen zurückzukommen, so erblickte er einst das Licht der Welt in Brest, am Meere, wo sein Vater — so viel ist gewiß — weder Aristokrat noch Fettbürger war. Der kleine Louis — das ist sein großer Vorname — wuchs auf zur Freude seiner Eltern, schielte schon selb recht verwegen in die Welt hinein und geberdete sich so insiglianet, daß sein Vater ihn recht bald in die Schule und in seinem zwölften Lebensjahre zu einem Lohgerber und Lederbereiter in die Lehre that. Der hatte aber viele Gesellen, lustige und andere, und da Louis von Mutter Natur, wie der Leser schon weiß, nicht besonders gekonnt war und mit seinen Augen nach drei Weltgegenden zugleich hinansah, fiel Alles über den Armen her, was diesen aber gar nicht adhielt, lustig und guter Dinge zu sein und der jungen, hübschen Nachbarstochter seine erste poetische Ader zu widmen — denn er hatte auch dichterische Begabung, notabene. Warum aber war er so lustig? Das mag er selbst nicht gewußt haben. Später sagte er, er sei es gewesen, weil man ihn zeitweise den „Letzten vom Handwerk“ genannt habe, er aber schon damals mit dem Gedanken umgegangen sei, der „Erste“ vom Handwerk zu werden.

Sobald Louis seine Lehrjahre durchgemacht hatte, zog es ihn nach dem glänzenden Paris. Im Vorgefühl seiner künftigen Größe wanderte er hier von einem Meister zum andern, stopfte überall Lederunebenheiten an und ließ nebenbei hin und wieder eine poetische Ader springen.

Genug, Paris ward dem lebensmutigen Jüngling bald zu eng, und eines schönen Morgens zog der nunmehrige „mousseur“ mit seinen Schreckschuhen im Tornister zum Thore hinaus in die weite Welt. Er durchwanderte nun Nord-, Ost-, Süd- und West-Frankreich, arbeitete aller Orten, aber nie länger als einige Wochen, höchstens einen Monat, brachte sich bei seinen Gewerbsgenossen durch seine schrecklichen Verse in den Ruf eines „Demokraten und Literaten“ und verschmutzte dabei keineswegs, in den Falten seines Mieders zu kramen, so daß, als er nach vier- bis fünfjährigem Wandern wieder nach Brest kam, im ganzen gesegneten Frankreich kein Arbeiter aufzutreiben gewesen wäre, der es mit Monsieur Louis in seinem Fache hätte aufnehmen können.

Das war denn auch in der Bretagnerstadt bald allbekannt, natürlich weil unser Held es selbst ausposaunte. Einige „neue Lieder“ hie er mit seinem Namen darunter datte drucken lassen, gaben seinem Ruf ein noch bedeutenderes Relief. Kurz, er datte sich kaum wieder in die alten Bretagner Gewohnheiten hineingearbeitet, als ihm ein ehrenvoller Ruf in eine der bedeutendsten Werkstätten Brests wurde. Damit datte er jedoch sein Ziel noch nicht erreicht. Er strebte höher hinaus. Trotz seiner physischen Mängel — von deren Vorhandensein er freilich selbst am wenigsten überzeugt sein mochte —, hielt er sich, wie das bei außerordentlich häslichen Menschen häufig zu geschehen pflegt, für den Vollkommensten seines Geschlechts. So kam es, daß er plötzlich, als er der sagenen Ruhe bereits Folge geleistet hatte, mit seinen Blicken nach einer schönen, nicht mehr jungen Witwe angelte, von der er wußte, daß sie den ersten Lederfabrikanten des Ortes zum Onkel hatte.

Das war Wasser auf seine Mühle! Sobald Monsieur Louis nur in Erfahrung gebracht, wo Madame Olive wohnte, mietete er sich in ihrer nächsten Nachbarschaft ein, kaufte all' seine poetische Kraft zusammen und begann eine Reihe von Liebesämissionen in Reimen vom Stapel zu lassen, die, wenn sie ihren Weg nächtlicher Weile durch eine Thürspalte in ein Nebenzimmer nahmen, nichtsdestoweniger sicher an ihre Adresse gelangten und — gelesen wurden.

Das dauerte so eine geraume Zeit, bis eines Tages das Blatt sich wendete und der „Abjender“ plötzlich zum „Empfänger“ avancierte. Um's kurz zu machen, rückte Monsieur Louis, der häßliche, schielende Monsieur Louis, bald in aller Form Rechtens mit einem Heirathsantrage heraus. Auch wurde eine Zeit lang hin- und hergeredet, von der schönen Witwe ihr vorgerücktes Alter — sie zählte fünfzehn Jahre mehr als der Heirathscandidat — vorgeschützt, von Monsieur Louis kräftigst die ihm eigene Gabe der Ueberredungskunst gehandhabt und endlich richtig das Ehebündniß geschlossen.

Damit hatte Monsieur Louis wieder einen Schritt vorwärts gethan. Denn sobald der priesterliche Segen über das Paar gesprochen, kam eine Einladung vom Onkel, der natürlich auch mit bei der Hochzeit war, und Louis stand als Werkführer an der Spitze eines der umfangreichsten Geschäfte.

Nun war er schon nicht mehr der „Letzte.“ Er wußte es. Gleichwohl ging ihm in seiner neuen Stellung bald die Geduld aus. Unvermittelbar nach den Flitterwochen schon machte er es sich zum Vorwurfe, in der Provinz zu leben. Hier datte er zu weiter nichts zu hoffen. Den Onkel seiner Frau beerben konnte er nicht. Derselbe datte Kinder. Zudem war es ein noch rüstiger Mann. Hier konnte er im glücklichen Falle auf seinem Werkführerposten sterben oder aber mit seiner Gemahlin das Grabendrot eines Invaliden essen. Er mußte einen größern Schauplatz für seine Pläne haben.

Gerade wie er über die Mittel zu einem Wechsel seiner Stellung in seinem Sinne mit sich selbst zu Rathe ging, brach die 48er Revolution aus. In Paris wurden Barrikaden gebaut, wurde die Marseillaise gesungen. Nach Paris strömte Alles, was Anspruch auf Talent und Intelligenz datte. Nach Paris mußte auch Monsieur Louis. Das war ein Tummelplatz für seine Operationen! Dort konnte er andere Sprünge machen, wie in dem elenden Nest, anderé sich emporarbeiten.

Indessen der Mann denkt, und die Frau lenkt. Wenn Monsieur Louis Energie in seine Denkweise legte, so legte sein sünfzehn Jahre älteres, mithin erfahreneres Gemahl in die ihrige Beharrlichkeit. Sagte er entschieden: „Ja!“ so sagte sie ebenso entschieden: „Nein!“ Schrie er: „Paris!“ so kreischte sie: „Brest!“ — Einsweilen sollte aus der Uebersiedelung nichts werden.

Bleibsmohl gab auch hier den Ausschlag die Zeit. Drei Jahre datte der Streit zwischen den Gatten gedauert. Mit der ganzen Zähigkeit seiner Willenskraft datte Monsieur Louis ihn festgehegt. Er sollte endlich Sieger bleiben. Das Paar schritt zur Uebersiedelung nach Paris.

Hier war damals nicht gut Häuten bauen. Handel und Wandel gingen so ziemlich an Stricken. Die Arbeiterklasse feierten in der Majorität. Ihener Leben war's obendrein.

Da kamen für Monsieur Louis schwere Tage. Ja, das schöne, das herrliche Paris! Es hat auch seine Schattenseite. (Er sollte es nach der nochmals erfahren.) Nach Uebersetzung von Mühbelgliedern aller Art wohnte das Ehepaar aus Brest endlich in einer Mansarde im siebenten Stock. Der größte Theil des Stammmobiliars der früheren Wittwe datte zu Spottpreisen losgeschlagen werden müssen. Das mitgebrachte kleine Capital schmolz zusehends, da an Beschäftigung damals nicht zu denken war. Auch als diese endlich in kleinem Maße sich auftdat, schwuppte der Feudo noch. Dazu das unausgesetzte Murren und Schmälsen der Frau, die doch durch drei Jahre gegen das Verbauen angekämpft datte. Die siedenden Vorwürfe, die in Einem fort den Trophäen trafen. Später das Eintreten völliger Ebbe in der ehelichen Kasse und die bittere Nothwendigkeit, Stück für Stück den Rest des Hausraths ins Pfandhaus zu tragen. Alles das war gewiß geeignet, die häßele Natur geschmeidig zu machen.

Monsieur Louis ging aus all' diesen häuslichen Stürmen, all' diesen Mühren mit ungebeugtem Nacken hervor. Die lauten Schauer aus dem Munde seiner Ehehälfte mundeten ihm sicher nicht. Aber er schüttelte sie ruhig ab, lächelte dazu und — ging seinen Weges. Denn man bilde sich nur ja nicht ein, daß er zu Hause sitzen blieb, die Hände in den Schooß legte und wartete, bis die gebratenen Tauben zum Fenster hereingeflogen kamen. Auch wäre das angesichts seiner immer trübicher sich gestaltenden Verhältnisse gar kein angebrachter Posten gewesen.

So rächte ein Zeitzunft das andere, und die häusliche Pein, das entbehrliche Comfort von einst aus der Louis'schen Wohnung verschwunden war. Die letzten von „mont-de-piété“ erhaltenen Groschen datten ihre Metamorphose in Cibaras erlitten. Beide Gatten saßen schweigend bei der Mahlzeit.

„Hm!“ brummte Madame Louis, indem sie mit einem Druck der Verzweiflung einen Schinkenknochen entzweibrach; „wo morgen Brot hernommen soll, ich weiß es nicht.“

„Sei ruhig, Olive. Nach Regen kommt Sonnenschein.“

„Ach was! Das plärrest Du nun schon die ganze Zeit über und liegst doch dabei auf der Bärenhaut.“

„Olive!“

„Hatt' ich's nicht gesagt? In Brest datten wir Alles, was wir brauchten. Hier können wir am Hungertuche nagen. Ich will wieder nach Brest!“

Der arme Ehemann sagte nichts. Er aß schweigend seinen letzten Bissen, stürzte ein Glas Wasser hinunter und entfernte sich — gewiß eine letzte heroische Anstrengung zur Verbesserung ihrer Lage zu machen.

Als es Abend geworden war und Madame Louis mit dem Rest ihres Mundvorrathes den irgalen Mittagstisch bereitet datte, war er noch nicht zurück. Voller Ungeduld sah die Frau aller fünf Minuten auf eine an der Wand hängende silberne Uhr, sind das letzte Ueberbleibsel aus der glücklichen Zeit. Aber der Mann kam nicht. Gewöhnlich aßen sie schon — wie das in Paris Mode — um sechs Uhr zu Mittag. Jetzt war es acht und das Essen stand noch unangerührt da. Anfangs geberdete sich die Frau in ihrer Zimmereinsamkeit ziemlich heftig. Nachgerade stellten sich jedoch andere Gedanken bei ihr ein. An das Essen dachte sie nicht mehr. Der Abreitt war ihr vergangen. „Wie, wenn der Unglücklche in seiner Verzweiflung irgend einen entsetzlichen Entschluß gefaßt; wie, wenn er sich ins Wasser gestürzt hätte? In Paris war das ja nichts Seltenes!“ Sie dachte an die Morgue, das finstere Haus mit den ausgestellten Leichen der Selbstmörder und Verunglückten. Es durchrieselte sie wie kalter Todesfrost. Dazu kam die Nacht, die finstere, undurchdringliche, Alles verhüllende Nacht. Frau Olive datte Angst, eine fürchterliche, lähmende Angst. Durch die Dunkelheit draußen starrten sie ein paar weit offene Augen glasern an. O, sie kannte diese Augen. Es waren Louis' Augen. Sie datte ihn in den Tod gejagt — Frau Olive weinte. Sie rang die Hände und betete.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bilder der Zeit.

Originalzeichnungen von Bechstein.

Die drei Grazien,
aber weder von Canova noch von Thorwaldsen.

Das wandelnde Chignon.
Der Haarbeutel geht auf Reisen und wohin er sich schließlich verirrt

Eine gutgemeinte Belehrung.

Fremder: Es ist doch eine abscheuliche Sitte, daß man hier zu Lande die Trauben austreten läßt.

Weinbauer: Ja freilich! Wir machen das besser — wir treten sie selber aus.

Der nobelste Stammbaum.

Baron: Sie können mir glauben, Thouvenel — bis zu den Kreuzfahrern kann ich meinen Stammbaum zurückführen ...

Vicomte Lavraille: Herr Baron, — seit ich Karl Vogt's köstlichen Vortrag gehört habe, weiß ich ganz genau, daß meine erlauchten Ahnen schon zu den vornehmsten Affen zählten.

Digitized by Google

Adele.

Eine Geschichte aus dem Leben

von

Ernst Linden.

(Fortsetzung.)

Haller bedurfte nur weniger Augenblicke, um sich mit dem Inhalte des Briefes bekannt zu machen, und ihn dann zurückgebend entgegnete er:

„Ich lebe, daß ich verstummet bin; aber ich hoffe Ihnen Alles aufklären und mich gegen diese Beschuldigungen rechtfertigen zu können. Die Schreiberin dieses Briefes ist nicht, wie sie behauptet, meine Frau, und sie nimmt hier Rechte in Anspruch, welche ihr nicht zukommen. Wir haben bisher in Folge eigenthümlicher Umstände vor den Augen der Welt als verheirathet gegolten; es ist jedoch ein Leichtes die Richtigkeit jeder weitern Behauptung zu beweisen."

„Ich kann darüber natürlich nicht urtheilen," entgegnete ihm der Kanzleirath, „überhaupt geht mich das auch nichts an und für mich genügt es den Zweck Ihres Hierseins zu kennen."

„Ich bin der Verlobte Ihrer Tochter," erwiderte Haller; „Sie werden das durch den Brief, welchen ich Ihnen zu überreichen die Ehre hatte, bestätigt finden, und meine Reise hierher ging aus dem Wunsche hervor —"

„Genug," unterbrach ihn der Kanzleirath mit durchdringender Stimme; „ich sehe, daß die Anklagen Ihrer schändlich verrathenen Frau also doch wahr sind und daß ich mich in meiner Tochter getäuscht habe. Was ich längst gefürchtet, ist eingetreten, und ich kann meine Tochter nach diesen Vorgängen nicht mehr als solche anerkennen. Durch diesen Brief wollte ich sie zu mir zurückrufen, damit sie mir meine alten Tage, deren Ende vielleicht nicht mehr fern ist, erheitere, aber sie hat jetzt selbst jedes Band zwischen uns zerrissen, und statt die Stütze und Freude meines Alters zu sein, ist sie ein Nagel zu meinem Sarge geworden. Gehen Sie hin zu ihr und bringen Sie ihr dafür meinen Fluch!"

„Aber lieber Mann," bat die Kanzleirathin, deren Zorn vorzugsweise gegen den Fremden gerichtet gewesen war und die einen heranziehenden Ausgang doch nicht erwartet hatte; „bedenke was Du thust; sie ist unser Kind, unser einziges."

„Unterbrich mich nicht," rief der Kanzleirath, den seine sonstige Ruhe und Sanftmuth gänzlich verlassen hatte; „ich weiß, was ich zu thun habe und was ich meinem ertheilten Namen schuldig bin.

„Herr, worauf warten Sie noch, verlassen Sie mein Haus, welches durch Ihre Gegenwart geschändet wird, dort ist die Thür, hören Sie!"

Haller hatte die Zornausbrüche des alten Mannes ruhig über sich ergehen lassen; es sah aber wohl ein, daß dieser jetzt für jede Erklärung unzugänglich war, und nach dieser festimmten Aufforderung jagerte er nicht länger, derselben Folge zu leisten. Ohne weitere Gegenrede verneigte er sich mit einem ernsten traurigen Blicke auf die hintergangenen Alten langsam das Zimmer.

Er fühlte sich durch die Bosheit der Wittwe seines Freundes, wie durch die unverdiente, wenn auch leicht zu erklärende harte Behandlung der Eltern seiner Geliebten auf's Tiefste verletzt, und erst, als das Haus weit hinter ihm lag und er draußen unter grünen Bäumen dahinschritt, die in duftiger Morgenfrische sich über ihm wölbten, gelang es ihm seiner Empfindungen Herr zu werden und wieder ruhiger über Alles zu denken.

Er gab die Hoffnung noch nicht ganz auf, den Vater der Geliebten von seinem Irrthume zu überzeugen, und beschloß am nächsten Tage, wo dieser vielleicht seine Ueberreizung eingesehen haben würde, sich nochmals schriftlich an ihn zu wenden.

Die in dem Gasthause, wo er zu diesem Zwecke den nächsten Tag abwarten wollte, über den Kanzleirath eingegangenen Erkundigungen bestärkten ihn in dieser Hoffnung, da jener in der Stadt allgemein als ein ruhiger, vernünftig und billig denkender Mann bekannt und geachtet war, und der mittheilsame Wirth ihm noch außerdem erzählte, daß der Kanzleirath eine Tochter habe, welche sein ganzes Glück ausmache und an der er ungemein hange.

Haller sandte am andern Morgen den Hausknecht mit seinem Briefe ab, worin er den Kanzleirath beschwor, seine Tochter nicht ungehört zu verdammen, da sie gänzlich schuldlos sei, und gab sein Ehrenwort, dieselbe, wenn dieses zu des Vaters Beruhigung diene, nicht wiedersehen zu wollen, bis jener sich von der Wahrheit seiner Versicherung überzeugt und ihm selbst seine Zustimmung zur Fortsetzung seiner Bewerbung ertheilt habe.

Der Ueberbringer des Briefes war angewiesen, nicht auf Antwort zu warten, sondern nur zu sagen, daß der fremde Herr bis zum Abend im Gasthause bleiben werde.

Mit fieberhafter Spannung sah Haller der Rückkehr seines Boten entgegen, um, wenn er auch eine Antwort noch nicht erwarten konnte, doch wenigstens nach der Art und Weise, wie der Kanzleirath seinen Brief aufgenommen haben würde, seine Hoffnungen für das Gelingen seiner Wünsche bemessen zu können.

Seine heiße Stirn gegen die Scheiben gedrückt, spähte er den Weg entlang, auf dem der Bote zurückkehren mußte; die Minuten wurden ihm zu Stunden, und seine Gedanken kreuzten sich unaufhörlich.

Endlich erblickte er den Burschen, der ganz gemächlich die Straße heraufkam und sich nebenbei noch so viel Zeit gönnte, um im Vorbeigehen an einen Brunnen zu treten und den daran beschäftigten Mägden Wasser in's Gesicht zu spritzen.

Gern wäre er dem Schlingel entgegengelaufen, aber um Aufsehen zu vermeiden, mußte er seine Ungeduld bezwingen und ruhig abwarten, bis es dem Schalk beliebte, sich seines Auftrages zu entledigen. Nach abermaligen unendlichen fünf Minuten war der Bursche glücklich im Hause angekommen, und als Haller, der ihn auf der Treppe hörte, hinaustrat, ihn eben fragen wollte, was der Kanzleirath gesagt habe, erblickte er zugleich mit dem Boten seinen Brief, welchen jener aus der Tasche seiner Jacke hervorbrotte.

„Der Herr Kanzleirath schickt hier den Brief wieder; es wäre nicht nöthig und Sie möchten sich nicht bemühen; er wüßte schon Alles."

Haller nahm den Brief in Empfang und starrte gedankenlos bald auf die Adresse, bald auf das unerbrochene Siegel, bis der Bursch ihn durch die Frage, ob er noch etwas wünsche, aus seinem Brüten riß.

„Nein," entgegnete er kurzes und wandte sich um, damit jener nicht länger Zeuge seiner Gemüthsbewegung sein sollte. — „Halt, noch eins, wann fährt die Post nach Neustadt?"

„Nachmittag um drei."

„Gut, Post? Schicken Sie mir den Kellner mit der Rechnung auf mein Zimmer."

Nach wenigen Minuten verließ Haller die Stadt und schlug zu Fuß den Weg nach der nächsten Eisenbahnstation ein. Es trieb ihn hinaus aus den Mauern, in denen er seit den letzten vierundzwanzig Stunden so vieles gehofft, gefürchtet und gelitten hatte, und die er nun mit dem Gefühle der Entsündigung verließ; — hinaus aus dem steinlichen Getreibe der Menschen mit ihrer Bosheit und Engherzigkeit; er sehnte sich danach, mit sich allein zu sein, allein unter den Bäumen des Waldes und den Wolken des Himmels, dort hoffte er sich wieder zu finden, wie er es schon oft gethan, wenn die Menschen ihn nicht verstanden hatten.

Es war schon spät am Abend des nächsten Tages, als Haller wieder in Neuhof anlangte. Die Straßen lagen schon still und dunkel da und nur hin und wieder brannte ein vereinzeltes Licht. Er mußte deshalb auf seinen Wunsch, die Geliebte an dem Abend noch zu sehen, verzichten und hoffte den nächsten Morgen abwarten.

Als er in seiner Behausung anlam, erfuhr er von seiner Hauswirthin, welche durch sein Klopfen in ihrer ersten Ruhe gestört schlaftrunken herbeikam, um ihm die Thür zu öffnen, daß die „Frau Direktorin" seit Vormittag verreist sei und nichts über ihre Rückkehr hinterlassen habe. Zugleich erhielt sie ihn mit, daß die Polizei am Nachmittage sich aller seiner Papiere bemächtigt habe und er auch seiner Rückkehr selbst auf das Polizeibureau bestellt sei.

Haller begriff, daß die Wittwe seines Freundes, nachdem sie durch ihre Eltersucht, welche es seit den letzten Unterredung mit ihr erkannt hatte, zu seinem Briefe, als dem äußersten Mittel, die Abendgesellschaft zu verdrängen, gebracht war, sich wenigstens vorläufig entfernt halten wolle, um den etwaigen Erfolg abzuwarten, und es war ihm lieb, auf diese Weise von der ihm jetzt verhaßten Person befreit zu sein. Was jedoch jene Maßregel der Polizei bedeute, war ihm nicht ganz klar.

Trotz der Müdigkeit, welche er in Folge seiner mehrtägigen Reise empfand, vermochte er keine Ruhe zu finden; die mannigfaltigsten Gedanken und Bilder zogen an seinem Geiste vorüber und verschwanden den Schlaf von seinem Lager. Was ihn am meisten erregte, war die Besorgniß, daß Adele ohne des Vaters Einwilligung sich weigern würde, die Seine zu werden, und er fürchtete, daß wenn es ihr auch gelänge, den Zorn des Vaters gegen sie selbst zu versöhnen, sie doch nicht im Stande sein würde, dessen Verdacht und Vorurtheil gegen ihn ebenfalls zu überwinden, da die Anklage der Wittwe Haller leicht nur zu glaubwürdig erscheinen mußte.

Noch nie hatte ihn das Geschick, welches bisher sein Leben schon so oft getrübt hatte, härter getroffen als jetzt, denn bisher hatte es ihn durch seine Launen nur aus Verhältnissen gerissen, deren Lösung ihn nur wenig berührte, weil er sich doch auch darin nicht heimisch gefühlt hatte und die Banden stets nur lose gewesen waren, welche ihn an Menschen und Dinge knüpften. Der erste eigentliche Verlust, welchen er im Leben empfunden, war der seines verstorbenen Freundes gewesen, und noch oft klang diese Saite in einem wehmüthigen Tone bei ihm nach.

Ungleich inniger aber waren die Bande, welche ihn jetzt an Adelen festen, und er konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, auch sie zu verlieren, obgleich die Hoffnung von Gegenheil in Adelens ihm bekannter Sinnesart unter den jetzigen Verhältnissen nur eine sehr schwache war.

Endlich brach der lang ersehnte Tag an und mit den hellen Strahlen des jungen Morgens schwanden auch die trüben Schatten seiner Phantasie, und er wagte neuen Hoffnungen Raum zu geben.

Digitized by Google

Schon lange bevor er erwarten konnte, die Geliebte erwacht zu finden, durchwandelte er die Straße, in der ihre Wohnung sich befand, und verfolgte mit Aufmerksamkeit jeden Zeichen des in den Häusern beginnenden Lebens, bis endlich die Stunde der Erlösung für ihn schlug.

Bisher hatte er noch niemals zu so früher Stunde die Wohnung der Geliebten betreten, aber da er Niemanden sah, durch den er sich hätte können melden lassen, so stieg er die Treppe hinauf und befand sich bald vor der ihm wohlbekannten Thür.

Er lauschte, um sich zu überzeugen, ob sein Kommen der Geliebten schon genehm sei, und als er im Zimmer ihre leichten Tritte und das Klappern von Kaffeegeschirr vernommen hatte, klopfte er und trat ein.

Das junge Mädchen befand sich in einem einfachen Morgenanzuge, der ihre schlanke Gestalt in ihrer ganzen Schönheit erkennen ließ. Ein weißes Spitzenhäubchen umgab ihr lieblisches vom Schlafe noch rosig angehauchtes Gesicht und ließ dessen jugendliche Frische noch mehr hervortreten.

Haller, der die Geliebte noch niemals in diesem Costüme gesehen hatte, stand von diesem ihm ungewohnten Anblicke wie gebannt und betrachtete, allen Kummer vergessend, die reizende Erscheinung in stummer Bewunderung.

Adele schien aus seinen glücklich leuchtenden Blicken auf einen guten Erfolg seiner Reise zu schließen; sie eilte jubelnd auf ihn zu und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„O ich weiß schon," rief sie aus; „es ist Alles gut, Du brauchst es mir gar nicht einmal zu sagen, man kann es schon auf Deinem Gesichte lesen. Nun komm und setze Dich zu mir. Du hast doch gewiß noch nicht Kaffee getrunken und sollst mein Gast sein; dabei kannst Du mir Alles erzählen."

Rasch hatte sie noch eine zweite Tasse herbeigeholt und nahm dann, dieselbe füllend, auf dem kleinen Sopha Platz, den Geliebten mit Hand und Blick einladend, sich neben sie zu setzen.

Haller war, während das junge Mädchen in ihrem Eifer kaum auf ihn geachtet hatte, an der Thür neben geblieben, und ihrem geschäftigen Treiben mit wehmüthigem Blicke gefolgt. Jedes ihrer Worte verursachte ihm Schmerz und machte ihm seine an sich schon so schwere Botschaft nur noch schwerer.

Als sie dann zu ihm aufsah und ihn aufforderte, sich neben sie zu setzen, erschrak sie über den Ausdruck seines Gesichts. Es schien eine Ahnung der Wahrheit in ihr aufzutauchen. „Georg, was ist Dir," rief sie in ängstlichem Tone, „was ist vorgefallen. O sage es schnell und ängstige mich nicht länger."

Der Augenblick, vor welchem Haller sich so sehr gefürchtet, war nun überstanden, der Bann gewichen, und er konnte jetzt frei sprechen.

Zugleich hiermit war auch das Vertrauen zu sich selbst und auf die Zukunft bei ihm zurückgekehrt; er fühlte, daß jetzt die Geliebte ihn nicht verlassen würde und daß er dagegen sie schützen und für sie handeln müsse. Nur Lebensmuth und neue Hoffnung bob seine Brust, als er jetzt zu ihr hinkniete und sie sanft an sich zog.

„Ja meine theure Adele," begann er, „es war eine Täuschung, als Du Gutes hofftest; Dein Vater hat sich durch eine selbst Verblendete, von der ich nicht weiß, ob ich sie verachten, oder nur bemitleiden soll, täuschen lassen und zürnt uns Beiden. Ich habe nichts unversucht gelassen, ihn von seinem Irrthum zu befreien; aber vergebens, und er hat mir jeden Weg zu seinem Herzen abgeschnitten. Aber laß uns darum nicht jede Hoffnung aufgeben; die Zeit wird auch hier ausgleichen und verföhnend einwirken; ihr müssen wir für jetzt Alles überlassen, und der Tochter wird dann hoffentlich besser gelingen, was mir, einem Fremden, nicht glücken wollte."

Haller theilte nun dem aus seinen schönsten Träumen gerissenen Mädchen so schonend als möglich mit, wie er es dahein gefunden, und gab ihr, nachdem die ersten Ausbrüche des Schmerzes über die Verkennung und Zurücksetzung, welche sie erlitten, seinen beruhigenden Worten eingermaßen gewichen waren, den Rath, noch einige Tage vergehen zu lassen und dann dem Vater, oder besser der Mutter, welche sich weniger erregt und entschieden gezeigt hatte, nochmals zu schreiben. Er glaubte sich ungeachtet seiner eigenen trüben Erfahrungen dennoch hiervon die Aussicht auf eine Ausgleichung versprechen zu können, denn er empfand ja selbst, wie der Eindruck alles dessen, was er erfahren, bei ihm jetzt schon allmälig mehr und mehr schwand, und dessto ein Gleiches von dem anfänglichen Zorne des Vaters annehmen zu dürfen.

Er verabschiedete sich nun von der Geliebten, um sich auf dem Polizeibureau wegen der gegen ihn getroffenen Maßregeln Aufklärung zu erbitten; verschwieg ihr jedoch diese, um sie nicht dadurch auf's Neue und vielleicht ganz ohne Noth zu ängstigen.

Als er auf dem Bureau anlangte und seinen Namen nannte, wurde ihm bedeutet zu warten, bis der Polizeicommissar, welcher jene Maßregeln veranlaßt und seine Papiere an sich genommen habe, käme, und er hatte bis zu diesem Anlaufe hinreichende Muße, sich in den verschiedensten Vermuthungen über dieses sonderbare Verfahren zu ergehen.

Es verging noch fast eine Stunde, ehe der Erwartete es für gut fand, sein Tagewerk zu beginnen, und Haller wurde nun in das Cabinet gewiesen.

Der Polizeicommissar empfing den Eintretenden mit einiger Anzahl formine und wandte ihm, seine höfliche Begrüßung kaum erwiedernd, unter der großen Brille, welche er auf die Nase gesetzen hatte, einen Blick entgegen, der darauf berechnet zu sein schien, ihn auf das, was nun folgen würde, vorzubereiten.

Haller ließ sich hierdurch jedoch nicht so leicht einschüchtern, da er diesen Blick bereits kannte und ihn noch jüngst auf der Bühne nachgeahmt und als „Scharfblick der Polizei" lächerlich gemacht hatte, sondern bat sich sehr ruhig seine Papiere, sowie eine Erklärung jener Anordnungen aus, in deren Folge er hierher zu kommen genöthigt sei.

„So," entgegnete der Beamte, indem er sich gravitätisch in seinem Stuhle zurechtsetzte und seine Feder hinter das Ohr steckte, „also eine Erklärung möchten Sie haben? Zunächst will mir ich mir aber eine Erklärung darüber ausbitten, wer Sie eigentlich sind und wie Sie zu dem Namen kommen, mit welchem Sie sich hier eingeschrieben haben."

Haller begann jetzt Alles zu begreifen. Die Wittwe seines Freundes war ihm offenbar auch hier in den Weg getreten und hatte die Denunciantin gespielt, und er begriff, daß hieraus für ihn sehr unangenehme Verwicklungen entstehen konnten.

Der Polizeicommissarius ließ ihm jedoch zu weiterem Nachdenken keine Zeit und fuhr, nachdem er eine mächtige Prise in seine Nase gezogen, welche eigens zu diesem Zwecke eingerichtet zu sein schien, und seine Brille noch höher hinaufgeschafft hatte, sogleich weiter fort.

„Es sind und da vor einigen Tagen höchst sonderbare Dinge über Sie zu Ohren gekommen und zwar durch ihre angebliche Frau, und es wäre uns interessant, einmal zu hören, was Sie eigentlich dazu sagen, und was Sie zur Rechtfertigung eines Verhältnisses, welches ich wohl nicht näher zu erwähnen nöthig habe, vorbringen werden. Sie haben den Namen jener Person seit einer Reihe von Jahren einem falschen Namen gefälscht, und sich zugleich damit der Strafe für ein früher von Ihnen im Auslande verübtes Verbrechen entzogen. Wenn Sie wünschen, so werde ich Ihnen das Protokoll über die Aussage Ihrer angeblichen Frau vorlesen."

„Nein," ist nicht nöthig, ich kann mir's schon denken, wohin es laufet, und die Angabe, daß jene Frau nicht die meinige ist, nur bestätigen. Was die Annahme und Führung eines mir allerdings nicht zukommenden Namens betrifft, so hat mich dazu keineswegs verbrecherische Absicht, sondern nur eine augenblickliche Noth und die Ueberlegung veranlaßt. Niemanden hierdurch auch nur im Geringsten zu schaden, sondern im Gegentheil dadurch, daß ich den Namen eines mir theuern Todten führte, der Wittwe desselben, einen jener Frau, welche mich jetzt angeklagt hat, nützlich sein und für sie sorgen zu können. Das mir vorgeworfene Verbrechen reducirt sich auf ein während meiner früheren militairischen Laufbahn stattgehabtes Duell, für welches ich aufkommen, da es im Auslande stattfand, als solches, so weit mir die Gesetze bekannt sind, hier nicht strafbar bin."

Der Polizeicommissar nahm diese Aussagen Haller's ebenfalls zu Protokoll, ließ sich dann noch die näheren Umstände angeben, welche ihn damals zur Annahme seines jetzigen Namens veranlaßt hatten, und eröffnete ihm dann, daß er ihn vorläufig als Gefangenen behandeln müsse.

Auf Haller's Bitte, ihm wenigstens einige Zeit zur Abwickelung seiner geschäftlichen Angelegenheiten zu lassen, da sonst sein und seiner Gesellschaft Existenz auf dem Spiele stehe, weilte sich der Commissär nicht einlassen, und ungeachtet aller Vorstellungen hiergegen sah sich Haller unmittelbar aus dem Verhör in eine einsame Zelle versetzt.

Von seinem Gefängnisse aus theilte er Adelen seine Verhaftung schriftlich mit, wobei er sie damit zu beruhigen suchte, daß er dieselbe nur als eine Art nothwendiger Formalität darstellte und die Ueberzeugung aussprach, schon in ganz kurzer Zeit wieder in Freiheit zu sein.

Gleichzeitig schrieb er seinem Stellvertreter Hildebrand, welcher, da das Theater und sämmtliche dazu gehörige Gegenstände unter Siegel gelegt waren, sich außer Thätigkeit befand, daß er die seit Haller's Abreise gemachten Einnahmen als Abschlagszahlung unter die Schauspieler vertheilen und dieselben in Haller's Namen entlassen möge.

Diesen letzten Brief empfing er nach kurzer Zeit wieder zurück, mit der Nachricht, daß Hildebrand sich dem Augenblicke der Schließung des Theaters mit seinen geringen Habseligkeiten, zugleich aber auch mit der Theaterkasse verschwunden sei und man nicht wisse, wohin er sich gewandt habe.

Obgleich Haller hiernach bald mit sich darüber im Reinen war, daß seine ohnehin in der letzten Zeit in Folge vieler Verluste reducirten finanziellen Verhältnisse durch diese letzten Verfälle vollständig zerrüttet seien, so drückte ihn dieses doch bei weitem weniger als seine andern Sorgen.

Er wußte, daß es ihm nicht mehr möglich sein würde, seine bisherige Carrière nach seiner Freilassung wieder aufzunehmen, denn sein Besitz an Garderobe und sonstigen Effecten war der Art verschuldet, daß ihm bei einem Verkauf derselben nach Abzug der noch rückständigen Gagen auch nicht das Geringste mehr übrig bleiben konnte. Er mußte also nothwendig, sobald er wieder in Freiheit war, sich eine neue Existenz zu ge-

Digitized by Google

wimmen suchen, aber anstatt sich durch diesen Gedanken getröstet zu fühlen, diente derselbe vielmehr dazu, ihn zu zerstreuen und aufzurichten, denn er fühlte allen Widerwärtigkeiten gegenüber die Kraft in sich, durch seine vielseitigen Talente und Kenntnisse eine neue Bahn, wenn er auch noch nicht recht wußte welche, zu erklimmen.

Adelens Stellung war durch die stattgehabten Ereignisse nun eben falls unhaltbar geworden, und da sie außerdem durch ihr Bleiben dem Geliebten in seiner Weise nützen konnte, sondern seine Sorgen dadurch nur noch zu vermehren fürchtete, so zögerte sie nun nicht mehr länger, sich nochmals an ihren Vater zu wenden, mit der Bitte, ihre Rückkehr in's elterliche Haus zu gestatten.

So waren trübe bange Stunden, welche sie bis zum Empfang seiner Antwort verbrachte. Furcht und Hoffnung bekriegten abwechselnd ihre Seele und dabei hatte sie Niemanden, dem sie ihren Kummer hätte anvertrauen, bei dem sie sich hätte aussprechen und sich Trost und Beruhigung hätte holen können. Dazu kam die Sorge um das Schicksal Hallers, über welches sie sich völlig im Dunkeln befand.

Vier Tage waren nun schon seit der Absendung ihres Briefes vergangen; draußen dämmerte ein prächtiger Sommerabend, aber das junge Mädchen, welches allein und traurig auf ihrem einsamen Stübchen saß, empfand nicht die Schönheit, welche sich vor ihren Augen entfaltete, sondern war in das Nachdenken über ihr bisheriges Geschick versunken, als sie unten im Hause die brannte Stimme des Briefträgers vernahm, welcher nach ihr frug. Freude und Schreck drangen gleichzeitig beim Laute dieser Stimme auf sie ein, denn der nächste Augenblick mußte ihr die Entscheidung bringen. Kaum vermochte sie aufzustehen und die Thür zu erreichen, um den Brief in Empfang zu nehmen.

Adelens Hauswirtin, welche ihr selbst den Brief hinaufgetragen hatte, wurde noch ehe sie den Fuß der Treppe wieder erreicht hatte, durch einen herzzerreißenden Schrei erschreckt, der aus dem Zimmer des jungen Mädchens drang und dem ein dumpfer Fall folgte.

Als sie hinaufeilte, fand sie das junge Mädchen bewußtlos am Boden liegen und neben ihr einen noch unerbrochenen Brief, auf dessen Rückseite mit großer deutlicher Schrift die Worte standen: „Ist weiger die Annahme. Graf."

Unter den Bemühungen der braven alten Frau und ihrer Tochter, die als das sanfte freundliche Mädchen sich gewonnen hatten, schien Adele nach einiger Zeit zwar aus ihrer Betäubung zu erwachen, doch verfiel sie bald in heftiges Fieber und begann irre zu reden. Sie ergählte in diesem Zustande Dinge, wovor die Alte, wie ihre Tochter, sich entsetzten, obgleich sie keinen Zusammenhang hineinzubringen vermochten.

Der herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand des jungen Mädchens für die Folge einer heftigen Gemüthsbewegung und verordnete zunächst kühlende und beruhigende Mittel und versprach am nächsten Morgen wiederzukommen, wo dann entweder eine Besserung eingetreten sein oder das Leiden eine bestimmte Richtung angenommen haben würde.

Der Zustand hatte sich jedoch bis zum folgenden Tage noch verschlimmert, und der Arzt nannte die Uebergangung, daß die Kranke von einem heftigen Nervenfieber ergriffen sei. Tagelang schwebte sie in der größten Lebensgefahr, und es war ersichtlich, wie der Körper allmälig den Zerstörungen der Krankheit erliegen mußte, wenn nicht bald eine Aenderung eintrat. Unermüdlich waren die braven Leute beschäftigt, alle Anordnungen des Arztes auszuführen, um die Gewalt der Krankheit zu brechen, kein Mittel wurde unversucht gelassen, das junge Leben zu retten; aber so oft der Arzt den Stand der Krankheit beobachtete, stets wandte er sich mit einem Blicke, der nichts Gutes verkündigte, von der Armen ab, welche mit abgezehrten und vom Fieber gerötheten Wangen dalag, während der Geist in den tollsten Schreckbildern der Phantasie sich erging.

Trotz der großen Schwäche der Kranken nahm die innere Gluth noch sorgwährend zu, und der Arzt erklärte, daß wenn nicht innerhalb der nächsten zwölf Stunden eine Besserung einträte, der Zustand hoffnungslos sei.

Die zur Krise bestimmte Zeit nahte sich nun auch bereits dem Ende zu und mit ihr schwand die Hoffnung von Stunde zu Stunde. Es wurde Nacht, und der neue Morgen sollte vielleicht schon das Bett einer Todten besehenen. Der Morgen war nah. Die gute Alte, welche um Mitternacht ihre Tochter hatte zur Ruhe gehen lassen, vermochte selbst kaum noch den Anstrengungen der letzten Zeit zu widerstehen; sie hatte von den vielen durchwachten Nächten ermattet ihr müdes Haupt zum kurzen Schlummer geneigt, da dämmerte der Tag im Osten, die Räuber des Himmels mit purpurnen Streifen säumend; bald stieg die Sonne herauf und sandte ihre freundlichen Strahlen über die Erde; auch in das kleine Stübchen drang ihr Schein und weckte die Alte aus ihrem Schlafe. Erschreckt fuhr sie auf, über ihre Schwäche zürnend, die sie zu einer Zeit übermannt hatte, zu der sie am meisten hatte wachen wollen. Aufmerksam lauschte sie nach der Kranken hin; aber Alles war still. Von Angst erfüllt beugte sie sich über das Lager; aber ihre Besorgniß war unnöthig gewesen. An die Stelle des Fiebers war ein ruhiger Schlaf getreten.

Die Kranke lag jetzt zum Tode ermattet und erst seit dem Schwinden des Fiebers konnte man die Zerstörungen erkennen, welche in ihrem ganzen Organismus bewirkten, und das junge Mädchen sah in ihrer jetzigen Blässe einer Todten ähnlich. Aber dennoch fühlte die Alte, sie war gerettet.

Stunde auf Stunde verging, nichts unterbrach den wohlthätigen Schlummer der Genesenden, ruhig waren ihre Athemzüge, und als der Arzt erschien, konnte auch er mit sichtbarer Freude bekräftigen, daß die Macht der Krankheit gebrochen sei.

Während Adele nun unter der sorgsamen Pflege ihrer guten Hausleute langsam ihrer völligen Genesung entgegenging, wartete Haller, welcher von ihrem Zustande nichts wußte, mit Sehnsucht auf eine Nachricht von ihr. Er vermochte sich ihr Schweigen auf seine Weise zu erklären, denn er war überzeugt, daß, wenn Adele auch zu ihren Eltern gereist sei, sie doch die Stadt nicht verlassen haben würde, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen.

In dieser Ungewißheit über ihr wie über sein eigenes Schicksal waren nun schon fast drei Wochen vergangen, die seinem regen und an Thätigkeit gewohnten Geiste eine Ewigkeit erschienen, als endlich eines Morgens der Gefangenwärter in seine Zelle trat, mit der Aufforderung, ihm zu folgen.

Er wurde diesmal auf ein anderes Zimmer geführt, als bei seinem ersten Verhöre, und als sein Führer die Thür desselben geöffnet hatte, erblickte er statt des alten griesgrämigen und neugierigen Polizeikommissärs seinen Gönner, den Gerichtsrath Buchmann.

Das freundliche Gesicht, mit dem der Rath ihn empfing, genügte ihm, um einen günstigen Ausgang seiner Angelegenheit ahnen zu lassen.

„Guten Morgen, Herr Direktor," begann der Rath, indem er ihm die Hand entgegen reichte; „ich gratulire, Sie sind frei. Es ist Alles besser gegangen, als ich anfänglich selbst zu hoffen wagte. Auf die Verwendung Ihres Onkels ist die Strafe wegen Ihres Duelles und Ihres Austretens im Wege der Gnade niedergeschlagen und man hat sich deßhalb veranlaßt gesehen, auch die kleinen Unregelmäßigkeiten, welche Sie sich gegen unsere Landesgesetze haben zu Schulden kommen lassen, möglichst gelinde zu beurtheilen, zumal man eingesehen hat, daß Niemand dadurch beschädigt ist und überdaurt Milderungsgründe zulässig waren. Ganz ohne Strafe haben Sie allerdings nicht ausgehen können, aber wir haben als solche die bereits verbüßte Haft in Anrechnung gebracht und Sie sind mithin jetzt frei.

„Obschon habe ich Ihnen hier einen Brief Ihres Onkels zu übergeben, in welchem ich einen Paß für Sie vermuthe, sodaß Sie also jetzt unter Ihrem wirklichen Namen hier auftreten können und vor jeder weiteren Unannehmlichkeit geschützt sind."

Haller war durch diese Erörterungen aus Angenehmste überrascht und in drängte ihn, dem Gerichtsrath seine Freude und Dankbarkeit für dessen Hülfe, die er in Allem deutlich erkannte, auszudrücken.

„Wenn ich auch selbst für meine Handlungsweise," begann er, „einer schweren Strafe mich nicht schuldig fühlen konnte, so habe ich doch den Auffassungen des Gesetzes gegenüber eine solche Milde nicht hoffen zu können gewagt, und wie ich in der Niederschlagung meiner früheren Vergehen die vermittelnde Hand meines gütigen Onkels erblicke, so glaube ich nicht zu irren, wenn ich auch hier neben dem Urtheile des Richters die milde Auffassung eines mir wohlwollenden Mannes erkenne, dem ich mich zum wärmsten Dank verpflichtet fühle."

Der Gerichtsrath wies jedoch jeden Dank zurück und bereitete dann seinen Schützling auf Adelens Zustand vor, worauf dieser sich von dem braven Mann verabschiedete, um die Geliebte aufzusuchen.

Der Tag neigte sich schon dem Ende zu, und Adele, welche erst seit kurzem das Bett wieder verlassen hatte, saß in einem bequemen Lehnstuhle am Fenster, vorsorglich mit weichen Kissen umgeben, in welchen ihr immer noch schwacher Körper ruhte, und sah mit wehmüthigen Empfindungen hinaus zu dem schönen Abendhimmel.

Sie gedachte der fernen Heimath und des geliebten Vaters, der sich, durch den trügerischen Schein getäuscht, von ihr abgewandt hatte.

Heute auch der ungerechte Zorn für jetzt sein Herz besänftigt, so konnte sie doch nicht denken, daß die Liebe zu ihr ganz daraus gewichen sei, und wenn er sein Kind jetzt hätte sehen können, wie sie schwach und bülfloß in der Ferne und unter fremden Menschen sich nach der Heimath, nach dem Schutze und der Liebe der Eltern sehnte, er hätte sie gewiß nicht länger zurückgewiesen.

Mit Sehnsucht folgten ihre Blicke den Vögeln, die sich hoch oben im blauen Aether wiegten und jubelnd ihr Abendlied erschallen ließen, ehe sie ihr Nest aufsuchten.

Auch sie hatte einst ihnen gegleichen, hatte fröhlich, wie sie, ihr Lied gesungen, und wie sie ihre Heimath gehabt, wohin sie zurückkehren konnte, wenn ihr Herz sie dahin zog. Aber das Schicksal hatte ihren Flug gelähmt, ihre Lieder verstummt und ihre Hoffnungen gebrochen.

Sie wußte kaum, ob sie sich darüber freuen sollte, daß sie genesen, ob es nicht besser für sie gewesen sei, wenn sie nie aus der Nacht erwacht, welche damals ihre Sinne umgeben. Denn was konnte sie noch vom Leben hoffen und erwarten?

Einsam und verlassen stand sie fortan in der Welt, vielleicht sogar ohne im Stande zu sein, sich ferner wie bisher auf ihre Kunst stützen

Digitized by Google

zu können, denn seit dem Tage, wo das Bewußtsein bei ihr zurückgekehrt war, verfolgte sie die Furcht, daß die Krankheit ihre Stimme geraubt haben könne, und wenn diese Befürchtung sich bestätigte, so war sie dem Elende völlig Preis gegeben.

Sie gedachte des Geliebten; was mochte aus ihm geworden sein? In ihren Augen war er unschuldig; aber sie wußte ja selbst, wie oft auch der Unschuldige leiden muß. Er, der jetzt, wo sie von Vater und Mutter verlassen war, ihre einzige Hoffnung und Zukunft gewesen wäre, bedurfte vielleicht selbst Schutz und Hülfe; hoffte vielleicht auf sie und zweifelte vielleicht sogar an ihr. Wenn sie ihn jetzt nur einmal sehen, wenn sie ihn hätte trösten können und ihm sagen, daß sie auch im Unglück bei ihm ausharren und ihm stets angehören wolle.

Sie hörte den Schritt des Doctors auf der Treppe; und da dieser ihr streng verboten hatte, sich ihren traurigen Gedanken hinzugeben, und sie beschwichtet, daß ihre leuchten Augen sie verrathen würden, so legte sie das müde Haupt zurück in die Kissen, wischte mit schwacher, zitternder Hand die verrätherische Thräne von den hohlen Wangen und schloß die Augen.

Der Doctor schritt rascher als gewöhnlich; er schien eilig zu sein, aber wenn er auch noch so viel zu thun und sich den ganzen Tag gequält hatte, so unterließ er doch nicht, so oft sein Weg ihn in die Nähe führte, die drei Treppen zu ihrem Stübchen hinaufzusteigen, um zu sehen, wie es ihr gehe; sie durch seinen freundlichen Zuspruch zu erfreuen und aufzurichten, ihr frische Blumen und wanderlei kleine Erfrischungen zu bringen und ihr zu bezeugen, daß auch außer ihr gutherzigen Wirthin noch Jemand da sei, der Antheil an ihr nähme.

Sie hörte wie der Doctor eintrat und an der Thür stehen blieb; aber sie war noch zu sehr von ihren Gedanken erregt, um jetzt gleich mit ihm sprechen zu können, und verharrte deshalb ruhig in ihrer Lage. Sie hörte ihn näher treten und wußte, daß er jetzt vor ihr stand und sie beobachtete; da endlich schlug sie die Augen auf.

Es war aber nicht die Gestalt des guten alten Doctors, die sich athemlos vorbeugend zu ihr niederbeugte, sondern ein anderes, jugendlich schönes, ihr wohlbekanntes und liebes Gesicht, dessen Blick mit Schmerz und zärtlicher Theilnahme an ihren Zügen hing.

„Georg," hauchte sie leise, während neue Hoffnung in ihr Herz zurückkehrte, „bist Du frei?"

„Ja, mein Herz, ich bin frei und bleibe bei Dir; aber sprich nicht und halte Dich ruhig; ich darf sonst nicht bei Dir bleiben. Man hat mich heute schon einmal weggeschickt, als ich zu Dir wollte, und der Doctor hat streng verboten, daß Du Dich aufregst."

„O ich will ja auch gern gehorsam sein," sprach die Kranke lächelnd; „ich weiß jetzt, daß ich Dich wieder habe, nun wird's bald besser."

Haller, der wie er sich jetzt wieder mit seinem wahren Namen nannte, Hadpera, bereits nun mit möglichster Eile den Verlauf seiner Habe, um seinen Verpflichtungen gerecht zu werden; wie er es vorausgesehen, so blieb ihm fast nichts übrig; aber er verlor darum den Muth nicht. Das Leben lag jetzt schöner vor ihm als je. Alles, was ihn früher gedrückt hatte, seine dunkle dürftige Vergangenheit, seine Furcht, die Geliebte verlieren zu können, Alles war mit einem Male von ihm genommen und eine neue Zukunft mit neuen Zielen und Hoffnungen breitete sich vor ihm aus und gab seinem regen Geiste Gelegenheit seine Schwingen zu entfalten.

Dem wäre er bis zu Adelens völliger Genesung in deren Nähe geblieben; seine geringen Mittel und die Nothwendigkeit, auch für ihre Zukunft bedacht zu sein, nöthigten ihn jedoch schon bald nach seiner Freilassung, einen neuen Wirkungskreis aufzusuchen.

Er wählte zu diesem Zwecke eine größere Stadt des Rheinlandes, wo er ungekannt sein Leben aufs Neue beginnen wollte.

Er versuchte dort zunächst seine musikalischen Kenntnisse zu verwerthen, und kündigte sich, nachdem er eine passende Wohnung gefunden, als Clavierlehrer an.

Seine Anzeige war schon zum zweiten und dritten Male in den Blättern erschienen, aber immer noch bot sich keine Aussicht, einen Schüler zu erlangen, und schon zwei Wochen waren vergangen, ohne daß eine andere Hand als seine eigene die Tasten des gegen hohe Miethe acquirirten Claviers berührt hatte.

(Schluß folgt.)

Alles und Neues.

Schiller auf dem Speisezettel. Wer nicht länger Zeit machte in Y** der Wirth einer Restauration, welcher wegen ihrer vortrefflichen Küche berühmt ist und sich fremdwärend einer starken Zuirrendner von Seiten des gebildeten Publikums zu erfreuen hat, einen Gelegenheitsbraten, der in besonders guten Schinken bestand, womit er einen schönen Absatz zu erzielen gedachte. Er ließ nun ankündigen, daß er Schinken von ganz vorzüglicher Güte habe. Allein vergebens! es wollten sich keine Schinkenesser ein. Das verdroß den guten Wirth natürlich. Er kam daher auf ein wirksameres Mittel, die Vorübergehenden durch seltsamen Publikum für sich zu gewinnen. Plötzlich sah man ein, das Deutschlands größter und geliebtester Dichter Friedrich Schiller Zeit seines Lebens mit ausfälliger Vorliebe jenen Schinken aß. Diese Thatsache gedachte er zu seinem Zwecke auszunutzen.

Einen Abends prangte an der Hand des Restaurationsnamens zu sehen. Schinken Letzern folgende merkwürdige Anzeigung:

„Heute Abend giebt es hier das Neueste und Pikanteste, was die klassische Gourmandise auf den Schirm geboren, nämlich:

„Friedrich Schiller's Leibgericht!"

Kein Schwindel! Die Nation ist es dem großen Manne schuldig, auch das in Ehren zu halten, was er bei seinen Lebzeiten gern zu essen pflegte!" —

Man kam, sah und siegte.

Einige philosophische Köpfe belächelten zwar die verbotene Reklame; die Mehrzahl aber konnte ihre Neugier nicht bezähmen und fuhr durch Fragen zum Ziele zu kommen. Allein sie blaubten sich. Sämmtliche Kellner waren auf's Strengste angewiesen, das unerbittlichste Stillschweigen zu bewahren, und der Wirth selbst war natürlich kumm wie das Grab.

Da kam Einer auf und rief: „Nun, zum Kukuk, mag das Lächerlichste Gericht bestehen, wenn es will — Kellner! Eine Portion Schiller's Leibgericht!"

Alles machte lange Hälse, als das Gericht vor den betreffenden Gaste auf dem Tische kam. — —

„Wie?! Was?! Also darin besteht der Schwindel! Gewöhnlichster roher Schinken!"....

Da aber ergeht unser Wirth das Wort und sagte: „Meine Herren! Ihre Wahrheit durchaus kein Schwindel ist! Es wird Ihnen Allen zur Genüge bekannt sein, daß unser allerdichtester Dichterfürst Zeit seines Lebens den rohen Schinken unausgesetzt seine bevorzugte Vorliebe geschenkt hat. Wer also vermöchte einen Schwindel darin zu finden, wenn ich statt des abgenutzten sinnleeren Wortes „Schinken" von heute an auf meiner Speisekarte setze: „Schiller's Leibgericht!" Ich glaube kaum Einer, ebenso wenig als Jemand in der Benennung des gefeierten Namens eine Entweihung und Dichterer erkennen werden wird. Schiller's Name kann niemals oft genug genannt werden! Daß ich wenigstens meine Absicht, und zwar, meine Herrschaften, hatten Sie es mit der Revität meines Küchenzettels wie Sie es wollen; jedenfalls wird es Keinen Schaden bringen, wenn er einmal von diesem Gericht lesen und dabei in aller Stille des großen Mannes gedenkt, der das nämliche Gericht niemals genossen, ohne mit höchstem Wohlbehagen erfüllt zu werden. Die Versicherung gebe ich schließlich hinzu, daß die Qualität meines Schinkens eine ganz vorzügliche und ihres bedeutenden Gehaltes würdig ist!"

„Kann ich erfahrungsgemäß bestätigen!" rief aus seiner Ecke des Gast, welcher mit der Prüfung den Anfang gemacht hatte.

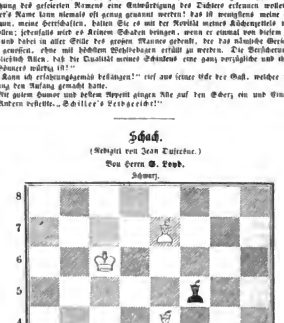
Mit gutem Humor und bestem Appetit gingen Alle auf den Schorz ein und Einer nach dem Andern verstellte „Schiller's Leibgericht!"

Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Von Herrn **S. Loyd.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem vierten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Heft 372.

Weiß.	Schwarz.
1) S. G 6 — F 8	1) L. G 4 — C 8 oder a.
2) D. H 2 — A 2	2) L. C 4 — C 6.
3) D. A 2 — A 8	3) Beliebig.
4) L. A 6 nimmt C 4 ‡	4) Beliebig.
5) S. F 3 — E 5 Schach und Matt.	
	a.
1)	1) L. G 4 nimmt G 3.
2) D. H 2 — E 2	2) K. F — E 5.
3) S. F 3 nimmt K 5 ‡ . . .	3) L. G 3 — F 2.
4) L. H 1 nimmt F 3 ‡	4) K D 5 — D 4.
5) S. F 5 — E 6 Schach und Matt.	

Charade.

Den Mut des Schreckens und Entsetzens
Nennt meine erste Silbe Dir;
Will Du Besitzer meiner zweiten,
So nahe Dich freilich und bieb' hier!
Der Ganzen Name, Sinn und Lehre
Bleibt jedem deutschen Herzen theuer.

Redaktion und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 36.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Lothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

„— — — — So war sie," fuhr der Erzähler in einem rauhen Tone fort, „und mehr brauche ich eigentlich nicht zu sagen, wenn es mir nicht selbst eine schmerzliche Freude verursachte, nicht nur an jene Tage zurückzudenken, wie ich tausend und tausend Mal thue, sondern auch davon zu reden mit einem menschlichen Wesen von all diesen wunderbaren und doch so entsetzlichen Stunden, wo wir uns kennen lernten, wo sie mit dem Vertrauen eines Engels an meiner Seite durch Wald und Flur streifte, wo sie mich das Ruder gebrauchen lehrte, wo sie mir ihre heiteren scheinlosen Lieder vorsang, wo sie Stunden lang auf meinen Arm gestützt ging, wenn sie müde geworden war vom Erklettern der Berge, vom Sammeln seltener Wald- und Bergblumen. Und was diese Tage so rein und glücklich machte, war, daß er sich scheute, nur ein Wort zu ihr zu sagen, was als die leiseste Anspielung hätte verrathen können das Gefühl unsäglicher Liebe, welches zum ersten und seligsten Mal in diesem Leben sein Herz durchzog. Oft blickte sie fast sam fragend zu ihm auf, wenn er, schwer athmend, sie lange, lange Zeit betrachtet, vielleicht in einem Augenblicke, wo die glühenden Strahlen der Abendsonne, die und da durch die Laubmassen brechend, sehnsüchtig ihr edles Gesicht küßten und es mit einem Goldschimmer bekleideten, oder wenn er seine Rechte mit innigem Blicke auf das kunstlose Gelände einer Brücke im Walde legte, wo soeben ihre zarten Finger geruht. Besitz von dem nehmend, was sie geweiht.

„So waren Wochen vergangen und der Tag kam, wo sie mit ihrer Mutter nach der Heimath zurückkehrte. Er erklärte sich nicht gegen sie, worin er schweres Unrecht beging.

„O, es war das sehr dumm von ihm," konnte sich der Andere nicht enthalten, in einem melancholischen Tone auszurufen; „er wäre nicht zurückgewiesen worden, wie Andere in ähnlichem Falle."

„Da er das wußte und seiner Sache vollkommen sicher war, beging er jene Unterlassungssünde und er wurde furchtbar dafür gestraft. Hatte er es sich doch so süß ausgemalt, nach Haus zu reisen, dort Alles bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten für sie einzurichten, um alsdann zu ihr zu eilen und sie als sein geliebtes Weib heimzuführen. — — — — Bis auf das Letztere ging Alles vortrefflich von Statten," fuhr der Freiwillige mit einem lauten, unheimlichen Lachen fort; „seine Junggesellenwirthschaft war verschwunden und hatte sich zu einem der besten und vornehmst eingerichteten Häuser verwandelt. Allerdings waren darüber Monate vergangen, und wenn ihn auch zuweilen die Sehnsucht und eine unerklärliche Angst antrieb, sich morgen, heute, ja in dieser Stunde in den Wagen zu werfen, um zu ihr zu eilen, so bändigte er sein überwallendes Gefühl in dem Gedanken, daß ihre Liebe ihm ja doch gewiß sei, — ihre Liebe, die wie eine köstliche Frucht von Tage zu Tage reifer und süßer würde. Auch waren es noch vierzehn Tage bis zu ihrem vollendeten sechzehnten Lebensjahre — — — — — — Und gerade an diesem Tage fuhr er in seinem Reisewagen vor das Haus ihrer Mutter, erstieg herzklopfend die engen, etwas ärmlichen Treppen und war seltsam überrascht, als ihn die alte Frau nicht nur förmlich wie einen ganz Unbekannten empfing, sondern in unverkennbar bittern Tone seine herzliche Begrüßung erwiderte.

„Was hier vorgefallen war, darüber sollte man nicht lange im Zweifel bleiben. Sie führte ihn in ihr bescheidenes Wohnzimmer, und dort legte sie ihm, ohne seine wild ungestümen Fragen zu beantworten, ein Schreiben vor, welches er bebend durchflog. Dies Schreiben war von seinem Vetter, dem gewandten Diplomaten, und erwähnte in geschäftlicher Kürze eines Paragraphen im Testament seines verstorbenen Oheims und fügte dann in herzlichsten Worten hinzu, er

Alte und neue Hundebilderien. Boy, die Bulldogge. Originalzeichnung von O. Redwitz. (S. 423.)

Digitized by Google

habe über ihre Tochter, über deren Leben und Erziehung so viel Gewissensfrost, ja Vorwürfliches gedrückt, daß er auch ohne jene Testamentsklausel sich eine Ehre daraus machen würde, um ihre Hand zu bitten, nur müsse er Umstände halber die Bedingung stellen, daß diese Verbindung in längerer Zeit stattfinde.

„Als ich hierauf im höchsten Schrecken jenes Schreiben aus der Hand fallen ließ und die alte Frau mit bebenden Lippen durchdrang, lag in unverkennbare Wahrheit in meinen aufgetanen Blicken, daß sie mich bat, ruhig zu bleiben und nicht zu glauben, als hätte sie und noch weniger ihre Tochter jene Begegnung vom vergangenen Sommer so rasch vergessen; im Gegentheil, fuhr sie fort, wir erzählten ihm unser Zusammenleben, ich selbstverständlich in ruhiger Haltung, meine Tochter dagegen tief erregt und ohne sich im Geringsten Mühe zu geben, den Eindruck zu verbergen, welchen Sie auf ihr Herz gemacht.

„‚Und er?' fragte ich hastig, mehr voraus noch hoffend, immer noch nicht an das Schrecklichste denkend.

„Er legte mit freundlich lächelndem einen Brief vor Ihren vor,' erwiederte die alte Frau, ‚ein Schreiben, worin Sie in nicht gar zu schmeichelhaften Ausdrücken — Sie verzeihen meine Offenheit — und mit einer nicht zu verkennenden Deutlichkeit die Idee einer Verbindung mit jener jungen Dame, von der die bewusste Testamentsklausel redet, weit von der Hand weisen.'

„Aber das Datum jenes Briefes?, Madame!' rief ich.

„Die Dame machte eine abwehrende Handbewegung, während sie, ohne meine Frage beantworten zu haben, fortfuhr: ‚Und nicht nur mit Entschiedenheit, sondern mit einem Spotte, der allerdings nicht ohne Humor war, verschierten Sie in diesen Briefe, es hieße Ihnen viel zumuthen, Ihr Lebensschiff in einen so trügerischen und unbekannten Hafen zu steuern.'

„Aber das Datum jenes Briefes!' rief ich dringender.

„Ich las bisceter Weise nur die Stelle, welche mit Ihr Anwendung vorlegte, nachdem ich mich überzeugt, daß Ihre Unterschrift die richtige war — lassen mir die Vergangenheit heraus sein mich damit, wen Sie hier dieses Blättchen Briefe zurück, aus denen meine arme Tochter leider mit Ihrer Unterschrift zu bekannt, zu vertraut geworden war. Nehmen Sie diese letzten Zeugen einer freundlicheren Zeit und solchen wir damit unsere Bekanntschaft aus.'

„So ist Alles vorüber; so hat sich Alles nach Ihren Wünschen und ferner nach denen Ihrer Tochter gestaltet?' sprach ich äußerlich scheinbar ruhig, aber verzweiflungsvoll im Innern, zähneknirschend.

„‚Lassen Sie diesen Spott,' gab sie mir zur Antwort; ‚allerdings ist Alles vollendet und beendigt, und ich hoffe zu Gott, daß meine Tochter als die treue gute Gattin Ihres Anverwandten glücklich und ihm werden wird — ob, sie verdient es, glücklich zu sein!' riet sie unter ausbrechenden Thränen, denn sie verdient es, glücklich zu machen.'

„‚Dazu sage ich Amen,' sprach er und setzte, nachdem er sich mühsam gefaßt, in ruhigem, leidenschaftslosem Tone hinzu: ‚Nur um Eines möchte ich Sie bitten; lassen Sie Ihrer Tochter, daß sie betrogen wurde — o, nicht durch mich!' rief er wild ausbrechend, indem er das traurige Lächeln der alten Frau bemerkte — ‚o, nicht durch mich, bei Gott im Himmel, bei Allem, was mir werth und heilig ist — nicht durch mich. Jenen Brief schrieb ich allerdings, aber schon vor einem Jahre, und erklärte darin, nichts von einer Verbindung mit jener mir gänzlich unbekannten Dame wissen zu wollen — ja, sie war mir so gänzlich unbekannt,' fuhr er fort, während er die Hand wie zum Schwur emporhob, daß ich nicht einmal ihren Namen wusste, und ich verlangte denselben nicht zu kennen, um mich nicht vielleicht durch traend ein Interesse, durch Neugierde einem Wesen zu nahen, für das ich glaubte, nie Sympathie empfinden zu können — o, sagen Sie ihr das und zu gleicher Zeit, wie unsäglich unglücklich mich die Schlechtigkeit meines Verwandten macht.'

„Ja, seine Niederträchtigkeit!' fuhr der Freiwillige nach einer Pause, indem er seine Rede framefhaft hallte, fort: ‚Während ich mich nie um sein Thun und Treiben kümmerte, selten wusste, wo er war, unterließ er es nie, wie ich wohl wusste, sich nach mir und meinem Leben zu erkundigen. D meine Seelsvelle war ihm in allen Einzelheiten bekannt, und daß ich dort ein unsichtbares Kleinod gefunden. War ich doch in meinem Gleichsinn, in meiner offenherzigen Unbefangenheit, die mir schon so manches verdorben, Thor genug gewesen, mein Glück nicht zu verschweigen, und da er Gefahr im Verzuge sah, so kam er mir zuvor und schlug mich auf eine feige, verräterische, hinterlistige Weise aus dem Felde. Möge ihn Gott verdammen; gestraft ist er schon, das sah ich, als ich ihn nach einiger Zeit zufällig wieder erblickte, und das entwaffnete meinen Zorn. Er war bedeutend abgeblich, eine verdächtige Röthe glühte auf seinen Wangen, und es war nicht allein seine Erregung, mich wiederzusehen, daß er seinen Athem nur mühsam in die Brust ziehen konnte — ohne ein Wort an ihn zu richten, wandte ich ihm den Rücken — Sie sah ich nie wieder.

„— — — — Und nun habe ich Dir Deine Erzählung mit Zinsen heimgezahlen und möchte wissen, ob Du damit zufrieden bist."

„Mit der Art der Erzählung allerdings," gab der kleine zerlumpte Schwabe zur Antwort, nachdem er sich ein gutes Weilchen besonnen, „aber die Sache hat nach meinen Begriffen viel Unwahrscheinliches, d. h. wenn ich dabei gewesen wäre. Warum wüßtest Ihr auch warten, um sich zu erklären, und warum Monate vergehen lassen, ohne sie zur Frau zu verlangen?"

„Fragen, die ich häufig ebenfalls an mich gethan und die ich nur dadurch von mir verscheuchen konnte, daß ich mir eingestand, daß ich heute wohl nicht anders handeln würde, wie damals — ab, die Erwartung hat etwas Süßes und ist es mir einmal im Leben erlaubt, den ersten und richtigen Zug aus diesem Wunderbecher zu thun."

„Das verlieb' ich nicht."

„Ich glaub' es wohl, thut auch nichts, aber im Allgemeinen bist Du beständig?"

„Zu und nein, möchte aber noch wissen, wie Ihr dazu gekommen seid, mit Gelb im Beutel euch unter die päpstlichen Freiwilligen anwerben zu lassen. Wenn das arme Teufel wie wir thun, so kann ich das allenfalls verstehen."

„Ei," entgegnete der junge Freiwillige, „was Du des Handgelds wegen thust, thue ich vielleicht der Sache zu lieb, doch über Politik und Religion soll man mit Fremden nicht reden. Eines will ich Dir aber noch anvertrauen, daß ich nämlich nach jener Zeit, von der ich Dir erzählt, ein recht wildes und tolles Leben geführt habe, aber gerade keine Verbrechen begangen, obgleich ich manches Later hart hingestreift und hin darauf zu der Idee gekommen, einen Pilgerzug nach und für Rom zu thun; nicht in der schwarzen Kutte und im Mäuschthut, aber im grauen Rocke, ein bürtender Soldat, und wenn ich in Folge davon in den Fall komme, meinen Sabel zu ziehen, so sollen die Feinde des heiligen Stuhls mit meinem Hiebe zufrieden sein."

„Und Geld habt Ihr, baares Geld?" fragte der Andere mit einem lauernden Blick und einem Tone des Zweifels.

„Baares, wenn auch nicht klingendes. Aber Du bist ein ungläubiger Thomas, Du sinstiger Tambour, und ich will Dich einen Blick in meine Geldtasche thun lassen, um Dich zu überzeugen, daß ich aus freier Wahl mit euch auf dem Verdecke schlafe und eure magere Suppe theile."

Nach diesen Worten zog er aus der Rocktasche eine rothe Brieftasche hervor, öffnete sie gelassen und zeigte dem Erstaunten gegenüber eine gute Anzahl von Banknoten.

„Das ist viel Geld, der hundertste Theil könnte mich glücklich machen."

„Wie hoch schätzest Du den hundertsten Theil?"

„Mindestens auf 80 Franken."

„Und was würdest Du damit anfangen, wenn Du sie hättest?"

„Ich — ich würde —" hier stockte der kleine Schneider und sagte dann kopfschüttelnd: „Ihr würdet mir doch nicht glauben, wenn ich Euch sagte, was ich mit dem Gelde anfinge."

„Du würdest zum Restaurant gehen und zur frühstücken?"

„Denn — gewiß nicht. Ich würde das Geld einpacken und nach Hause schicken."

„Deinen Eltern?"

„Ich habe keine Eltern und keine Geschwister. Ich bin als kleines Kind auf der Straße gefunden worden und heiße deshalb Hasket, Johann Hasket, ein hübscher Name — ich würde es nach Hause schicken — aber Ihr lacht über mich; ich würde es ihr nachträglich zum Hochzeitgeschenk schicken und würde dazu schreiben, klein an Körper, aber groß an Geist, habe ich schon angefangen, meinen Weg zu machen und wünsche ihr alles Glück in der Verbindung mit meinem Herrn Kameraden, der vielleicht noch einfacher Lieutenant sein wird, wenn ich mit Orden geschmückt ein paar feindliche Batterien erstiegen habe."

„Das ist eine gesunde Idee," sagte der Freiwillige lachend: „geb' mir mit nach der Kaserne des päpstlichen Unteroffiziers; Du sollst den Brief schreiben und ich will das Geld hineinlegen."

„Das wollt Ihr!"

„Gewiß. Oder bereust Du deine Idee?"

„Im Gegentheil; o, ich wäre Euch sehr dankbar dafür. Wie werden diese Zeilen ihr Herz treffen!" rief der kleine Schneider triumphirend; „wie wird sie mit gerungenen Händen am Fenster stehen, das Auge vom Weinen getrübet und in die Nacht hinausstarren: ‚O Himmlische, rufe dein Kind zurück' — damit meinet sie mich — ‚ich hätte genossen das irdische Glück' — mit mir nämlich, ‚ich hätte gelebt und geliebet.'"

„So kannst denn — die Nacht ist süß."

Während dieses kurzen Intermezzos auf dem Vorderthelle des braven Saitzonge in früher Morgenstunde hatte sich das Hinterdeck des Dampfers allmälig mit der mehr oder minder eleganten Welt gefüllt, von der Manches die Nacht in der heißen Cabinen in unruhigem, oft unterbrochenem Schlummer verbrachte; doch stiegen die Meisten von ihnen nach und nach die Treppen hinan, um sich droben mit gleichgültigen Mienen oder auch gelangweilten, Viele aber auch mit einem heitern Lächeln der Befriedigung umzuschauen. Es war aber auch prachtvoll, wie rings umher das Meer aufblitzte, entzückend, sonnig, blau und still,

Digitized by Google

nur leise aufathmend, als wolle es freundlich verweilen, dem ruhig dahingleitenden Dampfer auch nur die geringste Bewegung zu machen. Gegen Osten und gegen Norden faß man Wolkenmassen am Horizont gelagert, die eben so gut hochaufsteigende Ufer sein konnten, dort zur Rechten des Schiffes gewiß, wo die Spitze von Corsika sein mußte, die allerdings jetzt noch in malerischer Form und sanfter Färbung wie eine Dunstmasse erschien, sich im Laufe des Tages aber vielfach verwandeln wird, um endlich gegen Abend deutlich vor den Blicken der Reisenden draußen mit ihren schönen Felsenufern, auf denen sich Klöster und Dörfer kühn erheben; mit ihren Vorgebirgen in edlen Formen, an dessen Fuß sich von Landhäusern umkränzte Städte einschmiegen; ja, man wird sie deutlich sehen, jene malerischen corsikanischen Felswände, leider aber nicht ihre silberschimmernden Oelbäume, ihre duftigen Orangengärten und feengleichbrennenden Granaten. Hie und da sah man den schneeweißen Segel über die schimmernde Fläche dahingleiten und in der Nähe des Dampfers schossen Möven hin und her und stoßtauchten in der Fluth.

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Hundehistorien.*)

Von W. v. K.

Bor, die Bulldogge.

(Mit S. 421.)

Er ist nicht hübsch, mein Freund Bor! Ja, wenn meine schönen Leserinnen auf sein allergetreuestes leibhaftiges Porträt in der heutigen Nummer der Illustrirten Welt einen Blick werfen und sehen diesen maßigen, vierschrötigen, unbehelfenen Hundeleib mit dem dicken eckigen Kopfe, dem plattgedrückten viereckigen Schädel, den kumpfen Ohren, schiefstehenden schlitzigen Augen, von loser runziger Haut umgeben, den mürrischen Stirn- und Backenfalten, den niederhängenden Augenlidern, den stutzigen, wunderlich gebreiten Nase, der geschlitzten Oberlippe, daß die vorstehenden Schneidezähne bloßliegen und die Theile der Oberlippe wie Zacken tief herabhängen, ... ein wenig neugierig an — und denken sich noch obenein unter all diesen Naturlichkeiten ein schwerfälliges schiefes Pedal und das Ganze in ein beilsabelähnliches langhaariges Gewand gehüllt .... ich fürchte wahrhaftig, meine Damen, sie werfen den schönen Mund ein wenig verächtlich auf und ihrem blitzenden Perlengebisse entgleitet das alles Männliche so schwertreffende gestaltete furchtbare Wort: „Wie kann man nur so häßlich sein!“

Ja, er ist häßlich, der arme Bor — aber er hat hundert andere vortreffliche Eigenschaften, die ihn schon längst in meinen Augen zum Schönsten seines Geschlechts erhoben ... ich liebe meinen Freund Bor ... aber er liebt mich noch hundert Mal mehr.

Solche Liebe ist die allerverdankteste Schönheitsbrille — und nicht allein bei Hunden! Versuche sie nur einmal einem armen häßlichen oder gar verkrüppelten Kinde gegenüber: Ihr werdet diese Schönheitsmängel und Gebrechen bald nicht mehr sehen!

Mein Freund Bor ist außerdem treu wie Gold, grobherzig, opfermuthig, tapfer bis zum letzten Blutetropfen, friedliebend, zartfühlend ... und gar nicht so rumm, wie er aussieht.

Man redet sonst den lügsten Hunden gern nach, daß sie den Mond anbellen ... Bor kann sogar dem leuchtendsten Vollmonde lange ins lachende Gesicht schauen, ohne einen Ton an ihn zu verschwenden.

Reite ich mit Bor spazieren, so springt er immer eine Strecke voraus. Kömmt nun ein Kreuzweg, bei dem armen „Peter in der Fremde“ ja schon so viel Aepfelverdrehen machte — so bleibt Bor so lange ruhig stehen und sieht fragend zurück, bis ich nach rechts oder links winke. Dann schlägt er stets den richtigen Weg ein.

Für meinen „Burschen“ — nach der neuesten Militärsprache: „Bugsmeraty“ — ist Freund Bor wieder eine Art von Unterbursche. Er nimmt ihm manchen Gang ab. So bindet ihm mein Bursche jeden Morgen um 7 Uhr nur eine Serviette um — und Bor trollt sogleich ab zum Meister Bäcker und holt unser Frühstückbrod.

Noch nie hat er eine Semmel verloren, oder sich stehlen lassen — ein Wunder für Berlin, wo man jetzt sogar eisern Gebißbrände und kleine Kinder, Billards, Equipagen und sonstige Kleinigkeiten „nicht liegen“ läßt. Einst versuchte wohl ein harmloser Langfinger dem Fourier Bor die Serviette abzuhinden — aber er büßte dies Unternehmen mit einer unangenehmen Berührung seiner Langfingerzähne. Noch einige Male haben diese Ritter von der Landstraße, des Thiergartens und der abgelegenen Gassen die Bekanntschaft meines Freundes Bor gemacht. Einst ging ich am schwülen Sommermorgen im leichten Civilanzuge im Thiergarten spazieren. Bor siebdugelte mit einem Gichtlachen hinter den Büschen. Da tauweten mit zwei schwankende Gestalten in lärmender Bierseligkeit entgegen. Ich bin stets gegen solche Verfassungsmenschen sehr höflich und räume ihnen gern den breitesten Weg ein. Aber diese guten Leute scheinen mich nicht ganz zu verstehen: sie taumeln plötzlich gerade auf mich los, ich fühle einen Stoß gegen meine Brust, einen Ruck — und sie schwanken lärmend weiter. Aber, was ist das? meine Uhr — meine Kette ... Ich wende mich um, die Betrunkenen zu versohlen — da springen sie vollständig ernüchtert mit wunderbarer Leichtfüßigkeit in die Büsche ... „Bor! Bor!“ rufe ich — „Dort — Diebe!“ und wie der Wind ist Bor hinter ihnen her. Schon hat er den Einen zu Boden gerissen und halb gewürgt — jetzt packt er den Andern ... Kaum kann ich die Spitzbuben vor seiner Wuth retten. Der Eine bläut mir flehend meine Uhr entgegen.

Wir erregen nicht geringes Aufsehen, wir Bor und ich die gesuchtesten Taschendiebe Berlins; den „rothen Ede“ und den „Maurer-Heinrich“ auf dem nächsten Polizeibureau abliefern. — Ein ander Mal klanire ich nach dem Thiergarten langsam an den brillanten Schaufenstern unter den „Linden“ entlang; da läuft ein nichtsnutziger Schuljesunge an mir vorüber uns — zwickt mir gerade auf die Brust. Entsetzlich leb' ich mich nach einem Schupmann um, da steht ein freundlicher „Kommissionair“ mit der Dienstmütze eines der ersten Hotels schon vor mir und bittet um die Erlaubnis, den Fleck besichtigen zu dürfen. Schon ist seine Hand geschäftig dabei, knöpft mir den Uniformrock zum Theil auf und reibt mit einem Tuche die verunreinte Stelle ... Ich bin sehr gerührt über diese Nächstenliebe und drücke dem guten Burschen ein Achtgroschenstück in die Hand ... aber plötzlich hat Bor diese freundliche Hand zwischen den Zähnen und läßt sie nicht eher los, als bis sie Blut und — mein Portemonnaie und meine Uhr gelassen hat. — Eines dunklen Abends gehe ich in Gedanken von Charlottenburg am Kanal nach Berlin zurück ... plötzlich brechen fünf baumfeste Kerle aus dem Gebüsch neben dem Zoologischen Garten hervor und haben mich überwältigt, ehe ich meinen Degen ziehen kann. „Bor! Bor!“ — Er stürmt heran — er achtet nicht mehr die Knüttel der wüthenden Buschmänner, nicht ihre wuchtigen Fußtritte, nicht ihre Messerstiche — er reißt sie mit gewaltigen Sprüngen von Bissen von mir los, er wirft sie zu Boden, während die anderen entfliehen. Wie Lämmer treibt er seine übel zugerichteten Gefangenen vor sich her nach der Polizeiwache, — ich brauche nur die Nachtglocke zu ziehen.

Aber wie? — all' diese Heldenthaten trog seines in Berlin doch längst angemahregelten Maulkorbes? — Herr Major, Sie erzählen uns — Jagdgeschichten ...

Auf Ehre, nein, meine Gnädige, — „auf Taille“ kann ich seit zwanzig Jahren schon nicht mehr schwören. Der Maulkorb meines Freundes Bor ist eigentlich ein furchtbares polizeilstrafgesetzliches Gebimmis, — aber Ihr Mißtrauen zwingt mich, es zu lüften. Dieser Maulkorb hat einen — Mechanismus. Nur der Klempner, Bor und ich kennen die geheime Feder, die den Maulkorb bei einem Druck im geeigneten Moment auseinanderfallen läßt. Bor weiß diesen Druck mit seiner Pfote geschickt auszuüben — aber er hat noch nie seine Wissenschaft gemißbraucht.

Doch genug von Bozens Tugen und muthvollen Heldenthaten. Soll könnte ich auch noch erzählen, wie ich eines Nachts von einem Balle bei Vater Wrangel nach Hause kam und Bor in meiner Schlafstube fand; zwei berüchtigte, vor Angst halbtodte Einbrecher als seine Gefangene bewachend.

Seit dieser Zeit ist mein Freund Bor für die Ringdiebe und Garrouches Berlins eine gefürchtete Respectsperson; alle kennen und achten die Devise auf seinem Halsbande: Noli me tangere!

Und wie so sanft und liebenswürdig und gebuldig kann dieser Bor, der in seinem Zorn so blutig und fürchterlich ist, gegen Alle sein, die er liebt — aber deren Schwächen ihm Mitleid einflößen. So liebt er Kinder aufs zärtlichste, besonders aber die Kleinen meiner Hausmirthin. Er ist ihr liebster Spielkamerad und läßt sich geduldig von ihnen zausen und mißhandeln. Spielen sie im Sommer auf der grünen Bauteile neben dem Hause, so bittet er sie wie das treuste Kindermädchen. Er bittet nicht, daß Fremde ihnen zu nahe kommen, — aber er läßt auch die kleinen Wichtinge nicht auf die Strohe echappiren. Fällt der kleinste zweijährige Bursche über seine eigenen Füße, so hebt Bor ihn sorgsam wieder auf. Schmücken ihn seine kleinen Freunde mit Kränzen und Butterblumenketten, so achtet er sorgsam darauf, daß er den ihm eigentlich sehr unbequemen Schmuck nicht verliert und beschädigt. Die größeren Kinder führt er regelmäßig spazieren und begleitet sie treu in die Schule und holt sie nach dem Schluß derselben wieder ab. Zu bewundern ist, daß Bor die Stunde nie verfäumt. Dann steht er mich bittend an und läuft unruhig nach der Thür. Sage ich: Bor, Du kannst jetzt gehen und Deine Kätze aus der Schule abholen!“ so springt er freudig an mir hinauf, stößt sich selber die Thür, drückt sie wieder ins Schloß und springt davon. Zweimal schon hat er wildscheue Kinder von den Pferden einer Equipage fortgerissen und einst, als er mit seinen Kindern nach Schöneberg spazieren ging und ein wüthender Bulle kam auf sie zugerannt, da sprang er dem Thiere nach der Nase und verbiß sich darin so fest, daß der Bulle ihn eine ganze Strecke mit sich fortschleppte, bis er eingefangen war. Bozens Gebiß, das wie bei allen Bulldoggen eigenthümlich gebaut ist, mußte ihm erst mit einer eisernen Stange auseinander gebrochen werden, bis er seinen Gefangenen los lassen konnte. So kann Bor sich im Spiel in ein Tuch so fest verbeißen, daß ich ihn daran hoch in die Luft heben, auf den Rücken legen und so durch das Zimmer schleifen kann.

*) Vergl. Nr. 27 und 28 der Illustrirten Welt.

Digitized by Google

Seine noble Großmuth gegen schwächere Hunde, die gegen ganz kleine Hündchen oft zur herzlichen Zärtlichkeit wird, hat Bor von seinem Urgroßvater väterlicher Seite geerbt. Derselbe hielt ebenfalls Bor und war eine echt englische Vollblutdogge. Auf dem einsamen Gute meines Vaters an der Ostsee war Urgroßvater Bor der liebste Gespiele meiner Kindheit. Zu meinem Kummer mußte er aber wegen seiner unverschämten Bissigkeit gegen Hofschakalbildende Bettler und Vagabunden den ganzen Tag an der Kette liegen. Nachts aber ward er losgelassen und machte als treuester Wächter unermüdlich seine Runde durch Hof und Garten. Ich höre noch die furchtbaren Angstschreie, durch die wir einen Nachts gewedt wurden. Bor hatte zwei Kornbiebe auf der That ertappt und hielt sie mit Zähnen und Pfoten fest. Auch litt er nie, daß sich ein Knecht Nachts vom Hofe schlich, trop der größten ihm vorgesetzten Leckerbissen. Die ließ er sich zwar vortrefflich schmecken — aber sich nie dadurch bestechen. Dieser Urgroßvater Bor hatte nun eine zärtliche Freundschaft für das winzige Nachtelhündchen meiner Schwester gefaßt. Die kleine zierliche Pfötine und der große ungeschlachte Bor waren unzertrennlich. Brachte die Viehmagd Mittags das Futter, so rührte Bor trop der ihm und seinem Stamme angeborenen Gefräßigkeit nichts an, bis Pfötinchen sich nicht die leckersten Bissen vorher herausgesucht hatte. So machte er das alle Sprichwort:

Zwei Hunde an einem Bein
Kommen niemals überein!

glänzend zu Schanden. Nach dem Diner hielt Pfötinchen regelmäßig ihre Siesta auf dem runden Rücken des getreuen Bor. Dann wagte er sich gewiß nicht zu rühren, bis Pfötine ausgeschlafen hatte. Es war hübsch, wie der Colos mit der zierlichen kleinen spielte. Es schien sich nie wehder zu fühlen, als wenn Pfötine ihn dabei so recht derzhaft an den Ohren zauste oder in seinen stark getupften Schwanzsummel big. Wie im komischen Zorne packte er die dann wohl mit den Zähnen, schleuderte sie sanft und sperrte sie in seine Hütte. Aber einst mochte es das Thierchen recht etwas zu unvorsichtig gepackt haben . . . als er Pfötine niederlegte, wollte sie nicht wieder aufstehen . . . Er hatte ihr das Genick gebrochen! Wie stand er da erst so regungslos vor der stillen kleinen Freundin, als wäre er versteinert! Dann schüttelte er den Kopf — er konnte es nicht glauben, daß Pfötine todt sei. Es war rührend, mit welcher Geduld und Zärtlichkeit er das Thierchen beleckte . . . Er schüttelte sie sanft — er winselte angstvoll . . . vergebens! Pfötine wollte nicht wieder mit ihm spielen — ihn nicht wieder zausen. Da wußte er, daß er selber sie getödtet. Er stieß ein erschütterndes Klagegeheul aus, — nicht wild, — langgezogene traurige Töne. Dabei stand er vor der kleinen Leiche und wankte sein Haupt hin und her. Erst als man ihm Pfötine nehmen wollte, brulte er wild — schaurig und zeigte die Zähne. Nur ich durfte es endlich wagen. Erst raste er furchtbar an der Kette, dann lag er still und traurig da. An anderen Morgen war das kleine Grab, in das wir Kinder Pfötine im Park gelegt hatten, aufgewühlt. Ich fand das arme Hündchen unter dem Stamm einer Eiche hütte. Alle Erde hatte er von dem weichen Fellchen geleckt. Wie Bor mich dabei so bittend und traurig ansah, hatte auch ich nicht das Herz, ihm den Liebling wieder zu nehmen. Bor rührte keinen Bissen mehr an. Still und bräunt lag er vor der Hütte. Eines Morgens war er todt. Wir Kinder begruben die beiden Freunde gar feierlich im Park und pflanzten Buchsbaum auf das Grab.

Es wird von einem Hunde erzählt, der ein Bein gebrochen hatte und in der Thierarzneischule geheilt wurde. Nach einiger Zeit stand er wieder vor der Thür neben den dreien ergenen Hunden, einen Kameraden mit gebrochenem Beine bei sich. Der Portier verstand den klugen mitleidigen Hund und — auch der neue Beinbruch wurde curirt.

Solch ein Samariterstückchen habe ich von meinem Freunde Bor nun freilich nicht zu berichten, — aber mitleidig ist er . . . mehr, wie viele Menschen.

Jedenan bei mir wohnt ein armer Scheerenschleifer, dessen großer schwarzer Pluto sich sein mageres Stückchen Brod sauer verdienen muß. Er zieht den Karren seines Herrn, unverdrossen und aufopfernd. Je schwerer der Karren ist und je mehr der Meister sich dem Schieben anstrengen muß, desto williger legt Pluto sich aus freien Stücken ins Geschirr. Diesem wackeren Kameraden schleppt mein Freund Bor aus eigenem Antriebe manchen leckeren Knochen, manch Stück Brod zu, obgleich er selber diese Portion noch mit Vergnügen zu sich nehmen konnte. Diese ihm und der ganzen Sippe der Bulldoggen angeborene immerwährende Gefräßigkeit ist der schimmste Schatten, der den Charakter meines Freundes Bor zuweilen verdunkelt. Er läßt sich nämlich von seinem ewigen Appetite verleiten, auch Dinge zu verschlingen, auf die weder ich noch er ein Verspeisungsrecht haben. Wenn er dergleichen im Hause, in der Nachbarschaft oder in unserer Offizier-Messoure ausgestreiten hat, so erradt ich es sogleich an dem tragikomischen scheinheiligen Gesicht, das der Sünder dann anzunehmen weiß, und an der übergroßen Zärtlichkeit, mit der er mich überhäuft. Die schwerste Strafe für ihn ist dann, wenn ich spazieren reiten will und zu Bor sage: „Bor, Du mußt heute zu Hause bleiben — ein königlich preußischer Offizier reitet mit seinem Diebe spazieren!“ Oder „Strafe muß sein!“ sagt meine Wirthin.

Am merkwürdigsten sind mir aber die oft wunderlichen Gelüste und — der wunderbare Magen des guten Bor. So habe ich ihn schon zwei Mal ein noch frisch abgezogenes Hasenfell mit allen Haaren hinabwürgen sehen. Nachdem er nämlich den Anfang gemacht hatte, mußte er bei der Zähigkeit des Fells nothgedrungen weiter würgen, bis der letzte Zipfel verschwunden war. Und dies Diner machte ihm nicht die geringsten Beschwerden. Wer möchte Bor nicht um seinen gesunden Magen beneiden!

Und dabei liebt und übt Bor sonst die Reinlichkeit sehr. Ich habe bei seiner Erziehung auch mit Energie darauf hingewirkt.

So hatte ich stets darauf, daß für meine drei Hunde bei ihren Mahlzeiten eine weiße Serviette auf die Erde gelegt wird. Darauf stehen die Schüsseln und wer einen Zipfel auf Tischtuch macht, darf nicht weiter fressen.

In dies „Tischtuch für Hunde“ kommen sich die berliner Dienstmädchen gar nicht finden. Zwei Mal hatte ich es einer neuen Donna meiner Wirthin schon vergeblich klar zu machen gesucht. Am dritten Tage sinde ich die Serviette unter den Schüsseln — aber auch für jeden Hund Messer und Gabeln. „Aber, Riele, was sollen denn die Hunde mit Messer und Gabeln . . .“

„Ja, Herr Major, da die Hunde so gebildet sind, und nur vom Tischtuch dineren können, so dachte ich, sie könnten doch an Messer und Gabeln gewöhnt sein!“

War das Dummheit — oder Bosheit?

So großmüthig und nachsichtig mein Freund Bor auch sonst gegen die kleinen und schwachen Hunde ist — eine Gattung verachtet er gründlich — und noch dazu seine allernächste Verwandtschaft: die Möpse! Dem Glück sind diese Zerrbilder des Hundes in Berlin jetzt fast ganz ausgestorben; nur ein wackerer Kleinpinermeister in der Jägerstraße züchtet sie noch sorgfältig und vertauft sie für vieles Geld an hysterische alte Jungfrauen. Fast hätte Bor aber die ganze edle Mopsjucht vernichtet, als wir einst seine Vetterschaft besuchten. „Ja fürchtet natürlich eine schwere Entschädigungsklage und — intervenirte schweren Herzens.

Und nun zum Schluß noch eine lustige kleine Geschichte von meinem Freunde Bor und meinem ehrenwerthen Freunde Lieutenant von Haberstreb — dem, wie dem Leser wohl noch erinnerlich, meine Cigarren so gut schmecken.

Ich machte im vorigen Sommer eine kleine Reise auf zwei Tage, um einen Freund zur Jagd zu besuchen. Bor konnte ich nicht gut mitnehmen, da die Dame vom Hause eine gewisse nervöse Abneigung gegen den armen Bor hegt. Sogleich erbot sich mein Freund Haberstreb meinen Freunde Bor in meiner Wohnung Gesellschaft zu leisten. „Es ist überdies auf alle Fälle gut, wenn ein muthiger Soldat Ihr Haus bewacht, Herr Major — Sie wissen, die berliner Diebe . . .“

Ich stellte also zwei Zentner kölsen Cigarren auf den Tisch, drückte meinem Freunde von Haberstreb gerührt über seinen Opfermuth die Hand und meinem Freunde Bor die Pfote — und ging aufs Land, begleitet von meinem Burschen, Pitt und Waldine.

Am anderen Abend komme ich in bester Laune wieder nach Hause. Ich klingle vergebens! Nur Bor höre ich in der Ferne heulen. Die Wirthin kömmt und sagt: „Der Herr Lieutenant müsse sich doch wohl anderts besonnen und nicht in meiner Wohnung schlafen, denn trop alles Klingelns und Klopfens habe er heut Morgen nicht geöffnet, auch den ganzen Tag sich nicht blicken lassen. Nur Bor habe dann jedes Mal gebeult, und da der Herr Major seinen und der Herr Lieutenant ihren Schlüssel mitgenommen, habe sie dem armen Thiere nicht mal Futter geben können!“

Da der Schlüssel von innen steckt, rupt mir auch mein Schlüssel nichts. Der Lieutenant muß also doch in meiner Wohnung sein . . . Aber warum öffnet er nicht? Sollte ihm ein Unglück zugestoßen sein?

Mit Hülfe des Schlosses dringen wir endlich ins Wohnzimmer — Alles in bester Ordnung. Bor heult im Schlafzimmer. Wie ich nicht ohne Herzklopfen die Thür öffne — den guten Lieutenant kann ja der Schlag gerührt haben, obgleich er sehr magerer Statur ist — da bietet sich mir ein Anblick, den ich mein Lebtage nicht wieder vergessen werde. In meinem Bette sitzt im tiefsten Negligé — verdendlich — hoblingig — große Angstkropfen auf der Stirn — mein ehrenwerther tapferer Freund von Haberstreb und mein Freund Bor steht davor, die Vorderpfoten auf das Bett gelegt und schaut mich mit großen unheimlich leuchtenden Augen triumphirend an . . .

„Aber, Haberstreb, was bedeutet diese ganze Komödie? Es ist kaum acht Uhr und Sie sichen im Bett und öffnen mir auf all mein Klopfen und Klingeln nicht einmal . . .“

„Herr Major, an diese 24 Stunden werde ich denken, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Ich habe bei Königgrätz im ärgsten Kugelregen gestanden — doch das war Kinderspiel gegen das, was ich hier erlebt habe. Aber, so haben Sie doch Mitleid und rufen Sie das Ungeheuer von meinem Bett . . . Nicht wahr, ich habe schneeweiße Haare bekommen? Man hat ja solche Beispiele, wie Marie Antoinette — und ich habe doch noch Fürchterlicheres erlebt . . . O, was wird meine Minna zu dem Weißkopf sagen . . .“

Digitized by Google

Rajzen, slavische Ureinwohner. Deutsche Bauern, mecklenburgischer Abstammung.

Bauern im Tolnaer Comitate in Ungarn. Originalzeichnung von D. Hillerberger. (S. 424.)

Digitized by Google

„So erhielt Sie doch endlich vernünftig —“

„O, erst einen Bissen Brod — einen Schluck Wein — in 24 Stunden habe ich nichts genossen . . .“

Endlich hatte mein Freund Haberstroh sich so weit gestärkt und beruhigt, daß er einigermaßen vernünftig erzählen konnte.

Er war gestern Abend in bester Stimmung nach Hause gekommen, hatte sich eine Cigarre angezündet und mit Winterfeld's neuesten Garnisongeschichten zu Bett gelegt. Vor sich sah plötzlich mit seinem Bärenfell und gähnte. Als aber der Lieutenant nach der ersten Cigarre aufstehen will, sich eine zweite zu holen, erhebt Vor sich plötzlich mit wildzähnenden Augen und zornigem Brummen, als sei ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf gefahren. So steht Vor drohend vor dem Bette und wie der Lieutenant ihm gute Schmeichelworte giebt und das Bein herausstreckt, legt Vor zornig die Pfoten auf den Bettrand und zeigt die Zähne.

Haltbroh sinkt der Lieutenant in die Kissen zurück. Er denkt, der Hund ist toll geworden. Vor steht wie Cerberus vor dem Bette. Noch einige Male versucht Lieutenant Haberstroh seinen Wächter durch süße Schmeichelworte zu gewinnen und das Bett zu verlassen . . . gleich liegen die fürchterlichen Pfoten wieder auf dem Bettrande, die feurigen Augen glühen so furchtbar nah und der heiße Athem streift seine Wange. So vergeht die qualvolle alle Nächte für den armen Lieutenant.

Vor ist plötzlich an der fixen Idee gekommen, mein ehrenwerther Freund von Haberstroh sei eine Art Einbrecher und durchaus nicht bedugt, meine Cigarren zu rauchen. Die zitternde Angst seines Gefangenen befürkt ihn noch mehr in seinem guten Glauben.

Auch der Tag bringt keine Rettung, da Vor beim leisesten Hülferuf des Lieutenants ein wüthendes Gebell ausstößt.

„Und keinen Bissen zu essen — keinen Schluck Wasser gönnte der Wüthterich mir . . . nicht mal eine Cigarre, die nur zwei Schritte von meinem Bette standen!“

So schloß mein unserer Freund seine rührende Geschichte. Die Kameraden neckten ihn noch gern mit dieser „Gefangenschaft im Bette.“

Mein ehrenwerther Freund Haberstroh traut aber meinem Freunde Vor noch immer nicht recht. Meine Cigarren befinden sich am Besten dabei.

Deutsche Bauern im Tolnaer Comitate in Ungarn.

(Vide S. 425.)

Im ungarischen Lande giebt es kaum ein einziges Comitat, in welchem sich nicht deutsche Colonien befänden. In manchen sind sie sogar überwiegend, und nur die politisch-feudale Organisation verhinderte, daß ihre Geltung sich über alle anderen Stämme erhob. Daß in früheren Jahrhunderten sogar die deutschen Stadtordnungen in Ungarn alle anderen überwogen, ist nachgewiesen. Unter den bestehenden Verhältnissen in Ungarn gereicht es den eingewanderten Deutschen übrigens zur Ehre, daß sie an ihrem jetzigen Besitzstande treu hängen, und die strengsten Magyaren oder Slaven können die patriotische Gesinnung der wackeren Deutschen nicht anzweifeln. Was sie sich in ihrem engeren Kreise gewahrt haben, ist die alte väterliche Sitte; und so viel es auch bereits gelungen ist, bei ihnen alte deutsche Bräuche nachzuweisen, so kann noch immerhin angenommen werden, daß ein großer Schatz alter Cultur bei ihnen zu heben ist. Deutsche Dörfer sind sprüchwörtlich die reinlichsten, sowohl in den Häuserzeilen, als in Feld und Garten gepflegtesten. Der selbst nur mit der Eisenbahn vorüberfliegende Reisende erkennt sofort ein deutsches Dorf an seinem Reinlichen. Für den treuherzigen Sinn der deutschen Einwanderer spricht, daß sie ihre Tracht weder von der Mode, noch von der reichsunfeinden Umgebung irgendwie beeinträchtigen ließen. Wie sie zur Zeit ihrer Ansiedlung ins Land gebracht haben, nach derselben Art und Weise wird sie von Geschlecht zu Geschlecht und bis heute fort erhalten. Die Stadt mag Moden dictiren, das Dörfchen, ganze Districte, kennen keine Diktatur und bleiben beim Alten. So ist heute noch manche deutsche Colonie in Ungarn dadurch merkwürdig, daß sie ein Spiegelbild jener Trachten giebt, die sogar bereits in der ursprünglichen Heimath verschwunden sind; und der erste Blick auf die deutschen Bauern im Tolnaer Comitate belehrt uns, daß dies gerade bei ihnen der Fall ist. Zwar nennt man in Ungarn alle „Schwaben,“ welche Deutsche sind, und man kann auch die Tolnaer Deutschen so benannt hören; aber im Grunde sind dieselben mecklenburger Abstammung. Von dem Südtiroler bis zum dem „Plattfüßchen“ birgt Ungarn die germanischen Vertreter. Der Zeichner hat ein slavisches Paar neben unsere Deutschen gestellt, um sie repräsentiren zusammen jene Gegend im großen, weiten Ungarn.

Eine Pariser Freiheit.

(Schluß.)

Zehn Uhr hatte es geschlagen. Es hatte elf geschlagen. Mitternacht war nicht mehr fern. Da stolperte Jemand die enge Treppe herauf. Schon zehnmal hatte die wartende Frau daselbe Geräusch gehört, schon zehnmal war sie aufgestanden und hatte die Thür geöffnet. Immer war sie in ihrer Erwartung getäuscht worden.

Diesmal wartete sie hoffnungslos auf ihrem Sessel. Aber das Stolpern kam näher und näher. Jetzt war's im letzten Treppenabsatz. Das mußte Er sein. Doch Himmel! wenn ein Bote — — Da flog die Thür auf. Er war's.

Monsieur Louis war in einer volksfeindlichen Verfassung. Sein Gesicht glänzte wie eine Mohrrübe. Andreh er lächelte verzückt. Dann schrie er triumphirend auf Frau Clivon zu und überreichte der aus thränengrötteten Augen ihn starr Anschauenden ein Zeitungsblatt. „Kennst Du das?“

„Nein! Was soll's?“

„Wer sind gerettet.“

„Erklär Dich!“

„Dies Journal ist ein Specialblatt. Es werden Dinge darin besprochen, die in mein Fach einschlagen. Der Zufall führte mich mit dem Redakteur desselben zusammen. Ich erzählte ihm unsere Geschichte. Das fand sich! Just hatte er sich mit seinem Commis entzweit. Kurz und gut, ich bin angestellt.“

Dies war nach jehn Schritten rückwärts wieder ein Schritt vorwärts. Die häusliche Lage des Ehevaares änderte sich dadurch freilich nicht um Vieles. Mit einem monatlichen Gehalt von 80 Frs. lassen sich in Paris verschiedene Modilien nicht weder einlösen. Bringen zwei schlechte Leute so bei einer solchen Einnahme dahin, daß sie keine Schulden machen, so mögen sie von Glück sagen. Es kamen solglich wieder schwere Tage: Trübsal nach Noten, bin und wieder Hunger und bittre Sättigung. Kurz, bald war das alte Lied wieder im Gange.

Monsieur Louis ging inzwischen seinen Weg. Er schrieb Specialartikel über verschiedene Phasen seines Handwerks, von Zeit zu Zeit mit ganz ungeheuerlich construirten Sätzen und Perioden, es ist wahr. Aber es geschah für eine Gewerdswelt, die von der Stylistik nichts verstebt. Gar zu verworrene Stellen stylistisch überdies der Correctorin. Zugleich hatte Monsieur Louis die Geheimnisse der Buchdruckerkunst, von der er früher nicht den mindesten Begriff gehabt hatte. Plötzlich ward es hell in seinem Kopfe. Es kam ihm eine Idee, die, anfangs verschwommene, allgemach deutlichere Umrisse annahm und endlich scharfbegrenzt ihm vorschwebte. Das war's! Das mußte durchgeführt werden.

Einen Sonntagnachmittag warf Monsieur Louis sich in Wichs, wie gewöhnlich. Statt jedoch, wie sonst, seine Gemahlin nach dem Trübsüd spazieren zu führen, ging er — direct auf die Expedition. Der Oberredacteur war zu Hause. Derselbe nahm gerade im Kreise seiner Familie den obligaten „Schwanzen“ ein. Das Erscheinen Monsieur Louis' zu einer so ungewohnten Stunde überraschte ihn im höchsten Grade. Sein Erstaunen wuchs, als Jener ihm am eine Unterredung unter vier Augen bat.

Nun sprachen die Zwei zusammen — eine halbe Stunde lang. Monsieur Louis rückte mit seinem Project heraus. Er machte Propositionen. Der Oberredacteur forderte Bedenkzeit. Es handelte sich um nichts Geringeres, als die Gründung eines Journals für ein Publikum, dessen Interessen den Interessen der Leser des bereits bestehenden geradezu entgegengesetzt waren. Die Sache wollte allerdings überlegt sein.

In der Zwischenzeit machte Monsieur Louis im Auftrage seines Principals einer englischen Autgabe des französischen Originalblattes wegen einen Abstecher nach London hinüber. Er sollte nur höchstens drei Tage ausbleiben. Er verweilte länger als vier Tage. Was er auf dieser Reise trieb? Es ist nicht schwer zu erraten. Von Paris nach Boulogne und Havre ist schon eine ziemliche Strecke. Am Wege dahin liegt manche Stadt, manches Städtchen mit ansehnlichen Gewerben. Nun wohl, die besuchte unser Held, besprach sich mit den Besitzern, ob und in wie weit ein gedrucktes Organ für sie von Nutzen sein könne, gewann auf die Art schnell einen Ueberblick über die Handelsbeziehungen der Provinz mit der Residenz, mit London, Hamburg, Antwerpen u. s. w., sowie über die der bedeutenderen Plätze in den Departements untereinander, nach im Bereich auf den Kreis der Subscription eine höhere Anzahl Abonnenten an und versichafte sich in London, Havre und an andern Orten mehrere zuverlässige Correspondenten.

Wieder in Paris angelangt, hatte er augenblicklich eine Unterredung mit einem früheren Buchdrucker seines Principals. „Das beabsichtige ich. Das Blatt erscheint in Großfolio, wöchentlich einmal. Ich versproche Ihnen auf ewige Zeiten meine Kundschaft. Drucken Sie mir die erste Nummer auf Credit. Das ist Alles, was ich dafür verlange.“ Der Buchdruckereibesitzer war nicht auf den Kopf gefallen. Er durchschaute das Logische an dem Unternehmen auf den ersten Blick. Er willigte ein.

Was that nun Monsieur Louis? Auf sein Bureau eilen, seinem Principal den Dienst kündigen, war für ihn das Werk einiger Minuten.

Er war nun frei. Aber es handelte sich noch um das Wichtigste, um das Einholen der Concession. Vor Allem war hierbei ein Sprüchwort zu beobachten: „Zeit ist Geld.“ — Schreiben war nicht räthlich — das konnte den ganzen Plan vereiteln. Ein Concessionsgesuch, von einem „petterlosen“ Unbekannten eingereicht, braucht in Paris sechs bis acht Wochen, ehe es durch das Labyrinth der Bureaukratenstuben an den rechten Ort gelangt. Noch „ochs'te“ er die Gesetze über die Presse

Digitized by Google

im Codex Napoleonis ein. Dann stürmte er — nach einem letzten stürmischen Auftritt dahein in Folge des Aufgebens seiner Achtzigjahrenstellung — eines Morgens bei Zeiten aufs Ministerium. Hundert Hindernisse, die ihm hier entgegenstanden: Unbekanntsein mit den örtlichen Verhältnissen, Beamtenarroganz, Ministerialbeamtenstolz — nichts hielt ihn ab, sich durch zwanzig Zimmer einen Weg bis vor das betreffende Forum zu bahnen und sein Anliegen vorzutragen.

Noch gab es den Starrsinn dieses Beamten zu bezwingen. „Schriftlich sein Gesuch einreichen sollte man," meinte derselbe. Schriftlich! — für Monsieur Louis war das Wort in dem Moment der Tod. Er entschloß sich daher kurz. „So stehen die Sachen, Herr!" erklärte er dem Beamten. „Entweder Sie geben mir die Concession gleich und die französische Handelswelt wird um ein zweckmäßiges Organ reicher, oder Sie geben sie mir nicht — und ich gehe zu Grunde." Der märtirhafte Ausdruck erweckte nichts und trat in ein Nebenzimmer. Dem armen Bittsteller verrannen fünf Minuten der fürchterlichsten Seelenangst. Was sollte aus ihm werden, wenn er die Concession nicht gleich erhielt?" Da trat der Beamte wieder ein — in der Hand ein Papier. Es war die ausgefertigte Erlaubniß zur Herausgabe eines Blattes von speciellem Inhalt. Noch eine kurze Prüfung in Betreff auf sein Belehrungsbuch, dem Preßgesetz hatte der Solicitant zu bestehen. Dann ward das letztbare Document sein.

Solche Documente zählen im Menschenleben. Monsieur Louis kannte sich nicht mehr vor Vergnügen. Er, der frühere Geselle, jetzt mit einem Male Journalist, Herausgeber und Redacteur einer Zeitung? Er, der weiland „Letzte" der Corporation, jetzt der „Erste" derselben? — Der Ramm schwoll ihm in ungeheuerlicher Weise.

Indessen waren noch nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Er wohnte im sechsten Stock, in einer Mansarde — ein wenig Vertrauen einflößender Ort für eine Zeitungsredaction! Doch das kümmerte ihn noch mit am wenigsten. Sein ganzes Baarvermögen belief sich auf 20 Frs. Und doch mußte er Papier kaufen, es stempeln lassen, das Porto für abzusendende 3000 Exemplare der ersten Nummer bezahlen! Wo die für ihn enorme Summe hernehmen? — Zwei Drittel seines Mobiliars waren zur Zeit der „Schreiberstreik" das Zeitbad gewandert. Er hätte das ihm noch bleibende Drittel auf der Stelle auch geopfert. Allein hieran hinderte ihn eine unerschütterliche, unübersteigliche Mauer — der Wille seiner Ehehälfte. Wie dies gewaltige Hinderniß überstiegen?

Er besann sich ziemlich lange. Dann faßte er einen energischen Entschluß. Es galt ganz einfach einen Staatsstreich auszuführen.

Ein Bekannter von ihm, durch ein Gabelfrühstück gewonnen, lam und lud die Frau zu einer Spazierfahrt ins Boulogner Gehölz ein. Frauen sind eitel. Madame Dixoe war es auch. Eine solche Spazierfahrt war längst ihr Wunsch gewesen. Sie hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als ihr bestes Kleid anzuziehen und der freundlichen Einladung Folge zu leisten.

Kaum war sie zu Fuß unterwegs — von Fahren war natürlich nächster nicht mehr die Rede — als ein stürmischer Eindruch in ihre Wohnung erfolgte. Monsieur Louis erfolgt von zwei Gerichtsherrn, leite denselben, indem er Alles, was nicht niet- und nagelfest war, fortragen ließ — ins Leihhaus. Nun hatte er Geld. Dem erwähnten Bekannten war die Ausgabe geworden, die Frau auf den Nachmittag auf die stattgehabte Plünderung vorzubereiten. Kurz, die Sache nahm seinen allen Stürmischen Anfang, zumal Monsieur Louis der seiner Ehehälfte Nachhausekunft schon an seinem improvisirten Schreibsecretair saß und zusammenschrieb, was nur aus der Feder wollte.

Nach zwei, drei Tagen war nunmehr Alles beendigt. Das nöthige Druckpapier war gekauft und gestempelt, Rotizen, Curse und Marktberichte waren zusammengestellt und auf die Druckerei gegeben worden. Die erste Nummer ward gedruckt — gar nicht einmal als Specimen. Da tauchte ein neues Hinderniß mit der eintretenden Gebedte auf. Wie das Porto entrichten? Ein letztes Opfer mußte gebracht werden in Monsieur Louis' silberner Taschenuhr. Er brachte es, und die Exemplare gingen ab.

Wenn je ein Blatt im rechten Augenblicke erschien, so war es dieses. Nach Verlauf von sechs Tagen waren auf das theuere Wochenjournal (zu 16 Frs. jährlich für Paris) schon so viel Abonnentengelder eingezahlt worden, daß dem Drucker die zwei ersten Nummern bezahlt werden konnten und noch genug übrigblieb, um die nächsten Papier-, Stempel- und Portokosten zu decken.

Vier Wochen darauf war das Abonnentenheer, trotz der bejammernswerthen, in stylistischer Hinsicht oft geradezu haarsträubenden Redaction, auf beinahe 1000 angewachsen.

Nun war Monsieur Louis wirklich der Erste seiner Corporation, ein kleiner Fürst, der von seinem selbsterrichteten Throne auf das ganze Volk seiner früheren Berufsgenossen stolz herniederfah. Zwei tüchtige Schläge von je 1000 Frs. Gebühr einer Instruction gegen das Preßgesetz wegen dauerte er mit Leichtigkeit. Dann sagte er seiner Mansardenwohnung Valet und bezog für 1000 Frs. ein geräumiges „Appartement" nebst Bureau mitten im Quartier seiner Geschäftsthätigkeit.

Heilsa! Dies war Wasser auf die Mühle der Frau Louis! Die unausbleibliche Folge davon war, daß in ihren Gemächern bald ein überschwänglicher Luxus herrschte. Und als nun erst nach Verlauf eines Jahres die Abonnentenzahl bei Erhöhung des Abonnementspreises auf 3000 angewachsen war, da fühlte Jene sich nicht mehr vor Uebermuth und Arroganz, namentlich den mittlerweile ins Haus gekommenen Dienstboten und Comptoirdienern gegenüber.

Monsieur Louis, der intelligente, freshame Monsieur Louis, war ingnisten jedoch auch ein Anderer geworden. Die hätte er nicht sollen — trotz seiner beschränkten Schulbildung, trotz der grammatikalischen Schnitzer, von denen alle Nummern seines Journals wimmelten!? Dann sagt ja ein Sprüchwort: L'appétit vient en mangeant."

Nicht zufrieden damit, theoretisch der Erste seiner Corporation zu sein, wollte er es auch praktisch werden. Wie sing er es an, um das Ziel zu gelangen? Er entwarf einen Plan zur Gründung einer Actiengesellschaft im Sinne seiner Principien, die für Abschaffung des Zwischenhandels, für Beseitigung des Commissionsgeschäftes und directen Verkehr zwischen Producenten und Consumenten waren, liege diesen Plan Herrn Pereire und Anderen von der Banque de France vor, fand Beifall, fand einen „erobt illimité", erhielt in Folge dessen sofort die Concession und richtete seinen Plan unverzüglich ins Werk durch Versendung von gedruckten Aufforderungen zu Actienzeichnungen im Betrage von einer Million Francs u. s. w. Was geschah? Ein großer Theil der französischen Fabrikanten, die Zweckmäßigkeit des Projectes einsehend, schlug Actien für sich und ihre Collegen hin; in Zeit von wenigen Monaten war das Grundkapital durch eingehende Waaren größtentheils gedeckt; in einer Generalversammlung der Actionäre ward Monsieur Louis einstimmig zum Director der Gesellschaft mit vielen Tausenden Francs Gehalt und einem beträchtlichen Antheil am Reingewinn gewählt, und die Sache ging vor sich.

Indessen mit ihrem Vorwärtsgehen nahte sich auch der Meteor Louis eine furchtbare Katastrophe. Er hatte den Vertretern des ganzen mächtigen Gewerbszweiges den Fehdehandschuh hingeworfen. Es handelte sich für diese Leute ganz einfach um Sein oder Nichtsein. Ersteres konnte nur aufrecht erhalten werden durch die Beseitigung der verrätherischen Actiengesellschaft. Hatte man sich dieser derselben gewünscht, so war auch sie es. Daraus entstand denn eine Art Verschwörung, die ihren ersten Streich Monsieur Louis dadurch fühlen ließ, daß sie ihm in einem anderen, nach dem seinigen aufgetauchten Specialblatt u. A. gedruckt bewies, er handele gegen die bis dahin von ihm verfochtenen Principien, indem er selbst zwei Procent Gewinnantheil erhalte, daß hier also nichts Anderes im Werke sei als ein Uebel zu beseitigen, um es durch ein sonstiges, vielleicht noch schlimmeres, zu ersetzen, ein Argument, das Monsieur Louis nicht wenig Abonnenten kostete.

Der zweite Schlag ward indirect nach dem „Director der Gesellschaft" geführt. Aber es war ihr bei Weitem gewichtiger und verderbendringender. Monsieur Louis hatte schon in seiner Jugend das schöne Geschlecht bejungen, das war in allen betreffenden Ateliers bekannt. Er hatte ferner stets eine große Neigung zum Betreten eines in der Ehe verbotenen Pfades an den Tag gelegt; auch das war bekannt. Dazu war seine Frau ganze 15 Jahre älter als er, weshalb sie nicht mehr blühend — das wußte man auch. Kurz und gut, eines Tages machte Monsieur Louis ein ganz charmante Bekanntschaft in der Person einer bezaubernden jungen Brünette, die den bis an die Handgelenke im Golde wühlenden „Emporkömmling" so in ihren Netzen verstrickte, daß bieser sich um Ende nicht mehr zu helfen wußte.

Schnell ging man Alles den Krebsgang. Auf den Bureaux, in den Magazinen herrschte Unordnung und Alles — nur nicht Monsieur Louis. Kälcher und rascher brach der Ruin herein. Während unser Held die Zeit, die er dem von ihm ins Leben gerufenen Unternehmen schuldete, vergrübelte, das Geld mit seiner Geliebten hauptsächlich zum Fenster hinauswarf und verprasste, langten dahein Briefe über Briefe, Reclamationen über Reclamationen an, die uneröffnet liegen blieben. Hierauf verliefen die Bethreilten ihren Reclamationen durch persönliches Erscheinen mehr Nachdruck. Um die Zeit sahen wir Monsieur Louis in Begleitung seiner Geliebten die Rue Montmartre hinaufgehen. Damals wußte schon Niemand mehr, wo er sich in Paris aufhielt. Daher der Gang seiner Frau zur Sommambule. Einige Zeit nachher mischte sich die Justiz mit Beschlagnahme von Mobilien u. s. w. in die Sache, und der bedrohte Gewerbszweig hatte gewonnen Spiel. Eine rasche Flucht bei Nacht und Nebel bildete das Ende vom Liede.

Was Madame während der Zeit ausgestanden, läßt sich denken. Ihre Arrogang soll sie wohl wieder eingebüßt haben. Hochmuth kommt ja vor dem Falle und schwindet auch wohl mit ihm. Sie reiste wenige Wochen ihrem Gatten nach, der, vor kaum vier Monaten noch Besitzer eines lucrativen Blattes und Director einer Gesellschaft, die mit der Zeit über Millionen verfügt hätte, nunmehr in einer entlegenen Grenzstadt — um Tagelohn arbeitet.

Gleichwohl läßt sich von dieser gestürzten Geschäftsgröße das höchst seltene Wort sagen: „Er war der Letzte und Erste seiner Corporation."

F. G. Petersen.

Digitized by Google

Der Uhu.

Von E. Freiherrn von Thüngen.

Wenn wir des Nachts von einer Excursion oder von der Jagd heimkehren und der Mond mit seinem zauberischen Lichte das Waldesdunkel erhellt, tönt plötzlich ein langgezogenes, schauerliches „Huhu! Huhu!“ an unser Ohr. Es ist der Ruf des Uhu, welcher oben im Gemäuer einer alten, im Walde gelegenen Ruine wie ein Gespenst sitzt, von Fledermäusen und anderem nächtlichen Gethier umflattert. Dieses dumpfe Geschrei zur Nachtzeit, welches in der Begattungsperiode in ein starkes Jauchzen ausartet, hat zu der bekannten Fabel vom wilden Jäger Anlaß gegeben, wovon in ältern Zeiten so allgemein und viel erzählt wurde und welches nichts Anderes als das Geschrei mehrerer zur Nachtzeit in der Luft herumschwärmenden Uhus ist.

Der Uhu ist ein sehr eigenthümliches Thier. Er kann das Tageslicht weit besser ertragen, als die meisten anderen Eulenarten, fliegt jedoch bei Tage sehr niedrig, während er des Abends sich sehr hoch in die Luft schwingen kann. Er besitzt eine gewaltige Stärke; so stark und muthig er aber auch ist, so muß er doch, wenn er unter die Weihen und Krähen geräth, die ihn beständig verfolgen, im Anfange der Menge weichen. Er steigt dann gemächlich in die Höhe und sie mit ihm. Sie stoßen und rupfen ihn von allen Seiten, bis er am Ende, wenn sie ihm nicht in Ruhe lassen, ein zornig und schnell unter den Schwarm fährt und eine Krähe und Weihe ergreift und vor den Augen der anderen zerfleischt, die ihn alsdann, durch das Beispiel abgeschreckt, verlassen.

Der Uhu „horstet“ in Felsenklüften, in Klüften, hohen, alten Mauern, auf breiten Baumstrunken, selten auf hohen Bäumen. Das Weibchen legt gewöhnlich zwei, selten drei runde weiße Eier, die man oft ohne Unterlage in einer Steinklüfte liegen findet. Die Jungen lassen sich leicht aufziehen, aber schwer zähmen. Die Jäger bedienen sich des Uhu auf den Krähenhütten, um die Krähen, Raben und andere Vögel herbeizulocken. Bestehende Illustration zeigt uns, wie der Uhu auch zum Vogelfang benutzt wird. Der Uhu wird nämlich auf einem Pfosten ausgestellt; Krähen und andere Vögel, welche ihren Feind nicht leiden können und sich an ihm zu rächen wünschen, kommen bald mit großem Geschrei herbei, stürmen anfangs heftig auf ihn ein und lassen sich dann nichts Arges ahnend, auf die in der Nähe des Platzes ausgesteckten Leimruthen nieder, wo sie gefangen werden. Im Hintergrunde aber, wohl verborgen, lauert der Vogelfänger, welcher sich alsdann der überlisteten Vögel bemächtigt, die ihre Rachsucht gegen den Uhu nun mit dem Leben bezahlen müssen.

Der Uhu als Lockvogel.

Briefmappe.

Ueber die in Nr. 27 und 29 der Illustrirten Welt begonnenen „Alten und neuen Hundedressuren“ von W. v. K. sind uns viele lobenswerthe anerkennende und dankbare Zuschriften zugegangen. Der meistens kaum vorhandene Mangel: bald eine Fortsetzung folgen zu lassen, ist in der heutigen Nummer bereits erfüllt. Auch Nr. 46 soll noch ein Hundeporträt nebst Geschichte bringen. Der Verleger, Hr. Major E. v. K. in Berlin, läßt hier noch einige Antworten folgen: Ein Thierfreund in Wien. Ihr Dank und Ihre Anerkennung für meine kleinen harmlosen Plaudereien aus dem Leben des edelsten Thieres hat mich gefreut, da ich daraus Ihre bezügliche Theilnahme für meine lieben vierfüßigen Freunde ersehne. Darin aber irren Sie, daß jener namentlose Hund, der von seinem Herrn erschossen wurde, weil er ihn mit Gewalt zu dem verlorenen Mantelsack zurückführen wollte (Nr. 38 der Illustrirten Welt), wirklich todt sei. Jenen Namen hat Waldert Ernste ihm beigelegt, als er in seinem „Waldesdie“ die wahre, lange in den Volksmund übergegangene Erzählung — mir bald meine Großmutter darüber herum vor länger als 40 Jahren erzählt — einflocht. — Herrn Th. Par. in Köln. Schönen Dank für Ihre thierfreundlichen Beobachtungen. Mit Vergnügen werde ich dieselben in meinen folgenden „Hundeporträten“ mittheilen. — Frl. Minna St. Petersburg. Wer könnte wohl so tierquälerischen Bitten widerstehen! Ich werde versuchen, auch aus dem „Seelenleben anderer Thiere“ kleine Charakterzeichnungen in diesen Blättern zu veröffentlichen. Ich habe in dem hohen Ernstsinn meines hinabgerollten Lebens noch viel Stoff dazu gesammelt.

Adele.

Eine Geschichte aus dem Leben

von

Ernst Linden.

(Schluß.)

Haspers's Kasse war während dieser Zeit bis auf ein Geringes zusammengeschmolzen, aber er entschloß sich nochmals seine letzten Groschen zu einer Reclame zu verwenden und dann natürlich, wenn diese wieder nichts helfen sollte, sich einen anderen Unterhalt zu suchen.

„Nun hat's gehossen?“ frug der Besitzer des Blattes, als Haspers zum vierten Male bei ihm eintrat und seine Anzeige, die diesmal aus finanziellen Rücksichten äußerst kurz gefaßt war, überbrachte.

„Leider nein,“ entgegnete Haspers, „es soll diesmal auch der letzte Versuch sein.“

„Nun nicht so eilig, Rosen bricht man mit der Zeit; Sie sind noch zu fremd und unbekannt hier; allmälig soll es sich schon machen, warten Sie noch einmal ab.“

„Ich würde schon gern noch etwas warten, aber offen gestanden, ist meine Kasse nicht in der Verfassung, um das Warten länger ertragen zu können.“

„Das ist allerdings schlimm, aber da läßt sich am Ende noch ein oder das andere Auskunftsmittel finden, und wenn Sie nicht gerade wählerisch mit Ihren Beschäftigungen sind, so kann ich Ihnen vielleicht hier und da behülflich sein.“

„In meiner Lage wäre das sehr thöricht, und ich bin zu jeder Arbeit bereit, vorausgesetzt, daß sich derselben gewachsen bin.“

„Verstehe sich, aber was ich meine wird schon gehen. Wie wäre es zum Beispiel mit Correctursesen? Dem Style ihrer Inserate nach müssen Sie ganz gut damit fertig werden können, dächte ich; meinen Sie nicht auch?“

„O ich hoffe doch,“ lächelte Haspers, „und bin ganz damit einverstanden.“

„Sehen Sie, da sind wir schon fertig; mit einem Sprunge aus der Musik in die Literatur; hier ist gleich ein ganzes Pack, ich hätte sie sonst selbst lesen müssen, denn ich habe im Augenblick Niemanden, den ich recht dazu gebrauchen kann. Ich bin überhaupt ein geplagter Mensch, jehmerlei in einer Person, Literat, Redacteur, Verleger, Corrector und weiß der Teufel was ich sonst noch alles mehr besorgen muß, aber die Concurrenz ist heut zu Tage so groß, daß man alle Kräfte aufwenden muß, um nur durchzukommen, aber allmälig wird es mir doch fast zu viel. Mein Blatt hat sich übrigens auch bedeutend gehoben; aber warum, weil ich es den Verhältnissen der Zeit angemeßt habe. Mein Princip ist zunächst, für das größere Publikum zu schreiben und zu drucken, und ich überlasse es anderen, sich die feine Gesellschaft heraus zu suchen; denn die ist eine undankbare, verlangt viel und bietet wenig. Da lobe ich mir mein Publikum, das steht weniger auf Druck und Papier, sondern mehr auf einen spannenden Inhalt; seien Sie mein Blatt. In der Politik halte ich mich neutral und mache es kurz, dafür bringe ich lieber Anekdoten, Mord- und Räubergeschichten; sind einmal während einer Woche keine neuen passirt, so nehme ich alte und in Ermangelung solcher mache ich selbst welche; nichts leichter als das. Sie sehen vom Geschäftsmann zum Schriftsteller ist nur ein kleiner Schritt, und auch Sie können es noch einmal dazu bringen und werden vielleicht finden, daß die Poesie dankbarer ist, als die Musik. So, ich will Sie nun nicht mehr länger aufhalten, hier ist Manuscript und Correctur, Sie haben damit drei Stunden Zeit und zwar Bogen fallen zwei Groschen ab, nebenbei lernen Sie noch etwas Stil, denn heute sind, unter uns gesagt, wieder zwei neu erfundene Mordgeschichten von mir dabei.“

Haspers nahm lächelnd die Blätter in Empfang und schlug den Rückweg nach seiner Wohnung ein, um sich dort seiner neuen Beschäftigung zu widmen und sich in den Stoff seines Verschäftes einzuarbeiten.

Rosen bricht man mit der Zeit, hatte der Buchdrucker ihm zum Trost zugerufen, und dieser hatte schon bald Gelegenheit die Richtigkeit dieses Sprüchwortes kennen zu lernen. Es stellte sich allmälig, wenn anfangs auch langsam, ein Schüler nach dem anderen bei ihm ein und nach Verlauf von kaum weiteren vier Wochen war Haspers schon im Stande, seinem Gönner die letzte Correctur zurückgeben zu können, weil seine Unterrichtsstunden bereits völlig zur Deckung seiner Ausgaben hinreichten. Da er nun auch seine fernere Zukunft hierdurch gesichert sah, so trug er nicht länger Bedenken, Adele, welche unterdeß wieder hergestellt war, in seine neue Heimath hinüberzuholen, um von jetzt an ihre Bahnen für immer mit einander zu vereinigen.

Nachdem vorher alles Nöthige von ihm eingeleitet war, reiste er zu ihr und führte seine junge Frau, bei deren einfacher Trauung nur ihre guten Hausleute und der Gerichtsrath Bachmann, letzterer zum größten Aerger seiner Frau, als Zeugen zugegen waren, in die neue Heimath ein.

Die äußern Verhältnisse des jungen Paares besserten sich nun mit jedem Tage; Adele, deren Zeit nur wenig von ihrem einfachen Haushalte in Anspruch genommen wurde, unterstützte ihren Mann in seinem Berufe und erstbeilte, während er die Stunden in der Stadt gab, Unterricht in ihrem Hause; aber trotzdem waren Beide bald kaum im Stande, die Zahl der täglich hinzukommenden Schüler zu bewältigen, welche ihr und ihres Mannes wachsender Ruf ihnen zuführte. Jetzt endlich war Beiden nach langen trüben Tagen eine Zeit angenehmer Häuslichkeit und innigen Glückes beschieden, welches vollkommen gewesen sein würde, wenn sich nicht bei Adelen von Zeit zu Zeit die Sehnsucht nach der Heimath und nach den Ihrigen wie ein Schatten hapselben gelegt hätte. Haspers achtete ihre Gefühle und suchte sie durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Liebe zu zerstreuen und für das zu entschädigen, was er ihr nicht zu geben vermochte; hoffend, daß die Zeit mit ihrer schmerzstillenden Kraft auch hier allmälig Ruhe und Frieden bringen werde.

Ein schöner Junitabend sandte seine letzten Strahlen über die hohen Waldberge, an deren Abhange die Thürme und Dächer von H. sich aus einem Kranze von Obstbäumen erhoben und den Wanderer freundlich zum Einkehr einluden. Es war Sonntag und die Bewohner des Städtchens füllten in bunten, fröhlichen Schaaren die Tanz- und Bierlocale, aus denen den Ankommenden überall Musik und munterer Gesang entgegenschallte.

Die feinere Gesellschaft hatte sich in „Schwarzen Baren“ versammelt, in dessen Saale unter alter Freund der Musikdirector mit seiner Kapelle bemüht war, seinen Zuhörern das Schönste und Beste zu bieten, was seine Kunst vermochte.

Der größere Theil der Gesellschaft hatte es vorgezogen, sich draußen auf der Terrasse einen Platz zu suchen, wo man, ohne die Musik, welche durch die geöffneten Fenster erschallte, zu entbehren, zugleich den prächtigen Abend genießen konnte.

In einem Kreise meist älterer Herren, die sich unter einer großen Linde niedergelassen hatten, befand sich auch der Kanzleirath Grau, ohne sich jedoch an dem Gespräch der Uebrigen zu betheiligen, sondern mehr seine Aufmerksamkeit der Musik zuzuwenden.

Seit wir ihn an jenem Tage, wo Halter sein Haus betreten, zum letzten Male gesehen, waren etwa fünf Jahre dahin gegangen, und diese, wie der viele Kummer, den er erlebt, hatten genügt, den damals schon bejahrten Mann in einen Greis zu verwandeln.

Seit jener Zeit hatte er sich fast ganz aus dem Kreise seiner Bekannten in seine stille Häuslichkeit zurückgezogen, und nur den dringenden Bitten seiner Frau nachgebend, welche ihn zu zerstreuen wünschte, war er nach langer Einsamkeit heute zum ersten Mal wieder hier erschienen.

Sein ehrwürdiges mildes Antlitz trug die Spuren langen schweren Leidens, welche nur dann auf kurze Zeit dem Ausdrucke einer sonst an ihm gewohnten Freundlichkeit wichen, wenn er mit Jemanden zu sprechen begann.

Wenige Schritte von ihm entfernt hatte ein ihm unbekannter, noch in der vollen Blüthe des Mannesalters stehender Herr, eine anziehende und imposirende Erscheinung, Platz genommen, der wie der Kanzleirath sich mehr für die Musik als für die Gesellschaft zu interessiren schien.

Bei einer eingetretenen Pause erhob sich jetzt der Fremde, um die Terrasse zu verlassen, und schritt eben an dem Kanzleirath vorbei, als ein neu ankommender Gast ihm den Weg vertrat und ihn mit sichtlich freudigem Erstaunen begrüßte.

„Ist der Tausend, mein lieber Haspers, irre ich mich, oder sind Sie es wirklich. Wo kommen Sie denn her?“

„Ich bin es, Herr Rath, und freue mich, daß Sie sich meiner noch erinnern. Seit acht Tagen wohne ich hier und gedenke hier zu bleiben. Die wanderlei Unruhen, welche ein Umzug mit sich bringt, haben mich noch wenig aus dem Hause kommen lassen, und erst heute habe ich ganz durch Zufall erfahren, daß Sie hieher versetzt sind; ich würde mir sonst schon erlaubt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen.“

„Das müssen Sie aber nun auch unbedingt recht bald thun, denn ich freue mich wirklich sehr, daß ich Sie hier finde, und Sie müssen mir dann noch Vieles erzählen. Wie geht es denn Ihrer Frau?“

„Ich danke Ihnen; sie ist in letzter Zeit häufig leidend gewesen, und das ist auch der Grund unseres Umzugs hierher. Ihr Leiden scheint mir mehr dem Gemüth als dem Körper zu entstammen, und ich erwarte günstigen Erfolg von dieser Veränderung für sie.“

„Nun, ich sehe, daß Sie aufbrechen wollten; also auf baldiges Wiedersehen und meinen Gruß an Ihre Frau.“

„Wer war der Herr,“ frug ein College des Raths, bei welchem dieser sich niederließ, nachdem Haspers, den wir hier wiederfanden, weggegangen war.

„Ein alter Bekannter von mir,“ entgegnete der Gefragte; „ein interessanter, höchst begabter und dabei liebenswürdiger Mann, der früher merkwürdige Schicksale erlebt hat, wodurch auch die hauptsächlich näher mit ihm bekannt geworden bin, da ich Gelegenheit hatte, die Entwicklung derselben unter meinen Augen vor sich gehen zu sehen. Es war ein förmliches Drama, und ich selbst habe sogar eine kleine Rolle darin mitspielen gehabt.“

Digitized by Google

„Sie machen Einen ja ganz neugierig," unterbrach ihn der Andere, „lassen Sie die Geschichte doch einmal hören, wenn es nicht etwa ein Geheimniß ist."

„Durchaus nicht," entgegnete der Rath, der unmittelbar hinter dem Kanzleirath, dessen nahe Betheiligung bei den nun folgenden Dingen ihm wahrscheinlich gänzlich unbekannt war, Platz genommen hatte, so daß diesem sein Wort des zwischen den beiden Herren geführten Gespräches entging.

Der Rath schilderte nun mit Wärme die Charaktere Haspera's und seiner Gattin, erwähnte das Verhältniß Adelens zu deren Familie, den auf ihr lastenden Fluch ihres Vaters, die Verzweiflung des armen Mädchens, ihre daraus entstandene Krankheit und Haspera's Hoffen, endlich die Vereinigung Beider, und schloß, indem er seine Freude darüber aussprach, daß diesen so hart vom Schicksal getroffenen Menschen nach allem Mißgeschick nun doch endlich noch das verdiente Glück zu Theil geworden sei.

„Potz tausend," meinte der Zuhörer des Raths, „das ist ja wahrhaftig ein vollständiger Roman und ich bin dadurch ordentlich neugierig gemacht, Beide, oder wenigstens zunächst diesen Haspera kennen zu lernen. Er hat fast eine halbe Stunde hier neben mir gesessen, ehe Sie kamen, und obgleich ich ihn nicht kannte, so ist mir sein feines Benehmen und sein anziehendes Wesen doch gleich aufgefallen."

„Lernen Sie ihn nur einmal näher kennen," fuhr der Rath fort, „dann wird er Ihnen noch besser gefallen; er ist wirklich ein interessanter und großartiger Charakter und dabei ein Ehrenmann Zoll für Zoll; und seine Frau eines der liebenswürdigsten Wesen, welche mir noch vorgekommen.

„Trotzdem sie sich lange in Kreisen bewegt hat, in denen man nur zu häufig falschen Schein, Oberflächlichkeit und künstlich gemachtes Wesen findet, so hat sie doch dabei ihre volle Natürlichkeit und ein, ich möchte sagen, kindlich unbefangenes Wesen zu wahren gewußt, und obgleich sie von ihrem querköpfigen Alten mit einer wirklich unbegreiflichen Härte verstoßen ist, so hat sie doch nie ihre eigenen Empfindungen gegen denselben dadurch beeinflussen lassen und der Gedanke, ihrem Vater, wenn auch ohne ihre Absicht und ohne ihr Verschulden, Kummer gemacht zu haben, ist dessen ungeachtet ihr größter Schmerz gewesen."

Der Kanzleirath, dem kein Wort von diesem Gespräche verloren gegangen war, saß mit der Miene eines Verurtheilten da; er konnte nun nicht länger mehr zweifeln, daß er seiner Tochter Unrecht gethan und so sein und ihr Glück gestört habe. Ihr Bild, welches er bisher stets aus seinen Gedanken zu verdrängen gesucht hatte, kam nun wieder in voller Klarheit vor seiner Seele. Eine heiße Sehnsucht nach dem theuren Kinde ergriff sein Herz; aber so sehr es ihn auch zu ihr hinzog, mußte er sich nicht schämen, jetzt vor sie hinzutreten und ihr zu sagen: ich bin durch Andere von dem überzeugt worden, was ich Dir selbst nicht glauben wollte?

Ohne aufzuhören, rothe und dann wieder innerlich gebrochen seiner stillen Wohnung zu.

Er vermied die belebten Straßen und suchte auf einem Umwege um die Stadt sein Haus zu erreichen, denn er schente es, vielleicht Jemandem zu begegnen, der ihn ansreden könne, und wollte allein sein. Jetzt sah er sein Haus vor sich liegen, in dem er früher mit seiner Frau und seinem theuern Kinde so glückliche Tage verlebt hatte. Wie lange war nun schon das Glück daraus gewichen, und durch wessen Schuld als die seine. Je näher er kam, desto langsamer wurde sein Schritt.

Sollte er jetzt allein vorthin zurückkehren, ohne die wenigstens gesehen zu haben, die er seit fünf Jahren von dort vertrieben hatte, und die jetzt in seiner Nähe weilte, weil sie den Vater noch immer liebte und nicht vergessen konnte?

Er erinnerte sich jetzt der Worte des Fremden, daß Adelens Leiden aus ihrem Gemüthe komme und er hier Heilung für sie erwarte. Der, an den diese Worte gerichtet waren, hatte sie nicht verstehen können, der Vater aber verstand sie.

Er schritt weiter, an seinem Hause vorüber, weiter hinaus, wo der Weg schmaler wurde und sich steiler am Berge emporzog. Dort fand ein Haus, still und einsam, von dessen Fenstern aus man die Stadt und das Thal übersehen konnte. Der Weg dahin war wenig betreten, weshalb der Kanzleirath, wenn er einmal ausging, denselben häufig wählte. Er erinnerte sich dort vor einigen Tagen dem Fremden begegnet zu sein, aber er hatte damals nicht weiter auf ihn geachtet, ihn kaum angesehen und würde ihn auch nicht wieder erkannt haben, da Haspera's Gesicht seit ihrem ersten Begegnen durch einen vollen Bart verändert war. Dort mußte er Adele finden.

Der Tag hatte sich mittlerweile geneigt und nur ein rother Schein verrieth noch, wo die Sonne gesunken war. Unter den Bäumen am Wege herrschte schon tiefe Dämmerung, aus der die weißen Wände des einsamen Hauses jetzt deutlicher hervortraten.

Der Kanzleirath schritt langsam näher.

Vor dem Hause auf einer Bank saßen zwei Gestalten, aber es war schon zu dunkel, um sie zu erkennen; er glaubte jedoch die Stimme des Fremden zu vernehmen, den der Rath auf der Terrasse des Bärenwirths begrüßt hatte.

Dieser wurde jetzt von einer andern Stimme unterbrochen, in welcher sich der Kanzleirath nicht täuschen konnte; es war die seiner Tochter.

„Es ist jetzt dunkel genug, ich glaube wir können gehen; Niemand wird mich mehr erkennen, und ich möchte so gern heute Abend den Vater wieder einmal sehen; es ist gewiß schon Licht im Zimmer, daß man hineinsehen kann."

„Ja mein Kind," entgegnete die Männerstimme, „wenn Du es wünschest, so bin ich bereit; aber es wird kühl und ich will Dir ein Tuch holen."

Der Kanzleirath sah einen dunklen Schatten in der Thür verschwinden, und seine Tochter war jetzt allein.

Er fühlte sein Herz heftig klopfen, aber er bezwang sich und trat rasch zu der Gestalt hin, welche noch auf der Bank saß.

„Guten Abend," begann er mit bewegter Stimme.

Beim Klange derselben erhob sich die Gestalt. „Vater," hauchte sie erschreckt, „ist Du es?"

„Ja, mein armes Kind, ich bin's, willst Du mir vergeben, obgleich ich Dich von mir stieß?"

„O mein lieber, lieber Vater," schluchzte Adele und schlang ihren Arm um ihn.

Der Kanzleirath zog sein verstoßenes und nun wiedergefundenes Kind fest an sich, aber keines von Beiden vermochte in den ersten Minuten dem, was sie empfanden, Ausdruck zu geben. Stumm hielten sie sich umschlungen.

Haspera war mittlerweile mit dem Tuche zurückgekehrt und sah erstaunt auf die Gruppe. Er konnte die Gestalt, welche er neben seiner Frau erblickte, nicht mehr erkennen, rief aber, daß es ihr Vater sein müsse, und trat sogleich wieder zurück, um das erste Wiedersehen zwischen Vater und Tochter nicht zu stören.

*

Die Kanzleirätin hatte schon seit einer vollen Stunde mit dem Abendessen auf ihren Mann gewartet und konnte bei dessen sonstiger Pünktlichkeit nicht begreifen, wo er diesmal so lange bleibe. Das Concert im „Schwarzen Bären" müsse längst zu Ende sein und der Ball, der sich daran schließe, schon begonnen haben, und sie wußte, daß ihr Mann, welcher überhaupt nur schwer zum Concert zu bringen gewesen war, auf keinen Fall länger dort geblieben sein würde. Sie zerbrach sich vergebens den Kopf, wo er nur stecken könne, und war schon mehrmals eine kleine Strecke nach der Stadt zu gegangen, um zu sehen, ob er nicht käme.

Jetzt endlich, es ging schon stark auf zehn Uhr, hörte sie draußen Stimmen; aber er konnte es wieder nicht sein, denn die Stimme klang zu tief und dazwischen sprach wieder eine Frau, deren Stimme ihr jedoch bekannt vorkam und eigenthümliche Erinnerungen in ihr weckte. Jetzt kamen die Sprechenden näher, es waren drei Personen, und sie bogen in den Gartenweg vor dem Hause ein. „Himmel, sei mir gnädig," rief die Kanzleirätin, „es kommt wahrhaftig noch Besuch; o du meine Güte, was mache ich nun."

Schnell stürzte sie Licht an, was sie bis hierhin der Oekonomie wegen unterlassen hatte; aber es war auch die höchste Zeit, denn schon hörte sie die Schritte der Ankommenden im Flur.

Jetzt öffnete sich, ohne daß man vorher geklopft hatte, die Thür und sie erblickte eine blasse Dame, auf den Arm eines jungen hohen stattlichen Mannes gestützt, hinter ihnen erschien das ehrwürdige weiße Haupt ihres Gatten.

Die gute Frau hatte sich unmöglich Sorge darüber gemacht, was sie ihren Gästen vorsetzen sollte; denn nicht einmal die Speisen, die sie für sich und ihren Mann bereitet hatte, sanden heute Abnahme, und die tief in die Nacht dauerte es, ehe alle Fragen, welche man gegenseitig an einander zu richten hatte, erledigt werden konnten.

Haspera fand, daß seine Schwiegermama sich nur wenig seit seiner ersten Begegnung mit derselben verändert habe, und er mußte mehrmals unwillkürlich lächeln, wenn er sich ihres damaligen Auftretens erinnerte.

Schon früh am nächsten Morgen stieg der Kanzleirath wieder den steilen Bergpfad zur Wohnung seiner Tochter hinauf, um heute auch noch eine kleine Adele, ein lieblliches Kind von etwa drei Jahren, kennen zu lernen, welches gestern Abend bereits in seinen Bettchen gelegen hatte, und daß schon die stete und unzertrennliche Begleiterin des freundlichen Greispaars war.

Haspera hat jetzt aufgehört, seine Musikstunden zu geben. Nachdem sein Onkel das Zeitliche gesegnet und es seinem Neffen möglich gemacht hat, auch ohne sein väterliches Erbe, welches an Haspera's Bruder gefallen ist, unabhängig zu leben, ist das Haus am Berge in seinen Besitz übergegangen.

Er gebört zu denen, welche, ohne einen bestimmten äußeren Beruf, nach gewöhnlichen Begriffen, zu haben, den inneren Beruf in sich fühlen, überall zu helfen und sich nützlich zu machen, wo man Hülfe bedarf. Er ist eine der unentbehrlichsten Personen des Städtchens geworden; man glaubt, daß nichts Wichtiges darin geschehen könne, ohne daß man Has-

Digitized by Google

perg's Rath darüber verschwunden und sich seiner Zustimmung und Hülfe versichert habe.

Fast allabendlich kam man einen Kreis fröhlicher Menschen in seinem Hause am Berge anzutreffen, denn alle seine Bekannten und Freunde, und er hat deren viele, behaupten, daß es nirgends schöner sei, als bei Haßperg's.

Der Rath Bachmann ist nach wie vor ein treuer Freund des Hauses und nimmt dafür bei allen feierlichen und festlichen Gelegenheiten neben dem alten Kanzleirath, dem man trotz seiner weißen Haare sein Alter jetzt gar nicht mehr zu sehr ansieht, den Ehrenplatz ein.

Die Frau Gerichtsräthin hat sich zwar anfangs nach eine Zeit lang gesträubt, in die allgemeine Verehrung, welche das Haßperg'sche Ehepaar genießt, mit einzustimmen; aber schließlich hat sie doch zur Freude ihres Mannes die Flagge gestrichen und steht sogar mit der jungen Frau, welche zu ehren droht, um ihr nicht länger vorgehen zu haben, auf ganz freundschaftlichem Fuße, und als jüngst bei Bachmann's Kindtaufe war, bekam sogar auf ihren eigenen Wunsch der kleine Täufling den Namen „Adele."

Therese Krones und der Staroff.

Von Karl Haffner.

Der Komiker Johann Lang, jahrelang ein tüchtiger und unermüdeter Regisseur des Leopoldstädtertheaters in Wien, war Zoll für Zoll eine grundehrliche Haut, und allen seinen Collegen der treueste und wackerste Gesährte.

Aber er war auch ein wahrer Rappelkopf und Michel Grabaus im Eifer des Geschäftes.

Man probirte eines Morgens eine Parodie aus der Götterge-schichte.

Die Damen saßen zwischen den Coulissen und plauderten von Apollo und Daphne, von Amor und Psyche, und natürlich auch vom Stier und der Prinzessin Europa.

Von der Geschichte der Götter gingen sie zu der Geschichte der Römer über. — Sie bemerkten bald, daß alle Rom um seine kämmigen Helden, und machten sich über Lucretia lustig, weil sie gar so eine unerhörte Madame gewesen war.

Lang, der die Probe leitete, hatte schon wiederholt „Ruhe, Ruhe meine Damen!" in die Coulissen gedonnert, — aber die Damen ließen ihn donnern und schnatterten ungeniert weiter.

„Himmeltausendwettersakramentelement, Ruhe!" schrie er abermals, „Ruhe, oder Millionenschockschwerennoth —"

Da winkte ihm die berühmte Soubrette Therese Krones mit dem kleinen Fingerchen und sagte zuckersüß: „Kommen's ein bißerl her zu mir, lieber Lang!"

„Was giebt's?" sagte dieser, indem er mit furchtbar funkelnden Augen zu ihr trat.

„Wir reden grad von der römischen Lucretia," antwortete Therese Krones mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt. „Was glauben's, hätt' sich die Lucretia auch so rubig von ihrem Papa erstechen lassen, wenn der Sextus Tarquinius ein sauberes Mannsbild gewesen wär'?"

„Sie sind eine dumme Gans!" sprudelte Lang, indem er ingrimmig seinen eigenen Schopf beutelte, und mit einem Saltomortale bis zum Soufleurkasten sprang.

Seit jenem Tage war Therese Krones selbst eine Lucretia, — das heißt eine Lucretia Borgia für den impertinenten Regisseur.

Es war ein neidisches fröhliches Völkchen, das damals die Bühne beherrschte, aber dieses Völkchen selbst beherrschte kein gütiger Titus, sondern ein zähneklebender Nero. Adolf Steinseller hieß der Tyrann, der seinen Secretär, dem Henkersknecht Catharin, täglich neue Gesetze in der Mördergrube dictirte, um die Lieblinge des Volkes auf die moralische Folterbank zu strecken.

Raimund verlor seine Phantasie, Schuster seine Gedult, Korntheuer seinen Humor, und Therese Krones ihre Gesundheit unter diesem barbarischen Regiment.

Alle dachten an den Reisefad, — aber Johann Lang war der Erste, der ihn schnürte.

Er kündigte sein Engagement und verlangte sein Benefice, das er contractlich zu fordern hatte, aber erst mit Hülfe seines Freundes Raimund erklämpfen mußte von der despotischen Gewalt.

Was aber geben zum Benefice?

Auf eine Novität war nicht zu hoffen, denn Steinseller hätte sich eher vom Teufel reiten lassen, bevor er einem Mitgliede ein neues Stück gespert hätte.

Lang stellte sich daher sein Cuodlibet aus den beliebtesten Scenen Raimund's und der Krones zusammen, schrieb sich ein einleitendes Vorspiel dazu und beförderte einen ziemlich anlockenden Theaterzettel in die Druckerei.

Am Tage vor der Vorstellung wurde der Theaterzettel dem Herrn Direktor unterbreitet.

„Was?" brüllte wie ein angeschossener Eber der Director, von seinen Mitgliedern nur der Staroff genannt, weil er Pole oder Russe war; „die Krones soll spielen? Die kranke Krones, der der Arzt nur zweimal wochentlich zu spielen erlaubt? Spielt sie morgen einem Schauspieler, so spielt sie mir nicht mehr in der Woche, denn einmal hat sie schon gespielt. — Besehen Sie das Zeug anders, Raimund, — die Krones darf nicht mitwirken in dem Benefice. — Ich opfere keinem Menschen mein eigenes Interesse, und am allerwenigsten diesem Menschen."

Vergebens baten Raimund, Schuster, Sartory für den niedergedonnerten Benefiantien, — von der Felsenbrust des Staroffen prallte jede Bitte zurück.

„Wie wäre es denn," sprach endlich Catharin, der ewig süße Theaterfeuerlein, „wie wäre es denn, wenn Fräulein Krones, dem Herrn Benefiantan zu Liebe, einmal das ärztliche Edict nicht beachtete, und in dieser Woche dreimal spielte? Morgen für Herrn Lang, und übermorgen für die Direktion? Ich bin überzeugt, daß Fräulein Krones ihrem artigen Collegen gerne gefällig sein wird."

Der Direktor lächelte satanisch, der Secretär schmunzelte, Raimund schnitt ein saures Gesicht, Schuster nahm bedächtig eine Prise, Sartory rüfft den lieben Augustin, und der arme Benefiant laute an den Raufen, denn alle dachten an die „dumme Gans" auf jener Probe, und waren überzeugt, daß Muße Rappelkopf mit seinem Ansuchen abgewiesen werden würde.

Nach einer peinlichen Pause rief dieser dennoch entschlossen:

„Ich gebe zur Krones!" griff nach dem Hute, stürmte zum Hause hinaus und gerade auf das Gasthaus „Zur Weintraube" los, in welchem die gefeierte Künstlerin residirte.

Aber vor der Thüre ihrer Wohnung blieb er unentschlossen stehen, um sich im Gesichterschneiden zu üben, denn er wußte nicht, mit welchem Gesicht er vor der schwer beleidigten und zürnenden Collegin erscheinen sollte.

Endlich schien er mit sich einig zu sein und zog mit dem Gesicht eines reuigen Sünders ganz leise und zaghaft an der Glockenschnur.

Ein schnippisches Stubenmädchen öffnete die Thüre, meldete ihn kichernd an, öffnete nach ein paar Minuten die Thüre des Boudoirs und sagte patzbetzich, indem sie das Lachen verbiß:

„Die Kubiena wird allerzandigst bewilligt. Man trete ein!"

Da stand der Grobian jetzt vor der schwer gekränkten Soubrette, die ihr reizender Spitzerube auf dem Divan lag und mit der Hebelt einer Grazie dem zaghaften Gast ein majestätisches Willkommen zunickte.

„Ach, welch eine herrliche Spitzenrobe!" stammelte der verlegene Bittsteller, als ob ihm die Rede zugeschnürt war.

„Ja? Gefallen Ihnen meine Federn?" bemerkte Therese Krones ironisch.

„Ja hab Eine!" dachte sich Lang, und wie ein Kind, das die Ruthe fürchtet, faltete er die Hände und sagte kläglich: „Bitte, bitte! Ich will's mein Lebtag nicht wieder thun!"

„Hahahaha!" lachte die Krones. „Glauben's denn, ich bin im Ernst auf Sie bös gewesen, Sie Hasperl? Es ist wahr, Sie sind manchmal so ein Ding — so ein Ding — wissen's, so ein Ding, das die Bauern zum Dreschen brauchen, so ein —"

„Ja, ja, ich verstehe — ich kenne das Ding."

„Aber ein lieber Kerl sein's doch, dem man nicht im Ernst gram sein kann. Na, was bringen's denn? Wollen's was von mir?"

„Ach liebe Krones, der Staroff setzt mir das Messer an den Hals. Er will Sie morgen nicht in meinem Benefice spielen lassen!"

„Ah, das ist wieder ganz was Neues! Und warum will er mich denn nicht spielen lassen?"

„Weil Sie nur zweimal in der Woche auftreten dürfen. Spielen Sie morgen für mich, so spielen Sie nicht mehr für ihn in dieser Woche, meint er."

„Und das meint er ganz recht."

„Er läßt Sie morgen nur unter der Bedingung spielen, wenn Sie auch übermorgen, in der Niederbelung der Cuodlibets, also zum dritten Male in dieser Woche spielen, denn er will nicht verlürzt werden meinetwegen."

„O du Knauser von einem Theaterdirektor!"

„Ich bin schon mit einem Fuß auf der Wanderschaft und brauche Reisegeld, liebe Krones," — aber lieber will ich ohne Kreuzer in die weite Welt, als auf Kosten Ihrer Gesundheit meine Tasche füllen. Föblen Sie sich wohl, daß Sie morgen und übermorgen auftreten können?"

„Spielen kann ich morgen und übermorgen nicht, aber lügen kann ich heut', morgen und übermorgen," sagte lachend die Spitzbübin; „Sorgen Sie nicht für mich, sondern nur für sich, und sagen Sie dem Staroften: Ich spiel' morgen und übermorgen. Mein Stubenmädel wird's ihm schriftlich bringen. Und jetzt wünsch' ich Ihnen viel Glück zum Benefice, Herr Socius! B'hüt Sie Gott!"

„Bictoria! Die da drüben in der Mördergrube haben sich kurios verrechnet, aber ich nicht, denn ich habe das Herz unserer Krones besser

Digitized by Google

gekannt!" jubelte Lang, und eilte überglücklich in die Theatergarderobe zurück.

„Sie spielt?" fragte Steinteller gebehnt. „Ah, dann ist sie wirklich eine dumme Gans!"

„Nein, sie spielt nicht!" flüsterte ihm sein Secretär in's Ohr. „Morgen früh läßt sie absagen, um sich für die dumme Gans' zu revanchiren und dem Beneficianten eine Nase zu drehen."

Therese stromes drehte aber nicht ihrem Collegen, sondern ihrem Director eine tüchtige Nase.

Sie spielte im Quodlibet, und Lang erfreute sich eines drehend vollen Hauses.

Am andern Tage war die Wiederholung des Quodlibets angekündigt, — aber noch vor dem Frühstück erhielt der Starost ein zierlich parfümirtes Briefchen mit folgender lakonischer Meldung:

„Ich möcht' heut' gern spielen, aber der Doctor erlaubt's nicht. Ich hätt' dem Herrn Doctor gern eine lateinische Nas'n gebrekt, aber der Doctor zwingt mich, dem Herrn Starosten eine deutsche Nase zu drehen. Die dumme Gans läßt Herrn Lang eine recht glückliche Reis' wünschen. Therese Stromes."

Der fliegende Mensch.

Um's erste Jahrzehnt unseres Säculums, da die hochfliegenden Pläne Napoleon's und seine beißesten Wünsche sich zu verwirklichen schienen — der König von Rom war eben geboren — auch eine Menge von Leuten dunkler Herkunft die höchsten Stufen der militärischen Hierarchie im Fluge erreichen, in Manche zu Reichthum gelangten, in dieser Zeit haben wir die vielleicht damit in psychologischem Zusammenhang stehende Erscheinung zu verzeichnen, daß eine ziemliche Anzahl von Personen an der Erfindung von Flugmaschinen laborirten. Wir nennen von diesen nur den Uhrmacher Degner in Wien, den Bachstuchfabrikanten Claudius in Berlin, den Mechanikus Bittori in Augsburg und den Schneider Ludwig Albrecht Berblinger in Ulm. Die Versuche der beiden ersten sind so ziemlich ohne Aufsehen vorübergegangen. Bittori in Augsburg dagegen machte schon mehr von sich reden. Er kündigte kurz nach einander in mehreren bayrischen Städten seinen Aufstieg an, konnte aber sein Wort nie halten. Endlich, als die Erbitterung des genasführten Publikums schon einen hohen Grad erreicht hatte, ließ er am 5. Juni 1811 seine Frau in einer Montgolfière aufsteigen. Das Publikum, sowie ein Artikel in der augsburger Allgemeinen Zeitung, sprachen sich sehr ungünstig — namentlich auch darüber aus, daß er seine Frau eine so unerkannt gefährliche Maschine besteigen ließ. Bittori antwortete hierauf in gereiztem Tone und mit großem Selbstgefühle und meinte, „er werde stets epochemachend in der Geschichte der Aeronautik dastehen," mit einer scharfen Erwiderung des augsburger Blattes war eben die Sache abgethan. Nicht ganz so rasch legte sich der Rumor, den der ulmer Schneider veranlaßt hatte, er dauerte vielmehr noch länger. Es kam in einer literarischen Fehde zwischen dem stuttgarter Hofjournal und dem augsburger Weltblatte fort, da in die Sache die Person eines Monarchen verwickelt wurde. — Berblinger hatte gegen das Ende April 1811 in Intelligenzblatt von Ulm bekannt gemacht, „nach einer unsäglichen Mühe in der Zeit mehrerer Monate, mit Aufopferung einer sehr beträchtlichen Geldsumme und mit Anwendung eines raffinirten Studiums der Mechanik habe er es dahin gebracht, eine Flugmaschine zu erfinden, mit der er in einigen Tagen zu Ulm seinen ersten Versuch machen werde, an dessen Gelingen, gestärkt durch die Stimme mehrerer Kunstverständiger, er nicht im Geringsten zweifeln zu dürfen glaube." Die Maschine war bis zum Tage des Versuchs im Saale eines Gasthofs zur Besichtigung öffentlich ausgestellt. Unterdessen war König Friedrich I von Würtemberg am 29. Mai zum Besuch der 1810 erworbenen Stadt Ulm eingetroffen und festlich empfangen worden. Der königliche Aufenthalt erstreckte sich bis zum 31. Mai und auf den 30. in Anwesenheit des Königs hatte Berblinger seinen ersten Flug festgesetzt. Wie die Sache ausfiel, darüber unterrichtet uns ein erster Artikel in der augsburger Allgemeinen Zeitung vom 5. Juni mit Folgendem:

„Dem Vernehmen nach ist ein Versuch zu fliegen, den der Schneider, Berblinger zu Ulm am 31. Mai während der Anwesenheit Seiner Majestät des Königs unternommen hatte, verunglückt, da Etwas an seiner Maschine gebrochen war."

Die Nummer vom 7. Juni aber enthielt folgenden Aufsatz: „Ulm, 3. Juni. Des Schneiders Berblinger Versuch im Fliegen ist sehr übel ausgefallen. In der That scheint er weder theoretische Kenntnisse, noch mechanisches Genie zu besitzen. Am 30. wagte es Berblinger auf seinem Gerüste vor Seiner Majestät dem König aufzutreten. Aber statt zu fliegen, sah man ihn blos tanzen. Dann erklärte er, es sei an einem Flügel etwas gebrochen und deute könne er nicht fliegen. Viele beschuldigen ihn, er selbst habe heimlich etwas zerbrochen. Die Milde des Königs war Ursache, daß er ohne Ahndung davon kam; ja Seine Majestät bestimmten ihm 20 Louisd'or mit der Bedingung, daß er den andern Tag ohne Weiteres fliegen müsse. Am 31. Morgens um 7 Uhr reiste der König von hier ab. Nachmittags sollte der Flug vor sich gehen. Allein der Künstler — zeigte sich auf seinem Gerüste, sprang in die Donau, wurde von einem Schiffe aufgenommen und ging nach Hause. Er wird mit einer Menge von Spottliedern gegeisselt."

Gegen diesen Artikel nun tritt die stuttgarter Hofzeitung am 24. Juni mit den Worten auf:

„Ulm, 20. Juni. Die Allgemeine Zeitung und noch derselben mehrere andere deutsche Zeitungen haben bei Erwähnung des zu Ulm verunglückten Versuchs zu fliegen des Schneiders Berblinger den sehr auffallenden Beisatz beigefügt: ‚ja Seine Majestät bestimmten ihm 20 Louisd'or mit der Bedingung, daß er den andern Tag ohne Weiteres zu fliegen habe.' Es ist dieses ganz unwahr, die Remuneration ist demselben ohne alle Bedingung ingnicht worden und haben blos Seine Königliche Majestät die nöthigen Befehle ertheilt, um den Berblinger gegen das Mißvergnügen der getäuschten Zuschauer zu schützen. Daß er Tags darauf nach Schon erfolgter Abreise des Königs seinen Versuch, aber eben so unglücklich, wiederholte, geschah der an ihn gerichteten Vorstellung und Warnung ungeachtet."

Durch dieses kräftige Dementi scheint aber den Lästerzungen von 1811 das Handwerk noch nicht gelegt worden zu sein, denn bald darauf beklagt sich die stuttgarter Hofzeitung, daß aus Anlaß des ulmer Vorfalls hämische Bemerkungen gemacht werden, die einem Fürsten gelten, dessen auf's Ernste gerichtetes Wesen genugsam bekannt sei. Was die 20 Louisd'or betreffe, so habe Seine Majestät damit Nichts gethan, als wie schon oft einen strebenden Künstler unterstützt. Daß diese Unterstützung an die unrechte Person gekommen, dafür könne Seine Majestät nicht.

Damit endlich war die Sache publicistisch abgethan. Nicht so in Ulm und in Schwaben überhaupt. Denn Berblinger war fortwährend Gegenstand des Hohnes und Spottes, und sie nannten ihn „Ulmer Spatzen" und „Ulmer Kübbirten," von welchen wir vielleicht später einmal erzählen werden, gleilte sich seinesmegs zur Erbauung der Ulmer der „Schneider von Ulm," wenn man einen aufgeklärenen Projectenmacher bezeichnen wollte. Für die Folge scheint sich Berblinger ganz im Dunkeln gehalten zu haben. Er starb in den dreißiger Jahren. Bald aber wurde er so zur mythisch-historisch-komischen Person, daß der Componist Dr. Presiel ein Abenteuer allerdings mit mancherlei Veränderungen im Jahre 1866 zu einer komischen Oper verarbeitete, die zu Stuttgart und Ulm nicht ohne Beifall mehrmals aufgeführt wurde. Berblinger's Wittwe starb hochbetagt im Frühjahr 1867. In Würtemberg aber singt man heute noch bei passender Gelegenheit:

„Der Schneider von Ulm hat's fliegen probirt,
Da hat ihn der Teufel in d'Donau nei(n) g'führt."

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 384:

Es präle. wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.
Der Wahn ist kurz, doch lang die Reu.

Redaction und Verlag von W. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 37.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Gabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von J. Kothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Da waren fast Alle, die man gestern in der großen Kajüte bemerkte, und auch noch Andere, die dort nicht sichtbar gewesen. Da war der Herr mit dem dunkeln Plaid, der Abends im hellen Ueberrock erschien; da war der schäbige Gentleman mit den Glanzstiefeln und den rothen Strümpfen und auch jene Inseparables fehlten nicht, dicht bei einander in der Nähe des Steuerruders sitzend und lasen scheinbar mit großer Aufmerksamkeit irgend eine Stelle im rothen Baedeker, in Wirklichkeit thaten sie aber nur so, um ohne Aufsehen die Köpfe dicht zusammen stecken und sich allerlei zuflüstern zu können. Da war auch die dicke Spanierin mit ihren jungen und schönen Sennoritas, und sie ließ den linken Arm, auf dessen Hand der Papagei saß die ganze Nacht gesessen, recht müde herabhängen. Da sah man ältere Geistliche in langen schwarzen Gewändern hin- und her spazieren, ehrfurchtsvoll begleitet von jüngern Priestern, welche große schirmartige Hüte auf den Köpfen hatten, während jene weiche behagliche Sammetmützen trugen, die mit Streifen von violett oder roth, wahrscheinlich das Zeichen ihrer Rangklasse, versehen waren. Da fehlte auch der deutsche Gelehrte oder Schriftsteller nicht: ein alter quecksilberner Herr mit weißen Haaren, der beständig eine Menge Bücher unter dem Arm hatte, der von dem Steuermann auf viele unnöthige Fragen nie eine Antwort erhielt, auch nur sehr kurze Entgegnungen von dem Kapitän und den Offizieren, der sich aber dadurch nicht abschrecken ließ, mit jedem der Mitreisenden, welcher ihm gerade in den Wurf kam, ein Gespräch anzuknüpfen. Besonders auf die Hübschern unter den Damen schien er es abgesehen zu haben, um sie auf die freundschaftlichste Art von der Welt über Dieses und Jenes, zum Beispiel über die Himmelserscheinung, nach der man fuhr, über den Namen einer fern beruhenden Insel aufzuklären, und da er das eben so angenehm als gründlich that, auch zur Bewerkstelligung alle möglichen Karten und Pläne bei sich hatte, so war der deutsche Professor, welcher seine Muttersprache vortrefflich, das Französische fürchterlich und das Englische sehr unverständlich aussprach, trotz alledem ein gesuchter Artikel und hatte genug zu thun, um allen Fragen gerecht zu werden. Da waren ferner auf dem Hinterdeck die vier Amerikaner, welche gestern Abend Champagner mit Cognac getrunken, und alle vier hatten heute etwas röthlich echauffirte Gesichter, blickten auf die See hinaus und theilten einander Bemerkungen mit über einen Dampfer, der schon lange in Sicht war und gegen den Saintonge heraufkam.

„Ich möchte wetten," sagte der Eine, daß der über eine Stunde braucht, ehe er uns passirt hat."

„Wie hoch?"

„Meinetwegen hundert Pfund."

„Gut, ich nehme die Wette an, da ich für weniger als eine Stunde bin. Wenn Du Dich nicht betheiligen willst," wandte er sich an den Dritten, „so kannst Du mit Francis dort Schiedsrichter sein, wenn es euch recht ist."

„Gewiß," erwiederte der Erste. „Hier," er deutete einige Fuß von der Brüstung auf den Boden, „ist Dein Stand-

Alfonse von Lamartine. (S. 435.)

Digitized by Google

punkt und dort die eiserne Stange gitt, so wie sie der Dampfer paſſirt hat."

„Gut, abgemacht!"

„Wenn die Wette noch nicht geſchloſſen iſt, ſo möchte ich mir erlauben, einzutreten," hörte man hinter den Bieren eine Stimme in gutem Engliſch, allerdings mit fremdem Accent tagen, und der alſo ſprach, war der junge Mann, den wir geſtern Abend in der Kajüte im Schaukelſtuhl bemerkt. Er trug einen ſo ausgeſucht eleganten Reiſeanzug, daß er kaum nöthig gehabt hätte, ſeine Bittenkarte hervorzuziehen und ſie Dem zu überreichen, welcher die Wette vorgeſchlagen. Aber er that noch mehr; denn als Jener ſeinen Hut zum Gruß leicht gelüftet, dazu den drei Andern mit einer Handbewegung gegen den Fremden geſagt: „Graf Landerer!" auch die Karte mit der ſeinigen erwidert hatte, nahm der Hinzugetretene aus ſeiner Brieftaſche zwei Billets von je 1000 Franks, ſowie einds zu 500 und legte ſie in die Hand deſſen, der als Schiedsrichter erwählt war, indem er ſagte: „Ich wette, daß das Schiff länger als eine Stunde braucht."

Hierauf ging die Geſellſchaft ohne Weiteres auseinander, nachdem der Schiedsrichter ſeine Uhr gezeigt, welche genau auf zehn Uhr wies, und der Graf Landerer ſchleunigſt nach dem andern Ende des Hinterdecks, wo ſeine junge Frau auf einem der Bänke ſaß und ſich mit einem ältern Herrn freundlich unterhielt. Dieſer alte Herr hatte eine Karte ausgebreitet auf den Knieen liegen und zeigte mit dem Finger auf eine Stelle, wo ſich in dieſem Augenblicke der Saintonge befand. „Dort ſehen wir Corſika ſchon etwas deutlicher," ſagte er alsdann, „Elba aber werden wir erſt ſpät am Nachmittage vor uns haben, ſodaß wir Cap Corſu umſchiffen; dann erblicken wir auch Baſtia und bemerken deſſen Leuchtthurm hinter und faſt die ganze Nacht hindurch."

„Ich freue mich, Elba zu ſehen," ſagte die junge Dame; „ich eſ doch gerade ſo, als ſehe man verſtorbenen vor ſich eine große, hiſtoriſche Idylle."

„Gewiß, meine Gnädige," erwiederte der deutſche Profeſſor, „und dabei iſt es eigenthümlich, daß gerade dies verdheiſſe Meer zwei ſolcher Felseneilande beſitzt: Elba und Capri, die und beide ein ſo ungeheures Stück Weltgeſchichte ins Gedächtniß rufen; hier allerdings mehr Idylle, dort aber auf Capri, der Einſiedelei des furchtbaren Tiberius, ein blutiges Trauerſpiel."

„Kennen Sie Capri?"

„O ja, meine Gnädige, ich verlebte dort einen längeren, entzückenden Aufenthalt."

„Ich bitte, es auch zu ſehen; erzählen Sie mir etwas darüber."

Der Profeſſor ſuchte die Achſeln, indem er ſagte: „Was ich Ihnen darüber erzählen könnte, würde doch nur matt und farblos erſcheinen gegenüber der prachtvollen Schilderung eines meiner Bekannten, die ich Ihnen zum Durchleſen verlegen kann, ein kleines Buch von Gregorovius: Capri eine Einſiedelei."

„Ich werde Ihnen dafür ſehr dankbar ſein, ich hörte ſchon davon, kam aber nie dazu, das Buch zu leſen."

„Die Gnädige iſt außerordentlich zu viel und wichtig beſchäftigt," verſetzte der Profeſſor mit einem ironiſchen Lächeln, worauf ihm die Gräfin Landerer mit einem offenen, heiteren Lächeln erwiederte: „Das wohl nicht, Herr Profeſſor, aber es fehlt uns ſo oft an gutem Rath und richtiger Leitung; wenn Sie aber ſo freundlich ſein wollen, mir das Buch zu leihen, ſo werde ich Ihnen einen pünktlichen Bericht darüber machen. Verlaſſen Sie das Schiff morgen in Civita-Vecchia oder gehen Sie mit uns nach Neapel?"

„Ah, ich gehe mit nach Neapel. Wie freue ich mich auf die Campagna felice!"

In dieſem Augenblicke trat der Gemahl der jungen Dame vor dieſe hin, und ſie ſagte mit einem ſtrahlenden Blicke: „Ich habe hier eine angenehme Bekanntſchaft gemacht, Ferdinand; Herr Profeſſor Bucher aus Danzig, der ſo freundlich war, mich eben ſo angenehm als lehrreich zu unterhalten."

Der Profeſſor hatte ſich raſch erhoben und machte eine tiefe, etwas ſteife Verbeugung, worauf Graf Landerer leicht mit dem Kopfe nickte und ein paar Worte murmelt, welche ſeine Freude über dieſe Bekanntſchaft ausdrücken ſollten, dann fuhr er in nachläſſigem Tone fort: „Ich habe da eben mit dem Amerikaner gewettet."

„Um was handelt es ſich?" fragte die Gräfin heiter.

„Um den Dampfer, der dort auftaucht. Einer jener Herren behauptete, er brauche eine Stunde, bis er zu uns käme. Ich wettete hundert Pfund, daß er länger braucht."

„Das iſt eine große Summe," ſagte der Profeſſor.

„Bah, ich werde ſie gewinnen, und wenn ich ſie auch verlore!" ſetzte er achſelzuckend hinzu; „ich habe damit die Bekanntſchaft jener Herren gemacht, die mir amüſante Geſellſchaft ſcheinen — es iſt ſehr langweilig auf dem Schiffe hier, mein lieber Herr Profeſſor."

Dieſer warf einen Blick auf die junge Gräfin, welche einen tiefen Athemzug that und vor ſich auf den Boden niederſchaute; dann ſagte er: „Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, aber ich verſtehe überhaupt nicht, wie man auf ſo gleichgültige Dinge wetten kann. Ja, wenn der Gegenſtand einer ſolchen Wette ein ernſter, wichtiger wäre, wenn eine ſolche Wette beide Parteien zu irgend einer würdigen Anſtrengung anſpornte, oder wenn das Reſultat irgend einen Armen, Unglücklichen zu Gute käme, wozu hier auf dem Schiff eine prächtige Gelegenheit wäre."

„Ich verſtehe Sie nicht vollkommen," erwiederte der Graf in gleichgültigem Tone; die Gräfin ſchien ihn vollkommen verſtanden zu haben und ſah ihm mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens in die Augen.

„O was die Armen und Unglücklichen hier auf dem Schiffe anbelangt, ſo bitte ich Sie, Herr Graf, nur einen Blick auf die Leute zu werfen, die da unten vor dem Kamin theils auf dem harten Boden gelagert ſind, theils auf den Treppen und Balkonſtufen umherſitzen."

„Ich habe ſie ſchon zur Genüge geſehen — eine wüſte Bande."

„So ſieht es aus, dabei aber leider viele Landsleute, viele Deutſche. Sie gehen ſicherm angenehmen Loſe entgegen und die meiſten von ihnen ſind mehr als bedürftig. Es wäre ein Werk, unter dieſe Leute den Ertrag jener Wette zu vertheilen, und wenn Sie jenen andern Herrn darüber ſprächen —"

„Daß ich ein Narr wäre," verſetzte der Graf mit einem höflichen Lachen, „dieſer Südamerikaner würde einen ſchönen Begriff von mir bekommen, für Leute bettelt, die ihnen wenig mehr als Sklaven gelten, ja, für weniger, da ſie nicht begreifen werden, wie man ſich des Gelöswegen für anderer Leute Intereſſe lebhaftichen laſſen kann. Ich begreife das, aufrichtig geſagt, auch nicht. Bah, geben Sie mir mit Ihren päpſtlichen Freiwilligen."

„Ich würde das auch nicht begreifen, wenn ich mich nicht bemüht hätte, wie bei manchen andern Dingen, auch hier ein wenig auf den Grund zu ſehen. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich bin viel, viel älter wie Sie und deshalb bedächtiger, vorſichtiger. Ich habe geſtern Abend von Ihnen heute früh mit einigen der Leute geplaudert, nachdem ich ſie durch Spendung einer Cigarre vertraulich gemacht, und kann Sie verſichern, daß Manchem von denen da drunten nichts Anderes übrig bleibt, als dem Kahlbeil zu folgen oder ins Waſſer zu ſpringen."

„Das Letztere wäre vielleicht ebenſo praktiſch."

„Aber das Waſſer iſt ſehr naß und das Meer gewaltig tief," erwiederte der Profeſſor mit einem feinen Lächeln, „und man klammert ſich gern an irgend eine Hoffnung, wenn dieſelbe auch noch ſo trügeriſch iſt. Ich wollte nur ſagen, es gibt unter ihnen Leute, welche gute Erſtarren, und nicht immer ganz durch eigene Schuld, verlaſſen mußten; Söhne guter Familien, welche durch ein gariſtes Zuſammentreffen von Umſtänden dazu gebracht wurden, ſich anwerben zu laſſen. Dieſe, die dieſen Schritt bereuen und die Alles ergreifen würden, um nur wieder loszukommen, darunter ganz tüchtige und intelligente Köpfe; es wäre mir hübſch erſchienen, ihnen auf die angedeutete Art den Eintritt in eine neue Laufbahn ein wenig zu erleichtern."

„Das könnte ja durch eine Collecte geſchehen," meinte der Graf mit einer unmuthigen Bewegung, „und da wäre ich gern bereit — doch entſchuldigen Sie mich für dieſen Augenblick," unterbrach er ſich raſch, indem er einen Blick auf das Meer hinausgeworfen, „unſer Dampfer kommt raſcher heran, als ich ſelbſt geglaubt."

„Du wirſt Deine Wette verlieren."

„Wohl möglich."

„Zweitauſend fünfhundert Franks," ſagte der Profeſſor, „und der Andre eben ſo viel, daß mache ungefähr 100 Franks für Jeden da drunten. Sie würden ſelbſtändiger auftreten können und wären nicht ſo in die Hände dieſer Italiener gegeben."

Der andere Dampfer kam in der That raſcher heran, als man vor einer halben Stunde hätte glauben können, und da die Wette auf den Hinterdecke des Saintonge ſchon allgemein bekannt geworden war, ſo bildete ſich eine dichte Gruppe von Herren und Damen hinter dem Schiedsrichter, welcher, die Uhr in der Hand, auf ſeinem Poſten ſtand, die eiſerne Stange vor ſich mit der gleichen Aufmerkſamkeit betrachtend, wie der Schiedsrichter den weißen Stab auf der Rennbahn.

„Es iſt noch volle 20 Minuten bis 11," meinte Sir Francis „und der Dampfer ſcheint ſo nah, daß ich jede Geſtalt auf dem Verdecke deutlich erkenne. Mir ſcheint, Jemand, Du haſt verloren."

„Mir ſcheint es auch ſo," antwortete dieſer Gentleman mit einem lachenden Geſichtsausdruck, „aber das verdammte Schiff hat mich betrogen; es hat in der letzten Viertelſtunde offenbar ſeinen Curs verändert und ſich ſchärfer gegen uns gewandt. Wäre es in ſeinem alten Laufe geblieben, ſo würde ich gewonnen haben."

„Ja, das ſind die Chancen, die man hat."

„Was für ein Boot iſt's?"

„Ein Lyonnaiſer, welches nach Marſeille geht."

„Da haben wir ihn, die Sache iſt abgemacht."

„Abgemacht," rief der Schiedsrichter, indem er den rechten Arm in die Höhe bob: „der Dampfer hat den Rennpfahl paſſirt, es fehlen noch 10 Minuten bis elf. Hier, meine Herren, haben Sie die Gelder!"

Es war recht behaglich, daß in dieſem Augenblick die Frühſtücksglocke läutete und man nun mit mehr Bequemlichkeit ſitzend über die erlebte Wette plaudern konnte. Dabei dieſelbe auch ſonſt noch gefeiert wurde,

Digitized by Google

sah man an verschiedenen Gitterchen mit Champagnerflaschen, welch letztere zwei Schiffsjungen durch einen umgelegten Bindfaden in beehender Bewegung halten mußten, damit der Wein nach entfernten Pfropfen gehörig abtäufe.

Die vier Amerikaner hatten der Reihe nach dem Grafen Lanbervr zuvorkommend die Hand geschüttelt und ihn so förmlich in ihre Gesellschaft aufgenommen, wobald er sehr zufrieden darüber schien, daß Professor Bucher die junge Gräfin in die Kajüte hinabgeleitete.

Neptun war übrigens während der Frühstückszeit nicht ganz ohne Lücke und nahm eine kleine Perle zu Hülfe, vielleicht auch eine stärkere Seekrankung, um den guten Saintonge ein ganz klein wenig zu schaukeln, nicht zu ſtark, aber doch kräftig genug, um einige Ladies zu veranlassen, rasch an die frische Luft zu eilen, und einen alten Engländer, welcher sich das Vergnügen machte, ohne Rücksicht auf die Damen alles Dessert auszuforschen, das er erreichen konnte, vielleicht gerade deswegen zur Nachertattung anzuhalten. Doch war vielleicht der Meeresgott durch diese Ovation versöhnt worden und ebnete die Wellen in kurzer Zeit wieder, so daß sämmtliche Passagiere, selbst die entschonen Ladies und der alte Engländer, nach diesem „accident“ wieder oben erschienen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreichs Zierde und Stolz.

(Übersetzung des Süd: Alfonse von Lamartine. S. 433.)

In der Dorfschule zu Buissières in Burgund saß in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts ein schöner Knabe mit dunkelblauen Augen, seidenweichem, goldbraunem Haar, klassisch reinen mädchenhaften Zügen und einem kinderseelen Herzen. Er hatte eine glückliche Auffassungsgabe, aber auch einen großen Hang zur sorglosen Trägheit und Eitelkeit. Als der Schulmeister ihn einst bestrafen wollte, weil er Verse aus dem Corneille nicht gelernt hatte — stand der Knabe mit glühenden Wangen und blitzenden Augen vor ihm: „Vergessen Sie nicht, Monsieur, daß ich ein Edelmann bin . . . und denken Sie einst daran, was Alfonse von Lamartine Ihnen heut sagt: daß er bald bessere Verse machen wird, wie Monsieur Corneille!“

Damit lief der Knabe aus der Schule.

Dieser kleine Charakterzug ist wie ein Spiegel für das ganze spätere Leben des berühmten Dichters und Staatsmannes — dessen Eitelkeit sich so gern: „die Zierde und der Stolz Frankreichs“ nennen hörte.

Alfonse von Lamartine wurde am 21. Oktober 1790 zu Mâcon geboren. Sein Vater war ein armer Edelmann und Major des unglücklichen Ludwig XVI. Während der Schreckensjahre lebte die Familie in dürftigen Verhältnissen auf dem verborgenen Schlößchen Milly in Burgund. Nach jener Flucht aus der Dorfschule brachte der Vater den Knaben in die Jesuitenschule zu Belley an der Grenze Savoyens, und hier dichtete der junge Träumer seine ersten religiös-schwärmerischen, weichlich-sentimentalen Lieder. Diese Sentimentalität hat er sein ganzes Leben hindurch nicht wieder abgeschüttelt.

Den Jüngling Lamartine fuden wir drei Jahre hindurch zu Paris im trägen Müßiggang, in luxuriösen Vergnügungen und — tollen Anschwelgereien seiner Zeit, seiner Jugendkraft und das Geld seines Onkels de Peat todtschlagen. Als Dank gegen den großmüthigen und geoßmüthigen Oheim nannte der junge Vergnügling sich von jetzt an: Monsieur Alfonse de Prat de Lamartine. Nach mehrjährigen ylanlosen teilweise elenden Reisen in Italien rüttelte ihn endlich der Fall des verjagten Napoleon und die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich aus seinem lieben süßen Nichtsthun auf. Er eilte nach Frankreich zurück und trat in die Garde seines legitimen Königs ein — bis „Napoleon's hundert Tage“ ihm für immer die Lust am Soldatenspiel nahmen. Er träumte wieder in die bunte lustige Welt hinaus und brachte nach einigen Jahren ein Manuscript Verse: „Poetische Betrachtungen,“ mit nach Hause. Erst nach langen Irrfahrten buech die Hände der Buchhändler wagte ein Verleger den Druck — und verkaufte binnen vier Jahren 45000 Exemplare. Ganz Frankreich war begeistert von diesen zarten, melodischen und ebenweich schwungvollen Liebesgedichten — und von Stunde an war der glückliche Dichter mit den vornehmsten Namen, der jugendlichen Schönheit, der bezaubernden Liebenswürdigkeit und — der sinnlosen Verschwendung der verhätschelte Liebling der Pariser — „die Zierde und der Stolz von Frankreich.“

Auf den leisesten Wunsch Lamartine's that sich ihm sogleich die angenehme und glänzende Sinecure der diplomatischen Laufbahn auf. Er ging als Gesandtschaftsattache nach Florenz — und Dank seinem guten Glück, daß ihn sein Leben lang nicht verlassen hat, fand er hier eine schöne, fur seine Reise begeisterte und natürlich ungeheure reiche junge Lady, die ihm ihre Hand und ihre Hunderttausende von Pfunden reichte. Dazu kamen die kolossalen, für Deutschland kaum glaublichen Einnahmen aus seinen Schriften. So konnte der junge phantastische Poet sich so recht zügellos seiner Neigung zu ausschweifendem Luxus, aristokratischen Passionen und blindester Gesellschaftslust hingeben.

Nebenbei entstanden seine „Neuen poetischen Betrachtungen“ — „Der Tod des Sokrates“ — und „Der letzte Gesang Childe Harold's“ — der den Dichter aber fast das Leben gekostet hätte. Der neapolitanische General Pepe forderte ihn wegen einer Strophe in diesem Gedicht, die klagt: „Ich suchte in Italien Männer — und fand nur Menschenjauche“ Lamartine wurde tödtlich verwundet vom Kampfplatz getragen und sah sich durch dies Ereignis gezwungen, bald darauf Italien zu verlassen. Er ging an die Gesandtschaft nach London. Schon war er zum Gesandten für Griechenland ernannt, als die Julirevolution von 1830 ausbrach und ihn zunächst vom diplomatischen und politischen Schauplatz verschwinden ließ. Er benutzte diese Muße zu seiner weltberühmten Reise nach dem Orient.

In Marseille hatte er sich ein prächtiges Schiff mit großen Kosten nach seinem eigenen luxuriösen Geschmad herrichten lassen. Es enthielt eine kostbare Bibliothek, eine glänzende Ritterwaffen, königliche Wohn- und Schlafzimmer und eine Menge prachtiger Geschenke für die Könige und Häuptlinge im Orient, deren Hof der französische Dichterkönig zu bedeen gedachte. Auf diesem schwimmenden Wanderpalast schiffte Lamartine sich im Mai 1832 mit seiner Frau, seiner Tochter Julie und einem förmlichen Hofstaat von Teabanten und Dienern ein. Unter den Arabern gemann er sich, wegen seiner fürstlichen Art zu reisen, bald den Titel: „Emir Frangi“ — der französische Emir. Emir Frangi streute das Geld mit vollen Händen auf seinen Triumphweg: er kaufte Häuser, um eine Nacht drin zu ruhen, — Paläste, um einige Wochen drin zu wohnen, und seine Karavane von Pferden und Kameelen, weißen, schwarzen, braunen und gelben Dienern vergrößerte ihren Zug zu Tage.

In diesem pomphaften Aufzuge besuchte er die ebenso phantastische Lady Esther Stanhope in ihrem verzauberten Wüstenschlosse, das diese gelehrte und bizarre Gnkelin des großen Pitt sich unter den Ruinen des Klosters Mar Elias Aja bei Sidon gebaut hatte, um ganz ihren schwärmerisch-mystischen Neigungen zu leben. Lamartine sah, wie diese Frau in türkischen Mannerkleidern auf ihrer schneeweißen Stute von den Drusen und Arabern gleich einem höheren Wesen verehrt wurde — und er fand es nicht unmöglich, daß sie auf ihrer Stute noch dereinst ihren königlichen Einzug in Jerusalem halten könne. Die Lady glaubte sich auch auf Offenbarungen zu verstehen und prophezeite ihrem Gaste: Frankreich hat noch eine große Mission zu erfüllen und Alfonse de Lamartine wird die bedeutendste Rolle dabei spielen!“ Das leeb unserm ersten Diplomaten und Dichter das Blut vollends zu Kopf, und sein ganzes Leben hindurch bemühte er sich vergebens, diese Rolle an sich zu reißen. Als die Stürme des Jahres 1848 wieder einmal den französischen Königsthron ungestürzt hatten und auch Alfonse de Lamartine auf der Candidatenliste für die Präsidentschaft der Republik stand, — — da dachte der eitle Mann wieder an die Prophezeiung seiner inzwischen in bitterer Armuth gestorbenen Freundin in der Wüste, und er und seine Verehrer glaubten die rechte Stunde für jene Rolle gekommen, — aber ein Neffe Louis Napoleon gewann ihm die Partie ab . . . .

Sechzehn Monate phantasirte Emir Frangi so im Orient umher. Einst versuchte er sich auch im pompshaften Turnier gegen einen der ersten Dichter Asiens als Improvisator. Natürlich siegte Emir Frangi glänzend — er erzählt es uns wenigstens.

Dieser Triumphzug fand einen traurigen Abschluß: im December 1832 starb seine wahrhaft geliebte Tochter Julie plötzlich zu Beyeut. Ihre Leiche führte er im Feldlinge daraus mit großen Feierlichkeiten in die Heimath zurück.

Als Frucht dieser phantastischen Orientfahrt veröffentlichte Lamartine 1835 sein weit über Verdienst gefeiertes vierbändiges Werk: „Erinnerungen, Eindrücke, Gedanken und Landschaften aus einer Reise im Orient!“

Jetzt beginnt auch „der Staatsmann Lamartine“ sich einen Namen zu machen. Von Dünkirchen und später von seinem Geburtsort Mâcon in die Kammer gewählt, sieh Lamartine seine bestehende, schillernde Schmeichelrede von den entzückten Franzosen leuchten. In diesem Sinne schrieb er auch seine 1847 in 8 Bänden erschienene dochromantische „Geschichte der Girondisten“ — ohne vielleicht selber zu ahnen, daß dies Buch der erste Zeitvertrieb der Revolution Frankreichs sei. Als die Flammen blutigroth aufloderten — war der ehemalige stolze Royalist Lamartine der beliebteste Volksmann Frankreichs. In der letzten stürmischen Sitzung der Deputirtenkammer sprach er lebhaft für die Regentschaft der anwesenden Herzogin von Orleans . . . als aber der ungeduldige und wahnsinnsvolle Pöbel bereits in den Saal drang, da erlosch sich Lamartine und ernannte eine provisorische Regierung und stellte sich an ihre Spitze. Durch seine glänzende Rednergabe und Schlagfertigkeit des populären Mundes bändigte er das zügellose Volk mehr als einmal. Als einst solch' ein wüstes, trunkener Volkshaufen in den Sitzungssaal der provisorischen Regierung drang und alle Collegen den Kopf verloren, trat Lamartine allein der Menge entgegen, und seine Stimme klang ruhig und klar wie immer, als er sagte: „Was wollt Ihr, Bürger?“

„Deinen Kopf, Kamerad!“

„Wohl Euch, wenn Ihr denselben auf den Schultern sitzen hättet, Ihr würdet vernünftiger sein!“

Digitized by Google

Und der entmenschte Haufen brachte dem kühnen Lamartine jubelnd, lachend donnernde Vivats und ging gezähmt seiner Wege.

Ein ander Mal wußte der aristokratische Revolutionär Lamartine im Stadthause eine Deputation von, wie sie sich damals nannten, Belwinenes, Weibern aus dem Volke, welche eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Tricoteusen der großen Revolution und ein sehr gefährliches Aussehen hatten, empfangen. Diese Bande von Megären war in sein Arbeitszimmer gedrungen. Er trat ihnen entgegen und fragte lächelnd — liebenswürdig nach ihrem Begehr. — „Bürger," sagt eine von ihnen, „der Club der Belwieneus hat beschlossen, eine Deputation an Dich zu senden, um Dir die volle Bewunderung auszusprechen, welche Du ihnen einflößest. Wir sind hier sünfzig an der Zahl und im Namen der andern bitten wir den Rustrag: — Dich zu küssen." — („Schön waren sie nicht," sagte Lamartine später, wenn er auf diesen Vorfall kam, „es wäre schlimm gewesen, sich von ihnen küssen zu lassen.") Da hatte der Poet eine jener Inspirationen, wie sie nur ihm zu Theil wurden: er teilt ihnen nähre und sagt: „Bürgerinnen, ich danke Euch für die Gefühle, welche Ihr mir ausgedrückt habt. Aber ich muß Euch sagen, Patrioten wie Ihr sind keine Weiber mehr, das sind Männer, Ehrenmänner. Unter den Männern aber läßt man sich nicht, sondern man drückt sich die Hand." Und auf diese Weise entging der Präsident der provisorischen Regierung fünfzig Umarmungen, die seiner vornehmen und delicaten Natur sehr widerwärtig gewesen sein würden.

Als dann am 10. Mai die Socialdemokraten die Nationalversammlung auseinandergesprengt und auf dem Rathhause eine neue Regierung ausgerufen hatten, — da warf sich Lamartine auf das erste beste Tragonerpferd und rückte mit Kanonen und einigen Tausend schnell zusammengerafften Mann Nationals und Mobilgarde gegen das Rathhaus und sprengte die Empörer auseinander.

Jetzt verdrängten ihn die Huldigungen des Volks und der Soldaten fast, — mit Mühe entrann er der lebensgefährlichen Liebe in das Palais der Nationalversammlung.

Und noch waren die Tage von Lamartine's Volksberrlichkeit gezählt. Er mußte erst dem Dictator Cavaignac und dann dem Plebiscitum der Republik Louis Napoleon weichen. Dessen Staatsstreich vom 2. December ließ auch den „Politiker" Lamartine für immer vom politischen Schauplatz verschwinden.

Der Dichter Lamartine, der jetzt wieder in den Vordergrund tritt, zog sich erst nach Macon und dann auf sein Schloß Monceaux zurück, um ganz seinen literarischen Arbeiten zu leben. Aber auch die Blüte seiner Poesie war vorbei. Die hatte in den 30er Jahren in dem wundersamen Bruchstück: „Jocelyn" ihre herrlichsten Knospen getrieben. Zu dieser reizenden Liebesidylle mit landschaftlicher Schönheiten und ausdrucksvoller Frische schildert der Dichter mit psychologischer Tiefe die Conflicte zwischen Liebessneigung und Pflichtentsagung in der Seele eines katholischen Priesters.

Lamartine's glänzendes Vermögen war bei der von uns angezeigten leichtsinnigen und verschwenderischen Lebensweise nie zu schnell zerronnen. Der Sultan, geschmeichelt durch die „Reise im Orient," mochte ihm zwar fünf Quadratmorgen Land in Smyrna zum Geschenk, aber auch diese neue Hilfsquelle versiegte unter den planlosen Versuchen des unpraktischen Dichters, dort eine Colonie von Franzosen und Deutschen zu gründen. Da mußte nun die arme Feder herhalten, die luxuriösen Gewohnheiten des Grandseigneurs zu bethätigen. Und das war natürlich der Ruin dieser einst so eleganten, poetischerschen und liebenswürdigen Feder. Lamartine schrieb mit rasender Hast und oberflächlichster Flüchtigkeit alles Mögliche, was nur irgend auf dem Büchermarkt Geld brachte: Dorfgeschichten und sogenannte Geschichtswerke, Politik und Philosophie, Gedicht, Erinnerungen, Literaturgeschichte, Dramen und hundert andere längst vergessene Sachen, unter denen wir der Curiosität wegen nur die „Denkwürdigkeiten einer Dienstmagd" nennen. Auch durch seine „Memoiren" hat er seinem Namen und seiner Person keinen neuen Glanz zugefügt. Er heller sich in ihnen nicht wenig blos — in seiner selbstgefälligen Eitelkeit. Und jetzt erst sieht manchem erbichten Leser ein, daß der Herr von Lamartine doch in seinem politischen Leben schon gar vielerlei gewesen sei: Legitimist — Orleanist — Republikaner!

Und „der Ruhm — der Glanz — der Stolz und die Zierde Frankreichs" sank immer mehr in ein bedeutungsloses Nichts zurück — und die nagende, für einen Lamartine furchtbare Geldnoth verfolgt ihn mit mehr bis an sein Ende. Er, der einst wie ein Prinz im Mäcchen durch die Welt gezogen war . . . mußte erleben, daß durch ganz Frankreich für ihn geboteit wurde, daß sein Erbfeind Napoleon sich an die Spitze der Almosenspender stelle, — daß die Stadt Paris ihn zu ihrem Ehrenbürger machte, indem sie dem „Ewig Fremd," der einst sie ein Nachtlager im Orient Häuser gekauft und nachher verschenkt hatte, in der Nähe von Paris eine — Meierei zur Wohnung und Nutznießung einräumte.

Doch, einem Lamartine war nicht zu helfen. War er heute schuldenfrei — so hatten ihn die blutsaugerischen Wucherer morgen wieder in ihren Händen. Darüber ging nach und nach sein Lebensmuth, seine poetische Schöpferkraft immer mehr verloren. Von dem „Stolz und der Zierde Frankreichs" sprach man seit Jahren nur noch in Frankreich und im Auslande mit Lächeln und Achselzucken, wenn einige seiner unentwegten Freunde in den Zeitungen für eine neue — Nationalsubscription für den armen, großen Lamartine in die Lärm- und Lobposaune stießen.

Solche Vergessenheit war für einen Lamartine, der einst gefeiert war, wie kaum ein zweiter Franzose — schon der halbe Tod. Und in der letzten Zeit sehnte er sich nach dem Sterben — er konnte sogar darüber scherzen.

Im Februar dieses Jahres dachte August Barbier, der Verfasser der „Jambes," daran, sich um einen vacanten Stuhl in der französischen Akademie zu bewerben. Er begann seine Wahlbesuche, indem er sich nach dem Boulognor Gebhly begab und in Lamartine's Villa eintrat. Er traf den Dichter, wie er gerade im Garten Sträucher beschnitt. — Man plauderte und bald sing der Verfasser der „Orgiesilla" an, den Autor des „il pionto" zu apostrophiren: „Sie wollen sich also auf den Stuhl Pienet's setzen?" — „Ja, mein Herr!" — „Nun, lieber Freund, da ein Dichter wie Sie nur einen Dichter ersetzen darf, so haben Sie lieder noch ein wenig Geduld, in einigen Monaten werde ich Ihnen meinen Sitz in der Akademie cediren können . . ." Und nach vier Wochen war dieser Sitz wirklich leer.

Schon seit einem Jahre war dem Vielschreiber die Feder aus der Hand gefallen. Achtundsiebenzig Jahre alt starb er am 1. März in seiner Meierei — in den Armen seiner treuen „Antigone," wie er seine Nichte und Adoptivtochter, die Gräfin Custaut-Lamartine, nach dem Tode seiner Gattin gern nannte.

Jetzt hielt der größte Reclamemacher unserer Tage: Louis Napoleon, es wieder mal an der Zeit — mit dem „Stolz und und der Zierde Frankreichs" ein wenig Reclame für sein großherziges Kaiserthum zu machen. Er stahlirte in den Tuilerien schnell einen kleinen Lamartine-Cultus, wollte den großen Republikaner und seinen unverbrüchlichen Freund auf Staatskosten in Paris begraben lassen, und war unträstlich, als die letzten Bekümmernden des Dichtees dies verhinderten. So wurde denn Lamartine nach seinem Testament in größter Einfachheit in seiner Familiengruft zu St. Point bei seinem Geburtsort Macon an der Seite seiner Frau und Tochter beigesetzt.

Frankreich sammelt jetzt zu einem Denkmal für seine Zierde und seinen Stolz.

Arnold Wellmer.

Der Sturm der preußischen und badischen Fußgarden auf die Höhen von Belleville vor Paris.

30. März 1814.

(Nach G. Aer.)

Seit etwa zehn Uhr Vormittags hatte die Schlacht eine bedrohliche Wendung genommen. Dieselbe war eigentlich erst für den folgenden Tag, den 31. März, beabsichtigt worden, und die Hauptheil der verbündeten Streitkräfte befand sich deßhalb noch weit zurück. Das Eintreffen des von dem Kronprinzen von Württemberg befehligten linken Flügels der verbündeten Hauptarmee konnte wegen der weiten Entfernung, welche derselbe zurücklegen hatte, nicht vor frühestens ein Uhr Nachmittags erwartet werden, und ebenso stand das Eingreifen des von dem Fürsten Blücher gesührten rechten Flügels sicher nicht vor Mittag zu erwarten. Bis dahin sah sich demnach das verbündete Centrum allein auf die eigenen Kräfte angewiesen, und seit dem Moment, wo den drei mit der Vertheidigung von Paris betrauten französischen Marschällen Marmont, Mortier und Meucey dieß Sachverhältniß klar geworden war, vereinigten sie alle ihre disponiblen Streitkräfte und boten sie die äußersten Anstrengungen auf, um vor dem Anlangen jener zurückbeschäftigten Heerhaufen der Verbündeten noch einen entscheidenden Vortheil über deren Mitte davonzutragen und dadurch, wenn nicht mehr, mindestens doch für die Vertheidigung von Paris bis zu dem persönlichen Eintreffen ihres Kaisers in seiner Hauptstadt die nöthige Zeit zu gewinnen.

Die politische Lage ist bekannt. Napoleon hatte seit am 25. März von dem Schlachtfelde von Arcis zur Ruhe gegen den Rhein gewendet, um die Verbündeten dadurch zu zwingen, ihm nachzuziehen und so den Krieg wieder aus dem Herzen Frankreichs an dessen Grenze zu verlegen. Statt ihm zu folgen, waren die verbündeten Heere jedoch unmittelbar gegen Paris aufgebrochen, um mit der Einnahme desselben den Krieg mit einer Schlacht zu beenden. Wenn ihnen dies glückte, durfte ihre Absicht allerdings als erreicht angesehen werden; allein mit dem 28. März bereits war der französische Kaiser der Täuschung, welcher er sich hingegeben, inne geworden, und er befand sich jetzt im eiligsten Anzuge wieder seine Hauptstadt begriffen. Sein Eintreffen dort aber würde unzweifelhaft die ganze Gestalt der Dinge geändert und die verbündete Armee in eine wahrhaft verzweifelte Lage versetzt haben. Das unbefolgte Paris vor sich und den Feind im Rücken wäre deren Untergang beinahe unvermeidlich gewesen. Die ungeheuerste Entscheidung, welche vielleicht je aufgestanden hat, erwies sich somit den nächsten Stunden anvertraut, und es begreift sich, von welchem immensen Werth bei dem hier aufgetretenen hohen Preise auch der Gewinn oder die Verzögerung weniger Minuten erscheinen mußte.

Digitized by Google

Auf die Kunde von dem Herannahen des französischen Kaisers aber war denn auch in dem verbündeten Kriegsrathe noch am späten Abend des 29. März die Schlacht schon für den folgenden Tag beschlossen worden. Seit dem frühesten Morgen rangen indeß die Russen des VI. Corps unter dem heldenmüthigen Prinzen Eugen von Würtemberg, und die des VIII. unter General Gortschakoff ebenso angestrengt als vergeblich, den Franzosen die im Osten von Paris eingenommene feste Stellung zu entreißen. Von zehn Uhr Vormittags ab waren vielmehr diese auf allen Punkten zum Angriff übergegangen, und kaum vermochte sich namentlich der Prinz Eugen noch in dem Gehölz von Romainville und dem eigentlichen Brennpunkt dieses Kampfes, dem Dorfe Pantin, zu behaupten. Auch das Eingreifen der russischen Garden und Grenadiere gegen all

Sturm der preußischen und badischen Fußgarden auf die Höhen vor Paris. Originalzeichnung von C. Koch. (Seite 436.)

Uhr Vormittags erwies sich ohne eigentliche Frucht. So oft die verbündeten Truppen stürmend bis über Pantin hinaus vordrangen, so erlahmten ihre Angriffe doch jedesmal vor dem jenseitigen Ausgang dieses Dorfes, welcher von den Franzosen mit ihren rechts auf den Höhen von Belleville und links hinter dem Ourcq-Kanal aufgepflanzten Batterien unter einem sich kreuzenden Feuer gehalten wurde. Es schien unmöglich, diesen Flammenkreis zu überschreiten. Links und rechts von Pantin und bis hinauf zu dem Park von Romainville wogte dazu ein ununterbrochenes Scharfschützengefecht, und weit entfernt, Fortschritte zu machen, sahen sich etwa um die Mittagsstunde auch die russischen Garden bis beinahe in die ursprüngliche verbündete Stellung zurückgetrieben.

Französischerseits waren denselben gegenüber die Depots der alten und jungen Garde und starke Abtheilungen der pariser Nationalgarde mit in Verwendung gezogen worden, verbündeterseits befanden sich hingegen nach diesem abgewiesenen Gewaltstoß nur noch die preußisch-badische Gardebrigade und die erste russische Gardedivision zur unmittelbaren Verfügung. Dennoch aber blieb für die Fortführung des bisherigen Angriffsverfahrens gar keine Wahl. Bereits hatten sich die Franzosen

in Pantin festgesetzt und die bald aufgelösten russischen Streitkräfte vermochten sich denselben gegenüber kaum noch in dem mittleren Theil des Dorfes zu behaupten. Fiel dasselbe aber vollends in französische Hände, so erhielt dadurch die Position des Feindes eine Stärke, um deren Bewältigung vor dem späten Abend kaum noch hoffen zu dürfen. Diese Verzögerung der endlichen Entscheidung bot jedoch bei der eigenthümlichen Lage der Verhältnisse eine zu augenscheinliche und große Gefahr, um nicht zu deren Verhinderung auch noch die letzten Kräfte aufzubieten, und bald nach zwölf Uhr Mittags erhielt deshalb die ersehnte Abtheilung den Befehl, in den Kampf einzutreten.

Mit donnerndem Jubel ward die Ordre zum Vorrücken von der tapferen Brigade entgegengenommen. Sie bestand aus dem 1. und 2. preußischen Gardeinfanterieregiment, den preußischen Gardejägern und dem badischen Gardegrenadierbataillon, zusammen acht Bataillone alter versuchter Krieger. Der preußische Oberst von Alvensleben befehligte diese Elitetruppe. Der Angriff erfolgte in drei Colonnen. Zwei Bataillone des 1. und 2. Garderegiments unter dem Oberstlieutenant von Block eröffnete denselben und waren bestimmt, Pantin zurückzuwerfen sowie weitere Bataillone des 2. und 1. preußischen Garderegiments und die badischen Gardegrenadiere unter Oberstlieutenant von Müffling folgten denselben als Unterstützung), vier endlich, dabei die preußischen Gardejäger, hatten den Auftrag, links das Dorf zu umgehen und hinter demselben mit den beiden anderen Sturmsäulen zur Ueberschreitung des Kanals und der Wegnahme der Höhen wieder zusammenzustoßen.

Die Franzosen kamen den Preußen im Angriff noch zuvor. Die Brigade Secretant warf sich vor dem jenseitigen Ausgang von Pantin mit dem Bajonnet auf die beiden von dem Oberstlieutenant von Block gestürmten Bataillone. Doch ohne Wanken hielten diese den ungestümen Anprall aus und stürzten sich dann ebenfalls auf den Feind, welcher trotz seines verzweifelten Widerstandes durchbrochen und in wirrster Verwirrung gegen den Ourcq-Kanal getrieben wurde.

Das Auftreten der Division Boyer de Rebeval und ihrer rechten Flanke zwang diese Bataillone jedoch von der Verfolgung abzustehen und in heftigsten Feuergefechten den ersten Massen der genannten Division Halt sie sich zugleich auf derselben zwar schon den Rücken zu verdächtigenheit gewordenen Stelle von den sämmtlichen feindlichen Batterien zur allseitigen Zielscheibe genommen. Zuletzt erschien auch noch die Division Michel in ihrer linken Flanke, während die wieder gesammelte Brigade Secretant in der Front drängte.

Die Verluste der beiden preußischen Schlachthaufen mehrten sich bei diesem ungleichen Kampfe mit jeder Sekunde. Der Führer derselben, Oberstlieutenant von Block, mußte verwundet aus dem Gefecht getragen werden, und wenige Augenblicke darauf stürzte auch der Nachfolger desselben im Commando, Major von Schachmeier, schwer getroffen. „Kinder, ich kann nicht mehr! Haltet aus, Zenti an den Königs- und das Vaterland!“ rief der vom Boden aufgehobene Führer den Seinen zu „Keinen Schritt zurück!“ lautete die Antwort.

Bereits nahte indeß die Hülfe. Die Colonne des Oberstlieutenants von Müffling war heran und die Division Boyer de Rebeval sah sich durch dieselbe umfaßt und an der Ausführung der schon angetretenen Bajonnetattaque gehindert. Noch befand sich indeß das entschiedene Uebergewicht der Zahl auf französischer Seite und bald traten die Franzosen wieder in den Vortheil. Ununterbrochen krachten die auf wenig über hundert Schritt ausgetauschten Salven beider Theile und hatterte das Schützenfeuer dazwischen, während zugleich die feindliche Artillerie fortfuhr die vier jetzt vereinigten Bataillone mit ihren Geschossen zu überschütten.

Ganz besonders litten die Badenser, welche bei dem erfolgten Aufmarsch den rechten Flügel eingenommen hatten, von dem sie umfassenden Schützenfeuer. Binnen wenigen Minuten wurden von den sicheren Schüssen der feindlichen Scharfschützen der Commandeur des Bataillons, Major von Kagenek, und sämmtliche Hauptleute todt oder verwundet niedergestreckt. Der kühnste Wetteifer mit ihren preußischen Kameraden setzte jedoch die tapferen Grenadiere auf der einmal eingenommenen Stelle und weder das Feuer des Feindes noch ihre selbst wiederholte Angriffe vermochten dieselben zum Wanken zu bringen.

„Vorwärts! Keinen Schuß mehr! Auf sie mit dem Bajonnet!“ Der Brigadecommandeur Oberst von Alvensleben hatte sich durch die Intervalle der aufmarschirten Bataillone hindurch sprengend an deren Spitze gestellt. Auch die dritte preußische Sturmsäule war, die Division Michel vor sich hertreibend, jetzt mit den beiden andern auf die gleiche Höhe gelangt, und der Moment der Entscheidung erschien damit eingetreten.

„Keinen Schuß mehr! Hurrah! Hurrah!“ Die Franzosen erwarteten, das Gewehr im Anschlage, den furchtbaren Zusammenstoß. So tapfer sie sich demselben jedoch auch entgegenstemmten, so erwies sich der Anprall doch zu wuchtig, als daß sie ihm zu widerstehen vermocht hätten. An zehn Stellen durchbrochen, flüteten ihre Massen rückwärts. Sie gaben darum den Kampf noch nicht auf; vor dem Ourcq-Kanal und an dem Abhang der Höhen von Belleville stemmten sie sich, von ihren Nachhaltsreserven angenommen, erneut der einbrechenden Sturmflut entgegen. Doch es galt kein Halten länger. Die freiwilligen Jäger des 1. und 2. Bataillons vom 1. Garderegiment unter den Leutenants Reisbaus und Demarée durchwateten den Ourcq-Kanal und gelangten dadurch dem Feinde in den Rücken. Die Brigade Secretant ward gesprengt, ihr General stürzte tödtlich getroffen. Der General Michel, welcher dem preußisch-badischen Sturmlauf durch einen Bajonnetangriff zu begegnen versucht hatte, fiel schwer verwundet. Auch die Divisionen dieses Generals und Boyer de Rebeval lösten sich auf. Nur einzelne kleine Haufen des Feindes versuchten noch mit dem Muthe der Verzweiflung den Siegern den Anlaufen zu den Batterien zu wehren, welche in dies verwirrte Getümmel von Freund und Feind nicht mehr zu feuern vermochten.

„Hurrah! Hurrah!“ Das Bataillon der preußischen Gardejäger und die Grenadiere des 2. Garderegiments hatten, jeden Widerstand vor sich niedergeworfen, die Höhen von Belleville erstiegen und jeden Kanonen erobert. Im tollsten Wetteifer stürmte die ganze verbündete Angriffslinie vorwärts, alle Trommeln schlugen. Zur Rettung ihrer völlig aufgelösten Infanterie warfen sich zwei Escadrons polnischer Lanciers auf die Fäßliere des 1. Garderegiments, doch mit Kugeln und Bajonnet empfangen, stürzte der kleine Rest der noch sattelfest gebliebenen Reiter nach allen Richtungen auseinander. „Vorwärts! vorwärts!“ Die Badenser hatten durch diesen den preußischen Bataillonen bereiteten Aufenthalt beim Andringen auf die feindliche Hauptbatterie die Spitze gewonnen und es galt denselben noch zuvorzukommen.

Die Geschütze feuerten nicht mehr. Die Flucht der geworfenen Ulanen hatte die Artillerie zugleich mit sich fortgerissen. Im tollsten Jagen Feind und Freund vor sich niederwerfend rasselten die noch zum Aufprotzen gelangten Stücke die Chaussee nach Paris hinunter.

Nur ein einziger französischer Offizier hatte, entschlossen diesen Umständen nicht zu überleben, bei den sind in der so preisgegebenen Schanze verlassen stehen gebliebenen Geschützen ausgeharrt. Kaltblütig war von ihm das nächste Stück auf die stürmenden Massen gerichtet worden. Jetzt griff er die Lunte auf. Allein die Badenser waren heran und mit drei Sprüngen befand sich der Tambourmajor derselben auf der Brustwehr der Schanze. Sein Säbel sauste nieder und von dem Federn silbernen Knauf desselben in die Stirn getroffen, brach der tapfere Feind zusammen, bevor der zündende Strahl noch das Zündloch der Kanone zu berühren vermochte.

„Victoria!“ Drei Kanonen waren von den Badensern und je eine von den beinahe gleichzeitig in die Schanze eingedrungenen 2. und Füsilierbataillon des 1. Garderegiments erobert worden. Noch ein sechstes Geschütz ward weiter abwärts umgestürzt auf der Landstraße gefunden. Die Mitte des Feindes war durchbrochen und zu den Füßen der freudetrunkenen Sieger lag die feindliche Hauptstadt ausgebreitet. Doch mit leichten Preises war der Sieg von ihnen erkauft worden, denen die Offiziere und 1246 Mann betrug die Einbuße der auf die tapferen Schlachthaufen bei dieser glorreichen Waffenthat. Der Hauptverlust hiervon fiel auf die beiden zunächst von dem Oberstlieutenant von Blod befehligten preußischen Bataillone, auch von den Badensern waren jedoch drei Offiziere, der Kapitän von Porbeck, der Premierlieutenant von Lorlet und der Secondelieutenant von Liebenstein, auf dem Platze geblieben und fünf andere, der Major von Kagenek, die Hauptleute von Göler, von Renz und von Leleng und der Lieutenant von Friedeberg schwer verwundet worden. Es schlug von den Thürmen von Paris ein Uhr Nachmittags, als die preußisch-badische Gardebrigade die Höhen von Belleville erstiegen hatte, und um vier Uhr ward die Capitulation der französischen Hauptstadt unterzeichnet. Nur einmal seit den Zeiten der Türkenkriege und des spanischen Erbfolgekrieges haben hier bei Paris preußische und süddeutsche Truppen Seite an Seite gefochten, indeß dies eine Mal ist in Preußen und Norddeutschland bis auf den heutigen Tag nicht vergessen worden.

Ferd. Pflug.

Eine tüftige Existenz.

Von P. Kummer.

Es gibt Maschinen, welche bei ganz verschiedener Construction doch in der Hauptsache dasselbe leisten. Solche einem Jeden am nächsten liegenden Maschinen sind etwa die Uhren. Das Getriebe einer Schwarzwälder und einer feinen genfer Breguet braucht auf ganz verschiedenen Grundideen, besteht aus ganz anderen Theilen. Dennoch ist die Wirkung bei beiden dieselben: sie geben, und sie geben eben richtig.

Was wir hier „richtig geben“ nennen, spiegelt sich bei den organischen Werken der Natur in dem, was wir da „Leben“ nennen. Jedes lebende Geschöpf ist ein auf zuerst Blick genial zusammengesetztes Werk, wo aber die Anordnung der Glieder, wie auch der ganze innere Körperbau oft grundverschieden ist. Aber wenn die Geschöpfe auf ihrer unendlich reichen Scala darum auch verschieden sind in ihrem Aussehen, in ihren Lebensbedingungen und ihren Gewohnheiten, so passen sie doch alle als gleicher Weise treffliche Maschinen in den Haushalt der Natur. Denn sie erfüllen alle ganz prächtig die nächste Aufgabe; daß sie leben.

Digitized by Google

Wie der Bauer nun aber nach seiner Kukuksuhr das Wesentliche einer Uhr in das Vorhandensein eines Pendels setzt und nicht begreifen kann, daß die geschlossenen Cylinderuhren auch gehen, die doch keinen Pendel haben, so machen die Menschen die Thatsache des „Lebens“ gern absolut abhängig von der Gegenwart eines *pulsirenden Herzens*. Aber sie bedenken sich da nur in der Beschränktheit solcher Bauern. Sie ahnen nicht, daß die Natur auch andere Mittel und Wege hat, die leichten Lebenswellen der Creaturen in Bewegung zu erhalten.

Ich bilde dabei auf die Fliege, die hier vor meiner Feder hinkriecht, ohne durch deren Scharren sich beirren zu lassen, und die ich von Anfang an im Auge hatte.

Daß sie ein Thierchen mit so sparten Gewohnheiten ist, — guten und schlechten, je nach dem man es ansieht, — erklärt sich einfach aus ihrem ganz seltsamen inneren Lebensbau, von dem freilich das schlichte Menschenauge sich nichts träumen läßt.

Es gibt zunächst keine herzloseren Thiere, als die Fliegen es sind! Das soll eben nicht in dem unmöglichsten Sinne gesagt sein, sondern nur als eine anatomische Thatsache. Es bliebe dahingestellt, ob das Gemüth und das ganze warme Empfindungsleben überall unter den Lebendigen an den Herzschlag und die ebbenden und fluthenden Ströme warmen rothen Blutes gebunden sei. Sonst müßten wir aus anatomischen Rücksichten, gewiß unter dem Beifall der von einem gemüthlichen mittagsschläfrigen Menschheit, auch in geistiger Beziehung behaupten: die Fliege hat kein Herz!

Der Pulsschlag des Lebens ist bei ihr an ein einziges Gefäß, an das Rückengefäß gebunden. Das dünne, weißliche Blut verbreitet sich von da aus nach verschiedenen Partien des Körpers. Aber nicht durch ein Schlagadersystem geschieht dies, wie bei den warmblütigen Thieren. Und auch nicht nach allen Theilen des Körpers hin auf den Wege eines Kreislaufes vertheilt es sich, sondern es fließt nur nach einzelnen Höhlungen in die Zwischenräume der inneren Organe.

Wir können aber sagen: während andere Geschöpfe ein Blutleben führen, wissen die Fliegen fast nur von einem Luftleben. So complicirt bei anderen das Blutadersystem ist, so complicirt ist bei der Fliege das Luftadersystem, welches in feinster Vertheilung das ganze Innere der Fliege durchspinnt, nach allen Theilen hin dringt, überall belebt und das Innere in formwährenden Wechselverkehr mit der eranicheinden Luftatmosphäre setzt. Von einigen größeren Luftstämmen geht das reiche System aus, jene zweigen ab; die Seitenzweige verästeln sich wieder, und so umziehen die Luftröhren alle Partien, durchdringen und erneuern in formwährender Berührung die Blutströmung; sie beleben das zarte Nervengewebe und kräftigen den Muskelapparat. Auch die Augen sind umgeben sie, der in Ernamgerlung eines wirklichen Magens durch den Hinterleib der Fliege sich hinerstreckt, und beschleunigen so die Verdauung, die denn auch nichts zu wünschen übrig läßt. Die tüpfeligen Spuren am Scheiben und Büchertrücken und Gobrahmen geben ein sprechendes Zeugniß von dem geschäftigen Consum.

Diese vielverzweigten Luftröhrchen, „Tracheen“ genannt, münden nun aber alle nach außen in feinsten Oeffnungen. Schon mit der Lupe sind diese wahrnehmbar, indem ihnen meist kleine häckerige Anschwellungen der derben Außenhaut entsprechen. Die Vertheilung dieser Athemlöcher ist eine verschieden bei den verschiedenen Fliegengattungen. Bei einigen nämlich sind sie auf allen Leibesringen vorhanden, bei anderen nur auf dem ersten und letzten, bei einigen nur auf den letzten Hinterleibsringen. Vielfach sind sie, wie bei einer Clarinette, auch mit elastischen häutigen Klappen bedeckt, welche je nach dem Aus- oder Einathmen sich öffnen und schließen.

Auf das Vorhandensein dieser Tracheen gründet sich nun auch das ganze aparte Leben der Fliegenwelt.

Sie sind es vor Allem, wodurch das Summen und Schwirren und Brummen und Singen der glasflügligen Luftbewohner hervorgebracht wird, dadurch sie den verwunschensten Lustmordsorige Duli- gerfen und Anderen in sommerlicher Beschaulichkeit eine freundliche Kurzweil sind. Noch Oken schrieb das Geschwirre nur den unter den Flügeln befindlichen Schwingklöbchen zu. Durch deren Anschlagen würden die Schwirrtöne von den Flügeln hervorgebracht. Doch man kann sich mit Leichtigkeit von der Unhaltbarkeit dieser Ansicht überzeugen. Dann müßte nämlich das Thierchen beim Mangel der Flügel sich lautlos verhalten, — was nicht der Fall ist. Ich habe den Thierchen zum Versuche die Flügel sorgfältig wegschnitten; aber auch ohne dieselben ließen sie summend und brummend auf dem Tische herum, ja von der Angst bethätigt waren die Töne noch stärker als sonst. So wirken denn die Tracheen als unsichtige Blasinstrumente, durch deren Gleichartigkeit und gleichzeitige Thätigkeit die liebenswürdige monotone Summ-Summmusik zu Stande kommt. Auf der verschiedenen Größe und Menge der Tracheen bei verschiedenen Fliegenarten (und wiederum der Hornissen, Bienen, Hummeln u. s. w.) beruht wiederum das so ganz verschiedene Geräusch, was wir denn auch als Brummen, Summen, Surren, Schwirren, Singen unterscheiden. Oder wer wüßte nicht schon bei geschlossenen Augen zu unterscheiden, ob eine tolle Schmeißfliege durch die Stube rast oder das leise Schwirren der Stubenfliege uns umkreist. Wem wäre nicht mit Schrecken bekannt das eigenthümlich singende Stimmchen, womit die uns Nachts umschwebende Mücke (Culex pipiens) alle Götter des Schlafs von uns treibt. Nur bei den Arten der Sorphidenfamilie,*) besonders bei dem Stiftchen (Syritta pipiens), das schwebend in allen Gärten zur Sommerszeit in Unzahl die Blumen besucht und durch seine Streifengestalt unverkennbar ist, habe ich die Ansicht nicht aufgeben können, daß der hell pfeifende Ton, den sie gesellig zwischen den Fingern ausstießen, nicht sowohl vom Gesammtleibe kommt als vielmehr aus der Mundöffnung. Ich habe den ganzen Hinterleib der Thierchen fest zwischen den Fingern gedrückt gehalten, und doch war der Ton unvermindert; ich empfand kein Vibriren von den gefesselten Theilen aus, nur ein Anschwellen des ganzen Körpers; und sowie ich mit dem Drücke den Ausgang des Tones ermitteln konnte, war es nur der Kopf, von dem er kam. Zudem sind andere Fliegen ganz lautlos, wenn wir den tracheenbesetzten Leib gefesselt halten. Die Beobachtungen an dem Stiftchen vor Allem befreien uns zum mindesten von der Ansicht endgültig, daß die Flügel die Symbeln seien, welche geschlagen tönen. Die Flügel musiciren eben nicht mit Streich- und Schlag-, sondern durch ihre Tracheen durchweg mit Blasinstrumenten.

Auch die, ganze lustige Lebensweise ist an das reiche Luftadernwerk gebunden. Der Fisch hat seine Schwimmblase, sich in seinem Elemente zu bewegen; die Fliege hat ihren abenteuern Luftapparat, um leicht und frei die Lüfte zu durchschwimmen und rüttelnd darin sogar festzustehen. Als ob sie eine Schwimmblase hätte, hält sie sich auch ihren dem Wasser, auf das ein neidischer Zufall sie wirft, und klimmt wieder heraus. Manche, wie die bösergrünen Hogroboren und die mit Silberschimmer überspinnen Aegyren sind auf der Wasserfläche zu Hause, jagen sich und spielen um leichten unter dem Spritzwasser der Wehre; sie schwimmen da mit den Wasserwanzen und Wasserläufern um die Wette und scheinen gar nicht zu wissen, daß sie auch Flügel haben. Sie brauchen diese wenigstens nie. — Aber ihr Luftadersystem concentrirt sich doch nicht in einer Schwimmblase. Wenn wir eine mikroskopische Concentration suchen, so finden wir sie allenfalls an den Flügeln. In diese hinein erstrecken sich am mächtigsten die Tracheen. Das ganze Gerüst der Flügel ist nichts als eine Ausstrahlung der Luftröhren in die knitterige Membran. Die Adern, welche die Flügelhaut durchziehen, sind hohle Reste, welche mit dem inneren Luftsystem und wiederum unter einander in communicirender Verbindung stehen. Die Fliege ermannt sich; sie will sich fortbewegen. Indem der Luftapparat dabei arbeitet, füllt er die Flügeladern mit Luft. Die Flügelhaut spannt sich dadurch. Die starken Muskeln an den Flügelwurzeln brauchen sich nun nur zu bewähren, — und fort geht es! in das Reich der Lüfte, dem die Fliege somit ihrem ganzen anatomischen Bau nach angehört.

Alles und Neues.

Die Werrosweise in der Vertaque. Die schnelle, romantische und seierliche aller religiösen Processionen bei der Vertaque, an denen viele 10, 15 und mehrere 100 Reiter Theil nehmen. Sie findet an den mittäglichen Rüsten der Vertaque statt und zwar vor den allgemeinen Taubenfangen, der ein reicher Segen sein die armen Fischer dieser Gegend ist. Tausend von diesen Fahrzeugen werden längs den Rüsten zu kleinen Kreuze verwendet. Denselben allein zeichnet deren 1200 an, und ist der Tag günstig, so fängt jedes Fischerboot 30—40 und mehr kleinen Hechte, die sogleich eingesalzen und in alle Welt versendet werden. Sobald man den ersten Fischerkahn auf offenem Meere wahrgenommen hat, verrichtet sich alt Schar einen Bach. Auf vier Fischerboot, von welchen man die Maststange weggenommen hat, begiebt man sich sehr hoch. Jedes, auf denen ein Altar, zu dem einige Stufen führen, errichtet auch und den ein Zelt schützt. Alle andern Schiffe haben die Anker ausgeworfen und umgeben diese schwimmende Kapelle. Sie haben alle ihre Flaggen und Fahnen aufgezogen, und weiß, rothe, gelbe, blaue und grüne Bänder werden von ihren Masten und Tauen. Die Vorderstelle der Schiffe sind mit Blumen und Laub bekränzt, die Reihe auf dem Hinterbeet ausgehängt. Das ganze sommerbrannte Volk der Schiffer und Corleute kommt hierher, Greise und Kinder liegt auf den Knien in den von den Wellen gebadeten Schiffen. Nur wenige, feierliche Stille herrscht nun unter dieser leise bewegten Menge und wird nur durch das Murmeln der Gebete unterbrochen. Unterdessen kommt der Priester in einer Barke mit seinen Chorknaben Begein, Weihrauch und Flagge angeführt, deren Anderer Cerimonie angefangen hat; in seinen Händen hält er die heiligen Gefäße, besteigt den Altar und lieft die Messe auf offenem Meer. Sobald diese beendet ist, besteigt der Geistliche wieder den Nachen und entfernt sich im Angesicht der Menge den Schiffen, den Augen und entlich dem Meere selbst seinen Segen, indem er vom Himmel einen glücklichen und reichen Fang für die Fischer erfleht. Zegt erhebt man allen Rudern zugleich ein enthusiastisches Geschrei der Hoffnung, das Signal den Anker vorerhalt; alle Anker werden sämmtlich gelichtet und man legt sich und rudert dem Hafen zu, wo sich ein freudiges und freudiges Leben tummelt, und es scheint, daß man Zegt, wo alle diese Besten genießt hat, die Wuth der Stürme und die Unbeständigkeit des Glücks nicht mehr fürchtet.

•

Ein schwarzer Bismarck. Die Neger in Amerika schmücken sich bekanntlich gern mit den Namen berühmter Männer: Cäsar, Scipio, Hannibal, Aurelius, Washington, King Jakob (König Jakob), Abraham Lincoln u. s. w. Kürzlich lag selbst Schwarzer dem Verlangen, ein Firmchen und sicht Aufsehen zu machen, nicht nach, und sich noch getauft und nächsten Morgen entrauscht vor den Bürgermeister gestellt. „Wie ist Ihr Name?“ Der Neger antwortete mit großer Würde: „Otto Bismarck!“ — bemerktes Beiblatt. Der Bürgermeister aber sprichte: „Sie sind entlassen, — einem so großen Manne muß man etwas durch die Finger leben, künstlichen machen Sie aber Ihrem großen Namensvetter in Berlin mehr Ehre.“

*) Die Syrphiden sind die malerische Fliegenfamilie mit blauem, grünem, braunrothem Metallschiller, deren Arten durch ihre Größe und die gelben oder weißen oder röthlichen Binderschattirungen auf schwarzem Grunde den Anfänglern leicht die Modern. Bienen, Hummeln gehalten und gefoppt werden. Liebenswürdige Geschöpfe sind sie!

Digitized by Google

Digitized by Google

Natürlich.

Novelle

von

Carl Freiherr von Gumppenberg.

Dirndln wird's auf
Und brunz's grad drauf:
„O schön sein ist a Strauß!“
Kein Ist ist a Strauß!“
v. Kobell.

1.

„Aber um's Himmels Willen, — wen kraucht denn die Gnädige das Ding's alles da draußen?“ fragte Jean, während er, sich von einer eben verschnürten großen Kiste erhebend, den Schweiß von der Stirn trocknete; — „auf so 'nem Nest wird's doch keine Souper's mit Karte oder gar Hausball's abgehen, und für den gewöhnlichen Tisch thät's weiß Gott eine Hand voll Bestecke! — nein, — Alles muß mitgeschleppt sein! — jetzt packt ich schon seit drei Tagen, daß mir Arm und Beine lahm werden, und ist kein Ende zu hoffen; wenn ich nur das Geld hätte, das die Gnädige mit dieser Reise wieder unnöthig hinauswirft!“

„Ach Dein dösches Ardehl!“ entgegnete schnippisch Dorette aus dem entgegengesetzten Winkel der Garderobekammer, — „ich hätte am meisten Grund, mich zu beklagen; das ist keine kleinzistig, fünfzehn gestickte Unterröck, fünf seidene und acht wollene Kleider einzupacken, — von der Wäsche will ich gar nicht reden, denn die Mamsell Clara hat das Meiste besorgt: — ich glaube, sie hat mir nicht getraut und gemeint, ich könnte — (sie machte mit der Hand eine Bewegung nach rückwärts) — si dane! wäre mir schon zu gemein, so ein ausgemachenes Battisttüchl, — ich kann mir mein dösches Taschentücher selbst kaufen, wenn auch die Bezahlung schlecht genug ist! — — Apropos, reist denn der Baron auch mit?“

Jean zog die Mundwinkel herab, machte eine Achselzuckbewegung mit dem Kopfe nach Dorettens und sagte nachsinnend: „Nee, der kann die Landluft nicht gut vertragen, und hat erst neue Lackirte bekommen, die kann er sich des Bischen Liebe halber doch auf den steinigen Wegen nicht ruinirent — unter uns gesagt, Dori, ich fürchte, die Gnädige verreichnet sich mit dem Baron, — ich mache so meine Bemerkungen, weißt Du, und da hin ich mit mir in's Reine gekommen, daß der Baron froh wäre, wenn er auf gute Manier von dieser Geschichte wieder los würde, — was meinst Du?“

„Ach, wie war's möglich dann,“ trillerte Dorette bobbat lächelnd vor sich hin, dann zog sie die Brauen aklkig empor, stemmte die Arme in die Seiten und entrüstete: „Sag mir die Gnädige seine Schulden bezahlt, ist der Herr Baron Feuer und Flamme für das Mamsellchen, das garantire ich Dir; — sobald 's aber da einmal zu funken anfängt, dann wird Du sehen, Jean, wie schnell die Gnädige mit ihren Pflanen und das liebe gute Fräulein mit ihrem Stolze auf dem Trockne sitzen! — Nun, ich will durchaus nicht schadenfroh sein, aber einen kleinen Spaß gibt's doch, — es ist nur schade um das gute Hochzeitdiner, auf das ich mich schon lange freue! — — Mir die Wäsche nicht anzuvertrauen, sag' selbst, Jean, ist das nicht eine himmelschreiende Beleidigung für eine Kammerjungfer, welche bei Stephanow's, Rodenburg's, Mühlendorf's mit Auszeichnung gedient und zehnmal mehr von der Welt gesehen hat als so ein Mamsellchen?“

„Jnsam, — unverschämt auf Ehre!“ bestätigte Jean, während seine Gedanken längst sich von Dorettens Ehrensache entfernt hatten, und eben einen Ueberschlag des bei der fürstlichen Reise für ihn etwa abfallenden Nettogewinns zu machen versuchten. — Während der nun folgenden Pause begeben wir uns über den langen Corridor nach den Gemächern der Fürstin Schwarzenfeld, um auch dort die Vorbereitungen zu der großen Reise mit anzusehen.

*

Die Fürstin, eine Wittwe in den Fünfzigen, kann eine imposante Erscheinung genannt werden; ihr feines griechisches Profil entstellt noch kein allzender oder leidenschaftlicher Zug, ihr Blick hat mit den Jahren wenig an Schärfe und Klarheit eingebüßt, und — machten sich nicht allmälig immer mehr weiße Haare in den rabenschwarzen Locken bemerkbar, welche zu beiden Seiten der Schläfe sich zusammenwollten, man könnte die Natürliche ungebeugte Figur mit dem hochgehaltenen Kinne und dem mit allen Künsten der Toilette geglätteten Teint für mindestens zehn Jahre jünger halten, als sie das Taufbuch macht. Die Fürstin liebt es aber auch, sich vorzustellen zu wissen, und glaubt dies vor Allem durch Costüme zu erwirken, welche ihr in jugendlicher Ausschmückung direkt aus der Metropole der Mode und noch vor Erscheinen der neuesten Journale zugeschickt werden. Wo sich die Fürstin eben aufhält, werden dieselben Modejournale überstürzig, denn alle Welt weiß bereits, was sie bringen werden. — Heute standen wir sie in einem weißlichen türkischen Schlafrocke und einer untadelhaften weißen Spitzenhaube in den Polstern des Sammtsophas ruhend. — — In strengem Contrast mit der gleichgültigen Erscheinung der Gnädigen steht jene der Gesellschaftsdame, des Fräuleins Clara von Rosenau, und die Einfachheit im Anzuge derselben scheint fast absichtlich dazu bestimmt, die Fürstin in uns so großlerem Lichte erscheinen zu lassen. — Clara sitzt vor dem aufgeschlagenen elegant Secretär und hat eben einen Brief zu schreiben begonnen. — Ein schmuckloses Perkleidchen umschließt die schlanke jungfräuliche Gestalt, und die unfolgsamen Falten desselben, welche den Parauetboden nicht erreichen, lassen dem reizenden Füßchen Freiheit genug, sich mit Grazie vorzustellen; — ein zierlich schonirter Kragen rahmt den blendenden Nacken ein, zu dessen beiden Seiten zwei reiche blonde Locken auf die Schultern herabfallen, gleich als ob das niedliche Köpfchen die Fülle der von einem silbernen Pfeile durchbohrten Flechten nicht mehr zu tragen vermöchte.

„Also Mittwoch Abend, chère maman, nicht wahr?“ fragte das Mädchen jetzt, indem es sich rasch nach der Gebieterin umsah.

„Ja! — mais non, schreibe lieber Dienstag, mein Kind, die einfältigen Leute beeilen sich sonst nicht, und wir haben die Wohnung bei unserer Ankunft nicht fertig; wenn dies, das wäre schrecklich, wenn wir in den schmutzigen Wirthshäusern übernachten müßten, — ich würde kein Auge schließen können! — Oder daß Du bei unserem Ausfluge in vergangenen Herbste im ganzen Gebirge ein anständiges Hotel bemerkt, Claire?“

Die Angeredete zuckte einen Moment mit den Mundwinkeln, dann erwiderte sie lächelnd: „Darauf werden wir bei unserem Landaufenthalte wohl verzichten müssen, maman, und dürfen uns glücklich preisen, wenn unsere Wohnung in dem hölzernen Bauernhause so comfortabel als möglich eingerichtet wird; ich stelle mir das Ding auch gar nicht so schrecklich vor, au contraire, es muß recht heimlich in so einer getäfelten Kammer mit ihren niederen Fenstern und Rellenstöcken davor zu leben sein!“ Die Fürstin fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte sie das vor denselben auftauchende Bild dieser niederen Bauernkammer hinwegstreifen, und sagte fast ärgerlich: „Wie nur dieser Doktor den heillosen Gedanken lassen konnte, das ärmliche und elende Dorf in gang Europa zu empfehlen! — gibt es denn nicht Seen und die prachtvollsten Badeorte genug? warum darf ich nicht nach Wildbad, Baden-Baden, Kissingen gehen? — c'est affreux, — in Schliersee soll ich den schönen Sommer zubringen und mich dort langsam zu Tode langweilen! Ah, mon Dieu, das werde ich nicht überleben und ich weiß nicht, ob ich Dich mein Kind in die traurige Nothwendigkeit versetzen soll, meine Leiche aus dieser Wildniß zurückzubringen!“

Clara fühlte in solchen Momenten die Aufgabe ihrer Stellung, — sie hatte ihrer Herrin, von der sie, wie wir sehen, wie die Tochter des Hauses behandelt wird, nicht blos die Journale vorzulesen und des kleinen Zofa geschickt Nadelchen jeden Morgen aufzuschütteln, — nein, es lag ihr vorzugsweise ob, die häufigen Anfälle übler Laune der Fürstin mit witzigen Einfällen zu pariren und den Gemüthszustand derselben stets in wohlthätigem Gleichgewicht zu halten. Sie hatte sich während ihres nun vierjährigen Aufenthalts in diesem Hause vollkommen in diese Rolle eingelebt, und wir sehen sie nun aufspringen, um die klingel ergreifen und heftig schellen, während ihre großen blauen Augen schelmisch nach der in Nachtenken versunkenen Herrin hinüberschielten. — Erstaunt sah diese nun auf und fragte rasch: „Qu'est ce que c'est donc, Claire?“

„Ich will dem Pater Anselm sagen lassen, daß er mit uns nach Schliersee abzureisen habe, damit Euer Durchlaucht wenigstens nicht ohne geistlichen Zuspruch aus dieser schönen Welt scheiden müssen!“ entgegnete Clara festen Tones, während der Schelm zwischen ihren dichten Brauen ins kleines Fältchen zog.

„Ach, hilf Du denn nicht bei Trost, Claire?“ fuhr die Fürstin jetzt auf, — „bleib' mir doch mit dem Pater Anselm vom Halse, — was fällt Dir ein! ich glaube gar, Du willst mich zum Besten halten, Kind!“ setzte sie lauernd hinzu, als sie bemerkte, daß Clara's Züge vergeblich Anstrengungen machten, das Schmunzeln zu verbergen; — „Du weißt, ich mag solche Scherze nicht leiden!“ Allein die gänzliche Verwirrung in ihrem Gesichte strafte diese Zurechtweisung Lügen, und als Clara jetzt in die Hände klatschte und sich wie ein Kreisel drehend bell ausjauchte, so spielte auch um die wächternen Wangen der Fürstin ein verstecktes Lächeln wie das Wetterleuchten einer schwülen Sommernacht, in welchem sich die Blitze freimillig ihrer verderbenbringenden Macht begeben!

Jean erschien an der Thüre und fragte nach der Durchlaucht Befehl; diese sah einen Moment fragend Clara an, welche jedoch rasch gefaßt anordnete, Jean solle sich bereit halten, einen Brief auf die Post zu tragen. — Hiemit war das Gewitter wieder in die unfreundliche Bahn gelenkt, und Clara setzte sich rasch wieder an den Schreibtisch, um den Brief zu vollenden. — So! — nun die Adresse: Frau Barbara Maier, Hofschränin in Schliersee, im bayerischen Gebirge. Franco, — charge!

— Maman, der Brief ist fir und fertig!“

„Daß Du denn Alles deutlich geschrieben, was ich Dir sagte?“ entgegnete zweifelnd die Fürstin, „daß sie den Boden tüchtig glatten sollen, damit man sich nicht Hals und Beine bricht; — und dann wegen der Hunde im Hause? daß Du das gewiß nicht vergessen? mon Dieu, wenn

Digitized by Google

meinem Zelo ein malheur arrivirte, — ab, ich würde das nicht überleben, Claire!“

„Alles, liebe Maman, habe ich geschrieben und noch viel mehr; seien Sie unbesorgt, die guten Leute werden gewiß Alles aufsieben, uns zurieden zu stellen, und dann, chère maman, wenn es Ihnen dann durchaus nicht behagen sollte, — eh bien, dann packen wir eben wieder und reisen ab!“

„Ja, aber Doctor Steffen? sieh die Fürstin ein, — „er würde ernstlich böse werden und mich am Ende aufgeben, comment?“

„Deste besser dann,“ lachte Clara auf, — „wissen Sie denn nicht, chère maman, daß die Kranken, welche von den Herren Doctoren aufgegeben werden, sich schon auf dem Wege der Besserung befinden? — und — ensin, wenn ich's so recht bedenke, maman, so sind Sie eigentlich gar nicht so schrecklich krank, als Doctor Steffen meint!“

„Mais, ma chère, — Du wirst doch nicht lügen sein wollen, als der Doctor? — was sich so ein Fräulein heutzutage alles einbildet, — c'est horrible!“

In diesen Augenblick pochte man an die Thüre, und ohne das „Herein“ abzuwarten, trat Doctor Steffen mit einem „Bonjour, meine Damen!“ in das Boudoir. — Diese erwiderten den Gruß mit leichter Verbeugung; aus Clara's Augen mußte aber ein so boshafter Gedanke blitzen, daß der Doctor nach flüchtigem Polsfühlen bei der Gräfinnen sich veranlaßt sah, die Gesellschafterdame zu fragen, an was sie wohl bei seinem Eintreten gerade gedacht habe, da er sie zu seiner großen Freude in so ausnehmend guter Laune antreffe.

„Was doch so ein Doctor nicht Alles wissen will“, entgegnete Clara, indem sie den Briefschwerer, eine Alabasterplatte, worauf ein Amor ruhte, vom Schreibtisch nahm, und das bronzene Thier eifrig betrachtete; — „ich stellte eben Betrachtungen an zwischen Wesir und — —“

„Nun? und? — — doch nicht etwa gar dem Doctor Steffen?“ fiel dieser mit einem etwas verstimmten Lachen ein, — „ich wüßte nicht, welche Aehnlichkeit ich mit dem Thiere hätte; erklären Sie sich deutlicher, mein Fräulein!“

„Und doch, Herr Doctor“, finde ich einige Aehnlichkeit“, sagte Clara, ohne aufzusehen, — „wäre es auch nur jene, daß sie beide geprungen kommen, wenn man sie nennt!“

Sie haben also eben von mir gesprochen, meine Gnädige?“ wandte sich der Doctor nun an die Fürstin.

„Oui, mon cher,“ entgegnete diese, — „und weil Claire Sie so ungalant empfung, so soll sie damit bestraft werden, daß ich Ihnen sans gêne verrathe, wie sie von Ihnen denkt!“

„Aber Maman, — Sie wollen doch nicht —“

„Taisez-vous, Mademoiselle!“ gebot die Fürstin scherzend, — „denken Sie sich, lieber Doctor, das unausstehliche Ding Ihre Wissenschaft Lügen strafen und behaupten, ich sei durchaus nicht so krank, wie Sie mich finden! — ist das nicht arrogance? — und dann sagte sie weiter, wir könnten, wenn es uns in Schlierese mißfällt, ohne Sorge für meine Gesundheit einen andern Aufenthalt wählen; aber Sie werden mich doch nicht unmöthig in diese Mühseligkeiten wollen, Doctor?“

Ueber Steffen's stets lächelndes und galantes Gesicht flog einen Moment etwas wie Aerger, was Clara, die ihn scharf beobachtete, nicht entging; im nächsten Momente aber lagen seine Züge wieder ruhig in ihrer Schablone, und indem er der Fürstin Zugeständnissen an die Hypothese machte, sagte er verbindlich: „Durchlaucht, Ihr Wohl ist mir heiliger als mein eigenes, und wenn Ihnen die Maßregeln meiner Wissenschaft auch manchmal grausam erscheinen, mögen Durchlaucht sich doch stets versichert halten, daß die Erhaltung und Verlängerung Ihres unschätzbaren Lebens diese Maßregeln nöthig machte!“ Dann wandte er sich an Clara, welche seinen Verbeugungen mit einem leisen Aufkung von Mitleid in den Wimpern zuhörte, und sagte, sie scharf fixirend: „Mein Fräulein, ich kann mich natürlich gegen Ihr Mißtrauen in meine Wissenschaft nicht vertheidigen, und müßte lebhaft bedauern, wenn ein ungalanter Zufall mich nöthigen würde, Ihnen selbst Beweise meiner gelahrten Kunst zu geben, allein an meiner Aufrichtigkeit, liebes Fräulein, sollten Sie denn doch nicht zweifeln, und wenn es stets meine Lebensaufgabe sein wird, über das Wohl Ihrer Durchlaucht zu wachen, so sollte man meinen, unsere beiderseitigen Interessen müßten sich in diesem hohen Ziel vereinigen und verschlingen, nicht, wie ich soeben bemerkt, feindselig gegeneinander auftreten!“ Der Ton der letzten Worte war allmälig etwas schneidend geworden, so daß Clara leicht erröthete und erwiderte: „Ich, Doktor, wie Sie doch gleich empfindlich sein können; so ein Büchenwurm versteht wirklich keinen harmlosen Scherz und buchstabirt jedes Wörtchen, bis er demselben einen Sinn entlockt, welcher nie darinnen lag! — Lassen wir das, Doktor, Jedes von uns beiden seine Aufgabe, und die Zukunft wird urtheilen, ob wir sie getreu erfüllt haben! — —“

Jean meldete, daß das Dejeuner servirt sei.

„Darf ich Sie auf ein Täßchen Bouillon einladen, Doktor?“ sagte die Fürstin, sich erhebend, indem sie der Gesellschafterin einen etwas gereizten Blick zuwarf.

„Werde so frei sein, Durchlaucht!“ erwiderte Steffen, und bot der Dame des Hauses den Arm, welchen diese leicht ergriff, und in unstatthafter Haltung durch die weitgeöffneten Flügelthüren rauschte. —

Clara schloß den Secretär und folgte; — der mitleidige Zug, den wir vorhin schon über ihre Augen gleiten sahen, saß jetzt drückend seit auf denselben, und als sie an Jean vorüberglitt, dachte sich dieser schadenfroh: „Na, die hat wieder eine Lection gekriegt!“ — —

9.

Silberklar wandelte Luna über die Gebirgsköpfe, deren Häupter in ihrem bläulichen Schimmer zerflossen, und duftete heimlich mit dem finstern Bergjee, welcher begierig die feurigen Blicke der Göttin einsog, und ihr Bild mit einem Kranze frischer goldgelber Kerzen umflocht. — Tiefe Ruhe lag auf Berg und Schlucht, nur das schrille Aufstreichen einer Dohle, welche durch den heimlebenden Fuchs aus ihrer Nachtruhe gescheucht sich eine höher gelegene Felsenritze zum Obdach suchte, und die fernen dumpfen Klänge eines Glöckchens von den spärlicher bewachsenen Gehängen noch höher und, welche den nächtlichen Aufenthalt der Ziegenherde verriethen, — störten diesweilen die Geister des Tannenurwaldes auch den Schlafe, — sie erhoben sich dann unwillig rauschend über die Wipfel und kreisten über dem Spiegel des Sees, dessen leicht bewegte Wellen auch die schwarzen Schilfstolzen an seinen Ufern aus der Ruhe rüttelten; die Nixe schwieg wieder, der Tannenwald raschte nicht mehr, — und die alte Ruhe lag von Neuem über der Landschaft — Auch um die neun Almenhütten, welche sich auf der Hochebene über dem See malerisch gruppirt hatten, regte sich kein Grashalm, nur das Licht, welches matt durch das kleine schmale Fenster einer der Hütten schimmerte, verrieth, daß die Bewohnerin noch nicht Feierabend hatte. In der That, die Baumerzensi saß noch hinter dem schmalen Bandtischchen und nähte beim trüben Scheine einer kleinen Oelampel eifrig an einem Mieder, dessen eine Hälfte bereits mit seidenen Verzierungen ausgeziert in ihrem Schooße lag. — In der Herbstlüfte stimmten die Ueberreste des Feuers, an dem das Abendbrod geschmort hatte, und die häuslichen Räucheringe, welche die erlöschenden Gluten von Zeit zu Zeit entsandten, webrten den Sternen nicht, nengierig durch die Dachlücke in die stille Hütte zu gucken, und dort ihr wohlbekanntes Geschwisterpaar zu suchen, das mit ihnen draußen vor der Hütte auf dem großen Felsblocke schon so manches Stündchen seligen Beisammenseins verbracht hatte. In der That, die Baumerzensi saß so vertieft in ihre Arbeit, daß sie nur auffah, wenn die Ampel gar nicht mehr brennen wollte, um die aus dem Dochte wachsende Rose mit der Nadel abzustreifen. — Plötzlich horchte sie einige Secunden aufmerksam gegen das Fenster hin, — dann flog das Mieder sammt Nähzeug in einen offen stehenden Koffer, dieser mit verschwerz, der Schlüssel unter das Kopfkissen des „Kreisters“ versteckt, und im nächsten Augenblicke sah die Sennerin schon an einem Milchgeschirr, eben als an dem Fenster die Umrisse eines Gesichtes erschienen! — Auf einen eigenthümlichen Pfiff eilte die Sennerin an die Thüre und schob den hölzernen Riegel zurück, mit einem scheinbar überraschten: „Ja, größ dich Gott, Frantz, Du kommst heut' noch? Hätt' Dich nimmer g'hofft, is schon wolterm*) spat, und wenn mit 's Geschir noch putz sein müßt', wär' i schon lang auf der Stren dreh'n! — Wo kommst denn her, hm?“ —

Der Eintretende war ein etwa dreißigjähriger Bursche von muskulösen Bewegungen, schwarzen Schnurr- und Backenbart und edelm Profil; aus seinen braunen Augen leuchtete Gemüth und Entschlossenheit, doch hatte sich heute eine Wolke auf seine Brauen gelagert, und unlust, fast ängstlich sah er sich erst in der Hütte nach allen Seiten um, bevor er dieselbe vollständig betrat.

„Wo ich herkomm', Zenzi?“ beantwortete er nun die Frage der Sennerin, — „von drent'n**) rüber, weist, wo d'Gems'n wohlteil sin! Ich stürcht' aber“, setzte er leiser hinzu, indem er mit dem Milchschaff das Fenster verdeckte und den gefüllten Rückkorb von den Schultern gleiten ließ, — „ich stürcht allweil, der da wird bösch geschwatzt***) werd'n!“ er deutete dabei auf den Kopf des Gemsbocks, welcher zwischen den Falten des Sacks sichtbar wurde.

„Jesses Maria!“ brach Zenzi bellommen hervor, indem sie den Widerer am Arme ergriff, — „hat Dich gewiß a Jäger gesehn, sag?“

„Gsign und nimmer gsegn!“ entgegnete Franz rasch, warf den Rückkorb unter die Bank, steckte den Stutzen in das Fen des Kreisters und ließ sich dann mehr geistig als körperlich müde an der Herdstatt nieder. Zenzi stand noch immer unbeweglich auf derselben Stelle, wo sie die letzten verhängnißvollen Worte des Geliebten gehört, und starrte das Geschehene ahnend in das finstere von der Herdglutt greil beleuchtete Angesicht desselben. — „Zu Gotts Nam',“ brachte sie endlich mühsam hervor, „wenn sie sich neben den Widerer niederließ und seine kalte Hand ergriff; — „so verzählt' mir nur grad Franzi, wie der Handel hergangen ist, ich verweiß mich ja sonst gar nimmer vor lauter Angst!“

„No die Sach ist gleich verzählt!“ brummte der Angeredete in den Bart, — „zwischen Lisch'n t) hin ich nüber über d'Kugel auf denselben

*) ziemlich.
**) drüben.
***) bemerkt.
†) An der Lämmerung.

Digitized by Google

digen Stand, weißt, wo ich mein erst's Geus verschoß'n hab', — und ich steh gar nit lang, so rumpelt a Rudel daher, es können a fufzehne gewes'n sein; — i isch mir den schwerst'n raus, und schieß'n richtig abe über d'Wand. — Mir dat's gleich an Zuschroa aufgerisch'n, — nachher steig' ich nunter, pack'n Gemsbock ein und denk mir: geht nimmer aufe über'n Steig, unten rum begegnet dir gewiß kein' Jager; — richtig, ich geb der Koshalm zu, und wier ich aus'n Holzl rausbomm, wer steht da? — der Jaderermarei von Schiereg! — weiß unser lieber Herrgott, was er da z'thun gehabt hat! — Der schreit mich gleich an, — der Mond hat just hergscheint auf mich, und bin ich wohl z'lemen gewes'n; — von Ausspringen ist da keine Red' mehr, — i deut mer glei: Vogl frisch oder stirb! — und fahr' mit'n Stutz'n auf, — dermoll schnallt's bei dem schon — und — in mein' Schrecken bin ich halt auch an Zugger hin kommen! — der Marl schreit gleich, bas's mir durch Mark und Bein gangen ist, und fallt zusammen! — mir aber ist's Mut in d'Aug'n gstieg'n, ich bab' mir mehr gehört und giezn und bin fort'grennt wie a Narr! — Erst wier i auf d'Spitzing runterkommen bin, ist's wieder Tag wer'n bei mir, und jetz weiß ich erst, soll ich wieder umkehren, und'n Marl heimtrag'n, oder soll ich den armen Troof'n liegen lasin, bis'n d'Holzknecht find'n morgen fruh, wenn's in ihr'n Schlag geben!"

„Wieder aufferennen?" fiel ihm die Sennerin mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens in's Wort, — „Du wirst doch mit völlig verrückt worn'n sein, Bua? — jetzt ist's einmal z'spat, und wenn du nit durchrebhan*) hast, so kannst'n nimmer aufwed'n, da nutzt Dich 's nauferennen nix'n! — heimtrag'n mödst er'n! — Das wär' a schöne Gschicht'! — was soll denn nachher ich anfangen, wenn's Dich einjerr'n etliche Jahr'? — seg ich gleicht Fremzl, und mach kein'n Dalln**), — ich müßt' mich ja vor alle Leut' schamen, wenn's Buben thät, was Bua ist und arretirt worb'n! — — Du, weil's mir g'rad einfallt: — daß D' mich sein auf den Neubauser Kirchweih holst; mir's Bauern hab' ich schon g'redt und mein Gwand ist auch schon z'samm'richt't, daß D' Dich schon sehn lass'n kannst mit mir; da wird's lustig wer'n, ich frei' mich schon d'rauf, gelt?"

Fremzl dörte seine Suße dieses zu schlimmer Stunde angebrachten Wunsches, — das Bild des geschossenen Jägers stand zu lebhaft und unheilbrechend vor seiner Seele, als daß in derselben noch Raum für andere Gedanken, geschweige für fröhliche gebliben wäre; — er erwog stillschweigend, was die nächste Zukunft bringen müßte, und wie er noch möglicherweise aus der Patsche ziehen könnte. Einmal von dem Gedanken abgekommen, sich zu der That freiwillig zu bekennen, trugen dunkert Pläne in buntem Gewirre seine Phantasie, aus welcher endlich sich ein rascher Entschluß losstrennte, den der Wilderer dahig ergriff und sofort zu dessen Ausführung schritt. — Jenzl hat halt das rauhe studiert, aber das muß gleich gschehn, — also d'hüt Dich Gott, ich bab' keine Zeit mehr zu verschwab'n; — wenn mir 'was passirt, thu' ich Dir schon durch'n Abiaumer Boschaft kaus!"

„Und wie ist's nachher mit dem Neubauser Kirchweih?" wiederholte die Sennerin ängstlich, welcher bei Gedanke, diese Vergnügen einzubüßen, wichtiger erschien als Franzl's Rettungsplane; — doch dieser drückte schweigend seinen „Deibling" (Hut mit dem mächtigen Spielhahnstoß) tief in die Stirne, ergriff den Bergstock und sagte, auf die Thüre zueilend: „Das Gems, Jenzl, schenk' ich Dir, ich mag mit dem Teufelsvieh nichts mehr z'thun hab'n! — d'hüt Dich Gott!" — und die Thüre der Almhütte fiel hinter Franzl in's Schloß, bevor die Sennerin sich von ihrem Erstaunen erholt hatte! — — So wenig Aufmerksamkeit hatte der Geliebte noch nie für sie gezeigt, — so war ihr Bua noch nie von ihr gegangen! — Wie mußte aber ihr ganzes Denken von unbändiger Eitelkeit und Ggoism mit Beschlag belegt sein, daß sie die sonderbare Empfindungen des Geliebten verkennen, — daß sie seine heutige Kälte nicht begreifen konnte? — — Franzl war eine unverdorbene ehrliche Natur, und er hatte in den zwei Jahren, die er „mit der Sennerin ging," derselben gar oft Beweise aufrichtiger Zuneigung und Opferwilligkeit gegeben; diese mußte sich aber auch bei einiger Genügsamkeitserforschung gestehen, daß sie die Herzensgüte des Geliebten mehr als einmal auf hinteristige Weise mißbraucht habe, und zu welchen Zwecke? — um ihre gefräßige Eitelkeit zu stillen! — Jenzl's Eltern waren arme Kleinhäuslersleute in dem Dörfchen Pienzenau, und es kam oft vor, daß der Rentamtsbote die mäßige Steuer einzuholen kam, und sein reicher Pfennig in dem bauflälligen Häuschen zu finden war. Der Staat kennt aber kein Mitleid gegen seine Angehörigen, wenn sie nicht bezahlen können, und hat die Mittel, seine Forderungen zwangsweise zur Geltung zu bringen. — den Häuslersleuten wurde die Ausspändung angedroht! — In solchen Zeiten der Noth ergriff dann Jenzl stets die Zuflucht zu ihrem Geliebten, welcher auch, trotzdem er keineswegs zu den bemittelten „guten" Bauern gehörte, stets leistete, was irgend möglich war, oft mit Opfern seines eigenen Haushaltes. — Der Sennerin Hang zur Eitelkeit wuchs aber mit ihrer Liebe, sie mißtraute allmälig der Macht ihrer eigenen Persönlichkeit über Herz und Auge des Geliebten, und glaubte durch äußere Ausschmückung, durch Putz und Tand Jene übertreffen zu müssen, welche sie ihrer Liebe für gefährlich hielt. Herzu reichten aber die Mittel der Häuslerstochter nicht aus, und nun begann die Leidenschaft ihr Gewissen zu erweitern, — ein finsterer Schleier legte sich über das sonst so klare Seelenauge des Mädchens, und ihr natürliches Selbstgefühl zerrann in unbestimmte Reflexionen, welche verschiedene Deutungen ihrer ewig stehenden Wahrheit zuließen! — Erst unlängst hat Jenzl ihren Geliebten wieder um eine Gabe für ihre nothdürftigen Eltern; er hatte heimlich aus seinen mühsam erworbenen und von der alten Mutter verwahrten Ersparnissen einige Gulden genommen und sie wohnthätig, aber mit dem geistigen Auge keine einer guten That in die Hand der Sennerin gelegt. Was hatte sie mit dem Gelde gethan? — sie hatte es dem Gyben der Eitelkeit geopfert, während ihre Eltern kleidlich unter dem ärmlichen Strohdache darbten! — sie mußte ja bei der bevorstehenden Neubauser Kirchweihe in einem Gewand erscheinen, das alle Nebenbuhlerinnen verdunkelte, und das Mieder, an dem wie sie heute arbeitend angetroffen, hat sich Franzl im Schweiße seines Angesichts verdient! — Wie wird er übervacht sein, dachte sie, wenn er mich zu holen kommt, und ich ihm mit diesem neuen Gewande entgegentrete; — er wird einsehen, daß seine „Gfeilin" doch die schönste im ganzen Schierser Thal ist! — — Und nun trat heute die Möglichkeit, daß der Geliebte sie nicht zum Tanze holen könnte, wie ein Gespenst zwischen die Sennerin und ihre Hoffnung, — und er hatte ihr diese Pein — unkundestreit gelaßen! — welche Qual für das eitle Mädchen! — schlaflos zerkitterte sie ihr Kopfkissen, und die ausgehende Sonne war erstaunt, sie schon wieder an der Arbeit zu finden! — —

Franzl war indeß raschen Schrittes die Bergstraße entlang geeilt, hatte dann einen ihm wohlbekannten seitigen Fußsteg eingeschlagen, durch welchen die Krümmungen der Straße abgeschnitten wurden, und gelangte an der „Steckeralm" vorüber zum rauschenden Wasserfall, den der klare Forellenbach plötzlich über eine senkrechte Felswand abstürzend bildete. — Der Mond war durch die Zaunen einzelne Streiflichter auf den Wasserstaub, der emporzuwirbelte: — es hat sich nicht der verwundete Rand eines vordringenden Schusses? — und liegt nicht dort im Schatten der einsamen mächtigen Buche ein Mann, welcher bilfeflehend die Arme gen Himmel streckt? — — Kalter Schauer überlief den nächtlichen Wanderer, — durch das Rauschen des Wassers klang der gellende Schrei des Jägers immer und immer wieder an sein Ohr, und er rafte in wilden Sprüngen die Anhöhe hinab, als ob ihn die Rächer seiner That auf dem Fuße folgten! — Erst als die mondbeschienenen weißen Steine auf den Dächern der „Hachelhöfe" sich dem dunkelblauen Hintergrunde des „Rohnberges" greil abhoben, und Franzl dieselben einen wenig betretenen Wiesenpfad einschlagend in weitem Bogen umgangen hatte, beruhigte sich seine aufgeregte Phantasie etwas, und er setzte, seinen kindischen Schrecken beschelchnd, die Wanderung bis an das Ufer des Sees fort. Hier lag, wie er wohl wußte, ein kleiner Kahn im Schilfe versteckt, den er schon gar oft zur Heimfahrt benutzt hatte; — er sollte ihn auch heute zugen und den Schierser bringen! — Der See lag ruhig schimmernd vor ihm ausgebreitet; unzählige Funken entsprühten den unzähligen kleinen Wellchen, die sich behaglich schaukelten, als wollten sie sich die von der Sonne des hinabgesunkenen Tages erbitzten Wangen kühlen; unbarmherzig trennte ihr fortgleitende Kahn, und hinterließ eine lange dunkle Furche in dem Silberse, — er steuerte bei Zeiten ein schmalers Ufer zu, das sich dort an die blauen Hügel anlehnte und dessen grüngedeckter Spitzthurm weithin erglänzte.

Bald war die Schiffstätte erreicht; — Franzl sprang auf die Erde, band den Kahn an einen Pfosten und eilte geraden Wegs dem Wirthshause zu. Er hatte wieder jene innere Stärke und Selbstbesinnung gewonnen, welche zur Ausführung seines Planes nöthig waren, und seiner Miene möglichste Unbefangenheit gegeben. — So trat er zufrieden mit sich selbst in die Wirthsstube. — Dieselbe beherbergte in ihren niederen dumpfen Räumen noch mehre Gäste, als sich Franzl zu dieser später Stunde erwartet hatte; er wurde von mehreren Seiten gleichfreundlich begrüßt und mußte an ein halb Dutzend dargebotenen Krügen der Freunde Bescheid thun.

„Hat's Dich wied'rum gar nit auslaß'n woll'n?" rief ihm eine eigenthümlich krächzende Stimme über den Tisch herüber zu, — „wie geht's auf der Spitzing? Mensch und Vieh g'sund?" Ein schallendes Gelächter der Umsitzenden folgte dieser Frage, und Franzl mußte sofort seine Rolle beginnen.

„Hat sich nig g'rankt*) beut," antwortete er, indem er seine Lachmuskeln mit komischem Erfolge zu ihrer Function zwang; — „mit die Stadtleut' ist nig z'mach'n, wenn sie sich was in Kopf g'setzt hab'n; meinst, ich hätt's von der Bodnschneid' über d'Spitzing runter? — nein, über'n Kuhgaul haben's runter müss'n, da hat All's nig g'nutzt, — und d'Jenzl ist mit der Manier durchg'fall'n!"

„Wem hast denn heut' 'naufgführt?" fragte ein kleines Männchen mit Brillen, dessen Gesichtsumfang sofort den Schullehrer verrieth.

*) glatt.

*) gerauft.
**) Dummkopf.

Digitized by Google

Franzl's Blicke suchten einen Moment die rauchgeschwärzte Zimmerdecke, als stünde dort der Name der eigensinnigen Familie geschrieben, dann erwiderte er gefaßt: „Die Herrschaft, wüßt's, die gehören erst von der Stadt kommen ist; sie hab'n sich schier mit Zeit g'nommen zum Auspacken, — ich glaub', sie hab'n noch gar kein' Wohnung, so wüthig sind's auf's Bergsteig'n gewes'n!“

„O mein Herr!“ fiel ein Dritter der Gäste ein, welcher einen durchdringlichen Gewürzmelkengeruch verbreitete, — „denen Stadtleut'n ist halt ein jeder Felsbrock'n steil'an's, weil's dreiviertel Jahr' nichts seh'n als Wiesel, und wenn ein' Kuh abirrt*), meinen's, das ist a Wunderthier, weil die im Oberkrippert nit pfleg'n können! — unserein's ist das g'wöhnt, und merkt's gar nit, und's Almgehn freut ein'm auch nimmer so, wenn man einmal älter wird!“

Franzl hatte einen leeren Platz auf der Bank eingenommen und glaubte vorläufig die Gefahr überstanden zu haben; doch der dicke Wirth, der auf der Ofenbank zu schlafen schien, hatte jede Silbe des Gespräches gehört, und die Sommerfrischler, welche noch keine Wohnung haben sollten, empörten sein gastfreundliches Herz; er erhob sich schnaubend und stellte sich mit ausgespreizten Beinen neben den eben Angekommenen: „Grüß Gott, Franzl! — a Maß, ja?“ und nachdem er der Kellnerin einen Wink gegeben, setzte er sich, die ganze Reihe der Gäste weiter in die Bank hineinschiebend, neben den Angekreten. „Du!“ fuhr er leiser fort, — „wer sind denn die Stadtleut', die's heut' gen Berg g'fahrt hab'n? — ich hab' ja vorhin g'hört, daß's noch kein' Wohnung hab'n?“

Franzl rang nach Fassung. „Ich glaub', a Gräfin ist's,“ sagte er mit unsicherer Stimme, — „heut' Nacht bleibt's bei mir, und morg'n wird's schon zu Dir kommen um ein' Wohnung, denk' ich mir!“

„Hm!“ brummte der Wirth nach einer Pause des Nachdenkens, während er das Hausklüpfchen von einem Ohre auf's andere schob; — „hab' doch gestern den ganz'n Tag keine Sommerfrischleut' ankommen seh'n, — wo müss'n denn die herkommen sein?“

„Vielleicht über'n See!“ meinte Franzl mit seinem Rettungsanker nach Strohhalmen tastend, — „und vielleicht bleiben's gar nit hier!“

„Laß Dir was sagen, Franzl,“ fuhr der Wirth fort, indem er abermals einen Ruck weiter in die Bank drang und den am andern Ende derselben sitzenden Gast nöthigte, auf die gegenüberstehende Bank überzusiedeln; — „laß Dir sagen, wenn die Herrschaft bei Dir über Nacht bleibt, und — wenn sie was gleich sieht, weist, — nachher kannst Du wohl anbringen, daß ich noch die schönst'n Zimmer vorn 'raus leer hab', viel noblichere als der Neuwirth unt'n, — und daß sie mir schon die Ehr' schenk'n dürf'n, gelt?“

„Freilich, Wirth,“ entgegnete aufathmend Franzl, „sie werd'n mich g'wiß frag'n, und dann darfst Dich auf mich verlaß'n, daß ich ganz deutsch!“

Der Wirth trank im Vorgefühle der nobeln Gäste einen tüchtigen Schluck aus dem vor ihm stehenden Kruge Franzl's und legte sich dann zufrieden wieder auf die Ofenbank. —

In diesem Moment wurde die Thüre rasch aufgerissen und es trat den Kopf in den Nacken gelegt und die Gesellschaft flüchtig musternd, noch ein später Gast ein. Alle Köpfe wandten sich, um denselben zu betrachten, und es entstand im Gespräche eine jener plötzlichen Pausen, welche man mit dem Sprüchworte: „Jetzt geht ein Engel durch's Zimmer,“ zu bezeichnen pflegt. Die Gestalt aber, welche eben mit mächtigen Schritten durch's Zimmer gegangen war, sah keinem Engel ähnlich, sondern schien vielmehr, den silbernen Borten an dem langen dunkelblauen Rocke nach zu schließen, — der Lakai irgend einer Herrschaft zu sein. — Niemand von der Gesellschaft kannte ihn, und selbst der Wirth erhob sich abermals von seinem Polster und lugte um die Ofenecke neugierig nach dem neuen Gaste hinüber. Franzl entging dies nicht, und ein glücklicher Gedanke durchzuckte blitzschnell seinen Kopf; er stand auf und näherte sich fast schüchtern dem Wandspindchen, an welchem der Eingetretene Platz genommen hatte.

„Mit Verlaubniß!“ sagte er, sich ihm gegenüberstehend, — „seid's etwa erst hier an'kommen, mit?“

Der Lakai erwiederte nichts als ein kurzes nickendes „Ja,“ ohne den ungerufenen Tischgenossen anzusehen; dann zog er eine Cigarre aus dem vergoldeten Etui und brannte sie an dem zwischen ihm und Franzl stehenden Kerzenlichte mit so mächtigen Zügen an, daß Franzl plötzlich in einer dichten Rauchwolke buchstäblich verschwand; dann lehnte er sich, dem Angerauchten halb den Rücken kehrend, nachlässig in den Sessel, warf die Beine über einander und pfiff in den Pausen, die ihm das Rauchen gestattete, eine Opernarie vor sich hin.

„Haben's schon ein' Wohnung?“ wagte Franzl das Gespräch fortzusetzen.

Der Lakai pfiff die Arie zu Ende, dann antwortete er zerstreut: „Wir sind bereits logirt, Gott sei Dank, — wir haben eine Privatwohnung gemiethet!“

„A Privatwohnung?“ erwiederte Franzl neugierig, — „und bei wem denn mit Verlaub?“

*) drückt.

Der Lakai warf den Kopf rasch herüber und sah den Fragenden eine Weile verächtlich an, dann sagte er: „Ich sollte Dich eigentlich tüchtig anlaufen lassen, Du neugieriger Bauernstümper Du, — aber weil's am Ende doch kein Geheimniß bleibt, so will ich Dir halt sagen, daß wir beim — — beim — nun wie heißt denn der vermaledeite Bauer, daß ich doch die communen Namen nicht in den Kopf hineinbringe? — richtig, bei'm Hoferbauer.“

„Was?“ schnellte Franzl von der Bank auf, indem ein Gemisch von Erstaunen und Freude sein Gesicht verzog, — „bei mir dahein seid Ihr ein'gogen? — am End' g'hört Ihr gar zu der Fürstin Schwargenfeld, die übermorg'n hält' ankommen soll'n?“

(Fortsetzung folgt.)

Briefmappe.

Hrn. A. W. St. Es ist so sehr schön, daß Sie zur eigenen und zu der Jünger Freude sich mit Dichter beschäftigen, wenn Sie darüber keine wichtigeren Lebensaufgaben versäumen. Aber Sie sollten darauf verzichten, ihre Lieblinge auch gleich alle Viere Augen zu präsentiren. Da sie schwerlich vor andern, als vor den Dankbarsten Gnade finden werden. Das ringt. Gesicht ist ja freundlich und warm empfunden, aber in der Ausführung noch lange nicht druckreif.

Hrn. O. A. in H. Dagegängen Sie sich mit der Antwort Ihrer Gegängnerin.

Frl. Alma und Aurelie St. in Halberstadt. „Es mag ein kleiner Geist sein, der sich Bahnbrechen zu dürfen schämt!“ sagt schon Lessing.

Räthselsprung.

ruhm	nen	ver-	ver-	el-	wer-	be-	ser
le-	gal	ge-	da	ten	nicht	ren	den
wa-	mußt	be-	was	le-	an-	des	ge-
dich	ren	le-	ders	sin-	wär	die	sich
ren	be-	calch	ka	ver-	le-	nen	es
mußt	ren	nen	nen	ren	neu-	viel	leu-
sin-	eher	ver-	ver-	ge-	le-	el-	nud
le-	murb	min-	ver-	led	le-	es	ren

Auflösung des Räthselsprunges Seite 396:

Sieh, wie die Lichter sich neigen,
Sieh, wie die Schatten steigen,
Sieh, wie die Dämmerung naht, —
Weile mit Geschenken,
Kommt sie herangeschritten
Neber den Waldespfad.
Nur um die höheren Gipfel,
Liebender Sonnenverspiel
Spielt noch das goldige Roth.

Räthsel.

Ich zierte einen Königs Scheitel,
Ich glänz' in schwarz und blondem Haar,
Freit kühner Knab' die schlanke Dirne,
Meerine ich das treue Paar.
Bald muß ich durch die Lüfte fliegen,
Bald Meergrenz auf der Erde liegen.

Ich heiße heil, umarm' und binde,
Bewahr' Dir manches edle Naß,
Ja, wo Dein Auge mich auch finde,
Was ich bin, das erfreut Dich baß,
Und fehl Dir alle Lebensgüter,
Was ich bin, gelegt sich erst als Retter.

Auflösung des Räthsels Seite 408:

Buchs.

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 38.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothhart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Auf ihrem Platze vor dem Schornsteine führten indessen die päpstlichen Freiwilligen zur Kurzweil allerlei harmlose Kraftübungen und olympische Spiele auf, ungefähr in der früher schon erwähnten Art, wobei der kleine Schwabe sein Recht als Spaßmacher gebrauchend unterschiedlich derbe Püffe und verschiedenartige Bosheiten ausführte, deren Thäterschaft er aber gewandt so lange auf andere zu übertragen wußte, bis er einmal bei einem tüchtigen Genickstoß, den er dem langen Berliner versetzte, von diesem auf frischer That ertappt, und da über das Knie gelegt und von hinten mit einem seiner eigenen sehr defecten Schuhe tüchtig bearbeitet wurde. Doch gab ihm dieser Vorfall Veranlassung, den Preußen anzuklagen, als habe er ihm bei dieser Gelegenheit ein kostbares Schuhband entwendet, welches er heuchlerisch weinend so lange beklagte, bis er auf der Treppe zum Hinterdeck eine bunte Bandschleife entdeckte und diese zum Zuschnüren seines schmutzigen, zerrissenen Schuhes benutzte.

„Da kann man sehen, was vornehme Gesellschaft thut," lachte einer der struppigen Gesellen; „seit er heute Morgen mit dem Prinzen von Arkadien gefrühstückt, bindet er seine Schuhe nur noch mit rothem Atlasband zusammen."

„Halt Du wirklich mit gefrühstückt, Kleiner?" fragte der lange Berliner.

„Ob und wie, wie Ihr zu sagen pflegt," erwiederte der Schneider pfiffig lachend; „zuerst unsere Suppe und dann beim Restaurant etwas Gutes: gebackene Meerfrauen und gedämpfte Kalbsleber, auch Sauerkraut mit Schweinefleisch und Champagner dazu getrunken. A — a — a — ah!" schloß er, mit der Zunge schnalzend.

„Schweig mir von Champagner," murrte Einer mit einem feinen, bleichen und krankhaft eingefallenen Gesichte, dessen Anzug deutliche Spuren trug, daß er noch vor Kurzem gut, ja elegant gewesen war;

Grotte in einer römischen Villa. (Seite 447.)

Digitized by Google

„es ist genug, daß man dort die beiden Racker schon wieder eine Stunde lang Fischen in ihren Eskübeln herumdrehen sieht."

„Der Prinz von Arkatschen ist ein Luder," meinte der Sachse kopfnickend, „à propos, vornehmes Thier, und nur, wenn es dunkel ist, thut er und die Ihre seiner Gesellschaft an. Wenn er heute Abend wieder kommt, sollten wir uns mit einem Fußtritt bedanken."

„Laß Du das lieber bleiben," lachte der robuste Schweizer, „der bräche Dir durch grobes Anfassen alle Knochen im Leibe entzwei. Ich habe mich gestern Abend nur so ein Bischen an ihm gerieben und flog dort gegen die Kajütenwand, ehe ich mich dessen versah."

„Es wäre auch höchst unpolitisch handelt mit ihm anzufangen," sagte der kleine Schneider mit großer Wichtigkeit.

„Gelt, der Schwab weiß, wer es ist."

„So soll er sein Maul austhun und es sagen."

„Wenn ich aber nun nicht will — — — — aber ich will, wenn Ihr mich nicht verraten wollt."

„Gewiß nicht. So laß hören. Wer ist's denn?"

„Dem Papst sein natürlicher Sohn."

„Geh' zum Teufel, Rindvieh — mach', daß Du weiter kommst, dummer Schneider."

Dieser schrob dann auch, seine Schultern auf komische Art auf- und abbewegend, davon, und als er in gedrängter Entfernung war, stupfte er, sich boshaft lächelnd umschauend, die Schöße seines miserabeln schwarzen Fracks — eine verlegene Pantomime, welche durch einen geschickten Wurf mit einem alten Stiefel kräftig belohnt wurde.

Andere unter ihnen hielten sich fortwährend von diesen Treiben fern und thaten mit Ostentation, als wenn sie nicht zu den Freiwilligen gehörten, allerdings nur bis sie zum gemeinschaftlichen Essen antreten mußten, oder bis sie Abends ihre grauen Schlafdecken erbeuten, und auch dann noch suchten sie ihnen so fern als möglich zu bleiben. Jetzt hatten sich Einige von diesen neben den Rabatten gestellt und sangen vierstimmig ein deutsches Lied.

„Steh ich in finsterer Mitternacht
So einsam und der stillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch hold und treu verblieb"

welcher Gesang eine Menge der Hinterdeckpassagiere an die Balustrade lockte — every fine — these German songs are beautiful, meinte die blonde junge Dame, welche gestern Abend den Tag des Herrn beerbtet — „es ist eigenthümlich," sagte ein alter Franzose, „so oft ich so ein deutsches Volkslied höre, möchte ich immer fragen: Wer ist denn eigentlich jetzt schon wieder gestorben?"

Als der Gesang verstummt war, warf ein Russe, der sich bei den zuhörenden Passagieren befand, ein Frankenstück unter die vor dem Thornstein lagernden Freiwilligen; doch wurde ihm diese Gutmüthigkeit schlecht belohnt, denn das Geldstück flog gleich darauf, von sicherer Hand geworfen, so kräftig wieder zurück, daß es dicht neben den Kopf des Russen gegen den Mastbaum klirrte und dann seitwärts in's Meer sauste.

Mit verächtlichem Achselzucken wandte sich hierauf der größte Theil dieser vornehmen Passagiere von den ordinären Leuten ab, mit denen sie sich schon durch Anbdten jenes Liedes viel zu gemein gemacht, und die einzelnen Gruppen der Spaziergänger auf dem Verdeck gingen zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen über, um sich die langweilige Zeit zu vertreiben, spazierten gebeten hin und her zu zwei, drei und vieren, mit kunstvoller Ausweichung der Begegnenden, in deren Fahrwasser man so leicht gerieth bei dem allerdings sehr unmerklichen Schwanken des Schiffes.

Die alten Damen hatten ihren Platz neben dem großen Mast jetzt schon eingenommen, auf Klaids und Kissen ruhend, wurden aber täglich hier auf eine sehr unangenehme Art vertrieben, denn jener Engländer, der beim Frühstück so unangenehm im allerdings unmäßigen Genusse des Desserts gestört worden war, hatte sich mit dem Rücken an die andere Seite des Mastes gelehnt und augenscheinlich zu viel Sodawasser zu sich genommen, denn man sah dieses plötzlich auf einem nicht ganz gewöhnlichen Wege wiederkehren und bei dem leichten Schwanken des Schiffes wie ein kleines Bächlein verrätherisch von hinten zwischen die alten Damen hineinfließen, welche mit einem lauten Herzeur auseinanderfuhren.

Im Uebrigen war die Luft milde und angenehm; eine erfrischende Brise zog über die blauen Wellen, und auf beiden Seiten sah man Land in ungewissen Umrissen.

„Elba!" sagte der kleine Kapitän des Saintonge und zeigte mit seinem langen Fernrohr auf das in graublauer Farbe und in so malerischer Gestalt in der Ferne aufsteigende berühmte Eiland.

„Elba!" wiederholte der Professor Bucher, der neben der jungen Gräfin saß, während sich ihr Gemahl unten in der Kajüte befand, wo ein kleines Spiel gemacht wurde. Je näher man der Insel kömmt, um so rauher und öder erscheinen ihre Felsen; fast ohne jede Spur einer Ortschaft, sind die Ufer schroff und von einer finsteren Majestät. Was man hier von Menschenhänden gemacht erblickt oder wenigstens deutlich als solches erkennt, ist ein uralter, grauer Thurm, kühn auf der höchsten Spitze stehend, vom Volke Torre di Giove genannt; gewiß mit einer herrlichen Aussicht auf Corsika, Italien und auf die einem Nebelstreifen ähnlichen Gestade von Frankreich.

Ob der Mann mit dem grauen Rock und dem kleinen Hut, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, wohl oft da oben stand, daß die heißen Schläfe durch die frische Seeluft kühlen ließ und dabei dachte an seine corsische Wiege, an seine glänzenden Schlachten auf der italienischen Ebene, an den Abschied von Fontainebleau? Ob er hier oben an dem einsamen Thurme nicht den Entwurf verfaßte zu dem großartigen Roman der hundert Tage, nachdem er vielleicht den Riesengedanken aufgegeben, plötzlich in Italien aufzutreten, er ein Italiener, als Vereiniger der schönen Länder vom Mittelmeere bis zur Arktis, als römisch-italienischer Kaiser in der Weltstadt Rom auf dem Capitol? Gewiß, er hatte einen solchen Plan gefaßt; ob er nicht mit den Agenten einer italienischen Union, welche in Turin ihren Sitz hatte, in Verbindung stand, wer kann Genaueres darüber wissen? Aber unzweifelhaft ist es, daß sein gigantischer Geist damals schon so Großes, wie ein einiges Italien, im Geiste erfaßte und prophetisch voraußah. Haben doch kleinere Leute mit viel kleineren Mitteln zu Stande gebracht, was jener große Kaiser an dem alten Thurm zu denken pflegte.

Rathmlichst sagte der alte deutsche Professor zu seiner aufmerksam lauschenden Nachbarin und meinte lächelnd: „Es war doch eine unbegreifliche Naivetät der damaligen Großmächte, Napoleon auf diese Insel zu verbannen. Unmöglich kann man dabei an eine romantisch-poetische Anwandlung denken und glauben, vielleicht aber an das sichtbarliche Eingreifen des Fatums, welches in tragischer Ironie große Menschen in ihren eigenen Anfang zurückstürzte und erschlug, wenn sie, wie Napoleon, die Göttin des Glücks zum zweiten Male versuchten. Tröstete sich vielleicht der große Kaiser mit Diocletian, mit Karl V., mit Tiber? Sein Schicksal hatte mit keinem dieser drei eine Aehnlichkeit. Die beiden ersten legten die Krone ab, wenn sie des Herrschens müde waren, Tiber aber zog sich freiwillig in seine Einsiedelei auf Capri zurück und sah dort, wie die Spinne in ihrem Netze, die Welt mit dem Wirbel seiner Augenblauen lenkend, stets bereit, mit seiner blutigen Hand hinauszureichen oder sich tief in seinem Versteck zu verstricken."

„Ich habe schon angefangen, in der Einsiedelei zu lesen — welch liebenswürdige, prächtige Schilderung! Ich möchte Gregorovius kennen lernen."

„Wenn ich das Glück habe, Sie, meine Gnädige, in Rom wiederzusehen, so würde ich mit meinen Bekannten das Vergnügen machen, der Vermittler Ihres Wunsches zu sein, und Sie würden in einem unserer besten und gelehrtesten Schriftsteller einen angenehmen und höchst liebenswürdigen Gesellschafter finden, auch mittheilsam bei einem Publikum, wie er es wünscht. Sonst ist er leicht schweigsam in sich selbst zurückgezogen."

„Vergessen Sie nicht, lieber Herr Professor, daß wir in Rom in den Hotel Britannicke wohnen."

„Wo ich mein Haupt niederlegen werde, weiß ich noch nicht genau; irgend wo doch eben in der Nähe der syrischen Treppe, jedenfalls aber weder ich noch meine Verleben, sogleich nach Ihnen zu fahren."

„Was ist das dort für eine ganz kleine Insel südlich von Elba?"

„Das ist Pianosa, ein kleines, ödes Felseneiland, welches Napoleon durch seine Garden besetzen und eine Schanze darauf errichten ließ. Augustus verbannte einstens dorthin seinen Enkel Agrippa Postbumus, den bald darauf Tiber ermorgen ließ."

„Wieder dieser garstige Tiber."

„Später, wenn die Dunkelheit nicht dafür zu früh eintritt, sehen wir Monte Christo, wo Alexandre Dumas jenen fabelhaften Schatz verwahrte, von dem er leider selbst keinen Gebrauch machen konnte; und dort, zu unserer Rechten, haben wir Bastia mit seinem Leuchtthurm, der uns saft die ganze Nacht durch wie ein flimmernder Stern erscheinen wird."

So plauderte der alte gelehrte Herr mit der jungen schönen Dame, von deren Liebenswürdigkeit, sowie von ihrem offenen, treuherzigen Wesen und ihrer Bildsamkeit er sich warm angezogen fühlte. Auch für sie war seine Gesellschaft nicht nur eine Belehrung, sondern in anderer Richtung sehr angenehm, denn es wäre vielleicht für Manchen der anderen Passagiere auffallend gewesen, die junge, elegante Dame saß den ganzen Tag über allein auf dem Verdeck zu sehen. Hatte doch der Graf unten Wichtigeres zu thun, als hier oben Gesellschaft zu leisten. Er spielte mit den Amerikanern ein ziemlich hohes Whist mit Wetten nach rechts und links und fand dabei nicht einmal Zeit, seine Gattin zum Diner zu begleiten. Auch war er während der Dauer desselben verdrießlich, mürrisch und gab seine kurzen Antworten mit trockener, beiserer Stimme. Besorgt blickte die Gräfin deßhalb zuweilen zu ihm auf und füllte sein Glas mit Wasser, welches er aber mit einer mißmuthigen Bewegung bei Seite stellte, um sich an vortrefflichem Bordeaux zu restaurieren. Auch hustete er stärker, als gestern Abend, obgleich er sich offenbar Mühe gab, dergleichen krampfhafte Anfälle zu verdecken.

Dann kam der Abend. Trumen in der Kajüte schimmerten hell die Lampen und Girandolen; breiten sich man die weißgländzende, scharfe

Digitized by Google

Mondsichel in einem strahlenden Gefolge unzählbarer funkelnder Sterne erscheinen, über die langen, weichen Wellen einen träumerisch milden Schein ausgießend. Auch andere, kräftigere malerische Effecte bemerkte man auf dem Verdecke des Saintonge, wenn der ausqualmende, kohlschwarze Rauch in einem langen und breiten Streifen seitwärts ziehend zuweilen den Mond verschleierte, sodaß sein weißglitzerndes Licht nur noch mattgelb durchschimmerte; wenn drunten an der Maschine die Kesselthüren aufgerissen wurden, tiefrothe Gluth über das untere Verdeck, über Schornsteine und Masten bis hoch hinauf zu den Raaen und Tauen ausstrahlend, wenn dabei das helle Licht aus den Glasluppen der Kajüte freundlich und milde die quadratische Fläche des Hinterdecks durchbrach und die Nase des Mannes am Steuer von der Lampe im Kompaßhäuschen roth gefärbt erschien und sich über alles das der dunkle Nachthimmel mit seinen Millionen Sternen ausspannte. Bald genug gab übrigens der schwarze Rauch seinen vergeblichen Kampf mit dem Mondlichte auf, und wenn dieses alsdann wieder siegreich von dem ganzen Schiffe Besitz ergriff, so zeichnete es aufs Zierlichste Taue und Ketten in dunkeln, feinen Linien auf das hellleuchtende Verdeck. Drunten in der großen Kajüte sah man saß wieder die gleichen Gruppen, wie gestern Abend, nur war der schreiende Papagei auf das Ersuchen saß sämmtlicher Passagiere in dem Schiffsraum zum Gepäck vermiethen und sein Käfig noch ganz besonders mit einer dicken wollenen Decke verhüllt worden. Dort trauerte die dicke Spanierin mit ihren beiden jungen Damen schicksalreich in einer halbdunklen Ecke der Kajüte; die vier Amerikaner hatten mit dem Grafen Landerer bereits ihr zweites Diner ihren Whistisch nicht mehr verlassen und wenn auch jedesmal zwei aus dem Spiele traten, so waren dieselben doch nicht müßig, sondern betheiligten sich mit bedeutenden Wetten. Auch wurde Verschiedentliches getrunken, wenn auch nicht, wie gestern, Champagner mit Cognac. Die junge Gräfin saß auf einem Stuhl in der Nähe ihres Mannes und schaute dem Spiele zu, doch dachte sie wenigstens auf die Karten oder auf sie hin- und herrollenden Goldstücke, als auf das Gesicht des Grafen, dessen Züge fieberhaft erregt erschienen; seine Augen glänzten saß unheimlich und dabei bustete er häufig anhaltend und hohl in sein Taschentuch hinein. Die Gegenwart seiner Gattin schien ihm unbehaglich, denn wenn er hier und da zu ihr hinüberblickte, so geschah dies mürrisch mit finsterem Blick. Auch hatte er ihr schon ein paarmal halbleise Bemerkungen hingeworfen in verdrießlichem, spöttischem Tone, daß ihre übergroße Liebe und Aufmerksamkeit seinem Spielglück schade, und jetzt, wo er großschienen geworden war, zuckte er unmuthig die Achsel und sagte heftig: „Wenn Du nur begreifen wolltest, Camilla, daß ich unmöglich mit Unterstützung spielen kann, wenn ich von Deinen sonderbaren Blicken immer abgezogen werde — laß mich doch in Ruhe, geh' zu Bette oder mache drehen noch einen Spaziergang im Glanze von Mond und Sternen, welche wohnmäßig anzuschauen Du doch die ganz besondere Schwäche hast — gute Nacht, langweile Dich hier nicht."

Ohne die Antwort abzuwarten, wandte er seinen Sessel etwas von ihr ab und nahm sein Spiel wieder auf, worauf die junge Dame rasch einen forschenden Blick auf die Gesichter der anderen Spieler warf, um in Erfahrung zu bringen, ob die harten Worte des Grafen gehört oder verstanden worden seien, doch schien dies nicht der Fall zu sein: Alle schauten aufmerksam dem Spiele zu, schienen auf nichts Anderes geachtet und die deutschen Worte überhaupt nicht verstanden zu haben.

„Gute Nacht, Ferdinand!" sagte sie alsdann, indem sie aufstand und ihre kleine Hand leicht auf seine Schulter legte.

Er nickte mit dem Kopfe, ohne sie anzusehen.

Sie verließ die Kajüte und hätte so gern den guten Professor gebeten, sie auf einem Spaziergange drohen zu begleiten; doch war er nicht zu sehen und sie erinnerte sich, daß er ihr gesagt, er wolle ein paar Abendstunden sowie die vollsonnen ruhige See benutzen, um Briefe zu schreiben und Einiges in seinen Tagebüchern nachzuholen.

Darauf ließ sie sich von ihrer Kammerfrau einen dunklen warmen Mantel geben, stieg auf das Hinterdeck und ging dort langsam auf und ab.

Wie ruhig, wie friedlich war das weite, weite Meer rings um sie her, die ungeheure leuchtende Wasserkuppe, die aber, heute Abend sanft verklärt vom Mondschein, durchaus nichts Unheimliches hatte, durchaus nicht die Oede ausströmen ließ, als befände man sich viele Meilen weit vom festen Lande auf einem so trügerischen Element; sühlte man doch so gar nicht, daß man fern, fern von der übrigen Welt hier draußen schwamm, nur eine leichte Holzwand zwischen sich und der unermeßlichen Tiefe. Das Meer war so ruhig, erschien so vertraut, so wohlig, daß man es in einem guten Glauben schon hätte wagen mögen, ein wenig spazieren zu gehen zwischen jenen fernen Ufern und dem sanft dahingleitenden Saintonge, oder daß man das Schiff hätte still und heimlich verlassen können, nicht durch einen Sturz in die Tiefe, sondern wie ein seliger Geist dahingleitend auf spiegelglatten Wogen und Mondstrahlen, jenen Bergen zu, die dort grau und duftig zu schauen waren.

Waren es wohl ähnliche Gedanken, die das junge Weib bewegten, welches hinten an der Brüstung des Schiffes stand und zuweilen zu dem Mond, zuweilen zu jenen fernen Bergen schaute. Wenn es ähnliche Gedanken waren, so mußten diese einen recht traurigen Wiederhall in ihrem Herzen finden, denn in ihren Augen standen Thränen, vielleicht unbewußt, denn sie wischte sie nicht weg, sondern ließ sie in hellen Tropfen langsam über ihre bleichen Wangen hinabgleiten. Auch seufzte sie so eigenthümlich, daß es klang wie ein schmerzliches Schluchzen, und wenn auch ihr Körper festgebannt hier auf dem Schiffe blieb, so glitt doch ihre Seele auf den glatten Wogen und den Mondstrahlen den fernen Bergen zu, schwebte über dieselben hinweg, dann über weite, weite nächtlich schlummernde Länderstrecken bis an ein kleines Haus, wo man noch Lichtschein aus dem Fenster dringen sah und wo eine alte Frau in ihrem Lehnstuhle saß. Dieser alten Frau sank sie zu Füßen, barg das Gesicht weinend in deren Hände und rief weinend: „O, ich bleibe jetzt wieder bei Dir, ich bin draußen zu unglücklich, zu elend gewesen! — —"

Doch vermochte sie nicht lange dieses Bild festzuhalten, woran wohl die glitzernde Mondsichel schuld war, die bei einer leichten Wendung des Schiffes ihr nun in die Augen fiel. Sie hatte doch schon manchmal diese Mondsichel erblickt und doch schwanden alle übrigen Erinnerungen daran vor einer einzigen, wo sie gerade so über dem Wasser leuchtend, wie heute, vor ihr gestanden war, sich allerdings nicht im Meere spiegelnd, sondern in einem stillen, von Bergen rings umgebenden Landsee. Ach! und die Erinnerung an jenen Abend erfüllte sie jetzt mit so wildem Schmerze, daß sie krampfhaft ihre kleinen Hände auf die Balustrade preßte, daß ihre Thränen reichlicher flossen, obgleich sie die Lippen geöffnet hatte und die Worte eines Liedes vor sich hinsprach, welches sie damals unbewußt gesungen, ohne den Inhalt jener Worte so zu fühlen, wie jetzt:

„Und blau ist der See
Und mein Herz thut mir weh."

Andere der Passagiere, einige Damen, die bisher hinter ihrem Rücken auf- und abgegangen waren, traten jetzt ebenfalls an die Brüstung, um in die Wellen und in die sternhelle Nacht hinauszuschauen, weshalb sich die Gräfin abwandte, um auf der anderen Seite des Schiffes hin- und herzuschreiten allein mit ihren schmerzlichen Erinnerungen zu sein. Doch auch hier waren Leute, und ein junges Paar, das sich schon während des Diners freundlich mit ihr unterhalten, schien eine Bewegung zu machen, um sich ihr zu nähern, weshalb sie, seitwärts abbiegend, rasch über das Hinterdeck glitt bis zur Treppe, von wo man über das Schiff und die vor dem Mast sitzenden armen Menschen, von denen Professor Bucher heute gesprochen, hinblickte. Bei diesen, sowie dort auf dem ganzen tieferliegenden Deck schien schon die nächtliche Ruhe eingekehrt zu sein und sah man dort Niemanden mehr, als ein paar schlafende Matrosen und Heizer und einen Offizier, der auf der Brücke zwischen den Radkästen in gleichförmigen Schritten hin und herging. Für die Gräfin war dieser andere Theil des Schiffes eine gänzlich unbekannte Welt, und es trieb sie, in das geheimnißvolle Dunkel derselben einzudringen und dort vorn in der Einsamkeit ihren Gedanken ungestörter nachhängen zu können.

Sie hatte ihre Zapuze fester über den Kopf gezogen und duschte nun bei den vor dem Maste Schlafenden vorüber, wobei sie aber zusammenschrak, als einer derselben eine gewiß unmißverständliche Bewegung machte.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch die Gärten der Vorzeit.

Von H. Jäger.

I.

(Bild S. 443.)

Es liegt im Geiste unseres Jahrhunderts, in der bildenden Kunst sich an große Vorbilder der Vergangenheit anzuschließen, und seit der Zeit der Renaissance sind diese Bestrebungen wohl kaum so hervorgetreten als in den letzten Jahrzehnten. Die Architektur und die Sculptur gehen immer am liebsten ganz auf die Antike zurück, wovon sie ja die herrlichsten Ueberreste finden. Nicht so die Malerei und die Gartenkunst — beide vergleichsweise Künste der Neuzeit. Aber wie müssen, um unsere jetzigen Gärten zu verstehen, dennoch auf das Alterthum zurückgehen. Was vor der Römerzeit liegt, beruht meist nur auf sagenhaften Nachrichten. Lassen wir daher diese ganz unbeachtet. Nur von den Gärten der Griechen einige Worte. Die griechischen Schriftsteller enthalten nur die Beschreibung öffentlicher Gärten, namentlich von Athen und Korinth. Sie enthielten Baumreihen, schattige Gänge und Wasser, waren also von den unsrigen in großen Städten wenig verschieden. Aus der Beschreibung eines Gartens (des Alkinous) in Homer's Dyssee hat man schließen wollen, daß alle Gärten Griechenlands nur verzierte Fruchtgärten gewesen seien, daß die Griechen für schöne Gärten keinen Sinn gehabt hätten. Wie ist es aber denkbar, daß man die Umgebung jener herrlichen Bauwerke, von deren Pracht noch die Trümmer reden, wüst und ungeordnet habe liegen lassen? Und was läßt sich in ihrer Umgebung anders denken, als Gartenanlagen? Sollte ein Volk, wo um die Städte zahlreiche Handelsgärten lagen, welche nur zur Anzucht von

Digitized by Google

Blumen, besonders der Rosen dienten, sich mit Fruchtbäumen und Küchenkräutern im Hausgarten begnügt haben? Und zwar in dem Garten, wo die von allen öffentlichen Bereich fast ausgeschlossenen Frauen mehr als die Hälfte ihres Lebens zubringen mochten; wo man Freunden das Gastmahl anstellte? Doch wir wollen keine Vermuthungen weiter anstellen und zu dem übergehen, wo unsere geschichtlichen Nachrichten anfangen, zu den Gärten der Römer. Was von Ueberresten römischer Gartenanlagen gefunden wurde, ist nur mit der Architektur und Sculptur Zusammenhängendes, als Wasseranlagen, Treppen, Terrassen, Statuen, Urnen ꝛc. Ganz im Kleinen zeigt uns jedoch Pompeji wirkliche Hausgärten, allerdings auf beschränktem Raume beschränkte Anlagen. Vergleicht man das Gefundene mit einigen fehr genauen Beschreibungen römischer Schriftsteller, so kann man sich ein ziemlich deutliches Bild zusammensetzen, das, wahrscheinlich zur Verwunderung Vieler — die größte Aehnlichkeit mit vielen unserer modernen Gärten hat.

Die Gärten der Römer.

Mit griechischer Bildung und griechischem Luxus, mit orientalischer Pracht kamen zugleich unermeßliche Reichthümer nach Rom, und zur Blüthezeit des römischen Weltreichs häuften sich die Schätze in Italien in den Händen weniger Familien auf eine Weise an, wie es nie vorher und nie nachher der Fall in einem Lande gewesen ist. In solchen Zeiten steigt die Gartenkunst um so höher, je mehr sie sich dazu hergibt, den Luxus und den Launen der Reichen zu dienen, und da sie so leicht Gelegenheit zur Ausübung des Dilettantismus gibt, so neigen sich ihr auch solche vornehme und reiche Müßiggänger gerne zu. Unter den Kaisern waren Prachtgärten so allgemein verbreitet und von solchem Umfange vorhanden, daß bereits der Kaiser Tiberius die fast allgemein eingeführte Verwandlung nützlicher Landgüter in Lustgärten und Parkanlagen als einen Krebsschaden Roms bezeichnet. — Bei den Römern waren zwei mächtige Hebel zur Entfaltung der Gartenkunst thätig, Reichthum und Beschäftigungslosigkeit, die allgemeine Vorliebe der Reichen für das Landleben und Beschäftigung mit Landwirthschaft andeuteten. Da aber in Rom auf einem Raume, welcher nur etwa 13,200 Schritte Umfang hatte, schon zu Augustus Zeiten über 2 Millionen Menschen wohnten, so ist erklärlich, daß nur wenigen Begünstigten das Glück zu Theil wurde, „das Land in der Stadt" (rus in urbe), wie der Dichter Martial vom Sparsius rühmte, d. h. einen größeren Garten zu haben. Wenn auch mit der Zeit viele Lustgärten unmittelbar vor den Thoren Roms entstanden, so zogen natürlich die Gutsbesitzer vor, auf ihren Landgütern schöne Garten einzurichten oder sich in den schönsten und gesünderen Gegenden in nicht zu großer Entfernung von der Hauptstadt Landhäuser zu erbauen, denn das Sommerklima Roms war zu allen Zeiten schon eben so ungesund wie jetzt.

Die Blüthezeit des römischen Gartenwesens war Roms Blüthezeit überhaupt, die Zeit der prächtigen Villen und Bäder, und es erhielt sich noch auf gleicher Höhe, als längst das Ende der Kaiserzeit, die übrigen Künste schon einen Stritt abwärts gethan und die edle Schönheit einfacher Formen verloren hatten. — Wohl niemals ist ein Land so reich an Schmuckgärten gewesen, wie das alte Italien in seinen mittleren und südlichen Theilen, und wir dürfen, um uns einen Begriff von dem Ansehen der mit Landhäusern am reichsten besetzten Gegenden zu machen, nur an die Landbaugegenden um London, Amsterdam, Hamburg, Paris, New-York zu denken, müssen aber, wenn wir die jetzigen Villen mit denen Roms vergleichen wollen, durch ein bedeutendes Vergrößerungs- und Verschönerungsdatas sehen, denn so selten große, in edlem Styl gehaltene Landhäuser bei uns sind, so allgemein waren sie in alten Rom. Die Gegenden von Tibur, Präneste, Tusculum an den Gebirgen östlich und südlich von Rom, das Ufer des Tyrrhenischen Meeres von der Tibermündung bei Ostia, über Ovicia, Antium bis an den Meerbusen von Bajä waren förmlich mit Villen überfäet, darunter viele, gegen welche die meisten Lustschlösser unserer Fürsten erbärmlich genannt werden müssen. Ganze Gegenden hatten das Ansehen von weitläufig gebauten Städten, und schon gleichzeitige Schriftsteller klagten über Mangel an ungekünstelter Natur und Ueberfülung. Wenn bei der Wahl des Platzes auch stets auf schöne Lage in schönen gesunden Gegenden gesehen wurde, so ging doch auch viel von der Mode der Zeit ab, welche eine oder die andere bevorzugte. Kaum minder reich war die Gegend von Neapel, die Bucht von Tarent und manche Theile von Sicilien und Toscana, die Gegend von Bologna und Modena (Benonia und Mutina), sowie die Ufer der nordtalischen Seen, des Lacus Lariuš (Comersee) und Lacus Benacuš (Gardasee) hatten so viele schöne Landsitze, daß man annehmen kann, sie seien dort ebenfalls allgemein gewesen. Wie nachtheilig diese Sucht, große Landstücken als Gärten und Thierparke einzurichten und dem Landbaue zu entziehen, für das Allgemeine wurde, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt, und ohne die ungeheuren Hilfsquellen des mächtigen Roms, für dessen Bedürfnisse die damalige bekannte halbe Welt fronen mußte, wäre eine solche Verschwendung des fruchtbaren Bodens zum Vergnügen der Reichen gar nicht ausführbar gewesen.

Bei der Betrachtung des römischen Gartenwesens müssen wir die Landhäuser oder Villen von den Stadt- und Hausgärten unterscheiden, wenn auch einzelne Stadtgärten einen solchen Umfang erreichten, daß sie füglich zu den Villagärten gezählt werden können. Wir wollen uns zunächst mit den ersteren beschäftigen. Hausgärten waren in Rom und den übrigen Städten ganz allgemein, und eigentliche dunkle Schmutzhöfe von hohen Gebäuden, wie sie in unsern Städten gewöhnlich sind, sah man in Rom nur in den großen Miethhäusern mit vielen Stockwerken, und vielleicht war auch in diesen ein von Platanen beschatteter kleiner Hof mit Sitzen um das stets vorhandene Wasserbecken (impluvium), oder es gab für die wohlhabendern Miethwohner eine Gartenterrasse oder ein Gärtchen auf dem hohe stehenden Dache. — Die römischen Hausgärten waren so innig mit dem Gebäude verbunden, daß beide zugleich beschrieben werden müssen. Diejenigen Leser, welche das Pompejanische Haus des Königs Ludwig bei Aschaffenburg oder Charlottenburg bei Potsdam und andere getreue Nachahmungen gesehen haben, mögen sich dieser dabei erinnern. In der Hauptsache wiederholte sich diese Eintheilung überall, nur waren die Verhältnisse größer oder kleiner, denn wenn selbst in der Provinzstadt Pompeji Peristyle (Gartenhöfe) mit einer umgebenden Säulenhalle von 30, ja 56 Säulen, neben den vorherrschend kleinen mit nur wenigen Säulen vorkamen, wie groß mögen die Gartenhöfe im Innern der größeren Paläste Roms gewesen sein! Das römische Haus umschloß verschiedene freie Plätze, welche die Stelle der Vorsäle, Säle und Empfangszimmer vertraten und nach welchen sich alle Thüren und die meisten Fenster öffneten. Dieser ganze innere unsichtbare Raum zerfiel in drei Abtheilungen: 1) das Atrium, welches in früherer Zeit immer, später noch häufig bedeckt und also ein eigentlicher Salon, oft aber auch eine Art Vorhof mit Gärtchen war; 2) das nicht immer vorhandene eigentliche Cavaedium, ein größerer Vorhof, durch eine theorartige Säulenöffnung oder eine Art meist mit Statuen, Wappenschildern, Waffen u. l. w. verzierter Salon, das Tablinum, vom Atrium getrennt; 3) das Peristylion, ein ähnlicher, immer von einem Säulengange umgebener Gartenhof. Cavdium und Peristyl waren oft nur durch eine Brüstungsmauer von einander getrennt, also für das Auge vereinigt, obschon ein Durchgang hier stattfand, indem dieser seitwärts war. Gewöhnlich war diese Zwischenmauer mit Säulen besetzt, sodaß man wie durch Fenster von einem Garten zum andern sah, oder die Säulenöffnung war thorartig, in welchem Falle die Verbindung noch vollständiger war. Diese Durchsicht konnte stets durch einen Vorhang, zuweilen auch durch Thüren geschlossen werden. Man hatte daher vom Atrium bald nach dem Eintritt in das Haus meist eine schöne tiefe perspectivische Ansicht der ganzen innern Gartenräume. Bis zum Atrium, dem allgemeinen Empfangsaale, gelangten Fremde, das Cavdium aber, und wenn dieses fehlte, das Peristyl, war der Familie und engeren Freunden vorbehalten. Das Peristyl war nicht immer von Wohnräumen umgeben, also denn ein eigentlicher Garten mit bedecktem Umgange. Wenn auch einer dieser Gartenräume fehlte, so fand sich doch im Innern eines jeden Hauses wenigstens ein freier Raum, welcher als Garten eingerichtet war, mochte man ihn nun Cavdium, Peristyl oder Impluvium nennen. In der Mitte desselben war ein Bassin, das Impluvium, welches zunächst die Bestimmung hatte, das von den Dächern herabfließende Regenwasser aufzunehmen, aus welchem aber auch oft eine aus der öffentlichen Wasserleitung gespeiste Fontaine emporsprudelte. Dieser Wasserbehälter war, wenn es das Raum gestattete, oft von großer Ausdehnung und von Fischen belebt. Um denselben ging ein mit Grün bewachsener Platz, Viridarium genannt, welcher meist mit einem Lorbeerbaume bepflanzt war, an welchen sich viele religiöse und abergläubische Beziehungen knüpften, dem man, wenn der Platz größer war, Platanen und Myrthen zugefellte. Der Cavdium genannte innere Raum des römischen Hauses wurde in späterer Zeit, so weit es der Raum erlaubte, zu Anpflanzungen benutzt und mit Blumen in Töpfen, Statuen und Vasen verziert. Das Atrium wurde in späterer Zeit, wenn der Raum so groß war, daß er nicht ganz überdeckt werden konnte, häufig ein mit Säulenhallen umgebenes kleines Garten, und wurde nur bei Regen und starkem Sonnenschein mit rothen Zelttüchern überspannt. In der Mitte des großen Raumes war dann ein Bassin angebracht, um durch springendes Wasser die Luft zu erfrischen. Ringe um das Bassin waren Rasenplätze und auf und an dem Gelände zwischen den Säulen standen Blumen in Töpfen, während die Säulen selbst mit Schlingpflanzen bezogen waren. Der nicht vom Rasen und Wasser eingenommene Raum war, wie sich selbst versteht, Mosaikfußboden. Schon einem eigentlichen Garten näher kam das Peristyl, mit einer offenen Säulenhalle, ein besonders schöner Raum, welcher mit Bäumen und Blumen, besonders Rosen bepflanzt war. In großen Palästen hatte das Peristyl einen großen Umfang und wurde zum förmlichen Garten. Auch dieser Platz hatte meist in der Mitte einen Springbrunnen, zuweilen aber auch einen bedeckten Sitzplatz, wie z. B. in dem 1861 ausgegrabenen Hause „des Siriuš" in Pompeji. Zwischen den Säulen der ringsum laufenden Halle waren oft Geländer zur Abschließung des Gartens angebracht. Das Peristyl unterschied sich demnach in Prachthäusern von den übrigen gartenartig geschmückten Räumen nur durch die Halle und bedeutendere Größe. An die Stelle der Sträucher und einzelnen (wahrscheinlich im Schnitt gehaltenen) Bäume trat ein Myrthenbain, und Reihen von Platanen,

Digitized by Google

Pinien, Cypreſſen (darunter auch morgenländiſche Wachholder, Juniperus verſtanden), Lotosbäumen (Diospyrus) beſchattieten Gänge und Plätze, welche, wie wir in Pompeji ſehen, meiſt aus einem Steinguß (Öftrich, unſerm Asphalt und Cement ähnlich) beſtanden, was zur Nachahmung nicht genug empfohlen werden kann. In dem Dickicht der Gebüſche fanden Singvögel gaſtliche Aufnahme und brüteten in ungeſtörter Ruhe. Papageien in koſtbaren Käfigen unterhielten durch ihr Plaudern, und Pfauen breiteten ſtolz ihr Gefieder aus. Oberon wurden andere Vögel verſchiedener Art in Käfigen zwiſchen grünem Gebüſch verſteckt gehalten. Ein größerer Waſſerbehälter lieferte das Waſſer für die Springbrunnen,

„Ob er wohl beißt?“

ſowie zum fortwährenden Beſprengen der Wege. In einzelnen Palaſten gewannen die Baſſins einen ſolchen Umfang, daß ſie zu Fiſchteichen benutzt wurden. In den Partieen, die Mauern näher ſtanden, hatte der Kunſtgärtner (Topiarius) oder der einen geringeren Rang einnehmende Hausgärtner (Viridarius) nach dem Geſchmacke jener Zeiten durch Beſchneiden der Bäume ihnen Geſtalten aller Art, ſelbſt Thiergeſtalten gegeben. Ueberall waren Lauben der prächtigſten Art angebracht, oft förmliche Laubgänge, andere förmliche Salons mit grünem Eingange, wo Speiſe- und Trinkgelage gehalten wurden, und auf den Polſtern, die über den ſteinernen Bänken ausgebreitet waren, die Schmauſenden den Genüſſen der Tafel fröhnten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Hokuspokusmacher und Consorten.

„Sand in die Augen, Sand in die Augen!“ Jawohl, ’s ist ein heilloser Mudbruck — aber wie oft wird er im Imperativ gebraucht!! Schaut hinauf, hinunter; seitwärts, gradeaus: „Sand in die Augen!“ Schaut ins Dachstübchen, ins fürstliche Schloß: „Sand in die Augen!“ Ist’s zum Verwundern, daß die Welt blind geworden vor lauter Sand?!

Bei solchen Hausen Sand gewisse besonders sandige Domänen zu betreten, fällt und nicht ein. Die kennen ja das tückische Wesen des Flugsandes! Da dinein geht’s nicht bis an die Knöchel, sondern gleich an Kopf und Kragen. Aus bloßer demonstrativer Neugier aber Kopf und Kragen aufs Spiel setzen — danke bestens!! Her drum mit den Consorten!

Heroemeister und Taufendkünstler gibt’s überall: in allen Welttheilen, in allen Ländern, in allen Städten. Ja, auf dem platten Lande fehlen solche nicht. Das Reich aber, in dem diese Pflanzen ethnographisch am besten gedeihen, in dem zu ihnen in der lieblichsten Fülle Charlatanismus wächset und Marktschreierei — dies Reich ist das andere Gallien, im engern Sinne unser Paris. Wollen Sie Beweise?

Bitte, nur am ersten besten Sonntage einen kleinen Spaziergang gemacht — sei es nach dem Jardin des Plantes oder dem Jardin du Luxembourg, nach dem Champs-Elysées oder vor’s erste beliebige Thor! Ihre Zahl ist Legion, sage ich Ihnen, Legion!

Was Sie auf einem solchen Spaziergange hören? . . . Eine ganze Welt von schrecklichen Tönen: Trommelgerassel, Clarinetten- und Posaunengeniet, Theorbgel- und Harmonikagelceire, Posaunen- und Hornzeschmetter, Fagott- und Baßgeigengebrummme, Alt- und Tenor-, Baß- und Bardongesang, Geschrei und Geschnatter überhaupt. . . Was Sie wahrnehmen? . . . Sie erlauben mir wohl, Sie an einem Sonntagnachmittage nach den beiden erstgenannten Orten zu führen? . . .

Einem Hokuspokusmacher eigener Art begegnen wir schon auf dem Wege dahin. Der und steigt himmelan das stolze Gotteshaus des heiligen Sulpicius. Wie sich in die Nähe einer katholischen Kirche oft menschliches Elend zu flüchten pflegt, so auch an diesem Orte. Auf dem mit einer prächtigen Fontaine und vielen Bäumen und Ruhebänken geschmückten Platze vor der Façade Saint-Sulpice sieht hier ein blinder Geiger, dort ein verkrüppelter Leierkastenmann u. s. w. In dem Augenblicke, wo wir ihn betreten, hat der überdies ein menschliches Curiosum sein Lager aufgeschlagen. In der That, ein Curiosum! Lange, zottige, saftanmbraune Haare überschatten Augenlos in Augenlos einen fettglänzenden Rednagen. Unmittelbar an diese Haare schließt sich ein bis zu den Augen sich erstreckender, auf die Brust herabfallender grauer Bart, aus dem eine Nase hervorragt — elegant wie eine Zoologische Fehldchange, und gekrümmt trotz einem Nutcracker aus der Patriarchenzeit. Von der Burzel dieser Nase aus erstreckt sich ein weites Feld für Alterssältchen und Runzeln, die sich auch wirklich schon in beträchtlicher Anzahl darauf eingefunden haben. Das Ganze aber überschattet ein breitkrämpiger moderner pariser Seidenhut von weißer Farbe, der durch seinen twelchen Glanz so seltsam mit dem Leibrod moderant la corde, den blauleinenen Beinkleidern und den Lämpchen Schuhen contrastirt, daß der unbefangene Beobachter den Mann unwillkürlich zu den constituirenden Elementen unserer Demi-Monde zählt. Welch ein Atom von Hokuspokus bildet jedoch dieses Mannes Aeußeres im Vergleich mit seinem Handeln und Treiben!

Schaudrige seiner Kunst im engeren Sinne sind: 1) ein Tisch; 2) das unsere Springbrunnenbecken; 3) die Luft; 4) seine Perrücke. Ein Quartett von Begriffen gewiß verschiedener Bedeutung! Als nothwendige Brigade stehen neben dem Tische fünf Käfige. Die enthalten? Nr. 1 ein halbes Dutzend wohlgenährter weißer Ratten; Nr. 2 ein riesiges Stachelschwein; Nr. 3 eine große Kachtule; Nr. 4 eine unfangreiche Schildkröte; Nr. 5 einen gezähmten Hasen. Nicht weit davon steht — überwacht von des Mannes Gattin, die zugleich den Dienst einer Thierwärterin versieht — das Handvobikel, auf dem diese Menagerie herbeigeführt worden, auf dem auch für Ratten und Hasen, Stachelschwein und Nachtule wie Schildkröte Proviant sich befindet.

Doch die Vorstellung beginnt. Stumm hat unser Heroenmeister seine Vorbereitungen getroffen. Stumm verneigt er sich nunmehr gegen sein Publikum. Stumm nimmt er die weiße Angströhre ab. Bei ihm sein geräuschvolles Auftreten, seine „klassische“ Ansprache an die Menge, seine Lobrede auf seine Leistungen — im Gegentheil! — nichts als stummes Gebahren! . . . Stumm legt er sich einen Bauchladen um die Perrücke. Stumm öffnet er den Käfig Nr. 1. Dann öffnen sich aber auch seine Lippen, und wir werden gewahr, daß die aus dem Käfig auf den Tisch kletternden Ratten lauter Damen mit ganz menschlichen Namen, wie Louise und Marianne, Emilie und Hanne. Ganz schwindelfrei überschreiten die Damchen den Knotenstock, den der stumme Hokuspokusmacher gegen den Tischrand drückt, klettern nun an seinem Arm in die Höhe und sammeln sich im Chor auf dem weichen Perrückenhügel, machen von hier aus unter obligater Schussiejagd im „braunen Walde“ einige Abstecher auf den Zeitgeschäft, die Achselplateaus und in die Schmalgruben und kehren auf dem Armpfade über Steg und Hochebene in den Kerker zurück.

Die zunächst sich producirende Persönlichkeit ist das große Stachelschwein. Behutsam nimmt es Tacitus aus dem Käfig auf. Mit grotesker Geberde trägt er es zum Boden des Brunnens und wirft es hinein. Aus weit aufgerissenen Augen schweift sein Blick dummfolg über die Zuschauer, während der arme Zast sich schwimmend dem Bedenkende nähert, um von seinem unbarmherzigen Herrn aufs Neue geworfen zu werden. . . .

Die an einem Bindfaden befestigte Nachteule nimmt Tacitus gleich einem Falken auf seine Faust. Dann schlägt er das von der Sonne geblendete Thier, aufs Gerathewohl zu flattern, indem er es hoch in die Luft wirft. Wobei der drastische Fall vorkommen kann, daß des Vogels Krallen die Perrücke erfassen, diese gewaltsam auf ihrer normalen Lage rücken und so den Schädel ihres Herrn und Meisters bloßlegen. . . . Bemerkenswerth aber ist es für den ganzen geschilderten Auftritt wieder, mit einem Reispelt vor dem jungfräulichen Zustande einer Perrücke, die auf das schlagendste dieses Begeis Verwandtschaft mit jener Schwalbe im Alten Testament beweist, welche den Tobias des Augenlichts beraubte.

Die Schildkröte muß den Leuten zeigen, daß auch das Wasser ihr Element. Der zahme Hase aber den Leuten den Beweis liefern, daß das Sprüchwort wahr redet, wenn es sagt: „Geduld überwindet Alles.“ Nachdem unser Hokuspokusmacher das langebrige Thier aus seinem Gefängniß hervorgezogen, spricht er auch einige erläuternde Worte. „Bieber seien alle Männer der Wissenschaft der Ansicht gewesen, ein Hase sei das scheuste und furchtsamste Thier von der Welt. Er habe aber seinen Mitmenschen darthun wollen, daß dies durchaus nicht der Fall; daß ein Hase nicht nur Herz habe, sondern auch tapfer sei — tapferer als manche Krieger —, und dies zwar seinen größten Feinden: der Schießwaffe und dem Hunde gegenüber.“ Nach dieser langen Rede wird dem Hasen das Fortgetragen, zwei-, dreimal die Art und Weise seiner Fortbewegungsbrüche durch Krahen, dann durch Beißen zu versuchen zu geben. Dann liegt dermaßen die schwere Pflicht ob, ein ihm von Tacitus vorgehaltenes Terzerol abzuschießen, was Freund Lampe auch mit einer Gleichgültigkeit thut, als ob er nie Lampe gewesen. Endlich muß er an der Kette einen Spaziergang des Wegs kommenden Hund verfolgen. Sie können sich denken, daß bei solch unerhörten Hokuspokus die Münzen nur so regnen.

Nun zum Luxembourg-Garten! Die Hälfte der Einwohnerschaft Saint-Marceins und des Lateinerlandes promenirt in der herrlichen Platanenallee. Der Springbrunnen wirft seinen riesigen Wasserstrahl — wie immer. Die Blumen auf den Beeten prangen ihre Wohlgerüche aus und schwängern die Luft mit köstlichen Parfums — wie immer. Rings umher stehen die steinernen Denkmäler aus Mythologie und Geschichte in den Strahlen der Sonne matt erglänzend — wie immer. Wie immer weigst sich auf dem Wasser des Springbrunnenbeckens ein stolzes Schwanenpaar, während munterer Kinder ihre Bläsgeschen und Schiffchen hinaussteuern auf das Meer en miniature vor ihnen.

Er ist ein kleines Eden dieser Luxembourg-Garten! . . . Glücklich, wer sich aus den Hauberlüften Straßen der Capitale — sei es am frühen Morgen oder am Abend, sei es am Tage — auf ein Stündchen hierher retten kann! . . . Hier weht schon die reine Luft von Montrouge — hier athmen die Lungen frei — das Auge erquickt sich an dem dunkeln Grün — mit Wohlbehagen schlürft der Geruchssinn die lieblichen Düfte Florens! . . . Mit durchdringen dies Eden rasch — Natur und plastische Kunst dürfen uns heute nicht fesseln — ein ander Mal mehr dazu — was uns auf unserem heutigen Gange lockt, ist etwas weniger Erhabenes, nicht minder Beachtenswerthes — menschliche Betriebsamkeit. . . .

Wir haben fast das obere östlich-südliche Ende des Gartens erreicht. Je weiter wir vorrücken, desto belebter wird der Spaziergang. Das hohe Eisengitter dort mit den vergoldeten Spitzen bildet die Grenze. Von dort ab behnt sich die prächtige Straße mit dem Ney-Denkmal, welche in vielen Windungen direct zum Observatorium führt.

Die mit und gegen uns vorwärts strebenden Massen sind so dicht, daß wir die Schwelle zu dem ersten der heutigen Tummelplätze unserer Feder nur mit Mühe zu überschreiten vermögen. . . . In das dumpfe Summen — das plaudernde auf- und abwallenden Menschenströmen mischen sich an dieser Eisenpforte — ein gar seltsamer Contrast zu der harmoniereichen Idylle, die wir durchschritten — die verrosteten Töne eines Orgelchens, das ein alter Mann langsam dreht; dann die unreinen Expectorationen einer von Gaminband zerrichenen Gheige. Alter und Jugend je am Fuße eines der eisernen Thorpfeiler, mit gleichen Ansprüchen an die Menschheit! . . . Unfern des Einganges, am äußersten Pfeilerrad einer Straßenlaterne, ein blindes junges Mädchen sauber angezogen, von barbarischen Eltern genöthigt, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen als — Geigerin! . . . Welche Töne musikalischer Ignorang! . . .

Für Hokuspokusmacher wirklich eine recht hübsche Bühne! Warum das nicht! Bitte, belieben Sie sich ein wenig zu orientiren!

Sie bemerken auf beiden Seiten der Straße zwei, drei Reihen alter Platanen und sonstiger Bäume? Nun wohl, zwischen diesen, bis über die dort links liegende Glorie des Lilas hinaus, erstreckt sich das Reich der Taschenkünstler und Seiltänzer, Marionettenspieler und Karrouzelbesitzer u. Hokuspokus wird auf diesem Boden genug getrieben — das können Sie mir glauben. Machen wir unsere Runde!

Digitized by Google

Eine Gruppe von zwanzig bis dreißig Menschen in Uniform und Civilkleidung umsteht einen Mann, der nur auf dem Wege des Hokuspokusmachens seinen Zweck erreicht. Der Mann besitzt die nächtemitte Landwehrgesichtsmiene, die es je hat geben können. Seine sommerbrannten Züge ragen nichts — wenn nicht, daß sie allenfalls einem normännischen oder westfälischen Speckbauern Ehre machen würden. Seine Stimme ist das non plus ultra der Unculiur. Wären sonstige diese Mängel nicht auf künstliche Weise bemäntelt — wer würde von einem solchen Sänger angezogen werden! Wie er dies anfing? Er bebielt sein ganzes ländlich sittliches Costüm bei — bis auf die Mütze. Diese vertrat eine Art Calabreser von schwarzem Filz — zur Rechten überragt von einer schräg aufsteigenden dunkelrothen Quaste mit großem Fadenwulst; vorn und hinten am Rande aber bis in die Ohrenregion dicht besetzt mit tief herabhängenden rothen Fransen, die seine Physiognomie in einen ganz gehörig mysteriösen Schatten hüllten. Allein wäre dieser sonderbare Appendix noch nicht auffallend genug gewesen. So erhielt derselbe einen würdigen Pendant in einer ungeheuerlichen Fiedel, die aus einem armdruksmäßig gekrümmten langen Stock mit einer einzigen dicken Darmsaite bestehend, an ihrem oberen Ende als Resonanzboden eine große buntgefüllte Schweinsblase trägt, an ihrer absoluten Extremität aber ihren Ausklänger in einem rothen Quastenbüschel findet. Damit ausgestattet, steht der Mann nicht etwa auf der bloßen Erde da. Bewahre! Ein eigenes für seinen Gebrauch hergerichtetes tragbares Emporium verläßt ihn nie. Und daß er von drei Klaftern weit in die Welt hineinragt, versteht sich von selbst. Nun aber sein Gebahren auf seinem Throne! An gebrauchten „neuen Liedern" leidet er nie Mangel. Und die singt er Ihnen mit einer Grazie — was wir über seine Stimme gesagt haben, muß Ihnen dies begreiflich erscheinen lassen — und die begleitet er auf seinem einfach- und seltsamen Instrument mit einer Würde, vor der die Kritik in den Fehler der Stummen verfällt und — schweigt. Welch magischen Einfluß die seltsame Erscheinung aber auf die pariser Liebeier ausübt, davon gibt das Dutzend Hände Zeugniß, das sich jetzt begehrend erhebt und mit gleicher Lust in Empfang nimmt, was der ungewöhnliche Fiedler ihnen präsentirt: ein ganzes Volksbuch mit verschiedenen Zusammenstellung von Reich und Arm, eine Hymne auf Pidoca und Dumollard u. dgl. m.

Anders macht sich der Hokuspokus in jenem Carrousel geltend. Hier spiegelt er sich in komischen und duftenden Genrebildern an der Drehstrone wieder: in ekelhaften Pantheren, brutalischen Liebesbezeigungen, wirklich häuslichen Mißgeburten, verrücherischen Wirbelwinden mit Crinolinbastl, Regenschirm- und Sturmepisoden, — Alles mehr oder weniger classisch gemalt auf arabeskenumrahmten Feldern mit fulminpolizeiwidrigem Text. Ferner in den für volksthümliche Ohren so verlockenden Tonweisen eines Leierkastens. Endlich in einem Zauberkreis von Bewohnern Parisens und Carrossen — von vier derben Faustfen zu ewigem Kreislauf angetrieben.

Mit welcher Lust das leichte pariser Blut sich solchem Ritt, solcher Fahrt überläßt!

Der Vaslaal ist so eine Art Bazar, sagt ein Gesicht. In Paris ist diese Maxime ebenso wohl auf den Hokuspokus der „Tollmühle" (auf Pfefferisch mallemöhlen) anzuwenden. Wie manche Verbindung, ehelicht und andere, ging nicht just aus solcher Anstalt hervor! Ist das bei solch liebenswürdiger Exposition bäbscher Gesichtchen und netter, zarter Füßchen anders möglich? Doch keinesfalls!

Was bedeutet der recht plötzlich entstehende Auflauf? Zwanzig, dreißig Augenpaare sind auf einen Punkt an der Erde gerichtet. Den Hokuspokus führet und der Zufall in den Weg. Am Boden liegt auf dem Rücken eine zerlumpte menschliche Gestalt. Bild rollen die Augen in dem blutrothen Gesicht. Vor dem Munde steht dicker Schaum. Arme und Füße bewegen sich in Krämpfen. „Der Unglückliche hat die fallende Sucht!" heißt es im Kreise umher. „Geschwind, einen Arzt!" Während einige von den Umstehenden forteilen, um einen Arzt zu holen, thun andere ihre mitleidige Hand auf und steuern für den Armen ein rundes Sümmchen. Der Arzt kommt endlich. Er kniet neben dem Gefallenen nieder. Er fühlt ihm am Puls. Nur einen Augenblick. Lächelnd hebt er wieder auf. „Man suche einen Stadtsoldaten!" sagt er zu den Umstehenden. Ein solcher ist bald zur Hand. „Führt dies Individuum auf die Wache — es ist ein Betrüger!" heißt der Arzt. Alle Welt tritt erstaunt zurück, während der Stadtsergeant den am Boden Liegenden aufrichtet und beim Arme fortführt. Der Arzt heißt nun das Dunkel auf. „Die Krankheit ist bekannt," sagt er, „und leider in Paris gar nicht selten. Die Krämpfe sind fingirt. Der Schaum vor dem Munde ist fabrizirt — mit einem Stückchen Seife, das der Schelm geschickt unter der Zunge verbirgt. Das Ganze ist eine Speculation auf die offene Börse der Leichtgläubigen." Expo Hokuspokus!

Streiflichter, durch die Blätterkronen der Bäume fallend, erzeugen nicht weit von uns ein Schimmern und Blitzen wie von Gold oder polirtem Messing. Ein langes Seil bildet hier eine Einfriedigung, an der sich ein dichter Zuschauercordon hinzieht. In der Mitte des Circels erheben sich zwei solide Kreuzgerüste mit einem straffgespannten gewichten Seile. Im nächsten Umkreise derselben tummeln sich lustig fünf Kinder, Knaben und Mädchen, in bunter Seiltänzertracht, überwacht von einem Manne mit Zigeunergesicht in bürgerlicher Kleidung — deren vermuthlichen Vater. Auf dem Seile aber thront, mit der Balancirstange und in phantastischer Tracht, der Kleinen Mutter, ein prächtiges Weib von tadellosem Wuchs mit orientalischen Zügen. Was für Prätensen! Wie viel Länder mag das Weib in ihren Lehren durchzogen, wie viel der Schiffsale und Abenteuer erlebt haben! . . . Welch eiserne Willenskraft, welche Selbstverleugnung muß dazu gehören, als Mutter die halsbrecherische Kunst die eigenen Kinder zu lehren! . . . Abgesehen von diesen Betrachtungen — welch leichtsinniger Hokuspokus in den Costümen, in den Farben der herumrasenden, Schiebkarren u. dgl. spielenden Kleinen! . . . Dann in der pseudowürdevollen Haltung des Graurocks; in der mechanischen Dumdwust des einglieberigen Orchesters! Ziehen wir fürder!

Dort steht ein Guignol, — umrahmt von einer geltreiften Leinwandmauer, ein Guignol! Die Art von Hokuspokus entspricht wenigstens ihrem Zweck. Ja, das französische Volk verdankt ihm einen großen Theil seiner Liebe für das Theater. Vieles verdankt ihm sogar die Literatur der gesammten Völker. Ja es nöthig, an Dante, an Molière zu erinnern! . . . Augenblicklich weilt nur die liebe Jugend dort, im Anblick vertunken — des Mannes, der seine Frau prügelt; des Advocaten, der einen Bauer schindet; des Teufels, der ein altes Weib holt; des Bedienten, der seinen Herrn bedrohlich u. s. w. Unwillkürlich drängt sich uns aber beim Anblick der jugendlichen Versammlung und des Hokuspokus auf der Miniaturbühne der Gedanke auf: „Das ist das A B C der pariser Schauspielwuth, der Anfeblung der Sprache im Volke; — das ist die Grundlage der Gewedtheit der Pariser im Allgemeinen." Er dürfte nicht ohne Gehalt sein.

Ein anderer Kreis erregt jetzt unsere Neugierde. Eine Art Kraftmensch mit gelbbeeremm Stirnbande und theatralischen Anstande macht in der Linken die Runde, indem er jedem der Umstehenden eine bleberne Büchse unter die Nase hält. Nur einen Sou, mehr, wenn er will, soll Jeder da hineinlegen. Damit will Herenl sich begnügen. Nachher wird er sich, im Vereine mit seiner Gemahlin, einer würdevoll an jenem Baum lehnenden embonpointvollen Dame, produciren. Gut. Bald rasselt es in der Büchse gleich einer Lotterie. Der Umzug ist gemacht. Der Gaukler stellt sich auf den inmitten des Platzes ausgebreitet liegenden Teppich. Zugleich leert er die Büchse in ziemlich verdächtiger Weise. Richtig! Die verlangte Summe ist noch nicht vollständig. So und so viel fehlt noch daran. Es fällt nichts! Die Saumseligen müssen sich zahlreich ermuntern. „Heraus mit Euren Sou!" Der fällt auch bald. Der listige Künstler ist vielleicht im Besitz des Doppelten seiner Taxe, und die Producirung geht vor sich. In welcher Weise? Einige Purzelbäume auf Stühlen und daneben, mit Gewichtsstücken und ohne, und die Geschichte kann von neuem losgehen.

Sonst, ist das nicht der Schall einer Trommel? . . . In der That; er dringt aus jenem Menschenhausen hervor, der rasch bedeutende Verhältnisse annimmt. Wir treten näher. Ah, seh da! Fräulein Adelaide, die Stelzenläuferin! . . . Sie ist auf einem grün angestrichenen Throne. Eine weiße Robe mit Reifrod umschließt ihre schlanken Glieder. Ein rothgefirnißtes Lack umgibt die Fülle ihrer Haare. Die lustgebräunten Händchen sind eben darüber aus, die wohlgeformten Füßchen um drei Ellen zu erhöhen, d. h. mit langen Stelzen zu beschnallen. Ein alter Mann mit einem wahren Diogenesgesicht schlägt dazu eine hundertjährige Trommel, während eine dejahrte Frau den Trebrostelldienst versieht.

Nun erhebt sich Fräulein Adelaide. Selbstverständlich überragt sie auf ihren „officiellen" Füßen den ganzen Kreis. Gravitätisch, mit in die Seite gestemmten Armen, macht sie eine erste Runde um den obligaten Teppich. Dann erfolgt ihre Anrede an die versammelten Zuschauer. „Die Kunst des Stelzengehens sei in Paris nicht zu Hause. Nur in moralischen Gegenden, wie in der „Landes," die man sie aus. Die „Landes" sei ihre Heimath. Von Kindesbeinen an sei ihr dort die Kunst geläufig gewesen u. s. w." Zu guter Letzt, nachdem „gelernt nach Noten," kommt natürlich der Satz: „Zahlt, und ich tanze!" Man sieht die Dame wie ermüdet treppeln; man gibt — gibt. Nun erschallt die Trommel. Der Tanz beginnt. Ein Schottisch, mit Walzer. Zum Beschlusse: Nachahmung eines Betrunkenen. Höchst erbaulich meiner Treu! Aber gut ausgeführt — wahrheitsgetreu — abscheulich wahrheitsgetreu — der Wahrheit die Ehre. . . . Plötzlich löst Fräulein Adelaide behend die linke Stelze. Diese fällt. Die Stelzengeberin steht auf einem Fuße. Daß sie für die der Moment zu einer neuen Anstrache. Auch auf einer Stelze fahre ich Euch einen Tanz aus. Aber umsonst dürft Ihr das nicht verlangen. Spute Euch; ich werde Euch sehr verbunden sein. Mein Stand ist nicht der angenehmste." Der neue Aberlaß erfolgt, — langsam zwar, aber er erfolgt. Das Geld ist beisammen. Mit einem lauten „Ah!" macht Fräulein Adelaide eine Anstrengung, wie um ihr Versprechen zu halten, fällt sich aber gemächlich auf den freien Fuß nieder und löst unter lamentabeln Geberden die Stelze, um auf ihren eigenen Füßen einige Begriffe von der Natürlichkeit des Turnens zu geben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zeitungsannoncen.

Illustrirt von A. Greil.

I

Ein Mädchen, im Putzen sehr gewandt, sucht weitere Beschäftigung.

(Wien. Zeit.)

Knöpfe, rothe und andere, in vorzüglicher Qualität stets zu haben bei

(Schwäb. Merkur.)

Ein gründlicher Fechtmeister, welcher aus Gesundheitsrücksichten seine Beschäftigung aufgibt, sucht eine Stellung.

(Wiener Fremdenblatt.)

Ein Mann, der an einer schweren Krankheit leidet, in Folge deren schon seine ganze Habe darauf gegangen ist, bittet um milde Gerätze.

(Kreuz-Zeit.)

Digitized by Google

Natürlich.

Novelle

von

Carl Freiherrn von Gumppenberg.

(Fortsetzung.)

Der Lakai war feinerseits ebenfalls überrascht, in seinem Tischnachbarn den künftigen Hausherrn zu finden, und würdigte demselben nun der vollen Fronie seines breiten glattrasirten Gesichts. „Ganz richtig!“ lächelte er, — „wir sind die Schwarzenfeld's und hoffen, daß wir gut mit Euch auskommen werden, Herr Franz; wist Ihr, die Gnädige wollte um alle Welt nicht mehr in der Stadt bleiben, weil das Kind, das sie sich einbildete, schon eingepackt und auf die Eisenbahn geschickt war, — und so kamen wir um zwei Tage früher hier an, als bestimmt war, haben aber zu unserer großen Freude schon Alles in schönster Ordnung angetroffen!“ Das Gesicht des Lakais kräuselte sich bei den letzten Worten das Wohlgefallen eines hohen Gönners aus.

„Das ist z'wider,“ meinte Franz, — „daß ich mit z'Hause g'wes'n bin! — hab' grad' ein' Herrschaft auf'n Berg führ'n müss'n, und bin auch erst vorhin heimkommen!“

„Wie? Ihr seid ein Alpenführer?“ unterbrach ihn Jean, — „das ist ja bestial! — wir wollen morgen, wenn's schön Wetter bleibt, auf den kleinen Berg da drüben, wie heißt er doch gleich — — Boden — Boden —“

„Auf d' Bodenschneid'?“ ergänzte Franzl hastig.

„Ganz richtig, mein Lieber, — auf die Bodenschneide, und die Gnädige will durchaus einen Führer mitnehmen, der zugleich einige Kletterübungen mit hinaufsteigt; einen Führer hatte ich zwar für sehr überflüssig, denn man sieht ja den Weg auf diesen Hügel fast mit freiem Auge, aber die Gnädige hat nun einmal diese Marotte, — und da könntet Ihr ja gleich mitgehen, Franz, nicht?“

Beim Erwähnen der Bodenschneide war es wie ein Schatten über die Augen Franzl's gefloßen, so daß er einen Moment nicht mehr wußte, wer ihm gegenübersaß, und in stillen Hinbrüten versunken war; die Frage des Lakaien riß ihn wieder aus demselben und er erwiderte nun mit freudigem Kopfnicken: „Ganz gern, Herr! aber nachher ist's Zeit, daß wir uns niederleg'n, sonst geht's morg'n nit raus, — 's' hat ja schon eilf g'schlag'n, glaub' ich!“

Also auf guten Hausfrieden, Herr Franz!“ schloß Jean die Unterhaltung und hielt diesem den Maßkrug hin, aus welchem noch eine Neige zu vertilgen war; Franzl nippte, dann standen sie beide auf, der Lakai zog die wohlbekannten Handschuhe an, setzte die Wachstuchmütze fester auf's Ohr und schritt der Thüre zu, während Franzl den wenigen noch übrig gebliebenen Gästen ein „Behüt Gott“ zuwarf und dem Wirthe auf der Ofenbank gebeimnißvoll anvertraute! „Das ist der Bedient' von der Herrschaft, die ich heut' auf'n Berg g'führt hab', — sie hab'n im Sinn ganz bei mir z'bleib'n!“ —

3.

Die greise Hofersbäuerin hatte eine unruhige Nacht gehabt; — schreckliche Träume waren an ihr vorübergegogen, und alle hatten ihr den geliebten Sohn von Gefahren umringt gezeigt: bald sah sie ihn hilferufend die Hände aus den hochgehenden Wogen des Sees strecken, und wenn sie hineilen wollte, ihn zu retten, versagten ihr die Füße den Dienst; — dann stand er wieder auf schmalem Felsengrat und ein mächtiger Gemsbock mit feurigen Augen rannte blindlings ihm entgegen: — jetzt hatte er ihn erreicht, — einen Augenblick rangen beide am Rande des Abgrundes, — dann wankte Franz, und — — — die Bäuerin erwachte schweißgebadet über den schrecklichen Traum, und konnte nicht wieder einschlafen. — Ein Gedanke jagte den andern, und nach einer Stunde voll Besorgnissen und Grübeln war sie zu dem festen Entschluß gekommen, daß es mit ihrem „Buabn“ anders werden müsse. Das Herumflankiren und Wildern soll nun ein Ende nehmen, dachte sie, und der Franz soll einmal das Daheimbleiben lernen, wie andere ehrund tugendsame junge Leute des Dorfes, sonst kommt's ihn allzu hart an, wenn ich unterdenk nimmer hausen mag, und recht lang hab' ich's nimmer im Sinn, seufzte sie wehmüthig! — — Schon das Tageslicht sich durch die runden Fensterscheiben in der kleinen Kammer umsah und nichts entdeckte, um sich darin zu spiegeln, als das irdene Weihbrunngefäß an der Thüre, — erhob sich die Hofersbäuerin vom Lager, öffnete das Fenster und sprach ohne Worte mit dem Wesen, das eben der Sonne befahl, hinter dem Rohnberge emporzusteigen, und die Fische in den Tiefen des vom Morgenwinde bewegten Sees gezählt hatte; — es war ein inbrünstiges Gebet der Mutter für ihren Sohn, und der Morgenstern, welcher eben vor dem Schimmer der Tagesköniginn entschwand, trug es empor zum Allgütigen, der die wortlose Sprache verstand und die ungesebene Beterin erhörte! — — —

Eben wollte die Bäuerin vom Fenster zurücktreten, da wurde unten die Hausthüre geöffnet, und Franzl trat barfuß und in Hemdärmeln hinaus zum Brunnen, um sich zu waschen. Die Mutter betrachtete ihn mit schmunzelndem Stolze, wie er die muskulösen Arme entblößte und das Brunnenwasser über Kopf und Nacken sprudeln ließ. Das stand fest, auf die äußere Erscheinung des einzigen Sohnes konnte sie stolz sein; um so mehr trat jetzt die Pflicht vor ihr mütterliches Auge, sein Seelenleben mit dieser glücklichen Außenseite ganz in Einklang zu bringen, damit sie beschloß, hiermit sogleich den Anfang zu machen.

„Franz!“ rief sie hinab, indem sie sich über die Brüstung beugte, — „daß doch a'mal beim'ständn beut' Nacht? — hab' schon g'meint, Du laßt Dein' alte Mutter allein fortbaut'n, und Dich von Deiner g'schmeizt'n Sennbrinn für ein' Kühbuh'n einstell'n!“

Franzl war bei dem unerwarteten Morgenzuruf erschrocken zusammengefahren und wagte es anfangs nicht gleich, in das gärnende Gesicht der Mutter emporzuschauen; mit dem Tuche das Gesicht trocknend erwiderte er mit einer Stimme, welche unbefangen klingen sollte, aber inögeheim erbebte: „Gut'n Morg'n Mutter! bist auch schon in der Früh'? — aber hübsch granitig*) muß' aufg'stand'n sein, scheint mir, weil's mir schon gleich wieder d' Gspaß vorrupft; — aber bleibst halt a' auf'm Holzweg, Mutter, denn auf der Spitzing bin ich die wenigst' Zeit g'wes'n!“

„Wir meintwegn g'wes'n wo'st willst!“ eiferte die Bäuerin herab, — „das sag ich Dir, Franz, ich leid's nimmer, wie dann ist's gar! — Dein Vater, unser Herrgott steh' ihn, wußt sich im Grab umdreh'n, wenn er wüßt', wie Du mir haus'n thätst! — Pfui schäm Dich, Franz! — wie lang steht's an, ein paar Jahrln vielleicht, und ich muß mich in's Austragstüdl setz'n, und der Herr Franz hängt die sauer g'wag verdient'n Kreuzerln derer nichtsnutzigen Sennbrinn an, — aber lauft die Gamsln rauh, daß ich's nit sag', — und Du, Franz, wirst! — nachher kommt er natürlich in d' Schuldn nein bis über d' Ohrn, und wad der Vater und d' Mutter zeitlebends für ihn aufgespart hab'n, geht liederlich z'Grund! — Nachher kannst z'lammt Deiner Jenz Küh' hüt'n und in Taglohn geh'n!“ — Der mütterliche Zorn hatte die fahlen Wangen der Bäuerin mit leichter Röthe übergossen, und ihr tiefsehender Blick haftete unbeweglich auf dem verlegen am Brunnen lehnenden Sohne. — Die Bußpredigt war ihm sichtlich zum Herzen gedrungen; — die kindliche Ehrfurcht vor dem Willen der Eltern, welche das unverdorbene Gemüth nicht mit den Kinderschuhen abstreift, siegte in diesem Augenblick über die seelenlosen Stimmen der Leidenschaft, und hiemit gewann es der gute Sohn auch über sich, der Mutter in's Auge zu sehen.

„Recht hast d' eigentlich schon!“ sagte er nach einer kleinen Pause, — „aber auf's Schuldenmach'n und Kühbuh'n bin ich auch nit so verseff'n wie Du meinst; und“ — setzte er mit stockendem Athem hinzu, — „wenn's Dir halt gar nit recht bist so, — so werd' ich's auch vermach'n, ein bisl anderts z' werd'n; “ — aber nachher mußt mir auch ein unschuldige Freud vergönnen, Mutter, und mit allweil mit'n Steck'n hinter mir nachlauf'n!“

War es einer der Milliarden Thautropfen, in denen die aufsteigende Sonne funkelte, und der sich in das Auge der Hofersbäuerin verloren? — Sie sagte nichts mehr, aber aus ihrem weicher werdenden Blicke las Franz die Verzeihung des Vergangenen und die Zuversicht auf seine versprochene Besserung, — und in der That, es war ihm Ernst damit! —

Daß sein Gespräch mit der Mutter belauscht worden war, davon hatte Franz keine Ahnung; — doch als erstere in die Kammer zurücktrat, glitt sein Blick unwillkürlich über die Fensterreihe hin und begegnete plötzlich einem anderen aus zwei großen blauen Augen, welcher mit einem Gemisch von Neugier und Wohlgefallen auf ihm geruht hatte, sich aber bei seinem Ertapptwerden schleunigst hinter die weißen Vorhänge zurückzog. — Die Lauscherin war längst nicht mehr bei Wege, als Franz noch immer nach den Vorhängen emporstarrte, ob sie sich nicht wieder theilen würden, — allein sie blieben geschlossen, und Franz sann eben noch über die Vision nach, als sich die Hausthüre öffnete und Jean in einem geraglerlümten Schlafrock und gestickten Morgenschuhen heraustscheinberte.

„Ah guten Morgen Hausbern!“ rief er Franz mit wohlwollender Gönnermiene zu, — „gut geschlafen, ja? — wollt' Euch eben aufwecken, fand aber den Vogel schon ausgeflogen! — man sieht ja hier zu Lande verflucht früh auf, wie ich sehe! — aber 's ist auch kein Wunder, denn nehmt mir's nicht übel, in so 'nem Federbett wär' es eine Kunst, auf Ehre, lange zu schlafen! — warum schafft Ihr Euch denn keine Matratzen an? — nu, wenn die Gnädige in so'n Bett schläft, ich glaube, sie würde lieber heute noch abreisen!“

„Hohoho!“ verstehte Franz abwendend, — „so was Schrecklich's wird's ja doch nit sein, ich schlaf das ganze Jahr darin, und ich wett' was, wenn Ihr heut' mit auf d' Alm geht, so schlaft's die ander Nacht wier a Dachs in so ein' Federbett!“

*) derbrieflich.

Digitized by Google

Jean zuckte unglaublig die Achseln, dann fuhr er fort: „Jetzt beeilt mir aber, Franz, zum Einpacken, sonst werden wir am Ende nicht mehr fertig, bis die Gnädige aufsteht, und um 9 Uhr hat sie die Eisel bestellt!“

„Zum Einpacken?“ fragte Franzl, als ob er nicht recht gehört habe, — „zu den Paar Flaschen Wein oder was's mitnehmt's, wer'n wir doch mit vier Stund' brauch'n? — die sted ich halt in mein' Rucksack 'nein, nachher ist's fertig!“

Jean wandte sich mitleidig lächelnd dem Hause zu und winkte Franz mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen. Er führte ihn an den Pyramiden geleerter eleganter Koffer vorbei, welche gezielt mit einem gekrönten S in dem schmalen Hausgange nur so viel Raum ließen, als die Gnädige mutmaßlich brauchte, um mit Anstand hinzurauschen zu können; kam traten sie in das Schlafzimmer der Herrschaft. Dorette war in größter Arbeit; sie hatte sich von der Hausfrau einen Hammer und ein Dutzend langer Nägel zu verschaffen gewußt, und schlug dieselben rings herum in die vor kurzem frisch getünchten Wände, wobei wohl mancher ungeübte Schlag fehl ging und ein Stück Mauer herabschleuderte. — Eine Molke des Unmuths stieg bei diesem Anblicke über Franzl's Stirne auf, — schon trat ein scharfer Tadel zwischen seine Lippen, er verbiß ihn jedoch für diesmal schweigend, während Jean auf ein inmitten der Kammer auf zwei Stühlen aufgebäumtes Sortiment der verschiedensten Dinge zeigte, indem er triumphirend sagte: „Das muß Alles mit, Franz, die Gnädige hat es noch gestern Abends der Mamsell Clara dictirt, — da ist der Zettel, wir haben uns bereits Abschrift davon genommen; nun kannst Ihr's Euch einrichten mit dem Auspacken wie Ihr wollt, — wir werden Euch dabei durchaus nicht vorschreiben, — einstweilen Adieu Franz, mein Motto dürfte bereits genug gesagt haben, ich habe dann schon wieder einmal nach!“ — Damit entfernte sich der Kammerdiener. — Franz stand wie versteinert vor all den Dingen da, und wenn ihm Einer zugemuthet hätte, ein Fuder Heu heimzutragen, so könnte sein Gesicht kein trostloseres gewesen sein. — Dorette war einen Blick nach dem hinter ihr Stehenden, — dessen Miene zeigte aber ihre Taschenspielerei sofort in so hohem Grade, daß sie herausplatzte, und um dies zu verbergen, plötzlich einen argen Krampfhusten befam. Dieß brachte Franz wieder zu sich und nach kurzem Ueberblick über die zu bewältigende Menge stieg er kopfschüttelnd die enge Treppe in die Dachkammer empor und holte jenes Instrument herab, das dem Gebrigler die vollendete Lage bergauf bergab tragen hilft und bei solchen Gelegenheiten unersetzlich ist, — die „Kraxe!“ — Mit Indignation mußten die beiden Rococodamen auf der feinlackirten Seidenschachtel gedulden, daß Franzl's rauhe Hände sie berührten, und die orientalischen Düfte des Etuis mit den Riechfläschchen entfesten sich ob der alpinen Räuchermischung, — die Kraxe umschwebte! — Und bennoch wurden die hundert kleinen fürstlichen Bedürfnisse aufgepackt, — ein Reisenecessaire nebst einem halben Dutzend spitzenbesetzter Taschentücher, — ein zerlegbarer Stuhl nebst gestickten Kissen, ein Korb mit Malaga, Zwiebad und Mandelconfect, und schließlich zwei in einen Riemen gereihte Langschwalbennester, — Franzl mußte sich Mühe geben, daß Alles auf Stricken und die Kraxe befestigte, — Eben war damit fertig geworden und ließ aufrathend seinen Blick wohlmüthig über Dorettens Arbeit schweifen.

„Da hab's schön umg'baut, Jungfer,“ begann er endlich schüchtern hervor, — „warum hab't mir's nit g'sagt, ich hätt' Euch die Nägel schon schöner neing'schlag'n, da wär kein Bröckerl Mörtel runtergefallen!“

Dorettes fiel vor Ertaunen ein stark gepolstertes Corsett, das sie eben auszupacken, aus der Hand, und sie warf über die Achseln einen häßlichen Blick nach dem Bauernjüngling hinüber. „Soviel ich weiß,“ sagte sie dann höhnisch, jedes Wort betonend, — „haben mir diese Mumpelkammer um theures Geld gemiethet, und wenn Ihr überdaurt ein Recht dazu habt, etwas mitzureden, so werdet Ihr Euch gefallen lassen, daß wir sie nach Belieben benutzen; übrigens ist es schmählich genug, daß ich mir mit dem Nageleinschlagen die Finger verwunden mußte. — Ihr hättet eben für Kleiderstellen und dergleichen sorgen sollen, dann wäre hiefer superbe Salon nicht im geringsten verunstaltet worden; — wenn man das theure Geld einstreicht, muß man auch etwas leisten dafür! — und dann,“ setzte sie sich in die Brust werfend hinzu, — „wenn Ihr ein bischen Bildung hättet, so müßtet Ihr wissen, daß man junge Damen, wie mich, der „Fräulein“ anredet, — merkt Euch das für die Zukunft!“ hiemit wandte sich Dorette wieder zu ihrem Corsett; Franzl aber schlukte die bittere Antwort, welche ihm auf der Zunge schwebte, wieder hinab, — er konnte doch nicht schon am ersten Tage mit den Stadtleuten in die Haare gerathen, an deren Eigenthümlichkeiten er sich schon zu gewöhnen hoffte; — er schwieg und ging an seine häuslichen Geschäfte. — —

Allmälig war die Stunde des Abwarfens gekommen. Die Sonne machte ihre Alleinherrschaft geltend, indem sie die Thautropfen zaghaft schlürfte und die Nebel vom Seebiegel vertrieb, — sie flüchteten sich grollend in die höher gelegenen schattigen Winkel der Waldberge und brüteten Rache, während die Königin des Tages strahlend triumphirte und Millionen gefiederter Anbeter aus ihren Verstecken lockte, daß sie freudig hin- und herschwirrten durch die neu aufathmende Pflanzenwelt des Waldes und der Wiese! — Es war ein wolkenloser Junimorgen! — —

Clara stand reuefertig am offenen Fenster und sah hinüber in die saftgrünen Bergbalden, und sah hinauf in den tiefblauen Ather des Fleckenes Himmel, das von den Bergkuppen eingerahmt herniederlachte in den See, — und es drang in ihr Herz wie lang vermißter Himmelsodem, — wie längst entbehrter Genuß, zu dem sie erst jetzt ihre Berechtigung erfuhr! — Ja, was waren die Sammtlapeten einer Reihe comfortabel eingerichteter Salons gegen einen einzigen Blick hinaus in diese ungekünstelte strotzende Naturfülle? — — Clara hatte dieselbe noch nie so herrlich geschaut wie heute; die Jugendzahre waren ihr nach dem frühen Tode der Eltern in einem Pensionate verstoffen, dessen Fenster in staubige Straßen mündeten, und die nächtigen Kastanienbäume, unter denen die Mädchen ihre Spiele machen durften, kränkelten sichtbar, weil ihnen die Mauern des Hofes nur verstohlene Sonnenstrahlen zukommen ließen. Auf den seltenen Spaziergängen hatten die streng überwachten Zöglinge wenig Gelegenheit, das bischen Natur, welches sich bieboi bot, näher zu betrachten, denn es war ihnen als höchst unanständig verboten, ihre Blicke wo anders hin zu richten, als auf die grauen Dächlicher ihrer Vorgängerin, denn nur so ließ sich das Schreckliche verhüten, daß der jungfräuliche Blick einer Pensionärin — ein Geschöpf anderen Geschlechts traf! — So kam Clara mit keinen anderen Begriffen von Gottes weiter Schöpfung aus dem Pensionate, als denen einer „für die Jugend bearbeiteten“ Naturgeschichte, und der hatte darauf erfolgte Eintritt in das fürstliche Haus war wenig dazu geeignet, diese Lücke auszufüllen; sein Wunder, wenn sie von den ersten Eindrücken der reizenden Landschaft geblendet dastand, wie das Kind vor dem ersten Christbaum, und der sich sofort aufdrängenden Bergluft mit den Schönheiten des Salons sehr zu Ungunsten des letzteren anstellte. — —

„Seid Ihr endlich da, Ihr wier Schlingel!“ schalt jetzt Jean unten an der Thüre, — „glaubt schon, Ihr liefet uns im Stiche!“ — Clara sah hinab: — ein Knabe kam eben mit drei gestalteten Eisen zum Gartenthore herein. — Rasch schloß sie das Fenster und begab sich nach den Gemächern der Herrin, wo ihr Dienstbeflissenpeil auf sich warten ließ, von Andeten aber doch niemals ertrug. —

Dorette hatte eben die letzten kühnen Griffe in die Falten der Robe Parisienne von perlgrauem Alpacca gethan, welche von der Fürstin Lende niedermollte, — richtete das zierliche Kragchen von Frivolitäten über die schwarzen Locken der Soubrette zurecht und gab der vor dem Ankleidespiegel sich zufrieden betrachtenden Gebieterin das allerliebste Hütchen „à la Reine Hortense“ in die Hand, da sie bereit stets selbst auf ihre Lockengarben zu besetzigen pflegte. Noch ein Paar neue perlgraue Glacés und die Fürstin war an reisefertig.

„A propos Claire!“ rief sie dieser bei ihrem Eintritte zu, „nimm' mir einen Band des Xena Sahib mit, der lange Weg bis zum Gipfel des Berges könnte mich langweilen!“ Bei diesen Worten erhob sich, ein Photographie-Album zuklappend, ein junger Mann phlegmatisch vom Sopha, dessen Anwesenheit wir bis jetzt nicht bemerkt hatten, streckte sich, zog die Weste herab und sagte dann, den herabgefallenen Zwicker wieder auf seinen ungeheimmten Augenwinkel nöthigend, mit einer steifen Verbeugung:

„Mercì mille fois, meine Gnädige; ich bin ganz gerührt über das Compliment, und werde mir alle Mühe geben, diesen Nebenbuhler aus dem Sattel zu stechen! — Hat hiefer Arzt ein Glück! — porbleu, so 'nen langweiligen Roman wollt' ich alle Tage wahrend des abgenaues schreiben! Da gebort auf parole nicht viel dazu, und so'n verkappter Schreiber, der wohlweislich seinen wahren Namen nicht zu nennen wagt, hat das horrible Glück, in den niedlichen Händchen der schönsten und geistreichsten Fürstin Europas einen Tag lang vermeint zu dürfen! — Was ist großartig!“ — Der junge Mann, welcher diese denkwürdigen Worte gesprochen, mochte etwa dreißig Jahre zählen, war eine schlank aufgeschossene Gestalt, trug blonden Henriquatre und in den emporgezogenen Brauen, der steil gerümpften Nase, den abwärts strebenden Mundwinkeln und dem hoch über der Ringmauer des Hemdkragens thronenden Kinne spiegelte sich die Seichtheit und der Eigendünkel, zwei Arme jenes schoflichen Polypen, welcher gewisse Kreise der Gesellschaft umklammert hält und — der gute Ton genannt wird! — Baron Arthur von Wolffstein gehörte einer der ältesten Familien des Landes an, und wurde standesgemäß erzogen, so wie es seine künftige Stellung in der Society verlangte, — es war sohin nicht seine Schuld, wenn sein Urtheil oberflächlich, seine Moral flau, sein Gemüth von den Regeln des Anstands unterdrückt und seine Aufgeblasenheit — fashionable wurde.

Clara hatte das beschämende Buch verbeigebolt, und traf eben mit dem Baron an der Thüre zusammen. „Ah bonjour ma petite!“ grinste sie dieser an, — „ich bin entzückt, den heutigen Tag an Ihrer Seite schmachten zu dürfen; dieburch erhält diese Parthie für mich erst volles Interesse! — Ah wo das Herz nicht Theil nimmt,“ fügte er mit einer theatralischen Handbewegung und aufwärts strahlendem Zwicker hinzu, — „gilt es keinen Genuß in dieser Welt!“

Clara nahm an dersei galante Auslassungen des Barons schon zu sehr gewöhnt, um hiewon noch besondere Notiz zu nehmen; sie erwiederte,

Digitized by Google

während sie die Treppe hinabstiegen: „Ich freue mich ebenfalls, lieber Baron, auf diese Partie, weil sie mir Gelegenheit gibt, die herrliche Alpennatur, die mir noch neu ist, mit vollen Zügen genießen zu können!“

Arthur schwieg, denn die Natur stand nicht im Wörterbuch des guten Tons, und war sohin bei seinem Unterricht, sich mit Damen zu unterhalten, völlig übergangen worden. —

Die Fürstin saß bereits im Sattel, Dorette drapirte die Falten des Kleides malerisch und empfahl sich dem mit einem Knire, während der Baron Clara, welche mit einigem Bangen zum ersten Male den Fauteuil mit dem schwankenden Rücken Meister Langohr's vertauschte, auf diesen emporhüpfen half, und ihr einige Anleitung im Handhaben der Zügel ertheilte. Dann schwang er sich selbst auf das dritte Thier, und Franz schnallte die Krare mit der hoch über ihn ragenden Ladung um die Schultern, ergriff den Bergstock und schritt voraus. — Jean hatte sich ebenfalls einen langen Bergstock geborgt und folgte der Karavane in voller Livree; er hatte dieselbe heute lieber abgelegt, allein die Fürstin wünschte dies sehr übel vermerken zu müssen, der Glanz des Laufes wäre dadurch offenbar stark beeinträchtigt worden! — Nachdem Baron Arthur noch die Zügel kürzer geschnallt, und hierdurch seine mit glanzledernen Reitstiefeln bekleideten Beine bis zu einem spitzen Winkel emporgezogen hatte, setzte sich der Zug in Bewegung. —

Bald kam man durch das freundliche Dörfchen Weitenhofen und bog dann in ein enges Seitenthal ein, an dessen lichtgrünen rauschendem Bache das schmale Sträßchen an jähen Felswänden hinführte. — Clara schwamm in Entzücken über die neuen Schönheiten, welche jeder Schritt brachte; es entging ihrem raschen in der Runde schweifenden Blicke kein Halm, kein Steinchen, dessen Gestalt und Farbe ihr absonderlich auffiel, und mehr als einmal wollte sie ihre freudigen Gefühle Jemandem mittheilen, sie öffnete den Mund, um ihre Umgebung auf eine groteske Felsenparthie, einen kleinen malerischen Wasserfall oder auch nur eine auffallende Gebirgspflanze aufmerksam zu machen; aber das Wort erstickte ihr dann auf der Zunge, denn ihr Blick traf entweder die in die Mysterien der indischen Priester vertiefte Fürstin oder das gähnende Gesicht Baron Arthur's, welcher mit den patschullibuftenden Foulard den Zwicker reinigte und sich offenbar entsetzlich ennuyirte, da Clara seine wiederholten Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen, mit auffallender Zerstreutheit vereitelte, und weder vom nächsten Carneval, noch vom Theater, noch von der jüngsten vortrefflich gelungenen photographischen Aufnahme des freiherrlichen Angesichts etwas wissen wollte, sondern jetzt ihrem Esel mit dem Zügel einen zornigen Hieb versetzte, sodaß dieser, erstaunt über die unverdiente Züchtigung, ein kleines Trabchen einstieg, und hierdurch seine angebliche Sicherheit in nicht geringe Verlegenheit brachte; allein ihr Zweck war erreicht, sie kam hiedurch an die Seite des Führers, an den sie nun ihre Ansprache zu richten beschloß.

„Ihr kennt wohl hier die Gegend ganz genau?“ begann sie dicht an Franz heranreitend.

„O ja, gnädige Fräule,“ erwiederte dieser überrascht unter der Krare hervorlugend; — „ich kann Euch All's verzähl'n, was's wiss'n woll's, dürft's mich blos fragen!“

„Wie heißt man denn dieses wunderhübsche Thal hier?“

„Am Warenstein heißt man's,“ erwiederte Franz, — „steht's, die Mädl'n dort und die Paar Häuser g'hörn dazu, und auf der Felswand dort oben, wo die große Buch'n hängt, ist vor Altersgrein a Gschloß gstanden, hab' ich sag'n hör'n, — sey' kebt man freilich kein' Stein mehr davon!“

„Ach, das muß herrlich gewesen sein, da oben zu wohnen,“ sagte Clara träumend und halblaut vor sich hin, — „wenn die Burgfrau am Morgen die Fenster öffnete, und den würzige Waldesduft ihr entgegenströmte! — ach wie ist doch die Welt so schön, wenn man sie nur erst ganz kennen lernt!“

Franz schielte zu der Reiterin empor, sie hatte den blonden Lockenkopf auf die Brust sinken lassen, und ihre träumerischen Augen streiften über die Brca-Blüthen am Rande des Weges, als wollten sie gleich den daran hangenden Bienen Honig heimtragen in die Zellen ihres geöffneten Herzens, das nach den neuentdeckten Naturgenüssen lechzte! — Franz überkam es wie tiefes Erbarmen, denn sein natürlicher Schartheil schied sie sosort von der übrigen Gesellschaft und sagte ihm, daß ein solches Gemüth in solcher Umgebung sich nicht behaglich fühlen könne, weshalb er beschloß, sein Möglichstes dazu beizutragen, dem lieben Fräulein die heutige Bergfahrt angenehm zu machen.

Nachdem der Zug einen dichten Tannenwald hinter sich hatte, zeigten sich auf freischrüner umgränzter Maienflache zwei Almhütten. „Das ist d' Kreindsberger Alm,“ erklärte Franz, — „wenn's vielleicht g'fällig ist, nachher rast'n wir ein wen'g, 's Wasser ist gut da, und Milch krieg'n wir auch!“ — Clara hielt ihr Thier an, bis die noch eifrig lesende Fürstin nachgekommen, und sagte: „Maman, der Führer sagt eben, ob Sie hier nicht anhalten und Milch oder Wasser nehmen wollen, es ist hier eine Alpenstube!“

Die Gnädige blinzelte durch die in Gold gefaßte Lorgnette nach der Alm hinüber und erwiederte dann in abweisendem Tone: „Ah, quelle idée, Claire! ich würde mir den Magen gründlich ruiniren; laß einmal fragen in der Alpenhütte, ob eine Tasse gute Bouillon bereit ist!“

Clara machte die Fruchtlosigkeit einer solchen Anfrage wohl vorhersehen, wollte jedoch nicht vorlaut verneinen und sagte zu Franz: „Nicht wahr, Führer, die Leute in der Hütte dort werden noch keine Fleischbrühe gekocht haben!“

Der Gefragte schnitt ein komisches Gesicht, ohne sich jedoch die Mühe zu geben, das Lachen zu verbergen, und erwiederte: „Nein, gnä' Fräul, mit'n Fleisch sieht's schlecht aus auf der Alm, — da gibt's nichts als Milch, Butter und Käs, — das ist's eben, was d'jünder als Fleisch-ess'n!“

„Ah mon Dieu!“ fuhr die Fürstin empört auf, „was sangen denn die Leute mit den vielen Kindern an, welche dort am Abhange weiden, wenn sie nicht auch welche schlachten?“ —

„Sie denkhen sie wahrscheinlich zum Spazierenreiten, bedehe!“ schaltete Baron Arthur, über seinen guten Witz unbändig lachend, ein.

„Au moins, sie sollten doch sich vorsehen,“ fuhr die Fürstin fort, — „daß Letztere von Distinction ihr Tasse Bouillon nehmen können!“ Ah, c'est affreux, was das Volk in diesen Gebirge noch ungebildet ist! Jean!“ rief sie dann, ohne den Kopf zu wenden, „bringe etwas Malaga mit Zwieback! Willst Du auch Claire?“

„Merci Maman!“ erwiederte diese ausweichend, „ich werde Milch trinken!“ Franz hatte diesen Wunsch Clara's kaum gehört, als er schon seine Rückenladung auf einen Baumstumpf abgesetzt hatte und der Hütte zuspraug. Währenddem suchte Jean den Besehl der Gnädigen zu vollziehen, welche indeß ihre Lektüre wieder zur Hand genommen hatte, allein es wollte ihm nicht gelingen, den Weinkorb von den Fesseln des Strick gefangenen Strickes zu befreien. —

„Was macht's mir denn da für Sach'n?“ rief Franz aus der Hütte zurückkehrend, indem er in der einen Hand dehutsam eine irdene Schüssel voll Milch, in der anderen einen Keil schwarzes Brod und einen zinnernen Löffel trug; „wenn's den Strick aufmach'n, soll sie die ganze Bagag' auseinander, nachher kannt's es wiederum z'sammklaub'n, Herr Kammerdiener! Was woll'n denn eigentlich?“

„Den Weinkorb will ich,“ sagte Jean barsch, — „die Gnädige befahl Wein mit Zwiebad, und nun schafft etwas rasch, daß Ihr ihn herunterbringt, sonst werd' ich Euch Füße machen!“

„Nit so hitzig, Herr Nachbar,“ — erwiederte Franz gelassen, — „beim Almgehn beißt's Zeitlass'n, sonst geht ein'm der Schnaufer aus! — Ich will Euch was sag'n,“ setzte er leise und vertraulich hinzu, — „in der erst'n Almhütt'n dort hab' ich grad a Sennbrinn g'sehn — so was Schön's! gibt's gar nimmer! — und Busserln kann's Dir geb'n, daß's eine wahre Freud' ist; geht's g'schwind wieder, — 's rennt Euch g'wiß nit! — bis ich den Korb raushring, seidt's lang wiederum da!“

Jean sah dem Führer unglaublig in's Gesicht, da er jedoch nichts Mißtrauen Erweckendes darin finden konnte, besolgte er den freundschaftlichen Rath und eilte der bezeichneten Hütte zu, aus welcher eben, als der Führer die Thürschnalle anfassen wollte, ein hübsches altes Weibsbild in schmutzigem Arbeitsgewand herausstrat und ihn fragte, was er schaffe. Auf das Verlangen Jean's nach der Sennerin erwiederte die Gestalt mit gewinnendem Lächeln, daß sie selbst die Gesuchte sei! — Jean's Erstaunen vermehrendes stieß nun in grenzenlose Wuth, die troy seiner Bemühungen, sie bei seiner Rückkehr der Gesellschaft nicht verbergen zu lassen, dennoch sosortoch auf seinen vollen Wangen flammte. Leise sagte er zu Franz, der ihm den Weinkorb schmunzelnd hinreichte: „Das soll Euch nicht vergessen sein, — es wird sich schon einmal Gelegenheit zur Revanche bieten?“ —

„Wie hat's Busserl geschmeckt?“ spottete Franz weiter, doch Jean verhand keinen Spaß mehr und an seinem zurückgebogenen Arme mit der flachen Hand, sowie an den verbissenen Lippen war die handgreifliche Antwort vorauszulesen, welche Franz im gegenwärtigen Moment denn doch nicht herausfordern wollte, weshalb er sich nun an Clara wandte, welche sich an den wenigen Rain gelagert und den „Milchwaldring“ schon halb geleert hatte.

„Schmeckt's Fräule?“ fragte Franz, indem er dem Mädchen treuherzig in die Augen sah; — „Fleischbrüh' ist's freilich nit, aber dafür gibt's in der Stadt drinn' auch kein solche Milch, das dürft's mir glaub'n!“

„Es mundet wirklich ausgezeichnet!“ erwiederte Clara, indem sie den Rest des schwarzen Brods in die Milch schnitt, — „ich hätte nie gedacht, daß man mit solchem Imbiß zufriedengestellt sein könnte!“

„Za Fräule, wenn Eins wenig braucht, so hat's auch wenig Sorg'n, und das mein' ich, ist mir lieber,“ setzte er mit dem Daumen nach rückwärts deutend hinzu, — „als wenn man ein' ganz Kraz'n voll mitschlepp'n muß!“

„Ihr könnt Recht haben, Führer, erwiederte Clara sich erhebend, — „und ich möchte wohl einmal“ — sie konnte nicht ausreden, da die Fürstin sie zu sich rief.

„Claire,“ sagte diese streng, als die Gerufene an ihrer Seite stand, — „au nom du ciel, was hast Du denn mit diesem Bauernjungen immer zu disputiren? — ich liebe das nicht, Claire, — Du verlierst dadurch

Digitized by Google

entsetzlich, wenn Du Dich mit diesen Leuten familiär machst; — Baron Wolfstein hat sich eben über Dich beklagt, weil Du Dich so abstosend, ja unartig gegen ihn benimmst; qu'est ce qu' c'est donc, ma chere? — Du wirst mich nöthigen, Dich an gewisse Dinge zu erinnern, die Du nie vergessen solltest! — eh bien mon enfant, sei vernünftig und begreife Deine Dir angewiesene Stellung!"

Clara schwieg; das Blut stieg ihr in die Wangen, denn sie wußte, daß mit den „gewissen Dingen" ihre vertragsmäßige Abhängigkeit von dem Willen der Fürstin gemeint sei, welcher der letzteren das Recht gab, nicht nur über ihre äußere Thätigkeit, sondern — schrecklicher Gedanke! — über ihr künftiges Seelenglück zu verfügen. Sie schwieg, — aber ihr Herz pochte ungestüm und forderte zur Empörung auf! — War es die Einwirkung der Gebirgsnatur mit ihrem unermeßlichen Urwalde, ihren fluthenden Wolken ragenden Felsgipfeln, — oder trat das Bild des entrovirten künftigen Bräutigams in immer verzerrteren Umrissen vor die gefangitzte Seele des Mädchens, — — genug, sie hatte in diesem Momente innerlich bereits den ersten Schwertstreich in das Band gethan, das sie an die Fürstin knüpfte. — —

Franz mahnte zum Aufbruch, da man sonst bis Mittag die Hochalmen nicht mehr erreichen könne, und nahm seine Bürde wieder auf; der Baron hatte seit einer Viertelstunde sich köstlich unterhalten, indem er seinem Esel den Dampf der griechischen Cigarette in die Nüstern blies, sodaß dieser die langen Ohren schüttelte und zu niesen begann, worüber der Baron einen Lachkrampf bekam, der eine leider nicht aufgezeichnete Standrede an das geprellte Thier hielt. Jetzt schwang er sich zur großen Freude desselben wieder in den Sattel und suchte neben Clara den Weg fortzusetzen. Doch diese wich beständig von einer Seite zur andern aus, und mit schlechlich zur großen Indignation ihrer Herrin wieder neben dem Kramerträger.

„Seh's Fräule, da kommen wir gesit über'n Fußsteig, der von Rettach in's Neubaus überführt; den gehn auch die Wallfahrer, wenn's auf Birkenstein reis'n!"

„Ist dieß Wallfahrt stark besucht?" fragte Clara.

„Ja freilich," erwiderte Franz, — „'s gibt ja Leut g'nug, die meinen, d' Mutter Gottes am Birkenstein ist besser und gnadenreicher wie die im Himmel drob'n, und laufen's halt ganze Tag' lang dazu hin, und wenn ein's a kranke Kuh hat, so laßt er sich vom Lebzelter eine machen und bringt's der Mutter Gottes auf'n Altar, daß sie's gsund mach'n soll; d' Leut haben halt ihr frommes Glaub'n, und wer's hat, der soll's b'halt'n!"

„Habt Ihr denn diesen Glauben nicht?" fragte Clara gespannt.

Franz schüttelte den Kopf und erwiderte lächelnd: „G'lernt hab' ich's freilich auch so in der Schul', aber mit der Zeit hab' ich so mein' eigenen Glaub'n kriegt: — und ich denk', wenn ich's Herr Landrichter einmal sag'n hab', so geh' ich nit in's Wirthshaus, wo sein Portrait in' Herrnstübl hängt, und reb' an die Tafel hin, — ich geh schon lieber zu ihm selber nauf in d' Kanzlei! — und seh's Fräule, so mach' ich's auch, wenn ich mit unserm Herrgott und unsier lieben Frau was d'reden hab', — da brauch ich kein Birkenstein dazu, daß sie mich überalle wohl g'hör'n, da hör'n sie besser, denn sehn und drhn thun's mich überall!"

Clara war von der logischen Wahrheit dieses Vergleichs tief bewegt, und der Führer fing bereits an, sie lebhaft zu interessiren; sie nahm sich vor, an diesem Naturkind zur eigenen Belehrung und Stärkung weitere Studien zu machen. —

Mittlerweile war die „Raineralm" erreicht, über welcher sich die zu besteigende Kante wie der Kamm eines Riesenbahnes ausbreitete. — Die Fürstin hatte den Band glücklich ausgelesen, und der Baron eben die finste Cigarre angezündet, nachdem er von der Fürstin die tröstliche Versicherung erhalten hatte, daß in den nächsten Tagen seine feierliche Verlobung mit Clara stattfinden sollte. —

(Fortsetzung folgt.)

Alles und Neues.

Ein freitiger Handelsartikel der Neuzeit. Der Eisbandel, der in dem wärmeren Westeuropa von unsehnender Wichtigkeit ist, hatte selber seine Hauptvorrathskammer in Nordamerika. Von der ging die Versendung bis in die großen Küsten- und Hafenplätze des Indischen Oceans. Der regelmäßigen Verkehrsmann an Eis lieferte bekanntlich der Wenham-See in Neu-England; an seiner Ausrüstung hatte sich eine Actien-Gesellschaft gegründet, welche ihn nach Art einer Mast- oder Walfischmarine zu vermehren hatte. Sie hatte zu diesem Zwecke von seinen Ufern einen Schienenstrang an die Meeresküste gebaut, auf welchem die Eisblöcke bis an Bord von bereitstehenden Frachtschiffen mittels eigends erfundener Instrumente transportirt wurden. Neuerdings besteht die Wenham-Compagnie der Versuche mit Norwegen, woselbst ein kleiner Fjord in der Nähe der Stadt Drobak von ihr erworben ist. Abgesehen von den leichteren und schnelleren Transport gedenkt sich das norwegische Eis durch einen bedeutenden Grad von Klarheit und Consistenz aus- und geht von England, wohin es zunächst geführt wird, in alle Weltheile. Im Jahre 1863 sind 44,823 Tonnen, von denen 42,359 Tonnen in den Besitz der eben genannten Gesellschaft gelangten, auf Norwegen angekommen. Sobald das Eis eine genügende Stärke gewonnen hat, wird es mittelst eines Dampfers in Stücke von ungefähr zwei Fuß Seitenlänge zerbrollt. Diese Stücke werden sodann ihrer Conservation in Holzbalken mit Torpeltern, zwei Fuß von einander stehenden Wänden, deren Zwischenräume mit Sägespähnen angefüllt sind, aufgeschichtet, und, um ein zu tiefes Einsinken derselben zu verhindern, auch mit Sägespähnen bestreut. Natürlich bildet diese norwegische Eisbereitung nur einen Theil der Einkäufe, welche in Großbritannien Kaufleuten; der sehr ausgedehnte englische Fischhandel namentlich consumirt ganz bedeutende Quantitäten an Eis. Ein Dutzendhändler in London verkauft Fischgroßhandlungen jährlich ungefähr für 27,000 Thlr. Eis. In Frankreich besteht man seit einiger Zeit das Eis auf der Schweiz von den Gletschern; und ist der Verbrauch in Paris so einbedeutend, daß man der längeren Frachtzeit deßhalben sich an den Bezug der Gletscher gewöhnen mußte.

*

Verdauungs-Tabelle. Die mittlere Zeit, welche zur Verdauung der gewöhnlichsten Nahrungsmittel erforderlich ist, gibt Dr. Klencke in seinem demnächst erscheinenden Buch- und Wirthschaftsbuch an, wie folgt:

Eine Stunde: Gekochter Reis.

Eine Stunde 30 Minuten: Geschlagene Eier, Gerstensuppe, gebratenes Wildpret, noch gekochte Kartoffeln und Birnen, Obst als Mus gekocht, gekochter Kabeljau, gekochte Forelle, Eyelnat, Spargel, Esserie, durchgeriebener Erbsen- und Bohnenbrei, Gerstenbrei, Hasenziegel.

Eine Stunde 45 Minuten: Gekochtes Hühnerfleisch und gekochter Sago.

Zwei Stunden: Gekochte Milch, rohes Ei, gekochte Gerste, gebratene Hühnerleber, gekochte saure Aepfel, gekochter Blutkäse.

Zwei Stunden 15 Minuten: Frische ungerinnte Milch, gekochter Truthahn.

Zwei Stunden 30 Minuten: Gebratener Truthahn, gebratene wilde Gans, gekochtes Hammelfleisch, gebratenes Hammelfleisch, gesalzene Kartoffeln, in den Hülsen gekochte Weißbohnen, grüne Bohnen, Erbsen, Linsen.

Zwei Stunden 45 Minuten: Gebratene von Vieren und Milch, gesalzenes zartes Rindfleisch, Hühnerfrikassé, Austern.

Drei Stunden: Weich gesottene Eier, geschmorter Hammelfleisch, roher Schinken Beefsteak, gebratenes magerrt Rindfleisch, gebratener Barsch, gebratene Steinbutte und Schollekuchen.

Drei Stunden 15 Minuten: Ochsenbraten, Kalbsrat, gesalzter Rehrücken, grüne Salate, Obst.

Drei Stunden 30 Minuten: Gebratenes Schweinefleisch, frisch gesalzenes Schweinefleisch, geschmolzene oder gebratene Butter, hartgesottene Eier, alter Käse, frische Bratwurst, gekochtes Rindfleisch, eingesalzenes Rindfleisch, gekochte Kartoffeln, gekochte weiße Rüben Hammelfleischsuppe, frisches Weizenbrod, gekochter Weißkohl, gekochter Meerrettig, gekochte Zwiebeln.

Drei Stunden 45 Minuten: Gekochtes festes Rindfleisch, Butterbrod mit Käse.

Vier Stunden: Gekochtes und gebratenes zahmes Geflügel, Hammelbraten, Kalbsbraten, Rindfleischsuppe, gesalzener Hecht, trockenes Brod mit Käse.

Vier Stunden 15 Minuten: Wildes Geflügel, Schweinefleisch mit Semmle kocht.

Vier Stunden 30 Minuten: Gekochtes zartes Hammelfleisch, frisch gesalzenes Schweinefleisch und Sauerkraut.

Fünf Stunden: Sehr hart gesottene Eier, gebratene Rindsbrust, alter Kalbsbraten gebratenes altes Hammelfleisch, gekochte Schnen, Häute, Darm, Schweine, Eisenfuß, Krebsen, Pflaumen, Kuchen, Mandeln, Nüsse, Käse, Hülsen von Hülsenfrüchten.

Sechs Stunden: Altes Pökelfleisch, gebratene Krammgans und gebratener fetter Kalbsbraten. Was dieser Uebersicht geht für die Hausfrau die Lehre hervor, schwächlichen Körpern keine Diät zuzumuthen, welche über vier Stunden zur Magenverdauung gebraucht. — Zufolg von viel Del, Fett und Butter erschwert die Verdauung, dagegen wird dieselbe gefördert durch Zusatz von Salz, Gewürz (Pfeffer, Zimmt, Senf), altem Käse, Rettig, Zucker und Wein.

Briefmappe.

Den drei Preußischen Cavallerieen in B. bei St. Belondere Anbrücke von den Sie so sehr interessirenden „Thundenien eines Cavallerie-Rennten in Berlin" hoffen wir Ihnen vollwahrlich in einem besonderen Hamer-Album auf schönem Karton Papier in Ausblick stellen zu können. Bald werden wir Ihnen in der Illuste. Welt bot „Minute des nordwestlichen Dundes" vorlegen.

Hr. v. J. auf K. bei Bern. Warum nicht! Gerlen doch die Damen der großen Welt in Paris schon längst in Jagenmanten hüten — und die der beiden Welt tangen in Mabille und Valentine darin, ohne sich durch diesen Putzus-Kostyum sonderlich beschwert zu fühlen.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 408:

Lostauf einer Strafen.

Redaktion und Verlag von Eb. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 39.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Beilage: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

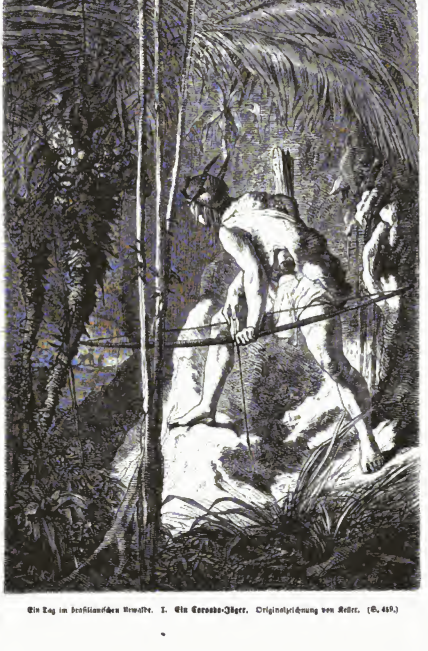
Roman von

F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Da war der Maschinenraum und dort schaute sie einen Augenblick hinunter in das seltsame nächtliche Getreibe, die glänzenden und mattblanken Maschinentheile durch den Wiederschein der Kesselfeuer wie in rothe Gluth getaucht, ebenso wie die Menschen da unten in ihren ärmlichen Bekleidungen, den dunkeln geschwärzten Gesichtern mit den helleuchtenden Augen emsig durcheinander beschäftigt, das gefesselte eiserne Ungeheuer da unten zu foltern und zur Arbeit anzuhalten. Wie schnaubte es so zornig aus seinen Cylindern, wie rasselten und dröhnten die Räder, wie mächtig stampften seine unsichtbaren Füße und Arme, beschäftigt, die kolossalen Räder zu treiben. Dabei flogen die Kesselführer klirrend auf und zu und jetzt unter Gelächter sämmtlicher Cyklopen ein paar lustige Worte in die Höhe, worauf die junge Dame rasch ihren Weg fortsetzte. Jetzt hatte sie das Vordertheil des Dampfers erreicht, welches ebenso hoch lag, wie das Hinterdeck; statt der eleganten Treppe aber von Bronze und feinem Holze, führte hier eine eiserne und so steile Stiege in die Höhe, daß sie schon im Begriff war, umzukehren, und dies auch gethan hätte, wenn es da oben nicht so einsam und still gewesen wäre und wenn es sie nicht gelüstet hätte nach dem freien, unbehinderten Blick über das weite Meer hin, den sie, ganz vorn an der Spitze des Dampfers stehend, haben mußte.

Und es war in der That herrlich da oben. Wie angenehm drang ihr die frische Seeluft entgegen, wie eigenthümlich und dabei fast unfaßbar hob und senkte sich das Schiff, wenn es die Wellen durchschnitt, die in weißen Schaumwogen, von dem scharfen Riel getheilt, rechts und links zur Seite flogen, lange festliche Schleier bildend, welche sich erst weit weit rückwärts mit der breiten Wogenschleppe des Schiffes vereinigten. Vor ihren Blicken lag das weite Meer prachtvoll glänzend und dabei so geheimnißvoll bewegt in unbegreiflicher Unruhe. Es war gerade, als wenn die kleinen spielenden Wellen in einer lebhaften Unterhaltung begriffen wären, die beim Herannahen des schwarzen Kolosses plötzlich aufhörte, um dann später weit hinter Schleier und Schleppe ebenso emsig wieder zu beginnen. Rückwärts blickend, sah sie in weiter Ferne einen dunkelglühenden Punkt, der auf Secunden ganz verschwand, um alsdann zu hellem Lichte wieder aufzuflammen: den Leuchtthurm des Hafens von Bastia. Dort blinkte der Mond zwischen dem Taumerk herüber, und als sie zu ihm aufschauend ihr Gesicht erhob, glitt langsam die Kapuze von ihrem Haupte herab — dann bemerkte sie plötzlich mit einigem Schrecken, daß sie doch nicht allein hier auf dem Vordertheile des Schiffes war, denn aus dem Schatten an der festen Balustrade hier erhob sich



Ein Tag im brasilianischen Urwalde. I. Ein Curvado-Jäger. Originalzeichnung von Keller. (S. 459.)

rasch eine dunkle Gestalt, die einen Moment regungslos stehen blieb, um sich ihr alsdann rasch zu nähern.

„Camilla!“

Sie schauderte beim Tone dieser Stimme, sie schauderte bei der Nennung ihres Namens. Und doch war sie nicht im Stande rasch zu entfliehen, denn der, welcher ihren Namen aussprechen, blieb zwei Schritte vor ihr stehen, hob den rechten Arm wie beschwörend in die Höhe und wiederholte ihren Namen mit dem leise ausgesprochenen Zusatze: „Das ist eine Gunst des Schicksals, auf welche ich nimmer gehofft.“

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ließ er ihr Zeit sich zu sammeln, und als sie ihm hierauf in bebendem Tone erwiederte: „O nennen Sie das keine Gunst des Schicksals, was mir so schrecklich, so entsetzlich ist. Lassen Sie mich meinen Weg gehen in Verzweiflung, daß ich so unglücklich war, hier mit Ihnen zusammenzutreffen.“

„Ei, meine Gnädige,“ gab er nach einer Pause boyshchlittelnd zur Antwort, „was klingt so verletzend aus Ihren harten Worten; ist es Zorn, Haß oder Furcht, welcher sie dazu bewegt, — — nur keine Verachtung, wenn ich bitten darf.“

Bei den letzten Worten erhob er seine Stimme ein wenig, und sie zuckte zusammen, wie unter einem unsichtbaren Streiche, als sie in sein leuchtendes, offenes, fest auf sie gerichtetes Auge blickte.

„Lassen Sie mich ruhig meine Wege gehen.“

„Gewiß, Gräfin Lamberer. Wollte ich boshaft sein, so könnte ich hinzusetzen: das hier ist das Verdeck der armen Leute, zu denen auch ich die Ehre habe zu gehören, und gehören muß es am Ende unbegreiflich finden, weshalb sich die vornehme Welt hieher verirrt. Doch geben wir darüber hinweg. Ist und bleibt doch so Vieles unbegreiflich in dieser Welt.“

Sie hatte rasch einen Schritt vorwärts gethan, ihn von der Seite anblickend, während er gelassen seinen weichen Hut auf den Kopf drückte; dann fragte sie mit unsicherer Stimme, aber in einem Tone, welcher einiges Interesse verrieth: „Haben wir nicht gleich wenig Recht, hier auf diesem Verdecke zu sein?“

„Nicht so ganz, gnädige Gräfin; Sie haben sich dadurch zu den armen Leuten herabgelassen, während ich mich einer Ueberhebung schuldig mache, denn streng genommen, gehöre ich dort unten hin vor den Mast, wo die übrigen Freiwilligen liegen.“

„Sie unter den päpstlichen Freiwilligen?“

„Ist das vielleicht etwas Außerordentliches? O, es sind sehr honette Leute unter ihnen.“

„Aber Sie — o nein, o nein!“

Er zuckte leicht mit den Achseln, ehe er zur Antwort gab: „Wir sind morgen früh im Hafen von Civita-Vecchia, und wenn es Ihnen dort Vergnügen macht, dem Aussschiffen der armen Leute da unten zuzuschauen, so werden Sie Ihren ergebenen Diener — damit verbeugte er sich tief — „unter ihnen finden; — — aber,“ setzte er mit einem Tone hinzu, der nun mit einem Male unaussprechlich schmerzlich klang, „es wäre besser, wenn Sie es nicht thäten, wenn ich ihn wenigstens nicht an Ihrer Seite bemerkte.“

„Ich kann Ihnen nicht glauben,“ rief sie erregt: „Sie treiben Ihr Spiel mit mir, wie Sie es schon früher gethan, Sie —“

„Halten Sie einen Augenblick. O, wenn Sie mir vergönnen wollten, darüber mit Ihnen während einiger armseligen Minuten zu reden.“

„Sie wußten um unsere Reise,“ fuhr sie hastiger fort, „Sie folgten uns von Marseille aus, zu welchem Zweck weiß ich nicht.“

„Lassen wir das gut sein, Camilla,“ sagte er in einem weichen, milden Tone; „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich um Ihre Reise nicht gewußt; daß der arme päpstliche Freiwillige auf dieses Schiff, den Saintonge, commandirt wurde, ohne zu wissen, welch vornehme Gesellschaft er mit sich führe.“

„So sind Sie mir ein fürchterliches Räthsel.“

„Aber mit einer sehr einfachen Auflösung — hätten Sie die vordin erbetenen armseligen Minuten Zeit für mich übrig? — — O Camilla, gedenken Sie jener Zeit, wo es Sie glücklich gemacht hätte, ganz Anderes für mich zu thun. Schenken Sie mir einige Minuten; lassen Sie mich von jener Zeit reden.“

„O, nicht von jener Zeit —“

„Mit aller Ehrerbietung, welche ich der Gräfin Lamberer schuldig bin, in denselben fühlen, aber gewichtigen Worten, mit denen ich zu Ihrer Mutter sprach, welche aber, wie es scheint, Ihnen diese Unterredung trotz meiner Bitte nicht mittheilte, was ihr Gott vergeben möge. Wollen Sie mich anhören — wahrscheinlich zum letzten Male in diesem Leben.“

„— — — — Unter dieser Voraussetzung, ja,“ entgegnete sie nach einem kurzen Kampfe mit sich selber; „unsere Wege sind getrennt, müssen getrennt sein und bleiben.“

„Gewiß, aber ich betrachte es deßhalb als eine Fügung des Schicksals, daß sich unsere Wege hier zufällig kreuzen, glücklicherweise gänzlich ohne mein Zuthun, denn somit würde ich dem Verdacht nicht entgangen sein, Sie aufgesucht zu haben.“

Sie senkte das Haupt, als er so zu ihr sprach, und da sie ganz vorn an der Spitze des Schiffes stand, legte sie ihre rechte Hand auf das Tau, welches von der Spitze des Mastes an den Klüverbaum herausging, und hörte ihm zu.

Was er ihr sagte, war die Erzählung, die wir bereits kennen, nur in einem anderen Tone, als heute morgen vorgetragen; hier mit einer Innigkeit, mit einer Ueberzeugung, mit einer Wahrheit des Ausdrucks, daß jedes dieser Worte das Herz des armen jungen Weibes mit einem erschütternden Schlage traf, sie erbeben machte, ihre Thränen aufs Neue fließen ließ, ohne daß sie sich die geringste Mühe gab, die Zeichen ihrer tiefen Bewegung zu verbergen — — ja, als er endlich mit der Betheuerung schloß, so und nicht anders sei an ihm gehandelt worden, als er, das feierlich beschworend, die Hand erhob, sich auf das Zeugniß ihrer Mutter berufend, welche die ihr vorgelegten Schriftstücke eingesehen, geprüft und für wahr gefunden, da fuhr sie aus einem tiefen Hinbrüten empor, da ward sie ihr Gesicht gegen ihn herum, da blickte sie ihn an mit dem Ausdruck des wildesten Schmerzes, stieß einen kurzen Schrei der Verzweiflung aus und stürzte sich gegen die Oeffnung der Balustrade, durch welche hier der Klüverbaum weit ins Meer hinausragte.

Doch war er ihren zuckenden Bewegungen gefolgt und hatte sie jetzt im entscheidenden Augenblicke rasch erfaßt, zurückgezogen und fest in seinen Armen gehalten, in welchen sie nach dieser gewaltigen Anstrengung kraftlos zusammensank.

Lange blickte er auf sie nieder, und als sie endlich ihre Augen öffnete und ihn mit dem Ausdrud des tiefsten Jammers anblickte, sagte er mit feuchtglänzendem Blicke: „Und wenn auch Alles für uns verloren ist, Camilla, warum verzweifeln, warum der Verzweiflung sich entgegeben? Antworte geben? O glaube mir, auch ich hatte Augenblicke des unaussprechlichsten Jammers, aber jetzt weht es mich trotz alledem an wie ein Hauch des Glückes, da ich zu Dir reden konnte, da ich Dich zu überzeugen vermochte, daß ich Deine Liebe nicht falsch und treulos erwiedert. Komme was kommen mag, ich will es mir in trüben Stunden stets vergegenwärtigen, daß wir wenigstens hatten selig sein können, ohne die Schlechtigkeit jenes Menschen.“

„O, es ist mein Mann, Victor,“ sagte sie im höchsten Schmerze, „fühlst Du es wohl, wie scheuer Dein wahres Wort mein armes, armes Herz trifft?“

„Ich fühle es wohl, doch ich kann es nicht ändern, ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, ich kann und will ihn nicht besser machen, als er in der That ist, dieser Schändige, Miserable.“

Er zitterte vor Aufregung, während er diese Worte sprach und indem er auf die rührende Gestalt in seinen Armen, in ihr schönes, bleiches Gesicht blickte, auf ihre gefalteten Hände, die sie ihm zitternd entgegenstreckte. — — „Doch ich verstehe Deine Bitte, ich verstehe auch Deinen Blick, armes, unglückliches Weib, ich verstehe das Beben in Deiner mädchenhaften Gestalt, deßhalb kein Wort weiter über ihn, deßhalb laß uns hier die Abschied nehmen, meine süße, geliebte Camilla, auf Nimmerwiedersehen.“

„Amen!“ hauchte sie zurück, indem sie sich rasch abwandte, ihm aber noch für einen Augenblick ihre kleinen Hände ließ, die er mit unzähligen heißen Küssen bedeckte.

Dann war sie verschwunden, und nachdem er ihr mit ausgestreckten Armen lange, lange nachgeblickt, warf er sich neben der Balustrade des Schiffes nieder und drückte sein Gesicht fest in beide Hände.

•

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man auf einer Seefahrt, besonders bei etwas erregtem Meer, nächtlicher Weile einen ruhigen, sichern Hafen erreicht. Hat man sich geschlafen, so wird man plötzlich erweckt durch das Aufhören des Geräusches der Maschine, aller Bewegung des Schiffes; hat man sich aber unruhig in seinem Bette umhergeworfen, so genießt man in solchen Morgenstunden häufig noch eines festen, erquickenden Schlafes.

Der Saintonge hatte den Hafen von Civita-Vecchia erreicht, und als die Passagiere früher das Verdeck betraten, sahen sie die alte, verwitterte Stadt mit ihren grauen, düsteren Hafenbauten fast im Kreise um sich her liegen, und nur dort neben dem Leuchtthurme durch eine anscheinend schmale Lücke auf das dunkelblaue Meer hinaus. Alle Gebäude, Festungswerke und Kasernen hatten ein verdrießlich lebensmüdes Aussehen, und wenn nicht eine Abtheilung der französischen Kriegsflotte mit ihren mächtigen und doch so zierlichen Schiffen einen Theil des Hafens ausgefüllt hätte, so an die neue Zeit erinnernd, so würde man die alte Stadt für verlassen, verwünscht, verzaubert gehalten haben; und für schon lange nicht mehr im Gebrauch: die alten Kais, die schmutzigen, verwitterten Dachen, die Festungswerke mit ihren mürben Mauern und zerfallenen Casematten, und den schmutzig grauen Leuchtthurm, welcher im Sonnenschein ohne das Licht seiner Laterne wie eine ausgebrannte Hülse erschien. Nach und nach belebte sich allerdings der Hafen ein wenig. Nachen und größere Boote kamen vom Ufer gegen das Schiff, eines mit der Hafenwache, andere, um Passagiere abzuholen, und dann auch wieder welche angefüllt mit großen Haufen goldgelber Orangen, mit

Digitized by Google

Wein und Backwerk. Auch dort, gegenüber dem Stern des Saintonge vor dem Spitale der französischen Truppen zeigten sich Kranke und Verwundete, den warmen Sonnenschein benutzend und das Schiff betrachtend, welches zu von dem sichern Frankreich herüberkam. Die Leute hatten lange, graue Mäntel an und weite Schlafmützen auf den Köpfen, sogar der Hornist, welcher am Thore lehnte und nach jedem Signal, das er blies, auf das deutliche Echo lauschte, welches die gegenüberliegende hohe Hafenmauer hervorbrachte. Das Alles zusammen mit dem heißen warmen Sonnenscheine, dem Läuten der Glocke, dem langsamen Einfahren eines Segelschiffes gab anfänglich eine festtägliche Ruhe über die ganze Scenerie aus, bis der Saintonge begann, zischend seinen Dampf ausströmen zu lassen und dann sich eines Theils seiner Passagiere zu entledigen. Manche fuhren trotz aller Paßschereien an's Ufer, um für die sechs bis acht Stunden, welche das Schiff im Hafen blieb, festes Land unter den Füßen zu haben und sich die Stadt ein wenig anzuschauen; Andere, um dort zu bleiben oder weiter nach Rom zu gehen, so die päpstlichen Freiwilligen, von denen jeder, so gut es ging, nothdürftig ein bischen Toilette machte. Es war im Vergleich gegen gestern und vorgestern ein merkwürdiger Ernst selbst über die leichtsinnigsten der Bande gekommen; Manche blickten kopfnickend auf das Meer hinaus, Andere mit düsterem Blick auf die alte, so unwohnlich aussehende Stadt und auf das französische Militärspital, wo vielleicht Mancher in den matt dahinschleichenden Fieberkrankheiten der in den Verwundeten und Verstümmelten ein Bild seiner Zukunft erblickte. Sogar der kleine Schwabe schien seinen Scherz mehr verrathig zu haben, hatte seinen alten Schlapphut tief in die Augen gedrückt, während er unter dem Arme seine Habseligkeiten von sehr geringem Umfange in ein rothes Taschentuch gewickelt trug. Andere aber hatten sich wieder einmal so viel und schon wahrscheinlich in den derben Knotenstöcke ihre einzige Habe. Drunten lagen zwei große Boote, in denen sie förmlich eingepreßt wurden und welche alsdann langsam dem Hafen zurderten. Jetzt noch einmal, nachdem das Boot schon abgestoßen war und die Meisten ihre Geschütze gegen den Saintonge wandten, sieben Mann hoch, hielt Einige wieder einmal seinen Jammer zu kommen und ein halb Dutzend Stimmen intonirten:

„So leb denn wohl, du stilles Haus,
Wir ziehn betrübt zu Dir hinaus;
Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an Dich zurück."

ein Gesang, welcher auf die zurückbleibenden Passagiere den verschiedenartigsten Eindruck machte. Denn während die blondgelockte Lady ihn auch heute weiter soll of character sand und der alte Franzose wiederholt versicherte, es müßte den Sängern in der That ganz türklich Jemand gestorben sein, lag unten in einer der Cabinen erster Klasse ein junges, bleiches und schönes Weib vor ihrem Bette auf den Knieen und hielt ihr Gesicht in das Kissen gedrückt, um ihr heftiges, krampfhaftes Weinen unhörbar zu machen.

„Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an Dich zurück."

Dann kam eine unangenehme Zeit für das reinliche Verdeck des armen Saintonge. Seine untern Räume wurden mit Kohlen gefüllt, und als er hierauf in den späteren Nachmittagsstunden wieder in die See hinausdampfte, hatte er ein verschmutztes, behaubtes Ansehen und es war gerade so, als hätte er seine heitere, fröhliche Lumme zwischen den trübseligen Mauern von Civita-Vecchia zurückgelassen. Doch dauerte dieser gedrückte Zustand glücklicher Weise nicht lange, denn eine halbe Stunde nach der Abfahrt bemächtigte sich der ersten Bootsmann des Hinterdecks, indem er die Passagiere auf eine höfliche Art verjagte und dort nun mit Matrosen und Schiffsjungen, großen Bürten, Wasserschläuchen und Eimern zu wirthschaften anfing, allen Ruß und Kohlenstaub durch einen Ueberfluß von Wasser in die See hinausschwemmend, wobei es nicht ohne tüchtige Taufe für ein paar der Schiffsjungen abging, die, kletternd wie junge Affen, und triefend wie ins Wasser gefallene Katzen die unglückliche Fleischbeile manches gefütterten Wasserriemers waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag im brasilianischen Urwalde.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden.

(Wilber S. 457. 460 und 461.)

Wir waren von der brasilianischen Regierung ausgesandt, um die Seitenflüsse des Parana, den Pyaij und Paranapanemij zu untersuchen; beide Flüsse befinden sich an der westlichen Grenze von Brasilien. Meiter sind selten Europäer vorgedrungen. Unsere aus zwei Ingenieuren, dem Provianmeister (einem ehemaligen portugiesischen Major), zwanzig Ruderern, die zum Theil zugleich Jäger waren, und einem Koch bestehende Gesellschaft brach am 31. März 1865 in sieben landesgebräuchlichen Kanots, mit den nöthigen Lebensmitteln und Hunden versehen, von der Kolonie Tereza auf. Unsere Reise ging zuerst den Pyaij abwärts, der wie alle Seitenflüsse auf dem linken Ufer des Parana wegen starken Gefälles der Schiffahrt große Hindernisse bietet. Häufig waren wir genöthigt, die Kähne auszuladen, um sie leer die größern Wasserfälle passiren zu lassen, während mit den Proviant und unsere sonstige Ausrüstung auf unseren Rücken oder Tragbahren stromaufwärts trugen; oft auch tauchten wir mit unseren leichten Booten durch die Schnellen hindurch, freilich auf die Gefahr hin, unser Leben, unsere Kähne, oder unsern Proviant zu verlieren.

Wenngleich die Ufer des Pyaij sich an Ueppigkeit und Reichthum der Formen durchaus nicht mit denen messen können, was wir am Parahyba getroffen, so waren doch unsere abendlichen Halteplätze oft höchst malerisch gelegen; schon zwanzig Meilen von der Provinz Tereza entfernt begannen Waldungen von sauren Orangen sich auf beiden Seiten des Flusses auszudehnen, deren Früchte zwar ungenießbar sind, aber mit ihrer Goldfarbe zwischen den riesigen Kakiabaren einen herrlichen Anblick gewähren.

Es war ein wunderbar wildbewegtes, aber reizvolles Leben dort im brasilianischen Urwalde. Verlocken wir es, unsern Lesern einen Tag dieses abenteuerreichen Wanderlebens zu schildern. Die dieser Stizze beigegebenen charakteristischen Bilder werden uns trefflich dabei unterstützen.

Feligeschlossen an gemeinsamer Kette lagen die Kanots am Ufer, die Zelte und nöthigen Küchengeräthe waren die Reise Überdchung hinausgebracht und das Feuer loderte bereits unter den Kesseln. Aber nicht gerade von dem schrecklichen Loos getroffen war, das mückenstiche Kücherregiment zu führen, suchte die Freuden der Geselligkeit. Einige gruppirten sich um den Bankhalter, Guarbiano, um den Reisegefährten bei Lotto oder Bürsenspiel möglichst viele Strob-Cigarren abzugewinnen. Unser Hof- und Leibkünstler Joaquim Elias, ein kastenlanger Mulatte, von seinen Kameraden: Jararaca, die giftige Giftschlange, genannt, sah da, eifrig in Ausübung seines Amtes begriffen und nur von Zeit zu Zeit lüsterne Blicke nach den Karten werfend. Nach eingenommenem Mahle, das aus Bohnen mit Palmitos, Maismehl, Fischen, aber am Spieß gebratenen Affen bestand, suchten die Nichtspieler ihr Lager in den Zelten. Die magern Jagdhunde lüsterten um die Feuer, wo möglich noch einen Knochen zu erhaschen, scharrten dabei aber oft knurrend in die Höhe und umkreisten bellend das Lager, ein sicheres Zeichen, daß in der Nähe eine Onze lauert. Endlich haben die Spieler genug Cigarren verloren oder gewonnen. Die einzelnen Kerzen aus weißen Bienen-Wachs sind in den Zelten erloschen, und nur die beiden mit der ersten Wache Betrauten lispen flüsternd beim Feuer. Nächtliche Stille, kaum von einem Eulenruf unterbrochen, lagert sich über den Urwald. Nach Mitternacht senkt sich ein dichter Nebel auf das Thal, ein starker Thau macht die Zeltwände wie von seinem Regen feucht, und jeder bällt sich fester in die Decken . . .

Es war von beim ersten Tagesgrauen (der gewöhnlichen Angriffszeit der Indianer), als ein Schuß, in nächster Nähe abgefeuert, das ganze Lager in Aufruhr brachte. Instinktmäßig griff jeder zur nächsten Waffe und eilte vor das Zelt. Nach vielen Fragen und Schreien erfuhr man zur allgemeinen Heiterkeit, daß es keine mörderischen Coroados gewesen, die den nächtlichen Frieden gebrochen, sondern ein gemüthlicher Tapir, der sein Frühbad hart bei den Zelten genommen. Das der jagdgewohnte Kaipira die schöne Gelegenheit, seinen Trabuko abzufeuern, nicht vorübergehen ließ, versteht sich von selbst. Zum Glück für den Dickhäuter war der Kebel zu dicht, um sicher zielen zu können, und er entkam. Unter deßen war es belle geworden. Es wurde heiter gefrühstückt, das Zeltlager abgebrochen, und Jeder suchte sein Fahrzeug. Allen voraus war bald das kleinste, Ararauba (Fischotter) genannt, mit Salvador, dem jagdverständigen Halbindianer, seinem Gehilfen Miguel und vier der besten Ruderer. Durch die Verwechslungsarbeiten zu langsamerem Vorrücken gezwungen, hatten wir bald das Jagdkanot aus dem Gesicht verloren. Erst nach Verlauf einiger Stunden, als wir um eine vorspringende Waldecke bogen, sahen wir die beiden Jäger in ihrer Kuschdaute unter dem überragenden Buschwerk. Fernhindens Hundegebell zeigte an, daß der Kampf mit dem Wild begonnen. Eine stützen so geräuschlos als möglich dahin. An einem tief ausgetretenen Wildpfade hielten wir an. Plötzlich brach ein riesiger Tapir, dicht von den besten der Meute gefolgt, durch das Dickicht und warf sich in den Fluß, sogleich unterlaucend. Die vor Jagdlust rasenden Hunde umtreisten schwimmend den Platz, während die Kanots sich nach verschiedenen Richtungen zerstreuten, — theils um den Thier den Weg zum Ufer abzuschneiden, theils um sich so nahe als möglich bei dem auftauchenden zu befinden. Ein Dutzend Hähne knackten und Jeder spähte eifrig nach der leisesten Bewegung auf dem glatten Wasserspiegel. Endlich kam der dunkelgraue Rüssel und der borstige Hücker zum Vorschein, aber fünfzig Schritte von dem Platz, wo der Tapir untergetaucht war. Das Thier suchte bei unserem Schießen von Neuem Schutz in der Tiefe. Da, von den Schüssen herbeigerufen, bog die kleine Ararauba pfeilschnell um die nächste Ecke. Schon von weitem höhnisch lachend über die schlechten Schützen, ergriff der Oberjägermeister Salvador die schwere Harpune, und mit geübtem Blick den Platz errathend, wo der Tapir zum dritten Male an die Oberfläche kommen mußte, schleuderte er dem Thier das Eisen in den festen Rücken. Das starke Tau der Harpune verbinderte das Untertauchen und eine

Digitized by Google

auf drei Schritte abgefeuerte Pistolenkugel endete die Jagd. An's Land gezogen, wurde der Tapir waidgerecht zerlegt und in die Kanots vertheilt.

Ein fetter Tapir gibt zwei Eimer eines klaren, wohlschmeckenden Fettes. Der Höcker ist, wenn er 18—20 Stunden lang gekocht wird, nebst dem Rüssel, den Füßen und dem Magen ein wahrer Leckerbissen. Merkwürdig ist die Leichtigkeit, mit der sich diese Thiere zähmen lassen. Wir waren Augenzeugen, wie ein junger gefangener Tapir nach wenig Stunden aus der Hand fraß, ohne das geringste Zeichen von Scheuen zu zeigen.

Um die Mittagszeit dieses denkwürdigen Tages erblickten wir in der Nähe einer kleinen Hütte, aus Palmzweigen, wie sie die Indianer sich zum Vogelfang erbauen, zum ersten Male diese Kinder des Urwaldes. Der Fluß bildet an dieser Stelle eine Schnelle und ist durch mehrere kleine Felsinseln in verschiedene Arme getheilt. Diese Arme waren von den Indianern durch große Steine abgedämmt und nur an vier oder fünf Stellen die tiefsten Kanäle offen gelassen. In diese Oeffnungen waren aus Bambus weitgeflochtene Matten in der Weise eingebettet, daß das untere Ende der Matte frei über das schäumende Wasser der Schnelle hervorragte. Das Ganze bildete einen der sogenannten Parós, wie sie die Coroados an mehreren Zuflüssen des Parana in der Provinz gleichen Namens zum Fischfang bei Niederwasser errichtet haben. Die zu Thal gehenden Fische verfolgen die Hauptkanäle und gerathen, durch die Strömung fortgerissen, auf den trocken liegenden Theil der Matte, wo sie von den Indianern beauem ergriffen werden.

Sobald die Indianer unserer Kanots ansichtig wurden, bliesen sie ihre belltönende Buzina, ein schmuckloses Kuhhorn. Wir machten Halt und untersuchten zur Vorsicht unsere Waffen. Wir rückten langsam vor und sahen, als wir auf hundert Schritte herangekommen waren, eine Rothhaut sich eilig durch den dichten Wald stromaufwärts winden; bald kam er auf einer lichten Stelle unsern Kanots gegenüber zum Vorschein. Er war gänzlich unbewaffnet und vollkommen nackt und von rothbrauner Farbe. Von der mit großer Zungenfertigkeit an uns gerichteten Rede verstanden wir nur sehr wenig. Wir legten sogleich an und nahmen den Indianer freundlich an Bord. Einer gab ihm Farinha (Maismehl), das er auch sogleich mit vielem Anstande verzehrte. An einer ihm geschenkten Ziehharmonika schien er wenig Gefallen zu finden, durchlöcherte den Blasebalg mit den Fingern und warf alsdann das tonlose Instrument in den Fluß. Kurz darauf strandeten unsere Kanots auf der

Ein Tag im brasilianischen Urwalde. 11. Die Tapirjagd. Originalzeichnung von Keller. (S. 459.)

Untiefe zunächst der Hauptgruppe am Ufer, und sogleich waren sie von wohl dreißig Männern, Frauen und Kindern dicht umringt, die einen gräßlichen Lärm machten. Alle waren ohne Waffen, da sie vielleicht vorher im Buschwerk versteckt hatten, und gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß sie unsere besten Freunde seien. Der alte Kazike, eine rothwollene Decke um die Schulter, kam auf zwei Jungen gestützt, als einer der Letzten herbei und überreichte uns zu unserem größten Erstaunen einen Brief! Ein mit Tinte auf Papier geschriebener Brief mitten im Urwald, und in der Hand eines solchen Boten — und der Brief war an uns gerichtet — — unmöglich! Doch der Inhalt erklärte das Räthsel. Er war von dem Kapuziner und Missionär Frate Timoteo de Kastel Novo, Direktor des Indianeraldeamento São Pedro D'Alcantara am Likago. Die Indianer waren Coroados aus demselben Aldeamento, die aus weiter Ferne zum Fischfang an den ihnen wohlbekannten Parý gezogen waren, und denen der fürsorgliche Mönch, durch den Präsidenten der Provinz von unserer Reise benachrichtigt, diesen Brief anvertraut hatte. Er erkundigte sich in demselben angelegentlichst nach unserem Befinden, sowie nach der muthmaßlichen Zeit unserer Ankunft am Paranapanemiß, um uns von der Niederlassung aus ein Kanot mit frischen Lebensmitteln entgegenschicken zu können. Wir haben alle Ursache, ihm für diese Aufmerksamkeit dankbar zu sein, indem, wie sich später herausstellte, der glückliche Ausgang der Expedition dadurch bedeutend gefördert wurde. Die ganze Coroadobande zählte ungefähr 60 Köpfe, darunter etwa 30 Männer und 20—30 Frauen und Kinder, welche alle auf die zudringlichste Weise schwatzten, lachten und gestikulirten, während sie bis an die Kniee im Wasser standen, oder gar in die Kanots sprangen und uns so alle Hände voll zu thun gaben. Daß sie auf einen guten Botenlohn rechneten, versteht sich von selbst. Wir theilten ihnen auch alsbald von den mitgebrachten Geschenken mit, was wir gerade zur Hand hatten: grobwollene Zeuge, rothe Taschentücher, Scheeren, Messer, und bedauerten nur, eben von derjenigen Sorte von Glasperlen, die sie vor allen schätzen, und die als Geld unter ihnen kursirt, auch nicht eine einzige Schnur bei uns zu haben. Es sind erbsengroße Perlen aus milchweißem Glase. Die Männer waren ganz nackt, wenn man nicht etwa eine spannenbreite Umwicklung mit einer aus Imbé, einer Liane, schön gedrehten Schnur zwischen Wade und Knöchel als Kleidungsstück rechnen will, und nur die Frauen trugen um die Lenden ein aus Nesselbast geflochtenes Stück Zeug, das sie durch einen spannenbreiten, glänzend braunen Gürtel aus Baumrinde festhalten. Als wir von einer derselben ein solches Tuch gegen ein Stück Wollenzeug umtauschen woll-

Digitized by Google

ten, war sie sogleich damit einverstanden, nahm mit großer Fertigkeit das Maß um ihren Gürtel, und zwar so reichlich als möglich, und ging mit dem abgeschnittenen Stück Zeug hinter die Hütte und — kam nicht wieder. Ergötzlich waren die Fragen, die einige der ältern Männer schnitten, um uns begreiflich zu machen, wie wehe die Kälte thue und wie sehr sie möglichst großer Wollentücher bedürftig seien. Jeder brachte seine Frau, Töchter, Freundinnen, Kinder herbei, zwängte sich durch die Menge und suchte soviel als möglich zu erhaschen, um das Erbeutete in Eile zu verstecken, das Spiel aufs Neue zu beginnen, stundenlang fortwährend, je von uns ein Geschenk erhalten zu haben. — Die beiden Neger, die bei der Expedition waren, der eine ein Sklave, der andere ein freier Mann, waren Gegenstände des allgemeinen Hohnes: Kapuräo (Sklave), Kore (schlecht) rief ein kleiner Coroadojunge, indem er dabei mit dem Finger auf die armen Söhne Ham's zeigte. Zuletzt tauschten wir noch einige Bogen und ein paar Dutzend Pfeile ein und trafen, da sich die Sonne zum Untergang neigte, Anstalten zur Weiterreise, obgleich uns die Coroados zu wiederholten Malen einluden, die Nacht bei ihnen zu bleiben. Es kostete übrigens sehr viel Mühe, von ihnen loszukommen; sie mußten halb mit Gewalt aus den Kanoës getrieben werden. In der Verwirrung der Abfahrt stahl einer der Indianer einen der eingetauschten Bogen, und wußte ihn mit vieler Geschicklichkeit unter Wasser zu bringen, indem er mit den Füßen darauf stehend, wie alle Andern uns durch

Ein Tag im brasilianischen Urwalde. III. Coroados-Indianer. Originalzeichnung von Keller. (S. 459.)

Händeklatschen und Geschrei von seiner riesgefabelten Freundschaft zu überzeugen suchte. Das Falkenauge eines unserer Leute entdeckte aber das Taschenspielerkunststück, und der ehrenwerthe Coroado mußte seinen Raub herausgeben.

In wenig Minuten hatten wir den nächsten Bergvorsprung umfahren und Para und Coroados aus dem Gesicht verloren.

Diese Indianer, die sich selbst Caengangane (d. h. Waldmenschen) nennen, erhielten von den Portugiesen den Namen Coroados von der großen Tonsur oder Corõa, die sie alle ohne Ausnahme tragen, Männer, Frauen und sogar schon die Kinder. (Siehe unser Bild S. 461.) In früherer Zeit, ehe sie in Berührung mit Weißen kamen, wurde dieselbe in mühevollster Weise mittelst eines scharfen Taquarastückes hergestellt; heutzutage aber mit den großen Messern, von welchen beinahe Jeder eines besitzt. — Diese Waldmenschen sind von mittlerer Größe, dunkelrothbrauner Farbe, blauschwarzen, straffen Haaren und zeigen in ihrer Gesichtsbildung mit den schiefstehenden, geschlitzten Augen, den stark hervorspringenden Backenknochen, flacher Nase und geringem Bartwuchs den unverkennbaren Stempel mongolischer Rasse.

Als non plus ultra von muthwilliger Zerstörung dessen, was die Natur an ihrem Meisterwerke als zweckdienlich geschaffen, führen wir an, daß sie sich die Augenwimpern bis auf die letzte Spur ausraufen, indem sie glauben, dieselben seien für das scharfe Zielen beim Bogenschießen hinderlich. Wie alle wilden Stämme sind sie sehr abergläubisch. So essen sie kein Rehfleisch, weil sie behaupten, daß es die Haare früh-

zeitig weiß, und keine Waffenprobe, weil es den Kindern große Füße mache; Schlangenfleisch essen sie gleichfalls nicht, und wenn sie einen Löwen auf dem Pasto einer Estancia tödten, so gehen sie das Fleisch den Hunden und gebrauchen nur die Hörner als Businas (Trompete). Das Fleisch des Tapirs ziehen sie jedem andern vor und verzehren sogar die Eingeweide, trotzdem aber verschmähen sie den Hader, den besten Theil, weil sie sagen, daß sie dadurch die Hurtigung ihrer Frauen verlören. Außerdem darf auch der, welcher den Tapir erlegt, nichts davon essen. Sie sind bekannt als einer der kriegerischsten Indianerstämme Brasiliens, und einen glänzenden Beweis davon liefern ihre ausgezeichnet gearbeiteten Waffen: starke Bogen von —7 Fuß Länge, umwickelt mit der dunnen braunrothen Rinde des Cipó Jubé, mit aus Reisstroh gearbeiteter Schnur, elegante Pfeile mit Knochenspitzen aus Affenschienbein, und kurze Lanzen, deren Spitzen sie beutzutage aus den schwersten Messern, die sie im Tauschhandel erlangen können, mit vielem Geschick verfertigen. Ihre großen gemeinschaftlichen Hütten oder Ranchos sind von reiner Spitzbogenform, mit Palmenblättern gedeckt und haben einen sehr engen Eingang. Der Boden hat zu beiden Seiten eine sanfte Neigung gegen die Mitte, wo sich die Feuer befinden, und an den Wänden hängen an zwei Schuhren ihre Pfeile und große Bündel ihrer eigenthümlich geflochten Maisfolben. Ihre Betten und Lanzen lehnen in den Ecken. Sie schlafen auf ungebauten, fest ausgetretenen Rindenflächen. In einem solchen Rancho wohnen füntzig bis sechzig Menschen beisammen. Das eheliche Band ist wie bei den meisten Indianerstämmen Brasiliens ein sehr lockeres, und die Frauen sind in Folge der unwürdigen Behandlung durch die Männer aufs Tiefste gesunken.

Die Frauen müssen das Feld bestanzen und außer der Kinderlast noch die Lebensmittel, Maisfolben und Wurzeln in großen Tragkörben auf ihren Zügen durch die Wälder nachschleppen. Auf diesen Jagdzügen bauen sie sich kleinere Hütten aus Palmzweigen. In deren Nähe findet man jedesmal auf einer Planenanke eine Sammlung von Unterlassern der an diesem Platze erlegten und verzehrten Thiere aufgehängt. Es sind meistens Kieser von Tapirn und wilden Schweinen. Offenbar ist es eine Jägerprahlerei, die sie veranlaßt, solche Tafelreste zur Schau auszustellen. Als Zeichen für spätere Jagdzuzüge hinterlassen sie oft ein paar Stricke in der rein gelegten Erde, ein Bündel Jacuaseern, ein Stückchen Fell oder einen kleinen Knochen.

Diese Indianer leben mit allen übrigen Stämmen in offener Fehde und sind von allen gefürchtet. Ihre Hütten sind von zahlreichen skalpirten Kopfhäuten ihrer Feinde geschmückt.

Die brasilianische Regierung, der, abgesehen von allen Interessen der Humanität, daran gelegen sein muß, die spärlichen Reste ehemals zahlreicher Indianerhorden für den Staat doch einigermaßen nützlich zu machen, sucht beute in jeder Weise die blutigen Ueberlieferungen der Vergangenheit durch Opfer zu tilgen. Aber noch sind die Erfolge zu gering, um schon jetzt mit Sicherheit die Zeit bestimmen zu können, wann der letzte Indianer das freie Leben der Wälder gegen das ungewohnte, wenn auch leichte Joch der Ackerbaunots vertauschen wird.

Hoffen wir, daß nicht Krankheiten und verminderte Nachkommenschaft vor dem Eintritt dieses Zeitpunktes die Lösung der Indianerfrage in Südamerika in verschiedener, blutiger Weise gegeben haben wird, daß vielmehr die Bemühungen der Regierung von Erfolg gekrönt, und die Indianer auch neben Räuberhorden civilisirte Menschen werden.

Hokuspokusmacher und Consorten.

(Schluß.)

Bedeutend mehr und ebenso prinlichen Hokuspokus wie Fräulein Adelaide macht Monsieur Edouard, der „Erfinder der Stuhlpyramide." In wie fern? Dort ist seine Bühne. Ein runder Platz durch eine Menschenmauer gebildet. Mitten auf demselben liegt ausgebreitet ein großes grünes Tuch, der Spielteppich Edouard's, gewissermaßen seine Bank. Zu Häupten derselben stehen fast einander gestapelt drei Tabourets; daneben noch drei andere. Monsieur Edouard ist natürlich ganz künstlermäßig angezogen, trägt einen lebernen Rumbus, ein knapp anliegendes Wamms, dito Beinkleider und Escarpins mit rothem Knöchelbesatz. Sein Factotum, eine alte Frau in den Sechzigen, erscheint hingegen sehr prosaisch mavern, mit schmutzig weißer Haube und blauge streifter Schürze, darf sich dafür aber auch sehr dahin hinter dem von ihm in Bewegung gesetzten Orchester verbergen. Soll eine Vorstellung beginnen, so tritt Monsieur Edouard vor, bis an das grüne Tuch, verneigt sich sehr grazios mit einer Viertelschwenkung von rechts nach links und hält seinen Discours. „Kühne Reisende haben die höchsten Berge, den jetzt zu unserem schönen Frankreich gehörenden Montblanc z. B., erstiegen. Aber was sind derartige Ascensionen im Vergleich mit der, die ich hier, vor Ihren Augen, auszuführen vorhabe! Ein reines Bagatell, meine Herren; ein reines Bagatell! ... Allerdings stützt ein Montblancreisender die und da auf einen Spalt im Eise, aber er hat doch in den meisten Fällen festen Grund unter den Füßen. Betrachten Sie dagegen den Berg, den ich hier vor Ihnen erstiegen werde, da sieht er in Stücken. Ich stelle die beiden lehnlosen Stühle auf einander und klettere an dieser schwankenden Pyramide hinauf. Klingt das glaublich, meine Herren! Und doch ist es die lautere Wahrheit. Ich bitte Sie. Sechs dritthalb Fuß hohe Tabouretts auf einander gestellt! Sie kennen meine Bedingungen. Zwei „Kugeln," meine Herren; nur zwei „Kugeln!" *)

Ist das Geld beisammen, was gewöhnlich schon nach Verlauf von fünf Minuten der Fall ist, so nimmt Monsieur Edouard gewandt und behend die Stühle aus einander, stellt sich auf einen, läßt sich von seinem Factotum einen zweiten geben, erkletteri auch diesen, und so fort, bis ein aus fünf Stühlen bestehender Gerüst unter seinen Füßen wankt. Das ist der peinlichste Moment. Den Gipfel gilt's zu ersteigen; den gefährlichen Gipfel! Mit Bangen sieht die Menge auf das wankende Gerüst. Monsieur Edouard hält sich einen neuen Panegyrikus. Die Hagel regnen die Kupfermünzen in den Kreis. Nun wird der sechste Stuhl aufgestellt. Mit sicherer Hand packt Monsieur Edouard den Strebpfeiler rechts und links, erhält sich einen Augenblick der Länge nach schwebend darüber, und tritt sofort die Rückreise nach unten an. Das ist eine Vorstellung, die sich den Nachmittag vielleicht zwanzig Mal wiederholt.

Doch

Was drängt das Volk sich vor dem Palast dort,
Als leuchteten des Wunders grelle Flammen. —

Angenommen, daß ein Vergleichen der Elserie des Lilas mit einem Palast möglich —? So dicht verwickelt ist der dort stehende Menschenknäuel, daß man den eigentlichen Kern desselben im ersten Augenblicke gar nicht entdeckt. Und dieser Kern ist? . . .

Stramm, seil und reselut steht da — eine kleine graue Gestalt mit einem von einer Pfauenfeder überragten krämpfelosen Hütlein à la Klongroise und zwei grauweißen Vatermördern, die, beim Obrläppchen beginnend, kühn aufwärts steigen und just neben der Nasenspitze sich einigen zu sanfter Collision. Unter dem abschenlichen Hütlein hervor quillt rings in glatter Monotonie das blonde Haar, auf der Stirne bis zu den Brauen. Große Augen öffnen sich breit zu Seiten einer überkühnen Nase, während die rothangelaufenen Wangen sich blähen und dem zu Zeiten hinter den Vatermördern verborgenen Munde ein begleitendes Prusten entführt. Was des Menschen Begehr? Geld will er verdienen! Dafür klimpert er ja auf der Guitarre; dafür schneidet er ja die bekannten Grimassen. Dafür singt ja endlich seine neben ihm stehende „göttliche Zellebte" — wie ein Berliner gasen würde — in schnarrendem, ja Magen gehendem Tone das Lied der Lieder:

Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot,
Prête-moi ta plume,
Pour écrire un mot! etc.

Noch dröhnt uns die sanfte Musik in den Ohren lieblich wieder, und schon bringt uns eine andere Erscheinung zum Stehen. Dort sitt vor einem improvisirten Tisch ein Mann mit militärischen Zügen und grauem Haupthaar. Es ist ein nomadisirender pariser Hokuspokusmacher, der bald hier, bald dort seinen Sitz aufschlägt, aber einen Punkt gewiß nicht eher verläßt, bis er ihn ausgebeutet — radical. Was er treibt? Das seinen Tisch überragende Schild sagt es uns in deutlicher Weise, da steht, freilich als Rebus, in hokuspokusartigen Zügen: Cuérison radicale des — dann folgt die Abbildung zweier Zaghöcner (cors), eines Auges (oeil), mit den Worten de perdrix darunter und eines Hundes Zweiein (oignons). Mithin: Guerison radicale des cors, oeils de perdrix et oignons. Vollständige Heilung der Hühneraugen, Krähenaugen und Schwielen.

Des Mannes Meete sagen es noch deutlicher. „Ich bin kein Fuxarzt, meine Herren!" ruft er aus. „Weshalb es nicht sagen? Ich handle nur im Anstrage eines Andern. Aber ich bin der Papagei der Wissenschaft. Und deshalb sage ich — Leichdörner sind keine schmerzhafte Uebel — Uebel, die man bekämpfen muß — nicht mit einem brutalen Messer — bewahre! mit dem puren, unvermischten Wissen. Wo dieses Wissen sitzt? Ich will es Ihnen offenbaren, meine Herren. In den schwarzen Pflästerchen, die Sie hier vorhandweise auf dem Tisch liegen sehen, steckt es. Mit ihm keine Leichdörner, keine Fußschmerzen mehr. Rasche, sichere Heilung — Alles, was Sie nur wünschen! Mit der Gebrauchsanweisung nur die Kleinigkeit von 2 Sous, 10 Centimen, meine Herren!"

Ein Hokuspokusmacher ist noch jener Mann mit der blauen Jacke und dem Matrosenhut. Wie er's angefangen, sagt die Geschichte nicht. Genug, er brachte es im Laufe seiner Schiffercarrière zum Besitz eines Receptes, vermittelst dessen er sämmtliche Kahlköpfe der Erde binnen ganz kurzer Zeit in den Besitz eines Haarwuchses setzen könnte, wie er ihm selbst in Folge des Gebrauchs seiner Löwenpomade zu Theil geworden. Ist es seine Schuld, daß die unvernünftige Welt der Kahl-

*) Kugel (balle) heißt in der pariser Artistensprache so viel wie „Franken".

Digitized by Google

köpfe und Dünnhaarigen sein Recept nicht gebührend anerkennt? Er weiß es doch genugsam an; er streicht doch oft genug mit allen fünf Fingern durch die Wellen seines langen Haares; er spricht sich doch häufig genug die Reife kosten. Von den Hundertmillionen von Franken, die der Erwatrote im Verlaufe seiner Balsam-Periode zurückgelegt, ist in seinen Harangueu nie die Rede.

Gewiße Hokuspokusmacher legen sich bei ihren Paraden wesentlich auf das Mimische und Oratorische. Zu diesen gehört der berühmte Bleistiftkünstler Mangin. Der treibt sein Wesen so ziemlich überall. Häufig vor der Börse; auch auf den unteren Boulevards; Sonntags oft im Angesicht des Pflanzengartens. Hat Mangin vor, Geschäfte zu machen, so nimmt er über sein Civilkleid einen verbrämten Mantel um, stülpt einen blanken römischen Helm mit Federbusch auf, steckt seinen Knappen in ein Costüm, das ihn dem seinigen paßt, und spricht nun von seinem Zweifpänner herab einen orotorisch-panegirischen Hokuspokus auf seine Bleistifte. Kaum ist er mit dieser Rede zu Ende, so beginnt der mimische Hokuspokus. Das heißt, der Knappe hebt an sein Instrument, die Orgel, zu spielen und Mangin wirft sich in die Brust, nimmt ein Heidenbrett, eine Bleisäbel, und fängt nun an, sich von den Gesichtern der Umstehenden als Caricatur zu Papier zu bringen, was, sobald man das entstellte Conterfei erkennt, natürlich „ungeheure Heiterkeit“ erregt. Auch läßt er sich wohl nieder, schneidet einen Bleistift zu und treibt die Spitze mit kräftigen Schlage in das vor ihm liegende Brett, um einen Beweis von deren Härte zu liefern. Oder aber er schüttelt nach dem Takte der Leierkastenmusik einen Kerb mit gelben Denkmünzen, die er zu eigenem Ruhm hat schlagen lassen und als Reclame mit seinen Bleistiften in die Welt schickt.

Hier ein anderes Paradigma!

Es ist Sonntag. Seht ihr den Mann im blauen Frack mit blauen Knöpfen dort inmitten der Menge am Eingange des Jardin des Plantes? Er bahnt sich einen Weg durch das Gedränge. Vor dem daselbsten offenen Wagen macht er Halt. Richtig, das war sein Ziel! Er besteigt ihn. Ein Mannlein von winzigem Aussehen folgt ihm auf dem Fuße nach. Auf beiden Wagen lagert ein hohes Roth. Ist das Scham? Der Blaue steht vor dem Vordersitz im Wagen, der Kleine hat vor einer Theorgel im Hinterheil des Wagens Platz genommen. Im Augenblick wird die Masse der Gaffer dichter. Rasch faßt an Kopf umfaßt den Wagen ein breiter Menschenring. Was soll es geben?

Der Mann im blauen Frack mit den glänzenden Knöpfen steckt einen Schlüssel in das Schloß einer daselbsten Kiste. Der Schlüssel knirscht, das Schloß gibt nach — der Deckel fliegt auf. Was geschieht?

Der Blaue winkt mit der Hand seinem Gefährten. Der erhebt sich, setzt sich in Positur und fängt an zu drehen. So wie die ersten Fortetöne der Orgel einherbrausen, rasselt aus der Kiste ein menschliches Gerippe empor. Der Blaue hält's gepackt, fest, sicher. Er stellt es vor sich hin, er umfaßt es mit beiden Armen. Seine Linke faßt den rechten, seine Rechte den linken Knochenarm. Was hat er vor?

Nach dem Takte der Musik beben und senken sich die fleischlosen Arme. Das Knochengerüst bewegt sich in den possirlichsten Verrenkungen. Die dürren Glieder klappern dabei im Rhythmus der Orgel.

Das ist eine andere Art mimischen Hokuspokus!

Jetzt scheint der Mann im blauen Frack die Mimik satt zu haben. Er zieht seinem Gerippen einen Hut. Die Orgel schweigt.

Das Gerippe rasselt wieder in die Kiste, den Sarg des Charlatanismus. Der Blaue reckt sich. Er stellt sich stramm hin, etwa wie Mirabeau auf der Rednerbühne, die linke Hand an der Seite, die rechte zum begeisterten Gruß bereit. Einen Blick, in dem sich die Sufffisance des Charlatans und ein gewisser Ekel abspiegelt, wirft er noch auf die Menge der Gaffer, dann hebt er an*):

„Die Worte, die ich jetzt an die mich umringende geehrte Gesellschaft richten will, sind dem Anschein nach Worte eines Charlatans, aber im Grunde Worte eines Mannes der Wissenschaft. Denn so wie Sie mich hier sehen, stand ich vierzehn Jahre als Leibarzt im Dienste des Kaisers von Marokko. Ach, da lernte ich so recht einsehen, wie Unrecht der Arme hat, sich über sein Loos zu beklagen und das des Reichen zu beneiden! Sollten Sie es glauben, meine Herren, daß Seine marokkanische Majestät mit wenigstens zwanzigmal seine Ernennung vom Tode zu verdanken hat? Ja, meine Herren, warum es nicht sagen? Der mächtige Kaiser litt an den fürchterlichsten Diarrhöen (Lachen) —, an den entsetzlichsten Zahnschmerzen und — an solchen Magen- und Mundtritten, daß sein Athem — — doch Sie erlassen mir das Uebrige, nicht wahr? Das Bild ist gar zu düster, gar zu wenig geruchlos (inodore). (Lachen.) Trotz einer solchen Anhäufung von physischen Calamitäten brachte ich es dahin, daß nicht nur die Organe des guten Mannes wieder regelmäßig functionirten, sondern er auch aller und jeder Schmerzen total entbunden wurde. Um nur einen Punkt anzuführen: wissen Sie, meine Herren, was es heißt, einen hohlen Zahn haben? Es ist das der schrecklichste der Schrecken, ein Reservoir für Speisepartikelchen, die nachher die abscheulichste Metamorphose zu erleiden haben. Ich bien! Seine Majestät hatte lauter hohle Zähne. Nun können Sie sich denken, meine Herren, was ich auszuleiden hatte und wie tief ich graben mußte, um das Uebel mit der Wurzel auszureißen. Aber es gelang mir doch, meine Herren, und die Freude des Kaisers von Marokko kannte keine Grenzen. — Deßhalb aber sage ich, und kann es Ihnen nicht oft genug wiederholen, meine Herren! Nehmen Sie Ihre Zähne in Acht! — Eine hübsche Reihe Zähne vergleicht der Dichter mit einer Perlenschnur. Schöne weiße Zähne sind ein Empfehlungsbrief, der oft mehr nützt als ganze Kasten geschriebener Atteste. Wir haben Beispiele, daß ein junges Mädchen ihre ganzes Lebensglück verscherzte — bloß weil sie schlechte Zähne hatte; daß einem schönen jungen Manne die Millionen einer reichen Wittwe entgingen — einzig und allein, weil seine Zähne nicht gerupft waren. Ach, ein Zahn ist leider kein Kostkorb, der, nachdem man ihn abgeleert hat, sofort wieder wächst. Wer einen solchen zweimal in seinem Leben verloren, hat keine Hoffnung auf Wiedererstattung mehr. . . . Und dann die mit dem Hohlsein und dem Fehlen verknüpften Uebelstände! Einerseits bahnt die Ausspracke viel von ihrer ursprünglichen Reinheit ein, andererseits nimmt der Athem in so hohem Grade verpestende Eigenschaften an, daß den Unglücklichen, der damit behaftet, auf 36 Stunden in der Runde Alles meidet. (Lachen.) Indessen Scherz bei Seite, meine Herren! Diejenigen unter Ihnen, welche meine Rathschläge nicht immer befolgt haben, mögen sich damit trösten, daß vor Ihnen ein Mann steht, der, so mahr er vierzehn Jahre Seiner marokkanischen Majestät diente, im Stande ist, Ihr Uebel, und wäre es noch so groß, radical zu heilen. Jener Herr da (er zeigt auf den Orgeldreher) litt an den abscheulichsten Mundkrankheiten; sein Athem war ein Ausbund von verpestetem Luftstrom. Alle, die berühmtesten Aerzte, hatten ihn aufgegeben. Da kam er zu mir, und ich heilte ihn. Das Zaud breht er mit jetzt mein Orgel. (Lachen. Geben Sie wohl Acht, meine Herren! Wenn Einer sich dieses probaten Zahn- und Mundwassers bedienen will, braucht er nur einige Tropfen davon in ein Glas zu schütten, eben Sie — so — (er nimmt ein bereit stehendes Glas mit Wasser, gießt von dem Elixir einige Tropfen hinein) — dann einen Schluck davon in den Mund zu nehmen, und sich mit einem reinen Handtuch die Zähne abzureiben, um sie so weiß zu machen wie Schnee. Wie Sie sehen, sind meine Zähne ganz schwarz. Dieß kommt daher, weil ich seit gestern Abend stark geraucht habe. Ich bien! Sie sollen ein Wunder sehen. Allez, marchez!“

Der Orgelknappe dreht vom Neuem. Während das altersschwache Instrument sein «Il a des bottes, il a des bottes, il a des bottes, bottes» in die Welt hinausstingt, nimmt der wieder Mime gewordene Redner einen Schluck von dem wasservermischten Elixir, hält den Zeigefinger der rechten Hand in den Zipfel eines Handtuchs und reibt mit ihm in Sechsachtelakt seine Zähne, reibt und reibt, bis von dem Liede ein ganzes Couplet heruntergedudelt ist. Dann spuckt er plötzlich, was er im Munde hat, aus, trocknet sich mit der Serviette ab, zeigt der erstaunten Menge seine weiß gewordenen Zähne, legt der Orgel Schweigen auf und spricht den Epilog: „Wissen Sie wohl, meine Herren, was mir Aehnliches zustieß? Ich war in Marokko, als mir Seine Majestät den Kaiser von Marokko einbrachte? Tausend Franken per Flacon, meine Herren! Sie staunen, nicht wahr? Aber Sie mögen ruhig sein, ich bin ein Menschenfreund, der sich seine Leute anlacht. Ich ferne Männer bot mein Wissenschaft, Collegen, die mein Elixir für 50 Franken die Flasche abkaufen. Ich selbst verlaufe es nicht einmal zu 25 Franken, nicht einmal zu 20, ja nicht einmal zu 10 Franken. Der billigste Preis, zu dem es abgelassen wird, ist 5 Franken. Ich könnte es zu 4 ablassen, aber nein, die Menschenliebe treibt mich noch tiefer herunterzugehen, die Menschenliebe nimmt mich. (Lachen.) Nicht um 4, nicht um 3, nicht um 2, nicht um 1 Franken, nein, um 50 Centimen gebe ich mein Elixir. Hören Sie es, meine Herren, um 50 Centimen! Wer die Gelegenheit benutzen will, der trete näher. Heran, heran! Morgen ist's zu spät. Morgen haben mich die in der Provinz. Heran, heran! Nur 50 Centimen. Allez, marchez!“

Nun drängt sich, wer laufen will, unmittelbar an den Wagen. Der Blaue wickelt ein Fläschchen nach dem andern in ein Stückchen Seidenpapier, reicht es herab und kassirt seine 50 Centimen dafür ein.

Endlich hat der Zudrang sein Ende erreicht. Der Herr gebietet dem Knechte Schweigen. Die Menge verläuft sich. Da wendet sich der Blaue an den Kleinen: «Allons prendre un cagon!» (Wir wollen hingehen und ein Glas Wein trinken.)

Jetzt wissen wir, daß das auf ihren Wangen lagernde Roth nicht die Röthe der Scham.

So könnte ich Ihnen von Jongleurs und Taschenspielern, fahrenden Quacksalbern und Kauderern noch manche amüsante Hokuspokusscene auftischen. Aber das Beste wird sein, wir verschieben dieß bis zu unserm Hintritt vor das Publikum auf dem Buchhändlerwege.

Friedr. Carl Peterssen.

*) Diese Rede ist an Ort und Stelle soll wörtlich von und aufgezeichnet worden. F. C. P.

Digitized by Google

Hänschen und Hans.

Der Grete folgt ihr Kälbchen
Wie'n Hündchen auf das Feld —
Die Grete denkt: Als Hänschen —
Nichts Liebres auf der Welt!

In Lieb' leckt's meine Hände,
Und schmeichelt mit dem Schwanz — —
... Da kömmt stolz anrotiret
Der Fleischermeister Hans!

Er schaut erst an das Kälbchen —
Die Grete nebenbei,
Er wirft um's Kalb — um Greten —
Und ihre Meierei.

Die Grete denkt: Du warst doch
Bisher 'ne dumme Gans —
Viel lieber als das Hänschen
Ist doch der reiche Hans!

Sie bindet ihrem Hänschen
Selbst um den Fleischerstrick:
Daß es auf ihrer Hochzeit
Das festste Bratenstück!

... Es ist eine alte Komödie —
Doch wer drin hat agirt,
Der schwört: es sei 'ne Tragödie,
Man werd' gar sehr gerührt!

W. v. Richtenberg.

Digitized by Google

Naturlich.

Novelle
von
Carl Freiherr von Gumppenberg.
(Fortsetzung.)

4.

„Jean, sage einmal den Führer, ob wir noch weit bis zum ersten Hotel zu steigen haben!“ befahl die Fürstin Schwarzenfeld, — „es werden wohl deren zwei vorhanden sein, — ich sah das wenigstens auf dem Rigi,“ wandte sie sich an Clara, welche in die sich eben öffnende feine Fernsicht versunken ihr Thier angehalten hatte; — „und es ist auch partout nöthig, denn es wäre doch eine etwas starke Zumuthung für uns, unsere Tasse Thee mit den Führern und Bettelstudenten in derselben Kneipe zu nehmen!“

„Sans doute, Maman,“ erwiederte Clara lächelnd, — „deshalb finde ich es besser, daß gar kein Hotel sich auf diesem Berge befindet, wie mir der Führer eben sagte!“

Ein langes „Ah!“ des Erstaunens und der Bestürzung entrang sich den trockenen Lippen der Fürstin, und sie mußte sich am Sattelknopfe festhalten, um nicht den Eindrücken dieser Schreckensbotschaft zu erliegen! — keine Bouillon in der Nähe, — kein Bobenschneidesulm,“ — was doch das für ein ungebildetes Gebirge ist! —

Frau Jwar einen kleinen Bogen beschreibend auf die Almhütte zugesteuert, hatte seine Kraxe abgenommen und sich, den Schweiß von der Stirne trocknend, auf die Bank gelegt, welche längs der Fronte des bölzernen Gebäudes hinlief. Sein Blick überflog mit rascher Hast die vier Gestalten, welche den rasenden Hagel herankamen, und ein höhnisches Lächeln bewegte die Spitzen seines Schnurrbarts. „Die könnten auch was Gscheideteres thun, als herzigsein,“ dachte er sich, „denn die sehn sammt ihre Guder nig, als ihre glanzirten Handschuh! — nu, e' Fräule, das muß ma' sagen, das ist a ganz b'sonders Leut,' so stirnehm und nachher doch mit unserein'm so g'mein, daß ma' 's frei gern bab'n muß! — die sollt' a Sennbrinn word'n sein, — auf dieselbige Alm gieng' ich dieweil'n in Heimgart'n!“ — —

Baron Arthur hatte eben den mühsam entstandenen Entschluß der Fürstin, in dieser erbärmlich aussehenden Anstalt etwas warme Milch mit Zucker zu nehmen, aus ihrem höchsteigenen Munde erlauscht, das Glas fester in den Augenwinkel genöthigt, — ein Paar martialische Falten auf die Stirne gelegt, und drückte nun dem Ekel die silbernen Knöpfe seiner Sporen in die Weichen, daß er erschrocken einen Satz machte und zu traben begann. Er hatte es in gerabester Linie auf die Thüre der Almhütte abgesehen; plötzlich stutzte der Gaul und strabte sich, vorwärts zu gehen; allein sein Reiter verstand keinen Spaß und strafte diese Auflehnung gegen seinen Willen mit ein Paar kräftigen Wadenschlägen, welche das Thier zu einem abermaligen Sprung nöthigten, mit dem es — bis an den Leib im Stallmist steckte! — „Sacre bleu, — was ist denn das?“ rief der Baron, während sich seine erbitzten Mangen entfärbten und der Gaul durch die Bemühungen, sich aus dem Schlamm herauszuarbeiten, nur immer tiefer in denselben verfant, sodaß die lackirten Reitstiefel des Barons ebenfalls schon in die See stachen. „Kerl, steht er denn nicht, daß ich umsteige?“ rief er jetzt, den Hals des Thieres umklammernd, mit bebender Stimme dem Führer zu, welcher boshaft lächelnd mit ausgestreckten Beinen und gekreuzten Armen oben auf der Bank saß: — „so kommt mir doch in's Teufelsnamen zu Hilfe! — Hilfe! — Hilfe!“ — rief er jetzt, als der Ekel, von der Freudlosigkeit seiner Arbeit überzeugt, in stiller Resignation sieben blieb und anfing, die großen Blätter des Lattichs zu kauen, welche den Schlamm überwucherten und sah den Baron unsichtbar gemacht hatten. — Die Fürstin war von dem Schrecken sprachlos geworden und hatte das kleine Krokallflacon an ihrer Uhrkette unter die Nase geführt, und der Ekel steckte mit seinem vergnüglichen Reiter wirklich heute noch im „Scherr“ der Raineralm, wenn sich nicht Clara seiner erbarmt und dem Führer zugerufen hätte, er solle doch beispringen, der Baron könnte unwohl werden. — Das wirkte! — sofort sprang Franz auf, trug ein Paar große Steine herbei, warf sie hinter dem Ekel in den Schlamm, holte dann das Brett, über welches er selbst zur Hütte vorgedrungen war, und legte es auf die Steine, dann rief er dem Baron zu, welchem der kalte Angstschweiß auf der Stirne stand, er solle sich einmal umwenden und auf das Brett herabzusteigen die Gefälligkeit haben. — Ein Brett? — das klang wie das „Land, Land!“ der hungernden Schiffsvorte, und Baron Arthur fühlte sich in diesem Momente muthiger als Columbus! — Ehe das Thier Zeit hatte, einen übrigens fruchtlosen Versuch zum Ausschlagen zu machen, wohlgiebig sein Reiter nach hinten auf das Brett herab und grüßte, sich verneigend, graziös die beiden Damen, wie ein Grotestänzer, welcher eben einen unübertrefflichen Salto mortale glücklich ausgeführt hat.

„Grâce à Dieu,“ rief die Fürstin, — „ach, lieber Baron, ich habe Todesangst um Sie ausgestanden, — Sie haben doch nicht Schaden genommen, comment?“

„Pas du tout, meine Gnädige,“ erwiederte Baron Arthur, indem er sich zum Lachen zwang, was seiner noch todtenbleichen Miene einen unheimlichen Ausdruck gab, — „so war so gar keine Gefahr verbunden, — die beiliese Pfütze hier ist nicht einmal tief, wie Sie sehen, meine Damen, und wenn dieser infame Kerl, dieser Führer, nur eine Sviße gesagt hätte, so wäre Ihnen diese lolossale Aufregung erspart geblieben; schade daß ich meine Reitgerte vergessen, ich wäre just dazu disponirt, diesem Burschen eine gehörige Lection zu ertheilen!“

„Beruhigen Sie sich, lieber Baron!“ sagte Clara lantt, — „nachdem bei dem Unfall nur Ihre übrigens allerliebsten Stiefel etwas gelitten zu haben scheinen, so können wir uns zu dem Ausgang nur gratuliren! — Kommen Sie, — wir wollen in jener Hütte etwas ausruhen, und dann, neugestärkt den Weg zur Bergspitze fortsetzen, auf die ich mich, nebenbei erwähnt, unendlich freue!“

„Ah!“ rief der Baron stehen bleibend aus, — „wir sind wohl noch nicht am Ziele, mein Fräulein? ne das ist grosartig! — wie lange sollen wir denn noch durch diese Stein- und Schlammwüste emporklettern? — — wenn nicht taufend unsichtbare Mosquitten mich an Ihre Seite fesselten,“ setzte er dann mit schwärmerisch zu den Wolken erhobenem Blicke hinzu, — „ich würde keinen Schritt weiter gehen; — doch mit Ihnen, theure Clara, ging ich selbst — —“

„In diese Pfütze hier?“ ergänzte das Mädchen lachend, — „das, theurer Baron, überlasse ich Ihnen und Ihrem Ekel! — sehen Sie nur das arme Thier an, wie es aussieht!“

Franz hatte den Ekel mit nicht geringer Mühe auf festen Boden gebracht und begann ihn nun am Brunnen abzuwaschen.

„Voila,“ rief Baron Arthur aus, — „ein neuer Beweis, wie wenig Takt dieser Führer besitzt, — statt meine schonsüchs verwöhnten Gemeinschaft in besseren Stand zu setzen, — wäscht der Kerl vor Allem das Thier, — zu dem ihn, wie es scheint, verwandtschaftliche Gefühle hinziehen, bedehe!“ Der Baron erwartete, daß Clara über seinen sarkasmen Witz wenigstens lachen werde, allein er hatte sich getäuscht, und wenn er den eigentümlichen Blick, welcher sich auf den großen blauen Augen auf ihn fiel, verstanden hätte, — er würde es im eigenen Interesse vorerst haben, wißig gewesen zu sein! —

Wie übergehen den kurzen Aufenthalt der Gesellschaft in der Almhütte, das Ab- und Wiederaufsaden der Seisenschachtel mit den Rococo-Damen, des Necessaires mit den silbernen Becher und Lössel, womit etwas Milch geschlürft wurde, — und endlich das Besteigen der Bergkante auf steilen, schmalem Pfade über Gerölle und durch Zwergfohrengebüsche; — wir übergehen das Alles, weil sich hiebei nichts Ungewöhnliches zutrug, und finden die Reisenden bereits am Ziele angelangt. — Die Fürstin war ganz vorher gesichtlich gewesen, zum ersten Male seit dem Besteigen des Eseis den tauben Gebirgsboden mit ihren niedlichen seidenen Stiefletten zu berühren, da die engen Stafseln, welche hier in den Felsen gehauen waren, ein weiteres Vordringen der Eisel verhinderten. — Todmüde war sie auf der Kante angekommen und sah sich nach Jemandem um, dem sie mit Anstand in die Arme fallen könnte; allein der Baron lag bereits ausgestreckt im Grase und schien ebenfalls sehr erschöpft; — denn der Führer hiezu in's Auge zu fassen, wäre ein Skandal vor der Welt gewesen, welche sich unabhebbar rings ausbreitete, und so blieb Niemand übrig als Jean, dem die Fürstin nun, die Augen schließend, zurief: „Gib mir den Arm Jean, ich glaube, — ich bin jede — sehr unwohl!“

„Um Gottes willen Durchlaucht!“ erwiederte der Kammerdiener scheinbar erschrocken herbeispringend, — „das gibt ein schönes Malheur! — wenn wir nur schon wieder zu Hause wären! — wollen sich Durchlaucht nicht legen? ich werde schnell die Schaise holen!“

Clara hatte, von der Erhabenheit der Fernsicht betäubt, Anfangs die Situation ihrer Herrin nicht bemerkt, jetzt sah ihr Blick nach dieser Richtung, und sofort begreifend, was vorging, eilte sie zur Fürstin, welche mit schlaff herabhangenden Armen und fahlen Wangen auf einem Felsbrocken saß.

„Die Gnädige hat ihren Zustand wieder!“ sagte Jean mit einem aufrichtigen Seufzer, — „da ist nichts zu machen, Fräulein, wie Sie wissen!“

Clara beugte sich über die Fürstin, betrachtete sie einen Moment aufmerksam und schmiegte dann dem Kammerdiener sprachlos zu, indem sie sich schweigend neben die Kranke lagerte und ihre Besichtigung des Panoramas fortsetzte. — Welch winziger Theil der großen Welt war es, den ihr freisender Blick in einer Minute durchflog, und doch, — welch lange Zeit würde ihr Fuß gebraucht haben, all die Flecken, Dörfer, Einöthöfe, Wälder, Seen und Flüsse zu berühren, welche diesen Flecken Erde enthielt? — Clara erinnerte sich hierbei lebhaft einer uralten Karte, welche sie im Corridor des Pensionats hatte hängen sehen, und welche auffallende Aehnlichkeit mit diesem Panorama haben mußte. Jetzt kam Baron Arthur mit kühnen Schritten hastig und freudestrahlend auf sie zu:

„Mein Fräulein, haben Sie denn schon bemerkt, daß man die Thürme von München sieht? ich habe sie soeben mit meinem Feldstecher, — brillantes Instrument das! — entdeckt; das ist grosartig, kolossal auf

Digitized by Google

Ehre! — nun bin ich mit den Strapazen dieser Partbie doch einigermaßen ausgesöhnt! — Ah hört' ich Schwingen, hört' ich Flügel!" — schwärmte der Baron mit ausgestreckten Armen nach der in köstlichem Dufte liegenden Hauptstadt hinaus, wo seine Freunde vielleicht eben bei einer Austernpartbie mitleidig seiner gedachten, während er auf der Felsenkuppe seinen noch obenen Magen auf die Heimkehr verdrößlen mußte! —

Wie verschieden waren die Empfindungen zweier Menschen, auf welche dieselben äußeren Naturkräfte einwirkten, und welche bestimmt waren, eng verbunden durch's Leben zu wandern! So verdorrt der gleißende Fliegenwitz unter denselben Sonnenstrahlen, aus denen die edle Agave Lebenskraft saugt! —

Ganz andere Gedanken beschäftigten Franz, welcher einige Handvoll trästigen Alpengrases aus den sürlichen Felsenritzen gestaubt und sie den angedrumdenen Eseln zur Erfrischung hinabgetragen hatte, und sich nun, an die Felswand gelehnt, auch etwas Ruhe gönnte. — Da drüben dreitete sich die Brederspitze aus; — dort am Gehänge war der Stand, wo er den unseligen Gemsbock erlegt, und jenseits des Thälchens dort — — er sieh den Kopf auf die Brust sinken und bedrte die Spitze des Bergstocks in das Gestein: — was war aus dem Förstermarl geworden? — lebte er, oder hatten die Fächse heute Nacht bereits seine Leiche umkreist? — — es schwindelte dem sonst so beherzten Burschen, — er wußte sich mit Gewalt aus diesen schrecklichen Gedanken loszubeiten und sich selbst laut zurufen: er kann nicht todt sein, — er muß leben, und dann ist mir ja alles Andere ein Ding, — 's wird sich schon durchreisen! —

Als Franz erleichtert die Blicke wieder erhob, hatte sich um den Gipfel der Brederspitze ein dichtes Wolkenn gelagert; der Wilderer kannte das und eilte sosort zur Gesellschaft empor.

„Fräule!" rief er schon von ferne, — „wenn wir recken heimkommen woll'n, hab'n wir kein übrige Zeit mehr, — 's muß frisch ,abaus' gehn, d' Brederspitz hat schon ihr Haub'n aufgesetzt, und da sebt sich nir, da kommt allerhand a Wetter!"

„Sacre bleu, das fehlte auch noch!" stampfte Arthur mit dem Fuße, — „sag' mal Du vermaledeiter Unglücksprophet, — schlägt denn der Blitz hier zu Lande oft ein?"

Ueber Franzens Gesicht ging ein boshaftes Zucken, indem er erwiederte: „Hübsch oft, gnä Herr, und 's wär g'scheit, wenn's Wetter und erwisch'n thät', denn in Rein'n ist's viel g'fährlicher, — da hat's schon dieweilen ein'n erschlagen!"

Des Barons Wangen wechselten die Farbe, und selbst die Fürstin war aus ihrem „Zustand" erwacht und starrte den Führer an; — sie hatte allerdings die Bedeutung seiner Worte erfaßt, wollte sich aber nicht so rasch ihrer interessanten Nervenschwäche begeben. — Clara hatte mit Franz einen Blick des Einverständnisses gewechselt, denselben aber auf dieser Ausschweifung ertappend sosort wieder errötbend zu Boden geschlagen, und wandte sich nun an die Fürstin, indem sie ihre Hand ergriff: „Chere maman, fühlen Sie sich bereits stark genug, den Rückweg anzutreten? der Führer sagt natürlich, es seien Anzeichen eines Gewitters vorhanden, welche uns zur Eile nöthigen!"

„Eh bien, allons!" erwiederte im Tone einer Märtyrerin die Gnädige, indem sie sich, auf Clara's Arm gestützt, langsam erhob; — „Dotter Steffen hat meinen Tod auf seinem Gewissen, — ich fühle, daß mir meine letzte Gebirgspartbie sein wird! — Ist denn meine Robe nicht sehr devastirt, Claire? — Du wirst sie mir, wenn ich glücklich wieder im Sattel sitze, etwas in Ordnung richten, nicht wahr mein Kind?"

Clara bejahte dieß, und nachdem Alles reiserlig war, bewegte sich der kleine Zug in andere Richtung, als er gekommen war, den Berg hinab. — Im fernen Westen wurden einige Wolkenstreifen sichtbar, welche sich über die Jugspitze und das Wetterteingebirge legten und Franz nicht entgingen. „Wenn wir nur d' Ebnet noch erreichen," sagte er nach einer Weile, die Gesellschaft mit bangem Vorgefühle überblickend, — „a Wetter wird uns g'schwind aufm Rücken sein! — Den Baron triefelt es bereits elsklatt über's Gesicht herab, — er mag sie eben angezündete Cigarrette unwillig in das Gras und sah alle Augenblicke an das noch wolkenlose Firmament empor, ob sich kein Stoff zu einem Büßstrahl ansammle; doch die ganze Natur schien in sorgloser Mittagsruhe zu liegen und keine Störung derselben zu ahnen; nur die Mücken schwärme begannen ganz besondere Sympathie für den durchlauchtigen Nacken der Fürstin zu zeigen, sodaß sie nach einigen fruchtlosen Versuchen, dieselben mit dem Spitzentuch zu verscheuchen, sich veranlaßt sah, dieses Geschäft seierlich Jean zu übertragen; auch die Fiel litten schwer unter den wüthenden Angriffen riesiger Bremsen, welche sich dem Armasche von der Spitze Pferdehaar begleiteten und die Function von Blutegeln an ihren Hälsen verjahen. — Als man durch ein kleines Buchengehölz kam, raschelte es neben Clara unter den Fächern des Farrnkrautes, und sie sah mit einigem Grauen einen kleinen schwarzen Molch vblegmatisch hervorkriechen. „Führer!" rief sie Franz zu, — „was ist denn das für ein häßliches Thier?"

„Aha!" erwiederte dieser, sich rasch umwendend, — „'s Bergmandl merkt schon, daß 's bald naß wird, und das ist sein' Freud'! — solang's aber trocken und dürr bleibt, sind't ma' kein'n weit und breit!" —

„Also meint Ihr wirklich," fragte Clara, einen dankbaren Blick auf die Fürstin zurückwerfend, — „daß uns das Gewitter noch ereilen wird?"

„Ich fürcht' schon, wir werden ihm nimmer auskommen!" erwiederte Franz bedenklich, in die Baumkronen emporspähend, welche jetzt anfingen sich leise zu bewegen. „Hab's denn gar nir bei Euch zum Jubeck'n für'n Reg'n! — jetzt werd' ich mal die grauen Halenücher von der Kraz'n runterthun, — 's doch besser als nix! — und wenn's selbt, so geb' ich Euch mein' Jopp'n, die halt's schon ein'n Puff aus." — Während Franz die Kraze eines Theils ihrer Ladung beraubte und die Riemen der Schawls löste, wurde das Lüftchen in den Baumwipfeln schon zum Winde; einige schlagende Tropfen kam wie die unheerkündende Vorbut eines feindlichen Heeres langsam einhergezogen und nahm Besitz von dem Gipfel der Brecherspitze; trächtende Dohlen kämpften hoch in den Lüften mit dem heftiger werdenden Winde, um das schwindende Obdach ihrer heimathlichen Felsenklust zu erreichen, — und von nir unten klang die gelle Stimme des Hüterbuben der Fürstalm heraus, welcher seine Heerde zum Stalle lockte. — Der Wind wurde zum Orkan! — die uralten Tannen beugten sich ächzend unter seiner Wucht, und der grangraune Bart an ihren weitherabhängenden Aesten flatterte wild zerzaust in die Lüfte; mächtig rauschte der Wald, und dazwischen dröhnte in langen Pausen der dumpfe Rollen sernen Donners, wie das Nahen blutiger Schlacht! — Eine breite schwarze Wolkenlohne, noch zur Hälfte von der halb Absichtet nehmenden Sonne beleuchtet, — war angerückt und sandte die ersten schweren Regentropfen auf die glühenden Felsen herab; ein solcher traf auch die Wange der bis dieher schweigenden Fürstin und machte sie plötzlich alle Schrecken der nächsten Zukunft klar. — „Ah, quel malheur!" rief sie aus, — „es wird regnen, Claire, — und wir haben keinen Wagen bestellt! — ach lieber Baron," wandte sie sich mit fast schmeichelnder Geberde an diesen, „Sie würden mir einen immensen Gefallen erweisen, wenn Sie sich 'n bischen erkundigen wollten, ob nicht in — — ein großer Wagen zu bekommen ist!" — Ueberrascht darauf folgender Donnerschlag verschlang den Rest der fürstlichen Rede und entlockte Baron Arthur einen Schrei des Entsetzens, während er sich tief auf den Hals des Gauls herunterbückte.

„Das hat eingeschlagen!" sagte Franz kaltblütig, während der Donner hundertfältig aus allen Bergwänden wiederhallte, — „'s hangt mir bisweilen an heut', da können wir uns noch freu'n! — aber jetzt thut's Eure Spinnwetta runter vom Kopf, gnä' Frau, wenn ich Euch was einreden darf, und ein's von die Halstücher drüber, sonst waschi's Euch sauber z'sammen!" — und Euch Fräule, sann ich auch nir Besser's raith'n, — 's ist jetzt schon wie's ist, — — jetzt thut's zum Heil'n Christ a gut's G'sicht machn'!" — Ihre Wasserscheu, gnä' Herr, werden's, fürcht' ich, gut brauch'n können heut!"

Hatte der Wald nicht so gerauscht, man würde gehört haben, wie des Barons Zähne einen Wirbel schlugen; der Zwicker hing, gehalten von der auffallende Verwachsigung, tief herab, und sein weitgeöffneten Augen starrten unbewegsich in das dunkelgraue, sich austhürmende Gewölk, unter welchem einzelne zerrissene weiße Schleier vorüberstehen, wie verirrte Schäfchen einer heimgezogenen Heerde! — Die Regentropfen mehrten sich, — der Donner kam näher, — die Blitze zuckten häufiger und mehr plötzlich prasselte dichter Platzregen nieder, als ob der Himmel alle Schleusen geöffnet hätte! —

„Da der unter den Tannenbaum!" rief Franz, auf einen mächtigen Stamm mit breiten Aesten losdeutend, — „bis das Aergst' vorüber ist, bist's dodt! —"

Kaum war Alles um den Tannenstamm zusammengedrängt, als sich unter den Regen einzelne Hagelschlossen mischten; dann hörte es plötzlich ganz zu regnen auf, doch die momentane Hoffnung Clara's wurde grausam entlüsicht: — eine einzelne Schlosse von ungewöhnlicher Größe knickte ein Paar kleine Aesten der Tanne und fiel dann mit solcher Wucht auf das Hinterheil des Esels, welcher die Fürstin trug, daß dieser entsetzlich einen gewaltigen Satz in's Freie machte, hiedurch die überraschte Reiterin in das Gras schleuderte und nun Miene machte, das Weite zu suchen! — Die Fürstin stieß ein herzzerreissendes Jammergeschrei aus, und während Clara, Franz und Jean sie vom Boden aufzuheben sich bemühten, erklärte sie ächzend, daß sie kein heiles Glied an ganzem Körper mehr habe, — sie könne weder Arm noch Beine rühren, und müßte nun hier schmählich zu Grunde gehen. — Es blieb jedoch wenig Zeit zur Entscheidung dieser Lebensfrage, denn ein furchtbares Hagelwetter brauste schon von ferne hörbar einher, schlug mit riesiger Wucht Blätter und Zweige von den Bäumen, vernichtete all die Blümchen und dunkelgrünen Gräser an den Berghalden, schlug in die festen Blattschieden des Vatikhé runde Löcher und spaltete die Schindeln auf dem Dache der Almhütte! — Und unsere Reisenden? — sie bitdeten eine fast komische Staffage in diesem grauenhaften Bilde! — Die Esel waren ihrem Schicksal überlassen und hatten, ihrem natürlichen Instinkt folgend, sich jeder unter einen dichtbewachsenen Baum gestüchtet. Clara und die Fürstin lauerten an den Wurzeln der Tanne, Franz hatte seine Lodenjoppe über ihre Köpfe und Schultern gebreitet, wodurch den einzeln durch die Aeste prasselnden Hagelschlossen ein Theil ihrer ver-

Digitized by Google

legenden Wucht benommen wurde; Franz selbst war durch die Krise, mit welcher er sich auf den Boden stieß, hinlänglich geschützt; nur Baron Arthur war schlimm daran: — er hatte zwar den Weinlorb seines Inhalts entleert und über den Kopf gestürzt, allein die übrigen Theile seines zarten Körpers blieben dem Umwetter unerbittlich ausgesetzt, und die häufigen Schmerzensrufe aus seinem Munde bewiesen, daß dieses wenig Schonung für ihn kannte. — Die Gesellschaft mochte eine lange Viertelstunde in dieser peinlichen Situation verharrt haben, als allmälig die Schleusen seltener wurden und wieder schwerem Regen Platz machten. Allein die stets von Neuem wahrscheinden Wolkenberge ließen keine Hoffnung auf ein Versiegen dieser Quellen aufkommen, und nach einer kleinen Pause brach Franz das Schweigen, indem er sich erhob und sagte: „'s wird nichts Besser's zu machen sein, als weiterzugehn, ich glaub' mit, daß so bald ein End' hergeht!“

Niemand antwortete ihm, aber in seine fragenden Blick aus den großen blauen Augen, der nun dem seinigen begegnete, las Franz einerseits das Nichtbegreifen eines guten Ausganges dieser Affaire, andererseits die unerschütterliche Zuversicht in seine Hilfe und Erfahrung; und Franz sah es in der That als seine heiligste Pflicht an, komme was da wolle, die Reisenden nach Kräften vor Gefahren zu schützen. —

Die Thiere waren wieder eingespannt, die Reisenden saßen mit Tüchern verhüllt im Sattel, und Baron Arthur hatte den Korb als Schirm beibehalten; so setzte sich die Karavane unter unaufhörlichen Strömen des Regens von Neuem in Bewegung. — Die nur auf engem Umfreis sichtbare Landschaft hatte ein Wintergrau angetan, und die rasigen Abhänge waren durch die Eismasse zu schlüpfrig geworden, daß die Eisel beständig ausglitten. — Die Fürstin hatte in Folge der schrecklichen Ereignisse wieder ihren Zustand bekommen und sprach aus Furcht, daß einer der Regenbäche, welche ihren Weg vom Halsonche herab über ihr Antlitz zu nehmen wagten, wohl gar in den durchlauchtigen Mund gerathen könnte, — keine Silbe mehr; und Clara suchte ängstlich in dem Nebelmeere unten nach einem tröstlichen Gegenstande, an den sie das schwanke Schiffleln ihrer Empfindungen anbinden könnte! — Endlich tauchten die Umrisse einer Almhütte empor, und mit erleichtertem Herzen steuerte man dieser Oase zu. —

Aber noch war das boshafte Schicksal nicht gesättigt, welches sich die armen Bergfahrer heute zum Opfer seiner Laune auserkoren! — es lag noch etwas zwischen ihnen und der Almhütte, — etwas das tose und schäumte, und große Felsbrocken mit sich fortwälzte hinab in die Tiefen, — ein vom Regen und Hagel angeschwollener Gebirgsbach! —

„Das ist und grad' noch abgangen!“ sagte Franz, indem er einen scheuen Blick auf die beiden Reiterinnen warf, — „das wird Hip' kosten, die Eisen da drüber zu bringen, — wenn nur keiner ausrutscht, sonst ist's g'hehlt!“ —

Baron Arthur war durch den lockenden Anblick der unfernen Almhütte kühn geworden und tritt rasch an den Rand des Baches vor. „Das wäre nicht übel,“ rief er, — „so'n Eisel wird doch noch zu bändigen sein? — Sacre bleu, das wollen wir sehen!“ — Allein seine Sporen und Wadenbeine waren diesmal vergebens, das Thier war überzeugt, daß es dem tosenden Element nicht gewachsen sei, und Nase und Hufeisen vorgestreckten Vorderbeinen und die Nüstern aufblähend regungslos da. — Franz konnte eine kleine Schadenfreude nicht verbergen, allein ebenso schnell trat die Nothwendigkeit vor seine Seele, auf andere Weise den Uebergang über den Bach zu ermöglichen. Ein rascher Entschluß gewann in ihm die Oberhand: — er band seine Krage ab, entblößte die Beine bis zum Knie und sagte dann: „Gnä' Frau, wenn Euch dranliegt, in d' Höhn nüberkommen, so müßt's Euch schon übertragen lassi'n, — anderst geht's nit!“ —

„Aber Führer!“ fiel ihm Clara in die Rede, — „das Wasser wird Euch mit sich fortreißen, — beherzt doch die Gefahr! — die herabrollenden Steine werden Euch — —“

„Apapah!“ rief Franz lopfschüttelnd, — „'s wird nit so gefährlich werd'n, — hab's schon öfter probirt, und mein Schutzengel sagt nit leicht aus!“ —

Wäre die Fürstin nicht so vernichtet gewesen, — der Antrag des Führers hätte keine Aussicht auf Annahme gehabt; — aber in diesem Zustand der Apathie duldete sie sogar die Berührung durch Arme, in denen kein adeliges Blut rollte, und welche sie jetzt ohne viel Umschweife vom Sattel hoben. Franz watete in den Bach und setzte nach ein Paar kühnen Schritten seine gewohnte Last um anderen Ufer auf einen bemoosten Felsen nieder, um auch die andere Schutzbefohlene zu holen, deren banger Blick jeder seiner Bewegungen gefolgt war. — „So! jetzt kommt Ihr dran, Fräule,“ sagte Franz, als er glücklich wieder am diesseitigen Ufer angelangt war; — „der Bach reißt fakrisch, 's darf Einer gut auf'n Füß'n heim, sonst ist's nit zum Mach'n!“ Clara zitterte wie ein Espenlaub, als der Führer seinen Arm um sie schlang, — aber — wenn sie sich selbst fragte, ob es die Gefahr war, die sie erbeben machte, — so antwortete ihr muthiges Herz rasch mit einem „Nein,“ — und sie konnte sich diese innerste Aufregung nicht erklären! — wie'r wenn Baron Arthur sie über den Bach getragen hätte, würde sich diese Empfindung auch eingestellt haben? — ihre Gedanken verwirrten sich, und das Räthsel blieb ungelöst! — Auch Franz war mit der Fürstin viel leichter hindurchgesprungen, als jetzt; — die Gefahr erschien ihm auf einmal viel größer und machte seinen Schritt bedächtiger, aber weniger fest wie vorhin! — Mächtig brauste der Bach und wälzte eben ein großes unförmliches Felsstück, worauf ein junges Fichtenstämmchen hilflos empor grünen Arme in die Luft erhob, — von der Höhe herab, — eben als Franz mitten in seinem Bette stand. Er fühlte Clara's Herz an seiner Brust lauter pochen, sie klammerte sich ängstlich an seinen Nacken, und ein leiser Aufschrei entrang sich ihren bloß gewordenen Lippen, als der Gischt des aufspringenden Wassers, welcher dem Felsblock unmittelbar vorbergieng, ihre Stirne benetzte; — — Franz war einen Moment ins Knie gesunken, im nächsten aber hatte er sich wieder emporgerafft und wankte nun mit seiner kostenbleichen Bürde an das Ufer, wo er sofort unter den Angstrufen heftigen Schmerzes zusammenbrach.

„Was ist Euch, Fr — — Führer? — — seid Ihr verwundet? um Gottes willen sprecht!“ hat Clara, sich zu dem Aechzenden herabbeugend. Franz biß sich auf die Lippen und deutete schweigend auf seinen linken Fuß, dessen Zehen einen schauderhaften Anblick boten: der Felsblock hatte seinen Weg über dieselben genommen und sie gräßlich zugerichtet! —

„Nicht blos, wie lange wer'd ich noch in diesem Jammerthier dort stehen müssen?“ klang jetzt die Stimme Baron Arthur's herüber, — „wird der Führer wohl bald genug ausgeruht haben und so freundlich sein — —“

„Aber Baron,“ unterbrach ihn Clara mit einem Ausdruck in ihren Zügen, wie sie wir an dem sanften Mädchen bis jetzt nicht entdeckt hatten; „leben Sie denn nicht, daß der arme Mann verwundet ist, und unmöglich noch einmal diesen gefährlichen Weg antreten kann? — sorgen Sie lieber, daß wir Leute bekommen, um den Verwundeten in die Hütte zu bringen!“ —

„Ei bien, mein Fräulein,“ rief der Baron gereizt herüber, — „sorgen Sie gefälligst, daß ich über diesen Strom gebracht werde, dann stehe ich ganz zu Ihren Diensten!“

Clara's würdigte ihn keiner Antwort mehr, sondern eilte mit großen Schritten der Almhütte zu, während die Fürstin ihr erstaunt nachsah und dann Franz zurief: „Heda! Er wird uns doch noch Hause führen können, wie?“

„Ich thu' halt, was ich kann, gnä' Frau,“ erwiederte der Führer mit von Schmerz unterbrochener Stimme, — „aber jetzt gleich kann's mit sein, das Ding thut einmal zu weh und ist kein Spaß, — das dürft's mir glaub'n, gnä' Frau!“ —

Drüben tonnte Baron Arthur wie besessen am Bache auf und ab, bis er endlich die Stelle entdeckte, wo der verhängnißvolle Felsblock sich festgesetzt hatte; wenn er denselben erreichte, schien es möglich, von dort aus an das andere Ufer zu springen. Jean lief hinter dem Baron nach und wartete auf die Gelegenheit, welche diesen über den Bach brächte, um auch davon zu profitiren, ohne sich viel aufstrengen zu müssen. Nun ließ er sich dazu herbei, einige Steine in den Bach zu werfen, auf welchen die beiden Zurückgebliebenen, wenn auch mit etwas feuchten Füßen, den Festen erreichten. Der Baron nahm sich nun mehrmals einen Anlauf, probirte die Elasticität seiner Sprungmuskeln, maß mit dem Zwicker die Entfernung des Ufers ab, und wagte endlich den Riesensprung, der ihn glücklich — mitten in den Bach warf, daß das Wasser hoch über ihn emporspritzte! —

Die Fürstin stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sank ohnmächtig zusammen, — Jean wollte nach solchem Erfolge seines Vorgängers feinerseits das übrige Leben nicht in Gefahr bringen, und der Baron beulte, ohne den Wellen des Baches widerstehen zu können, erbärmlich nach Hilfe! —

Franz überblickte die trostlose Lage des Barons einen Moment, dann erhob er sich mühsam und hinkte so rasch es der mit dem Taschentuch eingebundene Fuß gestattete, an die Unfallsstelle; dann streckte er dem im Wasser Liegenden die Hand hinab, welche dieser hastig ergriff und sich an derselben unschwer erhob.

„Das hättet Ihr mit ersparen können!“ sagte er dann aus Ufer gelangt zu Franz, welcher sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte; — „nun bin ich wegen Eurer langweiligen Fuhrerentrung durch und durch naß geworden und werde einen entsetzlichen Schnupfen bekommen! — elligs Volk das! —“

In diesem Augenblick kam Clara athemlos mit der Sennerin und dem Hüttenknaben herbeigeeilt; sie sah sprachlos vor Erstaunen und Entrüstung was vorgefallen war, und hörte eben noch die letzten Worte ihres künftigen Verlobten; — und aus den großen blauen Augen blitzte ein Entschluß, — — den wir aber dem neugierigen Leser nicht voreilig verrathen wollen! — —

5.

Der Wirth im Neuhaus hatte heute seinen besten Tag im Jahre, und wenn sich, was übrigens zu seiner Ehre gesagt, selten vorkam, Schulden in seinem Hausbuche angeschrieben hatten, so wußten die sorglosen Gläubiger recht gut, daß sie nach der Kirchweihe per Heller und Pfennig bezahlt würden. Diese war aber heuer keine gewöhnliche, wo

Digitized by Google

nur getanzt, getrunken und zum Schluß gerauft wird, sondern heute war eine ganz besondere Ehre damit verbunden: — der leutselige Herzog Max in Bayern gab den Gebirgsschützencompagnien der umliegenden Thäler ein Scheibenschießen mit ansehnlichen Gewinnsten; unaufhörlich knatterten die wohlgezielten Schüsse, gellten die Jubrufe der geschmückten Zieler und dröhnten die Böllerschüsse in vielfältigem Echo rings von den Bergen zurück. Die Bäume, welche den Schießplatz begrenzten, waren mit blauweißen Fahnen und Guirlanden geschmückt, und zwischen ihnen die Schießstände aufgeschlagen, um welche sich die schönen kräftigen Gestalten der Gebirgsschützen in ihren kurzen Joppen mit blauweißem Armband, grünen Westen, „Kniebösle“ und festlich gezierten Hüten malerisch gruppirt hatten. Obwohl für Bänke und Tische reichlich gesorgt worden, so vermochten dieselben doch nur ein Drittheil der Gäste zu fassen, während die übrigen auf gedeckten Fässern oder auch im Grase lagerten und bereits die „gute“ Kammer der Wirthin ihres ganzen Inhaltes an buntbemalten Glaskrügen und zinnernen Kannen beraubt hatten, da aller dürrige Vorrath an Trinkgefäßen längst vergriffen war. In Folge dessen bildeten sich kleine Actiengesellschaften, welche von dem zusammengelegten Kapital ein Faß Bier erwarben, und von Zeit zu Zeit einen vollen Krug unter den Actionären kreisen ließen. — Einer dieser Gesellschaften gehörte auch der Hoferfranzl von Schliers an, welcher nicht allein zu den schmucksten Schützen der Compagnie zählte, sondern es auch verstand, den burschwelkenden Gemsbärt aus dem Centrum der Scheibe zu locken, sodaß der Zieler dreimal hintereinander umkreiste, jedesmal einen Purzelbaum schlug und der Zuschen ganz heiser wurde! — Franzl war ein vortrefflicher Schütze, und manche von den aufgeputzten Dirnen, welche heute den Zeltplatz besuchte, war der Baumerzyn neidig um ihren Buben; eine davon, die bedächtige Altersliese von der Zell, wollte sogar behaupten, daß Franzl den Semerin, welche in nagelneuen Sonntagsstaate neben ihm auf einem Baumstumpfe saß, sehr wenig Aufmerksamkeit schenke, und meinte sogar, es müßte keine Hexerei sein, ihr den schneidigen „Loder“ wegzuschnappen. — Franzl lagegen war anderer Ansicht; aus seinem feck umhergewendeten Blick strahlte das Bewußtsein der Unüberwindlichkeit und Sicherheit im Besitze seines, denn sie einmal ihre Gunst zugewendet, und der sie heute nicht blos deshalb zur Kirchweihe gebolt haben mußte, weil es ihr lang gehegter Wunsch war, sondern vielmehr um seiner selbst willen, denn er hätte ja hübsch weit gehen müssen, meinte sie, um eine Gesellin aufzureiben, welche sich ihm so willig an die Seite stellen konnte! — Die in zahllosen Ringen um den Spitzhut gelegte goldene Schnur, das großgeblümte schwerseidene Halstuch, dessen hochgebende Busenwellen an dem zierlich aufgenähten Mieder brandeten, — der in bundert kleine Falten gelegte roth und grün gestreifte Rock mit den breiten blauversenen „Aurruch“ darüber, und endlich die tadellos weißen Strümpfe, welche den langen Rock bis an die spitzigen Waden hin unverdeckt ließ, — es war Alles darauf berechnet, das Auge zu blenden, daß es die „Fliege“ auf dem Stutzen nicht mehr sieht, und der Zieler nach vergeblichem Suchen mit seinem Instrumente verdächtige Bewegungen in die Luft macht! — Allein Franz schien von diesen Reizen nicht gerührt zu werden; er war zerstreut, und sprach nur höchst gleichgültige Dinge mit Zenzl, und wenn wir seine Kälte nicht begreifend einen nasewesen Blick in seine geheimsten Gesandtengänge werfen, so treffen wir da — blutigen Kampf, — erbitterte Parteien, die sich mit gezückten Waffen gegenüberstehen, — blaue Augen und braune Augen, — leichte Cavallerie mit Fiseln und schweres Fußvolk in Holzschuhen, — sie bekämpfen sich in buntem Gewirre auf Leben und Tod! — Als Franz eben zufällig der Sennerin ins Gesicht sah, bemerkte er zum ersten Male mit einigem Mißfallen, daß sie keine großen blauen Augen habe, daß ihre Nase etwas gen Himmel empor strebe, und ihre Lippen negerartig aufgeworfen seien! — Unbegreiflich, dachte er sich, daß ich das Alles bisher übersehen und Zenzl für die sauberste im ganzen Gericht geschätzt habe! —

„Hast gehört, Franzl?“ weckte ihn nun die Sennerin aus seiner Betrachtung, — „'s Lanz'n geht los, den Erst'n werden wir wohl mit'nander haben? nit?“

„Meintwegen!“ erwiederte Franz zerstreut, — „so schlag'n wir halt g'schwind ein'n 'runter! — thust auch mit, Kurbl?“ wandte er sich an den ihm zunächst stehenden Burschen. „Freilich!“ erwiederte dieser, — „'s ist schon ein' Schaar beinander, da hast d' grad' noch Platz mit deiner G'stalin!“

Zenzl richtete Rock und Fürtuch zurecht, steckte das Sträußchen mit dem Rosmarin tiefer in das Mieder, und ging dann an Franzens Hand sich wohlgefällig drehend durch die Menge nach dem Wirthshause zu, aus welchem schon einzelne schmetternde Trompetentöne herausdrangen.

„A sauber's Paarl, die zwei!“ flüsterte es hinter ihnen drein; — „Aber dah'n thun's all zwei nix!“ meinte ein Anderer, — „und der Franzl braucht eine mit Batzen, sonst bleibt er a Fretter sein Lebtag!“

„Ah was!“ fiel ein Dritter ein, — „wenn nur d' Leut' z'sammenpaßn, nachher geht's schon!“

„Da fehlt's aber auch a bißl!“ meinte der Krämer wieder, — „das siehst ihm doch an, daß er d'Zenzl g'rad so mitlauf'n läßt, und kein' rechte Freud' mehr dran hat? — wißt's der Franz ist ein g'spaßiger Kopf! die Sommerfrischler, mit denen er allweil z'thun hat, die hab'n ihn schon halbet verrisch g'macht, und da scheint's mir, ist er halt nimmer recht fristed mit ain' dummen Bauernleut!“

„Hahaha!“ lachte der Schullehrer darein, — „da ist's ein eminal a Gräfin derwischt, der Franzl, — ist schon in der Schul so'n „ertriger“ g'wesn, — das gäb' ein' Hauptgaudium!“

„Ich wär' ihm nit neidig drum,“ meinte der mit dem Gewitzzeichengerisch wieder, — „aber ich fürcht', 's wird ihm der Schnabel sauber bleib'n! —“

(Fortsetzung folgt.)

Briefmappe.

Frl. Pauline P. in Osnabrück. Sie kennen doch das alte: „Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär'?“ — Trösten Sie sich und Ihre Leser, „wundergetrosten“ Briefschreiberinnen damit. Es gibt zwischen Himmel und Erde gar mancherlei Dinge, die in der Briefmappe der Zeitschrift Welt am Rhein unerörtert bleiben.

Hrn. Stud. Paul M. in Wien. Nur nicht gleich verzagt. Bescheidet Sie:

„Wenn auch unsre Bilder starben,
Blieben uns die Leichen doch!“

Hrn. Postrevis. L. in Berlin. Ja, das ist nun mal im leben nicht anders: „Wo sich der Gier mästet, da muß er Haare lassen“ — heißt's schon im alten wahren, wenn auch nicht sehr fein klingenden Sprüchwort.

Hrn. Primaner v. B. in Magdeburg. Wir kennen nur 2 Bücher. Die das freudliche Schülerleben humoristisch behandeln. Das eine ist Gustav's „Schülerlieder“ und spielt in Schulpforta, das andere aus der Neuzeit des Schülers in Berlin benannt erschienen: „Leben und Lieben im Kloster Zisell (am Harz).“

Hrn. Anton F. Jules Verne, von Ihnen so freundlich anerkannte Gedicht ist zufällig vom Schreiber dieser Zeilen, — aber „Name nennen thu nicht!“ Leider können wir Ihre Freundlichkeit nicht erwidern. Ihr Gedicht „Mutterwonne“ ist im Gedanken zu wenig neu und in der Form noch zu eckig.

Frl. Pauline B. in Bergen a. R. Nein, wir werden den hundertjährigen Geburtstag Ihres Landsmanns, des guten herrlichen Emil Merry Arndt nicht vergessen und im Laufe dieses Jahres ihn in Wort und Bild feiern.

Hrn. Gymnasiast Bruno H. in Potsdam. „Wissen und Erkennen sind die Freude und die Berechtigung der Menschheit!“ Humboldt's Kosmos.

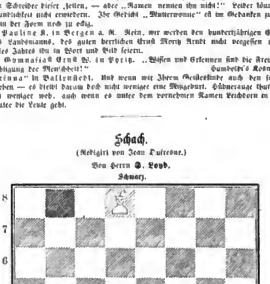
„Gartina“ in Dallenthal. Wir wissen nicht wie Ihren Gesinnungen auch den schönsten Namen geben — es bleibt darum doch nicht weniger eine Mißgeburt. Schämezuge thut darum doch nicht weniger weh. auch wenn es unter dem verneinten Namen Leichdorn in Glanzstiefeln unter der Erde geht.

Schach.

(Aufgabe von Jean Dufresne.)

Von Herrn **S. Loyd.**

Sonnet.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 420:

Weiß.	Schwarz.
1) D. C 3 — D 7 f	1) K. K 2 nimmt E 4.
2) S. F 3 — G 5 f	2) K. E 3 nimmt G 5.
3) D. D 7 — F 7 f	3) Beliebig.

4) Der Läufer gibt Matt.

Auflösung der Charade Seite 420:

Rhein.

Redaktion und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. X. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 40.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Kothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von **F. W. Hackländer.**

(Fortsetzung.)

Von den Reisenden hatte der größte Theil das Schiff in Civita-Vecchia verlassen, so sämmtliche Geistliche, auch die dicke Spanierin mit ihrem Papagei und die vier Champagner und Grog trinkenden Amerikaner, wogegen kein einziger neuer Passagier hinzugekommen war. Graf Landerer hatte sich einen Lehnstuhl hinaustragen lassen auf das untere Deck in der Nähe des Maschinenraums und saß da fröstelnd trotz des warmen Sonnenscheines in einen dicken Plaid gewickelt, neben ihm seine Frau auf einem niederen Tabouret, das Buch über Capri in der Hand, welches ihr der freundliche Professor geliehen, und der nun an ihrer Seite stand, den Grafen mit ernstem Blicke betrachtend. Dieser hustete mehr als gestern, und die Röthe auf seinen Wangen erschien fieberhafter, ganz in der Gestalt von Friedhofrosen, wie man zu sagen pflegt, seine Augen leuchteten düster, und ein tiefer Zug von Langeweile und Mißmuth lag auf seinen bleichen Zügen.

„Ich habe es dir immer gesagt," brummte er verdrießlich, „daß ich die Seereise nicht ertragen kann, warum sind wir nicht mit der bequemen Eisenbahn gegangen."

„Gewiß, Ferdinand, und ich habe Dich auch dringend gebeten, dieß zu thun."

„Natürlicher Weise war ich wieder einmal halsstarrig wie ein Maulthier, das wolltest Du doch sagen," fuhr er sie mit einem bösen Blicke an; „natürlicher Weise gebe ich nie auf einen guten Rath, trotzdem ich es schon im Voraus wußte, daß es mir auf der See so elend zu Muthe werden würde."

Da die junge Frau hierauf schwieg, fuhr er nach einer Pause in gereiztem Tone fort: „Du thust und sagst überhaupt nur Alles aus Widerspruchsgeist. Hätte ich mich für die Eisenbahn entschieden, würdest Du den Seeweg für angenehm gefunden haben; wäre ich für den Seeweg gewesen, so hättest Du Dich für die Eisenbahn entschieden."

„Aber Ferdinand, Du weißt ja ganz genau, daß ich mich unbedingt und ohne Widerrede allen Deinen Entscheidungen füge." Sie vermochte nicht, wie sonst, zu sagen „Lieber Ferdinand", noch vermochte sie ihn anzulieben.

„Fügen, ja wohl fügen, aber mit Widerwillen fügen, mit Widerstreben fügen, so fügen, daß man den Groll in Deinem Innern deutlich auf Deinen Zügen lesen kann!"

Auf meinen Zügen, Ferdinand?" fragte sie mit einem leisen Vorwurf, indessen sie mit einem traurigen Blick das ernste Gesicht des deutschen Professors streifte.

Signora Adelina Patti. (S. 471.)

„Willst Du das läugnen? Plagst Du mich nicht gestern und heute schon mit deinem verdrießlichen, kummervollen Gesicht, um mir deutlich anzuzeigen, mit welchem Widerwillen Du zur See gegangen bist? Hast Du nicht eben jetzt verweinte Augen? Wenn Du auch das bestreiten willst," fuhr er bissiger fort, „so frage doch den Herrn Professor, er wird Dir die Wahrheit sagen."

Sie senkte den Kopf tief auf die Brust herab, da sie wohl fühlen mochte, daß eine verrätherische Röthe über ihre Züge flog, und da sie schwieg, nahm der Professor in heiterem Tone das Wort und sagte: „Da Sie mein Zeugniß anrufen, verehrter Herr Graf, so muß ich Ihnen zugestehen, daß die gute Frau Gräfin heute Morgen allerdings ein wenig ernst aussieht, doch finde ich das sehr begreiflich. Es thut ihr weh, daß sie Sie leiden sieht."

„Was leiden, Herr Professor!" rief Graf Landerer, sich gegen diesen in seinem Sessel herumwerfend: „Der Teufel auch, ich leide nicht. Daß mich die Seekrankheit ein wenig angreift, theile ich mit den robustesten Naturen, und ich möchte Sie heute sehen, wenn Sie, wie ich gestern, gespielt, gewettet und getrunken. — Soll ich vielleicht ihr zu lieb alles das lassen? Pah, dummes Zeug, ich muß selbst wissen, was mir schädlich ist:

Digitized by Google

mir selbst überhaupt nichts, wie Ruhe — gänzliche Ruhe, und vor allen Dingen wäre es am besten, wenn man mit mir nicht immer Unterredungen führte, welche unnöthig meine Nerven aufregen — Ruhe — Ruhe — das ist's, was ich brauche."

Da er sich nach diesen letzten, barsch ausgesprochenen Worten sowohl von seiner Frau als auch von dem Professor abwandte, so sah sich der Letztere sogleich zurück, die junge Gräfin aber erst, nachdem sie vergeblich versucht, ihn durch ein freundliches Wort milder zu stimmen.

Das wackere Schiff setzte indessen seinen Weg unverdrossen fort, und es war ihm und seiner stampfenden Maschine vollkommen gleichgültig, ob es Leid oder Freud', Glück oder Schmerz bei sich an Bord führte. Ja, es hatte heute, besonders jetzt im freundlichen Schein einer angenehmen und nicht zu heißen Nachmittagssonne einen stillen, heiteren, fast tändlichen Anstrich. Ruhe es doch mit ziemlich leerem Verdeck dahin ohne das Geschnatter in den verschiedensten Sprachen der Welt, ohne den rohen Lärm der päpstlichen Freiwilligen, die von Civita-Vecchia mit der Eisenbahn eine Zeit lang bart am Ufer des Meeres gen Rom fuhren und von denen gewiß mancher seitwärts blickte auf das dunkelblaue Meer mit dem schwarzen, still dahingleitenden Dampfer.

„Und sinke ich das höchste Glück,
Ich dächte doch an Dich zurück."

Seltsam — diese Melodie wollte auch nicht aus dem Sinne der jungen Gräfin weichen, und je eifriger ihr immer fort und fort aus den leisen Murmeln der Wellen, auf den gleichförmigen Rauschen der Räder, besonders aber aus dem taktmäßigen Gange der Maschine, zu der sie jetzt einen Augenblick hinabschaute, wie sie gestern Abend gethan, um dann denselben Weg nach dem Vordeck des Schiffes fortzusetzen. Langsam stieg sie dort die eiserne Treppe hinauf, und wenn sie sich auch auf eine einsame Stunde dort oben gefreut hatte, um ihren Erinnerungen nachzuhängen, so war es ihr doch noch lieber, dort oben den guten Professor zu finden, der mit einer aufgeschlagenen Karte dasaß und ihr bereitwillig seinen Schemel anbot, während er sich neben sie auf einen Taustock niederließ.

„Wie es mich freut, meine liebe gnädige Gräfin, daß Sie gerade jetzt hierherkommen, um einen Blick zu werfen dort auf jene so einsach scheinenden Gestade, welche aber dabei in ihrer großartigen Oede, umschwebt von den mächtigsten, gewaltigsten Erinnerungen, einen so tiefen Eindruck auf uns machen müssen. Das ist das berühmte lateinische Ufer; dort haben wir Antium, etwas weiter südlich Porto d'Anzio, dar über hinausblickend Nettuno, und es bilden jene weitgedehnten Linien von Ostia bis zum Cap der Circe, welches als Insel wie ein großer Sandvir bemerisch lagerwoll verübergrüßt, ein fast geschwungenes, Geschichte und Märchen erzählendes Ufer — das, von hier aus gesehen, einen so prachtvollen Abschluß findet in den fernen kleinen Penzaellanten, die sich wie badende Najaden kaum aus den Wellen erheben; und über alles das hinaus blicken die prachtvollen dunkelblauen Albanerberge in ihren wunderbar malerischen Formen auf ein durch die Historie geweihtes Ufer," rief der Professor enthusiastisch aus.

„Ist es mir doch gerade," erwiderte die junge Gräfin mit träumerischem Blick, „als läge vor mir aufgeschlagen da ein großes Buch, in welchem ich schon als Kind geblättert und gelesen."

„Ja, in der That, ein gewaltiges Buch und wie prachtvoll illustrirt, wenn man es heute und da in der Nähe betrachtet. Alles das, was jetzt so still und so einsam, so verlassen scheint und auch wohl ist, war damals, zur Glanzzeit des stolzen Roms, der Ort, wo die vornehmen Römer zur Zeit des Augustus, des Caligula und Nero einen Theil ihrer Villeggiatur hielten, einen mühigen Sommermonat verlebten. Dort, wo jetzt der weiche, schimmernde Sand von den leise rauschenden Meere berührt wird, war damals eine große, prächtige Stadt und ein blühender Hafen, und daneben zur Rechten und zur Linken spielen die kleinen Fischer der Meerfluth nicht in natürlichem Uferfels, sondern in den Resten alter, ehemals prächtiger Villen und Bäder, in Marmor- und Mosaikträmmern. Ja, meilenweit zog sich an dieser Küsten hin ein schimmernder Kranz von Marmorpalästen, von Bädern und Tempeln, und Tempeln mit den herrlichsten Kunstschätzen. Wurde doch in einem derselben der Apoll von Belvedere gefunden, die Diana von Versailles und der Borghesische Fechter.

„Dann versank alles das in Trümmer und auch theilweise in Vergessenheit. Fernher kommende Sarazenen überfluteten zeitweise diese Ufer, strichen gewiß staunend durch diese Ueberbleibsel alter Pracht und Herrlichkeit, und zum Schutze gegen sie baute das Mittelalter dann jene dunkeln, schweren, unförmlichen Thürme, die wir jetzt finster, einsam und verwittert dort auf der Höhe sehen, welche ganz Italien und alle Inseln des Mittelmeers umgrenzen und diesen Küsten einen so sagenhaften und ritterlichen Charakter verleihen. Und auch diese Sarazenen verschwanden im Laufe der Zeit wieder, um Platz zu machen andern Eindringlingen, die uns Deutsche leider näher angehen. Es war die Zeit der Römerzüge. Ueber die Alpen herab stiegen die blonden Deutschen, um, Italien erobernd, die römische Kaiserkrone zu erwerben; zu welchem Heil, zu welchem Glück, das hat die Historie mit gewaltigen, aber blutigen Zügen verzeichnet, und an einen der größten, aber traurigsten Abschnitte jener sennigegenden Geschichte unseres Vaterlandes mahnt dort vor uns jenes kleine weißschimmernde Schloß: der Thurm von Astura."

„Ah, der Aufenthalt des unglücklichen Conradin."

„Ja, wo sich der letzte Hohenstaufe nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo verbarg, latenter ingreditur mente captus, und wo ihn der Verräther Frangipani festnahm und in die Hände des blutigen Carl von Anjou lieferte."

„Wie die glühende Sonne dort im Westen im blutigen Scheine sank damit das Glück der Hohenstaufen ins Meer," sagte die junge Gräfin, nach dem kleinen weißen Punkte hinüberblickend, welcher, wie auch das Cap der Circe, von einem leichten Rosenschimmer umwoben wurde, dem Abglanz des sinkenden Tagesgestirnes.

„Der Vergleich, gnädige Gräfin, ist leider nicht ganz richtig. Die Sonne wird morgen wieder leuchtend über diese Erde aufgehen; aber von den Hohenstaufen ist nichts übriggeblieben, als eine große aber traurige Erinnerung und als in Wirklichkeit jener riesenhafte Sarkophag, der heute noch in den schwäbischen Landen an der Fils steht. Ah, Sie sehen mich zweifelnd an. Ich meine jenen so malerisch emporragenden Berg selbst, der aus großartig in die Aegean springt, wenn wir bei Göppingen durch das geigenreiche Würtembergerland fahren; ragt er aber, von dort gesehen, erhaben wahrhaft königlich empor, so erscheint er uns von entgegengesetzter Seite ganz anders: ich meine nämlich, wenn man von der alten und altertümlichen ehemaligen Reichsstadt Gmünd zum Rechberg hinaufsteigt, das alte Schloß dieses berühmten Grafengeschlechtes hinter sich läßt und in die Neckarebene hinabblickt. Die Sonne ist untergegangen, der Horizont glüht wie im Sehne unzähliger Freudenfeuer, die Gebäude der umliegenden Dörfer läuten zum Ave Maria und in solchen Augenblicken erscheint und der Hohenstaufen im tiefsten Dunkel saft schwarz beschattet wie ein riesenhafter Sarkophag, um den ringsumher die ganze Landschaft trauert. — Sollten Sie je in diese Gegend kommen, so bitte ich Sie, machen Sie jene kleine, auch in anderer Hinsicht so schöne Bergpartie. — Wir scheint aber," hub der Professor nach einer Pause fort, als die junge Dame stillschweigend daisaß, die Augen mit der Hand verdeckend, „meine Schilderung oder hervorgerufenen Erinnerungen haben Sie ernst, traurig gestimmt, und das wollte ich in der That nicht; — es wäre auch eine Sünde bei dem heiteren Abend, der ringsumher auf der See leuchtet und jene klassischen Ufer vergoldet; sehen Sie, was ein guter Maler aus diesem an sich so einförmigen Küstenstrich gerade im gegenwärtigen Augenblick zu machen versteht; ich meine eben die Sonne als Maler. Die mannigfaltig und entzückend färbt die Licht jene jetzt so dustig erscheinenden Ufer, betrachtet vor dem dunklen Thurm von Astura mit goldenem Schein und läßt drüben das alte Antium förmlich verklärt erscheinen; und, wie die weißen Segel der beiden kleinen Schiffe dort aus der dunklen Fluth leuchten! Wahrhaftig, es braucht wenig Phantasie dazu, um sie für ein paar ruhig und majestätisch dahinziehende Schwäne zu halten, so wie die Luft und die herüberkommenden hellen Möven gegen die dunkle Wolkenwand, die sich über Frosinone erhoben hat, für lustig spielende Schmetterlinge."

„Warum nicht für Schiffe und Möven, lieber Herr Professor," fragte die Gräfin mit dem schwachen Versuch eines Lächelns.

„Wahrhaftig, diese Frage hat ihre volle Berechtigung, und man könnte vielleicht des Hervorziehen von Hergleichungen eine böse Gewohnheit nennen, wenn sie uns nicht oft unterstützten, den geneigten Leser unsere Anschauung deutlicher zu machen. — Doch sehe ich dort Ihre Kammerfrau, die sich umherschauend nähert und Sie wahrscheinlich sucht, meine gnädige Gräfin. Wahrscheinlich wünscht der Herr Graf Ihre Gesellschaft, um mit Ihnen zu plaudern, vielleicht aber auch," setzte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen hinzu, „weil er sich unwohl fühlt. — Bitte, ich will Sie durchaus nicht erschrecken, sondern Ihnen nur für diesen Fall meine Hilfe anbieten, was ich vorhin in Gegenwart Ihres Herrn Gemahls nicht gut konnte und mochte. Ich durchsuhrte, um mit Goethe zu reden, die Welt, meine kleine Welt, und es am Ende gehen zu lassen, wie's Gott gefällt, bin aber vielleicht doch noch im Stande, Ihrem Herrn Gemahl eine kleine momentane Linderung zu verschaffen."

Die junge Dame machte eine Handbewegung, wie um ihren Dank auszudrücken, und eilte mit besorgter Miene ihrer Kammerfrau ein paar Schritte entgegen. Doch schüttelte diese leicht mit dem Kopfe und sagte, näher getommen: „Der Herr Graf befindet sich leidlich wohl, spaziert auf dem oberen Verdeck und wünscht seinen Schlüssel zur großen Kassette, den die Frau Gräfin vielleicht zufällig an sich genommen hätten."

„O nein, gewiß nicht. Ich sah, wie mein Mann vorhin, als er dort vorne im Lehnstuhle saß, mit dem Schlüssel spielte. Was will er aus der Kassette."

„Stärkere Cigarren," antwortete die Kammerfrau mit einem leichten Achselzucken.

„Ich werde kommen und den Schlüssel selbst suchen. Sie entschuldigen mich, Herr Professor, hoffe Sie aber später noch zu sehen; denn

Digitized by Google

Ihre freundliche und beherrende Unterhaltung ist mir eine so sehr angenehme."

Bald darauf hüllte die Nacht zuerst die Ufer, dann das Meer und damit auch das Schiff in ihren dunkeln Schleier, und da man morgen früh vor Tagesanbruch Neapel zu erreichen hoffte, auch nur noch wenige Passagiere an Bord waren, so wurde es zur frühen Stunde ruhig unter und auf dem Decke. Nur der deutsche Professor konnte sich lange nicht entschließen, in seine Kajüte und sein enges Bett zu kriechen; und erst als ihm einer der Offiziere versicherte, es sei vor zwei Uhr in der Nacht nicht daran zu denken, irgend etwas von der glühenden Lava des Vesuvs zu sehen, warf er sich angekleidet auf seine Matratze. Doch nur für wenige Stunden, und als er dann wieder auf das Verdeck hinaufging, um in südöstlicher Richtung in die tiefpunkte Nacht hinauszuspähen, zeigte der Himmel dort eine dunkelblaue Aufsicht, wie sie nur in der Art, als sei von gestern ein klein wenig Abendröthe übergeblieben. Wie aber der brave Saintonge wacker vorwärts dampfte, so erhellte sich auch nach und nach jener Punkt, vergrößerte sich, schwamm zu seinen Streifen auseinander und erschien nach Verlauf einer guten Stunde wie ein seltsam leuchtendes Meteor, wie eine glühende Stelle an dem sonst so kalten und ruhigen Nachthimmel. Und dabei war es ein eigenthümliches Glühen, nicht nur am oberen Rande bald stärker, bald schwächer werdend, sondern zuweilen lösten sich aufwärts bellere Streifen ab, leuchtendere Punkte, ja blitzende Sternmassen — ein unbeschreiblich wunderbar prächtiger Anblick dieses großartige Feuerwerk, scheinbar Tausende von Fußen über der Meeresfläche schwebend, so es nicht hell genug leuchtete, um die Silhouette des Berges erkennen zu lassen.

Wie glücklich fühlte sich der deutsche Professor, der ja eigens nach dem glücklichen Campanien gereist war, um die Eruption des Vesuvs zu bewundern, daß ihm der Berg ein so freundliches und doch so großartiges Willkommen bot. Zu jeder andern Zeit würde er sich getreut haben an den ersten Spuren der Morgendämmerung, an dem Verschwinden der Nacht, die im Begriffe war, ihren dunklen Schleier hinwegziehen von dem schönsten Panorama der Welt, von dem herrlichen Golfe von Neapel. Heute hatte er verdrießlich nach dem Lande hinüber im Osten, der ihm jene interessanten Feuer nach und nach auszulöschen drohte. Glücklicherweise stand eine schwarze düstere Rauch- und Wolkenwand über der Spitze des Vesuvs, jetzt in kalter Farbe, dann wieder von der Gluth angestrahlt, bot sogleich ein prächtiger Anblick, und schöne wenigstens noch auf Augenblicke die glühenden Lavaströme vor dem Auslöschen durch die immer und immer klarer werdende Morgendämmerung.

Jschia und Procida, dunkle unförmliche Felsenmassen, schoben sich scheinbar langsam hinter dem Schiffe zurück, und dort wurde Capri sichtbar, die Insel mit der seltsam malerischen Form, die jetzt, wo sie sich so scharf auf dem heller werdenden östlichen Himmel abhob, deutlich als eine kolossale ruhende Sphinx erschien, wie sie Georgerowius so schön und treffend genannt.

Aber völlig war die Nacht der Nacht und der Morgendämmerung verschwunden, die Wolken um den Vesuv geriethen in Bewegung, lang gestreckte dunkle wildphantastische Gestalten lösten sich dort langsam auf, um auf dem stahlfarbig glänzenden Himmel in drohender Haltung dem Tageslicht entgegenzusehen, wie zum Kampfe bereit um ihr Dasein. — Doch schwelgen sie dahin, stehen sich auf, flattertern auseinander vor dem allgewaltigen Lichtglanze, der sich jetzt immer heller, immer leuchtender am Himmelsgewölbe ausbreitete: gelbliche Färbung folgte röthliche Gluth, und hinter Capri wie in einer Glorie zitternde aufblühende Strahlen verkündeten das Herannahen der Sonne — — die aufgehenden Sonne, angestaunt im Golf von Neapel, ein Anblick, der jeder Beschreibung spottet. Und wie prachtvoll war es, als der goldne Schein, nachdem er die hochgelegenen, mit Landhäusern durchflochtenen Höhen um die Stadt, die gewaltigen Klöster, Schlösser, Festungswerke, die tiefpunkten Linien belrahlt, sich nun wie liebend auf die Stadt selbst herabsenkte und plötzlich von den unzähligen Fensterscheiben reflectirend eine Wirkung hervorbrachte, als entzündeten sich dort in einem Augenblicke Tausende und Tausende von Lichterflammen zur freudig festlichen Begrüßung. Doch die Feuer des Vesuvs grollten mit dem Tageslichte und ebenso der deutsche Professor, als er bemerkte, wie die rothglühende Lava und die Spitze des Berges selbst verschwunden waren unter grauen Wolkenschleiern, hinter welchen der Vulcan mürrisch und trotzig sein Haupt verbarg.

Der Anker rasselte in die Tiefe, die Passagiere erschienen auf dem Verdeck, welches in kurzer Zeit mit einer Unmasse kleiner und großer Koffer, Nachtsäcken und Kisten bedeckt war. Ebenso rasch aber verschwanden diese wieder in die von allen Seiten herbeieilenden Boote, und während dies geschah, stand der deutsche Professor immer noch im Ansehen des Berges versunken. Da legte sich sanft eine Hand auf seinen Arm, und sich rasch umwendend blickte er in das schöne blonde Gesicht der jungen Gräfin, welche ihm die Hand zum Abschied bot und ihm wiederholt aufs freundlichste dankte für die viele Güte, die er ihr während der Fahrt erwiesen.

Auch der Herr Graf war minder verbindlich, ja erschien fast heiter, als er seine Blicke über die herrliche Stadt hingleiten ließ, und sagte mit einem unangenehmen Lächeln: „Vedi Napoli poi mori — — meinetwegen auch, wenn man das Leben in dieser herrlichen Stadt bis zur Neige getostet und genossen. Doch wird es auch damit so schlimm noch nicht werden, und ich hoffe auf ein freudiges Wiedersehen, mein lieber Herr Professor, hier im Hotel di Roma, wo Sie und jedwezeit willkommen sein werden, oder später in der ewigen Stadt selber in den Jsole Britannicke." (Fortsetzung folgt.)

Eine musikalische Künstlerfamilie.

(Hiezu das Bild: Adelina Patti. S. 449.)

An einem Aprilabende des Jahres 1843 lauschte ganz Madrid mit Entzücken den hinreißenden Gesange der leuchen hehren Priesterin Norma, die im gewöhnlichen Leben Signora Patti hieß und Primadonna der gastirenden italienischen Opergesellschaft vom Pergola-Theater in Florenz war.

Am andern Morgen hörte ganz Madrid mit nicht geringer Bewunderung, daß die hehre Priesterin Norma über Nacht die Welt mit einem reizenden Töchterlein beschenkt habe!

Dies winzige Menschenkind erhielt in der Taufe den Namen Adelina Patti. Und sie sollte nicht umsonst saft auf den weltbedeutenden Namen und unter den entzückenden Norma-Tönen einer berühmten italienischen Sängerin auf die Welt gekommen sein. Auch ihr Leben wuede Gesang und ihre Welt schon nach wenigen Jahren — die breiteme, — aber für sie lorbeerbustend, reichoergoldet, diamantenblitzend!

Die kleine Adelina kam schon als einjähriges Kind mit den jungen Damen Chiesa, die ein Engagement an der italienischen Opergesellschaft in New-Yort angenommen hatten, nach Amerika. Nach drei Jahren entzückt sie schon durch ihre zeigende Kinderstimme und ihren liebkichen und correcten Vortrag kleiner Liedchen Eltern und Musikfemner. Die Eltern bilden dies seltene Talent mit Liebe und Fleiß aus — und die zierliche bildhübsche neunjährige Adelina singt zum Entzücken der Amerikaner in großen Concerten zu New-Yort, und Vater und Mutter sammeln dabei reiche Goldernten ein. Mit 12 Jahren geht dies jüngste Wunderkind in Gesellschaft des damals berühmten Violinisten Paul Julien auf Kunstreisen durch die Union und wird an jedem Ort, wo sie sich hören läßt, sogleich der verhätschelte Liebling der leicht exzitablen Amerikaner. Jhre reizende Persönlichkeit, ihr süßer Gesang, ihre liebenswürdige Bescheidenheit reißen die kältesten und bittersten Kritiker mit sich fort.

Und dann ist das große Opernhaus in New-Yort im November 1859 zum Ersticken voll und in höchster Spannung: soll doch der langhäufige jüngste Liebling der New-Yorker — die 16jährige Adelina Patti zum ersten Mal heute in einer Opernrolle vor sie treten — und zwar in der schwierigen Rolle der „Lucia".

Und Lucia tritt auf: jugendschön — zierlich und anmuthig in jeder Bewegung, wie ein Waldvöglein, seelenvoll blickt ihr großes sinnliches Auge, reizend lächelt der knospende Mund . . . und wundertar süße, glockenreine, kunstgenannte, frischquellende Töne klingen durch das Haus . . . Alles ist wahrhaft ungekünstelten ursprünglichen Leben an dieser Lucia, wie New-Yort noch keine gesehen hat!

Ja, Adelina Patti ist nicht nur eine Sängerin mit einer herrlichen, gleichmäßig gebildeten Stimme von 2½ Octaven Umfang, sie ist mit der Leichtigkeit des Vogelklanges zu der schwindelnden Höhe des dreigestrichenen f der Königin der Nacht aufschwingt, sie sich bald zur hinreißenden Bravour steigert, bald geschmeidig und biegsam ist, wie flüssiges Silber, deren Triller, Scalenläufer und Coloraturen wie echte blühende Perlen dahinrollen, deren Jntonation golbrein, deren Sicherheit und Technik von bewundernswürdigster Meisterschaft zeugen . . . nein, Adelina Patti ist mehr als das: sie ist eine echte ursprüngliche Künstlernatur, die täglich neu aus dem reichen Fond ihres Seelenlebens schöpft und diesen Schatz doch nie erschöpft!

Es war keine leichte Künstlerlaufbahn, die Adelina mit der Lucia betrat. Niemand versteht eine Goldmine, ein Kohlenlager, eine Petroleumquelle, eine arme Menschenstimme so schnell und so unerbittlich auszubeuten, wie der Amerikaner. Adelina Patti war durch ihre Lucia der Vogel Phönix der New-Yorker Opernbühne geworden — nur wenn Adelina Patti auf dem Theaterzettel stand, war das Haus ausverkauft . . . also mußte das arme sechzehnjährige Mädchen Woche für Woche drei bis vier Mal auf der Bühne den hochvogel Phönix spielen und nebenbei mit rasender Hast und Anstrengung immer neue Opern einstudiren: Nachtwandlerin, Puritaner, Don Juan, Moses, Barbier von Sevilla, Don Pasquale u. a.

Dafür hatte sie freilich den Triumph, daß nicht nur die ganze neue Welt von Bewunderung für sie glühte — nein, auch ihre Mutterecde Europa hallte wieder von dem Ruhme des Wundervogels . . . und dieser Ruhm ließ eine andere junge Mädchenstelle in Paris nicht schlafen — — bis sie sich auch zum Wundervogel entfaltet hatte.

Der Leser weiß, wir sprechen von Carlotta Patti, der drei Jahre ältern Schwester Adelinens.

Digitized by Google

Carlotta ist 1840 zu Florenz geboren. Als zartes Kind schleuderte die leicht erregbare Mutter sie einst im Zorn von sich auf ein Bett — und sie trug ein leichtes, aber unheilbares Hinken davon. Eine hohe musikalische Begabung regte sich auch schon in zartester Kindheit bei Carlotta, und bald war sie eine vielversprechende Klavierspielerin. Die Eltern schicken sie zu dem damals berühmtesten Klavierlehrer Henri Herz nach Paris, und Carlotta hatte schon mehrere Mal in öffentlichen Konzerten mit vielem Beifall gewirkt — — bis der große Erfolg der Schwester auch sie nach dem Lorbeer und — den Goldmetern der „Sängerin" dürsten ließ. Daß sie die Mittel dazu habe, sagte ihr das eigene feinfühlige Ohr am sichersten. Und sie ließ die Finger ruhen und die Stimme arbeiten und bereits 1862 trat Carlotta Patti als Concertsängerin in New-York auf — mit welchem überraschend glänzenden Erfolge, ist noch zu neu, als daß wir hier darauf zurückkommen brauchten.

Es ist viel darüber geschrieben und gestritten worden, welche von beiden Schwestern die größere sei. Wir meinen: Carlotta Patti ist das größte Stimmphänomen unserer Zeit, denn an schwindelnder Höhe, scharf zugespitzten Staccatos und allerlei excentrischen Gesangs-Kunststücken thut es ihr keine andere lebende Sängerin gleich — aber als echte künstlerisch beseelte und ausübende Sängerin überragt Adelina die Schwester bei Weitem.

Das fühlen auch beide Schwestern, daß sie nicht gut neben einander singen können, ohne Vergleichungen auf Kosten der einen oder der andern hervorzurufen. Darum haben sich auch die Schwestern die Hand darauf gegeben: nie zu gleicher Zeit an demselben Orte aufzutreten.

Ja, als Carlotta's Stern in Amerika aufging, räumte Adelina ihr freiwillig das ganze Feld der neuen Welt.

Am 14. Mai 1861 trat Adelina zuerst in London als „Nachtwandlerin" mit glänzendstem Erfolge auf — und seit der Zeit gehört sie wieder Europa an. Seit einem Jahre ist Adelina die reizendste Marquise von Paris, ohne aber der Kunst und den reichen Goldmetern zu entsagen, obgleich ihr Gatte, Stallmeister des Kaisers Napoleon, einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs angehört und Neffe eines Herzogs ist. Erst vor Kurzem kehrte sie gold- und diamantenbeladen von einer Gastreise — einem Triumphzuge aus Petersburg zurück und erntet augenblicklich neue Lorbeeren, — neue Tausende von Guineen in London — während Carlotta nach einer gleich fruchtbringenden Concertreise jetzt dem Padischah zu Konstantinopel für 80000 Francs etwas vorsingt und — lacht!

Dabei ist die Frau Marquise de Bouz auch heute noch ebenso liebenswürdig einfach in ihrem ganzen Auftreten, wie als junges Mädchen. Als sie kürzlich im Stadttheil neuen herzoglichen Palais die Honneurs machte, trug sie unter all' den glänzenden langgeschleppten Atlas- und Sammetroben und Diamanten und Perlen ein einfaches weißes Mullkleid mit einem schwarzseidenen Gürtel und eine halbaufgebundene weiße Theerose im dunklen Haar. Der freundliche Leser wird an diesem kleinen Toilettenzug nicht zweifeln, wenn er unser heutiges Portrait der Künstlerin ansieht.

Die Einnahmen der beiden Schwestern sind die glänzendsten, die wohl je eine Menschenkehle erwarb. Carlotta ersang unter der Führung ihres Schwagers Strakosch und später Ullmann's durchschnittlich monatlich 40000 Francs, während Adelina in London für jedes Auftreten 3000 Francs erhielt. — Aber auch auf der Geige ist diese seltene musikalische Familie vertreten durch den edenso talentvollen als lustigen Geiger Carlo Patti, der seinen lieben Schwestern schon entsetzlich viel Geld gestohlen hat. Schon mit 20 Jahren war er in Amerika edt amerikanisch 2 Mal verheirathet, seinen lieben Eltern verschiedene Male davongelaufen, Freiwilliger der Conföderirten Armee und bei Gettysburg gefangen. Die Schwestern ließen den jüngsten hypergenialen Tollkopf dann nach Europa kommen und im brüsseler Conservatorium ausbilden.

W. v. Richtenberg.

Die junge Mutter.

(Seit S. 473.)

Im grün verhangnen dustigen Gemach,
Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn! Sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Wein armes Thier,"
So flüstert sie, „und bist Du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast Du Deine Kleinen doch bei Dir."

Den Borhang hebt die graue Wärterin,
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Geistlich will sie von dem Trank nippen;
Er mundet schon, und ihre dieschc Hand
Faßt fester den Krystall, — o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?"
„Er schläft," versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding! —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;
Oh man den Schreier um die Wiege hing,
Den Schreier, der am Ernstesst zerrissen?
Man sieht es kaum, sie flicht ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen;
Und eine Runke lieb sie drüber spritzen.
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?"

„Madame, wir haben heut' Mariaag."
So hoch im Mond? Sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — Doch ihr Gehirn ist schwach,
Und leise sachend zieht sie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle flimmerlich
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will es es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsichtig Schritte über'n Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Mariee, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?"
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
„Geduld, Geduld, wenn Liebchen bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz."

„Du süßest Weibwuch, Mann." — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind;" und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ich, wenn Du wiedersiehst die grüne Au,
Sieht über einem Reinen Vögel schwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott Dich, arme junge Frau!

A. v. Droste-Hülshof.

Auch eine Entdeckungsreise.

Von Hermann Meier.

Zu den wenigen Strichen deutschen Landes, die bisher von unsern reiselustigen Touristen fast ganz außer Acht gelassen sind, nimmt das Saterland, ein südwestlicher Theil des Herzogthums Oldenburg, die erste Stelle ein. Die wenigen Schriftsteller, die bisher über diese Terra incognita die Welt Mittheilung machten, scheinen fast darauf ausgegangen zu sein, dem nach Wundersüchten und Abenteuerlichem dürstenden Publikum eine Reihe von Märchen und groben Unwahrheiten aufzubinden. So war es denn kein Wunder, daß unser poetischer Freund, als er vernahm, daß wir im Begriff ständen, dieses verrufene Nachbarländchen zu bereisen, uns zurief:

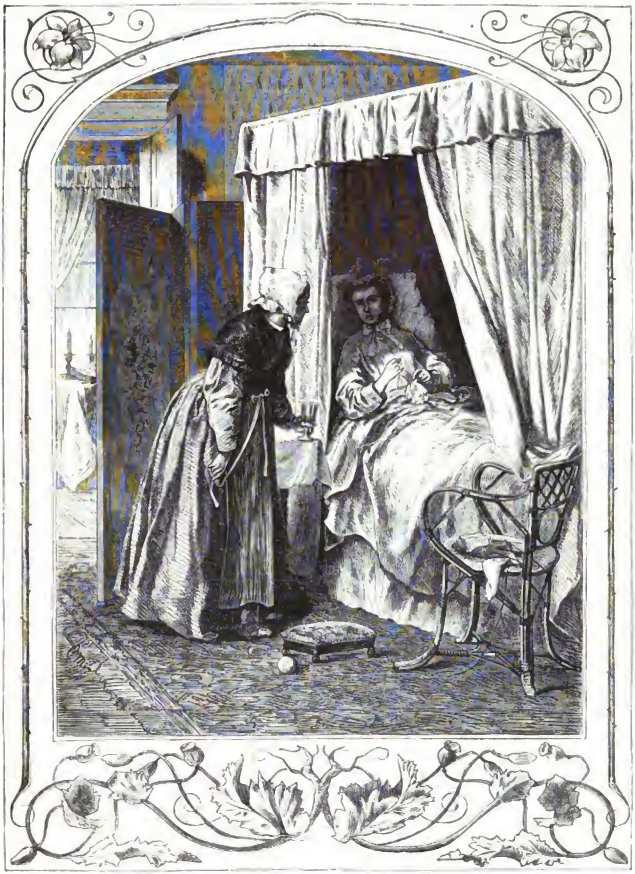
Wer kennt das Land nicht, wo nur Tort die Erde
Und ew'ger Dr... die Wege deckt?
Wer kennt das Land nicht, das bei seinem Werde?
Der Herrgott selber erst zuletzt entdeckt?
Wer kennt das Volk nicht, das bei seinen Kindern
Selbst achtenmäßig aufgewachsen ist?
Wer kennt das Volk nicht, das den kleinen Kindern
Statt Milch nur Fusel in den Rachen gießt?

Doch das war bei weitem noch nicht das Aergste. Daß das ganze Ländchen nur aus sitternden und schwankenden Moor bestehe, auf dem man vor dem Versinken keinen Augenblick sicher sei; daß die Bewohner Barbaren seien, die in elenden Hütten, die mehr in dem Boden, als über demselben sich befänden, ein fast thierisches Dasein fristen und dort halbnackt, zerrissen und zerlumpt dem lieben Herrgott den Tag stehlen — das hörten wir aus mehr als einem Munde. — Einzelne wußten allerlei Specialitäten mitzutheilen, die fast im Stande waren, ein Grausen hervorzurufen: Wenn es je einem Saterländer einfällt, zu arbeiten, so sorgt er in erster Stelle, daß seinem Magen nichts abgehe. Nachdem er seinen Leib mit den wohrigen Landesspeisen vollgepfropft, nimmt er es für den folgenden Lauf des Tages gewaltige Pfannkuchen aus Buchweizen mit. Diese trägt er entweder mit durchgestecktem Stock auf der Schulter oder noch lieber auf bloßer Brust. Bei letzterer Methode bält der Pfannkuchen die Brust, diese jenen warm. — Wenn sie sich nun den Mittagstisch versammeln, so wird das Mahl in einen Trog geschüttet und Jeder fällt ohne Umstände darüber her. Beim Trinken lecken alle der Reihe nach an einem und demselben Stück Zucker, und was heute nicht abgeleckt wird, wandert morgen wieder von Mund zu Mund. Schmutz ist das Hauptproduct des Ländchens, die Sprache eine entsetzliche. — —

Das und noch vieles Andere sollte uns die Luft verleiden, Saterland zu besuchen. Unbeirrt um Alles lenkten wir unsere Schritte dahin.

Will der geneigte Leser daselbe auf der Karte aufsuchen, so werden ihm folgende Fingerzeige dabei behülflich sein. Auf der Karte des nord-

Digitized by Google



Die junge Mutter. Gedicht von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff, illustrirt von G. Mende. (S. 472.)

Digitized by Google

westlichen Deutschlands, an der östlichen Grenze Ostfrieslands, also im Westen des Großherzogthums Oldenburg liegt zwischen etwa 53° — 53° 13′ nördl. Br. und zwischen etwa 25° 26′ bis 25° 40′ östl. Länge jener mit Unrecht verrufene Landstrich.

Saterland, früher Sagterland, Sigilterland, Sagelter-, Sögelter-, Sägterland, von den Bewohnern Säterlohnd genannt, wird von der kleinen Marka oder der Sater Ums durchschnitten. Diese ergießt sich später in den Nebenfluß der Ems, in die Leda. Nur nach Westen und Osten steht es mit der übrigen Welt in Landverkehr; vor 1811 konnte man nur zu Wasser das Land verlassen. Flüchtige fanden hier meistens ein sicheres Asyl.

Die Geschichte Saterlands ist im Ganzen noch unerforscht und wird's gewiß auch bleiben. Im Mittelalter und später noch finden wir die Bewohner in unausgesetztem Kampfe mit ihren Regierungen, denn sie sorgten mit rührender Anhänglichkeit für ihre alten Freiheiten. Mit Stolz nannten sie sich Karl's freie Friesen, und ihr Landsiegel zeigte Karl den Großen in kaiserlichem Gewande von schwärmenden Bienen umgeben.

Ob sie sächsischen oder friesischen Stammes sind, werden auch die nachfolgenden Sagen, die den Namen des Landes zugleich zu deuten versuchen, wohl nicht entscheiden. Vor vielen Jahren — so erzählt Strackerjan in seinem Werke „Volkssagen des Sagen Landes“ — sollen drei Familien in Westfriesland gewesen sein, die wollten sich von ihrer Obrigkeit keine Gesetze vorschreiben lassen. Die Einwohner von Westfriesland wandten sich gegen sie, und nun waren da andere drei Familien, nämlich Blod, Kwol oder Kuk und Kertbost, die wollten mit den einen so wenig zu thun haben, wie mit den andern. „Loßt uns aufpacken,“ sagten sie, „und sehen, ob wir finden ein sachter Land.“ Also zogen sie von dort weg und kamen in ein Land, das war noch ganz unbewohnt und Niemand hatte etwas darüber zu sagen. Da sagten sie: Dieß Land ist viel sachter, hier wollen wir bleiben. Und davon hat das Land den Namen bekommen. — Eine andere Sage erzählt folgendermaßen: In Saterland ist in den ersten Jahren nach der Ansiedelung noch keine Kirche gewesen und die Einwohner mußten immer nach Lahrup im Amte Löningen hin, wo damals die nächste Kirche war, wenn sie des Sonntags die Messe hören wollten. Lahrup war aber sieben Stunden entfernt, die Leute mußten also schon am Sonnabend hinreisen, und dann pflegten die Lahrupper auf ihr Plattdeutsch zu sagen: Dar kamet de Saterbagers, oder auch wohl kürzer, de Saters, denn bei den Plattdeutschen heißt der Sonnabend Saterdag.

In der ersten Sage ist zu bemerken, daß die drei dort genannten Namen noch heut zu Tage im Saterland vorkommen und die einzigen sind, die sich dort als Familiennamen fortpflanzen.

Manches läßt beim Saterländer auf eine sächsische Abkunft schließen. Die nur aus einem Sachsen finden wir auch hier in Fachwerk gebaute Kluft. Sie hat aus einem ungetheilten Raume ohne Thorstein bestehen, große Unreinlichkeit, ungeheizt, ungelüftet.

Das Ländchen hat nur vier Kirchspiele, Sträuchgen, Ramsloh, Scharrel und Neuscharrel. Das Hauptproduct des Landes findet man in allen Dörfern in reichlichstem Maße — Schmutz. Zwei derselben haben freilich steinerne Straßen, doch kann man dieß beim Gehen nur selten, nicht sehen. Mist auch das Gefühl sich verlieren, so wird mittelst eines umgekehrten Rechens der Schmutz abgeschoben. Eine weitere Reinigung findet man unnöthig, und wir wollen gern gestehen, daß wir nach einer solchen Procedur wirklich einige Pflastersteine gesehen haben. Solchen Wegen angemessen geht auch der Saterländer meist immer nur in Holzschuhen, sogar in der Kirche stehen Vieler Füße in diesem groben Fußzeug. Verschiedene Holzschuhmachereien des Landes befriedigen dieß Bedürfniß.

In der trockenen Jahreszeit ist eine Reise durchs Saterland durchaus nicht unangenehm. Nicht nur an allen Wegen, um und in Gärten findet man zahlreiche Bäume, sondern man hat solche sogar als Grenzscheide der Wiesen angepflanzt. Dadurch erhält die sast ebene und niedrige Landschaft ein freundliches Gepräge und bietet dem schweifenden Auge manchen angenehmen Ruhepunkt.

Die Wiesen haben in Folge des hohen winterlichen Wasserstands ein blaß grünliches, kränkliches Aussehen. Sie durch Wassermühlen zu entwässern, ist hier noch nicht versucht. Das wohlgenährte Hornvieh und die theils friesischen, theils Haidschafe scheinen sich aber doch wohl dabei zu befinden. Bei den Vermögenden findet man meistens 2 Pferde und 6—15 Kühe, weniger Begüterte halten 2—3 Kühe, dafür aber eine größere Schafherde. Die Pferde, wie auch der Flachs, wird im eigenen Hause gesponnen und gewebt, und die tägliche Kleidung ist meistens eigenes Fabrikat.

Die Aecker bieten einen wohlthuenden Anblick, besonders wenn die Buchweizen-, Flachs- und Kartoffelfelder in voller Blüthe stehen.

Die Leichtigkeit des Geschäftes erfordert keine schweren Ackergeräthe. Ein einfacher Pflug und eine leichte Egge reichen schon hin und es macht sich gar nicht unangenehm, hinter solcher eine blühende Jungfrau zu sehen, die mit den jüchenden Kühen auf dem verstrauteten Felde zieht. Den Frauen ist überhaupt hier das Leben nicht leicht gemacht. Haus- und Feldarbeit liegt, wenn der Mann mit dem Torfschiffe fort ist oder auf den Mooren gräbt, in ihrer Hand, auch auf letzteren arbeiten sie mit und spannen sich dann vor die Schiffe, solche durch die Kanäle zu ziehen.

Eine Altere, oft steinalte Person besorgt alsdann den Haushalt. Wie aber das Weib im Sommer dem Manne treu zur Seite steht, so dieser ihr im Winter. Spinnen und Stricken versteht er sast so gut wie sie.

Das eigentliche Hochmoor, wo der Torf gegraben wird, gürtet das Ländchen ein, aber auch im Innern durchschneidet es an vielen Stellen die Geest. Das hier befindliche Moor ist eine Fortsetzung jenes großen Hochmoors, welches sich vom Zuidersee durch Holland, Hannover, Oldenburg in das Herzogthum hineinzieht. Es hat im Saterland eine Mächtigkeit bis zu 30 Fuß. Nur in strengen Wintern und in sehr warmem Sommern darf der Unbekannte es ohne Gefahr betreten.

Faßt ebenso schwer ist es, in ein saterisches Haus zu gelangen, indem es vor seinem Eingange von reichlichem Schmutze vertheidigt wird. Wer Scheuen kommt man nicht trocknen Fußes hindurch, und die erforderliche Vorsicht des vor die Füße Setzens darf man nicht anwenden, wenn man nicht von den hier promenirenden Borstenthieren über den Haufen gerannt werden will. Aber endlich sind schreitend und springend, fluchend und lachend alle Schwierigkeiten besiegt und das ganze Haus, welches nur aus einem einzigen Raume besteht, liegt vor unseren Blicken. Rechts und links befinden sich Ställe oder Plätze zu landwirthschaftlichem Gebrauch. Dann kommt ein freier Platz, der Stube, Küche und Kammer bildet. Mitten in demselben befindet sich das Feuerloch; ein Schornstein selbst meistens und muß also der Rauch gehen, wie er das Freie gewinnt. Zur Rechten des sogenannten Gebrek de Beten, gleich den Schiffskojen in der Wand angebracht. Zwischen denselben hängen Rosenkränze und allerlei Heiligenbilder, Handtücher, die einst weiß waren, und messingene Betwärmer. Der Eingangsthür gegenüber hängen die Kajes an der Wand, hinter welchen meistens zinnerne Teller aufgestellt sind. An denselben hängen zinnerne „Kruchen,“ aus denen früher des Hochzeiten das Warmbier getrunken wurde. Wer eine Hochzeit besucht, schenkt der Braut einen Kopp, zinnerne Teller und Löffel und dergleichen Haushaltungsgegenstände.

Viele Möbel kennt der Saterländer nicht; außer Tisch, Stuhl, Bank, Schrank und Bette wird selten noch ein Stück gefunden. Alles aber ist sauber und sieht wie ihr Besitzer. Die Kisten bergen den Sonntagsstaat und manchmal den von Groß- und Urgroßmutter.

Die jetzige Kleidung bietet nicht viel Eigenthümliches mehr. Die Männer kleiden sich wie in Ostfriesland. Bei den Frauen sind die dunklen Farben vorherrschend; die feinen Hauschädchen sind hellblaut und die Röcke dodroth. Sie tragen dunkle Jacken ohne Aermel, ein mit Nadeln zusammengehaltenes Halstuch, einen Strohhut mit unbedeutender Krämpe und dodrothem Bande. Das ganze weibliche Geschlecht trägt die sogenannte silberne Hemdspange. Sie hat die Gestalt eines Herzens, ist oft an der oberen Spitze verziert und trägt den Namen der Jungfrauen, welches auf einer silbernen Kette auf die Brust herniederhängt. Die früher gebräuchliche Furse, ein schwer zu beschreibendes Mittelding zwischen Haube und Hut, wird nur noch selten gefunden. Sie ist aus unzähligen Falten zusammengelegt und besteht aus roth- und gelbleidenem Bande; bei Leidtragenden aus schwarzen. —

So einfach wie Wohnung und Kleidung ist auch die tägliche Lebensweise des Saterländers. Hält ihn seine Arbeit in der Nähe des Hauses, so genießt er früh Morgens Butterbrod und Kaffee, stärkt sich gegen 9 Uhr mit einem mächtigen Pfannkuchen aus Buchweizenmehl, speist des Mittags Gemüse mit Kartoffeln, um 3 oder 4 Uhr abermals Butterbrod und Kaffee und verspeist am Abend die einzige Reise des Tages, oder wenn diese fehlen, Brei aus Buchweizen- oder Roggenmehl. Nur an den vier Hauptfesttagen — Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt — erleidet dieser stereotype Küchenzettel eine Aenderung, indem man sich alsdann an Grütze mit Syrup und Pflaumen, sowie an Kartoffeln mit Schweinefett erfreut.

Ein solcher Topf erfordert kräftige Magen, erzeugt aber auch Gestalten, die ihres Gleichen suchen. — —

Der Saterländer ist mittheilsam und gefällig. Während unseres dortigen Aufenthaltes ist man uns ohne Ausnahme auf das Freundlichste entgegengekommen, sodaß wir unsern dieses Wölchen verlassen haben. Wo und wann wir uns nach dem Wege erkundigten, lief man Alles liegen und stehen, um uns zurechtzuweisen. Mancher verließ Pferd und Pflug, um eine Strecke mitzugehen, damit der rechte Weg ja nicht verfehlt werde. Eine Erkenntlichkeit in Geld wurde in den allerseltensten Fällen acceptirt, ein warmer Dank mit „keine Ursache“ erwidert. Ließen wir nur die leiseste Andeutung fallen, in diese oder jene Küte gehen zu dürfen, so wurde sofort das rothe Schloß geöffnet und Stück für Stück der oft uralten Garderobe mit großer Genauigkeit und noch größerem Wortschwall und gezeigt.

Digitized by Google

Trotz dieses scheinbar devoten Wesens liebt der Saterländer die Freiheit über Alles. Die Gntel haben es noch nicht vergessen, daß die Urahnen sich „Karl's freie Friesen" nannten, daß sie einst jagen, brauen, mahlen und fischen konnten, wo und wie sie wollten, daß sie weder mittler-, noch (außer einer Abgabe von 4½ Tonnen Butter) sonst abgabepflichtig waren. Das Alles ist nun freilich verloren gegangen, sodaß er in dieser Beziehung nichts mehr zu verlieren hat, da er den übrigen Ostenburgern gleich bedandelt wird; aber trotzdem nimmt er alle Regierungsmaßregeln mit Vorsicht und Mißtrauen auf, desärdtend, man könne noch weitere Eingriffe in seine wenigen Eigenthümlichkeiten machen.

Gern erzählt er aus früherer Zeit, wie sich alljährlich am Neujahrstage die zwölf Bürgermeister des Landes auf dem Kirchhof zu Ramsloh versammelt hätten, woselbst jeder Hausvater bei Strafe einer Tonne Bieres dätte erscheinen müssen. Die Bürgermeister verdheilten die geringe Abgabe nach dem Verhältniß des Vermögens; sie vermolteten das Gemeindeeigenthum, entschieden über Grenzstreitigkeiten, vertraten das Land der Regierung gegenüber, protestirten gegen neue Abgaben und Lasten, leiteten die Volksversammlungen und sorgten für die Wahl neuer Beamten. Klagen, die bei ihnen vorgebracht, wurden öffentlich verhandelt. Maß und Gewicht unterlagen ihrer Aufsicht — mit einem Worte, die ganze innere Verwaltung lag in den Händen des Volkes selbst.

Dieses Selbstgovernment hat Charaktereftigkeit, Schärfe des Verstandes, gesundes Urtheil und eine Fähigkeit, einen Eigensinn erzeugt — Eigenschaften, die noch jetzt in vielen Fällen in Erscheinung treten.

Allem hält er seine eigenthümliche Sprache in Ehren. Das eigenthümliche Saterich soll mit dem Westfriesischen eine auffallende Aehnlichkeit haben und will man auch dadurch die einstige Einwanderung aus Westfriesland darthun. Unter sich spricht man nur Saterich, mit Fremden Plattdeutsch. Der Uneingeweihte ist völlig außer Stande, von ihren unter sich führenden Unterhaltungen auch nur das Mindeste zu verstehen, und sie vernehmen ein solches Geständnis mit wohlgefälligem Schmunzeln. — Fast alle Touristen, die vor uns da waren, hatten nur Deutsch oder Holländisch gesprochen, der Saterländer hatte sich nur schlecht mit ihnen verständigen können. Manches war falsch, manches gar nicht verstanden. Unser ostfriesisches Plattdeutsch erötnete uns jegliches Verständnis.

Zur Zeit der französischen Occupation — erzählt man — hatten drei Männer aus Scharrel mit ihrem Boote Contrebande nach Leer gebracht. Sie wurden aber ertappt und einer blieb in Haft. Die beiden Gefährten, die in Erfahrung bringen, daß am folgenden Tage der Gefangene nach Groningen gebracht und dort erschossen werden soll, unterhalten sich, ohne sich scheinbar das Allergeringste um ihn zu bekümmern, in seiner Nähe in ihrem Saterisch. Ohne aufzusehen, rufen sie ihm mit der unschuldigsten Miene der Welt zu: „Jo wollene di meden etter greningen brenge un bi dar bed fgiole!" (Sie wollen Dich morgen nach Groningen bringen und Dich dort todt schießen!) Der Gefangene zieht langsam und unvermerkt seine Holzschuhe aus, ist mit einem Satze aus der Thür und entkommt, von der Dunkelheit begünstigt, mit seinen beiden Gefährten nach Scharrel.

Den Fremden geben sie gern die Zahl 99 zum Nachsprechen auf und freuen sich nicht wenig, wenn derselbe ihr niugen un niungentig (gewissermaßen ihr Schibboleth) nicht rein nachzusprechen im Stande ist. — Die Zahl von 1—20 sprechen sie so aus: ein, two, thrie, fjauer, fiv, seks, sogen, ochte, niugenein, tjen, alwen, tuelef, trettin, fjauftin, fiftin, seketin, sogentin, achtin, niugentin, tuentig.

Die Wochentage nennen sie: Saundey, Mohndey, Dseidey, Midwite, Tuhndey, Frednbey, Sneiwendey.

Wir schließen diese Skizze mit einem Blick auf einige Feste und Gebräuche des Saterländers.

Ein allgemeines Volksfest war früher das nach jetzt um Pfingsten übliche Vogelschießen. Schon vierzehn Tage vorher wurde unter den jungen Mädchen um die Würde einer Königin gelooset und waren alle übrigen verpflichtet, ihr einen kleinen Tribut behufs eines Festgeschenkes für den König zu entrichten. Dieses war und ist ein gewöhnlicher von Bändern und künstlichen Blumen geschmückter Hut. Wer das Glück hatte, beim Vogelschießen das letzte Stück des Vogels herunterzuschießen, wurde König. Die Anfertigung des Vogels aus dem Wurzelende eines Baumes lag dem vorjährigen König ob und hatte dieser dahingegen das Recht, die drei ersten Schüsse zu thun. Nach ihm schoß Jeder nach Belieben, bis der letzte Splitter herunterfam. Der Glücklichste nahm von der Königin den Hut als Preis in Empfang und dankte mit einem derben Kusse. Unter Sang und Spiel begab man sich nun ins Wirthshaus. Der König hatte das Recht, die drei ersten Tänze mit der Königin zu machen und während der ganzen Feier oben zu tanzen. Die große Hausdiele der saterischen Wohnungen gestattet nämlich das Tanzen an mehreren Stellen, die vornehmste ist in der Nähe des Herdes und heißt oben. Später ging's zum Maibaume, der auf hoher Stange vor dem Wirthshause aufgerichtet war. Derselbe wurde dreimal umtanzt, dann stellte sich der König an denselben, die Königin etwas von ihm entfernt und beide spannten ein weißes Taschentuch zwischen sich aus, über welches die ganze Gesellschaft tanzend hinwegspringen mußte. Hierauf ging der Zug in die drei reichsten Nachbarhäuser, tanzte in jedem dreimal um den Feuerherd und kehrte endlich in das Wirthshaus zurück. —

Der Saterländer sucht sich seine Lebensgefährtin in den meisten Fällen in seinen Landen, und so bilden sie eine große Familie. Alle nennen sich beim Taufnamen und duzen sich; nur die Geistlichen und Fremden werden mit „Sie" oder „Er" angeredet. Die Oben werden durchgehends recht glückliche und Unfreie kommt sehr selten vor.

Ist ein Jüngling mit seinem Mädchen fertig geworden, so tritt er vor beiden Eltern, deren Genehmigung zur Verlobung zu erbitten: „Ji din sinä etter wedt wel zi frowen" (Ich bin Willens, euer Mädchen zu freien). Antworten diese: „Wen't wedt der mit to fré is, den sje wi dat jérne" (Wenn das Mädchen damit einverstanden ist, dann sehen wir es gern), so verlobt er sich öffentlich. Die Hochzeit (Wérkeiy) folgt bald und ein komisch aufstaffirter Hochzeitbitter ladet Freunde und Bekannte zu diesem Feste mit folgenden oder ähnlichen Worten ein: „Ji bin ju, spreé us merden ook wet an; wi wolln werkeiy reze, jan mot alle komen, jung an old; eten an drinken seb; bjar an sujel an al wat God vret, seb" (Ich bitte Euch, uns morgen zu besuchen; wir werden Hochzeit halten, Ihr müßt Alle kommen, Jung und Alt, Essen und Trinken ist in Ueberfluß da, Bier und Gewehr und Alles, was Gott gibt in Ueberfluß).

Nach der Trauung gehen die Neuvermählten ins Haus des Geistlichen und werden von diesem bewirthet, während die Trauzeugen auf offener Straße das Volk zu Gaste laden. Diese Pflicht der Zeugen dauert oft sehr lange, bis das ganze Paar seine zahlreiche Verwandtschaft, worüber nun gesagt und getanzt wird bis zum folgenden Morgen. Ist der Bräutigam der älteste Sohn des Hauses, so bezieht er das elterliche Haus; ist die Braut das älteste Kind, so übernimmt er im Hause der Schwiegereltern die Wirthschaft; ist keins von beiden der Fall, so verschafft man sich ein neues Nest. — Ehescheidungen sind die seltensten. Oben reich an Kindersegen; aber die Namen für die Sprößlinge liegen sehr nahe. Sie erhalten abwechselnd die Namen väterlicher oder mütterlicher Seits. Den Taufnamen des Vaters führt der Sohn als Familiennamen, dessen Familiennamen der Gntel wieder als Taufname. Nur die drei oben genannten Familien haben ihren Stammnamen immer sest gehalten.

Die Begräbnisfeier geben jetzt ohne Gepränge vor sich. Auch Frauen folgen dem Sarge. Nach der Beerdigung hört man Messe und Predigt, nimmt im Sterbehause eine Stärkung zu sich und begibt sich dann heim. Der frühere abscheuliche Gebrauch, Wöchnerinnen nicht auf der Schulter, sondern in den Händen zu Grabe zu tragen, ist ganz abgekommen.

Ueberhaupt hat hier schon Vieles aufgehört, was einst Land und Volk ureigen war. Sogar die Grineline hat die Grenzen des Ländchens bereits überschritten und die Cultur leckt immer fort. —

Alles mit Neues.

Bedeutung der schleswig-holsteinischen Austernbänke. In England, Frankreich und Belgien werden die Austern künstlich gezogen, nur wenigen Orten, darunter die Insel Ré, die vor wenigen Jahren eine gänzlich verarmte Bevölkerung beherbergte, deren Austernfischerei jetzt aber gegen drei Millionen Thaler werth sind. Frankreich hat gegen 6000 künstliche Austernparke, welche meistentheils beigetragen haben, den Austernconsum auf das Zehnfache zu heben. In den 700,000 Quadratmeter messenden Gewässern, welche die Bewohner Ré's in Austernparke verwandelten, findet man oft auf einem Quadratmeter Bodenfläche 60 Austernpflanzen, und man rechnet durchschnittlich einzelnen Thieren von 10 Zoll Länge, während einem Viertel von 18 Zoll, hier hat Quadratmeter entlesedet, Wie glaubten nicht, daß ein Quadratmeter auf einer in seichten Bächte nur so großen Fläche einen Ertrag zu erzielen vermöchte wie wirkte. Aber Jahren wie heut, mit Zahlen zu beweisen. Helgoland hat 2000 Einwohner, die jährlich für 33,000 Thlr. Austern fangen. Deutschland hat bei den letzten Jahren die 300 Millionen Thlr. Austern importirt! Es kamen 10,000 Millionen Eerlage, von denen der größte aber doch ein sehr großer Theil in dem „deutschen Meere", aber nur nahe von deutschen Fischern gefangen wurden, in den letzten 30 Jahren nach dem Zollverein. Schleswig hat — wie berechnet nur von der Nordsee, weil das Ostseebecken seine Bedeutung hat — 20 Fischerdörfer, die sich aber fast ausschließlich mit der Austernfischerei abgeben, während Helgoland etwa 240 Oever mit 1000 Mann Besatzung in den Austern sichert sind. Holsteinische Fischerdörfer sind für 23,000 Thlr. verpachtet und der ganze Fang, der von schleswig-holsteinischen Fischern gemacht wird, verschlemmt kaum einem Dreschtheil besitzen, welches das „deutsche Meer" hat. — Viele eine Zukunft hat da noch der deutsche Austernfang! Preußen beschäftigt sich jetzt lebhaft mit dessen Hebung.

*

Zwanzig Jahre eine Kugel im Kopf. Ein interessantes chirurgisches Fall ist jüngst auf der ostafrikanischen Küste der portugiesischen Besitzungen vorgekommen. Ein vierzigjähriger Bauernknecht hat im Jahre 1848 als Neger in Folge eines Streites sein rechtes Auge verloren. Der Kugel jedoch war unter dem äußern Rande der rechten Augenhöhle drehen geblieben. Zwanzig Jahre lang hatte das todtbringende Geschoß in der Kugel sich gesteckt, ohne daß sie ihm irgendeine Beschwerden verursacht hätte. Heftiges Schmerzen, die in jüngster Zeit in der Augenhöhle auftraten, veranlaßten ihn endlich, ärztliche Hilfe zu suchen. Professor Dr. Joseph Bernatzik entfernte die Operation an ihm. Kugel, welche sich in der Vertiefung des zertrümmerten Jochbeinrandes eingebettet hatte, und vom Knochenneubildungen umschlossen war, austzog.

*

Eine schwimmende Zeitung. Auf dem zwischen Louisville und New-Orleans fahrenden Dampfer „Robmond" erscheint eine Zeitung, die „Robmond Daily Light." Ein Redakteur und zwei Setzer sind an diesem Fahrzeug einzig in seiner Art beschäftigten. Seine Bestimmung, welches drei- bis viermal während jeder Fahrt herauskommt und Verkommnisse des Stromlebens beschreibt, aufbewahrt aber auch Gerichtsbriefen und andern Geschäftsbriefen vielfach zur Verbreitung von Anzeigen benutzt wird.

Digitized by Google

Markt in der Thierwelt.

Originalzeichnung von M. Hayder.

Digitized by Google

Natürlich.

Novelle

von

Carl Freiherrn von Gumppenberg.

(Fortsetzung.)

Drohen im Tanzsaal trillerte das Clarinett, brummte der Baß, und im zweiten Theile des Ländlers fiel dann die Trompete mit ihrem stereotypen Geschmetter ein, während sich Violine und Bratsche sie zu begleiten abmühten. Das junge Volk wogte bunt durch einander; die Burschen umkreisten walzend in weitem Bogen ihre Tänzerin, bis auf ein kräftiges Zuskstampfen des Vortänzers die Mädeln losgelassen wurden, und sich wie Kreisel neben den Burschen fortdrehten, welche währenddem auf Knieen und Fersen dem Takt schlugen, in die Hände patschten, den Boden stampften, daß dieser in seinen Grundfesten erbebte, und schließlich Miene machten, ihren Tänzerinnen über den Kopf zu weltigiren; bei einem neuen Satze der Musik ging man dann vom „Schuhplattln" wieder zum Walzen über, was durch Juchzen oder grelle Pfiffe einiges selbst wurde. — Jenzl's Wangen glühten, und auch Franz hatte die Tanzlust mächtig ergriffen; die übrigen Tänzer der „Schaar" ließen es sich gern gefallen, daß der Hofrettarzt dem Schuhplattln den Ton angab, waren sie doch dessen gewiß, daß die Sache dann zusammenging, und das war kein geringer Stolz für alle Theilnehmer. — Neben den Musikanten lehnte an der Tribüne ein semmeldrahtiges Gesicht mit kohlschwarzem Bollbart; seine unheimlichen tiefliegenden Augen verfolgten beständig ein Paar im Tanze, und als Franz und Jenzl nun, um etwas zu rasten, in seiner Nähe stehen blieben, trat er vor und sagte mit eigenthümlichem Ausdrucke: „Mit Verlaub, Herr Franz, — ich darf schon ein bischen dreinlang'n mit der Jenz, nicht?" — Als Franz's rasch erbohrener Blick den Schwarzhärtigen traf, verfinsterte sich seine Stirne, er kämpfte einen Moment mit einem Entschluß, dann sagte er: „Kann Euch nit ausbeh'n für dasmal, Herr Steiner, — müßt's Euch schon um ein' Andere umschau'n, — ich tanz' heut' selber so viel gern!" — Damit faßte er Jenzl an den Falten ihres Mieders und fing wieder zu walzen an. — Der Schwarzbart, welchen die Stickerei auf der grünen Mütze als Forstgehilfen verrieth, mußte diese Antwort bereits erwartet, ja sogar gebeißt haben; mit einem satanischen Freudegrinsen schaute er den beiden Tanzenden nach und murmelte unter drohend erhobener Faust etwas in den Bart, indem er sich rasch dem Ausgange des Saales zuwandte. — „Da daß was Schön's ang'fangt!" sagte Jenzl während des Tanzens, — „das hätt'st dem Steiner schon vergönnen dürfen!" — was hat er Dir denn 'than, daß d' ihn so dast ab'rn lassn'st?" — Franz sah die Semmrin scharf an, und was er in ihren kleinen braunen Augen las, mochte nicht nach seinem Geschmacke sein, denn er biß die Lippen über einander, und als Jenzl eben sich zu drehen beginnen sollte, gab er derselben einen so derben Antrieb hiezu, daß sie beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. — Warum er den Schwarzbart abgewiesen? — als ob er nicht gewußt hätte, daß derselbe schon zu wiederholten Malen versuchte, Jenzl's Liebe in unbewachten Augenblicken zu erobern, — ja, daß er stundenlang in der Baumerhütte auf der Spitzing am Herdfeuer saß, und all seine Beredsamkeit an die Semmrin verschwendete, welche, wie sich Franz jetzt überzeugt hielt, ihm mit keinem Gedanken hätte untreu wurde. Und nun trägt sie, warum e's ihm nicht vergönnt habe? — — sollte sie dem Schwarzen etwa doch insgeheim zugethan sein? — —

Zweifel stiegen in seiner Seele auf, er glaubte auf Jenzl's tanzerhitzten Wangen die Röthe der Verlegenheit zu entdecken, und — — ihr neues Gewand? — hollal nun wurde ihm Alles klar, er hatte sich den Kopf zerbrochen, wo sie die Mittel zur Beschaffung desselben hergenommen, — ja freilich, wenn der Schwarzbart beigetheuert, dann ging's! — es kann gar nicht anders sein, — die Jenzl hat den Steiner und meint, ich merk' so was nit, — aber ich werd's bald herausfinden haben, und dann ist's gar mit uns zwei, — drei' nach, wenn's sein muß!" — Mit diesen Gedanken war auch der Tanz zu Ende, — Alles drängte ins Freie und wieder zur Schießstätte zurück. —

Mittlerweile waren Sommergsellschafte von Schliersee in einigen Gesellschaftswagen angekommen, um sich das Treiben des Bauernvolkes mit anzusehen; denn eine Kirchweihe, und noch dazu mit Schießen, ist für den Stinnegrabben und Gourmander reicher Stoff zum Studium, für die Gesellschaft aber, welche sich jetzt unter der schattigen Silberpappel dort niederzulassen beabsichtigt, ein geeigneter Ruhableiter gegen die Langeweile und ein Gegenstand zu jener Unterhaltung, welche sich nur von abgeschmitterer Ebre, in den Kreis getauchten guten Eigenschaften und humoristischen Todesschlägen zu nähren versteht. — Baron Arthur schleppte eben ein Paar gepolsterter Stühle aus dem Hause, welche er unter der Drohung, die Thüre einzuspringen, von der verdrießlichen Wirthin erwirbt hatte, und sein Freund Oskar, welcher gestern aus der Residenz auf Besuch gekommen war, brachte mit Hülfe des Wirthes den letzten Tisch aus der Remise, welcher wegen der fatalen Wackelmühtigkeit seiner Beine bisher verschont geblieben war. — Ein Paar Bänke waren auch noch reierviert gewesen, und somit war die Gesellschaft placirt. — Die Fürstin Schwarzenfeld und Clara hatten von den beiden Stühlen Besitz ergriffen, während der Baron, da die gute Kammer deren nur zwei aufzuweisen hatte, sich genöthigt sah, verschiedweise auf einer ungepolsterten Bank Platz zu nehmen; allein, das ging denn doch nicht, und sein suchender Blick traf glücklicherweise den Plaid, welchen Jean mitgebracht, — er mußte als willkommener Polster dienen. — Der Kaffee war bestellt, und das Geschrei daß in Gang.

„Trinnen Sie sich, meine Gnädige," sagte Arthur, — „in welchem Zustande wir neulich bei dieser Kneipe verbherbergen? — wenn wir uns heute so präsentiren müßten, das wäre wirklich grauenhaft!"

„Abominable!" seufzte die Fürstin, indem sie zur Verbergung ihrer Schamröthe das Lorgnettchen an den Mund hielt; — „reden wir nicht mehr von dieser Partie, lieber Baron, es soll mir nur ein wüster Traum bleiben, den ich nicht mehr herausbeschworen möchte!"

Arthur wandte sich, da er nun einmal dieses Thema gewählt, an seinen Freund und sagte: „Za, lieber Oskar, da hättest Du dabei sein sollen! — das war soloffal, was wir durchzumachen hatten, ich sühle die Strapaze heute noch in allen Gliedern! — Denke Dir, mit den Damen über scheußlich tiefe Abgründe auf so schmalem Stege, daß jeder Schritt den Tod bringen konnte! — und ein Gewitter dazu, wie es seit die Welt steht nicht da gewesen; alle Augenblicke schlug der Blitz neben mir in einen Baum, daß mir die Splitter um den Kopf flogen! — und wenn zuletzt das entsetzliche Wasser, welches die Felsen des Berges gerieb und die verzweifelten Felsblöcke auf uns herabschleuderte! — ich und Jean, wir wußten uns keinen Rath mehr, wie wir die beiden Damen fortschaffen sollten; Du kannst Dir denken, Oskar, wie unsere Garderobe durch diese Partie demolirt wurde! — ich mußte meine hübschen Pappenheimer, Du kennst sie ja, gleich in Pension geben lassen, und Jean, welcher Alles bezahlte, nebenbei gesagt, sehr kaunt wurde, begleitete mit ihrem ganzen Anzuge sofort ihre Zofe!"

„Aber babt Ihr denn keinen Führer mitgenommen, der Euch beigestanden wäre?" fragte Oskar.

„Ach ja, das vergaß ich Dir zu sagen; wir hatten so'n Lastthier mit und, aber statt uns eine Erleichterung zu gewähren, mußten wir seinetwegen eine volle Stunde in der schmutzigen Alpenhütte verweilen; der dumme Kerl hatte sich, weil der Kukuk wie, den Fuß etwas beschädigt und beulte wie 'n Kettenhund! — mein Gott, wenn man wegen so'ner Kleinigkeit gleich die Fassung verlieren wollte, — da sind wir schon ganz andere Dinge gewöhnt!"

Clara hatte lange gekämpft, — jetzt konnte sie sich nicht mehr zurückhalten, und in einem Tone, welcher den beiden jungen Herren plötzlich den Mund verschloß, sagte sie: „Baron Arthur, wenn Sie in dieser Weise fortfahren werden, unsere Bergpartie zu schildern, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich ebenso schwunglos Ihrem Freunde den wahren Sachverhalt erzählen werde, als Sie eben den armen Führer in ein falsches Licht zu stellen beliebt haben!"

Nach einer peinlichen Pause, während welcher Baron Arthur die Nase seiner Cigarette brennal abstreifte, obwohl längst keine mehr vorhanden war, und Oskar seinen Schnurrbart zu einer Radespitze zusammengedreht hatte, sagte der Baron mit spöttischem Lächeln: „Der Bauernjunge scheint sich ja Ihres ganz besonderen Schutzes zu erfreuen, mein Fräulein; wenn ich nur wüßte, wodurch er sich diese überreiche Gunst erworben hat, — ich würde ihm dieses ertraglose Geheimniß sofort abzukaufen suchen!"

„Spotten Sie nur, Baron Arthur!" erwiderte Clara spitzig, — „Sie könnten wahrhaftig von dem Bauernjungen Manches lernen, was ich leider an Ihnen vermisse!"

„Bravo, brave, Fräulein!" lachte Oskar in die Hände klatschend, — „treiben Sie nur Arthurchen etwas in die Enge, das wird sehr amusant werden!" — Sein Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung, denn ein wüster Lärmen vom Schießplatze her zog jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit nach dieser Richtung, eine willkommene Veranlassung für Arthur, dem bevorstehenden Zweikampfe zu entweichen. „Komm, Oskar," sagte er sich erhebend, — „wir gehen einmal, — wir wollen mal hinsehen!" Dieser schlang seinen Arm in den seinen, und während beide der Scene zueilten, wo sich die Menge auf einen Knäul zusammendrängte, sagte Arthur: „Clara würde sich gründlich blamirt haben, ich bin froh, daß wir ihr diese Niederlage ersparten!"

Wir müssen nun etwas zurückgreifen, um die Veranlassung zu dem Lärmen erforschen zu können. —

Franz war vom Tanzsaale aus zu dem Fasse unter den Bäumen zurückgekehrt und hatte nach raschem Umtrunk den Stutzen ergriffen, um sein Glück im Scheibenschuß zu versuchen. — Viele Neugierige umstellten denselben nach Franzl's Eintritt, und riefen ihm nach jedem Schusse, welcher „um's Kennen" zu hoch oder zu „kurz" neben dem Punkte saß, ein ermuntes Bravo zu. — Plötzlich rief eine Stimme hinter den Umstehenden: „Platz g'macht, — laßt uns durch!" und das Schiedsgericht in Gestalt von drei angesehenen Männern der Umgegend trat vor; einer derselben näherte sich Franz, welcher ihn erstaunt und fragend anstarrte,

Digitized by Google

und sagte in gedämpften Tone: „Franz, bist Du mit in Untersuchung, weil's in Förstermarj g'schoß'n hast? — 's hat Dich Einer angeb'n, und das weißt schon, in §. 2 von der heutigen Schützenordnung, da steht, daß Schützen, die in ein' Untersuchung verwickelt oder sonst schlecht beleumundet sind, nicht zugelassen werden! — 's ist mir leid, Franz, aber wenn's Dich mit rechtfertigen kannst, so mußt aus 'n Stand fort, wir können mit anderst!“ —

Franz war beim Erwähnen des Försterma rj erbleicht, dann aber rasch seine Fassung wieder gewinnend, purpurroth geworden vor Zorn, welchem er nun mit dem Ausrufe Luft machte: „Das hat der Steiner ang'richt't, der Spitzbub! — wer kann mir behaupten, daß ich in Untersuchung bin?“ rief er jetzt, die Menge, welche sich anjammelte, mit herausfordernden Blicke umfreisend, — „der soll hergehn, daß ich ein Wörtl red' mit ihm!“ — Einen Moment herrschte tiefe Stille, dann drängte sich ein Mann mit kohlschwarzen Vollbart und grüner Mütze durch und stellte sich Angesichts Franz hin, indem er ausrief: „Das ist er, der's behauptet, Herr Franz, und sein Wort nicht umstieht! — und wenn Ihr's noch nicht wißt, so wird's Euch das Landgericht morgen schwarz auf weiß ins Haus schicken; angezeigt hat's der Mark bereits!“ — Allgemeines Murren und eingelne Schelmworte gegen den Angeber waren Franzens Erwiederung unverständlich, aber der Ausdruck seiner Gesichtszüge sagte mehr als sein Mund; in den Fingern zuckte es, als müsse er dem Schwarzbart eine tüchtige Lection geben, allein sogleich sagte ihm ein besseres Gefühl, daß hier nicht die Rache sei, die er verantworten könne und dann — war nicht die Magde Steiner's eine Lüge? — konnte nicht wirklich die Untersuchungshaft schon unterwegs sein? — zitternd vor Aufregung faßte Franz den Stutzen und ging gesenkten Hauptes durch die theilnehmende Menge zu seinem Spe, während Steiner triumphierend den Umstehenden die näheren Einzelnheiten zur Begründung seiner Anklage erzählte. —

Franz suchte die Sennerin, — ihr hatte er seine That gestanden, und mit ihr konnte er nun auch die Folgen unbefangener besprechen; allein sie war verschwunden! man hatte sie, als die Menge zusammenlief, auch zum Schießstande eilen sehen, aber sie kehrte nicht mehr zurück.

Franz wartete noch einige Zeit, an einen Baumstamm gelehnt, und schmerzliche Gefühle schnürten ihm die Brust zusammen; auch die Sennerin wollte also von dem ausgestoßenen Schützen nichts mehr wissen und alle verliessen eben mit seinem Verräther zum lustigen Tanze, während er, von düsternden Ahnungen beschaudert, wie an einem Schandpfahle dastand und vergeblich nach einer Waffe suchte, sich gegen die anstürmende dumme Macht zu vertheidigen! —

Das ertrug Franz nicht länger; er warf den Stutzen über die Achsel, drückte den Hut tiefer in die Stirne und eilte hinweg von dem Orte, wo er heute mit so freudig bewegtem Herzen betreten hatte. — — Als er bei der Silberwappel vorüberkam, erhob er zufällig den Kopf, und sein Blick traf jenen aus zwei großen blauen Augen, welche mit inniger Theilnahme ihn verfolgten und in denen er die Frage las: Kannst Du denn wirklich ein Verbrecher sein? — — Er grüßte tüchtig und wandte sich dann rasch weiter, denn Clara's Bild schnitt ihm tief ins Herz, — er konnte den Gedanken am Alles in der Welt nicht ertragen, daß das liebe Fräulein ihn wohl gar für einen Meuchelmörder halte, und beschloß, so bald als möglich ihr sein schwerbelastetes Herz auszuleeren. —

Baron Arthur drückte den Zwicker ins Auge, stirnte Clara scharf und sagte näselnd: „Sie werden Ihren Schätzing wahrscheinlich auch vor dem Schwurgericht vertheidigen, mein Fräulein, n'est ce pas?“ —

6.

Ein kurzer Gewitterregen war über den See gezogen und hatte die lechzende Pflanzenwelt erquickt; ein prächtiger Regenbogen spannte sich vom Rohnberg zur Brecheespitze hinüber, und die entzelnde dunkelblaue Wolkendecke gönnte der Abendsonne noch einen letzten Abschiedsgruß auf den grünen Kirchthurm des Dorfes und die Fenster der höher gelegenen Weinbergskapelle, daß sie Strahlen um sich warfen, so blendend wie die Sonne selbst. Wärziger Duft stieg aus Gärten und Triften empor, von den Tannenwipfeln der nahen Hügel schlug die Drossel, und ihre einfachen taktmäßigen Rufe klangen wie die Mandolinenbegleitung zu der schmeichelnden Romanze, welche Rothkehlchen im Hollunderbusche unter den Fenstern des Hoferbauern sang. — — Clara hatte eines derselben geöffnet und sog mit gierigen Zügen die Lüfte ein, welche ihre Locken in Bewegung setzten, während sie aufmerksam den lieblichen Vogelstimmen lauschte: — sie klangen ihr wie der Wiederhall der Empfindungen ihres eigenen Herzens, das von unbeschreiblichen Sehnen schwoll, und das Lied dieses Sehnens nicht zu entdecken vermochte, — das hätte singen mögen lauter und schmelzender zugleich als Drossel und Rothkehlchen, und doch leinen Ton über die Lippen zu zwingen vermochte! —

Die Fürstin war, das aufgeschlagene „Villafrances“ in der gesunkenen Hand, von den lauen Lüften eingelullt worden und ruhte im Sopha, — willkommener Gelegenheit für ihre Gesellschafterin, ein wenig im Schlossgarten zu lustwandeln und den kleinen Geschöpfen allen, welche nichts auszuplaudern konnten, zu erzählen, daß — — nun was denn? — ja, daß wohle sie selber nicht! —

Clara schlich auf den Fußspitzen zur Thüre und flog hinab in den Garten. — Noch funkelten die Regentropfen an den Gräsern, und der Lustwandlerin niedlicher Schuh glitt barfüßer hin und eignete sich keck den Brillantschmuck des Halmes an, welcher einen Augenblick zu Boden gedrückt, nicht wußte, wie ihm geschah, sich aber den Raub gern gefallen ließ, als er sah, daß es Clara war! — Dem Hollunderstrauch mit seinen dunkeln weißen und violetten Blüthentrauben ernstmohte balsamischer Wohlgeruch, und Clara konnte sich nicht enthalten, im Vorübergehen eine derselben zu brechen; sie betrachtete die kleinen Blüthenröhren aufmerksam: manches war mit dem Einfangen des großen Regentropfens noch nicht fertig geworden, welchen ihm der freigebige Himmel zugedacht, — und aus einem trock eben der kleine Käfer hervor, welcher sich daselbst zum schönsten Obdach gemählt hatte; er strecte seine Glieder, prebirte die Flügel, ob sie nicht den Dienst versagten, und summte dann hinaus in die letzten Strahlen der Abendsonne! — —

Wie glücklich und frei ist doch das Thierchen! dachte Clara, — es weiß nichts von den Schranken, welche die menschliche Gesellschaft spaltet, und es kennt den Himmelsthau und dem'selben Blüthenkelche, an dem der stolze Goldkäfer nippt! — kein Gesetz der Etiquette verbietet ihm, auch der Lausbrone des Baumes, die ihn geboren, herabzusteigen zum verborgenen Immergrün im Haage, und es fällt ihm nicht bei, nachzugrübeln, ob die Larve des Goldkäfers ein edleres Gewächs zernagte als die seine! — — Der Schäfer hat ihnen zu beiden so gleich schöne Welt ungetheilt zum Genusse, sie haben gleiche Rechte darauf, ob eitler Goldschimmer oder einfaches Farbenkleid ihre Flügelbecken ziert! — —

Clara war in diese Betrachtungen derlieft unbewußt bis an den Zaun des Baumgartens gelangt und erschrak heftig, als sie jenseits desselben Franz auf die Sense gelehnt sich gegenüber sah, welcher sie mit dem Ausdrucke innigen Wohlgefallens beobachtet hatte. — Sie wollte sich rasch zur Umkehr wenden, allein der Mäher hatte die Gelegenheit, Clara ohne Zeugen sprechen zu können, schon zu lange erlebrt, als daß er sie nun gutwillig hätte entwischen lassen. „Fräulein!“ — er stieß den Zaune nähernd verbiber, „Zeit lassn! — Der Abend ist alleß z'schön zum Zimmersitz'n! — schaun's nur grad', was das für ein Pracht Gras ist, ich kennt' schier mit der Sens'n mit durch, wenn's Grummet auch so g'rath't, nachher können's meine Kuh' bauer gar mit aufstreif'n!“

Clara war anfangs unschlüssig stehen geblieben, das eigenthümliche Gespräch mußte ihr ganz gesahrlos erscheinen, denn sie näherte sich ebenfalls dem Zaune und begann einige Blumen zu pflücken, um dem Mäher nicht in die Augen sehen zu müssen; dann erwiederte sie verlegen: „Ich habe mich auch schon darüber gefreut, Herr Franz, wie Alles so frisch zu schön wächst in Wiesen und Garten; Ihr seid wohl recht glücklich, wenn Ihr das fette Gras einmähen und es Euren Kühen bringen dürft? — es muß ein ganz eigener Reiz sein, wenn man die lieben Thiere pflegen und füttern darf, und sie aus Dankbarkeit dafür die Hände der Hausfrau mit Milch und Butter versehen! — darf ich wohl einmal zusehen, Herr Franz, wenn Ihr den Rüben Futter gebt?“ „Freilich!“ sagte Franz mit Wärme, „schaun's Fräule, — ich bin grad' ein einfacher Bauer, und g'studirt bin ich auch nit, drum müßt's mir's schon verzeihn, wenn bieweil'n was 'Lalletes' rauslommt, — aber ich kann mir mit helfn, — wenn ich Euch seh, so muß ich allweil denn denken, was mir mein' Mutter als ein' klein' Bub'n oft erzählt hat von die Schutzengel!“

Clara's Wangen hatte bei den ersten Worten Franzens Purpurröthe übergossen, — der Schluß seiner Rede enträtselte jedoch ihre Besürchtungen wieder, und sie fragte möglichst unbefangen: „Nun? — was erzählte Eure gute Mutter? Bitte sprech weiter?“

„Mein' Mutter hat g'sagt,“ fuhr Franz fort, — „ein jeder Mensch hat sein' Schutzengel, der überall mit ihm geht, — halt sieht's'n, bald sieht's'n wiederum nit, und oft schlieft er in ein'n Menschen 'nein, daß D' gar nit traun denkst und nit begreifen kannst, wie's zu dem Mensch'n kommen hist! — aber wenn's'n sieht, nachher spürt er gleich, der selbig Mensch zu Dir g'hört, und wenn's'n auch Dein Leibtag nie kennt hast, — es läuft Dir siedheiß unter, und möcht's'n grad um'n Hals nehmen vor lauter Lieb'! — — Herentgegen; hat mein' Mutter g'sagt, wenn Einer was Schlecht's angfangen hat, und nimmer g'wußt hat, wo aus wo an, und verzweifelt hat an Gott und der Welt: — auweh, den hat sein Schutzengel verlass'n, — bei dem ist's aus und Amen!“ — —

Clara admte den Zusammenbang dieser Erzählung mit der Wirklichkeit, — sie hätte ein Weitergehen des Erzählers gerne verhindert, da es sie in Verlegenheit bringen mußte, — allein sie konnte nicht, — ein unbeschreibliches Etwas lähmte ihr die Zunge, als sie ihn unterbrechen wollte, und so fuhr denn Franz nach einer kleinen Pause fort:

„Ja mein lieb's Fräule, — jetzt hab' ich's erfahr'n, daß mein' Mutter Recht g'habt hat, denn — — aber nein, ich kann mir's völlig nit z'sag'n, Ihr werd's mich auslach'n, und ich kann's Euch mit einmal verdenk'n, aber — nu ja 's ist ja grad' ein G'spaß, geht's'n — kannt', wie ich Euch 's erst Mal g'sehn hab', so ist's mir grad fürkommen, als

wenn's mein Schutzengel wär's, — grad' so ist's g'wesen, wie d' Mutter g'sagt hat, — siebenh ist's mir nunter über'n Nucken, und — — na ja, ich darf's schon sag'n, gelt? — so oft ich Euch anschau', wächst ich vor lauter — — lauter Freud an natürlich'n Zuckerer thun!"

„Genug!" stammelte Clara, indem sie sich nach den Blumen, welche zerstritten ihrer Hand entfallen waren, bückte, — „sprechen Sie um Gottes willen nicht weiter, Herr Franz, — ich verstehe Sie vollkommen, — — aber ich beschwöre Sie auch, das Mädchen, welches Ihre Phantasie beschäftigt, zu vergessen, denn — denn —" das Mädchen schauerte zusammen und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Mädel's also mit mein Schutzengel sein, Fräule?" sagte Franz, treuherzig sie anblickend, — „ja ja, glaub's schon, — was kümmert's Ihr Euch um so einen Schlieser Bauern! — wie ich nur auf den närrischen Gedank'n hab' kommen können, — verzeih's mir's halt, Fräule, — ich sag' ja nix mehr!"

In Clara tobte und kämpfte es, — sie gedachte der mütterlichen Erzählung: — sollte sie Franz in die Gefahr bringen, an Gott und der Welt zu verzweifeln und nicht mehr zu wissen wo aus und wo an? — oder sollte sie Hoffnungen in ihm erwecken, von deren Erfüllbarkeit sie keinen Begriff hatte? — Beides dünkte ihr verwerflich, und während die gedankenlustigen Herz nach einem Ausweg suchte, sagte Franz, die Spitze der Sense in den Rasen bohrend, mit bedeutender Stimme:

„Wenn's wiss'n thät's, Fräule Clara, — was mich druckt wie ein Mühlstein, — ich hab's allweil aufg'spart für Euch, — ich mein' nit, daß ich's sonst wem sag'n kann auf der Welt; — aber jetzt hab's mir die ganz Schneid abkauft, — es geht nimmer!"

Clara's künstlich erzeugte Eiskruste über dem kochenden Krater ihres Herzens drohte zu schmelzen; warum sollte sie auch den armen Franz nicht anhören, wenn ihn vielleicht eine Erleichterung ward? — „So sprechen Sie denn!" sagte sie, sich in's Gras niedersetzend, nach einer peinlichen Pause, — „wenn ein unerfahrenes Mädchen Ihnen Trost und Hilfe schaffen kann, so bin ich jederzeit dazu bereit, — aber — verlangen Sie nicht mehr von mir, Herr Franz, als, — als ich zu bieten im Stande bin!" — Ein flüchtiges Glühen breite aus ihren großen Augen über den Zaun und recognoscirte, während der Mäher sich auf den Zaun lehnte und, mit unterdrückter Zärtlichkeit zu dem Mädchen herabblickend, also begann:

„Ich hab's g'wußt, Fräule Clara, daß's mich mit in Stich lass'n; und warum hab' ich's gewußt? — weil ich's nit verdient hab', daß mich mein Schutzengel verlaßt: — und daß ich's nit verdien', da müßt's Ihr jetzt ein' Gwissheit drüber kriegen, eher hab' ich kein' Rub' mehr! — Nu, Fräule, Ihr hadt's da Blümeln brockt beim Zaun, — hadt's Ihr g'fragt, wem's g'hörn die Blümeln, und ob's Ihr ein Recht hadt's drauf? — nein, Ihr hadt's Euch denkt, unser Herrgott hat's wachs'n lass'n, und der verlaubt's schon, daß ich mein' Freud' hab dran! — Seht's, grad so geht's mir mit die Gams'n! — wenn ich ein's springen seh' in die Berg' drob'n, nachher kruselt's mir in Herz drin vor lauter Freud', und daß n' mich ich's, da muß Alles nix! — Aber gleich kommt nachher der Förster und seine Offelen und die sag'n: das Gams hat's König abbrt, weil der Schlag, wo ich's aschossn hab', auch sein abbrt; — ich sag' drauf: das müßt's mir erst beweis'n, der König luttert's ja nit, und 's Gams kann grad so gut auf der nächstbest'n Bauernalm auf d' Welt kommen sein! — Aber da gibt's kein Beweis, und wenn ich noch ein Mörtl sag', so fahrt der Ander auf mit der Büchs' und schießt mich z'sammen wie ein Eichkatz! — ja Fräule, das kann Ein'm gleich passirn, und da kommt's halt drauf an, wer der Klinkere ist von uns zwei, — bei dem tracht's z'erst, denn mir ist mein Leb'n allweil so lieb wie'n Forstg'hilf'n das sein's!"

(Fortsetzung folgt.)

Weg mit den Ammen!

Man frage jeden älteren Stadtarzt, und er wird im Stande sein, zu bestätigen, daß seit dem Beginn seiner Praxis bis zum heutigen Tage die Zahl der selbst stillenden Mütter um mehr als ein Drittheil abgenommen habe.

Der seit Alters her in solchen abnormen Fällen angewandte Ersatz war natürlich die Amme, und sicherlich mag es oft von unberechenbarem Nutzen für den Neugeborenen gewesen sein, frische und gesunde Milch als erste Nahrung zu erhalten, anstatt der einer kranken und abgeschwächten Mutter. — Aber auch früher, wie heute, müssen arge Mißbräuche und Schändlichkeiten bei der Ernährungsart beobachtet worden sein; denn in vielen gelehrten Schriften des Mittelalters haben wir gefunden, daß schon damals vor Ammen im Namen der öffentlichen Wohlfahrt gewarnt und angezeigt wurde, wie man betreffenden Falles mit ihnen umzugehen habe.

Heute jedoch — und wir erzählen dem Leser nichts Neues — steht durch die . . . nenne man es fortgeschrittene Civilisation, wenn man will, die Landbevölkerung auf einer gleichen sittlichen Stufe mit der der Stadt, und vor allen Dingen muß es einer nur einigermaßen feinfühlenden Mutter das Herz brechen, wenn sie ihr höchstes Gut — ihr Kind, in das sie all' ihre Glückshoffnungen setzt, von dem Leben einer Fremden leben sieht, deren Vergangenheit ihr die Röthe der Scham in die Wangen ruft. — Unsere heutigen Ammen haben nicht einmal wie die früheren Zeiten die strotzende, kernfeste Gesundheit für sich — auf eine andere Weise, wie die Städterinnen, haben auch sie nur zu oft gegen die Natur gesündigt; es ist also durch die Wahl der sogar ärztlich untersuchten Amme nicht bedingt, daß ihre Milch sich in einem gesunden Körper bilde, ja selbst die chemische Analyse — und wenn sie bis zum Atom den Gehalt der Milch nachwiese, wäre ohnmächtig, ein organisches Leiden z. B. bei den Ammen nachzuweisen. Und dann ist die jetzt immer noch nicht der Beweis geliefert worden, daß die erste Nahrung nicht einen Einfluß auf die geistige Ausbildung des Säuglings habe. Die im dresdener zoologischen Garten mit Kuhmilch aufgezogenen jungen Löwen gediehen prächtig, aber waren sanft und fromm wie Lämmer im Vergleich zu denen anderer zoologischen Gärten, welche die Löwin selbst genährt.

Zu Ihre daher, das neugeborene Kind all' solcher Unbill zu entziehen und den nicht stillen könnenden Müttern die ihrem Herzen so süße Last, die Nahrung ihres Kindes wenigstens zu bereiten und ihm selbst darzureichen, nicht zu berauben, hat schon seit langer Zeit Aerzte und Laien beschäftigt.

Der Ersatz für Frauenmilch, welcher am nächsten lag, war die Milch gesunder Thiere, und von diesen wiederum die der Hausthiere. Von diesen hat die chemische Analyse bewiesen, daß die Milch der Eselin der der Frau am nächsten steht — ihr folgt die der Ziege und endlich die der Kuh. Da jedoch die ersten beiden auch gewisse Nachtheile besitzen, so verdient Gerade z. c., so hat man sich seit in allen Ländern für Kuhmilch als Ersatz der Muttermilch entschieden.

Es ist hier nicht der Ort, wissenschaftlich zu untersuchen, wie es kommt, daß das Aufsieden mit Kuhmilch gewisse Störungen in dem Lebensorganismus des Säuglings hervorzurufen fähig ist, selbst wenn die Mutter sie ausgezeichnet verschritten besitzt, welche Thatsache in seinem so viel gelesenen Werke über Mutterpflichten gibt. — Eine Thatsache ist, daß vom Laien bis zu den höchsten Capacitäten der Wissenschaft seit langen, langen Jahren Versuche gemacht worden, um dem ersten Alter eine andere Nahrung als die mit Wasser und Zucker vermischte Kuhmilch zu geben. Jede Familie kennt die mannigfaltigen Zusätze, die man hierbei machte — Kinderthee, Arrowroot, Gummi, Nacahout, Zwiebad ꝛc. ꝛc., und die zuweilen ziemlich gut anschlugen, zu Zeiten jedoch einen vollständig andern Erfolg als den erwünschten hervorbrachten.

Professor Justus von Liebig war der Erste, welcher diese für die gesammte Menschheit so höchst wichtige Frage mit seinem scharfen Verstande wissenschaftlich beleuchtete.

„Es ist leicht verständlich," sagt er in seinen chemischen Briefen, „daß ein Kind, welchem die Milch seiner Mutter versagt ist, ohne Amme (deren Wahl schwierig und oft mit Gefahren für dieser Art verbunden ist) nur dann in der rechten Weise ernährt werden kann, wenn die Speise, die man ihm reicht, denselben Ernährungswerth wie die Frauenmilch hat."

Von dieser so leicht faßlichen Wahrheit ausgehend, hat der große Gelehrte, dessen wirklichen Werth sie die Wissenschaft die Ausländer selber mehr und vollkommener anerkennen wie wir Deutsche, diejenigen Stoffe aufgesucht, deren Ernährungswerth die der Frauenmilch am nächsten stehen. Letztere, wie die Analyse nachweist, enthält auf einen Theil blutbildender Stoffe, — 3,8 Wärme erzeugender Stoffe; es mußte also eine Mischung gefunden werden, welche diesen beiden Hauptkategorien des menschlichen Ernährungsprocesses in gleichem Maße wie die Frauenmilch entsprach.

Das Resultat seiner Nachforschungen war die jetzt allbekannte „Liebig'sche Kindersuppe," welche der Erfinder, ehe er sie der Oeffentlichkeit übergab, zuerst bei seinen beiden Enkeln mit dem ausgezeichnetsten Erfolge in Anwendung brachte.

Die Analyse dieser Suppe hat folgendes Resultat geliefert:

	Blutbildende Bestandtheile	Wärme erzeugende Bestandtheile
10 Theile Kuhmilch	0,40	1,00
1 „ Weizenmehl	0,14	0,74
1 „ Malzmehl	0,07	0,58
	0,61	2,32
	1	3,8

„Das Malzmehl enthält," schreibt der Erfinder, „11% blutbildende Stoffe, von welchen jedoch nur 7 Theile in die Suppe übergehen. Da jedoch Weizen- und Malzmehl weniger Alkali enthalten als die Frauenmilch, so muß dieses bei Bereitung der Suppe zugesetzt werden; — ich habe gefunden, daß der Zusatz von 7½ Gran doppeltkohlensauren Kali oder von 3 Grammen oder 45 Gran einer Lösung von kohlensaurem

Digitized by Google

Kali, welche 11% kohlensaures Kali enthält, genügt, um die saure Reaction beider Medicamente zu neutralisiren."

Zahlreiche Analysen sowohl deutscher als englischer Chemiker hatten keinen Zweifel darüber gelassen, daß dieses Compositum wirklich der Frauenmilch am allermächtigen stehe, und nachdem dies bekannt geworden, bemächtigte sich die Speculation der neuen Erfindung, und seitdem weiß der Leser wohl seine Woche vergehen gesehen haben, ohne daß die vierte Seite seiner Zeitung die berühmte Liebig'sche Kindersuppe angekündigt hätte.

*

Und doch — nach drei Jahren des unbetreitbaren Erfolges, zögert und zaudert man immer noch, und läßt sich selbst dadurch nicht bewegen, daß in neuerer Zeit sich in großen Städten, wie Berlin und München, Gesellschaften gebildet haben, welche diese Suppe kochen lassen und vorzugsweise für wenig Geld an arme Mütter abgeben, damit ihre Kinder eine gesunde Nahrung erhalten.

Vielleicht werden nachstehende durch Selbstbeobachtung gewonnene Notizen in diesem vielgelesenen Blatte dazu beitragen, dieses Vorurtheil zu zerstreuen und — es kann aus tiefster, innigster Ueberzeugung gesagt werden — es würde zahlreichen Familien damit ein unvergeltbarer Dienst erwiesen werden.

Schreiber dieses, nachdem ein Kind ihm durch die unbegreifliche Sorglosigkeit der Amme durch den Tod entrissen war, beschloß, bei seinem Jüngstgeborenen die Liebig'sche Suppe ganz allein in Anwendung zu bringen. Das Kind bekam dieselbe am dritten Tage nach seiner Geburt nach dem vorgeschriebenen Recepte — und verfiel am vierten in einen Anfall von Starrkrampf, aus dem es nur durch Anwendung von starken Mitteln gerettet werden konnte. Der Hausarzt, der der Liebig'schen Suppe noch keine Aufmerksamkeit geschenkt, ja sogar eine gewisse wissenschaftliche Antipathie dagegen hatte, bekahl, augenblicklich eine Amme zu suchen, da das Leben des Kindes davon abhinge. Vor solchem Verdict müssen sich die Vermuthgründe des Vaters stets beugen, da die Mütter dann immer die Partei des Arztes nehmen. Eine Amme wurde gesucht, gefunden ... und nach vier Tagen aus vier nicht näher zu detaillirenden Gründen wieder in der Nacht fortgejagt. Drei vier Tage waren ein ununterbrochener Schrei des armen kleinen Wesens. ... Die Anstrengung mit aufgezeichneter Kuhmilch wurde nun begonnen und während elf Tagen fortgesetzt. Ununterbrochene grasgrüne Stühle, häufiges Erbrechen, steies Weinen und Wimmern, fast täglich bemerkbares Abmagern, greisenhaftes Aussehen waren die Resultate dieser Ernährung. Der Arzt zuckte die Schultern — rieth, eine andere Amme zu nehmen, und suchte mich auf das Schlimmste vorzubereiten.

In solchen Fällen ist es eine Pflicht des Mannes, seiner Ueberzeugung festzuhalten, treu zu bleiben und sich durch keinerlei Rathschläge beirren zu lassen. Am neunzehnten Tage nach seiner Geburt, im Augenblicke, wo man dem Kinde seine vierundzwanzig Stunden Leben mehr gegeben hätte, beschloß ich, die Liebig'sche Suppe von Neuem anwenden zu lassen, und der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Die unzähligen Symptome verschwanden in ganz kurzer Zeit; Ruhe trat ein und Schlaf, das Aussehen änderte sich von Tag zu Tage, und das körperliche Gedeihen des Kindes hat seitdem die uns bekanntgegebenen Fortschritte gemacht. Der kleine Bursche ist jetzt acht Monate alt und hat seit dem neunzehnten Tage seiner Geburt keine jener Verdauungsstörungen gehabt, welche so viele Kinder in's Grab bringen. Er ist robuster als alle anderen Kinder seines Alters, stets heiter und hat frische, gesunde Farben. Er ist nicht zu dick, aber es ist Fleisch, das seine Knochen bedeckt, welches nicht den Anschein des „Aufgeschwemmten" hat, wie bei anderen, mit der Flasche aufgezogenen Kindern. Im fünften Monat schon trat die Zahnungsperiode ein und zu sechs Monaten hatte er ohne Schmerz, Fieber und die anderen Symptome der Zahnung den ersten und gleich darauf den zweiten Zahn: — zu sieben Monaten hatte er die vier vorderen Zähne. Er steht kerzengerade und wenn man es ihm erlaubte, würde er gar bald laufen.

Während des ziemlich starken Fiebers der Impfung und einer gleichfalls mit heftigem Fieber verbundenen Erkältung hat er niemals die Flasche von sich gewiesen, hat überhaupt bis heute noch seine andere Nahrung als die Liebig'sche Suppe bekommen.

Dieser so unerwartet glückliche Erfolg bei meinem Kinde machte mich glauben, daß es vielleicht nur ein Ausnahmefall sei, und ich suchte andere Kinder zu finden, welche mit derselben Nahrung aufgezogen wurden. Einige zwanzig Fälle gelang es mir zu beobachten, und ich halte es für eine Pflicht, hier zu erklären, daß ich in sämmtlichen Fällen mit diesen oder jenen Variationen dieselben Resultate gefunden habe, und daß alle Eltern wie wir mit einem aufrichtigen Dankgefühle des Erfinders gedachten, der unseren Kindern über das erste und schwierigste Lebensstadium so leicht hinweggeholfen hat.

Es sei mir jedoch erlaubt, auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der sehr oft schon die günstige Wirkung der Liebig'schen Suppe aufgehoben hat, ja sogar geradezu dem Kinde schädlich geworden ist, — ich meine die Schwierigkeit der Zubereitung. Das Wort Schwierigkeit ist eigentlich nicht recht angewandt — es gehört nur dazu eine große, ungetheilte Aufmerksamkeit, und es ist nicht leicht, eine solche zweimal des Tages wenigstens zehn bis elf Monate lang einem und demselben Gegenstande unausgesetzt zu widmen. Die Leserin wird es gleich bei der vom Professor von Liebig selbst angegebenen Kochweise begreifen, daß sie die Zubereitung der Suppe selbst der bewährtesten ihrer Dienerinnen nicht überlassen darf. In meinem und in anderen befreundeten Häusern ist die Erfahrung gemacht worden, daß nur, indem man buchstäblich die Liebig'sche Kochmethode befolgt, die Suppe gut wird, und daß alle Köchinnenweisheit hier bei Seite gelegt werden muß. Eine schlecht gekochte Suppe kann eine sogar gefährliche Verdauungsstörung hervorrufen. Um dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, haben zwei Chemiker, Herr Löffland in Stuttgart und Herr Liebe in Dresden, den Versuch gemacht, die Ingredienzien der Liebig'schen Suppe im Vacuum zu concentriren und dadurch eine Art von Syrup herzustellen, welcher, mit aufgekochter Milch und Wasser vermischt, die Suppe augenblicklich trinkfertig herstellt. Seit Monaten bediene ich mich dieses Extractes mit dem obenerwähnten Erfolge, jedoch besteht der große Fehler dieser Präparate in ihrem theuren Preise, welcher sie vielen Familien fast unerschwinglich macht. Zu fünf Monaten kraut mein Kind täglich für zehn Groschen Milch mit Extract. Bei Kochung der Suppe hätten höchstens vier Groschen genügt. — Doch in Einem stimmten alle die, welche die günstigen Erfolge dieser Ernährungsmethode beobachtet, mit mir überein: — daß es das bewährteste Mittel sei, kein Kind gegen das Ammenunheil zu schützen.

Schließlich möchte ich den Lesern die auf Erfahrung basirte Beobachtung nicht vorenthalten, daß es räthlich sei, dem Kinde diese Suppe erst am fünften oder sechsten Tage nach der Geburt darzureichen und sie ihm mit Wasser verdünnter zu geben, als die Vorschrift es angibt. So wenigstens ist stets mit Erfolg verfahren worden, u. A. auch bei dem ältesten Sohne des Prinzen von Wales, dem zukünftigen Könige England, der, mit dieser Suppe auferzogen, prächtig gedeihen ist. E.

Briefmappe.

Hrn. Alfister Woldemar B. in Erfurt. Unmöglich! Das würden unsere lieben Leserinnen und wir verweisen — leicht durchbarer Asteniat auf ihre Frauen- und Jungenrechte.

„Denn gewiß Dinge lassen
Sich nicht sagen all durch — Denken!"

heißt es schon in Gallerten's Traum.

Frau v. P. in Stralsund. Neugierigen Sie sich nicht zu sehr über diese doch immerhin Charakteristische Unart des Kleinen. Man guter Weg werden soll, wird sein sauer.

Hrn. Rath T. in Berlin. An dieser Krankheit ist, wie Jean Paul sagt, gewöhnlich wahr: erstens nichts — zweitens gar nichts.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 432:

Ihm geschenkte Einfall.

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger zu Stuttgart. — Druck von J. B. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 41.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Die päpstlichen Freiwilligen, welche den Saintonge in Civita-Vecchia verlassen, mit wenigen Ausnahmen eine Bande schlimmer, verwahrloster, zerlumpter Gesellen, hatten Rom gegen Abend desselben Tages erreicht und wurden auf dem Eisenbahnhofe von einigen Unteroffizieren der Zuaven und päpstlichen Jäger in Empfang genommen, um nach der Kaserne geführt zu werden, wo sie vorläufig untergebracht wurden. Es ist das ein gar öder und einsamer Ort, der wo die römischen Eisenbahnen münden. Elende Bretter- und Balkenhütten in der Nähe der Porta San-Lorenzo, inmitten altehrwürdiger Ruinen, die aber diesen durchaus nicht den Eindruck einer großen und lebensvollen Stadt hervorbringen. Weite öde Felder dehnen sich vor uns und zur Rechten aus, und wenn wir allenfalls wissen, daß sich hier das ehemalige kaiserliche Prätorianer-Lager befand und vor uns die Thermen des Diocletian, so bringen doch diese historisch bedeutsamen Bauten hier unter dem dunklen Schleier der Nacht, so interessant sie auch für den Beschauer am Tage sein mögen, eine weniger behagliche Wirkung hervor, als einige Dutzend hellleuchtende Gaslaternen von einem wohlgeordneten, eleganten Eisenbahnhof, Hunderte von Gesichtern beleuchtend, welche Ankommende erwarten, sowie eine ganze Reihen bequemer Equipagen und Omnibusse, welche begierig sind, ihre Last so bald als möglich vor einem comfortablen Gasthofe abzusetzen. Hier nichts von alledem. Dünne Bretterverschläge, Finsterniß und fahler Nachtwind, allerdings ein classischer Hauch, der vom Capitol herüberwehte, der aber die modernen Prätorianer, die armen Freiwilligen in ihren dünnen Röcken unheimlich durchschauerte.

„Das hätte ich mir ganz anders erwartet," sagte der kleine schwäbische Schneider; „und wenn ich auch nicht gerade verlangt, daß der heilige Vater selbst seine tapfern Soldaten empfange, so doch in seinem Auftrage ein alter freundlicher Cardinal mit einem guten Abendbrode, auch ein Stück Procession mit vielen Lichtern und Weihrauch."

„Man wußte nicht, daß Du mit dabei sein würdest," warf eine Baßstimme aus dem Haufen leicht hin, „aber ich möchte in der That gern wissen, ob sie uns in Rom abgesetzt haben, oder auf den öden Feldern, die sie Campagna nennen."

Dr. Joseph Steinbacher. Originalzeichnung von Fritz Aregbuer. (S. 643.)

„Vedremo."

„Das wird sich Alles finden; halte jetzt Eure Mäuler; denn wie mir scheint, wird hier ein kleiner Appell gehalten, um zu sehen, ob keiner von uns verloren gegangen ist."

Und so war es auch. Die einzelnen Namen wurden von einem deutschen Unteroffiziere aufgerufen und unter Bezeugung mehr oder minder guten Willens mit „Hier" beantwortet. Nur bei dem Namen „Landerer" trat eine kleine Pause ein.

„Ach, der Prinz von Arkadien," rief der Schweizer mit der frechen Stimme und dem frechen Gesichte, „der wird wahrscheinlich mit einer Equipage vorausgefahren sein."

„Landerer" — — —

„Hier" erscholl es jetzt seitwärts aus dem Dunkel, und dort stand der Gerufene bei einem Sergeanten der päpstlichen Zuaven, welcher seine beiden Hände gefaßt hatte und diese zum herzlichen Empfange freundlich schüttelte, während er sagte: „Freue mich, daß ich Dich sogleich getroffen habe. Ich habe für Dich um Erlaubniß nachgesucht, Dich mit mir hinein nehmen zu dürfen, das

Digitized by Google

mit Du nicht mit der ganzen Bande den langen Weg durch die ganze Stadt zu marschiren brauchst. Wir hausen in der Nähe von Sanct-Peter, und bis dahin sind es gute dreiviertel Stunden. Ich werde dem Offizier meinen Erlaubnißschein für Dich zeigen und dann fahren wir ins Case di Roma. wo Du ein paar Bekannte findest."

„Meine Freude. Dich sogleich hier zu finden, lieber Alfons," entgegnete der pfiffige Freiwillige, „ist wahrhaftig nicht minder groß als die Deinige. Doch weiß Du mir verzeihen, wenn ich Dein Anerbieten ablehne. Ich möchte von den Andern, mit denen ich gekommen bin, nicht als so bevorzugt erscheinen. Unwillkürlich habe ich ihnen schon Ursache zum Neid, und damit zum Spott gegeben. Du wirst mich verstehen. Auch mich beschäftigt häufig mit ihnen abmachen und morgen früh, bitte ich, sehen wir uns wieder."

„Wie Du willst. Im Grunde kann ich Dir nicht Unrecht geben. Doch suche ich Dich noch heute Abend auf."

Damit setzte sich die kleine Colonne in Marsch, durch die Via di Porta San-Lorenzo an der prächtigen Basilica di Santa-Maria Maggiore vorüber, welche aber heute Abend bei der spärlichen Beleuchtung nur in unsicheren Umrissen in eine leichten geformte Steinmasse gegen den helleren Nachthimmel emporragte. Dann bei der gewaltigen Façade des Quirinalpalastes vorbei auf den Monte Cavallo, wo mancher zum ersten Mal anfing, sich bewußt zu werden der Größe der Stadt, die von hier aus wie in einem weiten Halbkreise, kenntbar durch Lichtglanz, und hörbar durch das Summen des Straßenverkehrs, ausgebreitet liegt. Dort, wo die Sonne untergegangen war, zeigte sich über dem Horizonte noch eine zweifelhafte Helle und dorthin richteten sich die Blicke unseres Freiwilligen durch den neben ihm berührenden Unteroffizier der päpstlichen Jäger aufmerksam gemacht, welcher ihm sagte: „Die schwarze Kuppel dort ist Sanct-Peter."

„Und es ist doch eine todte langweilige Stadt," sagte verdrießlich der Schweizer, „da marschiren wir schon eine halbe Stunde und haben noch keine beleuchteten Läden gesehen, noch viel weniger ein Wirthshaus."

„Wirthshäuser gibt es ja auch hier keine," bemerkte der kleine Schweizer mit einem tiefen Seufzer. „Wer Durst hat trinkt Wasser, und dazu sind die vielen Fontainen da. Ich habe schon ein halbes Dutzend bis hieher gezählt; und hier vor uns auf dem Platze vor den beiden riesenhaften Rossen mit den Schalpuden unter den Armen ist wieder eine, die Wasser genug für uns alle gibt."

„Wasser und nichts als Wasser," klagte der Rheinländer. „Was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist. Was hilft mich alles Wasser, wenn ich nirgendwo ein Wirthshaus habe."

Darauf gegen sie an der Fontana di Trevi vorüber, und hier wurde es doch die gewaltigen Wassermassen, die allen, selbst den Rheinländer, imponirten. Das rauschte herab in prächtiger breiter Fläche über Felsen und zwischen Felsen hinein wie ein natürlicher Fall, und hoch oben stand der Meergott in riesenhafter Gestalt, mit seinem Dreizack symbolisch die Fluthen überwachend und beherrschend.

Dann marschirten sie durch schmale schmutzige Gäßchen unter fabrikmäßiger Beleuchtung an stillen verschlossenen Häusern vorbei, ohne irgendwo zu vernehmen den Laut lustiger Zechbrüder, oder geöffnet zu sehen die erleuchtete Thür eines freundlichen Wirthshauses. Wohl kreuzten sie ein paar Mal breitere Straßen, erhellt von Lichterglanz, angefüllt mit vorüberrollenden Equipagen und Fußgängern; aber darnach erschienen ihnen die stillern Straßen um so stiller, ihre Intimität um so düsterer, und es war manchem zu Muthe, als müßte er jetzt dahintenlassen ein helles lustiges Leben und alle Hoffnung auf Glück und Freude.

Jetzt hatten sie die Thore erreicht, den malancholisch dahinfließenden Fluß, und schritten über den Engelsbrücke, einem hochgebäumten, riesenhaften Bauwerke entgegen, das manche für die Arche Sanct-Peter hielten und deßhalb neugierigst betrachteten, als wenn sie es für das Grabmal des römischen Kaisers Hadrian, die jetzige Engelsburg, erkannt hätten. Damit hatten sie auch in fürzem das Ziel ihrer Wanderung erreicht, ein altes graues Gebäude in der Nähe des Petersplatz, wo sie für heute Nacht in einem geräumigen Saal auf mannichfalten Strohsäcken untergebracht wurden. Doch war das immerhin besser, als in kühler Nacht auf dem harten, blanken Schiffsverdecke zu liegen — wohl für die meisten, nur nicht für Landerer, der in Gedanken dem Laufe des Saintonge gefolgt war und viel darum gegeben hätte, wenn er ihn auch heute Nacht vergönnt gehabt wäre, dort am Boden vor dem Schornsteine zu liegen, vielleicht auch am Bord des Schiffes gelehnt zu den Sternen aufzublicken oder den Glanz von Camilla's süßen milden Augen zu sehen, allerdings ebenso unerreichbar für ihn, als die zitternden, leuchtenden Punkte droben am dunklen Nachthimmel.

Der päpstliche Zuave, den wir draußen auf der Esplanade gesehen, ein ehemaliger Regimentskamerad, ein eigenthümliche Schicksale, allerdings ganz anderer Art wie die seinigen, hierher verschlagen, hatte sich noch eingefunden, konnte aber hier keine Erlaubniß erwirken, unsern jungen Freiwilligen mit sich fortzunehmen. Auch zog es Landerer vor da zu bleiben, hauptsächlich aus einem Gefühl des Mitleids für den kleinen Schwaben, dessen Humor hier am Ziel der Reise gänzlich zusammengeschmolzen war. Statt sein Lager zu suchen, kauerte er sich zu den Füßen Landerer's nieder, barg das Gesicht in beide Hände und seufzte tief aus dem Herzen.

„Ich weiß es wahrhaftig selbst nicht," entgegnete er auf die Frage des Anderen, „warum ich so miserabel traurig bin. Aber ich könnte heulen wie ein junger Hund, den man auf die Straße hinausgejagt hat, mit dem richtigen Gefühl, in keiner besseren Lage zu sein."

„Das ist das Gefühl der Ermüdung und durchwachter Nächte. Du nimm meine Feldflasche, es sind noch ein paar gute Tropfen darin, die trinke aus und dann leg dich aufs Ohr."

„Ich wollte lieber, Ihr gebt mir was anderes."

„Und was könnte das sein?"

„Ein Versprechen, daß meiner ein bischen länftig anzunehmen; ich fürchte mich eigentlich vor der Gemeinschaft mit den andern, es sind gar zu wilde und unbändige Gesellen darunter. Allerdings habe ich während der Reise mit ihnen gehealt, ja ihren Spaßmacher vorgestellt, doch weiß man sich nur so mit ihnen vertragen konnte; nebenat Euch meiner an," bat er dringender, „laßt mich bei Euch bleiben als was Ihr wollt, z. B. als Euer Diener. Ich bin geschickt in Allem, auch treu und anhänglich wie ein Hund."

„Du machst Dir gute Begriffe von meiner Zukunft. Was soll mir, der ich vielleicht morgen ein Gemeiner bei den Zuaven sein werde, ein Diener! Ich werde mich wohl selbst bedienen müssen, so gut wie jeder Andere."

„So sorgt wenigstens dafür, daß ich in Euter Nähe bleiben darf."

„Du bei den Zuaven! Du bist zu klein dazu."

„Als Tambour oder Hornist? Ich habe schon gelernt, daß Ihr gute Beianntе bei der Truppe habt. Thut mir den Gefallen und sorgt für mich."

„Nun ich will sehen, was sich thun läßt; morgen mehr darüber."

Dieser Morgen kam denn auch regelmäßig wie alle übrigen und an demselben wurde die Reisegesellschaft von dem Saintonge durch die betreffenden Offiziere genuſtert und in die verschiedenen Compagnien und Escadronen vertheilt. Einige wenige, darunter Landerer, kamen zu den Zuaven, die meisten zu den päpstlichen Jägern. Einige, die früher bei der Cavalerie gedient hatten oder mit Pferden umzugehen wußten, zu den Dragonern. Was den kleinen Schneider anbelangte, so meinte der Stabsoffizier, welcher die Vertheilung leitete, man hätte ihn in Marseille gar nicht annehmen sollen, da seine Größe unter dem vorgeschriebenen Maße sei; auch sei er verpflichtet, einen Bericht darüber zu machen. Dieser Aufschub war nun vielleicht ein Glück für die ehrgeizigen Bestrebungen des kleinen Schneiders; denn es gelang Landerer durch seinen Freund Alfons und einen andern Bekannten von früher, welcher Lieutenant bei den Zuaven war, so gut für seinen Schützling zu werben, daß er zum Hornisten bei dieser auserlesenen Truppe angenommen wurde, was ihn in einen wahren Freudenrausch versetzte.

Kleider machen Leute; und wer nach einigen Wochen die theilweise so verwahrloste Gesellschaft vom Saintonge wieder sah, mußte mehr als je die Wahrheit dieses Sprichwortes anerkennen. War doch sogar der kleine Schneider ein so schmucker Hornist, als man sich nur wünschen mochte, und bandbadte bereits sein Instrument mit einer Fertigkeit, die selbst seinen Beschützer in Erstaunen setzte.

Was nun Landerer anbetrat, so verstand es sich von selbst, daß er, eingedenk seiner früheren militärischen Laufbahn, sich in kürzester Zeit und so leicht in das Exercitium gefunden, daß er schon nach Verlauf eines Monats vollkommen eingeübt war und zu den Alten der Compagnie gerechnet werden konnte. Daß er als ehemaliger Offizier und zwar als ein glänzender Cavalerieoffizier seht mit andern Gemeinen der Zuavencompagnie in Zwist und Streit kam, das Gewehr im Arm, bitte, unter andern Verhältnissen, allerlei Zwistigkeiten für ihn gehabt, so würde ihm gänzlich unmöglich geworden sein, wenn er sich nicht aus freiem Antriebe hier befunden hätte und wenn nicht auch außer dem Dienste das Zuavencorps eine Elitetruppe zu nennen gewesen wäre, in der man sich, allerdings mit Ausnahme, in sehr guter, sogar vornehmer Gesellschaft befand. War doch sein Freund Alfons — er hatte bekanntlich hier schon oder erst den Posten eines Unteroffiziers — von einer Familie, welche seinen Ahnen in der Krone ihres Wappens führte, und hatte vor ein paar Jahren als Lieutenant in einem Kürassierregimente gedient. Standen doch im Gliede hinter ihm zwei Söhne eines alten griechischen Hauses, und waren doch vielleicht zwei Drittheile der Compagnie gebildete junge Leute, die in der besten, nicht nur in der sogenannten guten Gesellschaft zu erscheinen berechtigt waren, von denen viele aus Ueberzeugung in ihrem Corps dienten und so eine tüchtige und intelligente Truppe bildeten, welche von Tapferkeit und dabei wohl auch von jugendlichem Leichtsinne beseelt, in der Handhabung der Waffen vertraut, die besten Erfolge hoffen ließen und diese Hoffnungen auch glänzend erfüllt haben.

Die Uniform der päpstlichen Zuaven ist einfach, aber kleidsam; im Schnitt der der französischen Zuaven ähnlich, besteht sie aus dellgrauem Tuche mit rothen Schnüren und Passepoils besetzt und zeigt auf diese Art nicht die allzu auffallenden Farben jener anderen. Auch tragen sie statt des weißen Turbans mit dem rothen Fez eine kleine graue Dienst-

Digitized by Google

mütze mit den gerade aufstehenden kecken französischen Schirmen, welche bei den Offizieren, wie auch Beinkleid und Jacke, die Verzierung silberner Schnüre haben, und ebenso je nach dem Range schmale oder breitere Tressen auf dem untern Theile des Aermels. Statt der Gamaschen der Gemeinen haben die Offiziere bis zum Knie reichende Stiefel und sind diese mit einem Säbel in stählerner Scheide bewaffnet, während die Junaven die Jägerbüchse führen mit dem Haubajonette, dieser im Handgemenge so furchtbaren Waffe.

Da unter dem Corps der Zuaven nicht nur eine Menge junger Leute aus guten Häusern dienen, sondern auch aus wohlhabenden, ja reichen Familien, so kann man sich wohl denken, daß diese sich nach Beendigung des täglichen Waffendienstes den Genüssen der großen Stadt hingeben und nach Ablegung des Gewehres und des Säbels in eleganten eigenen und seinen Uniformen ihre Kasernen verlassen, um zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen ihren Privatgeschäften und Vergnügungen nachzugehen, nicht nur auf allen Straßen und Plätzen zu sehen sind, in Theatern und Galerien, sondern auch in den besten und theuersten Kaffeehäusern, wo es da einen eigenen Anblick gewährt, Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere nach erfolgter ehrerbietiger Begrüßung vertraulich bei einander sitzen zu sehen und sich auch durchaus nicht genirend vielleicht zum Tanzen und dabei höchst eleganten Commandeur des Zuavencorps Jour in seine Cigarre anzubieten oder welches von ihm zu nehmen. Es liegt darin etwas von dem eigenthümlich kameradschaftlichen, ja vertraulichen Geiste der französischen Armee und wohl auch beziehungsweise der österreichischen, ein Verhältniß, welches sich in letzterer wohl noch mehr ausgebildet haben würde ohne den strikten Gegensatz der Nationalitäten und das eigenthümliche Rekrutirungssystem, welches Verhältniß aber merkwürdiger Weise in der preußischen Armee, wo doch eine solche Art der Rekrutirung seit langen Jahren nicht mehr besteht, noch nicht zum Durchbruch gekommen ist, obgleich dort die Institution der einjährigen Freiwilligen das auf diese Art richtig vermittelnde Element zwischen Offizieren und Gemeinen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Joseph Steinbacher. †

(Vgl. S. 481.)

Eine traurige Kunde verbreitete sich am zweiten Tage des heurigen Osterfestes in München; niederbeugend und schmerzerfüllend für die Angehörigen und Freunde, erschütternd für Viele. Während Tausende von fröhlichen Menschen sonnenbeschienen den schönen englischen Garten, in den herrlichen neuen Isaranlagen des unvergeßlichen Vaters Max, während Hunderte das liebliche Brunnthal durchtrieften und sich erquickten an dem frischen klaren Wasser dieses berühmten Badeortes, hatten sich zwei Augen geschlossen, ein Herz ausgebebt zu schlagen für immer, das Herz eines Mannes der Wissenschaft, der nicht nur in München, sondern weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt war, der so Vielen die verlorene Körperkraft wieder verlieh, so viele Sieche zu lebensfrohen Menschen umwandelte, so Vielen das entfliehende Leben erhielt. Joseph Joseph Steinbacher, Dr. med. et chirurg., praktischer Arzt, Besitzer und Direktor der Naturheilanstalt Brunnthal bei München, starb am 29. März Morgens 7½ Uhr. Nach wenigen Tagen des Unwohlseins folgte plötzlich ein tödtlicher Stickanfall.

Am 17. April 1813 zu Augsburg als der Sohn eines Beamten geboren, hatte der kleine Joseph schon im vierten Lebensjahre das Unglück, durch einen Sturz einige Rückenwirbel zu brechen; die Krümmung der Wirbelsäule nach Innen hatte eine Verwachsung und Verkrümmung zur Folge, und der früher wohlgebildete Knabe blieb ein Krüppel sein Leben lang, so, daß er lange an Krücken gehen mußte. Dagegen hatten sich seine geistigen Anlagen schnell entwickelt; nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt, bezog er die Universität zu München, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Obwohl schwächlichen Körpers, so war Steinbacher doch ein echter Student, der nicht nur mit großem Fleiße in den Hörsälen und der Klinik seinen Studien oblag, sondern auch mit seinen Commilitonen die Freuden des Studentenlebens auf dem Fechtboden und in der Kneipe in vollen Zügen genoß. Die Operationen und Sectionen zogen dem blutscheuen Studenten öfters Ohnmachten zu, aber sein starker Wille und sein energischer Geist fochten ihn durch vielfache anatomische Versuche an Thieren den Abscheu bald überwinden, und er hatte die Freude, nach ehrenvoll bestandenem Staatsexamen als Assistenzarzt am Hospitale seiner Vaterstadt angestellt zu werden. Hier wäre er fast ein Opfer seines Fleißes geworden; bei einer Leichensection hatte er sich eine Blutvergiftung zugezogen, und nur seiner übrigens guten und kräftigen Constitution verdankte er die Wiedergenesung. Nun aber ließ ihn sein feuriger, freidiger Geist nicht mehr zu Hause; er suchte Weiterkommung in seiner Wissenschaft an den Universitäten zu Prag und Wien, er erstrebte mehr Erleuchtung bei den glänzenden Sternen der medicinischen Wissenschaft: Oppolzer, Pitha, Hebra, Arlt, Scoda, Scanzoni, Rokitansky. Der Verkehr mit vielen hervorragenden Männern war von den besten Erfolgen gekrönt. Bereichert mit neuen Kenntnissen und vielen Erfahrungen kehrte er nach München zurück, wo er sich als praktischer Arzt niederlassen wollte. Das Jahr 1848 hatte aber auch unsern Steinbacher in den Strom der Bewegung gezogen; wie in der Wissenschaft, so huldigte er auch auf politischem Gebiete dem Fortschritte, worin die reactionäre Regierung in Baiern Veranlassung fand, den feurigen jungen Arzt vorgeblich um Ausübung der ärztlichen Praxis petitionieren zu lassen. Der rastlos nach Wahrheit ringende Arzt fand in der Allopathie nicht seine Befriedigung, die er anstrebte; er warf sich auf die Homöopathie und ging nach Mindelheim zu dem damals berühmten Homöopathen Dr. Ott als Assistenzarzt. Doch auch hier konnte er seinem Drange nach Thätigkeit nicht genügen. Da machte ihn Dr. Ott auf die glänzenden Erfolge der Kuren Schroth's und Prießnitz's aufmerksam. Schnell entschlossen, ging Steinbacher nach Gräfenberg zu Prießnitz und zu Schroth nach Lindenwiese, und nachdem er an sich selbst die Erfolge dieser extremen Kuren beobachtet hatte, war sein Entschluß gefaßt: er wandte sich mit aller Energie dem Naturheilverfahren zu. Der Plan zu seinem späteren combinirten Naturheilverfahren faßte hier schon Wurzel. Die gerade damals in Galizien mit ihren Schrecken auftretende Cholera gab Steinbacher Gelegenheit, seine Ideen zu erproben; seine Heilversuche waren von den glänzendsten Erfolgen begleitet. Nun kehrte er abermals nach München zurück, war eine Zeitlang bei dem berühmten Homöopathen Dr. Gleich als Assistenzarzt und ließ sich dann als Naturarzt in München selbstständig nieder. Doch wer lennt nicht die Angriffe, welche damals Schroth und Prießnitz von den Anhängern der alten medicinischen Schule erleiden mußten! Sie trafen auch alle ihre Anhänger, und Steinbacher war einer der eifrigsten Verfechter der neuen Heilslehre. Die größten Intriguen, die heftigsten Chicanen, der blasseste Brodneid drangen täglich auf ihn ein; muthig kämpfte er gegen alle Angriffe, und als Erweiterung auf alle Schmähungen hielt Steinbacher stets seinen Freinden die herrlichen Erfolge seines Naturheilverfahrens entgegen. An seinem Muthe, an der ihm eigenen Energie und seinem Gleichmuth, mit dem er unverdrossen in seinem Berufe arbeitete, prallten alle, auch die heftigsten, seine Existenz dort bedrohenden Angriffe seiner Feinde ab. Seine nun erscheinenden Schriften über sein Naturheilverfahren zogen ihm neue Feinde zu, aber um so größer wurde sein Ruf; man konnte den muthigen Kämpfer für seine großen Ideen nicht mehr unterdrücken. Steinbacher's Praxis in der Residenzstadt gewann immer mehr an Ausdehnung, und neben derselben hatte er die ärztliche Direktion der damals schon bestehenden Wasserheilanstalt Brunnthal bei München, welche er (1850—1858) die Direktion in der Naturheilanstalt „Dianabad," die er selbst eine Naturheilanstalt in der Stadt gründete, welch bald einer solchen Frequenz entrente, daß selbst die ausgedehntesten Räumlichkeiten seines Etablissements in der Ottostraße kaum hinreichten zur Aufnahme aller Kurgäste.

Die Nothwendigkeit einer Erweiterung seiner Anstalt erkennend, erwarb er 1864 Brunnthal als Eigenthum, erweiterte die Räumlichkeiten, legte einen großen Kurgarten an, kurz, er stattete diese Anstalt mit allem Comfort aus. Seine bereits über ganz Deutschland und noch weiter hinaus bekannten Schriften, seine glänzenden Kurerfolge, die herrliche Lage Brunnthals, das vortreffliche, viel berühmte Wasser, welches ihm hier zu Gebote stand, erwarben der Anstalt bald einen europäischen Ruf, denn es strömten Kurgäste aus allen Nationen: Preußen, Ungarn, Russen, Schweden, Schweizer, Oesterreicher, selbst Amerikaner herbei, um Heilung ihrer Leiden zu suchen, die sie auch größtentheils fanden. Steinbacher's „Regenerationskur" — Verjüngungskur zur vollen Lebensentwicklung — wendete nicht ausschließlich Wasser, ebenso wenig nach Schroth blos die trockene Semmelkur an. Steinbacher zog in das Bereich seiner Kurmittel alle Arten von Wasserbädern, Diätkeil, Gymnastik, Elektricität und Magnetismus; aber das Hauptverdienst Steinbacher's besteht darin, daß er alle diese Heilfaktoren in der sinnreichsten Weise manifestirte, je nach der Individualität des Kranken, und so ein combinirtes Naturheilverfahren neu begründete, welches sich nun allmälig einzubürgern beginnt.

Seine „Restaurationskur" hatte die Aufgabe, den Organismus zu kräftigen, das Hautorgan zu stärken, die Verdauungswerkzeuge zu größerer Thätigkeit anzuregen und die Blutbildung zu begünstigen. Steinbacher's vielfach schon in zweiter Auflage erschienenen Schriften (es sind deren zehn, meist bei Schlosser in Augsburg) sind sämmtlich in einer populären, blühenden Sprache geschrieben, zu deren Verständniß der Leser keines Commentars, keines lateinischen Lexikons bedarf. Nun, nachdem Steinbacher mit den größten Siegen gekämpft, nachdem er alle Hindernisse überwunden und mit der hingebendsten Aufopferung endlich seine Ideen verwirklicht sah, nun, nachdem sein Ruf begründet, und dem Unermüdlichen endlich auch diejenige Anerkennung zu Theil geworden war, welche er im vollsten Maße verdiente (Steinbacher erhielt von dem Herzog Max in Baiern die goldene Verdienstmedaille für Kunst und Wissenschaft, von dem ehemaligen Herzog von Nassau eine gleiche Anerkennung, von dem Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha das dem Sachsen-Ernestinischen Hausorden affiliirte Verdienstkreuz und die Ernennung zum herzogl. sächs. Hofrath), nun, nachdem er sein und der

Digitized by Google

Seinigen Lebewohl gesagt hatte — da faßte ihn der unerbittliche Tod hinweg, hinweg aus einem großen Kreis von Freunden, hinweg von zahlreichen Patienten, die Hilfe von ihm erwarteten, hinweg aus dem Kreise seiner nun tieftrauernden Familie. Wenige Tage vor Ostern dieses Jahres hatte Steinbacher sich bei einem Krankenbesuche eine Erkältung und Lungenentzündung zugezogen. Steinbacher selbst erkannte seinen gefährlichen Zustand und benutzte jede Minute, in welcher sein Leiden — eine entsetzliche Athemnoth, durch einen vermachtenen Körper vermehrt, — weniger heftig auftrat, zur Ordnung seiner Verhältnisse. Er wußte die letzten Tage und Nächte liebend zubringen, denn Sitzen und Liegen vermehrte die Athemnoth. Trotz dieser ungeheuren Ermüdung schrieb Steinbacher noch in der Nacht vor seinem Tode eigenhändig mehrere Briefe, traf noch die letzten Anordnungen, nahm Abschied von all den Seinigen und sah den Tod unerschrocken herannahen, der denn auch nicht lange mehr fern blieb. —

Welche Bedeutung Steinbacher als Naturarzt, Forscher und Schriftsteller hatte, wird die Nachwelt besser erkennen als die Gegenwart. Seinen Kranken war er ein sorgsamer Arzt, seinen zahlreichen Freunden ein treuer, theilnehmender Freund, den Armen ein beständiger Wohlthäter, seiner Familie der zärtlichste Gatte und Vater. Steinbacher hatte im Jahre 1855 die älteste Tochter des ehemals auch in weiteren Kreisen bekannten Naturarztes Bavoni geheirathet, mit der er in der glücklichsten Ehe lebte. —

Viele unserer Leser werden nun in dem Ende Steinbacher's auch das Ende seines größten Werkes: seiner Naturheilanstalt Brunnthal erblicken. Doch dem ist nicht so; die vielen Leidenden, welche mit Hoffnung und Vertrauen nach seinem lieblichen, heilbringenden Bodvort schauen, mögen sich trösten, indem wir ihnen sagen, daß Steinbacher's herrliches Werk fortbestehen wird; sein Schwager, Herr Dr. Lob, der dem Verstorbenen seit mehr als zehn Jahren zur Seite stand, der als Schandbarzt von Brunnthal sich die Liebe, Achtung und das Vertrauen aller dort weilenden Kurgäste erwarb, wird genau in dem Geiste des Vollendeten das Werk fortsetzen, er wird die Grundsätze Steinbacher's auswüben zum Heile der leidenden Menschheit und dadurch dem Gründer dieser nun blühenden Naturheilanstalt Brunnthal das schönste Denkmal setzen. —

L.

Die Schildkrötenjagd auf Java.

(Forts. S. 485.)

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir an die Mündung des Calli-Mas, das Ziel unserer Wanderung, kamen. Noch einmal leuchtete sie in voller Gluth auf, dann sank sie in die Wellen; die Gewässer blitzten am Firmamente und der Mond beleuchtete mit seinem sanften Lichte den Schauplatz unserer seltsamen Jagd. Der Major, der die Truppe anführte, hatte eine flache Stelle gewählt, wo die Schildkröten leicht landen konnten. Die Eingeborenen schlugen ungefähr zwanzig Schritte vom Ufer und in ungemeiner Entfernung von einander Pfosten in den Boden. An diese Pfosten befestigten sie Fleischstücke, dünnten Reisigbündel an einander und warfen Feuer hinein. Ein Kanot wurde an's Ufer geschoben, um es im Nothfall bestiegen zu können. Dann befahl der Major sämmtlichen Jagdtheilnehmern, sich niederzulegen und nicht mehr zu rühren. Die mit der Unterhaltung des Feuers Beauftragten hatten sich hinter dieses zu legen, damit die Schildkröten sie nicht sehen könnten. Wir warteten ungefähr eine Stunde lang unverwandten Auges, aber die Felsen ließen uns nur selten die großen Rücken der Schildkröten sehen, welche langsam und wie es schien sehr vorsichtig näher kamen. Plötzlich gewahrten wir, wie mehrere aus dem Wasser auftauchten, einen Augenblick innehielten und mit dem Kopfe hin und her wiegten, — die Art und Weise, ohne Zweifel, wie sie sich ihre Beobachtungen mittheilten. Andere kamen ihnen nachgeschwommen und tauchten nun ebenfalls auf, und als der Trupp zahlreich genug war, bewegten sie sich auf die Fleischstücke zu und machten sich an das Vertilgen derselben. Als der zwischen dem Meere und der Landspitze liegende Raum endlich wörtlich bedeckt war, stieß der Major einen Schrei aus. Auf dieses Zeichen stürzten sich die Malaien auf die Schildkröten und stießen ihnen mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit die Ruderstangen unter den Bauch und warfen sie auf den Rücken. In weniger denn fünf Minuten waren mehrere hundert zappelnd thätig; einige von den Zuletztgekommenen waren indeß im Stande, in's Meer zurückzueilen und das Weite zu suchen.

Die Schildkröten machten vergeweifte Anstrengungen, sich wieder auf den Bauch zu schwingen; sie warfen die dicken Füße krampfhaft hin und her; aber vergeblich, liegen sie einmal auf dem Rücken, so sind sie gefangen. Alle möglichen Größen waren vertreten: einzelne erreichten eine Länge von drei Fuß, bei einem Durchmesser von zwei Fuß. Die Malaien machten Tragbahren aus ihren Rudergabeln und brachten sie auf diese Weise nach den Wagen. Der Major strahlte vor Freude; er sagte, seit lange habe er keinen so großen Fang mehr gethan. Ich fragte ihn, was er mit all den Schildkröten anfange? — „Was ich damit beginne?“ sagte er; „einen Theil gebe ich meinen Soldaten, welche das Schildkrötenfleisch dem des Schlachtviehs weit vorziehen, einen zweiten Theil vertheile ich unter meine Malaien und der Rest wird an die Bewohner von Surabaja verkauft. Die Schalen schicke ich nach Muntag und Samarang, wo man allerlei hübsche und nützliche Sachen daraus fabrizirt, wie Sie vom europäischen Markte her wissen.“ In den Wagen war nicht einmal Platz genug, um unsere Beute unterzubringen; es mußten deshalb einige Malaien zur Bewachung zurückbleiben. „Haben Sie Sorge, daß sie entkommen?“ fragte ich lächelnd. — „Allerdings,“ antworteten er, „diese Thiere haben solche Liebe zu einander, daß, wenn sie eines auf dem Rücken liegen sehen, die anderen ihm zu Hilfe eilen und es auf die Füße bringen.“ Eine Thatsache, die mir später vielfach bestätigt wurde. Die Karawane setzte sich in Bewegung und unter dem monotonen Gesang der Malaien zogen wir heimwärts.

Napoleon I. und die deutschen Studenten.

Historische Skizze von Arnold Wellmer.

1. Das Attentat.

Noch waren die Schlachtfelder von Saalfeld und Jena roth und feucht von dem Herzblute der vielen Tausende von deutschen Männern und Jünglingen, die unter dem schrecklichen feurigen Schwerte Napoleon dahinsanken . . . und schon wieder dröhnte die Erde um Halle von neuem Schlachtendonner. Bernadotte vernichtete am 17. October 1806 vor den Thoren Halles die mitte Reserve Preußens, die der würtembergische Prinz Eugen befehligte. Gleich nach diesem neuen Siege rief Napoleon über das für Frankreich so einen halben Jahrhundert so verhängnißvolle Schlachtfeld von Roßbach und ließ die Siegessäule fortnehmen und nach Paris schaffen . . . jene preußische Siegessäule, die hier eine Niederlage Frankreichs bezeichnete!

Und am anderen Tage reitet der Sieger Napoleon in die alte berühmte Musenstadt Halle ein. . . .

Es ist ein trüber feuchter Octobertag. Trüb steht es auch in den Herzen der guten Hallenser aus — feucht schimmert's in Aller Augen: vor Weh über das viele geflossene deutsche Blut — vor Weh und Zorn über das unaufhaltsam hereinbrechende Elend, die herzbrechende Schmach des armen Vaterlandes.

In solche Augen blickt Napoleon, wie er von Roßendorf aus über die Saalbrücke mit großem Prunk in Halle einzieht. In die Herzen kann er nicht blicken — aber er weiß, wie es drin aussieht, daß die echten deutschen Herzen nur ein Gefühl für ihn haben; den tödlichsten Haß! Er lächelt darüber . . . doch seine Brust doch ein unbeschreiblich Panzerbemd!

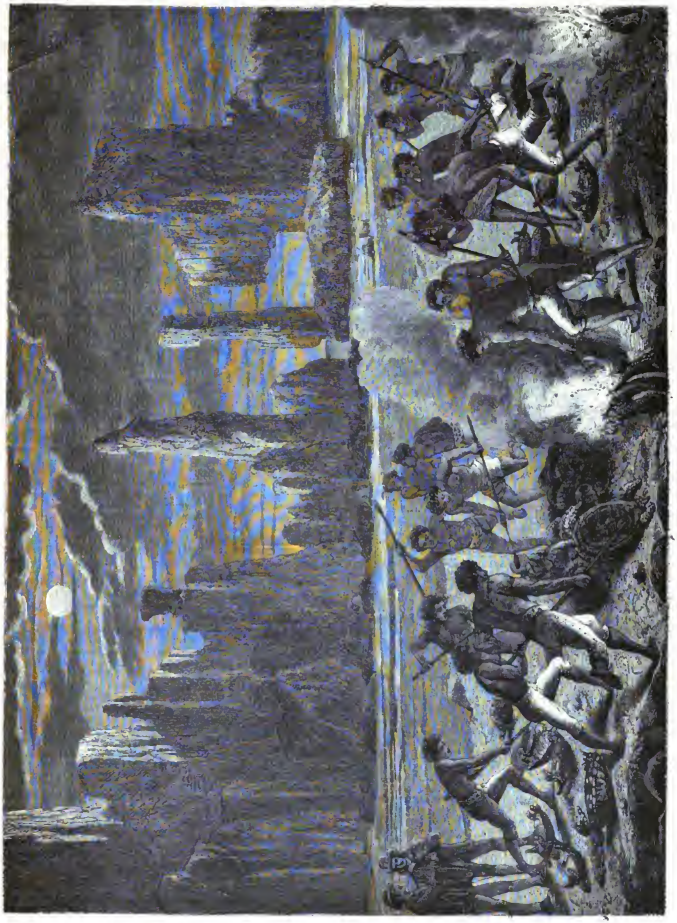
O, wie traurig tönt heute selbst das sonst so festlich schöne Geläut der Glocken von Sanct-Moritz!

Und wie bleich und finster die sonst so übermüthig fröhlichen Gesichter der jungen deutschen Studenten heute blicken! Die jüngsten Schlachtendonner hallen noch immer furchtbar nach in den leichtblütigen Studentenherzen. Die sind plötzlich mit einem gellen Aufschrei — mit einer tiefen niederschmetternden Beschämung erwacht aus dem langen, langen Traumen — sauten — gedankenlosen — Sündenleben, das man damals Studiren nannte!

Ja, dieser Weckruf durch Schlachtendonner — diese Trommetenstimme eines neuen Erbengerichts that noth für die damaligen deutschen Studenten — — leider Gottes!

Den meisten Studenten galt die Universität als ein Lusthaus — ein Sündenhaus im schlimmsten Sinne. Die alte studentische Einfachheit war dahin, wo Bruder Studio — wenn's mal bod herging — sich auf hölzernen Schemeln um einen grossen weißgescheuerten Tisch bei einer Tonne zerbiter oder köstlicher Bier und einer Pfeife „Kuckuck meine Sieben“ reich wie ein König fühlte und glückselig den mittelmäßigen Tabak aus langen Thonpfeifen aufwirbelte. Seine Garderobe bestand die ganze Studienzeit über aus einem Paar gelbledernen Hosen, einem groben Flausrock und etwas feinerem Sonntagsfleide. Seine Bibliothek machten die Bibel, lateinische und griechische Classiker, Compendien und sonstige wissenschaftliche Bücher seines Fachstudiums aus. . . . Wie anders beschieß Bruder Studio das achtzehnte Jahrhundert! Da mußte Alles französisch sein: üppige Lotterbetten statt der bösernen Stuhle auf seinem Appartement, an den Wänden frivole französische und englische Kupferstiche, auf den Bücherbrettern nichts als Crebillon's Schaumlöffel, Gedichte im Geschmacke Gregourt's und sonstige leichtertige Bücher. Bei Chocolade und Punsch wurde L'Combre gespielt, französische Perrnquiers frisirten die Allongenperrücken, französische Tanzmeister übten die zierlichen Pas ein, französische Tailleurs lieferten die seidenen und sammtenen Gallakleider . . . und französische Unsitten hatten die deutsche Ehrbarkeit verdorben. Und dabei dammelte doch unter den französischen Perrücken überall jener echt deutsche Zopf hervor, den der alte Kurfürst von Hessen so zärtlich cultivirte — er, der stets den Zollstock in der Tasche trug, um nachmessen zu können, ob die Zöpfe seiner Soldaten auch die gehörige Länge und Dicke hatten.

Digitized by Google



Gefechtsübungen mit Hanau. (S. 484.)

Digitized by Google

Und nach den französischen Sitten und Unsitten kam die französische Revolution und sogte die Allongenperrücken und seidenen und sammtenen Kleider weg und wirbelte unendlich viel dürren Dunst in den Köpfen der jungen deutschen Studenten auf. Dieser französische Dunst umnebelte die unklaren trägen Geister nur noch mehr. Da sie selbst nicht recht wußten, was sie wollten — und doch ein ungewohntes Gähren in sich fühlten, bezeichen und rauften sie sich wacker mit einander. Das Duell hörte auf Mittel zum Zweck zu sein — es wurde Zweck! Wer die meisten „Standäler" (Duelle) hatte, galt als „honoriger Bursch!" Mit Stolz wurde für jedes neue Duell eine Kerbe in den Ziegenhainer geschnitten — nicht wenige Stöcke zählten hundert und mehr solcher Einschnitte.

Wer als wackerer Zecher seinen Tod gefunden, ward als der vollendetste Bursch mit großen Ehren begraben!

Wie Räuber und Mordbrenner wurden die deutschen Studenten damals gefürchtet. Ehe der Thorwart sie bei ihren Nerienreisen in eine Stadt hineinließ, mußten sie vor ihm über Zweck und Ziel ihrer Reise ein förmliches peinliches Verhör bestehen und ihr Matrikel in seinen Händen als Bürgschaft zurücklassen — die sie erst beim Verlassen der Stadt wieder erhielten . . . und nicht selten machte der Thorwart mit erleichtertem Herzen drei Kreuze hinter ihnen her. Um so viel lieber sah man Bruder Studio damals gehen — als kommen.

Und die adeligen — die edelgeborenen Studenten standen womöglich noch schlimmerem Rufe, als die bürgerlichen. Vielleicht mußten sie auch darum überall mehr bezahlen. So zahlte ein bürgerlicher Student für eine Privatvorlesung an den Professor baldjährlich 5 Thaler — während ein Graf doppelt und ein fürstender Prinz fünffach so viel zahlen mußte. Daßr hatten die gräflichen und fürstlichen Studenten auch noch beim Beginn unserer Jahrhunderts gewisse Vorrechte: in den Auditorien abgesonderte Sitze, — und hatten sie einen dummen oder einen dühen Streich gemacht, so wurden sie schriftlich und im höflichen Style zum Herrn Rector citirt und hatten bei dem nächstgesetzten Verhör beauem im Lehnstuhle sitzen, während den bürgerlichen Studenten bei ähnlichen Gelegenheiten einfach vom Pedell das furchtbare: citatur ad Magnificum auf die Studenthür gekreidet wurde und sie die Feudblige seiner Magnificenz stehend empfangen mußten. . . .

Von dann war noch der französischen Revolution auch die französische Geisel Gottes über Deutschland gekommen — Napoleon!

Ihre blutrieschenden Stachela haben endlich auch das deutsche Studentenleben aus dem Sündenschlaf gerissen. . . .

Darum schauen die baltischen Studenten heute so finster und bleich auf den Sieger Napoleon, wie er durch die dumpfschweigende neugierige Menge in Halle einreitet.

Der finsterste und bleichste Student auf ganz Halle steht aber nicht unter der Menge in den krummen engen Gassen . . . er lauscht an einem Fenster im zweiten Stockwerke eines altertümlichen Hauses der Klausgasse. Hier unten muß ja der Sieger Napoleon vorüberkommen — hier unten in sicher und schußrecht für seine tödtliche Kugel! Ha! wie das dunkle tiefe Auge des Jünglings bei diesem Gedanken aufblitzt: dies siegesgewisse — lagende Gelänt der Glocken von Sanct-Moritz begleitet den verhaßten Tyrannen auf seinem Todesritte . . . und Du, Du bist der Befreier Deutschlands!

Es ist ein Student der Forstwissenschaft, der hier mit der Büchse in der Hand auf ein seltenes Wild wartet. Sein Name soll unbekannt bleiben — das habe ich dem greisen Gelehrten, der in jenen Tagen auch in Halle hwdirte und mir von diesem bis zetzt nirgends verzeichneten Attentat auf Napoleon erzählte, versprechen müssen. Beide ruhen jetzt auch schon unter dem grünen Rasen.

Nur wenige Freunde wissen um dies Attentat. Sie haben gestern in der Mitternachtsstunde um die Auferstehung gebeet. Hier im Zimmer ist aber Niemand weiter als der, den das Loos getroffen. Aber sie haben dem Freunde die Auferstehung und die Flucht vorbereitet helfen. Die Büchse ist mit gehacktem Blei geladen. Eine von den kleinen Festen schreiben ist aus dem Bleirahmen genommen. So glaubte man das Klirren der Scheiben und das Borquellen des Pulverdampfes zu verhindern — so das Fenster ja verbergen, aus dem der Schuß fiel. Wenn Napoleon unter dem Fenster vorüber ist — in seinen Rücken, oben in die Gegend der Halswirbel muß die Kugel treffen, wenn sie wirken soll. Das feinzilderige Stahldemde, das er unter der Uniform trägt, ist zu lugelfest. Auch die Flucht ist von den Freunden vorbereitet: über den Hof durch enge Gäßchen bis an die Saale — dort wartet ein Nachen und jenseits ein Pferd. . . .

Alles ist aufs Sorgfältigste vorbereitet — die That muß gelingen. . . . Die That? — — der Mord — — der Meuchelmord aus dem Hinterhalte. . . .

„Mörder — Mörder — Meuchelmörder! . . ." durchbebt es den Studenten dort oben am Fenster der Klausstraße. . . .

Das Wort zieht ihm wie Bergeskalt auf die Kniee. . . . Vor seinem Seelenauge steht ein schönes stillfriedliches Pfarrhaus in einem grünen Waldthale an der Saale — — im Garten unter dem blühenden Apfelbaume sitzt der ehrwürdige Pfarrer mit den milden sonnigen Augen und erklärt zwei Kindern — seinem Sohne Reinhold und des Hüttenmeisters Töchterchen Martha die Heilige Schrift. . . . Die Pfarrerin sitzt mit gefalteten Händen andächtig dabei. . . . .

„Du sollst nicht tödten, spricht der Herr . . . den Mörder erwartet ein furchtbares Gericht am Jüngsten Tage . . ."

Das Wort klingt dem lauschenden Studenten schon jetzt wie die Stimme des Jüngsten Gerichts ins Ohr. . . .

„Nein, nein, mein Gott — sieh mich nicht als Mörder an. . . . Erwähle mich zu Deinem rächenden Werkzeuge — laß mich nur die Hand sein, die mein armes, armes schönes Vaterland aus dieser Knechtschaft befreie. . . . Gern gebe ich mein Blut — mein Leben als Lösegeld — aber tödte Du meinen Vater — die arme Mutter . . . tröste und stärke meine Martha. . . ."

Und näher und lärmender tönt das Volksgewoge und Pferdegetrappel in das Studentenzimmer hinauf und sogar einzelne Rufe mit deutschem Accent lassen sich hören: Vive l'Empereur! . . ."

Da bricht das glühende Blut des Zornes und der Scham in das todblasse Gesicht des Studenten — jäh fährt er von den Knieen auf und sein Auge schleudert furchtbare Zornblitze auf die seilen gehrendienerischen Rufer hinab — seine Hand krampft sich fester um die Büchse und von den Lippen stürmt es: „Ja, mein Gott, Du willst meine Hand als strafendes Todeswerkzeug annehmen — ich fühl' es! Diese Schmach, daß deutsche Lippen dem fremden Tyrannen zujubeln, während er ihrem armen Vaterlande den übermüthigen Fuß auf den Nacken setzt, schreit zu laut zu Dir empor, als daß Du der blutrothen Sünde nicht Einhalt thun sollteſt. . . . Gott Rächter, Dein Rächer ist bereit. . . ."

Seine Hand zittert nicht mehr — sein schönes junges Gesicht leuchtet furchtbar ruhig, das Auge schaut so deuteicher, als gelte es einem Reh im Walde, die Klausstraße hinab. . . . Dort wird das Festliche — verstuchte Wild sichtbar. . . .

Wie aus Bronze gegossen sitzt Napoleon auf seinem Schimmel. Keine Miene in dem mattgelben Gesichte und den mächtigen Augen zuckt. Nur wenn das „Vive l'Empereur" mit dem deutschen Accent tönt, dann liegt ein leichtes verächtliches Lächeln um die fest geschlossenen Lippen. Ja, Napoleon ist gewöhnt wie diese seilen deutschen Creaturen. . . . Er bezahlt sie, er gebraucht sie als Mittel zum Zweck — aber er verachtet sie aufs Tiefste. Nicht ein einziges Mal lüftet sich der kleine dreieckige Hut von dem dirnbörnigen Bronzekopf.

Eine glänzende Suite von Generalen folgt dem Sieger von Saalfeld und Jena. Zunächst dem Kaiser reitet der Sieger von Halle — General Bernadotte. . . .

Nur noch zwei Minuten . . . und mein Deutschland ist frei. . . .

Aber was ist das? welche Unruhe in der Menge? . . . Ein junger Mann mit blassem, scheuem Gesicht, brennend rothem Barte und Haar — in studentischer Kleidung, arbeitet sich durch das Volk . . . er dringt bis zum General Bernadotte vor, ein Papier hoch in der Hand — er schreit: „An den Mort ju . . . der General nimmt das Papier — der kaiserliche Zug stockt. . . .

„Judas Ischariotb . . . beim Tyrannen? — Das heißt Verrath!" hebt es von den erbleichenden Lippen des Studenten dort oben am Fenster.

Die Büchse entgleitet seiner Hand. Er muß sich an das Fensterbrett lehnen, — ein eisiges Zittern durchrieselt seine Glieder.

Dumpfe atbemlose Stille liegt auf der dicht gedrängten Menge in der Straße.

Jetzt flüstert Bernadotte dem Kaiser einige Worte zu. Keine Zuer rührt sich in dem Bronzegesichte . . . nur die kleine eisenfeste Hand rührt den Zügel des Pferdes . . . und der Kaiser lenkt von der Klausstraße in die nächste Nebengasse ab . . . Die Generale — die Soldaten folgen ihm. . . . Ein lautes unruhiges Fragen geht durch die Menge. . . .

Der Student mit dem blassen scheuen Gesichte und dem wilden brennend rothen Bart und Haar ist im Gedränge verschwunden. . . . Er hat sich durch sein Lebendiges schleichendes Weben unter den Studenten Halles längst den Beinamen „Judas Ischariotb" erworben.

Mit einem leichten zitternden Schrei — als sei eine zu straff angezogene Saite in seinem Innern zersprungen — sinkt Reinhold neben dem Fenster auf die Kniee. Klirrend fällt die Büchse zu Boden. . . .

„Du willst mein Opfer — meinen Arm nicht, mein Gott, — die Stunde der Freiheit ist noch nicht da . . . Dein ist die Rache — in Deine Hände befehle ich sie. . . ."

Große schwere Thränen rollen über das von den wechselnden Gefühlen durchzitterte Gesicht. . . . Er denkt an das friedvoll stille Pfarrhaus in dem grünen Waldthale — an den greisen Pfarrer und die Pfarrerin mit den klaren frommen milden Augen . . . er denkt an ein süßes reines Mädchengesicht mit den heißen Blumenaugen voller Liebe und Treue . . . und von seinen Lippen gleitet das Gebet: „Ich danke Dir, mein Gott, daß Du mein Blutopfer nicht gewollt — daß ich jetzt kein fluchbeladener Mörder bin. . . ."

Da stürmt es die Treppe hinauf — die Thür wird aufgerissen — vier Studenten mit bleichen verstörten Gesichtern dringen ins Zimmer. . . .

„Wir sind verrathen, Reinhold — der rothe Judas Ischariotb hat

Digitized by Google

Alles ausspionirt — Gott weiß, wie's ihm möglich wurde. . . . Komm' — wir sind keine Minute mehr sicher in Halle — wir müssen fliehen — vielleicht ist Jichariotik mit den Häschern schon unterwegs — Fluch ihm. . . ."

„Ja, laßt uns fliehen — die Stunde war noch nicht gekommen, wo Deutschland frei sein sollte . . . und unser Vaterland ist zu schön, zu edel, zu rein, als daß auf seiner wiedererkauften Freiheit der Blutfluch eines Mordes haften dürfte . . . Mit den Waffen in der Hand — Aug' in Aug' dem Feinde Deutschlands gegenüber, das ist die Aufgabe der deutschen Söhne — seiner Muttersöhne vor Allen! . . ."

Hoch aufgerichtet — das edelschöne Gesicht von Begeisterung verklärt, steht Reinhold mit erhobener Rechten — wie zum Schwur! — vor den Freunden.

Und sie erheben Alle die Rechte und feierlich tönt es von den ernsten Lippen: „Ja, das sei unsere Aufgabe!"

„So laßt uns fliehen!"

„Wohin?"

„Zum Prinzen Eugen — er hat sich zunächst nach Dessau zurückgezogen . . . Wir treten unter Preußens Fahne — und dann, wie Gott will!"

Und sie eilen die Hintertreppe hinunter und klettern über die Hofmauer. Sie huschen durch enge dunkle Gäßchen bis an die Saale . . . dort wartet der treue Hallore mit seinen Rossen — und drüben hinter dem Busche ein anderer Hallore mit Pferden. . . .

Mit verhängten Zügeln sausen fünf jugendliche Reiter verstecke Waldwege an der Saale entlang — gen Dessau zu. Die Landleute schauen ihnen lange nach: „Das sind ballische Studenten, die zum Prinzen Eugen wollen. Vielleicht ist der Napoleon hinter ihnen her — Glück auf den Weg! Wollte Gott, daß die ganze deutsche Jugend so dächte . . . der Bonaparte sollte bald über die Grenze nach Frankreich zurück. . . ."

In der Nacht hallen eilende Pferdehufe durch das stille Pfarrdorf; eben im grünen Waldthale an der Saale. An der Kirchhofspforte steigen die Reiter von den Pferden und binden die Zügel an die Pfosten. Sie huschen über die grünen Gräber mit den schaumumwogten Blumen und den schlafenden stillen Menschen. An das Fenster des Pfarrhauses klopft es leise. Das Alter hat einen losen Schlaf. Der Pfarrer öffnet das Fenster: „Du hier, Reinhold?"

„Ja, Vater — mit meinen theuersten Freunden . . . aber erschrick nicht. . . ."

„Was ist geschehen — was wollt Ihr?"

„Deinen Segen, Vater! Wir sind auf der Flucht vor Napoleon — wir wollen unter die Fahnen unseres armen Königs treten . . . Die Schmach des Vaterlandes ist zu groß, als daß ein echter deutscher Mann sie still und thatenlos tragen könnte. . . ."

Und der Pfarrer und die Pfarrerin geben dem Sohne und seinen Freunden unter Thränen ihren Segen. . . .

„Vater — Mutter, bringt Martha meinen Abschiedsgruß und Kuß . . . Gott weiß uns ein Wiedersehen geben — hier oder dort!"

Der Pfarrer und die Pfarrerin geleiten die Jünglinge zu den Pferden. . . . Dort steht unter dem blühenden Hollunderstrauche ein zitterndes Mägdlein. . . .

„Reinhold, ich weiß — ich ahne Alles. . . . Ich höre die Pferde — ich eile ans Fenster, ich sah Euch über die Gräber gehen. . . . Ich konnte Dich nicht ohne Abschied in den Kampf lassen. . . ."

„Und ich wollte Dir die schwere Minute ersparen, — Gott segne Dich, meine Martha, daß Du gekommen bist!"

Sie halten sich lange — sei umschlungen, wie für die Ewigkeit.

„Und nun eile, Reinhold — die Gefahr ist hinter Dir her, jede Minute Zögern kann Unglück — Tod bringen. Ich bin jetzt ruhig in Gott, da ich Dich noch ein Mal gesehen — jetzt hab' ich die Kraft, Dich in den Kampf gehen zu lassen!"

„Mein tapferes deutsches Mädchen! . . ." Und leise flüstert er ihr zu: „Wenn ich nicht wiederkommen sollte, Martha, so sei Du an meiner Stelle den Eltern ein liebendes Kind!"

Sie nickt und drückt ihm die Hand. So treten sie vor die Eltern. Martha ist jetzt Eure Tochter!"

Da tritt aus dem Schatten des Fliedergebüsches eine schlanke, kräftige Gestalt — der Mond blinkt auf den vergoldeten Knöpfen seines Militärmantels. . . .

„Die Franzosen — wir sind verrathen!. . ." ruft der eine Student und springt zu den Pferden. . . .

„Nein, Gott sei Dank kein Napoleons-Knecht — sondern ein Franzosenfreund wie Ihr. Ich bin der Lieutenant Ferdinand von Schill und kämpfte im Dragonerregiment Ansbach in der unglücksvollen Schlacht bei Auerstädt. Ich wurde bleßirt — und meine Wunde zwang mich, auf dem Rückzuge nach Pasewalk mich hier im Pfarrhause einige Tage zu verbergen und zu erholen. Jetzt bin ich wieder fritsch — zum neuen Jagen und ich geh' mit Euch, Kameraden. Aber beim Prinzen Eugen ist nicht mein Platz. Mein Franzosenhaß verlangt ein weites, freies Feld für rastlose Thaten. Laßt uns nach Pommern — nach Kolberg geben. Dort lebt noch ein tapferer todesmuthiger und königstreuer Menschenschlag. Wir bilden ein Freicorps und führen auf eigene Hand Krieg mit dem Corsen — unverkühnlich bis zum Tode. Studosi, wollt Ihr den Schill zum Hauptmann — so folgt mir: wie die Studenten Roller und Spiegelberg, Schweizer und Schufterle ihrem Karl Moor von der Hochschule . . . und auch wir werden singen: ‚Ein freies Leben führen wir' — aber nicht ein Leben voller Wonne . . . nein, ein Leben voll blutiger Arbeit und Entbehrung . . . vielleicht ist der bleiche Tod unser Lohn. . . ."

„Ja, Hauptmann, wir folgen Euch!"

„So seid denn wohl, Herr Pfarrer und Frau Pfarrerin und habt herzlichen Dank für Euren Schutz und Eure Pflege — vielleicht kann ich's Euch an Eurem Sohne vergelten. Und wenn Ihr einst hören sollter, daß der wilde Schill irgend wo seinen Franzosenhaß mit seinem Herzblut besiegelt hat — so betet ein frommes Vaterunser für ihn. . . . Ich fürchte, seine etwas verwilderte Soldatenfeele kann solch einen Reisewunsch in das unbekannte Land dort oben hitter nöthig gebrauchen. . . . Und nun behüt' Euch Gott — und Ihr, schöne Soldatenbraut, zeigt Euch tapfer wie ein echtes deutsches Mädchen . . ."

Ein letzter dreifacher Kuß auf Reinhold's Lippen. . . .

„Gott mit Euch!" tönt's den sechs Reitern von drei betenden, weinenden Herzen nach.

•

Verhängnißvoll war jenes verunglückte Attentat für Halle. Napoleon wüthete, als seine Scherzen Reinhold's Wohnung her fanden. Seinen ganzen Zorn goß er über die Universität — Professoren und Studenten aus. „Diese deutschen Universitäten, namentlich Jena und Halle sind die Hauptherde aller revolutionären und demokratischen Umtriebe — aller sogenannten Freiheitsbestrebungen gegen mich . . . ich werde diese Brutstätten von Napoleons-Mördern von der Erde vertilgen müssen!" — und er hob die Universität Halle — Preußens wichtigste Hochschule, durch einen Federstrich auf.

Den rothen Juhas machte er aber zu seinem reich besoldeten Hauptspion in Halle und gab ihm vor der Welt ein Amt als — Polizeivisitor.

Die ballischen Studenten aber — Zeit der Prüfungen haben auseinander: die Einen gingen auf andere Universitäten, Viele unter die preußischen Fahnen. Besonders strömten die Studenten dem Schill in Kolberg zu, dessen tollkühne Streifpartheien mit den fünf ballischen Studenten und den zu ihm gestoßen Reitern seines ehemaligen verbrennten Regiments gegen die Franzosen bald viel von sich reden machten. Der König bestätigte „Schill's Freicorps", und dies wuchs schnell zur Escadron an. Am 9. Juli 1807, durch den unglücklichen Frieden von Tilsit, ging auch die alte treue Musensstadt an der Saale für Preußen verloren.

Schmerzlich bewegt schrieb König Friedrich Wilhelm III. wenige Tage darauf an seine treuen Unterthanen jenseits der Elbe: „Ihr kennt, geliebte Bewohner treuer Provinzen, Gebiete und Städte, Meine Gesinnungen und die Begebenheiten des letzten Jahres! Meine Waffen erlagen; — der Friede mußte so, wie ihn die Umstände vorschrieben, abgeschlossen werden. Was Jahrhunderte und biedere Vorfahren, was Verträge, was Eide und Pflichten Mir Teuren verbunden hatten — mußte getrennt werden. Das Schicksal gebietet — der Vater schreibt von seinen Kindern. Euer Andenken kann kein Schicksal, keine Macht aus Meinem und der Meinigen Herzen vertilgen. . . ." Und dann entband er alle Unterthanen jenseits der Elbe ihres Eides und ihrer Pflichten gegen das preußische Königshaus . . . mit bitterem Herzen.

Tief war der Schmerz der in Halle ausharrenden Professoren. Sie sandten aus ihrer Mitte Schmalz und Froriep an Friedrich Wilhelm nach Memel und baten ihn, an Stelle des verloren gegangenen Halle in Berlin eine Universität zu gründen. Hufeland, des Königs Leibarzt, unterstützte diese Bitte lebhaft. Und schon am 4. September erließ der König von Memel aus die großherzige Cabinetsordre, die für Berlin die Gründung einer Universität sicherte. Wilhelm von Humboldt wurde mit Entwerfung eines großartigen Planes für die neue Universität beauftragt — und 1810, inmitten alles Kriegsunglückes und des großen Landschadens um die beimgegangene Königin Louise, fand die feierliche Eröffnung der neuen Landesuniversität Berlin statt.

Jenes versuchte hallische Studenten-Attentat auf Napoleon war also die erste Ursache, daß Berlin heute seine herrliche Universität hat.

(Fortsetzung folgt.)

Briefmappe.

Hrn. K. in Offenbach. Ihre eingesendete Anekdote: „Natürliche Folge. Lehrer: Die Sonne ist 166 Millionen ist weitweit Schriftsteller oder Schreiber, was ist also die natürliche Folge davon? Schüler: Daß man den Mund zumacht!" . . . ist doch gar zu harmlos als Witz. Wir machen Ihnen aber gern die Freude, sich über gedruckt zu sehen.

Hrn. Schriftsteller B. in St. „Einen Doctor und einen gefrorenen Hecht" — sagt Saphir — „verstoßt man erst recht durch die Mode, die man sich gibt ihn zu verheimlichen" — und der Franzose sagt: qui s'excuse — s'accuse. . . . Eine andere Antwort ehaben wir auf Ihren langen freundlichen Brief nicht.

Frl. Minette v. P. in München. „Ein Mann, den Weidermorie treiben, hält Umschlechen für thöricht. Unverschämen für leicht zu erreichen, nicht Gehaben für eyhaft" — denkt es schon in der Weisheit des Brahmanen.

Digitized by Google

Zeitungsannoncen.

Illustrirt von A. Greil.

II.

Eine junge Dame, Waise, sucht bei einem unkündigen ältern Herrn als Lapezierantin eine Stellung. Ihre Ansprüche sind sehr bescheiden, nur würde sie auf gute Behandlung sehen.

(Kreuz-Zeitung.)

Eine ausgezeichnete Nähmaschine steht sortwährend zum Gebrauch bereit.

(Kölnische Zeitung.)

Ein guter Sperrsitz kann sogleich abgegeben werden
12 Fahnenwiese, Mittelthür im Hinterhaus.

(Hamburger Nachrichten.)

Meinen Freunden und Bekannten gebe ich hiermit Nachricht von dem heftigen Hinscheiden meiner geliebten Gattin. Wer sie gekannt hat, wird meinen Schmerz ermessen können.

Der trauernde Wittwer.

(Augsburger Allgemeine Zeitung.)

Digitized by Google

Natürlich.

Novelle

von

Carl Freiherr von Gumppenberg.

(Fortsetzung.)

Clara hatte sich aufgerichtet und lauschte dem Erzähler mit ängstlicher Spannung jedes Wort vom Munde ab.

„Ih er g'roß't," fuhr Franz fort, — „und steht nimmer auf, so bin ich verschiert mein Lebtag, ob's aufkommt oder nit, denn so mag geht Ein'm halt doch nach, und zwischi'n ein' Gamsl und ein' Forkja'bisln ist ein Unterschied; — macht er sich aber wieder, und hat Ein'n kennt, nachher gibt's ein' lange Verbandlung, und z'letzt heißt's etliche Jahrln einspherrt, — und das ist auch ein Merker, den man nit so leicht vergißt, und ander Leut' auch nit! — Im so ein' Fall aber hat schon oft ein' Förstprach' viel ausgericht't, daß der Wildschütz frei worth'n ist, denn zugchaut hat bei der Gschicht' Niemand, und irren kann sich der Forkja'bisl' auch wie jeder Mensch, — nachher laßt sich 's G'setz schon ein bißl drehn und wenn's, bis ein Luck' dergeht, wo der Arrestant unwiderbringlich kann! — — Jetzt Fräule drin ich fertig, und ist mir's Herz leichter; grad das muß ich Euch noch g'stehn, daß der Hofersranzl halt denkschlagen Schutzengel, wo sein Mutter davon g'red't hat, zu der Förstprach' brauchen thät, und daß er ihm recht dankbar wär, und — daß er'n so viel gern hätt, lieber als d' Gams'n in die Berg' drobn, nachher wißt's schon, wie viel's g'schlag'n hat!"

Franz war mit dem Oberförster immer weiter herabgerathen, sodaß der Zaun schon zu sich hog unter seiner Last, während sein Blick seit auf Clara's Zügen ruhte, welche verwirrt zu Boden sah und mit den Falten ihres Kleides tändelte. — Sie konnte sich nicht mehr verhehlen, daß das räthselhafte Drängen und Wogen ihres Herzens, in welchem seit der verhängnißvollen Begrüßung die verschiedenartigsten Gefühle wie die Nebel in einer Felsenschlucht sich umhertrieben, Gestalt anzunehmen beginne, — daß die Nebel sich verdichteten, Arme und Beine bekamen, einen malerischen Hut mit Spielhahnfedern aufsetzten, und mit ein Paar recht traubergigen Augen sie plötzlich anguckten; — sie erkannt über das Gesperrst, denn sie fühlte sich von dessen übermatürlicher Macht umstrickt, aber es war ihr, als ob sie dasselbe lange vergeblich gesucht und nun endlich gefunden hätte, ihr Herz jubelte, obschon es sich gesangen sah, — es lachte unter Thränen, wie die Sonne durch den Regenschauer, und verübte manche List der Regenbogen der Friedenshoffnung, den empörten Elementen in dem kleinen Herzen Ruhe gebietend! — — —

„Krieg' ich gar kein Wörtl von Euch, Fräule, daß ich besser schlaf'n kann heut' Nacht?" begann Franz nach längerer Pause in gärtlichem Tone, — „sagt's mir nur, ob's herb auf mich leid't oder mit, — ich weiß selber nit, aber daß Euch 's schon gar nit wertag'n, — lieber wachsel mir Klein gam an Anger, da thät's wohl 's Heu allen kaufen, aber was thät' ich, wenn's Ihr mich nimmer anschauet's? da dürft' ich der schwerste Bauer werd'n, ich möcht' nit!"

„Ich bin Euch ja nicht böse, Franz!" preßte Clara hervor, während sie sich vom Rasen erhob, — „und habe Euch ja meine schwache Hilfe vorhin schon angetragen; aber," fuhr sie, ihre Züge zur Strenge nöthigend, fort, — „Ihr müßt mir zugeben, daß Ihr gegen die Landesgesetze gehandelt, und den armen Forstgehilfen vielleicht für sein Leben lang unglücklich gemacht habt; das dürft Ihr nicht vergeben, und mir nicht zumuthen, Eure That wohl gar gut zu heißen. Wenn ich aber trotzdem Gnade für Recht ergehen lasse," fügte sie, schelmisch das Köpfchen zur Seite neigend, hinzu, — „so dürft Ihr deshalb auch nicht übermüthig werden und müßt in Zukunft deriei gefährliche Dinge bleiben lassen, — versprecht mir das, nicht wahr?"

Franz besann sich, — es war ihr verlangt, das Gamshieben aufzugeben, allein zu seinem eigenen Erstaunen verkrach sich die Leidenschaft, welche bisher in seiner Seele allein geherrscht, wie ein Nachtvogel vor den Sonnenstrahlen, welche aus zwei großen blauen Augen auf ihn fielen.

„Damit's sehr's, daß ich Euch gern hab', Fräule, so versprech ich halt, daß ich 's Jägern aufgeh'! — 's kost't mich mehr G'walt, als vielleicht meint's, aber Euch z'lieb thät' ich mit, glaub' ich, 's Schnaufn abwöhnen! — Da habt's mein' Hand drauf, sonst gilt's nit!" Franz streckte dem Mädchen seine sonnengebräunte schwielige Rechte entgegen, und dieses legte nach kurzem Zaudern das niedliche weiße Händchen bebend hinein! — — —

Es war ein seierlicher Augenblick! — Die letzten Reflexe der untergehenden Sonne tauchten die Bergkuppen in sanfte Gluth, als wolle sie zu der Saffage des Bildes auch den Hintergrund in Einklang bringen, und die Alpenrosen von Wesenhofen sandte in leisen Accorden ihren Gruß herüber! — — Was ist der Händedruck zweier Monarchen, welche sich an der Landesgrenze begegnen, gegen jenen am Zaune des Löstgartens? — Alle Zeitungen bringen ihn mit durchschossenen Lettern, und verbürgen der Leserwelt ewigen Frieden, während schon im nächsten Jahre die Heere dieser Landesfürsten sich feindlich gegenüberstehen; — von dem Händedruck am Zaune spricht Niemand, — es hat ihn Niemand als die vom Abendroth vergoldete Welle über dem See gesehen, aber er verbürgt uns ein Schutz- und Trutzbündniß für's ganze Leben! — Mögen die Waffen der Verbündeten nur klirren, um ihre gemeinsamen Feinde abzuwehren, in ihren eigenen Landen aber ewiger Friede seinen Segen ausströmen!

—

Droben im Gemache der Fürstin war der Thee serwirt, und die Gnädige trippelte ungeduldig von einem Meubel zum andern, bald bereits sämmtliche Paravemades der Lebhstühle sorgfältig geglättet und Zolly beruhigt, welcher, wenn er die Theekanne sah, ungestüm sein stereotypes Zuckerbrechen verlangte; — allein Claire kam noch immer nicht, und die Fürstin ertheilte endlich Jean, welcher es auch sehr „eigenthümlich" fand, daß die Gesellschaftsdame ihre Herrin so lange allein lasse, — den Auftrag, nachzusehen, ob ihr am Ende etwas passirt sei. — Jean ging, er hatte Clara im Obstgarten verschwinden sehen, und schlug nun dieselbe Richtung ein. Dort stand sie! — aber — sah er recht? sie war nicht allein, ein Mann neigte sich zu ihr, — sollte es Baron Arthur sein? — ach nein, der war ja mit seinem Freunde auf eine Partbie Billard in's Gasthaus gegangen; aber — ist's möglich? — Clara's Hand ruht in der des männlichen Wesens! — Jean dächte sich und sah scharf unter den Baumästen durch nach dem Zaune. „Wahrhaftig, der Franz ist's!" rief er dahlaut aus, „nu da seh' mir Einer den Schlingel an! macht sich der an die Mamsell Clara! — und mit Erfolg, wie es scheint," dachte sich Jean, — „nein ist das 'ne köstliche Geschichte, nu, wenn ich das der Tant' erzähle, wie wird sie lachen!" — Hiemit war er dem Paare näher gerückt; Franzens Falkenauge hatte ihn kaum erspäht, so machte er Clara aufmerksam, und diese kam dem Lakai mit der Nöthe der Verlegenheit auf den Wangen entgegen.

„Fräulein Clara, der Thee ist längst serwirt," sagte Jean mit dem Tone des Vorwurfs, — „aber," setzte er, jedes Wort scharf betonend, hinzu, — „ich würde Ihre, wie es scheint sehr amüsante Conversation nicht zu stören mir erlaubt haben, wenn nicht Ihre Durchlaucht mich hiezu beauftragt hätten!"

„Die Fürstin? — sind dieselben denn schon erwacht?" fragte Clara bestürzt.

„Ihre Durchlaucht haben ausnahmsweise eine volle Stunde zu ruhen beliebt," versetzte Jean mit einem boshaften Seitenblicke, — „sind aber in sehr böser Laune erwacht, und erwarten Sie, mit Ungeduld!"

„Mein Gott," dachte Clara, wie rasch ist diese Stunde verstrichen! wie soll ich nur meine langes Ausbleiben entschuldigen? — Da wir Clara nur bis zur Thüre des fürstlichen Gemachs begleiten können, so wissen wir nicht, auf welche Weise sie sich entschuldigte, es mußte jedoch sichhaltig geschehen sein, da die Fürstin außer einer kleinen Rüge keine weitere Strafe daran nahm. — Jean eilte aber sporustracks in Dorettens Kammer und erzählte ihr seine Beobachtungen, worauf beschlossen, der interessanten Geschichte gründlich auf die Spur zu kommen, und sie dann nach besten Kräften zu ihren Vortheile auszubeuten. —

7.

Am andern Morgen trat Baron Arthur gemessenseren Schritts als sonst in das Gemach der Fürstin; — er mußte etwas auf dem Herzen haben, denn sein Schnurrbart bewegte sich mandmal, als memorire er eine Rede, die zu halten war, und dabei zwinkerte er mit den Augen, als ob er die aufsteigenden Thränen mit Gewalt unterdrücken wolle.

„Bon jour, meine Gnädige!" sagte er mit seinem gewinnendsten Lächeln, — „Sie haben doch vortrefflich zu ruhen die Gnade gehabt?" Ach was Sie da wieder für ein allerliebstes Häubchen a la Turandot gewählt haben, — c'est charmant! — ich glaube nicht, daß sich die Kaiserin von Frankreich geschmackvoller zu kleiden versteht als Sie, meine Gnädige!"

„Sie sind ein Schmeichler, Baron," entgegnete die Fürstin, — „und ich möchte nicht die Veranlassung sein, daß Sie gegen das Ideal guten Geschmackes ungalant werden!" — Allein der wohlgefällige Ton um ihre Mundwinkel bezeugte, daß die Bonne gelindert hatte; Baron Arthur kannte das ganz genau, und als die Fürstin nun sagte: „Was bringen Sie Neues, lieber Baron? keine Briefe aus der Stadt?" so zog er in der That einen Brief aus dem Cigarrenetui und erwiderte:

„Habe allerdings Nachrichten bekommen, aber just nicht die angenehmsten; — denken Sie sich, meine Gnädige, der unverschämte Kerl, dieser Jude, von dem ich Ihnen gesprochen, — will die Bagatelle nicht länger borgen, er weigert sich, den Wechsel zu prolongiren und droht mir, — lächerlich das, auf Ehre! — mit gerichtlicher Klage! — Das wird er wohl bleiben lassen, der dumme Junge, dem mein Papa würde ihn sicherlich die Treppe hinabexpediren; — aber 's ärgert mich, um diese Sache 'nen Skandal, und ich möchte nicht gerne, daß die Société meinen Namen mit dem dieses erbärmlichen Wucherers nennt. — Ich wende mich deshalb," fuhr Arthur, seine in spitzem Winkel dressirten Fingernägel musternd, fort, — „an eine gewisse Dame, deren Generosité

Digitized by Google

weltbekannt geworden, und welche wegen etlicher Francs einen alten makellosen Namen nicht blamiren läßt, — insbesondere wenn derselbe im Begriffe steht, in gewisse Beziehungen zu dieser Dame zu treten!"

Die Fürstin zog die Brauen empor, nahm den Eisenbeinfächer vom Tische und kühlte sich die wächsernen Wangen, während Baron Arthur den gewöhnlichen Einwurf abschnitt, indem er in seiner gutmeinenden Rede fortfuhr: „Ich würde meinen eher papa ersucht haben, die Kleinigkeit zu berichtigen, allein er ist unglücklicher Weise eben zur internationalen Pferdeausstellung nach London abgereist, von dort geht er zum großen Hundertennen nach Manchester und später zum Juxrittenag nach Wien, wird also kaum zurückkehren können, bevor der Wechsel verfällt." — Arthur setzte den Zwicker, welchen er heute in Anbetracht der Wichtigkeit des Tages verpoyelt hatte, auf die Nase und warf sich mit tödgreete neben der Fürstin in's Sopha, indem er seinem Stummsteife die schmeichelndsten Töne zu entlocken suchte. „Wird die schöne Fürstin Schwarzenfeld einem armen Verfolgten die schuldende Hand reichen und ihn von gemeinen Räubern angreifen lassen? — nein, sie wird zu mains das Mädchen, dessen Mutter sie so rührend spielt, nicht unglücklich machen wollen!" — Arthur war mit dem Texte seiner Rolle zu Ende und erwartete, in die Coulisse gehend, die Replik der Fürstin, welche sich immer wüthender Röthung zugeschlecht hatte, bis ihr ganzes Gesicht den Ausdruck eisiger Kälte annahm. — Ohne den Kopf zu wenden, sagte sie nun:

„Sie erschrecken mich, Baron Wolfstein! — ich habe bereits mehr für Sie gethan, als meine Chatoulle erlaubte, — c'est fini! — ich bedaure Ihnen nicht weiter dienen zu können!"

Arthur schien hievon nicht überrascht, denn es waren dieselben Worte, welche die Fürstin schon zu öfteren Malen gesprochen hatte, und troy welchen Arthur stets sein Ziel erreichte; er nahm sich daher getrost einen Anlauf zu neuem Sturm und sagte: „Leider fatal, — sehr fatal, — gnädige Frau versehen mich wiederholt in die unangenehme Lage, mein Anliegen der Gräfin M. vortragen zu müssen; sie wird stolz sein, die Fürstin Schwarzenfeld an Wohlthätigkeit übertreffen zu dürfen!" —

Gräfin M. wetterte mit der Fürstin im Glanz des Hauses und Ruf der Freigebigkeit, — die Verwähnung derselben war daher die jetzt ein probates Mittel gewesen, die fürstliche Herzensmauer zu schleifen, und auch heute schwankte die Gnädige einen Moment, indem sie mit dem Fächer eine abwehrende Bewegung machte und das Kinn höher über die feingekräuselte Halskrause erhob. „Sie haben mir die Summe noch gar nicht genannt, Baron!" sagte sie unsicher.

„Ah en vérité 'ne Bagatelle, meine Gnädige," erwiederte Arthur mit einer verächtlichen Kopfbewegung, indem er den Brief vorholte, — „voyez!"

Die Fürstin nahm das Blatt und durchflog mit Hilfe ihrer Lorgnette rasch den Inhalt.

„Comment?" rief sie plötzlich, den Baron fixirend, aus, — „zehntausend Francs? — — Ah, c'est trop! — wie können Sie so indiscret sein, Baron Wolfstein, mich täuschen zu wollen? — sprechen wir nicht weiter von der Sache, es würde mich echauffiren!" — und in der That hatte der Fächer bereits seine Function wieder aufgenommen.

In diesem Moment öffnete sich die Thüre des anstoßenden Kabinets, und Clara trat blühend wie die zur Morgensonne erschlossene Rosenknospe in das Gemach. Sie führte zuvor mit einem lächelnden «Bon jour, maman!» die Hand der Fürstin an ihre schwellenden Lippen, dann verneigte sie sich freundlicher als sonst gegen Baron Arthur, welcher sie kaum zu bemerken schien und gerstreut dankte.

„Baron Arthur scheint schlecht geschlafen zu haben!" sagte Clara etwas spöttisch; — „oder haben Sie ihm eine Strafpredigt gehalten, chere maman?"

„Hatte Ursache dazu!" erwiederte die Fürstin, — „allein meine Geduld ist zu Ende; — ich habe nicht Luß, mich ferner in Dinge zu mengen, die mir höchst gleichgültig sind, und überlasse es der Gräfin M., eines unverbesserlichen Roués enorme Schulden zu bezahlen!" —

Clara wußte nun, warum Arthur in übler Laune war, und die Gelegenheit schien ihr nie gerufen, um den Gnadenstoß, welchen eine schlaflose Nacht geboren, zur Ausführung zu bringen. — Als nun die Fürstin auf zierlichem Etui die kleine französische Karte zog und eine der schwierigsten Patiencen zu legen begann, da trat Clara's Blick jenen des bestürzten Barons und gab ihm einen leisen Wink, sich zu ihr an das Fenster zu setzen. Baron Arthur erhob sich, ohne daß dieß der fürstlichen Kartenschlägerin auffiel, und ließ sich nachlässig an dem kleinen Nähtischchen nieder, aus welchem Clara eben ihre Stickerei geholt. Es war das erste Mal, daß das Mädchen ihn zu vertraulichem Gespräche einlud, und er sah demselben mit großer Spannung entgegen.

„Wenn ich nicht irre," begann Clara in gedämpftem Tone, — „so haben Sie, lieber Baron, heute nicht erreicht, was Sie wünschen; ist Ihnen an der Erfüllung dieses Wunsches viel gelegen?"

Arthur's von Unmuth gedrückte Augen öffneten sich allmälig zu ungewöhnlicher Größe, und ein Hoffnungsstrahl vertrieb die Wolke von seiner Stirne. „Mon bien!" flüsterte er, sich näher zu Clara hinüberbeugend, — „Alles, alles ist mir daran gelegen, — mein Name, meine Freiheit, ja, das höchste Ziel meines Lebens, — der Besitz Ihrer Hand, theures Fräulein, — Alles das hängt von der Erfüllung meines Wunsches ab, und nun scheine ich bei der Fürstin plötzlich in Ungnade gefallen zu sein: — das wäre schrecklich — furchtbar!"

„Ich erinnere mich," sagte Clara mit schelmischem Lächeln, — „daß Sie mich einmal Ihrer unsterblichen Liebe versicherten, Baron! — War das Ihr Ernst? — es ist schon ziemlich lange, — wir saßen wie heute an diesem Tischchen, und ich verstand damals wenig von den Arabesken und Phrasen, in welche Sie Ihre Liebeserklärung einhüllten; — letztere bekleidt ich allerdings im Gedächtnisse, weil sie meiner Eitelkeit schmeichelte, aber ich glaubte, aufrichtig gesagt, nicht an Ihre Liebe, — ach Sie werden den Scherz längst vergessen haben!"

„Den Scherz?" erwiederte Arthur mit beraufbeschworner Entrüstung, indem er den Zwicker von der Nase fallen ließ, — „meine göttlichsten Gefühle nennen Sie Scherz? — o mein Fräulein, Sie belieben etwas zu grausam mit Ihrem aufrichtigen Verehrer zu spielen! — Lassen Sie mich endlich den Lohn für mein treues Ausharren empfangen, das Sie mir gerade nicht leicht gemacht haben; — ich kann nun einmal nicht glauben, daß dieses kleine Herz uneinnehmbar ist, und es wird sich schließlich doch auf Discretion ergeben müssen!"

„Müssen?" sagte Clara mit einem scharfen Blick auf den Belagerer, — „das dürfte zu viel gebofft sein, Baron Arthur, aber" — setzte sie mit berechneter Veränderung ihrer Züge hinzu, — „es wäre möglich, daß die Besatzung der mit so viel Standhaftigkeit belagerten Burg Vernunft annähme und sich capitulirte, — ja sie sogar die Bestrafung, welche der Belagerer fordert, aufbrächte, — — allein sie stellt gewisse Bedingungen auf, unter welchen sie sich überhaupt in Verhandlungen einläßt, welche ihre Selbstständigkeit in Gefahr bringen.

„Und diese Bedingungen wären?" fragte Baron Arthur gespannt, — „ich gehe sie im voraus ein, theure Clara, — sprechen Sie, daß ich keine Minute verliesume, welche mir Ihren Besitz noch vorenthält!"

„Sachte, sachte," drohte Clara neckisch mit dem Finger, — „Sie werden sich mit ungestümen Angriffen die besten Kräfte an den Burgmauern zerschellen, ohne hievon Gewinn zu haben! So hören Sie! — Ihr Papa ist Chef des Oberlandesgerichts, nicht wahr?"

„Zu dienen, mein Fräulein!" erwiederte Arthur, erstaunt über diese Wendung des Gespräch; — „allein ich bin unabhängig, — mein Vermögen, welches meine selige Mama, geborne Gräfin von Wiesenbeim, auf Buchstod und Sträuben hinterließ, ist gesichert und gut verwaltet, — die Papiere stehen Ihnen jederzeit zur Einsicht offen!"

„Ich danke, Baron!" versetzte Clara lächelnd, — „Sie fassen meine Frage irrig auf; — sagen Sie, ist es wahr, daß Ihr Papa viel Einfluß auf den Gang der Gerichtsverhandlungen, Processe und Urtheile im ganzen Lande übt, und seine Ansicht manchmal entscheidenn für die Erledigung wichtiger schwieriger Rechtsfälle wirkt?"

Arthur stutzte; was wollte das Mädchen damit? — er dachte einen Moment an die Möglichkeit der Wechselhaft und die Befreiung aus derselben, — aber das konnte ja Clara nicht meinen, — sie mußte einen andern Fall im Auge haben. „Papa ist allerdings sehr einflußreich, allein mein Fräulein, er kann sie Gesetze nicht ignoriren, und nur da, wo diese eine Lücke lassen, ist ein Eingreifen des Oberlandesgerichts möglich; aber wozu das, theure Clara?"

„Das werden Sie gleich sehen, Baron," erwiederte das Mädchen, dessen Stimme nicht mehr so sicher klang wie anfangs; — „Sie erinnern sich noch an den tadellosen Vorfall bei der Kirchweihe, wie wir neulich besuchten? — Sie spotteten damals über meine Theilnahme, welche ich für den armen Schützen bezeigte; — nun denn, wenn ich wirklich zu seiner Vertheidigung vor Gericht etwas beitragen wollte? — wenn ich sogar als Beweis Ihrer unegennützigen Liebe zu mir, verlangte, daß Sie Ihren Papa zu jenem Eingreifen in die Verhandlungen veranlassen, welches ihm das Gesetz gestattet? — — Würden Sie wohl die Probe bestehen?" —

Arthur war anfangs sprachlos, denn er hatte an Niemand weniger gedacht als an den Meyerheimdrer, welchem er seit der Neuhauser Kirchweih mit abgewandtesten Gesichte ausbwich; — und dann, den Verbrecher, den er im Geiste schon am Galgen baumeln sah, vertheidigen helfen! — wie sollte er dies vor seinem gestrengen Herrn Papa motiviren? — „Aber mein Fräulein!" brach er nach einer Pause los, — „Sie verlangen das Unmögliche von mir, es ist ebenso viel, als wenn ich den Mond von Himmel holen und Ihnen zu Füßen legen sollte! — Ich sehe darauf, daß Sie mich wieder zum Opfer eines Ihrer grausamen Scherze zu wählen beliebten und meinen Hoffnungen den Todesstoß geben wollen!"

„Und ich sehe daraus, Baron Arthur," versetzte Clara schmollend, — „daß Ihre Liebesversicherungen genau so viel werth sind, als ich sie bisher geschätzt, — eitle Phrasen — Schmeicheleі — Maskenscherz! — Sprechen Sie kein Wort mehr von Ihren Gefühlen für mich, es würde mich empören und unserer Conversation eine Wendung geben, welche Sie nicht wünschen können!"

Arthur saß, wie man sagt, auf Kohlen; es wirbelte ihm um die Schläfe; — die jehntausend Francs, — der Schuldthurm, — der

Digitized by Google

Galgen. — Alles gauklete toll durch einander, und er mußte sich mit einem gewaltigen Sprung dieses Spukgestalten entziehen; dann ging er ein Paar Mal im Gemache auf und ab: — ach ist doch das Denken so schwer, wenn man sich nicht daran gewöhnt hat! — Endlich schien doch etwas Ordnung zu werden in seinem erhaufsten Kopfe; er blieb vor Clara stehen und sagte: „Begreifen Sie denn auch, mein Fräulein, was Sie von mir fordern? — werden Sie mit die Achtung meines Papa's, welche ich bei dieser Geschichte auf's Spiel setze, zu entgelten vermögen?“

„Wie hoch schätzen Sie dieselbe? — höher als den Wunsch, an dessen Erfüllung Ihnen Alles gelegen ist?“ fragte Clara, indem sie einen durchdringenden Blick auf den Baron warf, welcher wie ein auf heißen Sand ausgeworfener Fisch nach Luft schnappte.

„Clara!“ stotterte er, — ich ergehe mich in das Unvermeidliche! — tragen Sie mir auf, was Ihnen beliebt, aber erwirken Sie die Erfüllung meines Wunsches bei der Fürstin, — und ich werde den Mond vom Himmel holen!“

„Gut!“ sagte Clara, das Köpfchen zurücksenkend, und der Triumph übergoß die großen blauen Augen mit feenhaftem Glanze; — „wann ist der Wechsel fällig?“

„Heute über acht Tage!“ stammelte Arthur, und der Centnerstein auf seinem Herzen begann etwas leichter zu werden.

„Also Zeit genug, um meinen Rustrag auszuführen, Baron; — an dem Tage, wo Sie mir hierher Gewehre bringen, wird Ihr Wunsch erfüllt werden, — ich garantire dafür!“

„Ihre eine Bitte, mein Fräulein; — verschweigen Sie der Fürstin in Ihrem eigenen Interesse, daß ich meinen Papa in nächster Zeit sprechen werde, — ich gab vor, er sei verreist; — Sie werden?“

„Abgemacht!“ schloß Clara das Zwiegespräch, und der Baron wandte sich zu der Gnädigen, welche eben ihre dritte Patience beendigt hatte. Acht Mädchen Karten lagen in zwei Reihen unter einander und jedes trug den König oben auf. — „Charmant! charmant!“ rief die Fürstin, — „ich gratulire Euch, Kinder, — alle drei ohne Anstand aufgegangen! — und wissen Sie auch, lieber Baron, was ich mir dabei dachte? — ob Sie Claire's Starrköpfchen besiegen werden! ob voila die Karte spricht stets die Wahrheit, und“ — setzte sie mit schlau fein sollendem Lächeln hinzu, — „Sie scheinen sich heute mit Clärchen passablement amüsirt zu haben, wie? — darf ich Eure seierliche Verlobung nun bald anberaumen?“

Baron Arthur wollte sprechen, allein Clara ließ ihn nicht zu Worte kommen, indem sie einfiel:

„Nicht doch, Maman! — ich gestehe zwar gerne, daß meine bisherige Abneigung gegen Baron Arthur zu schwinden anfängt, — sie mag vielleicht nur auf Vorurtheilen beruhen, — allein Sie müssen mir Zeit lassen, dieselbe vollständig zu besiegen; — und dann, chere maman, fühle ich mich auch noch sehr jung, — viel zu jung, um die Dame des Hauses zu spielen; — ich würde kindische Ideen mit in die Ehe bringen, welche meiner Stellung in der Société schaden und Baron Arthur unglücklich machen würden! — Ich will mir Mühe geben, die selben zu unterdrücken; ich will meine überspannten Gefühle in die Commode sperren und statt ihrer die Regeln der Etiquette und des guten Tons in das leere Herz aufnehmen; die werden sich erstaunt in der einfachen Kammer umsehen und kein würdiges Plätzchen finden, um sich niederzulassen, allein dennoch sehr die Société wenig, was in den verdeckten Räumen des Herzens vorgeht, — sie beurtheilt uns nach den Schleifen im Haare, nach der Länge unserer Schritte, nach den Erfolgen, welche der Tanzlehrer an unseren sklavischen Gliedern erzielt hat! — Ich werde dann die Stunde segnen, welche mich in mein Gemach zurückführt, werde rasch die Commode öffnen und meine überspannten kindischen Ideen an's Herz drücken, wie die Mutter ihre wiedergefundenen Kinder! — sie werden mir Vorwürfe machen, daß ich sie verstoßen, verleugnet, aus meinem blutenden Herzen gerissen habe, — ich schwöre ihnen dann, sie nie mehr zu verlassen, mich mit ihnen zu flüchten in die Wildniß des Glaubens und der Einfachheit; — man soll das Kind eh' ich die Schwelle überschreite, legt sich die kalte Hand der Société auf meine Schulter und spricht das geisterhafte Wort: „Du gehörst uns!“ — — Das ist das Bild, Maman, welches vor meiner Seele schwebt! — vielleicht auch nur eine meiner kindischen Ideen!“

Die Fürstin war außer sich vor Entzückung. „Mais non, Claire!“ rief sie nun im höchsten Diskant, — „Deine Ideen sind nicht kindisch, sie sind Deiner unwürdig, — entsetzlich, — abominables! Ist das die Frucht meiner an Dich verschwendeten guten und wohlgemeinten Rathschläge, — der Sorgfalt, mit der ich Deine Education überwacht? — Oh, ah, quelle, horreur! — Baron Arthur, — ich habe Ihnen vor einigen Minuten gratulirt, — nun bedaure ich Sie!“

Arthur sprach nichts, denn er konnte nicht beiden Partheien Recht geben, und hatte seine Gründe, keine von beiden beleidigen zu wollen; er sand es daher sür das Klügste, den Kampfplatz zu verlassen und sich, einen Spaziergang vorschützend, zu empfehlen; die Fürstin erhob sich ebenfalls und rauschte mächtiger als je in ihr Ankleidegemach, und Clara war allein. — Sie überlog das Werk dieses Morgens und war mit sich zufrieden; Arthur schien für Franzens Angelegenheit gewonnen und der Einfluß seines Vaters konnte für den Schützling Clara's entscheidend werden; die Fürstin hatte einen kleinen Vorgeschmack bekommen von den Anschauungen ihrer Pflegetochter, und hiemit war der erste Schritt zur Lostrennung gethan, welche aber nicht vor Vollendung der von Clara sich selbst gestellten Aufgabe vorwirklicht werden durfte; — nur in einem Punkte war sie unzufrieden: — Arthur wurde hintergangen, er sollte Clara's Wünsche mit schwerem Herzen erfüllen, während seine Hoffnungen auf ihren Besitz niemals in Erfüllung gehen konnten! — Ihr Gewissen rang nach einem Ausweg und klammerte sich an die Vermuthung, daß Arthur die Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenfeld nicht um ihrer selbst willen zur Braut erkoren, sondern nur in der Voraussicht, daß dieselbe eine ansehnliche Aitaisst in die Ehe bringe, welche ihn der unangenehmen Nothwendigkeit überheben werde, sich mit den unverschämten Geldverlegern abzuqeben; — waren dann Arthur's Liebesbetheuerungen nicht auch eine Täuschung, welche die vermeintlich Getäuschte zur Ausgabe gleicher Münze berechtigte? — Das menschliche Herz ist stets geneigt, für seine kleinen Winkelzüge eine Entschuldigung vom Zaune zu brechen, und läge dieselbe auch nur in den Fehlern Anderer, — und wenn dieses Menschenherz liebt und seine Ziele mit aller Consequenz zu verfolgen beschloß, — was kann es da für Rücksichten geben, über die sich hinwegzusetzen unmöglich wäre? — keine! — und wenn der dem Jesuitenthum in die Schuhe geschobene Spruch: Der Zweck heiligt die Mittel — je einer Entschuldigung werth ist, so mag dieß in der Liebe gelten, wenn die Strahlen ihrer Sonne verklären auch den Abweg, daß der Wanderer ihn nicht mehr zu unterscheiden vermag von der Landstraße strenger Moral! — — dem Liebenden ist Alles zu verzeihen! —

8.

Sechs Tage waren verstrichen seit dem verhängnißvollen Morgen, als der Briefbote in das Hofesamwesen trat und Jean, den er im Vorplatze traf, fragte, ob hier ein Fräulein Clara von Rosenau wohne. Dieser bejahte es und wollte selbst die angekommene Postsendung in Empfang nehmen, der gewissenhafte Jünger Merkur's behauptete aber, er dürfe sie nur dem Fräulein selbst einhändigen und brauche zudem dessen schriftliche Empfangsbestätigung. —

„Dummheiten!“ sagte Jean, — „das ist mir noch nicht vorgekommen, seit ich die Ehre habe, zu Schwarzenfelds zu gehören! — meint Er denn, es sind nicht schon wichtigere Depeschen durch meine Hand gelaufen, als die Liebesbriefe der Mamsell Clara von Rosenau? — ja glob' Er mich nur an, Er Postlirafel, — Er Geheimnißvoller, — ich weiß doch, was in dem werthvollen Brief steht, — jeden Buchstaben weiß ich, da kann Er Gift darauf nehmen!“

Der Briefbote schien unerschüttterlich, denn er war bei den letzten Worten des schlitzohrichen Kammerdieners bereits die Hälfte der Treppe emporgestiegen, wo ihm Dorette entgegentrat, welche offenbar Jean's Auslassung mit angehört hatte.

„Sie haben einen Brief für ein Fräulein hier im Hause?“ fragte sie so unschuldig wie ein Kind, — „lassen Sie 'mal sehen, vielleicht gehört er mir, ich erwarte welchen von der Stadt!“ —

Allein der pflichtbewußte Siegfried widerstand tapfer allen Anfechtungen; er musterte Dorettens vom kühnen Haarschnitt ihres Scheitels bis zur elegisirenden Schuhspitze und fragte dann: „Sind Sie Fräulein Clara von Rosenau?“

„Nein, die bin ich zwar nicht,“ naselte Dorette, — „aber wenn Sie etwas haben für die Mamsell Clara, so geben Sie mir's, ich werd's besorgen!“

Der Briefbote sprach nichts, sondern schlug mit dem linken Arm eine Volte, wodurch die Kammerzofe in große Gefahr kam, die Stiege hinabzustürzen, und setzte dann seinen Weg fort. Dorette erhob ein Heidengeschrei, Jean accompagnirte, und eine Flut von eleganten Schimpfwörtern prallte gegen das leberne Felleisen, welches dem Postboten über der Achsel hing. Dieser hielt eben mit sich Rath, an welche der fünf vorhandenen Thüren er zuerst klopfen sollte, als sich eine derselben öffnete, und — Clara heraustrat.

„Was ist denn das für ein Spectakel?“ fragte sie, die Scene überblickend, — „Ihre Durchlaucht wollten eben Ihr Mittagsschläfchen beginnen und sind höchst aufgebracht über die Störung! — was ist denn geschehen?“

„Ich habe,“ wollte der Blaufrack beginnen, allein Dorette überschrie ihn mit der Anklage, daß er sie die Stiege hinabgestürzt habe, und Jean bestätigte dieß, indem er harmonisch um eine Terz tiefer erklärte, daß seine Stellung im fürstlichen Hause gröblich angegriffen, ja förmlich untergraben sei, wenn man die Leute unangemeldet vorlasse, — der Kerl könne ja ebenso gut einen Dolch unter dem Fracke tragen statt einer Postsendung!

Clara hatte während des classischen Duetts Zeit gefunden, den Briefboten nach seinem Begehr zu fragen, und dieser gab ihr nun, nachdem sein Gewissen satisfaciert war, den verhängnißvollen Brief nebst dem Buche, in welchem sie den Empfang bestätigen mußte, — dann trat sie

Digitized by Google

raich in ihr Gemach, — sie mochte Ursache haben, den Brief ungeſtört öffnen zu wollen. —

„Da haben wir's wieder!“ ſagte Dorette weinerlich, — „nicht einmal eine Antwort hat ſie uns gegeben, das hochwichtige Ding, — aber warte nur! — wenn die Fürſtin beim Frühen wieder mit mir ſpricht, dann muß es heraus, — Alles wird geſagt — aber auch Alles: — die Geſchichte mit dem Bauernburſchen, die Waſchgeſchichte, — kurzum, ich werde mir kein Blatt vor den Mund nehmen; ſie ſoll wiſſen, daß die Mamſell Clara das ganze fürſtliche Haus blamirt; das ganze Dorf redet ja ſchon davon, — und daß alle treue Domeſtiken unter ſolchen Umſtänden es vorziehen werden, das fürſtliche Haus unlieb zu verlaſſen, das ſage ich ihr auch!“

„Ganz richtig, Dori, — 's iſt 'n Skandal, und mit ſchneider's ſämmtlich brech's Herz, wenn ich ſehe, daß die gute Fürſtin von dieſer Perſon mißbraucht wird! — Nu, der Franz, der iſt aufgeboben, da liebäugelt ſich nichts mehr, der hält blöchſtens noch mit dem Mondſchein Rendezvous, der in ſeinen Käſich ſcheint! — ſaubere Bekanntſchaft das! — Was wird das hochmüthige Fräulein wohl ſich jetzt für einen Liebhaber ausſinnen? — Hab Du bemerkt, wie ihre Augen verweint ſind? das kommt nicht oft vor bei ihr, — der Franz muß ihr gewaltig nähgehen! — Was ſie nur für einen Brief bekommen hat? wahrſcheinlich vom Baron, vielleicht iſt ihr der jetzt gut genug, weil's mit dem Bauernbuben fehlging; — nu wenn ich der Baron wäre, — ich ſagte ganz einfach: zuerſt hoft Du nicht mögen, und jetzt mag ich nicht mehr! — ſo 'ne Partie findet er auf der Straße!“

„Was kriegt ſie denn mit? weißt Du's vielleicht, Jeanke?“ fragte Dorette, ſich an ſeinen Arm hängend.

„Nun, was wird ſie kriegen? — viel nicht, die Alte iſt nicht ſo dumm, daß ſie ihr ganzes Vermögen in das leinig Boden hat! — Der Herr Schwiegerſohn wäre ihr erſten Jahre ſtets damit; und dann braucht ſie auch 'n paar Groſchen für ſich ſelbſt! Wäre nicht bitter, wenn wir uns am Ende einſchränken müßten, damit die Mamſell Clara die gnädige Frau ſpielen kann, — das ginge uns gerade noch ab; wir müſſen uns ohnedem Vieles verſagen, nicht wahr Dori, was andere Domeſtiken unſeres Ranges vollauf haben!“

„Ja das muß wahr ſein,“ beſtätigte Dorette mit ſchnullend vorgeſtreckten Lippen, — „nicht 'nmal zu einem Jacennetkleid kann ich's bringen, und den Plunder, den mir die Fürſtin neulich nach der ſamoſen Bezparbrie zu ſchenken die große Gnade hatten, kann ich nicht tragen, das ſteht Dir ein, — wenn wir wieder in die Stadt zurückkommen, werde ich ſehen ihn zu verkiſchen, aber ich fürchte, 's wird nicht der Mühe werth ſein!“ —

Während im Stiegenhause dieſes Zwiegeſpräch gepflogen wurde, ſaß Clara oben in ihrem Gemache am geöffneten Fenſter und hatte das angekommene Schreiben geöffnet. Es lautete:

„Mein theures Fräulein!

Ich bin außer mir vor Entzücken, Ihnen melden zu können, daß mein liebenswürdiger Papa mir in der bewußten Angelegenheit ſeine Verwendung zugeſagt hat, und beſte, daß Sie mit dem gewünſchten Beweiſe, welcher am Schluſſe dieſes Briefes folgt, zufrieden ſein werden. Sobald Sie mich in den Stand geſetzt haben werden, meine Angelegenheit dahier zu ordnen, eile ich auf den Flügeln der Liebe zu Ihren Füßen, um, wie ich hoffe, auf ewig der Ihre zu ſein. — Mit unausſprechlicher Verehrung und Neigung zeichnet

Ihr vor Sehnſucht ſterbender
Arthur Baron von Wolffſtein.

Nachſchrift. Mein Fräulein! eine Fürbitte von ſo ſchönen Lippen kann einem Angeklagten nur zur Empfehlung dienen, und ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn die Beſetze mir Gelegenheit laſſen, Ihnen gefällig zu ſein. Mit beſonderer Werthſchätzung

Ihr ganz ergebenſter
Agathon Freiherr von Wolffſtein.
Oberlandesgerichtsdirector.“

Ein ſonnenſtrahl der Freude überzog die leidenden Züge des Mädchens, als ſie die Hand mit dem Briefe ſinken ließ und nachdenklich in die zitternde ſchmale Atmoſphäre hinausſtarrte, welche über dem See lag. „Wenn die Geſetze mir Gelegenheit laſſen,“ ſchrieb er? — Clara wäre in dieſem Augenblick eine ſchlechte Geſetzgeberin geweſen, — ſie würde alle Geſetze lückenhaft und zweifelshaft gemacht haben! — Wenn ſie ihm nun keine Gelegenheit ließen? was dann? — Franz war verloren, das ſtählte ſie, — er war für die Welt, und noch mehr, er war für das Mädchenherz verloren, das bei dieſem Gedanken ſich ſo recht ſeiner Liebe bewußt wurde. — Amor's geſährlichſte Kunſt iſt die, daß die Wunden ſeiner Pfeile erſt dann gefühlt werden, wenn ſie unheilbar ſind; hätte Clara den kleinen Scheim hinter dem Felſen lauern ſehen, als ſie den Berg an Franzens Seite erklomm, ſie würde ſich vor ſeinen Pfeilen gehütet haben; — nun war's zu ſpät, die Wunde brannte und griff um ſich, es blieb nichts mehr übrig, als Gift mit Gift zu vertreiben und das Schickſal des Alpenjägers zu dem übrigen zu machen! — —

(Fortſetzung folgt.)

Alles und Neues.

Immer zu ſpät. Ein franzöſiſcher Kraftkünſtler erzählt folgende tragikomiſche Geſchichte. Er war ein richtiger Engländer, der ſeid dieſer Erzählung. Er hatte krebsrothes Haar und röthlichen Backenbart. Auch einen Schnurrbart würde er gehabt haben, hätte dieſer zwiſchen Naſe und Mund Raum gefunden wäre, nun ſah man anſtatt deſſen drei Zähne. Und was für Zähne! Seine großen Augen waren waſſerblau und ſein exdrüner Hals lag in einer breiten Krauſe begraben. Meine Geſellſchaft waren Kiſt zu kurz, ſein Patelon zu weit und der Gut zu eng. An einem kalten Lebermorgen ging ſein Opernglas herab und in der Hand trug er beſtändig eine kabitatte Reiſetaſche. Schnitt er ſich die Nägel, ſo bedeute er ſich dazu einer Inſtrumente, welche eine Nagelfeile, eine Scheere, ein Meſſer, einen Löffel und ein Linteuſop in ſich vereinigte. Ob war dick wie eine Kauſt, dabei ſchwer zu Handhaben, doch bielt er es für ſehr bequem. Als er dem Kraftkünſtler zuerſt an der Table-d'hôte bekannt wurde, bot er ihm Champagner an — der Fremde ſchien, daß er's trank nicht verſtehe. Dann nahm er, auch ſchweigend, da er unbefriedigt nicht engliſch ſprach.

Dieſe Unterredungsweiſe führte den Engländer ſo ſehr, daß er den Anderen Frauds wurde und ihm ein Geſchenk machte; ein Pfropfenzieher-Federhalter-Haarbürſten-Meſſer. Als war zuſammen Mt. E. R. 13. Das war keine Penſionsnummer geweſen, und um die Bäſche nicht neu ziehen zu laſſen, hatte er ſie beiſeitelaſſen. Als die beiden Freunde ſich nach Jahren einmal wiederſahen, verſtand der Engländer franzöſiſch und es entſpann ſich zwiſchen beiden folgender Gedanken:

Wo haben Sie Ihren Rehnung? — Nirgends. — Wie, keine Heimath? Aber doch eine Familie. — Nichts iſt mein, als meine Reiſekoffer. — Wie langweilig muß Ihnen denn das Leben erſcheinen. — O durchaus nicht. — Worin beſchäftigen Sie ſich? — Ich reiſe. — Zum Vergnügen? — Nein. — In Geſchäften? — Nein. — Planlos alſo? — O nein! — Aber doch ohne beſtimmtes Ziel? — Durchaus nicht! — Aber was in aller Welt treibt Sie denn durch alle Herren Länder? — Ich reiſe, um an einem Wiederholungsziele hinzukommen.

Ja, ſehr oft kam, als der Kaufer Freund vor Erſtaunen blieb, ſagte nach Amerika bin ich vergebens gereiſt. Dreimal kam ein Unglück Statt, ich Unglücksvogel war aber ſtets auf dem vorhergehenden oder nachfolgenden Zuge. Bei der großen Entzündung bei Dunkan im Jahre 1863 hatte ich den Zug um zwei Minuten verfehlt. Bei dem großen Unglück auf der Nordbahn im folgenden Jahre war ich aus Ermattung und Arbeitsdrang zwei Stationen vorher ausgeſtiegen. Beim Zuſammenſtoß auf der Dammartinner Bahn befand ich mich in dem Zuge, welcher keinen Schaden nahm.

Er hätte auch mehr oder weniger den Unglück erlebt. Es wieln Unglücken entrennen zu ſein, doch ein Blick auf ſeine Uhr, welche Sekunde, Minute, Stunde, Tag, Monat und Datum zeigte und «God save the Queen» ſpielte, hatte die Folge, daß er ſich ſelbe erhob.

I beg your pardon! In neun Minuten geht der Schnellzug ab, den ich nicht verſäumen darf, — Heute ſind neue Kourſe in Dienſt gekommen, Rückreiſe et Freunde nach im Wagen vortrefflich ins Ohr, ich habe die beſte Aussicht!

Bald darauf fand man in belgiſchen Blättern zwei Notizen, die aufeinander in gar keiner Beziehung zu einander ſtanden. Die erſte theilte mit, daß in Folge eines Unfalles auf der franzöſiſchen Linie mehrere Menſchen das Leben verloren hätten. Eine andere bezagte, man habe in Gleiß den Leichnam eines Mannes gefunden, der noch nicht habe recognoscirt werden können. Das Geſicht, mit den er ſich reſpectiren habe, ſei zerſchmet.-W. R. R. 13.“ Armer Mauber Gott! Du warſt gewiß wieder um zwei Minuten zu früh zu dem Abgange des gerathenwärtigen Zuges gekommen! Und ſo viel Unglück kommt Du nicht überleben.

Rösſelſprung.

nen	den	Men-	die-	herr-	re-	ſchnee-	den
nur	gro-	be-	chen	ſchen	len-	groß	zeug-
big	bei-	ge-	land	ber-	ſchern	macht	ver
ter	ter	be	zu	nar-	be	leſt	a-
es	wär-	und	ſchen	deutſch-	ge-	als	nue
leich-	fürſt-	o	me-	ſein	deutſch-	ber	du
rer	mach'	und	gt	bild	ſuch	der	Kö-
ſeine	grau	ih-	es	ſand	ni-	und	ver-

Auflöſung des Rösſelſprunges Seite 444:

Gut verloren — Etwas verloren!
Muth verloh Ich verloren
Und Ehre gewonnen.
Ehre verloren — Viel verloren!
Muth Kann gewinnen.
Da werden die Leute ſich anders beſinnen.
Muth verloren — Alles verloren!
Da wäre es beſſer nicht geboren.
Goethe.

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. — Druck von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 42.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Lothhart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Landerer hatte sich bald und bestens in alle Verhältnisse seines Corps hineingefunden und war in kurzer Zeit nicht nur ein vortrefflicher Soldat geworden, den sein Compagnie-Chef, wenn das anders schon gegangen wäre, zur Stellung eines Gefreiten oder Unteroffiziers erhoben hätte, sondern galt auch außerhalb des Dienstes bei seinen speciellen Kameraden sowohl, als auch bei den Offizieren für einen höchst guten und angenehmen Gesellschafter. Seine schlanke, riesige Gestalt nahm sich vortrefflich in der Uniform aus, und sein Kopf mit den intelligenten Zügen und dem saft überzähligen großen hellblonden Lippen- und Knebelbart erschien unter der kleinen zierlichen Mütze so echt soldatisch verwegen, so ganz im Charakter eines tollen, zu jedem Uebermuthe aufgelegten Zuaven, daß ihn verschiedene Maler schon öffentlich so wie auch heimlicher Weise als Typus dieses ausgezeichneten Corps skizzirt hatten. Dabei war die kecke Beweglichkeit, die in seinem Auge lockerte und die er ohne Unterbrechung zur Schau trug, durchaus keine Maske, entsprang aber eines Theils ebenso gut aus angeborener Tapferkeit und Sorglosigkeit als andern Theils aus einem gewissen Lebensüberdruß, der ihm alle Folgen irgend welcher Art gleichgültig erscheinen ließ, und in dieser guten Mischung, wozu noch ein richtiges Gefühl für wahre Ehre und wahren Anstand kam, war er allerdings das Modell eines Zuaven, eines jeunes enfants perdus, wie er sein soll, der auf Befehl kaltblütig und gleichgültig ganz allein zum Sturm auf eine feindliche Batterie gegangen wäre.

„Daß er dabei nicht ver-

säumte Rom und seine Kunstschätze zu sehen und zu bewundern, versteht sich von selbst. Ja er war so oft in den verschiedenen berühmten Bildergalerien, besonders in den Sälen des herrlichen Vaticans und in den prächtigen Räumen der Peterskirche zu finden, daß ihm sein Freund Alions eines Tages lachend sagte: „Wenn Du nicht ein so ausgezeichneter Fuade und Lebemann wärest, so hätte ich Angst, Du würdest zum Corps der Künstler übertreten, oder gar in ein Kloster gehen," worauf Landerer achselzuckend geantwortet hatte: „Was das letztere anbelangt, wer weiß, was später noch geschieht. Wenn ich mir hier meine Sporen verdient habe und wenn mich vielleicht eine italienische Kugel tüchtig getroffen, ohne mir ins Jenseits zu verhelfen."

„Wahrhaftig! hast Du solche Ideen?"

„Gewiß; warum auch nicht. Ich habe früher öfter sagen hören: „Man ist leicht anderswo katholischer, als im päpstlichen Rom; ich finde aber das Gegentheil, was das Klosterleben anbelangt."

„Vielleicht, nach dem äußern Anscheine zu urtheilen."

„Möglich, aber ich wüßte mir keinen schöneren Platz um auszuruhen von des Lebens Mühen, um zu verfaulen, was uns daselbst an Versprechungen nicht gehalten, oder um was es uns betrogen, als zum Beispiel das Kloster San-Bonaventura mit seiner unaussprechlich schönen Rundschau auf den Cälius, das Colosseum, die Campagna und die blauen Sabinerberge — mit seinem stillen Frieden unter den prächtigen Palmen des Klostergartens."

„Ja und mit seinen engen, düsteren, winkeligen Gängen voll Stockschiegeruch und seinen unbeheizlichen Zellen, — geh' mir; Dir fehlt, was uns allen fehlt: das Schmettern des Hornes zum Angriff und das Knattern der Gewehre; aber wer weiß, wie bald wir einen anständigen Feind vor uns haben."

Allerdings sehnte sich auch Landerer nach einem lustigen

„Der Himmel und seine Wunder."
Frei nach Tittow bearbeitet von Ludwig Löffler.

Venus verhüllt.

Digitized by Google

Gesichte, aber es war nicht diese ungestillte Sehnsucht, welche ihn an das Klosterleben denken ließ oder die ihn stundenlang an den abgenannten Orten umhertrieb; doch waren es, ehrlich gesagt, auch nicht die kunstlichtige allein, was ihn hier fesselte, was ihn hier so häufig erschienen ließ. Sah man doch den jungen Zuaven stundenlang am Eingange der Galleria Lapidaria stehen oder sitzen, dort in der Nähe des päpstlichen Schweizers mit der Hellebarde, oder des Aufsehers, welcher Stöcke und Regenschirme in Empfang nimmt, wie er anscheinend eine der breitaugigen beidnischen Taschenlein bubirte, in Wahrheit aber kein Auge von der Eingangsthür verwandte; aber wie er in der Petrskirche an einem der ersten Pfeiler unterhalb der Taube mit dem Oelzweige lehnte, um hier wie vorher oder auch an anderen öffentlichen Orten die zahlreich erscheinenden Fremden scharf ins Auge zu fassen; aber für seine sehnsuchtsvolle Erwartung immer vergeblich. Denn sie, deren liebes, mildes, schönes Gesicht er täglich, stündlich zu erblicken hoffte, zeigte sich ihm in Wirklichkeit nicht, wie oft er auch auf eine entfernte Aehnlichkeit hin irregend einer Dame folgte, um in der Nähe ihr gänzlich unbekanntes Gesicht zu erblicken.

Allerdings war er selbst es gewesen, der damals in der Nacht am Bord des Saintonge einen Abschied auf Nimmerwiedersehen von ihr genommen, erweicht von dem Rebenden Ausdruck ihres Auges, von der rührenden Bitte, welche in ihrem bleichen Angesichte lag. Auch hatte sie Ihnen dazu gesagt. Aber soviel er sein Gedächtniß auch anstrengte und sein Gehirn abmarterte, er konnte sich nicht erinnern, daß sie diesen „Abschiede auf ewig" beigefügt hatte, daß sie ihm wiederholt: „Auf Nimmerwiedersehen." Wohl lag eine selbstsüchtige Philosophie in dieser Betrachtungen, wohl sagte ihm eine andere Stimme in seinem Innern, die Zustimmung in ihrem Auge sei unverkennbar gewesen, nicht minder das Gefühl des Dankes, mit dem sie ihre Arme ihm entgegenbandte. Wenn er aber in seinen Betrachtungen so weit gekommen war, und wenn er selbst das tiefe Unrecht einsah, welches er begehen würde, wenn er nun den geringsten Schritt thäte, um ihren unter den obwaltenden Verhältnissen so schwer errungenen Seelenfrieden zu stören, so ersuhr ihm nicht selten eine Deseite des Mißmuthes und der Ungeduld, wie er murmelte vor sich niederstarrend: „Wer so unrecht sich wie jener an mir gehandelt, kann auf sein ehrliches Gesicht Anspruch machen, es wäre das Recht der Wiedervergeltung, wenn ich aus einem Hinterhalte, wenn ich durch einen Ueberfall es sein häusliches Glück einbrechte. — Sein häusliches Glück?" unterbrach es sich alsbann mit einer schmerzlich ausgestoßenen Frage; „dieser Egoist, dieser Verräther! Handelt er doch in der Absicht, wie er gehandelt, um mein Glück zu zerstören. Fluch über ihn, den Verräther! — Aber sie — aber sie —"

Aber nach solchen Betrachtungen kam er jedesmal inniger wieder dazu, ihr Amen auf sein „Nimmerwiedersehen" richtig zu verstehen. Und dann stieg wohl ein anderes Bild in seiner Seele auf. Und zwar die dinfällige Gestalt seines Feindes, die er am Morgen in Civita-Vecchia vor der Ausschiffung mit einem raschen Blicke, mit einem entsetzlichen Gefühle des Triumphes überschaut, als er sich von ihm unerkannt in das Boot hinabschwang. Hätte er ihn so vor der Unterredung mit Camilla gesehen, er würde vielleicht „Auf Nimmerwiedersehen" nicht so, nicht ohne einen bestimmten Zusatz ausgesprochen haben. — Aber sie — aber sie — Sie mit ihrem reinen, edlen Gemüthe. Sie würde vielleicht schaudernd vor ihm entwichen sein und ihr Amen alsdann gekungen haben wie ein: Bewahre mich vor aller Sünde.

Eines Tages hatte er lange Zeit in der Galerie des Capitols vor dem sterbenden Fechter gestanden, nicht wie sonst wohl dieses herrlichste aller Marmorbilder bewundernd, sich auch nicht einmal gestreut über eine Gesellschaft von Engländern, Herren und Damen, die unter Lachen und Scherzen an dem Piedestal dieses Kunstwerkes lehnten und sich recketen, andern die Aussicht verperrend und ihre Aufmerksamkeit einzig und allein dadurch bewiesend, daß sie an eingesetzten Marmorstücken beschädigter Theile mit den Fingern klopften und mit den Nägeln kratzen, sondern er hatte das mit gleichgültigem Auge betrachtet, um seine forschenden Blicke einem dicken, älteren Herren zuzuwenden, der ausschließlich ohne den rothen Bädeker oder einen sonstigen gedruckten Führer hier aufs genauseste zu Hause schien, nur das Schönste und Seltenste betrachtete und sich vor jeder Statue aufs vortheilhafteste aufstellte, auch diese mit jener vergleich und alles hier mit dem Ausdrucke betrachtete, den man angenehmen pflegt, wenn man gute alte Bekannte wiedersieht. Landerer hatte diesen alten Herrn irgendwo gesehen — wo? — Ah, auf dem Saintonge; jetzt erinnerte er sich deutlich. Wie hätte er das auch vergessen, wie hätte er auch nur einen Augenblick in Zweifel sein können. Hatte er diesen alten Herrn doch nicht mit Camilla am frühen Morgen, als der Dampfer in Civita-Vecchia eben Anker geworfen hatte, auf dem Verdecke hin- und hergehen sehen, und später hatte er ansmerksam dem Aussschiffen der päpstlichen Freiwilligen zugesehaut.

Konnte er sich erlauben, diesen Herrn anzureden, konnte ihm das irgend welchen Nutzen bringen? Durfte er sich erlauben, im Falle es ihm wirklich gelang, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, auf irgend welche Art das Gespräch auf Andere der damaligen Reisegesellschaft zu lenken? —

Obgleich er sich diese Fragen verneinen mußte, konnte er es doch nicht unterlassen, dem alten Herren durch die Säle zu folgen, und ihn, als derselbe sich einmal plötzlich gegen ihn wandte, mißtrisch, aber freundlich zu grüßen.

Der Andere schaute ihn hierauf mit dem Ausdrucke nicht unangenehmer Verwunderung an. Ja er schien sich einen Augenblick auf die schmucke Gestalt des jungen Soldaten, auf dieses auffallend schöne Gesicht besinnen zu wollen, schüttelte aber dann lächelnd mit dem Kopfe und sagte in heiterem Tone: „Wenn wir uns in der That kennen sollen, mein junger Herr Zuave, so müssen Sie schon meinen alten Gedächtniß zu Hülfe kommen."

„Aber ohne Vorwurf für Ihr Gedächtniß, mein Herr," erwiderte Ihm Landerer lachend, „denn wenn Sie mich nur einiger Zeit wirklich sahen, so war das nur sehr flüchtig und in einem ganz anderen Aeußeren, als mit welchem ich jetzt vor Ihnen stehe. Ich befand mich unter den päpstlichen Freiwilligen auf dem Dampfer Saintonge, mit dem auch Sie von Marseille nach Civita-Vecchia und weiter fuhren."

„Mr bouvuie," rief Professor Bucher, denn dieser war es, im Tone des höchsten Erstaunens. „Was, Sie waren bei jener etwas verwahrlosten Gesellschaft? Nun, verzeihen Sie mir, ich hätte in meinem Leben nicht gedacht, daß sich aus jenen Leuten etwas so Vortheilhaftes, etwas so Gediegenes, ja Hübsches entwickeln könnte. Ich mache Ihnen über dieses Ausnahmestaat mein Compliment."

Eine Freundlichkeit, die ich nicht für mich allein in Anspruch nehmen kann, denn ich bin darin durchaus kein Ausnahmsfall, alle übrigen haben sich ebenso vortheilhaft verändert, um Ihre Worte zu gebrauchen."

„Möglich, mein junger Herr Zuave," erwiederte der Professor, nachdem er wohlgefällend die angenehmen und eleganten Manieren des anderen betrachtet, „und doch muß ich Sie für einen Ausnahmsfall halten, denn ich bin noch wenigen Ihrer Herren Kameraden hier in den Sälen des Capitols oder sonst an Orten ähnlicher Art begegnet. Aber es freut mich in der That, daß Sie sich meiner erinnerten, und daß ich eine so höchst angenehme Unterhaltung an Ihnen bemerke. Es geht Ihnen gut, Ihnen behagt die neue Stellung?"

Landerer verbeugte sich stillschweigend mit einer zustimmenden Miene und fragte erst nach einer kleinen Pause: „Sie setzen damals Ihre Reise weiter nach Neapel fort?"

Landerer hatte, um die Gruppienen des Besuch zu studiren, denn begleichen ist mein Fach, junger Herr Zuave; mich interessiren Lava und andere Steine, Schwefel und sonstige Mineralien bitres mehr als berrliche Aukdrichten; ich bin ein deutscher Professor De. Bucher aus Königsberg, — auch Sie sind ein Deutscher?"

„Gewiß, Herr Professor. Mein Name ist Landerer."

Es sieß da, Landerer," wiederholte er, „ein Name, der für mich an genehmen Klang hat, — — Gerade auf dem Dampfer Saintonge bekand sich damals auch eine Familie Landerer; allerdings eine gräfliche Familie, liebenswürdige Leute, d. h. die Dame, — — eigentlich nur die Dame; denn er, der Herr Graf — nun es ist das gleichgültig, unter Herzogen hat allerlei Aufgang. Aber Sie, die Frau Gräfin, war ein Ideal von Schönheit, Sanftmuth und edler Weiblichkeit."

„Ich glaube, ich sah Sie bei dieser Dame stehen auf dem Schiffe im Hafen von Civita-Vecchia zu früher Morgenstunde, bevor wir ans ausschiffen."

„Ganz richtig! doch während des Schauspiels der Ausschiffung, allerdings ein trauriges Schauspiel, war sie in ihre Cabine gegangen. Sie mochte das nicht mit ansehen. — Nun ehrlich gesagt," fuhr er im heiteren Tone fort, „die ganze Gesellschaft sah recht erbarmungswürdig aus, und wir bedauerten das Herzensgrunde das gute deutsche Blut, was da wieder einmal zum Kanonenfutter für die Fremde angeworben war."

„Saben Sie jene Familie noch in Neapel," fragte der junge Zuave in einem möglichst unbefangenen Tone.

„Wenig, der Herr Graf befand sich in Folge der Seereise und in Folge allerlei Thorheiten während derselben in einem recht üblen Zustande. Er mußte unter andern auch meinen Rath, denn ich bin Arzt, und so rieth ich ihm nach bestem Wissen und Ermessen einen stillen ruhigen Aufenthalt auf Ischia in der vortrefflichen Seeluft, fern vom Geräusch der Stadt, und fern," setzte er mit einem leichten Achselzucken hinzu, „von Leuten, die aufregende Spiele und Wetten lieben und die den Champagner mit Cognac verstärken. Da sist er nun und es geht ihm auffallend gut, wie ich mich bei einem Besuch überzeugte, den ich am Tage vor meiner Abreise machte."

„Und Sie hoffen, daß dieser Graf Landerer von seinen Leiden bergestellt wird?"

„Hergestellt, das ist ein sehr relativer Begriff, das schöne Kapital von Kraft und Gesundheit der Jugend ist schwer wieder einzubringen, wenn man zu rasch, zu früh und zu viel davon verausgabt. Aber wenn er sich vortrefflich hält, und wenn er sich der sorgfältigen Pflege dieses Engels von einem Weibe bereitwillig ohne ein Widerstreben überläßt, so kann er noch Jahrelang ein nicht ganz unbehagliches Leben führen, doch wie ich sehe," fuhr er, seinen Redestrom unterbrechend und sich rasch umblickend, fort, „treffen die gelangweilten Aufseher hier ihre Anstalten,

Digitized by Google

um die Säle zu schließen. Wenn es Ihnen recht ist, mein lieber Herr Landerer, so machen wir noch einen Spaziergang auf den Monte Pincio und bleiben für den Rest des Abends zusammen, d. h. wenn Sie nichts Besseres vorhaben."

„Im Gegentheil, Herr Professor, ich bin dankbar dafür, daß Sie mir gestatten, in Ihrer Gesellschaft zu sein."

Damit gingen sie zusammen fort und stiegen zum Pincio, dem heerlichsten Spaziergange Roms, empor; spazierten aber hier abseits von dem Gewühle der reichen und eleganten Equipagen und dem glänzenden Durcheinander der Reiter und Fußgänger aus der römischen Boden und höchsten Welt und den Tausenden von Fremden der verschiedensten Nationen zwischen den stillen Bosquets aus immergrünen Eichen, aus Loeberr-, Citronen- und Orangengebüschen bestehend, überragt von hohen Palmen, deren schlanke Wipfel sanft im Abendwinde auf- und niederwogten. Hier ziemlich entfernt von dem eben angedeuteten geselschwilen Leben der großen Welt, aber immer noch nahe genug, um die schönen Klänge der guten Militärmusik der päpstlichen Gendarmerie zu vernehmen. Erst als die Sonne untergegangen war und sich die Fluth der Spaziergänger anfing zu verlaufen, traten sie hinaus an die Balustrade des breiten Fahrweges auf den Monte Pincio, um auf das gewaltige Rundgemälde schauend, welches die ewige Stadt von hier aus bietet, einen der wundervollsten Anblicke zu genießen, den Rom überhaupt zu gewähren vermag. Es gibt kaum etwas in ähnlicher Art, zugleich großartig Einfaches und doch wieder Malerisches als die Silhouette der Stadt von hier aus gesehen. Zeichnet sich nun obendrein diese Silhouette wie Abends nach Sonnenuntergang tief dunkel, fast schwarz auf dem gelblig dunkelrothe glühenden Abendhimmel ab, so ist dieser Anblick entzückend schön; die ganze prächtig geschwungene Linie sanft ansteigend gegen den Monte Mario, dessen weißes Casino auf dem Hintergrunde der schwarzen Cypressen hervorleuchtet, diese malerische Linie mit ihren regungslosen steingestalten Pinien, mit ihren Thürmen, deren Umrissen das leuchtende Dunkle erscheinen, mit ihren malerischen Bauwerken, an denen man jeden vorspringenden Winkel, jede Mauerkrönung scharf, wie mit der Nadel eingeeichen erblickt, mit ihren unzähligen Kuppeln, vor Allem aber mit der riesenhaft emporstrebenden Kuppel von Sanct-Peter von so großartig adeliger Form, die jetzt, wie in glühend stahlener Glorie stehend, und als wichtiges Mausoleum des größten der Apostel erscheint, des Felsens, auf dem die Kirche erbaut ist.

„Ich habe das heute gemalt gesehen," sagte Professor Bucher, und setzte lächelnd hinzu: „Es mag Ihnen komisch erscheinen, daß ich mich hier bei dieser gewaltigen Naturconvention eines Volkes ganz von Fleischeskunst erinnere, aber von einer Vorterflichkeit, daß man sich wohl seiner hier erinnern darf. Es ist von einem Landsmanne mit deutschem Namen, von Lindemann Frommel, und ich empfehle Ihnen morgen dessen Atelier in der Babuina zu besuchen. Gerne würde ich Sie hindegleiten; doch habe ich schon alle Vorbereitungen zu meiner Abreise auf morgen früh getroffen."

„Was ich aufrichtig bedauere, Herr Professor."

„Danke bestens für diese Freundlichkeit, die ich Ihnen herzlich zurückgebe, indem ich Sie bitte an meinem kleinen einfachen Diner theilzunehmen, das ich in einer stillen Restauration nahe bei der Via coronata in der Via bocca di Leone, übrigens keinem gefährlichen Löwenmaule zu halten pflege, wo wir ungestört sind und ungehört plaudern können, da dort meistens nur Franzosen und Russen hinkommen. Da zeige ich Ihnen auch eine der größten naturhistorischen Merkwürdigkeiten, die Rom zu bieten vermag," fuhr er launig fort, „einen gefrorenfrischen Kellner nämlich, dessen Herkunft ich lange nachgeforscht habe, bis ich endlich schauderend etwas aus seiner Vergangenheit entdeckt zu haben glaube."

„Sie erregen meine Neugierde im hohen Grade."

„Kann dieselbe aber erst dann befriedigen, wenn wir uns gegenüber dem im Grunde sehr baumlosen und auch recht gefälligen Phantom befinden."

Untee diesen Worten hatten sie den spanischen Platz hinter sich gelassen, gingen durch die Condotta in die Löwenmaulgasse und traten hier in ein einfaches Haus, wo sie in einem mäßigen Zimmer an einem kleinen Tische Platz nahmen.

„Jetzt achten Sie auf mein Gesprenst, welches dort kommt und uns die Speisekarte vorlegt. Sehen Sie den langsam schleichenden Gang, die gleichförmig ruhige Bewegung der gerade am Leibe herabhängenden hin- und herschlenkernden Arme. Betrachten Sie die ausgesprenzten Zinger, vor Allem aber das ernste unbeweglich dreieckartige Gesicht mit dem scharfgeschnittenen Profil, mit den glatten schwarzen Haaren, ein Profil, das unmöglich seine Abstammung verleugnen kann. Sagen Sie mir, wo Sie eine ähnliche Gestalt gesehen? Soll ich Ihnen vielleicht noch nachhelfen, so denken Sie sich die Serviette, welche er auf der Schulter balanciert, knapp um die Hüften geschlungen."

„Und das Kopftuch dazu — Sie haben Recht — so könnte es eine jener ägyptischen Gestalten sein, wie sie an dem großen Obelisk des Caligula auf dem Petersplatze zu sehen sind."

„Nicht wahr — dort habe ich ihn auch eine Zeitlang gesucht, bis ich ihn endlich in der Ägyptischen Sammlung des Vaticans fand, und nun überzeugt bin, daß er dort während der Tagesheit regungslos steht, um mit der Dämmerung und den Fledermäusen hinauszuflattern, im strengen Kostengefühle einer unverfälschten Erinnerung seiner einstigen Beschäftigung folgend, und hier als Kellner zu bedienen. — Doch still, der Pharaone, so nenne ich ihn als Kulturverdientlichen seiner Gattung, kommt jetzt und bringt uns die Suppe. Wenn Sie ihn an, wenn Sie wollen, und Sie werden hören, daß er Ihnen etwas Unverständliches vormurmelt, und nicht die geringste Frage die Speisekarte betreffend u. s. w. beantwortet, bis er sich nicht in der Küche Raths erholt. Ob, ich habe für meinen Argwohn eine fuchtbare Gewißheit. Sie sehen mich forschend an, hören Sie. Nachdem ich nämlich nicht mehr zweifeln konnte, daß unser Pharaone während des Tages regungslos im vaticanischen Museum sich befindet, wünschte ich mir auch ein sichtbares Zeichen zur Bestätigung meines Argwohns und schnitt ihm heulich mit meinem Federmesser, er ist nämlich in der Galerie von Holz und sauber angemalt, in sein linkes Ohr, und nun bitte ich Sie, betrachten Sie einmal das correspondirende unseres Pharaonen; Sie werden bemerken, daß er dort eine kleine rothe Schramme hat, die er zuweilen mit seinen Fingern befühlt. Sehen Sie jetzt eben wieder; ist das nicht eine schauerliche Gewißheit?"

Der junge Zuave schaute lächelnd auf den Kellner, warf aber dann von der Seite und verstohlen einen forschenden Blick in das Gesicht des alten lustigen Professors und erst als dieser, den Blick auffangend, in ein herzliches Lachen ausbrach, stimmte Landerer heiter mit ein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Arzt als Hausfreund.

Von Dr. med. H. Klencke.

4. Der Plattfuß und der deutsche Schuster.

Der Plattfuß, diese altbekannte unschöne Form des menschlichen Fußes, die den Gang unsicher, schiefend und schwerfällig macht und dem weiblichen Geschlechte ebenso wie Lederus verunziert, als sie die Gestalt und Bewegung beeinträchtigt, ist entweder angeboren oder erst in Kindheit erworben. — Angeboren ist er als Eigenthümlichkeit ganzer Familien, selbst Nationen (der Juden), erworben aber, und das soll uns hier besonders interessiren, durch eine weit verbreitete Ursache, auf die man bisher gar keine Beobachtung gewendet hat, und auf die wir, nach längerer Beobachtung und Prüfung, zuerst in unserem „Hauslexikon der Gesundheitslehre" hingewiesen haben. Was wir damals als die täglich und vielausendfältig sortwirkende Ursache des gerade in Deutschland so sehr verbreiteten Plattfußes erkannten, hat sich durchaus bestätigt, und wir glauben auch den Lesern dieser Zeitschrift willkommen zu sein, wenn wir ihnen das Mittel an die Hand geben, bei Kindern die Ausbildung eines so entschieden Schönheit und Bewegung beeinträchtigenden Plattfußes zu vermeiden. Die Ursache ist mit einem Worte der Zunftschuhmacher, der das Sprichwort der alten Lateiner: Nec autor ultra crepidam (Schuster bleib bei deinem Leisten), zum Schlechte der menschlichen Fußform, mit zunftmäßiger Zähigkeit gegen jeden wissenschaftlich begründeten Fortschritt festhält und vom „alten Leisten" nicht abzulassen will. —

Vergleicht man die Füße der Franzosen, Spanier, Italiener mit denen der Deutschen, so finden wir bei ersteren Nationen den Plattfuß als eine Ausnahme, bei uns aber so zahlreich vertreten, daß ein schöner, normal gewölbter Fuß zu den Ausnahmen gerechnet und als eine besondere Eigenschaft der angenehmen Erscheinung anerkannt wird. Und von der Gestalt des Fußes hängt viel mehr ab, als man auf den ersten Augenblick glauben möchte; von ihm, auf dem der Schwerpunkt des Körpees ruht und auf den sich alle Bewegungen stützen, gebt die ganze gewohnte Weise der Haltung und Körperbewegung aus und gibt dieser den Charakter des Leichten oder Schweren, Anmuthigen oder Ungraziösen. — Es wird gewiß schon den Eltern auffällig geworden sein, daß Kinder, welche mit normal gewölbten Füßen geboren wurden und in den Jahren der Kindheit zierlich und leicht darauf gingen, später als Erwachsene auf Plattfüßen unbeschuhen, ohne daß sie durch strofulöse und andere schwächende Zustände eine Ausnerkung der Knochen aus den erschlafften schönen Bändern erlitten hätten. Es ist bekannt, daß Menschen, welche in jüngeren Jahren durch vieles Stehen, Gehen, Lastentragen ꝛc. einen dauernden Druck auf die Füße ausüben mußten, wie Setzer- und Buchdruckereilehrlinge, Latenburschen, Matröe, Lastträger, Bauernburschen und Landmädchen, meist einen Plattfuß haben; wie es aber zugeht, daß in den höheren, sich schonenden, auf angenehme Erscheinung bedachten Ständen Deutschlands trop aller Eitelkeit, und auch wo die skrofulöhen Erschlaffungen der Knochenfugenbänder nicht mitwirken, der Plattfuß so häufig vorkommt, und bei den Kindern erst nach dem zehnten Lebensjahre bemerkbar wird, das wollen wir jetzt erfahrungsmäßig nachweisen. —

Digitized by Google

Ein normal gestalteter menschlicher Fuß bildet ein Gewölbe, welches in zwei Bögen, einmal in der Länge, von hinten nach vorn, zweitens in der Breite, von einer zur andern Seite ausgespannt ist. Diese Wölbung wird durch die anatomische Lage der durch sehnige Bänder gehaltenen Fußwurzelknochen bedingt; die Längenwölbung zeigt einen stärkeren Bogen an der Innenseite, von der Ferse beginnend und bis an die Gelenkköpfe der drei ersten Mittelfußknochen reichend, und einen kleineren Bogen an der Außenseite, von der Ferse bis zum Vorsprunge des Mittelfußknochens. Es berührt daher der mittlere Theil des normalen Fußes den Fußboden nicht, wenn er auch beim Stehen und Gehen die ganze Körperlast zu tragen hat. Wo diese gewölbte Hohlung zu stark ist, nennt man es Hohlfuß oder Hochfuß, weil die Höhenwölbung des Fußrückens der Sohlenbildung entspricht.

Der Plattfuß kann nun durch Einsinken des Gewölbes zwei Formen annehmen: wo der Längsbogen sich gegen den Boden hin abplattet oder der Querbogen sich abflacht. — Eines steht allenfalls auch dabei mit sich. Unserer Beobachtung nach ist die alleinige Schuld des nicht angeborenen Plattfußes die unzweckmäßige, mangelhafte Form des deutschen Schuhwerks in der Jugend. Im Mittelalter, wo das Schuhwerk eine andere und zweckentsprechere Gestalt hatte, waren die Plattfüße in den höheren Ständen auch in Deutschland selten; die richtige Grundform des Schuhwerks, die in Frankreich, Spanien ꝛc. beibehalten wurde, ist aber von den deutschen Zunftmeistern verfassten worden und den Zunftleisten dieses Jahrhunderts verdanken die besseren Stände ihren Plattfuß. —

Es ist einleuchtend, daß bei einem Kinde, welches mit normal gewölbten Füßen jahrelang auf eine ebene Fläche tritt, bei der Weichheit, Zartheit und Dehnbarkeit seiner Knochenbänder und bei der noch im Wachsthum, also Umfangszunahme begriffenen, und daher leichteren Verschiebbarkeit seiner Fußwurzelknochen, diese letzteren dahin ausweichen müssen, wo ihnen der geringste Widerstand geboten wird, und das ist die untere ausgebohlte Fußwölbung, wohin alle entgegnenden, noch nachgiebig an einander gefügten Fußwurzelknochen unter der Last des Körpers hinabgedrückt werden, bis sie die Ebene des Bodens als Stützpunkt erhalten; in dieser Lage, in welcher sie die Fußbildung ausfüllen und der Fußsohle (Spanne) herabsinken muß, werden sie durch Wachsthum und Bänderverdichtung dauernd befestigt und der Plattfuß, der Sohlengänger ist fertig. — Alle Barfüßler eilen den diese Abplattung des Fußrückens und weeden Sohlengänger. Nun ist es aber doch ebenso einleuchtend, daß dieser allmälige Senkung der Fußwurzelknochen vorgebeugt werden kann, wenn die Grundfläche, auf welcher die Körperlast des Kindes jahrelang ruht, nicht eine ebene Fläche, sondern eine, der unteren Fußbohlung entsprechend gewölbte ist und durch ihre Convexität die Concavität des Fußes dergestalt ausfüllt, daß das Gewölbe des Fußes auch in der Höhe seiner natürlichen Wölbung ebenfalls einen festen Stützpunkt findet, ohne herabsinken zu können. Setzt doch jeder Maurer ein in den Gewölbebogen, den er aufmauern will, entsprechendes Brett unter und läßt es so lange unter dem gewölbten Bogen stehen, bis die einzelnen Steine sich festgedrückt haben und das Bindemittel erhärtet ist, um jegliches Einsinken zu verhüten.

Aus dem Mangel eines solchen Stützpunktes in fast allen deutschen Schuhwerk, namentlich für Kinder, und aus der völlig zweckwidrigen und unnatürlichen Leistenform, die dem darüber angefertigten Schuhwerk eine hinnahe ebene Sohle und kaum einen Hackenabsatz gibt, und eine Sohle darstellt, welche, in ihrer plumpen, der anatomischen Gestalt der Fußsohle gar nicht nachgebildeten fandalenartigen Form, das Fußgewölbe ohne Stützpunkt läßt, entsteht der erworbene Plattfuß in Deutschland, und das um so eher und früher, je mehr körperliche Zustände, welche die schnigen Gefäße der Knochen erschlaffen oder allgemeine Schwäche mit sich führen, minwirken. Es ist ganz gewiß alle normale Fußbildung, daß man Kinder auf Plattsohlen gehen läßt, die nicht einmal eine Hackenerhöhung haben, und den häßlichen Tritt auf den Hacken angewöhnen, wobei der Druck der Fußwurzel gegen die ebene Fläche hin recht eigentlich verstärkt und der Gang schwerfällig wird; es ist irrthum, wenn der Plattfuß endlich constant ausgebildet ist und dem Auge und der Eleellen gegenständlich wird, den eingetretenen Fußrücken durch hohe Absätze bei ebener Sohle, nur für das Auge heben zu wollen, indem dadurch nur die Knochen nach vorn geschoben, die Zehen aufrümmen und Hühneraugen aller Art, neben Hühneraugen, hervorgerufen werden. — Ein richtig geformtes Fußwerk für beide Geschlechter muß, wie es in Frankreich und Spanien geschieht, zwischen Hacken und Mittelfuß, der natürlichen Wölbung entsprechend, nicht nur eine convexe, feste Schwingung der Sohle, sondern inwendig auf dieser Sohlenstelle einen convexen Sattel haben, auf welchen die Fußwölbung sich ohne Verschiebung niederläßt, und in die sich der Sattel, nach Form und Maß, hineinlegt. Hier ist ein Herabsinken der Fußwurzelknochen unmöglich, und es drängt der beliebig hohe Hackenabsatz den Fuß nicht in die Spitze des Schuhwerks hinein, und es werden die Zehen nicht eingeengt, sondern es liegt auch bei nicht engem Schuhwerk der Fuß fest auf dem Sattel. —

Wir haben Erfahrungen in der Sache gesammelt und sprechen nicht aus Theorie. In Familien, wo die älteren Kinder infolge des günstigen Schuhwerks Plattfüße erhielten, wurden die jüngeren Kinder auf unseren Rath und nicht ohne Widerspruch der Zunftmeister, welche uns das Sprichwort: „Bleibe bei deinem Leisten" — zurückgaben, mit dem Schuhwerke nach unserem natürlichen Leisten bekleidet, und ihre Füße haben keinerlei Senkung erlitten, vielmehr noch an natürlicher Schönheitsform während des Wachsthums gewonnen. Möchte der gewiß für das Volk nicht gleichgültige Gegenstand durch diese Zeitschrift eine Verbreitung in weiteren Kreisen finden und zur praktischen Anwendung anregen. —

Nachtleben.

(Vgl. S. 491.)

Die Sonne sinkt, ihr letzter Schein zergeht,
Die Sterne grüßen nun das tiefe Schweigen;
In ihrer Mitte Lyra's Licht erblüht,
Und Engel nieder sich zur Erde neigen.

Still ist's; kaum noch ein Säuseln in den Lüften,
Die mit der Sonne heimwärts möchten ziehn,
Kaum wagt der Quell zu rauschen in den Klüften,
Der seiner dunklen Wiege will entfliehn.

Was Leben war, hält Ruhe nun umfangen,
Die Nacht erwacht, es regt geheimnißvoll
Sich allerwärts der Erde dunkles Bangen,
Da nun des hellen Tages Licht verquoll. —

Da öffnen sich die duftgen Blumenbetten,
Der Elfen Schaar fleigt aus dem Kelch hervor,
Die schweben leicht in luft'gen Geisterketten
Und singen leise ihren Wunderchor.

Es theilen sich die Epp'gen Silberanellen,
Aus ihnen taucht der schlanken Sylphen Reihn,
Die plätschern, spielen in den blauen Wellen
Und spiegeln sich im blassen Mondenschein.

Die Zwerge dämmern emsig in dem Schachte,
Es leuchtet hell der Edelsteine Glanz,
Sie steigen auf und nieder sachte, sachte,
Und reihen sich zum ernsten Bergmannstanz.

Die Blumenglocken läuten helle Klänge,
Begleitet von Libellen-Flügelschlag,
Die Elfen stimmen an die zarten Sänge,
Und Nachtigall beginnet ihre Klag'.

So lebt und webt, was Menschenaugen verborgen,
In stiller Nacht geheim und ungestört,
Bis wieder sich erhebt der helle Morgen
Und Menschenleben mit ihm wiederkehrt.

Wenn seliger Hauch aus Osten her sich kündet,
Durch Laub und über Blumen leise zieht,
Der Saum des Himmels purpurn sich entzündet,
Und Stern um Stern dem Morgenrath entflieht:

Da weicht der Traum. Die kleinen Elfen fenken
In Blumenkelche sich, und niederstreift
Der Sylphen Chor, den schönen Leib zu trocknen
Zu nietzer Flut, wohin sein Bild sich neigt.

Es eilet sich die emsge Schaar der Zwerge,
Und tummelt sich zum dunklen Festeschacht;
Auf daß dem Tage sie die Schätze berge,
Die sie geschützt Nachts emporgebracht.

Die Sonn' erglänzt, ihr Himmelsschein erfreut,
Der laute Tag verscheucht das stille Leben,
Das mit der Dunkelheit der Nacht verweht,
Da nun die Engel himmelwärts entschweben!

Franz Graf Pocci.

Digitized by Google

Nachtleben. Gedicht von Franz Graf Pocci; illustrirt von Th. Weber. (S. 496.)

Digitized by Google

Napoleon I. und die deutschen Studenten.

Historische Skizze von Arnold Wellmer.

(Fortsetzung.)

2. Ces Messieurs de Jena!

Aber fast noch mehr, wie die Universität und die Studenten von Halle, hatte Napoleon das schöne, liebe, närrische Studentennest Jena zwischen den stillen grünen Bergen.

Mehr wie ein Mal wollte er es durch Feuer von der Erde vertilgen — aber ein guter Engel wachte über dem alten herrlichen Musensitz.

Der erste böse Conflict zwischen Napoleon's Officieren und den jenaischen Studenten kam gleich nach der Schlacht von Jena.

Jena ist von französischem Militär überfüllt. Die guten Professoren, die Alles zum Besten lehren möchten, gehen in ihrer Herzensangst den Herren Siegern — einen solennen Ball im Rosensaal. Mit klopfendem Herzen und bebenden Händen machen die Professorenschöne ihre schönste Toilette. Die schöne Ottilie steckt ein frisches Bouquet von Herbstdolein vor das pochende Herz. Der Studiosus der Rechtswissenschaft Karl Völker hat es dem geliebten Mädchen aus dem herrlichen großherzoglichen Gärten von Dornburg, seiner Heimath, selber gebolt.

„Aber, Karl, ich bitte Dich — bleib von dem unglückseligen Ball . . . Du und Deine Commilitonen. . . .“

„Wo denkst Du hin, Ottilie — ich sollte Dich, mein Lieb, mein Leben unter den frechen Franzosen allein lassen . . . das erträg' ich nicht!“

„Und Dein heißes leidenschaftliches Blut — Dein Franzosenhaß . . . Du wirst mit den Siegern in Streit — in Kampf geraiben. . . . Ich sterbe vor Angst!“

„Wir Studenten haben uns das Wort und den Handschlag gegeben, auf den Ball zu kommen, daß die übermüthigen Fremdlinge nicht denken sollen, wir fürchten uns vor ihnen. Wir haben uns auch die Hand und das Wort gegeben, unsere Studentenehre den verhaßten Franzmännern gegenüber in allen Punkten zu behaupten. Du, Ottilie, bist meine Braut — Du wirst mit keinem Franzosen tanzen. . . .“

„Aber wie soll ich das vermeiden? Wenn ich aufgefordert werde —“

„So bist Du stets engagirt — mit wir oder mit meinem Bruder Louis. Wir werden immer in Deiner Nähe sein!“

„Und mit diesem schweren Herzen soll ich zum Tanze gehen. Ist mir's doch, als ging's in den Tod! . . .“

. . . Der große Rosensaal auf dem Markte ist glänzend geschmückt und erleuchtet. Die hängen aber die armen schönen Mädchenblumen so bang und bleich und zitternd in den Armen ihrer französischen Tänzer.

Einen so traurigen Ball hat Jena noch nie gesehen.

Grollend, mit finsteren Gesichtern stehen die Studenten an der Seite, die Arme untergeschlagen. Ihr schönster, feinster „Flor,“ mit dem sie so oft und so fröhlich hier auf der Aue und Sommers allsonntäglich draußen auf der Treibnitz den Wingelo getanzt haben, blieb heut Abend nicht für sie.

Nur die Schönste der Schönen — Ottilie hat noch mit keinem französischen Officier getanzt. Karl Völker weicht nicht von ihrer Seite. So oft ein Franzose sich ihr nähert, sie zum Tanz aufzufordern, fliegt sie gleich darauf im Arme des Geliebten durch den Saal. Und für den nächsten Tanz ist sie regelmäßig mit Louis Völker engagirt.

Schon zwei Mal sah sich der französische Officier La Roche gezwungen, auf dem Wege zur schönsten deutschen Professorentochter wieder umzukehren — ein simpler deutscher Student hatte sie ihm vor der Nase entführt.

Und jetzt sieht Monsieur La Roche mitten im Saale, ein höhnisches Lächeln spielt um seine zusammengekniffenen Lippen. . . . Jetzt tanzt das schöne Paar dicht an ihm vorüber — mit zwei Schritten ist der Franzose an seiner Seite. . . . Karl Völker fühlt eine feste Hand auf seinem Arm — er sieht in ein höhnisch grinsendes Gesicht und hört auf Französisch: „Ich werde jetzt tanzen mit Mademoiselle!“

„Ihr seht aber, daß Mademoiselle mit mir tanzt!“ — und helle Zornesröthe flammt auf dem Gesichte des Studenten.

„Vous-êtes un polisson!“ (Ihr seid ein Gassenjunge!)

Im nächsten Augenblick hat der Student den frechen Franzosen mit einer Hand weit in den Saal geschleudert, daß er rücklings zu Boden stürzt. . . .

Ein französischer Muthschrei hallt durch den Saal und die französischen Degen fliegen aus den Scheiden. . . . Aber schon haben sich auch die deutschen Studenten mit fuchtigen, entschlossenen Mienen um ihren Commilitonen geschaart, starke Ziegenhainer in den herausfordernd geballten Fäusten — Niemand weiß, woher im Nu diese wuchtigen jenaischen Studentenstöcke gekommen. . . .

Nur die Ohnmachten und Angstrufe der armen Tänzerinnen und das stehende Parlamentiren der gedrängten Franzosen heugt einer allgemeinen neuen „Völkerschlacht“ vor, wie Jenas Studenten sie schon mehr als ein Mal unter sich aufführten.

Aber nach zwei Tagen — draußen in einem versteckten Garten vor dem Löbertber, wo der Weg nach Dornburg vorübergeht, stehen sich der jenaische Student Karl Völker, der einst Mitglied des studentischen Constantinenordens war und dann die neue Landsmannschaft Thuringia mit begründete — und der französische Officier La Roche mit blinkenden Degen gegenüber — auf Leben und Tod!

Ein großer Kreis von deutschen Studenten und französischen Officieren blickt mit Spannung auf die sich kreuzenden Klingen.

Karl Völker ist in Jena längst als ein forscher Paukant bekannt. Mit fester Hand, sicherem Auge und kaltem Blute steht er seinem leidenschaftlichen Gegner gegenüber. Schon drei Mal hat er ihm den Degen aus der Hand geschlagen — aber der Franzose greift in seiner Wuth immer wieder nach der Waffe.

Da denkt der Student an Ottilie: drei Mal hab' ich sein Leben geschont — er wird mich bei der geringsten Blöße niederstoßen . . . und der stattliche Schlager legt sich mit Ernst aus und — im nächsten Augenblick hat er seinen Gegner durch und durch gerannt . . . La Roche sinkt seinem Scandanten in die Arme — todt!

Unser Kamerad todt — von einem deutschen Studenten erstochen! . . .“ mit diesem Wuthschrei werfen sich die französischen Officiere meuchlings auf den auf solche Hinterlist unvorbereiteten Völker . . . aber seine wackeren Commilitonen springen entschlossen dazwischen. Louis Völker zieht den Bruder fast gewaltsam aus dem Garten. . . . Draußen hielt das Pferd eines französischen Officiers — Karl Völker wirft sich in den Sattel und fliegt den Weg nach dem rettenden Dornburg zu . . . um nach einem Abschiedsworte von den Eltern zu Schiff und seinen halischen Studenten zu eilen.

Ganz Jena ist in der furchtbarsten Aufregung. . . . Bürger und Professoren zittern und beben schon bei dem entsetzlichen Gedanken: ein simpler jenaischer Student hat es gewagt, einen siegreichen Officier des großen Napoleon im Duell zu tödten — und wie hätt dieser Napoleon die deutschen Studenten und die armen deutschen Universitäten auch ohne dies schon. . . .

Die Professoren hatten einen großen Rath. Auf den Rath des Prorectors, Geheimen Kirchenraths Gabler eilen Louis Völker und Ottilie zum Commandanten von Jena und bitten um Gnade für den Entflohenen.

Der Commandant ist zum Glücke ein galanter Mann. Die schöne Professorstochter findet Wohlgefallen vor seinen Augen und er lächelt gnädig: „Dergleichen kleine Duelle sind bei uns nichts Ungewöhnliches und kommen sogar alle Tage auf dem Marsche vor. Da ist ebenso gut auch Monsieur Lieutenant Völker dies erstochen werden können, so wollen wir die ganze Geschichte ignoriren!“

Mit solchem Jubel wird diese Botschaft in Jena aufgenommen! — und der Herr Prorector Gabler spricht in seiner Herzensfreude das große Wort gelassen aus: „So wollen wir diese Geschichte doch auch ignoriren!“

Die französischen Officiere haben durch dies Duell aber doch einigen Respect vor den deutschen Studenten bekommen. Sie stellen zwar ihre Feindseligkeiten nicht ein — aber, um sie aufzureizen, schicken sie lieber ihre geübtesten Fechtmeister mit den gefährlichen „Florets“ gegen ihre studentischen Gegner.

Doch der alte berühmte jenaische „Stoßcomment“ aus der Schule von Johann und Heinrich Kreußler besteht auch diese Probe mit Ehren. Ja, das war ein wackerer alter weiß berühmter Fechtmeister in Jena, der Johann Kreußler in der Löbertzgasse. Und doch sollte er einst fast seinen Meister finden.

An einem dämmernden Abend steht ein vermummter Bursch in Mantel und Hut und mit dem blanken Degen vor der „Kreußlerei“ in der Oberlauengasse und donnert gegen das Haus: „Heraus, alter Kreußler, wenn Du Courage hast — wir wollen fechten!“

Das ist dem gefürchteten Fechtmeister noch nie geboten. . . . Wild wie ein angeschossener Stier, den blanken Degen in der Faust stürmt er auf die Gasse und greift den frechen Fremdling mit aller Kunst und Kraft seines Armes an. . . . Aber er findet einen ebenbürtigen Gegner, der sich keine Blöße gibt und die Stöße des Alten wacker parirt und erwiedert. . . . Ha! wer kann dieser Unbekannte sein? — in Jena gibt es keinen solchen wackeren Degen. . . . Plötzlich fährt dem alten Fechtmeister ein Gedanke durch den Kopf, und hoch und freudig ruft er aus: „Ja, so ficht nur ein Kreußler. . . . Heinz, dummer, unverschämter Junge, Du willst mit Deinem Vater Komödie spielen? Marsch, zu Bett!“

Und der Mantel und Hut sinkt, und der junge siebzehnjährige Heinrich Kreußler lacht über sein ganzes bübisches Gesicht: „Vater, ich mußte Euch doch zeigen, daß ich kein dummer Junge mehr bin und bei Euch wah gelernt habe!“

Ja, aus dieser Schule ist das berühmte jenaische Stoßfechten hervorgegangen und hat sich von Fechtmeister zu Fechtmeister — von Studentengeneration zu Studentengeneration in der alten ewig jungen alma mater Salana vererbt . . . bis es am Anfang des 19. Jahrhunderts von dem berühmten Fechtmeister Bauer mit Vegeisterung gepflegt wird und den französischen Officieren und Fechtmeistern so manchen unbequemen Stich versetzt.

Wie aber Napoleon von diesen Stichen und besonders jenem Stiche durch das Herz seines Officiers La Roche hört, so schickt er seinem ga-

Digitized by Google

lanten Commandanten von Jena eine derbe Nase und gibt ihm den Auftrag: „Grüßt es Messieurs de Jene — und der Napoleon wird mit nächster Gelegenheit das ganze Revolutionsnest zwischen den Bergen fortblasen — mit Feuer und Schwert!“

Und der Herr Commandant steckt stillschweigend die kaiserliche Nase in die Tasche seiner modischen „Napoleonswerke“ und hat wenigstens so viel daraus gelernt, daß er, als der Professor Luden seine vielbesuchten Vorlesungen über vaterländische Geschichte hält, regelmäßig einen Wachposten an die Thür des Auditoriums stellt — damit Monsieur le professeur nichts Anti-Napoleonisches decire!

3. Es zog aus Berlin ein tapferer Held!

Der unglückselige Friede von Tilsit setzte auch dem fröhlichen Kriegsleben des Schill'schen Freicorps vorläufig ein Ziel, nachdem es einer Streifpartie unserer tapferen Hallenser sogar gegläckt war, den französischen Marschall Victor . . . nebst einer reichen Beute gefangen zu nehmen.

Als Chef des brandenburgischen Husarenregiment vom Könige nach Berlin gerufen und gefolgt von Reinhold und den Freunden, hitzte Schill ein Jahr lang vergebens gegen die Ketten an. Er mußte thatlos bleiben — wie sein König.

Aber als Oesterreich sich gegen Napoleon's Uebermuth erhob — da, am 27. April 1809, waren auch Schill und seine tapferen Husaren nicht länger zu halten.

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit frohem Muth,
Sie dürsteten Alle Franzosenblut!
Ade! ade! ade!
O Schill, Dein Säbel thut weh!

Und unter den kampfesmuthigen Jünglingen, die mit dem Schill aus Berlin zogen, leuchteten die Augen unserer fünf baltischen Studenten am feurigsten.

Ohne Willen — ohne Wissen seines Königs begann Ferdinand von Schill mit seinen Husaren den Krieg gegen Napoleon aufs Neue und auf eigene Hand. Er ging nach dem Norden Deutschlands und warf den Feuerbrand der Erhebung in Tausende von tapferen Herzen. Ueberall schlossen sich seinem Zuge neue Kämpfer an. Aber das Kriegsglück, das dem Schill'schen Corps anfangs an der Mittelelbe so treu zur Seite stand, erblickt. Die Westfalen und Holländer drängten die Helden nach Stralsund zurück. Hinter den Mauern der alten Hansestadt glaubten sie sich sicher — aber dänischer Verrath öffnete den Feinden die Thore. Ein letzter verzweifelter Kampf begann in den Straßen Stralsunds . . . in der Fährgasse erlag Schill am 31. Mai 1809 der Uebermacht. „Retter Euch für unser Deutschland!“ rief er Reinhold und den Seinen noch zu — dann brach der Held todt zusammen. Die Holländer hieben ihm den Kopf vom Rumpfe und schickten ihn als Siegestrophäe in Spiritus nach Amsterdam. Von dort kam er ins Museum nach Braunschweig — und wird dort zur Schande Deutschlands noch heute von der müßigen Neugier begafft, während der „truncus sine capite“ (der Leib ohne Kopf) ohne Sang und Klang auf dem Kirchhofe zu Stralsund eingescharrt wurde.

Wie durch ein Wunder entgingen Reinhold und seine baltischen Freunde der Niedermetzelung in den Straßen Stralsunds und der Gefangenschaft. In der dunkeln Nacht, die auf jenen Unglückstag folgte, schwammen sie durch den Frankenteich, der in Verbindung mit der Ostsee und dem Knieperteiche Stralsund zu einer Insel macht. Sie waren gerettet — vor jenem Tode, den die sieben gefangenen Schill'schen Offiziere zwischen den Wällen von Wesel durch Napoleon's Musketenkugeln fanden. Tief traurig flohen sie in das dunkle Land hinein. Wohin? — Sie wußten es selber noch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nestrop und der Kroat.

Das volle Jahr hatte ausgetobt, — die Barrikaden waren abgetragen, die Calabreier aus der Mode gekommen und eine große wunderschöne schwarzgelbe Zahne Kattete lustig auf dem Stephansthurm.

Die Kroaten, die Zuaven Oesterreich, marschirten langsam aus dem Prater die Jägerzeile herauf, nicht in geschlossenen, sondern in ungezwungenen Gliedern, denn hin und wieder traten einige aus Reihe und Glied, um sich hier und dort ein bischen was zu thun zu machen.

Die hohen Leute sagten: Sie plünderten!

Plündern? O, ein Kroat plündert nie!

Er bittet nur in einer eroberten Stadt sehr artig und devot um etwas Kleines, — wenn er das Kleine hat, noch artiger um etwas Größeres und wenn er das Größere hat, am allerartigsten um das Größte.

Und wie kann der Besiegte dem Sieger etwas versagen, wenn gar so liebenswürdig gebeten wird!

„Schauen wir und die Kroaten ein bissel an!“ sagte der Komiker Nestroy, indem er mit seinem Collegen Scholz aus dem Prater kam. „Ich hab' die Kroaten sehr gern — für mein Leben gern!“

„Ich auch, — aber noch ist die Zeit nicht günstig, sie zu lieben,“ antwortete Scholz. „Wie wär's, wenn sie und plünderten, die lieben Kroaten?“

„Plündern? Warum nicht gar? Ein Kroat bittet höchstens um ein paar Kreuzer auf Schnaps und wenn ich ihm einen Zwanziger schenke, küßt er mir die Stiefel dafür.“

„Na meinetwegen! Bei mir findet man nichts, denn ich bin schwarz wie gewöhnlich, — aber Du trägst immer ein kleines Kapital in der Tasche. Nimm Dich in Acht!“

Sie hatten noch nicht fünf Minuten mit einander geplaudert, als sich ihnen schon ein bis an die Zähne bewaffneter riesengroßer Kroat, der das Deutsche ein wenig radebrechte, freundlich schmunzelnd näherte.

„Schamsia!“ grüßte er liebenswürdig mit dem Kopfe nickend.

„Servus!“ dankten die Komiker.

„Schenken's bissl was orme Soldat!“

„Nix Pray!“ sagte Scholz, indem er alle seine Taschen umdrehte.

„Nix, nix? Drine Herr!“ bedeutete gutmüthig der Kroat.

„Du auch nix?“ frug er Nestroy, „bitt', bitt', nur klane Kreuzer für orme Soldat!“

Nestroy lüftete seine gut gespickte Seidenbörse, durch welche Zwanziger, Thaler und sogar einige Dukaten schimmerten, und reichte dem Kroaten großmüthig ein paar Silbermünzen.

„O brave gute Herr!“ dankte der Kroat gerührt. Dann setzte er hinzu, indem er mit dem Finger auf die Zwanziger in der Börse tupfte: „Tod, dös auch für orme Soldat, bitt', bitt'!“

Nestroy reichte ihm einen Zwanziger.

„Andern auch, bitt', bitt', für orme Soldat!“

Nestroy zog sein Gesicht ein wenig in die Länge, aber er mochte sich vielleicht denken, der Kläger gibt nach, und reichte dem Kroaten alle Zwanziger, dann auch die Thaler, denn der Kroat hörte noch nicht auf zu tupfen.

Endlich tupfte er auch auf die Dukaten.

Nestroy's Gesicht wurde noch bedeutend länger.

„Das — das gilt nichts!“ sagte er. „Es sind nur Spielmarken, Kamerad!“

Kroatod nimmt Spielmarken auch, bitt', bitt', für orme Soldat! Beutel auch — bitt', bitt' für orme Soldat!“

Nestroy gab ihm den ganzen Beutel.

Aber der arme Soldat hörte noch nicht auf zu tupfen.

Sanft und zart, wie ein verliebter alter Herr das Köpfchen eines hübschen Mädchens tupft, tupfte er mit der Spitze seines Zeigefingers die schwere goldene Uhrkette des unglücklichen Komikers.

„Dös — dös schön — herr schön!“

Nestroy's Gesicht zog sich zehn Ellen in die Länge, denn ihm ahnte das Fürchterliche.

„Dutchaus lesse, anschaun orme Soldat! bitt', bitt'!“

Nestroy machte kleine Kreuzlein, krauste die Nase, trämmte den Mund, zog einen Fuß in die Höhe, als ob er mit seinem bekannten diabolischen „Nix!“ den Kroaten zurückschrecken wollte.

Aber der starke baumlange Kroat blinzelte so bedeutungsvoll, spielte so naiv mit seinen Pistolen im Gürtel, tupfte so heilig an die Uhrkette und that so zudersüß, daß Nestroy ja ein Menschenfresser oder ein Russe gewesen sein müßte, wenn er dem kindischen Manne die Freude verdorben hätte.

Langsam, aber sehr langsam zog er die Uhr aus der Tasche und zeigte sie, ohne sie aus der Hand zu lassen, dem armen Soldaten.

„O — dös schön — herr schön!“ rief dieser begeistert, das große Maul spitzend, als ob er Nestroy küssen wollte. „O — o, so was bet orme Soldat nöt!“

„Es wär' auch nichts für Euch, lieber Herr Kamerad, denn es ist keine Militär-, sondern nur eine ganz ordinäre Civiluhr.“

„Lieb' ich Civil, — bitt', bitt' dös Andenken an brave Civil!“

„Aber — es ist ein miserables Zeug —“

„Auch ein miserables Zeug ist gut genug für so orme Soldat.“

„Sie ist nir nuh — sie geht schlecht.“

„O, sie geht gut, wenn's geht zu orme Soldat, bitt', bitt' gor schön!“

Und indem der arme Soldat gar so schön bat, fing er mit der einen Hand etwas stärker zu tupfen an, indeß die andere Hand den Kolben seiner großen Pistole streichelte, und Alles so bescheiden, wie eine erste Sängerin, und so zudersüß wie ein Steuerrecruter, daß es unmöglich war, ihm noch länger zu widerstehen.

Nestroy krauste die Nase, als ob er Pulver röche, würgte und gurgelte, als ob ihm ein kleiner Kapuziner in die unrechte Kehle gerathen wäre, und ließ seine schöne kostbare Ancreuhr mit der schweren goldenen Ehrkette in die Hand des braven Kroaten gleiten.

Digitized by Google

Der brave Kroat fühlte, mit Thränen der Dankbarkeit im Auge, die Hand seines edeln Wohlthäters, fordrte dessen lange Linie von der Kravatte bis zum Stiefel, ob nicht irgendwo noch ein Plätzchen zum Tupfen wäre, und legte die Hand militärisch grüßend an die Kappe.

„Schamsta!“ sagte er.

„Servus!“ antwortete Nestroy gedehnt und Grimassen schneidend, und der Kroat entfernte sich, um die Uhr dem ersten besten Juden um ein paar fungefingelneue Zwanziger zu verkaufen.

„Es sind recht liebe Leut', die Kroaten!“ bemerkte Scholz malitiös.

„Hol sie der Teufel!“ donnerte Nestroy ingrimmig. „O ich wünschte, wie Nero, sie hätten Alle einen Hals, um sie mit einem einzigen Streiche Alle auszurotten!“

Carl Haffner.

Briefmappe.

Räthsel. Laura zu Sorn. Die liebe Gitelkeit ändert sich in sehr verschiedener Weise — und getadelt die Aetzkatzen einer Jesebel hat Gelegenheit, in manches edle Herz zu dringen. Der Eine hat einen Orden oder einen Titel bekommen — der Andere war gar ob seiner Verdienste bei einer Soirée zu Tisch geladen, oder er ist einer Blindschrift Gedichte, eines Musikstückes oder eines künstlerigen Drama's gewesen, das in seiner Naivetät „mit noch nie dagewesenem Beifall aufgeführt ist“ — gleich legt er sich hin und theilt diese ästhetische Errungenschaft der „hochlöblichen Redaktion“ mit und bittet, „in dem hochgeschätzten vortrefflichen Blatte Baron Renis zu nehmen!“ — ein Dritter oder eine Dritte senden gar ihre Photographie nebst Biographie ein und warten sich glücklich schlagen, in die „herrliche Porträtgallerie des musterhaft redigirten Blattes“ eingereiht zu werden ... u. s. w. — Jean Jacques Rousseau war so anderer Ansicht, als er einst sich in seinen Bekenntnissen einen von ihm gar nicht begangenen Diebstahl beizulegen — damit die Welt sein abstraktes und öffentliches Bekennniß bewundern möchte.

Fr. Dr. Z. in Köln. Unmöglich können wir Ihnen den gewünschten Namen nennen Grade um unbekannt zu bleiben, wählte der Verfasser dies Pseudonym.

Der Nymmelsee.

1.

Im Nymmelsee, da blühen
Viel Blumen gelb und weiß,
Die blanken Kelche duften
Und klingen traumhaft leis'.

Sie klingen und duften heimlich
Von weißen verwünschten Jungfrau'n:
„Die sitzen viel hundert Jahre
Tief unter den Wellen, den blau'n.

„Die schönen Jungfrau'n sitzen
So todtenbleich und still ...
Die süße Erlösungsstunde
Noch immer nicht schlagen will!“

— Doch droben spielen Kinder
Im blanken Sonnenschein
So fröhlich mit den Blumen —
Selber wie Blumen so rein!

2.

Der Mond scheint hell und friedlich
Aus blauer leuchtender Höh' ...
Und lieblicher klingen und duften
Die Blumen im Nymmelsee.

Es steigen herauf aus dem Wasser,
Die weißen verwünschten Jungfrau'n
Ihre goldenen Haare schwimmen
Hell auf den Wellen, den blau'n.

Ihre weißen Leiber leuchten
Hell über dem Wasserschein —
Sie schwimmen von Blume zu Blume,
Schaun bang in den Kelch hinein:

„Einst waren wir wie die Blumen
So kinderfromm und rein ...“
Die verwünschten Jungfrau'n steigen
Mit Weinen in's Wasser hinein.

Arnold Wellmer.

Naturlich.

Novelle

von

Carl Freiherrn von Gumppenberg.

(Fortsetzung.)

Clara trat in das Gemach der Fürstin. „Eh bien!“ rief ihre diese entgegen, — „was war denn für 'n Lärmen im Hause? — ich habe horribles Herzpochen bekommen und bin nicht im Stande, meinen gestörten Schlummer fortzusetzen!“

„Der Postbote brachte mir einen Brief,“ erwiederte Clara, — „und wollte sich denselben von Jean und Dortchen nicht abnehmen lassen, — das war Alles!“

„Mais mon Dieu, so 'n Postbote wird doch nicht in unsere Appartements dringen wollen? — die Post hier zu Lande ist doch recht undequem! — nichts kann man ihr recht thun, — überall muß sie sich an, es besser wissen zu wollen, — 'ne reine Chicane von so 'nem schlecht disponirten Beamten! — muß 'mal wieder mit Graf N., dem Chef der Posten, sprechen, — das Ding muß anders werden!“

Clara bemerkte die Kälte in den Zügen der Fürstin und das Fältchen zwischen ihren Brauen; es war ein ungünstiger Moment, um an sie ein Ansuchen zu stellen, allein es mußte sein, denn die Zeit drängte und Clara betrachtete es als Gewissenssache, die ihrerseits eingegangenen Verbindlichkeiten gegen Arthur zu erfüllen. „Chère maman,“ begann sie etwas verlegen, den Brief zusammenfaltend, — „Sie werden mir zugestehen müssen, daß ich sehr selten Sie mit einer Bitte für Jemanden belästige; entnehmen Sie daraus, daß, wenn ich mich heute dazu veranlaßt finde, gewichtige Gründe vorhanden sein müssen; und in der That, ich bitte ebenso für Ihre eigene Seelenruhe, Maman, als — als für das Glück meines Herzens!“

„Für meine Seelenruhe, mon enfant?“ fragte die Fürstin erstaunt, — „seit wann habe ich Dir die Sorge dafür übertragen? — das wäre höchst überflüssig, denn ich wüßte nicht, wie die Angelegenheiten anderer Leute meine Seelenruhe alteriren könnten! — Daß Du für Dein Herzensglück bittest, finde ich natürlich, und weiß niemit auch, für wen Du die außerordentliche Bitte vortragen willst, c'est Monsieur Arthur, n'est ce pas?“

„Wie Sie doch Alles gleich errathen, Mamanchen, ich wäre wirklich in Verlegenheit, wenn ich ein Geheimniß vor Ihnen verwahren wollte, aber Sie wissen, daß mir dieß nicht beifällt! — Um aber wieder auf Ihre Seelenruhe zu kommen, Maman, — würde dieselbe nicht doch 'n bischen alterirt, wenn Sie z. B. in der Allgemeinen Zeitung lesen würden: Baron Baron von B., ein allgemein beliebter junger Mann, wurde auf Veranlassung des Israeliten N. N. in Wechselhaft gesetzt, und man wundert sich allgemein, daß die Crême der Gesellschaft, mit welcher der Baron in den intimsten Verhältnissen lebte, seinem alten mattelosen Namen diesen Schmach nicht entrissen, nachdem es sich, wie man hört, um ganz geringfügige Summen handelt! — — würde Sie das nicht etwas alteriren, Maman?“

Die Fürstin zuckte unmerklich mit den Mundwinkeln, als ob sie lächeln wollte, und erwiederte: „Das steht wohl in dem Briefe, den Du eben erhielst? Baron Arthur täuscht sich, wenn er durch die Chimäre der Wechselhaft den Weg zu meiner Kasse zu finden glaubt, welche nun einmal müde ist, zwei Herren zu dienen. Baron Wolfstein, der Sohn des Oberlandesgerichtsdirectors, in Wechselhaft! — ich habe Lust, die Zumuthung, solche Bettises zu glauben, für eine Beleidigung zu nehmen, und bedauere wiederholt, nicht hinein zu können, ohne daß hiedurch meine Seelenruhe beeinträchtigt würde!“

Clara war auf eine abweisende Antwort gefaßt gewesen und gab deßhalb ihr Spiel noch nicht verloren. „Maman erlauben, daß ich, nachdem Sie mein erstes Motiv umzustoßen beliebten, auch für das zweite den Rest meiner Beredsamkeit aufwende. — Sie haben in mütterlicher Sorgfalt über meine Hand verfügt und erwarten ungeduldig den Augenblick, wo ich dieselbe freimillig dem Baron Wolfstein reiche; — wollen Sie nun meine Verlobung im Schuldthurm feiern, Maman? — oder können Sie mir die Demüthigung auferlegen wollen, bei fremden Leuten um die Befreiung meines Bräutigams betteln zu müssen? — Gemiß nicht! — Ihre Güte würde zu nur Stoff gesammelt haben, um Ihre Grausamkeit zu zeigen, — und mein Herz, es würde das Opfer derselben werden! — Das ist nicht Ihr Wille, Maman, ich bin so fest überzeugt, daß Sie meine Bitte erfüllen, daß ich dem armen Baron die Summe bereits zugelagt habe!“

„Comment?“ fuhr die Fürstin auf, — „Du hättest? — Eh bien, dann wird Du sie auch bezahlen, Claire, — von mir erhältst Du keinen Sou, Das schwöre ich Dir! — Es ist gegen meine Grundsätze, mich zu etwas überreden zu lassen, — ich weiß, was ich geprochen, und dabei bleibt es auch!“ Die Fürstin hatte ihren Fächer ergriffen, während Clara ihr seit in's Gesicht sah und darin die Bestätigung ihrer definitiven Abweisung lesend austief:

„Gut Maman! — mir ist das gegebene Versprechen ebenso heilig, wie Ihnen ein voreilig beliebtes grausames Wort, und ich werde, da Sie meine Fürbitte abweisen, die Schuld Baron Arthur's bezahlen! — Sie haben mir zwar die Größe der Mitgift noch nicht bezeichnet, Maman, welche ich von Ihrer Güte zu erwarten habe, allein ich vermuthe, daß sie hinreichen werde, die fragliche Summe zu decken, und ich bitte Sie daher, mir baldigst zehntausend Francs meines künftigen Vermögens anweisen zu lassen, da Arthur's Termin in zwei Tagen abläuft!“

Darauf war die Fürstin nicht vorbereitet; der Gedanke, daß der Baron trotz ihres Protestes seinen Zweck erreichen solle, empörte das fürstliche Gemüth, und sie sann auf Ausflüchte.

„Mon enfant, Du scheinst Deinen Standpunkt zu verkennen,“ sagte sie endlich sathungsvoll, indem sie sich mit einer Prise Parfum zu einer langen Rede stärkte. „Ich wollte Dich schon längst über gewisse Dinge aufklären, und heute scheint sich gerade Gelegenheit hiezu zu bieten. Eusin — attention! — Mein seliger Gatte, Fürst Dietrich, hatte einige Jahre, bevor ich ihm die Hand reichte, auf einem Landgute bei Wien ein Fräulein von Rosenau gesehen, welches unbegreiflicher Weise seine Gunst in so umfriedte, daß er schon nach flüchtiger Bekanntschaft um ihre Hand anhielt. Die Eltern des Mädchens wollten aber eine Vereinigung nicht zugeben, weil sie vermuthig genug waren, einzusehen, daß der Standesunterschied früher oder später zu einer unglücklichen Ehe führen werde. — Der Fürst, verblendet von der, wie er mir erzählte, bezaubernden Schönheit des Mädchens, entführte dasselbe, eilte mit ihr auf seine Güter nach Westfalen, und wußte es den Verfolgungen seiner Eltern geschickt zu verbergen. — Dort gebar das Fräulein von Rosenau,“ fuhr die Fürstin langsamer fort, — „eine Tochter, und starb einige Stunden später an den Folgen dieser Katastrophe, — ein Glück für sie und ihre Eltern! — — Als der Fürst zwei Jahre später um meine Hand warb, bekannte er mir die romantische Liebesaffaire mit dem Beisitzen, daß das Kind auf einem seiner Güter in sorglamer Pflege ausgezogen werde, und bat mich, wenn ich ihm einst überleben würde, dem Mädchen unter irgend einem Titel Mutter zu sein. — Ich nahm seine Mittheilungen damals gleichgiltig auf, war ein Jahr nach seinem Tode mit mich, Fürstin Schwarzenfeld zu werden! — Nach zehn Jahren, welche ich mit meinem seligen Gatten in ungetrübtem Frieden verlebte, — ach Du hättest ihn kennen sollen, Claire, — er war die Güte und Sanftmuth selbst, — da erkrankte der Fürst gefährlich, dictirte dem Notar sein Testament und verfiehte in meinen Armen! — — Die tiefen Seufzer aus ihrer Vorrathskammer, dann fuhr sie fort: „Ich war Wittwe, — und laut letztem Willen des Verstorbenen Universalerbin; jedoch bestimmte ein Legat die Erziehung des nun elfjährigen Mädchens im ersten Benjionate Braunschlands, und ein zweites Legat setzte demselben nach Ihrer Mitgift von zweimalhundertlausend Francs auf, wenn es von einem Manne aus guter alter Familie heimgeführt werde, — eine solche von zehntausend Francs aber, wenn es wider Erwarten sich den Gatten aus niedrigem Stande wählen sollte. — — Das Mädchen hieß Claire, wurde im Pensionate auf's Sorgfältigste gepflegt und erreichte seinen achtzehnten Geburtstag, um bei der Fürstin Schwarzenfeld als Gesellschaftsdame einzutreten, welche Generosität genug besitzt, dem Andenken ihres seligen Gatten zu Liebe die Abkunft des Mädchens zu ignoriren und es wie die eigene Tochter zu behandeln!“ — Die Fürstin holte Athem, dann fuhr sie fort: „Du kennst nun Dein Geschicke, Claire, und wirst es der rechtmäßigen Gemahlin Deines Vaters Dank wissen, daß sie Dich bisher mit dieser Enthüllung verschonte; Du wirst aber auch begreifen, daß die Aushändigung Deiner väterlichen Mitgift nicht in meiner Macht steht, sondern erst bei Deiner Verehelichung stattfinden kann!“ —

Clara's Kraft war bei den letzten Worten der Fürstin zusammengebrochen, — sie saß mit gefalteten Händen und auf die Brust gesenktem Haupte im Lehnstuhle. Die mannichfachsten Gefühle bewegten ihr Inneres; sie gedachte der Tage ihrer Kindheit auf dem fürstlichen Schlosse am Rhein, — der lieben alten Frau, welche sie sorgfältig gepflegt und ihr Herz empfänglich erhalten hatte für den gütigen Gott in der Natur, welche sie gelehrt, daß die Blumen am Raine, die Fische im Teiche und die Vöglein in den Lüften von der Allmacht ihres Schöpfers geleitet sind, und daß ein reines Menschenherz in ihrer Betrachtung Trost und Erquickung findet! — Sie gedachte dann des Fürsten, der alljährlich einmal auf das Schloß kam und dann der kleinen Claire immer etwas Schönes mitbrachte, — sie hatte den großen schwarzbärtigen Mann mit den sanften Augen recht lieb gehabt und sich fest von einem Jahr zum andern auf die guten Bonbons gefreut, die er mitbrachte! — ach, wenn er jetzt wiederkäme, — wie wollte sie ihm um den Hals fallen und unter Freudenthränen schluchzen: „Vater, kennst Du Dein Kind nicht mehr?“ — — Dann flog ihr Gedanke zu der jungen Mutter, welcher sie das Leben geraubt, und eine Perle hing sich an ihre Wimper, — es ist doch recht hart, das süße Gefühl, sich an die Mutterbrust zu schmiegen, nie gekannt zu haben! — — Standesunterschied? sagte die Fürstin, — — ganz richtig, die Rosenau's waren ja arme Landadel, dessen Ahnen vielleicht verschämt hatten, sorgfältig ihre Stammbäume maken zu lassen, und waren vielleicht nur durch irgend ein

Digitized by Google

obscures Verdienst eines Asfenauers gedacht worden, während die Krone des Schwarzenfelsischen Stammbaums bis in die Arche Noah hinaufragte! — Ja ja, dachte Clara, meine arme Mutter wäre unglücklich geworden, nicht etwa deshalb, weil sie sich dem Fürsten und seinen Kreisen unebenbürtig gefühlt hätte, — nein, weil diese Kreise sie als Eindringling betrachtet und auf jene elegante Weise beleidigt hätten, welche tiefer schmerzt als rohe Angriffe; weil ihr Gatte sich in Folge dessen allmälig seiner Wahl geschämt und am Scheidewege zwischen Gesellschaft und Familie nicht umhin gekonnt hätte, sich für Erstere zu erklären! — — Und die Tochter? — wäre sie dem ihr bestimmten Bräutigam nicht doppelt unebenbürtig vor den Augen der Société? — Clara sühlte mit frohlockendem Herzen, daß sie durch die heutigen Enthüllungen der Fürstin Frany näher gerückt worden; — sie sah die Scheidewand wachsen, welche sich zwischen das Kind der Liebe und die Wappenschilder der Freiherren von Wolfkein zog, — und sie war dessen froh! — Mit dem letzten Gedenk ihres Vaters wollte sie sich auch aller Ansprüche an die Gesellschaft, welche ihr Gemahl der Fürstin ihr etwa beilegen konnte, freiwillig begeben, — sie wollte dann vor Frany hintreten, ohne Neidthum, in einfachem Gewande, und ihm angedroen vor aller Welt, — denn sie war ihm ebenbürtig! — — Aber die Mitgift? der zweitägige Termin? wie sollte sie zu der Summe schon jetzt gelangen? —

„Chere maman," begann Clara, sich die feuchte Wange trocknend, — „ich danke Ihnen für den Mittheilungen, die Sie mir eben gemacht; Sie haben mir damit Freude bereitet, während Sie vielleicht geglaubt, die Geschichte meiner Abkunft werde mich zu Boden drücken; — o nein, Maman, — ich bin im Gegentheil stolz darauf, die Erbin jener reinen Herzensneigung zu sein, welche meine Eltern die Schranken und Rücksichten der Welt vergessen ließ, und werde dieser seine Gelegenheit geben, mich den Makel meines Stammbaums fühlen zu lassen! — — Wollen Sie mir, chère maman, noch eine Bitte erfüllen, bevor ich Ihrer mütterlichen Sorgfalt entschlapfe?"

Die Fürstin stirte Clara fragend, sie verstand das Mädchen nicht und wunderte einen Augenblick mit der Antwort, als ob sie befürchtete, die Zusage bereuen zu müssen; — dann sagte sie gemessen: „Ich glaube, mon enfant, Dir stets gewährt zu haben, was ich zu Deinem Besten fand, — aber ich bin nicht gewöhnt, mich in Verbindlichkeiten einzulassen, bevor ich sie kenne! — Ainsi, sprich Deine Bitte aus, Claire!"

„Borgen Sie mir zehntausend Francs auf Wechsel, Maman, ich werde denselben auf meinen Hochzeitstag ausstellen und pünktlich einlösen!"

Die Fürstin lehnte sich in die Sophakissen zurück und ein Anflug von Spott wetterleuchtete über ihre Züge, indem sie erwiederte: „Du scheinst den raschen Wechsel der Leidenschaften von Deinem Vater geerbt zu haben, liebes Kind; c'est un miracle, wie schnell sich Deine Abneigung gegen Baron Arthur in die leidenschaftliche Liebe für ihn verwandelte, sodaß Du kein Bedenken nimmst, ein gut Theil Deines Vermögens zu opfern, um seine angeblich bedrohte Ehre zu retten! — Ich ergreife die Tir, mon enfant, daß Du dei diesen Grundzügen in ein paar Jahren von den zweimalhunderttausend Francs Deines guten Vaters keinen Sou mehr besitzen wirst!"

„Das sei meine Sorge, Maman! — wollen Sie das Geschäft mit mir machen?"

„Thörichtes Kind!" schalt die Fürstin, — „ich begreife Dich nicht; solche Opfer zu bringen, wäre mir nie beigefallen, selbst wenn mein seliger Gatte für mir von verlangt hätte. — Eh bien, ich will Die Deine Bitte nicht abschlagen, da Dich dieß, wie ich bemerke, unglücklich machen würde." —

Clara hatte bereits den Sekretär geöffnet, Tinte, Feder und eigenthümlich gedruckte Blätter mit einer Fürstenkrone hervorgeholt, welche die Anweisung an den Banquier X. in der Hauptstadt enthielten, und in denen nur die Summe und die Namensunterschrift auszufüllen waren. Sie legte Alles vor die Fürstin auf den Sopha nieder; diese ergriff die Feder, hielt mit der linken Hand die Lorgnette vor die Augen und schrieb zitternd die Zahl 10000 und dann ihren Namen und Titel darunter. — Clara athmete auf, — ihr Versprechen war gelöst, — sie hatte an Baron Arthur von Wolfstein keine Schuld mehr abzutragen, — sie war frei! — — —

•

Während sich die Scene im fürstlichen Gemache abspielte, sah Franz an einem vergitterten Fenster der Frohwesite zu Mieskoch; er war als des Jagdfrevels und Mordversuchs an dem Forstgehilfen Max B. verdächtig zum Zwecke der landgerichtlichen Voruntersuchung eingezogen worden und sollte morgen verhört werden! — Wehmuth und Trop wechselten wie die Aprilwolken auf seinem männlich ernsten Zügen. Sollte er seine Schuld leugnen? — sein ehrenhafter Charakter sträubte sich gegen diesen Gedanken, und wenn der Förstermayl ihn sicher erkannt hat, und seine Angabe beschwört? was half dann das Leugnen? es konnte die Strafwürdigkeit des Wilderers nur erhöhen und ihn vor dem Auge der Welt verächtlich machen; — nein, er mußte bekennen, daß er eine Gemse geschossen, — daß er dem Max begegnet sei, daß dieser auf ihn angeschlagen habe, und — ja da kam der Punkt, wo sein Gewissen aufathmete und sich freisprach; nachdem der Schuß des Jägers fehlgegangen, hätte er bei ungetrübtem Bewußtsein gewiß nicht mehr auf ihn geschossen, — und daß es doch geschehen, er wußte für dieses Räthsel keine Lösung, — aber er sühlte sich frei von Schuld! — Wenn es überhaupt eine Erbsünde des Menschen ist, seine Fehltritte mit verkehrt gehaltenem Fernglase zu betrachten, so hatten die Bedenken des Gewissens, wenn einmal in ihr Carré Bresche geschossen ist, nicht mehr Stand vor den Angriffen des lieben Ichs, und Lasten unbemerkt zum Feinde über. — — War es denn wirklich ein Vergehen, was zu der kritischen Katastrophe führte? — Wir kennen Frany's Ansichten über den Jagdfrevel bereits, und dürfen uns also nicht wundern, wenn er nach irrthümlicher Ueberlegung dieser Frage zu dem Schlusse kam, daß er eigentlich vor dem höchsten Richter ganz unschuldig sei, aber vor den leidigen irdischen Gesetzen strafbällig, und daraus folgte wieder, daß es keine Sünde sein könne, sich dieser Strafe durch Kenntnis einer Thatsache zu entziehen, welche vor Gott nicht strafbällig ist. — Es waren schon fünfzehn Jahre vergangen, seit Franz aus dem Katechismus gelernt, daß es Sünde sei, einen Irrthum, von Gott eingesetzter Obrigkeit zuwider zu handeln; — dieser Absatz der Christenlehre hatten seinem Gedächtnisse heute völlig entschwunden sein; — das zwiegenähe Gewissen kreiste wie ein Falke hoch über der Erde, und eine Wolke von Trugschlüssen legte sich zwischen diesen und den armen verfolgten Reiher, welcher die Gelegenheit benutzte, sich aus dem Staube zu machen! — Franz war entschlossen zu leugnen! — er glaubte in dem feuchten Blicke Clara's, mit dem sie ihm auf der Treppe die leidende Hand zum Abschied gereicht, gelesen zu haben: Thue das Deine, ich will redlich das Meine thun! — waren aber nicht alle Bemühungen des Mädchens zu seiner Rettung vereitelt, wenn er eingestand? — Nein, und abermals nein, — die Wirsel waren gefallen, — das Herz durfte nicht verrathen, — es mußte vertheidigt werden auf Leben und Tod! — — —

9.

Dichte Staubwolken wirbelten unter den Rädern der Kalesche auf, welche von zwei muthigen wohlgenährten Rappen gezogen, den Kirchhügel bei Westenhofen emporklommen. Der sederbehuschte Postillon war abgestiegen, um den Pferden die Last etwas zu erleichtern, welche ihnen obnedies genug zu schaffen machte. Ein großer mit grauer Leinwand überzogener Koffer nahm über die Hälfte des Wagens ein, ein zweiter war rückwärts aufgeschnürt, und darauf stand ein mit Stroh verpackter Korb, welcher muthmaßlich Wein und Victualien enthielt; links und rechts an denselben waren zwei elegante Hutschachteln mit pariser Etikette angebunden, sodaß der Korb von ferne aussah wie ein photographischer Apparat. Die Kalesche enthielt drei Herren aus der Hauptstadt, — alle Bekannte von uns, welche wir uns freuen, in besten Wohlsein wiederzusehen. Im Fond des Wagens saß Baron Arthur, von der Mühe bis zu den Sleeletten in lehmgelben Lama gekleidet; die Mittagshitze hatte seine sesten Wangen glänzend und seine Augen schlaftig gemacht; die Asche der Cigarette lag auf seinem dunklen Rocke neben dem Zwicker, und sein Hör schmiegte sich nach den Schwingungen des Wagens abwechselungsweise an die Polster beschelben, welche, wie wir zur Ehre des miesbacher Poststalles constatiren müssen, leidlich sauber und comfortable waren. — Neben dem Baron lehnte Graf Oskar, elegant, jedoch nicht auffallend gekleidet, und unterhielt sich mit seinem Vis-a-Vis auf dem Rücksitze, dem Doktor Steffen. Eben war der Wagen auf der Höhe des Kirchhügels angekommen, und eines der lieblichsten Landschaftsbilder that sich auf vor den Blicken der Reisenden. Eingerahmt von sanft ansteigenden Hügeln mit saftig grünen Matten und krastvollen Laubwäldern lag der Marktflecken gligernd in blendender da, wie ein von Smaragden umgebener Rieſenbiamant, und im Hintergrunde boben unter blauem Duftschleier Jägerkamm und Brecherspitze als treue Wächter dieses Kleinodes ihre Häupter in den Aur! — Mitten aus dem See tauchte die kleine grüne Insel mit ihrer Streuhütte, — rechts lachten die weißen Wände des Jägerhauses aus den Obstbäumen des Freudenbergs und links sah die Uralme dieses freundlichen Thales, die Ruine Hohenwaldeck, düster und hohläugig von ihrem Felsenstipe herab auf die sauber getünchten Wände, hinter denen das ehemalige schmutzige Fischerdörflein gar vornehme Gäste beherbergte! — — —

Baron Arthur war eben erwacht. Er streckte die Füße auf den leeren Platz gegenüber und siel gähnend ein: „A propos, Du hast doch die Austern nicht einzupacken vergessen? das wäre entsetzlich!"

„Beruhigen Sie sich, Baron Wolfstein," sagte Doktor Steffen lächelnd, — „ich sah sie mit eigenen Augen in den Korb legen; aber," sagte er mit bosbaftem Ernste hinzu, — „wenn wir nur den Korb überhaupt noch haben, — am Ende hat er sich losgerissen oder es hat ihn ein ungesehener Mitreisender indeß ausgeleert!"

„Sacre bleu, Doktor!" schnellte Arthur mit einem Satze vom Polster auf, und mit dem zweiten stand er schon auf demselben, um über das

Digitized by Google

zurückgelegte Dach des Wagens nach dem theuren Korbe zu sehen. „Was Sie Einem doch 'ne Angst einjagen können, Doktor!“ sagte Arthur aufathmend, — „ich hätte den Postillon à l'instant umwenden lassen! — das wäre 'ne schöne Blamage, wenn wir heute Abend im Trockenen säßen; was sollte da meine Braut von mir denken?“

„Ich glaube nicht,“ versetzte Oskar spöttisch, — „daß sie mit ihrer platonischen Liebe zu Dir den Gedanken an eine Flasche Kokaier oder eine Portion Caviar vereinigt; — nein, daß kann so 'n sentimentales Fräulein aus dem Pensionat wie Deine Angebetete gar nicht, welche die heilen Trachten zwischen ihren übrigens allerliebsten Augen zerdenkt, wenn ein dummer Bauernbube wegen seiner schlechten Streiche ausgewiesen wird!“

„Höre, Oskar, — sage mir nichts über meine Braut, Du weißt, daß ich solche Witze nicht leiden mag!“

„Douceurs!, douceurs!, Arthurchen! — ich sprach ja nur von Kokaier und Caviar, weißt Du!“

Indeß war das Dorf erreicht, und die Extrapost rollte unter den Klängen des Postborns lustig vor das Gasthaus, wo der Wirth, die Wirthin, der Hausknecht, der Bierhauskneckt und die Kellnerin erwartungsvoll unter der Thüre standen und die Ankommenden mit Neugierde empfingen. — Diesehen ließen sich sofort in Zimmer anweisen und ihr Gepäck in dasselbe bringen. Dann begann Baron Arthur sich umzukleiden; er holte den dunkelblauen Frack mit den Goldknöpfen, schwarzes Beinkleid, weiße Atlasweste und eben solche Kravatte aus dem Koffer, brachte die Haupt- und Barthaare in einstimmende Richtung, und schlüpfte dann in die sorgfältig gewählte Verkleidungsgarderobe, während die beiden anderen Herren sich darauf beschränkten, ihre Reiseleider etwas zu bürsten und zu glätten. — Nun öffnete Baron Arthur mit wichtig emporgezogenen Brauen den zweiten Koffer und nahm daraus ein herzförmiges elegantes Etui, worauf in Goldbrief unter einer Freiherrenkrone ein C. W. leuchtete, und näherte sich mit bedeutsamem Lächeln dem Doktor, welcher sich durchs Fenster die Gegend besah. „Da sehen Sie 'mal Doktor, was ich meiner Braut mitbringe!“ Damit öffnete er das Etui und zeigte einen prachtvollen Schmuck: — auf goldenen Weinblättern lagen als Traubtropfen kostbare Brillanten! — „Ich bin der Verwendung entrann sich dem Munde des Doktors, und auch Graf Oskar mußte gestehen, daß er seinem Freunde nicht so viel Geschmack zugetraut hätte.

„Aber beim Teufel,“ fragte er Arthur, indem er ihn bei Seite zog, — wer war denn so bildsinnig, Dir die Summe zu borgen?“ — Arthur lächelte pfiffig und erwiederte die Achseln emporziehend: „Das ist ja eben der Hauptwitz bei der ganzen Geschichte, Freundchen; denke Dir meine Braut hat mir schon per Abschlag ein Sämmchen von ihrer jedenfalls bedeutenden Mitgift übergeben, um die bewußte Schuld an den Hebräer zu bezahlen; — ich kann das aber sehr überflüssig, da mein ehrlicher papa den Juden auf's Teufel schieß, um denselben eine Terminsverlängerung auf 14 Tage erwirkte; findest Du das nicht grosartig von mir, daß ich nun diese Summe zu 'nem Verlobungsgeschenk für mein Bräutchen benutze, statt sie zu verjuxen?“

„Aber der Jude!“ meinte Oskar stammend.

„Mon Dieu, mal Du aber naiv bist!“ sagte Arthur, den Deckel des Etuis zuklappend, — „bis in 14 Tagen bin ich ja längst glücklicher Ehemann, und dann — dann lasse ich den Hebräer über meine Reitgerte springen, so oft es Dir ein Plaisir macht, Freundchen!“

Oskar drach in helles Gelächter aus; — er war noch nie in die Lage gekommen, mehr zu verausgaben, als er hatte, und bewunderte nun die Kondolance, mit welcher sein Freund eine solche Schwierigkeit bei Seite schaffte.

Arthur nahm den Cylinder aus der Hutschachtel, Oskar that ein Gleiches, und während ersterer sich admühte, die orangegelben Glacés einzuknöpfen, bewegte sich sein Kleeblatt bereits die Stiege hinab. —

Der Doktor war rascher vorausgegangen, und bereits beim Gartenthürlein des Hoferanwesens vorbeigelangt. „Halt, Doktor,“ rief Arthur jetzt, „kehrt Euch! — Sie müssen wenig Sympathie für die Durchlaucht im Herzen tragen, weil Sie an dieser Thür vorüberreiten konnten; — ich wette dieselbe mit verbundenen Augen und bei pechschwarzer Nacht finden! — Ich!“ rief er stehen bleibend mit ausgestreckten Armen, „Du himmlisches Haus! Du Engelshaus! — wie habe ich mich nach Deinem Anblick gesehnt!“

„Bitte um Gottes willen,“ sagte Oskar, „werde mir nicht sentimental, — das kann ich nun einmal nicht leiden, — es steht Dir auch ganz miserable an, das darfst Du mir glauben!“ Arthur warf einen strafenden Blick auf den Freund, dann öffnete er die Gartenthüre und sie traten ein. — Jean, welcher eben aus dem Vorhause kam, schwenkte mit unterthänigstem Willkommlächeln zur Seite. „Schaffen Sie den Korb dann herüber,“ befahl Baron Arthur, „welchen ich im Gasthause ließ, aber vorsichtig, hören Sie, — es sind zerbrechliche Dinge darinnen!“

„Sehr wohl, Herr Baron!“ erwiederte Jean; als aber die Herren auf der Treppe waren, zog er die Mundwinkel herab und brummte: „Daß ich Dir den Hausknecht mache, stele mir im Traume nicht ein; dazu sind andere Leute da, der Wirth drüben hat Gesindel genug; aber was ich mich ich doch, ob mein Fläschchen herausstehe aus dem Korbe, — 's könnte zerschlagen werden im Herübertragen! — Nu jetzt wird's Ernst, wie es scheint! — der Baron macht ein ganz feierliches Gesicht, gerade als ob er die Durchlaucht selber heirathen wollte, und morgen wird man der Jungfer Raseweis gratuliren dürfen zur frau Baronin! — das muß ich gleich der dort sagen, die ärgert sich dann recht darüber!“ Damit verschwand Jean, und wir folgen den Reisenden empor ins Gemach der Fürstin, welche wir wie gewöhnlich im Sopha finden. — Clara saß am Fenster und stickte, aber ihr Blick hakt sich öfter als sonst über die Stickrahme hinweg nach den Gästen, — er war unstet, als sähe er eine Gefahr, ein zweited Hagelwetter heranziehen; es lastete aber auch schrecklich ein drückender Gedanke auf den gerötheten Augenlidern, der das Mädchen zu einem etwa bevorstehenden Kampfe nicht so ganz gerüstet erscheinen ließ.

Während der Doktor sich angelegentlichst um das Befinden der Fürstin erkundigte, den fürstlichen Puls einer eingehenden Prüfung unterwarf, und schließlich fand, daß sich der Zustand der Gnädigen Dank den stärkenden Seebädern zwar schon bedeutend gebessert habe, aber gerade jetzt einer ärztlichen Nachhilfe dringend bedürftig sei, hatte Graf Oskar der Braut seines Freundes einige passende Galanterien gesagt, welche diese gleichgültig nickend so kurz als möglich erwiederte. Baron Arthur ging bald zum Sophatisch, bald zum Fenster, mischte sich da und dort in die Conversation, war aber auffallend zerstreut; ging er doch mit einer feierlichen Anrede an die Fürstin beschwert umher und war sein Freund langer Einleitungen, aber sie mußte sich den Kopf zerbrechen muß; er wollte ja nur in gebrängter Kürze den Mundvorrath ausdrücken, Clara's Hand zu besitzen und damit Basta! —

Der Doktor sah schmunzelnd seine Verlegenheit und kam ihm zu Hilfe, indem er jetzt ausrief: „Die Fürstin hat mich soeben gefragt, Herr Baron, ob Ihnen auf der Reise ein Unfall passirt sei, weil Sie so verstimmt sind; — ich gestand Ihrer Durchlaucht, daß Sie eine Bitte auf dem Herzen haben; also heraus damit!“

„Partez mon ami!“ wiederholte die Fürstin und nahm eine bequem zuhörende Stellung an.

Arthur räuperte sich, brachte seine Kravatte in logische Verfassung und begann, indem er sich in einen Fauteuil niederließ.

„Durchlaucht kennen meine Familie, — sie zählt zu den ältesten und angesehensten des Landes, und wurde stets mit hervorragenden Posten im Staate ausgezeichnet. Mein Urgroßvater war Oberstceremonienmeister, mein Großvater Oberhofmarschall, und mein Vater ist, wie Sie wissen, Oberlandesgerichtsdirector. Was mich betrifft, so bin ich zwar gerade à Dieu durch mein mütterliches Erbgut in den Stand gesetzt, unabhängig leben zu können, ich beabsichtige jedoch eine der vielen anständigen Hofchargen, die mir schon offerirt worden, demnächst anzunehmen. Ich darf mir daher schmeicheln, so was man sagt, eine passable gute Partie zu sein, natürlich nur für ein Mädchen, welches bescheidene Ansprüche macht. — Ihrer Güte, meine Gnädige, verdanke ich es aber,“ fuhr Arthur mit einem bedeutsamen Seitenblick auf die ernste Stickerin fort, „daß ich ein solches Mädchen näher kennen gelernt habe, und mein Herz in den süßen Liebesbanden gefangen, Anmuth und Geist, so übermächtig, daß ich heute gekommen bin, Durchlaucht, die Hand der schönen Siegerin von Ihnen zu erbitten!“ Arthur holte Athem und erbob sich, um vor die Fürstin zu treten, erschrak aber über den Blick, welcher ihn aus den großen blauen Augen traf. Unsicher fuhr er fort: „Krönen Sie, gnädige frau, Ihre bisher mir bewiesene Huld mit diesem Liebesact, welcher mich zum Seligsten der Sterblichen machen wird; ich versproche Ihnen, das übergebene Kleinod sorgsam zu bewahren, und Ihnen niemals Gelegenheit zu geben, Ihr sowahres Geschenk bereuen zu müssen!“ Arthur sank nach dieser gastigen Anstrengung erschöpft in den Fauteuil zurück, während die Fürstin gnädig lächelnd erwiederte: „Ihr Antrag, Baron Wolfstein, kommt mir nicht unerwartet, und kann meinem Hause wie dessen Pflegekind nur zu großer Ehre gereichen; mein Schmerz, die kleine Claire von meiner Seite geben zu müssen, soll sich in dem Glücke auf, das ihr zu Theil wird. Ich gebe also —“

„Nein! Sie um Gottes willen nicht, — Mamam!“ unterbrach sie plötzlich Clara, welche vom Stuhle aufgesprungen war und sich mit zurückgeworfenem Köpfchen Arthur gegenüberstelle.

„Wer hat Ihnen gesagt, Herr Baron, daß ich Ihren Antrag annehmen werde? — oder halten Sie meine Einwilligung in dem Contracte, den Sie eben mit Ihrer Durchlaucht abzuschließen beliebten, für überflüssig? — Sie täuschen sich, Baron Wolfstein! Ich bedaure, Ihnen die Hoffnungen auf meine Mitgift rauben zu müssen; allein ich würde mein Gewissen belasten, wenn ich den Ruf Ihrer makellosen Familie aufs Spiel setzen wollte; ich muß Sie wenigstens aufmerksam machen auf die Mesalliance, die Sie einzugehen beabsichtigten. — Sie wußten natürlich nicht, Herr Baron, daß meine Mutter ein entsprotes Fräulein war und mich geboren, ohne meinem Vater rechtmäßig angetraut zu sein, — wie hätten Sie sich sonst so tief erniedrigen können, mir ernstliche Liebesanträge zu machen; — Sie wußten natürlich nicht, daß ich Sie hasse, verabscheue, — daß ich mich töden würde, wenn irgend eine

Digitized by Google

Macht der Welt mich in Ihre Arme stürzte; — fragen Sie mich nicht, warum? Herr Baron, jede Faser in mir sträubt sich gegen den Gedanken an Sie, — Ihre Lebensanschauungen, Ihr Charakter, Ihre Wünsche, — sie sind den meinen entgegengesetzt, und eine Vereinigung beider wäre geradezu undenkbar! — Sie wußten natürlich auch nicht, daß mein Herz nicht frei ist, daß ich nicht mehr darüber verfügen kann, daß es einem Manne angehört, dessen Lebensanschauungen, Charakter und Wünsche die meinen sind, und daß ich gerührt bin, meine Wahl gegen alle vorurtheilsvollen Angriffe der Welt zu vertheidigen; — das Alles wußten Sie nicht, Herr Baron, deßhalb ist Ihr Irrthum verzeihlich; — aber nun ist unsere Rechnung ausgeglichen; Sie haben unwissentlich dazu beigetragen, mir meinen Bräutigam wiederzugeben, welchen ein neidisches Mißgeschick verfolgt, — ich habe dafür mit meinem ganzen Vermögen Ihre Schulden beglobt, — nun sind wir, glaube ich, quitt, Baron Wolfstein, und ich bedaure, Ihnen nicht weiter dienen zu können!“ — Clara verneigte sich gezwungen und ging in ihr Gemach; aus den großen blauen Augen leuchtete jene stolze Frauenseele, welche ihren Werth kennt, und wie der Lustgeist, den der eingebildete Gaukler in den Ballen zu sperren glaubt, die Stricke zerreißt und sich über alle Wollen erhebt! — —

Die Fürstin und Arthur starrten sich einige Secunden sprachlos an, dann fiel erstere ohnmächtig in der Sophaecken zurück. — Oskar, welcher sich während der ganzen Scene sinnlos Mühlen in die Ferne wünschte, sprang herbei, öffnete das Flacon mit Riechsalz und hielt es der Ohnmächtigen unter die Nase; der Doktor fühlte bedenklich den Puls und zog dann rasch die Klingel, während Arthur wie wahnsinnig im Zimmer auf- und abrannte, sich durch das vorgläubig gebrannte Haar fuhr und ausrief: „Sacre bleu! — vom de Teufel! — diese Mamage! — Doktor, erbiete mich, mir die Freundschaft! — ich kann's nicht ertragen, es ist entsetzlich!“ — Totaler, Russern, Brillantschmuck, Schuldthurm umgaukelten wild seine Phantasie, — das Zimmer drehte sich um ihn, die Ornamentöfe an den Tischecken lachten ihn aus, — der Weg auf dem Briefbeschwert grinste höhnisch auf ihn herüber, und wenn er an dem großen Knallerbsenstrauß vorbeirannte, erblickte er sein blauer Frack mit den Goldknöpfen und die weiße Atlasweste wie ein Hohn auf die Niederlage, die er heute erlitten! — — Dann den vereinten Bemühungen des Doktors und Graf Oskar's kam die Fürstin bald wieder zum Bewußtsein, und ihr erster Blick suchte Clara. „Sagen Sie mir, lieber Doktor, ich getraue mich es kaum, — daß das Unglaubliche nicht wirklich geschehen ist, ich bitte Sie!“ „Leider,“ seufzte Doktor Steffen, „muß ich das Unglück bestätigen, welches über Euer Durchlaucht hereinbrach! — Das Fräulein scheint eine geheime Leidenschaft zu hegen, — vielleicht eine das fürstliche Haus, in welchem sie so viele Gnade genossen, compromittirende Bekanntschaft mit einem Tanzjungen! — o fassen Sie sich, Durchlaucht, — die Aufregung würde Ihrem obnedies geschwächten Nervensystem schaden! — Stoßen Sie das ungerathene Kind aus Ihrem Herzen, es ist Ihrer mütterlichen Gnade unwerth geworden!“

„Wo ist sie, die Abscheuliche!“ fragte die Fürstin, — „rufen Sie das undankbare Waisenkind, daß ich es meinem fürstlichen Zorn fühlen lasse!“

Jean, welcher mit einer Kanne frischen Wassers an der Thüre stand, wurde von Oskar beordert, Fräulein Clara zu citiren, kam aber bald mit der Meldung zurück, das Fräulein lasse sich wegen Unwohlsein entschuldigen. — „Was,“ die frech kühne!“ sagte der Doktor topfschend.

Die Fürstin aber wendete vor Wuth die hellen Zähren, und da sie nun einmal ein Object haben mußte, auf das sich die angesammelte Elektricität entladen konnte, so faßte sie den etwas ruhiger gewordenen Baron ins Auge.

„Mais mon Dieu, Baron Wolfstein, — wenn man ein halbes Jahr 'nem Mädchen die Cour macht und bemerkt nicht, daß man zu spät kommt, — das ist denn doch grobartig für einen Roué, wie Baron Wolfstein! — wo hatten Sie denn Ihre Augen, mon ami?“

„Fräulein Clara ist eine nichtswürdige Heuchlerin, Durchlaucht!“ stotterte Arthur weinerlich, — „Sie hat mich mit allen Künsten der Koketterie hintergangen, — sie hat mich systematisch zu Grunde gerichtet! — Oh, oh!“ Arthur schlug sich von Neuem an die Stirne.

„Ich werde Sie rächen, Baron!“ sagte die Fürstin mit Pathos, — „noch heute soll sie fühlen, was es heißt, meine Nerven aufgeregt zu haben! Ich werde sie ihrer Stellung zu mir entheben, ich werde sie zwingen, sich in jene Klasse der Gesellschaft zurückzuziehen, welche ihr die Schande der Mutter angewiesen; — der Wahnsinn und Uebermuth, welcher sie das großartige Geschenk meines seligen Fürsten zurückweisen ließ, wird sich krümmen unter drückender Noth, wie eine getretene Schlange, — ah charmant, ich werde mich an dem Anblick erquben, und bald die Genugthuung haben, die stolze Arbeiterin den Saum meiner Robe küssen zu sehen, — zu hören, wie sie um meine verlorene Gnade fleht und fleht, die Kammerzofe der Fürstin Schwarzenfeld werden sie dürfen! Ah quel plaisir, ceslo, pour moi!“ — — — —

*

Anderen Morgens ließ der Herr Landrichter von Miesbach den Herrn Assessor zu sich rufen und sagte: „Da sehen Sie einmal, welchen Erlaß wir in der Jagdfrevelgeschichte vom Oberlandesgerichte bekommen haben; will mir gar nicht recht einleuchten die Motivirung, — lesen Sie nur, und sagen Sie mir dann Ihre Ansicht darüber!“ Der Herr Assessor putzte die Brille, zog den Schreibtrmel höher hinauf und las:

„Die rubricirten Acten folgen im Unterbunde zurück. — In Erwägung, daß der Forstgehülfe Max B. von Schliersee den Bauernsohn Franz Maier von dort nicht mit Eidesverdrängung als denjenigen bezeichnen kann, von welchem er in der fraglichen Nacht den Schuß in die Achsel erhielt, und daß somit bei dem Angeschuldigten die Voraussetzung der Artikel 1, 2 und 5 des Gesetzes vom 25. Juli 1850 fehlen; — in Erwägung ferner, daß die Angaben, welche Belastungszeugin Genzentia Huber in der Voruntersuchung deponirte, wegen früher bestandenen und nunmehr zu Gunsten des Forstgehilfen Steiner gelösten intimen Verhältnisses zu dem Inculpaten von dem Gesetze als unglaubwürdig erscheinen; — in Erwägung endlich, daß der Angeschuldigte einen ungetrübten Leumund besitzt, und noch nie polizeilich abgewandelt wurde, — so ist der Bauernsohn Franz Maier sofort aus der Untersuchungshaft zu entlassen und das Verfahren gegen denselben einzustellen. — Das königliche Landgericht wird es sich übrigens um so mehr angelegen sein lassen, den wahren Thäter zu ermitteln, als dies beim Zusammenwirken der genügend vorhandenen polizeilichen Aufschtsorgane nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden sein kann u.“

„Ja, da ermittle Einer etwas!“ sagte der Herr Assessor, den Erlaß unsanft auf das Pult niederlegend, — „wenn man auf bestem Wege ist, ein prachtvolles Erkenntniß zu Stande zu bringen, — da wird Einem plötzlich der Boden unter den Füßen wegzogezogen! — Aber wissen Sie, Herr Landrichter, was meine unmaßgebliche Ansicht bei dieser Geschichte ist?“

Der Bureaudiener blieb eine dicke Wolke aus seiner Pfeife und sagte: „Hm! — Sie meinen vielleicht —“

„Ich meine,“ ergänzte der Assessor mit den Augen zwinkernd, — „es muß eine Erinoline dahinter stecken, — was würde sich sonst der Reserent oden, oder gar der Herr Oberlandesgerichtsdirektor um so einen Bauernburschen kümmern, der käme sonst ohne Gnade und Pardon vor's Schwurgericht!“

„Behalten Sie Ihre gotteslästerlichen Ideen für sich, Herr Assessor,“ lachte der Herr Landrichter, — „sonst — — — — —“

(Fortsetzung folgt.)

Altes und Neues.

Eine romantische Liebe. Jeden Abend fand die in Marseille gelebte Schauspielerin Blondine beim Hervorruf unter den Coulissen, ihr gegenüberstehen Blumen ein Veilchenbouquet für 3 Sous. Sie wurde neugierig, den unbekannten, augenscheinlich armen Verehrer kennen zu lernen, und einer ihrer Getreuen machte ihn nach ausfindig. Es war ein ärmlich gekleideter, kaum achtzehnjähriger Jüngling mit dunklem, schwärmerischem Auge. Blondine lud ihn zu Freischentate rufen. Er kam und seine Anie zitterten, die Junge verlagte ihn den Dienst, als er seine bescheidenen Veilchen an ihren Busen erblickte. Da plötzlich sprangt er auf sie zu, umarmt sie, daß sie schreit, er habe seinen Verstand verloren; doch bald erkannt sie den wahren Grund. — Sie war der Gouklamme zu nahe gekommen, ihr Kleid hatte Feuer gefangt, er hatte es erdrückt, sie war gerettet, doch er — hatte an den Brandwunden und Blutsturz nichts thun, als — sein Glück ganz in Veilchen blühen!

Bilderrätsel.

Auflösung des Bilderrätsels auf Seite 456:

Ein Bischerzug.

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. — Druck von P. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 43.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von **F. W. Hackländer.**

(Fortsetzung.)

So ging ihr kleines Diner unter beständigen Scherzen und allerlei munteren Tischreden rasch vorüber; und als sie nach Beendigung desselben wieder auf der Straße standen, blickte Professor Bucher an die volle leuchtende Mondscheibe empor und lud seinen jungen Freund noch zu einer weiteren Abendunterhaltung ein. „Ich habe mir nämlich einen Permesso verschafft," sagte er, „zum Eintritte in das Colosseum für die heutige Vollmondnacht. Wollen Sie mich dahin begleiten?"

„Mit Vergnügen. Ich wartete längst eine Gelegenheit ab, diesen großartigen Anblick zu genießen, und könnte mir dazu nichts Angenehmeres als Ihre Gesellschaft wünschen."

Sie gingen den Corso hinauf und all die prächtigen stillen Paläste, die großen Plätze mit ihren hochaufragenden Säulen erschienen jetzt so ganz anders, wie im zudringlichen, geschwätzigen Tageslichte, welches so gar keine Heimlichkeit zu bewahren vermag und keinen Spielraum mehr läßt für die Phantasie, wogegen der helle und dabei doch ungewisse Schein des Mondes unter dem weißen Schleier, womit er alles rings umher einhüllt, schattenhafte Gestalten zu verbergen scheint, die so vortrefflich hierher passen unter die Thorbögen der alten Paläste in jenen wortlosen Gassen, in denen so oft Mamptaschrei und Schwertergeklirr ertönte. Vor allem passen die langen düsteren Schatten so vortrefflich zu jenen trotzige Gebäude, den venetianischen Palast mit den düsteren Geschichten seines Erbauers und manche seiner Bewohner. Und wie freundlich umspielt darauf wieder der helle milde Schein den zierlichen Vestatempel und erweitert tief vor unseren Blicken das Forum Romanum, den so hoch berühmten Mittelpunkt der Geschichte des alten Roms. Wenn man hier in stiller Nacht wandelt, so wird es der geschäftigen Phantasie so leicht, die Ueberreste der zahllosen Prachtbauten nicht nur auszubauen, sondern mit dem gewaltigen Leben zu bevölkern, welches in den Zeiten des großen Roms hier zusammenströmte. Scheinen doch die Bauwerke auf dem Capitol ihre ehemalige Gestalt wieder angenommen zu haben, das antike Tabularium, der Tempel der Juno Moneta, die Arx oder römische Burg. Ueberfällt uns doch fast ein kleines Grauen, wenn wir einen gebarnischten Reiter, selbst Roß auf ehernem Pferde, die hell vom Monde beschienene Via sacra hinabreiten sehen, den Kaiser Marc Aurel, um sich wieder auf seinem alten Platze am Forum bei dem Bogen des Septimius Severus aufzustellen.

Ein verbannter Dichter. Victor Hugo. (S. 34.)

Hebt sich doch der tarpejische Fels mit dem Tempel des Jupiter Capitolinus wieder hoch und steil empor und ragen nicht unten auf dem Forum Romanum der Bogen des Septimius Severus, der Friedenstempel Vespasian's, die Focassäule, wie gewaltige Felsen aus laut brandender wild bewegter Fluth hervor, aus einem Menschenmeere, welches hier zusammengeströmt ist, um das Herabstürzen der zum Tode Verurtheilten mit anzusehen und die sich nach beendigter Neugier ebenso rasch verlaufen in die den Platz umgebenden Prachthallen, den öffentlichen Verkehr gewährt, wie die Basiliken des Vespasianus, des Julius Cäsar und des Constantin.

Und noch ein anderes gewaltigeres, triegerisch glänzendes Leben drängt sich unseren Blicken auf. Die mit Siegeskränzen geschmückten Legionen dem triumphirenden Imperator voranziehend und folgend, die Häupter unterworfener Volksstämme mit ihren Fürsten und Königen dort vor uns durch den Triumphbogen des Titus ziehend und plötzlich unseren Blicken wieder verschwindend im Mondlichte zerflatternd, wie sie aus dem dunkeln Schatten des Bogens in die Helle der weihevollsten Nacht hinaustreten.

Digitized by Google

Jetzt sich doch jetzt unserem Blicke Gewaltigeres als Alles, was wir bisher gesehen. Das Colosseum im ungewissen Scheine der Nacht wie ein Berg emporragend, umgeben von zusammengestürzten Tempeln, Basiliken, namenlosen Trümmern aller Art heute noch als Ruine, das Staunenswertheste des ganzen Rom's. Hier vermißt sich unsere Phantasie nicht mehr, an den Ausbau dieses größten Theaters zu denken. Begnügen wir uns mit der malerischen Ruine, die jetzt im Mondlichte schon von Außen einen so tiefen Eindruck auf uns hervorbringt. Und nun erst, wenn wir das Innere betrachten, wenn wir staunend emporblicken an diesen Trümmern, die stufenweise in diesem Riesenbilde klar und ausgedehntes Felsengebirge erscheinen, und uns gleich darauf wieder die prächtige Construction ihrer massigen Bogen zeigen in der wundervollsten Zeichnung von Licht und Schatten.

Und wie scharfsinnig zeigen diese tiefen Schatten die Reste der Mauerkrönung, die Ueberbleibsel der gigantischen Treppen, welche sie und da in deutlichsten Zahnschnitt von der Höhe durch alle Stufreihen des Amphitheaters herab nach der Tiefe gehen. Auch andere lieblich und malerische Bilder bietet uns das Colosseum bei einer nächtlichen Besichtigung. Hoch oben seines Strauchwerk, ja einzelne Bäume vom Mondlichte verklärt, lieber unten eine halb verfallene Oeffnung, eine Halle oder das Stück eines ebenaligen Corridors, die Tiefe der Riesenmauer durchbrechend, von Außen ein Stück des nächtlichen Himmels zeigend, durch welche ein heller Stern freundlich hereinblickt. Ferner ein eigenthümliches Leben, welches man unten mitten im Circus sehend sich nach und nach rings unter erwandeln sieht. Leises Geflüster oder laute Ausrufe des Entzückens andere Besuche des Colosseums, welche in den Hallen hinter den Sitzreihen hin und wieder gehen und dort sie uns unsichtbar zur Höhe hinansteigen. Zuweilen bemerkt man alsdann die und da das Leuchten heller Tamengewänder oder Lichterglanz und Fackelschein wie Irrwische kommend und verschwindend und die zerbröckelnden Bogengänge von Innen heraus aufs deutlichste mit rother Gluth beleuchtend.

Das Alles sahen wir genossen unsere beiden Wanderer, welche, nachdem sie einen Blick von Oben auf die Trümmerwelt rings umher gewonnen, nun wieder hinabgestiegen waren, unten in der Mittelfläche des Kreuze im Mittelpunkte des Circus standen. Doch ereignete sich hier etwas, das ihre feierlich gehobene Stimmung in eine heitere, ja lustige verwandelte. Der deutsche Professor nämlich nieste so heftig und gewaltig, daß dieser Ton eings umher ein lautes Echo erweckte, worauf eine feine, aber durchdringende Damenstimme von einer der oberen Galerien: „Zur Gesundheit" deradrief, eine Höflichkeit, welche der Professor mit einem kräftigen: „Ich danke Ihnen" erwiederte, worauf plötzlich ein schallendes Gelächter von allen Seiten her die Stille der Nacht unterbrach.

Lachend traten beide ihren Rückzug an. Doch gewährte ihnen später das Colosseum, als sie von der Höhe des Triumphbogens aus ihn rückwärts gewandt hinabschauten, noch einen letzten prächtigen Anblick, der ihre Stimmung nach dem eben erlebten komischen Vorfalle wieder erhob. Genau hinter dem ungeheuren Gebäude nämlich hatte sich an dem dunkleren Nachthimmel eine helle Wolkenschicht erhoben, und erschien von dem weißen Mondlicht beschienen und durchleuchtet, wie zusammengeballte aufquellende Rauchmassen, wie dem gewaltigen Feuer des Vesuvs nendem Krater entstiegen. Die Täuschung war um so vollkommener, da jetzt am obersten Rande eine Menge Fackeln erschienen, die wie züngelnde Flammen emporleuchteten.

„Ach hiebei wollen wir Abschied nehmen," sagte langsam der Stadt zuschreitend der Professor zu dem jungen Zuaven, indem er ihm freundlich seine Hand bot, „leider nicht nur für heute, sondern wenigstens für ein Paar Monate, da ich auf morgen meine Abreise festgesetzt habe, nach den lateinischen Bergen, nach Subiaco, Olevano, Civitella und ähnlichen noch nicht sehr bekannten Orten, wo ich Botanik und Mineralogie betreiben will, sowie reine, frische Bergluft aufsuchen, da wie Rom mit seinen heißen Dünsten, seiner aria cattiva anfängt etwas verdächtig zu werden. Auch vermimmt man hie und da von einem gefürchteten, sehr schlimmen Gaste, der allerdings vor der Hand sporadisch auftritt, beiser Bekanntschaft zu machen ich aber durchaus keine Veranlassung habe. Wäre ich als Arzt hier oder zeigte sich die Cholera als förmliche Epidemie, so würde ich natürlicher Weise bleiben. Begessen Sie aber meinen Namen nicht, mein lieber junger Freund, und auch nicht, daß ich in Olevano mein Hauptquartier in der Casa Baldi habe, und wenn Ihnen für sich selbst oder für Jemanden, der Ihnen lieb und werth ist, meine Hilfe erwünscht wäre, so bitte ich ungenirt mir eine Botschaft zukommen zu lassen."

„Besten Dank für Ihr freundliches Anerbieten, doch hoffe ich, daß wir uns bei einer freundschaftlichen Veranlassung wiedersehen werden."

„Wie Gott will. Hier trennen sich unsere Wege. Ich gehe mich rechts nach dem spanischen Platze und Sie wenden sich links zu den Bataon."

„Auch einmal auf baldiges und frohes Wiedersehen."

Lanterer kehrte für das Reglement etwas spät in die Kaserne zurück; doch machte die Rache dort bei manchen der Freiwilligen, die sonst durch eine adelsiole Aufführung bekannt waren, keine Umstände, ihn ohne weiteres einzulassen, ohne ihm zum Rapport vorzumelden. In dem Innern, wo er mit anderen hauste, angekommen, fand er den kleinen Hornisten in der Ecke auf einem Stuhle sitzend und ihn erwartend, wie er bei solchen Gelegenheiten fast immer zu thun pflegte, obgleich ihm Landerer schon oft wie auch heute wiederholt bate: „Ich mag es nicht, daß Du aufbleibst, um mich zu erwarten. Wenn Du brauchst Deinen Schlaf so nöthig wie die Andern." Dacauf gab aber der kleine pfiffige Schwabe, wie schon oft, so auch heute keine Antwort, sondern lächelte nur still in sich hinein, wenn es den Anzug Landerer's Stück für Stück, wie dieser ihn von sich auf den Schemel warf, zusammenlas und an sein eigenes Bett trug, welches sich in einem Winkel desselben Zimmers befand.

Wie wollen hier nun sogleich gesehen, daß sich zwischen beiden sast stillschweigend ein Verhältnis eingeschlichen hatte, wie das eines Herrn zu seinem Diener, ohne daß dieses Verhältnis je besprochen, ja von Seite Landerer's nur mit großem Widerstreben geduldet wurde; und doch hatte er selbst zu diesem Verhältnisse das Fundament gelegt, indem er dem kleinen Hornisten, welchen er als eine gute, ehrliche und anhängliche Seele erkannt, aus seinen eigenen nicht unbedeutenden Mitteln die und da etwas zuferang, um sich Putzzeug anzuschaffen, wie er lachend mit dem Besitzen sagte, daß Reinlichkeit eine der Hauptzugenden des Soldaten sei, und auch in dieser Richtung war dem Spielmann der pfiffigen Zuaven nicht das Geringste vorzuwerfen. Daß seine Uniform aufs Genaueste saß, dafür hatte er schon selber gesorgt; und was sein Instrument anlangte, sowie auch seine Waffenstücke, so war das Alles immune so spiegelblank, daß selbst der Aeltere ernsthafte Strafen, der ihn bei der Musterung hatte zurücksetzen wollen, seine Freude daran hatte und einmal sagte, es wäre wahrhaftig schade, wenn wie diesen Riesen nicht angenommen hätten.

Außerdem daß Dienstes war er mit seiner angeborenen Pfiffigkeit ein gar zuvorkommer und schlauer Beobachter und schon einige Male hatte er dem Commandanten der Kasernenwache Anzeige gemacht von verdächtigen Individuen, die sich in der Nähe der Gebäude umhertrieben; ja einmal hatte er den Posten vor den Gewehren aufgeworfen, ja geradezu genöthigt, einen umherschleichenden Kerl zu verhaften, bei dem sich dann allerlei Dinge vorfanden, über deren Besitz er sich nicht genügend auszuweisen konnte. Da aber Landaut der Welt Lohn ist, so hatte diese Mühe den kleinen Hornisten nichts anderes eingetragen als den Namen Nattenfänger, den er lächelnd mit der Versicherung hinnahm, daß er nicht nur zue richtigen Zeit wachsam sein könne, sondern auch gebörig beißen, wo das nöthig sei.

Am heutigen Abend blieb er sich treue an Landerer's Bett; dieier hatte sich schon niedergelegt, konnte aber nicht einschlafen, da ihn seine heutigen Erlebnisse beschäftigten, und gab deshalb auf die Frage des Hornisten, ob er zwei Worte mit ihm reden dürfe, eine minder barsche Antwort, als er sonst wohl in ähnlichem Falle zu thun pflegte.

„Ich helfe Ihnen nun Tagen," klüterte der Andere, „daß sich wieder einmal allerlei unheimliches Gesindel in der Nähe der Kaserne herumtreibt, und wollte Sie bitten, morgen den Lieutenant des Zuges hiervon in Kenntniß zu setzen. Auch geht Verdächtiges in der Nachbarschaft vor sich. Es ist in die eine Spelunke, die ich schon lange belauert habe, von der ein verzitterter Zenster in den hinteren kleinen Kasernenhof geht; dieß Gitter ist abgelöst worden und dann wieder mit schwachen Klammern verschen, sodaß man es mit geringer Mühe entfernen und wieder einsetzen kann."

„Ja wohin Zwede vermuthest Du?"

„Ich weiß nicht, wie die Wälschen sagen. Aber leinesfalls geschah das mit guter Absicht; ich kenne meine Pappenheimer, wie unser Obergeselle mit geschwungener Elle zu sagen pflegte, wenn wie ihm ein schlecht gemessenes Seidel Bier brachten."

„Ich bewundere Deine Ideenverbindung und will mit dem Offizere über Deine Beobachtungen reden."

„Es ist etwas im Werke gegen diese Kaserne. — Wollen Sie mir glauben und mir darauf hin eine Bitte erfüllen?"

„Was willst Du denn sonst noch?"

„In den nächsten Tagen trifft Sie die Kasernenwache, vielleicht morgen oder übermorgen. Tauschen Sie mit einem Kameraden; es wird Ihnen das leicht werden; oder nehmen Sie ein Paar Tage Urlaub und gehen nach Albano, wie Sie schon lange vorhatten."

„Ei, kleines Ungeheuer, für diesen Rath sollte man Dir einen Arrest verschaffen, und glaubst Du denn wirklich, wenn ich selbst wüßte, daß etwas gegen uns im Werke sei, ich würde das Gerngthe thun, um mich für meine Person der Gefahr zu entziehen? Woher verdiene ich diese schlechte Meinung? Geh, leg Dich schlafen und laß auch mich in Ruhe. Was aber mich hereinbrechen soll, wird mich sicher treffen."

Am anderen Tage wurde Landerer allerdings zur Kasernenwache commandirt und konnte sich nicht enthalten, dem kleinen Hornisten einen lächelnden Blick zuzuwerfen. Was jener ihm gesagt, davon hatte er allerdings mit dem Lieutenant des Zuges gesprochen; doch hatte ihm dieser achselzuckend entgegnet: „Man weiß wohl, daß sie etwas im Schilde führen; doch glaubt man die Faden in der Hand zu haben und wird ihnen zuvorkommen. Doch werde ich die Geschichte mit dem Fenster weiter melden."

Digitized by Google

Uebrigens ging der Nachmittag ruhig vorüber, und während der Nacht wurde die Kasernenwache um einige Posten verstärkt, doch zeigte sich durchaus nichts Verdächtiges; und als am anderen Morgen die päpstlichen Zuaven im Hofe antraten, um zu Fechtübungen hinaus in die Campagna zu ziehen, die Hornisten auf dem rechten Flügel, nichts Lauteres seinem kleinen Freunde heiter lächelnd zu, worauf dieser mit den Achseln zuckte und einen vielsagenden Blick nach der Richtung warf, wo sich jener kleine Hof mit dem vergitterten Fenster befand.

Ungefähr eine Stunde nachher schulterte unser junger Zuave sein Gewehr, da ihn die Reihe traf, den Posten vor der Kaserne zu beziehen. Er schritt auf der Straße hin und her, betrachtete sich die Vorüberwandelnden, wie man bei solcher Gelegenheit wohl zu thun pflegt, schaute auch wohl an den Straßen tiefblauen Himmels empor, der sich zwischen den Häuserreihen seinen Blicken darbot, und lauschte auch dann und wann stehen bleibend Gewehr im Arm auf das laute Rauschen der mächtigen Fontaine des Petersplatzes in der Nähe, deren Brausen und Murmeln, allerdings gedämpft, an sein Ohr schlug; jetzt aber wurden diese Töne verschlungen durch andere tauschendere lustigere Klänge; denn drüben im zweiten Stocke der Kaserne begann das Musikcorps der Zuaven seine täglichen Uebungen und eine heitere Tanzweise klang in die Straße hinaus. — — — Da mit einem Male vernahm man ein betäubendes Krachen vom hinteren Hofe der Kaserne her — —, wie ein kurzer gewaltiger Donnerschlag, dem aber gleich darauf zwei bis drei noch stärkere Detonationen folgten. Entsetzlich — was ging da vor sich. Landerer schaute hinter sich auf die Nähe, die ihn Lust empfing, die Luft nun mit einem Male, während eines furchtbaren Krachens, während neuer Explosionen, während dem Getöse brechender Balken, zusammenstürzender Mauern, plötzlich verfinsterte und bedeckt war mit aufsteigenden Staubwolken, die mit aufeinander gestürzten Steinen vermischt waren. Er wollte sich hinein in die Kaserne stürzen, aus der ein markerschütternder Jammergeschrei hervortrang, wo nur aber die Kaserne, wo war der Theil, in welchem sich das Wachlocal befand; verschwunden waren dort Mauern, Thüren und Fenster und nichts übrig geblieben, als ein wüster Trümmerhaufen, aus welchem zerbrochene Balken hervorragten und aus welchem sich ein dumpfes Jammern und Wimmern allerdings rasch und rascher schwächer werdend hören ließ.

Eine fluchwürdige Unthat war zum größten Theil gelungen; ein Theil der Zuavenkaserne von ruchloser Hand in die Luft gesprengt worden. Doch die fremden Söldner, vor Allem die deutschen Landsknechte, auf welche es hauptsächlich abgesehen war, vernahmen nur in der Campagna draußen den dumpfen Knall einer Explosion und wurden erst durch ausgelandte Boten von dem Unglücke unterrichtet, welches ihre Wohnung betroffen. Und war waren nun die Opfer dieser Frevelthat, die ihren Anstiftern so traurige Früchte tragen sollte? Ein Theil der Kasernenwache und achtzehn Unglückliche von der Musikbande des päpstlichen Zuavencorps, lauter Italiener, zwei Drittel Römer.

Landerer war der Erste und eine Zeitlang der Einzige, der von den bedeutgeströmten Neugierigen den Versuch machte, in das Wachlocal vorzudringen, indem er mit Riesenkraft einen mächtigen Balken zu entfernen strebte, — vergebens — bot vor ihm sich es seinen Leuten Raum mehr, der im Stande gewesen wäre, lebende Wesen schützend zu bergen, dort war alles ausgefüllt mit einem grausigen Gemisch von Leichen, Balken, Schutt und Steinen. — — Dort in dem Chaos, auf das er mit durch Entsetzen und Anstrengung dituntertausenen Augen starrte, lagen seine armen Kameraden, mit denen er noch vor wenigen Minuten Worte gewechselt — — vergebens versuchte er wiederholt zu ihnen zu dringen, und vergebend rief ihm die Menge draußen zu, rasch zurückzuspringen, da eine noch aufrecht stehende Mauer sich gegen die Straße neige. — Noch einen Augenblick sah man ihn dicht vor dem Wachlocale, dann erfolgte ein abermaliges donnerndes Krachen und Prasseln, zugleich ein gellender Aufschrei aus Hunderten von Kehlen, und auch das letzte Opfer schien verschungen worden zu sein.

Da nahten die Zuaven im Laufschritt; da brachen sie eilig durch die dichtgeschaarte Menge und keiner wartete ein Commando ab, um die Gewehre zusammenzusetzen und sich auf den Trümmerhaufen zu stürzen, von dem „soeben vor einer Secunde," rief man ihnen von allen Seiten entgegen, der Posten vor dem Gewehre gerade worden sei. Allen voran ein kleiner Hornist, der sein Instrument in einen dichten Menschenhaufen schleuderte und wie eine Katze über Steine und Balken auswärts kletterte und dann zu einer rasch entdeckten Oeffnung hineinblickend mit gellender Stimme schrie: „Er lebt noch, er lebt noch, es ist Landerer — er lebt noch!"

Wie arbeiteten die kräftigen Gesellen dieser jungen Männer, wie flogen Steine und Balken zur Seite, wie rasch und doch wieder wie sorgsältig wurde die Oeffnung vergrößert, die der kleine Spielmann entdeckt und in welche er sich nach kurzer Arbeit mit einem Jubelgeschrei hindurchdrang.

Ein unerhört günstiges Geschick hatte Landerer auf die wunderbarste Art gerettet, errettet, und ein schwerer Balken, der über ihn hinabgeglitten war, war ihm ein Schild geworden vor den niederstürzenden Steinen, die ihn sonst unfehlbar zerschmettert haben würden. Nur einer hatte ihn so heftig an die linke Schulter getroffen, daß er nicht im Stande war, den Arm zu erheben; ob gebrochen oder gebrochen, war sogte darnach bei der überstandenen Lebensgefahr, und lenute sich doch der junge Zuave, ohne geführt zu werden, nach dem in der Nähe gelegenen Lyzedale di San-Spirito begeben, wo die sorgfältige Untersuchung des Arztes ihm zu seiner großen Freude die Gewißheit gab, daß sein Arm nicht gebrochen, sondern durch den heraussprudelnden Stein nur vordhergehend gelähmt worden sei.

Der kleine Hornist leistete ihm getreulich Gesellschaft und brachte die meisten seiner Freistunden bei ihm zu; hier in dem stillen Lazareth eine gerne gesehene Gesellschaft, da von außen herein manche Neuigkeit in diese abgeschiedenen Räume trug. Dann fing an für die Fremden sehr unangenehm zu werden. Die Hitze stieg von Tag zu Tag und die Nächte brachten keine Kühlung. Der italienische Himmel, von dessen unveränderlichem, ernsten, tiefem Blau unsere Dichter und Prosaiker so viel zu erzählen wissen, zeigte sich auch jetzt unbewölkt, aber von erstickenden Schwerenöthen übergossen, kraftlos blaß, ohne Leben und Bewegung, gleichsthätig, verderblich, und erst die Campagna und die Gluten in und um Rom, wo man keinen Grashalm mehr sah, der nicht zu Heu gedörrt war, wo selbst die immergrünen Bäume und Sträucher mit den lederigen Blättern vertrocknig und sommerbraunt sind, wo das ganze Bild des üppigen Südens, wie es in unserer Phantasie lebt, keine Aehnlichkeit mehr hat mit der Wirklichkeit des wie ausgebrannten Sonnenbrandes. Und erst so ein schwermüthiger Scirocco da, wo der heiße Wind alle Sehnen erschlafft und selbst unsere geistigen Functionen hemmt, wo man sich kaum entschließen kann das Haus zu verlassen und sich doch wieder müde und matt darnach verzehrt nach in der Hoffnung, draußen einem erfrischenden Hauche zu begegnen, wo man der vera cultivo wegen selbst vor der kühleren Nachtluft die Fenster verschließt. In solcher Zeit denkt man gewöhnlich verdrießlich in einer unbehaglichen Sehnsucht nach dem Norden und seinen frischen grünen Buchen- und Eichenwäldern, seinen murmelnden Quellen, sonnig-grünen Wiesen und an die bewohnte Fläche malerisch gelegener Seen, deren Wasserspiegel von erfrischenden Lüftchen gekräuselt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verbannter Dichter.

(Vild S. 505.)

Im Jahre 1817 war die Akademie in Paris in einer geringeren Verlegenheit, wie ein halbes Jahrhundert später die armen Preiscichter des Vaudevilletheaters, als sie aus den vielen hundert eingelaufenen concurrirenden Lustspielen dem „Schach dem König" den Preis vor den ersten Preis zuerkannten . . . weil sie Rudolph Gottschall für den Verfasser hielten und doch gern vor der Welt mit einem berühmten Namen und ihren hochfeinen preisrichterlichen Nasen glänzen wollten. . . . Als aber statt des berühmten Namens „Gottschall" der zuchtbar unbekannte Name „Schauffert" aus dem versiegelten Zettel sichtbar wurde — bekamen die hochfeinen Nasen den allerdösesten Verlegenheits-Stuchimpfen.

Bei der pariser Akademie war die Sache nun fait umgekehrt. Die Akademie hatte einen Preis ausgesetzt für eine poetische Arbeit: „Ueber den Vorzheil der Gelehrsamkeit." Unter den vielen eingelaufenen Manuscripten gefiel den Preisrichtern nun vor allen Ein Gedicht ganz besonders, und sie würden demselben unzweifelhaft den ersten Preis zuerkannt haben, wenn der Poet nicht so unvorsichtig gewesen wäre, in diesem Gedichte zu sagen, daß ein fünfzehnjähriger Jüngling der Verfasser sei. Konnte dies nicht eine böse Mystifikation sein? Der — war der Poet wirklich erst fünfzehn Jahre alt . . . würde Frankreich nicht lachen, würden die alten, auf dem Pegasus ergrauten Wettreiter nicht wüthen, wenn ein Knabe den Preis davontrüge? Nein, wir sind klug und weise und uns beträgt man nicht — unser Kritikerai, unsere bürgerliche Ruhe setzt auf dem Spiel . . . wir geben den ersten Preis dem Gedicht, von dem wir sicher wissen, daß es einen berühmten Dater hat — und diesem „besten" eine höhöhe Belohigung. . . .

Und als der junge Polytechniker Maria Victor Hugo dann mit seinem Zuschein vor den Herren Preisrichtern stand und ihnen bewies, daß er am 26. Februar 1802 zu Besançon als Sohn des Obersten Hugo auf die Welt gekommen — da waren die alten Akademier doch recht froh über ihre salomonische Weisheit und Vorsicht.

Der Oberst Hugo gehörte einer altadeligen Familie an, hatte den Adel aber in der Revolutionszeit freiwillig fallen lassen und war als Freiwilliger in die Armee getreten. Unter Napoleon wurde er General. Seine Gattin dagegen hatte die Revolution mit der ganzen Glut ihres Vendée-Herzens und hatte als Mädchen und Tochter eines Kapertapitains sogar die Waffen gegen die Revolutionsarmeen geführt — bis der liebenswürdige Oberst Hugo sich die schöne Royalistin eroberte. Aber diese Disharmonie der politischen Gesinnung ging trüb und oft stürmisch durch die ganze Ehe.

Der kleine Victor und die Mutter begleiteten den General Hugo auf den Napoleonischen Siegeszügen nach Elba, Paris, Rom und Neapel. Als Statthalter der Provinz Avellino in Calabrien hatte General Hugo beständig hartnäckige Kämpfe mit den Banditen und unter diesen mit dem romanischen Fra Diavolo zu bestehen. Dieß ganze abenteuerliche

Digitized by Google

Bourdesches blieb nicht ohne Einfluß auf die früh rege Phantasie des kleinen Victor Hugo.

Mit sieben Jahren lebte Victor mit der Mutter und zwei Brüdern nach Paris zurück. Die Familie wohnte in dem früheren Kloster der Feuillantiner. Heimlich verbarg die Mutter, die treue Royalistin, in ihrer Wohnung zwei Zahre hindurch einen alten geächteten Anhänger des Bourbonen — den General Lahorie. Dieser, sein gebildet und von liebenswürdiger Eleganz, wurde der erste, schwärmerisch geliebte Lehrer des kleinen Victor. Aber der Versteck des Royalisten wurde verrathen — der Geächtete vor ein Gewaltgericht Napoleon's geschleppt und — hingerichtet. . . . Er, wie hohle der kleine beschäftige Victor Hugo das ganze Geschlecht der Napoleoniden . . . und dieser Haß wurzelt noch heute in dem Herzen des greisen Verbannten auf der Felseninsel Guernsey!

Im Jahre 1811 war General Hugo am Hofe Joseph Napoleon's in Madrid. Er rief seinen Sohn Victor dahin, und dieser erhielt eine Freistelle in der Rechtsakademie. Aber schon nach einem Jahre wußte Victor es durchzusetzen, daß er wieder zur Mutter und in sein liebes stilles Kloster nach Paris zurückkehren durfte.

Während der „Hundert Tage" und der ersten Mückkehr der Bourbonen traten die politischen Anschauungen und Bestrebungen zwischen den Ultern in so scharfe Contraste, daß sie ihre Ehe gänzlich lösten. Der Vater zog seine Söhne, Victor und Eugen, in ein Vorderzimmerchen für die berühmte polytechnische Schule. Hier beschäftigte Victor sich am liebsten mit Mathematik und — Poesie. Diese beiden Neigungen deuten schon an, daß in seiner Brust die strengsten Gegensätze Platz haben: die scharf berechnende Berechnung — und das entfesselte Träumen einer glühenden Phantasie.

Der junge Poet schrieb und las mit vierzehn Jahren Voltaire! Und die streng classisch gesormte Tragödie „Irtamène" und zwei große komische Gedichte „Der Reiche und der Arme" und „Die Canadierin", die reich an poetischen Schönheiten sind. Als ein Zahr darauf die oben erzählte Geschichte seines von der Akademie belobten Gedichtes in Paris das größte Aufsehen machte, gab der Vater den Bitten seines Sohnes: sich ganz der Poesie widmen zu dürfen! — nach langem Sträuben endlich nach.

Als in den Jahren 18, 19, 20 und 21 Victor Hugo bei der Akademie der Blumenspiele in Toulouse für seine Gedichte: „Die Jungfrau von Verdun", „Die Wiederherstellung des Standbildes Heinrich's IV" und „Das sind Moses auf dem Nil" jedesmal den ersten Preis davontrug, und diese Gedichte mit ihrer überschwänglichen royalistischen Begeisterung in's Volk drangen — da war der zwanzigjährige Jüngling der poeta laureatus und zugleich das enfant chéri von Frankreich.

Diese Lorbeern ließen einen andern Jüngling Frankreichs nicht schlafen . . . und 1822 veröffentlichte Victor von Lamartine, wie kürzlich in diesen Blättern ausführlich geschildert ist, mit glänzendem Erfolge seine poetischen „Betrachtungen" . . . und jetzt begann ein heißes Ringen der beiden genialen Dichterjünglinge um die Palme. Noch im gleichen Jahre mit den „Betrachtungen" Lamartine's erschienen von Victor Hugo „Neue Balladen", deren Lieblingsidee der Verherrlichung des mittelalterlichen Geist nebst einem berauschenden Duft von Romantik den jungen Poeten zum Lieblingsdichter der Regierung und des Adels machte und ihm von seinem neugewonnenen Freunde Chateaubriand den Namen „l'enfant sublime" (das erhabene Kind) eintrug. König Ludwig XVIII. setzte ihm ein Zahrgehalt von 3000 Francs aus.

Schnell folgten nun seine grotesk-abenteuerlichen Novellen „Han von Island" und „Bug Jargal" — durch deren neuen kühnen Stil und phantastische Ausschweifungen er besonders die Herzen der krausenden Jugend gewann. „Junge Dichter, wie Alexander Dumas, Paul Faucher, Mirecourt, Pigault-Lebrun, Victor Deschamps, Boulanger u. A. schlossen sich dem „Meister" mit Begeisterung an. So entstand die „romantische Schule" Frankreichs.

In gleichem grotesken Sinne ist Victor Hugo's erstes Drama „Cromwell" geschrieben. In einer längeren Vorrede legt er förmlich sein und seiner Schule Glaubensbekenntniß offen nieder: „Alles Natürliche gehört auch in die Kunst . . . nicht das Schöne, sondern das Charakteristische darzustellen, ist das Ziel der Kunst. . . ."

Das hieß die alte, etwas steif classische Schule dohnvoll ins Gesicht schlagen — und ein heftiger Kampf entbrannte zwischen der alten und der neuen Hugo'schen Schule und ihren Anhängern. Die alten Akademiker nannten den kecken Verächter ihres geliebten Boileau nur noch Le Goth — welches soviel bedeutet wie in Deutschland die Bezeichnung: ein Vandale!

Victor Hugo vergleicht seine Poesie selbst mit einer spanischen Stadt des Mittelalters: „In bunten Gemisch orientalischer Gestalten erheben sich hier Wohnungen und dort Paläste in verschiedenartigstem Stil, — auf den Grund eines Römergebäudes erbaut der Araber seine Moschee und der Christ seinen gothischen Dom . . . so bunt sind auch meine Poesien. . . ."

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein: „l'enfant sublime" auf seiner Dichterlaufbahn Schritt für Schritt zu verfolgen. Nur die charakteristischen Erzeugnisse seiner Muse will ich hervorheben.

Dann gedeckt zunächst das gehörte Gedicht: „Der letzte Tag eines Verurtheilten" — in dem der Dichter mit wunderbarer Kraft, Kunst und psychologischer Schärfe in den glänzendsten poetischen Farben die Qualen der Todesangst eines Verurtheilten schildert — es war ein schneidender Protestschrei gegen die unmenschliche Todesstrafe. Und diesen Protest hat der Dichter bis heute noch oft Gelegenheit gehabt, mit Energie und Kühnheit zu wiederholen.

Der Streit zwischen der alten classischen regelrechten und der neuen zwanglosen — zu wilden Schule entbrannte zwischen den Anhängern der einen und denen der andern so heftig bei der Aufführung von Victor Hugo's Drama „Hernani" im Theâtre français, daß es im Parterre sogar zu den leidenschaftlichsten Schlägereien kam, wie in einer Matrosentanzkneipe. . . . Die feurige und rauigewohnte Jugend trug natürlich für ihren angebeteten Victor Hugo den Sieg davon . . . und das regelrechte Drama der modernen Classiker mußte dem romantischen ungezügelten Pegasusfüllen Victor Hugo's und seiner Jünger bald ganz weichen.

Zu diesen Jüngern gesellte sich nach und nach die ganze Blüte der neueren Literatur Frankreichs: wie Alfred de Musset, Alfonse Karr, Theophile Gautier, Paul Meurice, Girard de Nerval, Felix Pyat, Gozlan, Sandeau und dessen Freundin George Sand (Maranille Dudevant).

Kurz vor dem Ausbruch der Julirevolution geriet der junge Dichter mit dem Ministerium in Conflict, weil dasselbe die Aufführung seines Dramas „Marion Delorme" aus Sittlichkeitsbedenken nicht gestatten wollte. Und das Ministerium hatte Recht: Victor Hugo verherrlichte in seiner Heldin eine jener unsittlichen Frauen der Halbwelt, wie in Paris eine so große Rolle spielen und schon in der mannichfach viel Elend in die Familie gebracht haben. Eine solche Frau zur Heldin eines Dramas zu machen, war bis dahin unerhört . . . heut zu Tage ist diese Glorification der Scham de besonders durch Alexander Dumas Sohn und dessen Comptoirnymphen fast zur Lampenordnung geworden . . . und — leider Gottes! — sieht das „Cameliencame" in verschiedenen Variationen jetzt auch gar auf unserer deutschen Bühne — und im deutschen Leben ihre Triumphe.

Unter der Juliregierung mit dem weitherzigen Motto: „Leben und leben lassen" kam denn auch die Cameliendame Marion Delorme im Theater der Porte Saint-Martin zur Aufführung . . . unter der stürmischen Begeisterung des Publikums für die Heldin und den Dichter. Als die unsittliche verpweisende Marion — „der gefallene Engel" sich schließlich Verzeihung flehend zu den Füßen ihres Vaters Dlivier windet . . . und der biedere Dlivier unerschüttert bleibt . . . da brachen die gerührten Zuschauermienen mit erhobenen Händen gegen Victor Hugo's Loge gewendet in den schluchzenden Ruf aus: „Laßt ihn verzeihen, Monsieur Hugo — Verzeihung für Marion." . . . Und am nächsten Abend schon verzieht der biedere Dlivier in einer brillanten neuen Schlußscene, die der Dichter über Nacht geschaffen hatte, der Marion — und das ganze entzückte Publikum jubelte dem galanten Dichter mit Entzückungsruf zu.

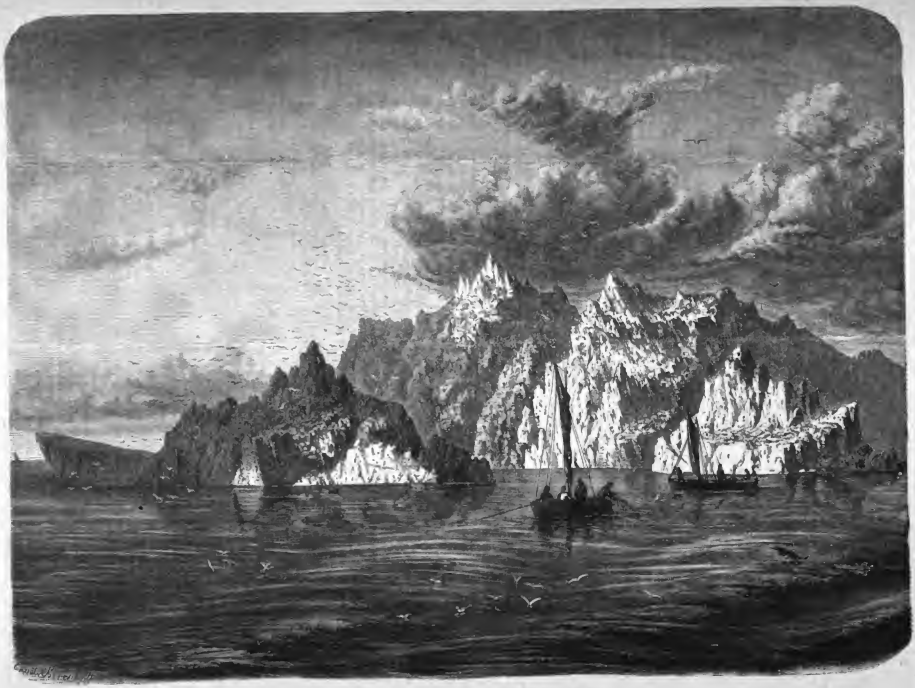
Nachdem Louis Philipp den Thron Frankreichs bestiegen hatte, feierte Victor Hugo in begeisterten Versen den „Bürgerkönig" . . . und schrieb dennoch sein ziemlich zweideutiges Stück „Der König amüsirt sich," das in der Bearbeitung als Opernlext zu „Rigoletto" auch in Deutschland bekannt ist. Louis Philipp, der sich trotz seiner Bürgerlichkeit auch gern amüsirte, verbot es in dem Stücke weiter — und das Drama wurde verboten. Louis Philipp glaubte es aber mit dem Dichter nicht verderben zu dürfen: er machte ihn zum Offizier der Ehrenlegion, zum Picomte und 1845 zum Pair von Frankreich.

Während der neuen Republik von 1848 stieß Victor Hugo wieder tapfer in deren Horn und hatte in der Nationalversammlung von Paris, Er vertrat in seinen glänzenden Reden dauptsächlich die sociale und demokratische Republik. Hierfür kämpfte er auch in seinem neubegründeten Journal „L'Evénement" (das Ereignis), das er nach der baldigen Unterdrückung unter dem Namen „L'Avénement" (die Ankunft) wieder aufnahm. Auch in diesen Journalen stritt Victor Hugo mit seinem Sohne Charles stets energisch gegen die Todesstrafe.

Obgleich Victor Hugo früher lebhaft für Aufhebung der Verbannung Louis Napoleon's geschrieben und gesprochen hatte, so trat er doch nach dessen Staatsstreich vom 2. December 1851 als dessen entschiedenster und erbittertster Gegner auf — so daß er vor dem neuen Gewaltherrscher Frankreichs nach Brüssel fliehen mußte. Von dort ging er als Verbannter nach der englischen Insel Jersey und schleuderte die heftigsten Pamphlete gegen Louis Napoleon in die Welt, von denen „Napoleon der Kleine" das meiste Aufsehen erregte. Napoleon wußte es durchzusetzen, daß Victor Hugo von der englischen Regierung von Jersey ausgewiesen wurde. Er ging nach der Nachbarinsel Guernsey, wo Königin Victoria dem Dichter ihr eigenes Haus einräumte — das durch den Verbannten von Guernsey berühmte Hauteville-House. Diese erbitterte und unversöhnliche Feindschaft gegen den „Gewalt-Kaiser" Napoleon spricht sich noch schärfer aus in dem Bande politischer Gedichte: „Die Züchtigungen."

Hier auf Guernsey schrieb der verbannte Dichter auch seinen zehnbändigen berühmten socialen Roman „Die Elenden", in dem er mit unerbittlicher Hand den Schleier von dem Elend in Frankreich zerzieht und das menschliche Unglück in den craffesten und grellen Farben schildert — aber auch oft mit tiefempfundenen Herzenswerten. Seine neueren Romane, wie „Die Meerarbeiter," gingen in Deutschland fast spurlos vorüber. Der populärste Roman Victor Hugo's bleibt aber doch der bekannte „Glöckner von Notre-Dame," der 1839 erschien, in dem der

Digitized by Google



Die Küste von Corsörrana. Originalzeichnung von Gust. Kirchhoff. (S. 503.)

Dichter und ein farbenreiches Bild vom alten Paris gibt und deßen Hauptfiguren: der garstige Quasimodo und die reizende Zigeunerin Esmeralda, herrlich geschildert sind.

Ein Touristl, der Victor Hugo im vorigen Sommer in seinem Exil besuchte, schildert uns den Dichter und seine Familie mit folgenden Worten: Seine äußere Erscheinung, einfach und schlicht, erregt Zuneigung und Vertrauen. Die hohe Stirn, das geistreiche, oftmals schwärmerisch sinnende Auge, nebst einem gewissen energischen Zug um den Mund, verrathen den Denker und Poeten, der kühn und kreyig der hohlen Außenwelt den Fehdehandschuh vor die Füße geworfen. Madame Hugo — (der Dichter heirathete mit 20 Jahren die 15jährige Gefpielin seiner Kindheit — die Geliebte seiner Knabenjahre, Mademoiselle Fauchon. Vor einem halben Jahre ist sie inzwischen in Brüssel gestorben und ihre Leiche von dem verbannten Gatten — bis an die Grenze Frankreichs begleitet worden, um in dem geliebten schönen Frankreich wenigstens zu ruhen, da sie dort nicht leben durfte! — Madame Hugo, eine noch stattliche Dame voll südlicher Lebhaftigkeit, welche ihre tropische Heimat La Martinique nicht verleugnet, wußte die Honneurs des Hauses mit Grazie und liebenswürdigem, französischem Anstande zu machen. Ihr zur Seite stand eine liebenswürdige Tochter, das Bild seiner mädchenhafter Sitte, während die beiden Söhne, Francois und Charles, von dem Vater die kräftige gesunde Natur und die Energie geerbt, womit sie der rauhen Außenseite des Lebens — die sich ihnen so plötzlich zugekehrt — standhaft Trotz bieten. Francois Hugo hat seiner Zeit eine Uebersetzung der Shakespeare'schen Sonette veröffentlicht, welche zu den beßen gehört, die bisher in französischer Sprache erschienen. . . . Von der Gartenterrasse des Hauteville-House hat man eine entzückende Aussicht über das Meer und die Inseln. . . . Am äußersten Rande des Horizonts nämmert aus dem Meere ein dunkelblauer Streifen: die Küste Frankreichs. „Dort sehe ich täglich mein Frankreich — das ist mein Trost" — sagte der verbannte Dichter mit Wehmuth. . . .

B. v. Richtenberg.

An der Lariscrona.

Bleklngen, Du liebliches Land, Du nordisches Italien! Wie überrascht Du den, der aus dem reizvollen Schonen, von Christianstadt mit seinen elenden bölzernen Häusern und seiner sumpfigen Umgebung hierherkommt, plötzlich Deine waldigen Berge in die Himmelsbläue aufsteigen, deine diamantklaren Seen weithin sich ausbreiten sieht! Und gleich als wollte die Natur im Norden auf kleinstem Raume alles Schöne vereinigen, so hat sie auch das Großartige, das, was dem Gemüthe imponirt, was den Geist zu hoher Kraft zu erheben strebt und doch hoch emporerhebt, hierhin verpflanzt. Denn schroff und kühn, mit zackigen Gipfeln, steigen hohe Berge aus dem Meeresschooße empor, und unaufhörlich brandet die Woge am Fuße der Felsen. Beim Anblick dieser wundervollen Scenerie klingen die Töne von Malmström's herrlichem Liede unwillkürlich in meinem Ohr:

Känner du Landet det herrliga rika
Badadt af Mälar och Oatersjöarg
Hemmet för skördar och minnen tillika
Fredligra bragder och wikingetåg?
(Kennst dat Land Du, das herrliche, reiche,
Gebadet in Mälar's und Ostseewogen,
Der Saaten und der Sagen Heimath,
Friedlicher Thaten und Wikingerfahrten?)

In der That, wer den Weg von Ystad nach Christianstad gemacht hat, rechts und links fortwährend von fruchtbaren, aber einförmigen Fluren umgeben, aus denen von Zeit zu Zeit ein kleines Dorf hervorlugt, vor dem sich einige Weidenbäume zeigen, der findet sich freudig überrascht, wenn er hinter Carlshamn lieblich gestaltete Berge sich erheben sieht, während rechts die blaue Meeresfluge am Ufer plätschert. Man mag sich kaum überreden, daß man sich hier nicht an einer feenzöglichen, sondern an einer skandinavischen Küste befindet. Schattige Eichenwälder umkränzen die Hügel und saftigrüne Wiesen bewiesen neben den herrlich prangenden Saatenfluren des Landes Fruchtbarkeit, wie die gesichnadvolle Tracht, die kühne, freie, ungebrochene Haltung der Bewohner, den allgemeinen Wohlstand. Diese herrlichen Regionen finden sich noch wenig von der modernen Cultur überleckt und aus ihrer Urwüchsigkeit herausgerissen. Das Volk hängt noch an den alten Gebräuchen und den überkommenen Vorstellungen mit jener Zähigkeit, welche eine von allen fremden Einmischungen verschont gebliebene Bevölkerung charakterisirt. Die höhlernen Bauernhäuser, alle reinlich und geräumig, mahnen in vielfacher Hinsicht an Westfalen, deßen Landbevölkerung überhaupt in ihrer ganzen Geistes- und Gemüthsbeschaffung mit der dortigen eine frappante Aehnlichkeit besitzt. Der Blekinger ist ungemein gastfrei und ebenso freundlich gegen den armen Wanderer, der ein schützendes Obdach bei ihm sucht, wie gegen den vornehmen Reisenden, deßen Wunsch allenthalben von dem silbernen Reichsthaler unterstützt wird. Fast jedes Haus besitzt ein Fremdenzimmer, und während der blekinger Bauer in der großen Familienstube gleichzeitig kocht, backt und schläft, ist das Schlafzimmer für etwaige Fremde vollkommen von der niedern, rauchigen Wohnstube abgetrennt, ein lustiger, reinlicher Aufenthaltsort.

Wenn man die steile Festung Carlscrona, den Hauptkriegshafen Schwedens, ein auf selsigen Inseln mitten in'ß Meer gebautes nordisches Venedig, verläßt und längs der Küsten fortwandert, so begegnet man von Zeit zu Zeit großen regelmäßigen Steinhaufen, den Grabmälern der alten Wikinger. Hier liegen die Helden begraben, die einst, vor einem Jahrtausend, mit ihrer wilden nordischen Kraft der südlichern Civilisation getrotzt, die gleichzeitig der Schrecken waren für Franken, Germanen und Italier. Von hier zogen die wilden Schaaren aus, zuerst die britischen Inseln überstürmend, dann unter dem Namen der Normannen aber Nordwänner, mit ihren leichten, schnellsegelnden Booten durch die Meer, den Rhein, die Seine bis tief in'ß Innerste von Deutschland und Frankreich eindringend. Paris, Rouen, Köln und viele andere Städte wurden von den wilden Heerhaufen überlaufen, geplündert oder verbrannt. Die damaligen Fürsten wußten sich der gefürchteten Gäste nicht anders zu erwehren, als daß sie dieselben durch die Bande der Blutsverwandtschaft an sich zu fesseln suchten. Also bezwang der Töchter Schönheit und Liebreiz, was der Väter und Brüder Schwert vergeblich zu bezwingen versucht hatte. Also blieb ein Theil der Söhne Skandinaviens in der noch heute sogenannten Normandie; der Reß wanderte nach mannichfachen Abenteuern in seine nordischen Gaue, in's schöne Blekingen zurück. Aber auch diejenigen, welche sich an der Küste Frankreichs niedergelaßen, verließ die alte Streitluß nicht. Zur Zeit der Kreuzzüge finden wir einzelne Haufegen aus der Normandie in Unterstützern im Kampfe mit Arabern und Griechen. Die Hand voll Abenteurer eroberten in wenig Jahren ganz Unteritalien und gründeten hier ein eigenes Königreich.

Solche geschichtliche Reminiscenzen erwachen unwillkürlich, wenn man die romantischen Gegenden des Blekingerlandes durchstreift, besonders die Umgebung von Carlscrona. Mit Recht preist der vielgereiste Tourist den Reiz einer köstlichen Sommernacht im Gefolge von Mondel, wenn die bleiche Mondscheibe ihr falbes Licht über die hügerenden Fluthen wirft und der ewig dampfende Schlot des Besuv eine Rauchfäule in den tiefblauen Himmel emporsendet. Aber mit eben demselben Rechte preiß ich die herrlichen Seeküßen bei Carlscrona, von denen die, an einem Tage, wo die Sonne den aufsteigenden Opernvorhang des Mondes mußte, angenommene treffliche Zeichnung ein lebendiges Bild gibt. — Düsterer Gewölk bedeckt zum Theil den Himmel und jagt, vom Winde getrieben, an der Mondscheibe vorbei, doch über den graumeißen Zinken der Felsgipfel, die stumm und starr in die Lüße ragen. Kein Laut erschallt, nur zu Füßen braust das Meer donnernd gegen die granitenen Gestade und zerschmettert fürzt die Welle zurück, schäumend in wilder Fluth. Vor mir liegt ein Kahn; ein Sprung, einige kräftige Ruderschläge und ich schwimme mitten auf den Wogen. — Leser, haß Du schon den Lurleyfelsen am Rheine gesehen? Wohl, der Anblick deßelben vergißt sich nicht leicht. Vor mir liegen die Felsen, wo vereinst der Wikinger gehaust, ich aber träume mich weit weg an den Rhein, im Anblick dieser kühnen, malerischen Maßen; ich träume mich weit weg an den Rhein, denn es ist dieselbe Nacht, die ich einst am Lurleyfelsen verbrachte, und ich höre dieselben geheimnißvollen Laute über die weite Fläche schallen, mitten im Gebrause der Wogen —

Der Mond blinkt über die Waßer,
Der Felßen stehn dunkel und ragen,
Es stehen am Himmel die Sterne
In ihrer ewigen Pracht.

Und in dem schwankenden Kahne,
Da sitze ich still und allein,
Es plätschern die silbernen Wogen,
Es blinket ein silberner Stern.

Ein weißer Schwane der schwimmt
Dort über die Fluthen allein,
Es klingen gar kümmtliche Töne,
Das muß ein Schwanenlied sein.

Napoleon I. und die deutschen Studenten.

Historische Skizze von **Arnold Wellmer.**

(Fortsetzung.)

4. Das ist Kuhow's wilde, verwegene Jagd!

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte seine Knechte;
Drum gab er Sädel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Digitized by Google

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb und Treue;
Du hohes Land, du schönes Land!
Wir schwören Dir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der nähre Krähn und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was uns brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Zum heiligen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende! . . .

. . . Wie Frühlingssturm — aufrüttelnd — erweckend — belebend — lebhaft brauste solch ein heiliger Freiheitsdrang beim Beginn des ewig leuchtenden Jahres 1813 durch Deutschland und durch Deutschlands Herzen . . . und ein furchtbar drohendes Gewitter zog sich überall gegen den übermüthigen Corsen zusammen, den Gottes Richterhand schon so mahnend auf Rußlands Eisfeldern geschüttelt hatte — — ohne ihn zur Demuth zurückzuführen.

In den Herzen der deutschen Studenten grollte der Donner und leuchteten die Gewitterblitze am mächtigsten. Die studirende Jugend stand in allen deutschen Universitätsstädten wie Ein Mann auf und genährte bewuerte diese Rede von Freiheit und Abschüttelung des Fremdjochs und ihre Augen flammten von Haß gegen die Geisel des armen zerfleischten Vaterlandes. . . . Niemand dachte daran, daß jeder Student nach altem Herkommen gesetzlich vom Soldatenstande befreit sei.

Ernst Moritz Arndt, Theodor Körner und Max von Schenkendorf sangen ihre begeisternden und hoffnungsvollen Freiheitslieder so recht in die jungen Herzen der Studenten hinein — und statt der alten faste- und lustlosen Kneipliedee sangen die Studenten diese flammenden Feuerworte aus vollem Herzen nach. Der junge Turnvater Jahn sprühte seine Freiheitsglut in gewaltigen Reden dazu — und wie er längst den Arm durch seine Turnübungen gestählt hatte — — so goß er jetzt Feuermuth und Kraft in die junge Seele.

Und der Arm und die Geisteskraft der deutschen Studenten sollten sich bald leuchtend bewähren.

Wie einst den Schill, so trieb es jetzt die Majors von Lützow und von Petersdorf, in Schlesien ein Freicorps zu errichten. Am 18. Februar gab der König seine Erlaubniß und seinen Segen dazu.

Und wie damals dem Schill, so strömten jetzt die deutschen Studenten von allen Universitäten dem Lützow zu. Unter den ersten waren Reinhold und die hier anderen baltischen Freunde, die sich als Freiwillige dem Major Lützow in Breslau anboten. Sie hatten nach den ersten Kriegsfahren die Halle so plötzlich unterbrochenen Studien in Breslau wieder aufgenommen. Hier war auch der Hauptsammelplatz des Lützow'schen Freicorps.

An einem leuchtenden Märzmorgen — schon wehte warme Frühlingsluft und die Sonne lachte und Blume und Gräslee knospeten und grünten — zogen die Lützower mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch Breslaus Straßen zum Thore hinaus. Es war eine herrliche Schaar — diese blühenden Jünglinge mit der flammenden Begeisterung in den klugen Augen, — in der knappen schwarzen Litewka mit dem schmalen rothen Vorstoß und den gelben Knöpfen, auf den wallenden Locken die schwarzen Tschakos.

Und draußen vor dem Thore, auf einem grünen Platze unter freiem Himmel nahmen sie die Tschakos zum Gebet ab und die Frühlingsluft spielte mit den jungen Locken, und im feierlichen Gottesdienste weihten sie sich und ihr Leben dem Kampfe für König und Vaterland. . . .

Neben Reinhold stand ein schöner Jüngling mit dunklen Locken und tiefen dunkelglühenden Augen . . . er hieß Theodor Körner.

Nach dem letzten Segen schauten sie sich tief in die Augen und drückten sich die Hände. Sie hatten sich verstanden. Sie waren bereits Freunde bis in den Tod.

Drei Tonnen neben dem tollkühnen Lützow der biedere Beuth — der glänzende Graf Dohna — der derbliche Friesen!

„Auf! auf! zum fröhlichen Jagen!" — und Lützow's schwarze Husaren ritten in den leuchtenden Morgen hinein, daß der goldene Halbmond auf ihren Adlelhüten in der Sonne blitzte.

Und aus Hunderten von Kehlen ertönte Frühlingsherzen quoll es wie Frühlingsrauschen:

Brause, Du Freiheitslang,
Brause, Du Wogendrang
Aus Feierabrunn!
Zeig' bebt der Knechte Schwarm
Uns schlägt das Herz so warm
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Thatenlust!

Gott Vater, Dir zum Ruhm
Flammt Deutschlands Rittertum
In uns auf's Neu!
Neu wird das alte Land
Wachsend wie Feuerbrand,
Gott, Freiheit, Vaterland,
Athmatliche Treu!

Wie im Triumphzuge flogen die Lützower Husaren von Schlesien nach Sachsen, und wie eine vom Berge herniederdonnernde Lawine wuchs das schwarze Corps an. Aus Halle zogen schon 1200 Mann Lützower aus — über Dessau nach Dessau und schlugen die Franzosen in der Göhrde. . . . Aber wie der Blitz war die kühne Schaar gleich darauf wieder auf einem kecken Streifzuge im Bayreuthischen, bob Napoleon's Couriere und Fourage- und Gefangenentransporte im Fluge auf und durchschnitt seine Militärstraßen. . . .

Doch wozu versuchen, die tollkühnen Heldenthaten der Lützower zu schildern — hat sie uns doch ein Lützower mit wunderbarer Kraft und Frische aufs Herrlichste besungen:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich heraus in düsteren Reih'n
Und gellende Hörner erschallen d'rein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und breitet von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt, die Büchse knallt,
Es fallen die hämischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wüthrich gebietet sich meine?
Da naht es schnell wie Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und schwimmt an's Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildbrüstige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet,
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Vaterland ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir auch nur Verbeut gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd!

Und nur zu bald sollte der begeisterte Barbenmund dieses Heldenjünglinge verstummen. . . . Es war ihm nicht vergönnt, die letzten Heldenthaten der „wilden, verwegenen Jagd" noch zu besingen und die beseligende Frühlingsluft der heranbrechenden Freiheit zu athmen. . . .

Am 20. August 1813 dichtete Theodor Körner in Reinhold's Armen seine Helden- und Sängerlieb aus — nachdem er einen glänzenden heuterreichen Sieg über die Franzosen bei Rosenhagen in Mecklenburg mit erkämpfen geholfen. Die Freunde begruben den deutschen Jüngling unter einer deutschen Eiche bei Wöbbelin.

Und traurig flog Lützow's wilde, verwegene Jagd weiter — zu neuem Kampfe, zu neuem Siege.

Die Lützower haben jenes Sängergrab unter der wöbbeliner Eiche an dem Franzmanne furchtbar gerächt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Altes und Neues.

Der Apfel fällt oft weit vom Stamm. Als Sewell dasse könnten uns in erster linie nicht gut die Söhne — großer Männer bleiben. Beethoven großer Maler, Mahler, Tischler, hat einen Echo hinterlassen, der dem Vater gleich an Genie kam — oder der dem Vater zum Triumph des Unterrichtsheit auch nie einigermaßen redlig nachsichtirt? Wir mögen sinnen, soviel wir wollen — es will uns kein Name einfallen, der unserer Behauptung über den Haufen würfe. Niemand kennt so recht die Söhne von Shakespeare, Cervantes, Goethe, Mozart, Gluck, Rafael, Rubens u. s. w. Ja, nicht selten schlagen die Söhne gerade in das Gegentheil vom Vater um. Wir führen heut nur zwei Beispiele von Dichtersöhnen an:

Schiller's Sohn, der rührthätigste Theaterfeier, war ein herzensguter, freundlicher Mann, aber in geistiger Beziehung durchaus nicht der Sohn seines großen Vaters; dabei hielt er sich nach seinem eigenen Geständniß am Liebsten da auf, „wo's nicht weit zu einem guten Schoppen war". Einer seiner ehemaligen Bekannten erzählt von ihm folgende heitere Geschichte, indem er den munteren Alten selbst reden einführt. „Mein Vater," plauderte Theaterfeier von Schiller, „leb'n Se, der iß zu gaed und zu hart, hat gar zu viel Traggermüthigkeit an sich, als daß er auch nur einen Zoll von seinem Growwaar haben oder werden könnte. Da hab' ich noch mehr von ihm, wenigstens ein Biele von seinen Herzen. Aber ein netter Schlag von meinem Jungen muß ich Ihnen doch einmal erzählen. Als er noch 'n Bub' war, that ich ihn in 'nem Pläterpter in Kiel, Zucht und Schule. Der hielt alle Semester Examen mit seinen Zöglingen und lud dann öffentlich an, sogenannt deren Eltern u. s. w. Ein Mal, denke ich, muß Du doch auch hingehen, und g'nau als ich in's Tanzsalmmer trer', überdrückt der Pläterpter den Baben lateinische Parabeln. Mich schenn natürlich, meint' er besonders meinem Fritzen Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Er frägt

Bedeckte Augen.

Illustrirt von A. v. G.

I.

Ich hab' die schönsten Augen
Und hab' die schönste Hand
Und ein Dogmen von Fensterglas
Das steht mir sehr pikant!

Am Sonntag ist die Welt so schön
Am Montag oft so gram.
Trgi ri am Dienstag Kellerei,
Schatz's Aug' am Mittag blau.

Die letzte Stunde wartet noch —
Herr! Herr! mein edler Lib . . .
Und dann — da klirrt das steife Bett
Und — meine Worte mit!

zwei, drei, der Bub' weiß ja, und man soll'd dem Kerl deutlich an, wie herzlich sich er war. Aber da klagt er wieder: silva? (‚Wale!') und der Bub' weiß es nicht. Schaut verdrießlich vor sich nieder: na, silva? wiederholt der Pläterpter, silva? Schüler! Du weißt, ich bin sicher; Du weißt's. Dein Vater ist ja erben Pelin, und — auf Ehre der Bub' wir der Blitz, das hat ihm auf die rechte Seite gehaun; und Knorr in d'e Finger, Strick' auf dem nagirten Westlich, ammerseie er klugs und laut: Ja, ja, Bierbrauhaus' Bierbrauhaus' silva. Das Bierbrauhaus? — Der dumme Kerl, der Pläterpter, und alle die Leut, die da waren, meinten nun, das Lachen unterdrücken zu müssen, und ich selbst mußte m'r vor Lachen 'gar nicht zu helfen, mußt fort und ging dann natürlich in's Jungen silva. — Vergeß' das mein Lebtag nicht!" —

A. Pirod, ein Mitglied vom Theater zu Glasgow, erzählt in einem heutigen Blatte, daß er vor einer Reihe von Jahren in einer Gesellschaft bei Sir Henry Jardine mit dem Major Sir Walter Scott und dessen Bruder Charles, zwei Söhnen des berühmten Romanschriftstellers zusammengetroffen, der jetzt beide gedrohten. „Ich ergriff natürlich," erzählt er weiter, „da ich mich dem Sohne eines so berühmten Mannes gegenüberstand, die Gelegenheit, dem Major zu sagen, wie viel Vergnügen ich bei dem Lesen der Novellen seines Vaters empfunden habe. Die einzige Antwort, die er mir darauf ertheilte, war ein langes Gähnen von Rauch aus seiner Cigarre, ein gedehntes ‚Yes' und ein Zug Glaret. Aber das Wort ‚Yes' wurde in einer Art gesagt, welche anzudeuten schien: ‚Sehr möglich, aber ich weiß in der That nichts von ihnen.' Ich bemerkte dann sragend: ‚Ich vermute, Sir Walter in den Schriften Ihres Vaters findet sich kaum eine Zeile, die Sie nicht gelesen haben, ehe sie das Publikum erreichte.' — ‚Oh,' entgegnete er ein wenig lebendiger, als gewöhnlich, ‚mein Lieber, ich habe in meinem ganzen Leben keine Zeile von den Werken meines Vaters gelesen.' Ich fragte seinen sechzehn Schulkameraden, Henry Jardine, am nächsten Tage, ob diese Aeußerung Sir Walter's wirklich zu nehmen sei. Jardine antwortete: ‚Sagst buchstäblich wahr. Er würde sich nicht die Mühe machen, eine Zeile zu lesen, wofern er nicht dazu gezwungen wäre.'"

Digitized by Google

Natürlich.

Novelle

von

Carl Freiherrn von Gumpenberg.

(Fortsetzung.)

10.

Die Hoferbäurin von Schierfee hatte eben die Wäsche auf langen, in den Obstgarten gespannten Seilen aufgehangen, und sich dann erschöpft auf einen Baumstrunk niedergesetzt. „Es will gar nimmer mehr gehn wie sonst," dachte sie wehmüthig, „die Arm' lassen nach, und die Füß' können das lange Stehen auch nicht mehr erleiden; 's wird Zeit, daß ich abg'stift werd' von einer jungen Bäurin, und mich in's Austragstübl setz'; aber wo soll die Bäurin herkommen, solang' kein Bauer da ist? — wird's der Franzl durchsetzen, daß er wieder rauskommt aus 'm Land'g'richt? — unser liebe Frau! — wer bätt' das denkt, daß in meine alten Tag' noch ein solches Unglück hätt' kommen! — Morgen ist Feiertag, — da fahr' ich mit'n Stellwagen auf Miesbach, und paß 'n Herr Landrichter ab, wenn er aus der Kirchen geht; — nachher frag' ich 'n, wie's 'n Franzl geht, und bitt 'n recht schön, daß er mir 'n halb auslaßt; — das könnt' er ein'm alten Weib ja leicht thun, was liegt denn ihm dran! — ist allewell ganz Deutsch g'wen der Herr Landrichter, wenn er mit der Frau und die acht Kinderln in Kirchweih kommen ist zu uns, — warum soll er mir den G'fall'n nicht thun?"

Die Hoferbäurin war in den letzten Wochen auffallend gealtert; das Grau ihrer Haare war plötzlich weißer geworden, und ihr Blick hatte die gewohnte Lebhaftigkeit eingebüßt. — Es wollte Abend werden! — und die Mutter hatte den harten Entschluß gefaßt, dem Sohne das Anwesen zu übergeben, sobald er heimgekehrt sein würde. Es war zwar kein „Heimath," worauf man sich viel Geld ersparen konnte; aber schuldenfrei war's, und einen kleinen Beutel voll blanker Frauenthaler hatte der Franz trotzdem im Kasten liegen. Den ersten hatte sein Firmpathe spendirt, nachdem er dem kleinen Franzl nach der heiligen Handlung 8½ erste Räuschchen ootrewirt; der zweite Thaler war von seinem Vater dazu gelegt worden, als er einen Preis von der Schule heimgebracht, und die übrigen waren Ersparnisse aus der Taubenzucht, aus den Honigverkäufen und dergleichen Nebeneinnahmen, welche der Hoferbub', statt auf die Kegelbahn zu rennen, in seinen Beutel gelegt; der allerletzte aber war an jenem Morgen hineingekommen, an welchem die Mutter ihrem Sohne vom Fenster herab die Bußpredigt gehalten und der Sohn verstorben hatte, anderth ja werden; der Franzenthaler war der Erlös gewesen aus dem Verkaufe eines Korbes voll Hähner, welche die Hoferbäurin aufgezogen und ins Gasthaus hinübergetragen hatte; — sie opferte ihn der Freude über des Sohnes Besserung! — Der Beutel sollte ein Ehrpfennig sein für Zeiten der Noth, und wenn Franz eine Bäurin heimführt, die auch ein Paar Kreuzer hat, so reichen die die Leute schon durch, dachte die Mutter, — sie wollte gewiß nicht mehr Ruetrag verlangen, als recht ist, und übrewiegen brauchte sich der Bub gewiß nicht zu kümmern. — Während die Hoferbäurin auf dem Strunke des Birnbaumes so in Gedanken saß, schlenderte den Kirchhügl hinan ein schlanker Bursche mit schwarzbraunen Schnurrbärtchen und kühn aufs Ohr gedrücktem Deibligahut. Er sog die frische Morgenluft mit gierigen Zügen ein und pfiff einen Ländler um den andern, während er mit dem Stocke den Takt dazu auf dem Zaune schlug. Frischer Jugendmuth blitzte aus seinen Augen, und als er jetzt auf der Höhe ankam, wo sich die liebliche Aussicht über das Schierseer Thal erschloß, da blieb er stehen und that einen langen kräftigen Jubschrei hinab in seine Heimath, und die Berge erwiederten den Gruß mit ihrem Echo, und oben aus dem Brunnhofe trat die schöne Bäurin; sie hörte den Morgengruß ebenfalls, und gleichviel von wem er kam, sie stimmte ein in das Echo der Berge, — ein Lied war's ja nicht, der konnte keinen so satirischen Jubschrei thun! — es mußte Einer sein, dem sein Alp auf dem Herzen saß, der mit frohlockender Seele in die vom Morgenstrahle überschimmerte Landschaft hinabeilte! — Es war ihm zu Muthe, als ob er eine dalbe Ewigkeit von der Heimath getrennt gewesen, — er wunderte sich, daß Alles unverändert geblieben, — nur manche Miese war indeß ihres Schmuckes beraubt worden. — Das war Alles! — Wie freute sich Franz auf die Mutter, — wie wollte er ihr nun die alten Tage leicht machen, — und gleich wollte er mit der Farbe herausrücken und sagen: Mutter! der Franzl möcht' heirathten, vertaubt Du's? — und wenn sie nachher sagt: Meinetwegen, heirath' halt, was nimmst denn für eine? Daß 's fein eine Brave ist und ein bißle was hat auch! — nachher sag' ich: Mutter, brav ist's schon, — ob's was hat, weiß ich nit, hab's auch nie drum g'fragt, — ist mir grad so lieb, wenn's mir hat — aber — ja aber! Da wird's bayern, — ein' herrische Bäurin wird die hübsch z'wider sein! — was Wunders ist's schon, daß sag' ich selber, aber kann denn was extrig'n mit auch gut sein? — nu, ich werd's ihr eben einreb'n, sie hat mich ja all's zu gern d' Mutter! — Aber nachher habe wir noch was! weiß ich denn schon, ob's mir's lassen die Clark? — — Franzl's Freudensinne schien heute zu taktlos, um sich durch derlei aufsteigende Zweifelswolken verstimmen zu lassen; er setzte ihnen sofort ein paar Schnaderhüpfeln entgegen und sang:

Ai Jaga naufschiessn
Is glaub i kein Sünd,
Wenn's di vorn nit hernischn,
Derschiessn's di hint'!

Mein Stutzen ist glabn,
Und i kann's scheen nit geahtzn,
Möcht die Büchs so viel gern,
Wieder schalln amal hörn!

Dann schaute er sich umwillkürlich um, ob ihn Niemand belauscht habe; er war an die ersten Häuser des Dorfes gekommen; wer ihn bemerkte, sich freudig überrascht die Arbeit ruhen und trat an die Straße, um den verlorenen Sohn zu bewillkommnen; er sollte Jedem erzählen, wie's ihm gegangen, wie er sich gebessert, und noch vieles Andere, allein er vertröstete die Neugierigen auf den nächsten Abend im Wirthshause und eilte mit großen Schritten seiner „Heimath" zu.

Die Hoferbäurin war von ihrem Sitze im Obstgarten aufgestanden und umsterte die herabhängenden Reste, ob die Wöschleln „gschdopft" hätten; dieses sei'n gedenkt, jene Bländle hatte einen Fruchtsaum hinterlassen, — wenn kein Hagelschlag drüber kommt, und das Wetter nur halbwegs gut ausfällt, gibt es Kirschen und Weichseln die schwere Menge! — Die Bäurin wiede in ihren Betrachtungen durch das Knarren der Gartenthüre gestört, und als sie aufsah — da entrang sich ein Freudenschrei ihrer Kehle, — sie stürzte rasch, als ob sie mit Gewalt vornehmen Besuch zu empfangen hätte, die zerstreuten Haare unter die schwarze gewirkte Haube, wischte sich die Hände am Fuetuch ab und eilte, so schnell es die alten Füße erlaubten, ihren Buben entgegen. „Xra — Xra — Franzl, grüß Dich Gott!" stammelte sie, während ihr die Freude den Athem hemmte, und sie mit Thränen in den Augen den Sohn an beiden Händen hielt; „weil Du nur wieder da bist; — aber schlecht siehst aus, man kennt Dir's schon an, — haben's Dir halt nix g'essen und z'trinken geben, gelt? hab' der Botenliesl schon einmal 'n Sod voll Kepfel und Nussen aufg'laden, hast 'n kriegt, Franz? — nu 'n' Zeckle Clara wird schauen, — Du, da hast d'schlechten gehabt, — die wenn ich Dir all' erzähl'! — D' Fürstin ist fort, der Schan und die g'spreizte Dori sind fort, der Baron ist fort, — All's ist dahin!" — „D' Clara auch?" fiel ihr Franz erschrocken in die Rede und preßte dabei ihre Hand so gewaltig, daß die Mutter sich krümmte, ohne sich jedoch dem Drucke zu entziehen. „Nein, Franz, — die ist allein da blieben, die arme Haut, — sie hat sich völlig zerfrieget mit der gnä' Frau, — so zertrieget, daß sie's gar nit mitg'nommen hat; nachher hat's mich dauert, weil's mir ein brav's Leut scheint, und ich hab g'sagt, sie soll halt derweil bei mir bleiben, bis 's einen andern Platz kriegt." — Franz war nie verstimmt von dieser Nachricht und betrachtete Mutter eine Weile mit offenem Munde an, bis diese sagte: „Nu? was machst denn für Augen, Franz? — kommt Dir was so g'spaßig für?"

„Die — die — Fräule — Clara — ist nimmer bei der Fürstin?" — „Je ist bei und blieben und muß bienen!" fragte Franz, während sein Gesichtsmuskeln die Stärke mit unbändiger Freude zu vertauschen begannen; — „jube Mutter!" rief er dann einen Lustsprung machend, und drehte die alte Frau ein paar Mal im Kreise mit sich herum, daß sie sich taumelnd auf die Hausbank setzen mußte; — „jube! jetzt ist mir mein Heimath nit feil, und wenn mir's der König selber abkaufen wollt'! — Mutter, schau, — daß ich Dich verd'n bin, hat mich saksisch gfreut, — aber daß d' Clara mir mehr hat und mir kriegt, und von der gnädigen hochedelgebornen Frau Fürstin weg hat müssen, — Mutter — das g'freut mich noch viel besser!"

„Versünd' Dich nit, Franzl!" mahnte die Mutter den Finger erhebend, — „wer weiß wenn dieser Leut' Unglück ein' Freud' haben? — was hat Dir denn die Fräule Clara 'than? — ist so ein lieb's, ehr- und tugendsam's Madle, — und so g'mein ist's mit unser Ein'm, daß man's frei gern hab'n muß! — — Wie d' Fürstin fort g'fahrn ist, und sie hat ihr mit einmal Bsuh' Gott sag'n dürf'n, nachher hat's g'weint, daß sie's g'sehn hat, — und ich ja mit ihr kommen und hat g'sagt, ob ich nit ihr Mutter sein mag, weil's auf der ganz'n Welt keine mehr hat, — und da hab' ich halt auch mit Rein sagen können!"

„Das glaub ich gern," sagte Franz und fiel seiner Mutter leidenschaftlich um den Hals, sodaß sie erstaunt zu ihm aufblickte, — „den möcht ich kennen, der der Clark feind sein könnt'! — ich dank' Dir recht schön, Mutter, — da hast mir ein recht Freud' g'macht!"

„Ja, Franzl, — ich kenn' mich ja gar nit aus mit Dir! — g'rest scheut's Dich, daß der arme Narr unglücklich g'worden ist, — und jetzt scheut's Dich wieder, daß ich's halten hab'! — Du wirst doch nit verruckt word'n sein von Hunger und Durst? — Jetzt geh nur gleich rein, — beut' sech' ich auf, daß Alles dampft, — was magst denn Alles, Franzl?"

Digitized by Google

Der Sohn schien diese Anfrage an seinen Magen überhört zu haben, denn er entgegnete: „Du wirst Alles inne, Mutter, laß Dir nur Zeit, und sag mir z'erst, wo d' Clari ist?“

„D' Clari? — ja, wie kommst mir den für? Du thust ja wie wenn — — — ah, jetzt geht mir ein Licht auf!“ unterbrach sie sich plötzlich, indem sie Franz scharf fixirte; — „ich glaub' gleich, Du bildst Dir das Fräule ein, Franz! — nu jetzt ist's Zeit, daß Du was z'essen kriegst, sonst schnappst Du ganz über!“ — Unser liebe Frau, — ist der Bub damisch! — Hoferbäurin und Fräule Clara — das müßt' sich gut machen!“ Damit teipvete die Alte ins Haus und brummelte noch fort bis zur Küche, um dort die Anstalten zum Festmahle zu treffen. Franz trat bellommen die Treppe an; er besann sich, wie er Clara anreden sollte, und konnte die rechten Worte dazu nicht finden, daß waren sie ihm zu unnatürlich, zu falsch gegen sich selbst, — bald schienen sie ihm wieder zu kalt, er fürchtete, Clara's zartes Gefühl zu verletzen, und sein Herz war doch so voll, daß er für ein Ueberströmen nicht gut stehen konnte. — Franz klopfte an alle Thüren, nirgends eine Antwort; er öffnete überall, — die Gesuchte war nicht zu finden. Wo sie nur stecken mag? — vielleicht ist sie im Garten, dachte Franz, — finden muß ich sie, und wenn sie zu tief im Keller wäre! — Er sprang drei Staffeln auf einmal nehmend zweier Kinder und eine Alte ins Freie. In Gedanken verloren gelangte er unversehrt bis an den Zaun des Obstgartens, hinter welchem indeß das Grummet lustig emporzewachsen war. Franz blieb augenwurzelt stehen, — Clara saß im Grase neben dem Zaune und hielt einen Strauß Blumen in den Händen, während der Blick über den See schweifte, bald nach den duftigen Bergen, bald nach dem Schlosse mit der Miesbacher Straße, welche über das Dorf Westerhofen berührte. — Gerade so wie vor drei Wochen, dachte Franz, — wenn ich nur mein' Sensen mitg'nommen hätt', daß ich ein Ausred' wußt', warum ich jetzt da auf einmal dahersumm'! — Während er sich noch auf eine solche besann, wandte Clara das Köpfchen um — — — lag im nächsten Moment an Franzens Brust! — — Er hatte sich umsonst nach einer passenden Anrede abgemüht, — Clara war ihm zuvorgekommen, — sie sprach zwar nichts, aber ihr Herz, das noch lauter klopfte, als beim Uebergang über den Gebirgsbach, — das große blaue Auge, welches alle Seligkeit dieses Augenblickes concentrirte und in einen so langen Blick auf den Geliebten ausströmte, sie sprachen mehr als Worte sagen konnten, — Franz verstand sie vielleicht besser, als er diese vertrauten hätte, und er entgegnete die stumme Anrede mit gleicher Antwort; — er drückte das mit zartem Roseurot übergossene Mädchen fest an seine Brust, als gälte es einer neuen Trennung vorzubeugen; — auf derselben Stelle, wo der Bund zweier Herzen geschlossen worden, drückte heute der erste Kuß sein heiliges Siegel darauf! — Damals lag die Gluth des Abendrothes feierlich über den Bergen und die Sonne verbieb mit ihren Scheidegruß strahlend Wiederkehr; es folgte düstere Nacht, doch aus ihrem Schooße hob sich mit neuem Glanze der Sonnengott! — Franz war geschieden; darauf folgte Trübsal und Kampf, und aus ihnen erhob sich vollendet der schöne Bund der Liebenden, vollendet — wie die Mittagssonne über ihren Scheitel! — — —

*

Die Hoferbäurin hatte eine Mutter voll Trig angerührt und solte eine Rudel nach der andern in das aufsiedende Schmalz; nebenan setten gebörte Birnen und der Stallbube war mit dem großen steinernen Kruge bereits in das Gasthaus abgesandt, um — unerhört! — drei Maß Bier zu holen! Sonst würde die Bäurin diese beillose Verschwendung um keinen Preis haben angehen lassen; aber heute — heute war ein Festtag, der würdig gefeiert sein wollte. Sie hatte über dem Kochherd eine Zeit lang gebraten, nach Franz sich umsehen; plötzlich öffnete sich die Küchenthüre und zu ihrem nicht geringen Erstaunen trat der Sohn, den Arm um Clara's Nacken geschlungen, lächelnd herein und sagte: „Mutter! — wir zwei sind eins! — jetzt mach' uns mir drein, und gib dein'n Segen dazu!“

Die Bäurin ließ die eben angefeuchte Rudel wieder in die Pfanne fallen und stemmte beide Arme in die Seite: — also war ihre Vermuthung von heute Morgen Wahrheit geworden! — Deshalb also hatte die Fräule Clara sich immer gar so angelegentlich um den Arrestanten erkundigt und deßhalb hatte sie gebeten, daß die Bäurin nun ihre Mutter werden solle! —

„Unser liebe Frau von Birkenstein!“ rief die Bäurin, als sie sich von der ersten Ueberraschung erholt hatte, — „ich kenn' mich ja gar nimmer aus, ob ich ein Mann! oder ein Weib'l bin! — ist's denn menschenmöglich, daß d' Fräule Clara mein'n Buben mag? — Du müßt's mir schon ein bißl Zeit laß'n, daß ich's in mein'n alten Kopf reinbring', — das geht mir so geschwind, — und mit'n unterm Rudelbaden kann ich Euch doch kein Sag'n geben, mit'n!“

Clara weinte und lachte zu gleicher Zeit und drückte die Hand der Bäurin an ihr laut pochendes Herz. „Ihr müßt Euch halt begnügen mit mir, Mutter,“ sagte sie dann in schmeichelndem Tone, — „ich bin freilich ein recht armes Ding, und ich weiß, daß Ihr Euch eine reiche Schwiegertochter gewünscht, aber wenn Ihr bedenkt, daß keine Andere Euern Franz lieber haben kann, als ich, so müßt Ihr halt Geduld haben mit mir, — ich will schon recht fleißig sein, und Euch das Rudelbaden und Küchlöttern ablernen, — ich freue mich schon kindisch darauf! — gelt, Mutter, Ihr lernt mir's doch?“ —

Die Bäurin schwieg, — ein Anflug von Röthung lähmte ihr die Zunge. „Seid Ihr mir böse?“ fragte Clara, und ihre Thränen fielen reichlicher; — „ich kann gewiß nichts dafür, daß mich der Franz so lieb gewonnen hat; — wie's kam weiß ich selbst nicht, — und es ist auch nichts Unrechtes, nicht wahr, Mutter?“

Die Bäurin stach rasch die letzten Rudeln heraus, dann warf sie das Gabel weg, entfernte den Küchenschurz und nahm Clara bei der Hand. „Kommt's Kinder,“ sagte sie, „geht wir in d' Stub'n vor, ich muß doch aufseden, daß der Arretant was z' essen kriegt!“

„Ich hab' eigentlich gar kein' Hunger!“ versetzte Franz, — „d' Clari hat mich schon mit was g'sammelt, — und das war so gut und süß, daß die besten Rudeln mit dran hin können!“

„So—ß—o?“ erwiderte die Alte mit erklüsterter Strenge, — „mir scheint's, Ihr thut's Euch ganz leicht mit einander! — schau, schau, wer hätt' das der Fräule Clara ang'leben, — ich hätt drauf gwett't, sie müßt' gar nix vom Verliebtsein! — Nu Franz, ein paar Ausgezogene wird's doch noch leiden auf's Probiert nach, — gradt daß ich's mit ums sonst backen hab'!“ Damit waren sie alle in die Wohnstube gekommen, — die Bäurin nahm ein frisches weißes Tischtuch mit zwei rothen eingewebten Streifen aus dem Kasten und den Hornlöffel mit den eingelegten Hirrathen, worunter der Spruch stand:

„Den Löffel für' nicht an den Mund
Bevor Du dich nit Gott verzeuget,
Und steckt ihn unter'n Tisch, so dank',
Daß Du genossen Speis und Trank!“

Dann stellte sie hölzerne Teller auf, holte die Flasche mit dem alten Kirschgeist und drei Gläschen aus dem Wandschranke, und wies Jeden seinen Platz an. — „Wo ist denn heute der kleine Hansl?“ fragte Clara jetzt, — daß sie für den Kuchelbeten kein Gedeed sah; — „Ihr werdet ihn doch wie gewöhnlich mit und essen lassen, Mutter, — der kleine Schelm soll auch an dem Festmahle theilnehmen!“ — Die Bäurin war geschäftig hinausgetrippelt und kam nun mit einer Schüssel aufgehäufter Rudeln herein, während Hansl schüchtern mit den gedrerten Birnen folgte, deren Brühe bei jedem Schritte den Boden des frischen Geschirrs zu überfluthen drohte. — Franz und Clara hatten sich vorgenommen, einander so unendlich viel zu fragen und zu erzählen, und jetzt, wo sie sich hatten, fanden sie keine Worte, — es fiel ihnen von All dem nichts ein.

„Also hinterrucks,“ begann die Mutter, nachdem sie Alle um den Tisch saßen, — „macht's Ihr Sachen aus, wo doch d' Hoferbäurin, bätt' ich gmeint, auch was mit'n'ein hat! — muß ich denn jetzt mit G'walt nans aus'm Häusel! — auf was wollt's denn eigentlich heirathen, ihr zwei! — bab' ich denn schon was g'sagt vom Uebergeben, Bub?“ Der Sohn gerieth in gelinde Verlegenheit, während Clara einen ängstlich fragenden Blick auf die künftige Schwiegermutter warf, ob es ihr mit diesem Einwurfe Ernst sei; nach einer Pause erwiederte Franz: „G'sagt hast freilich noch nix, Mutter, — aber — weißt, ich bätt' halt g'schätzt — Du wirst schon alt dahin, und daß Dich plagt g'nug Zeit's debag, 's thät' Dir schon halb ein Muh' weh, und gut hätt's wärt' ich Dich auch in Austrag, — 's dürft' Dir nix abgehn, und weißt — Zeitlang thätst auch mit krieg'n, denn bis mein' Bäurin Alt's kennt und weiß und gleint hat in Haus, derweil' muß ja doch so fortmachen, Mutter, — und auskommen werd's auch mit'nander, glaub' ich!“

„Ja, ja, schlag' ein, sie will Euch schon recht lieb haben, Mutter, und gar nicht eigensinnig sein, damit ich Euch recht bald die Arbeit abnehmen kann, nicht wahr? — Dann leck' ich Euch alle Eure Lieblingsspeisen, um Ihr sollt nichts thun, als Euch über unser Glück freuen!“

Die Bäurin lachte und erwiederte: „Da kann ich freilich nimmer aus, — so gut wenn's Ein's kriegt, da wär's ang'schickt, wenn's nit Ja sagn thät'! — Hab' freilich gmeint, ich will mit übergeben, wenn d' der Franzi ein' Bäurin heimführst, die in's Gschäft ein bißl Geld reinbringt, daß er sich leichter thut wie ich.“ — Die Bäurin hielt inne, denn die großen blauen Augen senkten sich, und von den Blumen des Mädchens zuckte ein schmerzliches Gefühl; rasch wandte die Mutter das Gespräch und fuhr fort: „Weiß's aber der Franzi selber nit besser baben will, so ist's mir auch ein Ding, und kann meintweg'n d' Uebergab' morgen und d' Hochzeit übermorg'n sein! — Nu, da wird ganz Schlers s'Jawort sag'n,“ sie wies denken die Alt'sen Leut mit im Dorf, daß ein Schlierer Bub ein herrisch Dienbl g'heirath't hat! — Das gibt ein' Arbeit, bis 's ganz' Haus putzt und g'legt ist und frisch ausg'weist, und d' Fensterläbn frisch ang'strichn, hab's allweil g'spart auf die Zeit! — Nu, beim Seestaller und beim Sedlmaier werdn's schaun, wenn ich ihnen das erzähl'! — Jesses weiß's mir grad einfallt, Franzi, — denk' Dir, der Förstermagl kommt fort, ich glaub' in's Schwabische 'naus kommt er, — gestern hat er schon sein' Koffer der Bötin mit'gebn aus d' Eisenbahn! Um

„Was?“ rief Franzl mit weit ausgerissenen Augen. — „Mutter, jetzt ist mir erst recht wohl um's Herz, — jetzt möcht' ich schon gleich Dich und d' Clari und 'n Hansl auch dazu rauschuh'n an d' Weißbeck'n vor lauter Freud'!“ und eine Rudel flog als Symbol der drei Tischgenossen empor und hinterließ eine dunkle Stelle an der Decke, dann fiel Franzl seiner Braut um den Hals und herzte sie so ungestüm, daß die Mutter abwehren zu müssen glaubte, indem sie rief: „Nu, nu, Franzl, bist denn schon wieder verruckt worb'n? Du verdruckst ja d' Clara völlig, und da schaug nauf an d' Decken! — 's ist gut, daß g'weißt werd'n mußt!“

„Ich kann nit beff'n, aber 's geht mir heut alles z' dict ein, ich werd'n gar nit, daß 's Glück auf einmal so reinbruckt auf mich!“ —

Als sich fast Abends die kleine Tischgesellschaft trennte, knieten Franz und Clara vor der Mutter nieder und baten um ihren Segen. Diese sah gerührt zu dem Crucifixe in der Stubenecke empor, auf welchem der Wundschein Strellichter durch die runden Fensterscheiben warf, und legte ihre Hände feierlich auf die Häupter ihrer Lieben; sie sprach nichts, aber ein stummes Gebet schwang sich als Fürbitte empor, weit über den Mond in jene Sphären, wo alle Ehen dieser Welt geschlossen werden! — Gute Nacht! —

11.

Die Morgensuppe mit den obligaten Lebermürsten war verzehrt, und die Musikanten stellten sich in zwei Reihen hinter einander vor dem Schierer Wirthshaus auf, in welchem es wie in den Zweigen eines blühenden Holunderbaumes schwirrte und summte von Neugierigen und geladenen Hochzeitgästen. — Eben trat der Hochzeitlader im dunkelgrünen Rocke mit der kurzen Taille und den bis auf die Knöchel reichenden Schößen heraus, richtete den langen Rosmarinzweig auf dem vielgeprüften Cylinder zurecht, und gab den Musikern mit gebieterischem Kopfnicken ein Zeichen, daß sie sich in Marschbereitschaft halten sollten. Er hatte heute Kaffee, Gewürznelken und Rollentabter im Stiche gelassen und war ganz Hochzeitlader, welches Amt er nebst dem des Leichenbitters als Realrecht vom Vater überkommen und jederzeit mit Virtuosität exercirt hatte. Ein reicher Strauß poetischer Anreden an die Brautleute und die Gäste schlummerte zum Ausbruch bereit unter seiner in spitzigen Winkel vortretenden Themisstirne, und ein mit bunten Bändern gezierter Stock wiegte sich mit dem Selbstbewußtsein eines Scepters in seiner Hand! — Jetzt wurde es lebendig drinnen in der Gaststube, — die Stühle wurden gerückt, und der silberdaraste Müller vom Waresstein, welcher heute die Rolle eines „Chorvaters“ übernommen, trat in seinem lichtbraunen Rocke mit den zwei Reihen Halbzuhnsknöpfen heraus und nahm bedächtig eine Prise; — die Morgenluppe war ihm sichtbar zu Herzen gegangen, — wie sollte es sich erst durch die zehn Gerichte des Hochzeitmahles hindurchwinden! — Ihm folgte der Bräutigam; wenn man Franzl heute die halbe Welt als Heirathsgut geboten hätte, er würde kein ernsthaftes Gesicht gemacht haben, — es wäre ihm rein unmöglich gewesen! — Auf besonderen Wunsch seiner Braut hatte er statt des althergebrachten Pfullstercodes mit den langen Schößen den schmalen Gehrgschößenanzug zur heutigen Feier gewählt, und unter der breiten Krämpe des schmächtigen Hutes blitzte ein frisches Aetherwasch hervor, als er jetzt die beiden Daumen unter die Hosenträger geklemmt den Musikanten zurief: „Aufg'spielt jetzt, Leutln, — jetzt komm' ich, und das ist was Rar's!“ — Trompete und Clarinett begannen auch sofort eine nichts weniger als harmonische Introduction, welche dann unter Begleitung einer Geige in den Hochzeitmarsch überging. — Während dessen hatte sich die Gesellschaft paarweise geordnet und der Zug begann sich in Bewegung zu setzen. Voran schritt gravitätisch der Hochzeitlader; dann folgte der Bräutigam mit dem Ehrenwater; hinter ihnen die beiden Kranzjungfern, zwei rothbackige frische Gesichter, welche dem hübschen Hoferranzl, trotzdem, daß er sie bei der Brautkirchen übergangen hatte, doch gerne den Gefallen thaten, seiner herrlichen Geselln das Hochzeitgeleite zu geben. Nach ihnen folgte die Hoferbäurin mit dem hohen schmalkrämpigen Spitzhut und dem braunseidenen Camisole, ein gutmüthiges Lächeln auf den saftigen Wangen, als wollte sie sagen: Zu Gottes Namen, — wenn Ihr glücklich seid, ihn ich's auch! — und hinter ihr schritt — Clara? — nein, das konnte Clara nicht sein, es saß ja ein Spitzhut mit langer Goldschnur auf den reichen blonden Zöpfen, — es legte sich ja ein spitzlich ausgeschnittes Mieder um ihren jungfräulichen Busen, und darüber wallte ein grosblumiges Seidentuch: — wie sollte das die Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenfels sein? — ein weiter seidener Schurz ließ den einfachen Rock nur eine schmale Spalte, sich der Oeffentlichkeit zu zeigen, und ein Camisol von gleichem Stoffe trieb seine Puffärmel aus dem Mieder heraus, — wie konnte dies das Fräulein von Rosenau sein? — Ja, wenn das niedliche kleine Zöpfchen die Täuschung nicht noch zu guter Letzt vereitelt hätte, — wenn die großen blauen Augen nicht gewesen wären, ja dann würden wir den Leser von Vermuthungen foltern lassen, — wir würden den Namen der Unbekannten als Preisräthsel aufgeben, und die Auflösung erst im nächsten Bande bringen; — so aber wissen wir, daß es wir ich unser Liebling ist, — daß Clara nicht blos im Herzen, sondern auch in ihrer äußeren Erscheinung Hoferbäurin werden wollte, und hiermit ihrem Bräutigam unendliche Freude bereitete. Die Hutschnur war Franzens Hochzeitgeschenk; er hatte drei Frauenthaler aus dem Beutel genommen; — eigentlich wollte er nur einen herausnehmen, aber da dachte er sich: was kannst d' ihr kaufen um ein' solchen Thaler? — Nu viel Gescheidts! — also — in Gottes Namen thust halt noch einen dazu; 's ist freilich ein Heidengeld, zwei Frauenthaler hinauswerfen! nu, d' Mutter wird mir's nit übel haben, wenn ich ihr sag', daß 's für d' Clari g'dört! — und als Franz noch eine Weile nachgedacht, kam er zur Ueberzeugung, daß wegen der Quasten, die nothwendig dabei sein mußten, drei Frauenthaler nöthig seien. Alle guten Ding' sind drei, dachte er sich, und alle Tag' ist mit Hochzeit; — bei mir heißt ich, das erst' und das letzt' Mal! —

Die kirchliche Trauung war vorüber, — der würdige Pfarrherr hatte eine lange Amede an die Brautleute gehalten, worin er insbesondere das trübselige Bäurin auf die Mühseligkeiten aufmerksam machte, denen sie entgegengehe, und sie zu treuem ehelichem Ausharren aufforderte; — dann verlief der Zug die Kirche wieder. — Als Franz nun an der Seite seines geliebten Weibes aus dem Portale trat, fiel sein erster Blick auf eine zusammengekauerte Gestalt, welche auf einem Grabhügel saß und das Gesicht mit beiden Händen verdeckte. — Eine Welle des Unmuths flog über des Neuvermählten Stirne, denn er überschaute ihn, daß Jemand heute weniger fröhlich sein könne, als er selbst; er blieb einen Moment vor der Gestalt stehen und sagte fast vorwurfsvoll: „Was sitzt denn da für eine arme Sünderin? — hast kein'n andern Platz g'funden zum Rahrn, als wie's Kirchweg, wo d' Hochzeitsleut' gehn müss'n? — Nu, was fehlt Dir denn? so red', wenn's nit von Stein g'bauen bist!“

Die Angeredete bob langsam das blasse, von verwirrten Haaren umflatterte Haupt und sah den Hochzeiter mit ihren tiefliegenden Augen starr an: — es lag ein so unheimlicher Ausdruck in diesem Blicke, daß sich zusammenschauerte und Franz mit dem Aermel über die Stirne, daß Jemand breite wenigen fröhlich sein könne, als er selbst; er blieb einen Moment vor der Gestalt stehen und sagte fast vorwurfsvoll: „Was sitzt denn da für eine arme Sünderin? — hast kein'n andern Platz g'funden zum Rahrn, als wie's Kirchweg, wo d' Hochzeitsleut' gehn müss'n? — Nu, was fehlt Dir denn? so red', wenn's nit von Stein g'bauen bist!“

Die Angeredete bob langsam das blasse, von verwirrten Haaren umflatterte Haupt und sah den Hochzeiter mit ihren tiefliegenden Augen starr an: — es lag ein so unheimlicher Ausdruck in diesem Blicke, daß sich zusammenschauerte und Franz mit dem Aermel über die Stirne fuhr, als wollte er sich einen Nebel von den Augen wischen. — Jetzt sah er deutlich, daß es Jemand sei, welche er kannte, — daß es Clara's Freundin, die Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenfels sei, — ein weiter seidener Schurz ließ den einfachen Rock nur eine schmale Spalte, sich der Oeffentlichkeit zu zeigen, und ein Camisol von gleichem Stoffe trieb seine Puffärmel aus dem Mieder heraus, — wie konnte dies das Fräulein von Rosenau sein? — Ja, wenn das niedliche kleine Zöpfchen die Täuschung nicht noch zu guter Letzt vereitelt hätte, — wenn die großen blauen Augen nicht gewesen wären, ja dann würden wir den Leser von Vermuthungen foltern lassen, — wir würden den Namen der Unbekannten als Preisräthsel aufgeben, und die Auflösung erst im nächsten Bande bringen; — so aber wissen wir, daß es wir ich unser Liebling ist, — daß Clara nicht blos im Herzen, sondern auch in ihrer äußeren Erscheinung Hoferbäurin werden wollte, und hiermit ihrem Bräutigam unendliche Freude bereitete. Die Hutschnur war Franzens Hochzeitgeschenk; er hatte drei Frauenthaler aus dem Beutel genommen; — eigentlich wollte er nur einen herausnehmen, aber da dachte er sich: was kannst d' ihr kaufen um ein' solchen Thaler? — Nu viel Gescheidts! — also — in Gottes Namen thust halt noch einen dazu; 's ist freilich ein Heidengeld, zwei Frauenthaler hinauswerfen! nu, d' Mutter wird mir's nit übel haben, wenn ich ihr sag', daß 's für d' Clari g'dört! — und als Franz noch eine Weile nachgedacht, kam er zur Ueberzeugung, daß wegen der Quasten, die nothwendig dabei sein mußten, drei Frauenthaler nöthig seien. Alle guten Ding' sind drei, dachte er sich, und alle Tag' ist mit Hochzeit; — bei mir heißt ich, das erst' und das letzt' Mal! —

Die kirchliche Trauung war vorüber, — der würdige Pfarrherr hatte eine lange Amede an die Brautleute gehalten, worin er insbesondere das trübselige Bäurin auf die Mühseligkeiten aufmerksam machte, denen sie entgegengehe, und sie zu treuem ehelichem Ausharren aufforderte; — dann verlief der Zug die Kirche wieder. — Als Franz nun an der Seite seines geliebten Weibes aus dem Portale trat, fiel sein erster Blick auf eine zusammengekauerte Gestalt, welche auf einem Grabhügel saß und das Gesicht mit beiden Händen verdeckte. — Eine Welle des Unmuths flog über des Neuvermählten Stirne, denn er überschaute ihn, daß Jemand breite wenigen fröhlich sein könne, als er selbst; er blieb einen Moment vor der Gestalt stehen und sagte fast vorwurfsvoll: „Was sitzt denn da für eine arme Sünderin? — hast kein'n andern Platz g'funden zum Rahrn, als wie's Kirchweg, wo d' Hochzeitsleut' gehn müss'n? — Nu, was fehlt Dir denn? so red', wenn's nit von Stein g'bauen bist!“

Die Angeredete bob langsam das blasse, von verwirrten Haaren umflatterte Haupt und sah den Hochzeiter mit ihren tiefliegenden Augen starr an: — es lag ein so unheimlicher Ausdruck in diesem Blicke, daß sich zusammenschauerte und Franz mit dem Aermel über die Stirne fuhr, als wollte er sich einen Nebel von den Augen wischen. — Jetzt sah er deutlich, daß es Jemand sei, welche er kannte, — daß es Clara's Freundin, die Gesellschafterin der Fürstin Schwarzenfels sei, — ein weiter seidener Schurz ließ den einfachen Rock nur eine schmale Spalte, sich der Oeffentlichkeit zu zeigen, und ein Camisol von gleichem Stoffe trieb seine Puffärmel aus dem Mieder heraus, — wie konnte dies das Fräulein von Rosenau sein? — Ja, wenn das niedliche kleine Zöpfchen die Täuschung nicht noch zu guter Letzt vereitelt hätte, — wenn die großen blauen Augen nicht gewesen wären, ja dann würden wir den Leser von Vermuthungen foltern lassen, — wir würden den Namen der Unbekannten als Preisräthsel aufgeben, und die Auflösung erst im nächsten Bande bringen; — so aber wissen wir, daß es wir ich unser Liebling ist, — daß Clara nicht blos im

Digitized by Google

„Recht so“, versetzte der Hochzeiter, welcher froh war, ein Thema zum Abschluß gebracht zu sehen, das ihm heute geradezu wie ein Mißton im Jubel seines Herzens erschien!

— — — — — — — — — — — —

Droben im Tanzsaale des Wirthshauses schmetterte noch die Trompete, brummte noch der Baß, und die erhitzten Paare drehten sich, mit Staub gepudert, noch rastlos durch einander, während die Alten mit gefüllten Mägen und Sacke hinter den Krügen der jüngeren Generation gedulvig zusahen. Unten im Hausflure aber da entwickelte sich eine interessante Scene; der Schulmeister stand mit seiner Geige in einem kleinen Kreis aufmerksam zuhörender junger Leute, und spielte ihnen die Melodie zu dem Refrain:

„Und dennoch stahl die Liebe sich
Jn's wilde Jägerherz!“

mit schmelzenden Gefühle vor, worauf sie dieselbe dann im Chor wiederholen mußten. Wenn auch manchmal ein Klaps mit dem Fiedelbogen diesen oder jenen der Feiertagsschüler belehrte, daß er sich gegen die Harmonie versündigt habe, so ging die Sache doch leidlich, und das improvisirte Stündchen konnte vom Etapel laufen. — Kaulos begab sich der Trupp den Häusern und Gärten entlang vor das Hofesanwesen. Hier wurden zwei mitgebrachte Kienfackeln angezündet, dann räusperte sich der Schulmeister und begann die erste Strophe des Liedes zu singen; aber — war es die kühle Nachtluft oder der Einfluß der leidlich gewossenen Hochzeitsgetränke, — es wollte gar nicht heraus aus der Kehle heute, und der Solosänger war froh, als der Chor an die Reihe kam, seinen Refrain erbrausen zu lassen. Der Erfolg war wenig aufmunternd, denn der Hofhund des Nachbars schien nichts von classischer Musik zu verstehen, er begann jämmerlich zu heulen, wodurch die schöne zweite Strophe des Schulmeisters zu seinem nicht geringen Aerger ganz verloren ging. Trotzdem öffnete sich oben eine Thüre, und Franz trat im notdwendigsten Negligé auf die „Lauben“ heraus, während sich gleichzeitig ein Fenster aufthat und Clara's liebliche Büste sichtbar wurde. Schulmeisterl Kehle war inzwischen reiner geworden und sein Fiedelbogen bearbeitete während des Chors sein Instrument mit solcher Wucht, daß die E-Saite bereits gesprungen herabhing, — ein böses Omen für abergläubische Hochzeitsleute! — allein das war für einen Virtuosen, wie unser Schulmeister sich zu sein rühmen durfte, kein Hinderniß, er würde wie Paganini auf einer einzigen Saite gespielt haben! — — Nach Beendigung des Liedes brachte er dem verehrten Brautpaare ein dreifach donnernd Hoch, in welches von den Aufspringern donnernd eingestimmt wurde. —

Franz rief nun herab: „Leute, ich dank' Euch recht schön, — Herr Lehrer, Ihr habt's mir und mein Weiberl ein' große Freud' g'macht mit dem G'sang, — unser Herrgott soll's Euch an Eure Kinder und Kindskinder vergelten!“

„Um Gottes willen, keine Kinder mehr!“ schrie der Schulmeister, — „wenn er mir nicht das G'wand und das Brod dafür auch gleich mitschickt, dank' ich recht herzlich dafür, — ich hab' mit meinen Sechsen übrig genug zu schaffen!“ —

„Gute Nacht Franz, — gute Nacht Bäurin!“ rief's nun von allen Seiten und mitten drein — blitzte es hinter dem Strunke des Birnbaums auf, — ein Schuß krachte durch die stille Nacht hinaus, und vom First des Daches fiel die geschnitzte Gemse zersplittert zu den Füßen des erschrochenen Hochzeitsvaters herab, während Clara mit einem Aufschrei das Fenster geschlossen hatte. Gegen das Dunkel des Obstgartens aber rannte eine Gestalt und rief in höhnischem Tone zurück: „Ein schönen Gruß soll ich ausrichten vom Förstermarx!“

„Das ist der Steiner g'wesen!“ sagte Franz, — und ein leiser Schauer lief ihm über den Rücken! — — — — — —

(Schluß folgt.)

Briefmappe.

Hrn. Büchermeister O. N. in Bartschau. Das Gewünschte werden Sie wohl in der reichen Sammlung „Händnerklopfer von Peter Schatz“ (Leipzig, Vogel) finden.

Hrn. Rentier K. Die Herstellung von Branntwein ist sehr einfach: ½ Eberkopf doppelschlachtiges Nattern und eine Messerspitze gepulverte Wermuthsamen in ein halbes Glas Zuckerwasser gethan, gibt das beliebte englische Branntwein.

Mehlwurstem. Ja, das Alter ist eine Krankheit, gegen die sogar der Briefsekretär mann der Jtalie, Bleibt, nach Jhrer gütigen Meinung „Alles weiß“ — kein anderes Mittel zu schreiben vorhegt, als „Geduld!“

Hrn. Stud. „Fuchs“ in Tübingen. Eine Auswahl der besten Liebesdichtungen deutscher Poesie aus alter und neuer Zeit finden Sie in dem Büchlein: „Lieb und Liede“ (Leipzig, Wigand). Also wirklich Ihre erste Liebe? Sie glückliches „Fuchs!“

Corinna. Schon Polonius sagt im Hamlet: „Kürze ist des Redners Burgen!“... und verehrtes Fräulein, Manuskripte sind gottsträubend Reden, hörten alle vor allen Dingen nicht lang — — weilig sein.

Hrn. Primaner L. in Brandenburg. Wir halten es in aller Aufrichtigkeit für ein großes Glück für die Welt, daß die Herrn Verleger so grausam sind, nicht alle Gedichte, die geschrieben werden, drucken zu wollen. Die Makulatur würde ebenso hart im Preise fallen, wie die unsern Augen. Noch 10 Jahren werden Sie uns vielleicht recht geben.

Frau Martha P. in Potsdam. Halt Du einen Rat, so halt Du den Einen, — halt Du zwei, so halt Du einen halben, — halt Du gar drei, so halt Du — gar keinen! Sagt schon der alte Hufeland.

Hrn. Pastor B. in Hinterpommern. Gegen die böse Schlafkrankheit gibt es gar viele Mittel — aber keins hilft. Kant soll seine bösen Nerven durch das Lesen seiner Gedanken auf das Wort „Nieren“, ohne natürlich weiter über Nieren nachzudenken, eingestellt haben.

Hrn. Dr. F. in Straßfund. Kennen Sie denn nicht das alte naive Volkslied:

Hab ich Dir's nicht gleich gesagt?
Scher Dich an die Ziege,
Binden den Bockbärtigen in die Hand
Und weh dem Kind die Ziege...

Buchstabenräthsel.

Seh' in meine Mitte b,
Und Du siehst auf festen Füßen
Einen Leber Gottes stehn.
Jn die nahe Zukunft sehn —
Diese Zukunft war nicht fein,
Daß er mußt' es doch sich sein'n.

Jn die Mitte leg' ch,
Und es siehet vor Dir da
Ein Monarch aus Afrika;
Wenn die Sag' uns nicht betrügt,
Hat sich's damals schon gefügt,
Daß dich die, so er gründet,
Bald unsichtbar sein Vaterland.

Leg' in meine Mitte r,
Wieder nahe ein Gerichtsherr,
Dessen Name ein Verlangsamer
Alles Strebens fort und fort.
Daß drachst ihm die Tyrannei,
Das Verachtung auch dabei.

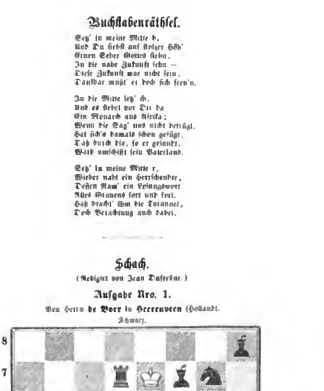
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nro. 1.

Vom Herrn de Boer in Heerenveen (Holland).

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem fünften Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 468:

Weiß.	Schwarz.
1) L. G 3—H 4	1) K. C 4— D 5.
2) D. D 3 nimmt F 3 †.	2) Beliebig.
3) D. gibt Matt.	

(Andere Variationen leicht.)

Auflösung des Räthsels Seite 444:

Reif.

Redaktion und Verlag von W. Hallberger in Stuttgart. — Druck von J. A. Bochhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

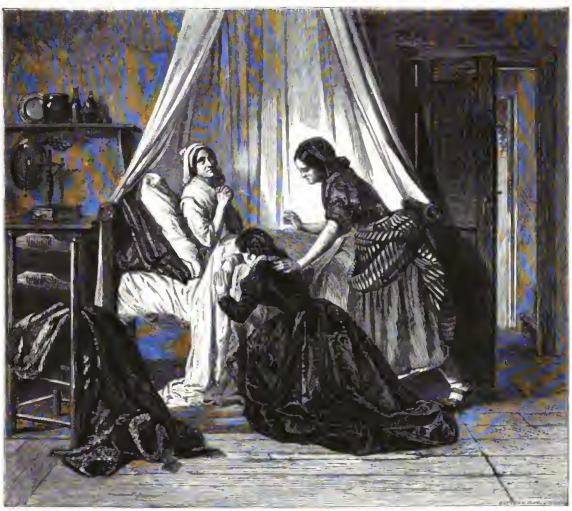
Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 44.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Der Reuigen Rückkehr.



O Mutter, er log so süß und fromm
Sich mir in's liebende Herz hinein,
Er küßte so heiß und schmeichelte: „Komm
Mit mir in die Welt voll Sonnenschein!"

Er zog mich heimlich bei Nacht hinaus
Und nannte mich zärtlich: „Mein Weib — mein Kind ..."
So floh ich mit ihm vom Vaterhaus
Und lebte in Lust — in Schand' — in Sünd' ...

Ich lehre verlassen und liebearm
Zurück ... Die Mutter so krank und bleich
Dankt Gott — nimmt segnend sie in den Arm ...
Ein Mutterherz ist so liebereich!

W. v. Richtenberg.

Digitized by Google

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

(Fortsetzung.)

Auch Landerer dachte in solchen Tagen, die sich zu Wochen aneinander reihten, mit unbeschreiblicher Sehnsucht an seine heimatlichen grünen Berge, besonders aber an jene ihm unvergeßliche Abendfahrt auf dem See, wo er sie zum ersten Male gesehen. Das Hospital hatte er schon längst wieder verlassen, war aber noch nicht im Stande, Dienste zu thun, da in seiner Schulter noch eine Schwäche zurückgeblieben war, weßhalb er den Arm noch in einer Schlinge trug und Muße genug gehabt hätte, seine Spaziergänge und Nachforschungen wieder aufzunehmen. Doch fühlte er sich in seiner Weise dazu aufgelegt; denn die betäubende Hitze drückte ihn nicht nur wie jeden anderen nieder, sondern hatte auch alle Fremden von Rom verscheucht, wozu auch noch das immer merkbarer werdende Ausstreben des furchtbaren Gespenstes kam, von dem Dr. Bucher an jenem Abende gesprochen. Ja die Cholera hatte sich in Rom eingenistet, und wenn sich die Zurückgebliebenen auch immer noch scheuten, von einer Epidemie im schlimmsten Sinne des Wortes zu reden, so waren doch die massenhaft sporadisch in allen Theilen der Stadt auftretenden Erkrankungen jedesfalls genug, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Wer immer konnte, floh aus Rom nach den Bergen, doch kamen auch dort in verschiedenen doch und gesund gelegenen Orten verdächtige Krankheitsfälle vor, weßhalb aus dem Palazzo des Papst Befehl an verschiedene Ortschaften Aerzte, Arzneimittel, Lazarethmittel abgesandt wurden; Vorsichtsmaßregeln, welche dem allen dankbar anzuerkennen wurden, mit Ausnahme von Albano, dessen Municipium mit dem Beifügen ablehnte, daß Albano in seiner hohen gesunden Lage, erfrischt vom Wasser seiner herrlichen Seen und dem Hauche seiner uralten majestätischen Bäume, wohl gar nichts von der Krankheit zu befürchten habe, wie es ja auch wohl auch den oben angeführten Gründen bis jetzt bei den furchtbarsten Epidemien stets verschont geblieben sei.

Und wer die reizende, gesunde Lage von Albano kennt, seine elastische frische Luft, seinen Quellenreichthum, seine herrlichen Schatten spendenden Bäume, der möchte wohl mit der Ansicht des Gemeinderathes einverstanden sein und es für richtig finden, die zahlreich hier zusammengetrömten Fremden nicht durch unnöthige Vorsichtsmaßregeln zu beunruhigen.

Und zu diesen Fremden hatte Rom hohe und höchste Welt natürlich das zahlreichste Contingent gestellt. Hier befand sich ein König und eine Königin, Prinzen, Fürsten und Herzoge, Excellenzen und Prälaten, reiche Banquiers, hohe Beamte und angesehene Kaufleute. Dazu kamen auch fremde Reisende und Touristen, Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, die theils von Rom ebenfalls nach Albano gegangen waren, oder die sich aus den bedrohten Orten der Gebirge zusammengefunden hatten. Daß hierbei sowohl Albano als auch benachbarte Arricia übervölkert zusammendrängt kamen der Erwähnung, ja die reichsten und vornehmsten Personen mußten sich hier mit Räumen begnügen, welche sie in ihren Palästen und Villen wahrscheinlich zu verschmähen und gering für ihre Dienerschaft gehalten hätten. Warum sich hier auch nicht behelfen, hier, wo man in guter gesunder Luft mit einer allenfalls verzeihlichen Bequemlichkeit die Berichte las, wie unheimlich das finstere Gespenst durch die oben Gassen Roms schritt. Wenn man hier, im Schatten hundertjähriger Steineichen tief aufathmend, fernhin in einer ungeheuren Linie die entzückenden Buchten des Meeres schaute oder hinabstieg auf den tiefblauen Albanersee, der dort so geheimnißvoll versteckt in der Tiefe der malerischen Berge wohnt liegt, und wenn man alsdann das Auge wandte auf die in der Hitze flimmernde verbrannte Campagna oder auf die reiche Stadt selbst, die fernab tief am Horizonte lag, nur kenntbar durch die hervorragende Kuppel von Sanct-Peter und eine mißfarbige, maßmengefchwängerte Dunstwolke. Allerdings unterließ man sich hier oben bedauernd und theilnehmend über die Leiden unglücklicher Mitmenschen, doch konnte dabei mancher elegante Cavalier und mancher wohlgenährte Prälat, während er langsam die fetten, beringten Finger über einander rieb, ein leichtes Achselzucken mit der Bemerkung nicht unterdrücken, daß Jeder es sich ja selbst schuldig sei, in ähnlichen ernsten Fällen die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden: »Prudentes protegit Dominus.«

Und trotz mancherlei Unbequemlichkeiten ließ es sich hier oben in Albano schon aushalten; besonders in den frühen frischen Morgenstunden und für die vornehme Welt namentlich Abends, wenn des Tages Last und Hitze verschlafen, verträumt, verplaudert, auch vielleicht verspielt war, und wenn man sich nach eingenommenem Pranzo in den sogenannten Galerien zwischen Albano und Castel Gandolfo erging. Es sind diese Galerien zwei großartige Alleen der schönsten, üppigsten, uralten, immergrünen Eichen, eine obere und eine untere, und spaziert man gewöhnlich durch letztere nach dem Castel Gandolfo, häufig der Landsitz des Papstes, hinauf, um alsdann durch die höher gelegene der weitern Aussicht wegen zurückzugehen. Und welche entzückende Aussicht hat man hier oben. Zur Seite in der grünen Tiefe der runde, hochblaue, kaum bewegte Spiegel des Albanersees, in einem Kessel von lachenden Wäldern, untermischt mit malerischen Felsen, dahinter aufsteigend der Monte Cavo, der höchste Gipfel des Lateinergebirges, dessen Kloster von hier aus wie ein weißes Pünktchen erscheint, tief unter diesem an der Bergwand, die den See einschließt, der schattige Waldweg zum Kloster Palazzuolo, das so reizend versteckt zwischen Büschen und Laubgewölben in den See hinunterblickt; weiterschreitend haben wir alsdann einen Blick auf die blauen Sabinerberge, auf die scharfe, leuchtende Linie des Meeres, und dann taucht vor uns über mächtige Klostergebäude, über grünbewachsene antike Mauerbogen zwischen Pinien und Cypressen der liebliche Thurm von Albano hervor, sowie nach und nach die weißen Häuser mit den flachen Dächern am Abhang des Berges, zwischen blühenden Gärten gelegen, und dann breitet sich vor uns aus die weite Campagna in ihrer traurigen graugelben Färbung, vielleicht ein wenig belebt durch die dunkeln Schatten fliehender Wolken, zu denen man sehnsüchtig, aber vergeblich nach Regen aufschaut.

Besonders in diesen Tagen waren die Blicke der Hunderte von Spaziergängern in den Galerien besonders auf die kleine weiße Wolke gerichtet, welche am Horizonte auftauchte, und die Möglichkeit eines erfrischenden Gewitters bildete begreiflicher Weise einen Hauptgegenstand aller Gespräche. Wenn man sich hier auch in behaglicher Sicherheit fühlte, so hatte man doch Mitgefühl für seine leidenden Nebenmenschen, und wie viel leiden in Rom nicht Verwandte oder theure Freunde.

Da war an einem Abend selbst in den kühlen Galerien der schwere Hauch des Scirocco außerordentlich fühlbar, und es strich durch die matt flüsternden Blätter der riesigen Eichen eine heiße, seltsam beklemmende Luft, in ihrer ängstlichen Schwere so ungewohnt sie diese lustigen Höhen, daß manche der Spaziergänger früher als sonst seine Wohnung aufsuchte, und daß die dunklen Alleen zu ungewöhnlicher Stunde in schwüle gender Einsamkeit lagen. — So recht geeignet für den furchtbaren Eintritt der schrecklichen Geißel, die ungeahnt in mitternächtiger Stunde auf den unheimlichen Flügeln eines immer drückender werdenden Windhauches heranschwebte. — —

Ja ohne sich vorher anzukündigen, ungeahnt, — denn alle die gesunden, arglosen, in ihrem Asyl zufriedenen Menschen waren mit dem Wunsche eines heiteren Wiedersehens von einander geschieden, viele von ihnen erblickten weder das heitere Licht des Tages mehr noch das traulich liebe Freunde; viele der Gäste, welche zum Abschiede einen herzlichen Druck ausgetauscht, waren erstarrt und verkrümmt, noch ehe die Morgensonne sich glühend aus dem fernen Meere erhob. — — — —

Denn noch in dieser Nacht hatte Albano achtzig Choleraerkrankte und, schreckliche Bahrheit, fast ebensoviel Leichen.

Wer sich im Stande, das unbeschreibliche Entsetzen aller dieser zu schildern, die in der Nacht erweckt wurden durch jammernde Klagen zu ihrer Rechten, zu ihrer Linken, oben und unten, im Nebengemach ihres Schlafzimmers, vor ihrer Kammerthür, in schrecklicher Unbewußtheit, welch furchtbarer Feind nächtlicher Weile über die arme Stadt hereingebrochen sei; und als sie dann Zeugen der Angst des Gewissens erhielten, war diese Gewißheit der trostloseren Art. Wer konnte entfliehen, da es an irgend wie genügenden Transportmitteln fehlte, wer vermochte es, bei der Wissenschaft Schutz zu suchen, da fast keine Aerzte da waren, und da es an den nothwendigsten Arzneimitteln, an Allem fehlte. — Am nächsten Tage verbreitete sich die Kunde von Mund zu Mund und der Tod, die Seuche trat in ihrer furchtbarsten, unerbittlichsten Gestalt auf. Sie erschien fast nur in rasch tödtenden Fällen. Wenige Stunden reichten hin, um einen Gesunden mörderisch zu überfallen und todt hinzustrecken. Alle Häuser schlossen sich, alle Geschäfte stockten. Selbst an nothwendigsten Lebensmittel, selbst Brod, war kaum mehr und ungenügend zu bekommen. Das alles erzeugte in der ersten schrecklichen Ueberraschung eine alles lähmende Unthätigkeit. Jeder erwartete bülflos den furchtbaren Schlag, der vielleicht vor einer Stunde seinen Freund betroffen, doch es überdauerte diese moralische Erstarrung nicht den ersten Tag, um alsdann dem sieberhaften Drange, dem verpesteten Orte zu entfliehen, Luft zu machen. Aber wie entfliehen und wohin? Die Bahnzüge hielten nicht mehr an der unterhalb des Ortes gelegenen Station, sondern überließen die Stadt ihrem Schicksal; alles, was an Pferden und Wagen verfügbar war, hatten die Aengstlichen und Reichsten schon in den ersten Stunden dem Ausbruch der Seuche mit Beschlag belegt. Und so kam es denn, daß vornehme Leute, Prälaten und höhere Kirchenfürsten, welche im gewöhnlichen Leben selten oder nie zu Fuß gingen, den Stab in die Hand nahmen, ja sich selbst mit den nothwendigsten Habseligkeiten beluden, um in den nächstgelegenen Orten, in Castel Gandolfo, in Genzano, Nemi, vor Allem aber in dem bis jetzt von jedem Krankheitsfall verschont gebliebenen ärmeren Arricia Unterkunft zu suchen. Doch hierhin war nicht sobald die Kunde von den Vorfällen in Albano gedrungen, als sich die Bewohner zusammenthaten, Wachen mit geladenen Gewehren aufstellten und so einen sichern Cordon aufstellten, bei dem keine Bitte, kein Parlamentiren half, und wo die Unglücklichen, Schutz und Hülfe suchend, unter Androhung von Schüssen zurückgetrieben wurden und man ihnen hiernach die Wahl ließ, nach Albano zurückzukehren oder den weiten Weg nach Rom einzuschlagen, oder sich in verlassenen Gebäuden, Weinbergshäuschen u. dgl.

Digitized by Google

aufzuhalten und ein Paar Tage, bis weitere Hülfe kam, von den Wenigen zu leben, was die Gemeindebehörden an Brod und Wein gutwillig außerhalb ihres Cordons niederlegten. Fremde, die arglos in diesen ersten Tagen nach Albano kamen, waren glücklich, mit ihren müden Postpferden unter Bezahlung der drei- bis vierfachen Taxe wieder umkehren zu können; wogegen eine Familie, die aus Neapel in ihrer vorher bestellten Wohnung in Albano eintraf, erst von ihrem Zimmer Besitz genommen hatte, nachdem sich Andere ihrer Pferde schon bemächtigt, und eben im Begriff war, sich zu einem spärlichen Mittagessen niederzusetzen, als sie durch eine lange Reihe von Todten, die vorübergetragen wurden, so auf die schauerlichste Art zu ihrem Entsetzen Kunde erhielt von den Vorfällen in der unglücklichen Stadt. Diese Familie, vornehme und reiche Leute, — denn sie reisten in Begleitung eines Kammerdieners, einer Kammerfrau und zweier italienischer Bedienten, die sie in Neapel angenommen hatten, — behandelt auch einem etwas krankhaften ausstehenden Herrn und einer auffallend schönen jungen bleichen Dame, welche aber von Allen am gesasstesten erschien und ihrem Gemahl dringende Vorstellungen machte gegen die von demselben sogleich beschlossene schleunige Flucht aus dem verpesteten Orte. Doch hatte dieser so gänzlich die Fassung verloren, daß er sich augenblicklich vor Lösung eines italienischen Bedienten überlief, welcher, aus Castel Gandolfo gebürtig, dort für seine Unterkunft zu sorgen versprach. Man ließ das Mittagessen unberührt, man sieh die schweren Reisekoffer zurück, Herrschaft und Diener beluden sich nur mit dem Nothwendigsten, verschlossen die Zimmer und flohen, die Schlüssel mit sich nehmend, gegen Castel Gandolfo. Der Wirth, sowie die übrigen Bewohner des Hauses achteten kaum auf sie in der allgemeinen Verwirrung, bei dem Entsetzen, verursacht durch die niederschmetternden, sicher treffenden Schläge des Todes, die nicht Alter, nicht Jugend, nicht Arm, nicht Reich verschonten, denen sowohl der Bauer als der wohlhabende Kaufmann und Gutsbesitzer, reiche Fremde, Herren und Grafen, Fürsten, Prinzen aus königlichem Geblüt, ein Cardinal und eine Königin zum Opfer fielen.

Selbst in Rom verbreiteten die eingelaufenen Nachrichten ein dumpfes Entsetzen und die Regierung vermochte nicht mehr auf gewöhnlichem Wege Hülfe zu spenden dem so schrecklich heimgesuchten Orte, dessen Aerzte, Apotheker, Todtengräber theilö gestorben, theils gefloben waren.

In diesen Tagen befand sich Landerer mißmuthig auf seinem Zimmer; denn die Unthätigkeit, in die ihn sein immer noch geschwächter Arm versetzte, brachte ihn in die übelste Laune; kaum war er im Stande, sich selbst wieder anzukleiden; aber vergebens hatte er schon ein paar Mal versucht, das schwere Gewehr zu handhaben.

Der kleine Hornist, welcher einige Aufträge für ihn besorgt hatte, wischte sich den Schweiß von der triefenden Stirne und sagte mit seinem gewöhnlichen pfiffigen Lächeln: „Ich habe schon oft erfahren, daß das, was uns ein Unglück dünkt, häufig zum Heile über uns gekommen ist."

„Wenn Du in Deiner Weisheit meinen Zustand meinst," erwiederte der junge Zuave barsch, „so möchte ich mit darüber eine Aufklärung ausbitten; oder" — — setzte er mit einer unmuthigen Handbewegung hinzu, „schweige lieber still, denn ich bin nicht gelaunt, Dummheiten zu hören."

„Es sind aber dießmal ganz und gar keine Dummheiten," erwiederte der Andere, während er auf eine trübe Stelle des Gewehrlaufes hauchte und dieße dann eifrig mit dem Aermel polirte. „Es geht etwas vor bei den Zuaven; und wenn ich als gesunder Spielmann gerade nicht mit dabei zu sein brauchte, würde ich mir im Grunde nicht viel daraus machen."

„Nun denn, was geht vor, wenn's beliebt?"

„Sämmtliche Compagnien sind beordert, heute Abend mit Sad und Pack sechzehnstündig ausgerüstet vor der Porta San-Giovanni zusammenzutreten, wobei extra noch an die stärksten Leute Hauen und Schaufeln vertheilt werden."

„So gilt es einen nächtlichen Schanzenbau."

„Das weniger; so viel ich unter der Hand erfahren habe, und ich erfahre zuweilen etwas unter der Hand, sollen die Zuaven auf höheren Befehl für eine Zeit lang nach Albano verlegt werden."

„A — a — a — ah," sagte Landerer ausmerksam werdend, „und zu welchem Zweck?"

„Nun, um wroben etwas Ordnung zu halten, sowie um als Krankenwärter, Todtengräber u. dgl. zu dienen. — — — — Habe ich da nicht Recht," fuhr er nach einer Pause mit dem frühern pfiffigen Lächeln fort, „wenn ich vorhin sagte: ein Unglück sei zuweilen ein Glück für uns. — — Nur die, welche auf der Krankenliste stehen, bleiben zurück."

„Ah, darin hast Du Recht," versetzte der junge Zuave, indem sich seine Blicke belebten, „wann, sagst Du, treten die Compagnien zusammen?"

„Eine Stunde vor Ave Maria."

„So ist keine Zeit zu verlieren. Komm, hilf mir die Kuppel meines Säbels schließen. Hast Du Alfons nicht gesehen, unsern Unterofsizier?"

„Er war soeben drunten im Hofe."

„So reiche mir meine Mütze, die Du unnöthiger Weise eingeschlossen."

Damit eilte Landerer rasch in den Hof hinab, wo er nicht nur seinen Unterofsizier und Freund Alfons traf, sondern auch die Offiziere der Compagnie, welche im leisen Gespräch mit ernsten Mienen beisammen standen.

„Ist es wahr, was ich gehört?"

„Per Bacco, nur zu wahr. Du kannst Dir gratuliren. Ja, wenn es gegen einen anderen greifbaren Feind ginge, so müßte ich Dich aufrichtig bedauern."

„Nun denn, Herr Unterofsizier," entgegnete der Andere lächelnd, indem er seine Hand zu soldatischem Gruß an die Mütze legte, „da ich mich auf diese Art von Ihrem Wohlwollen aufs Neue überzeuge, so werden Sie auch nichts dagegen haben, wenn ich mich Ihnen hiermit als gesund, wenigstens für gewisse Dienstleistungen als vollkommen tüchtig melde."

„Oeh, Du bist ein Narr, oder Deines Lebens ganz unnöthiger Weise überdrüssig."

„Wollen mir der Herr Unterofsizier die Erlaubniß geben, mich bei dem Zugführer gesund zu melden?"

„Meinetwegen beim Teufel," versetzte der Andere, ihm den Rücken drehend.

Der Lieutenant des Zuges nahm die Meldung Landerer's mindschroff auf, ja er betrachtete ihn mit einem wohlwollenden Blicke, während er erwiederte: „Ich habe nichts dagegen, daß Sie gerade heute eintreten; doch kommen Sie mit mir zum Compagniechef, ich werde ihn ersuchen, daß er Sie wegen Ihres beschädigten Armes als Gefreiter mitgehen läßt. Wir können zu dieser Expedition beherzte und intelligente Leute brauchen; und was Ihr Gepäck anbelangt, so werfen Sie es auf einen der Bagagewagen."

Da der Hauptmann begreiflicher Weise nicht das Geringste einzuwenden hatte gegen die Einstellung des ihm so wohl und vortheilhaft bekannten jungen Zuaven als Gefreiten, so meldete er sich gleich darauf in dieser Eigenschaft bei seinem Unterofsizier und Freunde, und entgegnete auf dessen Achselzucken: „Sei nicht so egoistisch und laß mich auch diese Gefahr mit Euch theilen," worauf ihm der Andere freundlich die Hand schüttelte.

Die Sonne schwebte noch eine Spanne breit über die tief dunkle Kuppel von Sanct-Peter, als der junge Zuave, in dem Landerer gedörte, gegen die Porta San-Giovanni auf demselben Wege marschirte, welchen die päpstlichen Freiwilligen am Abende ihrer Ankunft zum ersten Male gegangen waren. Da war der Monte Cavallo mit seiner Fontaine, dann kamen sie an der Basilica Santa-Maria Maggiore vorüber, und hier wandte sich manches Blick rückwärts und blieb an der ferneren Masse des Colosseums hängen, die so scharf gezeichnet auf dem hell leuchtenden Abendhimmel erschien; betrachtete auch wohl zum letzten Male den Thurm des Capitols und die ferne Peterskuppel, um dann schweigend weiter zu ziehen; wenn man auch gerade keine finsteren Mienen sah, so konnte man doch einen ernsten Ausdruck auf manchem Gesicht, welches sonst nur heiter dreinzuschauen pflegte, und es waren gute und schlechte Witze sowie Scherzreden aller Art seltener als gewöhnlich. Nur der kleine Hornist an der Spitze schien seine gute Laune beibehalten zu haben und sagte zu einem Gefreiten, der dicht hinter ihm ging: „Wenn ich nicht blasen darf, so hätte man mir statt des Hornes lieber einen Pfiffstarken auf den Rücken hängen sollen; da wäre ich doch zu etwas nützlich gewesen. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum die Compagnien nicht auf dem spanischen Platz zusammentraten, dort von Charette unsere Rede erhielten, welche auch die Römer hätten mit anhören können, und daß wir dort da mit klingendem Spiele zum Thore hinausmarschirt wären."

„Maisemire nicht über alles, kleiner Rattenfänger," sagte der Unterofsizier Alfons, „wenn man edle Thaten ausübt, wie wir im Begriffe stehen zu thun, so pflaumt man das nicht vorher in alle Welt. — Das Herr ein Paar passende Worte anbelangt," wandte er sich an Landerer, „so werden die Leute sie zu Nutz und Frommen, hoffe ich, draußen zu hören bekommen."

Da war die Porta San-Giovanni, und auf der Via Appia Nuova, eine kleine Viertelstunde von der Stadtmauer entfernt, befanden sich schon einige Zuavencompagnien, andere folgten und bald war das ganze Corps beisammen, eine schöne, gut ausgebende Truppe, alle diese jungen Leute in voller Kraft und Gesundheit, und auch selbst jetzt willig und bereit, dem Commandoworte zu folgen, — jetzt, wo es nicht galt, einen lebendigen Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen, sondern wo man sich mehrlos einem furchtbaren, unheimlichen, gespenstischen Feinde entgegenging.

Soldaten und Unterofsiziere wußten begreiflicher Weise, um was es sich handelte; und jetzt, nachdem sie die Stadt im Rücken hatten, die dunklighellen Straßen, als sie keinen Leuten mehr begegneten, die sie theils mit erschrecken, theils mit mitleidigen Mienen betrachteten, als sie hinter sich gelassen ihre kleinen Verbindungen der verschiedensten Art,

Digitized by Google

als sie nun hier neben einander standen, alle mit den gleichen Waffen, alle mit fast gleichen Gesichten, alle gleich furchtlos, gleich hoffend, da war es gerade als habe sich das schwere Gefühl, welches die Seele jedes Einzelnen belastete, auf Alle gleich vertheilt und damit auch alle gleich erleichtert; damit kehrte auch die kecke Laune des jugendlichen Uebermuthes wieder, und durch die Reihen fingen Bemerkungen und Witze, selbst den düstern Feind betreffend, die fast als übermüthige Herausforderung klangen in dem Munde von Leuten, die bereit waren, des Todes kalte Hand mit ruhiger Ueberlegung auch in dieser schrecklichen Gestalt zu ergreifen.

Einige gutgemählte freundliche und wohlmeinende Worte, die Charette, der Commandant der Zuaven, ein tapferer Mann, an die Truppen richtete, wobei er, seinen langen blonden Bart streichend, besonders hervorhob, daß bei dem allerdings unglichen Kampfe, was sie entgingen, Offiziere wie Soldaten mehr noch wie bei jedem andern Gefechte die gleiche Beerdigung hätten, von dem Feinde mit Auszeichnung behandelt zu werden, daß es aber diesmal an ihrem schon bewiesenen Muthe nicht genug sei, daß man Bundesgenossen zu Hülfe nehmen müsse, nämlich Mäßigkeit, Klugheit und Geduld, Freunde, die dieselbst verläßlicher seien als die Kugeln und das Haubajonnet. Und nun wer rauchen will, soll rauchen und singen wer mag. „Bataillon, vorwärts, marsch!“

Dahin zog die kleine Colonne in beraumem Schritt, vor sich die weite Campagna, ungewiß beleuchtet im Morgenschein des glühenden Abendhimmels, hinter sich die immer großartiger werdende Silhouette der ewigen Stadt, prächtig und majestätisch von Osten nach Westen über seine Hügel hingelagert, eine ungeheuere Strecke von Santa-Croce bis hinunter zur Peterskuppel und zu den Gärten, Villen und Pinienwäldern, des Janiculus.

Anfangs flog noch mancher Blick seitwärts und dorthin zurück, und wenn die und da einer der jungen Offiziere stehen blieb, um seine Cigarre anzuzünden, so unterließ er nicht, auf Augenblicke über die kleine bläuliche Rauchwolke hinweg nach der Richtung zu schauen, wo der Monte Pincio war, der spanische Platz und der Corso.

Und dann wieder munter vorwärts; was sie den Soldaten dahinten blieb, hüllte sich in Nacht und Dunkelheit, vielleicht auch in ewiges Vergessen. — Vorhalt vorwärts. — Gab es doch auch hier in der Campagna im Zwielicht des Abends noch immer des Interessanten genug, welches betrachtet sein wollte, an welchen geschaurige Vergangenheit man wenigstens denken konnte, wenn man es in unsichern Umrissen, rechts und links vom Wege emporragen sah. So der Bacchustempel mit seinem immergrünen Haine, mit der Grotte der Egeria, bei der man sich jetzt während der Dämmerung manchesl hätte denken können, wenn uns die Gelehrten nicht darüber ins Klare gesetzt hätten, daß die Geschichte von Numa Pompilius und der Nymphe leider nur eine Fabel sei. Da ragten auch die imposanten Trümmer des Circus des Caligula empor. Alsons, der neben Landerer schritt, sagte, mit der Spitze des Haubajonnets dorthin weisend: „Heute macht mir der Anblick jenes Amphitheaters, wo das kaiserliche Ungeheuer seine Menschen- und Thierhetzen hielt, einen ganz besonders düstern Eindruck; wer weiß, wie viele unserer glorreichen Vorfahren uralter Zeit ebenfalls in dieser Richtung geführt wurden, um vielleicht beim morgigen Kampfspiele zur Unterhaltung des Cäsars zu bluten. Morituri te salutant,“ sagte der junge, sonst so lebensfrohe Mann mit einem so ahnungsschweren Ausdrucke in der Stimme, daß Landerer ihn bestürzt anblickte, als er hinzusetzte: „Sind wir vielleicht besser daran als jene?“

„Wobee diese düstere Laune?“

„Vielleicht der Ausdruck eines zu plötzlichen Umschlages auch dem Gegentheile. Ich war nie seliger gelaunt als heute Morgen.“

„Hatteit Du Ursache dazu?“

„Vollgültige; marschiren wir ein Paar Schritte seitwärts von der Colonne; ich habe keine Geheimnisse vor Dir. Du kennst meine Verhältnisse in der Heimath, die mich fortjagten. Ich hatte beute Morgen Briefe von dort; ich kann mich einer so herzlichen Menschen unter der Sonne werden, wenn — — doch gleichviel,“ unterbrach er andere, seinen Kopf durchkreuzende schwere Gedanken; „wer will mir verbieten zu hoffen, — sie ist frei, — frei, — frei, — ihr Gatte, dem sie gezwungen die Hand gab, unterlag einer rasch verlaufenen Krankheit, diese Felsennatur.“

„Nun denn, bei allem anständigen Mitgefühl für den Verstorbenen verstehe ich doch Deine düstere Miene nicht.“

„Wie schon gesagt, ich war während des ganzen Tages selig, unaussprechlich glücklich. Da bis noch vor einer halben Stunde, wo aus einem Gemäuer an der Straße ein Künstler schreiend aufstieg und dann jener düstere Spruch plötzlich vor meiner Seele stand: »Morituri te salutant.«“

„Nun ja, nun ja. In einer solchen Ideenverbindung kann der nächtliche Marsch, dort die gewaltigen Trümmer, die finsteren Gespenster, welche um unser Reiseziel, das arme Albano, schwebeu, das Ihrige beitragen.“

„Ahnungen, mein guter Landerer; — wenn ich auch bis jetzt allem mit kühlem Blute entgegengegangen bin; aber jetzt da oben zu sterben, ohne sie, ohne die Heimath wiedergesehen zu haben; es wäre hart für mich, — es wäre furchtbar, — es wäre entsetzlich.“ Seine Stimme bebte, während der diese Worte aussties, sodaß Landerer sich veranlaßt sah, ihm seine Hand auf die Schulter zu legen und im aufmunternden Tone zu sagen:

„Sei gescheidt, Alfons; verjage diese traurigen Gedanken, wozu wir alle das gleiche Recht hätten; denn, wie unser tapferer Commandeur vorhin sagte: „Jeder von uns hat mehr als je die Chance, vom Tode mit Auszeichnung behandelt zu werden.“

„Ja, ja, und nicht einmal im lustigen Gefecht durch eine daherfliegende Kugel im offenen Feld unter dem schönen blauen Himmel. Nein, nein, sondern vielleicht recht heimlich und verrätherisch durch eine tückische Krankheit.“

„Ha, Grillen.“

„Meinetwegen — Grillen. — Aber da alles möglich ist, so verspricb mir in einem gewissen Falle sogleich meine Briefsache zu Dir zu nehmen und an die Adresse zu befördern, die Du auf dem ersten Blatte verzeichnet findest.“

„Nun denn, zugestanden in dem Falle, der uns alle treffen kann; doch muß ich Dich in einem ähnlichen Fall um einen Gegendienst bitten. Wichtige Papiere findest Du nicht in meiner Brieftasche, aber die Adresse eines deutschen Professors; und dem schreibst Du: Der junge Zuave, dem er zur Bekanntschaft das treffichen Pharaonen verhoffen — vergiß das nicht —“

„Nein, gewiß nicht.“

„Der junge Zuave, der darauf in Albano u. s. w., sei nicht nur einfach ein Herr Landerer, sondern ein Graf Landerer.“

„Ah das alles?“

„Alles, er wird schon wissen, was er damit zu machen hat. Doch jetzt laß genug sein des grausamen Spiels,“ fuhr Landerer im heiteren Tone fort, machte ihn alsdann zur Renderung seiner Gedankenrichtung auf einen dunklen Punkt zur Rechten aufmerksam, vielleicht das Grab der Cäcilia Metella, sowie auch auf Ruinen neuerer und neuester Zeit, an denen sie vorüberschritten, an Trümmerhaufen eines Castells der Colonna, an niedrigen Landhäusern, verödet und verlassen aussehend mit lader Umgebung aber zwischen jungen kümmerlichen Cypressen stehend.

„Da wäre Raum genug für ein stilles und bescheidenes Leben,“ meinte Alfons nachdenklich, „und wer weiß, ob es nicht klüger von uns gewesen wäre, lieber den Spaten in die Hand zu nehmen als das Gewehr.“

Jetzt war die Nacht in ihr volles Recht eingetreten, das letzte Leuchten am Himmel, der letzte Schein in der Campagna erloschen, sodaß man eingewohnt nichts mehr sah als vielleicht die Bogen der Claudius'schen Aquäducte, die wie eine unabsehbare Reihe finsterer Gestalten dastanden und die kleine Colonne an sich vorüberziehen ließen. —

(Schluß folgt.)

Wanderungen durch die Gärten der Vorzeit.

Von H. Jäger.

(Schluß von I.)

(Bild S. 521.)

Werfen wir nun einen Blick auf die Hausgärten des aus der Erde gegrabenen Pompeji. Pompeji war, gleich anderen südtalienischen Städten, in mancher Beziehung von Rom abweichend, so auch in den Gärten, gleichviel ebenso wie Griechen und Orientalen, als von den Römern beeinflußt. In Pompeji war alles nierlich, klein und im Detail auf das zierlichste ausgeführt. In vielen Häusern sind die Gärten ausgefunden worden, und meist konnte man noch die Eintheilung der Plätze an dem Material der Wege (Steingut) und der Erde ebemaliger Beete, die Umfriedigung, Brunnenanlagen, sogar Ueberreste von Lauben erkennen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Gärtchen, wie auch die vorerwähnten Stadtgärten, in symmetrischen Formen angelegt waren. Gerade Wege, regelmäßige Rabatten mit Einfassungen, meist von Buchsbaum, abgerundete Blumenbeete und Bogengänge, in Reihen gestellte zierliche Blumentöpfe und auf Säulen stehende Urnen mit Schlingpflanzen, wohlgeschnitte, oft mit Kürbissen und Gurken umrankte Lauben, Fontainen mit Statuen und Vasen, eine Grotte aus Bimsstein, mit Muscheln verziert, mögen das Charakteristische dieser Hausgärten gewesen sein. Zu dieser Darstellung berechtigt das Vorgefundene im Verein mit den Wandgemälden, welche, zusammen, ein ziemlich sicheres Bild geben. Auf den Wänden der kleinen Gärten sind häufig Scenen dargestellt, welche die Fortsetzung des Gartens vorstellen, gleichsam wie im Spiegel gesehen, oder es sind Landschaften darauf abgebildet, als habe man aus dem Garten in die Ferne, eine hübsche Spielerei, die auch bei uns früher nicht selten war. In Pompeji hatten, wo es der Raum erlaubte, die Häuser im Peristyl ein Gärtchen, ja die Freude an einem grünen Plätzchen war so groß, daß man, wie z. B. im „Hause des

Digitized by Google

Römische Villa zur Zeit des Augustus. (S. 520.)

Digitized by Google

Sallust", wo der Laubboden des Hofes feinen Pflanzenwuchs gestattete, rings an den Mauern erhöhte Rabatten aufnaourte, worin Blumen, vielleicht auch Schlingpflanzen oder Bäume standen. Daß man auf die Ausſicht beſonders Rückſicht nahm, beweiſen ſteinerne Sitzplätze, welche offenbar keinen andern Zweck hatten. In manchen Häuſern war der Speiſeſaal (triclinium) nur durch eine Brüſtung vom Garten geſchieden, ſodaß man letzteren beim Eſſen ganz überſehen konnte. Bei der am gleichen Lage Pompejis an einem alten Lavaſtrom traf es ſich oft, daß der Garten höher lag als das Haus, und einzelne Gartentheile höher als andere. Einer der größten Periſtyllagen muß das Caſa del Laberinto genannte prachtvolle Haus gehabt haben. Overbeck („Pompeji") ſagt von ihm: „Man denke ſich den Periſtylhof mit ſchattigen Baumgruppen bepflanzt, zwiſchen denen üppige Weinſtöcke ſich, feſtons bildend, dahinſchlangen, und unter denen für glänzende Blumen, für welche man in Pompeji nach dem Zeugniß der Gemälde viel Sinn hatte, Raum und Licht genug bleiben mochte; man denke ſich dieſen Garten von der farbigen Pracht der dreifig Säulen eingefaßt, von den ſchönſten freien Umgang (Säulengang) umgeben, endlich von den Gemälderäumen zu beiden Seiten begrenzt; man denke ſich darüber den blauen Himmel und die glänzende Sonne Süditaliens ꝛc." Ein anderer für pompejaniſche Verhältniſſe ziemlich großer Garten lag hinter dem Hauſe des Pansa. Man fand darin noch die zur Bewäſſerung dienenden Röhrchen. Im Vorſtadthauſe (Villa suburbana) des M. Arrius Diomedes trifft man unmittelbar von der Straße in den Gartenhof (das Periſtyl), wo vierzehn dorniſche Säulen den Portikus um das Baſſin (Impluvium) bilden. König Ludwig von Baiern hat dieſe Villa bei Abſchaffung ganz getreu nachbauen laſſen. Im Hauſe des Sallust aber Nr. 20 (Casa di Sallustio) waren zwei Gärtchen. Das eine hat ein Baſſin in der Mitte, welches durch eine ſchöne Bronzegruppe verziert iſt. Das Periſtylium iſt, wie oft in Pompeji, nicht rein, ſondern an der Seite angebracht, weil der Raum es nicht anders geſtattete, dabei nicht regelmäßig viereckig, und es befand ſich darin auf der breiten häuſerfreien Seite die dem erwähnte gemauerte Wandrabatte, vor der reich mit Blumen und Vögeln bemalten Wand. Im Garten des Hauſes des Faunus (Casa del Fauno, auch Casa di Goethe und Casa del gran Mosaico, wegen der herrlichen Moſaikfußböden genannt) war der Periſtyl vom eigentlichen Garten nur durch eine Brüſtungsmauer getrennt. Derſelbe mißt 30 Meter lang und 35 Meter breit, rings von 56 dorniſchen Säulen umgeben, welche eine Halle von 4 Meter Breite bildeten und über ſich noch einen zweiten Säulengang mit ioniſchen Säulen trugen, von welchem man den Garten von oben überſehen konnte. Im Hauſe des Lucrez (Casa di Lucrezio) war die Brüſtungsmauer zur Aufnahme von Erde ausgehöhlt und mit Erde gefüllt, was überhaupt öfter in Pompeji gefunden wird. Vorzüglich anmuthig müſſen die drei Gärtchen im Hauſe des Dichter, auch des Caſtor und Pollux und Haus des Centauren (Casa del Centauro, Casa di Questore, Casa di Castore e Polluce) geweſen ſein. Außer denen ſind in unſerer Zeit noch viele Gärten bekannt geworden, die erwähnten genügen aber unſerem Zwecke.

Von den Stadtgärten uns zu den Villen wendend, muß erſt der Sinn dieſes Wortes erläutert werden. Urſprünglich waren die Villen einfache Landgüter. Aber in den ſpäteren Zeiten des Ueberfluſſes und des Luxus wurden die Villen lediglich zum Vergnügen angelegt. Die Villen ſind das Ergebniß der kunſtvollſten Vereinigung der Bautunſt mit der Gartenkunſt, und Gärten und Haus ſind ſo innig verbunden, daß keines von dem andern zu trennen iſt. Ueberall treten die Gartenanlagen unterbrechend und doch wieder verbindend zwiſchen den Gebäuden auf und gewähren in ihrer architektoniſch-maleriſchen Beſchränkung einen eigenthümlichen Reiz. Gebäude und Gärten waren ſo eingerichtet, daß die Bewohner zu jeder Tages- und Jahreszeit die wünſchenswertheſten Bedingungen zum angenehmſten Aufenthalte fanden. Es hatten aber auch viele Römer beſondere Villen für verſchiedene Jahreszeiten, ganz wie unſere Fürſten, welche die Wahl zum Wohnſitze entweder nach Klima und der Lage verdanken. Sommer- und Wintervilla in der Hand eines Beſitzers waren zur Blüthezeit des Villenweſens allgemein.

Wir haben von zwei Villen erſten Ranges von ihrem Beſitzer, dem jüngeren Plinius, ſelbſt eine ſo genaue und plaſtiſche Schilderung, daß über ihre Einrichtung faſt nichts Klarer bleiben kann, und man ſie gar wagen konnte, eine ideale Reſtauration darnach zu entwerfen. Am bekannteſten iſt die von Schinkel (im architektoniſchen Album), gegen die alle anderen Verſuche zurücktreten müſſen. Im Bezug auf die Gartenanlagen gebe ich der von G. Mayer (in deſſen „Lehrbuch der ſchönen Gartenkunſt") den Vorzug.

Das Tuscum (die toscaniſche Villa) des jüngeren Plinius lag in Etrurien vermuthlich bei der heutigen Stadt Civita Castellana, an der obern Tiber. Da keine Umſchreibung im Stande iſt, die eigene Schilderung des Plinius zu erſetzen, ſo gebe ich den Text des betreffenden Briefes in freier Uebertragung, mit Hinweglaſſung aller für die Gärten unweſentlichen Stellen:

„Die liebevolle Sorge für meine Geſundheit, als Du hörteſt, daß ich dieſen Sommer meinen, von Dir ſo ungeſund gehaltenen Landſitz in Toscana beſuchen würde, iſt mir ein angenehmer Beweis Deiner Liebe. Allerdings iſt die Luft an den Küſten Toscanas entlang ſchwer und ſehr ungeſund. Aber mein Landſitz liegt weit vom Meere, am Fuße des Apenninus, des geſtandenen aller Gebirge. Daher fürchte nichts, vernimm vielmehr, wie vortrefflich hier das Klima, wie anziehend die Lage, wie anmuthig das Haus. Die Gegend iſt im Winter kalt bis zum Frieren und bietet keine Myrthen, keinen Oelbaum und keine Pflanze, welche anhaltende Wärme zum Gedeihen bedarf, aber der Lorbeer iſt vom ſchönſten Grün und er ſtirbt nicht häufiger ab, als in unſerer Stadt (Rom?). Im Sommer iſt die Luft zum Verwundern mild. Sie iſt immer durch einen leichten Hauch bewegt, aber Wind ſelten. — Die Gegend iſt entzückend. Stelle Dir ein unermeßliches Amphitheater vor, wie es die Natur allein hervorbringen kann. Das Gebirge umſchließt eine weite Ebene, die Gipfel der Berge prangen mit alten prachtvollen Waldungen, während die Abhänge mit Buſchholz bewachſen ſind. Dazwiſchen befinden ſich Hügel mit feltem Erdreich, unterhalb breiten ſich Weinberge nach allen Richtungen aus, ſodaß ſie nur eine Ausſicht bilden, und endlich kommen ſaftige Wieſen und Aecker, durch einen Saum von Gebüſchen von den Weinbergen getrennt. — Die Wieſen ſind blumenreich, wie mit Edelſteinen geſchmückt, beſonders von Klee und anderen zarten Kräutern, welche durch Wäſſerung immer neu hervorgelockt werden, ohne daß Sumpf entſteht, weil auf dem abhängigen Boden alle Feuchtigkeit ſich zum Bache ſammelt. — Es iſt wundervoll von der Höhe des Gebirges die Lage zu überſchauen. Man glaubt nicht die Natur, ſondern ein Gemälde von idealer Schönheit und bezaubernder Abwechſelung zu ſehen.

„Das Haus am Fuße eines Hügels erbaut, hat die Ausſicht wie von deſſen Gipfel. Der Boden erhebt ſich ſo allmälig, daß das Steigen kaum bemerklich wird und Du ſahſt oft eher, daß Du geſtiegen biſt. Hinter dem Gebäude erhebt ſich entfernter der Apennin. Es liegt gröſtentheils gegen Mittag, und es labet die Sonne um die ſechste Tagesſtunde im Sommer, im Winter etwas früher gleichſam in den breiten, verhältnißmäßig langen Säulengang ein, hinter welchem ſich mehrere Abtheilungen befinden, darunter ein Atrium nach alter Art. Vor der Halle liegt der Luſtus (hier Gartenterraſſe), durch Buchs in viele Figuren abgetheilt, dann ein ſchmales geneigtes Raſenſtück, auf welchem aus Buchs einander gegenüberſtehende Thiergeſtalten gebildet worden ſind. Darunter ſieht man in der Ebene eine weite, man möchte ſagen, Kleidene Acanthusanpflanzung hin, welche ein von verſchieden beſchnittenen Hecken eingeſchloſſener Spazierweg umgibt. Dann folgt ein Spazierweg (Gestatio) in Form eines Circus, welcher mannichfach geformten Buchsbaum und abſichtlich zwergartig gezogene Bäumchen einſchließt. Dieſes Alles wird unmittelbar von einer Mauer, welche ſelbſt von ſinnreich geſtalteten Buchs dem Auge verdeckt wird. Weiterhin folgt eine Wieſe, dann Ackerland, und ferner wieder Wieſen und Gebüſche. Am Anfange des Säulengangs tritt ein Cubaal etwas vor, durch deſſen Thüre man den Luſtus ſieht, während durch die Fenſter der Blick über die Wieſe und Felder ſchweift. Vor der Mitte der Halle iſt die Ausſicht bei Weitem am beſten, was vor der Villa liegt, andererſeits auf die waldigen Bauwmaſſen des nahen Hippodroms. Rückwärts vom Säulengange, faſt in der Mitte, liegt eine Wohnung, welche einen von vier Platanen beſchatteten Hof umgibt. Zwiſchen den Bäumen ſpringt ein Waſſerſtrahl aus einem Marmorbecken und füllt mit ſeinem Rieſeln die Platanen, was das Ganze umgibt. — Ein anderer Säulengang hat die Ausſicht auf den kleinen Hof und Alles, was man vom großen Säulengange ſelbſt ſieht. — Am anderen Ende des (großen) Säulengangs, gegenüber dem Speiſeſaale liegt ein ſehr großes Gemach, wo man durch die Fenſter die Ausſicht auf den Luſtus, dann auf die Wieſe hat, zunächſt auf einen Teich, der unter den Fenſtern liegend das Auge und Ohr ergötzt, indem das Waſſer, von der Höhe (der Feſten) ſich ſchäumend und ſtrudelnd in den Marmorteich ſtürzt. . . . Hinter dem Aus- und Ankleidezimmer liegt der Platz zum Ballſpiel, welcher mehrere Kreiſe und Uebungsvorrichtungen enthält. Nahe weit vom Bade führen zwei Treppen, welche nach der geſchloſſenen Halle führen, zuvor aber in drei Zimmer, wovon das eine auf das Höſchen mit den Platanen, das andere auf die Wieſe, das dritte auf eine Rebenpflanzung ſieht und nach verſchiedenen Himmelsgegenden die Ausſicht hat. Am oberen Ende iſt ein Zimmer vom Cryptoporticus (der geſchloſſenen Halle) abgeſchieden mit der Ausſicht auf das Hippodrom, die Weinberge und das Gebirge. Damit iſt ein Zimmer verbunden, welches die Winterſonne hat, und von hier beginnen die Wohnräume, welche das Hauptgebäude mit dem Hippodrom verbinden.

„Dieſe Anlage und Anmuth der Gebäude übertrifft bei weitem der Hippodrom (hier Reit- und Fahrplatz mit Gartenanlagen). In der Mitte iſt er frei und zeigt ſich dem Eintretenden auf einem Blick. Rings umgeben ihn Platanen mit Epheu bekleidet; oben mit eigenem Laube prangend, grünen ſie unten mit fremdem, denn der Epheu umſchlingt Stamm und Aeſte und verbindet durch ſeine Ranken die benachbarten Platanen. Dazwiſchen iſt Buchs angebracht, äußerlich umgeben von Lorbeerbäumen, welche ihren Schatten mit dem der Platanen miſchen. Dieſe gerade Grenzeinfaſſung des Hippodroms rundet ſich an ihrem äußerſten Ende durch einen halbkreis ab, und iſt zur Abwechſelung der

Aussicht von schwarzen dunkelschattigen Cypressen umgeben. Aber die innern Kreise, es sind deren mehrere, liegen im vollen Lichte, daher gestatten sie auch eine Rosenpflanzung, welche einen Uebergang von der Kühle der Schatten zu der hier nicht lästigen Sonne bildet. Am Ende dieser vielfarbigen abwechselnden Bogenlinie stellt sich die gerade wieder her. Doch außer diesen Wege werden durch Buchs viele andere abgetheilt. Hier zeigt sich ein kleines Rasenstück, dort bildet sie Buchs tausend Gestalten, zuweilen Buchstaben, welche bald den Namen des Besitzers, bald den des Künstlers vorstellen. Kegelgestalten von Buchs stehen abwechselnd mit Obstbäumen, und beim zierlichsten Stücke erscheint der mittlere zu beiden Seiten mit niedrigen (beschnittenen) Platanen besetzte Raum gleichsam als Nachahmung eines zufällig an diesen Platz verirrten Ackerlandes. Darauf breitet sich glatter, sich ringelnder Rasenthus aus, und weiterhin erscheinen andere Figuren und andere Namen. Am Ende erhebt sich ein Ruheplatz (Stibadium, Speiselager) aus weißem Marmor, durch ein von vier Säulchen aus caryischem (grünem) Marmor getragenes Weinrebendach beschattet. Aus den Wänden entspringt auf dünnen Röhrchen Wasser, gleichsam ausgepreßt durch das Gewicht der darauf gelagerten Gäste, welches über einen ausgehöhlten Stein fließend von einem zierlichen Marmorbecken aufgefangen wird. Dieses ist verborgen so eingerichtet, daß es sich bis zum Rande füllt, aber nie überfließt. Ein leichtes aber auch ein reicheres Mahl wird auf den Rand (des Beckens) gesetzt, das leichtere mit kleinen Figuren von Schiffchen und Vögeln schwimmend die Runde. Davor liegt ein Brunnen, welcher seinen Wasserstrahl steigen und wieder in sich zurückfallen läßt. Genau auf der anderen Seite (des Hippodroms) gegenüber verleiht ein kleines Gemach hiezu Platz, ebenso viel Zierde, als es den ihm entspringt. Es glänzt von Marmor, welcher theils an Thüren bis ins Gewölbe, und durch die unteren und oberen Fenster dicht überall verschiedenes Grün herein. Ein daran stoßendes Kabinet enthält ein Ruhebett, und obschon Fenster nach allen Seiten, bleibt doch das Licht durch harte Beschattung gedämpft, denn eine üppig wachsende Rebe breitet sich über den ganzen Baum hin zum Zelte aus. Hier steht Nahe, im dichtesten Walde, aber gegen Regenschauer geschützt. Auch hier erscheint ein Wasserstrahl, um sogleich wieder zu verschwinden. An mehreren Orten sind Sitze aus Marmor aufgestellt, wo die Lustwandelnden wie in einem Zimmer ausruhen können. Springende Wasser ergießen sich bei den Ruheplätzen und durch den ganzen Hippodrom, rauschen kleine Bäche, der Hand folgend, welche sie leitet. Hierdurch werden bald diese, bald jene Pflanzungen erfrischt, bald alle zugleich.“

Außer dieser Villa hatte Plinius noch andere in Prätäste, Tibur, am Comersee, bei Tuscalum und Laurentum. Die letzteren, Laurentinum genannt, hat er mit ebenso großer Vorliebe im 2. Buche dem XVII. der Briefe geschildert.

Die Villen der Römer hatten aber auch noch andere Bestandtheile, welche Plinius nicht erwähnt hat. Dahin gehört zunächst der Thierpark, ein von Mauern, seltener von Holzplanken eingeschlossener Wald, oft von großer Ausdehnung, mit allerlei Wild, auch manchmal mit auch fremden Thieren. Ein zweiter satt nie fehlender Bestandtheil waren die Fischteiche (Piscinae), welche oft als Verschönerungsmittel des Gartens benutzt waren, und es wird ausdrücklich erwähnt, daß diejenigen auf einem Landgute des Lucullus mit einem schönen Lusi von Steinplatten eingefaßt und in die Umgebungen reich verziert waren, also eine Garten-umgebung hatten. Ferner war der Geflügelhof meist mit großem Luxus ausgestattet, zierlich gehalten, oft mit Marmortecken und Wasserkünsten versehen, sowie Plätzen, sogar Gartenhäusern, um das Leben der Thiere beauem betrachten zu können. Besonders scheinen die in pierenden Pfauen überall in großen Massen vorhanden gewesen zu sein. Man kann voraussetzen, daß zwischen diesen verschiedenen Bestandtheilen eine verschönerte Verbindung Ruhegründen hat, indem das Gegentheil bei dem Schönheitssinne der Römer fast undenkbar ist. Wir dürfen uns daher einen großen römischen Landsitz sehr mannichfach und so weit es zum Vergnügen und zur Unterhaltung dienen konnte, Alles vorschönert denken.

Eine dritte Art römischer Gartenanlagen waren die öffentlichen Gärten und Bäder. Jedenfalls waren schon frühzeitig die Umgebungen vieler Tempel mit Bäumen bepflanzt, bald regelmäßig, bald wildartig, je nach der Gottheit, sicher auch mit besonderer Auswahl der Pflanzen, welche Göttern geheiligt waren. Weitere und eigentliche Volksgärten erhielt Rom durch die Kaiser, indem mehrere derselben ihre großen Gärten dem Volke testamentarisch vermachten und zur öffentlichen Benutzung überließen. Welcher Art die Einrichtung dieser Gärten war, ist nicht bekannt, doch werden wir nicht sehr irren, wenn wir an unsere heutigen öffentlichen Gärten regelmäßiger Form dabei denken, denn das Bedürfniß der Stadtbewohner ist wohl zu allen Zeiten ziemlich dasselbe gewesen. Hierher müssen wir auch die Gartenanlagen der öffentlichen Bäder zählen, welche die Gebäude umgaben und innerhalb derselben weitläufige Spaziergänge in Form von Alleen, sowie beschattete Plätze bildeten, welche auch zu öffentlichen Spielen dienten.

Ein charakteristischer Bestandtheil der meisten Gärten waren die zu künstlichen Figuren beschnittenen, oft zwergartig gezogenen Bäume und Sträucher, wozu besonders Buchs, Rosmarin, Taxus, Phillyrea, Lauxtinus, Lorbeer, Cypressen (hiernuter wahrscheinlich auch mehrere Juniperus- oder Wachholderarten verstanden) u. a. m. dienten. Diese Baumkünstelei soll zur Zeit des Augustus von Cneus Matius zuerst eingeführt worden sein, war jedoch schwerlich eine römische Erfindung, und viel wahrscheinlicher ist es, daß die Römer diese Mode aus dem Orient als etwas Neues mitbrachten. Thatsache ist, daß der erwähnte Matius ganze Wälder (nemora tonsilia) von beschnittenen Bäumen anlegen ließ.

Ebenso unentbehrlich wie beschnittene Bäume waren Springbrunnen sowie andere Wasserkünste. Da diese Dinge in die Architektur übergehen, so waren die Steinarbeiten von großer Vollkommenheit und meist von Kunstwerth, wie denn überhaupt die Römer in Bezug auf Wasserarbeiten ihres Gleichen suchten. Die Springbrunnen lernten die Römer von orientalischen Völkern kennen. Daß die Garten auch mit Arbeiten der Sculptur geschmückt waren, wird die und da erwähnt, auch spricht das Aufsinden so vieler von untergeordneten Werthe, fern von Gebäuden dafür.

Die Geschichte hat die Namen einer Menge berühmt gewordener Gärten aufbewahrt, aber von den meisten auch nur diesen und den Ort ihrer Lage, von einigen Andeutungen über ihre Einrichtung, von keinem eine wirkliche Beschreibung, so daß man sich einen Begriff davon machen konnte. Ich versuche daher auch darauf, die berühmtesten Gärten hier aufzuführen. Durch Tacitus haben wir eine kurze Beschreibung eines der berühmtesten Kaisergärten erhalten, von dem des Nero um das „Goldene Haus,“ welcher sich nach dem Brande Roms von dem Esquilinischen Hügel Meilen weit ausdehnte. Der neue Kaiserpalast war, nach den Beschreibungen und seiner Ausdehnung zu urtheilen, wie eine Villa eingerichtet. Andern sich zahlreiche Gebäude in sicherer Anordnung mit endlosen Säulenhallen verbunden, über eine große Fläche ausbreiteten. Zwischen diesen Gebäudegruppen lagen die Gärten, welche mit allem Luxus nach dem Geschmacke der Zeit ausgestattet und um die Gebäude zweifellos symmetrisch waren. Tacitus sagt von ihnen, daß sie künstliche Seen und Wälder gehabt hätten, was wohl so zu verstehen ist, daß die ferneren Theile und wo Symmetrie wegen des schwierigen Terrains nicht erreichbar war, in eine natürliche Landschaft verwandelt waren, oder daß man solche natürliche Partien nach Erweiterung der Stadtmauern vorfand und beibehielt. Es ist wohl denkbar, daß Nero, welcher sich vorgenommen hatte, die schönste Menschenwohnung zu besitzen, aus Laune, selbst ohne eigentliche Liebe zur schönen Natur, das Bestreben hatte, mitten in der prächtigen Stadt ein Landgut mit Wildwuchs u. s. w. zu besitzen, schon der Seltenheit und Kostbarkeit des Platzes wegen. Nähere anderen Villen hatte Nero eine sehr beliebte in Antium (jetzt Nette di Anzo) am Tyrrhenischen Meere. Hier lag auch eine Villa des Caligula. Am berühmtesten unter allen Gärten ist die Villa des Kaisers Hadrianus bei Tibur (jetzt Tivoli) am Sabinergebirge geworden. Er hatte wohl römische Meilen im Umfange, umschloß also eine ganze Landschaft mit Bergen, Thälern, Wasserläufen, den Anioflüssen und Lorbeere, Grotten, Tempeln, Hippodrom, Theater und die weitläufigsten prächtigsten Gebäude, wovon noch heute die massenhaften Trümmer Zeugniß geben. Später wurde auf den Ruinen dieses Landsitzes die noch bestehende Villa d'Este mit ihren Gärten angelegt. Hadrian liebte sehr den Naturgenuß und machte, daß zu seiner Zeit ganz unerhört war, daß Fremde in Rom starben, um schöne Gegenden zu sehen. Als später Kränklichkeit und Alter den Kaiser zur Ruhe nöthigte, gründete er sich in dieser Villa eine Residenz, welche ihm die lieb gewordenen Eindrücke früherer Jahre vergegenwärtigen sollte. So enthielt z. B. der Park eine Nachbildung des Thales Tempe in Griechenland, mit welchem wohl ein Thal Nachahmung in der Bildung haben mochte, des Serapistempels zu Canopus, zu welchem man auch zu Schiffe gelangte, des Lyceums und des Akademus, sowie des Prytaneums (öffentliche Gartenanlagen) in Athen, ein Labyrinth, das Elysium und den Tartarus, war also eine Art kosmopolitischer Garten. Im Neuen Museum in Berlin ist ein großes Bild dieser Villa nach zwölf Aquarellen.

Privatgärten hatte Rom sehr beveutende. Die meisten lagen auf dem Pincius (jetzt Monte Pincio), deshalb auch Gartenhügel (collis hortorum) genannt, jenseits der Tiber, am Marsfelde und der sämmtlich schen Straße und sonst zerstreut. Die berühmtesten waren: der des Crispus Sallustius (des bekannten Historikers) im Thale zwischen dem Pincius und dem Lauirinalischen Hügel und auf dem Pincius selbst, ursprünglich außerhalb der Mauern, bis Marc Aurelius die Stadt erweiterte, welcher seiner Ausdehnung nach Waldstücke, Wiesen und Teiche und selbstverständlich reiche kunstvolle Parterre, Rennbahnen, Spielplätze u. s. w. in sich eingeschlossen hat, mit Tempeln, Säulenhallen und Palästen, worin besonders der „Porticus von tausend Säulen“ (porticus milliarensis) berühmt war. Ferner der Garten des Lucullus, von welchem Tacitus sagt, daß er nach orientalischer Weise angelegt worden sei. Endlich waren die Gärten des Mäcenas am Esquilinischen Hügel zwischen den (später) Bädern des Trajan und Diocletian berühmt.

Aber alle Privatgärten Roms waren nichts gegen die Villen in der Nähe Roms, womit das ganze Sabiner-, Albaner und Latinergebirge und das Ufer des Meeres von Ostia bis Baja buchstäblich bedeckt waren.

Digitized by Google

Um Tibur (Tivoli) lagen außer der Villa des Hadrian, die Villa (das Tiburtinum) des Mäcenas, des Manlius Vopiscus, des Catull, Horaz, Quintilius Varus u. a. m. Hier in dem zauberischen Thale des Anio und von umgebenden schattigen Schluchten des Sabinergebirges gab es Erfrischung und Ruhe. Die meisten Villen lagen auf der jetzt Monte Gennaro genannten Anhöhe, welche dem heutigen Tivoli halbwärts gegenüber liegt, da, wo diese in die Ebene der Campagna verspringt, und die Aussicht auf die nicht allzu ferne ewige Stadt und das fernere Meer, sowie auf die mit Villen bedeckten gegenüberliegenden Albaner- und Latinerberge gewährt. Die Villa des Mäcenas lag erhöht an einer Stelle, wo ein Arm des Anio mit donnerndem Falle in die Tiefe stürzt, und soll, wie alle Gärten dieses fein gebildeten Mannes, sich durch Einfachheit der Anlage und Ausschmückung vor anderen Villen ausgezeichnet haben. Auch wird gesagt, daß sein Tiburtinum Bäche, dichte Gebüsche, sowie Wein- und Olivenpflanzungen enthalten habe. Das Hauptgebäude stand so dicht am steilen Abhange, daß es einen mächtigen Bogenunterbau haben mußte. Die Aussicht war entzückend. Eine noch prächtigere Lage, hoch am schwindelnden Felsenabhange den Wasserfällen von Tivoli gegenüber, hatte die Villa des Manlius Vopiscus, wo in neuester Zeit die französische Besatzung von Tivoli zum Zeitvertreib aufgeräumt und Gärten nach ihrem Geschmacke angelegt hat.

Unter den Tusculanischen Villen bei Tusculum, Präneste und Aricia an den tieferen Abhängen der Albaner- und Latinerberge, wo bei Frascati, Albano, Gangano, Aricia, Palästrina u. s. w. noch heute die meisten modernen Villen liegen, werden viele von den römischen Schriftstellern erwähnt.

An Pflanzen waren die Römer gegen uns verglichen in ihren Gärten sehr arm, denn sie benutzten kaum die einheimischen schönen Pflanzen und dachten wenig daran, fremde, deren ihnen bei der weiten Ausdehnung ihres Weltreiches doch genug vorkamen, zu acclimatisiren. Dies betraf nur Fruchtbäume, wodurch sich besonders Lucullus auszeichnete, unter den Zierpflanzen Oleander, Orangen, Platanen, Cypressen und vielleicht noch einige untergeordnete Bäume und Blumen. Oleander aus Indien sah man sehr häufig auch in Gefäßen, Orangen in Rom ebenfalls in Gefäßen und nur zur Zierde, während sie zehn Jahre nach Plinius in Neapel schon Fruchtbäume waren. Am meisten wurden die Platanen und Cypressen begünstigt, erstere allgemein, oft fast ausschließlich angepflanzt, nachdem sie durch Dionysius von Syrakus in Sicilien und Calabrien aus Kreta eingeführt worden waren. Eine besonders wichtige Rolle spielte der Epheu in den römischen Gärten, womit man alle Bäume und schattige Wände bepflanzte, wahrscheinlich auch den Boden rasenartig bedeckte, wie es mit dem Immergrün (Vinca) der Fall war. Auch der Weinstock diente als Zierpflanze, und es war z. B. die Livianische Säulenhalle in Rom damit beschattet.

Ueber die Anordnung der Blumen in den Gärten ist uns bekannt, daß man die beliebtesten Blumen massenweise anbrachte. Oft wird gesagt, daß Rosen und Lilien zusammen gepflanzt waren. Wir dürfen uns von der Schönheit, welche durch Anordnung der Blumen erreicht wird, nur einen sehr geringen Begriff machen, und unsere einfachsten Blumengärten sind unvergleichbar schöner, als im alten Rom die schönsten. Blumen waren überhaupt mehr zu Kränzen und Festons beliebt und begehrt, als im Garten, und mußten zu diesem Zwecke massenhaft angezogen werden, wodurch ganze fruchtbare Felder den Nährpflanzen entzogen wurden, wie viele Schriftsteller klagen.

Bedeckte Augen.

Illustrirt von A. v. G.

II.

Der Kaufer iſt oft recht genannt —
Doch er gebört zum Lieutenant.

Wer läßt es nicht dem Zwicker an:
Wie dieſer Richter gucken kann!

Reicht um zu leb'n — nein, zu verſchwend'n,
Wie Diplomaten tragen Brill'n!

Vier Augen, Mauer, und ſo blind
Zu riechen nicht den Baiſer-Wind?

Natürlich.

Novelle

von

Carl Freiherrn von Gumppenberg.

(Schluß.)

12.

Fünf Jahre waren seit dem Hochzeitsabende verflossen. Der Lenz hatte eben wieder die Knospen des Buchenwaldes aufgethan, dessen zartgrüner Schleier sich über die Hügel der Schliersleuse wobte, und der alte Zaun, welcher um den Obstgarten des Hoferannveseus sich, sah wieder einmal gleisgränig auf die Schlüsselblumen und Anemonen herab, welche zu seinen Füßen zwischen jungen Grasbalmen emporsprossten. Ein blondlockiges Mädchen von etwa vier Jahren pflückte mit ernsthaft vorgestreckten Lippen eine Blüthe nach der andern in sein aufgebohrtes Röckchen, als wäre es ein von Gottwater selbst abgefandter Engel, welcher die aufgeblühten Blümlein wieder holen sollte; und wenn es dann eine Ladung beisammen hatte, so kam's zu der alten weißhaarigen Großmutter gesprungen, welche unweit davon im Grase saß, und schüttete ihre Blumenbeute in den Schooß derselben zu dem kleinen Brüderchen, welches dann vergnügt lallend darin herumwühlte und die Blüthenköpfe von ihren Stengeln zu trennen bemüht war.

„Lenerl, jetzt müß'n wir heimgehn!“ mahnte eben die Großmutter, — „sonst greint d' Mutter!“

Lenerl verzog den Mund, als ob sie weinen wollte, — es waren ja noch gar so schöne Schlüsselblumen da, die gepflückt werden mußten, allein — sie hatte zu gehorchen gelernt, während der kleine Toni gar nicht einsehen wollte, warum er sich von dem bunten Spielzeug trennen solle. Weinend wurde er von der Großmutter auf den Arm genommen, Lenerl hing sich mit einem wehmüthigen Rückblick auf die Schlüsselblumen an ihren Rock, und so trollten sie dem Hause zu.

Am Brunnen stand die Hoferbäurin; die ganze Kücheneinrichtung lagerte rings in bunten Wirrwarr und Clara war eben damit beschäftigt, von der Schüsselwahne den Ruß des langen Winters abzulegen. Wir würden das zarte Fräulein von ehemals kaum mehr erkennen; ihre Gestalt war üppiger geworden und die einfache ländliche Tracht umschloß eine Fülle von Gesundheit und Lebenskraft. Ueber ihren feinen Gesichtszügen lag die Weihe echter Weiblichkeit, das Feuer der großen blauen Augen war zur andachtenden Gluth geworden, und zwischen die schalkhaften Brauen hatte sich ein ernstes Fältchen eingeschlichen; — der zurückgelehnte Hufschlag ernster Gedanken, — sie waren davongejagt, — das Fältchen aber war geblieben! — „Was hat denn der Toni, Mutter?“ fragte die Bäurin, als die Familie näher kam.

„Heim will er nit!“ brummte die Alte, — „und d' Kinder müssen um eilfe ihr Suppen haben, das geht nit anderst! — d' Lenerl ist gleich mitgangen!“

„Ja d' Lenerl!“ versetzte die Bäurin stolz, — „das glaub' ich gern, — das ist ein Kind, wie's kein zweit's mehr gibt; da wird uns der Lenerl schon mehr z'schaffen machen, — das wird ein Hauptschlingel!“

„Nein, Toni auch brav, Mamm!“ sist ihr Lenerl in's Wort und machte Miene, ihrer schwesterlichen Liebe in einem Thränenstrom Luft zu machen.

Die Bäurin lächelte, und da sie mit ihrer Wäsche fertig war, so trocknete sie sich Arme und Hände, bob dann Lenerl empor an ihre Brust und trug sie herzend und küssend in's Haus hinein, während die Großmutter mit dem Kleinen nachtrippelte. — Drinnen im Flöz sah Franz; er hatte einige Rechen, deren Zähne schadhaft geworden, ausgebessert und las eben zur Erholung in „Zimmermann's Geschichte der Deutschen,“ welche jüngst ein wandernder Colporteur in Hoferannveseu feilgeboten. — Franzens Züge waren ernster, männlicher geworden, Besonnenheit und fester Charakter hatten ihren Stempel darausgedrückt, und in gegenseitiger Ergänzung der beiden Gatten hatte sein geistiges Leben offenbar einen Aufschwung gewonnen. —

„Bauer,“ rief die Hausfrau ihm zu, — „komm' zum Essen rein, — d' Kinder sind auch da!“ damit zog sie an dem Stricke, welcher aus einer Oeffnung der Decke herabhing, und setzte das Glöcklein auf dem Dache einige Zeit in Bewegung. Bald kam die Magd von der Wiese heim, die sie abzurechen gehabt; es ist wahrhaftig — die Baumerzenzl! — Clara's Wunsch war erfüllt worden, und weder sie noch Franz bereuten je das gute Werk, mit dem sie ihre Ehe begonnen, denn Zenzl war hiedurch moralisch und physisch gerettet worden, und vermied sorgfältig, ihren Dienstherrn die früheren Beziehungen, in denen sie zu ihm gestanden, fühlen zu lassen, — eine Rücksicht, welche Franz wohl zu schätzen wußte.

„Da steigt allweil Einer um's Haus 'rum,“ sagte Zenzl, — „es muß schon ein Sommerfrischler von der Stadt sein, — vielleicht will er einstsi'n bei uns!“

„Wird schon reingehn, wenn er was will!“ sagte Franz, — „d' Kammern sind hergericht't eben, aber heuer geh' ich ein bißl 'nauf mit 'n Preis, ich bring's sammt dem an, — jetzt ist Schlierd schon einmal in der Mod', — Nix will im Sommer z' Schliers sein!“

Da pochte es an die Thüre, und während Franz rief: „Nur reinspaziert!“ öffnete sich dieselbe, und Clara sah der Löffel sammt der Suppe aus der Hand: — Doktor Steffen trat leibhaftig in die Stube. — „Guten Tag Leutchen!“ sagte er schmunzelnd, indem er Hut und Stock auf die Ofenbank legte, — „haben uns lang nicht gesehen, Frau Hoferbäurin, nicht wahr?“

Clara konnte anfangs vor Erstaunen nicht antworten, sie stand dem Doktor voll Verlegenheit gegenüber und warf einen flüchtigen Blick auf den kleinen Handspiegel, welcher am Fenster hing; gerade heute mußte das Haar noch so in Unordnung und der Rock so aufgeschürzt sein, — was sollte der Doktor von ihr denken? — „Grüß Gott, Herr Doktor,“ brachte sie endlich hervor, — „Sie kommen zu der Hoferbäurin? das ist was Seltsames, — so seltsam, daß ich mich gar nit erdolen kann von meiner Ueberraschung!“

„Nicht wahr? behebe!“ lachte der Doktor, indem er Clara's zögernde Hand ergriff, — „ja, es geben Dinge vor in der Welt, die Gottwater selbst für unmöglich gehalten hätte; — aber wie Sie prächtig aussehen, mein Frau — — pardon! Frau Maier wollt' ich sagen, — der Ehestand schlägt Ihnen ja vortrefflich an, wie ich sehe; — nu, ist auch kein Wunder, brave Luft — gesunden Mann, ah! braven Mann wollt' ich sagen.“ —

Clara schlug dem Doktor scherzend Eins auf die Hand.

„Wissen Sie noch, Frauchen, wie wir uns einmal über den Aufenthalt der Durchlaucht dahier gestritten haben? — Sie fanden später für gut, mir die Sorge für die Gesundheit der Fürstin allein zu überlassen!“

„Nachdem die Durchlaucht mir die Sorge für meine Existenz allein überließ,“ — allerdings!“ antwortete Clara etwas bitter.

„Ei ei“, erwiderte der Doktor, indem er sich, eine Prise nehmend, an den Tisch setzte, — „sagen Sie mir, Hoferbauer, — ist Ihre Frau auch in der Ehe so schlimm gebieben?“

„Hab' nit g'merkt bis jetzt!“ sagte Franz, indem er den Eindringling gering schätzend nach der Seite anlob; — „s wird's halt niemelen brauchet hab'n? Schlimmsein und ander Leut sind auch keine Engerln!“

Der Doktor nahm überlegend eine zweite Prise und schob eine neue Besatzung vor. „Schon Fremde hier? ja?“

„Nein,“ sagte Clara, — „s ist doch noch zu früh, — bevor die Berg' mit ganz schneefrei sind, wird's halt warm genug.“

„Also in Eure Wohnung noch zu vermiethen, Bauer?“

„Freilich!“ entgegnete Franz, — „wollt's vielleicht einsehen, Herr?“

„Hm — ich just nicht, mein Lieber, aber ich habe den Auftrag, für eine vornehme Dame eine Wohnung hier zu besorgen, und wenn mir Eure Cure convenirt, so können wir schon Geschäfte mit einander machen.“

„Ist die Dame allein?“ fragte Clara lauernd.

„Ja, — das heißt ihre Dienerschaft hat sie natürlich bei sich, einen Kammerdiener und eine Zofe, auch ein kleines Hündchen fährt sie bei sich, was man ja beim Wohnungsmiethen in der Regel erwähnen muß. Früher hatte sie auch 'ne Gesellschafterin, jetzt lebt sie aber ganz allein!“

„Wenn ich nit wüßt',“ sagte Clara, den Doktor scharf fixirend, — „daß die Fürstin Schwarzenfeld zu mir nicht kommen kann, so möcht' ich meinen, sie wäre die Dame, von der Sie sprechen.“

„Und wenn sie es wäre?“ versetzte der Doktor eigenthümlich lächelnd, — „so würde die Hoferbäurin einfach sagen: „Nein! ich nehme Sie nicht in die Miethe, — wir wollen geschiedene Leute bleiben,“ nicht wahr?“

Clara kämpfte sichtlich mit einem Entschlusse; ihr Stolz wollte Gleiches mit Gleichem vergelten, die Gelegenheit bieta bot sich ja verführerisch und unerwartet von selbst; — aber sie wollte größer sein als die Fürstin! — ja das wußte sie demüthigen, wenn das Mädchen, welchem sie die Thüre gewiesen, sie als Weib an eigener Schwelle willkommen heißt, — wenn das verstoßene entehrte Kind der Liebe sein selbst erworbenes Dach mit der reichen Fürstin theilt! — —

„Ich freue mich,“ sagte Clara nach einer Pause, — „wenn die Fürstin Schwarzenfeld uns die Ehr' schenkt, und was die kleinen Feindseligkeiten betrifft, die mich von ihr getrennt, — so sind sie längst vergessen; wenn die Durchlaucht auch so leicht vergißt, wie ich, dann werden wir uns recht gut vertragen, denke ich!“

„Ich bin in der glücklichen Lage,“ sagte der Doktor, sich leicht verbeugend, — „Ihnen versichern zu dürfen, daß die Durchlaucht Alles vergessen hat, was Ihre Vergangenheit betrifft, Frau Hoferbäurin, — nur einen Punkt hat sie nicht vergessen, nämlich den, daß Sie um das testamentarisch zugesprochene Erbtheil Ihres Vaters betrogen worden sind!“

„Betrogen?“ fuhr Clara auf, — „mein Herr Doctor, ich habe erhalten, was ich durch die Wahl eines Gatten auch niederem Stande verdient hatte, — mehr zu verlangen steht mir nicht zu!“

Digitized by Google

„Doch doch, Bäurin," versetzte der Doktor mit den Augen winkend, — „die Fürstin ist in ihren alten Tagen noch entsetzlich fromm geworden und kann es mit ihrem Gewissen nicht vereinigen, Einkünfte zu genießen, welche eigentlich doch für das Fräulein von Rosenau bestimmt waren; sie hat mich deßhalb beauftragt, Ihnen die rückständigen hundertneunzigtausend Francs auszuhändigen!"

Clara wandte sich empört ab, indem sie über die Achsel weg erwiederte: „Sagen Sie der Durchlaucht, Herr Doktor, daß ich für das Gnadengeschenk vielmals danke, daß sie mir zugedacht, — daß ich's aber nicht annehmen kann, weil's mir ersten nicht g'hört, und weil ich Gott sei Dank mein ehrlich Auskommen hab' und kein Almosen brauche!"

Franz nickte zustimmend mit dem Kopfe, der Doktor aber patschte in die Hand und rief lachend:

„Jede Spitze einer Kaiserin werth! — accurat wie ich es vorhergesagt! — Die Fürstin wollte es nicht glauben und wettete einen Korb Clauret mit mir, daß Sie auf das Offert eingehen würden, — ich hatte verbindlichst für den köstlichen Abendtrunk, Frauchen! — doch glauben Sie ja nicht, daß der alte Doktor Steffen hiemit sich abfertigen läßt, — ich gehe Ihnen mein Wort, daß ich nicht von der Stelle weiche, bevor die hundertneunzigtausend Francs in Ihren Kassen liegen!"

„Da kann Ihnen schon Zeitlang werden, Herr Doktor!" erwiederte Clara in bestimmtem Tone, während sie anfing den Tisch abzuräumen.

Der Doktor nahm seine dritte Prise und schob die dritte Batterie vor. „Alte mit der Wohnung für die Gnädige sind wir im Reinen," fuhr er dann fort, — „nicht wahr? nur den Preis haben wir nicht festgesetzt; die Fürstin liebt es aber, denselben bei solchen Gelegenheiten selbst zu machen, und Ihr dürft mir glauben, Leutchen, daß er niemals zu Ungunsten des Miethsherrn ausfällt. Da ich nun als Haus- und Leibarzt Ihrer Durchlaucht den Rath ertheilte, von nun an jeden Sommer hier zuzubringen, und sie selbst ihre Lebensdauer noch auf circa neunzehn Jahre veranschlagt, so haben Ihre Durchlaucht gerubt, den für diese neunzehn Jahre treffenden Miethzins zu zehntausend Francs per Jahr im Voraus zu entrichten, welches angenehmen Auftrags ich mich hiemit entledigen will!" Der Doktor griff nach seiner Brieftasche und zog einen vollständig ausgefertigten Miethvertrag nebst einer Anweisung von der Hand der Fürstin auf die bezeichnete Summe hervor und legte mit boshaftem Lächeln beides vor Clara auf den Tisch, welche mit den Freudenthränen kämpfte und sie doch nicht zurückzudrängen vermochte. Es folgte eine jener peinlichen Pausen, in denen Keines zureit reden will. Franz starrte verblüfft auf die Papiere und wußte nicht, sollte das Scherz oder Ernst sein; Clara gab ihm aber bald Gewißheit hierüber, indem sie des Doktors Hand ergriff und schluchzend sagte:

„Es ist zu viel, — Sie setzen mich auf eine zu schwere Probe! — wie soll ich sie bestehen können?"

„Es steht Ihnen frei, den Miethvertrag zu acceptiren oder nicht," versetzte der Doktor, „verneinenden Falls muß ich eben sehen, eine andere Wohnung für die Fürstin aufzutreiben."

Clara fühlte, daß ihr Stolz gebrochen war und sie dieses Angebot mit gutem Gewissen annehmen könne. „Franz!" rief sie mit strahlendem Gesichte, indem sie sich mit den Schürze die Thränen trocknete, — „ich glaub' Du wirst nig dagegen hab'n, wenn wir mit Ehr'n reiche Leut werd'n, nit?"

„Freili nit," lachte Franz, — „da müßt' Einer ja von Ledzelte g'macht sein, wenn er sich gegen sein Glück spreiz'n thät'! — aber sag mir nur grad —"

„Laß nur mich die Sach' ausmachen, Franz, nachher wirst Alles inne! — Herr Doktor," wandte sich nun Clara an diesen, — „die Wohnung gehört der Fürstin Schwarzenfeld; sagen Sie meiner lieben Maman, daß ich sie mit Sehnsucht erwarte und Alles aufbieten werde, ihr in meinen Mauern die alten Tage ebenso angenehm zu machen, wie sie mir in ihren Mauern meine jungen Jahre gemacht; sagen Sie ihr, daß sie den einzigen Wunsch, dessen Erfüllung zu meinem ungetrübten Glücke noch mangelte, dadurch erfüllt hat, daß sie mir heute die Hand zur Wiedervereinigung bietet. — Franz, — Mutter, — Kinder, — Jenzl, — heut' ist Kirchweih, — heut' wird kein Streich mehr gearbeit't! legt's Euer gutes Gwand an, und Nudeln sollt's heut' kriegen, daß's ein Freud' ist! — und damit wir ein' Musik auch haben, springt der Hansl nüber zum Seefaller, er soll mit seiner Zither ein bißl in Heimgarten kommen, daß der Herr Doktor doch auch ein Unterhaltung hat. — Apropos, — erzählen's mir doch, was aus'n Baron Arthur und sein'm Freund Oskar geworden ist, ich hab' nichts mehr von ihnen g'hört seit dem gewissen Abend!"

„Baron Arthur?" erwiederte der Doktor verächtlich, — „nu das war vorauszusehen, wie es kommen werde; er gerieth natürlich in Wechselarrest, fand jedoch Mittel und Wege, aus demselben zu entspringen, und flüchtete nach der Schweiz, wo er, wie ich höre, bei einem reichen Gutsbesitzer als Bereiter fungirt: — ein würdiger Abschluß seines glorreichen Lebens!"

„Und Graf Oskar?" fragte Clara weiter.

„Er ist vor einem Jahre gestorben!" ergänzte der Doctor, — „die Liebe, welche er als seinen einzigen Lebensgenuß erklärte, — sie hat ihm das Leben auf eine entsetzliche Weise genommen, welche ich Ihnen gegenüber nicht näher zu schildern vermag. Seine letzten Worte galten noch den verschiedenen Söhnen, die ihm das kurze Leben versüßt hatten!" —

„Schrecklich!" flüsterte Clara, — „wie verschieden doch die Bedingungen zum Glücke der Menschen sind! — Sagen Sie mir nur noch, Herr Doktor, ob Jean und Dorette mit der Fürstin wieder hieher kommen?"

„Nicht doch, Frauchen," versetzte der Gefragte, — „Jean und Dorette sind ein glückliches Ehepaar, haben von den beiderseitigen Ersparnissen, die sie während einer achtjährigen Dienstzeit bei der Fürstin gemacht, ein Commissions- und Putzwaarengeschäft errichtet, und soviel ich erfahren, geht es ihnen ganz vortrefflich. — Nun wissen Sie die Schicksale unserer alten Bekannten; jetzt möchte ich aber auch erfahren, wie Sie gelebt haben, schöne Bäurin, seit ich nicht mehr das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen? — ich denke recht glücklich, nicht wahr?" —

Clara schlang den Arm um Franzens Nacken, ihre großen blauen Augen strahlten, und sie sagte nichts als:

„Natürlich!"

Napoleon I. und die deutschen Studenten.

Historische Skizze von **Arnold Wellmer.**

(Schluß.)

5. Jenenser Kosacken.

Wir müssen einige Monate zurückblättern, um zu zeigen, daß bei aller Glut der ernstesten Freiheitsbegeisterung doch zwischenhurch der altehrwürdige gesunde übermüthige Humor des deutschen Studenten frohlich ausblühte.

Es war am 2. April 1813, — die deutsche Erhebung gegen die verhaßte Fremdherrschaft schon überall thatsächlig. Der französische General Durutte mußte mit seiner holländischen Division vor der deutschen Freiheitsflamme zurückweichen. Todmüde zogen die Feinde in Jena ein, um dort einen Rasttag zu halten. . . .

Aber kaum haben sie es sich in ihren Quartieren brauem gemacht . . . da dröhnt auch schon die Allarmtrommel durch die trummen Gassen der alten Musenstadt. . . . Mit schreckensbleichen Gesichtern, mit verschobenen oder gar fehlenden Montursstücken eilen General Durutte, seine Offiziere und Soldaten auf den Marktplatz — und wie ein einschlagender verheerender Blitzstrahl läuft es durch die Reihen der Tapferen: „Die Kosacken sind da . . .!"

„Unmöglich — woher sollen jetzt plötzlich Kosacken kommen . . .?"

„Und doch — seht nur: dort oben auf dem Bergrücken werden ja Leoben wieder einzelne Kosacken auf ihren flinken Pferden und in voller Rüstung sichtbar. . . ."

„Ja, Leipzig und Dresden sind in den Händen der Russen — die verfolgen uns. . . ."

Und Alles starrt hinauf nach den Reitern auf der Bergkuppe des Hausberges — schreckensbleich — wie gelähmt.

Die blutige Wirklichkeit, die jähe Ausdauer und unverschämte Grausamkeit der russischen Kosacken haben die Franzosen in Rußlands Gefilden mehr fürchten gelernt, als selbst den leibhaftigen Gottseibeiuns. . . .

Und immer neue Kosacken tauchen bei dem alten Fuchsthurme hinter der Bergkuppe auf — galoppiren eine kurze Strecke den Bergrücken entlang und verschwinden dann auf jener Seite wieder. . . .

Schon haben die zitternden Franzosen über 200 Kosacken gezählt und noch wollen die Entsetzlichen kein Ende nehmen. . . . Und wie flink, wie eisenfehnig ihre kleinen Pferde auf dem holperigen Bergrücken dahinspringen — das vermögen auch nur echte Kosackenpferde. . . .

Nein, länger kann der tapfere General Durutte es nicht verantworten, seine tollbaren Franzosen in dieser Mördergrube zu lassen. Nach einer kurzen Berathung mit seinen Offizieren setzt er sich an der Spitze der Divisien in Galopp — und Hals über Kopf — in panischen Schrecken und wilder flüchtartiger Unordnung folgen ihm seine Braven zum Thore hinaus . . . hasteltet von den frohen, dankbaren, lächelnden Augen der guten Jenenser. . . .

Und nach einer Stunde reiten sinf Kosacken vom Hausberge nieder und auf todmüden hinkenden und über die eigenen Beine stolpernden Pferden — unter dem Jauchzen der ganzen Studenten- und Philisterwelt in Jena ein. Die Herren Kosacken sehen aber gar nicht so wild und blutdürstig, grausam und menschenmörderisch aus, wie sie im Gedächtniß der Franzmänner leben. Es sind hübsche schlanke Jünglinge mit frischen lachenden Gesichtern und übermüthig blitzenden Augen. Das Wunderbarste aber ist: sie sprechen mit großer Geläufigkeit ein famoses Deutsch — ja sogar das regelrechteste Studentendeutsch, „wenn sie hier einem „Herzbrüder" den Arm schlitteln, dort einem biederen „Philister"

Digitized by Google

im dargebrachten Humpen „Raumburger“ in langen durstigen Zügen Bescheid thun, die einer jungen Schönheit den „Halbster“ vertraulich zunicken, dort am Fenster eines Professors dem jugendlichen „Flor“ militärische Honneurs machen. ...

Jetzt drängt sich ein wunderliches Paar durch die dichtgedrängte jubelnde Menge. Ihm glüht eine prächtige dunkle Phönixknospe in dachrothgen Vollmondgesichte und die lange gelbe Weste vermag die ihr zur Beherbergung zugewiesene schwellende Fülle kaum zu fassen — Sie ist ein wandelndes anatomisches Raritäten- und Curiositätencabinet von langen, dämsten Knochen, schärften Zähnen, magersten Augen und Lippen, der spinösten Arme und grätenartigen Händen. Wir glauben in allem Ernst, daß diese Dame dem jenenser Geschichtsprofessor Friedrich Schiller zum Modell gestanden hat, als er in seiner Ballade „Die Kraniche des Ibikus“ die Erinnyen besang.

So scherten feine irdischen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus.
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.
Ein schwarzer Mantel schlägt um die Lenden
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut,
Im ihren Wangen fließt kein Blut!

Und diese Dame hört einen wahren Erinnyenschrei aus, wie ihre langen mageren Arme dem einen Kosackensohne an den langmageren Hals schlingt und in den höchsten Potenzen schluchzt: „O, meine alte Livie, wie haben sie Dich zugerichtet, arme Hinterlist auf allen Bieren ... und Dich meinen Gaul und meinen theuersten Nebukadnezar — daß mir baare achtzehn Thaler gekostet! Und mir haben sie gesagt, sie wollten nur nach Weimar ins Weinbans zu Ortelli reiten ... und sie strapazirten euer edlen Fleischen dort oben auf dem Hausberge! Wie leicht hätten die bösen Franzosen euch todtschießen können ... aber die Verführer der Unschuld sollen es mit bezahlen, so wahr ich Jungfer Saupen heiße!“

„Mir nicht, Jungfer Saupen“ — sagt der kleine runde Mann mit Pathos und seine Phönixknospe glüht noch feuriger und die gelbe Weste knackt vor dem Schwellen der Begeisterung unter ihr in allen Fugen — „keinen Heller verlange ich für diesen Kosackenritt. Wo diese braven Burschen auf Euren spitzhalsigen Rosinanten ihren Hals dort oben zwischen den Steinböckern riskirt haben — da opfert der Dr. Bergmann vom halben Monde gern die acht Pferdebeine seines Sancho Pansa und Don Quixote, ...“

„Vivat Dr. Bergmann — porcot Jungfer Saupen!“ — erschallt es von allen Seiten. ... Und seit diesem Tage ist der Dr. Bergmann, ein verunglückter Gelehrter, der beliebteste „Pferdephilister“ Jenas. Seine alte Rivalin, die „Pferderehilisterin“ Jungfer Saupen, aber wird mit allen ihren mageren Verführern von den Studenten Jenas auf 1 Jahr, 1 Monat, 1 Woche und 1 Tag feierlich in Acht und Bann gethan.

Die Heldenthat der fünf kühnen jenaischen Studenten, die in einigen alten Kosackenuniformen vom Maskentröbler und auf den magersten Philisterpferden so kühn „Kosak“ gespielt und eine ganze Division Franzosen in die Flucht gejagt hatten, liegt jubelnd durchs deutsche Land.... Aber dieser übermüthige Studentenstreich wäre leicht für das liebe schöne Jena im traurigsten Sinne verhängnißvoll werden können.

Napoleon hatte auf die Nachricht von der neuen Erhebung Deutschlands gegen Frankreichs Ketten in der Mitte des April Saint-Cloud verlassen und war am 25. April in Erfurt angelangt. Noch an demselben Tage wurde ihm jene jenaische Kosakenposchichte zugetragen — und sein alter Haß gegen die deutschen Universitäten und Studenten und besonders gegen „ces Messieurs de Jene“ schäumte aufs Neue furchtbar auf. „Ich werde allen revolutionären deutschen Professoren und Studenten ein abschreckendes Beispiel in der Bestrafung dieses Frevels aufstellen — sie sollen es nie wieder wagen, Frankreichs Soldaten zu verhöhnen“ — schrie er wüthend — Als auf sein letzten Stumpf soll mir dies Revolutionsnest durch Jener von der Erde verschwinden.“

Und schon lag die Ordre an den General Bertrand: „Jena an allen Ecken anzuzünden!“ auf des Kaisers Schreibtisch für seine Unterschrift bereit — da verschaffte sich der weimarische Regierungsrath von Müller bei Napoleon in Erfurt eine Audienz ... und seiner warmen Fürsprache gelang es endlich, den Kaiser milder zu stimmen. „Sire, bis jetzt ist jene Angelegenheit nur ein dunkles Gerücht. Noch weiß man nicht mit Sicherheit, ob es nicht echte Kosaken gewesen sind. ... Und wenn sich auch wirklich einige unbekommt Studenten zu jenem übermüthigen Streiche hinreißen ließen — sollen dafür jene Tausende von unschuldigen Bürgern büßen?“

„Eh bien — so lassen wir die Stadt stehen und verbrennen nur die Häuser der Aufruhr predigenden Professoren und die Universitätsgebäude und stecken die Studenten unter meine Soldaten. ...“

„Sire — und wenn der Geschichtsschreiber von der für Frankreich so glorreichen Schlacht von Jena schreibt, so wird er sicher hinzufügen: leider aber verdunkelte Napoleon den Glanz dieses Tages durch eine spätere Grausamkeit, indem er wegen eines lustigen Studentenstreiches die Universität und die Professorenhäuser verbrennen und ...“

„Assez! assez! Monsieur, Ihr seid ein kühner Fürsprecher — aber ich achte solche Hochherzigkeit!“ — und damit zerriß Napoleon jene Ordre an den General Bertrand. „Mais ces Messieurs de Jene sollen nicht vergessen, daß ein Augenwink von mir genügt, ihre ganze Universität zu vernichten. Und was wollen denn eigentlich diese Himmelsstürmer und Schwärmer? Sie wollen die Revolution in Deutschland, — sie wollen sich freimachen von allen Banden, die sie mit Frankreich vereinen! Und Ihr andern Deutschen, wißt Ihr, daß Ihr euch nichts ist, als Revolution? Ihr wißt es nicht — aber ich, ich weiß es! Ich habe diese Blutströme Frankreich überschwemmen sehen — ich habe drin geschwommen, — und ich will nicht dulden, daß diese grausigen Scenen sich in Deutschland wiederholen. ...“

So war Jena zum zweiten Male wie durch ein Wunder aus Napoleon's zermalmender Hand gerettet!

c. Das Strafgericht.

Gottes Mühlen mahlen langsam
Mahlen aber furchtbar fein. —

... Die blutige dreitägige Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen ... Napoleon floh mit den Trümmern seines Heeres in zwei Colonnen nach Frankreich zu. ...

Unter den Tausenden von blutigen Leichen auf den Feldern um Leipzig lag auch so still und bleich und starr manch junger deutscher Student, der mit Gott für König und Vaterland begeistert zu den Fahnen geeilt war. ... Und als die Trauerkunde mit der Siegesnachricht zugleich ins Vaterhaus kam, da jammerten und wehklagten die deutschen Mütter nicht. ... Sie falteten die Hände über dem wehen Mutterherzen und sahen mit einem langen nassen Blick hinauf zum Himmel und sagten leise: „Mein Sohn konnte keinen schöneren Tod sterben!“ ...

Auch aus Halle war die französische Besatzung geflohen. ... Wie athmete die alte treue preußische Stadt so froh und leicht auf!

Die Universität hatte inzwischen manche Wandlungen zu bestehen gehabt. 1808 vom Könige von Westphalen wieder hergestellt, hob „Napoleon für 1813“ wegen des herrschenden revolutionären Geistes zum zweiten Male auf. Doch gleich nach dem Völkerschlage bei Leipzig öffnete Friedrich Wilhelm III. ihre Pforten wieder — und froh und dankbar strömten Professoren und Studenten der geliebten alten Alma mater zu.

Wo ist Judas Ischarioth — der rothe Spion — der feile Verräther, der sein eigen deutsches Fleisch und Blut den Franzosen verkauft hat?

Dieser Herr Peltzerstiel ist sicher mit in den Netzhosen gewesen, wie schon früher, wenn die französische Besatzung den Läpowern oder den Husaren weichen mußte. ...

Nur die ballischen Studenten lachen gar eigen finster bei dieser Frage nach ihrem ehemaligen Commilitonen, der Meinhold's Attentat auf Napoleon verrathen hatte. In diesem Lächeln lag ein tödtlicher Haß. Aber sie sagten nur: „Kommt heute Nachmittag um 3 Uhr nach dem „Großen Berlin“ — dort soll Ihr den rothen Judas Ischarioth sehen. ...“

Und ganz Halle drängt sich am Nachmittage auf dem schönen weiten Platze zusammen, der noch heute den Namen: Der große Berlin führt.

Da steht vor einem Hause die ganze Studentenschaft. Sie sehen gar wild und abenteuerlich aus die jungen straffen Burschen in den kurzen dunkeln Jacken mit den greifahrigen Kragen und Aufschlägen, den engen hirschledernen Hosen und langen ihorenklirrenden Kanonenstiefeln, auf den langwallenden Haar den dreieckigen hohen ledernen „Stürmer“ mit den bunten Schärpen und Troddeln und den wehenden Hahnenfedern. ... Und Alle tragen unter der Jacke etwas verborgen. ...

Und neben den Studenten stehen ihre treuesten Freunde: die Halloren — jene Salzbürgerschaft, die seit Jahrhunderten ihre originellen Sitten unter der ärgsten Bevölkerung streng bewahrt hat. Auf den fast kahl geschorenen energischen Köpfen tragen sie Dreimaster, ihre langen himmelblauen Schoßröcke mit den goldenen massiven silbernen Knöpfen fallen über rothe Westen, kurze schwarze Hosen mit Silberschnallen und farbige Zwickelstrümpfe nieder und die derbe Faust führt einen gewichtigen spanischen Rohrstock mit dicken Silberknopfe. Sie allein haben das Privilegium: jeden Studenten „Lieber Schwager“ und „Du“ anreden zu dürfen. Das haben sie sich durch ihr treues und gewichtiges Dreinhauen auf Seiten der Studenten bei allen „Gnoten-Holzereien“ längst erworben. Langst ein junger Studentensuchs in Halle an, so weidt ihn zunächst ein „Hallorengruß“ — ein derber Klaps und ein schwadgerliches Du — zum Bruder Studio und er hat den neuen Schwager dafür ein silbernes Kopfstück zu entrichten. Und auch heute fassen die Halloren ihre Rohrstöcke so fest und werfen so finstere Blicke rings umher, als wollten sie sagen: Mehe Euch, Stadtsoldaten und Pedelle, wenn Ihr unseren lieben Schwägern jetzt bei ihrem Strafgerichte hindernd in den Weg treten wolltet!

Da öffnet sich die den Studenten nächste Hausthür und in der Oeffnung erscheint, von zwei riesigen Studenten gehalten, eine bleiche Jammergestalt mit schlotternden Knieen und verstörten angstvollen Zügen, von einem wüsten rothen Bart umwittert. ...

Digitized by Google

„Judas Iskariotb — der rothe Verräther!“ ruft's von allen Seiten.

Schnell haben die Studenten von jener Thür aus auf den Platz hinaus eine lange weite Gasse gebildet und, was die Jacke so lange verbarg, entrollt sich jetzt in ihren Händen — furchtbare Hetzpeitschen.

„Fiat justitia et pereat proditor!“ (Der Gerechtigkeit ihren Lauf — der Verräther gehe unter!) rufen die beiden Studenten in der Hausthür mit mächtiger Stimme über die bang athmende lautlose Menge und stoßen den Verräther in die Gasse hinaus. . . .

„Fiat justitia et pereat proditor!“ wiederholen die Studenten . . . und ihre Hetzpeitschen sausen wuchtig auf das gehetzte Wild nieder . . . Schon hängen seine Kleider in hundert Fetzen um den blutigen Leib . . . Mit gellem Angstschrei schleppt er sich noch ein paar Schritte weiter . . . dann bricht Judas Iskariotb halbtodt nieder. . . .

„So geschehe jedem Verräther am Vaterland!“ — und ohne ihr Opfer eines Blickes weiter zu würdigen, gehen die jungen Richter und Rächer ihres Wegs.

In der dunklen Nacht schleppt sich eine blutige todmatte gebrochene Gestalt durch's Thor. . . . Von dem rothen Judas Iskariotb hat man in Halle nie wieder etwas gesehen, noch gehört.

*

Das war ein menschliches Strafgericht. Aber auch Gottes Mühlen mahlen langsam — furchtbar fein weiter. Sie mahlen zu Staub die stolzeste Erdenherrlichkeit: das Kaiserthum Napoleon!

Es ist der 20. August 1815. Der Northumberland trägt den Gefangenen, entthronten Kaiser Napoleon nach seinem dem Festlandgrade Sanct-Helena ins Westmeer hinaus . . . einen lebendig Gestorbenen!

Und wunderbar! wie der Gefangene in den Meeresschaum hinabstarrt, kömmt ihm plötzlich der Gedanke: „O, hätte Dich doch vor neun Jahren die Kugel jenes hallischen Studenten getroffen . . . dann wäre Alles längst vorbei!“

Und in derselben Stunde leuchtet die Sonne so freundlich hell durch die Fenster eines Dorfschlosses an der Saale, und sie glänzt auf dem blühenden Myrthenkranze einer schönen glücklichen Braut und auf dem eisernen Kreuze und den vielen Tapferkeits-Denkmünzen auf der Brust des jungen Oberförsters in der Uniform eines Lützow'schen Husarenessigiers, der neben der Braut am blumengeschmückten Altar steht. Der alte Pfarrer aber nimmt des Sohnes Hand und faltet seine zitternden Hände darüber und betet leise: „Mein Gott, ich danke Dir, daß Du Alles so wohl hinausgeführt hast . . . Daß Du diese Hand nicht mit Mörderblut befleckt hast . . .“ Dann legte er die Hände seines Neffen und seiner Martha für dieses Leben in einander.

Am Abend feierte die Studenten der neu aufstrebenden Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg mit Fackeln durch das grüne Saalthal zum alten Pfarrhause hinaus und sangen über die schlummernden Gräber hinüber ein jubelndes Brautlied.

Das Ankenmilchbohren in der Schweiz.

Aus altgermanischer Heidenzeit hat sich in der Schweiz bis auf unsere Zeit ein Brauch erhalten: die Gewinnung des reinen Feuers zu dem Wendefeuer. Die Arbeit hat den seltsamen Namen: das Ankenmilchbohren (Ankenmilch = Rühr- oder Buttermilch). Die letzten Spuren dieser Uebung finden wir im Wynenthal im Canton Luzern und Aargau im sogenannten Mühlerramte.

Zur Zeit der Sommersonnenwende (um Johanni herum) suchen sich die erwachsenen ledigen Knaben einer Ortschaft ein Haus aus, das in der Nähe eines Baches in einer Thalenge liegt, dessen Bewohner mit dem Ankenmilchbohren einverstanden und zur Beköstigung der Knabenschaft nach vollbrachtem Werke erbötig ist.

Bei anbrechender Nacht werden dann in die beiden Pfosten der Hausthür in gleicher Höhe zwei Bohrlöcher gemacht, der Quere nach eine starke wiederhaltige Stange hineingepreßt und selbe an beiden Enden mit Harz und Oel getränktem Werch verstopft. Hierauf wird ein klafterlanges Seil in einer einmaligen Schlinge darum geschlungen. Zwei Bursche, die gleiches Alter und Taufnamen haben, oder auch zwei Brüder sassen hierauf die beiden Seilenden, ziehen selbe wechselweise an und beginnen so die Stange wie einen Wendelbaum hin- und herzudrehen. Durch das schnelle Umdrehen der Stange und das Reiben des Querholzes in den beiden Bohrlöchern bricht allmälig aus denselben Rauch und Gluth hervor. Das so gewonnene Feuer wird dann sorgfältig durch bereit geballten Zunder genährt, bis endlich in voller Flamme das neue, reine Feuer gewonnen ist. Dasselbe wird denn auch mit Reimsprüchen und Zuberuf begrüßt. Indessen hatte ein Theil der jungen Bursche der Gasse nach hinunter in einer Doppelreihe Haufen von Bohnenstroh, Hanf- und Flachsabgang aufgeschichtet. Diese werden nun mit dem neuen Feuer angezündet und beleuchten sehr grell die Wände der Thalenge. Brennende Feuerbüschel, welche auf Brettchen befestigt sind, werden sorgfältig in den Bach hineingesetzt, und während sie lustig flackernd im Bache thalabwärts schwimmen, stimmen die Knaben die alte Reimfrage an, wer heute den Rheinstrom angetrunkt und wieder geloschen habe. An den brennenden Haufen werden hierauf bereit gehaltene Kienfackeln angezündet, und darauf geht es im Glasmarsch hinaus auf die Allmend, um dieselbe zu „durchräuchern.“ Das ist die „Waidbräuki,“ welche sowohl die die Feldfrucht beschädigenden Gespenster, wie alle das Mitdrein beherzenden Weiber verscheucht.

Ist die Waidbräuki abgethan, so werden auf einem bestimmten Ziele der Hutung alle Fackeln auf einen Haufen zusammen geworfen, welchen man daher die „Feuerkrafchkaten“ heißt, um sind sie endlich verbrannt, so wird die Asche über die Saatfelder hingetreut und dieselben dadurch fruchtbar gemacht. Ist die Knabenschaar wieder ins Dorf zurückgekehrt, so beginnt daselbst ein zweites Geschäft, die „Hudbräuki.“

Nicht nur Wunn und Waid, sondern auch die neu bezogene Wohnstatt soll mit reinem Feuer eingeweiht werden. Hat daher der Bauer einen Neubau bezogen, oder ist ein Lehenmann auf einen Lehenhof gezogen, so berufwerbt die Knabenschaar mit dem gewonnenen neuen Feuer auch das bezogene neue Quartier und dasür besötigt der Bewohner zugleich mit der Knabenschaar seine Verwandtschaft mit einer Abendmahlzeit. Beinselben besteht diese Hausbräuke auch in einer komischen Nachahmung der Beschwörungsformeln der exorcirenden Mönche. Alsdann durchschreitet, als Mönch und Nonne vermummt, die muthwillige Knabenschaar, Kerzen in der Hand, das ganze Haus und zündet dabei in alle Winkel. So manche Spinnweben sie in Haus und Stall entdecken und herunter machen können, so manche Maß Wein muß der Bewohner bezahlen, und trinken die Bursche auf seine Gesundheit unentgeltlich. Mitten in diesem Scherze schaut der ernst gemeinte altehrwürdige Zweck hervor, nämlich die Reinigung durch das Feuer der mitgetragenen Kerzen als die altheidnische Lustration, sowie denn auch der sittliche Brauch ursprünglich dem Heidenthume nachgebildet ist. Daß dieses bei dem Ankenmilchbohren besonders der Fall ist, darauf deutet schon der Name des Spieles und der nachweisbare Zweck der Brennstoffbauen, die vor dem Hause die Gasse hinab angezündet werden. Alles, was im Bauernhause und im Stalle sich befindet, Menschen und Vieh, Krankes und Gesundes, mußte früher zwischen den Feuern zu beiden Seiten des Weges hindurchgehen. Die Enge des Ortes und die Lage zwischen dem Bache und den Bergen erlaubte keinen Ausweg; entsprang ein Thier seitwärts, so war es wenigstens durch eine der beiden Feuerzeilen gegangen und dadurch heil. Buben und Mädchen sprangen auch wohl Hand in Hand lustig durch die Flammen. In solcher Weise wurde ehemals aller Orten die Feier der Sonnenwende begangen.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 480:

Reparatur.

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 45.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Beigabe: Die Erwartung. Nach einem Bilde von F. Lothhart.

Unter den päpstlichen Zuaven.

Roman von F. W. Hackländer.

(Schluß.)

Stiller wurde es in den Reihen der Letzteren, man sah selten mehr die Gluth einer Cigarre, und bald hatten Scherze, Lieder und Unterhaltungen einem tiefen Schweigen Platz gemacht, unter welchem die Zuaven fast lautlos dahin marschirten, bis sie endlich in der Morgendämmerung vor sich Castel Gandolfo sahen mit seiner hohen Kathedrale, deren Kuppel sich schon deutlich abzeichnete auf dem rasch heller und leuchtender werdenden östlichen Himmel.

Am Fuße des Berges, auf dem Albano liegt, machte die Colonne halt; hier waren die Bagagewagen, und nachdem man die Gewehre zusammengestellt hatte, wurde die Truppe mit einem guten Kaffee erquickt, und wie die aufsteigende Sonne die Schatten der Nacht verjagte, so zerstreute auch ihr freundliches Licht jeden düsteren Gedanken und man bereitete sich vor, allerdings mit angemessenem Ernste, aber heiter und wohlgemuth an sein schwieriges Tagewerk zu gehen, welches wir in seinen furchtbaren, oft haarsträubenden Einzelnheiten nur so weit berühren wollen, als es zum Verlauf unserer kleinen Geschichte unumgänglich nothwendig ist.

Mit der glücklichen Unüberlegtheit, ja mit dem Leichtsinne der Jugend warfen sich die Zuaven in die Geschäfte der mannichfaltigsten, meist schrecklichsten Art, die ihrer in Albano, diesem Orte des grenzenlosesten Jammers harrten, und obgleich man anfänglich die Unerschrockenheit, mit der sie sich sowohl dem Dienste der Todten als auch der Kranken und Gesunden widmeten, mit Furcht, Zweifel, ja mit Abscheu und Mißtrauen betrachtete, so dauerte es doch nur kurze Zeit, bis diese heldenmüthige Aufopferung nicht nur anerkannt wurde, sondern auch als gutes Beispiel anspornte. Die Zuaven bemächtigten sich augenblicklich des so nothwendigen, jetzt ganz verlodmten Betriebes nicht nur der südtirolischen Verwaltung, sondern auch der häuslichen Ordnung. Während eine Section die Todten aufsuchte, sie schleunigst entfernte und begrub, pflegte eine andere in unermüdlicher Sorgfalt und Liebe unter Aufsicht der Aerzte des Bataillons die schweren und leichten Kranken, und hatten wieder andere die Sorge übernommen für Verpflegung der Stadt, für die Herbeischaffung von Lebensmitteln, für das Backen genügend frischen Brodes, bei welchem einige Zuaven, welche ihres Zeichens Bäcker waren, aufs bereitwilligste selbst mit Hand anlegten. Und das alles geschah in so musterhafter Ordnung, so streng geregelt und mit so bestem Willen und gutem Humor, daß dies auch als gutes Beispiel aufs Ermuthigendste auf die Einwohner wirkte, wobei es ein großes Glück zu nennen war, daß gerade die Zuaven, welche sich auf eben beschriebene Art ohne weiteres rücksichtslos der Pflege schon Erkrankter widmeten, von der Seuche wunderbar verschont blieben und fast gar keinen Verlust hatten.

Landerer erhielt den Befehl, mit einigen Zuaven, zu denen sich der kleine Hornist gesellte, Localitäten aufzusuchen für solche Kranke, die aus den Häusern weggeschafft werden mußten, und die aufzunehmen bis jetzt jeder geweigert hatte. In einem paar der besten Gasthöfe gab es Platz genug, da es doch den reichen und vor-

Kaiserin Charlotte von Mexico. (S. 532.)

Digitized by Google

nehmen Reisenden theils gelungen war, Transportmittel zu ihrem Fortkommen endlich zu erhalten, und weil die Zurückgebliebenen sich glücklich schätzten, jetzt nach Arricia übersiedeln, dessen lächerlicher Sanitätscordon jegleich der Ankunft der Zuaven aufgelöst worden war.

Durch das Verlassen, welches die braven Soldaten mit ihrem furchtbaren Wirken einflößten, ermuthigt, weigerten sich auch die Gastheofe, sitzer nicht länger, ihre Zimmer zur Aufnahme von Kranken zu öffnen, und sand Lauderer Räumlichkeit genug zu seiner Verfügung, ja er hätte im Albergo di Europa den ganzen ersten Stock zur Verfügung haben können, wenn dort nicht eine Reihe verschlossener Zimmer gewesen wäre, zu denen der Wirth, wie er behauptete, indem er sich verlegen am Kopfe kratzte, keine Schlüssel habe.

„Wie is Padrone, keine Schlüssel?“

„Ja, Signor Sergente, das ist eine ganz eigenthümliche Geschichte. Die Zimmer waren von Neapel aus für eine sehr vornehme und sehr reiche Familie bestellt. Nur ein Herr und eine Dame, aber große Dienerschaft, eine Kammerfrau, ein Kammerdiener und noch zwei gewöhnliche Bediente, was, bei der jetzigen Art zu reisen, schon viel sagen will. Va bene. Sie kamen am ersten Tage des Schreckens, und ich habe sie gar nicht gesehen, da ich mit tausend Sorgen anderweitig vollauf zu thun hatte. Meine Tochter Assunta sahete sie auf ihre Zimmer und sorgte dort für ihr Prauzo so gut als möglich, bene; als ich eine Stunde später meinen Respect bezeigen wollte, denn es war eine reiche Familie, die bei der Bestellung durch ihren correere hier Wochen voraus bezahlt hatte, fand ich diese Thüre verschlossen, wie sie heute noch ist. Ma, alles war verschwunden.“

„Wovon Ihr Euch durch Oeffnen der Thüre überzeugtet?“

„Ja, im Beisein des Brigadiere, der zufällig im Hause war; ich mußte doch sehen, ob da drinnen kein Unglück vorgefallen. Aber wie ich schon sagte, alle waren verschwunden, nur die schweren Koffer zurückgeblieben.“

„Seltsam, — so öffnen Sie die Zimmer auf meine Verantwortung.“

„Und die Koffer, Signor Sergente, so wie die andern Effecten? denn als gewissenhafter Mann ließ ich alles stehen und liegen, sogar bis auf die gestillten Weinflaschen.“

„Die Sie ebenfalls auf meine Verantwortung nun mit sich fortnehmen können, während wir die anderen Effecten in ein kleines Zimmer zusammenstellen.“

„Va bene, siete Padrone.“

Es herrschte eine eigenthümlich dumpfe Luft in den verschlossen gewesenen Zimmern, der Hein Hornist öffnete rasch die Fenster, während Lauderer die Effecten besichtigte. Es waren schwere, schöne Reisekoffer von gleicher Größe, die zu einem Fourgon zu gehören schienen. Alle numerirt, auch etwas leichtes Handgepäck, ein paar zierliche Lederkästchen, einige Bücher und auf einem Nebentischchen ein Schnupftuch.

Lauderer nahm das seine Gewehr in die Hand und suchte mit gleichgültiger Miene nach einer Chiffre oder dergleichen, als er diese aber gefunden, nahm sein Gesicht plötzlich den Ausdruck des höchsten Erstaunens, ja unverlemdar den des Schreckens an, denn die Chiffre in dem Schnupftuche war ein verschlungenes C und l. mit einer Grafenkrone darüber.

„Wie sahen der Herr und die Dame aus, die hier in dem Zimmer waren?“ rief er dem wieder eingetretenen Wirthe dastig entgegen.

„Ich sah sie nicht, Signor Sergente. Aber meine Tochter sagte mir: er sei ein ziemlich großer, magerer und kränklich aussehender Herr gewesen, sie aber —“

„Eine schöne junge blonde Dame, ist's nicht so?“

„Allerdings, so sagte meine Tochter; sie habe bleich und traurig ausgesehen.“

„Um aller Heiligen Willen, wo können sie hingekommen sein?“

„Chi lo sa?“

„Könnte ihnen ein Unglück begegnet sein; könnte sie die furchtbare Krankheit fern von diesem Hause befallen haben, plötzlich im Freien, vielleicht in einem elenden Weinbergshäuschen; denn in Arricia wurden sie nicht eingelassen — — — ob, es wäre entsetzlich.“ — —

„Es sind wohl Bekannte von Ihnen, Signor Sergente,“ sagte der Wirth, indem er den jungen Zuaven mit einem eherbietigeren Blicke als bisher ansahante. „Ob, seien Sie unbesorgt; sie waren ja zu fünf. Das Unglück kann sie allerdings betroffen haben; aber doch kaum alle fünf; das wäre schwer denkbar.“

„Ob, es wäre an einem Unglück schon genug!“ rief Lauderer schaudernd aus. — — Dann setzte er, sich rasch an die Anderen wendend, hinzu: „Hurtig, Leute, macht, daß wir bald fertig werden; es gibt noch Anderes zu besorgen.“

Ja — anderes, welches seine Gedanken so völlig in Anspruch nahm, daß er durch den Ort nach seiner Wohnung eilend — das Schnupftuch hatte er auf seinem Herzen verborgen — kaum einem der Offiziere Rede stand, nicht nur als ihn dieser um etwas Dienstliches ersuchte, sondern als er hinzusetzte: „Ihr Freund Alfonso hat leider einen Krankheitsanfall, nicht der schlimmsten Art, aber man hat ihn doch in das Krankenhaus Nr. 2 gebracht.“

Zu jeder anderen Zeit wäre er augenblicklich dorthin gestürzt; heute aber erfüllte ihn nur Ein Gedanke, sie aufzufinden, ihr vielleicht in Noth und Jammer beizustehen; und er eilte nach seiner Wohnung, weil sich in demselben Hause die Station der Gendarmerie befand, unermüdliche mit dem Orte und der Umgebung genau vertraute Leute, welche selbst in dieser schweren Zeit Tag um Nacht unterwegs waren, und hier erhielt er die Auskunft: eine Familie, wie er sie beschrieb, befände sich seit vorgestern in Castel Gandolfo.

Er brauchte keinen Urlaub nachzusuchen, um dorthin zu gehen; denn nicht nur war ein Theil des Ingels, zu welchem er gehörte, dorthin beordert, sondern ein Theil des päpstlichen Schlosses war zur Aufnahme von Kranken bestimmt worden, und die Besichtigung auch dieser Localitäten konnte er ohne weiteres in seinen Geschäftsbereich hineinziehen. Er eilte durch die untere Galerie, und wie er im Schatten der mächtigen Bäume rasch dahinschritt, spürte er einen lange nicht gefühlten erquickenden Hauch durch die Landmassen ziehen, einen unendlich wohlthuenden Hauch, den er in vollen Zügen einsog. Es war, als habe sich die Gottheit des Meeres erbarmt und sende einen frischen Seewind den schwer gepeinigten Orten, vielleicht in dankbarer Erinnerung an längst vergangene Zeiten, wo auf diesen Höhen zahlreiche Tempel standen zur Verherrlichung Poseidon's. Ja, als Lauderer gegen Westen blickte, sah er von dort ein feines graues Gewölk schleierartig herüberziehen; er hätte mit erhobenen Händen irgend eine Gottheit anflehen mögen um einen erfrischenden Regen, er fühlte doch selbst sich niedergedrückt von nie, sowohl durch die anhaltende Trockenheit, als durch ein unerklärliches beängstigendes Gefühl, welches ihn immer tiefer verwärts trieb.

Dort vor ihm erschienen schon die ersten Häuser des kleinen Orts, und er wollte schon in einem derselben seine Erkundigungen beginnen, als er mit einem freudigen Erstaunen einen einsamen Wanderer erkannte, den ihm entgegenkam, den frischen Professor. Ja, den sah Lauderer seit dem Tage, wo er sein ersten Gedanken beschäftigt, hielt gegen seine sonstige Gewohnheit die Augen so unverwandt auf den Boden gehestet, daß er erst aufschaute, als der junge Zuave dicht vor ihm stand. Dann aber erschrak dieser über das gänzlich veränderte Aussehen des sonst so jovialen, heitere in die Welt blickenden Mannes. Ein tiefer Gram lag auf seinen blassen Zügen, auf seiner gefurchten Stirn, und als er, den jungen Mann erkennend, ihm langsam die Hand entgegenstreckte, geschah es mit einer liebetrübten, beinahe gleichgültigen Miene.

„Um des Himmels willen, Herr Professor,“ rief Lauderer, „was ist mit Ihnen geschehen, warum so blaß und niedergeschlagen?“

„Daenach mögen Sie wohl fragen in diesen Tagen des Schreckens — — doch verzeihen Sie mir. Ich hätte meinen lieben Bekannten aus Rom allerdings herzlichere begrüßen sollen, auch als treuen Bundesgenossen und Collegen; denn das muß man den Zuaven schon nachsagen: Ihr habt Euch über alle Besorgnisse muthig erhoben. — Was hilft aber aller Muth, alle Kunst, alle Aufopferung,“ setzte er mit seufzend vorsichen Blicken hinzu, „wenn es einem nicht gelingt, dem tückischen Tode gerade die Beute zu entreißen, um die wir gerne gekämpft hätten mit Einsatz des eigenen Lebens!“

„Sie haben Sie selbst einen Verlust erlitten?“

„Ja, ich selbst,“ rief er in schmerzlicher Bewegung aus; „aber nicht nur ich allein, die ganze Welt; denn, wenn und in diesen verderbten Zeiten ein so vollkommener Engel verlebt, ein so reines vollendetes Wesen, so ist das schon ein Verlust, den Jeder zu beklagen Ursache hat. — — Gerade sie — — gerade sie — — ob, es ist entsetzlich.“

„Wer — denn — Herr — Pro—fe—ssor.“

„Ich hatte mich an sie angeschlossen,“ klagte der alte Mann, indem er seine rechte Hand vor die Augen drückte, „ich liebte sie, wie man die liebste Tochter liebt. Sie kamen von Neapel, wir hatten uns Rendezvous in Albano gegeben —“

„A — a — a — ah, so — o — o,“ brachte der junge Zuave mühsam hervor, indem er mit starrem Blicke seinvorts schaute; er hatte nicht den Muth weiter zu forschen, um eine so entsetzliche Gewißheit zu erlangen; er hätte den Professor am liebsten stehen gelassen und wäre entflohen weit, weit hinweg über die Grenzen dieses Landes als ein Fahnenflüchtiger, um alsdann wieder eingebracht und als Desertene erschossen zu werden. Das waren wohlthuende Bilder, welche in diesen Augenblicke durch sein Gehirn rasten; — — und doch schon bei dem Gedanken, den alten Mann, der mit thränenerfüllten Blicke vor ihm stand, sei es auch jetzt nur auf einen Augenblick zu verlassen, fuhr er erschrocht zusammen und unklammerte mit seinen Fingern krampfhaft dessen Hand. — „So ist es wahr, so ist keine Täuschung möglich! — Ob, Sie haben Recht,“ rief er in wildem Schmerze ausbrechend, „über einen solchen Verlust sollte die Welt klagen.“

„Hätten Sie sie erst gekannt, mein lieber junger Freund!“

„Hätten Sie sie erst gekannt,“ höhnte er ihm zähneknirschend nach. „Ich habe sie gekannt, besser als Sie, ich habe sie geliebt — und ich hatte ein Recht sie zu lieben — ehe sie jenes Anderen Weib wurde.“

„Herr Lauderer!! —“

Digitized by Google

„Landerer, — ja — sagen Sie: Graf Landerer und glauben Sie nicht, daß es Eitelkeit ist, die mich veranlaßt, dies abgelegte Wort hervorzusuchen. — — Betrachten Sie mich als Verwandten des Hauses, als Jemanden, der ein Recht hat, an ihrer Leiche niederzuknieen. Alles, was Jemen heilig ist, kommen Sie, — eilen Sie — führen Sie mich zu ihr."

Er zog den alten Mann hastig mit sich fort, blieb aber dann plötzlich mit der Frage stehen: — „Und er?"

„Er war, als ich fortging, im Begriffe dem Tode des Schreckens zu entfliehen," sagte Dr. Bucher achselzuckend; „er fühlte ein nähermindliches Grauen vor seiner Gattin, vor diesem heimgegangenen Gespenst. Und Sie werden sehen," setzte der alte Mann laut weinend hinzu, „ob es ein lieblicheres Bild des Todes gibt — — wenn man neben ihrer Leiche ausharrt blickt, sieht man den Schmetterling mit goldenen Flügeln über ihrer weißen Stirne schweben."

„Amen, Amen," wie sie mir in jener Nacht gesagt, als ich auf Nimmerwiedersehen von ihr Abschied nahm."

„Vor ihr ein Grauen zu empfinden, — es gibt nichts Kleinlicheres, nichts Herzloseres. Sie, welche rauh zerstörend anzurühren selbst diese gierige abscheuliche Krankheit nicht gewagt. — Hier ist das kleine Haus, in welchem sie liegt; und dort," sagte er in verächtlichem Tone bei, „steht der beipannte Wagen des Herrn Grafen."

„Gott sei Dank, daß er geht," seufzte der junge Zuave aus dem tiefsten Grunde seines Herzens; „und doch möchte ich ihm noch einmal in diesem Leben ganz zufällig begegnen — ein Wunsch, der ihm in nächsten Augenblicke erfüllt werden sollte.

„Ich zwinge Sie durchaus nicht, Madame Bertrand," tönte eine unangenehme heisere Stimme aus dem engen Flur des kleinen Hauses hervor. „Wenn Sie durchaus da bleiben wollen, meinetwalben; ich laße Ihnen den Andreas zurück, er mag Sie, wenn Alles vorüber ist, nach Rom geleiten. Dort finden Sie mich in den Isole Britannniche. Halten Sie sich aber nicht länger auf, als nothwendig ist, denn es drängt mich nach Florenz zu kommen." Damit trat der, welcher so gesprochen, vor die Thüre, Graf Landerer, den wir vom Salvatonge her kennen. Seine Miene war nicht kränker als damals, ja im Gegentheile, er schien wohler zu athmen und die fieberhafte Röthe auf seinen Wangen war einer gesünderen Farbe gewichen, — — erschien aber jetzt mit einem Male von einer tiefen Blässe überzogen, während er die dünnen Lippen fest auf einander preßte. — „Ach, Du bist es!"

Diese Worte galten dem jungen Zuaven, der an der Seite des Doctors stehend, seinen Vetter nach so langen Jahren der Trennung ruhig und kopfnickend betrachtete.

„Ja, ich bin es — und Du bist es und wir beide sind uns, so scheint mir, im Aeußern wie im Innern ziemlich gleich geblieben."

Ein unmuthiger, häßlicher Zug zuckte um das eingefallene Gesicht des Anderen; und es war ein böser Blick, wie ein Blitz, über die jugendlich kräftige Gestalt des Zuaven flog. Doch warf er den Kopf trotzig in die Höhe und wollte ohne ein Wort der Entgegnung die Schwelle überschreiten. „Halt — einen Augenblick," sagte der Andere, den Arm leicht ausstreckend, „laß mich mein Lob über Deine Unverschämtheit verletzen. Im Augenblicke, dem Zauber beraubt Du Heilsnahmlos den Rücken, eine zertretene Blume, deren Duft Dich einstens entzückt, ist Dir werthlos geworden. Dich schreckt die Gestalt des Todes, der so unerbittlich in Dein Haus gegriffen, nicht in Dein Herz, und mit diesem kalten Herzen eilst Du triumphirend von dieser Stätte, froh, daß wenigstens Du glücklich gewesen, als Du verdientest. Aber, was Dir davon nachfolgt über Länder und Meere, nachdem Du mich hier gesehen, im Begriffe an ihrer Leiche zu wachen, daran denkst Du nicht."

„Bah, Unsinn! Ich kenne Deine hohen Redensarten."

„Du hörst sie zum letzten Male; aber zum ersten Male meine Verwünschungen, meinen Fluch über Dich, der mein Lebensglück vernichtet vernichtet, und dann das reine Herz eines Weibes, dessen Du nie würdig warst, frevenlich gebrochen. Ja, sie starb nicht an jener furchtbaren Krankheit, sie starb ausgerieben von Kummer und Seelenschmerz; sie, die Du durch Verrath und Lüge erschlichen; sie die mich geliebt."

Darauf wandte er sich mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes gegen das Haus, während der Andere mit einem Blick des Hasses, aber auch der Furcht, rasch an seinen Wagen trat, dessen Davonrollen man nach einigen Minuten vernahm.

Nur der junge Zuave dörfte nichts davon; denn während sein Verwandter trotz allebem mit Hoffnungen auf eine angenehme, ja heitere Zukunft diesen Ort des Schreckens für ihn verließ, miete er neben einem ärmlichen Bette, auf welchem sie ruhte mit geschlossenen Augen, die liebliche Züge übergossen von unaussprechlichem Seelenfrieden.

Nach einer langen, langen Zeit erhob sich Landerer wieder, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und nahm dann das Taschentuch, welches er auf seiner Brust verwahrte, breitete es auf einen Augenblick über ihr Gesicht und als dann ihre schönen Züge durch das feine Gewebe sichtbar waren, sagte er mit von Thränen funkelnden Augen: „Für mich verwirklicht sich das Wunder der heiligen Veronica."

„Amen," sagte der alte Professor, verdunkelte das Zimmer, indem er die groben Holzläden schloß, und zog alsdann Landerer sanft mit sich fort.

Unter der geöffneten Thür des Zimmers stand der kleine Hornist, der von dem Anblicke, der sich ihm bot, ebenfalls vom raschen Laufe, lautlos festgebannt stehen geblieben war und der, den Moment zartfühlend begreifend, den beiden schweigend folgte, bis wo der das Haus, bis vor den Ort und dann erst mit leiser Stimme sagte: „Man hat mich zu Ihnen hinaufgeschickt; denn Ihr Freund, der Unterofficier Allons —"

— ist einem zweiten Anfalle der Krankheit unterlegen," antwortete Landerer mit großer Ruhe. „Ob, ich kann mir das denken, solche Abrungen trügen selten. Ob, wie er glücklich ist."

Es war Dr. Bucher, der auf diese Nachricht hin ihn zum raschesten Geben antreiben mußte; denn von Minute zu Minute blieb Landerer stehen, rückwärts nach Castel Gandolfo schauend oder mit finsteren Blicken zum Himmel empor, der sich jetzt grau übergossen hatte und einzelne schwere Regentropfen niederfallen ließ. Dann murmelte er: „Zu spät, zu spät."

„Allerdings zu spät," sagte der alte Professor, „wenn ich an unsere Lieben, an unsere Freunde denke; aber immer noch früh genug zum Heile für viele Andere."

— — Was kümmert mich die ganze Welt, so von Verlust zu Verlust schreitend."

Jetzt waren sie in Albano, jetzt traten sie in das Krankenhaus Nr. 2, auch hier zu spät, wie sich Dr. Bucher überzeugte; nachdem er einen Blick auf Allons geworfen, und Landerer, nachdem er die kalte Hand seines Freundes ergriff und mit seinen Thränen benetzt. Dann ließ er sich die Beerdigung des Verstorbenen einhändigen und that mit derselben nach dem Wunsche seines Freundes, nachdem er neben dem Lager desselben ein paar flüchtige Zeilen in dieselbe geschrieben, dann das Gauze nochmals mit einer Umhüllung versehen und zurückging an den Bruder des Verstorbenen adressirt hatte.

— — — — — — — — — — — —

Wie hatte der Regen, der den ganzen Tag und die ganze Nacht fortgedauert, die lechzende Erde erquickt und erfrischt, und von wie wohlthätiger Wirkung war diese Aenderung der Atmosphäre sin fast alle Erkrankten. Wie hofften] athmeten sie lüftere Luft ein, mit wie ganz anderen Gefühlen horchten sie heute dem tiefen Tone des Glocken, unter deren Schalle sich eine Compagnie der Zuaven im gleichen Schritt und Tritt unter dumpfem Trommelwirbel nach dem Begräbnißplatze von Albano begab, um dort ihrem Kameraden die letzte militärische Ehre zu erweisen.

„Wenn er auch nicht im Gefecht durch eine Kugel gefallen ist, so starb er doch im Kampfe auf dem Felde der Ehre," waren die letzten Worte seines Commandeurs, ehe er über dem geschlossenen Grabe die drei üblichen Gewehrsalven geben ließ. —

— — Und dann, obgleich Alles hiemit zu Ende war, verlieh doch keiner der Zuaven sogleich den Platz, sondern alle Officiere und Soldaten schaarten sich ohne Commando lautlos um ein anderes Grab, einem ihrer Kameraden folgend, der dort einem alten Manne beide Hände reichte und darauf ein paar Worte zu einer schwarz verschleierten weinenden Frau sprach. Aus diese beiden hatte die ganze Begleitung der jungen, schönen, reichen Gräfin Camilla Landerer bestanden, wurde aber auf einmal so stattlich vermehrt durch hundert mitfühlende Herzen welche Kunde erhalten von dem doppelten Verluste, der Landerer getroffen, die dabei an so Manches dachten, an die Lieben in der Heimath, an die Vergangenheit, an die Zukunft, und wobei man manches düstere Auge bemerkte, manchen unheilen Blick, als nun unter einem Hügel von Blumen die liebliche reinste Blüthe von allen in die Tiefe der Erde hinabsank.

Dr. Bucher blieb noch eine Zeitlang in Albano, in den Krankenhäusern beschend, wo er konnte, und seinen jungen Freund tröstend, den er endlich, als er den Ort verließ, nachgenug aufgerichtet, ihm, sobald Landerer hier seine militärischen Verpflichtungen mit Ehren lösen könne, in die Heimath zu folgen.

„Ja" — hatte der junge Zuave darauf mit trübem Lächeln geantwortet: „nach irgend einer Heimath."

War es nun im Einverständnisse oder als Vermächtniß des guten deutschen Professors, daß der kleine Hornist, als die Zuaven, mit Ruhm bedeckt, wieder in Rom eingezogen waren, unter der herzlichen Begrüßung einer ihnen vordem so feindlich gesinnten Bevölkerung, auf alle mögliche Art in dem Herzen Landerer's die Liebe zur Heimath zu erwärmen oder wieder zu erwecken strebte, genug er gestand häufig, daß er es als eine schwere Entsündigung empfinde, dem kriegerischen Lorbeer nachgestrebt zu haben, und daß er mit einer unaussprechlichen Sehnsucht aus der engen Stadt an seine kleinen deutschen spießbürgerlichen Verhältnisse denke; ja, daß ihm die Tage verschmähter Liebe, die er dort verlebt, jetzt im rosigsten Lichte erschienen, und daß er es als eine große Gnade ansehen würde, wenn er wieder dazu käme auf dem Schneidertische zu sitzen, um dort allerdings mit großer Ueberwindung selbst für die Nachkommen seiner ehemaligen Gelieben und des siegreichen Lieutenants Röcke und Hosen zu nähen.

Landerer hörte das mit einem trüben Lächeln an, stimmte auch wohl

Digitized by Google

den Phantasien des kleinen Schneiders bei, nicht aber ohne hinzuzufügen: „Nach erhaltener Feuertaufe sind wir als brave Soldaten berechtigt, erst an das — und anderes zu denken."

Und diese Feuertaufe ließ denn auch nicht gar zu lange auf sich warten: — — Die Tage von Monte Rotondo und Mentana, wo sich der kleine Spielmann eine tüchtige Schramme und eine hübsche Medaille erwarb und wo Landerer sich so auszeichnete, daß er zum Offizier vorgeschlagen wurde, dies aber dankend ablehnte, und seinen Abschied nahm. Letzteres that auch der kleine Hornist und ging, von seinem großmüthigen Freunde reich beschenkt, nach der Heimath zurück, — ihm voraus, wie Landerer sagte, welcher darauf aus dem Kreise seiner Freunde und Bekannten sowie aus Rom spurlos verschwand.

— — — —

damit herstellen; er könnte nur das officinelle Elixir amarum verschreiben, um mit einem „Boonekamp“ zu dienen; aber er verschmäht diese Mittel gegen einen verdorbenen Magen, weil er weiß, daß sie in den meisten Fällen schädlich sind, daß es nicht nur einen wirklich verdorbenen Magen, sondern auch einen nur scheinbar seinen Dienst wegen angeblicher Verderbniß auskündigenden Magen gibt, und hier derselbe nur die Botschaft übernimmt, daß ganz andere, tiefer liegende Störungen des Verdauungs- und Ernährungswesens obwalten, gegen die der „Bitterer“ sich wie Feuer zu Feuer, also sehr verschlimmernd und schädlich verhalten würde. — Viele Störungen der Verdauungsfunction und der tiefer in das organische Getriebe eingreifenden Ernährungswerkstatt haben die Eigenschaft, sich nicht an Ort und Stelle, sondern in einer Verstimmung des Magens zu äußern, die bei diesem nervenreichen Organe zunächst nervöser Natur ist. Hier ist also ein gereizter Zustand vorhanden und ein reizendes, sogenanntes appetitanregendes Magenmittel, durchgängig spirituöser und scharfgewürzhafter Art, würde zuverlässlich schädlich sein.

Hat Jemand das gute oder anklagende Bewußtsein, durch Uebermaß schwere und unverdauliche Speisen und Getränke, durch Vermischung gährend auf einander wirkender Stoffe ꝛc. sich den Magen verdorben zu haben, und war er sonst bei guter Verdauung und Eßlust, so darf er an eine wirkliche Verderbniß glauben, aber nicht zu den beliebten Magenbittern greifen; er wird sich vielleicht schnell hergestellt fühlen, aber jedenfalls den Magen schwächer und disponirt machen, bei einer späteren geringfügigeren Gelegenheit wieder die Rolle des Verdorbenen

Tod bei Wallenstein's Leiche. Nach dem Oelgemälde von G. Pilotz. (S. 532.)

zu spielen, bis er endlich nur den nervösen Verkünder tiefer entstandener Störungen abgibt, auch ohne selbst überladen zu sein. Eine wirkliche Magenverderbniß zeigt an, daß der Magen seine auflösende, theils chemisch zersetzende, theils gleichmäßig mischende Function zeitweise außer Stande ist zu leisten; daß also noch unverdaute Substanzen in ihm liegen geblieben sind, oder sich abnorme Producte daraus gebildet haben, namentlich Säure, die eine reizende Wirkung auf die Schleimhaut veranlaßt und dadurch Congestion (Blutandrang), Hemmung der Absonderung des Magensaftes, Erschlaffung der muskulösen Magenwand ꝛc. hervorruft, was sich in belegter Zunge, Appetitlosigkeit, üblem Geruch aus dem Munde, Druck unter der Herzgrube, Ausstoßen, Sodbrennen, Uebelkeit, Verstopfung ꝛc. kundgibt.

Hier nun eins der beliebten, anreizenden Magenmittel zu gebrauchen ist geradezu unvernünftig; der Magen ist kein Karrengaul, der, wenn er den überladenen Wagen nicht fortziehen will oder kann, mit der Peitsche angetrieben werden darf, aber oft auch in Ueberanstrengung völlig zusammenbricht; die beliebten Magenmittel, als Liqueure und bittere Reizstoffe, sind eine Peitsche für den Magen, die ihn zwar zu letzter Anstrengung seiner Lebenskraft antreibt, aber durch Ueberreizung eines bereits gereizten Magens zur Abschwächung bringt. Der Magen will nicht behandelt sein wie ein Droschkengaul von roher Hand, sondern wie ein Luxuspferd von der Hand seines gebildeten Reiters, der seinem scheuen oder widerstrebenden oder ermatteten Thiere Zeit läßt, sich zu besinnen, zu erholen, ihm die Last erleichtert und zeitweise auf den

Digitized by Google

instinktmäßigen Willen desselben eingeht. Ebenso will und soll der Magen, dieses Luxusthier des modernen Culturlebens, behandelt werden.

Und nun die praktische Regel? — Sie ist sehr einfach, aber eben ihrer Einfachheit wegen nicht allgemein beliebt, denn der „Magenbitter" schmeckt nebenbei doch nicht übel, und was der Arzt rationell zu bieten vermag, ist ziemlich reizlos. Aber man versuche unsern Rath nur, und man wird sich gut dabei stehen. 1. Wenn kein Appetit vorhanden ist, so dränge man dem Magen nie Speisen auf, sie würden nur belästigen, und die Störung der Verdauung in eine Krankheit überführen können.. 2. Ist Uebelkeit oder gar Brechreiz vorhanden, so befördere man dies durch Trinken warmen Wassers oder durch mechanische Reizung des Schlundes, im Nothfalle durch ein Brechmittel aus der Apotheke. 3. Einerlei, ob Erbrechen stattfand oder nicht, die Hauptsache ist und bleibt das Fasten, so lange nicht die natürliche Eßlust wiederkehrt, und reichliches Trinken kalten Brunnenwassers, in jedesmal kleinen, aber oft wiederholten Portionen. Hierdurch wird die bei jeder Magenverderbniß stattfindende und die Verdauungsstörung unterhaltende Congestion am schnellsten und sichersten gehoben und das unverdauliche im Magen Liegende weggespült, womit dann Appetit und Function wieder eintreten. 4. Sehrt Eßlust zurück, dann fange man erst mit kleinen Portionen leichtverdaulicher Nahrung, und zwar am besten in Suppenform, an, und ist trotz des Wasserreichens noch Sodbrennen im Magen zurückgeblieben, so trinke man eine Flasche doppeltkohlensaures Magnesiumwasser, für einen Tag eingetheilt, in kleinen Portionen aus. —

Etwas Unheimliches.

Das unheimliche Wesen des 17. und noch des 18. Jahrhunderts hat der Geist des 19. glücklich verdrängt und wir sind stolz darauf. Doch sehen wir zu. Sprache, Gedanken, Sitten haben wir gereinigt und gesetzt, den Menschen selbst aber sind wir noch nicht beigekommen, und während wir Anstoß daran nehmen, Fremdwörter zu gebrauchen, rufen wir uns sämmtlich: Louis, George, Christian und Julius Cäsar. Wie kommt es, daß das Weltbürgerthum oder die alte Ausländerei uns hierin noch so sehr anhaftet, warum greifen wir nicht zurück auf unsere besseren und besten Zeiten, wo der deutsche Name herrschte und damit auch der Deutsche deutsche Namen führte. O damals! Damals wagten wir noch Venedig, Mailand, Bern zu erfinden, heute scheint es uns schon lächerlich Neuyork statt Nuvork zu sagen. Damals hielt es unser Clerus noch nicht für unchristlich, Namen, Mythe, Legenden zu deutschen, und wagte es nicht an dem Heidengreuel unserer Ahnennamen zu rütteln; denn wir waren ein stolzes Volk, das sich seine Vornamen nicht eskamotiren ließ. Wohin ist es aber gekommen? Müssen wir nicht lachen, wenn uns Einer die Nase darauf stößt, daß unsere Bauersleute jetzt heißen: Athanasius, Zyprian, Pancratius, Seraphin, Balbina und Bibiana? Wir sind entschlossen international gewurden und geblieben. Alle Nationen sind zugelassen, von Aegypten durch Palästina, Griechenland, Rußland bis Portugal und Spanien, nur unsere deutschen Heldennamen sind verpönt, man fürchtet sich vor ihnen wie vor den Nibelungenrecken und dem grimmen Hagen von Tronje. Unser Adel ist aber gar herabgesteigen und findet nichts schöner als französische Frauennamen in seiner unwüchsigen Familie. Höchstens läßt er noch einen alten ureigenen Hausnamen zu, einen Emiko oder Guntram, doch geschieht das schon ein wenig verschämt, und fühlt sich der alte Bärenhäuter gar unbequem neben der „liebenswürdigen" Lucie, Hermance, Gabriele, Melanie, Blanche, Emmy, Fanny, Ella und wie sie alle heißen müssen, um vornehm genug zu sein. Mandmal heißt aber auch das Schooßhündchen Fanny und die Kellnerin drüben heißt ja auch so.

Der katholische und evangelische Kalender hat bei einigen 400 Vornamen auch etwa 40 deutsche Namen zur Verfügung gestellt, während gut 300 goldene, deutsche Namen verschwunden sind. Ist das nicht der Betrachtung werth? Es käme nur auf den Versuch an, diese alle wieder einzubürgern, und wir wären wohl veriorgt. Also „Barbarisches" kann der civilisirte Sinn ja vorerst bei Seite schieben, z. B. einen Ehilvericb oder Genserich (Geiserich klingt schon leidlicher), Hengist und Horsa; auch wollen wir die eingebürgerten altchristlichen Namen, wie Joseph und Elisabeth, Anna und wenige andere nicht mehr verlieren, dagegen den ganzen Plunder altjüdischer Tradition, griechischen und römischen, gallischen und französischen Jargons lähm über Bord werfen. Sollte am Ende nicht gar ein „Verein für Ausbreitung deutscher Vornamen" in unserer vereinssüchtigen Zeit recht am Platze sein? Was die Mitglieder Alles zu leisten haben, ergibt sich wohl von selbst, namentlich wird ihnen der Kampf gegen lopfschüttelnde Patten, gegen Gewohnheitsmenschen und sogenannte ästhetische Seelen nicht erspart bleiben. Vielleicht wissen es nach diesem Vorbericht die Leser uns Dank, wenn wir ihnen einen kleinen deutschen Kalender vor Augen stellen.

1) Aeltere, durch die Geschichte und aufbewahrte Namen:

Ariovist (Herseft) — Teutobad (Teuw) — Marbod — Chrodomar, Batomar — Ottoacher (Otto) — Theoderich (Dietrich) — Alarich — Hermanarich (Hermann) — Chlodowig (Ludwig) — Merwig — Dagobert — u. s. w.

2) Völkerwanderung und Nibelungenlied.

Hildebrand	Garibald	Gunther	Sigehad	Werbel
Ebilbericb	Chatwald	Gernot	Gere	Iring
Chlodio	Gellmer	Giselher	Eckewart	Irnfried
Ariowald	Aldung	Hagen	Siedolt	Beleung
Albwin	Amelung	Rüdiger	Dankrath	Gelfrat
Faramund	Schilbung	Rumolt	Ortwein	Wolmein
Frodobert	Alberich	Hunolt	Sigmund	Wolfbrant
Alfred	Witich	Rolfer	Lüdegast	Helmnet
Sigebert	Helfrich	Dankwart	Lüdeger	Gerbart
Romuald	Sigfried	Wolfhart	Hawart	Wichart

3) Althochdeutsche und mittelhochdeutsche Namen:

Karl	Adelbart	Gottfried	Gerold	Kunibert
Karlmann	Fulbert	Raimund	Baltram	Kuniwund
Franz	Roderich	Lodemar	Rathold	Berthold
Rudolf	Raiolf	Wilfrid	Woldemar	Landolt
Heinrich	Wittekind	Ebbrecht	Fridegar	Radolf
Hildrecht	Friedrich	Frobert	Fridbrant	Ewulf
Ruprecht	Lothar	Adebrant	Ottmar	Wilhelm
Gotthart	Erwin	Balderich	Meinrad	Ansbelm
Luitvold	Gerbert	Lauderich	Wilmut	Romuald
Theobalt	Richart	Adalbert	Alberich	Randolt
Eberhard	Norbert	Balduin	Weibert	Wolbert
Wolfgang	Theuterbert	Raimolt	Winibald	Waldemar
Wolfram	Arnulf	Arbogast	Roger	Baldemar
Guntram	Arnolt	Martwart	Ruebert	Hartmut
Heribert	Konrad	Rolant	Erich	Meinolf
Adolf	Bernhard	Erkenbold	Grimolt	Gerbert
Hans	Ebbert	Hildebert	Egenolf	Godwin
Leobard	Winfrid	Emmerich	Sigolf	Ermelant
Walafrid	Hubert	Elbert	Bernolt	Erwin
Walarich	Ulfrid	Herwig	Wolfrad	Wilfrid

4) Desgleichen:

Otto	Egeno	Sittiche	Frodo	Trudeo
Kuno	Kraste	Athio	Bobo	Friso
Gunzo	Franko	Ethelde	Lubo	Marko
Hanno	Poppo	Teuto	Bido	Biro
Hesso	Erdo	Kero	Drogo	Godo
Wesso	Gelso	Haimo	Hugo	Haulo
Bruno	Longo	Theodo	Milo	Nollo
Hacko	Thassilo	Otto	Emilo	Lando
Wacho	Ido	Tillo	Ado	Bando
Erbo	Ettiche			

Diese Namen endigen zumeist auch auf olf und ulf.

5) Weitere deutsche und germanische Namen:

Gottlieb	Weidegern	Suibert	Erchanger	Ulfried
Teutbart	Friedegern	Herbold	Berengar	Ariowald
Markulf	Ansgar	Aribert	Walabot	Bertram
Gaubert	Gustav	Gerwin	Wolfhelm	Manfred
Reginolt	Rainer	Wiell	Wendelin	Radelin
Waldbrecht	Goterich	Randolt	Gibert	Sigolf
Alvobrant	Alnobert	Wolbert	Rigobert	Bernhard
Gangolf	Alfuin	Reginald	Egwin	Erkenbold
Milhart	Ludolf	Ulerich	Erest	

c) Vornamen, welche sich noch heute als Geschlechtsnamen vorfinden, in welche sie übergegangen sind:

Gotthard	Günther	Hildmann	Eckhart	Wolf
Theobald	Grünewald	Burkhart	Ottmar	Gerhard
Rigand	Gamber	Arnold	Mangold	Almann
Wieland	Reinhard	Lamprecht	Engelbard	Ullmann
Erhard	Werner	Gumbrecht	Diebold	Erchenwald
Walther	Hartmann	Ruthart		

7) Frauennamen, dabei zu bemerken, daß die Alten nichts von den, durch Latein ermöglichten, weiblich gemachten Männernamen wußten, den Wilhelminen, Adolfinen, oder gar Schofelfinen und Leopoldinen. Solche Mißbildungen sollten lediglich abgeschafft werden, denn sie klingen auch schlecht und langweilig. Die Romannamen früherer Zeit, wie Bona, Florinda, nebst Ossianischen Anklängen sind geschmacklos. Die echt deutschen mit seltenen keltischen werden aber wohl Anklang finden!

Digitized by Google

Thusnelda	Adelgunde	Friedburg	Gisela	Geralda
Rodwitha	Armgart	Chriembilde	Gudrun	Ota
Bertha	Cungelinde	Kunihilde	Hedwirade	Uta
Ida	Cngeburg	Reginlind	Merlinde	Hedde
Gudula	Ara	Helfena	Brunhilde	Rowilde
Mechthilde	Bertila	Ingunde	Gertrude	Algunde
Elisinde	Bandila	Ludwina	Wilfrida	Hildegart
Waldburg	Hulda	Walkrude	Theodolinde	Aja
Rosburg	Hiltrun	Digilb	Almjse	Elbeith
Kunigunde	Margareth	Rowena	Alheide	Liebhilde
Heslinde	Brigitta	Otila	Walbeide	Ifla
Elie	Berta	Genoveta	Adelheid	Imilde
Iduna	Wiligis	Elisbeth	Herluga	Emma
Arune	Wilburg	Wilbrande	Walrade	Gudeleva
Otbilde	Friedbilde	Hildeburg	Relinde	Richilde
Gotelind	Friedlinde	Liebila	Wulfhilde	Zoberga

Wer suchen will, noch finden mag, ist mir zu viel gewesen, sagt jung Roland. Aber im Ernste, wäre es so schwer, so fürchterlich, unser Ohr wieder an die alten Klänge zu gewöhnen? Nach dreimaligem Durchlesen des Kalenders, zweimle ist kaum, werden sogar Leserinnen gewonnen sein, vielleicht diese am ersten, denn die Sache ist für sie vielleicht anziehender als für Männer.

Direktor Karl und Messenhauser.

Ein Bildchen aus dem Theaterleben von L. Kaffner.

Es herrschte wieder Ruhe in der schönen Kaiserstadt, aber — die Ruhe des Grabes.

Die fleißigen Wien besaßen den großen Leichenschmaus waren entsprungen, und nur Wenige waren in die Hand der strafenden Gerechtigkeit gefallen.

Unter diesen auch Messenhauser, der unglückliche Obercommandant der Nationalgarde.

Er wurde, wie vor ihm Robert Blum, Becher und Jellinek, zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt.

Vierundzwanzig Stunden vor seinem Tode ließ Messenhauser den Schauspieldirektor Karl bitten, ihn auf ein halbes Stündchen zu besuchen.

Als Karl in den Kerker des Verurtheilten trat, bot ihm dieser freundlich die Hand.

„Nun, Herr Regisseur-Chef," sagte er guter Laune, „wir haben uns nicht mit Lorbeeren bedeckt und eine große Niederlage erlitten. Nur waren Sie klüger als ich und haben sich zu rechter Zeit aus der Affaire gezogen."

„Wir sind Alle mit dem großen Strome geschwommen," antwortete Karl, der sich hier in einer peinlichen Situation befand, und mußten darauf gefaßt sein, entweder das Ufer zu erreichen, oder in der Strömung unterzugehen."

„Und Einer dieser ungeschickten Schwimmer bin ich gewesen," bemerkte bitter lächelnd Messenhauser, indem er seinem Gaste einen Stuhl bot. „Aber es ist für mich die Zeit gekommen, ein anderes als ein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen. Auch ist hier wohl nicht der Ort, politische Meinungen auszutauschen, kann ich lassen Sie und von etwas Anderem plaudern. Wie geht's in Ihrem freundlichen Musentempel? Hat der Humor mit seinem lustigen Gefolge wenigstens dort wieder seine siegreiche Fahne aufgepflanzt?"

„Das wohl, aber es bängt der Trauerflor noch über der Fahne."

„Auch der Flor wird davongeweht werden, wenn wieder andere Winde wehen. Doch jetzt — zu einer Geschäftssache, lieber Direktor."

„Geschäftssache?"

„Ah, Sie wundern sich, daß ich in meiner Spanne Zeit noch Geschäfte machen will? Schneichen Sie sich etwa nicht, daß ich heute noch meine Abschieds-rolle auf Ihrer Bühne zu spielen gedenke, — dagegen würde mein Papa Prosesi hier protestiren. Nein, es handelt sich ganz einfach um ein Testament, und das ist ein Geschäft, das gewöhnlich am Rande des Grabes abgeschlossen wird."

„Bitte über mich zu verstigen und versichert zu sein, daß ich auf's Gewissenhafteste Ihren Wunsch erfüllen werde."

„Sie wissen, daß ich mich nicht ganz ohne Glück als Schriftsteller versucht habe —"

„Auch der Dichter Messenhauser gehört der vaterländischen Geschichte an."

„Jedenfalls wird die Nachwelt den Dichter milder richten, als die Mitwelt den Politiker, d. h. wenn meine poetischen Kleinigkeiten ein Jahrzehnt überleben. Diese kurze Vorrede ist die Einleitung meines Testaments. Ich hinterlasse nämlich ein Kind, das ich auf Sie zu vererben gedenke."

„Ein Kind?" frug Karl ein wenig verblüfft, denn ein Kind ist ein Kapital, das sehr selten lachende Erben findet.

„Nicht ein Kind von Fleisch und Blut," antwortete Messenhauser lächelnd. „Sie sind an Vaterfreuden gesegnet genug, um Sie noch mehr zu beneiden. Das Kind, zu dessen Curator ich Sie zu bestellen wünsche, Herr Direktor, ist — ein Lustspiel."

„Ein Lustspiel!" rief Karl mit verklärtem Gesichte.

„Ja, ein Lustspiel," wiederholte Messenhauser, und ergriff aus einer Rolle Papier übergab. „Ich bitte Sie, es nach meinem Tode in Scene setzen zu lassen."

„Mit dem Aufgebot meiner besten Kräfte," bethenerte Karl.

„In der letzten Hälfte des vierten Akts werden Sie wahrscheinlich nachhelfen müssen, denn ich habe ihn erst heute vollendet und man ist doch ein wenig zerstreut, wenn man am nächsten Tage eine so große Reise vor sich hat."

„Ich bewundere Sie. Um an einem solchen Tage dichten zu können, muß man das Gewissen eines Heiligen haben."

„Nun, ein Heiliger bin ich nicht, aber ein Mann bin ich, der dem Tode ruhig ins Auge sehen kann. Ich weiß nicht, ob meine Richter heute ruhiger schlafen werden, als ich."

Karl hatte eine Phrase auf der Zunge, aber er verschluckte sie, denn sein Blick fiel auf den Profosen, der zwar sanft und sellig in einem Winkelchen schlummerte, aber es schliefen nicht alle Leute, die die Augen geschlossen haben.

Ob will uns beide nicht länger einer lustbaren Zeit beraubem," fuhr Messenhauser fort, indem er sich erhob und seinem Gaste die Hand bot. „Wir haben uns beide für ein Schauspiel vorzubereiten, nur spielen Sie noch nicht des Schauspielers letzte Rolle, wie ich."

„Wohl mir, wenn ich sie einst mit Ihrer Fassung und Seelenruhe spielen kann."

„Auf Wiedersehen! Entweder morgen im Stadtgraben —"

„Oder dort im blauen Himmelszelt, wenn einst der Vorhang meines Lebens fällt."

Karl entfernte sich.

Als der nächste Morgen dämmerte, machte er eiligst Toilette und verließ noch vor dem Frühstücke das Haus.

Er mußte den Mann sterben sehen, der noch ein paar Stunden vor seinem Tode an ein Lustspiel denken kann.

Er sah ihn mit seiner unheimlichen Begleitung so heiter und gelassen in den Stadtgraben hinunterschreiten, als ob er in Daun's Glashaus hinabstiege.

Da stand er jetzt!

Er sprach ganz unbefangen mit dem Profosen, küßte ein junges blasses weinendes Mädchen, das seinem Herzen nahe stand, senkte nicht die Augen, wies lächelnd das Tuch zurück, mit welchem man seine Augen verbinden wollte, und erbat sich vom Exekutionsführer die Ehre, noch einmal und zwar zum letzten Male den Obercommandanten spielen zu dürfen.

Als ihm diese Ehre zugestanden wurde, legte er die Hand aufs Herz, blickte den Jägern, die ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen hatten, recht kameradschaftlich in die Augen und commandirte mit lauter fester Stimme: „Fertig — Feuer!" Da gab man eine Decharge — und der Vorhang fiel.

Der Schauspieler hatte seine letzte Scene seiner kurzen Heldenrolle ausgespielt.

Was aus Messenhauser's Lustspiel geworden ist, weiß man heut zu Tage noch nicht.

Alles und Neues.

Schottische Perlenfischerei. Die im vorigen Jahrhundert berühmten und reichgetangten, längst aber vergessenen Schottischen Perlen sind wieder in Mode gekommen, und zwar ist dies theils den jüngsten Mittheilungen der Matrosen-Fischereien in Genfen, theils der Thätigkeit der aus den Perlen eingestellten Perlenfischerei, hauptsächlich aber der Thatsache zuzuschreiben, daß große Quantitäten schottischer Perlen von der Königin Victoria und der Kaiserin Eugenie angekauft worden sind. Vor 15 Jahren waren diese Perlen sehr schlecht und gering geschätzt, aber in Folge der Anstrengungen eines deutschen Kaufmanns und der von ihm angewendeten Sorgfalt, die beiden Gattungen auszuwählen und auszusuchen, hat sich der Handel mit schottischen Perlen, der während eines Jahrhunderts gänzlich darniederlag, wieder in aufsteigender Skala erhebt und wird nun als ein hervorragender Zweig des Erwerbszweige Schlesiens anerkannt. Der Art und Weise, wie diese Perlen gesucht werden, ist solch einfach und primitive. Die Perlenfischer oder Perlensammler sind regelrecht vereidet Institutionen einer Gesellschaft sind. Auch liegt sie kein Gewerbeschein, noch Gewerbesteuer zu zahlen. Das Netz des Dredgers ist trichterförmig, das eine Gestalten von Maschen enthält werden, ist das erste Geschäft des Fischers, und dies ist oft der zeitraubendste und langweiligste Theil der Arbeit. Hat der Korb einen hinreichenden Vorrat, so ist das Aufsuchen in den meisten Fällen hoffnungslos. Wenn aber einmal die Muschellage gefunden ist, wird die Operation des Fischens sehr leicht. Der Fischer watet, versehen mit einem langen Stock, an seinen Gürtel ist ein einfacher Schlitz befestigt, in den Korb, und mit diesem Stocke öffnet er zunächst die Muscheln, indem er sie in den Schlitz bindet, worin sie ihre Schalen zerbrechen und klirr, und öffnet sie dieser Beschäftigung fort, bis er eine ziemliche Quantität gesammelt hat. Dann werden die Muscheln geöffnet, entweder mit einem Messer, wo es glücklich ist, einst zu besitzen, oder mit einer zu diesem Behufe geschmiedeten Muschel, wegen deren Art Interesse den Verbrauch, am dadurch weniger Risico verbunden ist, der Perle in der Muschel zu verletzen. Der Fischer hält sich für unglücklich, wenn er in vierzig Muscheln geöffnet, eine reine Perle zu finden, dann geht er heim und verkauft den Tag als einen verlorenen. Letzteres vorfällig ist das Mißgeschick eine ganze Woche hindurch, zuweilen aber betrübt sich der erste oder zweite Muschel seine Arbeit. Häufig geschieht es, daß er ein Dutzend Perlen findet, die sämmtlich, sei es in Folge gleicher Farbe oder Größe, sehr werthvoller Art sein werthlos sind. Durchschnittlich wird eine Perle in je 60 Muscheln gefunden, und nur eine Perle im Dutzend pflegt untadelhaft zu sein. — Schottische Perlen dürften nun ein Gegenstand für die echten Perlen des Orients werden, aber ihre wasserhelle Durchsichtigkeit hat der Perle einen neuen Schmuckartikel zugeführt, der jedenfalls schöner und kostbarer ist, als jene Imitationen der Angel.

Digitized by Google

Der überlistete Bauer.

Originalzeichnungen von M. Haider.

I.

Ein Jäger mit ein'm Bauern wett't:
„Was gilt's, Du triffst a' Stadtlibel net!"
„Was," meant da Bau'r, „a Stadtlibel?"
Und rückt glei' mit dem Beutel vor.

„I as treff' i scho' auf hundert Schritt,
Wennst wett'n magst, in aller Früh."
„Gnat," sagt da Jäger, „wett'n wir.
Wennst triffst, hast g'wonnen ein'n Gmer Bier."

Der Bau'r schlagt ei', bemerkt nix d'rauf
„I a Bier muag am Tisch glei sauf,
Und wer verliert, der muag'n zahl'n,
I' hinden wir a Maß vor all'n."

Jetzt lauft er glei als wie ein Roh
Der Jäger gwar, der bald sich noh
Und gibt, er schwätzt dem Bauern vor:
„Dawoll mach I' a Schind'n an 'n Thor."

Digitized by Google

Das Herz.

Eine wahre einfache Geschichte in mannigfachen neuen Kapiteln.

Von **Robert Byr.**

I.

Ein tragisches Kapitel.

In milden Schwingungen klingen die Abendglocken über den See hin. An dem so eigenthümlich gekrümmten Kamme des Traunsteins hängt noch der goldene Strahl der scheidenden Sonne, wie in einer letzten Umarmung, wie in einem letzten innigen Kusse. Immer höher hinauf war der helle Schein des Tages gestoben, immer höher, unmittelbar gefolgt und envorgedrängt von den nachsteigenden, emsig ausmaßs kletternden Schatten, die bereits das ganze herrliche Thal erfüllten und dennoch zu leicht sind, um die wunderbar scharfen Contouren zu verdüllen, über welche sie nur den weichen Reiz der sanften gemilderten Töne breiten.

Die am Tage so steil und trotzig in die Fluthen abstürzenden Wände schmiegen sich jetzt still und friedlich, wie um die Wege eines schlummernden Kindes, seines Träumes zu behüten. Eine tiefe wunderbare Ruhe liegt über dem See. Der Dampfer verschwand soeben hinter dem Vorsprunge von Traunkirchen, er lehrt von seiner letzten Fahrt für heute heim nach Ebensee, nur ein leichtes Wölchen schwebt noch an der Stelle, wo das Schiff verschwunden, leise zerflattert es zu einem bläulichen Dufte. Nichts — nichts regt sich mehr. Stille, wie festgebannt ist der See liegt ein kleines zierliches Boot, besten bramner blaugefreifter Bord sich kaum abhebt von der dunklen weiten Fläche.

In das harmonische Gelüute fällt jetzt dreimal wiederholt der wehmüthige Schrei eines Wasservogels, der rasch und beinahe ohne Flügelschlag wahe an dem glatten Spiegel hinstreift und, als folgte er diesem geheimnißvollen Rufe wie einer Verschwörung, so hebt sich jetzt ein leises Lüftchen, das erst stellenweise in langen Streifen, dann aber über die ganze Fläche hin das nachgiebige Element zierlich aufkräuselt, wie das weiche wellige Haar eines schönen Weibes. Jetzt fängt sich der abendliche Hauch in dem schlaff am Maste herabhängenden Segel, hebt es zweis, dreimal wie im Scherze und bläht es endlich, an dem Spiele Gefallen findend, vollends auf, so daß der Kahn leise dahingleitet am Schloß Ort vorüber, dem freundlichen Gmunden zu.

Traumhaft ist ist die Stimmung, die jedes Herz ergreift zu dieser Stunde, es ist als umspülten es die weichen Wellen sanft und weblig, wie ein lindes Bad, aus dem es das endlose Gefühl reiner Glückseligkeit trinkt; — Alles scheint Friede — tiefer Friede.

Doch nein, die Stimmung trügt, dort in dem Kahne sitzen sich zwei Menschen gegenüber, in ihrer Brust stürmt und brandet es mächtig, sie sind Eben im Begriffe von einander zu gehen — zu scheiden für immer.

Der Mann am Steuer sieht empor zu dem hellen blauen Himmel, aber nur das Auge schaut die wunderbare Pracht der hellorangen und violetten Streifen, die sich gegen den Horizont hin zur dunklen magestätischen Flammenrothe vereinigen und verdichten — an die schöne Lichterscheinung knüpfen sich keine Gedanken, das zeigt der herbe scharfe Zug in dem blassen, edeln, fein dunklen rollen Barte unfehlbarer Antlitz. Mechanisch lenkt seine kräftige Hand das Boot. Wohin es treiben mag — gleichviel, weiß er ja kaum wohin er selber treibt, der Sturm hat ihm das Steuer an seinem Lebensschiffe aus der Hand gerissen, und diese Hand soll sich bemühen, dies zierliche Spielzeug durch den schlummernden See zu führen? — welch ein Hohn! — dieser Friede, diese Ruhe und Stille in der Natur — welch ein Hohn! welch eine Lüge!

Vorn an der Spitze sitzt ein blondes Mädchen, aber auch diese großen dunklen Augen sind vom Gegenbilde abgewendet, starr und trotzig leben sie hinab in die Fluth, als wollte sie das Blut aus der Tiefe gedunkelten Bilde der Ufer nachtauchen, an dem der Kahn leise vorüber trieb. Von Zeit zu Zeit fährt die eine Hand über die niedere schön geformte Stirne und das dunkelblonde weiche Haar, indeß die Linke, des Handschuhs entkleidet, über den Kahn ins Wasser hängt, sodaß die kühlen Wellen zwischen den feinen weißen Fingern durchrinnen und sogar das zarte Spitzengewebe über dem classisch geformten Handgelenke nehen.

An dem vierten Finger glänzt ein goldener Reif, die Strahlenbrechung im Wasser erzeugt eine optische Täuschung: bald ist's, als ist die Hand vom Arme getrennt durch einen unerbittlichen Schnitt, bald ist's als glitte der Ring von dem nachgiebigen Finger herab, und dann wieder faß er um so fester an einer starren eisig kalten Todtenhand.

Sonderbares Spielen und Aeffen! und warum sollte es nicht zur Wahrheit werden? wenigstens das Eine — das Leichteste, das Kürzeste? Das ist's, das diese schöne Statue des Unmuths, des Trotzes, der Bitterkeit blitzgleich durchfährt. Und nun hebt ein leises Zucken diese steif gefräulte Oberlippe und zeigt die Spitzen zweier blendend weißen Zähne, sogleich aber zieht sie sich wieder herab, um sich nach einiger Zeit abermals zu heben, und nochmals gehorcht sie dem Zwange, zum dritten Male aber entfallen dem Munde zwei Worte, laum hörbar und doch so scharf, daß sie über die ganze Länge des Bootes hinüberdringen.

„Warum nicht!“

Jeder zweite, kurze Worte, ohne Sinn, ohne Macht für jeden Anderen, für den Mann am Steuer eine zweischneidige Klinge, ein Dolch so gut gezielt, so sicher geworfen, daß er mitten in das Herz fuhr und es zu Tode traf.

Und wieder ward es stille und kein Laut vernehmbar, erst nach einer längeren Pause unterbricht ein weiteres Wort das drückende, aufreibende Schweigen. Diesmal spricht er es.

„Valerie ...“ sagt er mit verhaltener Stimme, deren Zittern er nicht ganz zu beherrschen vermag ... „Valerie, das ist also die Erwiederung, und mit so leichtem Herzen sprichst Du sie aus?“

Wieder kräuselt sich die feine Oberlippe, als ob sie sagen wollte:

„Was weißt Du von meinem Herzen — ob es leicht, ob es schwer ist? ...“ weiter aber erfolgt keine Antwort, und so nimmt er denn nach einer Weile von neuem das Wort:

„Dir ist es also gleichgültig, wenn sich unsere Wege trennen — Du findest es so ganz natürlich?“

„Hast Du erwartet, daß ich bettle? Du wirst's, der das Wort gesprochen, nicht ich.“

„Nun ja, frellich, freilich! warum nicht! ...“ und der Ton, mit dem er ihren Ausspruch wiederholt, ist unsäglich bitter und ein Hohn klingt aus ihm, wie das Aufsachen des gestürzten Engels; Zorn, Haß, Verzweiflung lachen mit.

„... Es war Alles nur ein schwerer Traum; eine Zeit der Thorheit und Verblendung; es mich nun klar zwischen uns, und Du kannst früher zur Erkenntniß, denn ich.“

Vergebens erwartete er einen Einwurf, eine Erwiederung, Valerie blickt immer gleich starr und regungslos in die Fluth. Ein Stöhnen der Leidenschaft bricht die Fesseln und ringt sich aus der zum Zerspringen vollen Brust, in die der Wille des Mannes all die heißen lodernden Empfindungen mit übermenschlicher Anstrengung zurückzudämmen sucht.

„Ja, ja, ich sprach es aus ...“ fährt er jetzt fort ... „ich war es. Aber Du hast den Moment wer weiß wie lange schon erwartet. Du wolltest nur nicht die Erste sein — das ist die Kunst des Weibes, und die Initiative zurücken, und Alles so nahe zu legen, daß wir in seine Absichten eingeben müssen, und wie durch die gezwungene Wahl des Taschenspielers die uns vorher bestimmte Karte unausweichlich ziehen. Du wußtest, wie es kommen müßte, weil Du es so gewollt. Nun es so gekommen, nun trage ich die Schuld, ich allein — Ruppert hat ein Wort gesprochen, nicht Du — besser aber klagst Du Dich nicht an, daß Du mich so weit getrieben, bis ich es sprechen mußte, oder mich selbst verachten.“

„Du hast gewählt.“

„Ja, das habe ich, das mußte ich, Du aber warst es, die mir die Wahl stellte. Mögest Du Dich immer deiner erinnern, Valerie.“

Ein Blitz zuckte aus ihren großen Augen hinüber.

„Mir ist nicht um die Erinnerung, — ich will lieber vergessen, es wird das Beste sein.“

„Vergessen! ja wohl, ja wohl, das ist das Beste. Alles, Alles mit den Wurzeln ausreißen und den verdorrten Stamm ins Feuer! Es soll Alles sein — aus und vorüber.“

„Hier ist Dein Ring ...“ versetzt Valerie und hält ihm den Reif entgegen, den sie vom nassen Finger zog.

Und mit einem einzigen Sprunge ist Ruppert am Maste und streckt die Hand aus, den Ring zu nehmen, den sie hinwirft in die See, ohne daß sich auch nur einmal zu berühren, diese warme kräftige Hand, aus der sie den Reif einst ergläubend und beseligt entgegengenommen. Wenige Minuten sind es erst — doch ein Lebensalter an Erregung, an Gefühlen. Die Liebe erlischt ihre Knospe — sie blühte eine flammende herrliche Rose, sie welkte, eingelegt ein Blatt um Blatt, nun ist sie am Sterben. Alles in den kurzen Zeitraum — Alles dies wie ein Traum, lang wie ein ganzes Leben.

„Gib mir den meinen wieder ...“ sagt sie ruhig, als handle es sich um den Rückkauf zweier im Spiele gewechselten Pfänder — nicht um den einen Symbols für das heilige, gegenseitig verpfändete Wort ...

„Du hast auch mein Bild ...“ setzt sie hinzu, während Ruppert bemüht ist, den Ring vom Finger zu ziehen.

„Dein Bild ...“ fährt Ruppert empor und in sein blasses Gesicht schießt mit einem Male ein unsäglicher Blutstrahl ... „Dein Bild? ...“ Zögern und Schwanken drückt sich in seiner ganzen Haltung, im Tone seiner Stimme aus.

„Nun ja, gib mir auch das zurück.“

„Das ist mein Eigenthum durch die unzähligen Küsse, die ich darauf gedrückt — es ist mein!“

„Ich fordere es.“

„Um es an einen Anderen zu verschenken? ...“ ruft er in wilder Leidenschaft ... „Nein, der Ring, den ich trug, das Bild, das mein war, kein Zweiter soll sie nach mir besitzen!“

Ein kräftiger Ruf trennt das Medaillon von der Uhrkette und dann schleudert eine heftige Geberde dasselbe „nimmt den beiden Ringen vereint in den See, der sie mit einem Aufzischen seiner Fluthen empfängt und verschlingt.

Digitized by Google

„Wem nach dem Schatze verlangt, der hol' sich ihn da unten ..." stößt Ruppert dumpf hervor und tritt wieder ans Ruder — ein Ruck, und der Kahn, der seinem Willen überlassen in den See hinaustrieb, fährt mit einer raschen Wendung herum, über die Stelle hin, wo sich über dem versunkenen Hort weitere und weitere Kreise ziehen, und gleitet rasch dem Ufer zu.

Kein Wort fällt mehr, die beiden vereinsamten Menschen sind verstummt, der Sturm in ihren Herzen tobt verborgen aus.

Von der Spitze des Traunkreuls ist der letzte Sonnenblick verschwunden. Tiefer Friede herrscht in der sinkenden Nacht. —

II.

Ein wenig erbaulicher etymologischer Kapitel.

Das Dampfboot, das am folgenden Morgen die mit dem ersten Zuge Angelangten und rasch nach Ischl eilenden Touristen und Badegäste von Gmunden nach Ebensee trug, war von zahlreichen Passagieren besetzt, und als das Glockensignal zum dritten Male erklang, und das Boot von der Landungsbrücke abstieß, war auf dem ganzen Hinterdecke kaum mehr ein Quadratzoll Raum leer.

In Kurzem aber änderte sich die Scene, denn über den See strich ein frischer Wind, der nicht nur die grünen Reiselöckchen der von Hüten der Damen hob, sondern auch die grünen Wellen des Sees, die er lustig vor sich hertrieb und mit weißen Schaumkronen schmückte.

Kaum setzten die Schaufeln rüstig ein, so begann das kleine Schiff zu rollen und vergegenwärtigte den Passagieren die Unannehmlichkeiten einer Seefahrt en miniature, was bei vielen die erste Freude an der ungewohnten, mit dem Reize der Neuheit ausgestatteten Transportart bald abschwächte.

Weg flüchteten nun in die Kabine, theils um das ihrer Ansicht nach empörte Element nicht mit fortwährendem Schauder betrachten zu müssen, theils um die empfindlichen Fälle und Ohren und die bloßgelegten Zahnnerven vor der kalten Zugluft zu bewahren, die am Verdecke im Schatten des aufgespannten Zeltes herrschte oder ihnen wenigstens zu herrschen schien.

Nun war ein sichtender Ueberblick weit leichter geworden; aus dem bunten Gewühle, in dem alle möglichen Sprachen durch einander schnarrten, hatten sich einzelne gelichtete Gruppen gebildet, von denen hauptsächlich drei die Aufmerksamkeit jedes Mitreisenden fesseln mußten, der seinen bewundernden Blick von dem herrlichen Naturbilde für einen Augenblick abwenden mochte.

Am Steuerruder saß die eine beisammen. Sie bestand aus einem alten Herrn, einer älteren und zwei jüngeren Damen, ihren Töchtern nach der auffallenden Aehnlichkeit, den ihre noch immer schönen Züge mit denen der beiden Mädchen hatten. Auf ihrem, wie auf dem süßen Antlitze des jüngeren, kaum erst zur Jungfrau erblühten Mädchen malte sich ganz deutlich eine ziemlich große Besorgniß, deren Grund die angstvoll auf das ungestüme und doch so prächtige Treiben der Wellen gerichteten Blicke und die an der Brüstung festgeklammerten Händchen leicht erkennen ließen. Völlig unbefriedigt davon scheint die ältere Schwester, tiefer Ernst liegt auf ihren Zügen, und das große dunkle Auge sieht träumerisch, beinahe schmerzlich, gerade auf in die Ferne. Die Röthe auf den Wangen ist nicht die frische Farbe des munter kreisenden jugendlichen Blutes, nur der Wind hatte sie hingehaucht, die gesunde kräftige Luft dieser majestätischen Berge.

Der Reisegefährte der Damen hat vielleicht noch nicht sechzig Jahre, aber er sieht alt aus. Das hellblonde Haar, das nicht grau werden konnte, hat eine weißfahle Färbung angenommen. Die Haltung ist gebückt, man sieht es der Gestalt an, daß sie gewöhnt ist am Schreibtische zu sitzen, und schreibt nicht selbst in diesem Augenblicke der mit einem großen ganz goldenen Siegelringe geschmückte Zeigefinger mechanisch allerlei Ziffern und Hieroglyphen auf das spitzige Knie?! Es ist ein merkwürdiges Antlitz, das sich so eifrig den Damen zuwendet. Zwischen den ungeheueren weit vom Kopfe abstehenden Ohren, hinter denen die dicke goldene Brille verankert ist, hängt es beinahe wie eine alte abgenützte Wachsfigur, wie man nach langer Zeit vom Gericht herabgeholt hat, wo sie Jahre lang im Staube lag und von den Mäusen bei ihren Festen und Spielen zu allerlei Unfug benutzt wurde, nachdem die Reinen erstaunten Thierchen ihre erste Scheu vor dem gespenstigen Menschenantlitze verloren. Von Pockennarben zerrissen, grau und roth gesprenkelt, von beinahe regelmäßig wiederkehrenden Runzeln durchzuckt, ist es ein frisch geackertes Feld, in dem ein Erdvölken unaufgesetzt arbeitet; über den dellgrauen Aeuglein hinter den großen runden Gläsern befinden sich die buschigen Augenbrauen, die weit dunkler als das Haupthaar sind, in steter Bewegung. Bei jedem zweiten, dritten Worte, und selbst auch wenn es nicht ausgesprochen, sondern blos gedacht wird, ziehen sie sich hoch hinauf in die Stirne, als wollten sie die Höhle des Auges zerreißen, um sogleich wieder herabzusinken und nach momentaner Pause von neuem unheimlich emporzuzucken. — Das Ganze krönt der hier auf dem Lande und zur Sommerszeit im hohen Grade ungewöhnliche schwarzseidene Cylinder, zu dem sich ein ebenso merkwürdig in graues Löschpapier eingeschlagener Regenschirm unter dem Arme gesellt.

Ganz am entgegengesetzten Ende des Hinterdecks fiel eine andere, zwar immerhin nicht seltene, aber doch ungewöhnliche Erscheinung auf. Es war ein Engländer; er saß dadurch vor der Kapitänskajüte unmittelbar an der Besitzungsgrenze, in welcher sich die beiden Pfücke zur Befestigung von Schlepp- oder Landseilen befinden.

Sein Aeußeres war ziemlich excentrisch in ein graues Jaquet und eben solchen Plaid gepackt, an den Füßen trug er Schuhe mit sehr hohen Sohlen und braune Strümpfe, die über das Beinkleid bis zum Knie emporreichten, wodurch er sich offenbar seinem Ideale von österreichischer Nationaltracht anzupassen meinte, — und auf dem Kopfe einen kleinen runden Hut, der einem chinesischen nicht sehr unähnlich gewesen wäre, hätte sich nicht ein langer blauer Schleier darum geschlungen. Das unvermeidliche roth eingebundene Handbuch lehnte natürlich nicht, so wenig als seinem gewöhnlichen breiten verschwommenen Gesichte der groteske, mit seinen Spitzen weitabflatternde röthlichbraune Backenbart, der selbst das hübscheste Antlitz zur Caricatur verzerrt.

Der Engländer lud eifrig in seinem Murray und hätte nichts besonders Merkwürdiges geboten, wäre nicht ein eigenthümlicher Reisegefährte an seiner Seite gewesen.

Auf zu Boden stand ein Käfig aus starken Eisenstäben und in demselben befand sich ein Affe von mittlerer Größe und sratzenhaftem Ansehen.

War es Bosheit, war es Langeweile, das häßliche Thier hatte die Eisenstäbe mit Vorder- und Hinterhänden gefaßt und schüttelte aus Leibeskräften daran, ohne seines Herrn Aufmerksamkeit dadurch auch nur im Geringsten zu erregen. Um so öfter sah dagegen der alte Herr durch seine Goldbrille nach ihm, und sein Blick verrieth einen hohen Grad von Interesse.

Auf der dritten Gruppe bestand ebenfalls nur aus zwei Individuen. — Ich sehe heraus, daß man mir in der vorigen den Affen zum wenigsten als Individuum gelten läßt, wenn ich ihn schon nicht eine Person nennen darf. — Die beiden jungen Männer, die neben einander unausgesetzt vom Maschinenraume zum Steuer und wieder zurück wandelten, waren ziemlich von einem Alter — in der Mitte der Zwanzig, sonst aber im vollsten Gegensatze zu einander.

Dem großen schlanken Manne mit den dunklen langgelockten Haaren, der grauen Gebirgsjoppe und dem dunklen Bandittenhut brauchte man blos in das hübsch geschnittene gebräunte Antlitz und in die scharfen und doch schwärmerischen Augen zu blicken, um in ihm den Künstler zu erkennen. Auch das Schlotterig, Klein und Schlenterig, war eine erwuchte Mitgabe des alten Herrn, dem er bis auf die Goldbrille und das schlichte fahle Haar glich. Eine Verbesserung schien nur insofern eingetreten, als die junge Auflage seine Pockennarben hatte und sein Teint anstatt der achtgrauen Schatten ein blühendes Weiß und Roth aufwies, sogar ein blonder Flaum an Kinn und Oberlippe konnte für einen schückternen Bartversuch gelten.

Wie gesagt waren beide in gleichen Jahren, und doch lag beinahe ein halbes Lebensalter zwischen ihnen. Diese blonde, unbedeutende, verlegene Erscheinung konnte man unmöglich als majorenn anerkennen, das Bischen Bart konnte legte ihr die Bezeichnung „Jüngling" bei. Die energische Gestalt daneben trug den Stempel des entschiedenen Selbstbewußtseins, das war ein fertiger Mann, selbst der braune Schnurrbart, den er trug, war kräftig und voll und deutete auf eine rasche Entwickelung und Reife.

— Sie oft sie am Kamine wieder umwendeten und nach hinten wandelten, betteten sich seine Augen fest auf die reinen Züge der beiden Schwestern, ohne einer von den beiden einen besonderen Vorzug zu geben.

„Woran sie denken mag?..." sagte er eben wieder zu seinem Begleiter, als jetzt die ältere Schwester an die Steuerbordbrüstung herantrat und sich auf dieselbe lehnte und mit einem langen starren Blick, gleichsam feelenlos auf einen Punkt des See's sonweit der reizenden Insel von Ort hinsah ... „Finden Sie nicht, daß ihr Antlitz einer sublimen Madonna Michel Angelo's in der Gradkapelle der Medicis gleicht?"

„Ich habe sie nicht gesehen — war niemals in Florenz ..." erwiederte der blonde Jüngling ... „aber sehen Sie nur das schöne Exemplar von Inuus sylvanus. Ich möchte wetten, der Engländer kommt direct von Gibraltar."

„Die Kleine ist aber dennoch reizender, diese Scele ist noch völlig ungetheilt, bei und freudig heiß sie aus den munteren Augen, nicht einmal die Angst vor den rauschenden Wellen vermag den Ausdruck ganz zu bannen.

„Ja, Ida ist ein sehr heiteres Mädchen, Papa sagt das auch immer."

Gewiß — dieser reine Ausdruck von Seelenheiterkeit kann nicht täuschen. Dieses Herz ist noch von keinem Hauch berührt, anders ist's bei der Schwester. Seben Sie die scharfe Linie um den fest zusammengepreßten Mund, das antike volle Kinn, die eben weit geöffneten langen und feinen rosigen Nüstern; das ist ein Herz voll Weh, ein stolzes verletztes Herz, zu hoch zum Groll und dennoch voll namenloser Herbheit."

Der junge Mann hatte kaum so gesprochen, da hob sich der große Kopf des blonden Jünglings steifer in den Nacken und die Gelegenheit

Digitized by Google

der Rückkehr gegen das Vorderdeck benutzend, docirte er im Tone der überlegenen Weltweisheit:

„Das Herz ist ein hohler Muskel, der die Zähigkeit besitzt sich zusammenzuziehen, wodurch der Umfang seiner inneren Höhlung verringert wird, was dieses Muskel, der aus zwei Haupt- und zwei Vorkammern besteht, befähigt den Mittelpunkt für die ganze Blutbewegung abzugeben, der Kreislauf . . .“

„Lieber Herr Doktor, ich weiß noch eine andere Definition . . .“ unterbrach ihn sein Gefährte lachend. . . . „Das Herz ist eine vortreffliche Speise, besonders in saurer Sauce, doch kann man sie auch spicken und auf dem Roste zubereiten, in welchem Falle es ausnahmsweise Spickherz genannt wird.“

Der blonde Doktor sah den Spötter betroffen an und wußte nicht, sollte er ärgerlich antworten oder verächtlich schweigen, entschloß sich aber zu letzterem, da sein Begleiter um den Kamin herum aufs Vorderdeck schritt, um von hier das näherrückende Traunschiffen und die gegenüberliegende Karbachmühle ungehinderter zu betrachten.

„Ich will ein wenig zu den Damen . . .“ meinte der Doktor und eilte unsicheren Schrittes über das in den zunehmenden Wellenschlag stärker schaukelnde Schiff zurück.

„Nehmen Sie sich doch in Acht, Max . . .“ rief ihm schon von ferne die alte Dame entgegen . . . „nehmen Sie sich in Acht, das Schiff schaukelt so furchtbar, Sie könnten fallen.“

„Ach, es wird wirklich recht arg . . .“ setzte die Kleine ängstlich hinzu . . . „mich hatt der Schwindel.“

„Sobald Sie ans Land kommen, Fräulein Ida . . .“ beruhigte sie der an ihrer Seite Platz nehmende Doktor . . . „wird Sie das Gefühl alsbald verlassen.“

„Aber bis dahin wird mir entsetzlich übel werden.“

„Das ist Nausea . . .“ erklärte ihr der alte Herr mit einem bedeutungsvollen Hinaufsehen der mächtigen Augenbrauen . . . „das Nausea der Alten, von Cicero schon für die Schiffskrankheit, d. i. Uebelkeit, Neigung zum Erbrechen angewendet, während Horatius und Plinius es überhaupt für Ekel, Ueberkeit gebrauchen.“

„Aber mein Gott, Herr Rath . . .“ fiel ihm Ida ins Wort . . . „Ihre Erklärung macht mich wirklich krank.“

„Man sollte die Dinge immer kennen, mit denen man zu thun hat.“

„Ja wohl, der Herr Rath hat Recht . . .“ stimmte die ältere Dame bei, die Todesangst, die nach einem Strohhalm faßt, fraß auch ihren Zügen . . . „Ich bitte, Herr Rath Wagner, geben Sie uns eine Beruhigung.“

Rath Wagner nickte befriedigt mit seinem Kopfe und schickte sich zu einer längeren Auseinandersetzung an, welche Ida mit der Miene einer Märtyrerin über sich ergehen ließ.

„Es ist gut Alles zu erbrechen und auf den Ursprung zurückgehen . . .“ begann der Rath . . . „Nausea ist daher eigentlich die Schiffskrankheit haben, d. h. wegen der Schiffahrt Neigung zum Erbrechen, Uebelkeit empfinden, auch wohl sich wirklich erbrechen, so finden Sie es bei Horatius. Kann aber auch die Allgemeinheit der Empfindung, überhaupt den Reiz bedeuten und in diesem Sinne gilt auch der Tropus ista effutientium nausea, den Cicero so geistreich ausspricht, d. h. Ungereimtheiten vorbringen, die Ekel erwecken müssen.“

„Wie heißt die Trope? . . .“ fragte Ida verzweifelt.

„Ista effutientum nausea . . .“ wiederholte der Doktor zuvorkommend.

„Ach, daß ich das Lateinische nicht behalten kann . . .“ rief das schaffhafte Mädchen trotz Angst und Schwindel mit leidendem Ausdruck . . . „ich wüßte den Satz so gut anzuwenden.“

„Sehr leicht, sehr leicht, mein Fräulein . . .“ dreiste sich der Rath . . . „dürfen sich nur an das Französische halten. In meinem Werke über die Berührungspunkte der romanischen Sprachen und ihrer Abstammung von dem indogermanischen Aste der Ursprache finden Sie die beste Anleitung über das mnemotechnische Anknüpfen. Nauseabond da haben Sie den Schlüssel, dieser französischen Wurzelbiegung entspricht im Lateinischen nauseabundus, auch nauseans nach Seneca. Nauseosus nach Plinius == Ekel machend, ekelhaft, und so auch nauseabilis, was Ekel macht.“

„Ida, die an den Auseinandersetzungen vollkommen genug hatte, suchte mit einer listigen Diversion abzulenken.

„Sehen Sie nur . . .“ machte sie die Gesellschaft aufmerksam . . . „sehen Sie nur, wie der arme Affe dort an seinem Bauer rüttelt, es scheint, auch ihm ist unheimlich auf dem Schiffe und er fühlt so eine Anwandlung von nausea.“

„Nauseola, nun das Diminutiv . . .“ corrigirte der Rath unverdrossen . . . „nauseola würde Cicero sagen und Seneca würde den Betreffenden, also speciell dieses Aeffchen hier, einen nauseator nennen, d. h. einer, der Uebelkeit empfindet.“

„Der arme Pavian! . . .“ rief Ida, doch galt wohl der Seufzer, den sie dabei ausstieß, mehr ihr selbst als dem Beklagten.

„Sie thun dem Thiere Unrecht, Fräulein Ida . . .“ wandte sich Max eifrig an seine Nachbarin . . . „er gehört wohl in die Ordnung der Vierhänder, doch nicht in die Familie der Cynocephalen, zu deutsch Paviane.“

„Ach, sehen Sie nur, Herr Rath, er wird ins Wasser fallen . . .“ kreischte die Matrone auf und wies dabei nach dem Thiere; dessen Käfig sich durch das fortwährende Schütteln und Rollen des Dampfers in bedenklicher Weise der Lücke in der Brüstung näherte.

Der Rath zog seine Augenbrauen übermäßig in die Höhe und rief dann über den ganzen Raum, der ihn vom Engländer trennte, diesem warnend zu: „Sie, mein Herr — Ihr Affe!“

Das hatte jedoch nur die Wirkung, sämmtliche, noch am Bord befindliche Passagiere aufmerksam zu machen, ohne jedoch den Besitzer des gefährdeten Vierhänders aus seiner Lektüre zu stören.

„Der feine nauseator wird ein Opfer seiner Unruhe werden. Es ist der nausea eigenthümlich, daß sie die Todesfurcht abstumpft und gleichgültig gegen das Geschick macht. So wenigstens beschreibt . . .“

Ida, die eine Fortsetzung über Affes fürchtete und deren sammtartige Wangen schon längst jeder Rothe eingebüßt hatten, unterbrach den belehrenden Rath, indem sie sich mit der Frage an ihren Nachbar wendete:

„Was ist's denn also für ein Affe — ein Mandrill?“

Das Schiff legte so eben bei der Landungsstation von Traunkirchen an, und es trat in seiner Bewegung momentane Ruhe ein; so gewann denn Max auch die Aufmerksamkeit von Ida's Mutter, die einen Augenblick Ruhe ihrer Furcht vergaß. Auch die alten Schwester nahte sich und hörte zum mindesten scheinbar zu. Der blonde Jüngling fühlte sich daher nicht wenig gehoben und begann, seine goldene Brille näher ans Auge rückend, mit der ganzen Wichtigkeit des zum laute promovirten Doktors:

„Sie irren, mein Fräulein, ich sage Ihnen, daß dieses Exemplar nicht in die Familie der Cynocephalen gehört, also kann er auch kein Mandrill, kein Cynocephalus mormon sein. Dies ist der gemeine Affe oder Magot, inuus sylvanus.“

„Ach, sehen Sie, sehen Sie nur, er fällt hinein . . .“ rief die Matrone erschrocken aus. Das Schiff hatte im Vorüberfahren einen scharfen Ruck erhalten, der den Käfig dem Rande um ein Erkleckliches näher brachte. Der Rath leistete dieser indirecten Aufforderung sogleich Folge, stand auf und schritt auf den Engländer zu, der sich um nichts außer seinem Buche zu kümmern schien. In seiner Nähe angelangt, zog der Rath höflich seinen Hut und begann mit heftigen Zucken seiner Augenbrauen.

„Mein Herr erlauben zu bitte, Ihr Affe fällt in den See.“

Auf diese Anrede bob der Engländer langsam seine Augen und sah den vor ihm Stehenden verwundert an, so daß dieser meinte, seine Anrede noch einmal wiederholen zu müssen, die er durch eine sprechende Geberde gegen den Käfig unterstützte.

Doch auch diesmal wurde ihm von dem Angeredeten keine Antwort zu Theil, da aber kein Zweifel sein konnte, daß er verstanden worden war, so kehrte der Rath wieder auf seinen Platz zurück, wobei aber die mittlerweile eingetretene starke Bewegung des Schiffes der Würde seines Ganges beeinträchtigen Eintrag that.

Während dessen hatte sich ein kurzes Gespräch zwischen der Mutter und ihrer älteren Tochter entsponnen, und jene hatte so eben die Frage gethan:

„Aber es ist doch seltsam, daß Graf Morsay heute früh nicht kam und uns so ohne seine Begleitung zurückkehren läßt. Ich weiß nicht, wie Papa dies eigenthümliche Benehmen auffassen wird. Hast Du vielleicht eine Ahnung, Valerie, was ihn abhielt?“

Das Antlitz der Gefragten war in tieferen Purpur getaucht, und eine unruhige Bewegung ihrer Augen hätte ihre Verlegenheit verrathen müssen, wenn die Mutter durch das heftige Schwanken nicht plötzlich alles Interesse an Fernerliegenden verloren hätte. Indem trat jetzt auch der Rath wieder heran und taumelte auf seinen Sitz, so daß Valerie sich für den Augenblick einer peinlichen Antwort enthoben sah.

„Mein Gott, mein Gott, es wird fürchterlich . . .“ stöhnte ihre Mutter . . . „der zwischen den Felsen tobt es noch viel ärger und es ist hier so gefährlich!“

„Naufragiosus meinen Sie, des Schiffbruches wegen gefährlich . . .“ nahm der Rath das Wort auf . . . „auch naufragalis, eine Ziegion des Substantivums naufragium. Da haben Sie wieder die Berührung der romanischen Sprachen, wie Sie in meinem Werke darüber und über deren Ableitung vom indogermanischen Sprachstamme angedeutet finden. Naufragium und das französische naufrage kommen aus derselben Wurzel mit nausea. Eigentlich navifragium von navis, Schiff, und frango, brechen, wie Lucrez so schön sagt: naufragio magnis coortis, d. i. Stürme, die Schiffbruch erregen, wir sind ganz in der Lage diese Wendung zu würdigen. Naufragium ist auch das nach dem Schiffbruche gerettete Wrack. Sie können sich das doch vorstellen, meine Damen? und so auch naufragium facere, Schiffbruch leiden und endlich gleichfalls nach Cicero naufragio perire — im Schiffbruche zu Grunde gehen.“

„Mein Gott, halten Sie ein, Herr Rath, der Gedanke ist ja fürchterlich! . . .“ rief die Mutter der beiden Mädchen zu Tode geängstigt hervor.

„Es ist aber sehr zweckmäßig, Frau von Hellfried, sich mit Allem ganz vertraut zu machen und die Dinge . . .“

„Nein, nein, Gott behüte uns vor einem näheren Bekanntwerden damit.“

Frau von Hellfried hüllte sich schaudernd und blaß wie eine Leiche in ihren Shawl.

Digitized by Google

„Der Affe rückt immer näher ...“ machte Ida den Doktor aufmerksam ... „Wie nannten Sie ihn doch? Ma— Ma—, ich kann den Namen nicht behalten.“

„Magot, mein Fräulein.“

„In der That ein sonderbarer Kauz der Engländer ...“ rief der Rath und sprang von Neuem auf, um über das Verdeck zu balanciren.

„Ach Gott, wären wir nur schon in Obensee ...“ seufzte Frau von Hellfried, die mit bangen Blicken bald die munteren Wellen, bald die Schiffbruch drohenden Felsenwände maß.

„Der Magot, mein Fräulein, ist der einzige Vierhänder, der sich in Europa im Freien erhält, und zwar in Gibraltar, jedoch auch da kommt er nur förmlich angestellt und unter besonderem Schutze fort — er ist ohne Verlängerung der Rückenmuskeln und besitzt eine ...“

„Sehen Sie nur, wie ungeschickt er ist, als wollte er einen Selbstmord begehen.“

„Der Selbstmord kommt bei der Ordnung der Vierhänder niemals vor und ...“

„O Mama, ist Dir auch nicht wohl? ...“ unterbrach Ida zum zweiten Male den blonden Jüngling ... „man sieht's Dir an.“

„Kind, es wäre schrecklich, wenn und der See verschlänge und wir eine Speise der Forellen würden ...“ klagte die Mutter, welcher Doktor Max Bogner jedoch sogleich tröstend beisprang:

„Es ist noch kein Beispiel vorgekommen, daß sich Forellen von Menschenfleisch nähren, höchstens würden wir eine Beute der Hechte, die allerdings zur Gattung der Raubfische gehören und ein sehr scharfes Gebiß haben.“

Frau von Hellfried zuckte zusammen, als sähle sie schon an irgend einer besonders empfindlichen Stelle das „scharfe Gebiß“ eines Hechtes und drückte krampfhaft die Hand ihres immer bleicher werdenden Töchterleins.

Mittlerweile war der Rath wieder bis zu dem Engländer gekommen und rief mit den heftigsten Gesticulationen:

„Sie, Ihr Affe! Votre singe!“

Zum dritten Male blieb er ohne Antwort.

Der Engländer, der jetzt nicht mehr in sein Buch, sondern unverwandt vor sich hin sah, warf dem warnenden Rathe nur einen kurzen verdrießlichen Blick zu und wendete sein Auge dann wieder dem süßeren Objecte zu, und dieses war kein anderes, als Valerie's jüdhnes ernstes Antlitz.

Der unglückliche Magot rührte indeß wirklich gleich einem Verzweifelten an dem Gitterne seines Gefängnisses, vielleicht hatte er längst die ihm drohende Gefahr erkannt und suchte sich auf diese Art zu retten oder seinen Gebieter auf sich aufmerksam zu machen; freilich brachten ihn diese Bemühungen nur immer näher an den Rand des Verderbens.

Rath Bogner war glücklich wieder an Frau von Hellfried's Seite zurückgelangt, doch nicht ohne mit einer gewissen Eile nach Brüstung und Bank zu greifen.

„In der That heftige Bewegung!...“ murmelte er ... „Nicht umsonst sagt Ovid Pes in pelle luxa natet, der Fuß soll im braunen Schuh schwimmen. Navis kommt von nato, schwimmen, schiffen; unda natatur piscibus, die Welle wird von Fischen beschwommen, denn Schiff heißt im Sanskrit — die Schwimmerin, naus, návas, griechisch naus, neós. Lateinisch navis, von den ersteren nu, nou, snauli, fließen, rinnen. — Da ist die Muxel ...“ fuhr er lebhafter gegen die Damen gewendet fort ... davon kommt sowohl navigo, schiffen, segeln, und gleich dem navicella, naucella, das Schiffein, der Kahn, auch das früher erwähnte nausea. Ist die Etymologie nicht äußerst interessant, meine Damen?“

„Gewiß im höchsten Grade ...“ stammelte Frau von Hellfried, während sich Ida ganz abwendete.

Der Rath sah wieder nach dem Engländer hinüber, es fehlten nur wenige Zolle und der Käfig lag im See.

„Sie, Ihr Affe!...“ schrie der Rath mit aller Gewalt seiner Lunge über das Schiff, indem er beide Hände gleich einem Sprachrohr an den Mund legte.

Der Affe rüttelte und schüttelte aus Leibeskräften, aber sein Herr achtete nicht darauf. Noch einmal wiederholte der Rath seinen Stentorruf:

„Sie, Ihr Affe!“

Nun aber litt es ihn nicht länger; mit einigen hastigen Sätzen war er an der anderen Seite, faßte den Käfig und setzte ihn einen Schritt weiter gegen die Maschine, so daß der bedrohte Magot in vollkommener Sicherheit war. Dem aber mußte die schreckliche Todesangst in alle Glieder gefahren sein, denn er ging noch immer an den Eisenstangen, warf den Kopf entsetzt hin und her und sah mit dem Ausdrucke der furchtbarsten Erregung bald den Rath, bald seinen Herrn an.

Dieser war jetzt nämlich ebenfalls in Action getreten. Ein vernichtender Blick auf seinen Augen traf den eigenmächtigen Rath, der sich erlaubt hatte, einen Eingriff in fremdes Recht zu thun. Entrüstet war der Engländer aufgesprungen und mit einem Gemurmel der schlecht verhaltenen Wuth fuhr er an dem Rathe vorbei, faßte den Käfig und schob mit demselben die Stiege zur Kabine hinab.

Der Rath sah ihm erst verdutzt nach, dann aber hob er sein Haupt im Gefühle seiner energisch rettenden That höher und eilte zu seiner Gesellschaft zurück.

„Man muß mit diesen Menschen nur kurz umgehen ...“ brüstete er sich ... „echt schiffmännisch, nautalis. Sie haben da immer wieder den Anknüpfungspunkt. Navita, nauta, der Schiffsmann; im Zusammenhange wird Ihnen auch das Einzelne klarer, das ist das Schöne an der Sache und der beglückende Reiz der Etymologie. Da haben Sie wieder nausea und unmittelbar dazu gehörig nautea; nur durch einen einzigen Buchstaben unterschieden; so wie Plautus beides verwechselt, so kann auch eins durch das andere erklärt werden. Denn nautea, das griechische vavτία, ist eine überleichende Feuchtigkeit, vermuthlich gleichbedeutend mit sentina, dem Schiffsunrathe, das Cäsar so bildlich gebraucht, wenn er sagt: sentinae vitis conflictari ...“

Aber die weitere Entwickelung des sprachforschenden Rathes hatte vor der Hand ein Ende, denn die beiden Damen sprangen fast gleichzeitig auf, um vor der allzu zeigenmäßen Deduction die Flucht zu ergreifen.

Sie eilten der Luke zu, die in die Kajüte hinabführte, und Valerie folgte ihnen. Sobald der Rath ihre Absicht bemerkte, wollte er ihnen mit seinem Rathe nach, doch als beide an der Treppe anlamen, stürmte ihnen der Engländer die Stiege herauf entgegen, den von ihm unzertrennlich scheinenden Käfig in der Hand.

Aber der reinliche Aufzug desselben hatte sich sehr geändert. Die Todesangst mußte auf den Organismus des Magot eine sehr unglückliche Wirkung ausgeübt haben, was der blonde Jüngling in seiner Eigenschaft als Naturforscher und Doctor medicinae jedenfalls besser zu erklären befähigt war. Käfig und die Beinkleider des Engländers waren mit einem unnennbaren Etwas grauenhaft bedeckt, das sehr stark an die Definition von nausea oder sentina erinnerte und sich den Geruchsnerven unangenehm bemerkbar machte.

Der Engländer stürzte kummt seinem Affenbauer wie besessen nach dem Vorderdeck, Rath Bogner aber, der, wie vom Blitze getroffen, vor der unerwarteten Erscheinung zurückprallte, taumelte, von der hülfreichen Hand seines gelobten Sohnes unterstützt, nach der Brüstung, über welche hinaus er sich ungestört, aber mit heftiger convulsivischer Gründlichkeit in Betrachtungen über Ursprung und Declination von nausea erging.

(Fortsetzung folgt.)

Rösselsprung.

eb-	nen	er	ge	dem	gel	den	Glau-
und	Schäd-	le	im	den	ken	Schö-	Gu-
höh-	das	can-	fringi	und	mit	de	Wahn
ne	ver-	der-	Bild	tief-	de-	den	nen
den	der	der	gen	an	den	weg	wäh-
führt	fel-	legt	zu	Weg	der	er	Ort
Mensch-	Glau-	will	Sport	Hor-	nicht	le	e-
er	Krieg	heit	den	Tod	auf	dem	glaubt.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 492:

Deutschland und seine Fürsten.

Gross Monarchen regnigiert Du und bist ihrer würdig.
Den Geherrschen macht nur der Oberherrn gnad.
Aber verlusch es, o Deutschland, und mach es Keinen Scherrschern
Schwerr. als Knigge prop. leichter, nur Menschen zu sein.
Schiller.

Räthsel.

Du siehst mich an mit scheuen Blicken,
Verlaßt als fürchte mich und schleicht,
Wirst mich als Schimpfwort auf den Rücken,
Und ich, ich bin Dein treuer Knecht,
Du trinkst mich, und ich pröse Dich,
Umschlinge Dich und wärme Dich,
An Haupt und Füßen schütz ich Dich.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 516:

Rebe. Rehe. Reue.

Redaction und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 46.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Original von F. Rothhart.

Der Dünenschutz.

Eine Erzählung vom Ostseestrande von Friedrich Dentler.

1. Kapitel.

In der Koje des Dünenschützen — im Kruge zum Leuchtenkranz.

„Mein Lieber[1], nein, das geht so nicht länger! Mein Fahrzeug — selbst das am stärksten gebaute — vermag mit solchen Segeln gegen Wetter und Hochwasser zu kämpfen — es muß reffen[2] — muß reffen und endlich die volle Leinwand streichen — sonst rennt es sich die Planken ein, verliert das Bugspriet[3] und kriegt einen Leck — einen unverstopfbaren Leck!“

„Aber Vater!“

„Was, Emeute unter der Schiffsequipage, Emeute? Heiliges — Kreuz — Don — nein, nein, keinen Fluch — keinen Fluch — aber Bube, das Tausende soll wanken. Ich sag's Dir, lavirst Du immerfort gegen Sturm und Brise, machst Du Havarie und die Bö kantelt Dich — mitsammt Deinem Fahrzeuge — um. Wähle Dir einen solidern Ankerplatz, wo hinein Du in aller Bequemlichkeit Deinen Dragge[4] senken

[1] Wortlich
[2] Segel kleiner machen.

[3] Der fast horizontal am Schiff stehende erste Mast, dicht vor dem Vordermast
[4] Anker.

Erstürmung von Rotterdam. (S. 544.)

Digitized by Google

kannst. In diesem Fahrwasser leidest Du Schiffbruch an Seele und Leib!“

Diese offenbar in höchstem Zorne ausgesprochenen Worte galten einem jungen Manne, welcher fast beschämt die braunen Augen senkte und seinen eingeölten Südwester in den Händen hin- und herdrehte, als wolle er dahinter die in seinen Zügen sich ausprägende Verlegenheit verbergen.

Der Alte hatte eben seine Standrede beendet und schritt mit verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich, wie von neuen Gedanken angetrieben, stehen und fuhr fort, als spräche er zu sich selber:

„Die Cordula — ist allerdings eine sein aufgetakelte Nolle[1], die, wenn sie sich Sonntags gedrängt ausfüllt, wohl einem jungen, unerfahrenen Schiffer das Topplegel[2] zu verrücken vermag, aber —“ der Alte wendete sich fast drohend gegen Lieper — „sie ist mir denn doch — doch — doch —“

„Sprich es aus, Onkel!“

„Das werde ich — Leuchtingsdonnerwetter, das werde ich — ja — sie ist mir eine zu leichtfertige, gefallsüchtige Nacht[3] mit zu schlanken Kiel, als daß man mit ihr die lange Seefahrt über den Ocean des Lebens zu machen im Stande wäre — für Dich Junge stets eine unerreichbare Prise!“

„Meßhalb — Onkel — weßhalt?“

„Meßhalb, Seotter, weßhalb? Ich kenne diese leichtgebauten Küstenfahrzeuge besser als Du, Lieper. Sie rennen sich auf der ersten besten Sandbank fest und brechen sich die Vordersteving[4], kurzum gerathen bei der allerkleinsten Brise[5] auf den Strand. — Junge, sie alle sind nicht seetüchtig.“

„Onkel, lieber Onkel, ich kann Dich nicht begreifen — nicht ergründen,“ rief Lieper, indem er fast ärgerlich seinen Südwester auf einen Schemel neben sich warf, „und am allerwenigsten Deine unbegründete Heftigkeit. Hadtest Du nicht selbst diese Leidenschaft in meinem jugendlichen Herzen an?[6] Machtest Du selber mich nicht auf diese üppig entfaltete Dünenblume aufmerksam — so beliebtest Du Kosch[10] zu nennen — und nun — nun —“

Der alte Mann schlug sich ärgerlich mit der Faust an die Stirne, als wolle er sich selbst für seine Uebereilung züchtigen, und rief: „Schweig, Lieper — schweig — Du erinnerst mich an meine eigene Schmach — an meine eigene Schande — und Täuschungen sind menschlich! Ich habe mich in Knels[11] Trud geirrt, in Cordula gelüscht — also — weg mit ihnen — weg mit ihnen — meinen Cours soll kein Brander, kein Pirat mehr kreuzen.“

„Onkel! —“

„Hier auf den Dünen blüht so manche andere Blume, manches farbige Vergißmeinnicht — pflücke das und pflanze es in Deinen Lebensgarten — bei Joab Babenet's Koje gedeiht es — glaube mir — muß es gedeihen! Suche Dir die Altrarmite aus — diese Cordula ist und bleibt für Dich ein Rubremschlachten so lange ich lebe — so lange ich lebe!“

„Halt ein — Onkel — halt ein! Laß mich vertrauensvoll mit Dir sprechen und Dir mein ganzes Inneres offenbaren — denn heute muß, heute will ich über diesen Gegenstand mit Dir ins Reine kommen!“

„Ebe — will's da hinaus — und wird's im Mastkorb lebendig? Laß nur ein Mal Knelsen's Logbuch aufschlagen und hineinsehaun! Da steht geschrieben auf Seite Eins — mit flammenden — unauslöschlichen Zügen —“

„Nun? —“

„Das will ich Dir sagen — Leuchtings — Donnerwetter! Ein Mann, der sechs Mal den Aequator passirt und dem die Sonne das Gehirn nicht ausgebrannt, muß ehrlich, muß aufrichtig sein, deßhalb spreche ich frei heraus: Der Sandläufer Knels Trud ist an allem Schuld — an allem!“

„Knels Trud? —“

„Er — er nur verhinderte meine Neuvahl zum Dünenschulzen, stachelte die Dorfinsassen gegen mich auf, verleumdete, verspottete mich, stellte mich in ein verdächtiges Licht — das, Junge, vergesse ich nie — nie.“

„Sonst hast Du nichts gegen Kosch und Knels — sonst nichts?“

„Ist das nicht genug“ — der Alte ballte die Faust und rannte wie besessen im Zimmer umher — „da soll ich mich mit seiner Familie verbinden? Lieber fegle ich mich um und lasse mich als altes, lecksprossenes Fahrzeug südkreuze vom Werfe zerreißen, denn mit dieser fast geraubten Schulzenwürde ist mir die Ehre, Zufriedenheit, das Glück und Ansehen — kurz alles, alles genommen.“

[1] Brot.
[2] Übertrieb am großen Mast.
[3] Kleines Küstenfahrzeug.
[4] Schiffsvorderende.
[5] Wind.
[10] Cordula.
[11] Cornelius.

Der alte Mann hatte sich vollständig erschöpft und nahm unmutig auf einer Ellenbank Platz — dann fügte er das graue Haupt auf seine Hände und versenkte sich in ein Meer von Gedanken.

Es war aber doch eine poesirliche Erscheinung dieser Dünenschulz — so nannte ihn die ganze Gegend — wie er dasaß, mit seinem Altagsanzuge, der nur an hohen Festtagen mit einem langen blanen Tuchrock, hohen Lederstiefeln und einem weißen, breitrandigen Filzhute — einem Erbstück des Urahn — vertauscht wurde. Die weißbaumwollene Zipfelmütze hatte sich nach hinten gelüpft und diente offenbar der mit einem grauen Haarkranze umgebenen Glatze zum Beschirmungs- und Erwärmungsmittel, was wesentlich zu dem starken Hervortreten der großen, behaarten Ohren beitrug, die wie die Griffe einer antiken Urne vom Kopfe abstanden.

Dieser sogenannte Dünenschulz Joab Babenet lebte bereits 16 Jahre lang im Dünendorf und wußte sich, bis vor kurzer Zeit, ein fast absolutes Ansehen zu erhalten. Dieses verdankte er seinem Reichthum, welchen er sich in jüngeren Jahren als Schiffseigner und Seefahrer erworben hatte. Dazu kam eine hervorstechende geistige Begabung, die er, wo es nur möglich war, Jedermann fühlen ließ.

Wenn aber der Mensch zu hoch steht, kann er tief fallen, so ging es auch dem alten Joab, dessen Autoritätsgelst und allzu natürliche, naturwüchsige Derbheit ihm viele Feinde und Widersacher verschaffte, welche dazu beitrugen, daß er nicht mehr zum Dorf- also Dünenschulzen gewählt wurde. Diese hohe, fast absolute Würde war Cornelius Trud zugefallen, dessen Tochter sich mit Lieper, Joab's Neffen, verbinden wollte. Seitdem aber Cornelius mit großem Widerwillen den neuen Posten angetreten hatte, hielt Joab den Anlaß für seinen Tadelsen und unterfagte seinem Neffen jede Annäherung an Cordula. Lieper solgte zwar nicht dem Beispiele seines Onkels, allein die früher so herzvundten Familien kamen auseinander, obgleich das Brautpaar fester als je aneinander hing.

Joab, im Dünendorf geboren, erhielt den ersten Unterricht vom Schulmeister. Mit einem Empfehlungsschreiben des Pastor loci, der dem ungebohrten Jungen einigermaßen Moros beizubringen versuchte, verließ Joab im dreizehnten Lebensjahre seinen Heimatsort und kam als Dreimdfünfziger reich und begütert zurück, denn sein Herz hing zu sehr, zu fest an der Scholle seiner Geburt und — angesichts des Meeres wollte er nicht sterben.

„Ich betrete den Boden meiner Väter,“ rief er, als er vor 16 Jahren an das Land stieg, „als halbzertrümmertes Wrack, in desten Aschlanken die Holzwürmer bohren, dessen Raaen traurig herniederhängen — so will ich denn warten — bis mich der Loose aller Leuten ins Jenseits führt.“

Kurz darauf war Joab Eigenthümer des besten Grundstücks, des besten Gartens — und Dünenschulz.

Was will der Mensch noch mehr? — Joab fand bei seiner Heimkunft eine einzige Verwandte, seine leibhaftige Schwester am Leben, mit der er lange Zeit auf dem Tecan dieser Welt umherschwamm, wie er es in seiner originellen Seemannssprache, wenn er über mit einer Thräne im Auge gedachte, zu sagen beliebte. Sie starb nach einjährigem Zusammenleben und hinterließ einen sechsjährigen Knaben. Letzterer genoß denn alten Joab so wohl, daß er ihn in sein Haus nahm, ihn erzog und dereinst zu seinem Universalerben einsetzen wollte. Dieser Knabe war Lieper Babenet, welchen wir eben kennen gelernt.

Noch immer saß der Dünenschulz in seiner früheren Stellung. Gewaltige Entschlüsse schienen sein Gehirn zu durchkreuzen, denn häufig stieß er unartikulirte Töne aus und murmelte einige Worte vor sich her, als gehe er mit sich selbst zu Rathe, als prüfe er hierhin und dorthin sast, welcher weise eine Centnerlast auf seinem Gemüthe hattete. Nun stand er hastig auf — er war einig mit sich selber. —

„Ja — ja — so soll es gehalten werden,“ rief er, „denn in meiner Koje bin ich der Commodore — der Admiral von der weißen Flagge. Ich drehe den Bug meines Fahrzeuges gegen die Dünung.“[7] — es muß durch — durch — und schlage es voll Wasser, und sänke es nieder auf den Grund des Meeres.“

„Und wie soll es nun sein?“ fragte Lieper kleinlaut.

„Wie — wie? Leuchtingsdonnerwetter — will der Mittelbeckmatrose den Kapitän übertreiben, ihm seinen Cours verrennen? Dumme Frage das — aus der Heirath wird nichts — kann nimmer was werden!“

„So?“

„Ja — wohl!“

„Aber Kosch hat mein Wort!“

„Als wenn so eine lange Bormarsstenge schon ein Hauptmast wäre — so thut der — der Schiffsjunge — denn Lieper, Du geberdest Dich heute wie ein Neuling auf dem Wasser. Wort — hin — Wort her — fahre vorwärts vorüber.“

„Ich gab mein Wort auf Deine Veranlassung; — sagtest Du nicht häufig: Lieper, mein Junge, Du und Kosch müssen zusammengenannt werden?“

[7] Weiterkommen.

Digitized by Google

„Da soll doch gleich — aber — Ruhe, Ruhe; — hör' mich an, Lieber — mein letztes unumstößliches Wort in dieser Angelegenheit."

„Nun?"

„Du weißt ein anderes Mädel freien."

„Ich muß?"

„Kinds zum Trotz!"

„Wie?"

„Du brauchst nicht seine Tochter."

„O Himmel!"

„Fahrzeug ist Fahrzeug!"

„Onkel!"

„Heißt Du aber andere Absichten —"

„Nun?"

„Kennen sich unsere Wege."

„Ist das Dein Ernst?"

„Ja — ja — mein Ernst."

Lieber ergriff heftig seinen Strohhut — er wollte das Zimmer verlassen.

„Wo hinaus, Junge?" fragte Joab barsch.

„Draus ab — Onkel — auf Nimmerwiedersehen!" rief Lieber.

Die Augenbrauen des Onkels zogen sich fast convulsivisch zusammen, dann trat er vor Lieber, indem er beide Fäuste ballte und seine Zivilmühe auf das Hinterhaupt schraubte, daß sie thurmartig zu Berge stand.

„Hinaus sollst Du — hinaus auf den Ocean — aber vorläufig mir noch Gutes thun — Strotter," brüllte der alte Joab, indem er am langen Lieber hetzte. „Gehe aber ist Sturm in Sicht — Sturm! Ich werde Dich an die Oberkantlenge schicken, da sollst Du die Segel brassen und zwischen Erde und Himmel baumeln — das besehlt Dir Dein Hochdeutschmann. Flattert der Mensch wie ein Stück vom Hange losgerissliche Leinewand! — Ich muß Dich zur Besserung als Schiffsjunge auf See manövern — Dich an die Wanten binden und mit dem Tauende exerzieren lassen!"

Lieber hörte die letzten Worte nicht mehr — er befand sich bereits außer dem Hause. — — —

„Ich kenne Ihre Wünsche, Herr Fröhlich," erwiderte Cordula, „ich muß Sie aber bitten, sie nicht mehr auszusprechen, denn nie — nie werden Sie Erhörung finden."

„Sie treiben mich zur Verzweiflung — und wissen, daß ich Sie anbete, verehre, unaussprechlich liebe und, daß Ihr Vater diese Verbindung mit mir wünscht."

„Ich habe Herz und Hand vergeben, Herr Fröhlich," rief das Mädchen aufbrausend — „und Niemand — selbst mein Vater — kann mich zu einer Verbindung zwingen, die" — die Jungfrau hielt inne.

„Sprechen Sie."

„Mich und Sie unglücklich machen würde, Herr — Fröhlich."

„Mich nicht, Cordula, denn ich wollte Sie auf Händen tragen! Meine Lebensaufgabe sollte es sein — Sie glücklich zu machen."

Das Mädchen gab keine Antwort, sondern ergriff hastig ihr Spinnrad, erhob sich und wollte in das Haus eilen.

„Nein — nein — so lasse ich Dich nicht von mir, Angebetete," rief der Förster, indem er auffprang und die Jungfrau leidenschaftlich in seine Arme schloß. „Ich sage Dir," fuhr er mit vibrirender Stimme fort, „Du mußt mein sein, — mußt mir angehören!"

„Lassen Sie mich los," kreischte Cordula und rang mit dem Jäger.

„Nein — nein — nicht eher, bis ich Dich an mein Herz gedrückt, diese Wangen, diese Hände geküßt."

Cordula hatte sich den Armen des jungen Mannes entwunden, aber auf's Neue umfaßte er sie, auf's Neue drückte er seine Lippen auf ihren Mund.

In diesem Augenblicke sprang ein junger Mann unter die Vorlaube.

„Laß die Jungfrau los, Bube," rief dieser, indem er den Förster in die Schlinge seines Halstuches griff und sie wie ein Seil in seinen Händen drehte, „oder — beim Himmel, ich werde Dir zeigen, was es heißt — auf offener Straße Frivolitäten zu treiben."

Fröhlich war so erschrocken, daß er Cordula losließ und erblaßte.

„Ah — Sie sind es, Lieper," stammelte er, „warum stören Sie mich?"

„Wagt noch einmal," fuhr Lieper im höchsten Zorne fort, „meiner verlobten Braut zu nahe zu treten, dann werde ich — "

„Sie machen sich lächerlich," sagte der Jäger ironisch, denn mir hat Cordula's Vater die Hand dieser Jungfrau zugesagt."

„Das ist eine Lüge — Jäger."

„Die Zukunft wird uns darüber Aufklärung geben — die Zukunft."

Fröhlich ergriff seine Büchse, hing sie nachlässig um seine Schultern, pfiff seinem Hunde und verließ schnell die Vorlaube.

„Wir werden uns weiter sprechen," murmelte er, „an einem Orte, wo uns Niemand belauscht, Wüstchen — im Walde will ich mit Dir Abrechnung halten, blutige Abrechnung! — — Ich sage Dir — ich — oder Du — ich oder Du!"

(Fortsetzung folgt.)

Desiderius Erasmus.

(Vgl. S. 541.)

Auf dem großen Markt von Rotterdam, mitten unter Gemüsefrauen und Wasserholern steht das Denkmal des berühmten gelehrten Zeitgenossen Luther's, dem wir die erste correcte Ausgabe des griechischen Testamentes verdanken, und der nebenbei die ganze Welt seiner Zeit durch sein unsterbliches Büchlein zum „Lob der Narrheit" in das zwerchfellerschütternde Lachen brachte: wie meinen Gerrit Gerrig, den man in der gelehrten Welt unter dem Namen Desiderius Erasmus begegnet. Der witzige Mann muß es sich gefallen lassen, daß man heutzutage jedem Fremden das Denkmal, das ihm mit aufgeschlagenem Buche in der Hand dargestellt, mit dem Witze zeigt: er schlage jedesmal ein Blatt um, so oft er zwölf schlagen höre. Erasmus, der am 28. October 1467 geboren war und im elterlichen Hause kein Glück finden konnte, kam frühzeitig als Chorknabe an die Kathedrale von Utrecht, von da im nennten Jahre nach der Schule von Deventer, wo er so rasche Fortschritte machte, daß ihm seine Lehrer das glänzendste Prognosticon stellten. Im zwölften Jahre raubte ihm die Pest die Mutter, welcher der Vater bald folgte. Im siebenzehnten zwang ihn die Gewissenslosigkeit seiner Pfleger, welche sein Vermögen vergeudet hatten, im Kloster Stein bei Gouda das Gewand eines Kanonikus anzunehmen. Aber für den nach Unabhängigkeit lechzenden Geist des Jünglings paßte das Klosterleben gar wenig; doch wußte er seine Zeit mit literarischen und künstlerischen Arbeiten gut auszufüllen. Sein Ruf drang außerhalb der Klostermauern und der Bischof von Cambrai berief ihn zu sich, um ihn mit sich nach Rom zu nehmen. Das zerschlug sich zwar, aber Erasmus erhielt die Erlaubniß, nach Paris zu gehen, wo er im Collège Montaigne indeß so schlecht gehalten wurde, daß er sein ganzes Leben darunter zu leiden hatte. Ein junger Lord Montjoye, dessen Studien er geleitet, rief ihn nach London, und bort machte er die Bekanntschaft der ersten Gelehrten des Landes, die ihn mit Versprechungen zu gewinnen suchten, welche sich indeß wieder nicht erfüllten, sodaß er sich nach Italien wandte, wo er in Bologna beinahe ein Jahr blieb und 1506 zum Doctor creirt wurde. Ein unangenehmes Ereigniß auf der Straße, wo er wegen seines Scapuliers mit Steinen verfolgt wurde, veranlaßte ihn, den Papst um Entbindung von seinem Ordensgelübde zu bitten, die ihm auch gewährt wurde. Von Bologna ging er nach Florenz, wo der berühmte Aldus Manutius seine Werke, namentlich die Adagia druckte. Von da begab er sich nach Padua, um die Studien Alexander's, des Erzbischofs von San-Andrea zu leiten. Aber schon lange brannte es der Sehnsucht, Rom zu sehen, wohin ihm ein großer Ruf vorangegangen. Er ward auch wirklich vom Papste, dem frühern Leo X., und den Cardinälen mit der größten Auszeichnung empfangen. Man machte ihm die glänzendsten Anerbietungen, aber er hatte sich in England gebunden, wo ihm die größten Ehren in Aussicht standen, nachdem Heinrich VIII. an die Regierung gekommen, mit dem er früher als Prinz von Wales sehr intim gewesen. 1509 kehrte er auch wirklich dahin zurück, und Thomas Morus, inzwischen Kanzler geworden, nahm ihn in seinem eigenen Hause auf. Hier schrieb er sein „Lob der Narrheit". Nach einer Reise nach Paris kam er wieder nach London und lehrte öffentlich an den Universitäten von Oxford und Cambridge; aber die Erwartungen, die man früher in ihm erweckt, wurden weit nicht erfüllt, und er verließ abermals England, ging nach Brüssel und ließ sich endlich in Basel nieder, wo er den Druck seiner Werke bei Froben überwachen konnte. Hier besorgte er auch den ersten Druck eines griechischen neuen Testamentes (1516).

Als junger Gelehrter, sagt Karl Hase in seiner prägnanten Kürze den Reformator charakterisirend, hatte er von der Lauenhaften Gnade seiner Gönner in England müßiam gelebt, später als ein König der Wissenschaft im ganzen Abendlande geehrt, im hohen Selbstgefühle jede amtlich hohe Stellung in der Kirche oder am Hofe der Fürsten abgelehnt, aber kränklich, traurem und am Schmucke des Lebens sich erfreuend, reiche Geschenke und Gnadengehalte genießt. Er hat mit unermüdlicher Thätigkeit die verschiedenartigsten Gegenstände des kirchlichen und weltlichen Lebens, bald nach eigener Lust, bald nach seiner Gönner Wünsche behandelt, Classiker und Kirchenväter herausgegeben, vor allem den Grundtext des Neuen Testamentes zugänglich gemacht. Er war leicht gereizt und angreifbar, aber ein wohlmeinender, liebenswürdiger und im Grunde seiner Seele christlich frommer Mann, kein hoher Geist, noch großer Charakter, ohne schöpferische Kraft und Tiefe, aber der gesunbete Menschenverstand. Die Fülle des Wissens, die sichtige Gewandtheit des Ausdrucks und ein unerschöpflicher Witz standen ihm zu Gebote. Er hat sich nicht gescheut, vielfache Interessen zu verletzen, und gereizt oder müßig war er oft führer als zur Sache gehörte, daher oft jede Keyerei ihm schuld gegeben ist. Allein da er sich nicht aus Welt wandte, nichts gewaltsam ändern, sondern nur das Wahre den Verständigen merken lassen wollte, da es ihm nicht darauf ankam, sich hinter zweideutige Worte zurückzuziehen und sich in allen Stücken dem Urtheil der Kirche zu unterwerfen, auch wenn sie anders sehe, so war es dem geistesverwandten Manne nicht schwer, sich mit den weltlich hochgebildeten Häuptern der Hierarchie zu verständigen. Alle Päpste seiner Zeit haben ihn mit hoher Achtung begrüßt. Erasmus hat die Segnungen der Presse im großen verwirklicht und die Resultate der classischen Studien zu einem Gemeingute der gebildeten Stände gemacht. Mögen auch seine Schriften heute von Wenigen gelesen werden, sein Einfluß bleibt für alle Zeiten. Basel bot ihm ein freundliches Asyl und zuletzt eine Ruhestätte, nachdem er am 12. Juli 1563 gestorben war, im protestantischen Münster. Sein Vaterland aber errichtete jenes Denkmal auf dem große Markt zu Rotterdam.

Der pariser Schensteher.

Gewisse Leute finden einen ewig jungen Gefallen daran, auf den Boulevards von Paris, namentlich den westlicher gelegenen, spazieren zu gehen, mit andern Worten, zu flaniren. Es gibt ihrer gar viele, die am Boulevard frühstücken, am Boulevard ihren „Schwanzen" schlürfen, am Boulevard zu Abend essen und am Boulevard ganz gemüthlich die Nachtlager aufschlagen würden, wenn die Mode es gerade so mit sich brächte. Wäre es möglich, diese Leute streng zu klassificiren und sie dann klassenweise über den Zweck ihres respectiven Flanirens zu vernehmen, so fand wir sehr überzeugt, daß einige von ihnen sagen würden: „Wir bitten Sie um Gott! Wir sind Deutsche! Wir stellen Sittenstudien an! Wir müssen doch dahein etwas von den pariser Boulevards erzählen können, auf denen Heinrich Heine so gern flanirte." Andere: „Ich bien! Die Boulevards sind als Promenaden so angenehm wie kein anderer Ort auf Erden! Wie sollten wir uns diesen Umstand nicht so oft als möglich zu Nutze machen!" Noch andere: „Wie können Sie nur so etwas fragen? Aber auf den Boulevards versammelt sich die ganze

Digitized by Google

Deutscher Bauernkrieg.

Digitized by Google

civilisirte Welt!" (Als ob wir.) Wieder anders: „Asphaltpflaster, Sonnenschein und reges Leben und Treiben sind gewiß ebenso viele gültige Anziehungsgründe." Und so weiter, bis in die graue Ewigkeit hinein.

Indeß von allen eventuell noch anzuführenden Beweggründen würde keinem ferner durchaus stichhaltig sein, als seiner den wahren, universellen nervus rerum in sich schließe. Dieser universelle nervus rerum aber besteht auf dem Boulevards des Italiens und anderen ähnlichen pariser Spazierplätzen in einem Weben, das seinen geistigen Ausdruck in Hunderten von lächelnden und strengen, unerbittlichen und einnehmenden, fordernden und gewährenden, kühnen und schüchternen Blicken, seinen mimischen in den mannichfaltigsten, feinen und anmuthigen, natürlichen und affektirten, herausfordernden und demüthigen Haltungen und Geberden, seinen sprachlichen im salzungvollen und nichtssagenden, nunmundenen und benäselten „dumpfen" und „hellen" Sahrocken und Grüßen, seinen gedankenmäßigen endlich in enthusiastischen und lauen, überschwänglichen und banalen, posserreichen und prosaischen Ideenblitzen und Sentenzen findet. Und in das Laboratorium dieses tagtäglich sich wiederholenden Gedankenaustausches hineinzugehen, kann und darf nicht einfallen. Noch weniger, die sich von den Boulevards aus durch die individuelle Welt fortspinnenden Tausende von Schicksalsfäden im Einzelnen zu beleuchten. Feststellen wollen wir nur Etwas. Das nämlich, daß all' das auf den Pariser Boulevards emporwuchernde seelische und mimische Geflechte nicht so leicht entwirrt werden kann, daß es vielmehr Seiten bin aufdrehnen, ja in vielen Fällen gar nicht aufkommen könnte, wenn — nun, wenn der pariser Eckensteher nicht wäre.

Damit es und leichter falle, den Augen, um nicht zu sagen die Unentbehrlichkeit, des pariser Eckstehers (vulgo Commissionairs) ins rechte Licht zu stellen und gebührend zu würdigen, erlauben wir den der Leser wohl, eine Einbeilung in Bezug auf die in Paris am häufigsten vorkommenden Kabalen und Intriguen zu treffen, in denen Monsieur Eckensteher Helvenrollen zu übernehmen gezwungen ist. Wir fagen demnach: 1) Geschäfts-Intriguen. Wie oft trifft es sich, daß im Gebiete der Industrie zwei darüber sich zerfleischen, in gleichem Maße vorwärtsstrebende Geister, vom Stachel der Eifersucht getrieben, sich gegenseitig nicht allein anfeinden, sondern auch auf alle mögliche Weise auszuforschen und zu schaden suchen! Sie wenden sich an Monsieur Eckensteher. Wie oft trist der Fall ein, daß Einer den Andern in seinen gewerblichen Zwn und Lasten, in seinen häuslichen Verhältnissen näher kennen lernen will und muß! Er wendet sich an Monsieur Eckensteher. 2) Geld-Intriguen. Welch' immenses, welch' variirtes herrliches Feld! . . . Dieser braucht Geld. Man ist ihm schuldig. Aber man bezahlt nicht, weil — man nicht kann. Gleichwohl ist es soll einleuchtend, daß man kann. Gewußt alle, bewiesen. Zum Ueberfluß. Auch Zener braucht Geld. Doch schuldet man ihm nichts. Indeß er hat reiche Freunde. Ein schmeichelhaft abgefaßtes Billet thut schon oft Wunder. Zum Eckensteher. 3) Liebes-Intriguen. Das ist die Pointe vom Ganzen! Ohne die werthe der pariser Eckensteher seinen ganzen romantischen Rimbus, sämmtliche der Zeit seiner ganzen gewaltigen Strafseneden-Existenz zum erbärmlichen, ja problematischen Mauswurfshaufen herab, bliebe am Ende von dem ganzen Helden nur noch der prosaische Finanz- oder Geschäftsmann übrig. Das bedarf weiter keines Commentars.

Nach dem Vorausgeschickten kann der geehrte Leser schon ungefähr auf den Charakter schließen, den wir ihm vorzuführen gesonnen sind. O gewiß, der Pariser Eckensteher ist ein Charakter! Die von ihm der „schwärmenden" Menschheit geleisteten Dienste allein schon beweisen dieß.

Sie schütteln ungläubig mit dem Kopfe? Wohlan, geben Sie nur ein wenig mit auf die Straße! Wir haben an jener Ecke eine Camera obscura — eine äußerst schätzbare Erfindung —, die uns nicht allein von dem unterrichtet, was über die Straße huscht, sondern auch mit dem vertraut macht, was in und an der Straße vorgeht, was die Personen, mit denen wir uns beschäftigen wollen, denken, sagen und thun.

So, da wären wir angelangt. Ich bitte, wolle Acht zu geben. Was bemerken Sie an jener Ecke? Einen kleinen, vierschrötigen Kerl mit blaugrüner Sammetjade, die Hosen und einer glatten Tuchkappe, der rücklings auf einer Treadmühe angestrengt liegt und die Aufschrift auf einem Briefe liest. Ob! Unsere Camera obscura ist ausgezeichnet. Sie bemerken Sie auf dem Briefe? Eine Instruktion in französischer Sprache. Die lautet? Vers! Diese Orthographie! . . . A Monsieur Alfredo. No vous-y trompes pas; c'est le drun et non le blond. Sie riechen den Braten. Wir wissen auch, daß Monsieur Eckensteher den Brief besorgen muß; aber erst zu einer gewissen Stunde, d. h. wenn die Gefahr weniger bedeutend. — Nehmen Sie jetzt seine Anziehung an dem Manne wahr? O doch, ein Schild mit einer Nummer drauf und einigen Letzern. Seine Haupteigenschaften lassen sich in einigen Axiomiemen zusammenfassen. Primo: listig wie ein Fuchs. Secundo: gelehrsichtig wie ein Harpagon. Tertio: gewandt wie ein Spion. Quarto: verschwiegen wie das Grab.

Sie denken dabei vielleicht an den weiland berliner Eckensteher und wollen Vergleiche anstellen. Lassen Sie das, wenn ich Ihnen rathen soll. Sie kommen nie damit durch. Wehhalb nicht? Nun aus dem einfachen Grunde, weil Berlin Berlin und Paris Paris ist. Die einzige Aehnlichkeit wurzelt vielleicht in dem etwas blasirt gerathenen Gesichtsausdrucke und in dem damit verbundenen Gewohnheiten, die in Berlin mit dem Wörtchen „Fusel," in Paris mit dem „mot" „petit bleu" angedeutet werden können. In Uebrigen völlige Disharmonie. Besragen Sie beispielsweise nur das Wäbtermemeter. Es steht auf Null. Das Barometer der Gerichtsscenen. Er steht auf Null. Das Beste, was wir thun können, wird also sein, daß wir ruhig weiter beobachten.

Nunte, so wollen wir unsern pariser Eckensteher — gerade weil er jenem „unsterblichen" Nante so wenig ähnlich sieht — nennen, Nante hat den ihm anvertrauten Brief mit der wütterisen Aufschrift längst errathen und in die innere grünblicke Jackentasche verlenkt, das alles natürlich unter Entwickelung eines unendlichen Zartgefühls seiner bequemen Lazzaronikage gegenüber. Bei geschlossenen Augen schmunzelt er verschmitzt in sich hinein. Er überlegt nämlich, wie er mit einem Schlage zwei Fliegen fangen, diesen Liebbaber wie jenen befriedigen soll, ohne den Nebenbuhler über den Nebenbuhler zu setzen. Die Sache ist nicht so leicht. Allein der pariser Eckensteher ist gäh und beharrlich im Ueberlegen. Es müssen sich ihm schon bedeutende Hindernisse entgegenstellen, wenn er davor zurückbrechen soll. Nante klammert sich also mit aller Macht seines Eckenstehergenies an jenen Gedanken an und liegt. Und worauf beschränkt sich seine ganze Aufgabe? Auf die einmalige Verwechslung der auf dem Briefe befindlichen genannten Beiwörter „blond" und „brun", sowie auf eine kleine List, die im Wiederfordern des Briefes beim Wonden besteht. . . .

Entzückt über sein Projekt, das gelingen muß, zieht Nante sein Brulot, kreyt es, fündet an und schmaucht ins Blaue hinein. Nicht lange soll die süße Ruhe ihn stören.

Wer kommt denn da so salbungsreich das Trottoir entlang? Himmel, welch' würdiger Greis! Schneeweißes Haar. Ehrfurchtsvolle Züge. Im Knopfloch ein rothes Bändchen. Wer mag das sein? Bitte, passen Sie auf!

Nante's Auge hat den Greis schon abgetobt. Schnell hat er sich erhoben, um die Pfeife wegzuthun und in die aufsteigende Weinschenke zu treten. Nicht möglich! Der Alte folgt ihm dahinein nach? Was anders! Er will mit Nanten sprechen. Was er ihm zu sagen hat, geht die Oeffentlichkeit nichts an. Die Welt ist so des bösen Leumunds voll. Jede Vorsorge ist schicklich. Da kommen in den dunklen Winkeln aber sie niemand als Nante. Und Nante ist der Eingeweihte, für den unter Umständen ein Gefängniß zur chinesischen Mauer in Bezug auf seine Discretion wird. Nante kennt des alten Mannes ganze Geschichte. Wenn wir sie nicht wüßten, könnten wir sie auch von ihm erfahren — bei seiner Discretion. Dem erinnere sich des „secundo." Auch das Grab ist ja nicht immer verschwiegen.

Jener würdige Greis ging also einst auf den Boulevards spazieren. Da sah er ein photographisches Brustbild, das ihn mit Bewunderung, mit Ehrfurcht erfüllte. Er erkannte sofort, sondern für das Original erfüllte. Er erkundigte sich beim Photographen. „Eine Freundin Napoleon's. Anfangs kam Quartier-Latin," sagte man ihm. Er eilte hin. Er stellte sich vor. Ob Gott, für Geld und gute Worte hat in Paris schon Mancher einen leichten Kampf gekämpft. Mademoiselle Aglaé ward sein. Er liebte sie mit der Glut eines Jünglings. Mit der Eifersucht eines Jünglings unsichtlicher er nun täglich ihre Wohnung. Er kannte seinen Weg zu ihr direkt verfolgen. Aber nein! Nante muß zuerst mit einem Briefchen hin. Nante hat seine Instruktionen. Sieht Nante Jemanden, so muß er genau darüber berichten, ihn vom Kopf bis zu den Füßen beschreiben. Das weiß Nante. Deshalb sieht er gewöhnlich Niemanden und sieht er Jemanden, so ist's entweder der immerdar lästige Portier oder die kindene Abtheilung. Damit aber nicht der mindeste Verdacht gegen ihn entstehe, berichtet Nante doch auch manchmal mit geheimnißvoller Miene von gehegten Herrenbüten und Waffen, und der glühend liebende, aber Hals und Kopf den Weg der Eifersucht wandelnde Legionsritter erkennt gleich auch seinen Eintritt bei der Geliebten in ersteren Dameneinhüte, in letztern Spielsachen, den Kindern von Nachbarsleuten gehörig. Nante aber lacht sich ins Fäustchen, denn er ist wieder einmal beiden Theilen gerecht geworden.

Der alte Legionsritter weiß bei seiner Dulcinea. Nante ist auf seinen Posten zurückgekehrt und harrt weiterer Aufträge. Dasselbe indolente Gebahren feinerseits wie zuvor.

Plötzlich erfolgt drüben in den Hausersront ein Klappern wie von aufeinanderschlagenden Holzstücken. Nante kennt das Signal. Er schaut auf. Ein winkes Händchen winkt ihm unter den etwas in die Höhe gezogenen Jalousieen hervor. Das Händchen ist ihm bekannt. Sehr bekannt. Zhags ist er deshalb drüben. Was soll das bedeuten? . . .

Zum Glück haben wir unsere allwissende Camera obscura. Wir sehen Nante die Treppe hinanlenchen. Vor einer unscheinbaren Thür bleibt er stehen. Er zieht die Klingel. Eine junge Dame im Negligé öffnet ihm.

— Monsieur, ich bedarf Eurer, sagt sie ihm.

Nante nickt beifällig lächelnd. Der Scheim weiß schon, was kommen wird.

Digitized by Google

— Ich war beim Wettrennen.

Beifälliges Zwinkern mit den Augenlidern von Seiten Rante's.

— Ich habe die Spur eines neblen und freigebigen Wirthes entdeckt.

Den Edensteherbörper durchläuft eine sich von oben nach unten fortschlängelnde wellenförmige Bewegung, die sagen zu wollen scheint: „Um so besser; um so besser!“

Nun erbeilt die Dame ihm ihre Anweisungen, die zu pikant sind, als daß wir sie hier folgen lassen sollten. Rante doch entledigt sich seines Auftrags in der klugen Weise und liegt dadurch den Grund zu einem kleinen Roman, den wir einstweilen noch nicht in die Oeffentlichkeit geben wollen.

Auch Frau X. hat einen Roman durchgemacht. Ihre Eltern waren sehr arm; sie war sehr schön. Da begab es sich, daß ihr ein junger Mann ins Auge stach, und sie dem jungen Manne. Der junge Mann aber war ein reiches Kaufmannskind, einziges Söhnchen, also Herr im Hause. Damit wir's kurz machen: Die beiden heiratheten sich.

Nun Glückseligkeit vollauf!

— — — — Nächt' und Tage
Floh'n sorglos hin ohn' Zorn und Klage.

Aber — es kam ein Tag, da — —

Da brach Natur mit Saus und Braus,
Wie Feuerstamm' zum Schornstein raus.

Nun war der Teufel los, um auf gut Germanisch zu reden. Von Anpielungen kam's zu Andeutungen, von Andeutungen zu Anfechtungen, von Anfechtungen zu — aber es ist des Guten genug. Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß bald darauf in Paris ein Roman aus dem Leben dichte erschienen können mit dem Titel: „Ein Weib, das seinen Mann sucht,“ ein Roman, den freilich außer einigen wenigen Eingeweihten nur Einer sachgetreu hätte schreiben können: Rante.

Seht ihr die hochgewachsene Dame dort? Es ist Frau L. Ernsten Schrittes nähert sie sich Ranten. Sie überreicht ihm ein Packetchen. Ein eindringlicher Gruß. Dann geht sie weiter. Was enthält das Packet? O, Rante ist verschwiegen. Wir wissen es gleichwohl. Andeutungen enthält es. Ferner das photographische Porträt jenes auf lasterhäuslichen Abwegen wandelnden Ehemannes. Indeß Rante das feine eigenen Andeutungen im Kopfe. Ehe drei Abende vergangen sind, weiß die suchende Frau gewiß Bescheid. Jedoch der Mann auch. Daß sorgt Rante. Je länger das Hin- und Herziehen dauert, desto länger bleibt er in im Besitz seiner „zweiten mitgegebenen Kuh.“

Wie, auch der dicke Herr Duval ist ein Kunde Rantens. In der That! Da steht er ja und überreicht ihm einen Brief. Duval ist Plentier. Duval lebt also von seinen Renten. Aber diese Renten sind nicht unerschöpflich, und Duval will mit seinen Freunden eine Landpartie machen, guter Rath ist hier theuer; rasche Auskünfte ist es in einem noch höhern Grade. Doch ist Rante nicht da? Rante sorgt für Alles. Er ist prompt wie der Blitz. Aber auch klug wie die Schlange, und ein Zauberer — trotz einem Fabius. Handelt es sich um eine so triviale Sache wie ein Anleben — dann könnt ihr Rante bewundern; dann tritt unser Held mit einem Takt auf, um den ihn ein Diplomat beneiden könnte. Den Charakter der anzuprechenden Persönlichkeit hat er sich vom Geldsucher bereits schildern lassen. Nach der Beschaffenheit dieses Charakters richtet sich seine ganze Angriffsweise. Oft übelgelaunte Personen gerade in einem günstigen Augenblicke zu sprechen — dazu kann einem gewöhnlichen Menschenkinde gewiß nur der Zufall verhelfen. Rante bringt das alles zu Stande, Dank seiner Erfahrenheit in der diplomatischen Kunst. Wie er dabei zu Werke geht? Meine Trinkfestes — auch ein Edensteher hat das Recht, Trinkgelder zu geben — , unter Umständen einige Gläschen Mauvar oder Wein, ein Glas Absynth beim Nachbar Weinwirth gefrembet — was sind das nicht für mächtige Reagentien bei Bedientenseelen und dienstbaren Geistern überhaupt! Und welch' bedeutende Rolle spielen solch' untergeordnete Wesen nicht oft in der Geschichte ihrer Herren! Darin liegt das ganze Geheimniß.

(Schluß folgt.)

Coburg, Freistatt der württembergischen Invaliden.

(Beide S. 546.)

Auf dem Plateau eines von allen Seiten isolirten Hügels, welcher wie zur Anlage einer Fortification geschaffen ist und mit einer daneben befindlichen, unbedeutenden Anhöhe den Feindseren Absichtsvoll des Hochertbales bildet, liegt unsern der alten Reichs- und Salzsiedersstadt Hall das ehemalige Ritterstift Comburg. Die Ringmauern geben dem Schlosse das eigenthümliche Ansehen einer alten Burg, und inmitten der von der Ringmauer umschlossenen Häuser der früheren Ebenherren ragt die hohe Stiftskirche mit ihren drei stattlichen Thürmen empor, ein Beld des Lebens des Mittelalters, in welchem die Kirche über Ritterschaft und Bürgerthum herrschte. Letzteres findet hier ebenfalls, wie Lorent feinfinnig bemerkt, seinen Ausdruck und zwar in dem am Fuß des Hügels sich hinziehenden Dorf Steinbach, welchem die seine Zugänge beschenden Thorthürmchen eine pittoresk altertümliche Zierde gewähren.

Auf dem Berge, wo nun Comburg, stand einst eine Burg mit einer Kolonie von Hintersassen und Dienstleuten. Sie hieß Kocherburg, woraus später durch Zusammenziehung Comburg wurde. Aber auch ein nächtliges Donnerwetter schlecht, von denen um 1078 liebenden Syrossen die Sage erzählt, daß sie — zwei Brüder — ein wildes Jungfernleben führte. Eine Erscheinung unter der Eiche bei der Bartholomäuskapelle habe sie jedoch gewarnt, worauf sie ein Kloster zu bauen anfingen und zugleich selbst das Ordenskleid nahmen. Das Kloster, dessen erste Bewohner auch Sanct-Jakob in Hall kamen, wurde reich begabt, vom Papste mit großen Privilegien ausgerüstet und der Kaiser selbst ward der Schirmvogt desselben. Aber so sehr im Anfang die Gläubigen sich beeifert hatten, den Mönchen den Tisch zu decken, so fingen doch Ende des zwölften Jahrhunderts die Quellen zu fließen an. Schlechter Haushalt im Innern, Beeinträchtigungen von Außen brachten das so reich bedachte Kloster ganz herunter. 1519 verließen sogar Prior und Konvent das Kloster, um anderwärts ein Unterkommen zu suchen. 1324 zogen neue Mönche ein, aber nun begann die Fehde mit den Hallern, in welcher der Abt selbst den Harnisch anlegte, freilich auch unterlag. Und nun begann eine Zeit voll Drangsal, bis dem Kloster zuletzt Alles genommen war, was zur Lebensnothdurft gehörte. Indeß war, nachdem schon seit 1215 kein Bürgerlicher mehr aufgenommen worden, 1488 der langgehegte Wunsch der Mönche, das Kloster in ein weltliches Chorherrenstift oder Ritterstift zu verwandeln, in Erfüllung gegangen. Ab Hildebrand von Crailsheim, welcher sich diesem Vorneehmen widersetzte, ward deshalb von den Mönchen, als er einst von Würzburg heimkehrte, nicht mehr eingelassen und an seiner Statt Sophied vom Holz erwählt, der letzte Abt und erste Propst. Die Mönche und Chorherren führten ein nichts weniger als exemplarisches Leben und machten sich mit der Wissenschaft und Kunst wenig zu schaffen. Der letzte Propst und Dekant überlebte die Säkularisation und starb 1805. Längere Zeit hatte dann Prinz Paul von Württemberg hier seinen Wohnsitz, und Prinz Friedrich ward am 21. Februar 1808 auf Schloß Comburg geboren. Zu Ende des Jahres 1816 wurde endlich das königliche Ehrenmilitärverdienstkreuz dahin verlegt und dieses bewohnt jetzt noch die stattlichen Räume.

Zur Höhe des Schlosses gelangt man von Steinbach auf drei Wegen, einem Fahrweg, der Bilderstieg und einer Treppenfluht. Durch mehrere Thore, deren äußerstes ein Heiliger bewacht, gelangt man in das Innere der Burg. Das dritte derselben ist ein merkwürdiges Denkmal friegerischer Ordnung aus dem zwölften Jahrhundert. Tritt man durch dieses Thor, so bietet sich dem Blick zuerst ein sechseckiges Gebäude, das sogenannte Archiv, mit kleinen romanischen Fenstern unter einem Pyramidendach. Auf der rechten Seite des Burgwegs fangen gleich die Wohnungen an. Das sogenannte Schloß oder die neue Dechanei, welche in einfachem Renaissancestil im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erbaut wurde, stellte die Domherren aufnehmen zu ein ihn schließt sich der Vikarienbau an. Das Hauptinteresse nimmt jedoch die Kirche in Anspruch, die auf drei Seiten frei steht. Von der alten romanischen Säulenhalfta sind nur noch drei Thürme übrig. Sie gehören zu den seltensten Resten dieser Bauperiode. Die Thürme sind viereckig bis zu der in's Achteck sich umwechselnden stumpfen seitenreren Thurmdec. Sie wurden 1080—1140 erbaut, sind aber bereits mit einzelnen Spitzensteinen versehen. In denselben hangen neun harmonisch klingende Glocken. Die übrigen Theile der Sanct-Nikolauskirche sind zwischen den Jahren 1707 und 1715 von würzburger Künstlern in den italienischen Renaissancestil umgebaudert worden, und zwar in einer Weise, der man Geschmack leit durchaus nicht absprechen kann. Die drei Schiffe sind durch zwei Reihen Pfeiler mit vorgelegten Pilastern getrennt; über den korinthisirenden Kapitälen der letzteren erheben sich hohe flutbrunbedeckte Kämpfer mit mächtig hervortretenden Gesimsen, auf welchen die reichverzierten Arkadenbogen ruhen. Die Kreuzarme sind in Kapellen umgewandelt. Alle Verhältnisse sind imponirend; die Reliefdekorationen, welche Stein, nicht Gyps sind, wie die Uebertünchung glauben macht, überreich und von großer Phantasie zeugend. Der Chor ist durch eine Marmorbalustrade vom Mittelschiff getrennt. Sehr merkwürdig ist der schöne, erst an Gods und Ostseiten reiche Hauptaltar in byzantinischer Form, mit schönen Bildern in getriebener Arbeit und mit Email. Er steht über dem Grab der Stifter. Ueber dem Hauptaltar hängt der berühmte Kronleuchter des Abtes Hartwig, welcher während des Bauernkriegs vergraben, 1570 wieder an's Tageslicht befördert wurde. Mit ihm können nur die Leuchter im Münster zu Aachen und im Dom zu Hildesheim wetteifern. Er übertrifft sie jedoch an Schönheit der Einzelnheiten. Diese Lichterkrone hat 16 Fuß im Durchmesser, wiegt 7 Centner und besteht aus fünf übereinander liebenden Reifen, worin drei filigranartige Arabeskenreihen zeigen; den obern Abschluß bildet eine kinnenförmige Krönung. An diesem Radleuchter sind 12 kunstartige Laternen und ebensoviele Medaillons mit den Brustbildern der 12 großen Propheten in getriebener Arbeit angebracht. An die Kirche stößt der verfallene Kreuzgang mit der Josephskapelle und die an diese angebaute Schenkenkapelle, das Erbbegräbniß der Schenken von Limpurg.

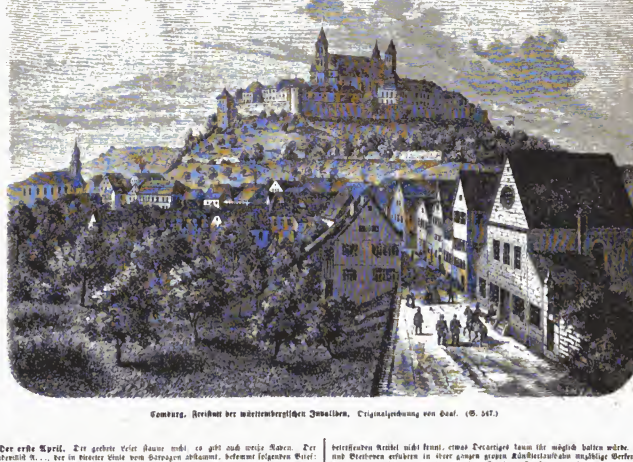
Digitized by Google

Das Ritterstift, das durch seine malerische Lage, wie durch den Reichthum seiner Kunstdenkmale die Touristen von weit und breit herbeilockt, namentlich seit Hall in den Bereich der Eisenbahnen gezogen ist, das selbst schon des Interessanten in Hülle und Fülle bietet, ist jüngst von der kundigen Hand des Hr. A. Lorent in zahlreichen Photographien dargestellt worden und durch die begleitende Schrift: Denkmäler des Mittelalters in dem Königreiche Württemberg, 2 Abtheilungen (Mannheim, Hogrefe) nach seiner künstlerischen Seite so eingehend gewürdigt worden, daß wir unsere Leser auf das vortreffliche Buch nachdrücklich hingewiesen haben wollen.

Alles und Neues.

Die Katastrophe im Circus. Das „Ende der Welt" berichtet aus Calcutta (an der belgisch-französischen Grenze) folgenden entsetzlichen Vorfall: Im Circus Pezzoni war der Löwenbändiger unwohl und konnte seiner Function nicht obliegen. Darüber große Verlegenheit in der Kunstreiterwerre. Die Löwenbändiger-Rolle im Käfig gehört zu den interessantesten Partien des Programms. In dieser Verlegenheit sagte der Circus-Director Bremmett trotz aller Vorstellungen seiner Freunde die Besitzer des Löwenbändigers, öffnete den Käfig und trat ein. Anfangs spielte er seine Rolle so ziemlich gut, als aber der Moment kam, da er der Löwin ein Stück rohes Fleisch bieten sollte, entsprang in dem Thiere der wilde Instinct, und Herr Bremmett, wenig vertraut mit der Uebung des Bändigers, bekam, statt ein Stück zu halten, Furcht und machte einen Sprung gegen die Thür. Das war sein Unglück. Es folgte eine entsetzliche Scene. Damit zog man auch dem Käfig einige zaudernde bisherige Zuschauer. . . es waren die Verwandte des unglücklichen Directors.

*



Comburg, Residenz der württembergischen Jesuiten. Originalzeichnung von Hasf. (S. 547.)

Der erste Lyrik. Der geehrte Leser kaume wohl, es gibt auch weiße Raben. Der Buchhändler A. . . hier in hiesiger Residenz Hofagent, bekommt folgenden Brief: „Mein alter Freund! Ich habe eine wagnerische Idee. Zweihundert Vorstellungen wenigstens hier machen ein gutes Capital mit seinem „Parsifal" schon zusammen. Komm heimlich und sei still zum Frühstück bei mir. Aufsehen und Zeit muß vermieden sein. Dein B. . ." — „Ist selben Stunde erhielt B. . . hier in Bezug auf Empfindung und Fassung noch ganz Poet verzehrt, geschäftlich ein Billet: „Verehrtester! Ich habe einen Lachanfall, wie ihn weder Mond noch Sonne je beobachten hat. Ecke Mensche macht vom Zettel brauner. Dreizigjährend Kamel Tantième. Dauer Sohn, was die Gottheit bekommen. Du kannst bei mir um elf Uhr einen Kennen Pack einnehmen, der wahrlich nicht von schlechten Eltern sein soll. Mit Erschaung Dein Lebigerich, ist bekannt gegeigt und die gedeilige Freundschaft weiß nicht verloren. Freundschaftlichst Dein A. . ." — Am elf Uhr, die wahrheitsliebenden, Herrn A. . . an B. . . d und B. . . an A. . . d Uhr. Komplette Abweichenheit Beider. Jeder der beiden Buchhändlerinnen und jugleich Gäste begleitete, in der langsamen Begattung von Kamel eine Broschüre einzunehmen. Auch an gleicher Zeit treffen sie ein: Gruppe! — „Weiter Du aber, das ist ein Buches Gast!" — Na, und ich finde es noch schlimmer als Dein letztes Stück! Du kennst meine Meinung über Obstelle und drobedy hat mich Deine Einladung eigentlich in Verlegenheit versetzt. — „Ich bitte Dich eingeladen!" — Hier hab ich noch Deinen Brief! — „Komm, Du hast mich eingeladen, hier Dein Billet." — Nach Unterschlagung der beiden Autographen fand es sich, daß es eine gedichte Einladung war. A. . . und B. . . hatten über der Verschämung ein Gratisfrühstück einnehmen, gern vergessen, daß der erste April war.

*

Bibbarmenien. Die Verbannung von erobernd-ärgerlichen Ausdrücken ist wie in der Musik so auch Zeit Regel geworden. Es schrieb Händel über Glück: „Der Kerl versteht vom Contrapunkt so viel wie mein Koch" und der berühmte Fuchs sog in seinem „Kritischen Bibliothek" die unvergänglichen Johannen-Cuvrettes in in den Staub. Das Jahr, der den beiderseitigen Artikel nicht kennt, etwas Decartiges kann für möglich halten würde. Mozart und Beethoven erfuhren in ihrer ganzen großen Künstlerlaufbahn unglaubige Verkennungen. Ueber Letzteren schrieb Zelter bekanntlich an Goethe: „Da sein zwei junge Teufeln, Beethoven und Eberwein; Talent könne man ihnen nicht absprechen, aber da leiden sie sehr auf Irrwegen befangen, daß man nicht mit Gewalt von ihnen bösen dürfe." Ein in Deutschland lebender, vor längerer Zeit schon verstorbener italienischer Kavalmeister nannte noch in den dreißiger Jahren die berühmte Symphonie „Kunstgericht", und ein anderer mißgenannter Meister stimmte bei. Vor dreißig Jahren führte Ludwig Rellstab zum Berlin einen erbitterten Kampf gegen Spontini und die Spontini'schen Lieder, die er schmähig und gar nicht dem Charakter des Liedes entsprechend fand. Meyerbeer's Werke bekrete er in ordinär an den Galgen und schrieb darüber: „Jeder Lehrer werde solches Zeug, wenn es ein Schüler bringe, ihm zerreißen vor die Füße werfen." Schumann sagte früher über Rellstab: „Armer Mann, für Dich waren alle diese Schändlichen verloren."

*

Einer verkürzerer Leicht. Vor sechs Jahren starb Mr. Moses Brougham in der Grafschaft Warne, und vorläufig hegen die Angehörigen seine Leiche ausgeschlossen, um sie in der Nähe ihres jetzigen Aufenthaltsortes zu beerdigen. Das Grab wurde geöffnet, der Sarg vorgefunden, aber ihn zu heben war unmöglich. Man öffnete den Deckel und fand die Leiche verhältnismäßig verkleinert. Unser einer leichten Staubbreite lag sie weiß und hart wie Marmor, ohne jegliche Spur von Verfall. Als Mr. Brougham starb, wog er etwa 200 Pfund, die verbleibende Leiche war nicht weniger als 400 Pfund schwer.

*

Ein reicher Vater. Brigham Young, der bekannte Mormonenhäuptling, soll 25 heirathsfähige und tüchtige Töchter haben, welche er „an den Mann zu bringen" wünscht.

Das Herz.

Eine uralte einfache Geschichte in mannigfachen neuen Kapiteln.

Von Robert Byr.
(Fortsetzung.)

III.

Ein Reisekapitel.

Endlich war Ebensee erreicht. Die Passagiere sroh darüber, selbst zu sein, strömten ans Land und eilten dem Postomnibus zu.

„Aber, mein Gott ..." rief Frau von Hellfried ... „unser Wagen ist ja nicht da. Mein Mann wird uns noch nicht zurückerwarten, wir kommen wir jetzt weiter?"

„Ich werde Plätze im Omnibus nehmen ..." erbot sich der junge Doktor, und sein Vater, der sehr angegriffen und niedergedrückt aussah, nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Mischenisch!..." rief Frau von Hellfried entsetzt aus.... „Diese Zumutbung, mit all den Leuten!"

„Es wäre auch gar kein Platz ..." setzte Ida ausgleichend hinzu.... „Sehen Sie nur, Alles ist schon besetzt."

„Nun dort die Postchaise ..." schlug Max wieder vor.

„Ach, sehen Sie nicht, der abscheuliche Engländer ist ja schon im Begriffe sie mit Beschlag zu belegen."

So war es auch, der Engländer mit seinen Käfige, beide wieder hinreichend verästenlobt, befand sich kaum zehn Schritte mehr von dem Wagen, doch ehe er ihn noch ganz erreicht hatte, kam ihm ein Raicherer zuvor. Derselbe junge Mann mit der künstlerischen Erscheinung, welcher früher mit dem jungen Doktor Wagner auf den Verdecke hin- und hergespaziert war, hatte, aber gerade abschätzlich zu horchen, die laut geführte Conversation und die Absrufe der Rathlosigkeit gehört und überholte rasch entschlossen in behendem Laufe den gefährlichen Prätendenten.

Der Kutscher, der seine Leute zu kennen schien, schüttelte auf die Frage, ob der Wagen schon gemiethet sei, bedenklich das Haupt und deutete auf den herankeuchenden Engländer.

„Hat er Sie vorher bestellt?..." fragte der junge Mann, und auf die zögernd gegebene Antwort, daß dem nicht so sei, äußerte er in bestimmtem Tone ... „Dann habe ich das Vorrecht."

Indeß war der Engländer ebenfalls herangekommen und stellte ohne Weiteres den Käfig auf den Vorderstz.

„Mein Herr, nehmen Sie Ihren Affen wieder fort ..." sagte der junge Mann.

„Der Wagen ist mein."

„Nicht doch. Ich habe ihn bereits gemiethet."

„Der Wagen ist mein. Mein Gepäck will gleich kommen."

„Nehmen Sie Ihren Affen wieder fort ..." wiederholte der junge Mann mit entschiedener Festigkeit.

Statt aller Antwort machte der Engländer Anstalt selbst einzusteigen und drückte dabei den jungen Mann rücksichtslos bei Seite, doch dieser ließ sich offenbar nicht so leicht imponiren, denn blitzschnell hatte er den Käfig gefaßt, auf den Boden gestellt und in nächsten Augenblick sah der Engländer auf demselben, ohne daß er eigentlich wußte, wie ihm geschah.

Nun aber stieg die Röthe des Zornes dem Engländer ins Gesicht und er streckte weit seinen Mund und hob dazu beide Fäuste empor. Es hatte einen Moment lang den Anschein, als sollte sich ein regelrechter Faustkampf zwischen den beiden Nebenbuhlern entwickeln. Der junge Mann war auf Alles gefaßt, und im Vollgefühle seiner Kraft, von der er so eben eine hübsche Probe gegeben, erwartete er festen Fußes den Angriff.

Doch es sollte anders kommen. Der Engländer fuhr plötzlich mit einem wilden Schrei empor, jedoch durchaus nicht in einer Boxerstellung, wie er sie etwa Heenan abgesehen haben mochte, die Hände fuhren vielmehr ganz in entgegengesetzter Richtung nach dem Sitze des Schmerzes, dessen Ausdruck sein Gesicht verzerrte.

Der junge Mann, der den Angriff ein so unerwartetes Ziel gefleckt sah, lachte heiter auf und that dies noch aus vollem Herzen, als sich der Engländer hastig gegen den Käfig herumwandte und seinen theueren Magot, dessen Nägel sich entweder aus Bosheit oder Schreck an seinem Herrn vergriffen hatten, mit einer Fluth von englischen Worten überschüttete, die nichts weniger als zärtlich klangen.

Selbst der Kutscher, der zu dem Ungriffe in seine Entscheidung ziemlich scheel gesehen hatte, mußte über den komischen Anblick mitlachen und war vollends gewonnen, als er erfuhr, daß der junge Mann den Wagen nicht für sich, sondern für Frau von Hellfried miethen wollte.

„Ja, warum haben's das nit gleich gesagt..." meinte er, nach den Bock bestiegend.... „I hab ja nit wissen können, daß der Frau von Hellfried ihre Equipage nit da is. Das is ja gar a feine Chr'."

Unbekümmert um den Engländer, seinen Affen und sein Gepäck, fuhr er davon und auf die Gruppe der Damen zu, welcher dadurch eine angenehme Ueberraschung bereitet wurde, denn wohl waren alle mit lebhaftem Interesse dem Vorgange mit dem Engländer gefolgt. Doch konnten sie nicht ahnen, daß der fremde junge Mann in ihrem Interesse den Kampf auszufechten bereit war.

„Der Herr hat mich geschickt..." sagte der Kutscher, indem er vom Bocke sprang, den Hut zog und den Schlag öffnete.

Ueber das angenehme Erstaunen, das sie empfand, vergaß Frau von Hellfried fürs erste ganz darauf, dem gefälligen Fremden ihren Dank zu sagen, und als Valerie sie leise daran erinnerte, war es zu spät, der Heiser in der Noth war spurlos verschwunden.

Mittlerweile wurden die Koffer des Rathes und einiges leichtes Gepäck auf die Damen aus dem Schiffe gebracht, und da selbst der Omnibus sich schon in Bewegung setzte, so drängte Frau von Hellfried zum Einsteigen.

„Sie fahren jedenfalls mit uns, das versteht sich ..." schlug sie jede Entgegnung von Seite der beiden Herren nieder.... „Da Sie so freundlich waren, uns unter Ihren Schutz zu nehmen, dürfen Sie uns jetzt auch die Sicht nicht verlassen."

„Ich bitte Sie, wenn wir in der Schlucht angefallen würden ..." sagte Ida, die ihre ganze Munterkeit wiedergefunden hatte, scherzend hinzu.

„Es ist nur schade, daß wir nicht besser in der Lage waren ..." lispelte Max, indem er den Damen in den Wagen half und dann selbst höchst unbeholfen auf den Bock kletterte .... „wir konnten so gar nichts thun."

„O, wir verdanken Ihnen doch so viel Beruhigung ..." spottete das heitere Mädchen, indem ihre Augen in einem allerliebsten schelmischen Feuer aufleuchteten .... „ein so außerordentliches Gefühl von Sicherheit! Es ist auch ganz natürlich, wenn uns etwas ganz gelaufig ist, so fürchten wir es auch nicht mehr. Zum Beispiel, ich habe jetzt gar kein Bangen mehr vor nassen."

Der Rath war weit davon entfernt, das gewefene Hölzchen aufzunehmen. Kleinlaut drückte er sich in seine Ecke, nur hoben sich seine Augenbrauen bei dieser Reminiscenz in bedenklicher Weise.

Die Pferde zogen an.

„Wir sind aber dem Zufalle wirklich Dank schuldig ..." führte Frau von Hellfried weiter aus .... „daß Sie gerade heute mit dem Zuge ankamen. Im Ganzen wäre es doch äußerst unangenehm gewesen, von einer Parthie ohne unseren Begleiter zurückkehren zu müssen. Es ist recht unartig von Valerie's Bräutigam gewesen, uns derart im Stiche zu lassen, es war doch abgemacht, daß er mit uns zurückkehren wolle. Es ist unmöglich, daß Du nichts Näheres weißt, Kind ... daß wandte sie sich nun zu ihrer Tochter.... „Ruppert muß Dir doch etwas gesagt haben."

„Das hat er auch ..." versetzte Valerie leise .... „eine ernstliche Angelegenheit hat seine Abreise abermals nothwendig gemacht."

„Seine Abreise — aber, mein Gott, davon sagtest Du ja diesseits noch gar nichts. Was ist denn geschehen? Du bist so ernst, so blaß."

„Liebe Mutter, die Besorgung des Schiffes."

„Aber sage doch — —"

„Die Mittheilung einer für sie unteressanten Affaire würde unsere Herren langweilen."

Die Mutter war mit dieser ausweichenden Antwort nicht ganz zufrieden und wollte eben von Neuem in ihre Tochter dringen, als der leichte offene Wagen rasch an dem eingebolten Omnibus vorüberfuhr.

Neben dem Kutscher thronte auf erhabenem Sitze der Engländer, der im Innern seinen Platz mehr gefunden hatte, auf seinem Schooße balancirte er den Käfig und warf wüthende Blicke auf den beunruhigenden Wagen, der ihm so schmählich entrissen worden war. Um so harmloser erfreute sich der Affe an der weiten Aussicht, sah neugierig in den Wagen hinab und bleckte vor Vergnügen den Damen die langen Zähne entgegen.

„Sehen Sie doch, Herr Doktor, wie freundlich uns der Magot grüßt ..." rief Ida lachend, indem sie sich nach dem Außensitze herumwandte.

Max begnügte sich, durch ein sehr frostiges Lächeln zu antworten. Dafür aber erinnerte sich Frau von Hellfried neuerdings des Helfers in der Noth, der des Engländers Fäusten für sie den Wagen entrungen hatte.

„Unter anderm, Max..." rief sie .... „wie ist's? Sie kennen ja den interessanten jungen Mann, der so galant gegen uns war."

„Nur so oberflächlich, mir erscheint er nicht interessant."

„Wie heißt er denn, wer ist er?"

„Sein Name ist Zeno Rettwyl und er ist Maler."

„Wie? Derselbe doch nicht, von dem im letzten Marz die Gegend aus dem Albumergebirge im Kunstverein ausgestellt war?"

„Derselbe."

„Ja, das ist ja aber sehr interessant — weßhalb sagten Sie denn früher nichts?"

„Ein bloßer Landschafter ..." erwiederte der blonde Jüngling, geringschätzig mit den Achseln zuckend.

Der Wagen fuhr jetzt langsamer, da es bergan ging. Ida, deren Blick schon mehrmals gewissermaßen erwartungsvoll den Weg vorangeschwitzt war, fuhr jetzt plötzlich wie elektrisirt auf ihren Platz zurück.

Digitized by Google

„Ich glaube da ist er ...“ stotterte sie, als ob sie auf einer unerlaubten That ertappt worden wäre, einen Augenblick später tauchte der Maler neben dem Wagen auf, den er vorübergehen wollte, indem er dabei mit abgezogenem Hute die Damen grüßte.

Frau von Hellfried grüßte lebhaft zurück und lehnte sich über den Wagenschlag in der Absicht, den Fußgänger anzusprechen.

Sie dankte in verbindlichen Worten für seine artige Zuvorkommenheit und erging sich in lebhaftem Bedauern, daß er nun selbst das Opfer seiner Galanterie und zur Fußwanderung gezwungen sei.

„Wie leid thut's mir, daß ich Ihnen keinen Platz im Wagen antragen kann, Herr Rottwol.“

„Ich ziehe die Fußwanderung vor ...“ versetzte dieser dankend ... „gewiß, meine Gnädige.“

„Das ist nicht besonders schmeichelhaft für uns ...“ scherzte Ida, die dabei jedoch über ihre eigene Kühnheit unwillkürlich erröthete.

„Ei, mein Fräulein, ich habe die Strafe verdient ...“ entgegnete der Maler heiter, seiner kleinen Widersacherin warm ins rosige Gesichtchen blickend. ... „Aber es war von mir durchaus nicht so menschenscheu und damenfeindlich gemeint, als es klang. Ich wollte nur sagen, daß ich aus Princip die Fußreise der im Wagen vorziehe, weil ich nur auf diese Weise den wahren Genuß an der Natur habe und meine Studien machen kann. Ich fürchte, meine Damen, in Ihrer Gesellschaft käme mein Skizzenbuch zu kurz und ich sähe in dem berühmten Traunthale keine andere Schönheiten, als die eben nur heute flüchtig darin weilen.“

„Das hast nun Du verdient ...“ sagte Frau von Hellfried, in den Scherz eingehend, zu Ida, dann aber wandte sie sich wieder an Rottwol ... „Aber wenigstens Ihr München und Ihre Tasche könnten wir mitnehmen.“

„Ich danke, meine Gnädige; ich binde mich nicht gern an Tag und Ort, zudem muß ich mein Handwerkszeug bei mir haben, ich wäre ja sonst gelähmt.“

„Nun denn, so versprechen Sie uns wenigstens, wenn Sie nach Ischl kommen, uns aufzusuchen.“

„Wenn ich nach Ischl komme!“

„Wie, Sie wollten nicht? ...“ fragte Ida, hielt aber sogleich inne.

„Aber das ist ja doch der Weg dahin ...“ setzte Frau von Hellfried erstaunt hinzu.

„Für den, der auf demselben weiter geht ...“ erwiderte Rottwol lächelnd.

„Nein, nein, das gilt nicht, Sie müssen kommen ...“ bekarrte Frau von Hellfried eifrig.

Im selben Augenblicke trieb ein frischer Luftzug ein blühendes Alpenveilchen, welches der Maler in das Hutband gesteckt hatte, in den Wagen und gerade zu auf Ida's Schooß. Jubelnd bob das Mädchen die Blume empor.

„Das ist ein Pfand ...“ rief sie ... „ein Pfand, daß Sie kommen; Sie müssen sich's holen und einlösen.“

„Nun denn, ich werde es holen ...“ rief Rottwol mit einer eigenthümlichen Mischung von Fröhlichkeit und Ernst in seinem Tone, indem er gleichzeitig den Schlag schloß, den er dienstbeflissen geöffnet hatte, in gleichen Schritt mit den himmelanen Pferden halten zu können ... „und ich werde es einlösen.“

Er schwenkte den Hut, denn der Wagen war auf der Höhe angelangt und rollte nun rasch bergab. Alle grüßten ihn noch einmal.

Doch im selben Augenblicke, als die Pferde anzogen, flog von einem Felsen oberhalb der Straße, aus einem dichten Gebüsche, ein Strauß von Alpenrosen in den Wagen und — war es Zufall oder hatte der Versender so geschickt gezielt — der Strauß fiel Valerien in den Schooß, so daß sie überrascht emporsahe.

Es lag die Vermuthung nahe, daß diese Blumen von einem der hier an der Straße so häufigen Kinder geworben worden seien, deren kleines Gewerbe durch den Heißhunger aller Touristen nach Alpenblumen einen reichlichen Ertrag gibt; doch vergeblich war alles Ausblicken nach dem kleinen Spender, es ließ sich Niemand binden, der die Gabe dafür in Empfang genommen hätte. Die geheimnißvolle Hand blieb verborgen.

Als Valerie die Alpenrosen näher betrachtete, da sah sie, daß dieselben nicht frisch gebrochen, sondern längst todt, verdorrt und gertrocknet waren.

Ihre Lider sanken über die schönen Augensterne herab und das bleiche Antlitz vergrub sich still in den dürren Strauß — sie wußte weder er gekommen.

Der Wagen rollte auf der prachtvollen Straße gleichmäßig fort, den smaragdenen Wellen der Traun entgegen, die zwischen den Felsen so munter dahinrauschen, wie ein Gruß des Willkommes aus den grünen Thälern und von den weißschimmernden Höhen der Alpen. Dahin ging es durch die herrliche Schlucht des Traunthales mit ihren imposanten Felsblöcken, den träumerischen Nadelholzwäldern, der wonnigen Bergluft und dem duftigen Hargzeruche — dahin durch diese Welt von Schönheiten und reizenden Verdeihungen — aber keins sprach ein Wort, keins sah etwas von all der Naturpracht umher. Die beiden Beamer, Vater und Sohn, verharrten in conseauentem Schweigen; Frau von Hellfried schlummerte ein wenig und die beiden schönen Kinder saßen beide versunken in ihre Träume und beide ließen ihren Blick auf den Blumen ruhen, auf den aufblühenden Cyclamen — auf den gesterbenen Alpenrosen.

IV.

Ein retrospectives Kapitel.

Der Maler war auf der Höhe des Weges stehen geblieben und sah ernster, als es sonst wohl in seiner jugendfrischen Natur liegen mochte, dem dahinrollenden und bald um eine Bergecke verschwundenen Wagen nach, dann erwachte das Auge allmälig aus seinem träumerischen Hinstarren, der Blick begann über das zauberische Bild hinzustreifen, das sich ihm gerade an dieser Stelle darbot.

Hier neben der Straße der schäumende, emsig vorwärts drängende Fluß, mitten darin der mächtige Felsblock mit dem metallenen Crucifix darauf, weiter oberhalb der gebrochene und über das Wasser hingestürzte Baumstamm, die saftig grünen Matten und die in den Farben mannichfach abgetuften Sträucher, Tannen und Kiefern, durch das Alles in reizenden Lichtspielen der helle fröhliche Sonnenschein im überraschenden Wechsel mit tiefem lauschigen Schatten, das Alles gab ein fesselndes Bild, das sich von den fernen, durch die Schlucht herabsinkenden, duftblauen Bergen als von einem Phantasie anregenden Hintergrunde abhob.

Rottwol, dessen geübtes Auge sich an der Gesammtschönheit erlabte und doch auch gleichzeitig den einzelnen Lichteffecten und dem so harmonisch ins Ganze wirkenden Detail nachspürte, hatte sich auf einen Stein am Wege hingesetzt, gleichmäßig, ob er durch dies Stummsitzen seine Reise verzögere oder nicht. Er hatte sich ja nicht das Wort gegeben, in wo möglich kürzester Zeit die wo möglich größte Strecke abzurennen und wo möglich viele Gipfel und Thäler in sein Gedächtnis zu pfropfen, sei es auch blos mit dem Namen, um das stolze Bewußtsein in sich zu tragen, das Alles gesehen zu haben.

Besonders der ganze Charakter, wo ihm und er hatte kein Ziel als das, sich von Laune und Zufall treiben zu lassen, seinen Zweck als den, zu genießen, zu studiren, zu träumen und sich an der Natur zu erfreuen.

Langsam leuchten die Pferde mit dem Omnibus die Anhöhe herauf, und der Maler hatte soeben einen breiteren Blick auf den Engländer gethan, der jetzt über sich und seinen Affen einen riesigen Sonnenschirm von ungeheicher Größe aufgespannt hielt, als er über sich mit einem Male Tritte in dem bröckelnden Gestein vernahm und einzelne Steinchen zu seinen Füßen herabrollten. Einen Augenblick später schwang sich ein Mann an einem Gebirgsstecke in weitem Bogen auf die Straße herab und stand fast unmittelbar vor dem überraschten Maler. Der Mann trug sich im Ganzen beinahe wie Rottwol, nur sah statt des Banditenhutes der grüne Steirerfilz auf seinen dunkeln Haaren. Auch an Gestalt und Gröhe glichen sich beide Männer, nur das Antlitz des Künstlers war jünger und lebensfrischer, auch fehlte ihm der starke Vollbart, der das ernste Gesicht des Fremden umfing.

Einen Moment lang sahen sich beide erstaunt an, als könnten sie ihren Augen nicht trauen, dann aber sprang der Maler empor und streckte dem anderen beide Hände entgegen.

„Ruppert!...“ rief er mit einer Stimme, die vor Freude zitterte ... „Ruppert, ja, ist's denn möglich?“

„Jenz — Du hier?...“ sprach Ruppert bewegt, aber leise und gekämpft, während über seine Züge ein Strahl von Freude hinzuckte, der freilich bald genug wieder dem düsteren Ausdrucke von früher wich ... „Du also warst es ...“ fuhr er fort ... „Du! ich konnte Dich nicht erkennen, wie Du so neben dem Wagen herschrittest.“

„Du warst also den Strauß, der in den Wagen fiel.“

„Ich that es.“

Ein flüchtiges Roth flog über seine Schläfe.

„Nun ernathe ich aber Alles, gar Alles!...“ rief Jenz jubelnd, dabei wie ein erfreutes Kind in die Hände klatschend ... „Alles! — das war Deine Braut, das ernste schöne Mädchen mit den Madonnenaugen, und Du hattest Dich hier verborgen, um sie zu überraschen.“

„Es ist nicht ganz so ...“ versetzte Ruppert bitter.

„Aber sie heißt doch Valerie, so sagte mir wenigstens der blonde Junge mit den Dokterlitel, den er ganz sinsch vom Schneider eigens für die Baderreise erhalten hat und der ihm noch gar nicht auf den Leib paßt. Und Valerie heißt Du sie mir in Deinem letzten glückseligen Briefe, der mich noch in Rom traf, genannt. Und seither ist ein reichliches halbes Jahr verflossen, während welchem Du über der Liebe Wonne die alte Freundschaft vergessen hast.“

„Ich habe sie nicht vergessen, mein Jenz, aber es kam jedesmal etwas dazwischen, wenn ich Dir schreiben wollte — die Stimmungen ...“

„Weiß, weiß ...“ fiel ihm Jenz ins Wort ... „brauchst Dich auch gar nicht zu entschuldigen; wäre auch eine schöne Freundschaft, die sich nicht einmal ohne schriftliche Versicherungen bestehen könnte. Nur die Frauenfreundschaften nähren sich von solchen Betheuerungen und sterben

Digitized by Google

an der Röthrung, wenn ihnen Tinte oder Papier ausgeht. — Aber weißt Du auch, daß Du ganz verschollen bist? Deine Wohnung war verschlossen und kein Mensch in der Stadt wußte mir zu sagen, wohin Dich die Flügel der Liebe tragen. Du führst uns nun der Zufall oder besser unser gutes Geschick zusammen, wo ich's am wenigsten denken konnte. Nun freilich in Zich hätten wir uns jedenfalls treffen müssen."

Der Maler hatte sich indessen wieder in Bewegung gesetzt, und die beiden Freunde schritten rüstig aus.

„Wir hätten uns nicht getroffen..." versetzte Ruppert mit einem wehmüthigen Kopfschütteln ... „ich gehe nicht dahin."

„Das verstehe ich nicht, das ist doch der Weg?"

„Ich werde ihn in Langwies verlassen."

„Wohin willst Du aber?"

„Nach Weißenbach an den Alterssee hinüber und ich weiß nicht wohin noch."

„Bah — nonsens und dort fährt Deine Braut, der Du soeben die nette kleine Ueberraschung bereitet hast."

„Ich bereue es jetzt auch..." sprach Ruppert finster... „wozu war's? noch ein letzter Abschied? er war überflüssig — es ist doch vorüber — ich hätte diesem Drange nicht nachgeben sollen, es war eine Schwäche."

Der Maler sah den Freund jetzt prüfend an und war ebenfalls ernsthaft geworden.

„Nir ist's gleich wohin Du gehst, ich geh' mit..." sagte er nach einer Weile... „Jetzt, wo ich Dich nach so vielen Jahren wiedersehe, will ich Dich auch nicht so bald verlassen."

„Du willst mit mir?..." rief Ruppert und von seiner Brust hob es sich wie eine schwere Last.

„Ich meine, Du könntest eben einen Gefährten brauchen..." versetzte Zeno trocken, aber aus seinen Augen leuchtete warme innige Freundschaft... „und ich bin gleichfalls des einsichtigen Wanderns satt, also an den Alterssee und so weiter ins Blaue."

Ruppert drückte dem Gefährten die Hand, eine weitere Antwort verschlang sich Gedränge des Dominoschen, der sie eben überholte und auf dessen Bock der Engländer nicht eben in beneidenswerther Lage bemüht war, Käfig, Handbuch und Parasol festzuhalten, was ihm bei der heftigen Bewegung des Wagens und dem scharfen Luftzuge nicht eben leicht wurde.

Die beiden Freunde schritten weiß schweigend neben einander her. Der Austausch ihrer Gedanken beschränkte sich auf einige im Ganzen unbedeutende Mittheilungen, zu denen Zeno noch die meisten Kosten betrug; aber auch er war bald verstummt, ein Druck lag auf beiden, den die Gegenwart auf sie ausübte. Beide fühlten das Bedürfniß, daß Alles ganz klar zwischen ihnen werde; der Ruppert brauchte Zeit, um sich zu sammeln, und Zeno wollte ihm diese Zeit lassen und drängte nicht. Das Vertrauen mußte von selbst kommen, nur so konnte das vollkommene Aussprechen zur Erleichterung werden.

Erst, als sie in der Schenke zu Langwies einander gegenüber saßen und den trockenen Gaumen mit einem Schluck Wein erquickt hatten, lösten sich die Zungen wieder.

„Ich erscheine Dir wohl fremd, räthselhaft, schweigsam..." begann Ruppert mit einem schmerzlichen Lächeln dem Freunde die Hand über den Tisch bietend.

„Ich sein..." fiel ihm Zeno ins Wort und schlug herzlich ein ... „ich weiß eine wirkliche Aenderung in eines Menschen Wesen und Charakter von einer augenblicklichen Stimmung zu unterscheiden — im Grunde bist Du wohl noch immer der Alte..." und als der Freund den Kopf schüttelte, setzte er bestimmt hinzu ... „wenigstens gegen mich."

„Ja, in der Beziehung bin ich's, weiß Gott, Zeno."

„Ich war ich sicher, und wohl auch sonst — treu, ehrlich, offenherzig, warm, leidenschaftlich, selbst pikig, da hast Du Deine Photographie und besser gemalt, als es das biedliche Sonnenlicht, das nur Fleischcontouren, aber keine Seelenlinien trifft, jemals vermocht hätte."

„Ich bin viel anders worden, Freund, auch der Mensch bleibt sich nicht gleich."

„Schwere Erfahrungen müssen über einen Menschen kommen, wenn die Eindrücke so mächtig werden sollen, daß sie umformend nicht nur ins Leben, sondern auch in den Charakter eingreifen."

„Sie sind über mich gekommen..." murmelte Ruppert und fuhr dann nach einer Pause fort... „So weißt Du also noch, was ich Dir vor einem halben Jahre über meine Verhältnisse geschrieben?"

„Als hätte ich den Brief gestern erhalten. Brachte er ja doch eine ganze Revolution bei mir hervor. Erst war ich eifersüchtig auf das unbekannte Mädchen, das mir einen Theil Deines Herzens stahl, dann fing ich mir ein Bild zu malen an, von Deiner Valerie — einen anderen Namen zu nennen hatteſt Du ja absichtlich oder zufällig vergessen. Ich fügte Zug an Zug zu einem idealen Bilde — ich gestehe jetzt, es war sehr schlecht getroffen, bis auf das blonde Haar, denn bavon hattest Du ja in Deinem Briefe genügend geschwärmt. Ich dichtete mir sogar einen ganzen Roman über Eure Begegnung, über Euer Zusammenfinden und so fort — es wird die Dichtung wohl ebenso unrichtig gewesen sein, wie das Bild, und es ist ganz gut so, sonst wäre ich jetzt Dein Nebenbuhler, denn in die Heldin des Romans, in das Ideal des Blitzes habe ich mich, Dank der fortwährenden Beschäftigung, am Ende glücklich verliebt."

„Noch immer der alte heitere Sinn..." sagte Ruppert, der unwillkürlich lächeln mußte... „der mit dem Leben so leicht fertig wird und um den ich Dich schon im Institute immer beneidete."

„Und der mich zum Bummler durch die Welt, zum Künstler, wenn Du willſt, beſtätigt..." fuhr Zeno fort ernst, bald scherzhaft fort... „der mich aber zum Oekonomen und Politiker, was doch Deine Aufgabe ist, ganz untauglich machen würde. Deine Stellung in der Gesellschaft, Deine Zukunft, erfordert ganz andere Eigenschaften des Temperaments, wie sie andere Anforderungen an den Geist stellt. Dein Ehrgeiz hat andere Ziele und Dein ernster Wille, Dein unbeugsamer Sinn, werden sie erreichen."

„Trümmer, Trümmer!..." stieß Ruppert dumpf hervor... „das ist Alles, was ich errungen. Wie mein altes Haus in Neuhaus sind auch meine Zukunftsträume Ruinen. Mein Vermögen, meine ehrgeizigen Pläne, Glück und Liebe — Ruinen; und ich ein Bettler."

Zeno sah still und betroffen da, aber gewaltsam schüttelte er das freche Gefühl, das ihn beschleichen wollte, von sich ab.

„Nun dann treiben wir's gemeinschaftlich..." rief er übermüthig... „ich male die Bilder zu den Räubergeschichten, Du singst die Lieder dazu, gerathst in diesen Zahn, und so durchziehen wir die gebildete Welt. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn es uns nicht ein schönes Vermögen mit der Zeit einbrächte, von dem wir dann alte Ruinen wieder auf das Glänzendste im Style der Hochrenaissance aufbauen."

Der Scherz schlug nicht an, Ruppert schüttelte abweisend den Kopf, ohne sein trübes Schweigen zu unterbrechen, so daß Zeno sich wieder Mühen von der ernsten Stimmung aufstehen ließ und einen ruhigeren Ton anschlug.

„Freund..." fuhr er nach einer kleinen Pause fort... „ich glaube Du mußt Dich Gegenstände auf so nähtem Untergrunde, behufs dunklen sie noch so stark nach, daß Du selbst die wahren Contouren nicht mehr genau erkennst. Bei etwas schärferer und günstiger Beleuchtung stellt sich gewiß Manches viel freundlicher dar."

„Du kannst selber urtheilen..." versetzte Ruppert und begann nun, entschieden jede peinliche Empfindlichkeit, die noch gerne gespert hätte, um Seite schiebend, seine Mittheilung... „Wie Du ja weißt, war ich bis vor drei Jahren gänzlich von meinem Oheime abhängig, auf dessen Veranlassung ich ja auch meine Erziehung in Dresden erhielt, wo wir beide unsere Freundschaft schlossen. Du weißt auch, wie ich nach seinem Tode von testamentarisch mir vermachte Gut antrat, jedoch durch die eigenthümliche Clausel des ursprünglichen alten Herrn, daß zu meinem dreißigsten Jahre abermals unter Vormundschaft gesetzt wurde."

„Du hast mir das Verhältniß nie ganz genau mitgetheilt."

„So bire, denn es ist eigentlich der Witz, an dem mein Lebensschicksal gehangen ist. Neuhaus ist kein Familienmajorat wie Morlar, sondern war Privateigenthum meines Oheims, der jung vermittwet mich auferzog, nachdem meine Eltern, ohne Vermögen zu hinterlassen, gestorben waren. Jedoch hatte Onkel Cäsian eine eigene Vorliebe für die Verwandten seiner verstorbenen Frau behalten, die er abgöttisch verehrte, wohlwohl er auch nach ihrem Tode, obwohl noch jung an Jahren, seine zweite Ehe mehr einging, so sehr selbst mein Vater in voller Uneigennützigkeit ihn dazu drängte. Diese verstorbene Tante war eine Rettenklau und der gegenwärtig lebende Baron Elmar ist ein Sohn ihres einzigen Bruders, der mittlerweile auch schon gestorben ist. Elmar hat noch ein kleines Schwesterlein von zehn oder zwölf Jahren, genau weiß ich es nicht, denn ich habe das Kind niemals gesehen. Onkel Cäsian hatte nun die beiden Geschwister, die übrigens in sehr guten Verhältnissen leben, in seinem Testamente bedacht, jedoch in der eigenthümlichen Fassung, daß sie für den Fall, als ich vor dem dreißigsten Jahre kinderlos stürbe, Neuhaus erben, im entgegengesetzten Falle aber eine Summe als Entschädigung erhalten sollten."

„Da ist ja die Sorge vorbei, denn Du bist dreißig..." fiel Zeno, der aufmerksam zuhörte, ein.

„Seit wenigen Tagen, aber es ist zu spät."

„Wie? zu spät, daß Du dreißig wurdest? Drängt's Dich so sehr Deine Jugend los zu werden?"

„Du wirst mich sogleich verstehen. In Folge dieser Testamentsclausel bieten sich die Gerichte für verpflichtet, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, um das Recht und die Ansprüche der beiden Geschwister Rottenklau zu wahren. Ich soll zwar auf Neuhaus ein, aber mit mir auch ein obrigkeitlich bestallter Verwalter, der unter meinem Curator stand, und so kam es, daß ich über meine Zeit und die jährlichen Erträgnisse meines Vermögens vollkommen frei und nach Belieben schalten konnte, ohne auch nur die geringste eigenmächtige Maßregel auf Neuhaus durchführen zu dürfen, ehe ich das dreißigste Jahr erreicht hatte. Stelle Die meine Stimmung vor, mit der ich vor drei Jahren den Besitz antrat. Ich hatte Freude an der Oekonomie, trug mich mit hun-

Digitized by Google

dert Verbesserungen, die Schloß und Güter dringendst bedurften, denn Alles war von Onkel Cäsian, der wie alle alten Leute vor jeder Veränderung unüberwindliche Scheu trug, auf das Entschiedenste vernachlässigt worden. Ich sehnte mich nach einer energischen Thätigkeit, nach einem arbeitsamen und erfolgreichen Eingreifen ins Leben. Das Alles sollte mir verwehrt sein. Ich fand da, wie eine höchst überflüssige Verzierung, und war Jedermann im Wege. Der Verwalter besorgte Alles, behielt Alles und der Curator erhielt Alles — ich ging nur so mit. Wohl luden sie mich wiederholt und mit der widerlichsten Unterwürfigkeit ein, an den Berathungen Theil zu nehmen, meine Wünsche zu billigen Rücksichtnahme zu äußern, neue Einrichtungen zu beantragen; und einmal versucht' ich's auch, aber nur dies eine Mal. Was ich sagte war unbalthar, tausend Einwendungen sollten mir die Unmöglichkeit beweisen, bewiesen mir aber nur den übeln Willen der beiden, mir in vollkommener Uebereinstimmung entgegenarbeitenden Männer. Ich hatte übergenug an dem Versuche. Dazu kam noch, daß mir Doktor Rahodski, der Curator, persönlich im höchsten Grade widerwärtig war. Obgleich der Mann sich allgemeiner Achtung erfreute, so konnte man ihm doch schon auf den ersten Blick den lauernden, sinnlichen, habsüchtigen, vor nichts zurückschreckenden Charakter ansehen und es mußte mißlich von seiner Seite einer zahrelang fortgesetzten Heuchelei bedurft haben, um das Vorurtheil zu zerstören, das sein Anblick erweckte, und selbst die scharfsinnigsten Menschenkenner zu täuschen."

„Ist das derselbe Rahodski, von dem ich vorgestern in den Zeitungen las ..." fragte Zeno erregt, und als sein Freund zustimmend nickte, rief er heftig ... „O, nun wird mir's klar, der Schurke!"

„Nun ja, um kurz zu machen ..." fuhr Ruppert in seiner Erzählung fort, ... „blieb mir'ere diese Existenz um so mehr zuwider, denn daß Dich die Sache nicht gleichgültig lassen würde, wußte ich. Beinahe hatte ich Lust Dich zu begleiten, zu thun blieb mir ja nichts. Ein unbedeutender Umstand hielt mich zurück — es galt eine Wahl durchzusetzen, für die der Termin bevorstand und bei der es auf jede einzelne Stimme ankam, wenn die liberale Partei unterliegen sollte. Ich hatte zugesagt und überdies war das Interesse auf das Lebhafteste rege in mir. Doch das ist gleich, genug ich blieb in der Stadt und blieb daselbst, mit einigen kleinen Ausnahmen, bis vor Kurzem in und mit der Zeit lebend und meine überreichliche Muße mit Studien über Nationalökonomie, Politik u. dgl. ausfüllend. Nun darüber habe ich Dir ja immer aufs Ausführlichste geschrieben. — Neuhaus besuchte ich nicht ein einziges Mal; im Laufe der Zeit hatte sich meiner eine überreiste Delicatesse bemächtigt. Ich erfuhr von verschiedenen Seiten, daß die Rottenklau's und zwar hauptsächlich die Mutter meiner beiden Inzestat-Nachfolger wiederholt über mich Erkundigungen eingezogen hatten. Mein Arzt theilte mir lachend mit, wie es schon wiederholt über meinen Gesundheitszustand befragt worden sei, und wie seine Auskünfte nicht geradezu dertiedigt aufgenommen worden waren, weil sie zu günstig lauteten. Ja noch mehr, in unseren Kreisen verbreiteten sich auf völlig unbegreifliche Weise allerlei Gerüchte. Man fragte mich wiederholt, ob ich in der That gesonnen sei, Jodomniter zu werden, und eine Dame, die sich in besonders aufdringlicher Weise mütterlich meiner angenommen hatte, warnte mich wiederholt bald vor diesem, bald vor jenem Mädchen, dem ich vielleicht ein bischen mehr Aufmerksamkeit geschenkt hatte als gewöhnlich. Die treue Warnerin war eine gute Freundin der alten Rottenklau, das weiß ich jetzt."

„Schändlich! Gesindel ist doch in allen Schichten der Gesellschaft daheim!..." rief Zeno empört aus, setzte aber gleich darauf lachend hinzu ... „müßte aber ein Hauptvergnügen sein, dem besorgten heuchlerischen Tache eine tüchtige Nase zu drehen."

„Du bist vielleicht mit Deiner Ansicht im Rechte; auf mich übten alle diese Machinationen jedoch einen anderen Einbruck aus. Ich zog mich verletzt zurück, kümmerte mich absichtlich gar nicht mehr um die Verwaltung der Güter, wollte nichts wissen und nichts hören und gab mir selbst das Wort, unter keiner Bedingung vor meinem dreißigsten Jahre zu heirathen. Als ich mir das Versprechen gab, war mein Herz frei. Es ist jetzt etwas über ein Jahr her, daß ich zufällig in das Haus des Banquiers Helffreid kam."

„Ah!..." machte Zeno, da Ruppert bewegt innehielt; doch nur kurz währte die Pause, obwohl man dem Erzähler ansah, welche Ueberwindung es ihm kostete, seine Mittheilung ruhig fortzusetzen."

„Einzelheiten sind Dir nicht interessant — und wenn auch, lieber Zeno, lah mich sie übergehen, von Wichtigkeit sind sie ja doch nicht. Ich liebte das Mädchen, im Anfange bestimmte ich diese Neigung, sie war aber stärker als ich und wurde zur Leidenschaft, von Schritt zu Schritt kamen wir uns näher, kaum könnt' ich Dir's sagen, wie's geschah, aber eines Tages traten wir beide vor Helffreid und unsere Verlobung ward begangen, ohne daß ein Hinderniß zu überwinden gewesen wäre. Ich Thor, ich Thor bielt das Leben für einen hellen Sonnentag, für eine endlose Reihe glückseliger Stunden — ich Thor! Das Leben ist ein öffentlich Glücksspiel, das Actien bringt, wenn ..."

„Halt!..." unterbrach Zeno den Freund mit komischem Ernste ... „Halt! schilt mir das Leben nicht und ergebe Dich nicht in so tragischen Apostrophen an dasselbe. Das Leben ist eben das Leben und weder eine Lotterie, noch sonst ein als verächtliches Bild gebrauchtes Institut. Mögen einzelne Epochen immerhin einen herben Beigeschmack haben, im Großen und Ganzen ist es doch so übel nicht, und willst Du schon einen Vergleich haben, so nehme ich den mit einem alten wohlmatirten Schlafrock, der im Anfange neu und schön war und selbst am Ende trotz aller Löcher und Flicken noch immer so gemüthlich ist, daß man ihn nicht gern ausgiebt. Los einmal abkommen in der Menschheit, ob sie fierben will — trotz alles Geschimpfes weit' ich, die Majorität ist für's Lebenbleiben und die Minorität verschwindend klein."

„Du meinst? was aber kann denjenigen noch am Leben fesseln, dem nichts blieb — gar nichts?"

„Wäre ich jetzt empfindlich, würde ich mich nun gleichfalls in mein Schneckenhaus verkriechen — aber ich will lieber annehmen, Nichts' sei nur ein neuer Uebername, den Du mir gegeben, und ‚nichts blieb Dir' ist eine Nebensart für ‚Du hadest doch noch Dein altes treues Haus, den Zeno Rottwyl."

„Verzeih' mir, Zeno ..." bat Ruppert gerührt ... „es ist wahr, ich habe Unrecht, aber ich wollte Dir nicht wehe thun und mir ist schlimm zu Muthe."

(Fortsetzung folgt.)

Briefmappe.

Hrn. Amadeus O. in Nürnberg. Nur nicht gleich muthlos, junger Poesie — aller Anfang ist schwer ... nur keine Knochenlaumenlis nicht, denn da wird der Anfang leicht Sack immer schwerer.

Frau Dir. G. in Berlin. „Nichts ist gut, was nicht mahr ist!" sagt Lessing — und an einer anderen Stelle: „Der wahre Werth des Menschen kann bei keiner Bloßstellt verlieren." — Das wird Sie beruhigen.

Hrn. Kaufmann M. in Bamberg. Haben Sie schon die Bäder in Aachen versucht? Sie sollten sich vertrauensvoll an einen tüchtigen Arzt wenden.

Hrn. Dreschermeister N. in St. Gallen. Sie wünschen einen Musterbau ohne jegliche Abgaben seiner Bürger ... Haben Sie denn schon mal versucht, ohne Steuern zu leben? Nun: der Staat ist auch eine Art Magen, der von den Gliedern Abgaben annimmt, um sie ihnen in anderer Form wieder zuzuführen.

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels auf Seite 528:
Ein rückschrittler Mensch.

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. - Druck von J. B. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 47.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Ausgabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Kothbart.

Der Dünenschutz.

Eine Erzählung vom Ostseestrande von Friedrich Dentler.

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Im Sturme und am Krankenbette.

„Hobip, hobip — Segel gereft! — So — so — die Sturmlinie auf dem Waſſer rückt näher. Heute ſpielt es uns noch tüchtig auf, Benjamin — die zuſammengeballten Wolken im Abend bergen ein Gewitter, das ſich in kurzer Zeit entladen muß!"

So rief Knels Drud, ein rieſiger, ſchon grauledriger Mann, welcher ſein Sicken [10] ſchnell in den Wind drehte, damit der Matroſe Benjamin den oben ausgeſprochenen Befehl vollführe und die ſichtumrandete Woge ſich nicht in die Höhlung ſeines ohnehin kleinen Fahrzeuges ergieße, welches bereits einige Male vollgeſchlagen war.

Der am Spreet [11] befindliche Matroſe machte ſich in dem bekannten Schifferphlegma an die Arbeit, faßte die von Knels locker gemachte Schoote [12] und ließ langſam die Segel fallen, um drei Reff einzubinden.

„Recht ſo, Benjamin," fuhr der an der Steuerpinne befindliche Knels fort, „drei Reff ſind nicht zu viel — das Segel muß in dieſem Wetter ſo klein als möglich ſein, — denn ſiehſt Du — ſeewärts rauſcht eine faſt haushohe Woge heran, hinter der die Brize ſich einſetzt, als wolle ſie die ganze Waſſermenge des Haffes in die Luft ſchleudern."

Benjamin hatte indeſſen das eingereffte Segel in die Bö geſtellt und das kleine Fahrzeug flog mit Rieſenſchritten nach der kaum eine Viertelmeile entfernten friſchen Nehrung, denn der volle Wind ſetzte ſich in die Leinwand.

„Wird's auch noch ſchlimmer kommen?" fragte Benjamin.

„Hm — weiß Gott!" Knels ſchaute prüfend auf die Windroſe und die Wellen, dann gab er zur Antwort —: „Kann ſein!"

„Soll ich auch alle Segel entfernen?"

„Willſt vor dem nackten Maſte treiben?"

„Ja."

„Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit."

„Gewiß."

„Noch hat's keine Noth."

„Wie Ihr wollt."

„Wir ſtehen in der Hand des Höchſten, — wir alle, — will der uns vernichten, bläſt kein Reffen, kein kurzes Segel — und dann iſt unſer Fahrzeug groß!"

„Wie eine Nußſchaale."

Knels hatte die letzten Worte nicht gehört, ſchien überhaupt alle Unterhaltung mit dem Matroſen einſtellen zu wollen, denn er ſchaute ununterbrochen auf den Gang der Wellen — plötzlich rief er:

„Benjamin, das Schwerdt [13] empor — wir ſind auf den Nehrunger Haken [14] gerathen, — das Schwerdt ſteht auf den Grund — wir ſtürzen um." —

Der Matroſe zog ſchnell das Schwerdt auf.

„Hobip — flink! — Segel herunter — herunter, ſonſt ſtürzt das Boot auf die Luvſeite — oder ſchlägt voll! Himmliſcher Jeſus — wir ſind verloren."

Benjamin hatte bereits die Schoote erfaßt, da wurde es hell in der Luft, als glühe am Himmel ein weißes, blendendes Feuer. Gleichzeitig ſchlug ein ſachter Blitz, etwa fünfzig Schritte vom Fahrzeuge, in die tobende Flut, daß hoch das ſchaumſprühende Waſſer aufrauſchte und mit ſeinem Giſcht die bebenden Schiffer überſchüttete; faſt gleichzeitig dröhnte ein entſetzlicher, langverhallender Donnerſchlag; dabei ließ der Wind aus Norden in das halb von Benjamin niedergeriſſene Segel, ſodaß ſich das Boot auf die Seite neigte. Noch einmal flatterte das Segel aus,

Alte und neue Hundeſchleifen. Waldine, die Jagdhündin, i. B. 558.)

[10] Ruderboot.
[11] Segelſtange.
[12] Segeltau.
[13] Ruderſchwert, das Hauptſteuer.
[14] Sandbank, im Haff Haken genannt.

Digitized by Google

noch einmal brüllt eine Riesenwoge heran, graugrün gefärbt mit weißer Schaumeinfassung, und ergießt sich in die Höhle des Fahrzeuges — hinterher donnert ein Sturmstoß und aus den schiefergrauen, tief niederhangenden Gewölk klatscht der Regen auf die hausbohen Wogen.

Schnell beben die Schiffer den Mast aus der Ruderbank — er schwankt hin und her — das Fahrzeug dreht sich um sich selbst — dann stürzt der Mast nebst Segel und Takelage über Bord in das Wasser.

Mit neuem Muth sangen die bis auf den Tod geängstigten Männer an, die Höhlung des Fahrzeuges auszuschaufeln — langsam hebt es sich wie eine Muschelnase — seine Borde steigen höher und höher.

„Gerettet, gerettet," murmelt Kneis.

Aber auf's Neue saulchen die Wogen auf — der Gischt des Hafses mengt sich mit dem Nebel der Atmosphäre — noch ein Blitz — noch ein Donnerschlag und, das Sieben verschwindet in einer Regenwolke. — — —

sich — und sind ein vollendeter Plagegeist — nun ist der Kaffee wieder nicht gut gebraut."

So begann Frau Donner, die Wirthin Joab's, indem sie schmollend ihren Mocca niedersetzte, welchen sie vorhin mit Wohlbehagen geschlürft hatte.

„Sagen Sie mir aufrichtig, wie ich mich einrichten soll — wie? Vor allen Dingen verabfolgen Sie mir einen größeren Ausgabegroschen."

Der alte Joab knurrte wie ein alter Kettenhund, faßte sich voller Verzweiflung an seine Zipfelmütze und rückte die Tolle derselben nach der Seite, was auf nichts weniger als auf Nachgiebigkeit deutete.

Frau Donner konnte Ausgangs der Fünfzigerin sein und war, wenn man so sagen wollte, recht matronenhaft mit hochgestrichter Haube und einfachem Kattunrocke bekleidet. Sie sah sehr sauber und für das Alter recht wohl conservirt aus.

„Nun — nun" — erwiederte der alte Joab — „Sie sind heute wieder recht fein aufgestakelt — aber trotz alledem sagte ich Sie noch über." — —

Frau Donner stellte die Tasse weg und setzte sich in Positur.

„Wie meinen Sie das?" fragte sie.

„Je nun — kurz und scharf — ich bin hier in meiner Rolle Flaggenkapitän — ich — und Sie beliebten kaum den Rang eines Hochbootsmannes."

„Ihre Schiffsausdrücke kenne ich nicht — wollen Sie aber Streit anfangen, verlasse ich das Zimmer."

„O nein — nein — bleiben Sie — und denn, liebe Frau Donner — nehmen Sie nicht alles für Ernst — ein alter Wrack wie ich knarrt häufig, wenn die hohe See gegen seine Nietkranken schlägt — und wir Seeleute sind eben nicht — feine Passagiere."

Als die Frau merkte, daß der Alte — nach seiner Redeweise — die Segel strich, setzte sie eine ganz andere Miene auf und rief:

„Wenn ich Ihnen nicht mehr passe, steht mir die ganze Welt offen — wir sind nicht aneinander gebunden."

„Hm — hm" — der alte Dänenschulz lachte wie ein Satyr und schaute seiner Wirthin fast höhnend in das Angesicht — „eine Nacht mit gerissiter Vorderstewung segelt langsam dahin — und grese — anbalsende Stürme kann sie nicht mehr vertragen. Ich dächte — Sie hielten ein wenig in Ihrem Course an und überlegesten sich nicht — die Takelage ist gelnotet, die Segelmasse und Oberdramstenge mürbe, und neu aufstoken läßt sich wohl ein Fahrzeug — aber — kein — alter Mensch — kein alter Mensch, meine liebe Frau Donner."

Diese Worte, welche offenbar die Wirthin beruhigen sollten, schienen gerade das Gegentheil hervorzurufen.

„Halten Sie mich etwa für eine Nacht, Herr Joab Badenel," brauste Frau Donner auf; dabei stemmte sie nach Art böser Frauen die Hände auf die Hüfte.

„I nein — bei Leibe nicht — eine Nacht ist ein Schnellsegler und Sie —"

„Herr — was wollen Sie damit sagen?"

„Ein — Wallfischfahrer."

„Wie?"

„Der verbraucht ist — keine Segelkraft — keine Brennkraft mehr hat."

„Welche Sottisen!"

„Alles Spaß."

„Verbitte mir das!"

„So —? Nichts für ungut."

Der Dänenschulz sah ein, daß er zu weit gegangen war — er schob seine Mütze nach vorne und sagte, um absichtlich auf ein anderes Thema zu kommen: „Aprovos, was gibt es heute zu Mittag?"

Der alte Herr schien heute Mißgriffe auf Mißgriffe zu machen, denn Frau Donner's Gesicht röthete sich furchtbar und die Fornader auf der Stirn schwoll sich blau.

„Heute haben Sie es auf mich abgesehen und wollen mich vorsätzlich kränken. — Keine Einrede — keine Entschuldigung — lassen Sie mich aussprechen. Ich kann mit dem geringen Wirthschaftsgroschen nicht auskommen."

„Nun — nun, so lege ich zu!"

„Wie?"

„Gewiß!"

„Warum machen Sie denn solche Redensarten?"

„Weil — weil — ich Sie ein wenig foppen will."

„Foppen will —"

„Was sich liebt, neckt sich."

„Liebt — liebt — Herr Dänenschulz?"

Frau Donner hielt inne — und lächelte — wenigstens versuchte sie zu lächeln.

„Na," fiel der alte Joab ins Wort, „es scheint als wimpelt am Topp die Friedensflagge — alles vergeben — nicht so? Wieviel wollen Sie denn Zulage haben?"

„Man kann sich hier wohl so behelfen, Herr Dänenschulz — so bessen und unnütze Ausgaben vermeiden. Ein gutes Wort findet eine gute Stelle."

„So — so!"

„Ich muß —" Frau Donner verzog das Gesicht als ob sie weinen wollte — „ja auch stets nachgeben, Herr Dänenschulz, denn den —"

„Nur nicht die Spielgatten" mag werden lassen."

Frau Donner schluchzte bereits — sie fand nicht Worte.

„O ich Einfaltspinsel — hätte ich nur kein Wort gesagt — und Weiberthränen bringen mich stets zur Verzweiflung!" — Dabei stand der alte Dänenschulz auf, stellte sich neben seine Wirthin, faßte ihre Rechte und rief: „Verzeihen Sie!"

„O Joab, Joab," rief diese, „heute haben Sie mich tief gekränkt."

„Nun — nun — ich bin ein alter Kiffpirat — ein alter Lootse — und verstehe die Weiber zu wenig."

„Auch mich nicht."

„Nein — nein!"

„Sie wollen mich nicht erkennen — und ich habe es stets so gut mit Ihnen gemeint — so gut."

„Glaub's alles — aber —"

„Kein ‚wenn' — kein ‚aber,' Joab — nur geradezu — gerade zu."

„Alle meinen Sie das?"

„Soll ich Alles aussprechen, Alles?"

„Gewiß!"

„Sie haben mir kürzlich gesagt, daß es nicht gut sei — ein alter Junggeselle zu werden."

„Hat auch seine Lichtseiten."

„Wenig."

„So?"

„Fassen Sie Muth!"

„Muth — ich?"

„Ja."

„Aber wie?"

„Heirathen Sie!"

„Ich?"

„Gewiß."

„Foppen Sie mich?"

„Nein — ein Herz schlägt nur für Sie."

„Leuchtägdonnerwetter!"

„Ein Herz, das Ihren Werth zu schätzen weiß."

„Meinen Werth?"

„Ihre guten Eigenschaften."

„Das kommt immer besser."

„Ihre Liebenswürdigkeit."

„Alle Donner."

„Ihre Verschwiegenheit."

„Aber sagen Sie, Frau Donner, wer ist denn diese wer —" Joab schwieg ein wenig, er fuhr fort — „diese Person."

„Sie kennen sie nicht?"

„Nein."

„Wirklich nicht?"

„Nein — nein — so nennen Sie sie."

Frau Donner bestete einen verstagenden Blick auf den alten Junggesellen — dann rief sie, indem sie ihre beiden Hände wie zur Umarmung entgegenstreckte:

„Diese Person bin ich, Joab — Joab!"

(Fortsetzung folgt.)

Baron Karl Claus von der Decken's Reisen in Ostafrika.

(Vide S. 537.)

Im September 1860 betrat Baron Karl Claus von der Decken das ostafrikanische Gestade von Sansibar, um sich von hier aus zu geographischen Forschungen in das weite unbekannte Innere des Kontinents zu begeben. Er stand in der Blüte der Mannskraft und ein glänzendes Vermögen stand ihm zur Verfügung . . . mit Freuden opferte er seinen Reichthum und sein — Leben, um der Wissenschaft zu nützen. Hindernisse aller Art thürmten sich vor ihm auf — mit zäher Ausdauer nahm er diesmal einen neuen Anlauf, sie zu überwinden. Das letzte Mal hieß er aus eigenen Mitteln zwei Dampfer für seine Expedition erbauen, — diesen Versuch, trotz aller Hindernisse sich dennoch den Eingang in die unerforschten Gebiete Ostafrika's zu erzwingen, bezahlte der kühne Forscher im September 1865 mit dem Leben.

Alle diese Opfer nicht vergebens gebracht zu sehen, — das Erforschte für die Welt auch nutzbar zu machen, war nun die Lebensaufgabe der Familie von der Decken. Der Bruder, Baron Julius von der Decken, und die Mutter, Fürstin Adelheid von Pleß, gaben reiche Mittel her und

[1] Wasserdampfschiffe im Schiff.

Digitized by Google

beauftragten den treuen Reisebegleiter des geliebten Todes, aus den hinterlassenen Tagebüchern ein Reisewerk zu schaffen, würdig der edlen Begeisterung und des Opfers des Verstorbenen. Aber auch der Bruder und die Mutter sollten dies Werk der Liebe und Pietät nicht mehr vollendet sehen. Sie folgten dem Vorangegangenen bald nach. Uns liegt jetzt der erste Band jenes in der Winter'schen Verlagshandlung zu Leipzig und Heidelberg erschienenen Reisewerks vor. Es ist würdig schön ausgestattet, mit dem Porträt Karl Claus von der Decken's und zahlreichen Holzschnitten geschmückt und ist ebenso ansiehend, als gediegen wissenschaftlich und inhaltsreich geschrieben. Es führt uns zunächst den heldenmüthigen Kampf vor, den von der Decken und seine zahlreichen Gefährten fünf Jahre hindurch gegen die Ununst der Verhältnisse kämpften, beschreibt ihre Reisen auf dem Festlande und den Inseln im Indischen und in der Nähe des ewigen Schnees, versetzt uns in der anziehendsten Weise in das ganze Leben und Treiben Obsakela's, der Eingeborenen, wie der dort ansässigen Europäer und schildert uns die wunderbare Natur des tropischen Afrika, seine physikalische Geographie, Vegetation und sein reiches Thierleben.

Wir geben unsern Lesern heute einen Abschnitt aus dem interessanten Buche: Das Thierleben auf der Insel Sansibar — in Wort und Bild.

Ueber die Säugethiere auf der Insel Sansibar erfährt man von den Eingeborenen mehr, als man durch eigene Anschauung kennen lernt. Einzelne freilich kommen fast jedem Europäer zu Gesicht, weil sie oft gefangen und zum Verkauf in die Stadt gebracht werden. Dieß gilt insbesondere für den Affen und den Halbaffen der Insel, ein unserem Eulaube eigenthümliches, der ausführlichen Schilderung und Betrachtung würdiges Thier. Jedermann kennt den zwei zentnerschweren Pavian. Verlassen auch der Insel leben, wir haben jedoch nur von einer einzigen (Cercopithecus griseoviridis?) sichere Kunde erlangt. Den Aufenthaltsort dieses Affen, des Kima der Suaheli, bilden die der Bebauung unzugänglichen oder die nicht lohnenden Buschdickichte des Innern, von denen aus er allerdings regelmäßige Raubzüge nach den angrenzenden Pflanzungen ausführt, namentlich nach solchen, wo die auch von ihm geschätzten Mango, Bananen und Guyaven angebaut werden. Bei der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses und dem Reichthume an Früchten, welche Sansibar so vortheilhaft auszeichnen, fällt der durch die Affen verursachte Schaden nicht in das Gewicht, und die Eigenen sich deshalb einer Duldung von Seiten der Suaheli, welche sie in anderen Gegenden nicht genießen. Von den Verwünschungen, die man anderorts ihnen spendet, vernimmt man auf Sansibar nichts; wenn ein Suaheli von dem Affen spricht, bebt er gewöhnlich nur das Rechte und Erbetenste seines Wesens hervor, ohne der Lieberlichkeit, welche dieser sich zu Schulden kommen läßt, zu gedenken. Zung eingefangene Merkaken werden von den Eingeborenen oft in Gefangenschaft gehalten, entgehen aber dem, wie es scheint, unverweidlichen Schicksale nicht, daß Ueberdruß zu erregen, und werden dann, so gut es eben gehen will, an die Schiffer losgeschlagen und von diesen mit nach Europa genommen.

Der Halbaffe Sansibars, ein Galago, wurde von Coquerel als eigene Art (Otolemur agisymbanus), ja sogar als Vertreter einer der sonderen Sippe aufgestellt, unterscheidet sich von seinen Verwandten jedoch so wenig, daß man schwerlich einen Vortheil gegen die Wissenschaftlichkeit begeht, wenn man ihn mit diesen in einer und derselben Gruppe vereinigt. Seine Merkmale fällt unser vortreffliches, von Zimmermann nach dem lebenden Thiere gezeichnetes Bild leichter erkennen, als eine in Worten gegebene Beschreibung; wir können daher an dieser Stelle über sie hinwegehen. Um so mehr erscheint uns eine Lebensschilderung des angiehenden Thieres gerechtfertigt, zu wenig wir auch zur Zeit noch über das Treiben desselben in der Freiheit wissen.

Viele Naturforscher reihen die Halbaffen und somit auch die Galagos mit den Affen in eine Ordnung ein; genaue Beobachtungen jener Thiere und ihres Lebens aber widersprechen dem auf das Entschiedenste. Die Halbaffen haben, streng genommen, nur eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit mit den Affen. Alle Mitglieder dieser Gruppe, welche wir mit vollstem Rechte als Ordnung betrachten dürfen, sind Nachtthiere, obschon einzelne von ihnen auch angesichts der Sonne sich ermuntern und ihren Geschäften obliegen oder ihren Vergnügungen nachgehen. Für die Galagos gilt dies nicht: sie sind Nachtthiere im eigentlichen Sinne des Wortes, Wesen, für welche der Mond die Sonne, Geschöpfe, an denen die eine Hälfte des Tages spurlos vorübergeht, welche, schlafsinger als die Schlafmäuse, während jener Stunden in sich zusammengerollt in irgend einem geeigneten Schlupfwinkel liegen und, falls ihnen verweckt, einen solchen aufzusuchen, sich durch das ängstliche Verbergen ihres Kopfes vor dem ihnen verhaßten Sonnenlichte zu schützen, ja sich durch Zusammenrollen ihrer Ohren sogar vor jedem Geräusche zu sichern bestrebt sind. Werden sie durch irgend einen Gegner gewaltsam aus ihrem tiefen Schlafe geweckt, so harren sie anfänglich wie träumend in's Weite, kommen nur ganz allmählich aus ihrer Schlafstrunkenheit zu sich und befunden sodann durch abwehrendes Wesen, wie unangenehm ihnen die Störung war. Ganz anders zeigen sich dieselben Thiere nach Sonnenuntergange. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Galago, wahrscheinlich in Folge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, liegt den bisher über dem Kopfe zusammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entblitzert die häutigen, bisher zu einem wohlschließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zusammengeschrumpften Ohren, putzt und leckt sich, verläßt die Schlupfhöhle und beginnt nunmehr sein gespenstisches Treiben — bei Leibe betrachtet ein Raubthieren im vollsten Sinne des Wortes, in welchem sich unerfättlicher Blutdurst mit einer bei so hochstehenden Landthieren ungewöhnlichen Mordlust paart. Wehe zeigt dem schlummernden Vogel, wehe der Brut im Neste, und ob auch die treue Mutter sie beschütze; wehe dem schwächeren Säugethiere, wenn das große, im Dunkeln leuchtende Auge des Galago auf ihn fällt! Ein Sprung, ein Griff mit der scharfen, langfingerigen Hand, ein Biß in den Schädel, ein letztes Aufzucken — und das Opfer hat geendet. Begabt wie irgend ein anderes Raubthier, feruichtig wie ein Luchs, feindrig wie eine Fledermaus, scharfsichtig wie ein Fuchs, zwar nicht besonders verständig, wohl aber listig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinend, die Unbeholfenheit des Klugeren durch Dreistigkeit noch vermehrend: wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingethiers und unterscheidet sich hierdurch, namentlich aber durch seine so ausgeprägte Raubsucht sehr wesentlich von allen Ordnungsverwandten.

Im Verstehenlernen ist satt alles über das Freileben des Galago bis jetzt bekannt Gewordene enthalten; es wird auch nicht leicht sein, Ausführlicheres zu erfahren, da Beobachtung des Treibens und Gebarens dieser Thiere während der Nachtzeit große Schwierigkeiten hat, wenn nicht gar unmöglich ist. So mangelt und genaue Kunde über die Zeit und die Art und Weise der Fortpflanzung; kein nur das Eine kannen wir sagen, daß die Galagos, wie satt alle übrigen Handthiere, auch blos ein einziges Junges zur Welt bringen. Nicht selten nämlich wird auf Sansibar ein gefangenes Galagoweibchen mit diesem einen Jungen zum Verkauf ausgeboten. Letzteres hängt, wie es bei allen Affen, Halbaffen und Fledermäusen der Fall ist, an der Brust an der Mutter, mit seinen vier Händchen fest eingeklammert in das wollige Fließ der Erzeugerin, so fest, daß diese mit ihm alle Bewegungen ausführen kann, daß man es kaum von dem Leibe der Mutter zu trennen vermag.

Ungezählet seiner Gier nach dem warmen Blute höherer Wirbelthiere ist der Galago oder Komba der Suaheli säsceren Genüssen nicht abhold, ja im Gegentheil denselben in einer Weise zugethan, für welche nur noch die Lebenskunde der Affen und einzelner Nagethiere anderweitige Belege gibt. Die im Innern Afrika's lebenden Arten seiner Familie werden, nach Brehm's Erfahrungen, von den Eingeborenen nur nach längerer Mühe gefangen, indem die bebenden Leute Bäume erkeigen, auf welchen sie einen der schlafenden Thiere gewahrten, durch heftiges Schütteln der Aeste, auf denen sich die Galagos zu flüchten suchten, letztere verwirren, bis sie in sonderbarer Furcht sich satt anklammen und ruhig ergreifen lassen. Auf Sansibar hat man ein weit einfacheres Mittel, sich des Komba zu bemächtigen; man fängt ihn, ohne auf ihn Jagd zu machen: seine Leckerheit wird ihm zum Verderben. Wenn der Palmenwein abgezapft wird, stellt sich gar nicht selten der Galago als ungebetener Gast zu dem ihm in hohem Grade behagenden Schmause ein, schlürft von dem süßen Labetranke und erspricht auch an sich zu Wohlbefinden, daß zu viel des Geistes den Geist umnebelt. Denn nicht allein sind ihr die wunderfame Flüssigkeit, welche dem Palmenbaume entströmt, sondern auch berauschend und zwar um so mehr, je länger sie mit der Luft in Berührung war: der durstige Zecher verliert die Besinnung, stürzt von der für ihn sicheren Höhe des Baumes herab auf den Boden und bleibt liegen, vom schweren Rausche bewältigt. Hier findet ihn am Morgender Neger, welcher ausgesandt wurde, den ausgeflossenen Palmenwein zu holen, liest den regungslosen Trämmer vom Boden auf, bringt ihn zunächst in einen einfachen Käfige oder fesselt ihn mit einem um den Hals gelegten Strick an seinem Gürtel, bringt ihn nach Hause und bietet ihn hier einem der auf solchereis Diere erpichten Wasungu zum Kaufe an, nöthigenfalls ihn von einem Hause zum andern oder selbst auf eines der im Hafen liegenden Schiffe tragend.

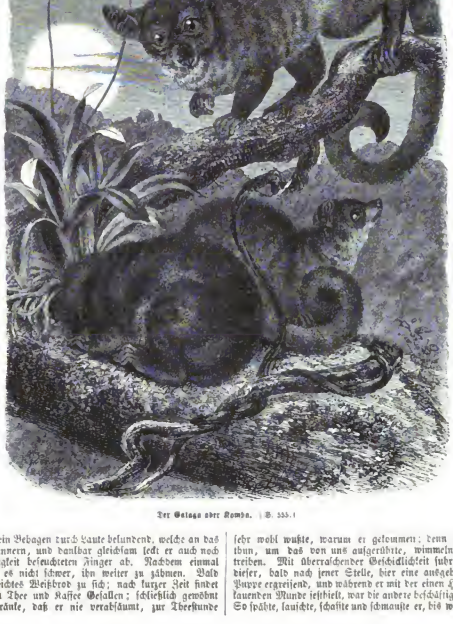
Mit nicht geringer Verwunderung und entschiedenem Mißbehagen sieht sich das Kind des Waldes dem Grundsatze im Käfige oder sonst gefesselt, mindestens eingeschlossen im beengenden Raume. Für die Freundlichkeit, mit welcher der Pfleger ihm entgegenkommt, zeigt er nicht das geringste Verständniß, vielmehr nur Widerwillen, Unlust und Bosheit; sein schwaches Gehirn vermag sich in die veränderten Umstände nicht so bald zu fügen. Er vergißt die ihm gewährte Liebe mit Haß, thut, als ob es willentlich geschähe, regelmäßig das Gegentheil von dem, was sein Gebieter beabsichtigt, verschmäht Speise und Trank und regt sich nur, wenn es gilt, die Zähne zu zeigen.

Mißmuthig entschließt sich zuletzt der mit den Sitten und Gewohnheiten des Komba nicht vertraute Europäer, das widerbarste Geschöpf sich selbst zu überlassen, nachdem er ihm vorher im Käfige noch ein bedauglicheS Lager zurecht gemacht, vielleicht erbosfend, daß Schlaf und Ruhe den Gefangenen milder stimmen, ihn seinem Groll vergessen lassen

Digitized by Google

werde. Beim Morgenbesuche, welchen der Gebieter seinem Pfleglinge macht, sieht er zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Thüre des behaglich eingerichteten Käfigs offen, das Lager leer, den Käfichling aber im Innern des bisher zwei Feuerfinken zum Aufenthalte dienenden Gebauers in sich selbst zusammengerollt liegen. Im ersten Augenblicke vermag er nicht zu begreifen, was den Komba bewogen haben kann, aus seinem geräumigen, wohnlich eingerichteten Hause zu entrinnen, sich an der platten Wand mit Mühe emporzuschwingen, in den engen, unbehaglichen Käfig einzuzwängen und zum Befreier der früheren Bewohner aufzuwerfen; als er aber vergeblich nach diesen sich umschaut, alle Winkel und Ecken des Raumes durchmustert und doch keines der rothen, lebendigen Flämmchen wahrnimmt, dämmert in ihm eine Ahnung der Wahrheit auf. Hastig nimmt er den Käfig mit dem Komba von der Wand herab und — auf dem Boden desselben liegen einige Ueberreste der prächtigen Sänger. Erzürnt streift er nach dem Raubmörder, um ihn zu züchtigen; der Komba aber, dem jegliches Schuldbewußtsein fehlt, rächt mit einem wohlangebrachten Biße die ihm zugedachte Unbill und enthüllt somit seinem Pfleger eine diesem noch unbekannte Seite seines Wesens.

Doch der Galago ist ein viel zu anziehendes Geschöpf, als daß der Zorn eines Thierfreundes lange anhalten könnte. Der Verlust der Singvögel wird verschmerzt, der Komba dafür gewonnen. Allgemach befreundet sich der Sittenrichter mit seinem Mobilthäter. Als entschiedener Freund herzuhender Getränke meidet er das Wasser, auch wenn man ihn, in der Absicht seinem Trotz zu brechen, längere Zeit dursten ließ: das ihm endlich vorgesetzte Schlückchen Sorbet aber ist doch gar zu verlockend, als daß er es unberührt stehen lassen sollte. Bis auf die Neige schlürft er es, sein Behagen durch Laute bekundend, welche an das Schnurren der Katzen erinnern, und dankbar gleichsam leckt er auch noch den mit der süßen Flüssigkeit befeuchteten Finger ab. Nachdem einmal das Eis gebrochen, hält es nicht schwer, ihn weiter zu zähmen. Bald nimmt er in Milch gewichtes Weißbrod zu sich; nach kurzer Zeit findet er bereits an gezuckertem Thee und Kaffee Gefallen; schließlich gewöhnt er sich so an diese Getränke, daß er nie versäumt, zur Theestunde freiwillig sich einzustellen. Bezüglich der festen Nahrung bekundet er treuer bei seinen alten Gewohnheiten. Fleisch bleibt unter allen Umständen seine Lieblingskost, obschon er sich bereitwillig, an einer Banane zu knabbern, eine Mango auszusaugen, eine ähnliche Frucht zu genießen. Doch geschieht dies vielleicht nur deshalb, weil die süße Frucht ihm so zu sagen mehr als genommenes Getränk, denn als Nahrung vorkommen mag. Fleisch der verschiedensten Wirbelthiere, vor allem aber Kerbthiere, bleiben seine Hauptnahrung, und erst nach längerer Gefangenschaft entschließt er sich, auch gekochtes Fleisch als genießbar zu betrachten.



Der Galago oder Komba. (S. 555.)

Im Verlaufe der Zeit vergißt er die ihm gewidmete Sorgfalt durch gute Dienste. In dem Raume, welcher einen Komba beherbergt, endet alle Gemüthlichkeit des Lebens einer Maus; in dem Zimmer oder auf dem Schiffe, welches ihn beherbergt, stellt er den so lästigen, großen Schaden mit unermüdlichem Eifer nach. Uns erscheinen diese Kerfe ekelhaft, dem Komba als köstliche Leckerei. Unhörbar dahinschreitend, naht er sich der von ihm erspähten Schabe, die spinnengleichen Finger weit gespreizt; plötzlich greift er zu, ersteht in demselben Augenblicke die ersehnte Beute und führt sie unmittelbar darauf behaglich schmatzend zum Munde. Mit Vergnügen erinnern wir uns einer Beobachtung, welche wir während einer langwierigen Seefahrt anstellten. Die Menge der unter Schiff bevölkernden Schaben machte es nothwendig, von Zeit zu Zeit unsere Kleiderkisten zu untersuchen. Der von den Schmarotzern herrührende Gestank, welcher uns beim Oeffnen der Kiste entgegendrang, lockte unsern zahmen Galago herbei. Trotz der ihm ungelegenen Tageszeit musterte er mit größter Aufmerksamkeit den Inhalt der Kiste, bewies uns auch bald, daß er hatte jetzt vollauf zu thun, um das von uns aufgerührte, wimmelnde Heer zu Paaren zu treiben. Mit überraschender Geschicklichkeit fuhr er blitzschnell bald nach dieser, bald nach jener Stelle, hier eine ausgeschlüpfte Schabe, dort eine Puppe ergreifend, und während er mit der einen Hand die eben gepackte am fauenden Munde festhielt, war die andere beschäftigt, neues Wild zu erjagen. So spähte, lauschte, schaffte und schmauste er, bis wir unsere Arbeit beendigt. Er wußte sehr wohl, warum er gekommen: denn er

Digitized by Google

Ein wirklich gezähmter Gedanke ist weit liebenswürdiger und anmuthender als ein Affe. Störungen seines Tagesschlafes betrüben natürlich auch den Frömmsten höchst unangenehm; abends aber, nachdem er sich vollständig ermuntert, beweist er seinem Gebieter eine große Anhänglichkeit und warme Zuneigung, obschon er hierin hinter seinen Ordnungsverwandten, den Mäusen, noch zurücksteht. Aber er gestattet, daß man ihn angreift, gibt sich mit Vergnügen den ihm erwiesenen Schmeicheleien hin und denkt gar nicht mehr daran, von seinem scharfen Gebisse Gebrauch zu machen. Mit Seinesgleichen verträgt er sich vom Anfange an vortrefflich; auch an andere Hausthiere gewöhnt er sich. Wenn er erst gelernt hat, verschiedenerlei Nahrung zu sich zu nehmen, hält es nicht schwer, ihn nach Europa zu bringen. In der neuesten Zeit ist dies wiederholt gelungen, und die beübergekommenen Halbaffen haben bei sorgfältiger Pflege sich Jahre lang erhalten, jedoch, so viel uns bekannt, noch niemals fortgepflanzt.

Alte und neue Hundehistorien.*)

Von **W. v. H.**

Waldine, die Jagdhündin.

(Vgl. S. 553.)

So steigerte in dem Hund so manche Tugend sich
Die in dem Menschenkind zum Ekstasen sich verbindt:
Die Demuth, Dankbarkeit, die Treue, die Geduld,
Die Mäßigung im Essen, das Erdulden jeder Schuld . . .
Gehorsam sein Gemüthe, kein Wan ist restlich meiur.
Wird bald der Hund dem Lieb — auch mehr als dem Freund?

singt der begeisterte Sänger des Hundes, der freien Künste Licentiat Sebastian Auf in seinem köstlichen Lehrgedichte: „Hyrcophädie, oder der wohlerzogene Hund" (Verlag von Coden und Reich, Stuttgart) . . . nur eine HauptTugend hat der modere Licentiat vergessen: die Klugheit! . . . Die Klugheit — eine Tugend? — Allerdings! Wird doch die Dummheit heutzutage beim Menschen meist mehr gesürchtet und bespöttelt und gebrandmarkt, wie das ärgste Laster . . . warum sollte ich da die Klugheit nicht eine liebenswürdige Tugend nennen — selbst bei einem Thierfüßler?!

Und alle diese leuchtenden Tugenden stehen auf Deinem treuen gutmüthigen Gesichte unverkennbar verzeichnet, gute alte ehrliche Waldine — legte aus meiner kleinen lebenden Hundegalerie, die ich den Lesern der Illustrirten Welt hier heute in Wort und Bild vorführen darf. Aber ehe ich zu Deiner Historie komme, Waldine, habe ich noch zu danken für die rege Theilnahme, die meinen und Deinen beiden Freunden Pitt und Vor, von den Lesern dieses Blattes so vielfach zu Theil geworden ist. Für die freundlichen Ergänzungen zu meinen „alten und neuen Hundehistorien", die mir durch gütige Vermittelung der Redaction von vielen Lesern zugegangen sind, weiß ich nicht besser zu danken, als daß ich dieselben hier einschalte — zum Theil wörtlich, meistens aber ein wenig brevi manu. — Selbstverständlich kann ich keine Bürgschaft für die Richtigkeit dieser Zuschriften übernehmen.

Herr Dr. W. schreibt mir aus Ludwigsburg: „In dem neben Stäudlens Wimmen entdeckte ich kürzlich ein originelles Hundedenkmal — ein neuer Beweis für die von Ihnen so lebhaft gerühmte Treue und Klugheit dieser edlen Thiere. In pomphaften und wunderlichen Versen lesen wir auf diesem Stein, daß unter ihm ein treuer Lieblingshund jenes Herzogs Karl Alexander von Württemberg ruht, der 1737 bekanntlich — vom Teufel in Person von dieser bösen Welt geholt wurde. Man weiß wenigstens heute noch von dem ludwigsburger Schloß von den ca. 2000 Fenstern der jetzt unbewohnten 422 Gemächer dasjenige Fenster ganz genau zu bezeichnen, durch welches die verzeichnete Höllenfahrt vor sich ging . . . ergo ist an derselben nicht im Geringsten zu zweifeln. Jener Karl Alexander hatte vor seiner Thronbesteigung als erster Feldmarschall den Türkenkrieg mitgemacht. In seiner Begleitung befand sich sein Lieblingshund. Im Kriegsgetümmel wurden Herzog und Hund getrennt. Der Hund gerieth in türkische Gefangenschaft — der Herzog ging in sein schönes Schwabenland zurück. Nach so und so viel Monaten traute es an die Thür des Schlosses Winnenthal, wo der Herzog vor seiner Thronbesteigung lebte. Es war sein lieber treuer Hund. Das Huge Thier hatte nach seiner Flucht aus den Türkenbänden den weiten Weg von Konstantinopel nach Winnenthal gefunden. Der gerührte Herzog ließ dem Hunde bei seinem baldigen Tode jenes stattliche Denkmal in Winnenden setzen, ehe er seine Höllenfahrt antrat!"

Ich glaube, meine lieben Leser werden es mit mir bedauern, daß Herr Dr. W. uns nicht zugleich jene „originelle" Grabschrift mit den „pomphaften und wunderlichen Versen" in Abschrift beilegte. Vielleicht bedarf es nur dieses leisen Winkes, das Versäumte nachzuholen.

Der erste furbrandenburgische Generalfeldmarschall, der alte berühmte Graf Otto Christoph von Sparr, dessen Frömmigkeit, Biederkeit und Heldenmuth noch heute im Preußenmunde und Herzen fortleben, ging noch weiter in seiner dankbaren Anerkennung gegen seinen treuen Hund. Es war am zweiten Tage jener blutigen neuntägigen Warschauer Schlacht — am 29. Juli 1656, als der tapfere Feldmarschall an der Spitze seiner 17000 Brandenburger und Schweden wie ein Löwe gegen die fünffache Uebermacht der Feinde kämpfte, — sein Lieblingshund stets an seiner Seite. Plötzlich ist der Feldmarschall von Feinden umzingelt — schon streckt ein Säbel zum tödtlichen Hiebe ausgeholt über seinem Haupte . . . da sinkt der Arm kraftlos nieder . . . Der Hund des Feldmarschalls ist wüthend aufs Pferd des feindlichen Reiters gesprungen und hat dessen Arm bis auf den Knochen durchbissen . . . Mit einem Sprunge sitzt er dem zweiten Feinde an der Kehle . . . Der Feldmarschall ist auch nicht müßig — mit eiserner Faust schlägt er sich durch die verwirrten Feinde . . . er ist gerettet — durch die Treue seines Hundes. Am andern Tage erlämpft der wackere brandenburgische Degen den glänzendsten Sieg vollständig.

Seinem Hunde hat er jene Hilfe in der Noth sein Leben lang nicht wieder vergessen. Wo der Feldmarschall erschien, da war auch sein Hund. Der Feldmarschall Sparr war anno 1660 in Berlin eine so populäre Figur, wie heute der alte Feldmarschall Wrangel. Als am 13. Januar 1661 der Blitz in die Thurmspitze der Marienkirche fuhr und diese bald in hellen Flammen stand — da waren unter den ersten Zuschauern auf dem Kirchplatze der alte Feldmarschall Sparr und sein Hund. Doch der Feldmarschall blieb kein müßiger, jammernder Zuschauer . . . er ließ seine Kanonen aufsahren und zum Entsetzen der Berliner mit gewaltigen Kugeln nach der brennenden Thurmspitze schießen. Aber wie nach drei Minuten das flammende Gebälk unten auf dem Platze lag und ein leicht gefolgt werden konnte — wie bald, daß das Uebrige der Kirche gerettet war . . . da erdrückte der Volksjubel fast den alten Generalfeldmarschall und seinen Hund. Und der greise Held that nichts halb: er setzte sein ganzes Vermögen daran, die abgebrannte Thurmspitze aus eigenen Mitteln wieder aufbauen zu lassen — und erhat sich nur dafür in der Kirche ein Grab — für sich, seine Familie und seinen — Hund. Dankbar wurde ihm auch die letzte ungewöhnliche Bitte gewährt. Als das treue Thier bald darauf und zu gleicher Zeit mit einem Kinde des Feldmarschalls starb — da ließ der alte Degen beide theuren Leichen in einem Sarge in dem Sparr'schen Familiengrabgewölbe beisetzen. Am 12. Mai 1668 trug man auch den alten Helden in einem massiven schwarzen Kupfersarge mit reichen Goldarabesken, in einem schweren braunen Sammetrocke mit Atlasschleifen besetzt und in Stiefelstiefeln — „abends in der Stille, im Beisein vornehmer Leute" — mit Fackeln binab in die Gruft . . . zu seinem Hunde. Der Generalfeldmarschall Graf Otto Christoph Sparr und sein Hund ruhen noch heute nebeneinander in der Gruft der berliner Marienkirche. Den Namen des Hundes hat unsere Zeit vergessen. Aber auf dem schönen Marmorreliefbilde über den Gräbern steht auch jener Hund nicht. Der Generalfeldmarschall hielt in Lebensgröße vor einem Betpulte mit einem Crucifix, Todtenkopf und Stundenglase — und hinter der Lehne des Betpultes verdeckt, schaut der Hund mit den treuen Augen gespannt zu dem betenden geliebten Herrn auf.

Von Hunden, welche die Gräber ihrer im Kriege gefallenen Herren treu und mit eigener Aufopferung oft monatelang bewachten, werden mir noch mehrere „historische Beispiele" genannt. So unser Hund, den der Marquis von Marcellier einige Wochen nach der Schlacht von Salamanca bald verhungert auf dem Grabe eines gefallenen Offiziers vorfand. — Auf dem Schlachtfelde von Leipzig sah man den ganzen Winter von 1813—14 einen großen grauen jotzigen Hund wie aus Stein gebauen auf derselben Stelle liegen. Viel Schnee, so schaurig er denselben mit Mitleid saubet sort. Nur Nachts schlich er sich in die Dörfer und suchte sich Knochen und Küchenabfälle für den nagenden Hunger. Als im Frühlinge die Aderleute kamen und das blutgedüngte Feld bestellen wollten, suchten sie den Hund von seinem Lager zu verjagen. Aber wie ungewandelt fiel das sonst so zahme, traurige Thier die Knechte wüthend an . . . Erst als einer Pflugschar ergriffen, wich er todt zusammen auf dem Grabe des geliebten, treu bewachten Herrn. — Wellington traf einen solchen treuen Wächter seines für immer verstummten Herrn auf dem Schlachtfelde von Waterloo. Als der Hund — aus Furcht, man wolle ihm seinen lieben todten nehmen, wüthend auf den Herzog zusprang und von Soldat ihn ergriffen wollte, verbot Wellington es: „denn dieser Hund gibt uns ein nachahmungswerthes rührendes Beispiel von Treue!"

Ein anderer Hund vertheidigte das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust seines gefallenen Herrn, eines französischen Offiziers, gegen plündernde Soldaten bis zu seinem letzten Blutstropfen. Der Schütz im Tode sank er noch — wie zum Schutz — auf das Tapferkeitskreuz seines Herrn nieder.

„Sie haben aber Palomo vergessen, Herr Kamerad" — schreibt mir der General von G., der auch den beiden in Berlin sehr bekannten Portraits von Pitt und Vor ihren glücklichen Besitzer und den Schreiber dieser Zeilen errathen hatte — „jenen Heldenhund, der nach dem letzten siegreichen Zeltzuge der Spanier in Marokko mit Blumen und Lorbeer bekränzt, auf der Brust die Tapferkeitsauszeichnung eines Corporals,

*) Vergl. S. 316. 325 u. 493.

Digitized by Google

mit seinem Bataillon stolz in das jubelnde Madrid einzog. Er hatte alle Strapazen und Gefahren seines Bataillons während des ganzen Feldzuges getheilt und todesmuthig an der Seite seiner Kameraden gekämpft. Von einer Kugel getroffen, wurde er im Lazareth verpflegt und nach seiner Genesung im feierlichen militärischen Actus von dem ganzen Bataillon einstimmig zum „Oberencorporal“ ernannt. Ganz Madrid riß sich bei jenem Siegesreigen um den tapfern Palomo mit der Heldenauszeichnung eines Corporals. Auch die „Pension,“ die bekanntlich in Spanien mit diesen Tapferkeitsauszeichnungen verbunden ist, wurde dem ehrlichen Palomo zu seiner sonnenen Verpflegung regelmäßig ausgezahlt — bis die jüngste spanische Revolution ausbrach und alles drunter und drüber ging. In seinen frischen Lorbeerzeiten wurde Palomo auch der Königin Isabella vorgestellt — aber trotz ihrer süßesten Lächelmienen und Lederblicken knurrte er die sette Königin verdrießlich an .... Man sagt, daß edlen Thieren ein Instinct — ein Abscheu gegen alles Unreine innewohne ...“ Der General von G. hat jenen marokkanischen Feldzug mitgemacht.

„Der heiße, unvergeßlich glorreiche Tag von Königarth war hinabgesunken — und mit ihm so viele theure, herrliche Menschenleben!“ schreibt Lieutenant von M. aus Stettin. „Wir lagen selber wie die Todten, so still und fest in einer armseligen Lehmhütte auf dem unsaubern erdigen Boden, ohne einen Strohhalm unter uns. Die harte Tagesarbeit hatte todtenmüde gemacht. Da zupft mich einer am Mantel und winselt leise. Es ist mir, als träumte ich es, — und ich habe nicht die Energie, die fleischwunden Lider zu öffnen. Da fühle ich etwas Feuchtkaltes im Gesicht .... Mein Gott, eine Todtenhand!“ ruf ich entsetzt aus und springe gleich völlig munter auf. Der Morgen graut schon halb — vor mir steht ein Unbekannter Waffenbruder und winselt und zupft mich am Mantel und steht mich mit den feuchten Augen so flehend an und rennt nach der Thür und kehrt sogleich wieder um und zupft und winselt und bettelt von neuem .... Fast willenlos folge ich dem schönen Thier — da springt es mit Freudengebell an mir in die Höhe und rennt hastig hinaus — und ich weiß nun, was es will: kommen wir in ein Gehöft .... da liegt ein blutjunger, todtblecher Fähnrich so still und regungslos und das bleiche Morgenlicht spielt auf den erstarrten schönen Zügen. Die weiße Hand krampft sich festgeschlossen auf der Brust .... Armes Thier .... arme Mutter .... er ist todt .... Doch nein, sucht nicht allein todt zu sein! Hündisch zusammenkrümmt Lippe unter dem unermüdlichen Lecken des Hundes? .... Bei Gott, jetzt bebt das eine Augenlid .... auch den Puls fühle ich leise — leise .... das Leben ist noch nicht ganz entflohen .... Aber die österreichische Kugel ging gerade in die Brust — mit wenig Blutstropfen glühen unter der zusammengeschrumpften Haut .... Ja, ich bin seine Hülfe, treuer Thier, — hatte nur das entflohene Leben durch deine Liebkosungen so lange fest! .... Und noch vor wenigen Tagen erhielt ich einen glücklichen Brief von jenem jungen Fähnrich, der jetzt längst Lieutenant und mir ein treuer Freund sür's Leben geworden ist — und diesem Briefe lag ein Bild seines treuen flugen Hektor bei, — der seinem Herrn das Leben rettete ...“

Doch genug von diesen vierfüßigen Helden — lassen wir jetzt noch einen feindzerrlichen Hund folgen. Der Herr Spediteur C. Par. aus Köln schreibt: „Ich besaß vor Jahren einen schwarzen Spitzer, welcher durch seine Wachsamkeit und die unabläßige Feindschaft, die er den Ratten und Mäusen geschworen hatte, mir von der ich manches artige Geschichtchen erzählen könnte, in dem ganzen Städtchen Dettingen, wo ich damals wohnte, ein glänzendes Renommée hatte. Da ich an der Hauptstraße wohnte, so wurde ich gar häufig von Handwerksburschen und Bettlern heimgesucht, sodaß ich — um des ewigen Aufstehens entledigt zu sein, nächst der Thür eine Schachtel mit Kupferkreuzern postirte und den Bettlern nur sagte, sie dürften sich einen Kreuzer nehmen. Die Controlle mußte mein Spitz darüber führen. Mit ebenso großer Klugheit als Strenge verwaltete er sein Amt. Von seinem Lager unterm Ofen aus wußte er die Physiognomien und den Schritt der Leute so richtig zu beurtheilen, daß — wenn er den Bettlern mißtrauend an die Beine fuhr, es sich stets herausstellte, dieselben hatten mehr als einen Kreuzer genommen. Die regelmäßigen Haudveilen meilten sich dies bald und versuchten nie zum zweiten Mal einen Uebergriff. — Wöchentlich einmal mußte ich nach Nürnberg, Hof zu fahren. Da mir der Hund manchmal unbequem war, — wenigstens ich in meiner damaligen Stellung Freisahrt für ihn hatte — so lieh ich ihn gewöhnlich bei meinen Hausleuten eingeschlossen zurück. Aber dies Manöver gelang uns nur einige Mal. Sobald das kluge Thier aus den Vorbereitungen des Abends merkte, daß ich am andern Morgen verreisen wolle — so war er nirgends zu finden, wenn er eingeschlossen werden sollte. Dagegen kam er mir in Nürnberg demüthig wedelnd entgegen, und als ich mich erkundigte, erfuhr ich, daß er im Moment des Abfahrens zu dem Schaffner des Gepäckwagens hineingesprungen war und an jeder Haltstation Acht gegeben hatte, ob ich den Zug verlasse! — Ein andermal — bei einem Güterzug — ging ich aus Langeweile zu dem Wagenwärter hinaus, um mit ihm zu sprechen, und da sahen wir, wie mein Hund, der inzwischen aufgewacht war und mich nicht finden konnte, zum Wagen herausspringt, in der Meinung, ich sei ausgestiegen, und über die hohe Böschung hinunterrollt. Auf mein Pfeifen suchte er mich und den langsam fahrenden Zug einzuholen, was ihm aber nur dadurch gelang, daß er mit wirklicher Ueberlegung nicht aufsah, gleichmäßig fortlrabte, bis ich ihn am Zell herausstehen konnte. — Obgleich Spitz sein gutes Lager hatte, so liebte er im Winter doch das wärmere Bett, und suchte sich oft auf meine Füße zu legen, wenn er glaubte, daß ich bereits schlafe; mochte ich aber in der Nacht auf, so hatte er rasch und geräuschlos herab und suchte durch ein gähnendes Seufzen mich glauben zu machen, daß er ganz ruhig und schuldlos sein altes Lager innehabe. — Sein einziger Fehler, welcher mich oft in Zorn brachte, war: daß er nicht dazu gebracht werden konnte, — weder durch Schmeichelei noch durch Strenge .... von einem — Vorzellanteller zu fressen, sondern stets seinen eigenen irdenen Teller haben mußte, auch nicht trocken Brod fressen zu können meinte, dasselbe dagegen mit größtem Behagen fraß, wenn ich nur so that, als bestriche ich das Brod mit Butter ...“

„Wer von uns Allen, meine lieben Leser, könnte von sich sagen, wie dieser Spitz spricht: „Ich habe keinen schlimmeren Fehler, als die übergroße Diogenes-Bescheidenheit — mein Diner nur von einem irdenen Teller einnehmen zu wollen!?...“

Wahrhaftig, ich muß die Feder hinlegen und zeuig und tiefbeschämt an meine jungzeitige Brust schlagen .... Und Wer mit einer großen Reisnachbrille auf der dicken Sammetnase, eine Hagedorn'sche Kommahitze meines Busichen auf dem eckigen Kopf und eine lange kalte Soldatenpfeife zwischen den Zähnen, und Pitt mit einer Haberstroh-Cigarre, und Waldine, die sich noch nicht zum Rauchen emancipirt hat und sogar Schnupftabak verabscheut, sitzen seit einer halben Stunde schon wie ausgestopfte — egyptische Sphinxe neben meinem Schreibtische und lauschen andächtig auf das Knirschen meiner Feder .... Aber jetzt, da ich selber noch zerknirschter als meine Feder an meine Brust schlage, da nicken sie alle drei gedankenvoll mit dem Kopfe und grunzen leise dazu, als wollten sie sagen: „Ja, Mensch, Mensch! — und bist Du selbst königlich preußischer Major — Du bist doch nicht der größere Sünder auf Deinem Herzen, als wenn Du sagen einen unschuldweißen Porzellanteller .... Und wenn wir drei auch nicht ganz so tugendhaft sind, wie jener Spitzer, der außerdem nur noch den einen Fehler hatte: trockenes Brod zu verabscheuen, wenn es nicht mit einer menschlichen Butterlage bestrichen war, so kennen wir sogar bis auf wieder zwei Beutelthierchen oder ein Mäuschen nicht gut liegen lassen können, wenn es auch nicht für uns sorgt ist: — so denke, Mensch, an das alte spanische Sprichwort: Es trägt der Magen das Herz — das Herz nicht den Magen ....“

Doch, da werden wir alle Vier plötzlich in unseren menschlichen und hündischen philosophischen Gedanken wie durch eine elektrische Batterie oder einen aufgeklappten Pulverthurm unterbrochen .... Fräulein Adelgunde von Zirbelnitz, eine allerliebenste junge Dame zwischen 30 und 40 — (um nicht der Indiscretion beschuldigt zu werden, wenn ich ihr wahrheitsgetreu hinschriebe: 39 Jahr 7 Monate und 23 Tage alt) — die mit einer Rähmaschine, zwei Canarienvögeln, fünf Brautjungfernlöffeln, einem Kater und einem Klavier — (letzteres ebenfalls bod in den Neununddreißigern) — in ein Zimmer über mir bewohnt, beginnt soeben mit ihrer lautesten, gefühlvollsten und schrillsten Stimme ihr Lieblingslied bei rasselnder Klavierbegleitung zu singen:

„O Robert, Robert, Ungerrann,
Komm, lindre meinen Schmerz,
O möcht' mein sehnend Feuer
Erweichen Dein eisiges Herz ...“

Doch so weit bekommen wir es heute nicht zu hören. Schon bei den ersten Tönen ist in meine drei Hundesphinxe mit wunderlichen Leben gekommen — sie legen alle drei ihre Köpfe ein wenig schief in den Nacken und die Ohren platt zurück und beginnen ein markdurchdringendes Heulterzett ....

„Recht so, Kameraden, heult den ungetreuen Robert mal wieder gründlich nieder — dann wird die liebe Seele wohl wieder auf acht Tage mit ihrem Sehnsuchtsfeuer Rube haben — wenigstens in den Stunden, wo mir Bier zu Hause sind ...“ und ich öffne die Stubenthür und meine Bierbeiner sind in drei Sätzen oben vor der Thür von Fräulein Adelgunde von Zirbelnitz und heulen und heulen so schauerlich und gefühlvoll, daß die mittelalterliche Sängerin mitten in der zweiten Strophe an das männliche eisherzige Ungeheuer abbricht und flirrend das Klavier zuschlägt ....

Ja, auch in unserem Hab gegen viele und schlechte Klavierspielerei, sowie gegen heiratsblödle alte Jungfern, Manzen und sonstiges Ungeziefer, gegen schlechte Cigarren- und Patchouli-Dorfs stimmen Wer, Pitt, Waldine und ihr alter Major mertwürdig überein.

Wie oft habe ich schon bei den ersten Schmerzenstönen über den ungetreuen Robert aus vollem Herzen mit Auerbach gewünscht und — gesucht:

Katzdärlchen in die Klaviere!

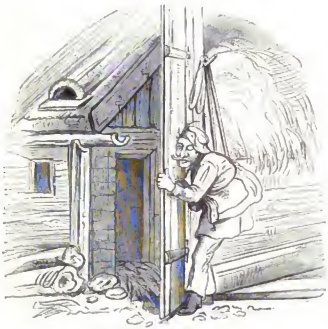
— bis meine stimm- und lungenbegabten Kameraden mich bombopathisch — aber in Riesengaben — von der Hauptlage wenigstens zeitweise befreiten. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der überlistete Bauer.

Originalzeichnung von M. Haider.

II.



Um day der Bauer nöcht fehlt.
Der Jäger jetzt das Thor so stellt.
Dah es spert offen angalweit
Der Kugel kein'n Zoll breit weat.

Jetzt kommt der Bauer tückisch hiess'n
Siecht nicht, ob's zu ist oder off'n,
Nachi Hoffnung groß auf den Gewinn
Und schrijt nun auf das Thor zuga hin.

Der Jäger war zu einem Ku
Bei der Scheuer, und macht 's Thor schnell zu,
An diesem fand man keinen Schuh
Mein Bäuerlein jetzt bezahlen muß.

Die zwei hab'n erst um Mitternacht
Dem Eimer seinen Garaus g'macht
Am Heimweg sich dann noch erzählt
Wie leicht der Mensch das Ziel verfehlt.

Digitized by Google

Das Herz.

Eine uralte einfache Geschichte in mannigfachen neuen Kapiteln.

Von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

„Du hast mir noch nicht Alles gesagt.“

„Es bleibt nicht viel übrig, freilich ist's die Entscheidung. Die Eltern Valeriens dachten Anfangs unsere Verbindung rasch zu schließen und zwar noch in den letzten Tagen des Carnevals. Ich erwirkte einen Aufschub, man bestimmte einen der ersten Tage nach Ostern, ich bekämpfte auch dies Project und verlangte die Festsetzung der Hochzeit auf den vierzehnten Tag nach meinem Geburtstage. Dies dem sonstigen Drängen eines feurigen Bräutigams so entgegengesetzte Benehmen mußte natürlich befremden. Den Beweggrund wollte und konnte ich nicht verrathen, der überaus praktische Banquier hätte mich verrückt geschelten. Valerie selbst hätte mir sicher gezürnt, daß ich die Vollendung unseres Glückes eines so nichtigen Beweggrundes wegen hinausschiebe. Die hätte vielleicht einen Triumph darin gesucht, dasselbe zu überwinden. Ich wollte mich all dem nicht aussetzen und schwieg. Hellfried wollte sich von dem Stande der zukünftigen Heimath seiner Tochter überzeugen, er äußerte immer wieder die Absicht nach Neuhaus zu gehen — ich hinderte ihn daran. Er erkundigte sich nach den Verhältnissen, ich gab ihm ebenfächliche Antworten, daß mußte er von anderen Seiten zufriedenstellende Auskunft über den Ertrag und Werth von Neuhaus erhalten haben. Er mannte mich vor Doktor Rabodski und forderte mich auf, doch ein wenig selber in die Dinge zu sehen, und machte mir scherzweise den Vorwurf, ich sei zu sehr Grand-Seigneur. Ich ließ ihn reden, ich überlegte mich beinahe ein Lächeln, wenn ich daran dachte, wie wenig Hellfried seinen Mann kannte. Aber bat wohl weniger Anlage zum Grand-Seigneur als ich?“

„Nun etwas ist allerdings daran, Freund Ruppert. Unser Einer aus der großen Schaar hätte vielleicht nicht so delicat, so feinfühlig gehandelt, aber dafür auch practischer. Der Aristokrat sieht in die Tiefe.“

„Und das behauptest Du? gerade Du? Nein, Jeno, das ist nicht Dein wahres Gesicht. Du kennst zu gut meine Gesinnungen und wärst längst nimmer mein Freund, hätte mein Herz sich gewandelt und den alten Vorurtheilen sklavisch sich gebeugt. Es ist nicht recht, daß auch Du mir Vorwürfe über meine Handlungsweise machst, von Dir hoffte ich besser verstanden zu werden.“

„Ahst Du jetzt nicht wie Immermann's Emerentia ...“ versetzte Jeno mit gut gemeintem Spotte ... „und ich bin Dein Buttervogel; aber sei ruhig, Vorwurf mache ich Dir keinen, weil ich weiß, daß Du heute ganz genau ebenso zum zweiten Male handeln würdest — das liegt also tiefer bei Dir und ist deshalb incurabel. Mag Dich deshalb auch gerade nicht weniger, ja, ich weiß sogar nicht, wie es zugeht, aber Deine Eigenheiten haben gerade am meisten Anziehungskraft für mich. So und nun da ich Dich mit mildem Ostse gelaßt, darfst Du ohne Bedenken wieder in Gang gerathen, denn die Spannung ist meiner Constitution entschieden schädlich.“

„Du weißt ja den Ausgang.“

„Bah, sei nicht verstimmt, ich will auch die Entwickelung lennen.“

„Ich hatte die Familie meiner Braut ...“ nahm Ruppert den Faden wieder auf, doch nicht ohne bei dem letzten leiser getrocknenen Worte etwas zu stocken ... „nach Ostern begleitet, und je näher der Zeitpunkt unserer Verbindung kam, desto leidenschaftlicher glühte in mir das Verlangen nach unendlicher Glückseligkeit auf. Ich lebte in einem Fieber. Vor einer Woche brach ich von Zichi auf und richtete meine Reise derart ein, daß ich am Morgen nach meinem Geburtstage in Neuhaus eintreffen mußte. Keine Stunde war Aufaug dieser Frist, die mich zum unbeschränkten Herrn machte, wollte ich das Schloß betreten. Schon vorher hatte ich den Curator avisirt, daß für diesen Moment Alles zur Uebergabe bereit gehalten werde. Die kurze Zeit bis zur Trauung sollten mir genügen, Neuhaus zum würdigen Empfange meiner Gattin in Stand zu setzen. Alles war schon bestellt und angeordnet, da daß die Handwerker mit mir zugleich eintreffen mußten. Nun die mächtige Ueberraschung magst Du Dir selbst ausmalen, die meiner wartete.“

„Ich las nur so viel in der Zeitung, daß Doktor Rabodski, der zum Verwaltungscurator des jungen Grafen M. bestellt war, mit Hinterlassung bedeutender Defecte verschwunden sei. Natürlich wußte ich nicht, daß das M. Morsaz bedeute, und fragte auch nicht, da mich die Affaire wenig interessirte.“

„Diese Notiz sagte Dir das Allgemeine. Mit dem Curator war auch der Verwalter und alle Bücher verschwunden. Die beiden Schurken hatten so wenig Mühe darauf verwandt, die Indicien zu vermischen, daß nicht einen Augenblick lang der geringste Zweifel an der verbrecherischen Flucht blieb, die sie schon drei Tage vor meiner Ahreise in Scene gesetzt hatten. Auf meine Anzeige wurde sogleich nach allen Richtungen telegraphirt, ich zweifle an einem Resultate, der Vorsprung ist zu groß. Beide sind gewiß schon auf den Meere, sie hatten Alles klug genug eingerichtet und von Anfang an mit eiserner Consequenz auf ihr Ziel losgearbeitet. Ich will nicht ins Detail geben, es wird Dir genügen, wenn ich Dir sage, daß sie meine gesetzlich ausgestellte Vollmacht so weit mißbrauchten, die Güter mit den schwindelhaftesten Hypotheken zu belasten, daß kaum ein kleiner Rest aus dem gänzlichen Verkaufe der grenzenlos vernachlässigten Güter übrig bleiben würde. Kaum verbreitete sich die Nachricht, so fielen alle Gläubiger über mich her und kündigten einstimmig die Kapitalien. Es deputirte leiner achtundvierzig Stunden dazu. Gleichzeitig trat auch die Baronin Rottenkau für ihre Kinder mit ihren Ansprüchen auf. Das Alles ging in namenloser Hast, als hätten sie alle schon auf den Moment gewartet und sein Eintreten mit Sicherheit vorausgewußt. So bin ich denn ein Bettler, weniger als das, — selbst verauft, betrogen und doch gleichsam ein Betrüger, denen gegenüber, die in den Ruine ihre Deckung nicht finden sollten.“

Jeno war von seinem Stuhle aufgesprungen und ging tief aufgeregt in der Stube hin und her.

„Das ist aber eine ganz niederträchtige Schurkerei ...“ rief er mehrere Male aus, ehe er nur so weit beschwichtigt war, um auf die Einzelheiten und die zu ergreifenden Maßregeln zurückzukommen.

„Das ist Alles nutzloses Bemühen ...“ wies Ruppert die verschiedenen Vorschläge seines Freundes zurück. „Es ist Alles unaufführbar; an eine Wiedereinbringung der beiden Betrüger ist kaum zu glauben und in anderer Weise ist an kein Aufkommen zu denken, Neuhaus wird auf den Ausstrich verlauft — ein Ausgleich ist eine Unmöglichkeit.“

„Armer Freund ...“ sagte Jeno und seine Stimme hatte einen ungewöhnlich weichen Klang, als er zu Ruppert herantrat und ihm die Hand auf die Schulter legte ... „armer Freund — Dir ist hart mitgespielt, aber halte den Kopf hoch, Du bist ja gewöhnt zu arbeiten, versuche es nur einmal, es ist so übel nicht, wenn wir und die Arbeit kennen lernen, wenn sie auch den Zeitvertreib strenger Ernst wird. Glaube mir, dann erst gibt sie uns volle Befriedigung, füllt unser Dasein aus und mit dem Selbstbewußtsein kehrt dann auch die aufrichtige Achtung vor dem thatkräftigen Volke bei uns ein. Bisjetzt hattest Du dasselbe nur in Protection genommen, von nun an gehörst Du selbst dazu. Ich begrüße Dich als Einen aus der ungeheueren Majorität der Menschheit, die ihren Verpflichtungen nachkommt, nämlich durch Arbeit sich vorwärts zu ringen, sich selbst und die Menschheit; und in diesem Sinne möchte ich das alte französische Prowerbe umkehren, es ist arg mißbraucht, dieses „Noblesse oblige,“ — lehren wir es einmal um und sagen wir Lohnigation anoblit, die Pflicht adelt, das heißt: infofern wir sie erfüllen. Laß Dich nicht niederdrücken, Freund, ein neues Leben beginnt, jeder Verlust läßt sich wieder ersetzen.“

„Diese recuinirten Vertuhe sind es auch nicht, die mir so nahe gehen ...“ versetzte Ruppert topfschüttelnd ... „es ist der weit größere, der barauf ertuhdt und den mein Herz eint.“

„Menich, Du bist ein Weichling!...“ rief Jeno heftig ... „wenn Du Dir die Trennung von einem Weibe zu Herzen nimmst, die Dich verlassen konnte, weil Du Dein Vermögen verloren hast. Ihre Pflicht wäre es gewesen, um so fester und treuer an Dir zu halten. Das fahren bin!...“

„Nicht so ...“ unterbrach ihn der Freund ernst, doch ohne Unmuth ... „Du thust ihr Unrecht und schätzest den Charakter dieses Mädchens zu gering. Es mußte eben so kommen, vielleicht trage ich nicht den kleinsten Theil der Schuld.“

„Ist dem so, dann bereue und suche die Verbindung.“

„Nimmermehr, ich müßte mich selbst verlieren. Sieht Du genauer in den Hergang, wirst Du mir wohl selber zustimmen. Höre mich an und dann urtheile. Mein erster Gedanke, nachdem ich zu mir kam, war an meine Braut; ein leises Bangen wollte mich beschleichen, aber ich verbannte es mit Gewalt. Wohl war sie in der letzten Zeit stiller, zerstreuter geworden, manchmal weinte sie auch sogar beklommen, auch blickte gegen mich, aber an ihrem edlen Herzen wollte ich nicht zweifeln. Es stand fest in mir, sowohl ihr als ihrem Vater das Wort zurückzugeben, das war ich mir schuldig und erst wenn sie diese Zurückgabe nicht annahmen, wenn die veränderten Verhältnisse keinen Umschwung in ihren Gesinnungen hervorbrachten, dann erst konnte ich mich des Rechtes mit voller Entschiedenheit, mit vollem Rechte erfreuen. Es drängte mich diese Last von mir abzuwälzen und mich von den qualenden, wenn auch noch so leisen Zweifeln zu befreien. So ließ ich denn durch den Telegraphen den Tag meiner Ankunft melden. Ich war freudig überrascht, als mich meine Braut schon auf dem Bahnhofe in Odmunden erwartete, als sie so fest und sicher den Liebe und Treuhahme, denn wie ich aus der Begrüßung von Valeriens Mutter entnahm, war ihnen der Schlag, der mich betroffen hatte, schon bekannt, Hellfried hatte ihnen die Nachricht mitgetheilt. Daß man mir trotzdem entgegengekommen war, erfüllte mich beinahe mit Dank, daß es doch wie ein Zeugniß dafür war, daß sich in unseren gegenseitigen Beziehungen nichts geändert habe. Ich nahm es mit stiller Wonne hin. Ich war mit dem Abendzuge angelangt und Frau von Hellfried wollte nicht in der Nacht heimkehren und gedachte überhaupt am anderen Tage, also heute, noch einen kleinen Ausflug an den Ossensee zu unternehmen. Ich war mit Allem einverstanden. Der See lag so süß und einladend in seinem malerischen Bette, daß ich eine Spazierfahrt auf demselben vorschlug. Valerie war sogleich einverstanden

Digitized by Google

und ich beforge den Kahn; im entſcheidenden Augenblicke aber ſaut ihrer Mutter und Schweſter der Muth und ſtatt uns zu begleiten, entſchloſſen ſie ſich den Kalvarienberg zu beſteigen, nachdem ſie uns noch beſchworen hatten, nur ja nicht zu tollkühn zu ſein und immer recht nahe am Ufer zu bleiben. Valerie und ich, wir fuhren in den See hinaus; — es war eine Fahrt in die Unterwelt.“

Ruppert hielt einen Moment inne, dann fuhr er mit gepreßter Stimme fort:

„Sobald wir allein waren, trat eine eigenthümliche Spannung zwiſchen uns ein. Ich ſuchte nach der Form meiner Mittheilung und Valerie ſah mich, je länger das Schweigen währte, um ſo beſtrembeter an. „Valerie,“ ſagte ich, „unſer Hochzeitstag wird wohl abermals verſchoben werden müſſen.“ Ich ſagte es zaudernd und bewegt, wie wir als kleine mich ein Donnerſchlag, da mir bitter und ſcharf die Antwort wurde: „Ich hatte es ja erwartet!“ — Das war liebloß und berührte mich ſchmerzlich, doch ſuchte ich wenigſtens äußerlich meine Ruhe zu bewahren, ich erklärte ihr, daß ich dieſes neue Verſchieben gewiß am meiſten bedauere, aber daß eine Werbung eingetreten ſei, wie ſie ja ſelbſt wiſſe, das Alles erſt klar werden müſſe und daher auch die Verbindung wenigſtens ſo lange vertagt werden müſſe, bis die Geſchäftsverwickelung, wie es ihr Vater nennen würde — gelöſt ſei. Noch erbitterter als die erſte Antwort war die zweite: Sie ſei der Meinung, ich betrachte überhaupt dieſe ganze Affaire — unſere Verbindung nämlich — nur als ein Geſchäft! Du kannſt Tir denken, Jeno, wie mir das Blut zum Herzen ſchoß. Mir, mir eine ſolche Antwort — eine ſolche Ausdeutung meiner teinſten Gefühle, ein ſolch verleumderiſches Unterſchieben von Motiven, das war zu viel! In bewußten Augenblick, in dem ich bereit war, auf Alles zu verzichten und ihr das Wort zurückzugeben, einer ſchmählichen, niedrigen, verdächtigen eigennützigen Berechnung gezieben zu werden — von ihr ſelbſt gezieben zu werden, das war härter als der Tod. — Das war das Mädchen, das ich über Alles liebte, deſſen Glück mir das Theuerſte auf Erden war — — — wah!...“ unterbrach er ſich herbe auflachend ... „wozu die Emotion? Das Pflänzlein Wunderlich iſt mit den Wurzeln ausgeriſſen und — vielleicht iſt's beſſer ſo. —“

Ruppert athmete tief auf und führte ſeine Erzählung von da ab raſch, beinahe in barſem Tone zu Ende, während der Freund mit unendlich geſpannter Aufmerkſamkeit lauſchte.

„Ich gab ihr dann ihr Wort zurück, ich habe wohl auch keine ſüßen Worte dabei gebraucht, dann ſagte ich ihr, nach Allem dürfte es wohl das Beſte ſein, wenn wir beide auseinandergehen. Nun auch ſie fand das ganz natürlich. „Darum nicht,“ gab ſie mir zur Antwort — Du hörſt, es ging Alles glatt ab; als wir wieder aus Land ſtiegen, war die Operation vollzogen, wenn nicht ſchmerzlich, ſo doch ohne weitere Gefahr. Noch bis zum Gaſthofe führte ich ſie, dann zog ich höflich den Hut und vorüber war's. Dem Kellner trug ich auf, Frau von Hellfried von einem Unwohlſein zu berichten, das mich befallen habe, das Uebrige überließ ich Valerie. Heute Nacht heilte ich dem Banquier in einem kurzen, aber rückſichtsvoll gehaltenen Briefe die Bewegarde mit, die mich veranlaßten zurückzutreten. Der Brief kommt mit ihr gleichzeitig an, — und ſo iſt's vorbei.“

„Und ſie hat Dich ſchon geliebt?...“ fuhr Jeno plötzlich aus ſeinen Gedanken auf, in die ihn die Mittheilung verſenkt hatte.“

„Ich habe es wenigſtens geglaubt.“

Bei dieſer Antwort flog ein helles Roth blitzaleich über Ruppert's Wangen und Stirn, das jedoch ſogleich wieder erloſch, doch genügte es, um Jeno einen Blick in das Herz ſeines Freundes zu gewähren, auf deſſen Antlitz ein Blick ſchaarf prüfend verweilte.

„Dann iſt mir Alles viel räthſelhafter, als ehe ich Deinen Rapport gehört...“ ſagte er nach einer Weile ... „es erſcheint mir das Gange wie ein rieſiges Mißverſtändniß, deſſen einziges mitwoolpiſches Samenkörnchen ich nur nicht gleich zu entdecken vermag.“

„Da kann kein Mißverſtändniß obwalten, es iſt Alles nur allzu klar ...“ erwiderte Ruppert mit grenzenloſer Bitterkeit ... „Ich habe eben ihre Liebe nicht zu bewahren gewußt.“

„Das alte Mißtrauen in Dich ſelber — nein, nein, da ſteckt etwas anderes dahinter.“

„So müßte ich ihr zu ſelbſt niedrige Motive zuſchreiben.“

„Nein, da haſt Du ganz Recht. Ich ſah ſie mit lange an heute auf dem Stiffe, noch ehe ich wußte, wie nahe mir das Mädchen ging. Da hab' ich ſie ohne Vorurtheil betrachtet, dieſes Geſicht, dieſes Auge lügt nicht. Der Ausdruck war Schmerz.“

„Du ſagſt, ſie war traurig?“

„Nein — nichts von Traurigkeit lag in ihrem Weſen — der Schmerz ſagte ich, der übermächtigere, imponirende, ſtolz getragene Schmerz — das iſt ganz etwas anderes, Freund. Eine Ehrenſchuld iſt nicht traurig. Mir iſt, als müßte ſich da eine Löſung finden, wenn Du nur einen Schritt —“

„Ich habe den allerletzten gethan ...“ fiel ihm Ruppert entſchieden ins Wort ... „willſt Du mein Freund bleiben, ſo verſuche nicht mehr mich zu etwas Unwürdigem zu bewegen.“

„Was aber ſoll weiter werden?“

„Du willſt ja mit mir nach Weißenbach.“

„Und dann, was willſt Du dann thun?“

„Du fragſt und baſt mir doch ſelbſt den Weg gewieſen. Einen Moment noch ſaß mein Herz, es muß ausruhen, es muß ſtille werden und dann — an die Arbeit!“

V.

Noch ein gelehrtes Kapitel.

„Das Alles kommt mir ſehr der Cuere, ich geſtehe es, aber was iſt da zu machen ...“ ſagte der Banquier von Hellfried am anderen Morgen zu ſeiner Gattin, mit der er ſchon eine ganze Weile über die ſo plötzlich in die Brüche gegangene Hochzeit beſtürzte.

„Ich begreife das Kind nicht ...“ jammerte die gute Frau ... „ich begreife es nicht — ich habe ſchon mit Valerie geſprochen, aber ſie will auch nichts mehr davon hören, obwohl ich ihr geſagt, daß ſich gewiß Alles arylanien laſſe. Sie ſagt nur immer, es iſt vorbei. Die ſchöne Partie und alle Wäſche und alles Silberzeug iſt nun ſchon mit der ſchönen Grafenkrone gezeichnet.“

„Da brauchſt Du jetzt nicht darum beſorgt zu ſein. Höre Alte, es iſt nicht Alles aus damit und eine Tochter vom Hauſe Helfried, die kriegt zehn Grafen für einen.“

Das kleine runde Männlein mit dem künſtlich überſirnirten Kahlkopfe war die Giaceure zum offenen Fenſter hinaus und ſprang ſelbſt lebhaft aus dem geſchmackvoll gebauten Fauteuil empor, in dem er behaglich geruht hatte.

„Will ſie nicht ...“ fuhr er lebhaft geſtikulirend fort ... „ſo will ſie nicht, und damit iſt ihre Sache, ich zwinge meine Kinder nicht, das iſt mein Grundſatz, dafür habe ich mich mein ganzes Leben lang geplagt und geſchunden, daß ſie mit ihrem Herzen thun können, was ſie wollen. Sie ſollen die Früchte meiner Arbeit genießen.“

Er hatte dieſe Aeußerung mit ebenſo viel Gutmüthigkeit als Selbſtbewußtſein gethan, und man hat, daß ſie ihm gelaufig war, wie ein Grundſatz, den man bei jeder Gelegenheit mit beſonderer Vorliebe paradiren läßt. Der Banquier war ein Mann, der ſeine Stellung — wenigſtens zum größten Theil ſich ſelbſt verdankte. Zwar beſtand das Geſchäft ſchon von ſeinem Vater her, doch hatte erſt der Sohn die beſcheidenen Verhältniſſe durch ſeinen ſcharfen Verſtand und ſeine große Schlauheit abgeſtreift und durch raſtloſe Thätigkeit ein bedeutendes Vermögen erworben. Gleich den meiſten Männern ſeiner Art gnälte auch ihn die kleinliche Ambition nach äußerer Auszeichnung, nach Standeserhebung, nach Aufnahme in die exkluſiveren Kreiſe der hohen Ariſtokratie, und äußerte ſich in den letzten Monaten ſorgen einer ungbegrenzten Hyperlovalität. Dieſer wiederholt und auffallend, ſelbſt mit ſcheinbaren Opfern bethätigten Hingebung wurde denn auch die verdiente Anerkennung und das Glück ſenkte ſich zweimal bei außerordentlichen Anläſſen auf das Haus Helfried herab, indem ſein Chef geadelt und mit einem Orden geziert wurde. In neuſter Zeit war er ſogar von einem kleinen Staate zum Conſul ernannt worden und im Beſitze dieſer Stellung blühten ihm noch mancherlei Ehren und Auszeichnungen in der Zukunft. Herr von Helfried hatte nun ſo ziemlich den Gipfelpunkt ſeiner Wünſche erreicht und genoß ſein Leben in ruhiger Behaglichkeit, ohne ſich um das Geſchäft und den Laden zu laſſen. Mit dem Grundſatze über die Freiheit der Wahl ſeiner Töchter war es ihm vollkommen Ernſt, denn er liebte ſeine Kinder mit mehr Schwäche als Vernunft; doch gang im Geheimen hegte die Hoffnung in ihm, dieſe Freiheit werde nicht mißbraucht werden, ſondern die Wahl im Ganzen nach ſeinem Wunſche ausfallen.

Das war denn bei Valerie in der That eingetroffen, und der Banquier wie ſeine Frau wiegten ſich in ihren ſtolzen Gefühle, einen echten und richtigen Grafen zum Schwiegerſohne zu erhalten; ſo konnte Herr von Helfriſch ſich weit leichter in den Plan ſeiner Gattin eingeben, die für eine Verbindung ihrer jüngeren Tochter mit dem einzigen Kinde ihrer „innigſt geliebten theueren Jugendfreundin“ ſchwärmte, um ſo mehr, da dieſes einzige Kind zugleich der Sohn einer wiſſenſchaftlichen Celebrität war und dieſe Verbindung alſo doch in einer Weiſe gewiſſermaßen Glanz auf das Haus Helfriſch zurückſtrahlte, es war Doktor Max Bogner.

Nun da ſchon Alles dem Ziele nahe war, nun kam mit einem Male, gleich einer platzenden Bombe, Ruppert's Brief, und um den Reh vollkommen unbeliebter zu machen, bemühte gleichzeitig die ernſte und entſchiedene Erklärung Valeriens, daß Alles abgethan und zu Ende ſei und man ſie mit näheren Erörterungen verſchonen möge, wenn man ſie liebe. Einer ſolchen Appellation konnte weder Vater, noch Mutterherz widerſtehen. Doch ſie ließ es beiden nicht leicht, auf ihren Plan zu verzichten.

„Aber mit nur um den Jungen leid — ja ſo ...“ unterbrach Herr von Helfried den kaum erſt begonnenen Satz ... „um den Herrn Grafen, wollt' ich ſagen. Er wäre mir ſo ein Schwiegerſohn ganz nach dem Herzen geweſen. Vornehm, jeder Zoll ein Graf und doch liebenswürdig dabei und nicht im Geringſten ſtolz, von dem unſinnigen Dünnen und doch von dem neueſten Wiſſen, aufgeklärt und talentirt. Ein Mann von Vergangenheit und von Zukunft, ſo was ich einen Mann alter Zeit nennen möchte. Gelehrter und Cavalier — Cavalier durch und durch, ſogar ein bischen allzu ſehr, wie's die jetzige Affaire wieder zeigt —

Digitized by Google

aber das muß sich noch einrichten lassen. Bah, ich hätte ihm das Geld gegeben auf Neuhaus und er hätte es aus Neuhaus wieder herausgeholt."

„Du meinst also, daß er ohne dieses ruinirt ist?"

„Ruinirt? — ein Mann wie er ist nie ruinirt, übrigens ehe Alles rein abgewickelt ist, kann man da kein rechtes Urtheil abgeben. Bei Gott! ich bin noch immer bereit ihm das Geld zu geben, wenn er auch nicht mein Schwiegersohn wird, aber er wird's nicht nehmen wollen und das ist ärgerlich, denn in der That werden sie sagen, der Hellfried ist ein Filz, er hat die Heirath rückgängig gemacht, weil den Grafen ein Unglück getroffen hat, und Du wirst sehen, man läßt uns das merken, das verdrießt mich und ich gäbe ein schön Stück Geld dafür, wenn es mir gelänge, die Sache zu ändern. Aber freilich bei Valerie darf man damit nicht ankommen. Ich thue meinen Kindern keine Gewalt an, sie sollen vollkommene Freiheit haben in der Wahl — —"

„Da kommt unser Rath Bogner ..." unterbrach ihn seine Frau, indem sie durch's Fenster auf die parkartigen Anlagen hinaussah, welche die Villa umgaben.

„Der kommt mir jetzt gerade auch unbequem ..." rief der Banquier verdrießlich, indem er sich eine neue Cigarre anbrannte.

„Aber, lieber Hellfried, Du weißt ja. Ich bitte, empfange beide nur recht artig. Es war gestern so liebenswürdig von ihnen; sie können ja nichts dafür, daß — — und soll auch dieser Eidam noch — — meiner Freundin einlass — —"

„Na, ich bitte Dich, schwäze mir nur den Kopf nicht voll, es ist schon gut ..." schnitt der Banquier kurz ab und öffnete die Thüre, welche auf die Veranda hinausging, um die beiden Besuchen schon von weitem zu begrüßen.

„Charmante Villa, gratulire, Herr von Hellfried ..." kam ihm der Rath Bogner entgegen . . . „Villa urbana zum Unterschiede von villa rustica, wo der villicus sich aufhielt, die also nur zum ländlichen Gebrauche war und etwa unserem heutigen Meierhofe entspricht, und der villa fructuaria, wo die Früchte aufgehoben werden. Ich kann mich der Ansicht des M. T. Varro nicht anschließen, der es in seinem de re rustica von villa — — führen, tragen, bringen, ableitet, weil eher noch von villis — wohlfeil, gemein, gering, schlecht."

„Wie meinen Sie? wohlfeil?..." fragte der Banquier, der im Geiste überschlug, was ihm die Villa, die sein Stolz war, gekostet haben mochte und dessen Gesicht sich bei den etymologischen Auseinandersetzungen des deutschen verdüsterte.

„Ja, gewiß wohlfeil, weil deren Erbauung eben nicht so hoch kommt, als die eines Hauses in der Stadt, und weil es ursprünglich wohl nur gemein, schlecht, also villis — — — Ah! recht guten Morgen, freundliche villica ..." wandte sich der Rath jetzt an Frau von Hellfried, die er mit seinen blöden Augen nicht früher ersehen hatte.

„Immer scherzhaft, Herr Rath ..." lächelte die Angeredete bald verlegen . . . „aber eine recht hübsche Abkürzung für Wilhelmine, ich kannte sie noch nicht, gebrauch sie vielleicht Ihre Frau, meine innigst geliebte Freundin."

Der Rath rih die Augenbrauen gewaltig in die Höhe, so daß sogar seine weit abstehenden Ohrmuscheln einen Ruck dadurch erhielten, indeß seine untere Kinnlade verblüfft herabfiel und den Mund weit öffnete.

„So — ja so — ja — ja freilich ..." stotterte er dann mit einem gezwungenen hölzernen Lachen, bald aber sogleich wieder bedrend seinen Zeigefinger mit dem großen Siegelring . . . „nein, meine Gnädige, villica sehen Sie, kommt eben von villa — villeus, wird selbst von Cato gebraucht und will sagen: die Wirthschaftsbesorgerin des Landgutes, die Meierin oder auch des Meiers Frau."

Nun war an Frau von Hellfried die Reihe ihr Lächeln fallen zu lassen, da es ihr doch schwerlich weiter als frei die Anrede nicht eben besonders schmeichelhaft. Der Banquier, der seine Zimmermühe nicht bei sich hatte und dem das Stehen im Zuge der offenen Thüre nicht eben statt zusagte, nöthigte die beiden Gäste ins Zimmer.

„Es freut mich recht sehr, wenn Ihnen mein Tusculum gefällt, aber wollen Sie es nicht auch innen ansehen."

„Tusculanum, meine Freund ..." berichte sich der Rath, indem er der Einladung Folge leistete, zu corrigiren . . . „Tusculum ist nur sächlich gebraucht. Tusculum ist das Diminutiv von tus, Weihrauch, wie Sie im Plautus lesen können, oder auch eine alte Stadt in Latium, das heutige Frascati und von diesem letzteren daher tusculanus aus Tusculum, dahin gehörig, tusculanisch daher; aus tusculanum, abgekürzt: tusculanum, ein Landgut dabei, wie auch Cicero hatte, wenn Sie wollen eine Villa, wie diese hier, daher auch quaestiones tusculanae, die auch Cicero selbst disputationes tusculanae nennt, weil sie daselbst angestellt wurden; so heraus ich mich denn in der Schreibart auf Cicero selbst."

„Ganz richtig, ganz richtig, Tusculanum ..." stimmte der Banquier eifrig bei, der nicht gern an seiner classischen Bildung zweifeln lassen wollte.

Der Rath war offenbar noch in der Stimmung in seinen etymologischen Excursionen fortzufahren und auf die allgemeine Murrel tus, sammt allen ihren Generationen zurückzukommen, als ihm ein heftiger Hustenanfall seines Sohnes das Wort abschnitt.

„Ach, der liebe Max kann gewiß den Tabaksrauch nicht vertragen ..." rief Frau von Hellfried in ihrer Besorgniß um das „einzige Kind ihrer innigst geliebten theuerten Freundin" aus.

„Ja, warum haben Sie das nicht gesagt?..." entschuldigte sich der Banquier, der seine derrlich brennende Pavos mit einer wahren Märtyrermiene anjah und sich nur zögernd entschloß, sie bei Seite zu legen und so unverantwortlich auch zu verderben . . . „ich konnte nicht ahnen, der Tabak ist heut zu Tage so verbreitet und ein so unschädliches Kraut — —"

„Sagen Sie das nicht ..." nahm der blonde Jüngling mit dem Doktorbute beinahe feierlich das Wort auf . . . „ich würde dieses „unschädliche Kraut," wie Sie es zu nennen belieben, nie Jemandem erlauben, wo auch immer seine Gesundheit meiner Obsorge anvertraut. Die Nicotiana von Nicot, der ihn 1560 nach Frankreich brachte, so genannt, enthält außer einem flüchtigen Oele zwei tödliche Gifte — ein flüchtiges Alkali, das Nicotin, und ein empyreumatisches Oel. Das Nicotin ist so wirksam wie Blausäure, ein einziger verdunsteter Tropfen beschwert das Athmen in einem Zimmer schon bedenklich. Das empyreumatische Oel aber, welches sprecell beim Verbrennungsprocesse erzeugt wird, gleicht sehr nahe jenem des giftigen Fingerhutes, der digitalis purpurea. Bringt man einen Tropfen davon einer Katze auf die Zunge, so geräth das Thier sogleich in Zuckungen und ist in zwei Minuten todt."

„Sieht Du, sieht Du, Hellfried ..." jammerte seine Frau . . . „ich beschwöre Dich immer, Du selbst nicht so viel rauchen, Du wirst Dich noch vergiften mit dem empiriatischen Oele."

„Ich bin ja keine Katze ..." widerlegte der Banquier verdrießlich.

„Auch die Menschen werden davon angegriffen und zwar in hohem Grade ..." setzte Max nun um so eifriger fort. . . . „Je rascher das Blatt verbrennt und der Rauch eingezogen wird, und je mehr Sie den Speichel zurückhalten, desto mehr Gift ist gerath in Ihren Mund, daher leben auch Leute, welche an starke Cigarren gewöhnt sind, in einem beständigen Zustande der Betäubung und narkotischen Trunkenheit."

„Aber davon weiß ich doch gar nichts, und rauche doch lange genug."

„Die Folgen bleiben nicht aus, auch die stärkste Gesundheit muß unterliegen werden, denn der Tabak stört die Assimilationsverrichtungen, besonders was die zuckerartigen Stoffe betrifft, das übe Aussehen solcher Raucher und die dunkle oder auch grünlich gelbe Färbung ihres Blutes beweist es. Woher auch käme es, daß das Rauchen Uebelkeit, Erbrechen, allgemeines Zittern, Krämpfe, Betäubung, Lähmung, ja selbst den Tod hervorbringt? Ja, selbst den Tod, Herr von Hellfried, ich meine es gut mit meiner Warnung, denn die Wissenschaft kennt Beispiele, daß Menschen sich durch das Rauchen von 17—18 Pfeifen auf einem Sitz selbst tödteten."

„Aber, mein Gott, das brächte ich ja gar nicht zu Wege, und dann rauche ich niemals auf einer Pfeife."

„Um so schlimmer, Herr von Hellfried, denn der Gebrauch der Cigarre zieht nur allzu häufig die gefährlichsten krebsartigen Uebel des Mundes nach sich, denn die zu Ende geraudte Cigarre lagert alle die schädlichen Stoffe, die sich während des Rauchens erzeugt und am gesammelt haben, direct in den Mund ab, wo sie sich mit dem Speichel vermengen. Sie werden es selbst fühlen, daß durch das Rauchen Ihr Appetit abnimmt, denn Sie schwächen damit systematisch Ihre Verdauungsorgane. Zu all dem kommt noch, daß das ganze Verfahren für jeden nicht Theilnehmenden etwas Widerliches und daher geradezu durch die Rücksichtslosigkeit Beleidigendes hat."

Der blonde Doktor hielt mit erhabener Würde inne und schob seine goldene Brille mit großartiger Geste empor.

„Ach, was ist es doch Vortreffliches um die Wissenschaft ..." rief Frau von Hellfried mit einem zärtlichen Blick der Bewunderung auf ihren zukünftigen Schwiegersohn aus . . . „Man lernt doch immer!"

(Fortsetzung folgt.)

Der pariser Ehrenkleber.

(Schluß.)

Von einem Ehrherrn, der seine Frau sucht — auch solche Fälle kommen in der französischen Hauptstadt vor, und zwar nicht selten — fällt unser Blick auf einen Abbeyen des Cölibats, der nach seinen eigenen Ausdrücken in gewisser Beziehung lieber in anderer Leute Revier zagt als in seinem eigenen. Nante spielt ihier Jagdhund und Treiber zugleich. Aber ist je eine seiner Expeditionen gefährlich und halsbrecherisch, so ist es diese. Es handelt sich um die Einladung einer schönen Frau zu einem Rendezvous. Die Dame wohnt selbstverständlich nicht allein. Das Einladungsschreiben aber muß direkt in ihre Hände gelangen. Was thut Nante? Er faltet ein Stück Papier zu einem Briefe, schreibt eine beliebige Adresse darauf, nur nicht die in Frage stehende, geht und erkundigt sich ob Monsieur daheim? Ist derselbe zu Hause, so wird der falsche Brief vorgezeigt. Mit der Zurückgabe desselben und einem „Pardon monsieur, ich habe mich in der Etage geirrt", ist's dann gewöhnlich abgethan, und der wahre Brief wird auf anderm Wege be-

Digitized by Google

sorgt. Ist aber der Mann nicht zu Hause, dann verlangt Nante die Dame zu sprechen, richtet auch einen Auftrag von Verwandten an sie aus und taschenspielert dabei das Briefchen geschickt hinüber, so daß es seine Wirkung nicht verfehlt und oft in einer flüchtigen Antwort direkte Früchte trägt.

Auch jenes dralle Mädchen wendet sich an Nante. „Er möge gefälligst mit ihr kommen," sagt sie ihm. Nante geht. Das Mädchen führt ihn in einen prächtigen Juwelierladen. Hinter dem Ladentische sitzt eine gebeugte Frauengestalt mit Wangen bleich wie der Harm und thränengerötheten Augenlidern. Die Geschichte der Armen ist in aller Nachbarn Munde. Sie war, reichlich mit irdischen Gütern gesegnet, Wittwe geworden. Sie sollte es nicht lange bleiben, da sie eine heftige Neigung zu einem Winkeladvokaten faßte und diesem bald ihre Hand reichte. Damit war's um ihr häusliches Glück geschehen. Von Eintracht keine Spur. Sie immer allein; der Mann stets im Wirthshause oder den Karten oder dem Glase. Die Geschäfte auf dem Krebsgange. Ein sorbarer Stück nach dem andern auf dem Wege nach dem Pfandhause. Das war Nante's Sorge.

Indessen, wenn das pariser Eckensteherleben seine ernsten Seiten hat, so hat es deshalb nicht minder seine komischen. Könnte uns ein solcher Mann der Ecke aus seiner Gedächtnißschatoulle manches Geschichtchen trüben, in traurigen Inhalts aufstischen, so wäre er nicht minder im Stande, eine prächtige Anekdoten von recht drastischer Wirkung auszukramen.

Betrachten wir uns z. B. das Töchterlein jenes farfuntelnasigen Weinhändlers. Die kleine Person hat zwei Jahre lang in einem pariser Institut englische, naturgeschichtliche und geographische Humanoria getrieben, hat Manon Lescaut gelesen und bäht sich nun als gebildetes Wesen für besingt, mit einem angeblichen Schüler des Polytechnikums, dem Sohn eines Generals, dessen Bekanntschaft sie auf einem Feste im Chateau rouge gemacht, Briefe zu wechseln. Unser Generalssprößling reducirt sich aber auf einen sälschen Schneidersohn von majestätischem Aeußern, der sich im Verein mit Nanten beim Glase Blauwein über die hochtrabenden Redensarten der Demoiselle schier die Seele auslacht.

Seht jenen eingebildeten, menschenscheuen „Lalicot" (zu deutsch Ladenschwengel) mit den rothen Händen. Auch er hat ein Herz im Leibe. Auch er kann fühlen und lieben. Auch er läßt sich von seinen Herzensgedanken zum Ergreifen des Gänsekiels hinreißen. Was schreibt er? An wen schreibt er? Was er schreibt? Was anders als kochendes, sprudelndes Empfinden, Lieben. An wen er schreibt? Zum Mindesten an einen Engel.

Nante ist nicht ganz seiner Meinung. Etwas anderes wäre es gewesen, hätte jener gesagt: „An eine dicke Person mit elegant aufgebauschter Toilette." Er bittet sich aber, es jenem laut zu sagen. Bewahre! Den Auftrag annehmen und ihn pünktlich ausrichten, das Briefchen besorgen geschieht seinerseits mit der größten Gewissenhaftigkeit.

Nun entwickelt sich vor ihm eine von jenen Bilderorgien mit rasch Liebesstaffagen, wie sie beinahe nur dem pariser Eckensteher zu sehen vergönnt sind. In seinem Beisein liest Fräulein Laura die Liebesmissive, findet den Inhalt sehr komisch, so komisch, daß sie der Lachkrampf packt, setzt sich sofort hin und orthographirt etwa eine Antwort wie diese:

„Hochverehrter Herr!

Ein einziger Stich aus Deinem starkblauen Auge, ein einziges Funkeln Deiner genialen, schönen Nase hat hingereicht, mein Herz, mein ganzes Wesen in Fesseln zu schlagen, geschweige das elegante Auftreten Deines Gänsekiels auf rosengeräuchten Papier! O süßer Augenblick; o seierliche Stunde! Ich kenne nur ein Glück, und das ist Dein Besitz, mein Herr." Und was dergleichen frauliches Zeug mehr ist.

Darob Nante, nachdem er zuerst mit seiner Freundin die groteske Redaktion bewundert, wieder fort, den Brief zu überreichen, zu beobachten und nachher der Schönen zu berichten: wie der junge Ladenheld die Antwort aufgenommen; wie er dabei über und über roth geworden; wie er, sich unbeobachtet glaubend, das Billet gewiß zwanzigmal an seine Lippen gedrückt und es endlich in seiner Brust verborgen habe. U. s. w., u. s. w.

Dann gibt es Fälle, die für Nante, ohne sein Zuthun, gleichsam durch Zufall einen komischen Anstrich gewinnen. Wie dienlich gar oft der Schein trügt, so passirt es wohl auch einer pariser Lorette, daß sie auf ihren Kreuz- und Querfahrten das Sprüchwort außer Acht läßt: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt." So begegnet ihr ein Herr von stattlichem Aussehen. Feiner Tuchanzug; trachtende Kanonikusschuhe; feinstlinnenes Vorhemde; nagelneuer Seidenhut; Handschuhe zu 7 Franken 50. Was konnte ihr Sinnverschärfteres passiren! Der Herr lockt sie zum Nachtessen ein. Sie acceptirt natürlich. Das Diner ist splendid. Die delikatesten Gerichte; Austern; die feinsten Weinsorten. Der Herr drückt ihr den Wunsch aus, wie glücklich er sich schätzen würde, sie näher kennen zu lernen. Welch' lustige Gelegenheit, sich mit einem Kuß zum Rang einer vornehmen Dame emporzuschwingen, die prachtvollen Toiletten, am Ende gar eigene Equipage zu besitzen! Sie bezeichnet dann dem Herrn ihre Wohnung, weiß sich dafür aber auch in den Besitz seiner Adresse zu setzen. Sie hat ja ihren Kante. Der muß die Sache untersuchen. Vorsicht ist bei allen Dingen nöthig.

Monsieur Nante macht sich nun am andern Tage auf. Ganz nobel aufgeputzt mit frischen Vatermörderin und militärisch stramm gekämmtem Haar. Die hohe Person wohnt im Faubourg Saint-Germain! Gewiß ein incognito reisender Fürst aus Deutschland oder Rußland! Am Ende gar ein fürstlicher Abenteurer à la Joseph in Sue's „Mysterien!" Auf jeden Fall ein Krösus! Kurz und gut, Nante sucht, sucht und findet — findet was? — Einen Oberkoch mit einer Mansarde als Wohnung.

So könnten wir uns Unendliche hinein fortfahren, ohne des pariser Eckensteherd Pandorabüchse zu leeren. Wir beschränken uns darauf, ihn das Factotum der pariser Intriguanten, den Trost der Liebenden und Verzagenden, den Rothanker der Geldbedürftigen und die Freude der Weinwirthe und Loretten zu nennen, und nehmen mit den Worten Abschied vom Leser: „Auf baldiges Wiedersehen!" F. G. Petersen.

Briefmappe.

Thierfreund in Flensburg. Der Verfasser anwortet Ihnen selber: „Als Kriegsberichterstatter französischer Brief „aus dem hohen Norden" hat meinem schreibseligen Herzen große Freude gemacht. Ja, so ein Reisen anstrengt, unerwartetes Weh thut wohler, wie eine großmächtige officielle Belobigung im Parolebefehl vor dem ganzen Regiment. Ihr Wunsch nach „mehr Details" ist in heutiger Nummer erfüllt. Auch ich habe seit 40 Jahren — ja mitunter schönen Geburtstage schenkte mir mein Vater meinen ersten Pony und seit der Zeit habe ich schon 18 Pferde besessen und — treu und wenig gehalten — verschenkt. Das war Pferd des alten ehrlich und liebenswürdigen Cigarrenhalters doch geistig schwerfälliger organisirt als wie der physikalisch verfeinerte, überlegene und ausführende Hund. Ob weiß wie ein großes Morgenlicht machen, gelegentlich über meinen „Gil" und meine „Preferrosa" und deren Vorgänger an dieser Stelle ein wenig plaudern zu dürfen. Schönen Gruß nach dem Norden."

Frl. Antonie S. in Magdeburg. „Ob ich oft ebenso schwer. Manche groß zu machen, als vorher bösich?" denke es schon im Jean Paul irgendwo. Wir müssen leider nach Ihrem unfreundlichen und unverdienten Schreiben fürchten, daß Sie nicht zu den Ersteren gehören.

Stud. D. u. M. in Heidelberg. Ihre humoristische Fortsetzung ist der Idee nach sehr ergötzlich. Bei der Ausführung wird unser artistischer Beirath sehen auch ein wenig den Launen gebrauchen müssen.

Hrn. J. J. in Wien. Die Charakterskizze und die Beilagen dazu haben uns sehr interessirt, wir können jedoch für die nächste Zeit eine Aufnahme nicht versprechen und danken für die freundliche Zusendung.

Hrn. E. D. in Münch. Danken für Ihre Anträge und werden uns freuen. Ihr Talent recht bald in Anspruch nehmen zu können.

Hrn. Dr. Ph. in Jüd. Wir sind Ihnen für die große Theilnahme an unserem Blatte und dessen Verbreiten zum herzlichsten Danke verpflichtet, haben auch das fatale Zusammentreffen sehr bemerkt. Sie regen der Sache indeß ja gratis Werth bei, was nicht der Fall, wenn Sie unsere Redaktionsgrazie hätten. Ihre Freundschaft schuldet das nicht!

Schach.

(Bearbeitet von Jean Dufresne.)

Von Herrn **Loquin** in **Bordeaux.**

Zuwarz.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 516:

Weiß.	Schwarz.
1) S. K 3 — G 4 †	1) H 5 nimmt G 4 am Besten.
2) D 2 — E 2	2) D. K 7 nimmt H 6.
3) T D 1 nimmt D 5 † . .	3) K. F 7 nimmt D 5.
4) S. F 4 — G 6 †	4) D. H 6 nimmt G 6.
5) B 7 F 4 Schach und Matt.	

(Andere Variationen leicht.)

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 48.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Der Dünenschulz.

Eine Erzählung vom Ostseestrande von Friedrich Dentler.

(Fortsetzung.)

Der Dünenschulz, welcher dicht neben seiner Haushälterin Platz genommen hatte, fuhr wie elektrisirt empor und flog fast auf einen Lehnstuhl, welcher am Fenster stand. Dabei fiel ihm seine Schlafmütze vom Kopfe, daß er im tablen Haupte dastand. Trotz seines Alters war ihm das noch nicht passirt — jetzt erst machte er seine Combinationen und Schlüsse, jetzt erst konnte er sich das Betragen seiner Wirthin erklären, welche auf Horn: Liebe folgen ließ.

„Also Sie — Sie — wollen mich heirathen," rief er, nach dem sich ein wenig seine Ueberraschung gelegt hatte. „Da muß ich Ihnen ganz ehrlich sagen, daß wir beide nicht mehr das Trauzeug werth sind. — Schlagen Sie sich die unglückliche Liebe aus dem Kopfe — ja — ja — es wär' ja auch Unsinn in diesem Alter — diesen Jahren — ein paar abgetakelte Verdinge," ohne Steuer."

Der Dünenschulz hätte noch lange dieses Selbstgespräch fortgeführt, wenn Frau Donner nicht einen gellenden Schrei ausgestoßen, welcher den alten Herrn ganz außer Fassung brachte.

„Aber Leuchtingedonnerwetter, was fehlt Ihnen?" fragte er.

Die Frau gab keine Antwort — sie kreischte noch einmal so — ihr Haupt fiel ihr auf die Brust — sie sank ohnmächtig zusammen.

„Da liegt der alte Dampfer mit geplatzter Locomotive," rief der Dünenschulz, „abgebrochenem Steuer rad, und das alles habe ich zu Wege gebracht — ich. — Sie verlangt mich zu heirathen — mich. — In meinen alten Tagen sollte ich mein Fahrzeug noch mit Ballast beladen — nimmermehr — nimmermehr — aber — Leuchtingdonnerwetter, das ganze Wrack kantelt um — kantelt um — Lieber — Lieber, zu Hilfe — zu Hilfe!"

Auf sprang der alte Dünenschulz — hinaustürzend, schreiend: „Die Alte ist gescheitert — läßt einen Nothmast flattern — und knallt mit dem Bölker — Leuchtingsdonnerwetter!" — — —

Cordula blickte auf — sie lächelte.

„Nun — liebes Kind," begann feierlich Knels Druck, „heute habe ich mit Dir ein ernstes Wort zu reden. Gib mir eine Antwort, offen, frei, aufrichtig."

„Gerne — gerne."

„Zwischen uns soll sich kein Mißverständniß schieben — kein Mißverhältniß."

„Das ist auch mein Wunsch."

„So — höre mich an."

„Spricht."

„Hast Du Dich nun endlich entschlossen, den Förster zu heirathen?" Cordula hatte die Frage — freilich nicht in dieser Fassung — vorhergesehen, aber sie war doch so überrascht, daß sie auf eine Antwort nachsinnen mußte; endlich sagte sie:

„Ich heirathe den Förster gar nicht."

„So — so — das nenne ich freimüthig gesprochen und ehrlich — aber, ich möchte da noch einige Einwendungen machen."

„Ich bitte." — —

„Der Förster ist ein hübscher, wohlerzogener, anständiger Mann — hat ein gutes Brod und Aussichten auf eine höhere Stelle. Was würde Dir fehlen, wenn Du Dich mit ihm verbändest?"

„Frieden und Glück!"

„Wer weiß."

Es trat eine Pause ein, in der beide Parteien sich zum Kampfe zu rüsten schienen.

Knels unterbrach zuerst das Schweigen.

„Der welterfahrene Förster," rief er, „muß Deinem Geschmacke mehr zusagen als der einfache Jäger, der nur dieses Thürenhof und seine nächste Umgebung kennt. Herr Fröhlich ist mit allem, was zum Leben gehört, vertraut — und ein Mann, Diener würdig."

„Und doch — gebe ich Lieper den Vorzug."

„Auch — wenn Du mich betrübst?"

„Das möchte ich nicht — aber dem liebenden Herzen ist nie zu gebieten."

„Aber der Vernunft."

„Sie lehrt mich an Lieper festzuhalten."

Der alte Knels knirschte zornig seine Lippen zusammen und blinzelte mit den Augen — dann rief er:

„Du mußt — den Förster heirathen — mußt!"

„Ich muß?" fragte Cordula. „Du solltest mich dazu zwingen, Vater?"

„Ja — ja."

„O Himmel!"

„Der alte Joab muß gehängert werden."

„Wie?"

„Fürchterlich!"

„Weshalb?"

„Weil er —"

„Nun?"

„Teil ist — verräth ihn!"

„Darum wollst Du Deine Tochter opfern?"

Der alte Druid schnete mit seinen Mund und schaute fast verblüfft auf Cordula, denn das, was sie eben ausgesprochen, wollte er in Wahrheit nicht, daß liebte er sie zu sehr, auch war sein Glaube, daß zu einer ehelichen Verbindung nicht Liebe, sondern eine gute Erissenz gehöre. Er hatte sich auch in den Krug, wie die Leute hier sagen, hineingeheirathet und eine Frau genommen, die noch einmal so alt wie er selbst gewesen war, da konnte natürlich von Zuneigung keine Rede gewesen sein.

„Opfern will ich Dich nicht, Cordula," — stammelte er — „aber —"

„Nun?"

„Joab zeigen, daß ich seinen Lieper nicht brauche."

„Fröhlich liebt mich nicht."

„Wie?"

„Nur — mein Vermögen."

„O — nnn — —"

„Gewiß — Vater."

„Unsinn — Lieper — erhält den Laufpaß — Fröhlich wird Sonntag mit Dir aufgeboten, hat meine Zusage — mein Wort."

„Aber nicht das meinige."

„Du mußt Dich fügen."

„Nimmermehr."

„Willst Du mich zornig machen?"

„Nein — nein — aber der Förster wird nie mein Gatte — nie."

Cordula stand auf — sie ging langsam in das Haus.

Knels schien die Besinnung zu verlassen, als er Cordula's Entschiedenheit bemerkte. Als er sich gefaßt hatte, murmelte er:

„Und doch soll sie Sonntag aufgeboten sein — doch — der Förster muß mein Schwiegersohn werden — muß — oder — mein Fluch trifft Cordula — mein Fluch!"

4. Kapitel.

Die Feinde in der Haide — noch einmal Esther — und Lieper.

Wenn ein Luftzug durch die Haide streicht, verschiebt er das Nadeldach der Riesen und läßt seinen balsamhaltigen Sonnenstaub niederschauen auf den grünen, duftigen Grasteppich. Gleichzeitig rauscht er im Laube wie stille Klage und hallt auf und nieder im Echo, daß es wie eine innerliche Melodie weithin verklingt.

Das Sonnengold umlämmt dann die Riesern und deren riesige zerborstene Stämme und senkt sich wieder auf die blühenden Heidelbeeren und die sich im Winde wiegenden Farrenkräuter.

Hoch oben im Wipfel einer Kiefer, welche hinausschaut auf Land und Meer, trillert ein Fink seine Accorde und hüpft von Zweig zu Zweig, sich sonnend im Golde des untergehenden Feuerkobers.

Unter der Piorela schaut eine gelbamme Eidechse hervor und huscht unter die Burzelblätter derselben, wenn ein leiser West oder eine summende Biene die nahen Haidekraublätter verschiebt.

Der letzte Abendsonnenstrahl haucht ein flüchtiges Roth über die Riesern, als vom Strande her, der Hütte vorbei, worin die leidende Esther befindlich, ein Mann den Seeweg herauschritt.

Dieser Mann sieht eigenthümlich aus — und trägt ein vollständiges Lederkabit — kurzum das Kostüm der Bernsteinsischer. — Hohe Stiefel, an welchen ein segenannter bis zum Halse gehender Kürah sitzt, der hinten auf dem Rücken zusammengeschnallt wird, sodaß der ganze Körper wie in Leder gebanzigt erscheint, umschließen die kräftige, breitschultrige Gestalt. Arme und Kopf bleiben frei und stehen in einer Phase[70] und unter einem Südwester. Auf der linken Schulter ruht der Bernsteinfischer an langem Stiele. Der Mann hat bereits die dichtesten Baumgruppen erreicht und schaut sich in Gedanken vor sich auf den Pfad nieder. Da schlägt ein Hund an — er stutzt — er steht stille.

Gerades ihm entgegen kommt der Förster Fröhlich — er ist bewaffnet mit Büchse und Hirschfänger.

„War der Schaichjang[71] glücklich," fragte dieser mit vibrirender Stimme, „oder hat die Göttin Fortuna nicht das Füllhorn ihrer Gnade über Sie ausgeschüttet, Lieper?"

Lieper — denn es war der Bernsteinfischer — wollte kurz vorüber — er gab seinem Nebenbuhler keine Antwort.

„Nun — nun — nicht so unhöflich," rief der Förster, indem er auf's Neue Lieper den Weg vertrat.

„Ich bitte mir Platz zu machen — Platz zu machen."

„Und wenn ich es doch nicht thue?"

„So werde ich —"

„Gemach —"

„Gewalt brauchen — Gewalt!"

Die Todfeinde flammen sich gegenüber — Fröhlich mit erhobener Büchse — Lieper mit geballter Faust.

„Dein Leben steht jetzt in meiner Hand," rief Fröhlich, indem er die Hähne seiner Doppelbüchse spannte, „und heute sollst Du mir nicht entrinnen. Die mir kürzlich zugefügte Schmach räche ich mit Blut — mit Deinem Blute."

„So will ich Dich unschädlich machen, Jäger," erwiderte Lieper, indem er hastig nach Fröhlich's Büchse griff und sie mit einem Ruck aus seinen Händen riß.

Fröhlich hatte dieses nicht erwartet, obgleich er Lieper's Riesenstärke kannte.

„Tödten werde ich Dich nicht," fuhr Lieper fort, „sondern Dir deine Uebereilung vergeben. Du verdienst dieses wohl nicht — aber es soll meine Rache sein und die Vergeltung, die ich Dir zolle." Bei diesen Worten erhob der Bernsteinsischer den Doppellauf und fast zwei Schüsse zugleich knallten, daß die in den Kiefernkronen des Waldes heimischen Vögel scheu in die Luft stiegen.

Des Jägers Gesicht war erbleicht — er hatte seinen Hirschfänger gezogen und stand wie zum Kampfe auf Leben und Tod gerüstet.

„Nimm, da hast Du Deine Waffe zurück," sagte Lieper, „und laffe mich meines Weges ziehen. Ich habe die Schüsse abgefeuert, damit Du durch einen Mord nicht auf Deine Seele ein neues Verbrechen ladest — ein neues Verbrechen! Hörst Du? Ich kenne Dich besser als Du glaubst — kenne Deine Geheimnisse. — Willst Du neue Thränen erwecken? Gehe hin — und trockne hier in der nächsten Hütte ein Paar weinende Augen — und mildere den Kummer einer Schwerleidenden — einer von Dir tief Gekränkten. Kommst Du mir aber noch einmal mit erhobener Waffe in den Weg — so dürftest Du nicht mehr auf Milde und Nachsicht rechnen!"

Lieper schob den erbleichenden Jäger unsanft bei Seite, welcher langsam seinen Hirschfänger in die Scheide steckte.

„Du hast Dich wie ein Mann benommen, Lieper," rief Fröhlich, „laß uns den Pakt ab Freunde sein!"

„Freunde sein? Frage die Bö, welche das Meer aufwühlt und

---

[70] Untersatz.

[71] Bernsteinfang.

Digitized by Google

seine Wellen hoch emporthürmt, ob sie des Seefahrers Freund; frage den Zugfang, der langsam Dorf auf Dorf dieser Landzunge überschüttet, ob er der Freund dieser Küstenbewohner? — Was die Natur geschieden — kann der Mensch nimmer zusammenfügen — und Jäger — hier scheiden sich für immer unsere Wege."

Fröhlich hatte sich auf seine Büchse gelehnt und bestete auf Lieper seine dunklen Augen — ein ironisches Lächeln umlagerte seine Züge — er begann aufs Neue in mildestem Tone:

„Zwischen uns herrscht ein Mißverständniß — ein tiefes Mißverständniß. Wir müssen uns kennen lernen — damit wir uns günstiger beurtheilen. Gib mir einige Augenblicke Gehör und erlaube mir eine Frage."

„Wozu das?"

„Bist Du fest überzeugt, daß Kosch Dich liebt?"

„Das bin ich!"

„Täuschest Du Dich auch?"

„Bestimmt!"

„Laß mich kurz sein — und ehrlich."

„Du — ehrlich, Jäger — Du?"

„Damit wir mich zu lange unterbrechen."

„Nun —"

„Konntest Du eine Jungfrau Dein nennen wollen, welche Dich hintergeht?"

„Nein."

„Wenn ich Dir nun sage, daß Kosch mir den Vorzug gibt?"

Der Blick, welchen Lieper auf den Jäger heftete, läßt sich kaum beschreiben. Es lag darin Enttäuschung und Hoffnung, Haß und Liebe. Krampfhaft umfaßte er den Stiel seines Bernsteinfächers — zugleich sein Haupt daran lehnend, als wolle er sich sammeln, aufsichen, dann rief er fast tonlos: „Womit willst Du mir das beweisen?"

„Dadurch, Lieper, daß ich Sonntag zum ersten Male in der Kirche aufgeboten werde."

„Das ist eine Lüge, Schurke, eine Lüge," rief Lieper, welcher sich stolz emporrichtete und seine Rechte ballte. „Widerrufe — oder —"

„Nun?"

„Ich schlage Dich zu Boden."

„Gemach — gemach — laß mich nur ausreden."

„Sprich — sprich — aber — ich sage Dir — redest Du die Unwahrheit, oder die Wahrheit — ich fordere von Dir Rechenschaft hier, oder dort." Lieper deutete zum Himmel.

„Das kannst Du — aber — höre mich an."

„Ich höre."

„Gestern war ich im Vorderstrang und ward feierlich um Cordula's Hand — sie gab mir ihr Jawort — und hier — hier diesen Ring, den sie immer an ihrem Finger trug — als Verlobungsring. Glaubst Du nun alles, nachdem ich Dir solche Beweise gegeben?"

Lieper stand wie eine Bildsäule — das Blut war seinen Wangen entwichen — sein Körper zitterte. „Ist das wahr, Jäger," stammelte er, „ist das wahr?"

„Ja — ja!"

„Nein — nein — Du spottest über mich — die Schadenfreude lese ich in Deinen Blicken, Deinem Gesichte. Hingehen will ich — zu ihr — und sie selbst soll mir ihre Schande, ihre eigene Schmach gestehen; dann aber töte ich das Verdammte."

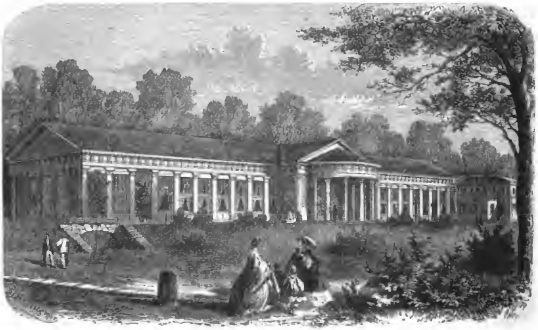
Der Fröhlich's Gesicht recht genau beobachtete, las darin einen Triumph, einen Hohn. Lieper starrte vor sich nieder — in furchtbarer Verzweiflung.

„Die Rache hat gut getroffen," murmelte der Jäger, indem er Lieper langsam verließ und ihm zurief: „Suche Trost in einer andern Liebe — vergesse Cordula, die Dich so hintergangen!"

Als Fröhlich um die Wegecke bog, befand sich Lieper noch immer in seiner früheren Stellung. — — —

äußere Aehnlichkeit haben, — sodaß sehr gut das wohlgetroffene Porträt des jüngeren Dumas in unserer heutigen Nummer für das des Vaters in der Blüthezeit seiner Mannekraft und seines Schriftstellerruhms gelten könnte.

Nach dem Tode des Generals Dumas hatte die junge Wittwe nicht selten für sich und ihren kleinen Sohn Alexander mit den bittersten Nahrungssorgen zu kämpfen. Der Knabe wuchs fast zigeunerartig wild auf und zeichnete sich bald vor allen Altersgenossen im Reiten, Fechten, Boltigiren, Billardspielen und anderen körperlichen Uebungen und durch die tollsten Streiche aus. Wunderbarer Weise schrieb er daneben eine schöne, elegante Handschrift — und diese verschaffte ihm, als er — wie alljährlich so viele Franzosen aus der Provinz — mit zwanzig Jahren nach Paris kam, um dort sein Glück zu suchen, auf Empfehlung eines hochgestellten Freundes seines verstorbenen Vaters eine Supernumerar-Secretärstelle mit 1200 Francs Gehalt bei dem Herzog von Orleans



Ganfait. **Der Cursaal.** (S. 570.)

Ganfait. **Prof. Klemann's Töchter-Institut.** (S. 570.)

Schon wenige Wochen darauf hatte er eine kleine pariser Grisette zur Geliebten und mit einundzwanzig Jahren war er Vater des kleinen Alexander Dumas — ohne sich träumen zu lassen, daß dessen schnell wachsende Lorbeeren ihm dereinst schlaflose Nächte machen könnten, — aus Furcht: sein eigener Ruhm als König der Romantiker und — der industriellen Literatur Frankreichs könnten darunter ersticken.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, hier den bezüglichen Supernumerarsecretär Schritt für Schritt bis zur Höhe seines Schriftstellerruhms zu verfolgen. Seine Romane füllen ja auch in unseren deutschen Leihbibliotheken ganze Reihen und einzelne seiner Theaterstücke, wie „Kean", „Mademoiselle de Belle-Isle", „Die Fräulein von Saint-Cyr" u. a. üben auf unsern deutschen Bühnen noch heute ihren blitzenden Effect aus.

Alle Romane und Theaterstücke von Alexander Dumas, dem Vater,

Digitized by Google

ſind mit grenzenloſer Leichtfertigkeit, Frivolität und oft lächerlicher Effekthaſcherei gearbeitet, die hiſtoriſche und pſychologiſche Wahrheit macht die bedenklichſten Salto-mortales und kommt gewöhnlich auf den Kopf zu ſtehen . . . aber dabei zeugen ſie alle von einem angeborenen ſeltenen ſchöpferiſchen Talente, einer glänzenden, unerſchöpflichen Phantaſie und einer bewundernswürdigen Leichtigkeit im Arrangiren der intereſſanteſten Situationen, Schürzung des Knotens und ſpannendſter Entwicklung bis zum Schluß.

Ueber den äußeren Lebensgang des Vaters laſſen wir noch das Wichtigſte und Intereſſanteſte folgen. Sein hiſtoriſches Drama „Heinrich III. und ſein Hof“, das 1829 auf dem Théâtre français in Gegenwart des Hofes zur Aufführung kam, erwarb dem jungen Schriftſteller die Gunſt des Königs, der Herzoge von Orleans und Montpenſier und eine Bibliothekarſtelle im Palais Orleans. Den Herzog von Montpenſier, der jetzt als Schwager der vertriebenen Königin Iſabella und Bewerber

Caſtan. Prof. Klotz's Knaben-Inſtitut. (S. 570.)

Caſtan. Töchter-Inſtitut von Abric und Dietler. (S. 570.)

um den vacanten Thron ſo viel von ſich reden macht, begleitete Dumas 1846 als Hiſtoriograph ſeiner Hochzeit nach Madrid. Von hier aus machte der Günſtling des Hofes auf einem ihm zur Verfügung geſtellten Regierungsdampfer einen Ausflug in die afrikaniſche Heimat ſeiner ſchwarzen Großmutter und trat dabei mit fürſtlichem Aufwande und lombardantenhaftem Prunk auf. Er eignete ſich jetzt auch den Namen und Titel ſeines Großvaters an und nannte ſich Marquis Davy Dumas de la Pailleterie. Die Hunderttauſende, die er jährlich mit ſeiner eigenen — und den vielen ihm dienſtbaren Federn erwarb, verſchleuderte er ebenſo ſchnell wieder in wahnſinnigem Luxus und Leichtſinn, ſodaß er beſtändig in zerrütteten Vermögensverhältniſſen lebte. Um dieſe zu verbeſſern, gründete er ein eigenes Theater, — das Théâtre Montpenſier, und zwei Zeitſchriften: »La liberté« und »Le mois«, die aber nach kurzem Scheinleben wieder eingingen. Selbſt eine Reiſe nach Deutſchland und

eine kwndtiantenhafte öffentliche Zurschaustellung seiner Person gegen Entree in den berüchtigten „Causerien“ (Plaudereien), die Herr Dumas pere vor wenigen Jahren in Berlin und Wien zum Besten gab, hatten nicht den gewünschten goldenen Erfolg. Deutschland — lachte über den Plauderer.

Obgleich seit 1842 mit der Schauspielerin Ida Ferrier verheirathet (die aber bereits seit 1845 von ihm getrennt in Florenz lebt), führte Alexander Dumas doch stets das leichtsinnige, verschwenderische, sittenlose Leben eines — jungen Vaters. . . . Das war die Erziehung seines jungen begabten Sohnes, — dies sein Eintritt in das gesellschaftliche und literarische Leben von Paris . . . sein Wunder, daß Alexander Dumas fils ein mürrischer Sohn seines Vaters wurde. Auch seine Ehe und seine Feder sind ebenso schlüpfrig, wie die des Vaters.

Schon in seinem siebzehnten Jahre schrieb er eine galante Erzählung in Versen: „Die Jugendsünden,“ dann begleitete er seinen jungen Vater auf jener Reise nach Spanien und Afrika und — erlebte hier unter den Augen seines Vaters den Stoff seines sechsbändigen Romans: „Die Abenteuer von vier Frauen und einem Papageien,“ den er mit zweiundzwanzig Jahren veröffentlichte. Schon zeit wurde Paris auf die keke und pikante neue Feder aufmerksam. Einen wirklich wahrhaftigen Erfolg aber errang sich der vierundzwanzigjährige Dumas fils mit seiner bekannten „Kamelien-Dame“, die er 1852 als Drama umgearbeitet auf die Bretter brachte. Hiermit betrat er den von tausend farbenprächtigen, betäubend duftenden Gistblumen überschütteten Sumpf der pariser Halbwelt . . . und er hat ihn nicht wieder verlassen. Dort machten auch üppig auf seine spätern Romane, die er dann mit seltener Kunst für die Bretter umarbeitete: „Der Roman einer Frau“ — „Diane de Lys“ — „Das Leben mit zwanzig Jahren“ — und vor allem die Dramen „Demimonde“, „Der natürliche Sohn“ und „Der verschwenderische Vater“ . . . in denen stets die Stände in der verführerischen Gestalt gefeiert wird und das Laster — mit der Moral liebkost. Dergleichen war — außer Victor Hugo's „Marion Delorme“ selbst auf pariser Bühnen noch nie gesehen worden. . . . Die Neuheit frappirte — entzückte . . . und die allmächtige demi-monde in Paris erhob ihren Ritter auf den Schild!

Der jüngste Roman von Alexander Dumas' Sohn: „Les Madeleines repentires“ — die bußenden Magdalenen — erscheint soeben in deutscher Uebersetzung und sicher auch bald als Drama bearbeitet auf der Bühne.

Dazu kommen die wirklich nicht abzuleugnenden glänzenden Eigenschaften der Feder des jüngeren Dumas. Er ist sich wohl bewußt, daß ihm die vollblühende Phantasie seines Vaters abgeht. Er sucht sie durch Fleiß der Arbeit, Schärfe der Beobachtung und Wahrheit der Zeichnung und der Farben zu ersetzen. Und das gelingt ihm in seltenster Weise — das ist seine Stärke. Ein geistreicher Kritiker nennt ihn den glänzendsten Retoucheur der Wirklichkeit! Daß diese Wirklichkeit das sogenannte „pariser Zigeunerleben“ ist — das Leben abenteuerlicher Schriftsteller, Schauspieler, Maler, Schauspielerinnen, Kamelien-Damen u. s. w., aus denen er mit scharfen Augen und plastischer Hand seine Dagueretypen nimmt . . . dafür ist er der Sohn eines jungen Vaters, der ihn in dies wilde, bunte, bestridende Zigeunerleben einführte. . . .

Mit der Zeit ist Alexander Dumas fils selber ein junger Vater geworden, obgleich er seit einigen Jahren mit einer reichen ertravaganten russischen Fürstin verheirathet ist. Längere Zeit hielt man den Verfasser der „Kamelien-Dame“ für gestorben, da er sich neuerdings von Paris in ländliche Einsamkeit zurückzog. Es waren aber nur die Folgen einer gewissen Ueberthätigung von allen Genüssen — eine Art englischer Spleen. Längst haben die pariser Kamelien-Damen ihren vergötterten Ritter wieder.

A. W.

Canstatt.

(Bilder B. 565 u. 569.)

In einem der reizendsten Thäler, das allen Reichthum der Natur, allen Schmuck der Kunst, alle Vorzüge der Lage, alle Vortheile des Verkehrs in sich vereinigt, liegt das größte, wenn auch nicht das berühmteste Bad des Schwabenlandes, die „Gartenstadt“, wie Professy von Osten Canstatt um aller dieser Schönheit willen genannt hat. An Berühmtheit steht es ihm Wildbad zuvor. Aber nur seine Quellen verschaffen ihnen den Weltnamen, in allen andern Vorzügen hat Canstatt viel voraus. Und wer — käme er von welcher Seite er wollte — wäre nicht überrascht von diesem üppigen Panorama, das überall sich vor seinen Blicken ausbreitet, freilich nirgends schöner und weitumfassender, als von der Höhe des Sulzerrains, just über der besitzenden Quelle. Lassen wir unsere Blicke in die Ferne schweifen, so erblicken wir ganz im Hintergrunde Schwabens Residenzstadt Stuttgart. Zur Linken am Horizonte die Felsenmauern der Alb mit der langen Reihe ihrer schön geformten Kuppen, zur Rechten die sich mehr und mehr verengenden weichen Berge, in denen der Neckar sein silbern Band spurlos, vor uns zu unsern Füßen gelagert, die Stadt mit ihren alten hohen Giebeln, um die sich ein Gürtel von Neubauten schlingt und aus deren Mitte der schlanke Thurm der Kirche aufsteigt; auf den Anhöhen ringsum drei prachtvolle Schlösser, hier der Rosenstein im griechischen Styl, dort die Villa des Königs in italienischer Renaissance, zwischen den herrlichsten Parkanlagen endlich die zahlreichen Kuppelbauten des Maurenschlosses — der Wilhelma und mitten durch dies Panorama, mit dem sich an Schönheit und Reichthum wohl wenige in Deutschland messen können, rauscht der Neckar, von drei Brücken überwölbt, während ein zweiter Cur- und Badeort, Berg, mit seiner zierlichen neuen gothischen Kirche zwischen alle diese Reize der Landschaft und Kunst als nicht unwürdiger Nebenbuhler Canstatts sich eindrängt. Mit all diesen seltenen Herrlichkeiten verbinden sich, um Canstatt wirklich zu einem Juwel in der Südtekrone Schwabens zu machen, die heilkräftigsten Quellen, die von den Römerzeiten bis heute in ungeschmälerter Kraft und Menge aus seinem Boden so reichlich hervorsprudeln, daß auf 24 Stunden nicht weniger als 800000 Kubikfuß Mineralwasser kommen. Die vierzehn Quellen, von denen die einen zum Trinken, die andern zum Baden verwendet werden, sind über das ganze Becken vertheilt. Die Hauptbrunnen, an welchem Morgens Cur getrunken wird, sind der Wilhelmsbrunnen am Sulzerrain, vor dem sich der im pompejanischen Styl erbaute Cursaal befindet, während hübsche Gartenanlagen sich bis zu der Höhe hinaufziehen, die Wiesenquelle und der Sprudel, die beiden letztern auf der Insel bei Berg. Die verschiedenen Quellen stehen in unterirdischem Zusammenhang, daher ist es auch nicht zu verwundern, daß sie ihrem Gehalt an mineralischen Bestandtheilen nach denselben Charakter zeigen. Sie sind mehr oder weniger reich an Kohlensäure. Unter den festen Bestandtheilen ist das Kochsalz in ihnen am stärksten vertreten. In ziemlich großen Mengen sind in ihnen ferner kohlensaurer und schwefelsaurer Kalk gelöst; schwefelsaure Bittererde, schwefelsaures Natron und schwefelsaures Kali sind wesentliche Bestandtheile derselben, wie auch kleinere derselben kohlensaures Eisenoxydul enthält. Die Leiden, gegen welche das Wasser heilkräftig reagiren soll, sind Unterleibskrankheiten, Blutleiden, Reactionsbeschwerden, Brustaffectionen, Anlage zur Schwindsucht und Abzehrung. Gicht und Rheumatismus, Syphilis und Nervenkrankheiten, Hautkrankheiten und Verpackte Gebrechen werden vorzüglich durch das Baden im Mineralwasser geheilt, und in solchen Bädern ist die reichliche Gelegenheit geboten: durch Douchebäder in den einzelnen Etablissements — namentlich der Hotels, am Wilhelmsbrunnen und auf der Insel — wo kalte und warme Bäder mit Douchen aller Art und in allen möglichen Formen zu den billigsten Preisen verabreicht werden. Als besonders heilkräftig hat sich die sogenannte Sulz erwiesen, die namentlich heilkräftig ist um die Hauthätigkeit in energischer Weise anregt. Endlich haben sich auch zahlreiche Etablissements am Neckar angesiedelt und durch ihre vorzügliche Einrichtung — namentlich die beliebten Strudelbäder mit 3— 4 Fuß Fall — die Curgäste wie die Badebedürftigen der Residenz angelockt.

Die berühmte Lage Canstatts, sein ausgezeichnetes, gesichtigtes Klima, das es mit Baden-Baden und Wiesbaden auf gleichen Rang stellt, und die Heilquellen natürlich selbst gaben Veranlassung, daß eine Reihe von Heilanstalten für Krankheitsformen verschiedener Art im Laufe der Zeiten errichtet wurden. Obenan steht Dr. Veiel's Heilanstalt für Nervenkranke, welche um ihrer großen Vollkommenheit willen selbst auswärtige Curen bewährten Systems einen europäischen Ruf genießt und alle Hautkrankheiten in den Bereich ihrer Behandlung zieht. Nachdem Heine's berühmte Anstalt für Orthopädie eingegangen, haben Dr. Ebner und Dr. Trischler jeder eine besondere orthopädische Anstalt errichtet. Die erstere, von großem äußerem Umfang, ausgestattet durch ihre starke, über sämmtliche Hilfsmittel der Wissenschaft gebietende, ebenso zweckmäßige als sinnreiche Einrichtung aus. Orthopädische Maschinen und Heilgymnastik bilden die Grundelemente des Verfahrens, das durch Elektricität und Bäder in einer den Anwesen einverleibten Badeanstalt kräftigt unterstützt und gefördert wird. Der Vorstand der Anstalt ist der Leiter aller Manipulationen und so recht eigentlich die Seele des Instituts. Von kleinerem Umfang, aber ebenfalls gut ausgestattet und geleitet, ist Trischler's angiebend am Neckar gelegene Anstalt. Weitere Anstalten sind für Gemüths- und Nervenkranke von Dr. Rädle, für Frauenkrankheiten von Dr. Rädelin errichtet. Die galvanisch-magnetische Anstalt Dr. Kerner's ist nach Weinsberg, an den Dichtersitz des Vaters, übergesiedelt. Die gesunde Lage Canstatts, die namentlich auch für das jüngere Geschlecht in Betracht kommt, hat eine Anzahl anderer Anstalten, nämlich Bildungsanstalten für Knaben wie Mädchen ins Leben gerufen. Die höhere Töchterschule zunächst für Canstatts Umwohner selbst genießt eines guten Rufs und ist namentlich für Fremde, welche sich über die Badesaison hinaus hier ansiedeln, von Bedeutung. Eine Anstalt von umfassender Ausdehnung, Pensionat und Bildungsanstalt zugleich, das Aleemannsche Töchterinstitut, fällt durch sein großartiges Gebäude mit dem Doppelbalkon und den Oberthürmchen in den malerumfriedigten Garten schon von weitem ins Auge. Die innere Einrichtung, die treffliche Zucht und reichen Bildungsmittel der Anstalt verdienen das gute Renommee, dessen sie sich erfreut, und machen die Frequenz derselben erklärlich. Kleiner, aber von erfreulichem Erfolg ist die Erziehungsanstalt von Rhele und Dietter, die in schöner Lage und nächster Nähe der Bäder neben dem geistigen Wohl der Zöglinge auch das leibliche beständig im Auge hat. Von den beiden Knabenerziehungsinstituten von Professor Hirsch und Professor Klose hat das erste bis jetzt sein Hauptcontingent an Zöglingen aus Frankreich und England, das zweite aus

Digitized by Google

Deutschland erhalten, und beide pflegen mit bestem Erfolge die realistische Richtung unserer Gymnasialbildung.

Eine Stadt von dem Umfang Canstatts mit so mannigfaltigen Heil- und Kulturmitteln musste jedes Jahr nicht nur zahlreiche Curgäste, die hauptsächlich aus Süddeutschland, der Schweiz und dem Elsass kommen, in seinen freundlichen Weichbilde vereinigen; sondern auch Ansiedelungen von Familien aus aller Herren Länder begünstigen. Dazu trägt nun aber auch die Nähe der Residenz, welche durch einen herrlichen Park mit Canstatt verbunden ist, wesentlich bei. Sie bietet, selbst in einem anmuthigen Thalkessel gelegen, der Genüsse so viele und was noch unwesentlicher, so billige — wie erinnern hier an die musikalischen — dass man in Canstatt Land- und Residenzleben auf das angenehmste vereinigt geniessen kann. Die Eisenbahn, welche täglich neunzehnmal zwischen beiden Orten verkehrt, und demnächst die Pferdebahn, machen Canstatt und Stuttgart gewissermaßen zu einem Orte. Für den, der eine Cur gebraucht, also ein paar Wochen bleibt, bieten sich fremund und stromabwärts der Partien so viele, dass bei dem embarras de richesse die Wahl wehe thut. Ueber dem Neckar drüben in nächster Nähe die drei Schlösser, durch königliche Huld jedermann zugänglich: der Rosenstein mit reichen kunstschätzen, die Villa, durch ihre schöne Lage, architektonischen Reiz und innere geschmackvolle Einrichtung ausgezeichnet, die Wilhelma endlich, eine Arkadnra, auf deutschen Boden verpflanzt, ein Wundermerk sonder Gleichen. Ausflüge führen nach den königlichen Gestüten Weil, Scharnhausen, Kleinhobenheim, der landwirthschaftlichen Anstalt Hohebenheim, dem Schlosse Solitude, wo Schiller erzogen wurde, nach Ehningen mit seinen für die Architektur typischen Kirchen und seinen Fabriken, nach Ludwigsburg mit seinem Riesenschlosse, nach — doch wir müssen innehalten, um nicht unsern „Führer durch Stuttgart und Umgebung" (Stuttgart, Hochdanz) abzuschreiben, in welchem wir mehr als 150 Ausflüge verzeichnet haben. Kurz wer Gesundheit haben will, möge nach Canstatt gehen, er braucht nicht zu baden, nicht zu trinken, nur die Luft zu geniessen und den Zerstreuungen, die es bietet, sich hinzugeben. Zur Erheiterung trägt ein wesentliches Stück das am Bahnhof erbaute Sommertheater, zur Pflege des Leibes tragen die trefflichen Gasthöfe mit ihren Gärten bei; unter letztern steht das Hotel Hermann mit seinen kolossalen Baulichkeiten, seinen parkartigen Garten, seiner angenehmen Terrasse, seinen Badeeinrichtungen und seiner den Römern schon bekannten Trinkhalle obenan. Ihm zunächst steht das neueingerichtete Wilhelmsbad mit seinen reichen Badeanstalten (auch türkisch-irische Bäder), dann das Hotel Bellevue, das seinen Namen führt mit Recht, das Hotel Traube, das Marion genni Merk u. s. w. An Wohnungen ist Ueberfluß und die zahlreichen Neubauten beabsichtigen jeden Anspruch an Comfort.

Ein prächtiges „Album von Canstatt und Umgebung" von Dr. Ebner (Stuttgart, C. Ebner), das eben ausgegeben wurde und dem wir einige Bilder — leider wegen unseres Raumes nur ein paar — entlehnen konnten, wird, was wir im Vorhergehenden gesagt, in ausführlicher Weise beschtigen. Möge das Album als Einladungs- und als Erinnerungsblatt den Lesern dieser Zeilen angelegentlich empfohlen sein.

Halbträume oder Ahnungen?

„Nicht Alle werden als Genies geboren," schreibt der Jäger in dem Brief an seinen Freund Ernst im Schwarzwalde (Zimmermann's Münchhausen, II, 6), „aber dazu wird Jeder geboren, sich sein Schicksal zu machen. Selbst die willkürlich scheinenden Grillen sind zuweilen feste Wegweiser zum Glück. Einmal Du Dich noch des armen Tagelöhners in Ludwigsburg, welcher, sonst verständig und fleißig, sich tief und fest einbildete, im Park lägen Granaten, und der zu jeder Freistunde in den Alleen darnach suchte, Kiesel und Quarz aufsob und betrachtete? Die Leute hielten ihn für verrückt, und eines Abends fand er in einem der dunkelsten Gänge, einsilig auf Cementen ruhend, eine vollgeschriebene Briefstasche, die er ehrlich genug war, dem Verlierer einzuhändigen. Dieser belohnte ihn mit einem Geschenke, welches seine Umstände auf Lebenszeit verbesserte. Das Sonderbarste war, daß, sobald jener Fund gethan war, sein Suchetrieb in ihm verstegte."

In der That sind wir armen bewußten Menschen von jener göttlichen Sicherheit des Angreifens und Erfassens, wie sie sich im Instinct der Thiere kundgibt, nicht durchaus entblößt; denn auch wir werden bei allen bedeutenden Schritten unseres Lebens von einem dunklen Drange, einer Art von innerem Tait geleitet, über den wir uns eine deutliche Rechenschaft nicht zu geben vermögen, welcher aber, wenn wir seine Stimme zur vernehmen, der Wegweiser zu unserem Glücke ist. Gewohnt nach Motiven, nach klar erkannten Gründen zu handeln, verlernen wir nur allmälig, dem reinen und stillen Wink des Herzens nachzugehen; aber in jeder Brust spricht leise ein Genius, ein Gott, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu lieben. Und nicht blos rathend oder warnend, helfend und fingerzeigend offenbart sich das Dämonien in unserem Herzen: all das sind blos praktische Triebe, wie sie allerdings bei den Thieren fast ausschließlich zu finden sind. Nein, was ich meine, ist ganz etwas anderes, aber freilich schwer zu beschreiben. — Lichter des inneren Menschen, von dem nüchternen Tagesscheine des Verstandes nur zu oft entschreckt, von der gemeinen Erkenntniß völlig überwuchert, und nur noch in wenigen geweihten Augenblicken, in einzelnen auserwählten Gesitteren heimlich aufleuchtend und erschienend.

Ich kannte ein edles Geschwisterpaar, auch Geist und gesellschaftliche Stellung gleichmäßig auszeichnet. Der Bruder, ein genialer, aber kranker Jüngling, suchte Heilung zu Meran in Tirol, die Schwester war in dem sächsischen Städtchen Riesa verheirathet. Als diese eines Abends allein zu Hause saß, hört sie um zehn Uhr zweimal an der Thüre greifen; sie hörte Namen rufen wie von der Stimme ihres fernen Bruders. Er war in dieser Nacht, abends zehn Uhr, getroffen und ein Viertelstoß darauf wurde sie begraben. Es ist dies eine einfache Geschichte unter unendlich viel ähnlichen, von der Schwester selbst erzählt; und wer möchte daran zweifeln, daß diese in jener Stunde vorahnend ihres Bruders und ihr eigenes Geschick, gleichviel mit welchem geistigen Organ, gesehen habe?

Der Soldat, sagt man, welcher seinen Kopf rollen sieht, wird die Schlacht nicht überleben. Bei den wichtigsten Ereignissen des Lebens, wie bei schwerer Krankheit oder Tod, mögen sie uns selbst oder die entferntesten Geliebtesten betreffen, öffnet sich das innere Auge allzumeist. Oft vor Kurzem hörte mir ein bekannter Student einen Fall mit, welchen pinchologische Wahrscheinlichkeit für mich nicht zu groß, der innerhalb merkwürdig genug ist, um wenigstens angeführt zu werden, mag man dann abgeben wie viel gutdünkt: Der Onkel des Studenten Gräber in Meiderich an der Ruhr ist auf Besuch bei seinem mehrere Meilen entfernten Bruder, sitzt am Fenster und schreibt einen Brief. Da hat der sonst ganz nüchterne Mann plötzlich eine seltsame Vision: er sieht sein Haus, sein Kind neigt sich über die Bodenluke nach der Tiefe, weit über den Schwerpunkt hinaus, aber die Hand seiner verstorbenen Mutter hält es zurück. Nun eilt er nach Hause, das Kind kommt ihm entgegen und die Mutterein erzählt, das Kind habe sich unwiderstehlig so über die Luke hinausgebeugt, daß sie nicht begreife, wie es nicht gefallen sei; eine unsichtbare Macht müsse es zurückgehalten haben.

Das Letztere ist mir das Zweifelhafte an der Geschichte, denn die Vision des Onkels läßt sich wohl begreifen; es ist das ein prophetischer Blick, wie er bei Leuten aller Stände außerordentlich häufig ist. Daß eine Mutter träumt, ihr Sohn komme den blutigen Kopf vom Turnen zurück, derselbe trotz des Verbotes turnen geht und nun wirklich blutend nach Hause kommt; daß Schwerkranke die Stunde ihres Todes genau vorauszubestimmen; daß ein Geistlicher auf seiner Fahrt durch die Gilower Bery wiederholt einen österreichischen Offizier vor sich sieht, nachgraben läßt und den Schädel eines solchen findet; oder daß ein Kranker in Gisheseld eine Stunde vor seinem Tode den Herzenswunsch äußert, sein Bruder, Pastor in Wendisschleube, möchte bei ihm sein, dieser sich um dieselbe Zeit am Rocke zupfen fühlt, abmungsvoll zu seinem Bruder sährt und ihn wirklich noch am Leben findet — alles das läßt sich durch die Annahme eines uns innewohnenden prophetischen Vermögens und nur durch eine solche, genügend erklären. Es kommen dergleichen Zukunftsblicke, besonders unter manchen Völkern und bei manchen Individuen, so häufig vor, daß durchaus nicht mehr Skhbrecht dazu gehört, sie für eine unbewußt und instinctartig wirkende Kraft der Seele anzunehmen, als für die sogenannten Verstandesschlüsse eine Reflexion und bewußte. Wenn die Uhr des Consistorialraths Eyroit in Sachsenerk bei Ilefeld im Augenblicke seines Todes, am 11. März 1828, auffälligerweise stehen bleibt, so ist das eben ein Zufall wie andere mehr; um ihn zu erklären, müßte man zu wirklich mystischen Erscheinungen seine Zuflucht nehmen, während die prophetische Vision unter diese Kategorie nicht fällt.

In Görnip in Sachsen gab es ein Schulmädchen, Anna Steube, welche für die Dämmste in der Schule galt. Sie bekam das bitzige Nervenfieber und machte während desselben, wie mir der Pfarrer des Orts versicherte, die schönsten Verse, nicht etwa das sie dieselben blos recitirte; gemein war sie so stupid wie früher. Es sind wunderliche Fähigkeiten in uns, die nur der Umstände warten, um in's Leben zu treten. Andern Personen ist jenes innere Gesicht habituell geworden, sie kennen es, so oft es eintritt, obwohl es auch bei ihnen plötzlich eintritt und unvermittelt. Ich selbst habe eine Verwandte, welcher in bedeutenden Fällen gewöhnlich ein kleiner brauner Hund im Traum erscheint, so z. B. in der Nacht vor dem Verlobungstage ihrer Tochter, zugleich ihrem Geburtstag, mit einem Kranz von Myrten und Orangen. Sie hat für Sterbefälle in der Familie und im Kreise der Bekannten unzählige Symbole; sie träumt, sie sei allein im elterlichen Hause, ihre selige Mutter trete leise zur Thür herein und sprache schaudernd in ein Häuschen Asche. Tags darauf geht das Gut ihrer Schwester in Feuer auf. Sie hat Tischgäste und will den Braten auf dem Ofen nehmen, sieht plötzlich, wie sie sich umdreht, den Herrn von Gluth vor sich stehen, sobald sie vor Schreck beinahe ohnmächtig wird. — Herrn von Gluth aber war zu jener Stunde bei einer Feldsprengung ein Stein an die Brust geflogen, der ihn auf der Stelle tödtete: —

Wie sich der Sonne Scheinbild in den Dunstkreis malt,
So gehen den Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in den Heute wandelt schon das Morgen.

Digitized by Google

Norddeutsches Bundesmilitär.

Originalzeichnung von Beck.

I.

Sächsische Gardereiter.

Braunschweigische Infanterie.

Sächsische Infanterie (Leib-Grenadier-Regiment).

Digitized by Google

Das Herz.

Eine uralte einfache Geschichte in mannigfachen neuen Kapiteln.

Von Robert Byr.

(Fortsetzung.)

Der Banquier bewegte sich unruhig auf seinem Fauteuil und murmelte etwas von „Friedenspfeife bei den rothesten Völkern.“

„Ja, da haben Sie ganz recht, bei den rothesten Völkern und zwar erst in letzterer Zeit ...“ nahm der Rath die Erörterung zur Bemerkung auf ... „die civilisirteren Völker gehen Salz und Brod als Zeichen des Grußes und der Gastfreundschaft, und in früherer Zeit schon galt das Anbieten von Brod oder wohl auch Kuchen mit würziger Obstfülle als Freundes- und Freundschaftsverbindung.“

„Kuchen? ...“ fragte Frau von Helffried neugierig ... „Kuchen mit Obstfülle?“

„Nun ja, ich hege sogar speciell die Ansicht, daß schon zur Zeit der Völkerwanderung die heute noch in Böhmen gebräuchlichen Kollatschen mit Powidl oder dergleichen zu dieser Rolle verwendet wurden.“

„Aber zur Zeit der Völkerwanderung ...“ erlaubte sich der Banquier einzuwerfen ... „das ist doch schon lange her, und Kollatschen sind doch ein sehr civilisirtes Gebäck, ich sie dörfer in früherer Zeit, bevor wir unseren jetzigen französischen Koch hatten. Auch meine Eltern hatten eine böhmische Köchin, die sie vortrefflich zubereitete.“

„Erlauben Sie, Herr von Helffried ...“ versetzte der Rath, indem er seine Augenbrauen, über den ungewohnten Widerspruch erstaunt, emporzog ... „aber die eifrigsten Forschungen haben mich gewissermaßen zu dieser Schlußfolgerung berechtigt. Als ich vor drei Jahren das letzigner Bad gebrauchte, machte ich wiederholt Ausflüge in das böhmische Mittelgebirge, um den verschwundenen Markomanen nachzuspüren. Ich lief auf den Höhen, wo sich die alten Ringlager befunden haben mußten, fleißige Nachgrabungen anstellen, und unter den sonstigen höchst interessanten Funden, die ich der Akademie der Wissenschaften vorzulegen mir erlaubte, befanden sich auch zahlreiche Scherben von gebranntem Thone, durchgehends durchlöchert und auf ein Haar den heute noch in Gebrauch stehenden Stühdöpfen und Schüsseln ähnlich, die zur Bereitung des Pflaumenmuses verwendet werden.“

„Ja, zum Durchpassiren ...“ bestätigte Frau von Helffried.

„Nun also, da haben Sie den schlagendsten Beweis, daß Powidl oder Pflaumenmus schon in der grauen Vorzeit bekannt war. Ferner frage ich Sie, Herr von Helffried, ob Sie sich noch der Beschreibung des Tacitus vom Cultus der Hertha auf Rügen, jener Insel im Ocean, wie er sagt, erinnern? Es ist Ihnen die Stelle gewiß noch im Gedächtniß, wo er von den Umzügen und den Festlichkeiten spricht.“

Der Banquier begnügte sich pagendhaft mit dem Kopfe zu nicken, jeder weitere Einspruch war ihm abgeschnitten, denn um seine Welt hätte er gestanden, daß er so wenig von Tacitus als von Hertha wußte.

„Es ist bekannt ...“ fuhr der Rath mit dem feierlichsten Ernste fort ... „daß sich der Cherrvieher bei der Hauptceremonie hinter einem Brode befand, daß er vor sich hielt und daß so groß war, um ihn ganz zu decken, denn Hertha, die fruchtbringende Erde, erhielt dieß Brod zum Opfer, Brod oder Kuchen, wohlverstanden, ein flacher runder Kuchen, was ist das aber anders, als eine Kollatsche, ago Kuchen und Obstfülle, denen beiden läßt sich Nichts vereinigt denken, Kollatsche mit Powidl; finden Sie nun meine Schlußfolgerung noch zu gewagt?“

Der Banquier murmelte etwas Unverständliches und seine Frau ergoß sich in Entzücken, wie belehrend doch der Umgang mit dem Herrn Rath sei und wie interessant solche Einblicke in die Vergangenheit sich gestalten.

„Ich habe das Alles viel genauer und mit Citaten belegt in meiner Abhandlung über die Sitten und Gebräuche der Markomannen und Quaden und deren allmäligen Uebergang in die heutigen Bewohner, so wie über die Ueberreste der Vorzeit in Bojohemum' ausgeführt, die ich nach jahrelanger Sammlung nächstens dem Drucke übergeben werde, sobald mir Doktor Rabodski das Manuscript zurückgestellt hat.“

„Doktor Rabodski? ...“ fuhr der Banquier überrascht aus seiner gedrückten Passivität empor.

„Nun ja, ...“ erwiederte der Rath mit einem Ton und Gesichtsausdruck, die in eigenthümlicher Weise die stolze Genugthuung des Gelehrten mit einer rührenden Bescheidenheit zu verbinden wußten. ... „Der Mensch kann nicht alles Wissen in einem Kopfe vereinigen und so muß ich mich denn im Interesse der lernenden Menschheit dazu verstehen, mein armes Büchlein mit fremden Federn zu schmücken. Doktor Rabodski war so gefällig, mir die Correctur der vorkommenden czechischen Ausdrücke und ihrer Orthographie zuzusagen. Das Manuscript ist schon ziemlich lange bei ihm.“

„Das bekommen Sie nimmer, machen Sie ein Kreuz darüber ...“ fuhr der Banquier heraus ... „Doktor Rabodski ist durchgebrannt.“

Der Rath war wie vom Schlage getroffen, dann aber dieß er Alles nur für einen Scherz und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit des Banquiers, um ihn vom Stande der Dinge zu überzeugen; um so gewaltiger war aber hernach auch die Wirkung, welche diese Nachricht auf den, im allgemeinen vertrauenden, gutmüthigen Mann hervorbrachte. Entsetzt fuhr er sich immer wieder durch die blondgrauen Haare, daß sie sich sträubten, wie das elektrisch berührte Fell einer Katze, seine Aeuglein rollten verzweifelt hin und her unter dem unheimlichen Beben der buschigen Augenbrauen. Ein nervöses Zittern durchzuckte den dagren Körper, endlich sprang der erbitterte Mann ganz vom Stuhle auf und raste in der höchsten Aufregung im Zimmer herum.

„Mißbrauch des Vertrauens! Diebstahl! Raub des geistigen Eigenthumes! ...“ so rief er ein über das andere Mal mit heiserster ausgedehnter Stimme, ... „Meine Abhandlung, meine lanzjährige Arbeit, die ganze logische Entwickelung, Alles dahin! Lupus raptoris! Tractatus meus raptus! Raptus flagitiosus!“

„Hat er den Raptus? ...“ fragte der Banquier leise, seine Frau mit dem Ellenbogen anstoßend.

„Versteht Du ihn denn nicht? ...“ fragte seine Frau leise zurück.

„Natürlich, natürlich! ...“ bestätigte er mit zuversichtlicher Miene.

Indeß war der Rath noch immer umhergefahren, jetzt stand er mit einem Male vor dem Banquier still.

„Ich muß dem schändlichen Räuber, dem raptor flagitioso, ignominioso, turpissimo nach.“

„Was fällt Ihnen ein?“

„Halten Sie mich nicht zurück, ich muß ihm nach! ...“ und in der Stimme des Rathes lag etwas so Entschiedenes, daß der Banquier einsah, eine hier jeder Widerstand vergeblich sei. ... „Auf der Stelle reise ich ihm nach Hamburg nach.“

„Wehhalb gerade nach Hamburg? ...“ fragte der Banquier, und Max suchte seinem Vater mit einem überzeugenden Grunde beizukommen.

„Aber, lieber Papa, er muß ja schon längst auf dem Wege nach Amerika sein.“

„Das glaub' ich kaum ...“ widersprach der Banquier, ohne sich an den neuen Ausbruch des Rathes zu kehren ... „dazu scheint mir der Mann zu schlau. Er weiß recht gut, daß augenblicklich der Telegraph spielte und er sich daher in die 9 bis Gefahr begab, aufgegriffen zu werden, wenn er sich direct in einen Hafen wendete, während er verhältnißmäßig sicher ist, wenn er einige Zeit in einem Versteck klug zuwartet, bis der erste Lärm vorüber ist.“

„Sollten Polizeiminister werden, minister disciplinae publicae ...“ gab der Rath sein Einverständniß zu erkennen ... „aber um so sicherer werde ich ihn noch erreichen. Ich gehe nach Hamburg.“

„Sehen Sie nur, aus derselben Ursache, warum er nicht direct an das Meer geht, meine ich, wird er auch nicht Hamburg berühren. Gerade weil das der gewöhnlichste und directe Weg für alle Schwindler ist, um so rasch als möglich und ohne große Paßschwierigkeiten auf ein Schiff zu kommen, gerade deßhalb sind die Leiten nicht nach Hamburg und gehen auch nicht dahin, um so weniger, als das eine Seeroute ist, auf der ihnen der Telegraph einen höhen Streich spielen könnte, wenn man zufällig entdeckt, wann und auf welchem Schiffe sie in See gegangen. Hamburger Schiffe legen meist in England noch einmal an, ehe sie den Ocean verlassen.“

Der Rath hatte aufmerksam zugehört, aber er ließ sich nicht überzeugen. Seine Ohren traten vielmehr noch weit mehr nach vorwärts und gaben dem jetzt stark roth gefärbten zerfetzten Gesichte ein ungemein obstinates Aussehen.

„Das sind bloße Vermuthungen. Opinio, opinatio, wie Cicero sagt: in his locis opinio est. Sie sind ein opinator, opiniosus, ein Vermuther voller Vermuthungen, ich aber bin der Meinung — sum hujus opinionis — daß ich den raptor gar nirgends als in Hamburg ereilen kann. Auf der Stelle muß ich fort.“

„Aber, lieber Papa. Du wolltest ja nach Aussee, die Fichtennadelbäder gebrauchen und ich — —“

„Fichtennadelbäder, ich werde sie gebrauchen, wenn ich zurück bin. Haltet mich nicht auf, Ihr bethelligt Euch sonst an dem entsetzlichen Verbrechen; socius culpae! Ich muß fort. Du, Du, mein Sohn Maximilianus, Du bleibst hier, ich stelle Dich unter den Schutz der freundlichen Familie. Jeder auf seinem Wege, ad altum iterum!“

Und als hätte ihn eine Tarantel gestochen, sprang er zur Thüre hinaus und sein verzerrter Abdruck folgte ihm, nachdem er sich höflich empfohlen und verstrochen hatte, die Reise womöglich zu verhindern.

„Au contraire, soll reisen, meinetwegen an den Nordpol ...“ rief der Banquier, sobald der blonde Doktor ebenfalls das Gemach verlassen hatte. ... „Der Kopf ist mir wie eine Treibhühle, die Kollatschen und der Tacitus, die villicus und Tusculum oder nein, Tusculanum, Powidl und Nicolin, Mundtebsd und Markomanen. Pah! da könnte einem der Verstand stehen bleiben und wenn er nicht reist, so fahre ich morgen selbst in die Stadt zurück, direct in mein Comptoir — und da soll eine Baderholung sein! Ach geh ...“ fuhr er seiner Gattin lebhaft ins erste Wort, das sie sprechen wollte ... „laß mich mit Deiner innigst geliebten Freundin und ihrem hochgelahrten Gatten in Ruhe. An den Nordpol, an den Nordpol in Gottes Namen sammt seiner Abhandlung über Gyechen und Quaden.“

Digitized by Google

Indeß der Banquier noch wie eine Billardkugel in der Quart umherrollte, öffnete sich leise die Thüre nach den inneren Gemächern und ein Diener trat ein, ein Schreiben auf einer Taffe präsentirend.

„Der Herr sagt, er wolle warten ..." meldete er ... „er sitzt draußen in der Veranda."

„Was will er?..." fuhr der Banquier auf.

„Weiß nicht, sieht aber anständig aus, muß ein Engländer sein."

„Vielleicht der Engländer mit dem Affen!..." rief Frau von Hellfried entsetzt aus.

„Was? ein Engländer mit einem Affen? Das ginge mir noch ab."

Dabei hatte der Banquier das Couvert rasch aufgerissen und das Schreiben überflogen. Es war ein Creditbrief von Rothschilds in London an sein Haus für „the most honourable and respectable James Temple Norton Esquire" bis auf zweitausend Pfund Sterling. Der Banquier sah etwas verdutzter aus, doch murmelte er immerhin noch verdrießlich:

„Nehmen hier keine Creditbriefe an — mag sich an die Firma wenden — bin hier Privatmann, reiner Privatmann, villicus, wie der Herr Rath sagt."

Das letztere begleitete er mit einem boshaften Auflachen, der Diener aber zuckte die Achseln.

„Er will entschieden warten, bis er vorgelassen wird ..." sagte er ... „und es hat ganz den Anschein, als wollte er im Nothfalle bis Abends sitzen bleiben."

„So laß ihn in — in — Gottes Namen ein ..." rief der Banquier und verfenkte die Fäuste trotzig in die Taschen seiner Beinkleider. Frau von Hellfried aber verlieh ihren Gatten, in dessen Geschäfte sie ein für allemal keinen Einblick hatte.

Die Thüre nach der Veranda öffnete sich und Sir James Temple Norton trat gravitätisch, aber höflich grüßend ein, und zwar ohne seinen Affen.

„Womit kann ich dienen?..." empfing ihn der Banquier in der gewohnten Weise, doch sich rasch seines momentanen Privatdaseins erinnernd, setzte er hinzu: „Ich muß Sie jedoch aufmerksam machen, mein Herr, daß Sie sich betreffs des eröffneten Credits an das Haus Hellfried in Wien wenden müssen."

„Oh, it weiß ..." gab der Engländer zur Antwort ... „über Sie sind Ehef von der Haus."

„Allerdings ..." versetzte der Banquier mit merklicher Ungeduld ... „doch pflege ich mich hier durchaus nicht mit Geschäften zu befassen."

„Oh, it weiß! it verlange durchaus kein Geschäft von hier."

„Nun dann weiß ich nicht. — Sie haben mir doch Ihren Creditbrief übergeben lassen ..." und dabei überreichte der Banquier das kostbare Dokument wieder dem Eigenthümer, der auch diesmal gleichmüthig erwiederte:

„Oh, it weiß! it habe Ihnen der Brief nor geschickt, damit Sie sehen, mit wem Sie zu thun."

Der Banquier verbeugte sich sehr geschmeidig, sein Antlitz nahm wieder seinen gewöhnlichen jovialen Ausdruck an und er breitete sich dem sehr Ehrenwerthen einen Sitz anzubieten.

„Sie darf nit glauben ..." fuhr dieser der Einladung Folge leistend fort ... „daß it in Verlegenheit von Geld. It bin versehen. It wollte Sie nor besuchen."

Der Banquier verbeugte sich noch einmal und weit tiefer vor den ihn besuchenden zweitausend Pfunden Reiseredit.

„Sehr schmeichelhaft ..." erwiederte er ... „sehr schmeichelhaft, aber ich begreife nicht —"

„Oh, it weiß! ..." daß Sir Norton dem Banquier aus der Verlegenheit ... „aber Sie haben eine sehr hübsche Villa."

„Ja wohl, ja wohl ..." versetzte der Banquier, in dem jetzt ein Verdacht aufstieg ... „aber ich bin nicht Willens sie zu verkaufen, um keinen Preis, — ich habe eine besondere Affection für das Haus, das ich mir selbst gebaut."

„Oh! it weiß! it will der Haus nit kaufen."

Der Faden ging dem Banquier aus, in einer gelinden Verzweiflung sprang er darum plötzlich über und fragte den Allwissenden, wie lange er sich in Ischl aufzuhalten gedenke; er athmete völlig auf, als er diesmal ein „It weiß nit ..." zur Antwort bekam.

„Das hängt ab, wie es mir gefällt ..." sagte der Engländer.

„Dann darf ich Ihnen wohl meine Dienste anbieten, wenn Sie die Umgegend besuchen wollen."

„It will nit, it besuche nor Sie."

Der Banquier verbeugte sich abermals, weil er nichts Besseres zu thun wußte, und fügte ziemlich unsicher hinzu:

„Dann darf ich also hoffen, Sie öfter bei uns zu sehen, wollen Sie uns vielleicht morgen die Ehre schenken, einen Löffel Suppe mit uns zu essen?"

„Wie meinen Sie einen Löffel?"

„Nun, ob Sie nicht morgen bei uns dineren wollen — vorausgesetzt, daß Sie nichts Besseres zu thun haben."

„It bin in der Absicht. It habe nit Besseres zu thun."

„Nun das freut mich ..." rief der Banquier, doch blieb es zum mindesten sehr zweifelhaft, ob der Ausruf der Zusage oder dem Aufstehen seines Besuchers galt, der Miene machte sich zu entfernen ... „das freut mich wirklich!"

„Oh, it weiß! ..." entgegnete der sehr Ehrenwerthe mit derselben unerschütterlichen Ruhe, die er während des ganzen Gespräches beibehalten hatte, und ohne ein weiteres Wort empfahl er sich.

Kaum hatte der Banquier die Thür hinter ihm geschlossen, so richtete er sich auf der geschäftsmännisch höflichen Verbeugung rasch empor, fuhr sich erst mit beiden Händen leise über die wohlfrisirte Glatze hin, streckte dann beide Arme wie ein Zeichentelegraph von sich und rief stark pustend, halb ärgerlich, halb mit einem verzweiflungsvollen Lachen aus:

„Puh! — Narren, lauter Narren, eine ganze Narrenmenagerie! — ein Narrencollegium!"

Und wäre der Rath nicht schon im Gasthofe und eifrig beschäftigt gewesen, sich zur Abreise zu rüsten, diesem legten Ausrufe hätte er gewiß beifällig zugestimmt, mit der Erläuterung:

„Tres faciunt collegium. —" (Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Hundehistorien.

Von W. v. K.

Waldine, die Jagdhündin.

(Schluß.)

Begegne ich Fräulein von Zirbelwitz nach einem solchen Accompagnement, so sieht sie mich stets merkwürdig wehmuthsvoll — mit langen schmelzenden Blicken an, als wollte sie sagen: „Ja, geliebtes rothgezipftes Ungeheuer — Du — Du bist auch ein ungetreuer Robert am ganzen Mädchengeschlecht — zunächst an mir, die ich Dir so nahe bin und Dich so tiefe Blicke in mein sehnendes Herz thun lasse ... Ein königlich preußischer Major und — Junggesell sein — ist sündlich — schandbar.... Wie glücklich würde ich Dich machen, — ich, die ich obenein im Besitze einer patentirten amerikanischen Nähmaschine bekanntlich bin ..." O, wenn Fräulein Adelgunde von Zirbelwitz mich doch ein wenig voll Haß und Abscheu ansehen wollte — das würde mich sehr beruhigen....

Und wieder sitzen meine drei regungslosen Sphinxe zu meinen Füßen und ich schreibe mit Hochgenuß aus und vollstem Herzen das treffliche arabische Sprüchwort nieder:

Ein treuer Hund, ein edles Pferd
Sind mehr als zwanzig Weiber werth ...

pardon, meine holden Leserinnen — Sie Alle sind natürlich hiervon ausgenommen.... Es geht nur auf die Frauen der Araber und — auf Fräulein Adelgunde von Zirbelwitz.

... Bei der Conscription der wiener Hunde, die seit Kurzem zur Hundesteuer herangezogen werden und auf diese Weise auch den Taschen der Reichen jährlich volle 80000 Fl. in die Hände der Armuth legen, sind wieder einige liebenswürdige Züge von aufopfernder Hundetreue und Klugheit in die Oeffentlichkeit gekommen. Viele Arme hatten nämlich um Erlaß der Hundesteuer, da sie ohne ihre Hunde nicht existiren könnten. Sogleich fanden sich edle Thierfreunde, die sich erboten, für solche Menschenwohlthäter aus der Thierwelt die Steuermarke zu zahlen. Schöner wie eine goldene Verdienstmedaille schmückt diese Prämiestuermarke den Hund von mehreren taubstummen Frauen, die in einem Stübchen mit einander wohnen und sich kümmerlich durch ihrer Hände Arbeit fortbringen. Der Hund bewacht Tag und Nacht die geringen Habseligkeiten der armen Frauen. Nähert sich ein Fremder der Thür — so bellt das kluge Thier nicht ... es weiß ja, seine Herrinnen können ihn nicht hören, — still kommt der Hund heran und macht die Frauen durch sanftes Zupfen an den Kleidern auf den Ankömmling aufmerksam. Einst, als ein gefährliches Feuer im Hause war und Niemand an die armen Taubstummen dachte — da rubte der kluge Hund nicht eher, bis er seine Schutzbefohlenen in Sicherheit gezupft hatte. Ferner wurden mit Brabtsternmarken prämiirt: zwei Dogge, die allen blinden Leuten als Führer und Wächter dienen, ihnen den abhanden gekommenen Stock, Stiefeln und andere Sachen zutragen und in rührender Weise dafür sorgen, daß die Blinden auf der Straße nicht unter die Wagen gerathen, — dann ein großer Hund, der drei Kinder aus der Donau rettete, — eine Dogge, die sich in der Schlacht von Custozza durch Muth und Klugheit auszeichnete, — ein schöner kleiner Seidenpinscher mit der Preismedaille der Industrie-Ausstellung im Prater, — zwei Hunde der „Barmherzigen Brüder" des Reconvalescentenhauses im Besitz Landstraße, die trotz ihrer eigenen Dürftigkeit große Wohlthätigkeit üben und beren Gärten nur durch die treue Wachsamkeit der Hunde gegen Diebereien geschützt werden können — und noch einige andere tugendhafte Hunde.

Der bekannte greise wiener Hofschauspieler Laroche schrieb in die ihm zugeschickte Conscriptionsliste in die Rubrik der Hunde —: „Leider keinen mehr! ..." Wie viel Wehmuth und Sehnsucht liegt darin — nach den treuen, längst gestorbenen Freunden seiner jungen Jahre.

Und doch — wie entseplich werden diese edelsten, treuesten, klügsten Thiere von rohen Menschen oft gemartert und — gemißbraucht!

Nicht nur die alten heidnischen Römer richteten Hunde zum blutigen

Digitized by Google

Kampfe im Circus gegen Löwen und wütbend gereizte Stiere ab und ſahen jubelnd und Beifall klatſchend rund umher auf den amphitheatraliſchen Steinſitzen . . . nein, ſolche grauſame Kämpfe zwiſchen Hunden und Stieren werden leider Gottes auch heutzutage noch veranſtaltet — in dem tugendhaften, ſo überaus frommen England, wo die armen Kinder an Sonntagen nicht einmal die unſchuldigſten Kinderſpiele ſpielen dürfen — das wäre ja Schändung des Sabbaths....

Daß es aber auch in England edle, wahre Thierfreunde gibt, die ſolche barbariſchen Thierquälereien verabſcheuen, betone ich hier mit beſonderm Vergnügen. Der beſte Beweis hierfür iſt wohl das großartige „Armenhaus für Hunde," das ſeit Kurzem in London eröffnet iſt. In der Hollingsworthſtreet in Islington finden wir vor einem grünen Gitterzaune Tafeln mit der Inſchrift: „Aſyl und Aufbewahrungsort für verirrte und hungernde Hunde." Hierher werden alle in London herrenlos umherlaufenden Hunde durch die Polizei gebracht, hier finden ſie Obdach, Pflege, Erziehung und ſelbſt thierärztliche Behandlung, bis der Eigenthümer ſie abfordert. Geſchieht dies nicht binnen 14 Tagen, ſo werden ſie verkauft oder auch unentgeltlich an Hundefreunde abgegeben. Die Koſten werden durch ein Comité und eine Wohlthätigkeitsgeſellſchaft aufgebracht. Natürlich fehlt auch das in England unvermeidliche jährliche Feſteſſen dieſes Vereins nicht und in Reden und Toaſte zum Preiſe der Hunde würzen das Roaſtbeef und den Plumpudding. — Erſt vor wenigen Wochen hat ein reicher engliſcher — „Sonderling" ſein ganzes Vermögen von 80000 Pfd. St. zu einem neuen Aſyl für alte und kranke Hunde in ſeinem Teſtamente beſtimmt....

Und doch — und doch... wenn man dann an die Hunderte von armen, hungernden, friereuden, verzweifelnden Menſchenbergen denkt, die alljährlich in Noth und Elend und Kummer in London langſam brechen . . . nachdem ſie vergebens ſtehend an alle Thüren geklopft — und zuletzt vielleicht ſogar an das ſtattliche Gitterthor des Hundeaſyls zu Islington: nur um ein paar Hundemarken — nur um eine Nacht Obdach in einer der „comfortable" eingerichteten Hundehütten bettelnd... ja, wem ſtiege da nicht der Gedanke auf: wäre unter ſolchen Verhältniſſen nicht eine Kugel für den alten kranken herrenloſen Hund eine Wohlthat — eine Pflicht für den Menſchen?...

Wahrhaft beſchämend iſt es aber für uns Deutſche, dieſe denkende Meiſterſtücke der Schöpfung, wenn wir beobachten oder in den Zeitungen leſen, wie der Menſch die Treue, die Klugheit, die Stärke ſeines Hundes oft ſo ſchändlich mißbraucht — ſelbſt bis zum Verbrechen.

Daß der Hund, der in Frankreich den Brafſieß dreht, in Sibirien und Nordamerika den Schlitten zieht, in Deutſchland den Milch- oder Schererſchleiferkarren zieht, — in Spanien dazu abgerichtet wird, über die den Menſchen unzugänglichen Pfade der Pyrenäen Schmuggelwaaren zu tragen, iſt bekannt. Aber wie unendlich oft hat man das gelehrige Thier nicht ſogar geradezu zum Diebſtahl abgerichtet! Erſt kürzlich kam ein ſolcher Fall in Prag vor die Polizei. Man hatte ſchon lange ein Mädchen auf den Straßen Prags bemerkt, dem in einiger Entfernung ein großer ſchöner Hund folgte. Zuweilen blieb das Mädchen einen Augenblick vor dem offenen Laden eines Fleiſchers oder Bäckers ſtehen und ſah ſich nach dem Hunde um — dann ging es ruhig weiter und verſchwand um die nächſte Ecke. Kaum der Hund nun auf die ihm durch das Stehenbleiben ſeiner Herrin bezeichnete Ladenthüre, — ſo war er mit einem Satze drin: packte Würſte, Braten, Brod u. ſ. w. mit den Zähnen . . . und rannte ebenfalls um die Ecke, bis das Mädchen ihm in einem dunklen Thorwege oder abgelegenen Gäßchen die Beute abnahm. Dabei wurde die junge Dirne ſtets ſattgefüttert.

Ebenſo unmenſchlich grauſam, wie verächtlich iſt es, wenn Menſchen ſich damit beluſtigen, Hunde gegen einander zu hetzen, — und doch ſieht man dies aller Orten. Kürzlich folgte aber einer ſolchen Roheit die gerechte Strafe auf dem Fuße.

In einem wiener Bierlocal rühmte ein Kutſcher die unbeſiegliche Stärke ſeines „echten amerikaniſchen Bluthundes." „Ah! mit dem nimmt's unſer Tambour auch noch auf. . .." Und die Wette um ſechs Krügel Bier war fertig. Die ganze Geſellſchaft begab ſich mit den beiden Hunden und Laternenbeleuchtung auf den Hof und nahm auf Wagen und Faſſern Platz. Der Kutſcher hetzte ſeinen amerikaniſchen Bluthund auf den armen Tambour — aber der gemüthliche Wiener hatte keine Luſt, den Kampf aufzunehmen. Behaglich legte er ſich nieder und ſtreckte alle Viere von ſich. Da zeigte der Amerikaner ſein echt bündiſch großmüthiges Herz . . . er ließ den Wiener ungeſchoren. Als aber die Geſellſchaft dem Hegen blieb, bürgte er ſich als echter, durch Menſchenkunſt ausgebildeter Bluthund auf — den Arrangeur der Wette und Hundehetze, den Hausknecht, und zerrte ihn vom Wagen herab und zerfleiſchte ihn furchtbar — bis es gelang, ihm ſeine Beute zu entreißen.... Sein Herr büßte die kurze Luſt mit drei Wochen Gefängniß. —

Doch nun endlich zurück zu meiner — und wenn der liebe Leſer ſo viel freundliches Intereſſe zeigt, zu unſerer Waldine. In ihrem ehrlichen Geſichte zeigt ſich überdies ſchon ein gewiſſer melancholiſcher Zug von Abgeſpanntheit bei dieſer ungewöhnlich langen Sitzung.

Bog iſt ſchon längſt ſtill auf ſeinem Platze eingeſchlafen. Nur Pitt iſt munter, wie immer.

Und doch, Waldine, muß ich erſt einige Worte über Deine ganze Sippe ſagen, ehe ich von Dir im Beſonderen erzähle. Alle Tugenden, die Deine Sippe ſchmücken, zieren auch Dich — im höchſten Grade. Aber wir wollen nicht paetheiſch erſcheinen.

„Geborener Jäger!" — das iſt das höchſte Prädicat des Lobes für jeden Jagdhund. Dazu machen ihn die erſten aller Jägereigenſchaften: ſcharfes Auge, feinſte Naſe, bewunderungswürdige Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen, unermüdliche, emſig fröhliche Jagdluſt! Ihn zeichnen aus: eine breite Bruſt, weite Lunge, ſchlankes muskulöſes Hals, ein glänzendes, in den verſchiedenſten Farben ſchön gezeichnetes Fell, ein edel getragener Kopf. Seine Hauptheimathsſtätte iſt England. Dort zieht man die meiſten, ſchönſten und beſten Jagdhunde — und weiß ihre Tugenden durch die meiſten Guineen zu würdigen. Ihre Erziehung iſt ſehr complicirt — aber ſie danken durch ſeltene Gelehrigkeit.

Wenn es in einer oben angeführten „Synonymie" im Allgemeinen heißt: „Ein ſcharfer gegegener Hund ſtraft leinen Herren immer;

Er achtet für ſein Reich Dein Haus, Dein Bett, Dein Zimmer;
Was er erreichen kann, beſchmutzt er und benagt,
Er weiß es nur zu wohl, daß nichts ihm wird verzagt..."

— ſo möchte man dies für jeden Erzieher eines Jagdhundes mit großen rothen Fractur-buchſtaben drucken laſſen.

Ich habe es bei Waldinen's Erziehung nicht leicht genommen. Ich hatte dabei das Glück, daß Waldine einen vortrefflichen wohlerzogenen Vater und eine wahre Muſter-Mutter hatte. Denn die Vererbung der guten Eigenſchaften von den Eltern auf die Kinder, die man bei den Menſchen häufig beobachtet — iſt bei den Hunden — Regel. Das könnte uns wieder viel zu denken geben.

Da findet ſich nun gleich eine hübſche Gelegenheit, von Mutter Waldine zwei Geſchichten zu erzählen, die den Vorzug haben, daß ſie buchſtäblich wahr ſind — ſo ſehr ſie auch nach — Jagdgeſchichten klingen ſollten.

Nur um ſo vieles Zahmer als ich als Hausmann zu Straſſund in Garniſon. Da wurde ich zu einem Familienfeſte nach Greifswald geladen. Ich nahm auf drei Tage Urlaub. Ehe ich abreiſte, beſuchte ich noch Mutter Waldine, die gerade mit vier allerliebſten Jungen in den Wochen lag. Ich klopfte ihr den Kopf und ſtreichelte die kleinen Hündchen, die zärtlich von der alten Freundin mit großen Zoggen und meiner ſtillen Einſamkeit Abſchied. Sie wollte mir folgen — aber ſchnell drückte ich die Thür hinter mir zu.... Aber wer kratzt am andern Morgen in Greifswald an meine Thür und winſelt um ſchmeichelt? ... Ja, es war Waldine . . . und neben ihr lagen ihre vier Jungen, friſch und munter. Nur Waldine hatte Hunger bekommt und konnte mir kaum die Hand lecken. Da hab' ich ſie aber gepflegt, wie ein liebes Kind — und ich wurde belohnt. Friſchlich reiſten wir zuſammen wieder nach Straſſund zurück, wo mein Burſche in nicht geringen Sorgen um „unſere" alte Waldine war.

Aber wie war Waldine denn die fünf Meilen nach Greifswald gekommen — und noch dazu mit den Jungen?

Ganz auf eigenen Füßen. Und wie ihre Mutterzärtlichkeit es möglich gemacht hatte, auch die Hündchen mit ſich zu ſchleppen — das habe ich ſpäter durch verſchiedene Verſuche erfahren.

Die unbrechender Nacht war es Waldine gelungen, ihre Jungen heimlich auf die Straße zu ſchleppen, indem ſie das loſe Fell der Kleinen dabei faſt mit den Zähnen faßte. So trug ſie ein Junges erſt vor's Thor, dann holte ſie die anderen einzeln nach... und auf dieſe Weiſe machte ſie die fünf Meilen von Straſſund bis Greifswald in vierzehn Stunden acht Mal.

Dieſer Fall ſteht nicht vereinzelt da. Ich habe mal von einem thüringiſchen Schäfer geleſen, der mit ſeiner Hündin eine Heerde Schafe aus einem fernen Dorfe nach ſeiner Heimath zu treiben hatte. Achtzehn Meilen weit von zu Hauſe ward die Hündin ſelben Junge — und der Schäfer mußte ſie nothgedrungen zurücklaſſen. Nach acht Tagen war die Hündin mit ihren ſechs Jungen ebenfalls zu Hauſe. Genaue Erkundigungen ergaben, daß ſie die 18 Meilen (und dazu 14 Mal) in 17½ Tagen gemacht hatte.

Aber der ſolgende Zug von Anhänglichkeit an mich und ſündiſcher Mutterliebe, den ich jetzt von der alten Waldine zu erzählen habe, ſteht wohl vereinzelt da. Wenige Jahre darauf war ich von Straſſund aus zur Jagd nach Rügen geladen, — auf das Gut eines Freundes bei Putbus. Mit Bedauern mußte ich meine alte Waldine zurücklaſſen. Sie hatte wieder Mutterpflichten zu erfüllen. Dieſmal aber nur noch zwei junge Hunde. Für die übrigen hatte ich eine Bauernſündin als Amme engagirt, um Waldine nicht zu ſehr von Kräften kommen zu laſſen und baldmöglichſt wieder zur Jagd verwenden zu können. Dieſe große Liebe einer Hündin zu fremden hülfloſen Jungen iſt wiederum ein rührender Zug aus dem Seelenleben der Thiere. Kann eine ſäugende Hündin dieſe Liebe nicht ihren eigenen Jungen erweiſen — ſo überträgt ſie dieſelbe mit vollem Bewußtſein der untergeſchobenen Säuglinge ſogar auf Kaninchen und auf ihre Erbfeinde — die Katzen, indem ſie die kleinen hülfloſen Weſen bereitwillig zu ihrer Milchquelle zuläßt, ſie zärtlich beleckt, behütet, erwärmt, von einem Orte zum anderen trägt und mit eigener Aufopferung im Nothfalle ſogar vertheidigt.

Digitized by Google

Vor meiner Abreise nach Rügen besuchte ich also, schon mit Jagdtasche und Gewehr ausgerüstet, Waldine in ihrer Wochenstube. Sie lectre mir beim Abschiede zärtlich und leise winselnd die Hand. Dann band ich meiner Wirthin auf die Seele: ja stets die Thür hinter Waldine abgeschlossen zu halten, damit sie mir nicht wieder nachlaufe. Mein Bursche begleitete mich nach Rügen. Wir segelten mit dem Fährboote über den eine halbe Meile breiten Gellen. Eine Dampffähre gab es damals noch nicht. Und dennoch — so wohr ich königlich preußischer Major bin — am andern Morgen in aller Frühe hörte ich unter meinem Fenster auf dem Gute meines Freundes dasselbe Winseln, wie damals in Greifswald.... Ja, es war Waldine — mit ihrem Jungen! Da sie in Stralsund nicht durch die Thüre hatte entwischen können, war sie durch die Fensterscheibe gesprungen. Wie sie es angestellt, daß sich das Hündchen nicht dabei in den Glassplittern beschädigte, ist mir heute noch unerklärlich. Dann hatte sie meine Spur bis an den Hafen verfolgt. Auf der Landungsbrücke, von der aus ich das Fährboot bestiegen, hatte man sie unruhig aus- und ablaufen sehen — plötzlich war sie mit dem Jungen zwischen den Zähnen ins Meer gesprungen.... Aber, wie einst Melampitho, der neben der Treue seines Herrn von Athen die Salamis schwamm, beim Betreten des Bodens von Salamis vor Entkräftung todt zu den Füßen seines Herrn, des Xantippus, zusammenbrach — so sollte auch Waldine ihre Heldenthat der Liebe mit ihrem Tode bezahlen. Sie lectte mir noch einige Male die Hand und dann abwechselnd ihr Hündchen, das sie mit dem Aufgebote der ganzen Kraft der Liebe die halbe Meile beim Schwimmen über dem Wasser getragen ... dann war sie todt.

Und jenes Hündchen, das die weite Wasserreise im Maule der Mutter so glücklich bestanden, — ist meine Waldine, die Mutter in ein glänzendes Braun gekleidet und mit allen ihren Tugenden geschmückt.

Von diesen Tugenden als Jagdhündin mögen hier außer den oben erwähnten nur noch einige seltene Platz finden.

„Der Pächter schmeckte zu erfüllen:
Zu bändigen den eignen Willen!"

singt Schiller in seinem „Kampf mit dem Drachen" — und diese schwerste Pflicht erfüllt Waldine — ich möchte sagen — spielend — lächelnd. Gleich es wohl einer schweren Prüfung für einen Jagdhund: „den eignen Willen zu bändigen" — als wenn ein Hase drei Schritt vor ihm aufspringt und sein Herr entweder seine Flinte bei sich hat oder über ein fremdes Jagdrevier reitet oder auch die Jagd noch nicht eröffnet ist? Oder wenn das getroffene Rebhuhn zehn Schritte hinter unserer Jagdgenossenschaft niederstürzt und — sie dennoch Stillstand ist? Oder wenn ein gehetzter Hase dem Hündchen förmlich zwischen die Zähne läuft — und er doch nicht zuschnappen darf?

Aber merkwürdig: so folgsam Waldine auf der Jagd gegen mich ist, so achtsam auf meinen leisesten Wink und Pfiff ... so trotzig und ungefällig ist sie gegen meinen ehrenwerthen Freund Lieutenant von Haberstroh, dessen meine lieben Leser sich wohl noch als Freund meiner Cigarren und Antipoden von meinem Freunde Bor erinnern werden. Ja, Waldine vergißt sich so weit, auch außer der Jägerei ihre Verachtung meinem Freunde Haberstroh bei jeder Gelegenheit öffentlich zu zeigen. Sie steht es stets so eigenthümlich an, als wollte sie sagen: Ja, ja, Du Aermster, ich habe Dich durchschaut — seit unserer ersten gemeinschaftlichen Jagd — nach Deinen ersten drei Schüssen wußte ich, daß Du selber als Jäger keinen Schuß Pulver werth bist ... ich verachte Dich gründlich und Alle, die gebören:

„... zu jenem Sonntagscorps im grünen Jägerhut,
Bei dem der Spießbock und der Gemsbart Alles thut!"

Und ich kann Waldinen hierin nicht so ganz Unrecht geben. Habe ich jene drei Schüsse des armen Haberstroh doch selber mit angesehen!

Ich hatte mir nämlich den Fuß vertreten und konnte der Jagdgesellschaft nur zu Wagen folgen. Mein ehrenwerther Freund von Haberstroh, aufs Effectvollste als Rinrod herausstaffirt, bat mich, ihm meine Waldine anzuvertrauen. Waldine sah mich traurig an — auf meinen Befehl folgte sie aber gehorsam dem neuen Gebieter. Bald sah ich Waldine im vollen Galopp, beständig mit der Nuthe arbeitend, in kühnen Bogen über das Stoppelfeld stürmen ... plötzlich steht sie wie aus Stein gebauen — Gespanntheit in der ganzen edlen Haltung — den ausdrucksvollen Kopf stets erhoben — die Ruthe steif ...

Lieutenant von Haberstroh schleicht heran ... brrrr ... fliegt eine stattliche Kette Rebhühner auf ... endlich hat Freund Haberstroh seine Flinte an der Backe — endlich hat er den Finger in der richtigen Position, um losdrücken zu können.... Der Schuß knallt — der Jäger reißt sich die von der ungewohnten Erschütterung schmerzende Backe ... und lustig und wohlbehalten turren die Rebhühner davon.... Verwundert schaut Waldine sich nach dem Schützen um — dann galoppirt sie in weiten Kreisen wieder um die inzwischen in einem Kartoffelfelde niedergefallenen Hühner herum.... Und es wiederholt sich dieselbe Scene, wie vorhin — nur daß Waldine ihre Verwunderung über das fehlische und unbefriedigte Davonturren der Hühner noch etwas ausdrucksvoller gegen den Lieutenant an den Tag legt.... Als aber mein ehrenwerther Freund Haberstroh auch das dritte Mal die regel- und schußrecht gestellte Kette Rebhühner fehlt ... da hält Waldine ihren Unmuth — ihre Verachtung nicht mehr zurück: sie läuft auf den armen Sonntagsjäger zu, stellt sich mit imponirender Haltung vor ihm auf, sieht ihn von oben bis unten kalt an — stößt dann ein markerschütterndes Heulen aus — (o, welch ein reicher Wechsel von Gefühl liegt in ihrer Stimme!) — dreht sich dann kurz um — und trabt zu meinem Wagen zurück. Kein Schmeicheln, Bitten und Drohen Haberstroh's haben sie seitdem an seine grüne Jagdseite zurückzuführen vermocht ... und ich kann es ihr wahrhaftig nicht verübeln....

Ich aber habe es mir seitdem zur Regel gemacht, meine Hunde ebenso wenig zu verleihen, wie meine Bücher. Es kömmt bei beiden Gefälligkeiten nie viel heraus — wenigstens nichts Gutes.

Der weise Hunde-Licentiat Sebastian Auf sagt in seinem schon oft von mir citirten beherzigenswerthen Lehrgedichte mit Recht von der Hundeerziehung:

„Niemalen leide, daß sich Andre kümmern drum,
Der Hund wird sonst konfus und bleibt für immer dumm.
So ist es schändlich auch, wenn Fremde ihn traciren
Durch Reden reizen ihn, auch wohl ihn caressiren.
Sein Herr sei Pfleger und Erzieher ihm allein,
Dein Hund soll Dein Hund nur und keines Andern sein,
Es soll sich selbst Dein Freund nicht viel mit ihm befassen.
Der Hund kann zweien Herrn nicht auf den Weiten passen.
Auch treibt der Freund es oft aus Kinderei zu bunt —
Wer gern die Hunde hat — der kauf sich einen Hund ..."

Und nun noch ein paar urkomische Historien von ...*

Doch was ist das, Pitt? Du bist heimlich auf meinen Schreibtisch gesprungen und zupfst an meiner Feder? Soll das etwa gar bedeuten: Hör' auf — hör' auf, schreibseliger alter Freund, wenn Deine Geschwätzigkeit es nicht auf ewig mit Deinen geduldigen Lesern und der rothstiftrothenden Redaktion verderben soll ... und dann, Kamerad, Du vernachlässigst über all Deinen sischapierernen, meistens längst gefurchenen Hunden Deine lebenden — hungernden — spaziergustigen Freunde unverantwortlich ....

Ja, Pitt, ich fürchte, Du hast in allen Stücken Recht. Aber, Kamerad, wie kannst Du nur auf den Einfall, mir da die Feder aus der Hand ziehen zu wollen? ... Solltest du etwa gar heimlich in Nr. 23 der Illustrirten Welt die kleine Historie gelesen haben, wie Bicke dem alten Fritz die Feder aus der Hand zupfte, damit er endlich zu Bett gehen sollte? ... Seit ich weiß, daß der Kater des Kammergerichtsraths E. T. A. Hoffmann heimlich ein blaues Buch geschrieben hat unter dem famosen Titel „Lebensansichten des Katers Murr" — — ja, seitdem traue ich Euch Vierbeinern alles Mögliche und Unmögliche zu ...

Die Geschichte soll ich Euch erzählen, Pitt?

Nein, Kamerad, Du wolltest mir ja selber längst die Feder fort nehmen — — aber vielleicht ein ander Mal!

Bilderräthsel.

Auflösung des Bilderräthsels Seite 504:

Wenn der Schuß paßt, der sieht ihn an.

Redaktion und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart. — Druck von H. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 49.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Der Dünenschulz.

Eine Erzählung von Ostseestrande von Friedrich Deutter.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Joab's Rose im Sturme — und der Mord im Dünendorfe — ein Begräbniß zweier Liebenden.

Noch immer ruht ein grauer, undurchdringlicher Nebel auf der Dünenlandschaft, der wie ein geheimnißvoller Schleier den Kiefernwald verhüllt. Wenn auch ein einzelnes Buschwerk wie ein dunkler Fleck auf weißem Grunde aus dem Sandboden emporblickt, scheint es, als verändere es seine Form und Höhe und gehöre einem Riesenleibe an, dessen Gestalt der leichteste Windstoß verschiebt. Dann hebt und senkt sich der Nebel und das ganze Luftterrain wird beweglich wie die Woge der nahen Ostsee.

Nun bilden sich graue Streifen — bandförmig, linienartig. Dadurch schimmert die Landschaft — — bald deutlich, bald in den Wolken verschwimmend. Die Knäuel entwirren sich langsam — nach und nach vertheilen sie sich — und momentan blitzt ein heller Sonnenstrahl auf.

Nun erst tritt die Dünenlette hervor — langsam feierlich, als streife sie von sich das nächtige Gewand, welches sie lange verhüllte — meerwärts sticht die aschfarbene Wollenmasse und löst sich auf im Luftäther. — —

— — — —

„Aber Leuchtungsdonnerwetter, Sie segeln mit voller Leinwand auf meine Rose los, als wolle Ihnen ein Dampfboot oder ein Pirat nachsehen. In's Himmels Namen — treten Sie an das Fallreep, oder ankern Sie." —

„O Herr Joab — Herr Joab, mir ist zu Muthe, als hätte selbst das schwere Verbrechen auf meiner Seele!"

„Liegt Sie das — aber — nein — nein — hübsch alles Schimpfen zufrieden gelassen — und fein mit mamierlich zu Werke gegangen. Wer hat denn etwas verbrochen, wer?"

„Ein Mord ist geschehen — ein Mord, Herr Joab."

Der Dünenschulz war eiligst in seinen Schlafrock geschlüpft, setzte sich auf die Bettkante nieder, drehte seine Zipfelmütze nach vorne, was bei ihm stets Neugierde verrieth und rief: „Sind Sie rasend — ein Mord?"

„Herr — ein Mord — ein Mord."

„Heiligeskreuz — aber nein — nein, sein solide nach Seemannsmanier — wo ist der Mord geschehen — wo?"

„Hier im Dorfe!"

„Im Dorfe?!"

„Ja —"

„Aber wer ist ermordet?"

„Wer?"

„Das ist zum Rasendwerden! Der Schiffsjunge kriegt mit dem Tauende, der Haldmann Rippenstöße, der Matrose weicht an einer Parbune gebaumelt oder durch das Wasser vorne am Schiffsteil gezogen — was sange ich aber mit Ihnen an — mit Ihnen, wenn Sie das Kommando des Kapitäns nicht ausführen wollen?"

„Herr Joab — die Sache ist ernstlich — als heute der Tag graute, fanden die Zeiser [22] und Schafschicker [24] den Jäger zwanzig Schritte vom Vorderertanz —"

„Im Handgemenge mit einem Holzdieb?"

„Nein — nein — erschlagen!"

„Alle Wetter!"

„Im Blute schwimmend — mit einer furchtbaren Wunde im Schädel."

„O — mein Gott — das junge Blut?"

„Ja — ja — es ist furchtbar — haarsträubend — entsetzlich — und es war ein so feiner — angenehmer Mann — der mich immer so freundlich grüßte."

„Hatten wohl ein Aug auf ihn?"

„Herr — Joab —"

„Spaß bei Seite — wer hat denn den Forster erschlagen — wer?"

„Machen Sie sich gefaßt, etwas Furchtbares zu hören!"

„O Himmel, was denn?"

„Man sagt, der Mörder sei —"

„Heraus mit dem Oberbramsegel — heraus, daß sich der Sturm hineinsetzen kann, denn dieser macht wenigstens bei mir die ersten Anfänge — die ersten Stöße."

„Er habe ihn aus Eifersucht getödtet —"

„Der Stuem?"

„Und er sei gestern Abend zwischen zehn und elf Uhr in der Nähe des Vorderertanzes gesehen worden."

„Der Sturm?"

„Der Förster wäre mit Kosch im Gastzimmer zusammen gewesen."

„Zusammen gewesen?"

„Und hatte ihr Jawort erhalten!"

„Gottlob —"

„Sonntags war das Aufgebot bestellt."

„Aufgeboten?"

„Acht Tage darauf sollte Hochzeit sein."

„Hochzeit?"

„Eine große Hochzeit — der alte Trud wollte es Ihnen zum Trotz thun."

„Leuchtungsdonnerwetter, schweigen Sie mir von diesem Landläufer — aber — wer ist denn der Mörder, Heiligeskreuzdonner —"

„Ihr Lieper!"

„Lieper?"

„So heißt es."

Der Dünenschulz war aufgesprungen und durcheilte mit langen Schritten das Zimmer, indem er seine Zipfelmütze wie die Flügel einer Mühle um sich selbst drehte — dann ballte er seine Fäuste und trat vor Frau Donnee, rufend: „Weib — Du lügst!"

Die gute Frau erschrak so heftig, daß sie laut aufkreischte.

„Heiligeskreuz — aber kein Fluch — kein Fluch in so ernsten Lebensaugenblicken — und vor allen Dingen — allerwerthste Frau Donner — keine Ohnmacht — keine Strandung — sonst rufe ich alle Leute aus dem Dorfe zusammen, denn bei derlei Affairen bin ich wie ein Seehund auf dem flachen Lande — ungeschickt, unbeholfen, denn ich kenne zu wenig Weiberkniffe, Weibermanieren — aber — nun zur Hauptsache —," der Dünenschulz erhob seine Stimme bis zum tiefsten Baß, daß sie wie das Rollen des Donners klang — „wer hat Dir das gesagt. Weib — wer hat meinen Lieper zum gemeinen Mörder und Todtschläger gemacht?"

„Das erzählen sich alle Leute."

„Darum kann's doch gelogen sein — infam gelogen, Leuchtungsdonnerwetter — und mein Junge ein Mörder? Nein — nein — wir stehen zwar jetzt nicht gut wegen der Liebschaft mit der ausgeflagten Nolle — aber — da sollen ja gleich die Wetter des Himmels auf die Lügenbrut herniederfahren, welche solche Unwahrheiten durch alle Welt verbreiten — und Du, Weib — hast auch Du gelogen, spiele ich Dir eins mit dem Thauende auf, daß Dir die Wanten platzen sollen und Dein Kielende braun und blau wird."

Der alte Dünenschulz hatte sich so erschöpft, daß er auf seinen Großvatersitzuhl plumpte. Frau Donner lag bereits in Ohnmacht — aber der alte Joab nahm darauf keine Rücksicht.

„Mir hast zu sagen, mir," brüllte der alte Seemann, indem er sich den Schweiß mit einem rothen Taschentuch von der Stirne wischte, „von meinem leidhaftigen Neffen, den ich groß gezogen, dem ich als Exempel gedient habe, als lebendiges Exempel! — Aber — wo steckt Lieper — will ihn selbst auf das Gewissen fragen — ihn selbst. — Ist's dann wahr — so mögen mich heute noch die Thränen in ihrem Schooße verschütten und die Sturmwinden über meinen Leichnam rauschen!"

Das ganze Fischerdorf war in Aufregung, denn eine so verruchte That hatte hier noch nie stattgefunden.

Weiber und Kinder stebmten zusammen — sie unterhielten sich laut und heftig — die Männer schütteten ihre Häupter — sie konnten sich dergleichen nicht denken.

„Ja — ja — man hat ihn im Blute schwimmend gefunden, Frau Sperling," rief eine alte Megäre einem jungen Weibe zu, welches eiligst durch die Poststraße rannte.

„Hab's gehört, Frau Dühnke — hab's gehört," erwiderte diese höchst bedeutungsvoll — „bringen Sie die Leiche sofort in die Kirche?"

„In die Kirche? — Nein — nein — da paßt er nicht hin."

„Nun — wo so nicht?"

„Hab' ihn nie darin gesehen — nie — dann ließen auch so manche Redensarten im Dorfe über ihn nuher — daß man wohl —"

„Welche — o sagen Sie —"

„Nun die Geschichte mit Esther —"

„Mit Esther?"

„Kennen Sie die nicht?"

„Nein — nein — —"

„Will's ein andre Mal erzählen — ein ander Mal."

In diesem Augenblicke bog ein Menschenhaufe um die Ecke — voran auf einer aus Stangen und Kiefernzweigen improvisirten Bahre brachte man den erschlagenen Förster — ein weißes Laken bedeckte die Leiche.

„Wer ist denn der Mörder?" fragte Frau Sperling auf's Neue.

„Wer — wer — das wissen Sie noch nicht?"

„Nein."

„Lieper Badenel, der Neffe des Dünenschulzen."

„O Gott!"

„Nun wird der übermüthige Mensch — der alte Joab — bescheidener werden — ist ihm vollends Recht geschehen." — — — — — — — — — — — — — —

Im Kruge zum Vorderertanz herrschte eine allgemeine Bestürzung, besonders war Cordula niedergeschlagen und erschreckt. Bange Gefühle kämpften sich aus ihrer Seele hervor, die kein selbstgegebener Trost zu mildern, zu beschwichtigen vermochte. Dazu kamen noch die liebkosen Worte ihres Vaters, der öffentlich im Kruge meinte, daß der Mörder Fröhlich's nicht weit zu suchen sei, was sie vollends zur Verzweiflung brachte.

Gestern Abend hatte sie mit der Förster in gleichgültigem Gespräch in der Gaststube gesessen und sie war ihm näher gerückt, als er ihr einen Ring, welchen er soeben unter der Vorlaube des Hauses gefunden haben wollte, zurückstellte, den sie als den ihrigen erkannte.

In diesem Augenblicke trat Lieper ein. Sein Aussehen kam ihr so verändert, so verstört vor, daß sie furchtbar erschrak. Kurze Zeit, kaum zwei Minuten — verweilte Lieper im Kruge und verließ ihn schnell, um heftig die Thüre hinter sich zuzuschlagen.

Außergewöhnlich lange spielte der Förster mit ihrem Vater Karten, so daß erst nach Mitternacht eine Trennung erfolgte, die wie gewöhnlich mit einer langen Unterredung unter der Vorlaube endete. Die Nacht war auffallend dunkel, kaum trat ein Sternbild hinter düsterem Gewölk hervor und nachher fiel ein unbeschreiblicher Nebel.

Gegen Morgen erst fanden die an die See wandernden Bernsteinfischer die Leiche Fröhlich's auf der Dorfstraße, sünfzig Schritte vom Kruge entfernt.

[22] Flunderfänger.
[24] Bernsteinfischer.

Digitized by Google

Als alle Kurgäste öffentlich erzählten, daß Lieper des Försters Mörder sei — war Cordula außer sich.

„Stehst Du, Kolch," rief der alte Drud, als die Jungfrau sich blicken ließ, — „jetzt ist Alles an das Tageslicht gekommen, Alles! Lieper ist ein Todtschläger und plötzlich aus dem Dünendorfe verschwunden — man erzählt sich sogar, er habe sich im Hasse ertränkt." — — —

Wenn vom Glockenstuhl, der auf dem stillen Friedhof des einsamen Kirchleins steht, die eherne Zunge klingt und die gläubige fromme Fischergemeinde zusammenrückt, findet in Dünendorf ein bedeutsamer Ereignis, Gottesdienst oder Begräbniß statt.

Die Kirchenglocke bildet hier das Analogon einer großstädtischen Zeitung. „Was kommt im Dünendorfe wohl geschehen?" — —

So lange die Dünen stehen, geschah hier noch nie ein Mord; so lange der Sandhafer seine Halme schüttelte und die Möve ihr Schilfnest baute, war solche Ruchmethige That hier nicht geschehen! Wer wollte wohl in dieser Einöde seine Seele mit einem Morde befleckten? So dachten Alle — Alle — selbst Joab und Drud — nun freilich hatten sie eine andere Ueberzeugung. —

Es fand ein langes Verhör — eine lange Voruntersuchung an Ort und Stelle und vor Gericht statt. Zeugen wurden vorgeladen und vernommen mit Strenge und Umsicht — allein Nichts festgestellt, Nichts bewiesen. Lieper hatte man Abends zwischen zehn und elf Uhr die Dorfstraße herablommen und den Seeweg zum Strande einschlagen gesehen — nachher war er verschwunden. — —

Wer konnte der Mörder sein, als er — ein Steckbrief stand bereits in den Zeitungen — er — nämlich Lieper — sollte gefänglich eingezogen werden.

Die Gerichtsärzte stellten fest, daß Fröhlich von hinten her mit einem Knüttel erschlagen sei — eine Schädel- und Gehirnverletzung bildete die Todesursache.

Lieper mußte seinen Abendzuhker erschlagen haben — nur Lieper. —

Zwei Leichenzüge passirten fast gleichzeitig die Kirchhofspforte, während das Glöcklein im Stubl lautete. Ihnen folgte das ganze Dorf. — Weiber, Männer und Kinder liefen zusammen.

Benjamin stand todtenbleich an dem Grabe seiner Schwester — sein Blick war thränenlos — verzweifelt — das Auge stierte vor sich nieder. Als der Todtengräber ihren Sarg beschaufelte, fing er heftig an zu weinen. — Die Einsenlung Fröhlich's machte nicht so viel Kummer, denn er war Fremdling in diesem Dorfe und als Förster und Waidhäter mehr gefürchtet als geliebt gewesen. Neugierde führte die Dünenbewohner an seine Gruft. Als man seine Leiche niederließ, stand Knelß Drud auf dem Kirchhofe — ihm rollten große Thränen über seine Wangen — er war wohl der einzige Leidtragende.

Der Tod hatte Esther und Fröhlich friedlich neben einander gebettet — hatten sie das wohl vor unser Zeit geahnt?

Der Tod ist der beste Friedensstifter! — (Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch die Gärten der Vorzeit.

Von **H. Jäger.**

II.

(Bild S. 577.)

Die Gärten im Renaissance- und Barockstil im fünfzehnten bis siebenzehnten Jahrhundert.

Rom ging unter, und in den Trümmern der prachtvollen Villen schlugen Kerkbauer und Hirten, die Nachkommen freigewordener Sklaven und fremder Barbaren, ihre elenden Behausungen auf. Die Wasserleitungen waren zerbrochen und zerfallen, und wo der Hirte mit seinen allem Baumwuchs feindlichen Heerden nicht hinkam, siedelte sich Wald auf den einst so kunstvoll hergerichteten Gartenplätzen an. Wir können aber nicht annehmen, daß die Erinnerung an die alte Gartenpracht ganz verloren ging. Wielleicht waren einzelne Zeichnungen davon hinter Klostermauern aufbewahrt worden; ja, es ist sogar mit Grund anzunehmen, daß sich die Gärten nach ihren allgemeinen Grundzügen forterhalten haben, denn bekanntlich ging die Zerstörung des römischen Reichs langsam genug, um den nordischen Barbaren Zeit zur Annahme der Sitten und Gebräuche des eroberten Landes zu lassen. Auch das längere Bestehen des byzantinischen Reichs gibt zur Vermuthung Veranlassung, daß sich in den Gärten dort römische Sitte erhalten habe, wenn auch die Gärten von Byzanz stets einen mehr orientalischen Geschmack gehabt haben mögen. So wird es denkbar, daß dieselben Formen in den Gärten durch das ganze Mittelalter sich erhalten konnten, so unglaublich auch die ganze Zeit für so friedliche Schöpfungen war. Zur Zeit der Kreuzzüge hatte Italien schon wieder viele schöne Gärten, allerdings nicht mehr altrömisch, denn im Süden war der Einfluß der Sarazenen auch auf die Gärten bemerkbar, und manche ihrer Gärten erlangten sogar im Abendlande Berühmtheit. Ueberhaupt müssen wir im ganzen Mittelalter Gartenpracht hauptsächlich bei den Mauren suchen. Welcher Art diese war, das zeigt und die auch in Gartenanlagen erhaltene Alhambra in Spanien. Wie sehen daraus, daß die orientalischen Garten schon damals das waren, was sie noch heute sind.

Was wir wirklich von den Gärten seit dem Untergange Roms bis zu Ende des Mittelalters wissen, ist nicht mehr und weniger, als was vor der römischen Zeit liegt. Ich will daher die spärlichen Nachrichten nicht zusammenstellen, sondern bloß bemerken, daß in Deutschland die Hohenstaufen hie und da Gärten an ihren Burgen anlegten, selbstverständlich nach Mustern, die sie im Süden sahen, also halb römisch-italienisch, halb orientalisch. Der Dichter Konrad Celtes hat einen Garten Friedrich II. auf der Burg zu Nürnberg besungen, den der spätere Dichter Eobanus Hesse mit den „schwebenden Gärten der Semiramis" in Babylon vergleicht. In Frankreich war die Provence der Sitz schöner Gärten, was sich sehr leicht aus der poetisch-ständelnden Richtung der vornehmen Provenzalen jener Zeit erklären läßt. Einen genussen Ruf erlangten die Gärten des Grafen René von Provence, die als ein Zaubernest angestaunt wurden. Wir dürfen sie uns nur nicht so vorstellen, wie sie Henrik Heine in dem lyrischen Drama „König René's Tochter" so reizend und lebensvoll schildert, sondern im Geschmack der Zeit regelmäßig.

Mit Beginn der neuen Zeit entstehte sich die Gartenkunst zum ersten Male wieder blühend in Italien, und bildete sich zu einem neuen Styl, dem italienischen, aus. Die Blütezeit der italienischen Städte, der Kunst, die einen Raphael und Michel Angelo hervorbrachte, war auch die Beförderin auch der Gärten, denn hohe geistige Bildung, Macht und Reichthum sind die Grundlagen, worauf die Gartenkunst ihren grünenden, blühenden Bau ausbreitet. Die Gärten Italiens wurden Muster für alle christlichen Völker, und der von dort ausgegangene Geschmack erhielt sich, wenn auch auskartende und verändert, fast bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ja, es ist auch einer Zeit der gänzlichen Mißachtung in der neueren Zeit wieder zu Ehren gekommen.

Den ersten Garten von Bedeutung, von welchem geschichtliche Nachrichten vorhanden sind, legten die Medici in Florenz an. Kosmus von Medici schuf einige Anlagen und Gärten, verwendete aber besondere Sorgfalt auf das Lanbhaus Carreggi, den Sitz der sogenannten platonischen Akademie, wo oft Feste gegeben wurden. In diesen Bestrebungen folgte ihm Lorenzo von Medici, welcher noch kurz vor seinem Tode (1490) einen schönen Garten um die von ihm gegründete Kunstschule anlegen ließ. Die offenen Hallen waren mit Gemälden und den wertvollsten alten plastischen Kunstwerken, der Garten reich mit Statuen geschmückt. Hier ging Michel Angelo ein und aus, welcher sogar einen Schlüssel zum Garten führen durfte, und ihm verdanken wir einzelne in Briefen zerstreute Andeutungen über die Anlagen. Dieser Garten wurde nach der bald darauf folgenden Vertreibung der Medici größtentheils vom Volke zerstört. Der nächstfolgende Garten von Rus war die Villa Madonna in Rom, welche Kardinal Julius von Medici 1492—1546 nach Entwürfen von Giulio Romano, dem Schüler Raphael's, auf dem Monte Mario anlegte. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, etwa 1540, ließ Papst Paul III. auf den Trümmern der alten Kaisergärten auf dem Aventin die herrlichen farnesianischen Gärten anlegen, gegenwärtig im Besitz des verstorbenen Königs von Neapel. Die somit mit Marmorbildern reich geschmückten Gärten mit ihren Baudelgängen, Boskets und Fontänen sucht jetzt das Auge umsonst, und statt der Gartenanlagen wuchern Unkräuter, Myrthengestrüpp und Acanthusstauden zwischen Säulentrümmern. Der Garten muß auch von früher beibehaltene natürliche Partien gehabt haben, denn man findet auf der Spitze des Hügels noch das Eichwäldchen, wo sich zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts bereits die berühmte Gesellschaft der Arkadier unter der vertriebenen Königin Christine von Schweden bildete und ihre poetischen Erzeugnisse zum Besten gab. Ferner wurde der Palast der Villa Medici von Kardinal Giovanni Ricci durch Michel Angelo Buonarotti auf dem Pincio erbaut und mit kleinen Gartenanlagen umgeben, welche der spätere Besitzer Alessandro de Medici (später Leo XI.) so vergrößerte, daß sie jetzt beinahe zwei Hügeln Umfang haben. Die regelmäßigen, aus Buxus, Lauruskinad, Lorbeeren u. a. m. geschnittenen Hecken mit antiken Marmorbildern und Brunnenanlagen werden von der französischen Regierung, welche den Palast zu einer Kunstakademie eingerichtet hat, in alter Weise erhalten und durch manches Kunstwerk verschönert. Eine Hauptzierde des Gartens bildet die dem Palast gegenüber frei aufgestellte kolossale Roma. — Bis zu Ende des Jahrhunderts, welches zum zweiten Male Rom zur ersten Kunststadt der Welt erhob, wurden noch in und bei der Stadt angelegt: Die Villa d'Este bei Tivoli, der Garten am Quirinal, Villa Monte Dragoni (oder Mondragone) bei Frascati, Villa Negroni, Villa Mattei in Rom, Villa Aldrobrandini bei Frascati, auf der Stelle der Gärten des Lucullus angelegt, eine der berühmtesten, schönsten und mit

Digitized by Google

seinen großartigen Wasserwerken alle übrigen Villen der Gegend überragend. Die schon erwähnte Villa d'Este bei Tivoli, in der Nähe der alten Villa des Mäcenas, auf den Ruinen der Villa Hadriana vom Kardinal Hippolyt von Este nach einem früheren Plane verschönert, hat unter den genannten den größten Ruf erlangt, und gilt als Muster einer Villa dieser Zeit sowohl in Bezug auf die Architektur, als auf die Gartenanlagen. Was diese betrifft, so trägt zu ihrem Rufe die herrliche Lage und der Reichthum an Wasserkünsten am meisten bei. Diese gelten lange Zeit für die großartigsten der Welt und wurden nur von denen zu Wilhelmshöhe bei Kassel in Bezug auf Wasserfälle erreicht. Es befindet sich dort eine mehr als tausend Schritte lange Allee von Fontänen gebildet, dreißundert Adler, ja sogar eherne Blumen spritzen Wasserstrahlen in die Höhe, und von der Villa überragt man sinnhundert Springbrunnen mit einem Blick. Dazu die südliche Vegetation, Alleen von Pomeranzen von Cypressen, beschnittene Lorbeer und Myrthen und eine große Menge von zierenden Gebäuden, — kein Wunder, wenn solche Szenen nicht nur den schon durch kleinliche Wasserspielereien entzückten Italiener, sondern auch den Nordländer mit ausgedehntestem Geschmack blendeten. Jetzt wird die Villa d'Este zwar noch zuweilen von Päpsten bewohnt, aber die Statuen und kleineren Gebäude verfallen, die Springbrunnen liegen in trüger Ruhe, und in den Maulbaussind wuchert wildes Gestrüpp. Die Gartenanlage ist streng symmetrisch und breitet sich über fünf große Terrassen mit vielen kleineren dazwischen aus.

Florenz blieb nicht hinter Rom zurück, und wenn es auch nicht so viele derartige Anlagen hatte, so war doch der Garten von Boboli am Palast Pitti, welcher noch heute gut unterhalten ist, eine der wichtigsten der ganzen Zeit und dadurch merkwürdig, daß er beinahe alle Elemente des damaligen französischen Gärten enthielt. Der Boboligarten wurde 1549 von dem ersten Herzog aus der Familie der Medicäer Cosimus I. begonnen und nach dem Plane des Architekten Nikola Braccini, genannt il Tribolo, nach dessen Tode von Bernardo Buontalenti — ausgeführt. Das Terrain ist sanft aufsteigend, von mehreren Einschnitten unterbrochen, und der künstlicher wußte von dieser ganz für eine Anlage im italienischen Styl geeigneten Lage den größten Vortheil zu ziehen. Es würde uns zu weit führen, diesen Garten zu beschreiben, worin Architektur, Skulptur und Hydraulik wetteifernd mit der Gärtnerei sich vereinigten, worin Werke der berühmtesten Bildhauer von Florenz, darunter Michel Angelo's, neben antiken Statuen prangten, wo man die herrlichsten Ansichten der prächtigen Stadt und der reizenden Umgebung hat. Ich will nur bemerken, daß er reich an langen, prächtigen Alleen von Cypressen, Platanen ꝛc. war, lange künstlich geschnittene Hecken und Laubengänge, überhaupt eine sehr künstliche, aber dabei nicht kleinliche Baumskulptur, ein kühles, verwideltes Heckenlabyrinth, Salons von Hecken und ähnliche Dinge, aus welchen ein Jahrhundert später ein neuer Gartenstyl geschaffen wurde, mehr und ausgedehnter, als irgend ein anderer gleichzeitiger Garten enthielt. Wenn auch viel verändert, zeigt doch der Boboligarten noch heute seine Grundformen.

In dem folgenden Jahrhundert war die Zahl der neu angelegten Villen in ganz Italien noch größer, und es wurden besonders berühmt: die Villa Borghese in Rom, jetzt mit zwei andern Villen der Familie Borghese, der Villa nuova oder Villa Media und Villa Giusti zu einem großen Garten verbunden. Dieselbe hat herrliche Bauwerke, als: ein Theater nach dem Muster der Pompejaner in Rhom als Umgang, Wasserfontänen, einen von Marmorbildern umgrenzten Teich, einen Triumphbogen des Septimus Severus, Tempel des Aesculap, Antonin, der Faustina, Diana, einen egyptischen Tempel, einen großen Hippodrom, sogar natürliche Wasserfälle und Waldchen, dabei aber auch reiche Baumskulptur. Villa Pamfili Doria wurde 1644 von Kardinal Camillo Pamfili auf der Stelle der Gärten des Kaisers Galba von dem Thore St. Pancrazio angelegt, wobei man eine Menge antiker Kunstwerke ausgrub, welche, nachdem die Galerien überfüllt waren, auch in den Gärten aufgestellt wurden. Die prächtigen Gärten der Villa Pamfili, welche allerdings sehr verändert und verkürzt noch bestehen, waren die größten in Rom, denn sie hatten einen Umfang von fünf Miglien. Die zahlreichen Villen, welche noch jetzt mehr oder weniger die Abhänge des Albanergebirgs schmücken und am höchsten bei Frascati emporsteigen, wurden meistens um diese Zeit.

Unter den übrigen Gärten in Italien, welche außer den genannten Villengegenden um alle blühende Städte zahlreich waren, wie uns noch überall Ueberreste oder wohl erhaltene Anlagen zeigen, sind besonders Isolabella im Lago maggiore, am Comersee Villa Melzi, Serbelone, Clerici (später Villa Sommariva, jetzt Carlotta), Cajnana bei Varenna (jetzt ganz verfallen und verwildert), zu nennen. Isolabella, seiner alberühmte, zauberhafte Inselgarten, wurde von 1671 an von den Grafen Renatus und Vitaliano Borromeo auf einer der drei boromäischen Inseln mit ungeheurem Kostenaufwand angelegt und zu einem der wunderbarsten Gärten, ja zu einem Garten ohne Gleichen gemacht. Die ganze nicht kleine Insel ist nur ein Garten, dessen höchster Punkt sich 120 Fuß über den See erhebt. Ich widerstehe der Versuchung, diese seenhafte Anlage zu schildern, da sie oft von Reisenden beschrieben wurde und in Jean Paul's „Titan" (II. Band) in fast zu glänzenden Farben geschildert worden ist, auch wegen ihrer Nähe häufig besucht wird, und bemerke nur, daß man sich zwar von den häufigen Uebertreibungen nicht verführen lassen möge, einen Garten zu finden, der an Schönheit nicht seinesgleichen hat, aber auch sich nicht durch den Spott solcher Reisenden, welche die Anlage mit der Arbeit eines Konditors vergleichen, ein Urtheil bilden möge. Die Anlage ist echt italienisch, wenn auch die Ausschmückung mehr einer späteren Zeit angehört, und der Garten wird auf jeden Besucher den tiefsten Eindruck machen, schon der unvergleichlichen Lage wegen, am meisten, wenn man aus den Alpen kommend zum ersten Male diese Lauschsamkeit von so südlichem Charakter und einen Garten mit Pflanzen sieht, wie man sie bis Neapel kaum nur noch in Gewächshäusern findet. — Zum Schlusse sei noch der erst 1740 angelegten Villa Albani in Rom gedacht. Der nicht sehr große Garten ist im einfachsten altitalienischen Styl angelegt und noch jetzt gut erhalten. Die Villa ist uns Deutschen als die längere Wohnung Winkelmann's besonders bekannt geworden, gilt aber überhaupt als eine der schönsten Villen Roms, und es haben sich die Gärten von den Touristen und den Daredevils eben so frei erhalten, wie von den Gräflichen des damals allein herrschenden Styls Le Nôtre's, des Schöpfers der französischen Gärten.

Wir haben schon aus einigen Andeutungen gesehen, daß die neue italienische Villa denn doch wesentlich von ihrem Vorbilde der römischen abwich und nicht eine bloße Neubelebung der alten Formen war. Die Architektur breitet auch bei den italienischen Gärten überall ihre starren Flächen in das Grün der Pflanzen aus, aber sie ganz und gar nicht alle ehedem. Bei den Villen Roms waren die Gebäude mannigfach nach Bedürfniß gruppirt, dabei vielleicht auf malerischen Effekt berechnet, und die Gärten füllten meistens nur die dadurch halb oder ganz umschlossenen Plätze aus, während die übrigen Theile, als Thierpark, Fischteiche ꝛc. nur im losen Zusammenhange standen. Bei der neuen Villa dagegen sind die Gebäude mehr zusammen gezogen mit einem Palast als Mittelpunkt, an welchen sich die übrigen Baugliedere mehr oder weniger symmetrisch anfügen, nach antikem Vorbilde oft durch Vorsprünge, große Bogenöffnungen und Säulenhallen unterbrochen. Der Garten aber, obschon vor der Villa allen Glanz vereinigend, von Gebäuden zuweilen hofartig umschlossen und in seinen Grundformen den vor- und zurücktretenden Theilen desselben sich fügend, behnt sich zu einem symmetrischen Ganzen aus, soll immer auf einen Gesammteffekt berechnet. Dieser Hauptsitz des Gartens vor der Hauptfronte der Gebäude hat oft die Form des antiken Cirkus, welcher durch das Haus gerade abgeschnitten ist. Vor und neben demselben liegen die durch Mauern gewonnenen Nebenterrassen in verschiedenen, durch das Terrain gebotenen Höhenlagen. Diese verschiedenen Stockwerke des Gartens, wie man sie wohl nennen kann, sind allenthalben durch prächtige, reich verzierte Treppen verbunden, abwechselnd mit ähnlichen Stufen für das Wasser, welches in zahlreichen Kaskaden von Terrasse zu Terrasse fällt. Der Terrassenbau ist das Charakteristische des italienischen Villa-Gartens und wurde es dadurch, daß man zu Bauplätzen fast nur Bergabhänge wählte. Dazu kommen die nie fehlenden reichen, künstlichen Wasserwerke jeder Art, endlich ein viel reicherer und schönerer Schmuck durch Pflanzen, zu denen schon häufig neben den in Gefäßen gezogenen Orangen die aus verschiedenen Formen der Flora Indiens und des neu entdeckten Amerika sich gesellten. Man erkennt in dieser sorgfältigen Formung des Bodens und in den künstvollen Wasserwerken den Fortschritt der mathematischen und mechanischen Wissenschaften, in dem Pflanzenreichthum die Wirkung der botanischen Gärten, der Reisen in ferne Länder. Aber auch diese eigentlichen Gartenstyle können die Hülfe der Architektur nicht entbehren: überall sieht man in symmetrischer Anordnung kleinere Gartengebäude, Triumphbögen nach antiken Mustern, Tempel, Pavillons zu Gesellschafts- und Speisesälen oder auch nur als Aussichts- und Sitzplätze benutzt kühle Grotten und unterirdische Hallen, darin springende Wasserstrahlen und Kaskaden, architektonische Verandas, mit leichten künstlichen Laubengängen verbunden oder abwechselnd, darunter häufig die dem Landbau entlehnte, auf Steinpfeilern ruhende Weinrebenlaube (Pergola). Zugleich wird die Skulptur in einer Weise benutzt, daß es in manchen Villa fast so viele Statuen, Basen, Säulen ꝛc. als Bäume gab, und es bilden dieselben einen charakteristischen Bestandtheil derselben, bei diesem Styl ebenso unentbehrlich als reizvoll. Ueberall sah man Statuen, Säulen, Obelisken, antike Grabmäler, Urnen, Basen, oft schon mit der fremden Aloe (Agave) geschmückt, entweder selbständig aufgestellt oder die Verzierung von Fontänen — hier die Menschen- und Thiergestalten meist gruppirt — Balustraden, Bänken, Treppen und anderer architektonischer Werke bildend. Diese nicht selten in Ueberfüllung ausartende Zierde verdankte ihre allgemeine Anwendung einem Zufalle und konnte nur in Rom Mode werden. Indem man nämlich die Villen auf verfallenen Gärten der Vorzeit errichtete, fand man bei den Bodenarbeiten häufig antike Statuen, Säulen ꝛc.,

Digitized by Google

welche, ſofern ſie nicht Kunſtwerke erſten Ranges waren, nachdem die bedeckten Hallen damit verziert waren, im Garten aufgeſtellt wurden. Dieß war namentlich in der auf Kaiſer Hadrian's großartiger Villa angelegten Villa d'Eſte bei Tivoli und ſpäter in der Villa Pamfili der Fall. Wo die Antiken nicht genügten oder nicht zu haben waren, ſtellte man modene Statuen auf. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle Bauten und Kunſtwerke vom beſten Materiel, meiſt von Marmor ausgeführt waren. — Betrachten wir die durch Pflanzen gebildeten Gartentheile, ſo finden wir in Reihen gepflanzte Haine von regelmäßiger Form, wobei die Platanen, Ulmen, immergrüne Eichen und Kaſtanien vorherr-

Friedrich Schiller's letzte Stunden. Originalzeichnung von C. Koch. (S. 582.)

ſchen, faſt immer zwei einander gegenüber ſtehend, in der Regel Eden ausfüllend und das Hauptparterre begrenzend; Alleen mit zwei und mehr Baumreihen, welche denſelben Zweck erfüllen; die freien ebenen Stellen in regelmäßige Abſchnitte getheilt, welche theils von Raſenplätzen, häufiger von aus regelmäßigen Figuren gebildeten, von niedrigen Hecken eingefaß-

ten Gärtchen, ſowie von kunſtvoll gefaßten regelmäßigen Waſſerſtücken, meiſt durch Fontänen belebt, ausgefüllt werden. Die regelmäßigen Haine und Alleen ſind häufig von hohen Hecken begleitet, welche die Grenzen verdecken oder einzelne Gartentheile trennen, eigentliche Wände bildend, oft durch Niſchen unterbrochen und nach dem Garten zu ſehr häufig mit

Digitized by Google

zahlreichen Bogenöffnungen verschwand, alle recht eigentlich eine Nachahmung der Säulenhalle aus Grün. Oft unsichtbaren die hohen Hecken einen Platz mit einem Gebäude, einer Fontäne, Skulpturwerken u. s. w. in der Mitte, an den Seiten schön gearbeitete antike Steinbänke mit Steinlehne, abwechselnd mit Statuen, Vasen u. a. m. Ueberall erscheint die Architektur unzertrennlich von der Anlage, ja die Bäume sind selbst Architektur geworden, absichtlich man die größeren meist unbeschnitten oder wenigstens rundkronig wachsen läßt, während der niedrige Buxus, Taxus, Cypresse, Lorbeer ꝛc. sich zu Pyramiden, Kegeln, Säulen ꝛc. zustutzen lassen müssen. Wie sehr man in dieser Kunst der alten Römer Fortschritte machte, beweisen die Ausdrucksmen im siebenzehnten Jahrhundert, während die älteren Gärten viel einfacher bestanden. War die Villa mit einem Wald verbunden oder sehr groß, wie z. B. Villa d'Este, Aldobrandini, Boboli in Florenz u. a. m., so durchschnitt man dieses mit Alleen, und füllte Plätze, welche man nicht frei haben wollte, mit wahligen Pflanzungen, Bosco's genannt (woraus Bosket entstanden ist), aus.

Die italienischen Gärten sind bezaubernd, aber wenn wir sie unbefangen beurtheilen, so finden wir, daß der bedeutende Eindruck, welchen sie besonders auf den Fremden machen, nicht sowohl von der ein schönes Ganzes bildenden Anordnung der Gartentheile herrührt, sondern von der Pracht der überall auftretenden Architektur, der reichen Verzierung durch Skulpturwerke, den fremden südlichen Pflanzen und der herrlichen Aussicht auf Rom oder bezaubernde Landschaften. Der italienische Garten ist eine Vereinigung der Anstrengung aller bildenden und verschönernden Künste, und die Gartenkunst hat dabei mehr das Verdienst der Anordnung zu einem Ganzen, der Benutzung der Kunstwerke von Stein ꝛc., als daß sie mit ihrem eigenen Material, den Pflanzen, Großes leistete, ja, was sie durch diese erreichte, war zum großen Theil nicht einmal schön.

Von den bürgerlichen Gärten damaliger Zeit in Italien wissen wir nichts, und können nur vermuthen, daß die Wohlhabenderen vor dem Hause oder Casino (kleinem Landhause) eine Gartenterrasse hatten, wie die erst 1848 bei der Belagerung Roms zerstörte Villa Raphael's, und sogar manchem Palast der Raum zu Gärten fehlte. Diese mochte umgeben sein von einem Nebengange, hatte vielleicht in der Mitte einen Springbrunnen und an den schattenden Balustraden des Terrassenrandes oder der Treppe einige Vasen aus Terracotta, im günstigen Falle einige Marmorstatuen (die man gelegentlich wohlfeil kaufte), dazu verschnittene Bäume und möglichst geschorbeerte Buxbaumhecke, unter der Terrassenmauer oder der Freitreppe aber das erwünschteste Ziel aller Gartenbesitzer, eine Grotte von Stein mit Muscheln und Korallen verziert, vielleicht belebt von einem kleinen Wasserstrahle, welcher ein muschelförmiges Becken füllte.

(Schluß folgt.)

Friedrich Schiller's letzte Stunden.

Von

Ferd. Pflug.

(Vrgl. S. 581.)

Die große Literaturperiode Weimars neigte sich ihrem Ende zu. Von all' den geseierten Dichtergrößen, welche den berühmten Musenhof der kleinen Residenzstadt an der Ilm gebildet hatten, waren ihr nur noch die beiden Dichterheroen Goethe und Schiller geblieben. Herder hatte der kühle Rasen, Wieland hielt sich in dem engsten Familienkreise abgeschlossen, Jean Paul, Bertuch, Bode und all' die Andern hatten ihren Stab weitergetzelt. Doch ein neuer, unerspeschet Verkehr sandt Weimar bevor, von einem Anfall seines alten Beschwerden niedergerungen, nährte sich Schiller seiner Auflösung, während gleichzeitig auch Goethe von einer schweren Krankheit an das Lager gefesselt wurde.

Es war recht still in Weimar geworden, so still, so antheilos, daß selbst die Erkrankung der beiden Dichterfürsten und das voraussichtliche Dahinscheiden mindestens des Einen von ihnen kaum über den engsten Kreis ihrer Angehörigen hinaus eine Wirkung zu äußern vermochte. Die dunklen Wetterwolken, welche den politischen Horizont verhüllten, hielten die allgemeine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch genommen. Es war im Jahre 1805, und der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich durfte bereits als gewiß angesehen werden. Möglich jedoch, daß der deutsche Norden mit in den Strudel dieses voraussichtlichen Kampfes hineingerissen werden mochte. Mindestens setzte auch in Preußen die Kriegspartei alle Hebel in Bewegung, um diesen Staat zu bestimmen, sich der im Werden begriffenen allgemeinen Koalition wider Frankreich anzuschließen. Der Herzog von Weimar aber, Karl August, weilte in Berlin, um so den Ereignissen näher zu sein und vielleicht zu dieser von ihm ebenfalls erstrebten Entscheidung mitzuwirken.

Auch die Gemahlin Karl August's, die Herzogin Louise, und seine Mutter, die Herzogin Anna Amalie, befanden sich von Weimar abwesend, und mit der Entfernung der herzoglichen Familie, welche den Mittelpunkt des von dem kunstsinnigen Fürsten um sich versammelten genialen Kreises gebildet hatte, äußerte die weite Kluft, welche die Bevölkerung der Stadt und des Landes von all' jenen auf den Ruf ihres Herzogs nach Weimar übergesiedelten Fremden trennte, sofort wieder ihre altbegründete und trotz aller dawider gerichteten Bemühungen niemals ausgeglichene Wirkung.

Der von Karl August gegründete Dichterhof war nämlich im Grunde doch immer nur eine künstliche Treibhauserscheinung geblieben. Daher denn auch der verhältnißmäßig so schnelle Verfall desselben. Die Bevölkerung Weimars verhielt sich völlig antheillos gegenüber dem Bestreben des Herzogs, seine Hauptstadt zu dem vornehmsten Sitz der deutschen Muse zu gestalten. Einzelne Klassen hatten von Anfang an sogar wider dieß Bemühen eine entschieden oppositionelle Stellung eingenommen. Der Adel galt dieß von der in Sachsen und Thüringen seit Alters so fest begründeten streng orthodoxen und kirchlichen Richtung, der die Versammlung von Dichtern und Freidenkern an dem herzoglichen Hofe als ein Greuel erschien, mit welchem sie schlechterdings jede Berührung verweigerte. Doch auch der Adel in seiner großen Mehrheit wähnte sich durch diese Abneigen von der altherkömmlichen Hof- und Rangordnung in seinen Ehren wie in seinen Interessen benachtheiligt, und beobachtete gegen die ihm so in der Fürstenqunst erstandenen und nicht für ebenbürtig anerkannten Rivalen eine kalte und förmliche Zurückhaltung. Das Bürgerthum endlich stand in seiner großen Masse überhaupt noch auf einer zu niedrigen Stufe, um von ihm irgend ein freies und selbstständiges Urtheil erwarten zu dürfen. Selbst auf dem Höhepunkte jener literarischen Glanzperiode Weimars haben sich verhältnißmäßig die dort zusammengeströmten geistigen Kräfte vorzugsweise nur auf den Umgang des Hofes und den der wenigen Gebildeten, wie auf den eigenen Verkehr angewiesen; vollends aber mußte jetzt, wo der Trang der Weltbegebenheiten das allgemeine Interesse so gut wie allein beherrschte, und wo außerdem der Herzog sich über der Beschäftigung mit seinen anderen, ernsten Regentensorgen von seiner früheren Schöpfung abgewendet zu haben schien, diese Isolirtheit als eine nahezu vollständige betrachtet werden.

Es erklären dieses Grundverhältniß und die augenblickliche politische Lage viele Erscheinungen bei dem Ableben von Deutschlands größtem Dichter, welche sonst völlig unbegreiflich und unerklärlich erscheinen würden, und sie vor Allem mußten deßhalb zur richtigen Würdigung der Vorgänge bei Schiller's Tode und Bestattung genau im Auge behalten werden.

Noch hofften die Seinen, daß, wie so oft schon in früheren Krankheitsanfällen, auch diesmal seine Natur über sein Leiden obsiegen würde. Auch schien diese Hoffnung sich verwirklichen zu wollen. Mit dem Nachmittage des achten Mai, des sechsten Tages nach seiner Erkrankung, war Schiller in einen sanften Schlummer gesunken. Seine Brust athmete weit leichter als bisher. Auch der Husten trat nur noch in langen Zwischenräumen ein, und ein wohlthätiger Schweiß perlte auf seiner Stirn. Alle Symptome durften deßhalb auf eine entschiedene Besserung, wo nicht auf eine eingetretene Krisis gedeutet werden.

Nur die Gattin Schiller's, seine geliebte Charlotte, und seine Schwägerin, Karoline von Wolzogen, befanden sich bei dem Kranken im Zimmer. Seit fünf Tagen schon waren die beiden Frauen, außer gelegentlich einem Besuch des jungen Heinrich Voß, in der Pflege des Leidenden allein sich selber überlassen geblieben. Für ihre unermüdliche Sorgfalt schien ihnen indeß jetzt der schönste Lohn zu winken. Zu dem Antlitz des geliebten Mannes niedergebeugt, lauschte Charlotte, von Hoffnung und Zweifel hin- und hergeworfen, auf die Athemzüge desselben. Wie beinahe ununterbrochen während all' dieser ewig langen Tage und Nächte, hielt sie die Hand des Gatten mit ihren beiden Händen umschlossen. Nicht minder gespannt und aufmerksam verfolgte Karoline von dem Fußende des Bettes die Veränderung in den Zügen des großen Dichters, welchem sie vor allen Frauen und selbst vor seiner Gattin geistig am Nächsten gestanden hatte.

Draußen umgaukelte der lichte Sonnenglanz des heiteren Frühlingstages das frische, junge Laub der Bäume und Sträucher. Die Vögel weckten sich in blauer Luft und zwitscherten in den Zweigen; der Flieder in dem Vorgarten des kleinen Hauses sendete seine süßesten Düfte hinauf in das mit ärmlichem Haubrath ausgeschmückte Krankenzimmer. Alles athmete Leben, Lust und Frieden, und gegenüber dieser auf langem Winterschlaf in jugendlicher Frische und Schöne erwachten Natur mochte der Gedanke an den Tod doppelt befremdlich erscheinen.

Seit Stunden schon hatte der süße Schlummer des Kranken angehalten. Die Sonne neigte sich zum Niedergange. Ein trotz der niedergelassenen Vorhänge in das Zimmer gedrungener Strahl derselben glitt über die bleichen und eingefallenen Wangen des Dichters und ließ das wirr um sein Haupt gebreitete röthlichblonde Haar wie in einem goldenen Schimmer aufleuchten.

Karoline war, um den Verhang fester zu schließen, zum Fenster ge-

Digitized by Google

treten. „Ist das euer Himmel, ist das eure Hölle?“ tönte hinter ihr die Stimme des Kranken.

Noch zwischen Schlaf und Wachen schaute er mit einem seligen Lächeln in die Höhe, als begrüßte er eine irdische Erscheinung.

„Du bist es, Charlotte, und auch Du, Karoline,“ richtete er, zum vollen Bewußtsein zurückgekehrt, das Wort an die erschrockenen Frauen. „Wie gut ihr seid.“

Karolinens Hand mochte zittern und der Vorhang dadurch in Bewegung gesetzt worden sein. Wieder zuckte ein verirrter Sonnenstrahl bis tief hinein in das Zimmer.

„O lasse mich noch einmal in die Sonne schauen!“

Die Schwägerin war seinem Wunsche nachgekommen. Mit äußerster Gewalt unterdrückten sie und seine Gattin einen lauten Ausbruch ihres Schmerzes, der bei der bestimmten, in Schiller's Worten enthaltenen Todesahnung ihre Brust zu sprengen drohte.

Lange blickte der Kranke mit einem wehmüthig freundlichen Ausdruck in das Abendgold. Kein Wort ward in dem Kreise der Drei gesprochen. Seine Hand ruhte auch jetzt noch in den Händen der Gattin, welche, unfähig ihren Thränen länger zu gebieten, mit gesenktem Haupte still vor sich hin weinte. Am Fenster stehend verwandte Karoline keinen Blick von dem Gesicht des kranken Dichters, in dessen Zügen sich fast sichtlich jene Wandlung vollzog, welche dem Tode als sein sicherster Vorbote voranzugehen pflegt.

„O wie schön — weine nicht — mir ist . . .“ Schiller's Haupt sank zurück, und in demselben Augenblick beinahe noch hielt ihn ein erneuter Schlummer umfangen.

Alle jene frühern günstigen Zeichen erschienen jetzt jedoch wie mit einem Schlage in das gerade Gegentheil verwandelt. Umruhvoll warf sich der Kranke von einer Seite zur andern. Die wilden Phantasieen, welche seinen Geist bald in vergangene Tage entführten, bald ihn auf das Schlachtfeld, oder in sonst außergewöhnliche Lagen versetzten, wurden nur von qualvollen Hustenanfällen unterbrochen. Dazwischen recitirte er ganze Stellen der lateinischen und griechischen Klassiker, und wieder entwarf er Pläne zu künftigen Arbeiten, oder beschäftigte sich mit der Ordnung und Gestaltung der Szenen seines nruestsen, noch unter seiner Feder befindlichen Dramas „Demetrius“.

Langsam schlichen die Stunden der furchtbaren Nacht dahin, furchtbar indeß nur hier oben in dem einsamen Sterbezimmer, denn im duftigen Mondenglanz prangten ringsum Thal und Höhen, und von Fern und Nah schallte der Sang der Nachtigallen.

Mit dem ersten Tagesschimmer schien die Besinnung dem Kranken zurückzukehren. „Herr, mein Gott, bewahre mich vor einem langsamen Hinscheiden!“ rief er laut und wiederholt. Schnell jedoch umstorte sich sein Geist wieder, unruhvoll tasteten und zupften seine Finger an der Decke des Bettes auf und nieder, der Krampf entstellte sein Gesicht, immer krauser, immer wirrer krezten sich seine Phantasieen. Der Morgen kam, der Mittag nahte heran, ohne daß in dieser entsetzlichen Lage eine Aenderung eingetreten wäre.

Nun seinen Kopf in eine bequemere Lage zu bringen, hatte sich seine Frau dicht zu ihm gebeugt. Plötzlich kam es wie ein klares Bewußtsein über ihn. Er erkannte sie und lächelte sie an. Seine Blicke leuchteten wie in dem Ausdruck einer innerern Verklärung. Laut aufschluchzend sank die treue Gattin an seine Brust, er küßte sie.

Die heftigsten Krampfanfälle folgten diesem kurzen lichten Augenblick. Endlich, bald nach zwei Uhr Nachmittags, versank der Kranke in einen Schlummer der Erschöpfung. Schon faßten die Frauen neue Hoffnung. Ein Lächeln schrekte sie auf. Unsinnig verfuchte Charlotte die fast schon erstarrte Hand des Gatten in ihren Händen zu erwärmen. Wie ein elektrischer Schlag zuckte es in seinen Zügen. Das Haupt drei großen Dichters sank zurück, Schiller hatte gerendet. Die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz, seine Züge waren die eines sanft Schlummernden.

Auch die Kunde von dem Ableben des gewaltigen Dichtergreises und eines der edelsten Menschen wurde in Weimar nicht mit seiner Gleichgültigkeit emporzureißen. Jedermann ging, von dem stattgehabten Ereignis völlig unberührt, seinen Geschäften nach, und nur das seinere Empfinden der Schauspielerin Jagemann und ihre bestimmte Weigerung, die ihr zugetheilte Rolle zu übernehmen, verhinderte, daß in dem Theater, welchem Schiller doch so nahe gestanden hatte, an dem Abende seines Todestages nicht irgend eine erbärmliche Posse aufgeführt wurde.

Den alten Freunden standen seiner Frau und Schwägerin für die Anordnung des Begräbnisses wieder nur Heinrich Voß und Riemer zur Seite. Allein mit der Krankheit war zugleich der Mangel in das kleine Haus an der Esplanade eingezogen. Die baare Hinterlassenschaft des Mannes, welcher Deutschland einen so unerschöpflichen geistigen Schatz hinterlassen hat, betrug noch nicht vier Thaler. Die entseelte Hülle Schiller's mußte deshalb in einem einfachen, für drei Thaler und drei Groschen gefertigten Bretterfarg bestattet werden. Keine Hand rührte sich, um die ewige Schmach dieses Leichenbegängnisses von der deutschen Nation abzuwenden. Indeß, wozu diese erbärmlichen Vorgänge weiter verfolgen? Es ist ja bekannt genug, wie nur die zufällige Dazwischenkunft eines jungen Juristen, des spätern Bürgermeisters von Weimar, Lobrecht Schwabe, im letzten Augenblicke gleichsam noch wenigstens das Aeußerste verhütete, daß der große Todte nicht gleich jeder beliebigen anderen Armenleiche von den Angehörigen der hiesige gerade an der Reihe befindlichen Schneidergilde zu Grabe getragen wurde. In dunkler, regnerischer Nacht ward der Leichnam still zu zehn anderen Särgen in ein seuchtes Grabgewölbe hinabgesenkt. Dem Herzoge sollte die Endbestimmung über den wirklichen letzten Ruhrplatz Schiller's vorbehalten bleiben. Einundzwanzig Jahre jedoch verflossen, ohne daß sich für diese Entscheidung nur ein einziger seiner Augenblick und die nöthigen Mittel gefunden hätten. Und als, wieder auf das Betreiben Schwabe's, endlich die Gruft geöffnet wurde, warren die Särge zusammengestürzt und lagen die Gebeine der darin bestatteten Todten unter einander zerstreut. Nur mit Hülfe der Wissenschaft gelang es, aus dirsem grauenvollen Wust von Schädeln und Todtengebeinen den Schädel Schiller's herauszufinden und zuletzt auch das Kreuzigniß zusammenzustellen. Jetzt schläft der große Dichter, als Sühne der seinem Leichnam erwiesenen Vernachlässigung, neben seinem Freunde Goethe in der Herzogsgruft, und hoch und herrlich ist ihm im Verein mit diesem in Weimar ein erzenes Standbild aufgerichtet worden. Doch das Andenken an jene traurige Nacht vom 11. zum 12. Mai 1805 bleibt darum nicht minder ein dunkler Flecken auf dem deutschen Ehrenschild, und alle die den Namen Friedrich Schiller's nachträglich verherrlichen Huldigungen vermögen das Gedächtniß an sein verrinnfamtes, anthrillofes Sterbrn und an jene noch weit schlimmere Nacht seines Begräbnisses nicht auszutilgen.

Alles und Neues.

Eine heredte Sprache. In Persien ist eine ganz besondere Art von Zeichensprache zu Hause. Ein Reisender erzählt darüber Folgendes: Als ich eintrat wurde, daß bei einem Besuche bei einem gewissen Begierbeg ein Mann vor Gericht geschickt wurde, der sich zu dem Verbrechen, dessen er angeklagt war, nicht bekennen wollte. Der Begierbeg befahl die Peitsche zu bringen. „Ich bekenne, daß ich unschuldig bin!“ rief der Angeklagte, indem er seine Hände trompetete über der Brust legte und dabei einen Finger nach vorn ausstreckte. Die Peitschenknechte standen bereit, indem sie auf den Begierbeg blickten, der seinerseits wieder seine Augen auf die Brust des Angeklagten heftete. „Du bist schuldig, Erzschurke!“ rief er. — „Bei Deinem gesegneten Haupte, ich bin unschuldig!“ antwortete wieder der Angeklagte, indem er seine Hände wie zuvor übereinanderlegte, dieselbst aber drei Finger nach zwei vorstreckte. So ging die Sache fort, immer und immer wieder wurde er für schuldig erklärt, bis er nach und nach alle seine Finger auf die Brust ausgestreckt hatte. Da rief der Begierbeg: „Gut, laßt ihn los, er ist ganz unschuldig!“ Später erfuhr ich, wie das zusammenging. Der Angeklagte hat nämlich dem Begierbeg zuerst zu verstehen, daß er ihm, wenn er ihn freiließe, einen Thaler (3½ Thlr.) geben wolle; das war der erste Finger; dann verbrach er ihm zwei, und so fort; aber er konnte nicht eher Verzeihung erlangen, als bis er sich zu zehn Tomans verstand.

Universelle Bride.

Im großen Bassin des Hafens von Havre, wo die transatlantischen Dampfer liegen, und wo die gelegentlich der maritimen Ausstellung vorgenommenen Experimente ausgeführt werden, wurden der Kurzem Ende die mit einer universellen Brille gemacht. Die äußerst befriedigend ausfielen; man war mittelst dieses Apparats im Stande, Gegenstände, die sich tief unter Wasser befanden, so genau zu sehen wie in freier Luft. Der Apparat besteht aus einem langen konischen Rohre, welches unten in eine Kammer endigt, die ein gleichschenkliges Dreieck bildet. An einer der Seiten ist ein Fenster und diesem gegenüber ein Spiegel, welcher zu der Fensterfläche in einem Winkel von 45 Graden steht. Auf diesen Spiegel bricht das Auge des Beobachters. Der ganze Apparat ist wasserdicht mit Kautschuk. Er wird mittelst eines hinreichen Mechanismus in's Wasser getaucht und auf den zu beobachtenden Gegenstand gerichtet. Alle im Wasser verbreiteten Lichtstrahlen fallen durch das Fenster auf den Spiegel, in welchem sich die Gegenstände sehr genau reproduziren. Der Versuch wurde an dem Kanonenboot Tampico gemacht. Man sah auf diesen Boden alle Muskuten und das kleinste Seegras wie in der Luft. Alle Details des Steuerruders, des Kiels, der Ankerstamm waren dem Auge klar sichtbar. Eine noch bedeutend hervorgehobene Eigenschaft dieser universellen Brille ist, daß sie vermöge ihrer außerordentlichen Einfachheit sich für den Schiffsgebrauch besonders eignet und leicht in Anwendung zu bringen ist.

Auflösung des Räthselsprungs Seite 540:

Daß alle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Elende wälzet sich der Spott,
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Den Heros reißt er seiner Schöpfe rauben,
Den Wahn betrieget er und verletzt den Glauben.

Schiller, Jungfrau von Orleans.

Auflösung des Räthsels Seite 540:

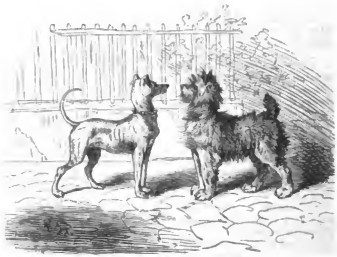
Zitz.

Digitized by Google

Hunde-Tragödie.

Originalzeichnungen von F. Specht.

Erſter Akt. Phlor und Caro treten auf.



Zweiter Akt. Gegenſeitige argwöhniſche Blicke.

Dritter Akt. Wer wird wohl die Handlung beginnen?

Vierter Akt. Die Verwickelung iſt im beſten Gange.

Fünfter Akt. Die tragiſche Leidenſchaft hat ihren Höhepunkt erreicht.

Sechſter Akt. Der Aufſeher und Phlor wiſſen jetzt endlich, woran ſie ſind — und der Vorhang fällt.

Digitized by Google

Das Herz.

Eine ataler einfache Geſchichte in mannigfachen neuen Kapiteln.

Von **Robert Byr.**

(Fortſetzung.)

VI.

Ein Kapitel der Ueberraſchungen.

Die Villa des Herrn von Helfried verdiente in der That die Lobſprüche, die ihr ſowohl Rath Bognac als auch der Engländer zu Theil hatten werden laſſen, und wenn auch Beide im Geſchmack eben nicht allzuſehr urtheilsberechtigt waren, ſo wurde doch ihre Aeußerung von aller Welt beſtätigt, und nur hin und wieder ein neidiſcher Architekt, der an keinem ſeiner Kollegen ein gutes Haar ließ, oder einer jener Kritiker, denen weder der Herrgott im Himmel noch die Menſchen auf Erden etwas recht machen können, und die ſchon deßhalb Alles ſchlecht finden, weil ſonſt die Kritik aufhören müßte, hochhaft zu ſein, und ſie im verbitterten, faſtelnden Gefühle ihrer Unnacht doch nur zum Kritiſiren taugen — nur einer von dieſen Höllenkreiſe der Neidiſchen trat je zuweilen dem allgemeinen Urtheile entgegen.

Der Bankier hatte keine Koſten geſcheut, um ſo war nach dem Plane eines anerkannten Meiſters ein zierliches und dabei doch geräumiges, wohnliches Häuschen im Phantaſie-Schweizerſtil erſtanden, das auf einer ganz leichten Anſchwellung des Bodens mitten in einem Parke lag, der ſelbſt ſchon eine Anhöhe hinanzog, ſo daß man von der Villa aus die prachtvollſte Ausſicht über das ganze herrliche Thal hin genoß und andererſeits auch das Haus ſchon von ziemlich weit her geſehen werden konnte, in der ganzen Anmuth ſeiner phantaſievollen, das Bunte harmoniſch einigenden Architektur.

Von einem wirklichen Parke war eigentlich keine Rede, doch konnte man die Anlagen ebenſowenig einen Garten nennen. Sie wahrten im Ganzen mehr den ländlichen Charakter, denn zwiſchen den Boskets und den ſeingeſtreuten Wegen ragten aus den Raſenplätzen nur einzelne ſchöne Bäume auf, und erſt ganz in der Nähe des Hauſes auf der Seite der Veranda waren in das ſaftige, volle Grün ein paar kleine Beeten von Pelargonien, Geranien, Penſee's und Floxe wie zierliche Blumenteppiche eingeſtreut. Zur Veranda ſelbſt ſchritt man einige ſehr breite Stufen hinan, die auf einen ziemlich großen, mit zierlichſte Steinmoſait ausgelegten Vorplatz führten, von welchem ein Theil durch Säulen, verſchiebbaren Glasfenſtern und Marquiſen abgeſchloſſen war.

Sowohl die Terraſſe als auch die Veranda waren mit zahlreichen, gleich anderen Tiſchen, Stühlen und Bänken möblirt, nur daß unter Doch das Material hiezu Rohr, in Freien dagegen Eiſen war. Der ganze eben nicht allzugroße Beſitz war mit einem lebendigen Zaune umhagt, der jedoch ſo glücklich markirt war, daß man von der Villa aus dieſe verhältnißmäßig nahen Grenzen ebenſowenig wie das Thor zwiſchen den beiden Granitſäulen, das ſo zahlreiche ſtets offen ſtand, wahrnehmen konnte.

Vor dieſem Thore hielt jetzt an einem ſchwülen Juliabend Herr Rottwol und ſah nachdenklich vor ſich hin auf den breiten Kiesweg, der beiderſeits von hohen Gebüſchen eingeſchloſſen war, und ſchon nach einigen Schritten eine ſcharfe Wendung machte, ſo daß jeder neugierige Einblick verwehrt blieb.

Nicht daß er gezweifelt hätte, ob er überhaupt eintreten oder wieder umkehren ſolle, an das Letztere dachte er nicht, es war ein feſtſtehender Entſchluß, der ihn hieher geführt hatte, der feſte Wille, in irgend einer Weiſe ſeinem Freunde nützlich zu werden und — vielleicht auch ein ganz leiſer magnetiſcher Zug, dem er unwillkürlich gerne Folge leiſtete, ohne es ſich geſtehen zu wollen. Immerhin bedte der Vorwand auch dieſe Neigung.

Beinahe drei Wochen waren verfloſſen, ſeit er den Wagen im Traunthale davonrollen ſah, ſeit er verſprochen hatte, die Familie des Bankiers zu beſuchen, und ſeit er dann den Freund ſo unvermuthet fand und mit ihm von der erſten Reiſeroute ablenkte. Geſtern erſt hatten ſie ſich wieder getroffen und nun, wo Zeno im Begriff ſtand, ſeine Zuſage zu erfüllen, da hielt es noch einmal zaudernd an, eine eigenthümliche Empfindung war über ihn gekommen, wie ſie zu Zeiten den Menſchen erfaßt, wenn er ſich vor einem neuen Abſchnitte ſeines Lebens befindet, obwohl ihm das noch durchaus nicht klar vor Augen liegt. Es iſt das inſtinktive Gefühl von der Wichtigkeit eines Schrittes, den man zu thun im Begriff ſteht und an den ſich eine unabſehliche Folgenreihe knüpft, deren entſcheidende Einwirkung auf das ganze Daſein, ſonſt ſcheinbar an den freien Willen des Menſchen und ſeinen Entſchluß zu dieſem erſten Schritte gelaſſen iſt.

Drei Wochen und er hatte das freundliche helle Augenpaar, ſo kurz der Blick auch war, noch nicht vergeſſen. Drei Wochen der Streiferei, der Arbeit, des Naturgenuſſes, der Freundſchaftsergüſſe und der Duft des ſo ſchalkhaft entführten Cyllamend umwehte ihn noch und hielt ſeine Sinne träumerisch befangen.

Da ſtand er nun, wie ſollte er Alles finden? — kam er ungelegen, kam er als Fremdling? war er vergeſſen? würde die Miſſion, die er ſich ſelbſt gegeben, gelingen? Was lag Alles vor ihm, ſobald er dieſe Schwelle überſchritten hatte?

Während er noch ſo ſann und ſann und erwog, hörte er aus der Ferne plötzlich ein Kreiſchen, Lachen und dann heftige, beinahe wildklingende Scheie. Ueberraſcht und neugierig war er eben im Begriffe, durch die Pforte einzutreten, als ſchon der Lärm ganz in ſeiner Nähe erſcholl. Ein Schatten, eine Bewegung, ein blitzſchneller Sprung — im Moment tauchte ein kleines Scheuſal vor dem Maler auf, ſchlug ſich aber, erſchreckt durch die Begegnung, ſogleich bei Seite in den Buſch, einen Augenblick ſpäter flog es wie ein Gummiball über die Hede und lief und kollerte über die abhängige Wieſe dahin.

Halb mit Verwundern folgte Zeno's Blick den gelenkigen Bewegungen des gewandten Flüchtlings, als auch vor ihm ſchon die puſtende Geſtalt des ſehr ehrenwerthen Sir James Temple Morton in athemloſem Laufe aus dem Gebüſche auftauchte.

„Coco, Coco! ..." brüllte er aus Leibeskräften, ohne jedoch durch dieſen Schmeichelnamen auch nur die geringſte anziehende Wirkung auf ſeinen ungetreuen Liebling auszuüben. Der Affe eilte nur noch roſcher vorwärts.

„Alarum Sie haben ihn nicht gehalten? ..." rief er zürnend dem Maler zu, „warum hinausgelaſſ?"

Die kleine Regung von Aerger hatte Zeno ſogleich verwunden, und mit behaglichem Lachen über die ganze komiſche Situation erwiederte er, den Engländer kaltſinnend: „Well ik mit Ihr Affenwärter, Sir. — Uebrigens ..." ſetzte er hinzu, „hat er mich gar nicht gefragt. Maſter Coco ließ mich ungeſtört im Beſitze der Pforte und vollzigirte auf eigene Fauſt über den Raum."

Sir Norton hörte den Schluß nicht mehr; mit einem wüthenden Blick auf den wunterm Spötter war er an dieſem vorübergeeannt und ſetzte ſeine Verfolgung unter dem furchtbarſten Gebrülle gegen den Badeort hin fort.

Zeno ſah noch einen Augenblick lang der komiſchen Jagd nach und wandte ſich dann kopfſchüttelnd der Villa zu, von wo er nach immer in kurzen Abſätzen das glockenhelle, kindliche Lachen vernahm. Und jetzt bei einer raſchen Biegung des Weges ſah er mit einem Male den Schauplatz vor ſich, von welchem Flucht und Verfolgung offenbar ihren Ausgang genommen hatten.

Mitten auf einem friſchgrünen, aber niedergetretenen Raſenplatze ſtand eine Schaukel aufgerichtet, auf deren Sitz das blonde, roſige Mädchen ſaß, deſſen Bild ihm erſt noch ſo lebhaft vorgeſtanden hatte. Doch war die Wirklichkeit noch mit zauberhafter, als die Erinnerung zu malen verſtand. Das herrliche Kind, in einer leichten weißen, der Länge nach hellblau geſtreiften Robe, umſchlang mit einem Arm das ſtraffe Seil und gab ſich der leiſen Bewegung hin, indem ſie nur von Zeit zu Zeit mit der ſchmalen Spitze des niedlichen Füßchens im Vorbeitreiten vom Boden abſtoßend der Schaukel einen leichten Schwung gab. Das liebliche Köpfchen war zur Seite an das umſangene Seil gelehnt und ein überwältigtes Lachen hielt den roſigen Mund geöffnet, ſo daß die weißen Zahnreihen voll und blinkend zu ſehen waren. Das Bild war ſo verlockend, ſo alle Sinne mit einem Male übermächtig gefangen nehmend, daß es Zeno einen Moment lang war, als müſſe und müſſe er voemärts ſtürzen, daß liebe Mädchen inbrünſtig umarmen und dieſen ſüßen offenen Mund mit einem herzinnigen Kuſſe auf Minuten und Minuten verſchließen.

Es koſtete ihn keine kleine Ueberwindung, dieſer heftigen Verlockung zu widerſtehen. Doch kam ihm die Bemerkung zu Hülfe, daß ſie Beide nicht allein waren, ſondern ſich noch Ida's ältere Schweſter anweſend befand. Valerie, in einem einfachen, zu ihrem ernſten Antlitz paſſenden Kleide von roher Seide, ſaß auf einer Gartenbank von ungeſchälten Birkenſtämmen und ſächelte ſich mit dem großen Blatte einer Catalpa Kühlung zu; ſelbſt ſie war momentan durch die große Heiterkeit ihrer Schweſter und wohl auch durch den eben erlebten Vorfall heiter angeregt, doch ruhte ihr ſcharfes Auge des Malers die tiefe Blaſſe des Teints und die ſcharfe Zug von Schmerz und Feſtigkeit nicht, die ihm ſchon bei ihrem erſten Anblick auf dem Schiffe ſo eigenthümlich aufgefallen waren und die ihm ſeither eher noch geſteigert als gemildert erſchienen.

Umgekürzt lag zwiſchen Beiden der zierliche Affenbauer mit weit offener Thüre.

Einige Zeit noch blieb der Maler ruhig ſtehen, als wolle er dieß köſtliche Bild, das einer meiſterhaften Schöpfung Watteau's glich, ſeinem Gedächtniſſe feſt einprägen; endlich riß er ſich von dem Anblicke los und zerſtörte den Zauber durch ſein Vortreten.

Das Geräuſch ſeiner Schritte auf dem Kieſe erregte zuerſt Valerie's Aufmerkſamkeit, und auf ein warnendes Wort von ihr blickte auch Ida auf, ein leiſes „Ah!" entfuhr ihren Lippen, eine helle Purpurwolke legte

Digitized by Google

sich plötzlich über das eben noch so kindlich frohe Geschäckern, und blitzschnell glitt der Elfenzeichen von der Schaukel. Nur einen Moment mußte die Unentschiedenheit, was sie eigentlich beginnen solle, dann aber siegte das frohe, offene Naturell, und einige Schritte dem Besuche rasch entgegentretend rief sie ihm freundlich entgegen: „Nun, Herr Rottwyl, Mama wird sich freuen, daß wahrlich wir hätten recht, Schiller zu citiren.“

„Wenn das nicht zu schmeichelhaft für mich klänge,“ versetzte Jeno, indem er der ihm liebenswürdig gebotene Hand herzlich ergriff und dabei einen Blick in des Mädchens Auge that, dem es zwar nicht ausblieb, aber doch nur feucht und scheu begegnete.

Ida erhielt jedoch sogleich ihre Unbefangenheit wieder. „In diesem Falle,“ rief sie scherzend, „müssen wir uns freilich in Acht nehmen — ein Künstler ist leicht verwöhnt.“

„Meinen Sie? Ich sage Ihnen aber, mein Fräulein, es ist ganz gehörig dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß Unsereiner vor Hochmuth gerade nicht berstet.“

Jeno begrüßte nun auch Valerie, die sich ebenfalls erhoben hatte und ihm höflich die Hand bot, wie einem älteren Bekannten. Er fühlte, daß ihm diese Gunst von der ältern Schwester nur gewährt ward, um den ungewöhnlich freundlichen Empfang der jüngern Schwester dem Fremden gegenüber nicht so auffallend erscheinen zu lassen. Mit einem eigenthümlichen Blick, als wollte er die geheimste Stimmung ihrer Seele ergründen, faßte er sie in's Auge.

„Wir erwarteten Sie in der That früher, Herr Rottwyl,“ äußerte sie leichthin; „da wir Sie damals auf dem Wege nach Ischl glaubten.“

„Eine Begegnung hielt mich damals auf.“

„Ei, eine Begegnung, nicht der weite Weg,“ neckte ihn Ida mit einem halb ernst halb scherzhaft gemeinten Schmollen. „Nun ja, ein kurzes Stündchen an der Straße, ein verplaudertes Viertelstündchen, ein ganz unbedeutender Aufenthalt von — drei Wochen, während welchem Sie uns — weich' ein Wunder! doch nicht vergessen haben.“

„Es wäre eine große Eitelkeit von mir, wenn ich glaubte, diesen schmeichelhaften Vorwürfen gegenüber mich wirklich vertheidigen zu müssen. Vielleicht hatte ich sogar Unrecht, Ihre damalige liebenswürdige Einladung ernstlich zu nehmen.“

„Pfui, das ist abscheulich!“ schalt Ida; rasch setzte sie hinzu: „Mama meint's immer ehrlich.“

„Ich wurde ja auch von Ihnen eingeladen,“ scherzte Jeno. „Uebrigens konnte ich meinem eigenen Wunsche, dieser Einladung Folge zu leisten, leider nicht früher genügen,“ setzte er auffallend hinzu, als Ida ihr Gesicht beleidigt abwandte, um ein abermaliges Erröthen zu verbergen. „Kurz nachdem ich Ihnen meinen letzten Gruß nachgewinkt hatte, fand ich einen Freund, den ich jahrelang nicht mehr gesehen hatte. Er war schmerzlich ergriffen, sein Herz blutete noch an einer frischen Wunde, ich hielt es für meine Pflicht, bei ihm zu bleiben und mit ihm das Gebirge zu durchziehen, bis er wieder Kraft gefunden, voll in's Leben einzutreten.“

Jeno hatte das so einfach, so eigenthümlich à l'auteur gesagt, daß Valerie sich wie von einem Hauche mysteriöser Ahnung angeweht fühlte. Jeno, der sie prüfend betrachtete, konnte deutlich bemerken, wie sein Pfeil getroffen: an dem marmorgleichen Ernstaren ihrer edlen Züge und an dem plötzlichen Zurücktreten des Blutes sogar aus den seinen, faßt etwas zu schmalen Lippen. Die leise Andeutung, die er hatte geben wollen, ohne sich roh anzudrängen, war verstanden worden; er war zufrieden, nun war es leicht, sich den Weg in das Vertrauen des ersten Mädchens allmälig zu ebnen. Er dachte an Rupert und ein freudiger Strom der Hoffnung schoß ihm durch's Herz. In diesem Momente hatte er beinahe sich selbst vergessen. Eine süße Stimme rief ihm die eigene träumende und wünschende Individualität in's Bewußtsein zurück.

Und nun haben Sie sich denn doch vertheidigt,“ lachte das heitere Kind von seiner Seite, „und sich gleichzeitig auch gerichtet. In guter Zeit wäre Ihre ganze Vertheidigung noch immer nicht allzu stichhaltig und wir könnten es Ihnen auch fühlen lassen, aber in solcher Stimmung fehlt uns der nöthige Ernst zur Ungnade.“

„Das bezweifle ich entschieden; was Andered als die schwere Ungnade der Damen kann die beiden Flüchtlinge fortgetrieben haben, die mich beinahe über den Haufen rannten?“

Ida brach in heiteres Gelächter aus und schlug dabei vergnügt in die Hände. „Sind sie Ihnen begegnet? Wohin ging die Jagd?“

„Ueber die Wiesen dem Orte zu.“

„Köstlich!“ rief sie. „Das gibt morgen ein allgemeines Brunnengespräch, wenn Coco seinen Weg durch die Straßen nimmt. Am Ende betheiligt er sich noch an der Promenade auf der Esplanade. Mir ist, als säße ich den Spektakel.“

„Ida!“ mahnte die ältere Schwester leise.

„Zu hart gut reden. Ich muß einmal lachen, wenn ich etwas Komisches sehe, sonst stößt es mir das Herz ab. Nicht wahr, am Lachen ist nichts Böses?“ fragte sie Jeno mit bezaubernder Treuherzigkeit.

„Lachen Sie, lachen Sie,“ erwiderte er warm; „in Ihrem Lachen liegt Jugend und Glück und es theilt davon Andeuten mit.“

O wenn Sie es gesehen hätten,“ erzählte das fröhliche Kind; „es war zu komisch, wie Norton auf meinen Vorschlag, Coco zu schaukeln, einging. Er stellte den Klotz dort auf den Sitz, bewegte diesen hin und her und ich sang ein Wiegenlied dazu. Das gefiel dem Magot, wie Doktor Max ihn nennt, vortrefflich, er grinste ganz seelenvergnügt; als aber Norton immer heftiger schaukelte, da ward's dem Biegenkindchen zu arg, Coco warf sich gegen die Stäbe, der Klotz flog heraus, die Thür durch die Erschütterung auf und Coco wie der Blitz heraus. Erst sah er mich ganz verdutzt an, als glaube er selber nicht an seine Freiheit, dann schnitt er eine seiner geistreichsten Fratzen und machte an der Stelle einer galanten Verbeugung eine zierliche Kapriole, als hätte er sagen wollen: ‚Ich empfehle mich allerseits!‘ und ehe Norton ihn noch erreichen konnte, war er in ein paar Sätzen über die Wiese fort. Da setzte er sich wieder hin, als wollte er uns noch einmal auf der Ferne betrachten, Norton lief ihn auf's Zärtlichste und eilte ihm lockend nach, aber in dem Momente, wo er die Hand ausstreckte, den Flüchtling zu fassen, war dieser husch! davon und verschwunden. Es war zu allerliebst. Sie hätten das Bild sehen sollen.“

„Ich sah ein anderes allerliebstes Bild,“ versetzte Jeno mit einem schalkhaften Blick; „ich könnte mir fein reizenderes denken; — als ich sah, habe ich ihn zum ersten Male bedauert, daß meinen Talente so enge Schranken gezogen sind und ich nur Berg, Wasser und Baum wiedergeben vermag. Durch eine solche Staffage sind selbst die schöne Bedeutsamkeit des ischler Thals zur Unbedeutendheit herab.“

„Und warum versuchen Sie's nicht wenigstens?“ fragte das Mädchen so naiv, daß Jeno einen Augenblick stutzte, weil er nicht mehr wußte, ob das auch noch Natur sei.

„Mir fehlen in meinem Malkasten die Farben dazu,“ sagte er dann einfach und gerade im Tone, so daß seine Worte nicht wie ein Kompliment klangen; „meinen Sie, man könne Engel mit beinahen farbigen Deutlichkeit abkonterfeien, wie die alte Ruine Wildenstein da drüben? Im besten Falle gäb's doch nur leinene Dekorationsgenien.“

So selbstverständlich allgemein Jeno auch seinen Satz hingeriett hatte, indem er denselben absichtlich den Anstrich einer plumpen Schmeichelei nahm, wurde Ida doch sprachlos vor Verwirrung und Scham, denn jetzt erst bemerkte sie, wie der Maler durch ihre letzte unbesangene Frage förmlich zu der Antwort herausgefordert worden war.

„Was wird er von mir denken?“ fragte sie sich selbst ganz verzweifelt; „entweder ich sei eine Kokette oder — ein Gänschen.“

Und nun schwammen ihr Auge in einer Thräne, die ihr der Aerger und Zorn über sich selber entpreßte, dabei gelobte sie sich feierlich, von nun an ernst und süß zu werden, wie ihre Schwester. — Wie lange, Liebchen, meinst Du wohl, daß ein solcher Vorsatz reicht? bis morgen? nein! eine Stunde? nein! so lange, bis sich die Gelegenheit gibt, ihn zu brechen und auch nicht eine Sechzigstel-Sekunde länger. Das magst Du gar oft noch erfahren, bis Alter und Erfahrung Deinen Organismus und Charakter so sehr verändern, daß der Ernst einkehrt und der Stolz oder doch das Selbstbewußtsein Deinen Geist füllt.

Bis dahin mag noch manches Jahr vergehen und manchen zu Grabe getragenen Vorsatz mit sich nehmen, wie den soeben gefaßten, der ja schon wieder durch ein heiteres, spöttisches Lächeln von den frischrothen Lippen gelöst ist.

Dieses wenig schmeichelhafte Lächeln galt aber dem jünglinghaften Doktor Max Wagner, der majestätischen Schrittes den gekrümmten Weg von der Villa herabgewandelt kam und die goldene Brille emsig rückte, um schon aus der Ferne den Begleiter der beiden Schwestern zu erkennen.

„Kommen Sie,“ bat Valerie den Maler, „der Vater ist ausgegangen, aber Mama ist in der Veranda, wir wollen sie nicht länger warten lassen.“

„Ja ist schon der Brief, den Sie uns ruft — aber ungeflügelt,“ sagte Ida, indem sie nach dem langsam Herankommenden hinwies.

„Ah! ah! Herr Rottwyl, freut mich unendlich,“ grüßte Max, als er auf halbem Wege mit den drei ihm Entgegenkommenden zusammentraf, jedoch in einem Tone, der diese kundgegebene Freude äußerst zweifelhaft machte; „haben Sie Ihre Gebirgstour schon beendigt?“

„Nur unterbrochen,“ gab der Maler kühl zurück und flüsterte dabei seiner Nachbarin ganz leise zu: „Sie sehen, nicht überall grüßt Ida.“

„Die Mama schickt mich,“ wandte sich der blonde Jüngling an die beiden Schwestern, dem Fremden gegenüber absichtlich den Ton des Kinds vom Hause annehmend, „um nachzusehen, was es gibt; erst das Geschrei und dann das Gelächter — es war überraschend. Wir meinten beinahe, es sei ein kleines Malheur passirt.“

„Das ist es auch,“ überwand Ida die Antwort; „die Bastille ist geschleift, der Gefangene frei — alle Bande der Ordnung zerrissen, alle Achtung vor dem Gesetze dahin, die Büchse der Pandora geöffnet, das Unheil schwebt über den Häuptern der Ahnungslosen, das Furchterliche ist geschehen — Coco ist auf und davon.“

Digitized by Google

„Wie? der Magot? sagt' ich's doch immer, die Ordnung der Vierhänder, besonders luxus sylvanus, besitzt keine Anhänglichkeit an den Menschen, sondern ist boshafter, wilder, freiheitsliebender Art. Wenn auch nicht so tückisch wie der Mandrill, Cynocephalus mormon, oder wie der Orvillo, von dem du Chaillu erzählt, daß er dem Menschen kampfbereit entgegengeht, sich auf die zwei Hinterbeine erhebt und mit der Hand auf die gewölbte Brust schlägt, daß es dröhnt und sein Kampfgeschrei dadurch noch schrecklicher wird, so ist er doch immerhin in Proportion zu seinem — —"

„Sie meinen also, daß er Norton gefährlich werden könnte, wenn ihn dieser erreicht?" fragte Ida scheinlich; ihr war es nur darum zu thun, den naturwissenschaftlichen Vortrag zu unterbrechen.

„Ja eben nicht, das eben nicht," versetzte May gestört; dann wandte er sich an die ältere Schwester: „Also ist Ihr Bräutigam selbst dem Flüchtigen nachgeeilt, Fräulein Valerie?"

Statt aller Antwort ergoß sich ein Strom von Blut in die blassen Wangen der Angeredeten; ein scheuer Blick glitt zu dem Maler hinüber, wie um den Eindruck zu beobachten, den das eben ausgesprochene Wort auf ihn hervorbrächte.

Zeno war wie vom Blitze getroffen; er starrte sprachlos das Mädchen an, das kaum noch vor drei Wochen seinem Freunde den Verlobungsring zurückgegeben und jetzt schon wieder die Braut eines andern — dieses Engländers sein sollte.

Eine Frage schwebte ihm auf der Zunge, eine Frage, von der sein eigenes Lebensglück abzuhängen schien, so sehr sprach sich die höchste Spannung und Erregtheit in all' seinen Zügen aus; doch jeder Frage kam Valerie zuvor. Ihr Antlitz hatte wieder die gleichmäßige, kaum alterirbare Blässe zurückerhalten, der alte Stolz blitzte aus ihrem dunklen Auge eine trotzige Bestätigung, und als entflammte sich dieser Geist des Widerspruchs an einem tief verborgenen Gedanken, so hob sich ihre ganze Gestalt höher, und indem sie leicht voranschritt, sprach sie fest und mit absichtlicher Wiederholung die Einladung aus, ihr zu folgen: „Wollen wir in die Veranda — mein Bräutigam hat die Verfolgung selbst übernommen, er wird wohl später nachkommen."

VII.

Ein rehgrauer Kapitel.

Es war nun keine Täuschung mehr möglich, wenn Zeno auch noch einen Augenblick lang geglaubt hatte, daß er falsch verstanden — jetzt war es entschieden. — Armer Freund! —

Nun waren die drei Wochen dennoch schon eine zu lange Frist gewesen! Wer hatte das gedacht? Der Zeitraum, der ihm gerade genügend erschien, die Leidenschaften sich ein wenig beruhigen zu lassen, die Gemüther abzukühlen und den ungleichen, fieberhaften Herzschlag zu mildern und auf ein naturgemäßeres Tempo zurückzuführen, — der Zeitraum hatte hingereicht, das Unglaubliche zu vollbringen und alle Verhältnisse zu verzerren und zu überhasten.

Aber wie? war sein Freund denn auch wirklich zu bedauern, ein Herz verloren zu haben, das in solcher winzigen Spanne Zeit sich nicht nur von ihm ab-, auch einem andern wieder zuwenden konnte, das so gleichgültig auf den zerstörten, noch rauchenden Ruinen ein neues leichtfertiges Gebäude aufzuführen vermochte, — hatte dieß Herz, daß so rasch, so gänzlich vergaß, auch wirklich jemals geliebt? Pah! der knabenhafte blonde Doktor mit seiner alttlugen goldenen Brille hatte am Ende doch Recht gehabt, gerade in Beziehung dieses Herzens zu sagen: „Das Herz ist ein hohler Muskel mit vier Kammern und zwei Klappen, der die Fähigkeit besitzt, sich zusammenzuziehen!" So hatte denn der brutale Realismus Recht behalten, und ein Menschenantlitz ist nicht mehr als eine belebte Maske dieses hohlen Muskels, die nichts gemein hat mit dem innersten Menschen, die nicht seine Seele abbildgetreu, sondern nur vom blinden Walten der Natur diesem zweckmäßigen Organismus „Mensch" vorgebunden ist, ein verlockendes oder abstoßendes, jedenfalls aber täuschendes, lügnerisches Aushängeschild. Die ganze Physiognomik also ein überglaubisches Märchen für große Kinder!

Daß ist ein Herz voll Weh, ein stolzes verletztes Herz, zu hoch zum Geoll und dennoch voll namenloser Herzheit. Das hatte er damals ausgesprochen, und erst noch vor wenigen Minuten meinte er daßselbe herauszulesen aus diesen ernsten, unerschütterlichen Zügen, aus diesen großen, dunkeln und doch so hellen, beinahe unbeweglichen Augen, in denen der elektrische Funke erstarrt schien unter einer Decke von Eis. Und er sollte sich getäuscht, die rege Phantasie ein Spiel mit ihm getrieben haben? War's möglich? Nein — nein! und doch es ist, sie hat es selbst bestätigt, sie nannte dieses halb verrückten, unzurechnlichen Gefährten einen häßlichen Affen — ihren Bräutigam.

Zeno hatte das Gefühl, als wandle er im Schlafe. Vor drei Wochen erst hatte er den jetzt auf der Affenjagd befindlichen Gentleman in gerade nicht allzu rücksichtsvoller Manier zu Gunsten der Damen deplacirt, und diese hatten auch nicht die entferntefte Bekanntschaft mit dem Engländer gehabt, und nun war eine derselben seine Braut. Das war wie ein Traum, wie ein Märchen. So viel auch Zeno schon von der Raschheit bei Badebekanntschaften gehört, ein solch' fabelhaftes Tempo erschien denn doch unnatürlich, ja geradezu — toll.

Zu Ida's großem Erstaunen schritt er ganz still und zerstreut an ihrer Seite den sanft ansteigenden Weg bis zu der Terrassentreppe empor und hatte kein Acht auf ihr Geplauder, keine Bemerkung zur Erwiederung, ja kaum ein Auge für sie, so daß sie sich endlich in gerechtem Verdruß dem Doktor zuwandte und diesen gezwungen ihre Liebenswürdigkeit um so nachdrücklicher in's Feld führte, je mehr sie sich innerlich durch Zeno's unverschämtes Benehmen verletzt und gekränkt fühlte.

May, der von dem muntern Kinde in dieser Richtung nicht verwöhnt war, hielt all' die urplötzlich auf ihn hereinregnenden Bonbons für bare Münze, die er seiner eigenen Anziehungskraft zu Gute schrieb und mit vollendeter Selbstbefriedigung entgegennahm, so daß er Zeno gewiß in hohem Grade erheitert hätte, wäre diesem die nöthige Unbefangenheit für eine richtige Beurtheilung zu Gebote gestanden. So aber ging die höfliche Frage für ihn verloren, ja noch mehr, seinem eingenommenen Kopfe schien natürlich auch der allgemeine Ueberblick, und anstatt die Komödie, die das unerfahrene Kind noch dazu so durchsichtig als möglich spielte, als solche zu erkennen und an den Bemühungen, ihn zu strafen, sein Ergötzen zu finden, ließ er sich von dem naiven Spiele der Koketterie täuschen und war sehr nahe daran, beide Schwestern zusammen zu thun und über beide in gleicher unsinniger Strenge dasselbe unerbittliche Urtheil zu fällen.

Der freundliche Empfang, der ihm von Frau von Hellfried zu Theil wurde, vermochte nicht, ihn dieser Stimmung zu entreißen, und er begann sich die heftigsten Vorwürfe darüber zu machen, daß er ganz gegen seine sonstigen Grundsätze diesmal einer so flüchtig aufgesprochenen Einladung fremder Leute Folge gegeben. Dem Freund zu nützen hatte er sich vorgenommen; dieser Vorwand mußte auch das eigene Verlangen, jenes lieblich grüßende Kind wiederzusehen, decken, und nun glaubte er deutlich genug zu erkennen, wie es für die Interessen des Freundes und für seine eigenen ganz gleichgültig, wenn nicht sogar besser gewesen wäre, wenn er Einladung, Pfand, Versprechen und Alles vollständig vergessen hätte.

Weder er noch sein Freund waren unerlebbar, daß merkte er nun wohl, ja er fand es sogar beschämend, wie leicht sie durch weiße Puppen sich die Köpfe hatten stören lassen, und mußte sich sagen, daß Rupert und er also ungefähr im gleichen Werthe standen mit Sir Norton und dem blonden Doktorjüngling; eine Bemerkung, die geeignet war, gleichzeitig sehr demüthig und sehr grimmig zu stimmen.

Mit diesen wechselnden Empfindungen, bei deren Passirung seine Grundstimmung, der Unmuth, lawinenartig anwuchs, konnte das Gespräch, das er zu führen gezwungen war, unmöglich ein erquickliches sein. Die Antworten klangen theils zerstreut, theils herb, daß auch die gute alte Frau sich einigermaßen entmüthigt fühlte und zurückhaltender wurde.

Es war für Alle, nur für May nicht, eine Erleichterung, als der Bankier, der einen Spaziergang nach der Esplanade gemacht hatte, heimkehrte. Mit einem scheuen, verdrießlichen Murmeln warf Herr von Hellfried seine prächtig glimmende Cigarre am Fuße der Terrasse weg, so bald er May eben erblickte, und begrüßte dann Zeno, die ihm über die Stufen entgegeneilt war, mit einem zärtlichen Kuß auf die reine Stirne. Frau von Hellfried besorgte die gegenseitige Vorstellung und der Bankier wechselte mit Zeno einen freundlichen Händedruck; die Gelegenheit aber wollte Zeno benützen, um seinem ersten Besuche ein Ende zu machen, indem er sich innerlich zugleich das Versprechen gab, daß es auch der einzige bleiben sollte. Aber der Aufstehung des ersten Vorsatzes jedoch hinderte ihn der Bankier, der froh war, einen Gesellschafter gefunden zu haben, von dem er sich eine Paralysirung der Vorträge des blonden Doktors versprach.

„Sie dürfen auf keinen Fall fort, ehe Sie nicht wenigstens den Thee mit uns genommen haben; da kommt ja eben Johann."

Alle erhoben sich und Frau von Hellfried führte den Gast in den Speisesaal zu einem gemüthlich erleuchteten runden Tisch, an welchem Valerie schon beschäftigt war, das heiße Wasser aus dem dampfenden silbernen Kessel auf den Thee zu gießen.

In kurzen Worten hatte Frau von Hellfried ihren Gatten von dem Vorfalle verständigt, der Sir Norton's Abwesenheit verursachte, und der Bankier schüttelte bedenklich den Kopf. Es wurde jedoch nicht weiter darüber gesprochen. Die Pausen zwischen den vereinzelten, gleichgiltigen, kurzen Sätzen, die hin und wieder fielen, wurden immer länger und peinlicher, — dieß brachte May auf den Gedanken, die passende Gelegenheit zu einer Diolussion nach seiner Art zu benützen, oder sollte es wirklich nur das rühmenswerthe Bemühen gewesen sein, die Unterhaltung nicht gänzlich stocken zu lassen, das ihm plötzlich die Frage in den Mund drängte: „Aber meine Gnädige, Sie lehren wieder zum grünen Thee zurück?"

„Ich kann einmal den schwarzen nicht genießen, hin ihn schon zu lange

Digitized by Google

gewöhnt, lieber Max; es thut mir leid, daß ich Ihren Rath nicht berücksichtigen kann."

„Hm! hm!" räusperte sich der Doktor im Katheder tone. „So muß ich Ihnen denn Alles sagen, um Sie vor dem verderblichen Genusse zu warnen."

„Mein Gott, er wird doch nicht vergiftet sein!" rief die gute Frau entsetzt aus und ließ vor Schreck den Löffel fallen, mit dem sie eben umrührte, als Max zur Antwort gab: „Das ist er auch."

„Aber ich lebe doch noch immer."

„Können Sie wissen, wie sehr er schon Ihre Gesundheit untergraben hat? Ihr schreckhaftes Zusammenfahren, Ihr nervöses Zittern, Ihre zeitweisen Magenkrämpfe. Das Alles können Sie dem grünen Thee zuschreiben, den Sie allein von Ihrer ganzen Umgebung trinken. Er wird Ihnen ein frühes Alter bereiten."

Diese Drohung war fürchterlich; ganz kleinlaut erwiederte Frau von Helffried: „Aber ich denke, der grüne Thee soll ja viel gesünder sein als der schwarze, der am Feuer geröstet ist, während jener nur an der Sonne trocknet."

„Weit gefehlt, meine Gnädige. Beide gehören einem Strauche an, Thea sinensis, der viele Aehnlichkeit mit Camellia japonica hat, die Sie alle kennen werden, meine Damen. Die Blätter werden dann verschiedenen Prozessen unterworfen, wobei jedoch in beiden Fällen das Räuchern und Rösten, das Kneten und Rollen mit den Händen die Hauptrollen spielen, nur daß bei einem mehr gerollt, beim andern mehr geröstet wird."

„Das ist ja aber äußerst unanständig!" rief Ida, indem sie mit einer mißtrauenden Miene die noch halb volle Tasse von sich schob.

„Das ist nur Ansichtssache, Geschmacksverschiedenheit; an der südamerikanischen Küste reicht man, nachdem der Aufguß getrunken wurde, auch noch die Blätter gleichsam als Zugabe herum. Der Maté oder Paraguanthee, der aus der sogenannten Yerba gebraut wird, befindet sich in einer Kalebasse, so erzählt Gerstäcker, und wird mittelst einer Blechröhre, Bombilla genannt, getrunken, die in der Gesellschaft kreist, wie bei unsern Ahtoorben die Tumpfer."

„Pfui!" brummte der Bankier; aber der eifrig dozirende Doktor ließ sich durch den Ausruf nicht stören.

„Die Chica oder das Maisbier in Südamerika kommt in mehreren Arten vor, die sich ebenfalls nur durch die Zubereitungsart unterscheiden. Zur Bereitung der Chica mascada z. B. setzen sich die Familienmitglieder in einen Kreis um eine Kalebasse. Ein jedes nimmt eine Handvoll gekrochte Maiskörner und laut sie auf das Gründlichste zu einem Brei, der dann in die Kalebasse zusammengeworfen und mit heißem Wasser wie hier der Thee angebrüht wird. Der Abguß wird in Krüge gefüllt und der Gährung überlassen, was ein vortreffliches Getränke geben soll. Der Speichel kommt nämlich der Diastase zu Hülfe und verwandelt die Stärke in Zucker. Es ist die größte Ehre, die der Wirth dem Gaste erweist, wenn er ihm selbigetaufe und gebraute Chica anbietet, welche anzuschlagen eine Beleidigung wäre."

Die Gesellschaft saß vollkommen stumm da und der Doktor warf stolz auf seine ausgebreiteten Kenntnisse triumphirende Blicke im Kreise herum.

„Sie sehen die Verschiedenheit der Ansichten über Appetitlich und Unappetitlich, meine Verehrten," lobte er nach einer Kunstpause fort. „Aber die Hauptsache, weshalb ich Sie, meine Gnädige, vor dem Genusse des grünen Thees warnen muß, besteht in der gewissenlosen Fälschung dieses Artikels. Diese schöne grüne Farbe, die Sie dem Trocknungsverfahren zuschreiben, rührt von sein zermahlenem Berlinerblau und Gyps her, welches Pulver während des Röstens unter die Blätter gerührt wird, so daß die Hände der Arbeiter vollkommen himmelblau gefärbt sind."

Nun stieß auch Frau von Helffried ihre Tasse schaudernd von sich.

„O wie gut ist es doch, wenn man belehrt wird," flüsterte sie; „ich will gewiß keinen grünen Thee mehr trinken."

Der Doktor nahm den Lobspruch mit edler Bescheidenheit hin, Ida verhüllte ihr Antlitz mit dem Sacktuche und der Bankier murmelte verdrießlich: „Ich danke überhaupt für allen Thee — er wird uns allmälig noch alles Essen und Trinken entleiden." Dabei schenkte er sich und dem Maler das Glas voll feurigen Bordeaux und füllte schnaufzügig nach dem aus der Seitentasche hervorlangenden Cigarrenetui, ließ es aber endlich doch seufzend stecken.

Es wollte kein Gespräch recht Wurzel fassen, Alle überkam ein peinliches Gefühl der Beengtheit, und Zeno, der es am drückendsten empfand, erhob sich zuerst, um sich zu empfehlen.

„Wie? Sie wollen schon?" fragte Frau von Helffried der Formalität halber, indem sie ihm sichtlich erleichtert die Hand bot, und diese Erleichterung fühlten mehr oder weniger Alle, der nebelgraue Abend hatte eben ein Ende. Wer hätte nicht schon solche Abende allgemeiner Mißstimmung erlebt, wo doch an keinem so eigentlich die Schuld liegt und Alle leiden! Erst der Aufstand ist der Moment der Erlösung und da fällt die starre Larve von allen Gesichtern wie ein Bann.

So kam es auch, daß sich Alle ganz menschlich gerührt fühlten, als Zeno nun erklärte, er müsse sich früher empfehlen, da er schon bei Sonnenaufgang wieder auf dem Wege zu sein gedenke. Einige Augenblicke früher hätten sie diese Mittheilung vielleicht weit ruhiger mit angehört, nun aber fiel der Abschied mit dem erlosenden Aufruck zusammen und das stimmte milde und empfänglich.

Nicht nur Frau von Helffried zeigte sich überrascht, auch ihr Gatte bedauerte sehr, daß ihm nicht mehr Gelegenheit geboten sei, besser bekannt zu werden, und forderte den Besuch auf, doch noch einige Tage in Ischl zu bleiben.

Der Maler zuckte die Achseln, als wollte er sagen: „Ich habe hier nichts mehr zu suchen."

Er beurlaubte sich; doch wenn er spätte, etwa noch ein Abschiedswort von Ida zu erhaschen, so sah er sich getäuscht, denn das Mädchen war mit dem kleinen, überschwellenden Herzen aus dem Zimmer geeilt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, wie wenig regelrecht dieß Benehmen war und wie sehr sie den Fremden dadurch verletzen mochte. Vielleicht rechnete sie absichtlich auf diesen Erfolg.

So ging Zeno denn arg verstimmt und verbittert seinem Abtheilquartier zu, und seine Laune gewann natürlich nicht sehr durch den Umstand, daß der blonde Doktor ihn begleitete, und durch seine Erfolge im Laufe dieses Abends aufzumuntert, sich als Beherrscher eines Herzens, als quasi Bräutigam, als zukünftiger Schwiegersohn des Bankiers gerierte und Alles so entschieden hinstellte, daß Zeno überzeugt war, einer abgemachten Sache gegenüber zu stehen. Er war froh, als sie bei der Post anlangten und ihm vergönnt war, die lästige Begleitung abzuschütteln.

„Eine Erfahrung mehr," murmelte er vor sich hin, indem er die Treppe zu seinem Zimmer hinaufstieg. „Geschieht Dir ganz recht, alter Knabe, was heißt Du an den Köder! Hätte ebensogut fortbleiben können — oder eigentlich weit besser! — wozu ging ich denn eigentlich hin? Mädchen, Weiber — pah! nette Spielzeuge, Puppen! aber ein Herz? warum nicht gar! Der gelehrte Dummkopf hat recht, bei diesen Leuten ist das Herz nichts Anderes als der hohle Muskel mit zwei Klappen und vier Kammern, der sich kautschukartig zusammenziehen und ausdehnen kann und das Uhrwerk für die hübschen Puppen ersetzt. Gute Nacht, Rupert, armer Teufel, verschlaf's wie ich!" —

(Fortsetzung folgt.)

Briefmappe.

Kaufmann Theodor L. in Stralsund. Ja, verehrter vieljähriger Abonnent:

„Wer nicht das Mehr,
„Hält' jedes Roß sein's Haber!"

sagt man bei uns in Schwaben.

Gymnasiast Christiane P. Sie haben Ihre Wette um die 4 Seidel Bier — verloren. Der Maler Mauritz ist bereits am 3. April — 1682 zu Madrid gestorben. Jener Namensvetter, der in Ihren jungen Kehlen so heiteres Herzerfreuen angerichtet hat, ist Johann Peter — Pierlot, weltberühmter spanischer Hofsängerlehrer, seit 1847 Hamletus und Finanzminister Hadella's, 1854 verbannt, zwei Jahre darauf wieder amnestirt.

Fr. Klara Sch. in Koblenz. Wir Leben uns nicht gern auf meteizinische Rathschläge ein — aber bei allem Unwohlsein, Unbehagen, Druck im Gehirn, Wundsein nach dem Kopf, wenn dieselben aus dem Magen entstehen, kennen wir Ihnen aus eigener Erfahrung rathen, einen Theelöffel voll doppeltkohlensauren Natron mit Wasser zu nehmen.

Hrn. P. Sch. in Jakobeu, Eduard Fr. in Jakobeu, G. H. Gembeel in Worcester (Mass.), Hrn. Hermann Hillebrandt W. in Mannheim. Wir stehen und über Ihr reges Interesse an den „Alten und Neuen Hundebüchsen" und danken Ihnen für die kleinen Beiträge Ihrer eigenen Beobachtungen. Dieselben sollen in einem der ersten Hefte des neuen Jahrgangs der Illustrirten Welt Verwendung finden. Die gewünschte Forsetzung wird Ihnen inzwischen bereits zu Gesicht gekommen sein.

Hrn. Moritz R., Privatier in Zisk. und Eduard Sch. in Pest. Die uns vorgelegten Gedichte enthalten manchen hübschen, neuen, auch nicht gerade neuen Gedanken, sind aber noch nicht ganz ausgereift für die Veröffentlichung.

Frl. Emilie Sch. in Stuttgart. Ihre gütige Anfrage bei Reflexirungs ist sehr hübsch, und Sie haben insoweiten Gelegenheit gehabt, dieselbe mit der gewünschten Auflösung in Heft 7 zu vergleichen. Dieselbe lieferung ist empfehlenswerth.

Hrn. H.*** in Trieb. Ihre Ihre hat uns sehr erfreut und wir kommen im neuen Jahrgang wohl mal darauf zurück, obgleich die Auflösung seine großen Schwierigkeiten hat.

Hrn. M. H. Sch. Natürlich hat die Wittwe Haller in der Novelle „Aller" den wohlverdienten Lohn erhalten. Suchen Sie nur eine ähnliche Figur aus Ihrer Erinnerung und Sie werden den allen Spruch erfüllt finden:

Greift Rücken machen langsam,
Machen aber fürchtbar krin,
Was durch Langmuth Dr verstimmt,
Heißt durch Schlaf Sie wieder ein.

Hrn. Reg.-R. v. P. in B. Die Sache ist zu delikat, als daß wir die wie sie keine stehen, darüber einen Rath zu geben im Stande wären.

Hrn. Graf v. A. in L. Joseph Sie den nächsten beiden Freund oder Bekannten, und er wird Ihnen sagen, daß Sie das gemacht, was Gottes den Clarisse machen läßt, als er seinen Freund zu Marien führen hieß.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 50.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Rothbart.

Der Dünenschutz.

Eine Erzählung vom Ostseestrande von Friedrich Deutter.

(Fortsetzung.)

6. Kapitel.

Im Sturm und in der Koje des Dünenschützen — Cordula — Schiff in Sicht — eine Strandung.

Kennst Du die Ostsee im Sturme? — Es ist, als klinge ein grausiges Lied aus der Tiefe des Meeres, als tauchen riesige Gestalten auf, um Dich niederzureißen in das Wassergrab, wenn Du Dich auf der Dünenkette befindest.

Umstort ist der Himmel, grau und dunkelgrün die sich jäh vor Dir auftürmende haushohe Woge. Im Horizont verschwimmen die Elemente — bei einbrechender Nacht sondert eine lichtfarbige Linie Wasser und Luft.

Auf und nieder wallt Welle auf Welle, zwischen sich einen furchtbaren mit Schaum und Gischt eingefaßten Schlund bildend, der hoch aufbrodelt, wenn der Sturm auf das Wasser peitscht.

Aufrollt die Woge bis zur Dünenhöhe und nimmt häufig über dieselbe ihren Riesenauslauf, daß sich in den dahinter befindenden Glowen kleine Ueberschwemmungen bilden — dazu klingt und donnert die Windsbraut durch die Luft wie eine anhaltende Geschützsalve.

Ueber Himmel und Meer zeichnet sich ein heller und dunkler Streif, während sich das tief niederhängende Wolkengewölbe zu beiden Seiten der Atmosphäre zusammenballt und zusammenknäuelt und Nebelbilder formt, die ein neuer Sturmstoß umformt und niederjagt in den Horizont. Einer Fata morgana ähnelt dieses Phänomen, denn es scheint gleichzeitig, als spiegele sich die Dünenkette in dem schiefergrauen Dunstkreis, der rings umher Himmel und Meer verschleiert.

Schaust Du aber ununterbrochen auf die lockende, schaumsprühende Flut, ist's Dir, als säßest Du selbst auf einem Schiffe, dessen Kiel die rauschenden Wogen durchschneidet und Dich fortführet durch Luft und Wasser.

Der alte Joab saß am Kaminfeuer und starrte in die Kiefernreißflamme. Hoch in den Schlot hatte sich der Rauch und hinterher prasselte und züngelte die leuchtende Funkenmasse.

Bernhard v. Langenbeck, Generalstabsarzt der preußischen Armee. Originalzeichnung von G. Hartmann. (S. 992.)

Sein Antlitz war blässer, eingefallener, ernster als sonst — der feuerherbin so humoristische Zug seines Charakters erloschen; er fühlte, daß sich langsam seine Lebensstrandung nähere, die jedem Staubgebornen dieser Erde beschieden.

Er kannte seine Lage — er verheimlichte sie sich nicht — besonders aber dann, wenn die See rollte und tobte wie heute.

Seit Lieper's Tod oder Flucht hatte er nicht mehr seine Koje verlassen, kaum hinausgeschaut auf das Meer, und es war drüber mehr als ein Jahr vergangen.

Wie freute er sich in alten, glücklichen Tagen, wenn sonst die Blätter der erste aufknospende Frühling entfaltete und das Baumlaub des kleinen Dünengartens sich wie ein grüner Teppich um das Haus wob; dann eilte er hinaus in die Laube mit dem Gallionsbilde und war

Digitized by Google

fröhlich und heiter, fröhlicher noch, wenn ein Zink im Sommerschmuck der Natur seine ersten Alkoven zwitscherte. Jetzt hatte der Frühling, der Sommer und das heerische Meer — kurzum Alles — selbst das Leben für ihn jeden Reiz verloren.

Frau Donner allein vermochte den alten, stets tenöse gestimmten Herrn zu trösten und sprach, wenn sie ihn erheitern wollte, von Lieper's Unschuld und Heimkehr.

Dann lächelte der alte Joab. —

„Kann's mir auch gar nicht denken, daß mein Lieper ein Mörder ist. Er war stets ein so braver, gottesfeiger Junge — das Herz soß ihm so recht da, wo beim Schiffe der Anker liegen muß. Er bildete so zu sagen meinen Gedankenkreis — meine Hoffnung — mein Zukunftsglück — und nun — nun — ist Alles dahin, Alles!" —

Der Alte warf die eiserne Lunge polternd nieder, mit der er in der Kaminglut stocherte, und schwieg.

„Lieper kann kein Mörder sein," murmelte Frau Donner.

„Warum soh er, warum verließ er mich?" fuhr Joab fort. „Hat ihn etwa das böse Gewissen in die Ferne hinausgetrieben — aber sand er beim Bernsteinfischen den Tod in der See? — Sein Käuß, seine Kleider waren fort, als ich ihn vermißte — und nun fehlt der Junge mir — alle Tage, alle Zeit."

„Armer Herr."

„Der allmächtige Gott kennt Alles, weiß Alles — aber ehe ich sterbe — möchte ich noch einmal den Jungen und seine Unschuld an das Tageslicht kommen sehen."

„Sie werden es — werden es."

„Niemand folgt meinem Sarge, wenn ich sterbe — das ganze Dorf haßt mich — keine Thräne wird der meinem Tode sließen — keine Thräne."

Frau Donner seufzte — der alte Joab fuhr empor.

„Leuchtingsdonnerwetter, was ist Ihnen, ist Ihr Schiff in den Passatwind gerathen?" fragte der Alte.

„Jeder Mensch hat seinen Kummer."

„Kummer?"

„Ja —"

„Sie etwa?"

„Daß ich so allein stehe in dieser Welt — so sehr allein."

„Leuchtings — aber kein Fluch — kein Fluch — bin ich nicht stets bei Ihnen?"

„Gewiß."

„Verlasse ich je meine Koje, je dieses an der Düne festgeklebte Fischerhemd — und habe ich Ihnen — Gott ist Zeuge — je wieder mit dem Tauende angedroht?"

„Nein — aber —"

„Keine ‚Aber' — in des Teufels Namen — ich liebe diese Aber wie der Schiffer die Windhose, der Walfischfänger den Frost, der Fischer die stille See."

„O — Herr Dünenfalk, müßten Sie, was mein Herz quält — was zentnerschwer auf meiner Seele haftet?"

Der alte Joab schab ärgerlich seine Zipfelmütze auf die Seite und knurrte einige Worte in sich hinein, dann sagte er in sehr ernstem Tone: „Nennen Sie nicht mehr die verstuchte Titulatur — wer ist denn Dünenfalk? Wer? Etwa ich — oder Knels Drud, mein Antagonist — mein Antipode? Dieser verstuchte Posten hat mich einzig und allein in's Elend gebracht, in Hoffart, den Hochmut, den Stolz, die Eitelkeit, den Dünkel erweckt. — Die Auszeichnung, welche die Bewohner dieser öden Düne mir verliehen, hat mich so tief, so tief fallen lassen — also — nie — nie mehr diese Bezeichnung, Frau Donner, wenn Sie mich nicht zum Teufel, zur Furie machen wollen!"

„Nun — nun — ich nenne Sie viel lieber Joab —"

„Mir recht, Frau Donner —"

„Und Sie mich Euphrosine."

„Oho!"

„Oder wie Sie sonst wollen."

„Wie ich will?"

„Ja!"

„Darf ich?"

„Gewiß — Sie waren stets mein Wohlthäter — mein väterlicher Freund."

„Ich meinte es gut mit Ihnen — wenn ich das Tauende —"

„O — davon schweigen Sie!"

Der Alte war langsam von seinem Lehnstuhle aufgestanden und ergriff ebenso langsam Frau Donner's Hand, die sie ihm nicht entzog, dann rief er: „Das Schicksal hat ein paar alte morsche Fahrzeuge in einen Hafen bugsirt, wo sie neben einander bleiben sollen, bis sie unter den Hammer des Auktionators kommen — o Euphrosine Donner, Sie sollen es niemals beweuen, daß Sie einem alten Seebären viele Jahre geopfert — das sagt Ihnen der alte Joab Badenel, der stets sein Wort gehalten — Leuchtingsdonnerwetter!" — —

„Aber Sperling, ich sage Dir — es ist ein Schiff — ein Schiff, das sich dem Strande nähert."

„Verwechselst das Gewölk mit einem Fahrzeuge, Leikemann, sieh' nur da — wie's hebt und niederfällt — und verrauscht. Es ist eine Woge — eine Woge, deren Raud mit dem daselbsthangenden Gewölk zusammenfließt."

„Aber — ich sehe doch den Rumpf, die Spieren und Masten!"

„Täuschung — Täuschung!"

Die beiden Fischer hatten sich mit beginnender Dämmerung auf die Dünenhöhe begeben, um das Meer zu betrachten, und wollten gerade umkehren, als Leikemann diese Unterredung begann, da er ein Schiff auf See zu bemerken glaubte.

„Nein — nein — es ist ein umgekentetes in den Strand kommendes Fahrzeug."

„Oder eine Boje." [35]

„Jetzt bemerke ich das Gallionsbild am Bugspriet — es ist heller als der Rumpf — sieh Du?"

„Hast recht — hast recht!"

„Nur schnell in's Dorf — schnell —"

„Um Hülfe zu holen —"

„Und den neuen Raketenapparat." — — —

In der Rechten hielt sie ein vergilbtes Papier — schwermüthig hingen ihre Blicke daran.

Die Rosen ihres Gesichtes, waren sie zu Lilien geworden? denn eine — wohl nicht krankhafte, aber doch außergewöhnliche Blässe bedeckte Stirn und Wangen.

Neben ihr stand ein Spinnrad, dessen Spuhle schon lange stille gestanden. Sie hatte nur Sinn für dieses Blatt. „Vor zwei Jahren an diesem Tage," flüsterte sie, „meinem Wiegenfeste, schickte er mir Morgens diesen Gratulationsbrief, in dem er viel von unserer glücklichen Zukunft schrieb. — Jetzt ist der Heißgeliebte entflohen — aus unbekannten Gründen — belastet seine Seele mit einem Morde, besteckt sein Gewissen mit einer furchtbaren Schuld — oder ausruhsend im Grunde des Meeres von der Last dieses so schönen und doch freudlosen Lebens! — — Und kehrte er zurück — jetzt in dieser Stunde — in diesem Augenblicke und träte her vor mir, rufend: „Ich bin der Mörder des Jägers — Corbula — ich bin's — ich habe ihn erschlagen aus Liebe zu Dir — zu Dir — Gnade — Gnade — Verzeihung!" — Und stele er zeuig vor mir nieder — die Hände ringend — mit Reue im Herzen? Dann ja — dann wollte ich ihm vergeben und dem Himmel die Strafe überlassen — aber mich nie — nie mit ihm verbinden — aber auch keinen Anderen lieben — denn dieses Band reicht bis über das Leben hinaus in das Jenseits. Ist ihm aber dort oben am Throne Gottes verziehen, dann sollen unsere Seelen sich einigen in innigere Gemeinschaft, um sich nie — nie wieder zu trennen!"

Das Mädchen faltete langsam das Papier zusammen, steckte es in den Busen und bewegte das Spinnrad — aber nur auf kurze Zeit — dann schaute sie traurig vor sich nieder und ließ ihr Haupt schwermuthsvoll bis auf die Brust sinken.

So saß sie wohl einige Minuten, es perlten Thränen auf das Mieder und über die Wangen.

„Nein — nein — er ist unschuldig," rief sie auf's Neue — „er ist unschuldig!"

Da saubte ein Sturmstoß über die First des Hauses, daß es heulte und pfiff und die See rollte und donnerte, die Jungfrau aber spann fort und fort, ihre ganze Seele war beim Geliebten. — — —

wer mit zu der Rettung des Klüverbaumzeiters beiträgt, erhält eine ſinnliche Belohnung. — Sputet euch — bald zerſchlägt die See das Weack — und dann — dann — iſt Alles verloren.“

„Kennſt Du denn den Menſchen auf dem Klüverbaum, Joab,“ fragte Kneiſ, „iſt es ein Kamerad aus alter Zeit?“

„Ein Kamerad? — Fragt nicht weiter, ſondern reſpektirt meine Befehle und ſchmeißt eine Rakete zum Weack hinüber und Leuchtkugeln in die Luft — hört ihr?“

(Schluß folgt.)

Bernhard v. Langenbeck,
Generalſtabsarzt der preußiſchen Armee.

(Bild S. 589.)

Bernhard v. Langenbeck, Profeſſor der Chirurgie an der berliner Univerſität, Direktor der königl. chirurgiſchen Klinik, Generalſtabsarzt der Armee und Geheimer Medizinalrath, iſt der Neffe des ſeiner Zeit berühmten, 1851 verſtorbenen Chirurgen Max Langenbeck in Göttingen. Im ſchleswig-holſteiniſchen Kriege von 1848 machte er ſich als Chirurg einen Namen, indem er hier zuerſt die Reſektionen von Knochen in einer größeren Reihe von Fällen anwendete. Dieſe beſtehen darin, daß ein durch Schuß, Schlag oder Fraß verletzter Knochen nur inſoweit herausgenommen wird, als er wirklich zerſtört iſt. Dadurch wird unter Umſtänden ein Glied erhalten, welches früher durch die Amputation vollſtändig preisgegeben werden mußte. Die Reſektion bietet dagegen noch den anderen werthvollen Vortheil, daß das herausgeſägte Knochenſtück ſich durch den natürlichen Regenerationsprozeß, wenn auch etwas unförmlich, erſetzt.

Als Nachfolger des berühmten Dieffenbach, unmittelbar nach deſſen 1847 erfolgtem Tode in deſſen Stellung nach Berlin berufen, erreichte ſein Ruf als Operateur bald den ſeines Vorgängers, und zeichnete er ſich namentlich durch ſeine glänzenden Operationen des geſpaltenen Gaumens, der zum ſogenannten Wolfsra-

Norddeutſches Bundesmilitär.

Originalzeichnungen von A. Beck.

II.

Braunſchweigiſche Artillerie.

Sächſiſche Ulanen (zum eingerichtet).

chen erweiterten Hafenſcharte, auch. Auch hier brachte er die Technik der Operation dadurch zur Vollendung, daß er die früher unmögliche Erſetzung eines Knochendefekts (Uranoplaſtik) bewirkte. Ebenſo hat er die ſogenannten plaſtiſchen Operationen, wie Neubildung verlorener Naſen, Lippen, Augenlider u. ſ. w., auf eine ſeltene Höhe gebracht und vielfach mit Glück ausgeführt. Sowohl im letzten ſchleswig-holſteiniſchen Kriege, als im böhmiſchen Feldzuge hat er wieder einer großen Anzahl von Verwundeten durch dieſe Operationen ihre verletzten Glieder erhalten, und in Anerkennung ſeiner ſo vielfach bewieſenen Verdienſte wurde er nach dem Ende des ſchleswig'ſchen Feldzuges in den Adel erhoben und nach dem Kriege von 1866 mit dem Titel eines „Generalſtabsarztes der preußiſchen Armee“ belohnt. Und auch jetzt im Frieden wirkt Langenbeck treu und thätig weiter für die armen Verwundeten — zukünftiger Kriege. Er ſteht an der Spitze des ſegensreichen „Internationalen Vereins“, der kürzlich in Berlin tagte und es ſich zur großartigen Aufgabe gemacht hat: für die Verwundeten im Kriege — gleichviel ob Freund oder Feind — gleich treu, gleich aufopfernd, gleich menſchlich ſchön zu ſorgen.

Und dabei findet der berühmte, viel in Anſpruch genommene Arzt — zu dem aus den fernſten Ländern vertrauensvoll Schwerleidende ſtrömen, um ſeiner ſicheren, ſchnellen Hand die gefährliche Operation anzuvertrauen — durch ſeltenen Fleiß ſogar noch Zeit: ſeiner Wiſſenſchaft durch zahlreiche, gediegene Schriften zu nützen. Wir nennen als für die Chirurgie wahrhaft epochemachend nur: Langenbeck's „Bemerkungen zu Hunter's Abhandlungen von den Schußwunden!“

Wanderungen durch die Gärten der Vorzeit.

Von H. Jäger.

II.

(Schluß.)

Wir haben ſchon in dem Vorigen erkannt, daß

diese italieniſchen Gärten Manches enthielten, was zur Ausartung und Spielerei hinneigte, und dieſe trat denn auch bald in einer Weiſe ein, daß ſie die faſt äußerſte Grenze der Geſchmackloſigkeit und kindiſcher Albernheit erreichte. Die ſchönen Villen alten Styls blieben zwar nicht ganz verſchont, aber ihre einfachen edlen Formen machten das Eindringen geſchmackloſer Zuthaten ſchon ſchwerer, höchſtens wurden die Grotten vermehrt, ſogenannte Verſteckwaſſer eingerichtet und die Terraſſen mit teppichartigen Buxbaumſtickereien mit phantaſtiſch verſchlungenen Muſtern bedeckt, welche Zuthat, mag man auch von der ganzen Künſtelei noch ſo gering denken, doch zu der ganzen künſtlich-prächtigen Einrichtung paßt und mehr ziert, als verbrannter Raſen, wie das prächtige Parterre der ſchon 1644 angelegten Villa Pamfili bei Rom zeigt.

Der italieniſche Gartengeſchmack verbreitete ſich über die ganze europäiſche gebildete Welt. — Leider verbreiten ſich die Nachahmungen der ſchönen italieniſchen Villengärten im Norden wie die von einem gewöhnlichen Steinmetzen gemeißelten Sandſteinfiguren diesſeits der Alpen zu den Meiſterwerken in Marmor, welche die betreffenden Villen zierten. Man ahnte Alles nach, nur nicht das wahrhaft Schöne und Einfache, das Große, mit andern Worten, man entlehnte die kleinlichen geſchmackloſen Beiwerke der italieniſchen Gärten und paßte ſie den nordiſchen Bedürfniſſen und Mitteln erbärmlich genug an. Den ſchönen Terraſſenbau, welcher den italieniſchen Gärten ſo eigenthümlich iſt, ließ man meiſt unbeachtet, die Waſſerwerke wurden weggelaſſen oder arteten in die kleinlichſte Spielerei aus; anſtatt Marmor und Granit nahm man Sandſtein oder gar Holz, ja man begnügte ſich, Triumphbögen, Tempel, monumentale Fontänen ꝛc. an die Wände zu malen, Obelisken von Brettern zuſammen zu nageln, Oekonomiegebäuden äußerlich durch aus Holz oder Stuck gearbeitete Holzſäulen das Anſehen von Säulenhallen und Tempeln zu geben. — Zweierlei wurde wirklich nachgeahmt: der Grottenunfinn und die Baumkünſtelei. Zu erſteren eigneten ſich die wüſten Gartenplätze des Nordens vorzüglich, und rohe Steine waren ja wohlfeil oder umſonſt zu haben, während

Norddeutſches Bundesmilitär.

Originalzeichnungen von A. Beck.

III.

Braunſchweig'ſche Huſaren.

Mecklenburg'ſche Reiter.

Weimar'ſcher Stabsoffizier (Signaliſt).

die Seemuscheln und Korallen, welche in den besseren italienischen Gärten echt waren, aus Gyps gebacken wurden. Zur Baumkünstelei hat der Norden ebenso gute Holzarten als der Süden, was die alte Taxus, Hainbuchen und Tannen gebildeten Kunstwerke überall bezeugten. Diese Baumstulptur muß eine der ersten Gartenerfindungen aus Italien gewesen sein, denn sie war im Norden der Alpen bereits im fünfzehnten Jahrhundert in großer Vollkommenheit ausgebildet. Castellan (1560) erzählt von einem Garten, den er in seiner Jugend bei Paris gesehen, wo aus Hedenwerk die Belagerung von Troja dargestellt war, und Laurembergius (Laurembergius) sah am Schlosse zu Chartres die Weisen Griechenlands, die Götter im Olymp, die Arbeiten des Herkules und sogar darauf bezügliche lateinische Verse aus Grün gezogen. Aber der Satyriker verspottete sie nicht, sondern war entzückt davon. Diesen Unfug tadelte schon Francis Bacon (B. von Verulam), der Schöpfer der neuen Philosophie, sehr ernstlich, und nannte sie „Spielwerke für Kinder". Aber seine Zeit verstand ihn nicht, und die Baumkünstelei erreichte erst nach ihm das äußerste Maß unsinniger Ausbildung. Eine sehr beliebte Gartenszene bildete der Irrgarten oder das Labyrinth, von Heckenwerk gezogen, welches man gewöhnlich für eine spätere Erfindung des französischen Gartenstyls hält. Es waren vielfach zwischen Hecken gewundene Wege, welche die Bestimmung hatten, dem Spaziergänger die Auffindung des Mittelpunktes, gewöhnlich eines verzierten Platzes, schwierig zu machen. Auch von dieser Geschmacksverirrung sind einzelne Ueberreste oder vielmehr Erneuerungen auf unsere Zeit gekommen, wie der Irrgarten von Alten-Jessnitz, unweit Dessau, beweist.

Durch das Studium der Griechen und Römer, besonders des Virgil und Theokrit, war auch die „Hirtenpoesie", welche in Italien durch Giovanni Battista Guarini, den Dichter des «Pastor fido» vertreten war, Mode geworden, und so kam es, daß die Gebildeten nicht nur selbst Hirtenspielerei trieben, sondern auch ganze Hirtenszenen aus Stein die Antike und ihre Nachahmung aus den Gärten verdrängten, und Schäfer und Schäferinnen mit ihren Heerden in wundervollen Gruppen zwischen fleißen Beeten und Hecken allgemein aufgestellt wurden. In Italien mochten diese steinernen und ehernen Arkadier, von leiblichen Künstlern aus Marmor gearbeitet, vielleicht noch manchmal ein gefälliges Ansehen haben. Welche Gartenzierde aber im Norden der Alpen, die aus Sandstein und Thon gebildeten Götter und Schäfer z. waren, können wir aus solchen idyllischen Ueberresten schließen, welche sich noch hie und da aus alten Gärten erhalten haben.

Man möchte man glauben, daß der hier erwähnte Unsinn unübertroffen sei, in der That wird er aber noch durch die ebenfalls in Italien geborene und zur größten Vollkommenheit ausgebildete Spielerei mit Wasserkünsten übertroffen, worauf endlich die kindischen Verirrungen entstanden, welche unvermuthet aus dem Fußboden, aus Sitzen, den Wänden und Gewölben der Felsgrotten, ja aus sich öffnenden Thüren auf die unvorbereiteten Besucher spritzten, wenn man sich einen Spaß machen wollte. Wir haben auch in Deutschland noch mehrere zum Theil erhaltene Anlagen aus dieser und einer spätern Zeit, wo an den durch Wasserkünste sie rühmten Tagen zur Belustigung des Publikums solche Verirrungen ihre Späße machen. Die meist halb offenen, aber oft auch kellerartigen weiten und Arkaden bildenden Grotten waren mit allen möglichen Figuren von Göttern, Nymphen, Tritonen, Faunen, Wasser- und Landungehexern, Schäfern und Schäferinnen mit ihren Heerden von Stein und Metall bevölkert, welche sich durch mechanische Vorrichtungen bewegten, Wasser spritzten, in'ß Bad gingen, Tänze aufführten, auf der Panflöte spielten, Posaune bliesen, mit einander kämpften, drohend auf die Besucher losstürzten z. Dazu überall lotendes, schäumendes und spritzendes Wasser, — allerdings eine Belustigung besonderer Art, aber nur für Kinder und Leute mit kindischem Geschmack. Und dennoch haftigte sich die ganze bomalige gebildete Welt bis noch vor hundert Jahren, die und da noch länger und ich in Italien noch heute diesem entarteten Geschmack. Meisterstücke in dieser Art waren in Italien die Gärten der Villa Negri bei Genua und der herzogliche Garten Pratolino bei Florenz.

Die künstlichen Parterres, das sind teppichartig gemusterte regelmäßige Gartenstücke, welche gewöhnlich von Buy gebildet wurden und selten (ssh nur bei den Holländern) Blumen hatten, zeigten im siebenzehnten Jahrhundert neben überfüllten Mustern auch schon so schöne einfache Formen, daß wir, an manche unserer modernen Blumenbeete denkend, die Barockzeit um dieselben beneiden können. Um diese Zeit kamen auch in den Nordländern die Orangerien in Gebrauch, welche an Italien erinnern sollten und in keinem fürstlichen Garten fehlen durften, wo sie, wie noch jetzt, den Hauptschmuckplatz vor dem Schlosse zierten oder besondere Gärten bildeten. Frankreich und England nahmen den neuen Gartengeschmack mit seinen kleinlichen Auswirungen auf, und Deutschland blieb nicht zurück. In Deutschland zeichnete sich zuerst die Reichsstadt Augsburg durch schöne Gärten aus. Als der erste wird der von Ambrosius Hochstetter genannt, welcher ganz in italienischer Weise (d. h. nach dem oben erwähnten kleinlichen Maßstabe) angelegt war. Noch berühmter wurden die Gärten der Fugger, welche italienische Architekten zu Pflege nahmen, und ein Zeitgenosse Beatus Rhenanus (1531) stellte sie über die des Königs von Frankreich in Tours und Blois. Mit ihnen wetteiferte der Garten des jüngsten Bürgermeisters Jakob Herbort, welchen Karl V. der Plünderung und Zerstörung (1532) preisgab. Außerdem waren die Gärten von Heinrich Herwart (1537), von Andreas Schereler (1626) und der Hahnel'sche (im siebenzehnten Jahrhundert) berühmt. In Nürnberg nennt man den Garten von Stephan von Paußen im sechzehnten Jahrhundert als schön. Wallenstein's (Graf Albrecht von Wallstein'ß) Garten in Prag übertraf die Kaiserlichen in Wien, und noch zeugen Grotten und eine schön gemalte Halle, sowie Ueberreste von Wasserkünsten von seiner Pracht. In Oesterreich hatte Maximilian I. die ersten schönen Lustgärten. Noch das Kaisers eigenen Anlageihungen gab es in seinen Staaten 140 Lustgärten. In Brandenburg ließ Kurfürst Johann Georg durch den Gärtner Desbruins Corbianus 1573 einen Lustgarten hinter dem berliner Schlosse, Kurfürst Joachim Friedrich 1598—1608 den Lustgarten am potsdamer Schlosse „im rechtwinklichten Rebsystem" anlegen. Von Kurfürst Friedrich Wilhelm dem „großen Kurfürsten") wurde der sogenannte dreieckige Garten angelegt, ferner der Thiergarten bei Glienicke und der Schloßgarten zu Bornim. Dieser letztere, von dem italienischen Baumeister De Bieter angelegt, hatte bedeutende Wasserkünste, sechs große und dreißig kleine Springbrunnen und siebenundzwanzig Kastalen, Grotten, Statuen z. In Württemberg ließ Herzog Christoph, welcher die Gärten der Medicäer in Florenz gesehen hatte, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den ersten bedeutenden Lustgarten in Stuttgart anlegen und 1559 baun auch Orangenbäume, Lorbeern und Oliven von Augsburg kommen. Die Herzoge und Kurfürsten von Bayern hatten in den innern Höfen der Residenz kleine, aber ziemlich prächtige Gärten, darunter den „am Korallenbrunnen" mit reichbemalten und von Skulpturen überladenen Wänden, aber in sehr einfachem, edlem Style gehalten, indem die Beete meist «à la Grecque» angelegt waren, die Wege mosaikartig gepflastert. Unter den hohen geistlichen Würdenträgern hatten besonders die Fürstbischöfe von Salzburg die prächtigsten Gärten. Erzbischof Marcus Sitrich von Hohenehs ließ den noch bestehenden und berühmten Garten von Hellbrunn bei Salzburg 1614 anlegen, ein Festspielhaus nach einer Beschreibung von Virgil, und die noch zum Theil bestehenden zahlreichen Wasserkünste, darunter die beliebten Verwasser einrichten. Man kann überhaupt den Zustand der Gartenkunst in Deutschland im sechzehnten Jahrhundert für damalige Verhältnisse ziemlich nennen, und es ist anzunehmen, daß die meisten Reichsfürsten und hohen Geistlichen Gärten in oben angedeuteter Art hatten. — Lange nach dieser Zeit, nämlich erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als schon seit mehr als einem Jahrhundert die französische Mode die italienische verdrängt hatte, schuf der Landgraf Karl von Hessen auf dem Weißenstiese (nachmals Wilhelmshöhe) bei Kassel die edelsten und großartigsten Nachahmungen im italienischen Styl in Nordeuropa, nachdem vor ihm schon Landgraf Moritz in diesen damals Moritzheim oder Villa Mauritiana genannten) Anlagen 1615 Grotten nach italienischer Art angelegt hatte. Er hatte die Willen bei Rom gesehen und wollte mit der Villa Aldobrandini und Este wetteifern. Wie sehr ihm dieses gelungen ist, zeigt Wilhelmshöhe mit seinen Kaskaden, vom Baumeister Guarneri angelegt.

Als eine Merkwürdigkeit erwähne ich, daß Friedrich II. von Preußen, sich nicht entschließen konnte, welcher Art Gärten er den Vorzug geben sollte, zu einer Zeit, wo sogar schon der französische Gartenstyl aus der Zeit Ludwig XIV. bereits von dem neuen englischen fast verdrängt war, nochmals zu den Ausschweifen der italienischen Gärten zurückgriff und in Sanssouci unter den Terrassen Grotten anlegen ließ.

Eine alte Rechnung.

Eine kleine Geschichte aus der Pfalz.

Von **Leopold Schenk.**

Es ist ein prächtiges, rejzendes Stück Landes, daß aus dem kleinen Winkel zwischen Neckar und Rhein herausleckt, und unser Herzgott hat es mit allerlei köstlichen Gütern, als: Wein, Tabak und Hopfen, gar reich begnadet. Mitten in diesem Paradiese liegt die Gemeinde Mundersdorf, in die wir den freundlichen Leser jetzt führen wollen. Es war an einem heißen Sonntag Nachmittag des Jahres 1852, als daß sonst so friedliche und ruhige Mundersdorf in eine gar gewaltige Aufregung gerieth.

Der Ruf «Hannibal ante portas» hatte keiner Zeit nicht panischer auf die Römer wirken können, als die Kunde von dem Eintreffen des Pfeifer-Hannes auf die Mundersdorfer.

Der Bürgermeister, der gerade „Sechskundsechzig" spielte, vergaß seine „Bierzig" anzusagen, und der Schulmeister, sein Partner, eilte ohne Entschuldigung nach Hause, da er sich erinnerte, die mittlere Kommodeschub-

Digitized by Google

labe, in welcher ſich die Erpartuiſſe befanden, die er während einer vierzigjährigen pädagogiſchen Wirkſamkeit zu Mundersdorf geſammelt, nicht geſchloſſen zu haben. — Allüberall herrſchte Feſtanzug, auf allen Geſichtern lag man das Gefühl unangenehmſter Ueberraſchung.

Inzwiſchen ſchlenderte der Urheber all' dieſer Verwirrung gemüthlich dem Wirthshauſe zu. Der Pfeifer-Hannes war das Prototyp eines Lumpen. Er huldigte ſeit ſeiner früheſten Jugend dem Kommunismus auf breiteſter Baſis, mußte jedoch die ſchmerzliche Erfahrung machen, daß ſein Streben nicht nur von den Mundersdorfern verkannt, ſondern auch von den Gerichten als oft mit den im Strafgeſetzbuche niedergelegten Anſchauungen direkt im Widerſpruch ſtehend verdammt wurde. — So kam es, daß Hannes ein Martyrer ſeiner ſozial-politiſchen Anſchauung wurde und Gelegenheit fand, die verſchiedenen Strafanſtalten ſeines Landes auf das Eingehendſte zu ſtudiren. — Das letzte Mal wurde er wegen Verbrechens des Raufballs zu mehrjährigem Zuchthaus verurtheilt, aus welchem ihn jedoch die Gnade des Landesfürſten, der aus Anlaß der Geburt eines Prinzen eine umfangreiche Amneſtie erlaſſen, wieder befreite. — Die Aufregung der mundersdorfer Beſitzenden war groß; ſie hatten gehofft, wenigſtens einige Jahre lang von der geſäbrlichen Gegenwart ihres unverbeſſerlichen Mitbürgers befreit zu ſein, und ſahen ſich nun mit einem Male auch dem ſchönen Traum der Sicherheit, in den ſie ſich gewiegt, gewaltſam herausgeriſſen. — Der Bürgermeiſter berief ſofort die Gemeinderäthe zu einer Beſprechung im Gemeindewirthshauſe zuſammen. — Er legte der Verſammlung dringend an's Herz, wie es Pflicht eines jeden ehr- und friedliebenden Mundersdorfers ſei, dahin zu trachten, daß dieſer Schandfleck dauernd beſeitigt werde, er betonte, wie kein Bürger ſich ſeines Eigenthums ruhig freuen könne, und wie die immer der Gemeinde zur Laſt fallenden Schuldleiten den Gemeinderath empfindlich ſchädigten. — Es gibt, ſchloß er ſeine fulminante Rede, nur ein Mittel: die Schicken den Hannes nach Amerika, von dort kommt er ſicher nicht mehr zurück. — Es koſtet dieß freilich ein tüchtiges Stümmchen, und das Gemeindevermögen iſt klein, aber ich bin überzeugt, es ſteuert gerne Jeder nach Kräften aus Eigenem bei. — Die Rede verfehlte ihre Wirkung nicht und der Antrag des Bürgermeiſters wurde zum Beſchluß erhoben. — Nur über das „Wie" der Ausführung war man nicht einig. — Der Gemeindeſchreiber, der einmal beim Militär gedient, ſprach etwas von „gedrehtener Marſchroute", wogegen der Schulmeiſter proteſtirte, der da meinte, „daß es gar nix nütze, wenn nor die Route gedrunne ſei und der Hannes nit aach. Es is nor een Weech, den mer einſchlaache kenne, und daß is der bibliomabiſche. Ich kenn mein Hannes! Mit Gude dhut mer Alles bei ihm erreiche, mit Gewalt nig. Ich mache mich," fuhr er mit edler Selbſtgefälligkeit fort, „verbindlich, den Hannes dazu zu bringe, daß er freiwillig geht." — Das Letztere ſchien der Verſammlung das Annehmbarſte, und wurde der Schulmeiſter beauftragt, ſeine diplomatiſche Wirkſamkeit ſofort zu beginnen. Derſelbe machte ſich auch ſogleich auf die Beine und traf den Hannes im Wirthshauſe nachdenklich vor ſeinem Schoppen ſitzend, und von Zeit zu Zeit einen Straht braunen Tabakſaftes nach der gegenüberſtehenden Mauer ſendend.

„Hannes," fing der Schulmeiſter an, „das iſ ſcheen, daß Du aach emol widder in Dein Hemat kommſt". Hannes erwiederte nichts, ſondern fuhr in ſeinem Bombarkement der Mauer fort. — Der Schulmeiſter ließ ſich aber nicht einſchüchtern. „Ach," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ich gäb' weeß der Himmel was drum, wenn ich noch um dreißig Jahrche jünger wär, da könnt ich jetzt aach nach Caſſierorje gehe und in e paar Jahr als ein ſteenreicher Mann zurückkehre. Un wie leicht mer's noch hot. Do hot mer gar nix zu dhun, als e paar große wollene Strümp anzuziehe, ſich an den Sakramentobaach zu ſetze und die Füß nein-zuhänge. Da kann mer ganz gemiedlich ſein Peifche dazu raache, un wenn mer Abends die Füß widder rauszieht un die Strümp auswaſcht, do hot mer, ohne daß mer ſich bore muß, e paar Dunn Gold verdient. Un gugg, Hannes, das kannſt Du Alles hone, ich hab' mich for Dich verwendt, daß Dir die Gemeinde die Reeskoſte zahlt un der noch e Bische Kleengeld uf die Hand gibt." — Hannes hörte dieſe roſigen Schilderungen mit großer Seelenruhe an, legte ſeine Pfeife ſodann weg und ſagte: „Schulmeiſter, laßt doch des unnöthig Redde un Schwätze, ihr wißt, daß es do mer kein X für en U machache kan; ihr wollt mich fort haue, gut, ich mag aach nimmer hier bleiwe, ja ſole is bei euch doch nimmer viel, un das Lewe in de Zuchthäuſer kriegt mer am End aach ſatt. Dhut derzu, daß die Sach in Ordnung kommt, un jetzt laßt mich nor emol in Ruh." — Seelenvergnügt eilte der Schulmeiſter fort, um der Gemeindeverſammlung von dem günſtigen Erfolge ſeiner Miſſion Bericht zu erſtatten. In weniger denn einer Stunde war das Geld beiſammen und der Schulmeiſter wurde zum Begleiter des Hannes auserleſen und mit der Aufgabe betraut, denſelben ſo ſchnell als möglich nach Hamburg an Bord eines Schiffes zu bringen. — Zwei Tage darauf befand ſich der Schulmeiſter mit dem Hannes auf der Reiſe nach Hamburg. — Der Hannes war neu ausſtaffirt und qualmte aus ſeinem Porzellankopf wader in die friſche Morgenluft hinein, welche durch die geöffneten Waggonfenſter ſtrömte. — Als ſie an Mundersdorf vorüberfuhren, das von den erſten Strahlen der Morgenſonne vergoldet ruhig und friedlich balag, wiſchte ſich der Schulmeiſter die Augen, während Hannes ruhig blieb. Er ſah oft eben gleich Spinoza jene neutrale Stimmung des Geiſtes, in welcher man weder bewundert noch beweint, ſondern in ruhiger Kontemplation genießt. — Außer den Beiden befand ſich noch ein Reiſender in dem Waggon, mit welchem Hannes, der als guter Pfälzer das Bedürfniß der Konverſation fühlte, bald ein Geſpräch anknüpfte. Der Schulmeiſter miſchte ſich auch hinein, und da er dem Fremden doch nicht den wahren Sachverhalt mittheilen konnte, ſo gab er den Hannes für ſeinen Neffen aus, der als Weber nach Amerika reiſe. — „A Weewer," ſchrie der Andere, „daß iß ja wunnerſchen, bin aach a Weewer, un's freed mich ſehr, a Kolleche zu dreffe." — „Za wiſſe Sie," ſprach da Hannes hinein, „ich dhu rechtendlich nor a halwer Weewer, ich hab' das Handwerk nämlich im Zuchthaus gelernt, un wie ich do halwer fertig war, iß die Amneſchtie gekomme, un do hab' ich gemacht, daß ich auß dem Kaſich herauskomme bin." — „Im Zuchthaus ware Sie," ſagte der Andere betreten und rückte drei Schritte weg, während der Schulmeiſter über dieß naive Geſtändniß ſeines Pſeudo-Neffen in Bowen ſinken zu müſſen glaubte, „im Zuchthaus?" — „Nu ja," ſagte Hannes etwas ärgerlich, „was iß denn da drann? Es iß doch merſchtendlich, an was ſich heutzutage die Leut Alles ſtoße, zeigt mich nor ſich an Ende gar noch ſcheniere zu ſoage, daß mer im Zuchthaus geweſe iß, das iß merklich recheſchtendlich." — Nach dieſer Epiſode trat eine kleine Stille ein, die Hannes' ſonorer Stimme jedoch bald wieder unterbrach. „Schulmeeſter! komme mer noch nit bald nach Hamborch, ich hab' ſchon e ſeechterliche Dorſche?" Der Schulmeiſter gab auf dieſe Frage gar keine Antwort, was jedoch den Hannes nicht irrberte, an der nächſten Station anzuhalten und auf jenen Ort loszuſteuern, an welchem ihn ſein aufgezeichnetes Gerichs-Organ etwas Spirituoſes vermuthen ließ. — Der Schulmeiſter begriff ſogleich das Geſährliche ſeiner Situation. Wenn der Hannes ſtzen blieb, dann waren die beiden Billets unglätig, er war kompromittirt vor der ganzen Gemeinde u. ſ. w. Das Alles ſchoß dem Schulmeiſter blitzſchnell durch den Kopf. — Er hatte bereits zum zweiten Male gelänret, und Hannes machte nicht die geringſte Miene, ſeinen Platz zu verlaſſen. — Der Schulmeiſter beſchwor ihn in den rührendſten Ausdrücken und im weichſten Tone. „Ich bitt' Dich, Hannes, dhu mer die Schand nit an, ich könnt's nit überleewe. Du weeßt, was ich Alles for Dich gedhan hab, ich hab' Dich wwer die Taaf gehalte und hab' der a Gebeddbüchelche geſchenkt, das alleen een Gulde wertzig Kreuzer gekoſt hat, ich hab' gewacht, daß bei der Leich von Deiner Mudder die gruun Kirchedoſe genumme worde iß un nit die alte, un Gott weeß woo noch Alles." All' dieß ſprudelte der Schulmeiſter in ſeiner Angſt in einem Athem heraus. — Hannes ließ ihn noch eine Weile zappeln, dann ſtieg er gegen das Verſprechen, daß ſie das Beſuchten ſeiner Kehle redlich gelongt werden ſolle, wieder ein. — Nach zwei Tagen langte man post tot discrimina rerum in Hamburg an. — Die Sache mit dem Ueberſatzgeld war bald in's Reine und Hannes an Bord eines Schiffes gebracht. — Auf dem Fallreep drückte ihm ſein Begleiter noch zehn Gulden in die Hand. Als das Schiff abfuhr, wartete der Schulmeiſter noch, bis es ganz kleinen Augen entſchwunden war, und reiſte dann ſtillvergnügt und freienszufrieden wieder in ſein geliebtes Mundersdorf zurück. — Die Reiſe des ſo ſchnöde aus ſeinem Heimatsländ Hinausbugſierten war von ſchönſten Winden begleitet, und einige Wochen darauf erhielt er den freien Boden Amerikas. — Es geſiel ihm nicht da, und das Bewußtſein, daß die zehn Gulden, die er noch in der Taſche hatte, nicht ewig reichen können, war auch gerade nicht geeignet, dieſe ungemüthliche Stimmung zu verſcheuchen. Indeß war Hannes nicht der Mann, der ſich lange ſeine Laune durch derartige Reflexionen verderben ließ, er bummelte gemüthlich den Broadway hinunter und ließ ſeinſuchtsvolle nach einem Orte aus, wo er ſeinen ungeheuern Durſt, den er auf der alten Welt mit herübergebracht, löſchen konnte, als eine bekannte Stimme an ſein Ohr ſchlug. — Er drehte ſich um und ſah einen elegant gekleideten Herrn, der ihn überraſcht anblickte. — „Heilige Krain!" ſchrie der Hannes erſtreut, „ſinn Sie net der Louis Röhrer von Mundersdorf?" — „Ja," ertönte der Angeſprochene, „wie kommt denn Ihr hieher?" — „Och, wer's Ihne gleich verzehle, wenn ich nor emol mein' Gorchel, die ganz drocke iſt, widder e lieen Bische angefeuchte' hab." — „Nun kommt mit, meine Wohnung iſt in der Nähe und an einem ordentlichen Glaſe Porter ſoll's Euch auch nicht fehlen." — Louis Röhrer war ein ehrſamer Tiſchler und braver Mundersdorfer Lenie Kind. Er wollte ſeiner Zeit ſein Lochen aus Riſſenheim als Weib heimführen und ſah in Mundersdorf niederlaſſen, woran ihn jedoch das Veto des Bürgermeiſters und der Gemeinde hinderte, die ihm den Ehe-Conſens verweigerte. — Röhrer übertegte nicht lange, packte ſeine Siebenſachen zuſammen und wanderte nach Amerika aus, wo man ſeiner Verbindung mit Lorchen weniger Hinderniſſe in den Weg legte. — Durch Fleiß und Ehrlichkeit erwarb ſich Röhrer ein

Digitized by Google

bedeutendes Vermögen, und zur Zeit, als wir ihn mit seinem Landsmanne bei einem kräftigen Imbisse sehen, gehörte er zu den angesehensten Deutschen der Stadt. — Hannes beendete seine Erzählung mit den Worten: „Wie viel ihne dran gelecche war, daß sie mich fortgebracht hawe, könne Sie doraus sehe, daß der Sattler, der sich sonst for e Batze zwee Finger abbeißt, sine kronebehaler gegewe hot." — Röhrer hatte ihm nachdenklich zugehört. Er hatte das Verfahren des Bürgermeisters, der aus persönlichem Grolle gehandelt, nicht vergessen, und jetzt fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. — „Hört, Hannes," sagte er nach einer Weile, „für Euch ist hier kein Boden. Arbeiten könnt und wollt Ihr nicht, und wenn Ihr Eurem alten Handwerke nachgeht, so kann es ein schlimmes Ende mit Euch nehmen. Hier zu Lande machen sie kurzen Prozeß, und eines schönen Tages könnte man Euch eine Kravatte umlegen, die Euch zu eng würde; Ihr versteht mich? Ich will Euch helfen und Euch wieder nach Mun-

Die Weinprobe. Originalzeichnung von A. Oberländer.

dersdorf zurückbringen. Morgen geht ein Dampfer von hier nach Hamburg. Ich werde für Euch das Ueberfahrtsgeld bezahlen und Euch noch einige Dollard dazu geben, wollt Ihr?" — „Na un ob," meinte der Hannes, „ich thu mich nor uf die Aage vun Börjermeester freue." — Tags darauf dampfte der Hannes auf dem „Pluto" wieder lustig der Heimat zu.

Es war wiederum ein prächtiger Sonntag; vor dem Gemeindewirthshause saßen zechend der Bürgermeister und seine Getreuen; er sah glücklich und heiter drein, und fühlte sich gewaltig wohl in der Verehrung, die ihm, dem Dorfpascha, von allen Seiten gezollt wurde, als plötzlich eine Stimme an sein Ohr schlug, die das Blut in seinen Adern erstarren machte: „Gute Daag, Herr Börjermeester, e scheene Gruß vom Louis Röhrer.

Zur selben Stunde aber saß ein junger Mann in einem comfortabel eingerichteten Arbeitszimmer in New-York, und schrieb in sein Kassa-Buch: „Eine alte Rechnung bezahlt an die Gemeinde Mundersdorf, 120 Dollars."

Digitized by Google

Das Herz.

Eine uralte einfache Geschichte in mannigfachen neuen Kapiteln.

Von **Robert Byr.**

(Fortsetzung.)

VIII.

Ein Kapitel in Griefen und Blättern.

Lieber Jeno!

Weßhalb schreibst Du mir das Alles? Meinst Du, ich hätte noch eine Hoffnung gehegt? — Nun wäre sie ja vollends vorüber, bis auf den letzten trügerischen Schein, der verstehen und übersehen in einer Ecke des Herzens zurückblieb; — auch er ist jetzt zischend verlöscht.

Du bist verstimmt, Du schreibst in sodernden Zorne, weßhalb hast Du mit dem Schreiben nicht bis zum Morgen gewartet? Gewiß, Dein Urtheil wäre ein anderes gewesen. Weßhalb hätte sie anders handeln sollen? Sie hat klug gehandelt.

Nun mich gewiß Niemand sagen, sie sei zurückgetreten, weil ich plötzlich verarmte, Niemand wird sagen, ich hätte sie verlassen, deine Personen sind abgeschnitten. Sie liebte Jenen, deßhalb mußte sich das Verhältniß mit mir lösen. Eine Verirrung des Herzens sieht die Welt nach, niemals die Kälte und Dürre desselben.

Doch laß das Alles — vorbei, vorbei! Wie meine Stimmung war und ist, das mag ich Dir nicht beschreiben; da hast Du ein paar Blätter, lies, sie sind nur für Dich bestimmt — was würde die Welt damit anfangen? Sie hat jetzt ernstere Beschäftigung, als dem Schrei eines zu Tode getroffenen Herzens zu lauschen.

Die Politik ist's, die alle Geister fesselt, die Politik, selbst der Geist des Jahrzehntes, wenn nicht sogar des halben Jahrhunderts.

Auch ich bin nun unter ihre Schriftführer gegangen, seit drei Tagen arbeite ich bei der Redaktion der „...", Du kennst ja das Blatt, schon früher schrieb ich fur daſſelbe hin und wieder einen kleinen Artikel, jetzt aber habe ich das schwere Stechzeug angethan, ich habe nunmehr eine Geliebte, die Frau Politika, und gehöre ihr ganz und gar. Sie muß meinen Körper nähren, meinen Geist auffrischen und erregen und mein Herz fühlen — und sie wird es.

Um noch einmal auf die Blätter zurückzukommen — sie entstehen mir einsam, wie im Herbste einem Baum, zum großten Theile noch während unseres Beisammenseins in den schönen Bergen. Ich verbarg sie vor Dir, warum? ich weiß es nicht, vielleicht aus falscher Scham. Durchblättere sie jetzt und wirf sie dann in's Feuer — wohin verdorrtes Laub gehört.

Arbeite etwas recht Schönes, Freund, und behalte lieb Deinen

Rupert.

Vergilbte Blätter.

Mißmuth.

Mißmuth! — du Bruder der Verzweiflung, der uns beschleicht und beherrscht, wenn wir mit der Verzweiflung schon abgerechnet haben; — der du trostloser bist, als diese deine charakterschwache Schwester, denn für sie existirt noch ein Trost, der eben aus ihrem vehementen Auftreten entspringt, in ihrer Einseitigkeit seinen Grund hat; — du Mißmuth, der sich als ein schwarzer Schleier über unser Sein breitet, wie ein unheilbarer Krebsübel gierig all' unser Wünschen und Fühlen aufsetzt und uns nur das nächterne Denken läßt, selbst dieses in seiner Richtung, in seiner Ausdehnung begrenzend; — der du mit herbem Lächeln auf das einzige noch übrig gebliebene Ziel weisest; — Mißmuth! du bist der böse Dämon, die nackte Wirklichkeit, die uns nun nicht mehr jammervoll entgegenzetert, aber ihre erstarrende Todeskalte dafür um unsere Brust, um jeden unserer Nerven unbarmherzig zusammenzieht.

Schadenfroh findest du deine Freude in der Zerstörung all' unserer Träume, zerst boshaft die Larve der Illusion von den Erdengestalten, mit der ihnen unsere Liebe die Weihe des Edlen gegeben! —

Hast du doch einmal festgekauzt an unserem Marke, was bleibt uns noch übrig zu hoffen?

Zu hoffen? — als wärst du nicht der bittere Ausdruck der armen Seele, die sehnsüchtig den letzten Strahlen des Abendrothe all' ihrer Hoffnungen nachgesehen hat, — die noch nachsielen, hinabtauchen mochte hinter jene nebischen, fernen, blauen Hügelreihen, die eben das letzte Aeitchen Roth auffaugten, — um gerade noch zurecht anzulangen, den letzten Strahl im Westen abermals hinabtauchen zu sehen, — die sich so mattgehetzt in der nutzlosen Verfolgung, immer hinterher der Sonne — bis sie endlich todmüde im tiefen Schatten des Thales anhält, dem verschwundenen Tag ihr letztes Lebewohl zuruft und in dem Dämmerdunkel des Abends dumpf ergeben — die Nacht — den neuen Tag erwartet! —

Was kann er bringen, der neue Tag, bei einem Leben, das nur die Dauer eines Tages hat?

Augustsonntag des Herzens.

Hoch oben auf den Alpen schlagt ein einsames Herz, übervoll und selig schwimmend in der Pracht und Schönheit des Rundbilds, weit und liebend — umflossen vom herrlichen Blau des Himmels.

Und weit von dort, im glänzend erleuchteten Saale, umbuhlet von seltenen Blumen und alltäglichen Schmeichelein, pocht ein anderes Herz, lächelnd vor Freude und Erregung.

Und plötzlich zuckt es durch's Herz inmitten des ewigen Schnees — und es flammt durch das Herz, umschwirrt von Licht und Musik, und es senkt sich über beide wie ein betäubender, wonniger Duft, der sie mit Thränen der Sehnsucht sättigt und sie mild durchwärmt wie ein verirrter Sonnenstrahl einstiger Liebe. Der Verstand, der Wille hat beide Herzen getrennt. —

Jahre, eine Ewigkeit, Weltheile mögen zwischen ihnen liegen — manch' anderes geliebte Bild heabergen sie in ihrem stillen Innern, und doch drängt sich plötzlich auf einmal beiden eine gleiche Erinnerung — die lange verdrängte Erinnerung auf und thaut in beiden weich, mild, vergebungsreich wie ein Orgelton, der um die Geisterstunde aus den ephenumrankten Trümmern einer längst zerstörten Kirche klagt.

Und beide Herzen rufen sich beim Namen, so süß und zärtlich wie der Bräutigam sein jungeo Weib, und beide möchten in Eins verſinken und die Thränen des andern wegküssen, sie trocknend mit dem warmen Hauche der Liebe. —

Doch der Augenblick vergeht — der Zeitraum aber, das Urtheil, die Entfernung, die sich trennend zwischen sie geschoben — die bleiben.

Eine Saite war in beiden berührt — ein sanfter, trauriger Akkord erklang — dessen Echo immer leiser in die Vergangenheit vermurmelt.

Ein Hauch des einen Herzens, der einem Hauche des andern auf seinem Wege begegnet, ihn lispelnd berührt und dann in die Unendlichkeit verduftet, entschwebt.

Barbeil

Ist's Tie nie gewesen, als möchtest und könntest Du noch auf die Zukunft hoffen, und Du dürftest es nicht mehr?

Hast Du Dich nie verzweiflungsvoll an die Gegenwart geklammert, und doch war die Ueberzeugung in Dir, daß sie vorüber müsse, daß sie vorüber sei?!

War es Dir nie klar, daß Dein Leben nur in Einer Richtung weiter möglich sei, und daß Du doch diese Eine Richtung das Schicksal verschließe?

Hast Du nie einen Menschen recht mahrhaft geliebt, mit der Ueberzeugung der Unendlichkeit und Du möchtest wiedergeliebt,' und dennoch drängte sich Dir die namenlose Wehmuth des Nichtverstandenseins unwiderstehlich auf?

Hast Du nie ein Herz geliebt mit aller Innigkeit Deines Herzens, mit aller Macht Deines Geistes, mit aller Stärke Deines Willens, mit aller Leidenschaft Deines Blutes, und nachdem Du lange gehofft, dieß Herz durch Liebe, durch Dulden, durch alle Mittel dieser Welt zu erwärmen, groß zu machen und in einem Gedanken lebend mit dem Deinen, — brach ermattet Dein Wille zusammen und aus Deinem zerpreßten Herzen rang sich ermattet und verzweifelt ein: „Vergeblich!" — und Du konntest doch nicht aufhören, die schwachere Seele zu lieben, Du wußtest, daß Du nie aufhören würdest, und es blieb Dir nur die dumpfe Oede, die entsetzliche Verlassenheit zurück?

Warst Du je mild und vergebend, und alle Milde und Vergebung konnte doch Geschehene nicht mehr ungeschehen machen?

Rang es sich jemals stöhnend über Deine Lippen „Vorbei!" und Du wußtest, daß auch Alles — Alles — Alles vorbei sei?

Und lebst Du noch? —

Armer Mensch, Du wärst besser — Du wärest todt!

Dein Name.

Auf des Bergesriesen Scheitel,
Ueber Wolken hoch erhaben,
Hab' ich in marmornen Blocke
Deinen Namen eingegraben.

Da in Sonnenglut und Wetter
Fest im Steine mag er stehen,
Spottes mögen die Jahrzeiten
Ueber seine Lettern wehen.

Hätt' ihn gern zur Sternendecke,
An den Himmeln aufgetragen,
Doch der Geister Lieb' nicht weiter,
Als die höchsten Gipfel ragen.

Auch im Herzen ist der Name
Tief und blutig eingeschrieben,
Und erzählt von meiner Liebe —
Der im Stein von meinem Lieben.

Ja vom Stein auch nach langen Zeiten
Er verschwunden und vermittert,
Hat auch dieses arme Herz längst
Todeswehen hingezittert.

Digitized by Google

Unbeachtet.

Myriaden von Sternen glänzen
Am weiten Himmelszelt,
Man merkt's nicht, wenn da einer
Von ihnen herunter fällt.

Myriaden von Seelen leben
Im Riesenraum der Welt,
Man merkt's nicht, wenn hinein eine
Der Todesschmerz zerschellt.

Was liegt an einer Seele?
Was liegt an einem Stern?
Den so viel Myriaden lässt sich
Ein einzles leicht entbehr'n.

Und doch lebt in jeder Seele —
In jedem Stern ein Welt,
Die da ganz unbeachtet
Und unbewusst zerschellt.

Dich! Dich! Dich!

Wie es rast und tobt in jedem Nerven! Wie es braust und klopft in den Ohren, wie es saust und stürmt im Kopfe!

Es drängt den Athem schnaubend auf der Brust und eine Unruhe durchjagt die Adern, daß die Glieder zucken, daß es mich nirgends hält und mich rastlos von einem Orte zum andern hetzt.

O, meine Seele! zu Dir drängt's mich, als müßte ich dort Ruhe, tiefe Grabesruhe finden, den heißen Kopf in Deinem süßen Schooß, die Stirne unter Deiner weichen kühlen Hand — und ich kann nicht zu Dir!

O Weib, ich liebe Dich, daß ich Dich an meiner Brust zerdrücken könnte; — und möchte, daß Du ich werden könntest und es gäbe dann nur ein Einziges auf dieser Welt — ich! — und das wäre ich und Du.

Und ich hasse Dich aus maßloser Liebe, daß meine Zähne knirschen und ich Dich aufstöhnend zerschmettern möchte, um mich dann selbst zu vernichten, zu tilgen aus dieser großen Kothpfütze — Welt!

Und ich war so ruhig den ganzen Tag, die ganze Zeit über, — jetzt auf einmal bricht dieser Wirbelsturm der Unruhe auf mich herein, — es jedet und zischt mir im Kopfe, als sollte sich ein Vulkan gebären, und es erschüttelt mein ganzes Sein; — als drohe ein gewaltiges Ungewitter über meinem Haupte, als bräche eine Lawine donnernd über mich herein!

Was ist's?

Rüttelst Du durch einen magnetischen Strom an meinem Herzen, an meinen Nerven, daß Alles sich mit unheimlicher Elektrizität schwängert und überfüllt zum Bersten, wo doch nicht ein einziger Funke hervorzischen kann, um als zerschmetternder Blitz mich selbst und Alles, Alles mit mir zu zerstören, zu verzehren — auszulöschen!

Mit Jahren meines Lebens bezahle ich diese verzweifelt unseligen Momente; sie nagen und zehren gefräßig, — sie brauchen auf!

Heiß und dürr die Zunge, heiß und dürr die Hand, heiß und dürr der Kopf — dürr und versengt das Herz!

Wahnsinn! schreit der dumme Menschenhaufe. — Wahnsinn?! — Hohlköpfe!

Wahnsinn? die helle Lohe, die über dem Hirn zusammenschlägt und das Bewußtsein auferockret?

Ah nein.

Ein Herz; — ein unerfaßlich verlangendes, ein verdurstendes Herz — ein Herz, das den Himmel herabziehen möchte, um ihn Dir zu schenken — ein beleidigtes, ein durchbohrtes, ein glühendes Herz, auf dem ein Tropfen zischend verdampft, das nach einem Meere lechzt, und das eine Sündflut nicht zu löschen — zu kühlen nicht im Stande wäre, — ein Herz, das sich im dämonischen Unmuthe selbst zermalmt, selbst zerbricht!

Gewiß, gewiß, Du bist gut, Du bist groß, Du bist heilig!

Was, was will ich denn?

O was —

Dich und Dich und Dich!! —

Mein Gott, ich rase.

Verkündet.

Ueberlam es Dich wie ein trostloses Gefühl der Verlassenheit? War's Dir nie, als sollte Alles, was Du bisher geliebt, Alles, was Du gesehnt — ein Ende nehmen? Als sollte Du austreten aus dem Kreis des Dich Umgebenden, aus der Bahn des Gewöhnlichen? Als sollte Du brechen mit allen den Gefühlen, die Dir treulich zur Seite standen? Als sollest Du abrechnen mit der Vergangenheit, die Dir theuer war aus Liebe und Gewohnheit? Als sollest Du Lebewohl sagen all' dem Errungenen, all' den erst hoffend Angestrebten? Als sollte Alles um Dich verfinken in die Nacht des Todes und Dich hinaustellen auf den Gipfel, hinter Dir eine Kluft öffnend, die Dich an jedem Rücktritt hindert, vor Dir einen dichten Schleier lassend, der Dich zaubern macht, den Schritt nach vorwärts zu wagen; — Du weißt ja nicht, ob Du festen Boden findest, ob ein Abgrund Deiner wartet? — Und Du hastest kühn den Schritt — Du begannst ein neues Leben, in dem Du Glück und Freude fandest!

Zaudere nicht, wenn Du Dich so hinausgestellt siehst, gezwungen mit dem Gewesenen zu brechen, wenn Dich die Ahnung eines Lebensabschnitts überkommt; überwinde das bange Gefühl der Schwäche, es ist das irdische Erbtheil der Menschheit.

Es gleicht dieser Moment so sehr dem an Deinem Sterbebette.

Der letzte Moment Deines Todeskampfes knüpft sich innig an den ersten Deiner Geburt für ein besseres, höheres Dasein. — Dein Körper gehört der Erde, Dein Geist der Welt.

Dein Zweck in der niedern Sphäre ist vollendet, der Wille erkennt Dir einen erhabenern zu.

Erfülle ihn und zage nicht!

Nach dem Sturme.

Draußen stürmt die rauhe Nacht,
Stürmt auch mir im Herzen drinnen,
Wenn auch draus die Sonne lacht,
Bleib' ich doch in düstern Sinnen.

Hat der Sturm sich dann gelegt
Und dahinflüchtet sein Wüthen —
Todt bleibt, was er abgefegt,
Ruh' die dust'gen Frühlingsblüthen.

Lieber Rupert!

Nachdem ich acht Tage bei dem miserabelsten Wetter von der Welt in den Bergen herumgetrieben bin, kehrte ich gestern wieder hieher nach Ischl zurück, und wie zum Hohne kam auch die Sonne wieder aus ihren grauen Bettgardinen hervor. Ich glaube, es war ihr auch etwas in die Zähne gefahren und sie lag aus Verdruß darum zu Bette.

Ich war drüben in Aussee und der Steiermark, und bei guter Beleuchtung muß es dort eine hübsche Aussente geben, drum will ich auch nächstens wieder hin und vielleicht suche ich mir dort mein Sujet. Du mußt nämlich wissen, daß mir eine hohe, höchste, beinahe allerhöchste Bestellung zugegangen ist.

Heute Morgens bei der Kurmusik stellte mich ein alter, würdiger Herr, der hier und in der ganzen Umgebung wegen seiner großen Leutseligkeit und Güte allbekannt und beliebt ist, der Erzherzog nämlich. Er sprach mich sehr huldvoll an, fragte mich nach meiner italienischen Reise und ob ich auch wieder vaterländisches Gestein und Gewässer meinen Pinseln würdig halten werde. Da ich lächelnd bejahte, bestellte er bei mir — und das war das Beste — ein großes Bild, Landschaft aus den Alpen, keine Vedute, also bleibt mir die vollste Freiheit, und ich habe sogar schon so etwas wie eine Idee dazu.

Du hättest nur sehen sollen, was Dein Freund Rottwyl mit einem Male für ein berühmter Maler geworden war, zum Wenigsten in der gegenwärtigen ischler Saison. So mannigfaltige neidschiefe Blicke bisher meine Lodenjoppe und mein vielgeprüftes, wettergefährdet Sombrero über sich ergehen lassen mußten, mit einem Male wurde ihnen nun die glänzendste Satisfaktion. Alle Welt sah auf mich und es war ein Genuß, den Wechsel im Ausdruck der Gesichter und die bald scheuen, bald neugierig frechen Blicke zu studiren.

Eine Menge Leute drängten sich an mich und fagten mir die fadesten Schmeicheleien, die ich mir aber doch con amore sagen ließ, nur um zu sehen, wie zur Abwechslung ein Mal auch solche Kost schmeckt. Dann aber fing ich an, mich geliebe zu äggern. Also alles das, was diese Mäcenen und Kunstkritiker nun plötzlich in mir erkannten, war ich nicht schon gewesen, sondern wurde es erst durch die freundliche Begegnung, die mir der liebenswürdige Greis zu Theil werden ließ! Ich wandte der ganzen Gesellschaft endlich den Rücken, ließ sie verblüfft stehen und ging heim. —

Ich glaube fast, wenn ich an die Gesichter denke, das war erst der rechte Trumpf, den ich ohne Absicht ausspielte. So ging ich denn also heim und las Deine vergilbten Blätter noch einmal, ehe ich sie in's Feuer werfe, wie es Dein Wunsch ist. So ganz unrecht hast Du mit diesem Wunsche nicht, denn daß ich sie nur lese, etwas Anderes kann man damit doch nicht anfangen, das fühlst Du ja auch selber, indem Du sie zum Feuertode verurtheilst.

Wenn ich jetzt beim Durchlesen mir Alles zusammenstelle und vergegenwärtige, das heißt, mir zu jedem Blatt Dich in Deiner entsprechenden Stimmung hinzudenke, wie Du die langen Tage unseres Beisammenseins Dich in den launenhaftesten Wechselspielen der Leidenschaft gabst, bald bis zum Wahnsinn aufloderst, daß mir Angst wurde um Deinen armen Kopf, bald wieder in der unnatürlichen Ruhe einer Dich selbst belügenden Resignation, in diesem ewigen Kampf von Glut und Eis, dann hat diese skandirte und unstandirte Lyrik Leben, sie sind erschütternder, greifbarer Realismus.

Anders, wenn diese Ausflüsse Deiner Stimmung zierlich gedruckt in

Digitized by Google

einem Album stünden mit Deinem vollen Namen darunter. Das ist der reine abgethane Werkschmerz.

Ueberschwänglich ist man heutzutage ganz ebenso, wie vor einem oder zwei Dutzend Jahren, nur hat sich der Geschmack geändert, ehemals packte die Ueberschwänglichkeit der Sentimentalität — heutzutage ist die Ueberschwänglichkeit des Witzes beliebt. Ein Feuerwerk mag es vielleicht sein, aber eigentlich nur für rohe Herzen und seichte Köpfe. Ich hatte das Gefallen an der Ueberschwänglichkeit des Witzes, das gesuchte, mit Haaren herbeigezogene Geistreichsein, das Spielen mit dem Männchen valler Löchchen, Glöckchen, Hopsercben und Entrechats entschieden für ein schlimmes Zeichen. Vor Allen Dingen auch Thorheiten sollst mitunter Du hier begehen, wenn Geschmacksrichtung auf dem Gewissen. Von dem Schwarme unserer deutschen Nachahmer will ich nicht sprechen — ich bin ein Maler und könnte sie also auch gar nicht alle beim Namen nennen. Aber diese Schriftsteller haben ihr Genie zur Grimasse gemißbraucht, sie sind in ihren Büchern leider gar zu oft sinperling, harlekinartig bunt, charlatanistisch breit und langweilerhaft unruhig und gekünstelt; ja ist Alles krank und par force pikant, voll Schnörkelchen, Schönpflästerchen, Bazelbändnen und Kunstpüpfern. Alles scheint zu sagen, gleich dem Bajazz in der Kunstreitbude: „Wie bin ich doch geistreich! wer nicht applaudirt und lacht, ist ein sot.“ Mir wenigstens gehen solche Bücher weder einen Gedanken, noch befriedigen sie, Alles ist Licht, es fehlt der Schatten, oder vielleicht auch umgekehrt. Es fehlt die edle Ruhe in der Bewegung, die Größe, das warme Kolorit und die Tiefe des Gedankens. — Hobelspäne sind noch lange keine Bildhauerarbeit, und eine Palette ist kein Gemälde.

Schlage in Deiner Zeitung nach und vergleiche mit dieser Philippika die am Liebsten gelesenen, die am Meisten applaudirten und bejubelten Feuilletons.

Aber ich bin ganz von meiner Leinwand abgekommen. Ich wollte nur sagen, daß Du Dir bei der gegenwärtigen Geschmacksrichtung mit einer Publikation solcher vergilbter Blätter sehr im Lichte stehen würdest. Manchmal glaubte ich beim Durchlesen wirklich, Du hieltest mir eine moralische Sittenpredigt, und gar in der Verknüpfung des Daseins mit einer höheren Sphäre finde ich nicht das rechte Elixir für Dich. Laß es Dir noch ein wenig in einer niederen gefallen, mit festem Willen und Arbeit übertaucht man am Ende auch dieselbst den Ordenszinnner.

Nun, Du hast ja einen gewaltigen Anlauf gemacht und Dein Dienstagsactekt widerlegt am Beredtgendsten Deine bange Raubgfalle unter dem Blatte: „Dich, Dich, Dich!“

So schreibt kein Rasender, sondern nur ein sehr vernünftiger, scharfsinniger und entschiedener Politiker.

Für diesen Artikel mache ich Dir mein aufrichtiges Kompliment; — die bis vergilbten Blätter Deine Vergangenheit sind, so ist er ganz bestimmt das Programm Deiner Zukunft. Das ist ein Banner, um das sich Millionen schaaren, und ein Schlachtruf, der die reifen Geister der ganzen Menschheit zum energischen Einstimmen herausfordert. Nach einmal, ich gratulire Dir, das sind keine Leitartikel, das sind Schlachten und Siege, auch für sie gibt es einen Lorbeerkranz und eine Bürgerkrone.

Ich weiß, Du wirst über meine Lobsprüche nicht eitel, denn Dir fehlt die Stimmung dazu, ein gebrüchtes, leidendes Herz ist gewappnet gegen den Hohenrauch der Eitelkeit. Drum wirst Du auch ohne Empfindlichkeit den Rath annehmen, den ich Dir geben will.

Schreibe kein vergilbtes Blatt mehr und laß nichts weiter von dem Spießtumsmus, der auf ihnen herausblingt, laß Dein Publikum an Deinen Materialismus glauben, so lange Du keine feste Partei hast. Der Rath ist machiavellistisch, aber die Strömung des Jahrzehntes ist eben ganz entschieden, und was ist zu thun, wenn die Menge eben keinen Unterschied zu machen versteht zwischen Spießtumsmus und Utilitarianismus, zwischen Deismus und aberglaubischer Boenietheit? Teaneig ist's, aber es ist da. Erst muß diese Begriffsverwirrung gelöst werden, dann wird auch das jetzt schmachvoll existirte Gelicht wieder in seine Rechte treten — das heißt öffentlich, denn insgeheim beim Einzelnen hat es sich ja doch nicht verdrängen lassen, nur vor dem Publikum schämt dieses sich einzugestehen, daß er Gefühl, daß er ein Herz hat.

Du brauchst darum nicht zu heuchetn — nur klug zu schweigen. Es kommt schon die Zeit, wo Du lebeend und eifernd dafür auftreten kannst. Pah! Du weißt das wohl besser als ich, und vielleicht ist sie auch schon da.

Nun ist's aber genug. Das ist ein Gegenstand, den ich gerne mit Dir erörtern möchte, und darauf freue ich mich nicht am Wenigsten, wenn ich im Herbste wieder in die Stadt komme. Für einen Brief aber ist das Thema zu unerschöpflich.

Wie steht's mit Reubaud? Verlautet nichts mehr von dem Schurken? Wenn Du Zeit hast, schreibe, sanft lag es — ich leje Deine Artikel und heule mir dabei, sie seien an mich adressirt. Lebe wohl, mein liebes lieber Freund! Dein alter Jeno.

Unter Anderem, ich will dach wieder zu Hellfreds gehen, der Alte hat mich heute Früh so jovial eingeladen. Den verdammten Engländer finde ich hoffentlich zu dach nicht dort — er soll seinem kranken Affen warten. Vale.

IX.

Ein Liebeskapitel.

So sehr en bagatelle Jeno auch den Besuch in der Villa des Bankiers behandelte, so ließ die Cile, mit welcher er der Einladung diesmal Folge leistete, doch darauf schließen, wie erwünscht sie ihm gekommen war, ja sie legte sogar die Verwuthung nahe, daß den Maler nicht das Regenwetter allein so bald wieder nach Zicht zurückgezagt hatte, wohin er war Ende des Sommers nicht wiederkehren wollte.

Diese Eile war in der That verrätherisch, ging sie doch so weit, daß Jeno schon im Vorsaale des Nachmittags wieder vor der eisernen Pforte stand, die er sich für immer zu meiden vorgenommen hatte, und zwar zu einer so frühen Stunde, daß die Sonne noch hoch am Himmel strahlte.

Langsam schritt er zwischen den Gebüschen hin, es war so ruhig und traulich, nur hin und wieder wiede die Stille durch den Gesang eines Schwarzblättchens unterbrochen, das in einem der hohen Bäume nistete. Die übeige gefiederte Welt schien sich bei der drückenden Hitze noch immer der Siesta hinzugeben. Jept trat Jeno um den naeyringenden Winkel der Boskets und hielt unwillkürlich an.

Es stand an der nämlichen Stelle, von der aus er jenen unvergeßlichen Anblick genossen, jenes berückende Bild, das seither immer auf jeder Leinwand, die er vor sich hinstellte, um darauf eine Komposition zu entwerfen, wie von einem Zauber hervorgerufen erschien. Die sehr hatte sich nun die Szenerie verändert; langweilig, unsymmetrisch gebaut, störend stand die unschöne Schaukel inmitten des den Rasenstücks, und selbst dieser schien lange nicht mehr so frisch und saftig, obwohl er in Wirklichkeit durch sieben Regentage dach unmöglich so auffallend verdorrt sein konnte — aber was stimmert sich das Auge der Liebe um die Gesetze der Natur?!

Jeno trat weiter vor, eine unwiderstehliche Luft wandelte ihn an, sich selbst auf das Schaukelbrett zu setzen, und er war limbisch genug, dieser seltsamen Regung Folge zu leisten.

Da saß er nun und war eben im Begriffe, sich im Stillen tüchtig auszulachen, als sein Blick mit einem Male durch eine unerwartete Farbenzusammenstellung gefesselt wurde; durch das grüne Laub zu seiner Rechten schimmerte ein ganz unbedeutendes Fleckchen Weiß und Blau, das offenbar weder einer Blume nach einem Vogel angehörte.

Wie elektrisirt sprang er von seinem Sitze herab und durchdrilte den Rasenplatz vollends, nun sah er schon deutlicher durch die Stämme der Bäume und die Blätter des niederen Gebüsches, er erkannte einen blauen Gürtel aus Seide um ein leichtes weißes Kleid. Noch sah er weiter nichts und dach pochte sein Herz rascher und entriß dem Verstande die Führung, ja dach Jeno, anstatt auf den breiten Fahrweg zurückzukehren, auf einem schmalen, kaum merkbaren Pfade in das Gebüsch eindrang.

Das Köpfchen war — jept, jauchzen hätte er mögen — mitten in dem Bosket belehnd sich ein lauschiges Versted, eine ganz kleine Lichtung, sa glücklich angelegt, daß man sich leicht in Waldesschatten hineinträumen konnte — rings dicht umschlossen von einer grünen Wätterwand, aus der alte, hahe Bäume emparragten, nur auf der einen Seite zugänglich, von der Zeno gekommen war — und hier auf einer Gartenbank wie eine ruhende Nymphe lag, halb liegend, das süße blonde Mädchen und schlummerte.

Das Köpfchen war nach rückwärts und zur Seite gesunken, dadurch trat die Büste mehr hervoe, wahrnehmbar hab sich der zarte jungfeinliche Busen unter der leichten, durchsichtigen Waeste. Der faltenreiche Rod hatte sich etwas verschoben und ließ den kleinen, schlanken Fuß und den reizend gebaumten Knöchel sehen, sogar nach ein klein wenig von der leichtgen Wade in dem strammen, blendend weißen Strumpfe. Die linke Handden war schlaff herabgesunken und hatte das Buch, das es gehalten, zu Boden sinken lassen.

Einen Augenblid verweilte Zeno in dem bezaubernden Anblick, dann drückte er sich rasch und geräuschlos nach dem entfallenen Buche, einen neugierigen Blick hineinzuthun. Es waren Goebel's Gedichte, und beinahe von selbst öffnete sich das Buch an einer, wie es schien, oft gelesenen Stelle, doch der indolente Jüngling kam nicht dazu, dieses Gedicht zu überfliegen, denn die Stelle war gleichsam bezeichnet durch eine eingelegte getrocknete Blume, die noch jept einen würzigen Duft ausdauchte. Es war ein Alpenveilchen — es war das seine, es mußte das seine sein, gewiß, gewiß war's so. Jubel erfüllte seine Seele, vorsichtig nahm er das Blümlein heraus, drückte es an seine Lippen und that es in sein Notizbuch. Forschend sah er um sich nach irgend einem Zeichen, der Zufall konnte ihm nicht günstiger sein. In dem dichten Schatten, der den Boden sendt erhielt, blühten eine Menge Vergißmeinnicht. Rasch pflückte er die größte und blauste der Blumen und legte sie sorgsam an den

Digitized by Google

selben Stelle ein, wonach er das Buch wieder zuklappt und in das Gras zurücklegte.

Er wollte fort, aber das Herz widersprach. Laut und gewaltig schlug es und hielt ihn wie mit eisernen Klammern gefesselt. Unmöglich war's ihm, die Augen loszureißen von dem entzückenden Bilde. Jetzt regte sich die Schläferin leise, und Jena war auf dem Sprunge zu entfliehen. Doch war sie nicht erwacht, nur ihre Lage hatte sie ein wenig verändert. Das Gesichtchen war jetzt noch mehr ihm zugewendet. Ein tieferes Roth als gewöhnlich hatte die Hitze des Sommernachmittags auf die zarten Wangen gehaucht, feucht und doch geringelt lag das lose, in Unordnung geathene Haar um die Stirne, die Lippen waren halb geöffnet, wie schneeweiße Punkte schimmerten die Spitzen zweier Zähne dahinter hervor, und tief und voll ging der aromatische Athem der Jugend und Gesundheit über die zauberisch lockenden Lippen.

Jeno war seiner Sinne nicht mehr mächtig, er dachte nicht an die Folgen seines Beginnens, nicht an die geheime Nachsichtnahme, an nichts; — in namenloser Liebessehnsucht beugte er sich trunken über die schlummernde Eve und drückte leise, aber innig einen wonnigen Kuß auf den berückenden Mund.

Ein tiefer Athemzug, fast wie ein Seufzer, hob die schwellende Brust, langsam schlugen sich die hellen blauen Augen auf, sogleich aber senkten die breiten weißen Lider wieder herab, als wollten sie ein fliehendes süßes Bild zurückhalten, ein Traumgesicht, das mit dem Erwachen entschwand. Ein entferntes Geräusch, wie von gekniden Zweigen, von raschen Fußtritten, unter denen der Kies knirschte, drang an Ida's Ohr und rief ihre Aufmerksamkeit wach. Nochmals schlug sie die Augen auf, diesmal voll und forschend, doch das Geräusch war schon wieder vorüber und nichts Ungewöhnliches zu bemerken; — ordnend strich sie ihr Haar, ihr Kleid glatt, dann neigte sie sich, um das Buch aufzunehmen, sie schlug es halb in Gedanken auf; da lag — ein Beeigsmeinnicht — ein ganz frisches Vergißmeinnicht!

Wie ein Feuerstrom schoß es ihr zum Herzen, in die Wangen, in die Stirne — Schäfe, Nacken, Hals waren in tiefen Purpur getaucht — der Schreck, der selige Schreck lähmte ihren Herzschlag, und in hoher Scham bedeckte sie das liebliche Antlitz mit beiden Händen, als wollte sie es vor der ganzen Welt verbergen — was ihre Lippen gestohlt, was die geschlossenen Augen gesehen, — es war ja kein Traumgesicht, kein Spiel der schalthaften Phantasie — Wirklichkeit war es, süße, wonnige Wirklichkeit — glückseliges Leben!

Als Ida eine geraume Weile später in die Veranda kam, fand sie Jena im vollen Gespräche mit Frau von Hellfried und dem Bankier, der im höchsten Grade vergnügt schien, einen Gefallen gefunden zu haben, der ihn mit lebhaftem Eifer darin unterstützte, die seit einiger Zeit nur scheel angesehene Cigarerentasche allmälig zu leeren, und das edle Blut aus der Cuelta d'abajo in seiner vollen Güte gebeig zu würdigen wußte.

Von Neuem erröthend, begrüßte sie abgewandten Blicks nur flüchtig den Besuch und schlüpfte an die Seite der Mutter, aus deren Arbeitskörbchen sie sich eine Beschäftigung holte, die ihr die nöthige Fassung geben sollte.

Aber so leicht durfte sie der gesuchteten Begegnung nicht entkommen, denn Herr von Hellfried wae in seiner jovialsten Laune, und fand es sehr belustigend, sich auf Unkosten seines Töchterleins zu divertiren.

„Ei!“ rief er, „sieh, sieh Idele! Du wirst ja ganz feuerroth und verlegen, als stünde plötzlich ein wildfremder Mensch vor Dir. Ist ja unser lieber Herr Rottorpf. Spielt Dir einen eigenthümlichen Streich das Blut, daß es Dir so in die Wangen steigt?“

Ida antwortete natürlich nicht, nur war diese Anrede nicht weniger als geeignet, die verrätherische Röthe zu verscheuchen.

„Möchte doch wissen, ob's der Schreck ade die Freude war?“ scherzte der Bankier, der seine Abmung davon hatte, wie voll er in's Schwarze traf mit seiner neckischen Bemerkung. In seinen Augen war der Maler ganz ungefährlich, am Ende auch viel zu wenig bekannt in der Familie, und dann hatte er sich ja wohl aber übel schon längst mit dem Plane seiner Frau abgefunden und betrachtete die Verlobung seiner Tochter mit Max so gut wie geschlossen.

Der Scherz, den er fortzuspeien sichtbar nach in der Laune war, wurde nun auch Jeno unbequem, und so fand dieser denn rasch einen Uebergang auf ein anderes Gebiet und sprach mit solcher Lebhaftigkeit, daß die Zeit Allen rasch und angenehm verflog.

Jeno wollte sich endlich empfehlen, doch ließ man ihn zu seiner stillen Befriedigung nicht fort. Frau von Hellfried schlug einen Spaziergang nach der Henriettenhöhe vor und entfernte sich mit Ida, um Hut und Sonnenschirm zu holen.

Der Bankier sah nach der Uhr und sprach sein Erstaunen darüber aus, daß Doktor Wagner noch nicht da sei. — „Mein Schwiegersohn in spe, Sir Norton,“ setzte er dann hinzu, „ist ebenfalls unsichtbar, es ist nun schon der zweite Tag, daß er gar nichts mehr von sich hören läßt. — Haben Sie schon einen Entwurf für das Gemälde Sr. kaiserlichen Hoheit?“ sprang er rasch über, und ohne Jeno nur Zeit zur Beantwortung der Frage zu lassen, fuhr er fort: „O, Sie dürfen mir's nicht abschlagen — ich bin prämumerirt auf das erste Bild, das darauf folgt. Ich könnte nicht ruhig sein, wenn meine kleine Sammlung nicht eine Perle aus dem Pinsel eines sich so rasch Bahn brechenden vaterländischen Talentes enthielte.“

Jeno verbeugte sich, ohne eine eigentliche Zusage zu geben, aber um seinen feingeschnittenen Mund spielte ein eigenthümliches Lächeln, beifallen richtige Deutung dem Bankier, wenn er sie verstand hätte, ziemlich schwer gefallen wäre, da er in der festen Meinung stand, eben so liebenswürdig als geistreich gewesen zu sein.

Die beiden Damen erschienen wieder, zum Spaziergang gerüstet, und auch Valerie kam mit. Ruhig begrüßte sie den Maler. Sie erschien ihm diesmal noch ernster, noch leidender und auch noch stolzer.

Unter gleichgültigen, aber heiteren Gesprächen ging die kleine Gesellschaft nach ihrem Ziel; unterwegs hatte sich zu Jena's nicht geringem Verdrusse auch Max angeschlossen, doch sorgte der Maler dafür, daß er sie's Erste nicht zu Worte kam, und sogar der Bankier bewies, ungeachtet des mißhilligenden Blickes, der ihn traf, die frisch angebrannte Cigarre trotzig im Munde. War es so doch in seinem Widerstande nicht mehr allein.

Auf der Höhe wurde ein leichtes Gespreben eingenommen, der Bankier und Frau von Hellfried hatten Bekannte getroffen, mit denen allerlei zu besprechen war; Jeno hatte sich abseits gezogen, er genaß die herrliche Aussicht, skizzirte und träumte und zeichnete bald statt Studien nur mehr Buchstaben in gothischer, römischer, Mönchs- und Lapidarschrift.

Erst lange nach Samuenuntergang machte sich die Gesellschaft auf den Heimweg. Der dunkle Schatten, der abhängige Weg gaben den Herren gemisermaßen eine Berechtigung, den Damen ihren Arm zu bieten.

Voraus schritt Frau von Hellfried, Max führte sie; er war in einen Boetzag über die höcht nachtheiligen und gefährlichen Wirkungen des Kaffeed gerathen, den die gute Frau mit dem höchsten Interesse anhörte und darüber alles Andere vergaß. Nach ihnen schritt der Bankier mit einem alten Stiftsfräulein, diesen Geschäfte er besorgte und das er sehr rücksichtsvoll behandelte, weil es ihm nicht wenig schmeichelte, der der ganzen Badegesellschaft mit einer Dame von so altem Adel intimen Umgang zu pflegen. Auch, Valerie hatte sich ihnen angeschlossen.

So war es gekommen, daß Jena und Ida sich ganz nun selbst zusammenfanden, ohne daß sie sich eben suchten, jedoch auch ohne sich geradezu auszuweichen. Bang fühlte Ida das unendliche Herz schlagen, als sie ihre Hand ganz leicht, beinahe unfühlbar auf seinen Arm legte, und Beiden rieselte es eigenthümlich durch alle Adern, als sei eben jetzt eine elektrische Kette geschlossen worden, als verbinde ein Telegraphendraht die beiden Endbatterien, Herz genannt.

Ja, das waren diese beiden Herzen, dessen waren sich Beide bewußt, und Jena mußte lächeln, wenn er ihn und wieder weil vorne den blonden Doktor einherscheiten sah, den Jüngling mit seinem hohlen Muskel mit vier Kammern und zwei Klappen. (Fortsetzung folgt.)

Alles und Neues.

Russische Wucherer. Ein höherer Regierungsbeamter wünschte sich von der Höhe der Zinsen zu überzeugen, welche die Privat-Leihhäuser nehmen, und verpfändete bei verschiedenen Wucherern einige silberne Löffel. Er überzeugte sich bald bei den Wucherern, daß sie in der That, die Zeitungen berichtet wurde. In einer dritten Kassen nahm man 105, in einer andern 210 Prozent.

Schlangenbiß. In Ruhß (Cthindien) starben während des vorigen Jahres nicht weniger als 1127 Personen in Folge von Schlangenbissen.

Aus Hildebrandt's Atelier. Von dem am 25. Oktober v. J. in Berlin gestorbenen Landschaftsmaler Eduard Hildebrandt wird erzählt, daß er eine ganze Gallerie von Leichen, gelben, blauen Arbeitsjacken besitzt, alle an den lebhaftesten Farbentönen. Während der Arbeit benutzte er diese Jacken, indem er den rechten Arm auf jede Thüre an das Bild stützte, als Gradmesser für die Farbe. Noch eine andere Anekdote finde hier Platz, die Charakteristisch für seine Stellung zu der Fachwelt sein dürfte. Einer seiner Freunde, aufgefordert, zu urtheilen, bezeichnete die Beine einer gradenten Figur als zu dick gerathen. Hildebrandt trat drei Schritte zurück und sagte dann: „Ja Sie haben Recht; aber meinen Sie, die Kuhbeine in der Natur sind eigentlich zu dünn.“

Auflösung des Bilderräthsels Seite 552:

Ein Handbrache.

Auflösung der Schachaufgabe Seite 564:

Weiß.	Schwarz.
1) T. D1—D7	1) T. D8 nimmt D7.
2) Sb. G5—H7 !	2) K. beliebig.
3) S. C5 nimmt D7 Schach und Matt.	

Redakteur, Druck und Verlag von C. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 51.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
6 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von F. Kothbart.

Der Dünenschutz.

Eine Erzählung vom Ostseestrande von Friedrich Deutter.

(Schluß.)

Des alten Seemannes Aufregung hatte eine solche Höhe erreicht, daß er selber seine Gedanken verlor. Unstät rannte er umher und schob seinen an einem Sturmriemen befestigten Filzhut, den er über die seitlich hervorbaumelnde Zipfelmütze gezogen hatte, nach hinten, damit er die Aussicht nach dem Meere hin nicht benge — dann befestigte er hastig den Rettungsapparat — löste die Leinen und befestigte zwei derselben am Rettungskorbe,[24] dann kommandirte er mit lauter Stimme: „Feuer!“

[24] ein großes mit einem Sitze versehenes Tau.

Die zweite Rakete flog auf — einen Bogen zum Wracke hin beschreibend, fast in demselben Moment knallten Leuchtkugeln in die Luft.

Alles schaut auf die mitwissende Brandung, welche sich schaumsprühend an den Dünen brach und im Feuer der Leuchtkugeln wie Silberregen schillerte.

„Die Leine traf, sie liegt gerade über dem Wrack,“ rief Knels Trud, „ich sah den Gestrandeten sie ergreifen.“

„So — so werft neue Leuchtkugeln auf, damit die Finsterniß zur Tageshelle verwandelt werde,“ erwiederte Joab.

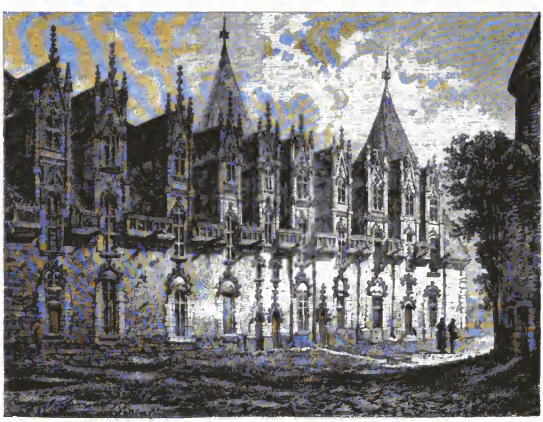
„Ist das nöthig?“

„Nöthig?“

„Ich glaube nicht.“

„Wer hat hier denn zu glauben, wo ich das Kommando führe,“ fuhr Joab auf, „wo ich der Kapitän bin — der Flaggenkapitän?“

„Du übertreibst!“



Das Schloß Josselin im Morbihan (Frankreich). (S. 604.)

Digitized by Google

„Da soll doch gleich ein Himmeltausenddonnerwetter euch Raison lehren — wer ist denn der Dirigent des Rettungsappacats, ich oder Du?"

„Du — Du!"

„Also — ich befehle — wirf die Leuchtkugeln — — ich befehle!"

„Bist stets ein unruhiger Mensch — Joab — ich lege mein Amt nächstens nieder — unter Deiner Botmäßigkeit mag ich nicht stehen."

„Was, Auflehnung, Auflehnung gegen Ordnung und Gesetz — Auflehnung? Hört es Alle — ihr Männer — hört es Alle. — Aber — ihr seid meine Feinde — meine Todfeinde — und Gott weiß, daß ich alle Menschen — auch euch, hasse! — Aber — mein Stück werde ich durchsechen."

„Wollen sehen und abwarten."

„Bis der Unglückliche vom Kliverbaum gefällt, das Wrack von der See zertrümmert wird? Nicht so? — Ihr habt ein Herz von Stein, Trud — ohne menschliche Regung — und werdet Ihr nicht meine Befehle vollführen — richte ich auf Euch die Lasette — und die Rakete wird Euch den Toppmast versengen!"

Der alte Trud hatte sich langsam ein neues Zündlicht angebrannt, da das alte bereits erloschen war, dann rief er: „Ich kenne meine Pflicht, Joab — ich werde gehorchen und Beschwerde über Euch führen — bei der Gesellschaft, die Euch und mich angestellt — mag diese rechten zwischen uns Beiden."

Indem Leuchtkugel auf Leuchtkugel zum Himmel stieg und Joab furchtbare Flüche ausstieß, hatte der Kliverbaumreiter vollends ein Schiffstau mit der Raketenleine zusammengeknüpft, weshalb die Fischer auf den Dünen am Strande sofort das auf dem Lande befindliche Ende der Raketenleine ergriffen und es anzogen, und somit gelangte bald das angeknüpfte Schiffstau in ihre Hände.

Schnell wurde nun an dem Schiffstau der Rettungskorb mit seinen beiden Leinen, welche zum Hin- und Herziehen zwischen Strand und Schiff bestimmt sind, befestigt und auf's Neue vom Gestrandeten an den Wrack gezogen, wobei das eine Ende einer an den Rettungskorb geknüpften Leine am Lande und in den Händen der Fischer blieb, und somit das Rettungsseil hergestellt.

Der Gestrandete schwang sich in den Rettungskorb — die stets aufsteigenden Leuchtkugeln verbreiteten Tageshelle — die Fischer am Strande zogen die Leine des Rettungskorbes an und in kurzer Zeit befand sich derselbe mit dem darin hängenden Mann am Ufer.

„Ist noch Jemand auf dem Schiff?" fragte Knels Trud, als der Fremde an das Land trieg.

„Niemand," stammelte dieser, „Alle sind ertrunken," und sank ohnmächtig zusammen.

„Schnell, schnell — Ihr Sandläufer," schrie Joab, „bringt den Fremden in meine Hütte, damit er sich wärme — Leuchtingsbouverneurtee!"

7. Kapitel.

In der Höse des Dünenschuljen und Kriete im Schiffe und im Dünendorf.

Der junge Morgen umrahmte mit seinem Golde das Haus des alten Joab, das heute so feierlich, so wohnlich aussah, als fänden in seinem Innern wichtige Ereignisse statt, als wolle auf's Neue die Freude ihren Einzug halten und den Kummer sie immer darauf entfernen.

Ein Fenster in demselben stand offen und neugierig schaute ein Sonnenstrahl hinein in die Stube.

In der Mitte derselben befand sich ein saubered Bett — darin liegt ein Mann mit gebräuntem Antlitz, langem blondem Bart — er schien zu schlummern.

Am Bette saß der alte Joab — die Zipfelmütze stand ihm bereits wie ein Thurm in die Höhe — besorgt schaut er auf den schlummernden Mann.

Neben ihm setzt Frau Donner — sie hält sich eine Schürze vor die Augen und weint die hellen Thränen.

„Noch immer schläft er," murmelte der alte Joab, „vielleicht bald den ewigen Schlaf, wovon ihn kein Sterblichgeborener mehr erweckt! Was nützte mir seine Rettung, wenn verschlang ihn nicht gleich die See? O Allgütiger — lasse diesen prunlenden Dreimaster gesunken und mich altes Wrack versaulen — vermodern — mein Kiel ist versault — der Wurm nagt in seinem Holze!"

„Herr Joab, Sie versündigen sich," ruft Frau Donner.

„Nun — ist mit mir mich Zeit — soll der morsche Bau denn ewig halten? — Die Stürme meiner letzten Lebensmonate haben meine Segelkraft beeinträchtigt, mich alt und lebensfatt gemacht — also dwarsab — dwarsab — luwwarts gesteuert — luwwarts — Frau Donner!"

„Wo bin ich?" fragte der Fremde, indem er plötzlich seine Augen aufschlug und sich im Zimmer umschaute. „O Gott — Onkel — Onkel — herzliebster Onkel!"

„Mein Lieber, mein Lieber!" jauchzt der alte Joab auf, indem er den im Bette liegenden Mann umfaßt, welcher zärtlich die Arme um den alten Sebdären schlingt — dann schießen ihm die Thränen aus den Augen, Schluchzen unterbricht die Stimme — er kann kein Wort hervorbringen.

„Kannst Du verzeihen?" ruft Lieper —, es ist der Gerechte — „kannst Du verzeihen?"

„Ja — ja — aber unter einer Bedingung."

„O — nenne sie!"

„Wenn Du kein Mörder bist."

„Ich — ein Mörder — wie kommst Du darauf?"

„Siehe, Lieper, auf dem Meere des Lebens gibt es Klippen und Korallenriffe — darauf kann sich der beste Lootse festrennen."

Lieper hatte sich im Bette aufgerichtet und schaute voller Verwunderung seinem Onkel in's Angesicht, dann sagte er: „Ich verstehe Dich nicht."

„So — so — sagte ich das nicht stets, Frau Donner?" rief Joab voller Freude, „der Junge ist unschuldig — eine weiße Flagge kann nicht reiner sein, wie er! Lassen Sie uns also Viktoria schießen — und unserem Schnellsegler das Paradebahit anziehen! Ein rechtlicher Kommodore hat seine Piratenkniffe. Ja — Junge — Deinem unschuldsvollen Auge sehe ich's an, daß Du kein Mörder bist — Dir ist verzieben aus vollem Herzen!"

Lieper saut erschöpft auf das Bett zurück, schüttelte sein Haupt und schwieg — nach einer Pause begann er auf's Neue: „Ist Kosch glücklich?"

„Kosch," fuhr der Alte auf, „Kosch? Hab' mich um ihren Kurs nicht weiter bekümmert."

„Ist sie — verheirathet?"

„Wer nimmt so eine Allerweltsbraut — die sich alle Jahre einige Male neu aufmackt!"

„Ich glaubte sie mit dem Jäger verbunden."

„Dem Jäger?"

„Mit Fröhlich!"

„Was? — Dem verstorbenen Fröhlich, der seit länger als einem Jahre unter dem Rasen liegt? Leuchtingsbouverneurtee — spricht wie ein Kookmaat[2], der die Zwiebeln in die Suppe zu nehmen vergaß, die an keiner Seemannskost fehlen müssen — aber — Lieper — daran erkenne ich erst recht Deine Unschuld — recht Deine Unschuld. Nun laß nur Jemand kommen und sagen, dieser gottselige Junge habe den Jäger erschlagen, den segle ich in den Grund des Ozeans — auf Nimmerwiedersehen an seiner Oberfläche!"

Lieper hatte noch immer die Worte seines Onkels nicht verstanden — er schaut fragend zu ihm empor.

„Nun — nun — mein Junge — will's kurz machen — kurz — ohne Umschweife. Als Du wie ein Schmuggler durchbrannteſt — fand man Fröhlich unweit des Kruges —"

„Fröhlich?"

„Erschlagen — in seinem Blut —"

„O Himmel!"

„Und Dich — Lieper — hält man bis zu dieser Stunde für seinen Mörder —"

„Onkel — theurer Onkel, und das hast Du, haben die Dünenbewohner von mir geglaubt? In so schlechtem Renommé stand ich in meiner Heimat? Bei Allem, was mir heilig ist — bei dem Grabe meiner Eltern schwöre ich Dir, daß ich mir nie einfiel, den Förster zu tödten — daß ich unschuldig — unschuldig bin!"

Lieper sank ermattet zurück und hielt sich beide Hände vor seine Augen — er war tief alteriet, tief erschüttert.

„Weshalb aber verließest Du und?"

„Weil — ich mich zurückgesetzt glaubte von Kosch und von Dir. Den Tod wollte ich suchen im Wetter und Sturme auf hoher See."

„Zurückgesetzt, Lieper — zurückgesetzt? — Weil ich Dir mit dem Tauende anbot? — Das war Alles Liebe — mein Junge — Alles Liebe!"

„Fröhlich selbst erzählte mir in der Haide, daß er sich mit Kosch verbinden wollte, daß sie eingewilligt habe — er zeigte mir sogar einen Verlobungsring, den Kosch selbst getragen — Abends fand ich Beide in vertraulichem Gespräch im Vorderzimmer. Plumbs eilte ich von hier, mit Pigie und Kürrah belleidet, denn ich wollte mich in die See stürzen. Das gab ich aber auch auf — es schien mir zu feuchhaft. Ich eilte nach Danzig — ich verkaufte dort die entbehrlichsten Sachen — und trat als Halbmann auf ein Schiff ein, mit welchem ich die Welt umsegelt. Ich war in Baltimore, New-York, London. Auf meiner Rückkehr nach Danzig lief die Brigg Verdikt, so hieß das gestrandete Schiff, hier auf die Küste — ich — allein rettete nur mein Leben — die Anderen fanden ihren Tod, als die Brigg am Strande auseinanderborst."

„Die armen Menschen!"

„Hätte der Zufall mich nicht an die heimatliche Küste geführt, wäre

[2] Küchenjunge.

Digitized by Google

ich nie in das Dünenhof zurückgekehrt, wo mir keine Freude mehr blüht — und der Stern meines Glückes erloschen."

„Ich erkannte Dich, Lieper, als Du auf dem Klüverbaum saßest — ich — erkannte Dich, obgleich Du jetzt einen Bart trägst —"

„Mein theurer, theurer Onkel!"

„Lieber Lieper!" —

„Im Namen des Gesetzes," rief eine Stimme in das Zimmer hinein, indem drohend die Thür aufflog, „verhafte ich Dich, Lieper Badenek — Du bist angeklagt des Todtschlages!" Gleichzeitig schob sich die Gestalt Knels Drub's durch den Rahmen — seine Hand hielt den Schulzenstab — ihm folgten zwei Schöppen des Dorfes.

Es herrschte ein Stillschweigen im Zimmer — aber — wie der anbrechende Gewitterstrum floh eine Rotte des Zornes über das seit zum Tode erbleichende Antlitz des alten Joab, krampfhaft ballten sich seine Fäuste und mit einer jugendlichen Schnelligkeit und Energie trat er vor Knels, indem er rief: „Hinaus — oder ich brauche mein Hausrecht! Lieper ist unschuldig!"

„Was — Auflehnung gegen das Gesetz — gegen die Obrigkeit?" fuhr Knels Drub auf — per — „jetzt habe ich das Kommando über Euch — aber — aus alter Freundschaft und Nachsicht gegen Euer Alter will ich Gnade ergehen lassen und nicht Vergeltung üben — nochmals, im Namen des Gesetzes, Lieper — Du bist mein Gefangener."

„Schulz — Schulz — tretet nicht näher," brüllte Joab — „oder — ich schlage Euch die Kiefplanken ein, oder mache Euch in Eurem Gehirn einen Luk, den kein Schiffszimmermann, kein Kalfaterer verstopfen kann. Seid Ihr aber sie jede freundschaftliche Erörterung unzugänglich, nenne ich mit voller Segelkraft auf Euer Gallionsbild und zertrümmere Euch von den Masten bis zum kleinsten Schiffsnagel!"

Während dieser Rede hatten sich vor Joab's Haus ein Schwarm Dorfbewohner versammelt, denn Jeder war neugierig, der Verhaftung beizuwohnen, Jeder wollte den Mörder Fröhlich's sehen.

„Also, Dünenschulz, Ihr weigert Euch, Lieper herauszugeben, obgleich ich mich auf der Düne gestern bei der Strandung Eurem Anordnungen fügte," begann Knels — „also, Ihr weigert Euch? — Wohlan — so werde ich Gewalt brauchen, um Euch zu zeigen, daß Ihr heute mein Untergebener seid. Auf, ihr Schöppen — fesselt den Mörder und schleppt ihn in's Dorfgefängniß!"

„Dünenschulz — Dünenschulz? — Wer ist Dünenschulz? — Und Gewalt in meiner Koje?" Der alte Joab riß seine gelabene Doppelflinte von der Wand, spannte die Hähne derselben und stellte sich kampfgerüstet vor seinen Neffen, dann fuhr er fort und mit einer Stimme, die wie das Brüllen der Stürme klang, „diese Kugeln durchbohren Denjenigen, der es wagt, meinen Neffen anzutasten."

Frau Donner kreischte furchtbar auf und warf sich zwischen Knels und Joab, welche wie ein paar Kampfhähne mit rollenden Augen, geröthetem Antlitz einander gegenüberstanden; gleichzeitig ertönte vor der Hausthüre der Ruf: „Haltet ein — haltet ein!" dabei brach sich ein junger Mann durch die Menge Bahn und suchte den Eingang in Joab's Koje zu erzwingen. „Laßt mich durch, ehe ein neues Unglück, ein neues Blutvergießen stattfindet!" rief Letzterer und stürzte in die Stube zwischen Knels und Joab, „Lieper ist unschuldig — ich wede Euch den Mörder nennen."

Joab senkte den Schußlauf — Joab die Büchse — im Hause und vor der Thüre herrschte Stille.

„Du kennst den Mörder, Benjamin," rief Knels, „und nanntest ihn nicht, obgleich Du täglich in mein Haus gekommen, häufig mit mir an das hohe Land fuhrst? Du willst wohl zu Gunsten Lieper's Anklagen machen, die Dir Neue bringen könnten — Reue — also — laß ab vom thörichten Beginnen und schweige — schweige!"

„Nein — nein — Unschuldiger soll Strafe erleiden. — Hört mich an, ihr Leute — öffnet alle Fenster des Hauses, daß meine Worte hinausklingen in das ganze Dünenhorf — ich — ich — bin Fröhlich's Mörder!"

„Du!" fragte Knels Drub verwunderungsvoll — „was bewog Dich dazu?"

„Ich erschlug Fröhlich, weil er meine Schwester hingemordet."

„Esther!"

„Esther und Fröhlich hatten ein stilles Liebesverhältniß — Lieper kannte es — der Jäger brach die Treue und wendete sich Eurer Tochter zu —"

„Schweig' davon!"

„Esther siechte hin — sie starb am gebrochenen Herzen — an ihrem Todtenbette gelobte ich Rache."

„Verblendeter!"

„Ich hielt mein Gelübde — und erschlug in jener Nacht den Jäger unweit des Kruges. — Lieper ist unschuldig — mich — mich überleichert dem Richter!" — —

Horch auf, geliebter Leser, horch auf!

Hinaus über die Dünen schallt ein Akkord, der Anfang eines deutschen Walzers — hinterher wirbelt die Paule, weit im Echo verhallt die Tanzmusik — und ein lautes Hoch!

Der Sonnenstrahl tanzt fröhlich über das Dorf und umrandet die Fischerhütten mit leuchtendem Scheine — lange Schatten über die Dünenwipfel ziehend, deren Häupter sich spiegeln in den Fluten des blauen Meeres.

Die Wiesen des nahen Kiefernwaldes scheinen wie in Gold getaucht, und die Feuerglut des beginnenden Abends schimmert durch die gigantischen Stämme.

Friede athmet die stille, die Landschaft, die kleine Welt, in der unsere einfache Erzählung spielt.

Vor dem Kruge zum Lorbeerkranz steht eine Ehrenpforte von Laubund Blumengewinden, darüber flattert eine buntfarbige Flagge, ein langer Wimpel. Hindurch wogt und wallt die Einwohnerschaft des Dorfes im Feierkleide.

„Das soll eine Doppelhochzeit werden," hatte der alte Dünenschulz gesagt, „von der hundert Jahre die Bewohner des Dorfes sprechen sollen, Alle — Alle sind dazu eingeladen, Groß und Klein, Alt und Jung — die Pollen, die Zalten, die ersten Fahrgenossen, selbst die alten Beads!"

Lieper's Unschuld war an den Tag gekommen und er glänzend gerechtfertigt. Knels Drub sah sein Unrecht ein — er reicht dem alten Joab die Hand zur Versöhnung — Letzterer schlug ein — und „Friede, Friede" sprachen Beide.

Bald darauf legte Knels Drub die für ihn höchst lästige Schulzenwürde nieder, und auf's Neue wurde Joab Badenek einstimmig von der Gemeine dazu gewählt. Er sperrte sich wohl ein wenig, das Amt zu übernehmen, aber er that es doch und somit hieß er wieder mit vollem Rechte der Dünenschulz, aber er war weniger hoffärtig, weniger stolz — und — die Humanität selber.

Mit der neuen Würde kehrte der alte Humor zurück.

Aber noch Eins machte den alten Herrn überselig — er hatte erst in alten Tagen empfunden, was Liebe heißt!

Lange ging er mit sich zu Rathe, ob sein Schiff mit Ballast beladen werden sollte oder nicht, endlich faßte er ein Herz, trat vor Frau Donner und sprach, indem er seine Zipfelmütze nach vorn kippte — ein Zeichen innerer Behaglichkeit — und sie dann um sich selbst drehte: „Hören Sie ein Mal — Sie haben Jahre lang meinen Haushalten vorgestanden, mir nichts verunreut, keine Haferie gemacht, nie umgegegelt — also wollen wir unsere Fahrzeuge zusammennehmen!"

„Wie meinen Sie das, Herr Dünenschulz?" fragte Frau Donner.

„Leuchtungsbonnerwetter — wie ich das meine? Wir wollen und verheirathen!"

Frau Donner kreischte auf und fiel mit den Worten: „Mein Joab!" den alten Seebären um den Hals, daß ihm alle Planken krachen, und daß er das Loppsegel — das heißt, seine Zipfelmütze — verlor. — So sagte er selber.

„Sehen Sie," fuhr Joab fort, nachdem er sich ein wenig erholt hatte, „Lieper übernimmt den Vorderkranz mit seinem Fahrzeuge — das heißt, er heirathet die Dünenblume — die Koje, — ich bleibe allein in meiner Koje und machte einen Schiffsspaziergang für die kurze Spanne Leben, die mir übrig bleibt, an Bord nehmen!"

„Joab — angebeteter Joab!"

„Joab! Alles Knels, dem Bierzapfer, verziehen, seiner Polle zu Gefallen. Die Sandbänker erkannten Lieper, als ich ihn in meine Koje lootste, und machten Lärm im Mittelbeck — Knels im Amtseifer, und in Folge des bei der Strandung stattgehabten Streites, wollte mich seine Autorität fühlen lassen und Lieper festnehmen — aber — der alte Dünenschulz Joab hat sich gewehrt wie eine Fregatte in der Schlacht!" —

„Hoch — hoch!" klingt's auf's Neue aus dem Kruge heraus — „hoch beide Brautpaare!"

Lieper umfaßt Cordula — sie lächelt — Freude strahlt aus ihren Zügen.

Der alte Joab sitzt neben Expfrosine — und hat seine Zipfelmütze mit einer Perrücke vertauscht, daß er ganz verändert aussieht.

„Stobt, stobt — Musikanten!" ruft er, „laßt mich ein Mal eine Rede halten. So — so — also das ganze Dorf und seine ganze Nachkommenschaft soll leben!"

„Vivat hem Herrn Dünenschulz!" fallen die Gäste ein und hinterher klingt ein Tusch. — —

Benjamin verbüßte seine Strafe — und wanderte nach Amerika aus. Der Dünenschulz erreichte ein hohes, glückliches Alter. Wenn er in den Lorbeerlaub ging, um Lieper und dessen Kinder zu besuchen, und Letztere sich über den alten Großonkel freuten und an ihm emporklimmten, rief er: „Kommt in meine Arme, ihr kleinen Pollen und Fahrzeuge!"

Digitized by Google

Das Schloß Josselin.

(Morbihan, Bretagne.)

(Mit S. 605.)

Die Geschichte dieses Juwels des Flamboyantstils, der tief im Morbihan liegt, verbindet sich auf's Innigste mit der Geschichte der Bretagne, einer berühmten Familie, die noch heute blüht und an der bekannten Devise hält: Roi je ne puis, peince ne daigne, Rohan je suis. Schon im Jahre 1008 ließ sich Guethenoc, Bizgraf von Vocboel, Rohan und Guelmenée in Josselin nieder und baute hier ein Schloß, und Stadt und Schloß hielten gar manche Belagerung von den Engländern aus, die hier jenen berühmten Zweikampf, dreißig gegen dreißig, kämpften, in welchem die Männer von Josselin Sieger blieben. Der bekannteste Herr des Schlosses aber war der Connetable Olivier de Clisson, den es von seiner Gemahlin Maeguerite von Rohan zur Hieraths̈gabe erhielt. Dieser rauhe Krieger hatte seine Freude dran, es zu verschönern, zu verstärken und es zur Zwingburg zu machen, die selbst seine Frau gegen alle Angriffe der Herzoge von Bretagne zu halten wußte. Endlich aber erlag es der Ligue im Jahre 1589, und wurde 16 Jahre später von Heinrich IV. seinem Ringmauer beraubt. Henzutage gehört es der Familie Rohan, die es vor mehreren Jahren neu restaurirten ließ. Der Hauptbau ist vollständig erhalten, und unsere Bewunderung erregt namentlich die Fassade auf dem großen Hofe, an dem sich die ganze Herrlichkeit des gothischen Flamboyantstyls entfaltet. Das Parterre ist sehr niedrig; nur zwei kleine Thüren, über denen sich kleine Fenster öffnen, führen in das Innere. Die Anordnung der Stockwerke ist überaus originell und schwer zu beschreiben: hier muß das Bild an unsere Stelle treten. Die unterste Reihe von Fenstern durchbricht die Mauer des Parterres, während die zweite die Ballustrade durchschneidet und sich in die hohen verzierten Dachoeilsprünge legt. Diese schließen im spitzen Winkel, deren Seiten sich zu einer Säule verbinden, die zwischen zwei eleganten Pyramiden steht. Das Hauptgebäude flankiren zwei Thürme, während die Zinnen sich in der Luft spiegeln.

Wanderungen durch die Gärten der Vorzeit.

Von **H. Jäger.**

III.

(Mit S. 605.)

Die Gärten des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Die in dem vorigen Abschnitte geschilderte Geschmacklosigkeit war in voller Blüte, als Ludwig XIV. zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Pracht seines Hofes entfaltete. Als die Gärten von Versailles angelegt werden sollten, berief der König den Architekten Le Nôtre, welcher sich durch andere Gartenanlagen Ruf erworben hatte, zu diesen Ausführung. Le Nôtre war der rechte Mann für einen König wie Ludwig XIV., und wußte von den unbeschränkten Mitteln Gebrauch zu machen. Im Allgemeinen beherrschte er die regelmäßigen Formen der italienischen Gärten bei. Aber er ließ die steinlichen Zuthaten, die Grotten- und Wasserspielereien, die scheinbaren Gebäude z. weg, und führte die regelmäßigen Formen in einer bis dahin nicht gesehenen Correctheit und Größe aus. An die Stelle der Terrasse trat meistens die geneigte, mit Rasen überkleidete Ebene. In gleicher Weise wurde die Treppe möglichst vermieden, und der Aufstieg durch eine sanfte Böschung erreicht. Die Alleen, welche in den italienischen Gärten nicht viel mehr als eine Nachahmung der Säulenhalle war, erhielt nicht nur eine bedeutendere Länge, indem sich die Baumreihen durch ganze Gegenden fortsetzten, sondern auch eine andere Bedeutung durch die Verbindung, indem man 4—12 Baumreihen neben einander anbrachte, und von Alleen Sterne bildete, die strahlenförmig vom Schlosse oder einem Hauptpunkte ausliefen. In derselben Weise durchschnitten breite Wege die zum Garten gezogenen Wälder. Meist hatte jede dieser Alleen einen Schluß durch einen Aussichtsgegenstand, hier im eigentlichen Sinne Point de vue genannt. Der eigentliche Zweck der Wege war Nebensache, und viele wurden nie benutzt. Das unentbehrlichste Stück war die Avenue oder breite Auffahrtsallee zum Schloß, welche entweder allein bestand, oder sich vor dem Schlosse in einen großen Platz ausdehnte, der in regelmäßige Figuren getheilt und meist mit einer großen Fontäne versehen war. Häufig waren die Alleen von breiten Kanälen begleitet, oder die Zwischenräume waren von sprühwindlichen Teichen ausgefüllt. Vor dem Schlosse breitete sich das Parterre, ein großer freier Platz aus. Dieses war, wenn nicht eines Orangen- oder Lorbeerhaines z. in Kübeln aufgestellt waren, ganz baum- und schattenlos, hatte aber meist an den Seiten 2—4 regelmäßige Baumpläße oder Haine, die, weil die Bäume im Fünfreerband gepflanzt waren, Quincuncen genannt wurden. Das Parterre war in regelmäßige Abtheilungen getheilt, und enthielt, wo es möglich war, reich verzierte Springbrunnen und in Stein gefaßte Teiche, außerdem Flächen, welche aus Buz gebildete Teppichmuster darstellten. Aber diese gesünstelten Beete enthielten nicht, wie heutzutage, Blumen, sondern waren mit farbigem Sand ausgefüllt, welcher bei größerer Pracht durch farbige Steine und Schladen, ja in einigen Fällen mit Blumen aus Porzellan und Scores ersetzt wurde. Wasserkünste waren auch in diesen französischen Gärten ein unentbehrlicher Bestandtheil, erreichten aber nur in seltenen Fällen ihre italienischen Muster in Villa d'Este und Aldobrandini. Dello größer waren die Bassins und geraden Kanäle. Die im Garten liegenden Alleen waren von hohen Heckenwänden begleitet, welche den Spaziergang an den Seiten schlossen. Die Bäume waren zu regelmäßigen Formen geschnitten, meist viereckig, seltener rundlich. Die innere Allee wurde häufig durch aus Gitterwerk gebildete hohe Laubengänge, bereaux genannt, von künstlicher Form und großer Ausdehnung ersetzt, oder das Berceau bestand neben der Allee. Diese Laubhallen von Hainbuchen dehnten sich hie und da zu hohen, weiten Sälen aus oder ahmten, Plätze umschließend, die Form von noch innen offenen Säulenhallen nach. Größere oder kleinere Waldstücke, Bosketts genannt, waren von hohen Hecken umgeben und boten versteckte, kühle Plätze; aber sie unschlossen einen freien Platz, ein Gebäude, Bassin z. Oft waren die Hecken bogenförmig durchbrochen, was ihre Einsörmigkeit sehr verminderte, und eben so oft bildete die Scheere den Gärtners aus der Hecke hervorragende Thürmchen, Pyramiden, Kugeln u. a. m. Ueberall standen Statuen, Vasen z. s. w., und in den Palastgärten waren die Brunnen reich mit Skulpturen, Nymphen, Tritonen, Delphine ꝛc. daselbst, geschmückt.

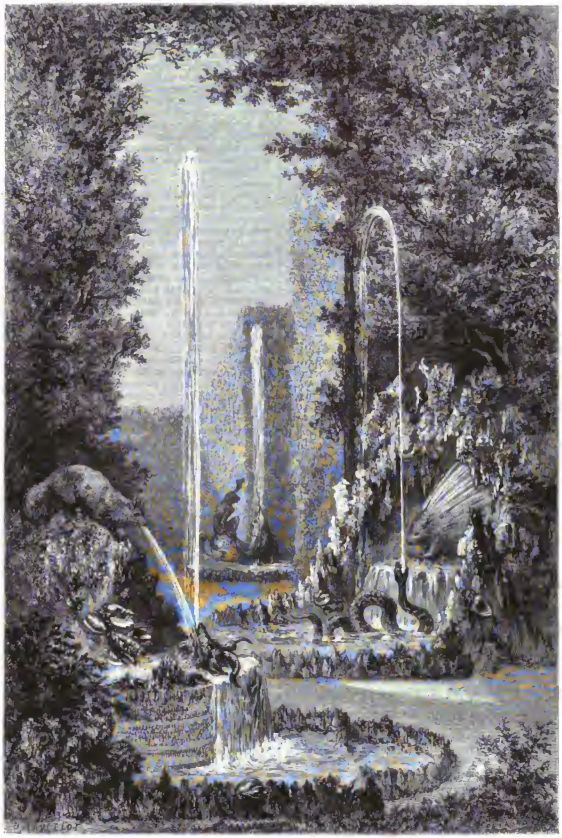
So weit waren die neuen Gärten, obschon herzlich langweilig, im Vergleich zu den Schnörkeleien der Gärten damaliger Zeit ein Fortschritt. Aber Le Nôtre begnügte sich damit nicht. Um den Platz auszufüllen, mußten neue Bestandtheile erfunden werden, und so entstanden jene Städte von Hecken, mit Straßen, Plätzen, Domen und Triumphbögen von Laub und Gitterwerk, und in einzelnen Abtheilungen die Zimmer, Kabinete, Theater, Labyrinthe ꝛc. — Alles von Hainbuchenhecken, die wohl zu weilen durch Aufnahme einer wunteen Gesellschaft belebt waren, aber zum Spazierengehen ganz gewiß auch den Menschen damaliger Zeit unleidlich gewesen sind. Und leider wurden gerade diese Bestandtheile, weil sie sich auch im Kleinen herstellen ließen, am meisten in Privatgärten nachgeahmt.

Dieser sogenannte französische — besser gesagt altfranzösische — Gartenstyl machte schnell seinen Rundlauf durch die civilisirte Welt, und erhielt sich, obschon seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts untergraben, bis nahe an das Ende desselben, wenn Friedrich der Große Lepte noch Sanssouci in diesem Geschmack an. Es war ein Styl für Paläste, zu deren Formen und Bewohnern er sehr wohl paßte. Aber aus diesem Grunde mußte er auch zu Erbitemlichkeiten führen, wo diese vornehmen Bedingungen fehlten. Und diese stellten leider in 99 unter 100 Fällen der Nachahmung. War doch in Deutschland kein sogenannter Edelhof mehr ohne einen französischen Garten! Da sich sehr bald Pflanzenfabrikanten fanden, so wurden viele Bäume von Gartenmeistern verbeeret und zum Ausschnitt nachgeahmt. Jeder geometrische Zeichner war fähig, einen Gartenplan zu machen, denn er bestand in weiter nichts, als in Ausfüllung einer Fläche mit regelmäßigen Figuren.

Vom früheren italienischen Styl unterscheidet sich der französische außer den schon angedeuteten Dingen durch seine strenge Regelmäßigkeit. Der italienische forrnte die Plätze, wie es der Boden gestattete, und war nur um die Gebäude vollkommen regelmäßige. Der französische verlangte unbedingte Regelmäßigkeit, und jedes Ding mußte ganz genau sein vis-à-vis haben. Da das nur in Ebenen und sanften Abhängen möglich war, so legte man die Lustschlösser und Gärten an solchen Plätzen an. Durch Beides — die Lage und ausnahmslose Symmetrie — erzeugte sich aber eine Einförmigkeit, welche unausbleibliche Langeweile zur Folge hat.

Der ursprünglich französische Styl, wie er in Versailles, Marly und andern Orten zur Anwendung kam, erlitt zwei wesentliche Abänderungen. Zuerst bemächtigte sich der Rococogeschmad der Gärten, dann wurde er durch die Holländer zugestutzt. Die Rococogeit brachte zwar manche Lächerlichkeiten in die Gärten, aber auch eine gewisse Abwechslung und Abwechselung, welche den geoßen, steifen Massen nur günstig sein konnte. Wäre nicht zugleich die Baumfeindseligkeit so übertrieben worden, so hätte man den Rococo in Garten einen Fortschritt nennen können. Am günstigsten war er kleineren Gärten, die von den langen, geraden Linien des reinen Styls keinen Gebrauch machen konnten. — Dagegen gingen die Holländer übel mit den neuen Gärten um. Sie verordnungsmäßig Hecken- und Kanalsystem in kleinlichster, peinlichster Weise, und nahmen alle vom Barockstil überkommenen Spielereien wieder auf, diesen andere von eigner kleinlicher Erfindung hinzufügend. An beliebtem, springendem Wasser fehlte es gänzlich, ebenso an Bodenerhebungen, was natürlich in der

Digitized by Google



Altes Labyrinth in Verſailles. (S. 604.)

Digitized by Google

Natur des Landes lag. Man darf aber nicht glauben, daß der sogenannte holländische Styl ein veränderter Le Notre'scher war. Die Holländer hatten mehr als andere Nationen den verunreinigten italienischen Geschmack aufgenommen und geschmacklos zugespitzt, ehe an den neuen Styl in Frankreich zu denken war. Schon Kaiser Maximilian II. besaß seinem Lustgarten in Lazenburg, einen Garten „auf holländische Art" anzulegen. Der französische Styl brachte nur neue Formen nach Holland und bequeme sich eher der Ebene an. Im Garten war nichts mehr Natur, sogar die Baumstämme wurden weiß angestrichen. Das einzige Gute daran war, daß, obschon meist nicht im Ziergarten liegend, Tulpen- und Hyazinthenbeete vorhanden waren. Und doch wurde auch diese alle „holländischer Styl" bezeichnete Ankartung im Auslande nachgeahmt, und was in Holland natürlich und unvermeidlich war, die Kanäle, selbst man anderwärts künstlich mit großen Kosten her.

Die in den Gärten eingeführte Unnatur mag schon zu alten Zeiten bedeutende Gegner gehabt haben. Wir haben gesehen, daß einzelne römische Gärten nichts Anderes als verschonerte Landschaften waren. Tasso schildert im „befreiten Jerusalem" (XVI. Gesang, 8. und 10. Stanze, sowie schon im XV. Gesange) die Zaubergärten der Armida als einen blumigen, wasserreichen Park, und wenn man Karl Hummel's schönes Bild (im Besitz des Großherzogs von Weimar) ansieht, welches nach der Beschreibung des Dichters entworfen ist, so glaubt man ein Stück modernen Parks mit fremdem Blumenschmuck vor sich zu haben. War dieß die Beschreibung eines Gartens jener Zeit, wie Italiener annahmen, oder das Ideal eines Gartens, wie es dem Dichter erscheinen? Wir wissen es nicht, hatten aber wohl das Letztere mit mehr Grund annehmen. Auch Milton entwarf im „verlorenen Paradiese" mit glühenden Farben im prophetischen Sinne ein solches Gartenideal, allerdings nachdem Bacon von Verulam (in dem Schriftchen «de hortis») schon 1624 sich bestimmt gegen den herrschenden Geschmad ausgesprochen und natürlichere Gartenszenen empfohlen hatte.

Der Unwille gegen das Maltraitiren der Natur in den Gärten wuchs um so mehr, je ärger dieß getrieben wurde, und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stellte man schon die und da das Beschneiden der Bäume ein. Die damals eben der größten Begünstigung sich erfreuende Landschaftsmalerei brachte die Gebilden der Natur wieder näher und lehrte sie ihre Schönheiten kennen, und es mag wohl neben manchem steifen Garten ein Waldchen oder Wiesengrund bewahrt und mit Wegen versehen worden sein. In England wurden die Thierparke mit bessern Wegen durchzogen, und waren schon eine Art Park im jetzigen Sinne. Hierzu kam, daß durch den Aufschwung der Schifffahrt und der Naturwissenschaften so große Mengen von fremden Pflanzen, besonders nordamerikanischen Bäumen und Gesträuchen, in England eingeführt wurden, daß sie in den Gärten nach alter Einrichtung nicht unterzubringen waren, weßhalb man sie hie und da in Form von Gruppen und lichten Waldchen anpflanzte. Wohl mochte schon manche natürliche Gartenszene bestehen, aber es bedurfte der Autorität einer bedeutenden Persönlichkeit, um der Neuerung Geltung zu verschaffen, und diese fand sich in der Person des berühmten Dichters Pope, der auf seinem Landgute Twickenham einen Garten anlegte, in welchem die gerade und regelmäßige Linie und regelmäßige Pflanzung gänzlich aufgegeben und kein Baum mehr beschnitten wurde.

Diese glückliche, von ganz England angestaunte Neuerung führte den Maler Kent, welcher sich Gartenleuntnisse erworben hatte, zur Anlage eines größeren Parks in Carletonhouse für den Prinzen von Wales, wobei er die Regeln der Landschaftsmalerei in Anwendung zu bringen versuchte. Als nun der Kent von 1725—1735 Claremont anlegte, war der neue oder englische Styl eine Thatsache. Um ihn noch mehr zu befestigen, erzählten bereits vorhandene Nachrichten über die Gärten in China dem verwunderten Publikum, daß die chinesischen Gärten seit Jahrtausenden eine idealistische Nachahmung der schönsten Landschaftsbilder gewesen wären. Ein gewisser William Chambers, welcher China kannte, ging so weit, daß er, als nach einigen Jahrzehnten ein handwerksmäßiges Nachahmen der ersten genialen Künstler nur Gärten vom traurigsten Einerlei zuwege brachte, seine eigenen, etwas überspannten, aber geistreichen und durchdachten Ideen über die natürlichen Gärten den Chinesen unterlegte und so Verlockendes davon erzählte, daß man darin die einzig nachahmungswerthen Vorbilder erblickte. Zugleich gab Chambers im Part zu Kew, nahe bei London, seinem Ideal nach chinesischen Musters Ausdruck. Diese Neuerung hatte viel Bestechendes und verbreitete sich als englisch-chinesischer Styl in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts über ganz Europa, und später über Nordamerika. Der chinesische Styl kennzeichnete sich durch ein Bestreben nach unbegrenzter Mannigfaltigkeit. Da entstanden künstliche Hügel und Felsen, Wasserfälle, wunderlich geschlängelte Gewässer, Brücken über Wasser und Schluchten (oft ganz zwecklos angebracht) in großer Menge, Tempel, chinesische Häuschen und Thürme, Pavillons, Einsiedeleien, Kapellen ꝛc. Welcher Unsinn mit diesen und ähnlichen Dingen getrieben worden ist, haben wir Alle mit angesehen, denn noch gibt es hie und da solche Gärten.

Der neue Geschmad verbreitete sich schnell nach Deutschland, Dänemark, Schweden, Rußland, langsam in Frankreich, spät und spärlich in den Ländern romanischer Zunge. Er kam in Deutschland der eifrigsten Vertreter, als Schriftsteller besonders Hirschfeld (Professor in Kiel).

Der erste Park (so hieß man und heißt noch diese Landschaftsgärten) in Deutschland war der bei Baron Münchhausen zu Schwöbber bei Hameln an der Weser, welcher jedoch von dem bald darauf (1765) angelegten Park von Harbke bei Helmstädt, Besitz des Hochreichsgrafen von Veltheim, übertroffen wurde. Dieser Park besteht noch jetzt, und wird von der Familie Veltheim gut unterhalten. Ganz in Deutschland überzog sich mit Parklanlagen, und da es scheinbar weniger nichts bedurfte, als Beibehaltung der Natur, so nannte man jedes mit krummen Wegen durchzogene Wiesenstück oder Wäldchen einen Park, dessen Glanzpunkt eine Strob- oder Rindenhütte, vielleicht ein von vier Fichtenstämmen getragenes Tempelchen war. In keinem Lande waren die Verirrungen dieses Styls größer, als in Deutschland, und es ist unglaublicher Blödsinn in den Gärten zu Tage gekommen. Diesen zu bekämpfen und auf einen reinen Geschmad hinzuarbeiten, haben sich viele der hervorragendsten Geister herbeigelassen, selbst Schiller (in der Rezension des Gartenkalenders von 1795) und Goethe, Letzterer auch praktisch. Aber endlich ist es bei und zu einer Klärung gekommen, und wir Deutschen haben mehr als eine andere Nation das Verdienst, die moderne Landschaftsgartenkunst ausgebildet zu haben, während man in England nach ungeheuren Anstrengung und Anlage unzähliger, dabei größer und herrlicher Parke, später nach Repton's Tode stehen blieb, und Frankreich erst in neuester Zeit nennenswerthe Anlagen hervorgebracht hat. Wir haben zwar häufig noch die Muster moderner Ausschmückung aus England, aber wir machen es — abgesehen von Dingen, welche viel Geld kosten, — besser, geschmackvoller. Wie haben es dahin gebracht, daß sich die Jünger der Kunst nicht mehr wie sonst streiten, ob der regelmäßige oder natürliche Styl vorzuziehen sei, sondern finden Beides schön am passenden Plaße, ziehen die Ungezwungenheit natürlicher Formen vor, ohne künstliche auszuschließen, kurz, wir verbinden Natur und Kunst auf eine Weise, welche den verschiedensten Ansprüchen und Neigungen genügen muß. So ist es auch gekommen, daß wir auf den italienischen Villenstyl zurückgegangen sind, daß wir — was zur Zeit des streng englischen Styls ein schreiender Verstoß gewesen wäre — an dem Schlosse oder dessen Terrassen und Parterre von größter Symmetrie anlegen, an welche sich in ungezwungenster Weise der landschaftliche Theil anschließt.

Wir können selbst Manches aus den altfränkischen Gärten entlehnen und beibehalten, ja sogar Nachahmungen orientalischer Gärten und altrömischer Anlagen versuchen, ohne das vormalende Kunstprinzip — idealisirte Natur — aufzugeben. Daß auch England dieser Richtung nicht fremd geblieben ist, zeigen und die Schöpfungen Sir Joseph Paxton's in Chatsworth, und später um den Krystallpalast von Sydenham, wo dieser geniale Gärtner Englands, vielleicht seiner Zeit, die Pracht der altitalienischen Villa mit ihren Wassermerken, Bauwerken und Skulpturen an die Ufer der Themse gezaubert hat. Dieses Beispiel wird hoffentlich über das Grab Paxton's fortwirken. Und so stehen wir auch mit unserer „nordischen Gartenkunst" nicht mehr vereinzelt da, rein auf den Norden beschränkt, denn so viel steht fest, daß der rein landschaftliche Styl in Gärten wärmerer Gegenden unmöglich wird, wo wir an verschiedenen gemachten Versuchen gesehen haben.

Eine Theater-Prinzessin vor hundert Jahren.

Von

Alb. Wittstock.

Das alte Hotel Pontbieu in der Rue Betitzhy in Paris war ein Hotel garni geworden, welches ein schlichter Bürger, Namens Arnould, mit seiner Frau leitete. Diese wackeren Leute hatten sinf Kinder, welche sie mit äußerster Sorgfalt erzogen. Ihre Tochter Sophie wurde im Karneval 1740 geboren, und zwar in demselben Zimmer, wo der Admiral von Coligny ermordet wurde. „Ich bin durch eine berühmte Thüre zur Welt gekommen," sagte Sophie Arnould oft.

Sophie zeigte frühzeitig große Anlagen, namentlich in Musik, Gesang und Tanz. Selten hatte man eine Stimme von solcher Melodie und Frische gehört. Ihre Mutter erstaunt, daß dieses ein Schatz sei, der gepflegt werden müsse.

Das junge Mädchen sang manchmal bei kirchlichen Festen mit. Bei dieser Gelegenheit hörte sie eines Tages die Prinzessin von Modena und befahl sie zu sich in ihr Hotel. Sie entzückte mit ihrer Stimme die Fürstin, welche ihr ein Halsband schenkte und sagte: „Sie singen wie ein Engel, schönes Mädchen, Ihr Glück ist gemacht."

Digitized by Google

Seit diesem Tage durchlief der Name Sophie Arnould die Salons; man sprach von ihrer reizenden Stimme, aber auch von ihrer Anmuth und ihren schönen Augen. Eines Tages mußte sie bei Frau v. Pompadour singen. Dieselbe applaudirte mit Enthusiasmus. „Mein junges Kind," sagte sie, „Sie werden einst eine reizende Prinzessin werden." Sophiens Mutter antwortete für ihre Tochter: „Ich weiß nicht, Madame, was Sie sagen wollen. Meine Tochter ist nicht reich genug, um einen Fürsten zu heirathen, und andererseits ist gut erzogen, um eine Theater-Prinzessin zu werden."

Indessen war doch Sophie Arnould auf dem Wege zur Oper; um ihre Mutter nicht zu erschrecken, sagte man ihr, daß ihre Tochter nur für die Musik des Königs instruirt sei. „Zur Oper gehen heißt zum Teufel gehen," sagte Madame Arnould. „Liebe schicke ich Dich in's Kloster," und sie schloß ihre Tochter ein. Aber bald wußte der Intendant sie zu überreden, daß alle Herzen des Volkes mit Ungeduld den göttlichen Gesang Sophiens erwarteten, und zeigte ein königliches Dekret, das Sophien eine vortheilhafte Anstellung verlieh. Die arme Mutter weezweifelte durchaus noch nicht, diese Tugend zu retten; sie wachte aber ihre Tochter mit der größten Sorgfalt, sie begleitete sie jedesmal bis hinter die Coulissen und führte sie wieder nach Hause. Die Rouès von 1757 umschwärmten vergeblich die Sängerin.

Sophie Arnould debütirte mit siebenzehn Jahren, und sofort nach ihrem ersten Auftreten war sie von ganz Paris angebetet. Es regneten Bouquets zu ihren Füßen nieder. Madame Arnould sagte zu den jungen Herren, welche ihre Tochter umringten: „Ihr werfet Dornen auf ihren Weg." Aber trotz aller Wachsamkeit der Mutter wußte sich die Liebe doch einzuschleichen. Von Allen, welche den Schritten Sophiens folgten, war aber am verliebtesten der Graf von Lauraguais, und er wollte um jeden Preis siegen. Er war unternehmend und liebte die Abenteuer. Eines Abends bei einem Trinkgelage wettete er mit seinen Freunden, daß nach vierzehn Tagen Madame Arnould ihre Tochter nicht mehr nach der Oper führen werde.

Am nächsten Morgen kam ein junger Dichter aus der Provinz unter dem Namen Dorval im Hotel Pontbieu an. Seine guten Manieren gefielen Madame Arnould; er war bald mit seinen Wirthsleuten bekannt. Er erzählte ihnen mit großer Naivetät den Zweck seiner Reise. Er hatte in der Normandie eine Mutter zurückgelassen, welche Ihnen gleicht, Madame, und eine Schwester, welche Fräulein Sophie ähnlich sieht," um in Paris sein Glück als Literat zu versuchen. — „Armes Kind!" rief Madame Arnould, „warum sind Sie nicht bei Ihrer Mutter und bei Ihrer Schwester geblieben?" — „O verzweifeln Sie nicht," erwiederte Dorval, „ich habe hier eine hübsche Tragödie, ach, wie viele Nächte habe ich bei diesem Werke zugebracht!" — Sophie hörte neugierig und aufmerksam zu. — „Sie sind zu beklagen, mein Herr, wenn Sie als Dichter in Paris leben wollen. — Genug für heute," unterbrach Madame Arnould, „Herr Dorval wird müde sein, hier ist der Zimmerschlüssel." — „Ach!" dachte Sophie ihm nachblickend, „er nimmt den Schlüssel meines Herzens mit fort."

Der Graf von Lauraguais kannte die Frauen und wußte zu siegen. Die Eroberung ging außerordentlich schnell. Nach einer Woche entführte der Dichter Dorval Sophien aus dem Hause ihrer Eltern. Eine süße, leidenschaftliche Entführung. Er trug sie eine halbe Stunde lang in seinen Armen. Er hatte Alles vorher bestellt, aber dieser hatte sich in der Straße geirrt. Ein halbes Jahrhundert später erzählte der Graf von Lauraguais, als er Pair von Frankreich und Herzog von Brancas geworden war, diese romanesk Entführung folgendermaßen: „Sie war Psyche, ich war Zephyr, ich hatte Flügel, die Flügel der Liebe. Sie weinte. Was wird meine Mutter sagen, meine arme Mutter, wer wird sie trösten?" — In diesem Augenblick kam der Wagen des Grafen.

Diese Entführung machte am Hofe und in der Stadt großes Aufsehen. Man bedauerte die arme Mutter, aber der Graf Lauraguais spottete über die öffentliche Meinung. Indessen vergaß Sophie die Oper, das wahre Theater ihres Ruhmes nicht, sie sang immer mit frischer und melodischer Stimme, sie spielte mit aller Anmuth und allem Gefühl einer großen Schauspielerin. Garrick in seiner Reise nach Paris erklärte, daß Fräulein Arnould die einzige Schauspielerin sei, die seine Augen und sein Herz getroffen.

Ungeachtet aller Bemühungen des Hofes huhr der Graf fort, mit ihr unter demselben Dache zu leben. Sophie verfiel in einen ungeheuren Luxus. Ihr Haus war ein Palast, ihr Salon ein Museum, ihre Toilette eine Feerie. So vergingen vier Jahre. Da ging eine Sinnesänderung in Sophien vor. Während einer Reise des Grafen beschloß sie, mit ihm zu brechen. Sie ließ alle Juwelen und Reichthümer zurück, nur die beiden Kühe, welche sie geboren hatte, nahm sie mit sich.

Wenige Zeit vor der Revolution verließ sie das Theater, die Leidenschaften der Oper und die der Welt, um sich auf das Land zurückzuziehen. Sie ahmte Voltaire, Chesterfield, Rousseau nach; sie begeisterte sich für die Landwirthschaft, wie Marie Antoinette, sie hatte Kühe und Schafe, sie machte Butter und Käse und sie pflückte Erbsen in ihrem Garten.

Sie beschäftigte sich mit ihrem Lobe und ihrem Heile. Diese Frau, welche wie Magdalena ihre ganze Seele in Liebe getaucht hatte, bereitete sich mit einer gewissen Idiotischen Strenge zum Tode vor. Am Ende des Parks ließ sie ihre Grabstelle errichten und darüber die Worte schreiben: Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt.

Würde man es glauben? Die Sans-Culottes stoeten sie in ihrer Zurückgezogenheit, indem sie sie für eine Religiöse nahmen. „Meine Freunde," sagte sie zu ihnen, „ich bin alle eine freie Frau geboren, ich bin immer eine sehr thätige Bürgerin gewesen und kenne die Menschenrechte auswendig." Die Sans-Culotted wollten ihr nicht glauben, als einer von ihnen eine Büste bemerkte: es war Sophie Arnould in der Rolle der Iphigenie. Er erkannte die Züge wieder. „Das ist eine gute Bürgerin!" sagte er und man ließ sie in Ruhe.

Es blieben ihr 30,000 Livres Rente und viele Freunde. In zwei Jahren hatte sie das Unglück, ihr Vermögen zu verlieren und auch ihre Freunde. Sie kam arm nach Paris zurück und fiel in das größte Elend. Vergebens klopfte sie an die Thüren Aller, welche sie einst geliebt hatten, aber sie waren nicht mehr da. Gefängniß, Exil und Guillotine hatten sie zerstreut. Ein Perrückenmacher, welcher sie in ihren schönen Tagen coiffirt hatte, gewährte ihr ein Asyl — ein enges, feuchtes Kämmerlein. Manchmal sang sie noch auf den Straßen, man horchte und schenkte ihr ein Almosen.

Eines Tages trat ihr Wirth bei ihr ein. „Ein Exilirter," sagte er, „welcher heimlich aus Deutschland kommt, bittet mich um Obdach; ich habe keinen andern Raum als diese Kammer." In dem Augenblick erschien der Fremde. Raum erblickte ihn Sophie Arnould, als sie ihm an den Hals sprang. „Du bist es!" rief sie, „welche Wohlthat, welche Freude ich?" — „Himmel!" rief der Graf L., „ich finde in meinem Vaterlande noch ein Herz, das sich meiner erinnert!" Sie umarmten sich und schworen sich nicht zu trennen. Sie theilten ihr dürftiges Stück Brod.

Sophien lachte noch einmal die Sonne vor ihrem Tode. Feuchs hatte sie geliebt. Als er 1798 Minister wurde, verlangte eines Morgens eine in Lumpen gehüllte Frau Audienz bei ihm. Er erkannte Sophie Arnould und bestimmte eine Pension für sie, da eine Frau, die zwanzig Jahre lang durch ihre Stimme alle Herzen entzückte, Anspruch auf eine Nationalbelohnung habe.

Im Jahre 1802 beerbigte man ohne Lärm, ohne Eklat, ohne Pomp eine Frau, deren Talent einst ganz Frankreich hingerissen hatte. Als Sophie Arnould in ihrer Todesstunde Beichte, und dem Pfarrer ihre erste, feurige Liebe mit dem Grafen Lauraguais erzählte, da sagte zu ihr der Geistliche: „Meine arme Tochter, das war eine böse Zeit!" Sie antwortete mit Thränen in den Augen: „Wie war ich so unglücklich, aber es war eine gute Zeit!"

Briefmappe.

Hrn. Dr. E. C. E. in E. Wir sind im Talmud nicht so bewandert, wenden Sie sich an einen Rabbiner.

Frl. Nina in Nürnberg. Es gibt ein Gefühl in unserer Brust, das uns unwillkürlich hinzieht zu einer Person, aber auch es in uns selber unerklärlicher Weise heftigen Widerwillen gegen sie empfinden läßt. Solche Gefühle stellen wir nie gewaltsam zu unterdrücken suchen. Die Liebe haben schon Millionen Poeten besungen. Die Abneigung finden wir meist mitgetheilt psychologisch und poetisch so schön ausgesprochen, wie in Gretchens Worten zu Faust über Mephistopheles:

Der Mensch, den Du da bei Dir hast,
Ist mir in tiefer innrer Seele verhaßt.
Es hat mir nie meinem Leben
So wichtig einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht ...
Seine Gegenwart bewegt mir das Blut,
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber wie ich mich ihme Dich zu lieben,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen.

Frau. Kaufmann T. in Köln. Der Name Asbyath findet sich schon im Griechischen des Hesychius. Er gehört zu der großen Familie der Korbblüter. Ferner gehört dahin Beifuß, Estragon, Wera und Zitwerjamen. Sie sind reich an bitterem ätherischen Oele und Gerbstoff. Die Verwendung zu Liqueur ist bekannt.

Meta. „Der Verständige kann über Mißverstand mit Erwerb nach, als wenn er nicht allein; und nicht fürchte; die Jugend übe er aber, als wenn der Tod ihm eben bei den Haaren gefaßt hätte!" — Ja, wir können von den Weisen Indiens noch viel Lebensweisheit lernen.

Fr. v. L. in Leipzig. Wir bedauern sehr. Aber stellen Sie wirklich keine Ahnung davon gehabt haben, daß das Redaktionszimmer der Illustrirten Welt kein weibliches Wesen birgt?

Ursula. Allerdings: Ein guter Anordner ist besser als zwei Schaffer.

Auflösung des Silberräthsels Seite 576:

Arbeiteranstand.

Digitized by Google

Der Schneider von Brinzingen. I.

Originalzeichnungen von **C. Reinhardt.**

Hebt an das Lied zu singen
Vom Schneider zu Brinzingen,
Der auf die Jagd nach Hirschen ging
Und seiner Nachbars Esel fing.
Halli! hallo! frisch auf zur Jagd, zur Eselsjagd, zur Schneiderjagd!
Halli, hallo, hah, meck, meck! Juchheirassa!

Der Schneider von Brinzingen
Thut wie ein Gemsbock springen.
Halli! hallo! ich hab' gefeit'n
Im Wald ein Thier mit Hörnern drei'n!
Halli! hallo! u. s. w.

Frisch auf zur Jagd, Gesellen!
Den Mondschein leuchtet hehr.
Gold soll retten's ganze Land
Den Hirsch und Rehe ein fettes Schmaus.
Halli! hallo! u. s. w.

Er greift zu seiner Flinten,
Den Hirsch im Wald zu fahn:
Der Esel rauft mit Macht: nah!
Der Schneider schreit: der Hirsch ist da!
Halli! hallo! u. s. w.

Zwei Hörner sieht er ragen,
Schon bei er angeschlagen.
Der Schneider schießt mit hohem Muth,
Der Esel liegt in seinem Blut.
Halli! hallo! u. s. w.

Das jungen Ehrenpreis
Fahl sein Gesell mit Ehren.
Mein lieber Meister, ei, ei, ei,
Das ist ein schönes Hirschgeweih.
Halli! hallo! u. s. w.

Digitized by Google

Das Herz.

Eine wahre einfache Geschichte in mannigfachen neuen Kapiteln.

Von **Robert Byr.**

(Fortsetzung.)

Es wandelte sich so traulich durch den stilldämmerigen Abend, umflossen von der lauen, duftgeschwängerten Luft, umhuscht von den heimlichen Schatten der Bäume, von Niemanden belauscht als von den leise aufgehenden Sternen am Firmamente, das Liebchen am Arm und das süße Geheimniß in der Brust. Ja, was doch auf Erden ein paar Schritte für einen Unterschied machen — nur wenige Schritte vor dem seligen Paare wandelte das alte Stiftsfräulein und der Bankier, und Beide merkten von all' den Bonmegefühlen dieses Spaziergangs aber auch gar nichts, und selbst Valerie's Brust war wohe und enge zusammengepreßt. Und Alles nur darum, weil der unsichtbare Begleiter der Gesellschaft vorging, ein paar Schritte hinter ihnen zurückzubleiben und zwischen dem letzten Paare einherzuschweben, der unsichtbare stille Genosse — das Liebesglück.

Lange genug gingen die Zwei selbander, ohne ein Wort zu reden, und als sie endlich zu sprechen begannen, da war das einförmige, eudlose Gespräge der Liebenden lauter als ihre Gefühle.

„Weßhalb haben Sie mich so mißhandelt," fragte er vorwurfsvoll, „als ich vor acht Tagen zum ersten Male auf die Villa kam?"

„Hätte ich das?" gab sie bebend vor Aufregung zurück, kaum wußte sie, was sie sprach, jede Saite in ihr war auf das Aeußerste angespannt, „ich weiß mich nicht zu erinnern."

„Warum leugnen Sie es, Ida? Sie müssen es noch wissen, Sie müssen sich dessen erinnern — Sie haben mich ja dadurch fortgejagt und ich wollte nimmer wieder kommen."

Ein leises Zucken ihres Armes verrieth, wie im nämlichen Momente ein Pfeil ihr Herz getroffen hatte. Beinahe schmerzlich klang der Ton ihrer Stimme, als sie erwiderte: „Das hätten Sie vermocht?" rasch aber korrigirte sie sich und setzte heinahe kichernd hinzu: „Ach, Sie kannen ja doch wieder."

„Nur weil ich noch Eines vergessen hatte, das mir keine Ruhe ließ."

„Gewiß ein Zweifel betreffs des grünen Theed oder die Ungewißheit über das Verfinden Coco's?"

Wäre es nicht zu finster gewesen, er hätte das schelmische Lächeln sehen müssen, das um ihre Lippen glitt, denn Ida nahm eben den Strohhut ab und hängte ihn an den freien Arm, um die Stirne im milden Abendhauche zu kühlen.

„Nein, mein Fräulein, ein Anderes, je nachdem weniger oder mehr wichtig als die beiden eben erwähnten Dinge."

„Ich rathe schwer."

„Mein Pfand."

Eine Pause trat daranf ein, Beide fühlten, daß es mit dem Scherz, wie mit dem Versteckenspielen jetzt zu Ernst sei. Höher schlug Beiden das Herz, denn der entscheidende Moment war gekommen, wo das geheimnißvolle Zauberwort gesprochen werden — das „Sesam öffne Dich!" dem Herzen sich erschließen mußte.

„Sie selber haben mich aufgefordert, Ida, es einzulösen," sagte dann Zeno mit weicher Stimme, „ich that es, wollen Sie den Einkauf gelten lassen?"

Die Röthe, die nun das liebliche Gesicht übergoß, deckte mitleidig die gütige Nacht, deren Schatten jetzt noch tiefer auf dem Wege lagen, seit die Heimkehrenden den Irrhain betreten hatten. Wie sollte das bebende Kind die Frage nehmen? welchen Einkauf meinte er, die Blume oder —?

„Sie antworten nicht?" drängte er. „Habe ich Sie erzürnt, o dann werfen Sie immerhin auch das Vergißmeinnicht in das hohe Gras zurück, auch dem ich gehofft, dann war Alles ein plumper, ungeschlachter Scherz von mir, den Sie vergeben mögen und vergessen, wie mich selbst."

Seine Worte klangen bitter, es lag die Erregung seiner Seele in ihnen, all' die Furcht, das Bangen, die Verzweiflung; — konnte er ja doch nicht in ihr Auge schauen, konnte er ja doch aus ihnen die Antwort nicht lesen, mit der ihre Lippen noch immer zauderten. Mit aller Zuversicht, die ihn den ganzen Nachmittag hindurch getragen und gestiftet hatte, war's nun mit einem Male vorbei, das Herz — das thörichte Herz war Meister über den ruhigen, scharfen Verstand. Wozu taugte ihm nun all' seine Welt- und Menschenkenntniß? Befangen, unsicher war sein Urtheil, zauderud, ungewiß sah er in die nächste Zukunft, wie ein Knabe, nicht wie ein Mann, der auf Konsequenzen pocht und weiß, was kommen muß.

„O ja, ja, ich bin ein thörichter, unciviliirter Mensch," stieß er nun hervor. „Sie haben Recht, mein Fräulein, wenn Sie mir zürnen, wenn Sie diese Blume vielleicht schon weggeworfen haben. Es war ungeschickt, es war vermessen von mir, ein Pfand gegen ein anderes, den Scherz in Ernst umwechseln zu wollen. Lassen Sie's ein Spiel sein — das Spiel ist zu Ende."

„Ich werde dieß Pfand so sorgfältig bewahren, wie das erste," klang es leise und mild an Zeno's Ohr; wie beraufcht schlürfte er die Töne ein.

„Ida!" rief es leise, aber mit der ganzen Innigkeit seiner Liebe, indem er den zarten, runden Arm heftig an seine Brust drückte; „Ida! ist es wahr?"

„Oder eigentlich noch weit sorgfältiger," flüsterte es noch leiser, aber nicht ohne einen leichten Beiklang von Schelmerei, durch die Nacht, und dabei wurde der Druck ganz leise erwidert, „damit es mir nicht wieder so tückisch geraubt werde, wie das erste."

Zeno war es, als hüpfe ihm das Herz in der Brust, laut aufjauchzen hätte er mögen zu den blinkenden Sternen, die nur einzeln durch das dichte Laubdach lugten, das sich über den Beiden wie eine Kuppel wölbte. Tief finstere Nacht umhüllte sie, so daß Eines nicht das Andere sah, so waren sie sicher vor jedem neugierigen Blicke. Zeno faßte jetzt plötzlich ihre Hand mit der Linken, löste seinen Arm aus dem ihren, und schlang ihn fest und innig um ihren schlanken Leib. Zitternd hing sie in seinem Arm, der Kopf war rückwärts gesunken, vielleicht perlte eine Thräne in ihrem Auge, wer mag es wissen? — und selig und glühend hing Mund an Mund. —

Es schien nicht den Kopf, schöne und dennoch strenge Sittenrichterin! Jede deine lässenswerthe Lippe nicht so mißbilligend und verdächtig empor! Sieh, und weßhalb hätte sie denn auch dem Kühnen besonders wehren sollen, selbst gegen ihr eigenes Fühlen und Sehnen? — es sah's ja Niemand in jener süßen, traulich finstern Nacht — und am Ende war's ja doch auch nicht mehr der — erste Kuß.

X.

Ein Kapitel der Aufklärungen.

„Wie gesagt, ich habe im Prinzip nichts dagegen, absolut nichts dagegen, aber jedenfalls ist noch Manches zu beheben, die Verhältnisse müssen sich erst feststellen und überhaupt ist das Kind noch zu jung — viel zu jung, lieber Herr Rottmyl."

So sprach der Bankier zu Zeno, als sich Beide am nächsten Tage in dem Gemache gegenüber saßen, in welchem Herr von Helffried Sir Norton vor vier Wochen zum ersten Male empfangen hatte.

Zeno kak in einem feierlichen schwarzen Anzuge, und selbst der Umstand, daß der Bankier, ungeachtet der frühen Morgenstunde, schon seinen Schlafrock mit dem Ordensbande gegen den Frack vertauscht hatte, deutete auf etwas Ungewöhnliches hin, was in der Villa vorging.

Es räth sich leicht, worin das Ungewöhnliche bestand, das seine Wogen zwar nicht mehr in der ersten Gewalt der Brandung, aber doch noch immer in mächtiger Bewegung gegen die Gemüther in dem zierlichen Schweizerhäuschen schlug.

Noch am vergangenen Abende, als sich die Gesellschaft um der Gartenpforte getrennt hatte und die Familie Helffried in die Arme der Mutter gewesen und, das verschämte Antlitz an ihrer Brust bergend, ihre Liebe, ihr Glück gestanden und ihre Mitheilung mit dem Kuße geschlossen: „Mutter, ich will mein Weib werden, ich kann keinen andern Mann auf Erden lieben!"

Das war nun freilich eine kategorische Erklärung, die der guten Frau ganz unerwartet kam und sie so sehr erschütterte, daß sie sich sogleich setzen mußte. Frau von Helffried war nahe daran, eine Anwandlung von Weichmerz zu verspüren; waren ja doch alle ihre Träume, alle ihre Pläne auf's Aeußerste bedroht, ja eigentlich schon zerbrochen. „Der einzige Sohn ihrer innigst geliebten, theuern Freundin" sollte nicht auch ihr Sohn werden, sollte leer aus- und ihr so lange mit besonderer Vorliebe gehegter Wunsch in Rauch aufgehen! Das war keine kleine Prüfung.

Doch Mutterliebe bestand sie doch. Zunächst eilte sie, ihren Gatten aufzusuchen. Wie wenig der Bankier auf diese Neuigkeit vorbereitet war, ging aus der großen Bestürzung hervor, in die sie ihn versetzte. Zwar um den Verlust des projektirten Schwiegersohnes war es ihm nicht, aber dafür hatte er hundert und einen Grund gegen die Subjektivirung durch Rottmyl einzuwenden. Ein Maler, ein Mann ohne Stellung, ohne Vermögen, ohne namhaften Auf, das war denn doch eine harte Zumuthung für ihn, an eine solche Persönlichkeit die Hand seiner Tochter hinzugeben. Es schien im Anfange wirklich, als wollte er sich aus Leibeskräften dagegen wehren und seine ganze väterliche Autorität in die Wagschale werfen. Da alle Vorstellungen nichts nützten, verhärtete er sein Herz gegen das stille Weinen des Kindes und befahl, sie solle sich ungesäumt auf ihr Zimmer zurückziehen und den verrückten Einfall ausschlafen.

„Ich gehe, Vater, und gehorche," sagte Ida leise und die Schluchzen unterdrückend, „aber ich werde meine Gesinnung nicht ändern, sollte ich auch darüber sterben."

Digitized by Google

Und dad klang gar mächt theatralisch, denn das Mädchen hatte die Worte ruhig und einfach, aber mit so festem Tone gesprochen, daß sich der Bankier bavon ergriffen fühlte.

Die ruhigere Erwägung trat nun an die Stelle der ersten hitzigen Aufwallung. Natürlich hatte ja einiges Vermögen, freilich nur „eine Prise", wie der Bankier es nannte. Immerhin aber zeigte die Art, wie er seine Mittel zu erhalten und zu verwenden wußte, daß er doch seines jener leichtsinnigen Genies, die ihr lieberliches Leben mit der Kunst entschuldigen, — sondern daß er ein ordentlicher junger Mann sei. Außerdem hatte der Maler unstreitig eine Zukunft vor sich, er besaß immerhin ein ehrenhaftes Renommé unter seiner Jugend, und endlich, St. kaiserliche Hoheit hatte ihm ja selbst und sogar öffentlich gewissermaßen den Stempel des Beachtungswerthen aufgedrückt. — das wog in den Augen des loyalen Bankiers am Allerschwersten.

Bis in die späte Nacht hinein wurde berathen, den Ausschlag gab aber endlich Valerie, die noch so spät herabkam und erklärte, sie könne es nicht länger aushalten, wie ihre arme Schwester sich dem Schmerze hingebe, sie bitte nun ebenfalls für sie und sei entschlossen, wenn etwa Zeno's Verwögenslosigkeit ein Hinderniß sein sollte — zu Gunsten seiner Verbindung mit ihrer Schwester ihr ganzes Heirathsgut abzutreten, ihre Verlobung mit ihrem Bräutigam zu lösen und in ein Kloster zu gehen.

Das entschied. Der Bankier fühlte sich gerührt durch die Humuthung, als reichten seine Kräfte nicht aus, alle beiden Töchter finanziell unabhängig zu stellen; dazu kam der Schreck, Valerie möchte ihre Drohung ausführen, und so der Welt den Stachel des zweiten Bruches einer feierlichen Verlobung binnen wenigen Wochen geben. Es ging, wie es bei Vätern, die ihre Kinder abgöttisch lieben, immer zu gehen pflegt. Der Bankier gab nach, seine Frau hatte schon längst nachgegeben und durfte sich nun die Befriedigung gewähren, in das Zimmer der Schwestern zu eilen und ihr Kind tröstend an das Mutterherz zu nehmen.

Beim Bankier trat nun aber ein allen sanguinischen Naturen eigenthümlicher Vorgang ein. Er begann sich mit der neuen Lage der Dinge zu befreunden, ihnen die beste Seite abzugewinnen, ja sich sogar mit der früher angefeindeten Ehe völlig zu identifiziren. Er gratulirte sich, nunmehr dem blonden Max, der ihm wie ein Alp auf der Brust gelegen war, glücklich entgangen zu sein und sich dem Genusse seiner Cigarren von nun an wieder ungestört, ja sogar mit großem, durch Theilnahme verdoppelten Behagen hingeben zu können. Ja noch mehr — es tröstete sogar seiner Eitelkeit, seine Unreinnthätigkeit in recht offenbar zeigen zu können, und zu allebem noch Schwiegerpapa zweier zum Mindesten gefagt — ungewöhnlicher Schwiegersöhne zu werden. In dem originellen Engländer nun der Künstler, und zwar, wenn nicht Alles trog, bald ein gefeierter Künstler. Die Ihee nahm von Minute zu Minute mehr Anziehungskraft für ihn an, und als er am Morgen nach einem kurzen, sehr unruhigen Schlummer erwachte, war er nicht nur versöhnt, er hätte sogar Jeden angefeindet, der ihm zumuthen wollte, den neu acquirirten Schwiegersohn gegen den eliminirten rücksichtsvoll.

Nichtsbestoweniger hielt es der Bankier seiner Würde angemessen, ein klein wenig den Nichtachtenden zu spielen; er kalkulirte schlau analog seinen Börsengeschäften, wie die Nachfrage steigen müsse, wenn sich das Angebot flau, aber noch besser, ganz indifferent verhalte, der Dank, den er am Schlusse einzuassiseren erwartete, mußte sich durch eine leichte Weigerung, durch ein ganz allmaliges Nachgeben nur steigern.

So empfing er denn Zeno, dessen Erscheinen er nach den Andeutungen seiner Tochter erwarten durfte, absichtlich mit einer gewissen patriarchalischen Formlichkeit, und richtete auch seine Antworten der Berechnung gemäß ein.

„Wie gesagt, zu jung — viel zu jung," wiederholte er noch einmal. „Sie selbst," fügte er dann hinzu, „sind ja auch noch jung, sehr jung. In Ihrem Alter dachte ich noch gar nicht an's Heirathen."

„Das mag allerdings sein," suchte ihn Zeno zu überzeugen, „aber ich habe bei Zeiten, gelernt, selbstständig zu sein, und dann werden Sie selbst zugestehen, Herr von Helfried, daß der Abstand unserer Jahre der günstigste ist, den man bei der Ehe gewöhnlich als wünschenswerth ansieht."

„Ja, gewiß, gewiß, acht Jahre — ganz passend, da läßt sich nichts sagen."

„Und wenn mir auch vielleicht ein wenig frühzeitig in die Ehe treten, so ist es doch vielleicht noch immer besser, als wenn wir erst, durch bittere Erfahrungen mattgehetzt, nur mehr die kargen Reste verbrauchter Kräfte zusammenschießen wollten zu einem Kapitale, von dem wir das ganze lange Leben hindurch zu zehren haben müssen, wenn nicht das Unglück des Erkaltens das Tischtuch früher oder später zwischen uns zerschneiden soll."

Das Bild war für den Bankier ein wenig zu hoch gegriffen, ein Kapital aus Herzen oder Herzensüberresten kam ihm nicht sehr ernstabel vor, darum raffte er auch seinen schon halb erloschenen Widerstand wieder auf.

„Ja, Gehuld, Gehuld schadet nir," sagte er. „Ich kann Ihnen also keinen andern Bescheid geben, als warten Sie zu. Prüfen Sie sich erst eine Zeitlang selber, und gönnen Sie auch meinem Kinde, über ihre Gefühle ruhiger nachzudenken. Kommt Zeit, kommt Rath."

„Es ist also keine Abweisung, die mir von Ihnen zu Theil wurde — kein leeres Vertrösten?"

„Bewo!" fragte der Bankier erstaunt und etwas mit dem selbstbewußten Air des auf Stellung und Reichthum pochenden Mannes. „Hab' ich's nöthig? Wollte ich Sie abweisen, ich sagte es auch gerade heraus, was könnte mich abhalten?"

„Nun denn, so sage ich Ihnen Dank, Herr von Helfried," versetzte Zeno mit warmem Gefühle, indem er die seelfche Hand seines bereinfigten Schwiegervaters ergriff und herzlich drückte. „Ich sage Ihnen aufrichtig aus vollem Herzen Dank, um so mehr, da Ihre Aeußerung mich hoffen läßt, daß Sie mir die Erlaubniß gewähren wollen, meine Werbung um die Liebe Ihrer Tochter fortzusetzen. Oder hätte ich Sie dennoch unrecht verstanden, und Sie verlangten von mir, ich solle vor der Hand auch meine weitern Besuche in Ihrem Hause einstellen?"

„Bewerapa!" rief der Bankier mit einem Klaps, den er halb verdrießlich, halb lustig seinem eigenen wohlgerundeten Bauchlein versetzte; das fällt ja gar Niemanden ein. Au contraire, ich ersuche von nun an auf Sie, wir auf den Sohn vom Hause. Aber nun müssen Sie mir mal Ihr Urtheil sagen," anteebrach er sich und sprang plötzlich in den jovialsten Ton der Welt über, indem er gleichzeitig die Schublade eines eleganten Büreaus herauszog und auf den Inhalt eines frisch geöffneten importirten Cigarrenkistchens wies. „Versuchen Sie mal — eine ganz neue Sorte: ‚Caprices', ein sehr begierig, sehr begierig — sehr aromatisch, leicht, gut gewickelt, feines Blatt, sehr feines Blatt, nur ein Bischen zu klein, zu zierlich, zu rasch verbrannt, müssen auch noch abliegen, wenigstens sechs Monate — nun, bin begierig, was sie sagen, lieber Rothwyl."

Und damit braunte er sich selber eine an und reichte das Zündholzchen dem Maler hin, dem es in diesem Momente gar nicht wie Rauchen war, und am Allerwenigsten, wenn es eine Prüfung galt, — das abscheulichste gerollte Pfälzerkraut hätte ihm momentan doch wie die köstlichste Regalia oder Prinzados geschmeckt.

Für Zeno konnte in diesem Momente Niemand gelegener, für den Bankier kein Mensch ungelegener kommen, als Doktor Max Bogner, der eben ungewöhnlich raschen Schritts auf die Villa zueilte.

Dem Bankier zuckte die Hand, daß er sie um die Cigarre fallen ließ, dann aber erinnerte er sich, steckte sie mit einer Geberde kühnen Trotzes wieder zwischen die Lippen und zeigte sich, wie ein Mann, auf Alles gefaßt.

„Ich habe da noch etwas mit dem Herrn Doktor zu sprechen," sagte er, „wollen Sie nicht vielleicht einstweilen zu den Damen hinübergehen, lieber Rottwyl?"

Zeno erwartete keine zweite Aufforderung. Als sich aber die Thüre hinter ihm schloß, da nahm der Bankier in energischer Breite Platz vor seinem Büreau und erwartete den drohenden Besuch.

Der blonde Jüngling war augenscheinlich im hohen Grade konsternirt, denn er schien bei seinem Eintritte weder den Rauch noch die glimmende Cigarre zu bemerken.

„Ich komme — ich komme heute sehr früh — bitte zu entschuldigen, Herr von Helfried," stammelte er ganz gegen seine gewöhnliche barocke Redeweise, „aber ein ungewöhnliches Ereigniß — ein sehr überraschendes Ereigniß — —"

„Ich bitte, lieber Herr Doktor, wollen Sie nicht vielleicht Platz nehmen?"

„Ich danke — danke vielmals — ich komme bloß, um mich zu beurlauben."

Der Bankier zog die Augenbrauen plötzlich empor, wie es sonst der alte Rath Bogner zu thun pflegte, und schnellte in der Verwunderung die Asche seiner Cigarre dem Doktor gerade auf den Rockärmel. Das erst erregte dessen Aufmerksamkeit und zog ihn momentan von dem Hauptgedanken, der ihn okkupirte, ab.

„Ei, sieh da, Herr von Helfried," nahm er rügend das Wort, „ich dachte Sie schon ganz von dem gefährlichen Laster des Cigarrenrauchens geheilt. Wissen Sie auch, daß die Regie das Tabaklaster auf ihren nächsten Oberschenken rollen, welche häufig von den häßlichsten Ausschlägen bedeckt sind, und so das widerwärtige Rauchfrent formlich systematisch inficirt wird?"

Der sonst so sanfte Doktor murmelte einen schrecklichen Fluch zwischen den Zähnen, aber nein, diesmal galt es die Vertheidigung eines Hirnjuxs gegen einen ohnedem schon gehörigen Feind, — mit wahrer Todesverachtung biß er nur fester in seine „Capricios" und stieß eine so mächtige Rauchwolke dem blonden, altklugen Jüngling unter die Nase, daß dieser mit einem heftigen Niesen antwortete, welchem der Doktor einen fast affektirten Husten, jedoch ganz ohne allen Erfolg, nachsendete.

„Sie sprachen von einem überraschenden Ereigniß?" sagte der Bankier ihn ganz langsam.

Digitized by Google

„Ja, in der That, ich muß noch heute Mittag abreisen — spätestens Mittag — es ist ein unerklärliches Mißverständniß."

„Dürfte ich Sie vielleicht um nähere Aufklärung bitten?"

„O gewiß, gewiß. Ich erhielt soeben einen Brief von Mama," referirte Max, „Papa ist endlich zu Hause angekommen."

„Wie? und hat er die Schurken?" Der Bankier vergaß weiter zu rauchen, und sah aus wie eine lauernde Tigerkatze auf dem Sprunge.

„Nein, das nicht, im Gegentheil."

„Herr von Hellfreid sog jetzt wieder an seiner Cigarre weiter, und mit dem Ausdruck der vollsten Befriedigung wiegte er sich auf den gespreizten Beinen.

„Dachte mir's, dachte mir's," lächelte er selbstgefällig, „meine Berechnungen konnten nicht täuschen."

„Wie? Sie hätten das Ereigniß vorausberechnet?"

Die Miene, mit welcher Max diese Worte in blödem Staunen hervorstieß, gaben ihm eine große Aehnlichkeit mit einem feiner Wolle wegen hochgeschätzten Wiederkäuer.

„Ordnung bisulca — ruminantia, Familie cavicornia, Species Ovis aries," hätte er zweifelsohne selbst hinzugesetzt.

„Wenn Sie es ein Ereigniß nennen, daß er die Schurken nicht hat, dann ja."

„O, das ist nicht Alles" — es schien, Papa hat sich zu geheimnißvoll beim Aufspüren der Flüchtlinge benommen, und dadurch eine gewisse Aufmerksamkeit auf sich gezogen."

„Und da haben sie Wind bekommen?"

„Nicht das — obwohl es allerdings auch der Fall sein mag, aber jedenfalls waren noch außer ihm Polizeorgane thätig."

„Ah!"

„Ja, und da scheint ein leidiges Mißverständniß gerade Papa zum Opfer gesucht zu haben."

„Wo soll das hinaus?"

„Papa wurde durch sein geheimnißvolles Gebahren, wie es scheint, verdächtig — kurz man hielt ihn für Doktor Nahabdi selbst."

„Wie? ist solche Verwechslung auch möglich?"

„Es scheint doch, denn er wurde arretirt und trotz seiner heftigen Demonstrationen unter Gewahrsam über die Grenze bis in die Hauptstadt gebracht."

Das war zu viel, der Bankier ertrug einen heftigen Lachanfall, mächtig erschüttert sank er in seinen Fauteuil, die Cigarre entfiel ihm, und lange konnte er seine Ruhe nicht einmal spielweise zurückgewinnen.

Die Cigarre glomm auf dem Boden lustig weiter und entsendete starkduftende Rauchwolken, welche dem Blouden den besten Vorwand gaben, seine Verlegenheit hinter einem erneuerten Husten zu verbergen.

Als Max aber sah, wie nutzlos dieß Mittel blieb, und wie des Bankiers Lachlust immer wieder von Neuem losbrach, fand er es gerathen, eine feierliche Miene aufzusetzen und seiner Indignation freien Lauf zu lassen.

„Herr von Hellfreid," begann er, „ich finde den Anlaß durchaus nicht geeignet, ihn derartig heiter aufzunehmen. Es muß mich sogar befremden, daß Sie ein Unglück, das einen Ihrer Freunde betroffen, zum Lachen stimmen kann."

„Ach geben Sie — das ist ja gar kein Unglück," brachte der Bankier mühsam hervor.

„Es kann das allergrößte werden," entgegnete Max im Tone einer furchtbar ernsten Richters; „Papa hat eine äußerst nervöse, reizbare Konstitution, zudem hat er durch die rücksichtslose Behandlung beim Rücktransport, der ohne Aufenthalt Tag und Nacht vor sich ging, sich einen heftigen Catarrhus bronchus zugezogen."

„Ah, ein Schnupfen!" lachte der Bankier.

„Unser Catarrhus bronchus bergen sich nicht selten die traurigsten Entwicklungen," erklärte Max, „coryza, bronchitis, angina, oesophagia, dysphagia inflammatoria, tonsillitis, amygdalitis, meningitis, arachnitis cerebri, ja selbst encephalitis."

„Bewahre, bewahre, lieber Freund, das Alles wird nicht eintreten, ein Bischen Aerger, ein Bischen Alteration, das verspeist Alles — Sie werden sehen, es ist nichts. Ha, ha, ha! es ist gräßlich, wenn ich mir den Rath denke, als Betrüger gefangen, vielleicht sogar noch in Handschellen! Das war wieder einmal ein echter Abderitenstreich unserer schätzbarsten Polizei."

Max warf entrüstete Blicke durch seine goldgefaßte Brille nach dem neuerdings in ein homerisches Gelächter losplatzenden Bankier.

„Nun denn, Herr von Hellfreid," sagte er endlich in bissigem Tone, „da will ich Sie denn nicht weiter hindern, sich ganz nach Belieben Ihrer krankhaften Heiterkeit zu überlassen; muß Sie nur noch warnen, daß sie nicht am Ende gar in den Lachkrampf — risus sardonius — ausarte, das Uebel ist sehr gefährlich, besonders für ältere, etwas starke Herren. Ich wollte überhaupt mich nur noch beurlauben und mich entschuldigen, da ich meinte, daß meine Abreise vielleicht eine Störung in Ihren verehrten Familienkreise hervorbringen dürfte."

„O bitte, gar nicht," beeilte sich der Bankier, den des Doktors Bemerkung geärgert hatte, zu erwidern, und zündete sich nun mit Ostentation und absichtlich grobartiger Rauchentwicklung abermals eine Cigarre an.

Diese doppelte Antwort wieke auf den blonden Jüngling wie ein Sturzbad und er zog gekränkte Saiten auf.

„Ich weiß nicht, ob ich zu dieser frühen Morgenstunde es wagen darf, die Damen zu belästigen," sagte er so geschmeidig, als es ihm eben möglich war, „aber vielleicht hat Frau von Hellfreid etwas für Mama —"

„O, Sie können unbesorgt hinübergehen, mein zukünftiger Schwiegersohn ist auch schon bei ihnen."

„So, also sehe ich bei dieser Gelegenheit Sie Norton?"

Ihr Auge bei Bankiers leuchtete es wie ein Blitz der Schadenfreude, nun konnte er ja das „besonders ältere und starke Herren bedrohende risus sardonius" zurückgeben.

„Nein, Ida's Bräutigam — unsern talentvollen Rottwyl," warf er scheinbar ganz gleichgültig hin, den schlauen Blick, mit dem er die Wirkung beobachtete, und den feinen Zug des Spottes um den Mund mit einer ungeheuren Rauchwolke verhüllend.

Max starrte erst sprachlos vor sich hin, verfiel dann in einen krampfhaften Husten und sprudelte endlich in schlecht verhaltenen, schlotterhaftem Aerger hervor: „So! dann will ich nicht stören — bitte mich zu empfehlen," und stürzte beinahe ohne Gruß mit glühender Stirne zur Thüre hinaus.

Der Bankier sah ihm eine Weile nach, stieß seelenvergnügt, fein und leise einen Pfiff, wie den eines Räuchzeug, zwischen den Zähnen hervor.

„Merkt Du's!" murmelte er vor sich hin. „Aber nein, mit Handschellen und goldenen Brillen, — der Rath als arretirter Missethäter, wenn ich mir das vorstelle — zu komisch, zu komisch!"

Und wieder brach er in eine neue Lachsalve aus. — „Aber der Mensch mit seinem sardonius risus, der konnte mir kommen und mit seinem Jungenkrebs, in einem halben Jahre hätte er mich unter die Erde gebracht," sagte er dann nach einer Weile. „Nun jetzt ist's auch mit dem Rottwyl erklärt. Ausgesprochen ist's und zurück kann ich nimmer," und damit ging er selber hinüber in's Wohnzimmer seiner Frau, der er seine Unterredung mit ihrem Lieblinge mittheilte.

Auch mit ihr hatte es Max nun durch sein unhöfliches Fortgehen, ohne sich vorher bei ihr zu beurlauben, so ziemlich verdorben, und das Glück der beiden Liebenden wurde durch des Bankiers Mittheilung womöglich noch erhöht, war ihnen nun ja der gegenseitige Besitz sogar schon offiziell zugestanden. Wie rasch schwanden ihnen die Stunden dahin, und als Zeno dann schied, war es nur, um gegen Abend wiederzukommen und das süße Gegirre von Neuem aufzunehmen.

Das war ein traulicher, glückseliger Abend, der den vergangenen noch weit, weit übertraf, denn zu den Beruhigtsein und der Treuherzigkeit erster Liebe gesellte sich noch die stolze Freude an der errungenen Zukunft, der Traum von endlosem, ungestörtem Glück.

Außer Frau von Hellfreid war Niemand mit dem Paare auf der Terrasse. Der Bankier befand sich noch auf seiner gewöhnlichen Abendpromenade, und Valerie saß im Salon am Harmonium. Voll und getragen schwollen die wehmüthigen Akkorde an und schwebten durch die geöffnete Doppelthüre heraus, wie von dem linden Abendlüftchen entführt. Der süße Klang umschmeichelte weich und milde die übervollen Herzen und akkompagnirte das leise, zärtliche Geflüster wie eine verheißungsvolle Orgelouvertüre, die an den priesterlichen Segen gemahnte, an den Ringwechsel am Altare, an den Moment der Erfüllung aller Wünsche.

„O, wie sie gut ist," lispelte das holde Kind, nachdem es dem Geliebten die Intervention der Schwester mitgetheilt hatte, „sie hat zu unsern Gunsten entschieden."

„Ich weiß es ihr Dank, und darum möchte ich ihr wenigstens einen Theil dessen, was sie für uns gethan, zurückerstatten. Ich wünsche ihr ein Glück, wie das unsere, Ida."

Ernst schüttelte sie das liebliche Köpfchen und blickte auf die beiden verschlungenen Hände nieder.

„Warum bist Du so ernst, meine Seele?" fragte er, „warum schweigst Du? zweifelst Du?"

„Valerie ist nicht glücklich."

„Warum glaubst Du das?"

„Ich weiß es ganz bestimmt, Zeno," flüsterte sie, innig zu ihm aufblickend, „ich weiß, was Glück ist! — Meine Schwester ist anders — ist verschlossen, starr und eisig."

Zeno zog das glückliche Mädchen leise an sich und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirne, indeß sie weiter sprach.

„Sieht Du, Zeno, sie war auch still und ernst zur Zeit, als sie noch mit Graf Moritz verlobt war, aber dennoch lag in ihrem ganzen Wesen eine ganz andere Stimmung — seit jener Reise nach Gmunden, wo wir

Digitized by Google

Dich kennen lernten, ist sie wie verlauscht — ich sah sie seither nicht mehr lächeln."

„Ob ist ein Rätsel in ihr, das ich schon lösen wollte, als ich das erste Mal hierherkam."

„So, nun ertappe ich Dich und ich that mir noch etwas darauf zu Gute, daß Du nur meinetwegen kamst."

„Dein Theil, zum großen Theil, — aber ich kam doch auch des andern Grundes wegen."

„Das ist häßlich von Dir," schmollte sie und sprang von seiner Seite auf.

„Habt Ihr schon Händel?" fragte Frau von Hellfried, gutmüthig lächelnd, „das fangt früh an."

„Mama, es ist abscheulich!" rief Ida, ließ sich aber gar nicht ungern von dem absichtlichen Manne auf das kleine Sopha zurückholen und beschwichtigen.

„Ein Boot erklärt Dir Alles," sagte er, ihr Händchen gefangen nehmend, „Rupert ist jener Freund, mit dem ich drei Wochen lang in den Bergen herumzog."

Ida stieß einen leisen Schrei der Verwunderung aus.

„Ich sich hierherkam — war nichts mehr zu thun," fuhr er fort, „deine Schwester war neuerdings Braut."

„O, dieser Norton!" flüsterte Ida eifrig, „das ist ja eben das Unbegreifliche. Von ersten Tage an, da er in's Haus kam, sagte er ihr, daß er nur ihretwegen komme, sie habe seine Aufmerksamkeit auf dem Dampfboot erregt, und von da an machte er ihr in seiner entschiedenen, wenn auch wortlargen Weise den Hof. Und als er nach kaum vierzehn Tagen antragte, sagte sie ruhig und bestimmt ja, als handle es sich um die Gewährung eines Walzers — aber Valerie ist gegen mich so verschlossen, wie gegen die ganze Welt, und ich habe ihr doch schon wiederholt gesagt, daß sie einen unverantwortlichen Schritt gethan, sich an den trockenen Gesellen zu binden. Ich bin tief überzeugt, daß sie diese Verbindung noch unglücklicher macht."

„Das thu auch ich, und darum will ich noch einen Versuch wagen, ihr Herz zu ergründen — ich habe heute an sie gedacht und für sie etwas mitgebracht. Nicht wahr, mein Herz, Du gibst mir auf eine kleine Weile Urlaub, es gilt ein gutes Werk."

Ida hatte sich innig an ihn angeschmiegt und gab ihm freiwillig einen Kuß.

„Geh'," sagte sie, „ich möchte, die ganze Welt soll glücklich sein, wie, geh', Dir muß es gelingen."

„Ich hoffe es."

Leise war Jeno in das Gemach getreten und stand neben dem Harmonium, ehe Valerie ihn bemerkte. Sie hatte zu spielen aufgehört, ihre Finger lagen noch auf den Tasten und ihr Haupt war in trübem Sinnen auf die volle, herrliche Brust herabgesunken. Sie glaubte sich ja völlig unbeachtet.

Jeno hatte sich auf das Instrument gelehnt und erst seine Stimme weckte sie aus ihren Träumen.

„Sie haben ein schönes Lied gespielt, Valerie, ich wollte Ihnen dafür danken."

Erschrocken fuhr sie auf, doch sogleich erwiderte sie gefaßt: „So, hat es Ihnen gefallen?"

„Ich hätte nur Eins gewünscht, daß es minder schwermüthig gewesen wäre."

„Das ist eine Eigenthümlichkeit des Instrumentes."

„In diesem Falle noch verstärkt durch die Stimmung der Spielerin."

„Das erscheint Ihnen wohl mir so."

Der Ton, in dem das gesprochen ward, klang nicht gerade zu unhöflich oder zurückstoßend, aber doch ablehnend. Jeno war jedoch nicht gesonnen, sich sein Ziel so leicht entrücken zu lassen.

„Valerie," sagte er herzlich, „ich bin Ihnen Dank schuldig für das, was Sie für mich und Ida gethan, ich habe meine ganz eigene Ansicht über die Art und Weise, in der ich Ihnen meinen Dank abstatten will. Vor Allem möchte ich frei und offen mit Ihnen reden," und da Valerie schwieg, fuhr er nach einer kurzen Pause fort: „Ich habe einen Freund, den ich von Kindheit an kenne, denn wir wurden zugleich in Dresden erzogen und verlebten unsere schönsten Jugendjahre gemeinschaftlich im Hause eines Professors, der eine Art von Pension hielt. Als diesem Freunde hänge ich heute noch mit ganzem Herzen. Schwere Erlebnisse sind über ihn hereingebrochen, er trägt sie männlich, aber sein Herz blutet, ich weiß es, die Wunden sind unheilbar, — Sie kennen meinen Freund."

„Warum erwähnen Sie ihn? — zum Mindesten ist das überflüssig."

Dießmal klang die Zurechtweisung härter und kälter, aber Jeno ließ sich nicht irre machen; — es handelte sich um zu viel, als daß hier noch die gewöhnlichen Gesetze der Delikatesse und Schonung gültig hätten sein sollen.

„Ich will auch nur eine einzige Frage thun, möge sie Ihnen auch indiskret erscheinen von einem Fremden, aber unser Verhältniß hat sich ja seit heute Morgen, und eben durch Ihren Einfluß so sehr geändert, daß ich glaube, mir sie erlauben zu können. Lösen Sie mir nur ein Räthsel, sagen Sie mir das Eine: wie war es möglich, daß ein so edelmüthiges, großherziges Mädchen, wie Sie, Valerie, einem Manne das Versprechen zurückziehen, ihren Bekenntnissen lassen konnte, weil er — sein Vermögen verloren hat?"

„Das ist eine Lüge! und der sie Ihnen erzählte, ist ein Verleumder, und schon deßhalb Ihrer Freundschaft nicht werth."

Valerie hatte das heiß aufbrennend hervorgestoßen und war gleichzeitig aufgesprungen, um sich zu entfernen. Jeno hielt sie an der Hand zurück.

„Sie sind ungerecht, Valerie, wie können Sie eine Thatsache leugnen und das Odium noch einem Andern zuschieben?"

„Mein Herr, das ist eine abscheuliche Beleidigung," rang es sich heftig aus Valerie's hochwogender Brust los. „Mit welchem Rechte unterziehen Sie mir so niedrige Motive?" Ihr Freund scheint Ihnen nicht gelagt zu haben, daß er es war, der sein Wort zurückzog, und Sie dafiren Ihre Anklage, zu der Ihnen nichts das Recht gab, auf vage Vermuthungen."

„Das Recht gibt mir meine aufrichtige Theilnahme und Freundschaft für Beide, für Sie, wie für ihn; auf Vermuthungen gründet sich aber meine Aeußerung nicht, es müßte denn auch er nur Vermuthungen Raum gegeben haben. Daß er zurücktrat, ist ja doch ganz natürlich gewesen."

„Natürlich? o! es scheint, er hat Sie zu seinem Gesandten ernannt, um abgerissene Verbindungen von Neuem anzuknüpfen. Es ist zu spät."

Valerie hatte den bittern Worten durch den Hohn ihrer Stimme noch mehr Nachdruck gegeben, daß Jeno befremdet und erkältet ihre Hand fahren ließ, doch im nächsten Momente sich wieder ihm klar, wie sich in solcher Leidenschaftlichkeit nur das tief verletzte, blutende Herz verrieth, und sein Entschluß, den Ursprung dieses argen Mißverständnisses zu ergründen, erstarkte und stand fester denn je.

„Meinen wir bei der Sache," entgegnete er mit großer Gelassenheit, die ihre Wirkung auch auf das erregte Mädchen nicht verfehlte. „Vor Allem gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich auf eigenem und nur auf eigenem Antrieb handle. Ich begreife Ihren Zweifel nicht, warum finden Sie das Benehmen meines Freundes unnatürlich? Ich halte dafür, daß er als Mann von Ehre gar nicht anders handeln konnte, nachdem er durch die Betrügereien zweier Schurken sein ganzes Vermögen eingebüßt."

„Wie sagen Sie? sein ganzes Vermögen?"

„Nun ja, bis auf den letzten Heller, so daß er gezwungen ist, sich als Journalist sein Brod zu erwerben."

Ein heftiges Zittern durchlief den schönen Körper des Mädchens; die einstweilen heereingebrochene tiefe Dämmerung erlaubte Jeno nicht, in ihren Zügen zu lesen.

„Davon wußte ich nichts," sagte sie nach einer längern Pause dumpf und zögernd.

„Ja, aber Sie wußten doch um den Vorfall, und zwar schon damals, als Sie ihm bis Gmunden entgegenkamen, zudem hat er Alles ohne Rückhalt Heern von Hellfried mitgetheilt."

„Davon erfuhren wir aber nur im Allgemeinen," versetzte Valerie so rasch, daß darauf der Eifer zu ersehen war, mit dem sie jeden niederen Verdacht von sich abzuschütteln suchte. „Ich weiß ja bis heute noch nichts Näheres — ich hielt Alles für einen beträchtlichen Verlust, das erschien mir aber im Ganzen doch nur von geringer Bedeutung. Und dann," fügte sie fester bei, „meinen Sie, eins von uns — mein Vater, oder meine Mutter, oder ich — hätten daraus Anlaß nehmen können, zurückzutreten? Ich glaube, daran war wohl kein Zweifel."

„Je weniger er vorhanden war, desto mehr mußte die Entäußerung überraschend — vernichtend wirken."

„Eine Entäußerung?" — kamen wir nicht ungeachtet des Vorgefallenen bis Gmunden entgegen? waren wir es, die zurücktraten?"

„Nicht von vornherein — aber um so entschiedener nachträglich. So viel ich weiß, nahmen Sie das Wort, das er zurückgeben mußte, und das Sie nach meiner Ansicht — ich sage es offen — nicht zurücknehmen durften — Sie nahmen es an."

Jetzt legte Valerie haftig ihre Hand auf die Jeno's, und feucht und eiskalt fühlte sich das erst noch so lebenswarme Händchen an.

„Er hat Ihnen nicht erzählt, wie wir schieden?" fragte sie mit fliegendem Athem.

„Solche Details sind ein Geheimniß, das man als Heiligthum bewahrt, in das selbst ein Freund keinen Einblick thun darf."

(Schluß folgt.)

Redaktion, Druck und Verlag von Dr. Hallberger in Stuttgart.

Digitized by Google

Die Illustrirte Welt.

Siebenzehnter Jahrgang.
Jeden Sonntag eine Nummer von 1½ Bogen.
Preis vierteljährlich
15 Sgr. oder 54 kr. rhein.

№ 52.

Stuttgart, 1869.
Alle vier Wochen ein Heft von 6 Bogen
zum Preis von
5 Sgr. oder 18 kr. rhein.

Mit der Stahlstich-Gratis-Zugabe: Die Erwartung. Nach einem Karton von J. Rothhart.

Das Herz.

Eine uralte einfache Geschichte in mannigfachen neuen Kapiteln.

Von **Robert Byr.**

(Schluß.)

„Ah!“ ging es wie eine fühlbare Erleichterung über Valerie's Lippen, erst nach geraumer Weile fügte sie herbe hinzu: „So herrscht denn in der That ein Mißverständniß, wiewohl nur seinerseits. Sagen Sie ihm, wenn Sie ihn wiedersehen — oder nein, nein, sagen Sie ihm nichts, es ist Alles gut so, wie es ist.“

„Ist Alles gut so?“ fragte Zeno ernst, beinahe feierlich.

„Ihnen will ich es sagen, als meinem Schwager, wie Beide wenigstens müssen uns kennen — und ich will nicht, daß Sie schlecht von mir denken. Ihnen will ich es sagen, warum ich das zurückgegebene Wort annehmen durfte, annehmen mußte: Weil er mich nicht geliebt hat.“

„Valerie — Sie irren bei Gott!“ rief Zeno so bestürzt und feurig, als wäre ihm selbst dieser Vorwurf von seiner Braut gemacht worden. Er sah das bittere Lächeln nicht mehr, das des Mädchens Lippen schmerzlich verzerrte.

„Lassen Sie, Zeno,“ unterbrach sie ihn ruhig, wie man einer abgethanen Sache gegenüber steht; „lassen Sie — ihm war von Anfang an nicht sonderlich daran gelegen, von ihm ging der wiederholte Aufschub unserer Verbindung aus. Ich bin zwar ein Mädchen, und die Welt will, ein Mädchen soll so etwas nicht gestehen — ich thue es doch, weil es klar werden soll zwischen uns Beiden. — Die Kälte, die Geduld, das auffällige Hinausschieben, meiner eigenen Ungeduld und Sehnsucht gegenüber, brachten mich zum Nachdenken und zur Ueberzeugung — ich hatte zuletzt keine Wahl mehr.“

Ein Ausruf der höchsten Ueberraschung entschlüpfte Zeno — der Schlüssel war gefunden.

Das innerliche Frohlocken darüber milderte den Ton des herben Vorwurfs in seinen Worten.

„Und haben Sie denn selbst geliebt? Hätten Sie in einem solchen Falle Ihre Laune wieder erlangte Freiheit so rasch von Neuem verschenken können?“

Fest preßte sie die Lippen auseinander, dann erwiderte sie leise, beinahe tonlos: „Eine Kluft mußte zwischen uns aufgerissen werden.“

Zeno starrte durch das zunehmende Dunkel, als müsse er in ihrem Auge, in ihrer Seele lesen.

„Sie waren ja der Ueberzeugung, daß er Sie nicht liebe,“ fragte er langsam, jedes Wort betonend, „und Sie hielten diese Kluft dennoch für nothwendig?“

Eine Weile blieb es still, dann war es Zeno, als schlüge ein Hauch kaum vernehmbar an sein Ohr, es klang wie: — „Vielleicht!“ und Täuschung war es keine — das Herz hatte gestanden.

Warum rieselte das Blut durch Zeno's Adern? Er empfand ein seliges Gefühl, als hätte er zum zweiten Male seine Braut gefunden.

„Valerie, Valerie, was haben Sie gethan?“ rief er lebhaft, „warum haben Sie nicht früher noch an eine letzte Entscheidung appellirt?“

„Sie kam selber,“ erwiderte das gequälte Mädchen bitteren Tones. „Im vergangenen Herbste habe ich ihm ein Bouquet von

Albrecht Theodor Emil v. Roon, k. preußischer Kriegsminister. Originalzeichnung von Fritz Kriesuber. (S. 618.)

Alpenrosen gegeben, das er von mir erbat; halb im Scherze fügte ich hinzu, er möge es als Talam bewahren, wenn die Liebe einmal in seinem Herzen erloschen sei, dann mögen und diese Blumen jede aufregende Szene ersparen, er brauche mir nur dieselben wieder zuzustellen — ich wisse dann, woran ich sei, und Alles wäre ganz im Stillen vorüber."

„Und dieser Strauß war derselbe, der im Traumthal in Ihren Wagen fiel?"

„Derselbe."

„Und dieses sentimentale Spiel einer tief gekränkten Liebe, dieser eigenthümliche Scheidegruß, der Ihnen ja gerade die Wahrheit verrathen mußte, der bestärkte Sie noch in dem gänzlichen Mißkennen der Dinge? O Valerie, Sie liebten, Sie liebten tiefer, als Sie's gestehen — Sie wären sonst nicht so grenzenlos blind gewesen."

Und nun erzählte Zeno mit leisen, geflügelten Worten Alles, was er wußte, wie es ihm der Freund mitgetheilt, wie er ihn erkannt und durchschaut bis auf den Grund seines Herzens. Und Valerie hörte ihm zu mit wechselnder Farbe, leuchtendem Athem, mit fliegender Hitze, dann wieder bebend und schaudernd, und geschüttelt vom heftigen Fieberfrost. Sie war keines Wortes mächtig.

„Da nehmen Sie, Valerie — es sind diese Blätter nicht für Sie geschrieben," sagte er zum Schlusse, „ich weiß, daß ich sogar gegen den Willen des Dichters handle, aber für Sie muß eine überzeugende Kraft darin liegen. Lesen Sie, lesen Sie mit dem Herzen und dann erkeuchte die Liebe Ihren Sinn, damit diese vergilben Blätter an dem wackeren, lofibaren Stamme durch frische, grüne Blätter ersetzt werden, — in Ihrer Hand liegt ein Kranz von Lorbeer und Myrthen."

Zeno übergab ihr das Paket Schriften und schied mit einem warmen Handedruck, unter den offenen Thüre erwartete ihn schon seine Braut mit begreiflicher Ungeduld.

„Der Urlaub war lange ausgedehnt," scherzte sie leise, „nun, wie steht's?"

„Alles, Alles wird noch gut," gab er eben so leise mit freudiger Aufwallung zur Antwort.

„Nun dann will ich über das lange Zwiegespräch ein Auge zudrücken."

„Und ich Dir den schelmischen Mund."

Ein Kuß streifte ihre Lippen, was war natürlicher nach so endlos langer Trennung?

Hand in Hand trat das Paar auf die Terrasse hinaus, wo schon die Lampe auf dem einstweilen arrangirten Theetisch brannte.

„Ah, da bringst Du ja den Deserteur," rief ihnen der Bankier muntre entgegen. „Kommen Sie, Zeno — heute Morgens kam ich um Ihr Urtheil — jetzt prüfen Sie dafür aber um so gründlicher — ich muß wissen, was Sie von meinen Capricios halten. Sie bestrichen ja keinen Jungenstreb's."

XI.

Ein unglaubliches Kapitel.

Als Zeno am folgenden Morgen wieder kam, fand er die Familie noch um den Frühstückstisch in der Veranda. Nur ein flüchtiger erster Blick galt diesmal der glückstrahlenden Braut, dann flog sein Auge prüfend hinüber zu Valerie. Kein Zug verrieth eine ungewöhnliche große Emotion in ihr, nur war sie noch bleicher, die Augen ermüdeter als sonst, und unter denselben lagen breite, beinahe dunkelbraune Schatten.

Zeno schüttelte unzufrieden den Kopf, er hatte eine andere Wirkung von seinen gestrigen Mittheilungen erwartet.

Ida, die seinem Blicke gefolgt war, und jetzt auch das Kopfschütteln bemerkte, flüsterte ihm leise zu:

„Sie hat die ganze Nacht kein Auge zugethan, immer wieder las und las sie, und ich hatte ordentlich Angst vor ihr, so starr saß sie da, wie eine Leiche."

Beide traten nun näher an den Tisch heran — schon von Weitem empfing ihn der Bankier mit einem jovialen Gruße, als wäre der Maler schon seit Jahren sein Schwiegersohn, und nicht erst seit vierundzwanzig Stunden ein Kandidat auf diese Stelle.

„Guten Morgen, guten Morgen, lieber Zeno! Bringen Sie vielleicht Nachrichten von Ihrem künftigen Schwager? Norton wohnt ja im selben Gasthofe, wie Sie? Drei Tage lang läßt er schon nichts hören von sich, am Ende ist er selber nicht wohl. Gestern war ich dort, wurde aber nicht vorgelassen. Denken Sie, ich, der Schwiegerpapa, nicht vorgelassen! — sei zu beschäftigt."

„In der That unerhört, Papa, — von mir sollen Sie solche Mißhandlung niemals erfahren," und damit setzte sich Zeno absichtlich neben Valerie, die bei dem Namen Norton nur ein ganz leises Zucken überkam.

„Das wollte ich Dir auch nicht gerathen haben," nahm Ida in liebenswürdigem Uebermuth das Wort auf, „denn das sage ich gleich, in solchem Falle nehme ich für Papa Partei."

„So, Du kleine Katze!" rief der Bankier mit komischem Zorne, indem er Zeno gleichzeitig eine Cigarre anbot, „gut, daß ich das weiß — also nun Farbe, in Deiner Falle — sonst nicht? — na warte!"

„Immer für Den, der Recht hat, Papa," scherzte das heitere Kind. „Ja natürlich hat Zeno immer Recht," grollte der Bankier, „das hat man von den Kindern. O gewiß hat Norton drei Valerie ebenfalls Recht."

„Das hat er nicht," sagte Valerie, klar und ernst, als wäre sie für jeden Scherz vollkommen unempfindlich."

„Nun sieht Du, Papa," triumphirte Ida, „Deine Jeremiade über den schwarzen Undank Deiner mißratheuen Töchter war sehr verfrüht. Wir Beide sind einstimmig der Meinung, daß Norton Unrecht hat, denn seine Beschäftigung besteht ganz sicher in nichts Anderem, als einer liebevollen Krankenpflege für diesen häßlichen Coco. Eine wirkliche und wahrhaftige Affenliebe. — Denke Dir," fuhr sie erläuternd, aber nur so laut, daß sie Zeno verstehen konnte, fort, „das abscheuliche Thier rannte damals wirklich auf die Esplanade, kletterte auf das Geländer, um sich vor Norton, der den Affen zum großen Vergnügen der Spaziergänger verfolgte, zu retten, und fiel, Gott weiß wie, in die Traun. Das kalte Bad nach dem raschen Laufe mag seiner tropischen Lunge nicht zuträglich gewesen sein. Seit Coco aufgestellt wurde, ist er leidend, und Norton kam nur alle Tage auf einen Sprung, seit drei Tagen scheint er aber das Krankenlager des kleinen Scheusals gar nicht mehr zu verlassen."

Man plauderte heiter und vergnügt, nur Valerie verharrte in ihrem starren Schweigen, bis Zeno den Moment ersah, sie leise zu fragen, ob sie gelesen.

Stumm nickte sie mit dem Kopfe, ohne aufzuschauen.

„Was werden Sie thun, Valerie?" fragte er dringender. „Darf ich ihm Schreiben?"

„Was wollen Sie ihm schreiben?" erwiederte Valerie, und erhob jetzt langsam ihre Augen, in denen Zeno einen Abgrund von Schmerz, eine starre, entdendende Resignation zu erblicken vermeinte. „Daß auch ich mich elend fühle?"

„Aber Valerie, wollen Sie denn das Opfer bleiben dieses unseligen Mißverständnisses?"

„Ich habe mein Wort gegeben."

„Es ist Ihre Pflicht, es zu lösen — oder das Unglück dreier Herzen kommt über Sie."

„Wie kann ich es?" murmelte sie leise, und aus dem Tone klang die Verzweiflung. Müde schlug sie das Auge nieder.

„Sie müssen es können, Valerie," drang Zeno mächtig erregt in sie. „Sie mögen sich selber opfern, wenn Sie dazu die Kraft und Ueberzeugung haben, von wo aber kommt Ihnen das Recht, auch Rupert's Herz, das Herz, dem Sie Alles sind, zu zerreißen, zu vernichten?"

Vielleicht hätte er verharrt, noch weiter in sie zu dringen, aber Ida lenkte seine Aufmerksamkeit und die der Uebrigen auf eine Gestalt, die sich der Villa näherte, und in der ihr vortreffliches Auge trotz der ziemlichen Entfernung schon Norton erkannt hatte.

Valerie glaubte ihre Brust wie von eisernen Reifen umklammert, und Zeno selbst fühlte sich durch das Erscheinen des Engländers gerade in diesem Augenblicke auf das Widrigste berührt.

„Nun, allzufrüh ist's nicht mehr, das muß ich sagen," meinte der Bankier, „übrigens zeugt es doch immerhin von einem gewissen Gefühl für das Zudommliche, daß er sich heute so bald, nachdem er mich gestern abweisen ließ — mich, den Schwiegerpapa. — Sollen wir ihm verzeihen, was meinst Du, Valerie?"

Die Angesprochene blieb stumm, statt ihrer übernahm das jüngere Schwesterlein ein wenig schnippisch die Antwort.

„Ich bin absolut dagegen, Papa, wir wollen nicht vorlieb nehmen mit den Resten einer Affektion." Im Uebermuthe betonte sie die erste Sylbe mehr als nöthig war, und rief beim Bankier damit eine beifällige Heiterkeit hervor.

„Aber was ist denn das?" rief er, als der Besucher näher gekommen war, „mein Schwiegersohn hat sein ewiges Nebelgrau abgelegt, und sich in Schwarz gehüllt."

„Kein Zweifel, er ist in Trauer!" rief Ida, und schlug überrascht die Hände zusammen.

Sie hatte Recht. Von Kopf bis zu den Füßen war er in Schwarz gekleidet, Handschuhe, sowie das Vorhemd sogar, waren schwarz, und um den Hut war ein breiter Flor geschlungen. Dem Anfange entsprach sein Gang, mit wahrer Leichenbittermiene schritt er gemessen und feierlich einher. Endlich war er auf der Terrasse, höflich, aber mit unerschütterlichem Ernste, grüßte er die Anwesenden.

„Nun, mein lieber Norton," empfing ihn der Bankier, indem er ihm einige Schritte entgegen ging, „kommen Sie, meine gestrige Abweisung wieder gut zu machen?"

„O, it weiß," versetzte der Engländer, „aber es war unmöglich, es war einer zu ernsten Stunde."

Digitized by Google

Willig ließ er sich die Hand schütteln, dann trat er an Valerie heran und reichte ihr ebenfalls die Hand. — Ihr war es zu Muth, als sei ihre Hand eine fremde, und wiege viele Hunderte von Pfunden, so schwer erhob sie dieselbe, um sie in die seinige zu legen. Die Finger waren von kaltem Marmor, sie hatten kein Leben, keinen Druck.

„Eine ernste Stunde!“ unterbrach der Bankier seine Frau, die ihre beiden künftigen Schwiegerthöne einander vorstellen wollte, und es nicht ohne Verlegenheit that, da sie sich jener Szene am ebenjener Landungsplatze erinnerte, die eben nicht sonderlich geeignet schien, eine dauerhafte enteute cordial einzuleiten; „eine ernste Stunde, wie ist das zu verstehen? ist das in Beobindung damit zu bringen, daß Sie Trauer tragen?“

„Ja wohl, it trage Trauer.“

„Ist Ihnen etwas Schmerzliches zugestoßen?“ fragte Frau von Hellfried theilnehmend.

„O ja, etwas sehr viel Schmerzliches.“

„Ein Todesfall in Ihrer Familie? — dann nehmen Sie mein herzlichstes Beileid entgegen,“ sprach der Bankier, von Neuem seine Hand schüttelnd.

„O it weiß.“

„Seien Sie unserer Alle herzlichsten Theilnahme versichert,“ setzte Frau von Hellfried gerührt hinzu.

„O it weiß, Sie sein ein guteß Herz.“

Frau von Hellfried wischte sich eine Thräne aus dem Auge, und selbst Valerie sah zögernd auf.

„Haben Sie gestern die Nachricht erhalten?“ fragte der Bankier.

„O nein — it war selbst gegenwaetig.“

Der Bankier stutzte.

„Wie? Sie waren gegenwärtig, aber mein Gott, so viel ich hörte, verließen Sie ja gestern den ganzen Tag Ihr Zimmer nicht?“

„O it weiß — aber er ist gestorben in meinem Zimmer.“

Ida verließ plötzlich mit einem hysterisch klingenden Ausschrei die Terrasse, ihr Antlitz in das Taschentuch verbergend, aber Niemand hatte darauf Acht, selbst ihr Bräutigam nicht, denn auf Allen lag es plötzlich wie eine furchtbare Ahnung von dem, was da kommen sollte.

„Auf Ihrem Zimmer!“ stotterte der Bankier.

„Coco ist sehr schön gestorben,“ sagte der Engländer mit seinem weichsten Tone.

„Der Affe!“ schrie der Bankier auf, als sei ihm Coco's Geist in dem Augenblick erschienen, „unmöglich! — Der Affe!“

„Warum unmöglich? er war mein bester Freund. Noch auf dem Todtenbette ist habe ihm versprot, seine Leite soll sein begraben in seiner Vaterland, in seine Heimatserde. Er war davon beruhigt und sein sehr sanft ausgeloschen.“

Jeno hatte Mühe, nicht laut aufzulachen. Frau von Hellfried war entrüstet ob der so übel angewandten Mitleidsthräne, und der Bankier starrte den Engländer eine Weile sprachlos an, als hatte er ihn für entschieden verrückt.

„Und sie das Vieh legen Sie Trauer an?“ stieß er dann erregt hervor, und im Augenblicke richtete sich Sir Norton höher auf, indeß sein Gesicht einen harten, strafenden Ausdruck annahm.

„O! Coco war kein Vieh!“ widersprach er scharf.

„Gelaubeu, Sie mir!“ — der Bankier sprach nicht weiter.

„Darf ist Sie und mein Fräulein Beaut um eine Unterredung bitten?“ fragte Sir Norton.

„Wie sind Beide da,“ entgegnete der Bankier mit unverhohlenem Aerger, immer wieder dachte er, daß er, der Schwiegerpapa — der Bankier von Hellfeld — bei Aesen wegen abgewiesen worden, „meine Frau wird wohl auch zugegen dürfen, und daß hier ist Herr Rottwyl, Ida's Bräutigam, ihr künftiger Schwager, ich meine, vor dem beauchten Sie eben auch kein Geheimniß zu machen.“

Rottwyl und Norton verbeugten sich gegen einander sehr förmlich, und die Blicke, mit denen sie sich begrüßten, waren eben nicht besonders freundschaftlich. Valerie war aufgestanden und sah ihrem Beautigam fragend an.

„Wie Sie wollen,“ begann dieser, „it wollte nur vor Fräulein Valerie mein große Bedauernis ausdrucken, daß Sie uns mit meine Frau, Lady Norton nicht mit begleiten, Fräulein Valerie kann mit mit mit Gibraltar.“

„Na, das will ich hoffen,“ rief der Bankier, dessen üble Laune im steten Zunehmen war.

„O it weiß. Darum komme it mit verabschieden. Der Sarg wird sein bis Mittag fertig, dann it will reisen.“

„Wohl, Sie wollen reisen?“ und der Bankier, der sich gesetzt hatte, sprang wie ein Gummiball wieder auf, „Sie wollen jetzt reisen, wo in vierzehn Tagen die Trauung stattfinden soll?“

„Mir sehr leid — aber it muß mein Wort halten, it reise nat Gibraltar — der Trauung muß verschoben.“

„Sie sind nicht bei Sinnen!“

„O doch!“

„Das muß ich wahrhaftig bezweifeln,“ brach der Bankier los.

Jeno hielt den richtigen Moment für gekommen.

„Ich würde mir im Interesse Aller einen Vorschlag erlauben,“ sagte er, und versuchte den wüthenden Bankier zu beschwichtigen. „Sie wollen reisen?“

„Das will it,“ versetzte der Engländer mit aller seiner eigenthümlichen, durch die Zuvelinen des Bankiers noch erhöhten Hartnäckigkeit.

„Noch einmal frage ich Sie — bestehen Sie fest darauf, Ihre Reise nach Gibraltar anzutreten?“

„It bestehe.“

„Sie können in vierzehn Tagen zur Trauung nicht zurück sein?“

„Das kann it nitt.“

„Sie nehmen also Ihre Zusage für diesen Trauungstermin zuetd?“

„It muß.“

„Sie gestehen also beiden Theilen das Recht zu, an diesem Termin festzuhalten, oder nicht?“

„It thue das.“

„Wie nun, wenn Ihre Beaut ausdrücklich auf dem Termin beständne, und ihn zur Bedingung machte, unter der ihr Jawort allein gilt?“

„O, das wird sie nitt,“ versetzte der Engländer selbstbewußt.

„Ich aber sage Ihnen, sie thut das,“ bekarrte Jeno, der Valerie, die selbst mitsprechen wollte, ein Zeichen zu schweigen gab. „Wählen Sie zwischen einer Braut und jenem Beest.“

Einen Augenblick lang schien der Engländer sehr schwanlend, und Jeno bangte ein wenig sie sein gewagtes Spiel, aber seine Berechnung auf die Hartnäckigkeit des Britten, die er noch durch die letzte Bezeichnung Coco's Rachete, erwies sich als genau. Der Schimpf empörte Norton so sehr, daß er einige Momente mit sich daran war, Jeno auf einen Faustkampf herausfordern, um die dem theuren Hingeschiedenen angethane Schmach würdig zu rächen; dann aber ließ er Angesichts des herannahenden Mittags und der festgesetzten Abfahrtsstunde die Absicht fallen, und gab mit staunenswerther Gelassenheit seine Entscheidung ab.

„It habe ihm das Wort gegeben, und it reise nach Gibraltar.“

Frau von Hellfried war entsetzt. Ihr Mann war dem Zerspringen nahe. Jeno allein setzte sich beseligt nieder. Aber wie erschrak er, als nun Valerie plötzlich vortrat und alles von ihm so kühn Errungene wieder in Frage zu stellen schien!

„Sir Norton, ich bitte Sie noch auf ein Wort,“ sagte sie.

„Was wollen Sie, Valerie?“ versuchte Jeno sie zurückzuhalten, aber sie schüttelte ernst den Kopf.

„Lassen Sie, Jeno, der Lieb mag ich nichts verdanken, aber ich kenne nun seine Wahl und fühle keine Gewissensbisse mehr, offen zu sprechen.“

Darnach schritt sie stolz voran in den Salon, wohin ihr der Engländer folgte.

Die drei Zurückgebliebenen schwiegen. Frau von Hellfried hätelte so eifrig, als wollte sie damit Alles wieder in's Geleis bringen, der Bankier rannte unruhig auf der Terrasse hin und her, und Jeno dachte unwillkürlich an den blonden Max und seinen sententiösen Russpruch über den hohlen Muskel. Zweifelsohne mußte es organische Abweichungen von der Regel geben, denn der hohle Muskel dieses steifen Engländers besaß ganz bestimmt eine fünfte Kammer — in der der sanft hinübergegangene Magot auch noch nach seinem Ableben wohnte.

Nur wenige Minuten hatte das Zwiegespräch der beiden Brautleute gewährt, als sie wieder auf der Terrasse erschienen. Der Engländer steif und förmlich wie zuvor. Valerie sichtbar stark bewegt.

Norton trat vor Frau von Hellfried hin.

„Mit Valerie,“ sagte er mit ruhiger Stimme, „liebt mit nitt. Sie ist getreten zuetd.“

„Mein Herr, es thut mir unendlich leid,“ sagte Frau von Hellfried, indem sie sich nun ebenfalls erhob.

„O it weiß.“

„Wir können unser Kind nicht zwingen, mein Herr,“ mischte sich nun der Bankier ziemlich barsch ein, „der Wille unseres Kindes — —“

„O it weiß,“ unterbrach ihn der Engländer. „It verzihte und mate meine Besitz. Leben Sie wohl!“

Höflich zog er den Hut und grüßte mit ausgezeichneter Artigkeit die Damen und den Bankier, dann wendete er sich kurz um und verließ die Terrasse so feierlich, als er gekommen war.

Noch war er kaum außer Hörweite, als der Bankier sich heftig auf seinen Stuhl, die Arme aber hoch über den Kopf empor warf, und seiner heftigen Bewegung in dem Ausrufe Luft machte:

„Unerhört! unglaublich! phänomenal! — Wer sollte das für möglich halten — wenn man es nicht selber mit erlebte! Das ist ja kein Spleen mehr, das ist reine Narretheit!“

Aber Valerie unterbrach seine weiteren Ergießungen — zörtlich legte sie den Arm um seinen Nacken, ihr Antlitz strahlte in der Verklärung der Freude und ihre Stimme klang gepreßt, wie ein unterdrückter Jubel, als sie dann sagte:

Digitized by Google

„O Vater, ersterne Dich nicht — es ist Alles gut, und ich bin unsäglich glücklich."

Der Bankier starrte seine Tochter sprachlos an — dann rief er mit komischem Affekt:

„Na, da werde der Teufel klug daraus — der verliert seinen Alten und trauert, und Du verlierst Deinen Bräutigam und bist unsäglich glücklich. Mir steht der Verstand still. Jeno, begreifen Sie das?"

Jeno lächelte still in sich hinein.

XII.

Und endlich das Schlußkapitel.

An seinem Schreibtische saß Rupert und arbeitete — die fliegende Feder, der glänzende Blick verriethen es — mit Eifer und lebhaftem Interesse.

Das Zimmer war nicht groß, und war das einzige des Bewohners, denn außer einigen sehr einfachen Möbeln stand auch das Bett darin. Es lag im vierten Stadtviertel einer großen Miethbaarne in einer Vorstadt, weit vom Mittelpunkte der Residenz, wie es eben ein Schriftsteller bewohnt, der über keine Existenzmittel, als über das Kapital in seinem Kopfe verfügt, und erst im Anfange seiner Laufbahn steht.

Und wie manches arme Talent mag auch dem Ende derselben in gleichen — vielleicht in noch ungünstigeren Verhältnissen entgegen sehen! Von der Feder lebt sich hart.

Jetzt war er zu Ende, rasch durchlief Rupert das Geschriebene noch einmal, dann brach er den Bogen, legte ihn in ein Couvert, das er zuklebte, und übergab es dem Lausburschen der Druckerei, der an der Thüre wartete.

Jetzt, da die Arbeit vorüber war, schwand auch mit einemmale die Spannung und Erregung aus seinem Antlitze, es nahm einen düstern, schwermüthigen Ausdruck an, und die stark hereinbrechende Abenddämmerung warf noch tiefere Schatten über dasselbe.

Langsam legte er mehrere aufgeschlagene oder mit Lesezeichen versehene Bücher, die seinen Schreibtisch bedeckten, auf eine Seite zusammen, es geschah dieß mechanisch, da er nicht mehr die Absicht hatte zu schreiben, und sann mit größere oder geringere Raum auf der Tischplatte so ziemlich gleichgültig war. Ein Brief fiel ihm dabei in die Hände, flüchtig überlas er einige Stellen, faltete ihn dann wieder und legte ihn zu andern in das Schubfach.

Der Brief war von Jeno — der letzte, den er dem Freunde geschrieben, und in welchem er ihn noch einmal dringend aufforderte, sein eigenes Glück nicht mit Füßen zu treten, die dargebotene Versöhnung nicht von sich zu stoßen, sonst werde die Reue einst furchtbar anpochen. Von dem Nachwuchs, der jetzt seine Antworten bittrer, könne er sich doch nicht sein ganzes Leben hindurch nähren, das Herz verlange auch sein Recht.

„Er meint es gut," murmelte Rupert trübe, „aber es darf, es soll nicht sein. — Vorbei, vorbei!"

In düsterem Sinnen sank seine Stirn in die Hand.

Jeno hatte dem Freunde noch am selben Tage, als Norton Abschied nahm, Alles mitgetheilt. Seine eigene kurze Liebesgeschichte, seine Verlobung, seine Schicksal, seine Unterredung mit Valerie, den Vorfall mit dem Engländer; er hatte ihn aufgefordert, ungesäumt zu kommen.

Welcher Sturm von widerstreitenden Gefühlen war durch diese Nachrichten in Rupert's Seele hervorgerufen worden, welchen Kampf mochte sein Herz auskämpfen! — Dem Briefe, der statt seiner nach Ischl ging, war davon nichts anzumerken, die Buchstaben liefen so wohlgeordnet und ruhig hinter einander her, und die Worte standen so ernst und kühl da, als wäre der Kopf, der sie gedacht, in Wirklichkeit so fest und ruhig wie die Hand, welche sie geschrieben; — und wie dieser erste Brief, so lautete auch ein zweiter — ein dritter.

Jeno hatte Recht, wenn er es Stolz nannte, was diese Antworten diktirte. Es war der Stolz des verarmten Mannes, der sich einmal gekränkt und verletzt fühlt, und nun das Mißtrauen nimmer zu bannen vermag. Es war Stolz, aber nicht jener unnatürliche, hyperromantische, der sich einbildet, eine Werbung um ein reiches Mädchen, die Annahme eines Vermögens mit der geliebten Braut sei eine Schande, und der auch nur in den Köpfen unreifer Knaben, aber zum Mindesten falscher Männer, die eben keine Liebe fühlen, und in besonders rührenden Traumen oder Romanen spukt.

Rupert's Stolz hatte einen andern Ursprung, als einen überspannten Begriff von Ehrgefühl. Sein Herz, sein Charakter waren einmal mißtraut worden — wer bürgte ihm dafür, daß niemals eine Wiederholung sein Gefühl auf das Unheilbarste, Schmerzlichste verletzen würde? Wie sehr sich Jeno auch bemühte, ihm Aufklärung über Alles zu geben, aus der Ferne sahen sich die Verhältnisse doch ganz anders an, als sie Jeno geschildert zu haben glaubte.

„Nicht einen Schritt thue ich. Möge mir, daß ich überwunden habe. In der Tiefe des Traumsees liege Alles begraben, wie unsere Ringe. Nochmals, nicht einen Schritt — ich darf ihn nicht thun. Das ist mein letztes Wort."

So hatte er vor drei Tagen auf den Brief geantwortet, den er so eben in der Hand gehabt. Nun war's also ganz vorbei — es war ihm fast, als hätte ihn bei dem Gedanken die so lange mühsam erhaltene Kraft verlassen.

Allein nur einen Augenblick währte die Schwäche, dann schüttelte er sie männlich ab. Es drängte ihn fort aus der engen Stube, in der die Träume ihn gleich Dichtelmännchen umschlichen, die ein für allemal hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Er stand auf und griff nach seinem Hute, um auszugehen, als leise an seine Thür gepocht wurde.

Schüchtern that sie sich auf seinen Ruf auf, und erstaunt sah er eine dicht verschleierte Dame eintreten. Was war es — eine geringfügige Bewegung, die Umrisse der Gestalt, die geheimnißvolle Ahnung seines Herzens, die Ideenverbindung, die an den Brief und die daran gereihten Gedanken anknüpfte? — was war es, das ihn mit einemmale wie ein glühendes Eisen durchzuckte, das ihm verrätherisch einen Namen zuflüsterte und das Blut nach den Augen jagte, so daß er fast wie durch einen Schleier, mit hüpfenden, leuchtenden Mücken geflickt, dasor legte, und er dem Schwindel zu begegnen sich an dem Kasten halten mußte, der ihm zunächst stand? was war es?

Ein leises Beben durchfuhr die Gestalt der Eingetretenen, dann schlug sie langsam den Schleier von dem bleichen Angesichte zurück. Schamhaft niedergeschlagene Lichte ihr Blick den Boden, dann aber einen festen Entschlusses Folge gebend, schlug sie das Auge voll auf.

„Rupert," sagte sie einfach und milde, „Du willst keinen Schritt thun — auch nicht einen, so bleiben wir denn alle."

„Du kommst zu mir? zu mir?" stammelte er mit keuchendem Athem.

„Ich habe Dich aufgesucht, weil ich Deine Vergebung haben wollte — Deine Liebe habe ich ja noch immer — ich weiß es aus Deinen vergilbten Blättern."

Sie streckte verlohnend ihre Hand gegen ihn aus, und eine schwere Thräne löste sich aus ihrem Auge und rollte an der Wange herab, vorüber an dem unwiderstehlich süß lächelnden Munde.

„Valerie! o meine Valerie!" schrie Rupert und jauchzend auf und schloß die noch hundertfach mehr als je Geliebte an seine stürmisch wogende Brust.

Wo war der Stolz? wo die sichere Entschiedenheit, die unerschütterliche Resignation, die sich der Kopf zur Pflicht gemacht? Das Herz — das volle, gesunde, liebeglühende Herz bleibt Sieger — so war es allezeit, so wird es immer bleiben. Was der Verstand baut, wird vorübergehen, es ist nur das Werk des Menschengeistes, ein Spezielles, eine irdische Stufe für irdische Größe. Die Liebe aber ist das All — die Liebe ist ewig.

Wie lange war's, bis die Beiden aus den Himmeln ihres Glückes wieder zur Erde kehrten? wer weiß es? sie selber könnten's nicht sagen. Ein Pochen an der Thüre hatte sie erweckt.

Rüstschnell stand Rupert an der Thüre, um den Eintritt zu verwehren, und schon war der Schlüssel umgedreht.

„Mein Gott, wenn man selbst in der Liebe sündet!" flüsterte er entsetzt. Valerie aber blieb ruhig; ehe Seelenglück sprach auch ihrem offenen Blick, aus ihrem strahlenden Antlitz, aus ihrer stolzen Haltung.

„Warum?" sagte sie ruhig, „die ganze Welt mag's wissen, daß ich zu Dir kam. Ich habe nur ein Unrecht gut gemacht an uns Beiden."

„Rupert, Rupert, mach' auf — zum Teufel, was sperrst Du denn zu? — ich bin's ja. Nehme absalut keine Verleugnung an," so klang es dumpf durch die Thüre. Ueberrascht erkannten die beiden innen Bendikschen Jeno's Stimme.

Alle Zeno eintrat, war er nicht wenig überrascht, die Schwester seiner Braut hier zu finden.

„Valerie, Sie hier?" rief er, dann aber erfaßte ihn eine ungemeine Heiterkeit, in seinem tollen Humor dedte er seine Augen mit dem Hute und sagte mit komisch gespielter Verschämtheit: „Aber, Valerie, wenn das die Mama wüßte! Während wir Alle der festen Meinung sind, Sie haben sich wieklich auf Ermüdung nach der Reise zurückgezogen, und Sie damit beschäftigt wähnen, die abscheuliche Migraine, die Sie so sehr quälte, eifrig auszuschlafen, während wir Sie Alle so sehr bedauern, sind Sie fort aus dem Bauer und haben ein heimliches Rendezvous mit einem jungen Manne, der auch kein ehrliches Gewissen hat, sonst würde er es nicht verstehen, sogar seinen besten Freund hinauszusperren. O, Valerie, sind das die Früchte meiner Erziehung und meiner endlosen Predigten? Schrecklich!"

„Das sind sie auch," antwortete Valerie, dem Freunde herzlich die Hand entgegenstreckend, „und, Jeno, wahrlich ich danke Ihnen dafür."

„Und ich danke Dir, Freund, für Alles, was Du ihr mir sagtest," setzte Rupert lebhaft hinzu, indem er sich Jeno's anderer Hand bemächtigte, so daß der Hut zu Boden fiel.

„Sachte, Rupert," scherzte Jeno, „meinst Du, wenn man unter die

Digitized by Google

Haube kommt, bedarf man des Hutes nicht mehr? Du mißhandelst ihn, und es ist doch ein ganz neuer aus den Abruzzen vom Kohlmarkt. Für Euch hätte ich was gethan? daß ich nicht wüßte! nur für mich — nur für mich! Kann keinen Menschen um mich sehen, der den Pips hat, das ist das Privilegium auuch lebendiger Bachhühner. — Na, Gott sei Dank," rief er dann mit mehr Ernst und mit warmem Gefühl, das Herz hat bei Euch durchgeschlagen. Schwager, Schwägerin — es hilft Euch nichts — ich muß Euch umarmen."

Innig umfing er erst den Freund, dann Valerie, gleich darauf aber wendete er sich schalkhaft zu Rupert:

Der Liebesbrief. Nach einem Gemälde von Toulemouche. (S. 619.)

„Darfst dafür Reprefsalien ausüben, Schwager, an Deiner Schwägerin. Sanktionirt: Zeno der Große, Maler und Bräutigam von Gottes Gnaden. — Das trifft sich aber herrlich," fuhr er dann in minder grotesktem Tone fort, „da komme ich gerade recht mit einem Hochzeitsgeschenk, das Euch Papa ganz ahnungslos schickt — na, wird der Augen machen! — Da lies — aber lies gleich laut, die Pointe kenne ich schon, möchte auch die Details erfahren."

Und damit überreichte er Rupert ein Schreiben, das er aus der Brusttasche zog.

Es war ein Telegramm aus Liverpool und lautete übersetzt ungefähr so:

Digitized by Google

„Herr von Helfried ꝛc.

Endlich Erfolg. Beide schon Ueberfahrt gemiethet. Nahadski von seinem Geschäften im Streit ermordet. Diener eingezogen. Größte Theil der Summe noch vorhanden. Alles veranlaßt.“

Unterschrieben war der Name des Bestjerd eines der ersten Handlungshäuser Liverpools.

Rupert hatte mit steigender Erregung gelesen.

„Und diese Nachricht hat Herr von Helfried jetzt eben erhalten?“ fragte er lebhaft.

„Du siehst's ja hier oben angemerkt. Es ist seine halbe Stunde her, da kommt Papa hastig in den Salon, wo wir ein wenig dämmerten.“

„Endlich haben wir die Spitzbuben!“ — rief er ganz leidenschaftlich — hatte zwar überall hin wissket — in alle Hafenorte, spitzte mich aber immer auf Liverpool, auf die Nase kommt es an! — Dann gab er mir das Telegramm und sagte mich fort, Dich aufzusuchen; noch im Fortgehen hörte ich, wie er, sich die Hände reibend, rief: „Ha, ha! der arme Bogner, abgefangen, heimtranspostirt, catarrhus branchus, und nun ist er auch noch um sein großes Werk über Kollatschen gekommen. Welch' ein Verlust für die Menschheit!“

„O, auch das Glück kommt nicht einzeln,“ sagte Rupert, indem er Valerie's Hände ergriff. „Jetzt mag das Unglaublichste kommen, ich werde nicht staunen. Mit Dir zog alles Glück ein in diese arme Stube, in dieses arme — und jetzt so reiche Herz.“

„Wahr ist's, Valerie,“ setzte Zeno hinzu. „Ihre muthige That bleibt das Schönste von Allem! Recht hat er! — Aber nun bitte ich die geehrten Herrschaften, die Fortsetzung dieser rührenden Szene um eine halbe Stunde zu verschieben. Sie, Valerie, müssen nach Hause. Du, Rupert, hast daselbe Ziel, denn Papa erwartet Dich, um das Weitere über das Telegramm zu besprechen und ich — muß mit als Garde de Dames. Mein Wagen wartet unten. Nein, wie Papa dreinsehen wird! Das Arrangement dieser Ueberraschung trägt mir wenigstens ein Kistchen Caprichos vom ihm ein, von Mama einen Segen und von Ida einen eigens gezuckerten Kuß. Ruf nach Valencia!“

*

Frühjahr ist es, süßer, goldiger Mai.

Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Der Banker hat eine liebliche Villa am Traunsee an sich gebracht und sie am Hochzeitstage Ida's seinem Schwiegersohne geschenkt, damit er dort ungestört der Liebe und seiner Kunst leben möge. Vom Traunstarr hinweg führte sie das rasche Dampfroß in diese neue Heimat. Und wie das glückliche junge Paar den Fuß über die Schwelle setzt, bezeigt sie ein anderes, nicht minder glückliches.

Von Neuhaus ist Rupert mit seiner jungen Frau herübergekommen, um Bruder und Schwester freudig zu überraschen.

Die Nacht liegt über dem Wasser.

Rupert brauchen, wo der wuthige Nacken hineingreift in den tiefgrünen, jetzt beinahe schwarzen See, und die alten Bäume ernst ihr zitterndes Spiegelbild betrachten, das ihnen schon seit ihrer Kindheit entgegengeleuchtet, und Rechnung hält über ihr allmähliges Altern, — weid brausen, angelehnt an die uralten, nackten Felsenhäupter, steht das Hünchen so nett und traulich, als hätte es die Phantasie selbst hingebaut, als einen Tempel des Friedens und der Liebe, eingekühlt und umflossen von den Lichtströmen des Mondes.

Und auf den Balkon heraus tritt ein Glücklicher und lehnt sich an die eiserne Brüstung und läßt sich das Haupt umkränzen und beschatten von den Blättern der in Gartentöpfen blühenden, duftenden Blumen, die ein leiser, weicher Luftzhauch zu wecken scheint, zu einem heimlichen Regen und Flüstern, zu einem liebenden Kosen mit dem sehnsüchtigen Küssen des Mondes.

Verloren, unbewußt sehnt sein Auge hinaus auf die kleinen, murmelnden Wellen, die gleichmäßig glitzern und sprühen, wie Tausende von Brillanten, — auf die weite, glänzende Fläche, auf der ein langer Streif milchweißen Lichtes ausgebreitet liegt in unergründlicher Tiefe, — auf die ernsten, finstern, mürrischen Riesenwächter, die schwer auf dem See lasten und sich immer näher zusammenschieben, wie um den Menschen den Eintritt zu verwehren in ihre ehrwürdige, unbezwungene Granitwelt.

Mild und leise klangen die sanften Akkorde eines Harmoniums aus dem Saale nebenan und umstrichen mit betäubendem Duft der Musik die Seele jenes glücklichen Mannes. Nun sagt sich eine weiche, reine Stimme der Melodie — ein schönes, einfaches Lied — wie dringt ihm die Stimme in's Herz, sein jungest, geliebtes Weib — seine Braut ist's, die im Gesang zu beten scheint.

Ein Heer von Gefühlen und Gedanken, von unerfaßten Bildern schwirrt und rauscht in ihm und schwellt ihm Geist und Herz, umbegriffen von ihm selber. Ja, er sucht es nicht einmal zu begreifen, festzuhalten, dieses Meer von Ideen, von süßer Wehmuth und Glückseligkeit, in das er versinken und sich auflösen möchte, in Eins mit dem See, dem Mond, den Alpen, der Musik — und so vergehen und doch mehr aufsdren, ein seliges Selbst zu sein, frei von den Kleinlichkeitszwecken der Ernst spielenden Erde — ein Seliger, im Bewußtsein des heiligsten Besitzes — an der Brust seines Weibes.

Ein Arm legt sich um seinen Nacken, — der Freund, der Bruder ist zu ihm herausgetreten. Lange halten sie sich schweigend umschlungen und horchen den süßen Klängen.

Dann beutet der Freund weit hinaus.

„Siehst Du die Stelle dort im See?“ fragte er leise. „Dort in der Tiefe ruht der Hort meines Glückes. Dort glaubt' ich mein Herz zu versenken — es tauchte größer, reicher, glücklicher empor. — Jahrlang Du wie ich? — Nun, gute, gute Nacht!“

Die Musik erstirbt, der Ton verhallt, das Licht erlöscht, tiefe Stille trinunt in der Natur, der Mond schwebt einsam über dem See — ein Silberstreif fließt sich durch das Geranke am Balkone und küßt den Abendthau von einer süßen Rose. —

Preußens Kriegsminister von Roon.

(Vgl. S. 613.)

Wer von unsern jüngeren Lesern hätte nicht in seinen Schulsahren über dem „großen Roon“ — oder doch wenigstens über dem „kleinen Roon“ gebrütet und geschwitzt und — wer wäre nicht dadurch in gelinde Verzweiflung geraihen über die kolorirte Landkarten-Buntscheckigkeit und die tausend Grenzstreine unserer lieben dreiundvreißig deutschen Vaterlande und Ländchen .... Dieser Kummer der Schuljugend ging auch dem Verfasser des „großen und des kleinen Roon“ nicht wenig im Kopf und Herzen herum und er kann auf Abhülfe. Und als der Verfasser jener beiden berühmten Geographiebücher, der Lieutenant von Roon, mit der Zeit Preußens Kriegsminister geworden war . . . da ging er mit Macht daran, Deutschlands unglückliches geographisches Durcheinander — seine Zerklüftetheit zu regulieren und von den die Köpfe der deutschen Schuljugend zu verwirrenden vielen Grenzsteinen einige hundert aus dem Wege zu räumen. Der Vater des „großen und des kleinen Roon“ wurde der Schöpfer der preußischen Heeresorganisation und ihr muthiger und glücklicher Vertheidiger in den parlamentarischen Kämpfen und .... auf den Siegesfeldern in Schleswig-Holstein, am Main und in Böhmen. Die Schüler mehrerer Gymnasien haben dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck und dem Kriegsminister von Roon bereits in originellen Zuschriften ihren „tiefgefühltesten Dank für die Vereinfachung der Geographie Deutschlands“ ausgedrückt — die Nachwelt wird nicht hinter unserer frohsinnigen Schuljugend zurückbleiben.

Albrecht Theodor Emil von Roon wurde am 30. April 1803 bei Kolberg auf dem Familiengut Pleudhagen geboren, kam 1816 in's Kadettenhaus zu Culm, 1818 in das zu Berlin, und erhielt 1821 das Offizierspatent. Von 1824 bis 1826 besuchte er die Kriegsschule und trat dann in's 15. Infanterie-Regiment ein. Mehrere geschätzte geographische Schriften und Lehrbücher erschienen aus seiner Feder, ebenso militärwissenschaftliche, von denen die 1837 erschienene „Militärische Länderbeschreibung von Europa“ besonders hervorzuheben ist. Längere Zeit Lehrer im Kadettencorps zu Berlin, trat er darauf in sein Regiment zurück und machte die Observation des preußischen Corps im Jahr 1832, bezüglich der belgischen Wirren, mit. Schon hiebei zeigte sich sein administratives Talent, in Folge dessen er in den Generalstab versetzt (1835) und ein Jahr später Hauptmann wurde. Nach mehreren Reisen kam er als Major zum Generalstab des siebenten Armeecorps, 1842 wieder zum großen Generalstabe in Berlin. Dem Prinzen Friedrich Karl ertheilte er dann Unterricht in der Geographie und Taktik und begleitete denselben 1846 auf die Universität Bonn, sowie auf beiden späteren Studienreisen. Im Mai 1848 ward er Chef des Generalstabs des achten Armeecorps und leitete als solcher die Mobilmachung sowie die Operationen seines Corps in Baden. 1850 avancierte er zum Oberst-Lieutenant und Kommandeur des 33. Regiments; 1856 erhielt er eine Brigade und wurde Generalmajor, 1858 beförderte er die vierzehnte Division und leitete in dieser Stellung die Mobilmachung von 1859. In Folge der Mängel in der Heeresorganisation, die er hiebei wahrnahm, richtete er dem Ministerium einen Memorialan ein, der denn so beifällige Aufnahme Seitens des damaligen Prinz-Regenten fand, daß er zur Begutachtung der beabsichtigten Reorganisation nach Berlin berufen wurde. Mit dem jetzigen König Wilhelm vereinbarte er dann den neuen Reorganisationsplan der Armee, der zu so schweren innern Verfassungskämpfen in Preußen führte, und den Herr von Roon, der 1859 Kriegsminister geworden war, mit so unerschütterlicher Energie in der Kammer vertheidigte. Seit dem Jahre 1861 ist ihm auch das Marineministerium übertragen. Trotz aller Angriffe gegen ihn haben seine Gegner stets in Roon den geraden und intelligenten Soldaten und talentvollen Administrator geehrt, und gewiß verdient er — selbst wenn man die vielbelampfte Reorganisation der Armee, die er durchgeführt, nicht in Betracht zieht —

Digitized by Google

wegen der Schlagfertigkeit, mit welcher er die Armee in dem letzten Kriege schnell und mit Allem versehen aufstellte, eine Anerkennung, die auch ohne den glänzenden Kriegserfolg nicht geschmälert werden dürfte.

Der Liebesbrief.

(Vide S. 617.)

Wer ist die Glückliche, die Geliebte, Angebetete, welcher die süßen Liebesworte auch dem zarten, duftenden Briefchen zugeflüstert werden; welchem Ohr klingen sie am trautesten, vertrautesten; wer kennt diese Zeichensprache, die sich so gern in die Lippensprache verwandelte, am Busen? Ist es nicht, als ob uns der Maler ein kleines Rätsel aufgeben wollte? Für wen entscheiden sich unsere anmuthigen Leserinnen? Wem würden sie ihn am liebsten geben? Ruhig und siegesbewußt, als ob sie ihn schon öfter gelesen und sich ihres köstlichen Besitzes sicher wüßte, liest ihn die Mittlere den Schwestern vor, die an dem Glücke, halb Theilnahme, halb Neugierde, ihrer Freude zu haben scheinen und im Vorgenusse ähnlicher Liebesbotschaften schwelgen. Oder ist es die auf dem Stuhle Knieende, die sich noch einmal in den Genuß der ersten Lektüre hineinwiegt, jedes Wort noch einmal durchkostet, indem sie das Vorgelesene mitliest? Oder die tief über den Tisch Gebeugte, die das still Gelesene laut wieder hören will und ganz Ohr ist, während ihr Blick kaum den Worten folgt? Wer kann es wissen? Gerade in dem Räthsel liegt für und ein unaussprechlicher Reiz, dieses kleinen Bildchens, das eben auf der pariser Kunstausstellung so viel Glück macht. Sich so in drei Mädchenherzen hineinzulesen, ihre süßen Geheimnisse ihnen abzulauschen, und dabei in drei so liebliche Gesichter zu schauen, wer hätte nicht seine Freude daran? Nun, wem gehört der Liebesbrief, hübsche Leserin?

Von unten herauf.

III.

Johann Herzog von Effingen.

Von

August Feierabend.

Am westlichen Fuße des Bötzberges im Bezirk Brugg im Aargau liegt das kleine Dörfchen Effingen in sehr fruchtbarem Gelände. Hier lebte in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ein schlichter Landmann Namens Herzog, der neben dem Landbau noch Baumwolle spann und wob, und dadurch sich einen bescheidenen Gewinnst verschaffte. Diesem gebar den 17. Januar 1773 seine Ehefrau Elisabetha, geb. Hummel, einen kräftigen Knaben, der den Namen seines Vaters Johann erhielt und sich ungewöhnlich früh an Geist und Körper entwickelte. Nachdem er die mangelhafte Schule des Heimatortes vollendet hatte, kam Johann als neunjähriger Knabe in eine Erziehungsanstalt in Lenzburg am Zusammenfluß der Aar, Reuß und Wyna, und von da an die öffentlichen Schulen in Brugg. Als dreizehnjähriger Junge trat er sodann als Lehrling in ein Handlungshaus zu Moudon im Waadtland. Von da zurückgekehrt, suchte er nun eifrig das Baumwollengeschäft seines Vaters zu erweitern und den mangelhaften Schulunterricht durch Selbststudium zu ergänzen. Zugleich vermählte er sich mit siebenzehn Jahren mit Jungfrau Elisabetha Hartmann von Lenzburg, die ihm drei sehr tüchtige Söhne gebar. Als neunzehnjähriger Offizier hatte er einen Feldzug in das unruhige Waadtland mitzumachen, und betrat nach dem Falle des alten Berns 1798 als fünfundzwanzigjähriger Mann die politische Laufbahn, auf der er zu den höchsten Ehren hinanstieg. Nach Einführung der einen und unttheilbaren Republik, der sogenannten Helvetik, wurde Herzog nämlich zum Mitgliede der gesetzgebenden Behörde oder des „Großen Rathes" erwählt.

In dieser Stellung trat er muthvoll den Anmaßungen der französischen Okkupationstruppen und ihrer Spießhelfer entgegen, die wie feindliche Prokonsuln in einem eroberten Lande in Helvetien hausten. Entrüstet rief er einst Tages aus: „Wahrlich, unter solchen Umständen wäre es für uns besser, unter der alten Tyrannei Berns zu leben, als auf solche Weise frei zu sein." Als Napinat mit seiner gewohnten Unverschämtheit den Vertretern Helvetiens seine Befehle zugehen ließ, da bemerkte Herzog unerschrocken: „Unsere Freiheit und Verfassung ist mit Füßen getreten, — wir sind nunmehr unter, laßt uns beimgehen!" Durch die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Umganges wußte Herzog dennoch bei den Franzosen vielen Einfluß zu gewinnen, und verwendete denselben, um seinem Geburtsorte die Last der zahlreichen Durchmärsche und Truppenanhäufungen zu erleichtern. Im Jahr 1800 begleitete er in der Eigenschaft eines Kommissärs mit dem Range eines Bataillonschefs den General Moreau auf seinem Feldzuge nach Deutschland, und wurde von demselben mit Auszeichnung behandelt. Der Feldzug war ganz geeignet, ihn zu einem tüchtigen Offizier auszubilden, als welcher er dem Vaterlande wichtige Dienste leistete. Nach Einsturz der bodensoseen Helvetik wurde der Aargau zu einem selbstständigen Kanton erhoben, und Herzog erster Theilungskommissär, dann Mitglied des Appellationsgerichtes und zuletzt des Kleinen Rathes; als Militär 1813 eidgenössischer Oberst.

Neben den Staatsdienste besorgte er mit Eifer und Erfolg auch das von seinem Vater ererbte Geschäft, das mittlerweile zu einem glänzenden und großartigen Betrieb herangewachsen war. Während der Kontinentalsperre Napoleon's hatte der unternehmende Fabrikant — dem Beispiele Hand Kaspar Escher's folgend — eine mechanische Spinnerei errichtet, mit der er dann allmälig andere verwandte Unternehmungen verband. Indem er nun so im Staatsleben die Stufenleiter der Ehren und Würden rasch hinaufstieg, mehrte sich dagegen in geschäftlicher Beziehung sein Wohlstand, wodurch er in Stand gesetzt wurde, der Arbeitsamkeit seiner Mitbürger in immer weiteren Kreisen lohnenden Verdienst zu verschaffen. Bald waren seine rasch heranwachsenden Söhne im Stande, den Vater mit ihrer Thätigkeit im Geschäfte unterstützen zu können. Mit leichterem Muthe war er nun im Stande, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, und zwar sowohl als Militär, wie als Abgeordneter auf die Tagsatzungen und zu diplomatischen Missionen.

Nach dem Sturze Napoleon's dachten die Anhänger der alten Ordnung der Dinge sogar wieder an die Aufhebung der Selbstständigkeit der neuen Kantone Aargau und Waadt, und machten Herzog glänzende Versprechungen, wenn er für diese Bestrebungen seine Hand bieten wollte. Aber derselbe verstand es, dieser Anmuthungen mit Entschiedenheit ab und that Alles, was in seinen Kräften lag, um seinem jungen Heimatlande die Selbstexistenz zu retten, was dann wirklich durch den wiener Vertrag erreicht wurde. In der sogenannten Restaurationsperiode, welche von 1815 bis 1830 dauerte, stund Herzog als Bürgermeister an der Spitze der Regierung, und erwarb sich durch uneigennützige und thatkräftige Geschäftsführung, durch seine gewandte Beredsamkeit und die Liebenswürdigkeit seines Umganges nicht nur die Achtung und Liebe seiner Mitbürger, sondern auch den eidgenössischen Tagen auch die der Miteidgenossen. Sehr häufig weilte er in diplomatischen Missionen auch im Ausland. So war er Anfangs der Zwanzigerjahre in Stuttgart, um mit dem Könige einen für den Stand Aargau vortheilhaften Salzvertrag abzuschließen. Das gab Veranlassung zu einem freundschaftlichen Verhältniß zwischen dem Monarchen und dem schweizerischen Staatsmanne, welches auf die ganze lange Lebensdauer sich erstreckte. Bei Anlaß einer Schweizerreise im Jahr 1839 verweilte der königliche Gast bei seinem lieben Schweizerfreunde auf dessen schönem Landgute. Mit stolzem Selbstgefühl zeigte der ehemalige Bauernsohn dem edlen Fürsten sein wohlbestelltes Haus mit den schönen Gärten und Anlagen, seine schnurrenden Spindeln und die Dampfmaschinen, und stellte ihm seine drei Söhne als die Nachfolger seiner Gewerbsthätigkeit dar. Gerührt schüttelte der König dem alten Bürgermeister die Hand zum Abschied und sagte: „Unter uns bleibt es beim Alten!"

Indessen hatte im Jahr 1830 die mächtige Volksbewegung in der Schweiz auch den schönen Aargau ergriffen. Es kam bis zur Waffenerhebung in dem Freiamtterzug unter Schmiedmeister Leonz von Meyenschwanden. Jüngere Kräfte erhoben sich, und der ausgeklärte und freisinnige Bürgermeister Herzog wurde als Aristokrat und Volksfeind verschrieen. Er wurde indessen doch in den Verfassungsrath und später wieder in die Regierung gewählt, schlug aber die letztere Wahl aus. Als Mitglied des Großen Rathes nahm er dagegen fortwährend an den öffentlichen Geschäften lebhaften Antheil, und ließ sich stets mit seinem ausgezeichneten Rednertalente bei den Berathungen hören. Seinen Gegnern machte er keine systematische Opposition, sondern sollte dem Guten seine Anerkennung, welches die neue Regierung geschaffen hat. Im Jahr 1838 feierte er im Kreise seiner Söhne und einer kleinen Schaar hoffnungsvoller Enkel mit seiner Gattin die goldene Hochzeit. Bald nach dem Besuche seines königlichen Freundes aus Schwaben Reug indessen seine Gemahlin zu wanken und seine Kraft zu schwinden an. Am 19. Oktober 1840 erschien er zum letzten Mal im Rathssaale.

Am 21. Dezember war er eine Leiche. Er hatte ein Alter von 68 Jahren erreicht und den politischen Umschwung, der ihn von dem Bürgermeisterstuhle entfernt hatte, um zehn Jahre überlebt. Er schrieb sich gerne Herzog von „Effingen". Mit seinem Heimatkanton Aargau war er durch eigene Kraft emporgekommen, als seines eigenen Glückes Schmied. Seines Werthes bewußt, und dessen, was er sich selbst erworben, stellte er sein Licht nicht in blöder Bescheidenheit unter den Scheffel, sondern machte es zum Wohle und Segen seines Heimatlandes wie seiner Familie geltend. Er war ein echter Vertreter seines kräftig emporblühenden Heimatlandes Aargau, rastlos thätig, geschäftsgewandt, rasch und entschieden in seinem Handeln.

Digitized by Google

Der Schneider von Prinzingen. II.

Originalzeichnungen von **G. Reinhardt.**

Der Schneider reigt herunter
Sein hinges Gaupt, o Wunder!
Der edle Hirsch, der arme Tropf,
Trägt weiterhin einen Eichkopf.
Hallt! halla! frisch auf zur Jagd, zur Ehrenjagd, zur Schneiderjagd!
Halli, halla, hob, mark, mark! Jochheirassa!

O Reiter sagt Euch fragen,
Wird noch ein Hirsch erschlagen?
Es hat ihm zu auf jedem Knauf
Ein Eisen nachgrimmiget auf.
Hallt! halla! u. s. w.

Erstell ich eh zu fragen,
Ich weiß es nicht zu sagen;
Erstl zu, greift es bei Lauf und Horn,
Bis wir ihn tragen durch den Dorn.
Hallt! halla! u. s. w.

Der Bauer kommt gegangen,
Sein Eisen zu holen.
Sehn! sieht dir den Braten nicht? —
Er lief zum Wald im Dämmerlicht.
Hallt! halla! u. s. w.

Thu Du ihn Pird ergreifen,
Kannst mit nun Wildpret pfeffen.
Ich stach den zornwüthigen Gaul
In seinen Eisen Werkzeugsaal.
Hallt! halla! u. s. w.

Ach Gott, was muß ich hören!
Ihr schaft mir meinen Braten.
Ihr packt halt, wenn nach Hirsch und Reh'n
Der Jagd die edlen Schneider geh'n.
Hallt! halla! u. s. w.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 08672 0193

Digitized by Google